Maria von Brabant.

Ein

hiſtoriſch-romantiſches Trauerſpiel

in fünf Aufzügen

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

> Be thou as chaste as ice,
> as pure as snow, thou shalt
> not escape calumny.
>
> *Shakspeare.*

Dresden 1824.
Im Verlage der Arnoldiſchen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Meinen
Lieben im Leben,
dem
hochverehrten Vater
Joſeph Bruckbräu
Königl. baieriſchem General-Zoll- und Maut-
Direktions-Rathe,
der
theuern Gattin
Thereſe Bruckbräu
geb. Wimberger
und
der geliebten Tochter
Eliſe

als ein Zeichen meiner Liebe
geweiht.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zueignung.

Da noch der Kindheit Träume mich umfloſſen,
War Fürſtenfeld die Wiege meiner Luſt,
Den Himmel hab' ich dort vorausgenoſſen,
Ich trug ihn ja in kindlich-frommer Bruſt;
Seitdem die Welt ſich mir hat aufgeſchloſſen,
Bin ich der freudeleeren mir bewußt:
Doch wenn mein Blick ſich zu den Sternen richtet,
Fühl' ich den Kampf der Seele mild geſchlichtet!

Wie oft vernahm ich in den ernſten Gängen
Der feſtlich-hohen, herrlichen Abtei
Den Wiederklang von mönchiſchen Geſängen,
Den Wogenſchall der Orgel, der ſich frei

Zur Kuppel ſchwang, und mich ergriff ein Drängen,
So wunderbar, als ob ich würdig ſey,
Des Kloſters Gründung nach den alten Quellen,
Im Farbenſchmelz der Dichtung aufzuſtellen.

Maria von Brabant, die Reine, Milde, —
Im Leben ſchon den Engeln angetraut, —
Ihr werdet ſchauen Sie im Wortgebilde,
Das Phantaſie und Liebeglut gebaut;
Den Forſcher deckt Sie mit der Demuth Schilde,
Wenn Thränenfeucht ſein Aug' zum Himmel ſchaut:
„Warum, o Herr! warum haſt Du geduldet,
„Daß ſo die Reine ſtirbt, die nichts verſchuldet?“ -

Die Blüthe fiel, — doch ihrem Sarg entſtiegen
In Rom des vierten Ludwigs Kaiſerthron,
Und jene Glorie von kühnen Siegen
Die um das Heldenhaupt — des Feindes Hohn,
Des Staubgetreuen, wand; bald überwiegen
Das Mißgeſchick — der Ruhm und ew'ger Lohn:

Als Opfer ſank die Hohe ſonder Tadel
Für Baierns Größe und für Völkeradel!

Nehmt freundlich auf die lieberzeugte Gabe,
Tief aus der Seele ſtrömet ſie hervor,
Gering zwar iſt, was ich zu geben habe,
Doch trägt der Wille jede Kraft empor;
Umfängt mich einſt die Nacht im öden Grabe,
Und ſchließt ſich hinter mir des Lebens Thor:
Dann weint der Sehnſucht Thränen, meine Lieben,
Dem Heimgekehrten, der Euch treu geblieben! —

München, am Vorabende des heil. Chriſttages
1822.

Perſonen.

Ludwig der Zweite, Herzog von Baiern.
Maria, ſeine Gemalin.
Eliſabeth, Witwe König Konrad des Vierten, ſeine Schweſter.
Konradin, ihr Sohn.
Helika von Brennberg, eine Waiſe.
Heinrich Graf von Hirſchau, Feldhauptmann des Herzogs.
Der Kanzler.
Der Burgvogt von Donauwörth.
Theobald, ein ſtummer Page der Herzogin.
Veit, Kurt, } Leibwächter des Herzogs.
Ein Diener.
Gefolge des Herzogs und der Herzogin, Trauerritter, Wappenherolde, Krieger, Volk.

Zeit der Handlung: das Jahr 1256.

Erſter Aufzug.

1.

München. Vorgemach in der herzoglichen Burg.

(Der Kanzler und der Burgvogt von Donauwörth treten ein.)

Der Kanzler.

Ihr kommt von Landshut alſo, wie ihr ſagt?

Der Burgvogt.

Geraden Weg's, geſtrenger Herr, und ſchneller,
Als Herzog Ludwig mit dem glänzenden
Gefolge, das durch Tanz und Spiel ermüdet,
Nur mühſam auf die Roſſe ſtieg.

Der Kanzler.

Was bringt
Ihr Neues mit von Heinrichs Hofe?

Der Burgvogt.

Nun,
Des Neuen viel, — allein, ob auch des Guten?

Der Kanzler.

Laßt hören, Vogt.

Der Burgvogt.

Ihr ſcherzet wohl, Herr Kanzler!
Wie könnte, was geſchehen, unbekannt
Des Herzogs weiſem Freund und Kanzler, dem
Verſtändigen Berather ſeyn? Mir däucht,
Was in der Trausnitz von den edlen Herrn
Geheimnißvoll verhandelt wurde, dürfte
Für Euch, Herr Kanzler, kein Geheimniß ſeyn.
Zwar, wenn ich ſo bedenk' —

Der Kanzler.

(geſpannt)

Sprecht, lieber Vogt,
Ihr wißt, ich war von jeher Euer Freund,
Und will es bleiben, denn Ihr ſeyd ein Mann,
Mehr kann ich nicht zu Euerm Lobe ſagen.
Erzählt, was ſich in Landshut hat begeben,
Genau und wahr, denn prüfen möcht' ich wohl,
Ob Herzog Ludwig die Verhandlungen
Nach meinem Rath geleitet, oder ob
Einflüſterungen fremder Art das Heil
Des Landes feindlich untergraben. Sprecht!

Der Burgvogt.
Recht gerne, doch verzeiht, geſtrenger Herr,
Wenn ungenügend die Erzählung —

Der Kanzler.
(ungeduldig)
Vogt,
Ihr überſchätzt die Größe der Geduld,
Womit ich ſonſt mein Kanzleramt verwalte:
Zur Sache!

Der Burgvogt.
Wohlbekannt iſt Euch der Zwiſt
Der herzoglichen Brüder, und der Stände
Vergebliche Verſuche zur Verſöhnung;
Was dieſen nicht gelang, das hat der Liebe
Unwiderſtehliche Gewalt vollbracht.

Der Kanzler.
Die Liebe?

Der Burgvogt.
Ja, die Liebe zweier Frauen:
Maria, Herzog Ludwigs Angetraute,
Und Heinrichs Frau, Eliſabeth, des Königs
Von Ungarn wunderſchönes Kind. Nicht wahr,
Unglaubliches vermag die Liebe? Hört!
Mit Zaubermacht der erſten Zärtlichkeit

Entlockten ſie den Gatten das Verſprechen
Verſöhnender Zuſammenkunft. Die Stände —

Der Kanzler.
(einfallend)

Die Stände lud ich ſelbſt, und ihre Meynung
Blieb mir nicht fremd! Sie wollten Krieg.

Der Burgvogt.

Vollzählig
Verſammelt in der Trausnitz weiten Sälen
Traf ich die Stände, und der edlen Herren
Gar viele, feſtlich angethan. Ich ſtand
Gelehnt an eine Säule. Plötzlich ſprangen
Die Flügelthüren rauſchend auf, und Arm
In Arm, Halbgöttern aus der Fabelwelt
Vergleichbar, traten Baierns Herrſcher-Brüder
In die erlauchte Mitte. Wie nun beide
Mit Thränen in den freudetrunkenen,
Verklärten Augen, liebend ſich umarmten, —
Iſt Euch nicht wohl, geſtrenger Herr?

Der Kanzler.

Nicht ſo,
Wie ſonſt, — doch, fahret fort!

Der Burgvogt.

Da ſahen nun
Die Kriegbegehrenden ſich ſtaunend an.

Und Herzog Ludwig ſprach — gebrochen faſt
Von tieſer Rührung ſchien die Stimme mir:
„Erlauchte! Hochvermögende! Verſöhnt
Iſt Baierns Herrſcher-Paar! Fortan wird nicht
Des Bruder-Krieges bludiges Pannier
Verderben führen über reiche Fluren.
Bringt Frieden Euern Burgen, Euern Hütten!“ —
Ihr werdet bleich, Herr Kanzler, ſoll ich Hülſe —

Der Kanzler.

Die Freude nur, mein lieber Vogt, die Freude
Ergreift mich ſo! Wie endete das Spiel?

Der Burgvogt.

Ein Spiel fürwahr! an Ernſt mag Niemand denken.
Ein lauter Jubel-Ruf, nicht übertäubt
Von der Trompeten ſchmetterndem Getös,
Durchtobt das Schloß. Der Herr von Seveld
Verlangt' nach Euch, Herr Kanzler, um den Akt
Zu fertigen. Da ſprach des Herzogs Ludwig
Vertrauter Freund, der Graf von Hirſchau —

Der Kanzler.

Was?
Was ſprach er? Zaudert nicht, was ſprach der Ritter?
Ich bitt' Euch, ſprecht!

Der Burgvogt.

„Nennt nicht den Flammenſchürer

Im Bruderzwiſte, Baierns Todesengel!
Wir brauchen keinen Kanzler, keinen ſolchen" —
Dieß Wort betonte er mit höhniſchem
Verachten. Nun verzeiht, Ihr habt die Wahrheit
Begehrt zu hören, und ich gab ſie Euch.

Der Kanzler.
(für ſich)
Verdammt!
(laut)
Ihr ſeht, ich war gefaßt. Vom Feinde
Darf man nicht Freundliches erwarten.

Der Burgvogt.
Lebt
Nun wohl, Herr Kanzler! meine Zeit verrinnt;
Ich eile nun nach Donauwörth, das Schloß
Nach Herzog Ludwigs Auftrag auszuſchmücken,
Um etwa Gäſte würdig zu empfangen.

Der Kanzler.
Des Spieles Ende?

Der Burgvogt.
Iſt geheim. Dem Kanzler
Wird's wohl der Herzog bald perſönlich melden.
In Moosburg nahm ich Abſchied, und ich denke,
In kurzer Zeit wird er in München ſeyn.

Der Kanzler.

Für Eure Kunde dank' ich herzlich, Vogt!
Mit Worten jetzt, gebt bald Gelegenheit,
Den ſtummen Dank in Thaten zu verwandeln.

Der Burgvogt.

Ich ſcheide, Eurer Gnade mich empfehlend.

(bei Seite)

Mit falſcher Worte ſchneidender Gewalt
Traf ich zwei Feinde, rächend alte Schmach. (ab)

2.

Der Kanzler allein.

Schon fort? Wohl mir! Der kaum verhaltne Grimm
Sprengt faſt die Wände meiner Bruſt! Iſt Schimpf
Die Aernte dunkler Saat, geſtreuet in
Die Furchen fürſtlichen Gemüthes, das,
Dem Jähzorn offen und der Eiferſucht,
Mir ſtets vertraut, des Hofes weiſem Rathe?
Soll Frauenwort, der Hohn des ſtolzen Hirſchau
Den alten Bau der ſchönſten Hoffnungen,
Da ich am Ziel mich wähne, untergraben?
Was ich ſeit Otto dem Erlauchten ſpann
Aus feinen Fäden, dieß Gewebe großer
Erwartungen ſoll keine Macht zerreißen!
Steig du hervor aus meines Hauptes Tiefen,

Verderbenreiche Liſt! Wie kann ich wohl? —
Noch weiß ich nicht — ja, ja, den Frieden
Darf ich nicht dulden — fremde Macht vereint
Durch Argliſt aufgereizt! — willkommen, Mittel
Zum Zweck! Ich frage nicht nach deinem Schild,
Ob ebenbürtig, ob von Gott verflucht —
Willkommen dem, der deine Hülſe ſucht!
Gedanke, bald nun That, ſey du mein Erbe,
Ob auch des Herzogs ganzes Haus verderbe! —
(ab)

3.

Gemach der Herzogin Maria.

(Links ein Betſtuhl an einem Bogenfenſter, das in die Kirche geht.)

Maria und **Helika.**

(**Maria** ſtickt an einer Fahne, **Helika** an einer Feldbinde.)

Helika.

Ihr ſeyd ſo ernſt, Gebieterin! Darf ich
Die Quelle dieſes Ernſtes kennen?

Maria.

Kind,
Verſuche nicht mit Fragen meinen Schmerz,
Du kennſt ihn wohl, Du willſt ihn nur nicht nennen.

Schau dieſe Fahne! mühſam ſtickte ſie
Die kunſtgeübte Hand der Landesmutter —
Ein Name, den ich zu verdienen ſtrebe —
Damit im wilden Todesſpiel' den Baiern
Voran ſie flatternd leuchten möge. Ach!
Gezählet ſind die meergebornen Perlen,
Womit die Fahne dauernd prangen wird,
Die Perlen tiefer Leiden, aus den Augen
Gequollen zahllos auf die reiche Fläche,
Mag einſt der Herr des Lebens richtend zählen.

Helika.

Wenn Euer Herz des höchſten Glückes Tempel
Nicht iſt, welch' anderes mag ihn bewahren?
Mit allen Reizen, die das Leben ſchmücken,
Hat Euch die huldreich ſchaffende Natur
Geſegnet. Liebe ſelbſt — man ſagt, ſie ſey
Des Glückes Krone — Liebe fand die holde
Maria; aus der fernen Heimath führt
Ein edler Fürſt ſie zum Altare, und —

Maria.
(einfallend)

Und vom Altare reißt ihn Bruderzwiſt,
Empörung, Raubſucht der entarteten
Vaſallen, in den endlos blut'gen Krieg:

Gefahren drohen dem geliebten Haupte
Zu jeder Stunde, da ſein Heldengeiſt
Ihn unaufhaltſam in die Schlachten treibt.
Wer faßt den Speer, der ihn durchbohren will?
Wer deckt mit ſeinem Leib —

Helika.

Noch lebet Hirſchau.
Sein treuer Freund und muthiger Gefährte,
Der tapferſte von Baierns kühnen Rittern,
Und jeder ritterlichen Tugend Meiſter.
Und gleich dem Schatten, unzertrennlich von
Dem Leibe, ſchützet er den edlen Herrn
Und Freund mit kühnem Arm in jedem Kampfe.
So lange Hirſchau athmet, wird Maria
Dem Todesengel keine Thräne weinen.

Maria.

Du ſcheinſt begeiſtert, Kind! wie ſoll dieß Räthſel
Maria löſen? Feuriger ſprach nie
Dein Mund! Wie leuchteten die ſanften Augen
Vom Widerſchein der innern Glut! Du hefteſt
Die Blicke auf die reichgeſtickte Binde?
Soll ich die ſtumme Antwort deuten? — Kind!
Da ich als Waiſe Dich nach München lud,
Die frühverlorne Mutter zu erſetzen,

Haſt Du mir Liebe, kindliches Vertrauen
Gelobt. Hab' ich Entfremdung Deines Herzens
Verſchuldet? Darf Geheimniſſe das Kind
Mißtrauend bergen mütterlichem Rathe?
Ich bat Dich um den ſüßen Namen „Mutter“ —
In Thränen ſchwamm Dein Dank: um ein Gefühl
In wunder Bruſt geheimnißvoll zu pflegen,
Sprach nie Dein Mund den Namen „Mutter“ aus.

Helika.

O ſtrafet mit dem Dorn des ſchweren Tadels
Ein armes Mädchen nicht, das Eure Milde
Hervorgeruſen aus des Kloſters Zelle,
Eh' der verhängnißvolle Schleyer es
Auf ewig ſchied vom ſchönen Daſeyn. Nein,
Bei Gott! geheimnißvoll, mißtrauend bin
Ich nicht, nein, wahrlich nicht; nur Schüchternheit
Verſiegelte die Lippen. Zu verdienen
Die hohe Gnade, Mutter Euch zu grüßen,
War meine Sorge Tag für Tag, und ſchüchtern
Vermied ich, Euch Gefühle zu bekennen,
Die Traum und Wachen hoffnungsloſe nennen.

Maria.

Vertrauen hat dein Herz nun aufgeſchloſſen
Wie eine Perlenſchale, und die Perle ſchaut

Beſcheiden zwar, doch werthvoll in die Welt.
Gieb nichts verloren, theure Helika!
Ein ſolcher Sinn darf nach dem Höchſten ſtreben.
Weiß Hirſchau? —

Helika.

Nein, kein Wort, kein Blick verrieth
Den innern Kampf. Das wolle Gott verhüten!

Maria.

So wird die Mutter für die Tochter handeln.
Ich ſpreche Hirſchau —

Helika.

Mutter, liebe Mutter!
O ſchonet doch der armen Helika!
Bald würde Gram die Aelternloſe tödten,
Wenn Hirſchau wüßte, was ſie für ihn fühlet.
Sein Herz iſt nicht mehr frei.

Maria.

Wie? nicht mehr frei?
Der Frauenfeind nicht frei? Du ſcherzeſt, Kind!
Der Herzog, mein Gemal, der ganze Hof
Kennt ihn als Feind der Liebe.

Helika.

Glaubet mir,
Geliebte Mutter! eine ſchöne Dame

Gewann ſein Herz, doch fremd iſt mir ihr Name.

Maria.

Vermuthung wohl, Gewißheit ſicher nicht!

Helika.

Und doch — denn auf dem glänzenden Bankete,
Da Herzog Heinrich Euern Hof beſuchte —
In Landshut waret ihr bei ſeiner Hausfrau —
Geſtand er mir, daß eine holde Dame
Wohl ſeinen Frauenhaß bekehren könne;
Doch würde er, zu nennen ſie, ſich hüten,
Da an Erhörung kaum zu denken ſey.

Maria.

Sehr ſonderbar! wie darf ein Mann, wie Hirſchau,
Geliebt vom Herzog, ausgezeichnet von
Den Edelſten der Nation, vom Heere
Faſt angebetet, überdieß, nicht wahr,
Mein liebes Töchterchen, ein ſchöner Mann? —
An Gegenliebe zweifeln? Wohl nur Laune
Des Augenblickes ſprach aus ihm.

Helika.

O nein,
Im Heldenauge ſchwamm der ernſte Thau
Der tiefen Wehmuth. Kaum bezwang ich mehr
Die wechſelnden Gefühle in der Bruſt;

Denn Mitleid, Liebe, Argwohn, Eiferſucht, —
Der hoffnungsloſen Zukunft dunkle Nacht
Geſchäftig mir erhellend, rangen nun
In meiner Seele, ja der Boden ſchien
Zu wanken unter mir.

Maria.

Wie endete
Die allzuernſte Unterredung?

Helika.

Graf
Von Greisbach taumelte mit einem großen
Gefüllten Becher auf ihn zu: „Wohlan,
Du Frauenfeind — ſo rief der Trunkne laut —
Kein Ritter ohne Minne! Auf das Wohl
Der Dame, die Du über Alles achteſt,
Leer' den Pokal!“ —

Maria.

Und Hirſchau?

Helika.

Nahm den Becher,
Und hoch ihn ſchwingend, rief er laut: „Hoch lebe
Maria, Herzogin von Baiern! (Pauſe) Wie
Erſtarrt ſchwieg einen Augenblick der Saal;
Dann aber ſchlug der gleiche Jubelruf
Mit Donnerkraft durch die Gemächer hin.

Maria.

Und dennoch zweifelſt Du, daß Hirſchau frey
Von zarten Banden ſüßer Liebe ſey?
Denn liebte er, geböt ihm Ritterſitte,
In jener Stunde, in des Saales Mitte
Ihr den Pokal zu weihen, ungeſcheut
Sie nennend, wie der Minnedienſt gebeut.
Er weiht den Becher mir, weil er mich achtet,
Da ſiehſt Du, daß er nicht nach Liebe trachtet.

Helika.

Nah' iſt die Zeit, wo ſich enthüllen wird
Das Loos der armen Helika. Mir bleibt
Maria's Liebe doch, wenn Alles täuſcht,
Nicht wahr, geliebte Mutter?

Maria.

Gutes Kind,
Bald ſoll Dein Gram ſich freudig enden,
Das Glück der Ehe wird die Tugend krönen.
Was auch der Menſch durch Kraft erreichen mag,
Durch feſten Willen, in der Blüthezeit
Des Lebens, — Liebe nur, beglückte Liebe,
Vereint auf ewig durch der Ehe Band,
Iſt Seligkeit für gleichgeſtimmte Seelen.
Ach Gott! warum verbittern ſich die Menſchen

Auch dieſes letzte Gut, unſinniger
Verblendung voll, durch Hader oder Trennung?
Ja Trennung iſt die ſtets geſchäftige,
Von wildem Bruderzwiſt genährte Spinne,
Die fort und fort mit ihren dunklen Fäden
Mein Herz umgarnt, das zärtlich liebende,
Damit kein Hoffnungsſtrahl des Friedens durch
Das künſtliche Gewebe tröſtend leuchte.

Helika.

Nicht lange mehr, geliebte Mutter, wird
Der liebende Gemal, entfernt von Euch,
Auf fremder Stätte weilen. Frieden wünſcht
Der Herzog ernſtlich, o gewiß —

Maria.

Mein Kind,
Du kennſt den Herzog nicht; ſein Herz iſt gut,
Vielleicht ſchlug nie ein edleres; allein
Des Jähzorns wilde Glut läßt mich das Aergſte
Befürchten. Dieſe Furie ergreift
Ihn oft, da ihre Schweſter, Eiferſucht —
Zertreten iſt durch Prieſters Segen am
Altare. Unbezähmbar, gleich dem Lava
Gebärenden Veſuv iſt dann ſein Zorn.
Mißtrauiſch iſt ſein Bruder, Herzog Heinrich, —
Mißtrauen reizt —

Helika.

Die troſtbedürfende,
Die liebearme Helika kann Euch,
Geliebte Mutter, tröſten nicht, doch lieben.
Mir ſagt mein Herz, daß große Freude bald
Maria's friedliches Gemach betreten wird,
Doch nie die Trauer.

4.

Königin **Eliſabeth** (in Trauer). Die **Vorigen**.

Eliſabeth.

Guten Morgen, liebe
Maria, Helika!

Maria.

(zu Helika)
Weiſſagende
Caſſandra, ſieh, die Freude! —
(zu Eliſabeth)
Guten Morgen,
Eliſabeth! Noch keine Bothſchaft?

Eliſabeth.

Nein,
Maria! Läge nur mein Conradin
In dieſen liebevollen Mutterarmen.

Ich trüge wohl des Zweifels dunkle Nacht
Viel leichter.

Maria.

Glückliche, Beneidenswerthe!
Dir gab Natur den ſüßen Namen „Mutter“;
Wo iſt die Lebende, die höhern Glückes
Sich rühmen könnte? Arme Frau, Du weinſt?
Der Gatte iſt's, der heimgegangene,
Dem dieſe Thränen gelten. Weine nur,
Uns gab die Thränen ein gerechter Gott,
Den ſtarren Schmerz der Seele zu erweichen,
Wenn uns der Schöpfung unabwendbare
Ereigniſſe zermalmend treffen.

Helika.

Niemals
Hab' ich die Freundliche gekannt, die mich
Gebar. Mein Leben war ihr Tod. Der Vater
Erlag dem ungeheuern Schmerze bald.
Ich trauerte zehn Jahre älternlos
In Kloſter-Mauern einſam, bis Maria
Die Waiſe fand, und ſie als Tochter grüßte.
Geliebte Mutter! nur der Tod ſoll mich,
Ja, nur der Tod, von Eurer Liebe ſcheiden.

Maria.

Du gutes Kind! —

Verzeih, Eliſabeth!
Mein Geiſt taucht in die Farbe des Gewandes
Womit du Deinen Schmerz verewigeſt,
Die ernſten Worte. König Konrad, dem
Zu früh verlorenen Gemale nicht
Allein, gilt dieſe Trauer: lege ſie
Nicht ab! zu deutlich ruft mein Innerſtes:
Du könnteſt ſie bald wieder wählen müſſen.

Eliſabeth.

Wie ſo verändert find' ich Dein Gemüth!
So froh, ſo lebenswarm am Hofe von
Brabant, da ich der wunderſchönen Braut
Des Bruders ſchweſterlich den erſten Kuß
Als Bundesſiegel auf die Lippen drückte.
Und nun? —

Maria.

(lächelnd)

O zürne nicht, Eliſabeth, —
Ich bin dieſelbe, die ich war; doch prägen
In weiche Seelen ſich Gedanken und
Empfindungen, und Wünſche — tief, ſo tief,
Daß weniger der Wille, als die Zeit,
Auslöſchen kann die Spuren ihrer Macht.
Ja, wenn man das Gemüth wie eine Burg

Verſchließen könnte, würde Helika
Als treue Pförtnerin, dem finſtern Grame
Den Eingang wehrend, jedes Thor verriegeln.

Helika.

Wie ſorgſam wollt' ich dieſes Amt verwalten!

Eliſabeth.

Wohl kenne ich die Quelle Deiner Sorgen,
Entfernung des Gemales, bange Furcht
Für ſein geliebtes Leben, da der Krieg
Sich endlos fortſpinnt. Lieb- und Freudeleer,
Allein nicht hoffnungslos erſcheinſt Du mir.
Maria, tröſte Dich! Verloren ſind
Die Todten nur, und nur für Lebende. —
Haſt du von Ludwig keine Nachricht?

Maria.

Nein:
Doch Helika verkündete ſchon Gutes.
Sie hat Vertrauen auf den edlen Hirſchau,
Mehr als Vertrauen, nicht wahr, Helika?

Helika.

Erröthend muß ich Euch um Schonung bitten.

Eliſabeth.

Du gutes, reines Mädchen, Deine Hand,
Dein edles Herz wird jeden Mann beglücken,

Und Segen bringen in ſein Haus. O weiche
Nie von dem Pfad der Tugend!

Helika.

Nie, bei Gott!
Nie ſoll der leiſeſte Gedanke fremd
Sich drängen in die reine Seele, nie!
Arm bin ich, aber gut und redlichen
Gemüthes.

(Man hört Lärm.)

Maria.

Horcht, was mag der Lärm bedeuten?
(das Fenſter öffnend)
Geſchäftig rennen Bürger auf der Straße,
Sie ſtrömen dem Pallaſte zu. Ein Schaum-
Bedecktes Roß hält am Portale.

5.

Ein Diener. Die Vorigen.

Der Diener.

Graf
Von Hirſchau bittet dringend um Gehör.

Maria.

Willkommen!

(der Diener ab.)

6.

Hirſchau (ganz gerüſtet). Die Vorigen.

Hirſchau.
Gott zum Gruß, erlauchte Frauen!

Maria.
Seyd herzlich uns willkommen! Eure Bothſchaft?

Hirſchau.
Klingt wie ein Mährchen faſt, ſie lautet: „Friede!“

Maria.
Gott ſey gelobt!

Eliſabeth.
Willkommen, Friedens-Herold!

Maria.
Wo iſt der Herzog, mein Gemal?

Hirſchau.
Voraus
Geſendet hat er mich, die nahe Ankunft
Euch zu verkünden, und die Frucht der Reiſe
Nach Landshut. „Nimm den ſchnellſten Renner,
Hirſchau —
So ſprach der Herzog — um Maria und
Die Schweſter mit dem Wort des Friedens zu
Beruhigen. Die lieben Bürger grüße,

Die treu mir zugethan, in meinem Namen.“ —
Und auf das Roß mich ſchwingend, ſprengt' ich fort;
Wie Schatten ſchwanden Bäume, Felder, Dörfer,
Die Sehnſucht lieh den Hufen Flügel. Bald
Wird Herzog Ludwig Euch umarmen.

Eliſabeth.

Saht
Ihr Conradin?

Hirſchau.

Der Kleine wollte mit;
Des Roſſes Zügel faſſend, rief er laut,
Halb lächelnd, Thränen in den lieben Augen:
„Gebt mir ein Roß, ich will zur Mutter reiten!“ —

Eliſabeth.

Das gute Kind!

Helika.

Iſt Elsbeth wohl, Herr Ritter?

Hirſchau.

Wie eine Lilie in ſanfter Blüthe.
Euch, Königin! wird eine Zwillingsfreude
Der Herzog bringen; welche — weiß ich nicht.

Eliſabeth.

Die eine ahnet wohl das Mutterherz,
Die zweite —

Maria.
(lachelnd)
Möchte wohl ein Schleier ſeyn:
Errathen läßt ſich oft, was dunkel ſcheint.
Rühmt meinen Fleiß, Herr Ritter! Dieſe Fahne
Hab' ich geſtickt; unkriegeriſch geſinnt
Zwar iſt mein Geiſt, doch für den Heldenruhm
Des Vaterlandes glühend. Helika,
Seht nur, hat kunſtvoll dieſe Schlachten-Binde
Mit klöſterlich-geübter Hand geſtickt,
Und ſie dem Tapferſten in Ludwigs Heere
Beſtimmt.
(zu Eliſabeth)
Komm, Schweſter! laß uns jetzt den Armen
Die Spende reichen, eh' der Herzog kömmt!
(zu Hirſchau)
Indeſſen mag die gute Helika
Den Tapferſten Euch nennen den ſie meint,
Obgleich der Held leicht zu errathen iſt.
Auf Wiederſehen!

Hirſchau.
Gott geleite Euch!
(Maria und Eliſabeth ab.)

7.

Helika. Hirſchau.

(Pauſe. Hirſchau ſcheint in Helika's Anblick verſunken.)

Helika.

Darf ich Euch bitten, Graf von Hirſchau, von
Des Hofes Feſten, wie ihr ſie gefunden,
Vom Prunk der Trausnitz, von den ſchönen Damen,
Und was Ihr ſonſt Merkwürdiges geſehen,
Mir ein Gemälde zu entwerfen. Gern
Vernehm' ich Schilderungen dieſer Art,
Theilnehmend an den Freuden Anderer,
Obgleich ich ſelbſt mit äußerm Glanz mich nie
Befreunden kann.

Hirſchau.

Verſchmäht die Schönheit ſelbſt,
Den Glanz des Hofes zu erhöhen, wie
Rechtfertigen die minder ſchönen? —

Helika.

(lächelnd)

Ritter,
Ihr ſcheint geübt im feinen Franken-Tone,
Paris ſpricht noch aus Euch, nicht wahr?

Hirſchau.

Vergönnt,

Mein holdes Fräulein, daß die Wahrheit frei
Ausſpreche, was die Seele denkt — und fühlt.
Der Trausnitz weite Hallen faßten kaum
Die Zahl der Edlen, die als Zeugen, oder
Als Gäſte, aus entfernten Reichen mit
Erleſenem Gefolg, mit ſolcher Pracht,
Wie nur des Kaiſers Krönung ſie bedinget,
Hin zum Pallaſt des Herzogs Heinrich ſtrömten.
Turniere, Feſte jeder Art, Bankete,
Geordnet mit verſchwenderiſchem Glanze,
Verherrlichten die Feier der Verſöhnung
Erlauchter Brüder. Wie getaucht in Schimmer,
Gehoben durch den zauberiſchen Reiz
Der Schönheit und der Jugend, ja fürwahr
Unwiderſtehlich ſchien die Macht der Damen.

Helika.

Unwiderſtehlich? einem Frauenfeinde
Gefährlich ſelbſt?

Hirſchau.

Planeten ſchienen nur
Die Damen alle, die ihr reiches Licht
Von einer Sonne borgen müſſen. Dieſe
Helleuchtend ſtand in ihrer Mitte: Elsbeth! —
Beneidenswerther Heinrich!

Helika.

Wie verändert
Scheint Euer Sinn! Ich hört' Euch Schlachten mahlen
Mit kühnen Worten, die ihr mit dem Schwerte
Geſchlagen. Doch die goldne Phantaſie
Der Minneſänger ſcheint Euch nunmehr zu
Begeiſtern. Nehmt vor Heinrich Euch in Acht,
Mißtrauiſch, wie er iſt, —

Hirſchau.

Ich dank' Euch für
Den guten Rath, mein Fräulein! Zürnet nicht
Ob dem Geheimniß, das die Lippen jetzt
Vertrauend Euch enthüllen. Länger nicht
Bewahr' ich, was ich laut vor aller Welt
Bekennen möchte.

Helika.

Ueberraſcht hat mich
Die fremde Wendung Eurer Worte, wie
Der Antrag. Sprecht, Herr Ritter!

Hirſchau.

Eine Dame —
Sie lebt an Ludwigs Hofe: tadellos
Sind ihre Sitten: reiner wandelt Keine

Im Lichtglanz fleckenloſer Tugend auf
Der Erde — hat den alten Frauenhaß
Der Eiſenbruſt faſt in Begeiſterung
Verwandelt.

Helika.

Wunder ſind der rechten Liebe
Unmöglich nicht.

Hirſchau.

Gott, Vaterland und Sie!
Mit dieſem Wahlſpruch ſtürz' ich in den Schoos
Der Schlachten, und Vernichtung donnert mir
Voran! Den ſüßen Namen möcht' ich wohl
Der Welt verkünden! Fräulein! darf ich wagen —

Helika.

Vertrauen waget nie!

Hirſchau.

Mißdeutet nicht
Das raſche Wort! Der Hoffnung muß ich zwar
Entſagen, nie dem heiligen Gefühle
Der Liebe. Helika, die Wände horchen!
Hervor, du goldner Himmelslaut (forſchend): Maria!

Helika.
(erſchrickt)

Gerechter Gott! die Herzogin!

Hirſchau.

Die Laſt
Iſt abgewälzt, ſie hätte mich erdrückt,
Ich athme frei!

Helika.

Jetzt wird mir Alles klar!

Hirſchau.

Vertrauend, Fräulein, hab' ich Euch enthüllet
Gefühle, die in meines Herzens Tiefen
Wie träumeriſche Spiele lange ſchliefen;
Vertrauen hat ſie, und der Liebe Macht,
Herauf gerufen aus der Seele Nacht.
Ihr, Helika, Ihr wiſſet, was ich leide,
Bewahrt mein Wort, bis ich vom Leben ſcheide.

Helika.

(mit Faſſung)

Es iſt bewahrt, bis Eure Augen brechen,
Doch fühl' ich wohl, nicht überleb' ich Euch,
Und das Geheimniß wird mit mir begraben.

Hirſchau.

Geſchaffen ſeyd Ihr, eines Mannes Leben
Mit Paradieſes Wonnen auszuſchmücken.
Gönnt düſteren Gedanken keine Heimath
In Eurer ſchönen Seele! Hoffnungslos

Zuleben, iſt mir Armen nur beſchieden.
Nehmt meinen Dank für Eure Güte. Zum
Empfang des Herzogs ruft mich jetzt die Pflicht
Lebt wohl! O wüßtet Ihr genau, mit welcher
Beruhigung ich von der Freundin ſcheide,
Ihr würdet nicht — auf Wiederſehen, Fräulein!

Helika.

Auf Wiederſehen!

(Hirſchau ab.)

8.

Helika allein.

Schreckliche Entdeckung!
Er liebt Maria, ſeines Freundes Gattin!
Entſetzlicher Gedanke! Nein, unmöglich!
Ein dunkler Flor rollt, wie ein Grabgewand
Für frühe Hoffnungen, die weiten Falten auf
Vor meiner Seele; das beſchränkte Auge
Kann ſo viel Gräßliches nicht ſchauen. Ob
Maria Hirſchau's Liebe weiß? Warum
Schien ſie ſo kalt, da ihr der Ritter freudig
Die Bothſchaft brachte von des Herzogs Ankunft?
Warum ſchien ſie beſtürzt ſogar? Und doch
Hat ſie die Schlachten-Binde ihm gewieſen,
Mein Werk, und das Geheimniß meiner Liebe

Beinah' verrathen! War dieß mütterliche
Theilnahme, oder Spott? „Unkriegeriſch geſinnt
„Zwar iſt mein Herz, doch für den Heldenruhm
„Des Vaterlandes glühend!“ — Deutlich ſprach
Sie mit den klug gewählten Worten das
Bekenntniß ihrer Liebe aus. Sie glüht
Für Heldenruhm, nicht für den Helden auch?
Warum vertraute mir der Ritter ſein
Geheimniß mit ſo großer Eile? Um
Empfindungen in meiner Bruſt, die ihm
Maria's Worte aufgedeckt, ſogleich
Im Keime zu vernichten? Helika,
Der Seele Zwieſpalt darf nicht länger dauern!
Umfanget wieder, finſtre Kloſter-Mauern,
Die arme Helika, die ohne Liebe
Beklagenswerth an Ludwigs Hofe bliebe.
Nicht undankbar, nicht falſch mag ich erſcheinen,
Viel lieber einſam mich zu Tode weinen.
Fort alſo! in der Zelle ödem Schooſe,
Da ſuche Frieden ſich die Freudenloſe! —

(ab.)

9.

Der ſchöne Thurm; ihm zur Rechten die herzogliche Burg.

(Maria theilt Geld, Eliſabeth Brod aus Korben unter die Armen. Maria wendet ſich freundlich von Einem zum Andern, und liebkoſet die Kinder.)

Veit und Kurt

(mit Hellebarden, halten im Vordergrunde Wache.)

Veit.

Nun, Herzog Ludwig, daß Du Frieden bringſt,
Mag Gott verzeihen!

Kurt.

Du verruchter Menſch!
Wie kannſt Du läſtern, was dem Vaterlande
Glück und Gedeihen ſchafft?

Veit.

Was ſoll dieß Glück? —
Ich bin Soldat mit Leib und Seele! ein
Soldat lebt gern in ſeinem Elemente,
Im Kriege, wenn ſein Herz am rechten Flecke —

Kurt.

(drohend)

Nimm Dich in Acht, Du prahleriſcher Schimpfer! —

Veit.

(ſpottend)

Kannſt Pfleger werden jetzt im Siechenhauſe!

Kurt.

Daß Dich — ein Wort noch, und dieß Eiſen —

10.

Der Kanzler. Die Vorigen.

Der Kanzler.

Wie?

Ihr rauſet auf dem Poſten? Ja, das iſt
Die goldne Frucht der Zügelloſigkeit,
Womit die kriegeriſche Zeit verwöhnet.
Gottlob, daß wir nun Frieden haben! Ruhig,
Der Herzog kömmt!

(ab zu den Frauen, mit welchen er leiſe ſpricht)

Veit.

(brummend)

Du Pergament-Wurm, du!
Gelegenheitlich treffen wir uns ſchon!

(Hofleute, Bürger und Bürgerinnen ſtrömen über die Bühne. Glocken-Geläute; feierlicher, freudiger Marſch.)

11.

(Feſtlicher Zug. Weißgekleidete Mädchen mit Blumenkränzen und die Kämmerlinge bilden unter dem Portale des ſchönen Thurmes einen Halbmond.

Ludwig. Hirſchau, den Konradin an der Hand führend. Die Vorigen.

Lautes Jubel-Geſchrei.

Hoch lebe Herzog Ludwig! hoch!

Ludwig.

Maria!

Maria.

Mein Ludwig!

(Umarmung)

Eliſabeth.

Lieber Bruder!

Ludwig.

Theure Schweſter! —
Ich bringe Frieden Euch! Geendet iſt
Der Bruderſtreit, getheilet nun Gewalt
Und Nutzen zwiſchen uns. In Ober- und
In Nieder-Baiern ausgeſchieden bleibt
Das Land; doch gegen Feinde ewiglich
Ein ungetheiltes Reich! Zu Baiern Herzog
Iſt Heinrich, ſo wie ich; ein Jeder führt

Die Rauten in dem Banner blau und weiß;
Der güldne Leu im ſchwarzen Felde ziert
Fortan mein Wappen ob der Pfalz am Rheine.
Ich nenne Herzog mich in Ober-Baiern.
Nehmt hier die Urkund, Kanzler! durch den Herold
Laßt ſie verkünden an dem Wilbrechts-, Roth-,
An dem Rußnus- und am ſchönen Thurme,
Den braven Bürgern der Stadt München. An
Die Grafen und die Freiherrn ſendet Boten.

Jubel-Geſchrei.

Hoch lebe Herzog Ludwig und Maria!

Ludwig.

Ich dank' Euch, Kinder, mit gerührtem Herzen!
Der weiſe Rath des treuen Freundes Hirſchau
Hat alle Schwierigkeiten überwunden.
Eliſabeth, hier iſt Dein Konradin!

Eliſabeth.

Mein Konradin!

Konradin.

O liebe Mutter! Theure,
Geliebte Baſe!

Maria.

Du haſt Wort gehalten,
Du holder Knabe!

Konradin.

Immer Knabe noch;
Wenn werdet Ihr mich einmal Ritter nennen?

Ludwig.

Wie glücklich fühl' ich mich in Euern Armen,
Maria, Du, Eliſabeth! mein Hirſchau!
So will ich denn in Mitte meiner Baiern
Das Siegesfeſt des Friedens freudig feiern!

Jubelruf.

Dem Vater Ludwig Heil! Heil Dir, Maria!

(alle ab in das Schloß, bis auf den Kanzler)

12.

Der Kanzler allein.

So iſt's denn wahr, was mir der Vogt erzählte,
Daß man den Rath des Ritters Hirſchau wählte?
Dein Reich, Herr Kanzler, ſcheint uns, geht zu Ende,
Mißlingt der Plan, daß ſich das Spiel noch wende.
Geſchrieben iſt, dem Pergament vertrauet,
Worauf mein Geiſt die lezte Hoffnung bauet; —
Nun denn, ſo will ich mit der Hölle Segen
Zum Bau der Rache kühn den Grundſtein legen!

(ab in die Reſidenz)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

1.

Gemach mit zwei Thüren.

Eliſabeth. Konradin.

Konradin.

(ſpielt mit Herzog Ludwigs Schwerte, und verſucht vergebens, es aus der Scheide zu ziehen.)

Ei, ſieh doch, Mutter, wie des Oheims Schwert
So eigenſinnig iſt, es will nicht aus
Der Scheide.

Eliſabeth.

Wollte Gott, es dürfte ruhen
Gar viele Jahre, da der wilde Krieg
Dem ſchönen Lande tiefe Wunden ſchlug,
Die nur ein langer Friede heilen kann.

Konradin.

Ja, wenn wir Frieden haben, liebe Mutter,
Wie kann ich mir die Ritter-Sporen dann
Verdienen?

Eliſabeth.

Holdes Kind!

Konradin.

(unwillig)

Nun gar ein Kind!

Eliſabeth.

Du biſt noch jung: in dieſem zarten Alter
Soll ſelbſt der angeborne Heldengeiſt
In jugendlichen Spielen nur die Funken
Entladen. Was die Kräfte überſteigt,
Verſuche nicht!

Konradin.

Mein Oheim Heinrich ſagte,
Ich ſey der Letzte von den Hohenſtaufen,
Die weltberühmt durch große Thaten waren.
Der Letzte eines ſolchen Stammes könne
Nicht früh genug ſich werth der Ahnen zeigen.
Sieh, Mutter, was der Oheim mir geſagt,
Das kann ich nun und nimmermehr vergeſſen.

Eliſabeth.

Des Vaters Heldenſinn haſt Du, mein Sohn,
Geerbt! Bewahre redlich dieſes Erbe;
Ein anderes, geraubtes, kann Dir nur
Der Himmel wieder geben!

Konradin.

Und mein Schwert,
Mein Schwert! Die Königskrone von Sicilien,
Nicht wahr? Ja, ja, ſo was hat Hirſchau mir
Erzählt. Das iſt doch ſchlecht! Der Vater hatte
Des Papſtes geiſtliches Soldaten-Volk
Geſchlagen, wollte in die Lombardei,
Da ſtarb er in dem Lager bei — wie hieß
Der Ort?

Eliſabeth.

Lavello.

Konradin.

Richtig, bei Lavello,
Am Schlagfluß —

Eliſabeth.

(für ſich)
Ach, am Gift'!

Konradin.

Der böſe Manfred
Nahm dann Sicilien! Mein Gott, laß mich
Bald groß und ſtark, wie Ritter Hirſchau, werden,
Den frechen Räuber meines Erbes zu
Beſtrafen. Dich, geliebte Mutter, ſoll
Die Königskrone zieren, auch das Land
Will ich Dir ſchenken: doch die Rüſtungen,

Die blanken Harniſche, die Schwerter und
Die edlen Roſſe ſchenkſt Du mir, nicht wahr,
Frau Königin?

Eliſabeth.

Der Himmel ſegne Dich,
Und Deine frommen Wünſche! Fürchte Gott
Und ſcheue Niemand! Wirſt Du König einſt
Im Land' Sicilien, ſo ſey gerecht!
Ein König ſoll als Vater ſeines Reiches
Regieren, Gute ſchirmen, Böſe ſtrafen,
Und über Alles achten das Geſetz.
Du biſt der letzte Hohenſtaufen, ſey
Dem Erſten gleich, ein Muſter jeder Tugend!

Konradin.

Das will ich, Mutter, ich gelob' es Dir!
Erzähl' mir vom Ur-Ahnherrn meines Hauſes,
Wann er gelebt, die ritterlichen Thaten
Des großen Mannes, — ſo was hör' ich gar
Zu gern!

Eliſabeth.

So hör', mein Konradin! Im Jahre
Ein tauſend achtzig, in der großen Schlacht
Bei Merſeburg, wo zwiſchen Kaiſer Heinrich
Dem Vierten und dem Gegen-König Rudolph

Von Schwaben blutige Entſcheidung reifte,
Hat Ritter Friedrich, Herr von Staufen und
Zu Hohenſtaufen, in dem Lande Schwaben,
Nicht weit von Göppingen, — ſo ruhmvoll ſich
Hervorgethan, daß ihn des Kaiſers Dank
Belehnte mit dem Herzogthume Schwaben,
Und ihm die kaiſerliche Tochter Agnes
Zur Hausfrau gab. Das herrliche Geſchlecht
Der Hohenſtaufen gründete ein Held,
Sey Du der Erbe ſeiner Tugenden.

Konradin.

Ich will der Ahnen werth ſeyn, liebe Mutter,
So wahr ich Konradin von Hohenſtaufen,
Der Letzte meines Hauſes bin!

2.

Ludwig. Die Vorigen.

Ludwig.

(Konradins letzte Worte hörend)

So recht,
Mein lieber Konradin! Der Ahnen Ruhm
Soll nicht wie Burgen, nicht wie todtes Gold
Und Silber auf die Söhne ſich vererben: —
Verdienen muß der Sprößling eines großen

Geſchlechtes ſich durch adeliche Thaten
Den adelichen Schild.

Konradin.

Der Oheim ſpricht
Mir aus der Seele.
(ſpielt mit Ludwigs Schwert-Gehänge auf einem Seiten-Tiſche)

Eliſabeth.

Daß Dein Vater lebte!
Ein vaterloſes Kind iſt halb verloren.
Zwar Deine Sorgfalt, lieber Bruder, hat
Mein Kind mit väterlicher Zärtlichkeit
Gebildet, und den Keim zu jeder Tugend
Geweckt in frommer Bruſt. Allein Dich ruft
Die ſchlachtenfrohe Zeit von Krieg zu Krieg,
Und ſelten darf die Heimath Dich behalten.

Ludwig.

Nichts kann den Ruf der Pflichten überwiegen;
Ich muß hinaus, wenn es die Ehre will,
Die Sicherheit des anvertrauten Reiches.
Nicht ſuch' ich Krieg, — wird er mir *aufgedrungen*,
Dann bleibt mir keine Wahl. Man nennt mich Herzog,
Dieweil ich *vor* dem Heere ziehen ſoll.

Eliſabeth.

Und einſam in den Sälen des Pallaſtes,
Weint Dir Maria Sehnſuchts-Thränen nach.

Ludwig.

Maria, meines Lebens Troſt und Freude,
Die Angebetete! O, ihre Thränen,
Eliſabeth, glaub' mir, ich kenne die
Holdſeligſte und reinſte aller Frauen, —
Sie fließen nicht dem heißgeliebten Gatten
Allein, die Landes-Mutter weihet wohl
Dem Vaterland' die Halbſcheid ihrer Thränen.

Konradin.

Ja, lieber Oheim, ja, Maria weinet
Recht oft, und wenn ich freundlich frage:
„Warum denn weinen, liebe Baſe?“ Dann
Preßt ſie mich traurig an die Bruſt und ſeufzt,
Und ſagt: „fort iſt der Herzog in den Krieg;
Wenn er nicht wieder käme! und das Land,
Das arme Land!“ Dann weint ſie heftiger,
Und ich — — ich weine mit. Allein ſobald
Ich einen blanken Harniſch trage, ſoll
Kein Thränchen mehr ſich aus den Augen ſchleichen,
Damit kein Flecken in dem Glanze mich
Verrathe.

Ludwig.

Schäme Dich der Thränen nicht,
Mein Konradin, dem Unglück' Anderer
Geweinet. Nur das eigne Unglück ſoll, —
Das ungeheure ſelbſt, — der ächte Held
Mit unerſchütterlicher Ruhe tragen.

Konradin.

Maria wird nur ſelten ruhig: doch
Der Ritter Hirſchau weiß ſie ſchon zu tröſten,
So oft der Oheim aus dem Lager ihn
Nach Hofe ſendet!

Eliſabeth.

Der treue Freund des Gatten,
Des Herzogs Feld-Hauptmann und rechter Arm,
Iſt in der Schlacht, wie an dem Hofe, Schutz
Und Schirm dem Herzogthum'; ein edler Mann!

Ludwig.

(mit Bewegung)

Auch immer noch ein Frauenfeind, wie ſonſt?

Eliſabeth.

Ich zweifle ſehr. Es regt ſich ein Gefühl
In ſeiner Bruſt, giebt ſich durch Worte kund,
Voll ungewohnter Weichheit: ein Geheimniß

Mag dieſe ſtille Liebe ſeyn, denn Niemand
Enträthſelt die Geliebte.

Ludwig.
(für ſich)
Meinen Augen
Soll ſich der Schleier lüften, wär' er auch
Gewoben aus Verrath und —
(laut)
Frieden ſchenke
Der Himmel bald dem deutſchen Reich, damit
Ein Jeglicher ſein eignes Feld beſtellen,
Und in der Heimath häuslich walten könne;
Dann mag auch Hirſchau, reich durch meinen Dank,
Sich Ruhe gönnen.

Konradin.
Eine Armbruſt hat
Der Ritter Hirſchau mir verſprochen; mahnen
Will ich den Säumigen, er möchte ſonſt
Vergeſſen.

Eliſabeth.
Nimm die Mutter mit; im Garten
Will ich Zeuge ſeyn von Deiner Kunſt.

Konradin.
So komm!

(Die Thüre öffnet ſich. Maria tritt ein, in der Rechten die von ihr geſtickte Fahne.)

Sieh da, die Baſe!

Eliſabeth.

Geh, mein Kind.
Der Oheim hat Geſchäfte.
(zur Seite ab)

3.

Maria (mit der Fahne). **Ludwig.**

Ludwig.

O geliebte
Maria!

Maria.

Mein Gemal, iſt's mir vergönnt,
Nach langer Trennung liebend Euch zu nahen?

Ludwig.

So kalt, Maria? Hat der Gattin Herz,
Das liebereiche, keine ſüßern Laute
Für ihren Ludwig?

Maria.

Soll nicht ernſter Gram
Maria, die Verlaſſene, und jedes
Auftauchende Gefühl der Lieb' und Freude

Mit düſtern Farben übertünchen! Ludwig!
Und dieſe unheildeutende Prophetin
Umflattert mich wie Eulenflügel-Schläge,
Stumm mahnend an verwelkte Freuden-Tage.
Da nimm ſie hin, die Schmuck- und Thränenreiche,
Damit mein Schmerz nicht fürder ſie vergleiche
Mit einem Denkmal, mit den Grabes-Stufen,
Wohin mich oft geheime Stimmen rufen.

Ludwig.
Maria, theure Gattin, gieb nicht Raum
Gedanken ſolcher Art in Deiner Bruſt,
Die nur der reinen Seele ſtillen Frieden
Vergiften!

Maria.
Bange Sorge um Dein Leben,
Erzeugt von Trennung, Sehnſucht, treuer Liebe, —
Ja, Ludwig, ſieh', das iſt der Scorpion,
Der ſchmerzlich tief den ſeinen Stachel gräbt
In meine wunde, ahnungsvolle Seele.

Ludwig.
Nicht mich, die Zeiten klage an, und auch
Die Menſchen in der Zeit. Das deutſche Reich
Erliegt des Kaiſerthumes ſtolzen Schwächen
Selbherrlich ſchalten Fürſten in den Landen,

Und Grafen und Barone dort am Rhein,
So wie zu Franken, und im Schwabenland,
Wo ſie nicht Uebermacht verſchlang. Aus Pflicht,
Uralte Rechte blutig zu behaupten,
Wo Richter-Urtheil ſchimpflich wird verhöhnt,
Trag' ich das Rächerſchwert in meiner Hand,
Und will's, bei Gott! nicht in der Nacht der Scheide
Bewahren, bis der Friede wiederkehrt,
Zud Recht und Ordnung, Sicherheit den Bürgern.

Maria.

Gewaltig iſt Dein Zorn, wie Deine Kraft,
Und herrlich leuchteſt Du, ein kühner Held,
Wie einſt am Hofe von Brabant, da ich
Zum erſtenmal die Macht der Liebe fühlte.

Ludwig.

Maria, tröſte Dich, bald naht die Stunde,
Wo wir der Ehe Glück, des Hauſes Frieden
Genießen, ungeſtört. Wird Deine Liebe
Mir dann vergelten, wie ich es verdiene?
Wird Deine Liebe, ewig wandellos,
Du Herrliche, den Liebenden beglücken?

Maria.

O mein geliebter Ludwig, Deine Nähe
Verwandelt zauberiſch den Gram der Seele

In Heiterkeit! Wie innig fühl' ich nun
Mein Glück! An Allem, was Dein Auge ſchaut,
Mag Deine Seele zweifeln, an der Liebe
Maria's nie. Wohl können ſelbſt die Sterne
Verderben bringend ihre Bahn verlaſſen,
Die Quellen auf den Bergen, Ströme, Meere
Austrocknen, Tieger mit den Lämmern koſen,
Ja alle Bande der Natur zerreißen,
Womit der Schöpfer ihren Gang gebunden, —
Doch meiner Liebe goldne Blüthezeit
Kann nicht der Tod, kann nicht die Ewigkeit,
Kann ſelbſt — mag der Gedanke auch empören —
Kann ſelbſt des Himmels Allmacht nicht zerſtören! —

(ſtürzt an ſeine Bruſt)

Ludwig.

So warſt Du nie, ſo liebeglühend nie!
Aus welcher Tiefe ſchlug die Götterflamme
Der Liebe, jedes Maß des Ueblichen
Durchbrechend, und beflügelnd Deine Pulſe,
Mich ſelbſt zum Gott verherrlichend, herauf?

Maria.

Es iſt dieſelbe Glut, die mir als Braut
In Deine Arme einſt geleuchtet hat.
So reich an Hoffnung, in dem ſtillen Glücke

Der Liebe, an des theuern Ludwigs Seite,
Ein feſtlicheres Daſeyn zu verträumen,
Als irgend eine Königin auf Erden,
Schied ich von Allem, was mir lieb und werth
Geweſen; nur der Liebe klarer Stern
Ging mir voran, als ich des Vaterhauſes
Geliebte Schwelle überſchritt, vertrauend
Den liebevolleſten Verheißungen
Des Gatten.

Ludwig.

Hab' ich Wort gehalten?

Maria.

Ja,
Geliebter, bis das Vaterland Dich rief,
Und Deinen Arm das Heil des deutſchen Reiches
Begehrte. Der Trompeten Schlachtenruf
Ertönte nun am Sarge meiner Ruhe.
Das theure Haupt des heißgeliebten Gatten,
Des muthvoll-feurigen, war in Gefahr,
Und ſelten ſchloß das thränenmüde Auge
Der milde Schlaf, und aus den böſen Träumen
Riß mich die bange Seele Nacht für Nacht,
Der Liebe Kraft, der unbezwinglichen; —
Eliſabeth, die Troſtbedürfende,
War meine Tröſterin. Auch Konradin

Kam oſt nach München. — Mutterglück! darf ich,
Du letzter Bürge ehelichen Glückes,
Nie deine Seligkeit empfinden? — Standhaft
Trug ich der Zeiten laſtendes Gewicht;
Des Bruder-Zwiſtes Ende führet Dich
Zurück; der Träume Trauerbilder ſchwinden,
Das Vaterland wird endlich Ruhe finden!
Froh ſchau' ich auf die Schmerzensſtunden nieder,
An Deiner Bruſt find' ich den Frieden wieder!

(Umarmung)

Ludwig.

Nach Gottes Himmel darf ich nicht mich ſehnen,
Er leuchtet aus Maria's Liebesthränen!

4.

Hirſchau. Die Vorigen.

Hirſchau.

Die Glücklichen!

Ludwig.

Zur guten Stunde, Freund,
Biſt Du hereingetreten, und vielleicht
Zur ſeltenſten ſeit meinem Hochzeitfeſte.
Sey Zeuge meines Glückes, das ich ſchwer
Vermißte in bedrängten Fehdetagen,

Das mir der Bruderzwiſt verbittert hat,
Und Hirſchau's Muth und Klugheit wieder gab.
Umarme mich, mein Freund!

Hirſchau.

Wie ſo gering
Erſcheint mir, was ich je für Euch gethan,
Wie arm an Ruhm! Nur was die Pflicht gebot,
Hab' ich als Dienſtberuf getreu vollzogen,
Als Euer herzoglicher Feldhauptmann,
Und würdiger der Gnade meines Herrn,
Als andere, durch Ahnenruhm und Muth
Nicht minder wahrhaft achtungswerthe Ritter,
Kann nur des Herzogs Großmuth mich —

Maria.

Beſcheiden,
Jedoch vergeblich ſuchet Ihr das Lob,
Das wohlverdiente, von Euch abzulehnen.
Empfangt auch meinen Dank!

Hirſchau.

Zu viele Gnade
Erlauchte Frau!

Ludwig.

Sein kluger Rath entſchied
Getheilte Meinungen an Heinrichs Hofe

Im vollen Glanze der Beredſamkeit.
Ja, wär' mein alter Kanzler dort geweſen,
Ich fürchte ſehr —

Hirſchau.

Der ſchlaue Fuchs
Hat für den Frieden keinen Sinn. Er ſäet
Der Zwietracht Saamen gerne aus, und ärntet
Behaglich dann die bluterkauften Früchte.

Ludwig.

Ich bin Dein Schuldner, Hirſchau, reichliche
Vergeltung ſoll Dir werden. Schöne Lehen
Am Rhein hab' ich Dir zugedacht; — doch nein,
Du ſollſt, wo nicht an meinem Hofe, — doch
In meiner Nähe hauſen; ſolche Freunde
Entfernet ungern Dankbarkeit und Achtung.
So wähle denn, da wir in Frieden leben,
Ein Liebchen Dir, ſo eine brave Frau,
Wie dieſer Engel — wie, Du biſt beſtürzt?
Der Held im Kriege ſchlägt die Augen nieder?
Bezwang vielleicht den alten Frauenfeind
Das Tauben-Auge eines Fräuleins ſchon?
Iſt etwa Landshuts Sieger der Beſiegte
Geworden in der Trausnitz Feſten?

Maria.

Ei,
Gefangener Herr Ritter, nicht ſo blöde,
Geſtehet nur, wer Euer Herz bezwang!
Neugierig bin ich in der That, die Schöne
Zu kennen, die den Frauenfeind beſiegte.

Hirſchau.

Das ſeltne Lob, der Frauenfeind zu heißen, —
Ob ich's verdient, ob nicht, — bleib' unberührt.
Nicht fremd der Liebe heiligen Gefühlen,
Fürwahr, ſchlägt dieſes Herz, das, ſchwer betrogen,
Die Frühlingsluſt der erſten Liebe büßte,
Und einer zweiten ſeine Thore ſchloß.
Mich bindet kein Gelübde an den Schein
Des Frauenfeindes; mein Entſchluß iſt frei,
Nur an die Wahl hat mich ein ſtrenges Wort,
Mein ritterliches Ehrenwort gebunden;
Solch' ein Gelübde iſt das heiligſte.
Fromm, ſittſam, häuslich, treu, klug, tugendhaft,
Von ſolcher Unbeſcholtenheit, daß ſelbſt
Verläumdung, wie der Hauch vom klaren Spiegel
Abgleitet, fort und fort verſtummen muß
Ob einer engelgleichen Sittenreinheit, —
So muß die Dame meines Herzens ſeyn,
Die Schöpferin von meinem Lebensglücke.

Maria.

Sie iſt gefunden, Ritter, denn ſie lebet
Und zwar nicht fern von uns —

Ludwig.

Nun deſto beſſer
Für Dich, mein Freund!

Hirſchau.

Ja, ja, nicht fern von uns,
Frau Herzogin, und dennoch fern genug,
Um ſie durch keine Reiſe zu erreichen.
Ich hab' kein Traumbild meiner Phantaſie
Gemalt; der zauberiſche Widerſchein
Von Euern Tugenden, erlauchte Frau,
Hat meine Wahl begeiſtert und begleitet.

Maria.

Auf dieſe Wendung war ich nicht gefaßt; —
Schlau ſeyd Ihr dem Bekenntniſſe entſchlüpft,
Und dennoch geb' ich nicht die Hoffnung auf,
Euch zu bekehren.

5.

Helika. Die Vorigen.

Helika.

Eben ſind zwei Bürger
Aus Mainz in großer Eile angekommen;

Walpode ſendet ſie, der Bürgermeiſter
Von Mainz.

Ludwig.

Walpode?

Helika.

Dringend bitten ſie
Euch, Herzog, um Gehör.

Ludwig.

Sogleich! — Maria,
Verſuche Du indeß, den Ritter Hirſchau
Von ſeinem Damenhaß — den Frauenhaß,
Scheint's, hat er aufgegeben — wohl zu heilen;
Heilkräftig wirken Deine ſüßen Worte,
Selbſt fühl' ich die verſtrickende Gewalt
Der Künſtlerin; nun übe Dein Talent
Am zweiten auch, damit die Folge lehre,
Wer der Bekehrte ſey, und wer bekehre!
(mit finſterem Blick auf Maria, ab)

6.

Die Vorigen, ohne Ludwig.

Maria.
(für ſich)
Mein Gott, es ſchlug die Glut der Eiferſucht

Aus Blick und Lippen!
(laut)
Iſt es Euch gefällig,
Herr Ritter, unſer Spiel von dieſem Morgen
Zu enden? Meiſter ſeyd Ihr dieſes Spieles,
Zerſtreuung ſtrafend oft mit raſchem Matt;
Doch heute will ich Euch den Sieg erſchweren.
Komm, Helika, an meiner linken Seite
Sollſt Du des ſchlauen Gegners feine Züge —
Schachzüge mein' ich — merke wohl, mein Kind!
Genau beachten, daß kein Ueberfall
Den Ruhm mir raube, Siegerin zu werden.

Helika.

Doch zürnet nicht, wenn mögliches Verſehen —

Maria.

Entſchuldigung gilt nicht.

Hirſchau.

Warum denn nicht?
Ob Ihr das Spiel gewinnet — ob verlieret —
Gleichviel! ich bleibe immer der Beſiegte.

Maria.

Wir kämpfen nicht mit Worten; — mit Figuren,
Herr Ritter! Euer König ſteht im Schach:
Rückt aus dem Schache, oder decket ihn.

Hirſchau.

Ich decke ihn mit dieſem treuen Bauer,
Und abgewendet iſt nun die Gefahr
Vom königlichen Führer, der ſein Leben
Dem Schutz' des treuen Volkes übergeben.
In Noth und Tod den Landesfürſten ſchirmen,
Den väterlichen Herrſcher, der uns liebt,
Iſt braver Bürger erſte Pflicht. Wenn nicht
Dem Haupt' gehorchen die gemeinen Glieder,
So wankt der Leib und ſtürzt gebrochen nieder.

Maria.

Selbſt in dem Spiele offenbaret Ihr
Der Seele edelſte Geſinnungen,
Die Ihr ſo treulich übet, wenn es gilt
Durch weiſen Rath dem Herzoge zu nützen,
Aufrecht zu halten des Geſetzes Würde
Und Frieden, Ruhe, Recht und Einigkeit.
Auch ich bin Eure Schuldnerin, Herr Ritter,
Und ſinne oft, wie ich mit Ehren tilge,
So eine alte, ehrenvolle Schuld.
Des Herzogs Leben dank' ich Euch, und die
Verſöhnung beider Brüder. Wüßt' ich nur
Das Würdige auch würdig zu vergelten!

Hirſchau.

Erlauchte Frau, der nächſte Augenblick

Kann ſchon die Wiege einer Bitte ſeyn,
Die ich, mich ſelbſt bezwingend, in der Bruſt
Bisher verſchloß.

Maria.

Seht, Eure Königin
Iſt in Gefahr. Was meinſt Du, Helika,
Wird ſie der Ritter wohl noch retten können?

Helika.

Vielleicht, und dann mit großem Opfer nur,
Doch ſicher däucht kein Opfer ihm zu groß,
Gelingt es ihm, das Theuerſte zu retten.

Hirſchau.

Die Wahrheit ſprach der ſchöne Mund. Es lebt
Die Königin —

Maria.

Vielleicht in Landshut?

Hirſchau.

Nein,
Erlauchte Frau, es lebt die Königin
In München und in mir; doch nicht im Schach. —
Am Schach. Zu lange ſchon ſchwieg dieſes Herz,
Doch länger nicht bezwinge ich ſein Mahnen.
Vergeltung habet Ihr, Frau Herzogin,
So eben mir gelobt, zu Euren Füßen,
O meine Königin! —

Maria.

Um Gottes Willen,
Herr Ritter, welcher ſremde Geiſt beherrſchet
Verblendend Euer trunkenes Gemüth?
Steht auf! Wenn jezt der Herzog käm'! Steht auf!

Hirſchau.

Ränn' auch mein Blut aus kaum vernarbten Wunden,
Die ich im Schlachtendonner aufgeſucht,
Für Euch, für Ludwig und das Vaterland, —
In reichen Strömen hin, nicht ſtänd' ich auf,
Bei Gott, ſo lange nicht —

Maria.

So ſprechet dann
Was Ihr begehrt!

Hirſchau.

Erlaubt mir, Euch zu duzen,
Wie manch' ein edler Herr an dieſem Hofe,
Nach alter Sitte, und geſtattet mir,
Zu tragen Eure Farbe Tag und Nacht,
Im Krieg und Frieden, auch im Grabe noch.

Maria.

Mißdeuten darf ich Eure Bitte nicht,
Auch nicht verkennen, daß Ihr würdiger
Als irgend Einer die Gewährung wohl

Verdienet; doch beſcheidet Euch, daß ohne
Erlaubniß des Gemales die Erfüllung
Mir nicht geziemet. Achtet Ihr mich ſo,
Wie ich es hoffen darf von Euern Sitten,
So ſtehet ab von dieſer Bitte, ſtehet ab,
Da ſie noch unreif iſt in dieſer Stunde.
Wohl kennet Ihr des Herzogs Sinnesart,
Wie möchtet Ihr das Opfer meines Friedens
Von mir begehren:

Hirſchau.

Nein, viel lieber ſterben!
So gebet mir ein Zeichen Eurer Huld,
Damit mein armes Herz nicht hoffnungslos
Von Eurer Milde ſcheiden darf.

Maria.

Wohlan,
Empfanget als ein Zeichen meiner Huld —
Kein Herzogthum kann höher Euch belohnen —
Für Alles, was Ihr Herrliches vollbracht,
Die goldne Kette, die am Traualtare
Mein Ahnherr mütterlicher Seite, Philipp,
Um meinen Nacken hing mit heißen Thränen
Und mit den Worten, die ich nie vergeſſe:
(der Kanzler tritt ein)
„Da nimm ſie hin und trage ſie mit Liebe,

Die Liebe weiht ſie Dir, der Liebe Macht,
Die ewig dauernd ſtets die Alte bliebe,
Verſänke auch die Welt in Todesnacht.
Da nimm es hin, das Bild der Liebes-Treue,
Verhüte Gott, daß ich es je bereue!“ —

(Helika, im fortwährenden Wechſelkampfe kindlicher Liebe und Eiferſucht, ſtürzt bleich und wankend ab.)

7.

Der **Kanzler**. Die **Vorigen**.

Der Kanzler.

Erlauchte Frau, verzeiht, wenn ich vielleicht
Die Unterredung ſtöre. Herzog Ludwig
Verlangt nach Euch, Herr Ritter!

Maria.

Wer erlaubt Euch,
Unangemeldet in der Herzogin
Gemach zu treten?

Der Kanzler.

Dienſtpflicht, hohe Frau!
Als Otto der Erlauchte, Ludwigs Vater,
Vor vier und zwanzig Jahren mich zum Kanzler
Gewählet, wollte er, daß keine Störung
Verzögere des Dienſtes raſchen Gang.

„Ihr habt im Dienſte keine Meldung nöthig —
So ſprach der Herzog, ſeligen Andenkens, —
Auch nicht bei meiner Agnes!“ — Dieſe Sitte
Hab' ich geübet bis zu dieſer Stunde.
Gebietet, und ſie unterbleibe dann.
Vergebung, hohe Frau, Vergebung hofft
Der Kanzler.

Maria.

An dem Hofe von Brabant
Iſt dieſe Sitte fremd. Ich werde meinen
Gemal um gleiche Gunſt erſuchen.

Der Kanzler.

Nimmer
Hätt' ich gewagt, die Unterhaltung —

Hirſchau.

Spart
Das ſchlechte Wort, das Doppelſinnige,
Herr Kanzler, und vergeſſet nicht
Die Ehrfurcht gegen Eure Herzogin.
Nehmt vor Beleidigungen Euch in Acht;
Die Ehre und mein Schwert ſind blutsverwandt,
Weh' dem, der mit Vermeſſenheit es wagt,
An die Verwandtſchaft kränkend mich zu mahnen!
Erlauchte Frau, ich eile nun zum Herzog.
(ab)

Der Kanzler.

Ich folge Euch, — zu Gnaden mich empfehlend.

(ab)

8.

Maria allein.

Der alte Heuchler; in dem Herzen Gift,
Verwundet er mit ſeinen Stachelworten.
Nicht darf ich ſäumen, dem Gemal ſogleich,
Was hier geſchah, freimüthig zu erklären,
Des Kanzlers Lügenpläne zu vereiteln,
Eh' wild aufbrauſend Ludwigs Eiferſucht
Aus ihren Ufern ſchäumt, und all' mein Glück
Zuſammenbricht.

9.

Eliſabeth und **Helika. Maria.**

Helika.

(ſtürzt zu Maria's Füßen, ihre Knie umklammernd)
Verzeihung, liebe Mutter!
Verzeihung!

Maria.

Liebes Kind, ſprich, was bewegt
So ungewöhnlich Dein Gemüth?

Helika.

O Mutter,
Verkannt hat Euch dieß Herz, das undankbare,
Vergebt mir Armen, oder in die Fluthen
Der Iſar ſtürzet mich die ungeheure,
An Eurer Reinheit zweifelvolle Schuld.

Maria.

So öffne zum Geſtändniß Deine Lippen, —
Du zitterſt, biſt erbleicht, im Auge Thränen, —
Steh auf, mein gutes Kind!

Helika.

Nicht ſteh' ich auf,
Bis Ihr Verzeihung mir gelobet, Mutter!

Maria.

Eliſabeth, was hat mein Kind bethöret,
Daß es wahnſinnig mir zu Füßen liegt?

Eliſabeth.

Wir gingen eben durch den Marmorſaal,
Als Hirſchau, in der heftigſten Bewegung,
Links aus dem Corridor, die Schritte hemmend,
Hervortrat, zu den Füßen Helika's
Wahnſinnig ſtürzte, krampfhaft ihre Hand
An ſeine Lippen drückte, mit dem Ausruf:
„O meine Helika, ich liebe Dich!

„ Eliſabeth, Euch rufe ich zur Zeugin
„ Vor Gott, der Herzogin und aller Welt!“ —

Maria.

Ha, nun verſteh' ich ihn und ſeine Worte!

Eliſabeth.

Empor ſich reißend, ſtürmte er hinweg,
In das Gemach des Herzogs. Höhniſch lächelnd,
Das alte Haupt wie zweifelnd wiegend, ſchlich
Der Kanzler nach, der jedes Wort vernommen.
Noch iſt mir fremd der armen Helika
Ganz ungewöhnliche Bewegung. Nur
Das Außerordentliche konnte ihr
So ſtilles, ſanftes, ruhiges Gemüth
Zum Aeußerſten der Leidenſchaft verleiten.

Maria.

Steh auf, mein Kind, ich habe Dir verziehen!
Daß Helika den Ritter Hirſchau liebe,
Iſt Dir bekannt; wir ſpielten eben Schach
In Gegenwart der lieben Helika;
Ich dachte nun, den Ritter auszuforſchen,
Der lieben Tochter wegen, ob vielleicht
Sein Herz nicht ſchon in Liebesbanden liege.
Allein der Schlaue wich fein ſchmeichelnd aus,
Als ſeines Herzens Königin mich grüßend,

In allen Ehren, wie es Sitte iſt.
Drauf bat er knieend mich, zu duzen ihn,
Deß manch' ein Edler ſchon an unſerm Hofe
Sich rühmen könne, und ihm zu geſtatten,
Daß meine Farbe er auch tragen dürfe
Bei Tag und Nacht, und ſelbſt im Grabe noch;
Nicht königlicher würde ich, was er gethan,
Belohnen können. Ich verſagte ihm
Gewährung, die mir ohne des Gemales
Bewilligung in keinem Fall' gezieme.
Doch meine goldne Kette — nun, Du kennſt
Sie ja, die mir der Ahnherr Philipp gab,
Hing ich zum Zeichen meiner Dankbarkeit,
Im Namen Ludwigs um des Ritters Nacken,
Gerührt die ſchönen Worte wiederholend,
Womit der Ahnherr ſie am Traualtare
Mir einſt gereicht. Da trat der Kanzler ein;
Mißdeuten mußte er die ſüße Rede,
Die dem Gedächtniß meines theuern Ahnherrn,
Dem Grafen aber nicht gegolten hat.
Drum will ich dem Gemale alſogleich,
Was ich gethan, eröffnen. War's nicht ſo,
Geliebte Tochter?

Helika.

Ja, bei Gott: ſo iſt's
Geweſen!

Maria.

Prüfen wollte Ritter Hirſchau,
Ob Helika ihn liebe. Ueberzeugt —
Stürzt nun der Glückliche zu ihren Füßen.

Eliſabeth.

Heil Dir, geliebte Helika, der Hafen
Der frohen Zukunft iſt Dir aufgethan!
Bald wird —

10.

Ludwig. Hirſchau. Der Kanzler. Vorige.

Ludwig.

(eine Pergamentrolle in der Hand, tritt haſtig ein)

Das iſt die Frucht der langen Mühe!
Maria, ſey gefaßt, wir müſſen ſcheiden!

Maria.

Mein Gott!

Ludwig.

Walrode bittet dringend mich
Um Hülfe: denn von großer Heeresmacht
Iſt Mainz belagert, und mein Heidelberg.

Von ihren Räuberburgen ſtiegen ſie
Verheerend, Greuel ohne Gleichen übend,
In reiche Thäler, plündernd, mordend, ſengend, —
Und meiner Langmuth ſpottend. Doch fürwahr,
Es wird der Rächer nahen, blutig, ſchnell,
Erbarmenlos die Mörder zu beſtrafen.
Spring hoch, mein Schwert, für die gerechte Sache,
Vollſtrecke des Geſetzes letzte Rache!

Maria.

Schon wieder Krieg, und drohende Gefahr!
O meine Ahnung! —

Eliſabeth.

Darf denn nimmermehr
Der Friede tröſten das gequälte Land?

Ludwig.

Verſäumniß eines Augenblickes könnte
Verderben bringen über Alle. Hirſchau,
Nach Donauwörth geleiteſt Du die Meinen,
Dann eile, raſch mit mir Dich zu vereinen.
Der Hauptſtadt frech bedrohte Sicherheit
Von Augsburgs rachedürſtenden Geſchlechtern,
Den Stetten, Langenmantel, Ortenburg,
Will ich zuerſt von jeglicher Gefahr
Befreien, wie im Fluge, nur um uns

Den Rücken frei zu halten. Raſch ſodann
Will ich mein Rächeramt nach Heidelberg
Und Mainz, verſchonungslos beſtrafend, tragen.
Ich eile über Donauwörth, der Burg
Befeſtigung aus Vorſicht zu beſchauen.
Der Kanzler folget mir ſogleich; denn wo
Gericht, Verbrecher ſtrafend, wird gehalten,
Da weiß der Mann gar meiſterlich zu walten.

Der Kanzler.

Nur meine Schuldigkeit, erlauchter Herr!
Erlaubt, daß ich zur Reiſe mich bereite.

(ab)

Hirſchau.

Ich eile nun, was Noth thut zu verfügen.

(ab)

11.

Vorige, ohne Hirſchau und den Kanzler.

Ludwig.

Auch Meinhard, Graf von Görz, der bei dem Heere
Am Rheine ſteht, hat wiederholt gebeten
Um Deine Hand, Eliſabeth. Er iſt
Ein braver Rittersmann, und reich und mächtig,
Verſtändig auch, im Felde wie am Hofe.

Er warb in Landshut ſchon um Deine Hand.
Der Knabe Konradin braucht einen Vater
Wie Meinhard. Darf ich Hoffnung bringen, Schweſter?

Eliſabeth.

So überraſchend dünkt der Antrag mir —

Maria.

O, — Meinhard iſt ein ehrenvoller Mann,
Und Deiner Achtung werth. Laß Konradin
Nicht länger eine Waiſe ſeyn!

Eliſabeth.

Bedenkzeit
Vergönne mir —

Ludwig.

Das wäre abgethan,
Ich bringe Troſt und Hoffnung meinem Freunde.
Maria, lebe wohl! auf Wiederſehen!

Maria.

Auf Wiederſehen!
(Umarmung. Maria's Ehring klirrt zu Boden)
Ha!

Ludwig.

Was iſt's, Maria?

Maria.

Mein Eh'ring ſprang zerbrochen auf den Boden:
Weh' mir, das deutet Deinen Tod! Weh' mir!

Ludwig.

Verhüt' es Gott! Dem Druck der Männerhand
Erlag der ſchwache Reif; in Donauwörth
Soll Dir der Abt vom Kloſter Mangoldſtein,
Durch Kraft der Weihe, einen ſtärkern reichen.

12.

Konradin. Die Vorigen.

Konradin.

(ſchleppt eine Lanze herein)
Halt, Oheim, halt! ich ziehe mit! Die Lanze
Muß mir ein Knappe tragen, die iſt ſchwer;
Allein mein Schwert vermag ich ſelbſt zu ſchwingen.

Ludwig.

Es ſpricht des Vaters Heldengeiſt aus Dir:
Du folgſt mir nach, mein lieber Konradin!

Konradin.

Du zieheſt mit, nicht wahr, Frau Königin?

Eliſabeth.

Ja, lieber Sohn!

Ludwig.

Maria, denke meiner
Im täglichen Gebete! Lebe wohl!

Maria.

Auf ewig lebe wohl, — auf ewig! Schonung,
Erbarmen übe aus; nicht Rache, nein,
Nur Rache nicht! Maria bittet für die Armen!

Ludwig.

Entſcheiden ſoll das Recht nach dem Geſetze,
Die nie ein Frevler ungeſtraft verletze.
Die Stunde drängt. Leb' wohl! O, weine nicht,
Mich ruft das Vaterland, mich ruft die Pflicht.

Maria.

O mein Gemal! Auf Wiederſehn —
(himmelwärts deutend)
Dort!

Ludwig.

Eliſabeth, — Maria, — Konradin!
Für Dich, mein Volk, geb' ich mein Leben hin!
(ab)

13.

Die Vorigen, ohne Ludwig.

Maria.

Wenn ihr ein Leben fordert, Himmelsmächte,
So nehmet meines, das ich jubelnd brächte:
Nur duldet nicht, daß mein Gemal verderbe,
Nur ſchonet Ihn, für den ich freudig ſterbe! —

(Gruppe)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

1.

Veſte Donauwörth. Gemach.

(Burgknechte tragen Reiſegeräthe in die Gemächer)

Der Burgvogt.

Voran, ihr Knechte, nicht ſo zimperlich
Nur mit den Fingerſpitzen angepackt,
Als klebe Euch die Farbe an den Händen.
Raſch angegriffen iſt ſchon halb gethan.
Wer ſich nicht früh an Thätigkeit gewöhnet,
Der bleibt ſein Lebelang ein träges Thier,
Das nichts zu fördern weiß, und nichts zu ordnen,
Und ohne Ordnung giebt es kein Gedeihen.
Allein ſo geht's in der verderbten Welt,
Der Hochmuthsteufel macht die Meiſten blind;
Mit ſtrenger Pflichterfüllung unzufrieden,
Will auch der Knecht mit eitel Herrenſinn
Wohlleben und Bequemlichkeit erſtreben,
Obgleich in dieſer ſturmbewegten Zeit

Den Herrn noch weniger, als dem Geſinde,
Vergönnet iſt, des Lebens ſich zu freuen
Zu Haus bei Weib und Kind in froher Ruhe.
Voran, nur raſch voran, bevor die hohen,
Erlauchten Frauen kommen.

2.

Konradin. Der Burgvogt.

Konradin.

Nun, Herr Vogt,
Da bin ich wieder. Durch die weiten Gänge
Der alten Burg bin ich recht aufmerkſam
Gewandelt; Wunderliches ſah ich viel,
Und habe viel zu *loben*; aber auch, —
Nehmt mir's nicht übel, Vogt, — zu *tadeln*
Gar Manches.

Der Burgvogt.

So? nun, laſſet hören, Prinz!

Konradin.

Die Gräben dünken mich nicht breit genug,
Und viel zu ſeicht: man ſieht die Fiſche ſchwimmen
Am glatten Kieſelboden hin. Viel tiefer,
Und ausgefüllt mit Schlamm und mit Geröhrich

Muß ſo ein Graben ſeyn, damit der Feind
Hübſch ſtecken bleibt, will er den Wall erklimmen.

Der Burgvogt.

Die Veſte iſt ja nicht belagert, Prinz!

Konradin.

Thut nichts; vorſichtig ſoll man immer ſeyn,
Sagt Ritter Hirſchau; denn es kann der Feind
Erſcheinen vor der Burg, eh' wir es denken.
Auch müſſen die Schießſcharten enger ſeyn,
Und einen Wender haben, ſie zu ſchließen.
Die Brücken, die man in die Höhe zieht, —
Zugbrücken heißen ſie, nicht wahr, Herr Vogt?
Soll man mit Doppelketten wohl verſehen,
Damit kein Steinwurf ſie herunterſchlage.

Der Burgvogt.

Ei, Prinz, Ihr wißt ja auf ein Haar Beſcheid
Zu geben, wie man eine Ritterveſte
Vertheidiget.

Konradin.

Ich will's Euch ſagen, Vogt,
Wer mich in ſolchen Dingen unterrichtet.
Wenn mit dem Oheim Ludwig, Ritter Hirſchau
Vom Kriege ſpricht, von Burgbefeſtigung,

So pfleg' ich ſtets recht fleißig aufzumerken,
Damit mir nicht das Mindeſte entgehe.

Der Burgvogt.

D'ran thut Ihr wahrlich recht; Ihr werdet auch
Auf dieſe Art ein hochberühmter Feldherr
Noch werden mit der Zeit, wenn Ihr die Frucht
Der Lehren ärndet einſt in Fehdetagen.

Konradin.

Ja ſeht, Herr Vogt, der Herzog Ludwig will,
Ich ſoll das Heldenhandwerk recht begreifen,
Um auch ein Held zu werden, wie mein Vater;
Da kann ich nun nicht früh genug beginnen.

Der Burgvogt.

Ganz recht, fahrt nur ſo fort, mein Prinz!

Konradin.

Sagt mir,
Herr Vogt, wer ſind denn wohl die ernſten Männer
Auf den Gemälden in dem Ahnenſaale?
Sie haben mich ſo finſter angeſtarrt,
Daß ich fürwahr darob entrüſtet war.

Der Burgvogt.

Das ſind die Fürſten aus dem Hauſe Baiern,
Gar brave Herrn und wackre Kampfeshelden,

Und Väter ihres Volkes, das ſie liebten,
Wie nur ein Vater gute Kinder liebt.

Konradin.

So wird — vielleicht ein andrer Vogt, als Ihr, —
Dereinſt gar rühmlich auch von Konradin
Erzählen.

Der Burgvogt.

Gott erhalte Euch das Leben!

Konradin.

So lange nur, als ich es würdig trage!
Noch eins: — auf jenen Thurm bin ich geſtiegen;
Die ſchmale Wendeltreppe führte mich
Hinauf; ich fand Gebeine dort und Schädel,
Die bleich und ſtill in öden Winkeln lagen.
Und auf der Mauer mooſiges Geſims
Mich ſchwingend —

Der Burgvogt.

Kind des Todes, welches Wagniß!

Konradin.

— Schaut' ich hinab auf ſteile Felſenriffe,
An deren Ferſen groß und glänzend ſich
Die Donau wie ein breites Silberband
Vorüberwindet. Sagt, iſt auf der Zinne
Des Thurmes wohl der Kirchhof für die Knechte!

Der Burgvogt.

Die Schädelſtätte iſt's, das Hochgericht,
Wo die Verbrecher ihre Thaten büßen
Durch Henkershand; d'rum müſſen die Gebeine
Vermodern an der Luft. Kein ehrliches
Begräbniß wird vergönnet den Verbrechern;
So will's der Herzog.

Konradin.

Ein ſchmachvolles Ende!

3.

Hirſchau. Die Vorigen.

Hirſchau.

Wo ſind die Frauen?

Der Burgvogt.

In der Schloßkapelle.

Konradin.

Wo weileſt Du ſo lange, Ritter Hirſchau?

Hirſchau.

Gemuſtert hab' ich die Schwadronen alle,
In Donauwörth, die ich zum Herzog führe.
Sie kennen mich aus frühern Schlachten ſchon,
Und jubelten kampfluſtig mir entgegen.
Geprüfte Kämpen ſind's, fürwahr der Kern

Der Baiern, Arm und Schwert aus einem Guſſe!
Die Meiſten tragen Narben im Geſichte,
Als Ehrenzeichen ihres kühnen Muthes.
Verſorgt ſie wohl mit Speiſ' und Trank, Herr Vogt,
Wir brechen auf in einer Stunde ſchon.

Der Burgvogt.

Ich will ſogleich das Nöthige beſorgen.

Konradin.

Und ich muß Abſchied nehmen von den Braven.
Hätt' ich ein Roß, und Waffen auch dazu,
Dann zög' ich mit in's Feld. Nun kommt, Herr Vogt!
(beide ab)

4.

Helika. Hirſchau.

(Helika kommt aus einer Seitenthüre; wie ſie Hirſchau erblickt, will ſie zurück.)

Hirſchau.

Bleibt, holdes Fräulein! Wohl hab' ich's verſchuldet,
Daß Ihr mich flieht, ich fühl' es wahrlich tief.
Verzeihung hofft von Euch der Scheidende,
Von Eurer Milde. — Wendet Euch nicht ab,
Verberget nicht die Thräne, die Ihr weinet,
Das zarte Kleinod unbefleckter Seele.

Bedenket, daß vielleicht zum letzten Male
In Eurer Augen himmelreinem Strahle
Mein armes Herz die letzte Tröſtung ſchaut.
Ich liebe Euch, und hab' Euch ſtets geliebt;
Doch ein Bekenntniß hat die Schüchternheit
Der Armuth — denn ich bin wahrhaftig arm,
Und habe nichts als meine Ehre, Ludwigs
Gewogenheit und dieſes Schwert — verzögert.
Von Qualen, die faſt keinen Namen dulden,
Gefoltert, rang ich oft in bangen Nächten
Mit ſolcher Liebe ſchmerzlichem Gefühle.
Gewißheit, ja, Entſcheidung meines Looſes
Durch ſchwere Prüfung war das harte Ziel,
Wornach ich ſtrebend Jegliches verſuchte.
Der Trinkſpruch auf dem glänzenden Bankete,
Das Lob von Heinrichs Gattin und Maria, —
Die Mühe, ſelbſt ein Frauenfeind zu heißen,
Das, Helika, das waren Prüfungen, —
Dem Prüfer ſchmerzlicher, als der Geprüften!

Helika.

O, wüßtet Ihr, was ich gelitten habe,
Ihr hättet wohl nicht, ſchonungslos verſuchend,
Mein reines, tief verwundetes Gemüth
Geſteigert auf der Leiden Wahnſinnshöhe.

Hirſchau.

Darf meine Liebe dieſe Rede deuten?
O Helika, darf ich mein wundes Herz
Aufſchließen ſolcher Worte Heilungsbalſam?
O ich vergaß, ich bin ja arm, ſehr arm,
Und konnte nur vom Solde Dich erhalten.
Palläſte nicht, wie Helika verdienet,
Gab mir das Glück, nicht einmal eine Burg,
In die ich meine Hausfrau führen könnte.
Zum Grabe des Erlöſers zog der Vater,
Da früh die Mutter ſtarb an meiner Wiege,
Den Klöſtern ſpendend, für den Fall des Todes,
Die reichen Güter alle, und mich ſelbſt
Zu ewigem Gebet als Mönch beſtimmend,
Für ſeiner Seele Heil. Er kam nie wieder.
Das reiche Erbe fiel den Klöſtern heim,
Die in's Novizenkleid mich eilig ſteckten,
Um das Begehrende in mir zu tödten.
So fand auf einer Reiſe Otto mich,
Des Herzogs Ludwig Vater, der Erlauchte.
Mein freier Sinn gefiel dem Helden wohl,
So, daß er zum Geſpielen ſeines Sohnes
Mich Halbgeopferten erkieſet hat: —
Was ich geworden bin an Leib und Seele,
Es iſt ſein Werk, was Niemand ich verhehle.

Helika.

Arm mögt Ihr ſeyn an Gütern dieſer Erde,
Doch reicher wohl an Ehre, Muth und Liebe
Zum Vaterland, an Tugenden und Sitten,
An Tapferkeit, an jeder ritterlichen
Geſinnung lebt an Ludwigs Hofe Keiner.
Unübertroffen, ja ſelbſt unerreicht
Iſt Euer Werth. So ſchilderte Maria
Euch oft.

Hirſchau.

Die hohe Frau, die Herrliche!

Helika.

So hab' ich Euch gefunden und erkannt.
Dem Tapferſten hab' ich die Schlachtenbinde
Beſtimmt.

(nimmt aus einem Käſtchen die Feldbinde)

Empfanget ſie von Helika,
Der armen Waiſe, zur Erinnerung
An dieſe Stunde. Auch Maria's Name,
Der Tugendhaften, die zur Königin
Des Lebens Ihr erkoren, funkelt hell
In Gold und weißen Perlen auf der Binde.
Nicht würdiger kann ſie ein Andrer tragen,
Für dieſen Namen müßt Ihr Alles wagen, —

Daß Euch's geling', die Feinde zu zertreten,
Wird Helika — im Kloſter für Euch beten. —

Hirſchau.

O halte ein, geliebte Helika,
So unverdient den Liebenden zu quälen.
Tief im Gemüth trug ich den bangen Zweifel,
Ob Du mich liebeſt oder nicht. Entſcheidung
Verlieh die ſchwere Prüfung mir am Schachſpiel;
Denn Prüfung war es nur, ſo wahr mir Gott
In meiner letzten Stunde gnädig ſey!
Zu kühner That im blutigen Berufe
Darf, nach der Ritter uralt-edler Sitte,
Auch tadelloſe Reinheit ſchöner Frauen
Begeiſtern. An der Liebe Helika's
Scheu zweifelnd noch, hab' ich das Aeußerſte
Verſucht. Wohl mir! die Prüfung iſt gelungen,
Und Helika, die Himmliſche, bezwungen!

Helika.

So weiſet mir die Zeichen Eures Sieges,
Und nennt die Worte mir, die Euch den Sieg
Verbürgen.

(Maria und Eliſabeth erſcheinen an der Thüre)

Hirſchau.

Helika! ſo darf ich hoffen? —

Die Lippen ſchweigen, doch die Seele ſprach!
Ich ſah Dich beben, ſah die holden Züge
Erbleichen, ſah den Thau auf zarten Wangen;
Und mich erfaßt' ein glühendes Verlangen,
In dieſe Arme liebend Dich zu ſchließen,
Und raſch als meine Braut Dich zu begrüßen!
Was ich vermied am erſten Prüfungstage,
Was ich mit Flammenſchrift im Herzen trage:
Das heilige Geſtändniß meiner Liebe,
Ich ſprach es aus! Die Stunde mag entſcheiden,
Ob ich ſoll ſelig ſeyn, ob ewig leiden.
„Ich liebe Dich!“ thau' mit den Worten wieder
In meine Seele Himmelsfrieden nieder!

Helika.

Ich liebe Dich!

Hirſchau.

O Seligkeit der Liebe!
O meine Helika! auf immer mein!

Helika.

Mein Heinrich! ewig Dein!

Hirſchau.

Ja, ewig!

5.

Maria. Eliſabeth. Die Vorigen.

Maria.

Amen!

Eliſabeth.

Gott ſegne Euern Bund!

Helika.

O beſte Mutter!

Hirſchau.

Erlauchte Frau, wir bitten um den Segen,
Den gottgefällig Eure Tugend ſpende.
Nur Euer Segen kann uns Glück verbürgen,
Und ſolchen Glückes ungetrübte Dauer.

Maria.

Der Herzog billiget die Wahl?

Hirſchau.

Nach der
Entſcheidungsſchlacht, die wie ein Blutgeſtirn
Heran ſchon leuchtet in der Waffen Glanze,
Nur mit dem Siegeslorber auf dem Haupte
Eröffne Ihm der Mund ſo Wahl als Bitte.

Eliſabeth.

Ein heldenwürdiger Entſchluß!

Maria.

Dann wird
Die Myrte mit dem Lorber ſich vermählen!

Helika.

Wenn die Cypreſſe nicht den Heldenleib
Umſchattet!

Maria.

Tochter, Unglückträumende!
Betritt doch nicht im frohen Augenblicke
Die ernſte, unſichtbare Schickſalsbrücke,
Die von der Zukunft unſer Auge trennet,
Und ſtreng verhüllt, was keine Lippe nennet.

Hirſchau.

Geliebte Braut, gieb Ahnungen nicht Raum
In Deiner klaren Seele lichtem Hauſe!

Helika.

Und dennoch dringen ſie, wie fremde Macht
Furchtbarer Art, gewaltig in mein Herz.

Eliſabeth.

Das iſt Beſorgniß nur, das Theuerſte
Auf Erden zu verlieren, Ahnung nicht.

Maria.

Brich nicht den Stab dem Glauben an die Ahnung.

Die in der Seele auftaucht, warnungsreich.
Das eben zeugt vom Göttlichen im Menſchen,
Daß er den ernſten Gang der himmliſchen
Vorſehung fühlt im gläubigen Gemüthe,
Obgleich er abzuwenden nicht vermag,
Was nach des Schöpfers ewigen Beſchlüſſen
Geſchehen *muß*. — Denkt an den Weihering
Der Ehe, welcher mir gebrochen ſprang
Vom Finger, da ſein letztes Lebewohl
Der theure Gatte ſcheidend mir verkündet.
Wem auch das dunkle Loos noch fallen möge,
Dem Gatten oder mir — *denn fallen wird es* —
O glaubet dieſer Stunde! — Unheilbringend
Wird ſich das Furchtbar-Gräßliche geſtalten!

Eliſabeth.

Es ſchwebt ein ernſter Geiſt auf Deinen Worten.

Maria.

Und gilt es mir, ſo ſende meinen Aeltern,
Geliebte Schweſter, meinen letzten Willen;
Ich ſchrieb ihn nieder, dunkle Ahnung ehrend.
Mit ſchwarzem Flor umwunden, wirſt du ihn
In einem Käſtchen, künſtlich ausgelegt
Mit Elfenbein, Erlöſung hoffend, finden.
Beſorge das, Du Gute! Ferner ſoll

Jm Kloſter Mangoldſtein, in der Kapelle,
Die Leiche ruhn. — Weinet nicht, Jhr Lieben!
Es kann der Sterbliche nicht früh genug
Sein Haus beſtellen, — gerne möchte ich
Den letzten Schlaf an jener Stelle halten!

(Trompetenſtoß)

Euch ruft die Pflicht, Herr Ritter! Gott! beglück'
Das edle Paar mit Deinem ſchönſten Segen!
Seyd einig, gut, fromm, offen, treu!
Den Schein vermeidet! nach dem Scheine nur
Wird ja ſo Mancher oft gerichtet und verdammet
Vom blöden Urtheil der Befangenheit.
Gott ſegne Euch!

Helika.

O meine theure Mutter!
Mein Heinrich! Treue überlebt den Tod!

Hirſchau.

Frau Herzogin, vernehmet meinen Eid,
Und Jhr, erlauchte Königin und Frau:
Jch: Graf von Hirſchau, will hiemit geloben
Der holden Braut, der lieben Helika,
Unwandelbare Treue bis zum Grab.
Nicht überleben will ich ſie, ſo wahr
Gott ſelbſt iſt gegenwärtig am Altar.

Wenn himmelwärts die Hoſtie fromm hebet
Des Prieſters Hand, und jedes Herz erbebet!

Maria.

Furchtbarer Eid, doch würdig eines Mannes!
Viel Herzliches bringt dem Gemale, Ritter!

Eliſabeth.

Und von Eliſabeth die beſten Grüße!

Maria.

Der Freundſchaft und dem Muthe darf ich wohl
Die Sorge für des Herzogs Leben nicht
Empfehlen.

Hirſchau.

Sorget nicht, mein eignes Leben
Will ich mit Freuden für das Seine geben!

(Trompetenſtoß)

Helika.

Auf Wiederſehen!

(Umarmung.)

Hirſchau.

Als Sieger, oder nie!

(ab)

(Bald darauf wird ein fröhlicher Reitermarſch geblaſen.)

6.

Maria. Eliſabeth. Helika.

Maria.

Tritt nur an's Bogenfenſter, Helika,
Die Sehnſucht lockt Dich hin, ich merk' es wohl;
Es läßt die Liebe nicht ſich wie ein Lamm
Bezähmen. Nur Geduld, er kehrt als Sieger,
Und wird zum Lohne Helika's Gemal.
Dann feiern wir ein Doppelhochzeitfeſt —
Eliſabeth und Meinhard, Graf von Görz —

Eliſabeth.

Dir iſt der Uebergang vom Ernſt zum Scherze
So leicht!

Maria.

Du kenneſt nicht den hohen Preis,
Womit ich dieſe Heiterkeit erkaufe. —
Selbſttäuſchung, um den tiefen Gram zu bergen,
Der unaufhörlich an der Seele nagt,
Iſt dieſer hohe Preis, wofür der Schein,
Nie Wirklichkeit mich freundlich tröſten darf.

Helika.

(am Fenſter)

Den großen Helmbuſch ſeh' ich wallen noch:
Bald wird der Wald dem Auge ihn entziehen.

O, trügen doch die Lüfte meine Stimme
In jene Ferne hin zu dem Geliebten!
Sie ſchwenken raſch — o Gott! ſie ſind vorüber!
Der Himmel ſey mit Euch, verleihe Sieg
Dem Heldenmuthe! —

Maria.

Gute Helika,
Du biſt ſo froh im Sonnenglück der Liebe!
Eliſabeth, in Trauer noch gehüllt,
Scheint unempfänglich für der Liebe Werbung.

Eliſabeth.

Darf eine Witwe auf des Gatten Grab,
Des Frühverlorenen, die frühe Myrte
Der neuen Ehe pflanzen? Ach, mit Konrad
Sind eingeſarget alle meine Freuden,
Kein Auferſtehungstag bringt ſie zurück!

Maria.

Die Pflicht der Mutter iſt die heiligſte; —
Dein Konradin iſt vaterlos. —

Eliſabeth.

Ja, lebte
Nicht Konradin, mein Sohn, der Nonnenſchleier
Bedeckte längſt mein Haupt, und alle Leiden
Des lebensſatten, gramgebeugten Herzens.

Helika.

Gar hochberühmt und edel iſt Graf Meinhard,
Erhöret ſeine liebevolle Werbung:
Des Sohnes Wohl bedinget dieſe Wahl.

Maria.

Er wird Neapel und Sicilien,
Das Erbe Konradins, durch Muth und Einſicht
Erkämpfen! wähle ihn, Eliſabeth,
Als eine ſtarke Säule für das Haus
Der Hohenſtaufen.

Eliſabeth.

Nur mein Konradin,
Die Sorge für des lieben Sohnes Wohl
Entſchuldiget die Wahl des zweiten Gatten.
Begnügen mög' er ſich mit treuer Freundſchaft;
Der Liebe zarteres Gefühl umſchließt
Des Gatten Sarg, des Unvergeßlichen!

7.

Der **Burgvogt**. Die **Vorigen**.

Der Burgvogt.

Der Abt von Mangoldſtein erwartet Euch,
Erlauchte Fraun! ein Hochamt will er halten,
Auf daß der Himmel Ludwigs Waffen ſegne!

Eliſabeth.

Der fromme Abt:

Maria.

Verweilte mein Gemal
Auf ſeinem Zuge hier im Schloſſe?

Der Burgvogt.

Ja.

Maria.

Wie habt Ihr ihn gefunden, Vogt? recht heiter
Und wohl? — Ihr ſchweigt und ſcheint beſtürzt?
O ſprecht,
Was bindet Eure Zunge, welches Unheil
Kann Euer Mund vernichtend mir verkünden?

Der Burgvogt.

Wie's denn zu gehen pflegt auf raſchen Zügen;
In Schweiß gebadet, Mann und Roß, ſo flog
Der edle Herr faſt wie auf Windesflügeln
Nach Donauwörth. Vom Roſſe ſteigend, klagte
Der Herzog über Fieberglut —

Maria.

Mein Gott,
So war er krank, und fern von meiner Pflege!

Eliſabeth.

Ihr habt ihn doch zurück gehalten, Vogt?

Vergebliches Bemühen! — Er befahl
Vor Allem, die Befeſtigung der Burg
So ſehr als möglich zu beſchleunigen,
Verordnend ſelbſt, an Ort und Stelle muſternd,
Das Nöthige. Zurück in die Gemächer,
Vor Kälte bebend, trat der Herzog, mir
Entgegen rufend: „Bringet einen Becher
Johannisberger, Vogt: Die Stunden fliehen,
Es mahnt Gefahr, raſch muß ich fürder ziehen.“
So ſprach der Herzog. Ich entgegnete:
Erlauchter Herr, verzeihet Eurem Knechte,
Der Wein vermehrt die Fieberglut; ein Arzt
Aus Wälſchland iſt ſeit wenig Tagen hier.
Ein kluger Mann, der wird Euch einen Trank
Bereiten aus den Säften edler Kräuter;
Nur ein Paar Stunden gönnet Ruhe Euch.
„So thu', wie Du geſagt, doch eile, Vogt,“ —
Erwiederte der Herzog, und verſchloß
Zu kurzem Schlummer ſich in ein Gemach.
Geſtärkt erwachte Er, den Heilungstrank
Mit heißer Zunge ſchlürfend; glühend ſchien
Die Wange; aus den Augen funkelte
Die Fieberglut, Er zitterte und wankte.

Marie.

Und nicht gewaltſam habt Ihr Euern Herrn,
Das eigne Leben wagend, an das Bett
Gebunden? Pflichtvergeſſener! Sein Tod
Mag über Euch und Eure Kinder kommen!
O mein Gemahl! —

Helika.

Des Freundes Hirſchau Bitte
War leider ferne.

Eliſabeth.

Und mein Bruder zog
Dahin, den Keim des Todes in der Bruſt?

Der Burgvogt.

„Das Schlachtroß vor!“ ſo rief er mir entgegen,
Als ich auf meinen Knieen, händeringend
Ihn bat, im Bette ſorgſam ſich zu pflegen.
„Des Roſſes Sattel iſt des Herzogs Bett!“ —
Das war die Antwort: und auf ſeine Lanze
Geſtützt, beſtieg er lachend, und die Worte:
„Den Frauen meinen Gruß!“ mir freundlich ſagend,
Sein Roß, — und ſprengte adlerſchnell von dannen.

Maria.

Er muß zurück, und gelte es mein Leben!
Dem Abte unſern Gruß, wir würden bald

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erſcheinen zum Gebet. Ruft Theobald,
Den Pagen, daß er Licht uns bringe.
(der Burgvogt ab)

8.

Die Vorigen, ohne den Burgvogt.

Maria.

Schweſter,
Ich ſchreibe ihm ſogleich, bei meiner Liebe
Beſchwörend und bei Allem, was ihm heilig,
Dem unbeugſamen Manne, ihn zur Rückkehr
Bewegend.

Helika.

Schreibt dem Grafen Hirſchau, Mutter,
Zugleich; ſein Rath vermag das Meiſte wohl.
In Fehdezeit ſchätzt Ludwig Männerwort
Mehr, als der Frauen ſüße Herzensſprache.

Eliſabeth.

Ein guter Rath, mein Kind, und dankenswerth!

Maria.

(ſchreibend)

Hört, was ich ſchreibe:
„ Theuerſter Gemal!
„ Du ſchiedeſt fieberkrank von Donauwörth.

„ O kehr zurück, wenn Du die Todesangſt
„ Der liebevollen Gattin liebend achteſt:
„ Wo nicht, ſo weine dann am frühen Grabe
„ Der armen hingeopferten
Maria. “ —

Eliſabeth.

Zum Herzen ſpricht Dein Herz. Nur ein paar Worte
Erlaub' mir beizufügen.
„ Lieber Bruder!
„ Dieſelbe Bitte wagt
Eliſabeth. “ —

Maria.

Nun an den Grafen.
„ Edler Graf und Ritter!
„ Beweget den Gemal, den Reſt des Winters
„ In Donauwörth, ſich pflegend, zu verbringen,
„ Dann will ich gern zum Lohne Euch gewähren,
„ Um was Ihr einſt beim Schachſpiel mich ſo dringend,
„ Und doch vergebens batet. Nun beweiſet,
„ Ob ernſtlich Eure Bitte war.
Maria. “ —

Eliſabeth.

Zu duzen Dich und Deine Farb' zu tragen. —

Erfüllungshoffnung dieſer Doppelbitte
Weckt alle Mittel in des Grafen Seele,
Des Bruders Heimgang zu beſchleunigen.

Maria.

So hoffe ich. Ob die Gewährung auch
Von Helika geduldet wird? —

Helika.

O Mutter,
Ihr ehret mich durch ihn! —

9.

Theobald mit Licht. Die Vorigen.

Maria.

Du jageſt nun
Sogleich zum Herzog Ludwig in das Lager,
Den Brief mit *rothem* Siegel überreichend;
Den andern mit dem *ſchwarzen* Siegel gieb
Dem Grafen Hirſchau; doch der Herzog darf
Von *dieſem* Briefe nichts erfahren, hörſt Du?
Nun jag', dem Sturme gleich, aus unſern Mauern,
Und bring uns gute Botſchaft bald zurück.

(Theobald ab)

Wohl zürnte mein Gemal, wenn er vernähme,

Daß man durch eine zweite Hand Entſchlüſſe
Und Handlungen des Herzogs lenken wolle.

Eliſabeth.

Beſonnen rühm' ich Deinen Geiſt, erwägend
Das Mögliche, was ſich ereignen könnte.

Helika.

Wenn ſich der Winterfeldzug alſo wendet,
Umſchließet Heinrich bald die treue Braut.

Maria.

Nicht wird ſein Herz der Bitte widerſtehen,
Selbſt auf der Bahn der Siegesherrlichkeit;
Maria's Lieb- und Angſterzeugtes Flehen
Verkennen nicht mit früh'rer Zärtlichkeit.

Mich blendet nicht der ſtolze Ruhm der Waffen,
Nur für die Liebe, ja, für Liebe nur
Hat dieſes liebeglüh'nde Herz erſchaffen
Die göttlich-milde, liebende Natur.

Wenn tief im Innern nicht die Stimmen trügen,
So führet ſchnell die Liebe ihn zurück:
Wenn Glaub' und Hoffnung nicht verderbend lügen,
Krönt mein Gebet der Liebe höchſtes Glück:

Vertrauend bin ich von Brabant geſchieden,
Ich riß mich los von mancher Jugendluſt,

Und fand des Vaterhauſes ſtillen Frieden
An Ludwigs treuer, liebereicher Bruſt.

Stürzt auch die ganze Welt aus ew'gen Schranken,
Stirbt doch für Ludwig meine Liebe nicht:
Nie kann die Liebe, kann die Treue wanken,
Ob auch mein Herz in ſeinem Grame bricht!
(Alle ab)

10.

Ludwigs Lager bei Friedberg.

(Im Vordergrunde des Herzogs Zelt, mit der von Maria geſtickten Fahne.)

Veit und **Kurt** halten Wache.

Siegesgeſang der Krieger.

Des neuen Sieges Heldenruhm
Für Ludwig und das Herzogthum,
Errangen wir durch Muth und Kraft
In treuer Waffenbrüderſchaft!

Im Herzen Gott, das Schwert zur Hand,
So fechten wir für's Vaterland,
Für Weib und Kind, für Recht und Hab',
Und für ein ehrenvolles Grab!

Wir danken Gott beim Siegesfeſt,
Daß er die Baiern nie verläßt,
Und jubeln ſiegreich, ſterbend noch:
„Der Herzog Ludwig lebe hoch!“

Veit.

Schreit Euch die Hälſe wund, ihr Neulinge;
Für andre Wunden ſorget ſchon der Feind.

Kurt.

Gieb Acht, Dein Schimpfen koſtet Dir den Kopf:
Du kannſt doch gar nichts ungehudelt laſſen.
Was haſt Du Dich um Andere zu kümmern,
Thu' Deine Wächterpflicht und damit holla!

Veit.

Ein feiger Hund mag mit Bewachen ſich
Begnügen! Fäuſte ſind auch mir gewachſen;
Drein ſchlagen wollen ſie nach Leibeskräften
Für die gerechte Sache Herzog Ludwigs.
Denn Hellebarden hin und her zu ſchleppen
Mit ſchläfrigem Geſicht, iſt nicht viel mehr,
Als Müſſiggang: ein Schuft, wer müſſig geht!

Kurt.

Du, zähm' Dein Maul, ich trag' die Hellebarde. —

Veit.

Ich zähme nur den Uebermuth des Feigen.

Kurt.

Bin ich gemeint mit dieſer frechen Rede?

Veit.

Frag' Deinen Muth, der kann Dir Antwort geben.

Kurt.

Schlau weicheſt Du den ernſten Fragen aus;
Dein Glück!

Veit.

(höhniſch)

Gottlob, ich kann auch glücklich ſeyn!
Hätt's nicht geglaubt. Sag' an, du Sonntagskind,
Wann iſt ein Jäger wohl am glücklichſten
Zu preiſen?

Kurt.

(barſch)

Weiß es nicht!

Veit.

(hebt die Hellebarde gegen ihn auf)

Wenn er den Haſen
Todtſchlagen darf, er ſpart dann einen Pfeil.

Kurt.

Das geht zu weit: ich will um Hülfe rufen. —

Veit.

O Held! ein Sprachrohr trag' ſtatt dieſer Waffen! —

Kurt.

Wenn Du den Muth allein gepachtet haſt,
So zieh ins Feld!

Veit.

Der Herzog duldets nicht;
Der hat zwei Wächter, doch nur einen Veit!
Dem Herzog leg' ich meinen Dienſt zu Füßen,
Und zieh gen Heidelberg, mein Bärenfell
Mit Vortheil zu vermiethen.

Kurt.

Schlecht gedacht!

Veit.

Schlecht denken kann ein Schlechter nur, wie — ach!
Da kömmt des Herzogs Henker, um vielleicht
Vom Galgenhandwerk Rechenſchaft zu geben.
Ich will verdammt ſeyn, wenn nicht bald mein Arm,
Dem Vaterland zum Wohle, in den Rachen
Des Teufels ſchleudert dieſen Höllenkanzler! —

11.

Der Kanzler, eilig. Die Vorigen.

Der Kanzler.

Wer ſprach vermeſſen meinen Namen aus?

Kurt.

Der da, geſtrenger Herr!

Veit.

Du feiler Bube! —
Ich war's, Herr Kanzler; — einen frommen Wunſch.
Bei meiner Seligkeit! — hab' ich gethan
Für mein geliebtes Vaterland. Ein Baier
Verhehlet nichts.

Der Kanzler.

Wie lautete der Wunſch?

Kurt.

Er wolle Euch —

Veit.

Du ſchweigeſt, Ofenwurm!
Bekenntniſſe von ſolcher Art ſind ſelten;
Nicht Jeder waget ſie. Geſtrenger Herr:
Des Herzogs Henker nannt' ich Euch; dem Teufel
Euch abzuliefern — war mein frommer Wunſch.
Seht nun, das iſt die ganze Kleinigkeit.

Der Kanzler.

(ihn zu ſich winkend)

Für dieſen frommen Wunſch verſprech' ich Dir —
Den Galgen, in acht Tagen hängeſt Du.

Veit.

Schon gut, ich will es hinter's Ohr mir ſchreiben,
Obgleich es freilich nicht ſo lang iſt, wie —

Der Kanzler.

Beſchimpfen willſt Du mich? Nun denn —

(zieht den Degen)

Veit.

Im Namen
Des Herzogs, weg von da, ſonſt jag' ich Euch
Die Hellebarde durch den Leib!

12.

Ludwig, aus dem Zelte tretend. Die **Vorigen**.

Ludwig.

Was ſoll
Der Lärm vor meinem Zelt!

Der Kanzler.

Der Wächter Veit
Hat mich beſchimpft, nun will er mich ermorden.

Kurt.

Die Waffen hob er gegen mich, des Herzogs
Leibwächter.

Ludwig.

Unterſuchen werd' ich ſelbſt
Den Streit, und ſtrenge richten nach dem Rechte.
Wo kommt Ihr her?

Der Kanzler.

Von Meiningen, Erlauchter.
Ich habe dort Gericht gehalten über
Meineidige, die — ihre Pflicht vergeſſend,
Verachteten des Herzogs Gnadenruf.

Ludwig.

Wie viele fandet Ihr des Todes ſchuldig?

Der Kanzler.

Nur fünfzig unter vier und ſiebenzig.

Ludwig.

Wie ich befohlen habe!

Der Kanzler.

Wenn der Treubruch
Nicht wird beſtraft nach des Geſetzes Strenge,
Darf nie das Land des Friedens ſich erfreuen.

Ludwig.

Ich liebe Gott und die Gerechtigkeit
Der Fürſten. Schutz bin ich dem Lande ſchuldig:
So lang' ich Herzog bin, ſoll das Verbrechen
Gerichtet werden nach des Rechtes Strenge.
Am eignen Blute würde ich die Sünde
Parteilos ſtrafen ſonder Huld und Gnade,
So wahr ein Gott lebt, der die Fürſten richtet!
Der deutſchen Hanſa Bund im tiefen Norden,
Walrode's kühnen Waffenbund in Mainz,
Dem ich mit ganzer Macht mich angeſchloſſen,
Den Stolz zu beugen widerſpenſtiger
Gewaltsherrn, vieler Fürſten redlichen
Verein, des Reiches Frieden zu begründen,
Wird der Allmächtige beſchirmend ſegnen. —
Nach Biberach hat ſich die ſtarke Schaar
Des Ortenburgers noch vor Tages Anbruch
Gewendet: wenn dem Hirſchau es gelänge,
Sie zu erreichen und dann zu vernichten,
So zögen wir in nächſter Woche ſchon
Nach Heidelberg.

Der Kanzler.

Ich traf in Meitingen
Den Grafen Hirſchau. Wie mir ſchien, ſo wollte
Des Ortenburgers Schaar der Ritter ſchlau

Umgeben, überflügelnd ſie verderben.
Er war recht ſiegesfroh: an ſeinem Halſe
Sah ich hellglänzend jene goldne Kette,
Die ihm als Liebesdenkmal um den Nacken
Die Herzogin Maria hing.

Ludwig.

Du lügeſt,
Du leichenwitternde Hyäne!

Der Kanzler.

Herzog,
Jagt nicht in böſe Wallung Euer Blut;
Ich war ja unbemerkter Augenzeuge,
Als ſie in Donauwörth dem Knieenden
Die Kette reichte mit den Worten: „Trage
„Mit Liebe ſie, denn Liebe weiht ſie Dir;
„Da nimm es hin, das Denkmal meiner Treue!

Ludwig.

Ein Wort noch, Kanzler, und ich ſpalte mit
Dem Schwerte Euer ſchnödes Lügenhaupt!

Der Kanzler.

Dann tödtet Ihr das Leben, nicht die Wahrheit.
Fragt Helika, die gegenwärtig war;
Zum Tod erbleichend ſtürzte ſie hinaus,
Als ſie den unverhofften Gaſt gewahrte.

Ludwig.

Maria? —

Der Kanzler.

Tadelte, daß ungemeldet
Ich das Gemach betrat. Der Ritter drohte,
Doch ganz vernichtet ſchien die Herzogin.

Ludwig.

So will ich denn —

Der Kanzler.

Geduld, erlauchter Herr!
Noch bin ich nicht zu Ende. Hirſchau trug
Auch eine Schlachtenbinde, ſchön geſtickt
Mit Gold und Perlen, von der rechten Schulter
Die linke Hüft' entlang gar luſtig flatternd,
Von Seide, weiß und blau; links auf der Bruſt,
Da, wo das Herz im Liebestaumel ſchlägt,
Sah ich ein M, hell wie ein Ordenszeichen
Der alten Tempelherren, freundlich leuchten.

Ludwig.

Verſuche nicht, du alte Frevlerzunge,
Herauf zu rufen aus der Hölle Schlünden
Der Rache finſtern Geiſt.

Der Kanzler.

Wie höhnend faſt,

Kaum bändigend das ſchaumbedeckte Roß,
Leicht grüßend, rief er mir ganz laut entgegen:
„Sagt Euerm Herzog — denkt, er ſagte: Euerm —
„Ich fühle mich ſo überaus beglückt,
„Und ganz geſtimmt, um Wunder zu verüben,
„Dergleichen nie ein Feldhauptmann gethan:
„Mein ſey der Sieg ſchon vor der Schlachtenſtunde.“
Zweideutig, merkt Ihr wohl? — „Er möge nur
„Nach Donauwörth die Siegeskunde ſenden?“

Ludwig.

Zweizüngiger Verräther!

Der Kanzler.

Noch einmal,
Schon vorwärts ſprengend, wendet er das Haupt
Und ruft: „Euch aber rath' ich, unterdeß
Nur Pergament zu glätten, auch die Griffel
Zu ſpitzen fleißig, um der Baiern Siege
In einer Chronik zu verzeichnen.“ Lautes
Gelächter riß ſich durch die ganze Rotte,
Und wie der Sturmwind jagte ſie von dannen.

Ludwig.

Wenn Deine Zunge Wahrheit ſprach, — weh ihr
Und ihm! Ein Muſter der Gerechtigkeit
Will ich zur Sühne ſchnöd verletzter Pflicht,

Mit unerhörter Strenge allen Fürſten geben.
Doch wenn es ſchändliche Verläumdung iſt
Soll Dir am Rabenſtein des Henkers Hand
Des Kanzleramtes Siegelbrief verbrennen,
Ausreißen die verfluchte Lügenzunge,
Und auf das Rad den Frevler lebend flechten,
Nach Reiches Satzung und nach Landesrechten!

Der Kanzler.

So ſpricht das Recht, und ſo geſchehe mir,
Wenn nicht mein Mund die reine Wahrheit ſprach.

(Lärmen)

Ludwig.

Was rottet ſich die Schaar? Was iſt zu ſchauen?

Veit.

Ein Page iſt es der Frau Herzogin,
Auf ſchlankem Renner ſprenget er gerade
Dem Lager zu. Der bringt wohl Wichtiges!

Der Kanzler.

Das iſt ja Theobald, der ſtumme Page.
Er jagt wie toll.

Ludwig.

(für ſich)

Wenn ihn Maria ſendet,

Den ſtummen Mahner an die Jähzornsſtunde
Der Falkenjagd, ſo könnt' ich füglich zürnen.
Warum an Uebereilung ewig mahnen?
Es wird doch Jedem nur was er verſchuldet.

13.

Theobald. Die Vorigen.

Ludwig.

Da biſt Du ja, mein lieber Theobald!
Was bringſt Du Gutes mir von Donauwörth?

(Theobald zieht den Brief aus dem Buſen)

Ein Schreiben? Ja, die Ungeduld der Frauen
Entſchuldiget auch nicht die wichtigſten
Verhältniſſe. Du biſt wohl ſehr ermüdet,
Du armer Junge?

(ſtreicht ihm die Locken aus der Stirn)

Und ganz aufgelöſet
Hat Dir der feuchte Wind die blonden Locken.
Der Reiſe Mühe will ich Dir vergelten,
Mein lieber Theobald! — Was ſchreibet mir
Maria, meine liebevolle Frau?

(erbricht den Brief und lieſt; während des Leſens wird ſein Gemüth von der Ueberraſchung bis zur höchſten Wuth geſteigert)

Was iſt das, Kanzler?

(lieſt)

„Edler Graf und Ritter!“
Das gilt nicht mir; laßt ſehen, wem es gilt:
„Beweget den Gemal, den Reſt des Winters
„In Donauwörth ſich pflegend, zu verbringen,
„Dann will ich gern zum Lohne Euch gewähren,
„Um was Ihr einſt beim Schachſpiel mich ſo dringend
„Und doch vergebens batet! Nun beweiſet,
„Ob ernſtlich Eure Bitte war.
Maria.“ —
Schandkuppler, fahr' hinab ins dunkle Haus,

(erſticht ihn)

(Beſtürzung und trauernde Gruppe der Krieger während des Herzogs Rede. Veit, mit den Andern lebhaft ſprechend, wirft drohende Mienen auf den Kanzler.)

Nun ſtürzet ein, ihr Millionen Welten,
Der höchſte Erdenfrevel iſt vollbracht;
Das Ungeheure kann ich nicht vergelten,
Bedeckt die Frevelthat mit Todesnacht!

Verflucht ſey meiner Liebe erſte Stunde,
Verflucht der Tag, ſo dieſen Schimpf gebar;

Verrath ſieht mit dem Ehebruch im Bunde,
Betrogen war ich ſchon am Traualtar!

Die Roſſe vor! — Graf Ottlinger befehle
Dem Heere! Hirſchau ſchleppt nach Donauwörth
Gefeſſelt, daß die Todesart ich wähle,
Werth des Verbrechens, das die Welt empört!

Mir nach, Herr Kanzler! Auf gewohnte Pfade
Führt Euch das Rächeramt, des Herzogs Wuth;
Für Eh'bruch iſt bei Gott nur Gnade,
Und Meineid ſühnet nur des Frevlers Blut!

Verbrecherin! Dich wird mein Zorn erreichen!
Verräther! Mördertod ſey Dein Gewinn:
Ihr endet Beide unter Henkers Streichen,
So wahr ich Ludwig, Baierns Herzog, bin!
(ab)

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

1.

Veſte Donauwörth. Gemach.

Helika am Bogenfenſter.

Nicht eine Spur, ſo weit das Auge reicht,
Von Theobald! — Blutſtreifen ähnlich ſchwimmen
Der Sonne Scheideſtrahlen auf dem Spiegel
Der Donau; fernhin ſteigen ſchon die Nebel
Wie graue Flöre auf, bald rieſigen
Geſtalten ähnlich, oder Felſenwänden,
Bald einem ungeheuern Trauermantel,
Woron ein Sarg mir jede Falte dünket
Für ſtilles Glück und frohe Liebesträume.
Nur eine Spanne Zeit trennt vom Geliebten
Mein ſehnſuchtkrankes Herz; ausfüllen mögen
Geduld und Hoffnung dieſe dunkle Kluft.
Denn auf des Lebens ſturmbewegten Wogen
Iſt Hoffnung nur der ewig feſte Anker,

Wenn ihn der Glaube ſenket in die Tiefe,
Mit treuer Liebe ſiegender Gewalt.
(ſtarrt in die Ferne)

2.

Maria im Brautſchmucke. Eliſabeth in Trauer. Vorige.

Maria.

Da ſieh die Träumende am Bogenfenſter,
Wie ſie hinausſtarrt in die öde Ferne,
So liebevoll und einſam. Helika!

Helika.

Wer ruft? — O meine liebe, liebe Mutter!

Maria.

Schließ doch das Fenſter, Kind, es möchte ſonſt
Die Winternacht verderblich auf Dich wirken.

Helika.

Im Brautſchmuck, Mutter?

Maria.

Du erſtauneſt, Kind,
Und nicht vermag die Liebende zu löſen
Des Feſtgewandes Räthſel?

Eliſabeth.

Schneidend mahnet
Mein Trauerkleid in dieſem Augenblick
An meiner Ehe früh verwelktes Glück.

Maria.

Aus Grabesaſche wird die Liebe ſteigen,
Mit des Gewandes ernſtem Farbenſpiel
Wird auch der Gram aus Deiner Seele weichen.
O, Lieben iſt ſo ſchön! das ganze Leben
Iſt Liebe! — An die Blüthezeit der erſten,
So liebereichen Tage zarter Werbung,
Und an die goldne Stunde der Vereinung
Für Leben und für Tod am Traualtare,
Verſuch' ich die Erinnerung zu wecken
In meines Ludwigs herrlichem Gemüthe.

Eliſabeth.

Ein ſeliger Empfang!

Helika.

So wahr als rührend!

Maria.

Wenn heißes Flehen ihn bewegen konnte,
Dem Ruhme zu entſagen für die Liebe,
So galt ihm Liebe mehr als Heldenruhm,

So hat die Sorge für der Gattin Leben
Den Preis des Lorbeers ſiegreich aufgewogen.
Und darum tret' ich dem geliebten Manne
Als Braut geſchmückt entgegen. O, er wird
Mit Liebesthränen in den Heldenblicken,
Mich tiefgerührt an ſeinen Buſen drücken!

Helika.

O Seligkeit der Liebe, deine Wonnen
Sind unermeßlich, wie die Himmelsſonnen!

Eliſabeth.

Wo aber lebt der Bürge ihrer Dauer?

Maria.

Verhältniße der Außenwelt zerſtören
Mit roher Hand gar oft die goldnen Früchte,
Womit das wandelbare Glück, womit
Der blinde Zufall Günſtlinge belehnet.
Denn dieſe Früchte ſind von irdiſcher
Natur; wie ſie nach ewigen Geſetzen
Gedeihen, müſſen ſie dem Wechſelſpiel'
Des Irdiſchen nicht minder unterliegen.
Allein die Liebe iſt unſterblicher
Natur; ſie waltet in dem Reich der Sphären
Und bindet ihren Gang an Harmonie,
Den Bettler kann zum Gotte ſie verklären,

Und alles Lebende beherrſchet ſie.
Ja ihre Dauer kann das Herz verbürgen,
Das ſchuldlos ſchlägt, und treu und fromm und rein;
Wo eignes Glück die blinden Menſchen würgen,
Da flieht ſie, und die Hölle ziehet ein!

Helika.

Begeiſterung entſiegelt Eure Seele,
Geliebte Mutter! wahrlich, ſeliger
Geleuchtet hat das ſchöne Auge nie,
Und wie prophetiſch tönen Eure Worte,
In meiner Seele unerforſchte Tiefen.

Eliſabeth.

Erſtaunen feſſelt meine Lippen, Schweſter!
Mit ſolchen Flammenworten künden ſonſt
Verklärte ihren letzten Willen nur.
Nicht nennen kann ich dieſen fremden Geiſt,
Der mit der unbedingten Zuverſicht
Dem liebenden Gemüthe —

Maria.

Ausgeſprochen
Iſt ſchon der Name dieſes fremden Geiſtes.
Das liebende Gemüth hat mich entzündet.
Ja, wer ſein Theuerſtes begraben hat,
Dem ſind der Seele Schwingen ſchon gelähmet;

Wenn ſolcher Gram den Freudenſarg umklammert,
Dann weinet ſelbſt die Hoffnung an dem Grabe,
Und nur da oben trocknen ſolche Thränen.
Eliſabeth, Dich mag der Himmel tröſten,
Die zarte Liebe Deines Konradin.

Eliſabeth.

Mein Konradin, mein guter Konradin!
Nur Du allein verſüßeſt mir das Leben
Voll unnennbarer Leiden, ohne Dich
Würf' ich die Laſt des Lebens von den Schultern.

Maria.

Eliſabeth, verſuche nicht den Himmel!

Eliſabeth.

Kann ſelbſt ein Gott das Maß der Mutterliebe
Begrenzen?

Helika.

Schöner Traum vom Mutterglücke!

Maria.

Was auch dem Sterblichen begegnen möge,
Es iſt das Schlimmſte nicht. Des Unglücks Leiter
Hat Millionen Stufen; welche Tiefe
Die letzte feſſelt, — das ergründet
Kein irdiſcher Verſtand. Im Jugendglanze,
Im hoffnungsreichen, blüht Dein Konradin.

Wenn nun der holde Knabe ſtürbe?

Eliſabeth.

Gott,
Mein Gott! nicht überleben würde ihn
Mein Gram!

Maria.

Eliſabeth, das Schrecklichſte
Iſt nicht der Tod, der unverſchuldete,
Weil nichts verliert, wer nicht ſich ſelbſt verliert,
Und Niemand ſelig iſt vor ſeinem Ende.
Die *Schuld* allein, erwäge wohl die große
Gewalt des Wortes, — nur die *Schuld* iſt Sünde,
Und Sünden kann die Liebe nur vergeben.

Helika.

(am Fenſter)

Ein eiſig rauher Sturmwind jagt vorüber,
Der Föhren ſchneebedeckte Aeſte rauſchen
Unheimlich in den Gründen: von den Zinnen
Erdröhnet roſtgehemmter Wetterhähne
Geächz'; bisweilen ſchlägt ein dumpfer Schrei
Des wilden Nachtgevögels, wie ein Angſtruf
Der Sterbenden, herauf zur lauſchenden,
Von dunkler Angſt gequälten Helika.
Wohlthätig deckt ein dichtes Schneegeſtöber

Den grauſen Spuk, der oft in öder Nacht
Toll um die Scheiben gaukelt, Sinnverwirrend.
O Mutter, welche grauenvolle Nacht!
Mein Gott, der Theobald!

Eliſabeth.

Der arme Junge!

Maria.

Wo er auch weilen mag! mir banget ſo!
Gereuen möchte ich die Uebereilung,
Den Stummen auszuſenden, welcher nicht
Um Hülfe rufen kann, wenn Menſchliches
Dem Unglückſeligen begegnen ſollte.

Eliſabeth.

Vielleicht hat er im Lager ſich verſpätet,
Vom Bruder Ludwig liebreich aufgenommen,
Der ihn den Schrecken einer ſolchen Nacht
Nicht überliefern will aus kluger Vorſicht.

Maria.

Der arme Junge iſt mir ſo ergeben,
Aus alter Dankbarkeit, daß er ſein Leben
An jeden meiner Wünſche freudig ſetzet,
Und lieber ſtirbt, als ſeine Pflicht verletzet.

Helika.

Ach Gott! vielleicht erreichte ihn die Nacht,

Auf raſchem Fluge zur Gebieterin:
Vielleicht verlockte ihn der blanke Schnee
Auf unwegſame, bodenloſe Sümpfe,
Die Roß und Reiter rettungslos verſchlangen.

Maria.

Des Weges iſt der treue Page kundig,
Das iſt mein Troſt!

Eliſabeth.

In lichter Mondesnacht
Mag Theobald bekannte Wege treffen; —
Wegweiſer ſelbſt kann Nacht und Schneegeſtöber
Ablenken unvermerkt vom rechten Pfade,
Und mancherlei Gefahren übergeben.

Maria.

Wohl könnte mein Gemal vielleicht auch zürnen,
Daß ich gerade Theobald geſendet,
Den ſtummen Pagen, wie zur neuen Mahnung
An alte Schuld, an wilde Jähzornsflamme,
Die warnend in des Knaben ſtummen Munde
Verewigt ſich als trauervolle Kunde.

Helika.

Gar oft ſchon, Mutter, hab' ich Euch gebeten,
Wie es geſchah, daß Theobald die Sprache
Verlor, mir zu erzählen. Nicht geziemet

Erinnerung an ein Verſprechen mir,
Dem Kinde: aber bitten darf ich wieder,
Nicht wahr, geliebte Mutter, bitten nur?

Eliſabeth.

Dein Schweigen hab' ich nur, das ſchonende,
Geachtet, glaubend, daß ein Eid Dich bände.
Iſt Wahn mein Glaube, Schweſter, ſo vereine
Ich mit der Bitte Helika's auch meine.

Maria.

Nicht ein Geheimniß iſt, was vor den Augen
Von Tauſenden geſchah; allein ſo furchtbar
Ergreift mich ſelbſt ſchon die Erinnerung
An jenen Schreckenstag, daß mir das Wort
Erſtarren möchte auf den offnen Lippen,
Entſchlöß' ſich zur Erzählung meine Seele.
Nicht mag ich an dem herrlichen Gemale
Die Schattenſeite liebelos enthüllen.

Eliſabeth.

Du haſt ſo oft die großen Tugenden
Des Gatten uns mit jugendlicher Glut
Der liebereichen Phantaſie gemalet;
Vollende das Gemälde, treu der Wahrheit:
Du malteſt Licht, gieb uns die Schatten auch;

Die Tage der Verirrung ſind vorüber,
Und fleckenlos ward Einer nur geboren.

Maria.

Vernehmet alſo, was ich lang verſchwiegen:
Das edle Waidwerk iſt des Herzogs Luſt,
Vorzüglich liebet er die Falkenjagd,
Und weiß die Falken kunſtgerecht zu werfen,
Wie ſie es nennen in der Jägerſprache,
Damit ſie ſteigen durch die Kraft der Schwingen,
Dem Raube nach bis über Wolkenhöhe,
Daß ſie des Schützen ſcharfes Auge kaum
Erreichen kann. Koſtbare Jagdgeräthe
Und Falkeniere, die der Kaiſer ſelbſt
Nicht auserleſener vereinen mag,
Erſchienen im Gefolge des Gemales
Am Hofe von Brabant mit großer Pracht.
Den fröhlichſten und ſchönſten aller Falken —
Man nennt ihn Alphanet, die Barbarei
Iſt ſeine Heimath, wunderſchöne Federn
Von blender Farbe ſchmücken ſeinen Leib,
Und ſeine klugen Augen kann ich wohl
Mit zarten Kinderaugen nur vergleichen —
Hat König Ludwig ihm, der Heilige,
Von Frankreich, durch den Grafen Hirſchau einſt,

Da er Verträge wegen in Paris
Sich aufhielt, als ein Zeichen guter Freundſchaft,
Geſendet zum Geſchenke. Theobald,
Der Edelknabe, war des Thieres Wärter,
Und täglich kam der Herzog zum Behälter
Des Lieblings, ihn zu ſehen und zu ätzen.
Am Morgen der Verlobung ritt mein Vater
Mit Herzog Ludwig und viel edlen Rittern
Zur Falkenjagd. Die Mutter, ich und ſieben
Vornehme Frauen, auf geſchmückten Zeltern,
Begleiteten den Zug. Unüberſehbar,
Aus Städten, Burgen, auch aus weiter Ferne
Herbeigelockt von Neugier, den Verlobten
Der Herzogstochter anzuſchauen, hatten
Schauluſtige am Wege ſich gelagert.
„Wo iſt der Theobald mit meinem Falken?“
Frug plötzlich Ludwig, als die Hörner klangen.
Man ſieht, und fragt, und forſcht — kein Theobald
Tritt vor den Fragenden. „Wo weilt der Junge?
Man rufe ihn, den Säumigen im Dienſte!“
Die Diener eilen nach des Herrn Gebote,
Aus deſſen Mienen ſchon die Zornglut leuchtet.
Bleich, zitternd, Angſtentſtellt, mit hohlen Augen,
Stürzt Theobald laut ſchluchzend zu den Füßen

Des Herzogs. Unglückſeliger, was willſt Du?
Herr, ſchuldlos bin ich bei des Himmels
Fluche:
Ein Diener legt den todten Falken hin.
Und den erſchauend, ſeiner nimmer mächtig,
Will er den Knaben Theobald durchbohren.
Vom Zelter ſtürzend, den gehobenen,
Tod dräu'nden Arm mit lautem Schrei umklammernd,
Fleh' ich Erbarmen für das arme Kind,
Beſchwörend ihn bei dem Verlobungseide,
Und kaum noch hörend die Begnadigung,
Umſchleiert Nacht des Schreckens meinen Sinn.
Und leblos ſtürz' ich neben Ludwig hin! —

Eliſabeth.

Furchtbares Bild der ſchrankenloſen Wuth!

Helika.

Die Schilderung treibt wie ein Schwindel ſich
Durch meine Seele.

Maria.

Schuldlos war der Knabe:
Die Jäger fanden in des Falken Magen
Den Grund des Todes. Unverdauliches,
Verſchluckt am Uebungstage vor der Jagd,
Schloß mit des Falken Leben — ſeine Kunſt.

Eliſabeth.

Und Theobald?

Maria.

Die höchſte Todesangſt
Hat ihm geraubt der Sprache ſüßen Laut;
Und dennoch gährt kein Groll in ſeiner Bruſt,
Und dennoch ſtürbe er für den Gemal,
Und für die ewig theure Retterin.

Heliſka.

Hat Herzog Ludwig dieſen Fall bereuet?

Maria.

Du kennſt ja den Gemal, und frageſt doch? —
Die Reue glich des Zornes ganzer Größe,
Ich kann ſie nur die grenzenloſe nennen.
„ Ich übergebe meinen Theobald
„ Maria's zarter, mütterlicher Pflege.
„ Verſüße ihm den ſchmerzlichen Verluſt
„ Der Sprache: ſey ihm eine gute Mutter.
„ O möge mir der Knabe niemals fluchen!“ —
So ſprach er, und ich ſah in Ludwigs feuchten
Verklärten Augen Reuethränen leuchten.

Eliſabeth.

An Seelenadel und an Herzensgüte
Wird meinen Bruder Keiner übertreffen

Von all' den hohen Fürſten ſeiner Zeit.
Der Himmel mög' ihn nur vor Eiferſucht,
Und vor des Zornes Folgen gnädig ſchirmen!

3.

Konradin, den Burgvogt herein zerrend.
Die Vorigen.

Konradin.

Nur mit herein, Herr Vogt', da hilft kein Sträuben!

Der Burgvogt.

Ich bitt' Euch, Prinz, — zu einer andern Stunde!
Recht gern; allein —

Konradin.

Was Burg und Stadt ſchon wiſſen,
Muß auch die Herzogin und meine Mutter
Erfahren.

Eliſabeth.

Konradin, was ficht Dich an,
Zur Zeit, zur ungewöhnlichen, den Vogt
Zu zerren in der Frauen fürſtliches
Gemach?

Maria.

Willſt Du den Herzog hier erwarten?

Der Burgvogt.

Der Prinz hat mich gebeten, halb und halb
Gezwungen, ihm zu folgen, hohe Frauen:
Vergönnt, daß ich zu meinen Kindern gehe,
Des Herrendienſtes Stunde iſt vorüber,
Auch wird der Herzog in ſo wilder Nacht
Nicht mehr zurücke kehren zu den Seinen.
Erlauchte Frauen, gute Nacht!

Konradin.

Halt, Vogt!
Erſt müſſet Ihr den Frauen Rede ſtehen,
Dann möget Ihr, wie's Euch erlaubt iſt, gehn
Wohin Ihr wollt. Nun hör' nur, liebe Mutter!
Vor einer Stunde trete ich in das
Gemach des Oheims, mir die Heldenſage
Vom Arthur und der Tafelrunde
Zu holen aus dem alten Schriftenſchranke.
Dort finde ich das ganze Burggeſinde
Verſammelt um den Vogt, der einen Spuk
Vom Kloſter Margeldſtein den Horchenden
Erzählte, welcher in der jüngſten Nacht,
Eh' wir von München in die Veſte kamen,
Hin durch die Kirche ſchritt. Nun mag der Vogt
Auch Euch die grauenvolle Mähr' verkünden.

Maria.

Nun ſo erzählet, Vogt, Ihr kürzet uns
Die Zeit.

Eliſabeth.

Warum verſchweigt Ihr das Ereigniß?

Der Burgvogt.

Verzeiht, Frau Königin, ich wollte nicht
Vorgreifen dem hochwürdigen Herrn Abte;
Unheimliches der alten Kloſterkirche
Zu melden Euch wär' unbefugt von mir
Geweſen; denn das iſt des Abtes Pflicht,
Und meine Pflicht begrenzen dieſe Mauern.

Maria.

Mit ernſter Miene, doch mildlächelnd auch,
Empfing am Morgen uns, da wir zum Hochamt
Um Segen für des Herzogs Waffen betend
Zur Kirche gingen wohlgemuth, der Abt,
Doch nichts vom Spuke hat ſein Mund erwähnet,
Nun iſt's an Euch, was dort geſchah, zu melden.

Der Burgvogt.

Wenn Ihr befehlet, muß der Vogt gehorchen.

Helika.

Der Sturmwind heulet tobend um die Veſte
In dieſer Nacht, ſo daß man wahrlich dachte,

Nicht wilder wär' die lezte aller Nächte.
Erwäget, Mutter, daß in ſolcher Stunde,
Abſtreifen wird des Vogtes ernſtes Wort,
Den ſchönen Traum des frohen Wiederſehens
Von Eurer lieb- und hoffnungsreichen Seele.
Wer ſich vermißt, die Decke kühn zu heben,
Die Sterblichen Unſterbliches verhüllt,
Kann zwar verwegen würfeln um ſein Leben,
Doch wird ſein Sehnen nimmermehr geſtillt.

Maria.

Sey ruhig, Kind, wer reines Herzens iſt,
Hat Sturm und Wort, und Stunde nicht zu fürchten.
In ernſter Stunde will ich Ernſtes hören,
Und ſo geſtimmet fühl' ich mein Gemüth,
Daß ich das Schlimmſte heiter tragen konnte.

Der Burgvogt.

Zwei Mönche, die am Choraltare nächtlich
Das ewige Gebet, zum Seelenheil
Des edlen Stifters Mangold, ſeines Namens
Der Dritte, fromm vereinet, trug man heute,
Dem Tode nahe, vom Altar hinweg,
Da kaum der Morgen graute, in die Zellen,
Und auf des Abtes freundliches Befragen
Nach ſolchen Unfalls räthſelhaftem Grunde,

Vernahm er nun die ſchauerliche Kunde:
„ Dumpf dröhnte von dem Thurme der Abtei
„ Der zwölften Stunde letzter Schlag; die Lampe,
„ Die immer leuchten muß, nach alter Stiftung,
„ Erloſch: die Flügel von dem Eiſengitter
„ Der Grabkapelle der Frau Herzogin —

Helika.

O meine Mutter! — Vogt, wie unbeſonnen!

Eliſabeth.

Maria, ſend' den Vogt zu Weib und Kindern!

Maria.

Wozu? wähnt Ihr, ich trüge nicht mit Gleichmuth
Die Geiſterſage? — Jeglichen ereilt
Die Nacht; ſo ihn die Grabesſtimmen rufen,
Betrete er mit Muth die finſtern Stufen.

Der Burgvogt.

„ Sie ſprangen donnernd aus den ſchweren Bändern,
„ Ein ernſter Zug von heimgekehrten Mönchen,
„ Wohl aus der Urzeit von des Kloſters Gründung,
„ Mit Bruſtgekreuzten ſchwarzen Doppelkerzen,
„ Schritt durch die feſtverwahrte Kirchenthüre,
„ Mit unverſtändlich ſummenden Geſängen,
„ Der hell erleuchteten Kapelle zu.
„ Sie trugen einen reich verzierten Sarg,

„ Gehüllt in weiße Decken von Damaſt,
„ Geſchmücket mit den Wappenſchilden Baierns,
„ Der Pfalz am Rhein', und — da verfiel die Kraft
„ Des Sprechens dem erbleichten Mönchepaar;
„ Drauf haben ſie das Abendmahl genommen,
„ Und Beide ſind zu gleicher Zeit verſchieden."

Maria.

Recht wundervoll, fürwahr!

Eliſabeth.

Es füget ſich
Zuweilen, daß der Tod von Königen
Und Fürſten, großes Völker-Unglück auch,
Wie Krieg und Peſt, und lange Hungerjahre,
Verkündet wird durch ungewöhnliche
Erſcheinungen.

Maria.

Der Himmel wolle gnädig
Bewahren unſer Haus!

Konradin.

Warum denn traten
Die beiden Mönche nicht, im Namen Gottes,
Dem fremden Zuge fragend in den Weg?

Der Burgvogt.

Um Gott, mein Prinz! das hätte ſie getödtet!

Konradin.

Das Fragen, däucht mir, wäre doch erlaubt.

Der Burgvogt.

Nicht immer mag das Außerordentliche
Unheil verkünden. In der erſten Nacht,
Da ich von Landshut kam, und alle Gänge
Und Thüren, ob ſie gut verwahret, unterſuchte,
Antretend eben draus die Marmortreppe,
Wollt' mich's bedünken, eine Frauenleiche
Lieg' auf der Stufen Mitte, und ganz unten,
Am Fuß' der Treppe, ſteh' des Schloſſes Gründer,
Zurückzugehen mit der Hand mir winkend.
Eiskalter Schauder zwar durchrieſelte
Mir die Gebeine, doch auf Gott vertrauend,
Und im Bewußtſeyn meiner Dienſtespflicht,
Mich dreimal kreuzigend, ſchreit' ich voran.
Da nehme ich, ſtill lächelnd, nun gewahr —
Standbilder Herzog Otto des Erlauchten,
Und Herzog Ludwigs, zauberiſch beleuchtet
Vom bleichen Mondlicht. Alſo täuſchen Nacht
Und Auge.

Maria.

Jeder Menſch hat ſeinen Warner,
Wenn er d'ran glauben will. Und wie die Trauer

Eliſabeths Vergängliches bedeutet,
Mein Brautſchmuck aber der Vergangenheit
Luſtreiche Stunden an die frohe Zukunft
Mit ſeligen Erinnerungen reihet,
Geſtaltet ſich das irdiſche Beginnen,
Denn Niemand kann Nothwendigem entrinnen,
Den Erdenfreuden blühet ſelten Dauer,
Und Jubel wechſelt oft mit Todestrauer.

(Man hört den Thurmwächter dreimal blaſen)

Der Burgvogt.

Der Herzog kömmt, erlaubt, ich muß entgegen!

Konradin.

Ich auch, ich auch!

(Beide ab)

4.

Die Vorigen, ohne Konradin und den Burgvogt.

Maria.

Du haſt den Leidenskelch
Von mir genommen, Vater, Allerbarmer!

Helika.

(horchend)

Mich dünkt, es rufe Hirſchau meinen Namen!

Eliſabeth.

Komm, Helika, wir wollen an der Treppe
Die ſpäten Gäſte froh empfangen. Schweſter,
Du Träumerin, hilf doch das Kleeblatt bilden,
Der Glaube — ich, die Hoffnung — Helika,
Die Liebe — Du.

Maria.

Und dennoch paßt kein Blatt
Zum andern, ſag' ich Euch; geht nur allein!
Gott dankend, kann ich ihn am würdigſten
Empfangen.

Helika.

Königin, an Eurer Hand
Geh' ich der Wonne frohen Widerſehens
Mit liebetrunkenem Gemüth entgegen.
(beide ab)

5.

Maria allein.

Ström' aus, mein Herz, der Andacht reiche Fülle,
Ich hab' ihn wieder, den ich über Alles liebe,
Und aufgelöſ't in Wonne iſt die Angſt,
Die ich nur mühſam zu verläugnen ſuchte.
Mein Gott und Vater, nimm des frohen Kindes

Dankſtammelndes Gebet in Gnaden auf!

(knieet an den Betſtuhl)

(Pauſe)

(Man hört die Zugbrücke niederdonnern: Geräuſch und dumpfes Gemurmel. Der Fall eines Mannes dröhnt, drauf des Burgvogtes Geſchrei:)

O Weib und Kinder! wehe mir ich ſterbe!

(dann des Herzogs drohender Ruf:)

Zur Hölle fahr'! So muß der Frevler enden,
Der Fürſtenehre ſchlecht zu hüten weiß!

Maria.

Wer tobt ſo wild? — Das iſt des Herzogs Stimme!

Ludwig.

(von außen)

Stirb, Kupplerin! den Schandſold zahle Dir
Der Satan!

Helika.

(von außen)

O Maria, — Mutter, — Hirſchau!
O wehe mir! o meine Ahnungen!

Maria.

Gerechter Himmel! Todesangſtſchrei! Wehe!
Sind Mörder eingedrungen in die Veſte?

6.

Eliſabeth wankt herein. **Maria.**

Eliſabeth.

Maria, rette Dich — durch den geheimen,
Nur uns bekannten — öden Kirchengang —
In's Kloſter! — Ungeheures — iſt — geſchehen! —
Der Herzog raſet — Theobald iſt todt! —
Nun traf — ſein Schwert den Vogt und Helika —
Die arme Helika! — es ſchwinden mir
Die Sinne — rette — rette Dich — ich — ſterbe.
(fällt ohnmächtig zu Boden)

Maria.

O heilige Maria, ſchütze mich!
(klammert ſich an den Betſtuhl)

7.

(Steigendes Getöſe. **Ludwig** ſtürzt bleich, außer ſich, mit wild rollenden Augen, in der Hand das Schwert, herein; Frauen, händeringend, Veit und Kurt, Knechte mit Windlichtern folgen ihm, dann der **Kanzler**. Die **Vorigen**.)

Ludwig.

Ha, Buhlerin! Gott ſelbſt hat Dich gerichtet!
Verfluchte Heuchlerin! Reiß' Deinen Brautſchmuck

Vom ſchnöden Leibe, denn Dein Bräutigam
Wird Dich gar bald in einem Land umarmen,
Wo nur die Reinheit gilt als ächter Schmuck,
Wohin des Herzogs ſtrafende Gerichte
Nicht dringen können!

Maria.

Ludwig, nenne meine
So ſchwere Schuld, die Dich zur Wuth entflammet!

Ludwig.

Eh'brecherin! Die frech entehrten Lippen
Kann ſelbſt ſchamloſeſte Vermeſſenheit
Nicht mehr entheiligen!
(zieht den Brief aus dem Buſen)
Haſt Du den Brief
Geſchrieben?

Maria.

O mein Gott!

Ludwig.

Erbleichet nur,
Verrätheriſche Wangen, übet Euch
In dieſer Kunſt; denn ewig zu erbleichen
Wird euer Loos! Haſt Du den Brief geſchrieben!

Maria.

O Ludwig, höre nur Eliſabeth! —

Ludwig.

Schleppt ſie hinaus! Das Zeugniß einer Leiche
Kann nur der Himmel gültig finden!

Der Kanzler.

Sorget,
Daß Ihr die Königin in's Leben rufet!
(Eliſabeth wird fortgetragen)

Ludwig.

Zum letzten Male frag' ich, Dein Geſtändniß
Spricht auch Dein Urtheil unabänderlich.
Lüg' nur, der Teufel ſelbſt hab' nachgeäffet
Mit Höllenkunſt die Züge Deiner Hand,
Dich zu verderben. Sprich, Verworfene,
Ich frage Dich im Namen Gottes, ſprich:
Haſt Du den Brief geſchrieben?

Maria.

Ja!

Ludwig.

Nun denn
So werfet von der Veſte höchſten Zinnen
Maria's pflichtvergeßne Edelfrauen;
Dort mag ihr Blut am Felſenriff verrinnen,
Und keine Spur ſey fürder mehr zu ſchauen!

Maria.

(knieend)

Erbarmen, Ludwig! den ſchuldloſen Frauen!

Ludwig.

Fort, Kanzler, den Befehl raſch zu vollſtrecken,
Auch ruft den Abt vom Kloſter Mangoldſtein.

(der Kanzler ab)

Ludwig.

Betrogen ward ich, wie kein Sterblicher,
Und meine Ehre iſt vor Deutſchlands Fürſten
Geſchändet. Konradin! Du warſt der Erſte,
Aus deſſen argwohnloſer Seele mir
Die Warnung aufſtieg, und ich zweifelte;
Sie gab die Kette ihm, die Schlachtenbinde,
Sie ſchrieb den buhleriſchen Ladungsbrief,
Den mir des Himmels frech erſchöpfte Langmuth
Zugleich mit ſeinem Rächeramte gab!

Maria.

O mein Gemal, wenn jemals meine Liebe
Du werth geachtet haſt der Gegenliebe,
So höre mich! Unſchuldig bin ich ja,
Ich ſchwör' es bei dem Blute des Erlöſers! —

Ludwig.

O ſchwöre nur! ſo groß iſt ſchon die Laſt

Der einen Sünde, die Du ſelbſt bekenneſt,
Daß Du nichts Gräßlichers zu üben haſt,
Womit Du Dich von Gottes Gnade trenneſt!
Es hat Dein Mund das Urtheil ausgeſprochen,
Und über Dich iſt ſchon der Stab gebrochen.

Maria.

Weh' mir, ſoll ich ſo jung und ſchuldlos ſterben?
O meine armen Aeltern, wehe Euch!
Bald wird der Gram — zu der verlorenen
Geliebten Tochter auch die Aeltern führen! —

8.

Der Kanzler. Die Vorigen.

Der Kanzler.

Des Herrn Befehle ſind vollbracht. Der Abt
Von Mangoldſtein hat ſchon die Edelfrauen
Begleitet auf dem letzten Gang'. Ein Knecht,
Der in das Kloſter ſich geflüchtet hat,
Als er den Burgvogt fallen ſah, lud ihn
Zum Troſte der Frau Herzogin zur Veſte.

Ludwig.

Wohlan, er tröſte ſie! in einer Stunde
Bringt mir der Kanzler ihre Todeskunde.

Maria.

Wenn Schonung mir der Gatte lieblos weigert,
So fordre ich Gerechtigkeit vom Herzog,
Die ein gerechter Fürſt auch ſeinem Knechte
In keinem Fall verſagen kann und darf:
Ich fordre ſie als Fürſtin von Brabant,
Und kann nicht dulden, daß die Uebereilung
Beſchimpfe meines Hauſes alte Ehre,
Und ſelbſt das Racheſchwert verwandter Fürſten
Die Unthat räche an dem Herzogthume
Der Baiern. Ludwig, ſtelle vor Gericht
Die Angeſchuldigte, nicht ungehört
Verdamme mich Dein Zorn!

Ludwig.

Ha, Frevlerin,
Nah iſt das Ziel des Trotzes, und die Drohung
Verachte ich. Sagt, Kanzler, frei und offen,
Was ſpricht das Landrecht Ehebrecherinnen?

Der Kanzler.

Den Tod.

Ludwig.

Ja, für die Höllentiefe dieſes
Verbrechens hat die Sprache keinen Namen.
Das eigene Geſtändniß richtet Jeden.

Nun denn, — ſie ſterbe, eh' die Mitternacht
Der letzte dumpfe Schlag der Thurmuhr kündet!
Mit Euerm Haupte, Kanzler, bürget Ihr
Für den Vollzug.

Maria.
(ſeine Kniee umklammernd)
Erbarmen, Ludwig, Gnade!

Ludwig.
Eh'brecherin, bei Gott allein iſt Gnade,
Mit ihm mag Dich des Kloſters Abt verſöhnen.
Leibwächter! an die Thüre des Gemaches!
Stoßt Jeden nieder, der ſich bittend naht,
Da ſtrenges Recht nicht Raum für Gnade hat.
(vortretend)
Dir aber, ewige Gerechtigkeit
Da oben, bei dem Heile meiner Seele
Betheure ich, daß nur Entſetzliches
Zu ſolcher That mein Herz entflammen konnte!
Verzeihe der Verbrecherin, mein Gott,
Und geh' nicht in's Gericht mit ihrer Sünde!
Ich ſelbſt, der ſchwer Beleidigte, hab' ihr
Verziehen, doch verſühnet muß das Recht
Mit dem Verbrecher durch die Strafe werden,
Das iſt ein ewiges Geſetz auf Erden;

Wer Unthat ſtraft an Fürſten wie an Knechten,
Verdient fürwahr den Namen des Gerechten!
So falle denn das ſchuldbewußte Haupt,
(mit wehmüthigem Tone)
Das mir die Seligkeit des Himmels raubt!
(feſt)
Fort, Kanzler, fort mit ihr!
(weich)
Maria, ſcheide
Im Frieden!
(im Ausbruche des Mitleidens und des höchſten Schmerzes)
Herr, nur Du weißt, was ich leide!
(wankt abgewendet in das Gemach)

9.

Die Vorigen ohne Ludwig.

Maria.

Nun ſterb' ich gerne, denn verblendet nur
Vom Wahne meiner Schuld iſt mein Gemal;
Nur ſtreng, nicht bös. Das ſchändliche Verbrechen
Verzieh er mir! Ich hab' es nicht begangen,
Auch nie der allerleiſeſte Gedanke
An Treubruch ſtieg im reinen Herzen auf:

Doch iſt's ein Zeichen hoher Seelengröße,
Daß er die That verzieh, die nie geübte. —
Wo iſt Eliſabeth?

Der Kanzler.

Aus tiefer Ohnmacht
Verſucht die Kunſt vergebens, ſie zu wecken!

Maria.

Wohl ihr, wenn ſie geendet! Sie allein,
Nur ſie vermöchte meiner Seele Unſchuld
In Wahrheit zu bezeugen. Ach, vielleicht
Zu ſpät wird ſich das dunkle Spiel enträthſeln!

Der Kanzler.

Erlauchte Frau, der Abt —

Maria.

Gut, ich verſtehe
Des Kanzlers Wunſch, und ich verzeihe ihn.

Im Brautſchmuck meinen Ludwig zu empfangen,
Trat ich ſo ſtill und froh in dies Gemach!
Voraus iſt meine Helika gegangen,
Bald, liebe Tochter, folgt die Mutter nach!

Unſchuldig iſt ſo Vieler Blut gefloſſen,
Nun ſtirbt Maria ſelbſt für gleichen Wahn;

Der Jugend goldne Zeit welkt ungenoſſen,
Maria wandelt nun die Todesbahn!

O meine Aeltern! als ein warnend Zeichen
Der Uebereilung löſcht mein Leben aus:
Die Schreckenspoſt wird Euer Herz erreichen,
Und tragen Euch in's dunkle kühle Haus.

Wo alle Zweifel enden, alle Klagen,
Vereint uns Liebe, trennet keine Zeit,
Getroſt darf ich den Gang zum Tode wagen,
Die Unſchuld krönet dort — Unſterblichkeit!

Mein Loos wird von der Nachwelt noch beweinet,
Von tauſend Thränen einſt mein Grab bethaut,
Wenn dort mein Geiſt mit Ludwig ſchon vereinet,
Die höchſten Himmelsſeligkeiten ſchaut.

So lebe wohl! — Du biſt verſöhnt geſchieden, —
Vielleicht daß mich die Reue bald vermißt!
Sey Baierns Vater! — herrſche lang in Frieden! —
Nun, Kanzler, thut, was Eures Amtes iſt! —

(geht ab; der Kanzler, Wache und die Uebrigen folgen)

10.

Veit und Kurt.

Veit.

Des Teufels will ich ſeyn, wenn ich dem Kanzler
Nicht heute noch den Schurkennacken breche!
Wer trägt die Schuld an dem verfluchten Handel,
Als dieſer gräßlich-böſe Schadenſtifter?

Kurt.

Unſchuldig wird der Herzog Niemand ſtrafen,
Das weiß ich wohl; er wird ſchon Gründe haben,
Warum er die Frau Herzogin verurtheilt.

Veit.

Sieh, wenn ich Deine Schlechtigkeit mit Worten
Ausdrücken könnte, wie ſie wirklich iſt,
Ich gäb' was d'rum; — ſo aber würge ich
Den Grimm in mich hinein. Freund, tröſte Dich:
Nie kann ein Donauſtrudel Dich verſchlingen,
So wahr ſchon Beſſere am Galgen hingen!

Kurt.

Gerechtigkeit muß mir der Herzog geben;
Nicht länger dulde ich den frechen Schimpf!

Veit.

Wer ſo, wie Du, ſchlecht von der Fürſtin denkt,
Der ſtirbt am würdigſten, wenn man ihn henkt!

Kurt.

Das Schimpfen wirſt Du, eh' der Morgen grauet,
Im Thurm bereuen. Auch der Kanzler wird,
Was Du im Lager haſt gethan, wohl nicht
Vergeſſen.

Veit.

Sey nur ruhig, Kurt, der Kanzler
Entgeht mir nicht, davor iſt mir nicht bange,
Und krümmt' er ſich wie Eva's Sündenſchlange.

Kurt.

Verwegner Knecht!

(Hornſtoß des Thurmwächters)

Veit.

Da kömmt ein ſpäter Gaſt,
Zur böſen Stunde!

Kurt.

Vielleicht ein böſer Gaſt,
Zur ſpäten Stunde!

Veit.

Nicht ſchlimmer, als der Kanzler,
D'rauf wollt' ich mein Soldatenleben wetten,
Wenn Du nicht willſt den Rang ihm ſtreitig machen.

Kurt.

Auf Deine Kraft vertrauend, reizeſt Du
Den Friedlichen: nimm Dich in Acht!

Veit.

Müßt ich
Die Kraft zu zwingen Dich, vom Teufel ſtehlen,
Nicht würden Zweck und Mittel ſich verfehlen.

Kurt.

So gott- und glaubenslos, ſo ganz vermeſſen,
Wie Du, ſind wohl nur Wenige auf Erden.
Weh' Dir in Deiner Todesſtunde, Veit!
Nicht möcht' ich aus dem Leben mit Dir fahren.

Veit.

Ich liebe Gott und meinen Nächſten, bin
Dem Herzog treu, um Worte nicht verlegen,
Brav in der Schlacht, und jedes Schurken Feind.
Nun kannſt Du wiſſen, Kurt, wie ich Dich achte.

Kurt.

Nun, nun, laßt nur den lieben Morgen kommen,
Es ſoll ſich dann nur allzudeutlich zeigen,
An wem es iſt, den ſtolzen Hals zu beugen.

11.

Eliſabeth. Die Vorigen.

Eliſabeth.

(ſtürzt herein, bleich, mit aufgelöſten Haaren, einen offenen Brief in der Hand)

Wo iſt der Herzog, wo? um Gottes Willen!

(die Wächter ſtellen ſich vor die Thüre)

Laßt mich hinein, der Herzog muß mich hören!

Veit.

Frau Königin, ich muß den Eingang wehren
Bei Todesſtrafe!

Eliſabeth.

(überlaut)

Höret, Herzog Ludwig!
Die Königin begehret Euch zu ſprechen,
Sie will nicht Gnade, nur Gerechtigkeit;
Gerechtigkeit will ſie vom Herzog fordern!
Heraus, mein Fürſt, vernehmet meine Stimme,
Sonſt haut der Henker mit Maria's Haupte
Des Herzogs ew'ges Seelenheil entzwei.
Heraus, mein Fürſt, ſonſt trete ich mit Füßen
Vor allen Fürſten Deutſchlands Eure Wappen;
Und in die Acht muß Euch das Reich erklären,
Als Uebertreter kaiſerlicher Reichs-
Geſetze, und als Mörder an Maria!

12.

Ludwig. Die Vorigen.

Ludwig.

(reißt die Thüre auf)

Was willſt Du, Raſende?

Eliſabeth.

(haſtig)

Da, lies den Brief,
Den Dir Maria ſchrieb in Todesangſt
Zugleich mit einem zweiten an Graf Hirſchau.
Ich war dabei! Da fleh von meiner Hand
Die Bitte beigefügt! Sie iſt unſchuldig!
Die Briefe hat der Theobald verwechſelt,
Graf Ottlinger hat ihn durch einen Boten
Geſendet, zu verhüten Schreckliches.
Unſchuldig iſt Maria, ja, unſchuldig,
Ich ſchwör' es bei der Aſche meines Gatten,
Und ewige Verdammniß ſoll mich ſtrafen,
Wenn nicht Maria rein und ſchuldlos iſt!

Ludwig.

(lieſt zitternd den Brief)

Ha, gräßlich reißt die Decke meiner Nacht,
Unſchuldig iſt ſie!

(zu den Wächtern)

Auf, zum Henkerthurme!
Nicht ſoll der Kanzler den Befehl vollſtrecken,
Hört ihr? nicht, nicht! — ſonſt ſoll mit Schand' bedecken
Die Erde des Verräthers Leib!

(die Wächter ab)

Mein Gott!
Es wankt der Boden unter mir, mich tragen
Die Säulen meines Leibes nicht; wild ſchlagen,
Wie Todeshämmer, alle meine Pulſe!
Das Fenſter dort, es trägt die wilden Blicke
Zum Henkerthurm hinauf, zur Todesbrücke! —
Vielleicht reißt der Verzweiflung Donnerſchrei
Das ungeheuer Gräßliche entzwei,
Eh' ſich's verkörpert zur verfluchten That,
Die ihres Gleichen nicht auf Erden hat!

Eliſabeth.

Ich kann im Staube nur zum Himmel beten!

Ludwig.

(reißt das Fenſter auf, und ſchreit mit Donnerkraft hinaus)

Unſchuldig iſt Maria! allen Winden
Will meine Donnerſtimme es verkünden!
Vollſtreckt nicht, Kanzler, was ich Euch geſagt,
Zerriſſen werde, wer es frevelnd wagt,
Sich an dem Weib des Herzogs zu vergreifen, —
Des Himmels Fluch ſoll ihn zur Hölle ſchleifen! —
(taumelt kraftlos in die Mitte des Gemaches)
(ſteigendes, dumpfes Gemurmel; viele Tritte)
Hinaus, hinaus, die Wände ſtürzen ein!

13.

Der Abt. Der Kanzler. Die Vorigen.

(Die Sterbeglocke dröhnet dumpf durch die Nacht; die Flügelthüren öffnen ſich; von weinenden Fackelträgern umgeben, ſteht der ehrwürdige Abt vom Kloſter Mangoldſtein, mit langem Silberbarte, in der Mitte, und hält dem Herzoge das Crucifix entgegen; ſeitwärts mit höhniſchem Lächeln der Kanzler.)

Ludwig.

Wo iſt Maria? Kanzler! Abt! wo iſt —

(der Abt hebt andächtig das Crucifix himmelwärts)

Maria todt? — Herr Gott, es iſt zu ſpät!

(ſtürzt ohnmächtig rücklings zu Boden, Eliſabeth gleitet am Betſtuhle nieder)

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

1.

Gemach, wie am Schluſſe des vierten Aufzuges

Eliſabeth. Konradin.

(Konradin ruht in einem Lehnſtuhle; Eliſabeth tritt aus Ludwigs Gemach. Veit und Kurt halten Wache.)

Eliſabeth.

Du biſt recht müde wohl, mein Konradin?
Kind, leg' Dich ſchlafen; Ruhe herrſchet nun
Im ganzen Schloſſe, tiefe Grabesruhe;
Der Todesengel ſchritt durch unſer Haus,
Und löſchte zarte Lebenslichter aus.
Schlaf, Kind, und träume beſſer, als Du wacheſt!

Konradin.

Mag auch Dein Mund entſchuldigen den Oheim,
Dein Herz, o Mutter, kann es wahrlich nicht!
Die liebe gute Baſe mußte ſterben,

Und Helika, — ſo viele gute Frauen —
Unſchuldig ſterben, o das iſt — recht traurig!

Eliſabeth.

Nicht hart ſey, Konradin, verwunde nicht
Mit raſchem Wort die ſchwer verletzte Seele
Des Herzogs; Weiſere als er, mit weniger
Vom Jähzorn aufgereiztem Blute, würden
Dem großen, Gottverhängten Unglück nicht
Entgangen ſeyn. Zu nahe gränzte Täuſchung
An Wahrheit, um die Scheidelinie
Im Sturme ſeiner wild empörten Seele
Zu finden. Nur das Uebermaß der Liebe,
Die er verrathen wähnte und verhöhnet,
Beflügelte Maria's Todesurtheil.
In tiefer Ohnmacht lag ich, ach! zu ſpät
Erwachend, um die That noch abzuwenden.

Konradin.

Und Gott hat nicht das Schreckliche verhütet!

Eliſabeth.

Allwiſſender, Du biſt auch allgerecht,
Und tief im Staube beten wir Dich an,
Obgleich der Sterbliche nicht fragen darf:
Warum, o Herr! warum haſt Du geduldet,
Daß ſo die Reine ſtirbt, die nichts verſchuldet?

Konradin.

Bereuen wird der Oheim dieſe That,
So lang' er lebt. O reuevolles Leben!

Eliſabeth.

So ſchwer hat Uebereilung noch kein Menſch
Gebüßt. Gebrochen iſt die Jugendkraft
Des Helden, und ſo ganz zertreten hat
Die Macht der Reue dieſen großen Mann,
Daß nur das Aeußerſte ihn retten kann.

2.

Der Kanzler. Die Vorigen.

Der Kanzler.

Darf ich dem Herzog melden, daß Graf Hirſchau
In Feſſeln eben angekommen iſt?

Konradin.

Mein Hirſchau da, den muß ich gleich umarmen!
(ab)

3.

Die Vorigen, ohne Konradin.

Eliſabeth.

In Feſſeln, Kanzler? Wie? Ihr duldet noch,
Daß Unſchuld Ketten trägt? Von Tigermilch

Geſäuget, ſeyd Ihr groß geworden, nur
Die Form des Menſchen habt Ihr; Menſchliches
Iſt Eurer Rachſucht ewig fremd geblieben!

Der Kanzler.

Verzeiht, Frau Königin, des Herrn Gebot
Willkührlich ändern, darf der Kanzler nicht.

Eliſabeth.

O ſüße Pflicht, verderbliche Befehle
Gewiſſenhaft vollziehen! Darin ſeyd
Ein Meiſter Ihr, und gar nicht zu erſetzen;
Ihr habt es noch in dieſer Nacht bewieſen.

Der Kanzler.

O wüßtet Ihr, wie mühſam ich die Thräne
Des Mitleids unterdrückte; — doch die Pflicht,
Die eiſerne, beherrſche das Gefühl,
So lange zu gehorchen mir geziemet.

Eliſabeth.

Herr Kanzler, weinet über Euch, wenn Thränen
Verbrechen tilgen aus dem Schuldenbuche
Des Sünderlebens! Schaltet nach Belieben
Mit Eurer Zeit; den Grafen Hirſchau will
Ich ſelbſt dem Herzog melden.

(ab)

4.

Der Kanzler. Veit. Kurt.

Der Kanzler.

Dieſe Sprache
Verſteh' ich nicht, ſie klinget mir ſo fremd
An dieſem Hof, wo ich der Erſte nach
Dem Herzog war, ſeitdem ich Kanzler bin.
Ein großes Opfer hab' ich meiner Rache
Gebracht, das Haupt der Herzogin Maria; —
Sie war mein ärgſter Feind, ſie untergrub —
Ich weiß es ganz genau — mit feiner Schlauheit
Den Rieſenbau herzoglichen Vertrauens;
Des Kanzlers Schatten ward ich, nicht der Kanzler.
Wie aber, wenn der Graf mir doch entginge?
Wahrſcheinlicher, als nicht! Mit neuer Schlinge
Muß ich umſtricken Ludwigs Zweifelſeele;
Gelingt es mir, daß ich die rechte wähle,
So iſt Graf Hirſchau rettungslos verloren,
Und frei von Feinden leb' ich neugeboren!

(leiſer)

Was ich geſät, muß nun bald Früchte tragen: —
Verrath! — ich kann voraus die Folgen künden; —
Der Herzog richtet ſchnell! ich will es wagen,

Auf Hirſchau's Nacken lad' ich meine Sünden!
(will in das Gemach des Herzogs)

Veit.

(mit vorgelegter Hellebarde)
Zurück, wenn Euch das ſchlechte Kanzlerleben
Noch lieb und werth iſt!

Der Kanzler.

Ha, Verwegner!
Mir dieſen Schimpf, des Herzogs Kanzler, mir?
Am Galgen ſollſt Du das Verbrechen büßen,
Des Herzogs Rath beſchimpfend zu begrüßen.

Kurt.

Du wagſt Dein Leben, Veit.

Veit.

Ich walte hier
In Herzog Ludwigs Namen; käm' der Satan ſelbſt,
Der auch als Kanzler ſich verkappen könnte,
Ich dürfte ihm nicht freundlicher begegnen.

Der Kanzler.

Nun gut, mein Freund, ich halte mein Verſprechen,
Das ich im Lager gab, und will's nicht brechen.

Veit.

Ihr habet niemals Euer Wort gehalten,
Seht, dieſe Ueberzeugung tröſtet mich.

Der Kanzler.

Nicht kann der Herzog mir ein Recht verweigern. —

Veit.

Obgleich Ihr ihn vom Wege aller Rechte
Gewaltſam tückiſch abgeleitet habt.

Der Kanzler.

Der Herzog iſt beſchimpft, das fordert Blut!

5.

Eliſabeth. Die Vorigen.

Eliſabeth.

(zu den Wächtern)

Entfernet Euch, am Eingang haltet Wache!

(zum Kanzler)

Zum Herzog will ich Graf von Hirſchau ſelbſt
Geleiten. Ihr entzieht Euch den Geſchäften,
Herr Kanzler, wenn Ihr länger noch verweilet,
Denn nicht begehrt der Herzog Euch zu ſprechen.

Der Kanzler.

Ungnädig mag der Herzog mich empfangen;
Dienſtwilligkeit, geſchätzt nach dem Erfolge,
Wird äußerſt ſelten ſüße Früchte bringen,
Nur Selbſtbewußtſeyn kann den Diener tröſten,

Wenn kluger Rath durch Zufall wird vereitelt.
Mich aber kann Verfehltes nicht bewegen
Die Pflicht des treuen Dieners zu verläugnen.
Ein wichtiges Geheimniß zu eröffnen
Dem Herzog, eilte ich hierher; erlaubet,
Das Unverſchiebliche —

(Ludwig tritt heraus)

Eliſabeth.

Da kömmt er ſelbſt,
Beeilet Euch, die Meldung zu vollenden,
Verdiente Strafe von Euch abzuwenden.

(ab)

6.

Ludwig. Der Kanzler.

Ludwig.

(ſchwarz gekleidet, einen ſilbergrauen Helm auf dem Haupte)

Was wollt Ihr, Kanzler?

Der Kanzler.

Gilt der ſtrenge Blick,
Erlauchter Herr, dem treu bewährten Diener?

Ludwig.

Entſetzliches habt Ihr durch freche Lüge

Verſchuldet, durch Verdrehungen und Tücke.
Bald ſoll ein auserleſenes Gericht
Gehalten werden über Euch, und ſtrenge richten
Den frevelhaften Mißbrauch Eurer Pflichten.

Der Kanzler.

Ich unterwerfe mich gehorſam den Geſetzen,
Denn mein Gewiſſen iſt ſich keiner Schuld
Bewußt, und die Gerechtigkeit des Herzogs
Wird ungehört die Diener nicht verdammen.

Ludwig.

Warum habt Ihr ſo weiſe nicht geſprochen,
Eh' wilder Jähzorn und die Eiferſucht
Den Frieden dieſes Lebens mir gebrochen?
Ihr tragt die Schuld, wenn mir die Nachwelt flucht.
Des Kanzlers Pflicht gebeut, den Herrn zu warnen
Vor Uebereilungen, ſo ernſt er kann.
Ihr ließet rathlos mich vom Zorn umgarnen
Und blinder Wuth. Ihr ſeyd ein ſchlechter Mann!

Der Kanzler.

Verkannt zu werden, iſt das allgemeine,
Beklagenswerthe Loos des treuen Dieners;
Nach dem Erfolge wird ſein Rath geſchätzt,
Mißlingen büßet er mit ſchwerem Tadel,

Obgleich des Unternehmens Wirkungen
Beſchränkte Menſchenkraft nie kann verbürgen.

Ludwig.

Verſuchet nicht, die Schuld von Euch zu wälzen,
Die Ihr mit böſer Abſicht aufgeladen.
Schon die Geſchichte mit der Gnadenkette
Maria's, mit der reichen Schlachtenbinde,
Geſtickt von der armen Helika
Für Ritter Hirſchau, meinen Feldhauptmann,
Berichtete des Kanzlers Lügenmund
So ganz entſtellt durch langgenährten Haß,
So ſchlau berechnet —

Der Kanzler.

Ach, erlauchter Herr!
Es hat der Schein nicht minder mich getäuſchet,
Als Euch. Vergeſſet, was geſchehen iſt
Nach Gottes unerforſchlichen Beſchlüſſen.

Ludwig.

Nicht will der Himmel, daß die Unſchuld leide:
Des Menſchen vorſchnell raſendes Beginnen,
Die blinde Leidenſchaft, der tolle Wahn
Reißt alles Schlechte, alle Höllenqualen
Gewaltſam aus des Satans Reich herauf,
Des ſchönen Daſeyns zarte Lebensfreuden

Mit ſchadenfroher Rachſucht zu vergiften.
Das Laſter ſiegt, die Tugend muß erliegen,
Ausgleichend kann der Schöpfer nur vergelten!

Der Kanzler.

Maria's Reinheit wird der Himmel krönen;
Doch Hirſchau's Unſchuld möcht' ich noch bezweifeln.

Ludwig.

Wie, Kanzler, iſt des Blutes nicht genug
Gefloſſen, um in Eurer Henkerſeele
Die Brut der Leidenſchaften zu erſäufen?
Noch hat das Grab die Leichen nicht umfangen,
Und Euch erfaßt ſchon wieder das Verlangen
Nach einer Unthat? Wer denn kann es wagen,
Den Grafen Hirſchau gründlich anzuklagen?

Der Kanzler.

Ich, — mein erlauchter Herr! Bald wird die Zeit
Die Wahrheit meiner Klage Euch bezeugen.
Graf Hirſchau fühlet ſich gar tief gekränkt
Ob ſeiner Burg- und Heimathloſen Armuth.
Die eitle Sucht, des Hofes Glanz zu theilen,
Verführte ihn; er hat das Land und Euch
An eine fremde Macht verrathen —

Ludwig.

Kanzler,

Unmöglich, nein, das konnte Hirſchau nicht!
Ihr ſeyd ein Lügner, oder ſelbſt belogen!

Der Kanzler.

Geduld, mein Herzog! mit der fremden Macht,
Die ich, ſo Ihr erlaubt, nicht nennen will,
So lang' Ihr zweifelt, und unausgeſpürt
Die finſtern Gänge des Verräthers ſind, —
Verkehrt der Graf, und Euer Wächter Veit
Iſt der Genoſſe dieſes Unternehmens,
Und haſſet mich als Spürer des Verrathes
So unverholen, daß er den Verdacht
Durch ſein Benehmen gegen mich verſtärket.

Ludwig.

Die letzten Zuckungen der Lüge brüten
Das Unwahrſcheinlichſte verzweifelnd aus
In Eurem Kopfe.

Der Kanzler.

Bald nach Eurer Rückkunft
Von Landshut, da ich noch in München war,
Hat der Vertrauten Einer mir gemeldet,
Graf Hirſchau habe Euern Wächter Veit
Nach Moosburg ganz geheim geſendet, wo
Ein Unbekannter, deſſen Sprache nur
Der Abgeſendete verſtand, und welche

Dem Lauſcher *Böhmiſch* dünkte, — eine Rolle
Von Pergament empfangen, und dann eilig
Durch Nacht und Nebel fortgeritten ſey.

Ludwig.

Auffallend iſt, was Ihr erzählt; ob wahr,
Ob nicht, — das muß gleichwohl die Folge lehren.

Der Kanzler.

Ich dächte nun, erlauchter Herr, es dürfte
Wohl räthlich ſeyn, mit Ernſt zu unterſuchen,
Um doch den Grund des Scheines aufzudecken.
Vorſichtig ſeyn, bringt keinem Menſchen Schaden.

Ludwig.

So will ich heute noch dem Grafen ſagen,
Daß ihn ein ſchmählicher Verdacht —

Der Kanzler.

Um Gott,
Erlauchter Herr! wer wird die Unſchuld kränken!
Unſchuldig bleibt der Graf, bis ihm die Schuld
Bewieſen iſt. — Die Folter würde wohl
Dem Wächter Veit das nöthige Geſtändniß,
Die Namen der Mitſchuldigen entlocken.
Den Wächter Veit zu foltern rathe ich
Sohin, als nächſtes Mittel zur Enthüllung
Des Hochverrathes.

Ludwig.

Immer war ein treuer
Leibwächter Veit, und darum ſchenk' ich ihm
Vor allen Dienern gerne meine Gunſt.
Seyd unbeſorgt, ich werde Wege finden,
Auf welchen die Verräther ich ereile,
Das Blutgericht ſoll ſeine Opfer haben;
Gehabt Euch wohl indeß, mein feiner Kanzler!

Der Kanzler.

Mich kann die Sorge nur für Euer Wohl,
Und für des Herzogthumes Sicherheit
Entſchuldigen. Drum bitte ich inſtändig,
Den Grafen Hirſchau gnädigſt zu verſchonen
Mit Fragen, die ſein Ehrgefühl verletzen.
Untröſtlich wär' ich, wenn im Mindeſten
Amtsthätigkeit des Kanzlers bis zur Kränkung
Des herzoglichen Freundes, Grafen Hirſchau,
Ausarten könnte.

(ſich verbeugend ab)

7.

Ludwig allein.

Ränkevoller Kanzler,
Des Himmels Strafgericht wird dich erreichen,
Da deine lügneriſche Zunge immer

Geſchäftig iſt, Schuldloſe zu verderben.
Soll ich den Freund, den ſchwer Beleidigten,
Empfangen mit des Hochverrathes Argwohn?
Weh', Kanzler, Euch, wenn dieſe neue Klage
Als ſchändliche Verläumdung ſich bewähret!
Ein Muſter will ich allen Fürſten geben,
Wie man verläumderiſche Diener ſtrafe!

(Tritte und Kettengeklirr)

Mein Gott, er kommt, der Unglückſelige!
Mit welchen Worten ſoll ich ihn begrüßen,
Dem ich ſein Allerheiligſtes auf Erden
Gewaltſam, rechtlos raubte, ſeine Ehre
Und ſeine Braut! O Himmel, gönne Kraft
Mir Tiefgebeugtem, daß ich nicht erliege,
Und meine Reue ſeinen Schmerz beſiege! —

8.

Ludwig. Hirſchau.

(Die Thüren öffnen ſich. Von Wache umgeben tritt Hirſchau gefeſſelt ein. Auf des Herzogs Wink entfernet ſich die Wache.)

Ludwig.

(ringet mit tiefem Schmerze. Pauſe. Reicht ihm abgewendet das Schwert)

Da nimm mein Schwert, und ſtoß mich rächend nieder,
Mit meinem Leben ende meine Qual!

Hirſchau.
(ſchüttelt ſeine Ketten)

Ludwig.
In *Feſſeln* noch, mein Gott! in *Feſſeln* noch?
(nimmt ihm die Ketten ab)

Hirſchau.
(ſtürzt ihm zu Füßen)

Ludwig.
(überraſcht)
Zu meinen Füßen, Hirſchau, tief bewegt
Und Thränen ſelbſt in Deinem Heldenauge?
(weich)
O Freund, ich kann die Todten nicht herauf
Aus öden Klauſen in das Leben rufen!

Hirſchau.
Beklagen muß ich Euch, nicht *anzuklagen*
Vermag die tiefe Rührung Eure Schuld.
Was Ihr gethan aus Uebermaß der Liebe,
Vom Jähzorn aufgereizt, von Eiferſucht,
Getäuſcht vom Scheine in dem Lügenkleide
Der Wahrheit, iſt kein *Mord*, iſt *Uebereilung*,
Die ſchmerzlicher kein Fürſt gebüßt auf Erden.
Erſchüttert ſchau' ich Euch in Schmerz verſunken,

Dem ſelbſt kein Vorbild der Geſchichte gleicht;
Verloſchen ſind der Seele Heldenfunken,
Und Eine Nacht hat Euer Haar gebleicht.
Ich kann nicht zürnen, ich verzeihe Euch!

(Umarmung)

Ludwig.

Noch hat mein Elend nicht die höchſte Stufe
Des Möglichen erſtiegen; denn ein Freund
Iſt mir geblieben, der mein Loos beweint.
Die Ehre nur kann ich Dir wiedergeben,
Nicht Deiner Helika verblühtes Leben.

Hirſchau.

Sie ging voraus mit meinem feſten Eide,
Die Tugendhafte nicht zu überleben.
Von dieſem Eide kann die Kirche mich,
Ja ſelbſt in Rom der heil'ge Vater nicht
Entbinden. Königin Eliſabeth
War Zeugin jener Stunde. Was ich dort
Gelobt, erfüll' ich als mein Ritterwort.

Ludwig.

Muß ich mein letztes Gut, den Freund verlieren?

Hirſchau.

Mißgönnet Ihr dem Freunde Grabestroſt?

Ludwig.

Weh' mir, des ſchönen Daſeyns Heiterkeit
Riß ich mit frevelhafter Hand entzwei!

Hirſchau.

Wie denket Ihr den Himmel zu verſöhnen?

Ludwig.

Nach Heidelberg und Mainz will ich zuerſt
Die Waffen tragen, den Belagerten
Die lang erſehnte Hülfe zu verſchaffen.
Ein Kloſter will ich für Karthäuſer bauen;
Dem Abt vom Kloſter Mangoldſtein, der mich
Getröſtet hat durch inniges Gebet
In dieſer Nacht, da ich verzweifeln wollte,
Will ich die Urkund' an Maria's Sarge
In feierlicher Andacht übergeben.
Sodann will ich nach Paläſtina ziehen
Mit tauſend Rittermäßigen, zu Hülf'
Des heiligen Gebietes über Meer.
Dort hoffe ich den Siegestod zu ſterben
Für den Erlöſer. O mein Freund, dahin
Geleite mich, damit auf heil'ger Erde
Der Wunſch zu ſterben uns erfüllet werde!

Hirſchau.

Ich folge Euch, wenn Ihr auf Todeswegen
Vergebung ſuchet und des Himmels Segen.

(Umarmung)

(Getöſe. Dumpfer Fall)

9.

Konradin. Die Vorigen.

Konradin.

(eilig eintretend)

Ein Bote iſt von Landshut angekommen,
Vom lieben Oheim Heinrich abgeſendet.
Als dieſe Kunde durch die Veſte ſcholl,
Eilt' aus dem Amtsgemache raſch der Kanzler,
Den Boten rufend; da er nichts erwiedert,
Will er entgegen eilig ihm, und ſtürzt,
Ausgleitend mit dem Fuße, ſo gewaltig
Die ſteile Marmortrepp' entlang, daß ihm
Die Macht des Sturzes hat den Hals gebrochen.
Da kommt die Mutter, die kann's beſſer melden!

10.

Eliſabeth, mit einem Briefe. Die Vorigen.

Eliſabeth.

Der Bruder Heinrich grüßt uns Alle herzlich,
Den Gruß und dieſe Schrift bringt uns ein Ritter,
Der alſo eilte von der Trauſnitz her,
Daß unter ihm vier Roſſe ſterbend fielen.
Als er treppanwärts ſteigen will, ſtürzt ihm
Der Kanzler, wie von unſichtbarer Macht
Herabgeſchleudert von dem Haupt' der Treppe,
Zerſchellten Halſes ſtumm und todt zu Füßen.

Ludwig.
(den Brief öffnend)
Ein grauſenhafter Tod!

Hirſchau.
Vielleicht verſchuldet!

Ludwig.
(lieſt)
„Mein lieber Bruder! — täuſchen mich die Augen? —
„Dein Kanzler hat den Böhmen uns verrathen
„Um ſchnödes Sündengeld.“ — Nichtswürdiger
Verräther! Gottes Strafgericht erreichte,

Die Schandthat rächend, früher als mein Henker,
Dich Schuldbeladenen!

Hirſchau.

Der Bube wollte
Wahrſcheinlich von den Früchten des Verrathes
Die erſte Nachricht aus des Ritters Munde
Vernehmen, haſtig ihm entgegen eilend.

Konradin.

Dem ſchlechten Menſchen iſt ganz nach Verdienſt
Geſchehen.

Eliſabeth.

Dennoch ſtarb er viel zu ſpät!

Ludwig.

Vor wenig Augenblicken klagte er
Dich, Hirſchau, frech des Hochverrathes an,
Und Veit, den Wächter, um Euch zu verderben.

(zu Konradin)

Ruf' doch den Wächter Veit zu mir.

(Konradin ab)

11.

Die Vorigen, ohne Konradin.

Ludwig.

Der Treue
Verdient, daß ich ob ungerechten Argwohns
Ihn wohl belohne für bewährte Dienſte.
(lieſt)
„Der junge Böhmenkönig Ottokar,
Ruhmdürſtend, großer Kriegesmacht vertrauend,
Sich fähig und zugleich auch würdig achtend,
Ein furchtbar Reich um ſeinen Thron zu gründen,
Begehret Neuburg an dem Inn und Schärding,
Womit der Wittelsbacher altes Haus
Belehnet ward nach der Andechſer Tode, —
Zurück, und ſchon durchſchwärmen ſeine Völker
Den reichen Vilsgau. Schärding, Neuburg, ſchlecht
Bewacht, noch andre Orte, ſind genommen,
Zum Theile ausgebrannt. Schon naht er ſich
Den Bergeshöh'n des Schloſſes Frauenhofen,
Verheißend die Erſtürmung der Stadt Landshut
Mit jugendlicher Prahlerei dem Heere. —
Mir aber ſandte er das Pergament,
Worauf der Kanzler ihm verrätheriſch

Den ganzen Plan entwarf, dieweil er wohl
Verrath benützen, aber den Verräther,
Verachtend, der gerechten Strafe nicht
Entziehen wolle. Salzburg iſt, und Paſſau,
Ganz einverſtanden mit dem Könige.
Sturmglocken rufen ſchon in Niederbaiern,
Auf Höhen und in Thälern, überall
Zum Kampfe auf, für Fürſt und Vaterland.
Ich bitte Dich, mit Deiner ganzen Macht
Der meinigen Dich eilig anzuſchließen,
Damit der Feind uns nicht getheilt verderbe.
Wir grüßen Dich und Deines Hauſes Zweige
Mit brüderlicher Liebe.
Herzog Heinrich.“ —

Des Vaterlandes Rettung, Waffenbruder,
Wird nun am herrlichſten die Kirchenſühne
Für meine übereilte That verdienen.

Hirſchau.

Des Ruhmes Flügelthore rauſchen auf,
Und blutig wird der Todesſchwur erfüllet!

Eliſabeth.

Der Himmel wird die Waffen Baierns ſegnen,
Und die gerechte Sache gnädig ſchirmen.

Ludwig.

Maria's Fahne bring', Eliſabeth,
Sie ſoll als Todesengel vor uns leuchten!

(Eliſabeth ab in's Nebengemach)

12.

Veit, mit der Hellebarde. Die Vorigen ohne Eliſabeth.

Ludwig.

Wir ziehen gegen Ottokar von Böhmen;
Zum Rottenführer unter Ritter Hirſchau
Biſt Du ernannt. Bewähre Deinen Muth!

Veit.

Ich danke Euch und meiner Hellebarde
Die freudige Erfüllung alter Wünſche.

Ludwig.

Warum der Hellebarde?

Veit.

Als der Kanzler
Raſch aus der Thüre flog, da ſchien ſie mir
(bezeichnendes Spiel mit der Hellebarde)
Sich ſeitwärts wunderbarlich zu verlängern,

Als ob der Himmel ſie zum Kanzlerſprunge
Recht eigentlich ſich auſerkoren habe.
Nun will ich gleich den Wächterrock vertauſchen
Mit Panzerhemd, mit Lanze, Schild und Schwert.

(bei Seite)

Dem Kanzler hielt ich Wort, nun ſuche ſich
Der Teufel einen andern Braten aus.

(ab)

13.

Eliſabeth mit der Fahne. Die **Vorigen** ohne Veit.

Eliſabeth.

Im Namen der vorausgegangenen
Maria, übergeb' ich Deinen Händen
Die reiche Fahne, Baierns Siegeszeichen!

(Ludwig nimmt die Fahne)

Hirſchau.

Mein Todesbanner, leuchte auf der Bahn
Des Ruhmes zu der Seligen hinan
Dem Grabgeweihten, liebetreuen Ritter!

Ludwig.

Des Himmels Gnade hofft' ich zu erringen

Durch einen Kreuzzug in's gelobte Land,
Die wilden Saracenen zu bezwingen,
Wozu die Chriſtenheit ſich fromm verband.

Denn rühmlich iſt's, die Heiden zu zertreten,
Die, Tiegern gleich, die fromme Chriſtenſchaar
Mit Höllenqualen morden, wenn ſie beten
Zum ewig wahren Gotte am Altar.

Doch rühmlicher ſoll dieſer Kreuzzug werden
Für Vaterland, für Freiheit, Weib und Kind,
Als irgend eine Heldenthat auf Erden,
Weil ſie des Menſchen höchſte Güter ſind:

Auf, zu Maria's Sarg; die Siegesfahne
Wird nur bei Ihr am heiligſten geweiht,
Und ſterbend ſchweb' ich, frei vom Erdenwahne
Im Siegesdonner zur Unſterblichkeit!

(Alle ab)

14.

Das Innere der Kirche des Kloſters Mangoldſtein.

(Caſtrum Doloris [Trauerbühne]. Die Wände ſind himmelblau, arabeskenartig von oben bis unten reich mit Silber geſtickt, ausgeſchlagen, mit Guirlanden von weißen Roſen und Immortellen geſchmückt: in den Zwiſchenräumen hängen die Wappen von Baiern der Pfalz und Brabant; auf dem obern Rande eines jeden Schildes ſind drei roſenartige Trauerſchleifen von ſchwarzem Flore angebracht.)

(Ein breiter Thronhimmel von reichem Goldſtoffe, mit Quaſten und Schnüren, bildet den Hintergrund; an jedem Pfeiler ſteht ein Wappenherold mit ſchwarzem Stabe; in der Mitte auf einer durch ſechs Stufen erhöheten, ſchwarzbedeckten Eſtrade ruht Maria's Sarg, mit einer Bahrdecke von weißem Damaſte mit der reichſten Stickerei von Gold, abwechſelnd mit Draperien von Silbergace. Auf dem Sarge, auf einem ſilbergeſtickten Kiſſen von himmelblauem Sammet, liegt die Herzogskrone von Baiern. Zu des Sarges Haupte ſteht ein coloſſaler geflügelter Seraph, aus gediegenem Silber gegoſſen; auf jeder Seite halten ſechs Ritter in ſchwarzer Rüſtung mit entblößten Schwertern Wache; zwölf Candelaber, im Style des Mittelalters, umgeben den Catafalk [das Trauergerüſt].)

(Links von Maria's Sarge, in einiger Entfernung, ſteht Helika's Sarg auf einer Erhöhung von zwei Stufen, mit einer Decke von weißem Damaſte mit einfach goldgeſtickten Rändern; auf dem Sarge liegt eine Krone von weißen Roſen und Immortellen. Auf jeder Seite ſtehen zwei Ritter in ſchwarzer Rüſtung mit entblößten Schwertern, und drei Candelaber; die untere Fläche des Sarges ziert das Hauswappen der Familie von Brennberg. — Wandleuchter verbreiten ein glänzendes Licht über die ganze Trauerbühne.)

Chor
unſichtbarer Mönche mit Orgelbegleitung.

Senk' auf goldenem Gefieder
In des Herzogs Seele nieder,
Friede, deinen Himmelslaut!
Daß dem Edlen endlich werde
Ruhe auf der öden Erde,
Troſt, auf Gottes Huld gebaut!

Daß ſein hoher Geiſt geſunde
Von der ſchmerzlich tiefen Wunde,
Die Maria's Tod ihm ſchlug!
Ruhe ſey mit der Verklärten,
Mit der fromm und treu Bewährten,
Die ein Seraph aufwärts trug!

(An die verhallenden Töne der Orgel ſchließt ſich ein feierlicher Marſch; Trauerzug vom Gefolge des Herzogs und der Herzogin, Pagen, Diener, Volk.)

(Ludwig, eine Pergamentrolle in der Rechten, in der Linken Maria's Fahne, mit dem Ausdrucke des tiefſen Schmerzes; Eliſabeth mit Konradin in tiefer Trauer; Hirſchau, Veit und Kurt ſtellen ſich an die beiden Enden des Sarges in mäßiger Entfernung.)

Ludwig.

Zur Sühne meiner übereilten That
Gelobte ich dem Abt von Mangoldſtein,

Der meine Seele vor Verzweiflung ſchirmte
In dieſer Nacht durch ſüßen Himmelstroſt
Und herzerhebend heiliges Gebet,
Wo unnennbare Reue meinen Geiſt
Mit übermenſchlicher Gewalt erdrückte,
Und ſelbſt die ſchwarzen Locken meines Hauptes
In altersbleiche Farbe umgewandelt. —
Im Namen Gottes, zur Verherrlichung
Des Ewigen, ein Kloſter für Karthäuſer,
Mit vorbehaltlicher Genehmigung
Des Papſtes Alexanders — fromm zu ſtiften,
Zu Fürſtenfeld, unweit der Hauptſtadt München,
Zum ewigen Gedächtniß von Maria's
Unſchuldigem Hinſcheiden, zum Begräbniß,
Zum immerwährenden, der Fürſten meines
Erlauchten Stammes: dort nun ſollen Mönche
Fortan zu Gott in ſtiller Demuth beten
Für Ludwigs Seelenheil, und für Maria's,
Der Tugendhaften, Ruh' und ew'gen Frieden!
(legt die Urkunde auf den Sarg)
Ich aber will dem König Ottokar,
Dem Landverderber, kühn entgegen ziehen,
Das Vaterland vom Untergang zu retten,
Die Sühne der beweinenswerthen That
Mit meinem eignen Herzblut zu erkaufen.

(Zeichen der Trauer und Rührung in den Mienen aller Knieenden)

Hirſchau.

Am Sarg verblühten Glückes leg' ich nieder
Die goldne Kette und die Schlachtenbinde,
Denn bald vereint mit Helika mich wieder
Die Himmelsburg, wo ich die Reine finde!

Dem Tod geweihet, tret' ich in die Schranken
Der wilden Schlacht, getreu dem heil'gen Schwur,
Und von der Stätte, wo die Heiden ſanken,
Steig' ich hinauf zum Schöpfer der Natur!

(legt Kette und Binde auf Helika's Sarg)

Ludwig.

Wenn meine Reue Deinen Geiſt verſöhnte,
Unſterbliche da oben, wenn die Macht
Des Himmels, die Dich Unſchuldvolle krönte,
Erhellet hat der Zukunft dunkle Nacht
Vor Deinen Augen, — o ſo gieb dem armen,
So tief gebeugten Gatten nun ein Zeichen,
Daß Du verzeihſt, daß himmliſches Erbarmen
Vergönnt, des Landes Rettung zu erreichen!

(ſinkt auf die Stufen der Eſtrade)

(Seelenvolle Töne, wie aus einer beſſern Welt, ſchweben durch die Räume. Die Wand des Thronhimmels umfließen Nebel; immer ſichtbarer wird das Traumbild; in magiſchem Lichte erſchaut man das Schlachtfeld von Mühldorf, böhmiſche Krieger decken entſeelt den Boden. Herzog Ludwig auf ſteigendem Schlachtroſſe, in der Linken Maria's Fahne, in der Rechten das geſchwungene Schwert, unter des Roſſes Hufen Ottokar. Verklärt ſchwebt Maria, in der Linken eine Palme, mit der Rechten einen leuchtenden Lorbeerkranz über Ludwigs Siegerſchläfen haltend, mit himmliſcher Milde lächelnd, über dem Bilde, das nur von Ludwigs im Innerſten aufgeregter Seele geſchaut wird. — Pauſe. — Das Traumbild verſchleiert ſich langſam, die Töne verhallen.)

Ludwig.

(In höchſter Begeiſterung)

O Himmelstraum! Maria hat vergeben,
Gerettet wird das ſchöne Vaterland,
Verkläret ſchien ihr Geiſt empor zu ſchweben,
Der liebenden Verſöhnung Unterpfand!

Laßt die Trompeten ſchlachtenfroh erſchallen,
Mich treibt das ſiegbegeiſterte Gemüth;
Nur auf dem Kampffeld, wo die Feinde fallen,
Fühlt ſich mein Geiſt von Löwenmuth durchglüht!

Hoch auf, du Todesbanner, trag Verderben
In Böhmens Schaaren! Rache, Feldgeſchrei!
Sieg oder Tod! Ich will ja freudig ſterben
Den Heldentod, — lebt nur mein Baiern frei! —

(Gruppe. Siegesmarſch)

(Der Vorhang fällt.)

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Das

Belletriſtiſche Europa.

Neueſte Romane

von

H. de Balzac, Friederike Bremer, Bulwer, Alex.
Dumas, George Sand, Friedrich Soulié
und Eugen Sue ꝛc. ꝛc.

Herausgegeben

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Vierter Band.

Der ewige Jude von Eugen Sue.

Augsburg, 1844.
v. Jeniſch und Stage'ſche Buchhandlung.

Der

ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Deutſch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Erſter Theil.

Augsburg, 1844.
v. Jeniſch und Stage'ſche Buchhandlung.

Der

ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Deutſch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

13

[illegible]

An Herrn C. P.

Genehmigen Sie die Widmung dieſes Buches, mein lieber Camille; es iſt ein Andenken aufrichtiger Freundſchaft, und ein Zeugniß lebhafter Dankbarkeit. Nie werde ich vergeſſen, wie ſehr Ihre vortrefflichen Arbeiten, die Frucht einer langen und zweckförderlichen Erfahrung, mit dazu gedient haben, (in meiner beſcheidenen Sphäre eines Erzählers) hier und da, bildlich und handelnd, einige tröſtende oder ſchreckliche Thatſachen aufzuſtellen, die ſich mehr oder weniger auf die Frage von der *Organiſation der Arbeit* beziehen, auf jene heiße Frage, welche bald alle andern beherrſchen wird, weil ſie, für die Maſſen, eine Lebens- oder Todesfrage iſt.

Wenn ich daher in mehreren Epiſoden dieſes Werkes die bewundernswürdig wohlthätige und praktiſche Wirkung zu zeigen verſucht habe, welche ein Mann von edlem Herzen und erleuchtetem Geiſte, auf die arbeitende Klaſſe hervorbringen könnte, ſo gebührt *Ihnen* der Dank!

Wenn ich dagegen anderswo die ſchrecklichen Folgen der Vergeſſenheit aller Gerechtigkeit, aller chriſtlichen Liebe, aller Theilnahme für diejenigen geſchildert habe, die, ſeit langer Zeit allen Entbehrungen preisgegeben, allen Arten von Elend, alle Schmerzen ſchweigend leiden, das Arbeitsrecht nicht fordern, das heißt: einen gewiſſen, ihren harten Arbeiten und ihren beſcheidenen Bedürfniſſen angemeſſenen Lohn, ſo gebührt der Dank wieder Ihnen!

Ja, mein Freund; denn dieſe rührende und achtungsvolle Zuneigung, welche Sie den vielen Arbeitern geweiht haben, die Sie beſchäftigen, und deren moraliſche und materielle Lage Sie täglich verbeſſern, iſt eine von jenen ſeltenen und glorreichen Ausnahmen, die jene unverſtändige Selbſtſucht noch bedauernswürdiger macht, welcher ein Volk von rechtſchaffenen und fleißigen Arbeitern oft ungeſtraft aufgeopfert wird.

Leben Sie wohl, mein Freund! Ihnen dieſes Buch widmen, Ihnen, dem ſo ausgezeichneten Künſtler, Ihnen, einem der beſten Herzen und der beſten Geiſter, die ich kenne, will ſagen, daß man in meinem Werke, in Ermangelung des Talentes, wenigſtens heilſame Beſtrebungen und edelmüthige Ueberzeugungen finden werde.

Ganz der Ihrige,

Paris, den 25. Juni 1844.

Eugène Sue.

Prolog.

Die beiden Welten

Das Polarmeer umſtarrt mit einem Gürtel von ewigem Eiſe die öden Küſten von Sibirien und Nord-Amerika!... Dieſe äußerſten Grenzen zweier Welten, welche die enge Behringsſtraße trennt.

Der Monat September neigt ſich zu Ende.

Die Tag- und Nachtgleiche hat die Finſterniſſe und die Nordſtürme wieder entfeſſelt; die Nacht wird bald einen jener ſo kurzen, ſo traurigen Tage verdrängen....

Der Himmel, von düſterem Tiefblau, iſt ſchwach erhellt von einer Sonne ohne Wärme, deren matte, kaum den Horizont überragende Scheibe, vor dem blendenden Glanze des Schnee's erbleicht, der, ſo weit das Auge reicht, die unermeßlichen Steppen bedeckt...

Gegen Norden iſt dieſe Wüſte auf der einen Seite von zackigen, rieſenhaften, ſchwarzen Felſen begrenzt; am Fuße ihrer titaniſchen Aufthürmung liegt das verſteinerte Meer gefeſſelt, deſſen regungsloſe Wogen aus großen Reihen von Eisbergen beſtehen, deren bläuliche Zinnen fernhin in dichtem Schnee-Nebel verſchwinden...

Gegen Oſten, zwiſchen den beiden Spitzen des Vorgebirges Oulikine, Sibiriens morgenländiſche Grenze, gewahrt man eine dunkelgrüne Linie, wo langſam ungeheure weiße Eisſchollen antreiben.

Dieß iſt die Behringsſtraße.

Endlich jenſeits dieſer Meerenge, und ſie beherrſchend, ſtarren die Granitmaſſen des Vorgebirges Wallis empor, des äußerſten Punktes von Nord-Amerika.

Dieſe troſtloſen Breiten gehören nicht mehr der bewohnten Welt an; durch ihre ſchreckliche Kälte berſten die Steine, die Bäume ſpalten ſich, der Boden zerreißt, und ſchleudert Garben von Eisflöckchen.

Kein menſchliches Weſen ſcheint der Oede dieſer Regionen der Froſtnebel und Stürme, des Hungers und des Todes, trotzen zu können...

Dennoch... wunderſam, gewahrt man die Spuren von Schritten auf dem Schnee, welcher auf dieſen Wüſten lagert, den äußerſten Grenzen zweier Continente, getrennt durch die Behringsſtraße...

Auf der Seite des amerikaniſchen Bodens verkündet der kleine und leichte Abdruck der Schritte den Gang einer Frau...

Sie hat ſich gegen die Felſen gewendet, von wo man jenſeits der Meerenge die Schneeſteppen von Sibirien ſieht.

Auf der Seite von Sibirien verkündet der größere und tiefere Abdruck den Gang eines Mannes.

Er hat ſich gleichfalls gegen die Meerenge gewendet.

Man möchte ſagen, daß dieſer Mann und dieſe Frau, die ſo entgegengeſetzt an die Endpunkte der Erdkugel gelangten, ſich einander durch den engen Meerarm zu ſehen gehofft hatten, der die beiden Welten trennt!

Etwas noch wunderſameres: Dieſer Mann und dieſe Frau haben dieſe öden Gefilde während eines fürchterlichen Sturmes durchſchritten . . .

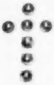
Einige hundertjährige ſchwarze Lärchenbäume, die noch vor kurzem hier und da in dieſen Wüſten, wie Kreuze auf einem Friedhofe, hervorſtachen, waren vom Sturme ausgeriſſen, zerſchmettert, und weithin geſchleudert.

Dieſen wüthenden Orcane, der die großen Bäume entwurzelt, die Eisberge erſchüttert, und Maſſen gegen Maſſen ſtößt, mit dem Krachen des Donners . . . dieſem wüthenden Orkane haben dieſe beiden Reiſenden die Stirne geboten.

Sie haben ihm die Stirne geboten, ohne einen Augenblick von der unwandelbaren Linie abzuweichen, die ſie einhielten . . . man erkennt es an der Spur ihres gleichen, geraden und feſten Ganges.

Wer ſind dieſe beiden Weſen, die immer ruhig ihres Weges ziehen inmitten dieſer Zuckungen und Umwälzungen der Natur?

Zufall, Wille oder Verhängniß, . . . unter der eiſenbeſchlagenen Sohle dieſes Mannes bilden ſieben hervorragende Nägel ein Kreuz:



Ueberall läßt er dieſe Spur ſeines Ganges zurück . . . Sieht man auf dieſem harten und glatten Schnee dieſe tiefen Abdrücke, ſo möchte man ſagen, ſie ſeien von einem ehernen Fuße in einen Marmorboden geprägt.

Aber bald iſt eine Nacht ohne Dämmerung dem Tage gefolgt. . .

Eine traurige Nacht. . .

Mit Hülfe des glänzenden Wiederſtrahles des Schnees, ſieht man die Steppe ihr unendliches Leichentuch unter einem ſchwerfälligen Dome von ſo düſterem Blau, daß es ſchwarz ſcheint, aufrollen; bleiche Sterne verlieren ſich in den Tiefen dieſer dunklen und eiſigen Wölbung.

Das Schweigen iſt feierlich.

Indem zeigt ſich gegen die Behringsſtraße ein ſchwacher Schein am Horizonte.

Zunächſt eine liebliche Klarheit, bläulich, wie jene, die dem Aufgange des Mondes voranſchimmert . . . dann wird ſie immer heller, ſtrahlet und erſcheint in Tinten von ſchwachem Roſa.

Auf allen andern Punkten des Himmels verdoppelt ſich die Finſterniß; kaum noch iſt die weiße Ausdehnung der Wüſte, eben erſt ſo ſichtbar, von der ſchwarzen Kuppel des Firmamentes zu unterſcheiden.

Inmitten dieſer Dunkelheit hört man verworrenes, unheimliches Getöſe.

Man möchte es für den rauſchenden und ſchwerfälligen Flügelſchlag großer Nachtvögel halten, die, aufgeſcheucht, über die Steppe hinſtreifen, und ſich darauf niederlaſſen.

Aber man hört keinen Schrei.

Dieſer ſtumme Schrecken verkündet das Herannahen einer jener gewaltigen Erſcheinungen, die alle belebten Weſen, von den wildeſten bis zu den harmloſeſten,- mit Schauder erfaßt. . . Ein Nordlicht, ein ſo prachtvolles und häufiges Schauſpiel in jenen Polargegenden, ſtrahlet plötzlich. . .

Am Horizonte erblickt man eine Halbkugel von glänzender Helle. Aus der Mitte dieſes blendenden Herdes ſprühen ungeheure Lichtſäulen, die, zu unermeßlichen Höhen aufglühend, Himmel, Erde und Meer erleuchten... Funkelnde Wiederſcheine, gleich jenen eines Brandes, gleiten über den Schnee der Wüſte hin, ſäumen mit Purpur die bläulichen Kronen der Eisberge, und färben mit düſterem Roth die hohen ſchwarzen Felſen der beiden Continente.

Nach dieſer prächtigen Ausſtrahlung, erblich das Nordlicht nach und nach; ſeine glänzende Helle erloſch in einem Lichtnebel.

In dieſem Augenblicke, durch die beſondere, in dieſen Breiten häufige Wirkung der Spiegelung, ſchien die amerikaniſche Küſte, obgleich von Sibirien durch die Breite eines Meerarmes getrennt, plötzlich ſo nahe, daß man geglaubt hätte, eine Brücke von einer Welt in die andere ſchlagen zu können.

Sodann erſchienen in mitten des durchſichtigen und azurnen Dunſtes, der über zwei Welten hinfloß, zwei menſchliche Geſtalten.

Auf dem ſibiriſchen Vorgebirge . . . ſtreckte ein Mann auf den Knien die Arme gegen Amerika hin, mit einem Ausdrucke unermeßlicher Verzweiflung.

Auf dem amerikaniſchen Vorgebirge antwortete eine junge und ſchöne Frau der troſtloſen Geberde dieſes Mannes, indem ſie ihm den Himmel wies.......

Einige Sekunden lang bildeten ſich dieſe großen, bleichen, dunſtigen Geſtalten im Scheideſchimmer des Nordlichtes ab.

Aber da der Nebel nach und nach immer dichter wurde, verſchwand alles in der Finſterniß.

Woher kamen dieſe zwei Weſen, die ſich am Polareiſe begegneten, am äußerſten Ende der Welten?

Wer waren dieſe zwei Geſchöpfe, einen Augenblick durch eine optiſche Täuſchung einander genähert, die aber für die Ewigkeit getrennt ſchienen?"

Erſter Theil.

Das Wirthshaus zum weißen Falken.

Erſtes Kapitel.

Morok.

Der Monat October 1831 neigt ſich zu Ende.

Obwohl es noch Tag iſt, erleuchtet eine kupferne Lampe mit vier Schnäbeln die riſſigen Mauern eines großen Speichers, deſſen einziges Fenſter dem Lichte verſchloſſen iſt; eine Leiter, deren Sproſſen den Rand einer offenen Fallthüre überragen, dient als Treppe.

Dort ſind, ordnungslos auf den Fußboden hingeworfen, eiſerne Ketten; Halseiſen mit ſcharfen Spitzen; Gebiſſe mit Sägezähnen; von Nägeln ſtarrende Maulkörbe; lange Stangen von Stahl mit hölzernen Griffen. In einer Ecke ſteht ein kleines, tragbares Kohlenbecken, ähnlich denjenigen, deren ſich die Zinngießer bedienen, um das Zinn in Fluß zu bringen; die Kohle iſt über Hobelſpänen aufgeſtapelt; ein Funke genügt, dieſen brennbaren Stoff in einer Sekunde zu entzünden.

Unfern dieſer traurigen Werkzeuge, die dem Dienſt-Geräthe eines Henkers gleichen, ſind einige Waffen, welche einem früheren Jahrhunderte angehören. Ein Waffenrock mit ſo gelenken, und zugleich ſo feinen und geſchloſſenen Ringen, daß er einem ſchmiegſamen Stahl-Gewebe gleicht, iſt über einem Koffer gebreitet, neben eiſernen Bein- und Armſchienen, in gutem Zuſtande, mit ihren Riemen verſehen; eine Menge von Waffen, zwei lange, dreiſchneidige Picken mit Schäften von Eichenholz, eben ſo ſtark als leicht, an denen man friſche Blutſpuren bemerkt, vervollſtändigen dieſes durch zwei geladene und geſpannte Tyrolerſtutzen etwas verjüngte Rüſtzeug.

In dieſem Arſenal von mörderiſchen Waffen, barbariſchen Werkzeugen, befremdet eine darunter gemiſchte Sammlung ſehr verſchiedener Gegenſtände: kleine Glas-Käſten, Paternoſter, Roſenkränze, Medaillen, **Agnus Dei**, Weihbrunnkeſſel, eingerahmte Heiligenbilder umſchließend. Endlich eine gute Anzahl von jenen auf grobes, bläuliches Papier zu Freiburg gedruckten Traktätchen, worin man allerlei neuere Wunder erzählt, worin man einen eigenhändigen Brief von **J. — C.**, an einen Gläubigen gerichtet, mittheilt, und worin auch für die Jahre **1831** und **1832** die ſchrecklichſten Weiſſagungen gegen das gottloſe und revolutionäre Frankreich enthalten ſind.

Eine von jenen Malereien auf Leinwand, womit die Gaukler den Eingang zu ihren wandernden Buden ſchmücken, hängt an einem der Querbalken der Dachung, vermuthlich um es vor dem Verderben zu bewahren, wenn ſie zu lange aufgerollt bliebe.

Dieſe Malerei trägt folgende Inſchrift:

Die wahrhaftige und denkwürdige Bekehrung des Ignaz Morok, genannt der Prophet, angekommen im Jahre 1828 zu Freiburg.

Dieſes Bild von mehr als natürlicher Größe in ſeinen Verhältniſſen, von bläulicher Farbe, von barbariſchem Charakter, iſt in drei Felder getheilt, welche drei wichtige Veränderungen aus dem Leben dieſes Bekehrten, genannt der Prophet, mittheilen.

Auf dem erſten Felde ſieht man einen Mann mit langem, blondem, faſt weißem Barte, von wilder Miene, gekleidet in Rennthierfelle, wie die wilden Volksſtämme des nördlichen Sibiriens; er trägt eine Mütze von ſchwarzem Fuchs, die in einen Rabenkopf ausläuft; ſeine Züge drücken Schrecken aus; auf ſeinem Schlitten gebückt, der, von ſechs großen fahlen Hunden gezogen, über den Schnee gleitet, flieht er vor einer verfolgenden Schaar von Füchſen, Wölfen, ungeheuern Bären, die alle, mit klaffenden Rachen, worin furchtbare Zähne ſtecken, fähig zu ſeyn ſcheinen, den Mann, die Hunde und den Schlitten hundertmal zu verſchlingen.

Unter dieſem erſten Bilde liest man:

Im Jahre 1810 iſt Morok Götzendiener; er flieht vor den wilden Thieren.

Auf dem zweiten Felde kniet Morok, angethan mit dem weißen Rocke eines Religionslehrlings, die Hände faltend, vor einem Manne, der einen langen ſchwarzen Rock und einen weißen Kragen trägt; in einem Winkel des Bildes hält ein großer Engel mit mürriſchem Geſichte, mit der einen Hand eine Trompete, und mit der andern ein flammendes Schwert; folgende Worte mit rothen Zügen auf ſchwarzem Grunde, gehen aus ſeinem Munde hervor:

Morok, der Götzendiener, floh die wilden Thiere; die wilden Thiere werden vor dem zu Freiburg bekehrten und getauften Ignaz Morok fliehen.

Wirklich auf dem dritten Felde ſtolzirt der Neubekehrte trotzig, hoffärtig, triumphirend, in ſeinem langen blauen faltenreichen Rocke; den Kopf hochmüthig zurückgeworfen, die linke Hand auf der Hüfte, die rechte ausgeſtreckt, ſcheint er einen Haufen Tiger, Hyänen, Bären und Löwen in Schrecken zu ſetzen, die ihre Klauen einziehen, ihre Zähne verbergen, und demüthig und furchtſam zu ſeinen Füßen kriechen.

Unter dieſem letzten Felde liest man als eine Art moraliſchen Schlußes:

Ignaz Morok iſt bekehrt; die wilden Thiere kriechen zu ſeinen Füßen.

In der Nähe dieſer Bilder befinden ſich mehrere Ballen kleiner Bücher, auch in Freiburg gedruckt, worin erzählt wird, durch welches erſtaunliche Wunder der Götzendiener Morok, ſobald er einmal getauft war, plötzlich eine übernatürliche, faſt göttliche Gewalt überkommen habe, der die wildeſten Thiere ſich nicht entziehen konnten, was auch die täglichen Uebungen bezeugten, welche der Thierbändiger vornehme, weniger zur Schauſtellung ſeines Muthes und ſeiner Kühnheit, als zur Verherrlichung des Herrn.

. . . .

Aus der offenen Fallthüre im Speicher dünſtet ruckweiſe ein wilder, beißender, heftiger, durchdringender Geruch empor.

Von Zeit zu Zeit hört man ein ſchallendes, ſehr ſtarkes Röcheln, einige tiefe Athemzüge, denen ein dumpfes Getöſe folgt, wie von großen Leibern, die ihre Glieder auskramen, und ſchwerfällig auf einen Fußboden ſich hindehnen.

Ein Mann iſt allein in dieſem Speicher.

Dieſer Mann iſt Morok, der Bändiger der wilden Thiere, mit dem Beinamen: der Prophet.

Er iſt vierzig Jahre alt, von mittlerer Größe, dünnen Gliedern, äußerſt mager; ein langer, blutrother, ſchwarzgefütterter Pelzrock verhüllt ihn völlig; ſein von Natur weißer Teint iſt erzfarben durch ſein Reiſeleben, von Kindheit auf; ſeine Haare, von jenem gelben und matten Blond, welches gewiſſen Stämmen der Polar-

Gegenden eigen iſt, fallen gerade und ſteif auf ſeine Schultern; ſeine Naſe iſt klein, ſchneidend, gebogen; ſeine hervorſpringenden Backenknochen umgiebt ein langer Bart von weißer ſtatt blonder Farbe.

Was der Phyſiognomie dieſes Mannes etwas Auffallendes verleiht, ſind ſeine ſehr offenen und ſehr aufgeſpannten Augenlieder, die ſeinen fahlen, immer von einem weißen Ringe umkreiſeten Augapfel ſehen laſſen . . . Dieſer ſtarre, außerordentliche Blick, übte eine wahrhafte Verblendung auf die Thiere, was den Propheten übrigens nicht hinderte, zur Bändigung derſelben auch die ſchrecklichen Werkzeuge ſeines Arſenals anzuwenden.

An einem Tiſche ſitzend, öffnet er eben den Doppelboden eines Käſtchens voll Roſenkränze und anderer ähnlicher Spielereien zum Gebrauche der Andächtigen: in dieſem Doppelboden, durch ein verborgenes Schloß verwahrt, liegen mehrere verſiegelte Umſchläge, die nur eine mit einem Buchſtaben des Alphabetes in Verbindung gebrachte Nummer zur Ueberſchrift haben. Der Prophet nimmt eines von dieſen Packeten, ſteckt es in die Taſche ſeines Pelzrockes, verſperrt dann den Doppelboden, und ſtellt das Käſtchen wieder in ein Fach.

Dieß geſchieht gegen vier Uhr Nachmittags, im Wirthshauſe zum weißen Falken, einem Gaſthofe des kleinen Dorfes Mockern, in der Nähe von Leipzig gelegen, in der Richtung vom Norden gegen Frankreich.

Nach einigen Augenblicken macht ein rauhes unterirdiſches Gebrüll den Speicher erzittern.

„Judas! ſchweig!“ ſagt der Prophet mit drohendem Tone den Kopf gegen die Fallthüre wendend.

Dann erhebt ſich ein anderes dumpfes Grollen, aber gleichfalls furchtbar wie ferner Donner.

„Caïn! ſchweig!“ ruft Morok aufſtehend.

Ein drittes Gebrüll von unausſprechlicher Wildheit erſchallt plötzlich.

„Tod! willſt Du ſchweigen!“ ſchreit der Prophet, gegen die Fallthüre ſpringend, einem dritten unſichtbaren Thiere zu, das den traurigen Namen „Tod“ trägt.

Ungeachtet der zur Gewohnheit gewordenen Macht ſeiner Stimme, ungeachtet ſeiner wiederholten Drohungen, kann der Thierbändiger dennoch kein Schweigen erzwingen; im Gegentheile verſtärkt noch das Bellen einiger Doggen das Gebrüll der wilden Thiere.

Morok faßt eine Picke, nähert ſich der Leiter, will hinabſteigen, als er Jemand aus der Fallthüre kommen ſieht.

Dieſer neue Ankömmling hat ein braunes, von der Sonne verbranntes Geſicht; er trägt einen grauen runden Hut mit breiter Krämpe, eine kurze Weſte und eine weite lange Hoſe von grünem Tuche; ſeine ledernen, ſtaubbedeckten Kamaſchen zeigen, daß er ſo eben einen langen Weg gemacht; eine Jagdtaſche hangt an einem Riemen auf ſeinem Rücken.

„Der Teufel hole die Thiere!“ — rief er aus, den Fußboden betretend; „man möchte meinen, ſie hätten Dich ſeit drei Tagen vergeſſen … Judas hat ſeine

Tatze durch die Eiſenſtangen ſeines Käfigs geſtreckt... und der Tod einen Sprung gemacht, wie eine Furie... ſie erkennen mich alſo nicht mehr.“

Dieß wurde deutſch geſprochen.

Morok antwortete in derſelben Sprache, mit einer etwas fremdartigen Ausſprache.

„Gute oder ſchlechte Nachrichten, Karl?“ — fragte er unruhig.

„Gute Nachrichten...“

„Du haſt ſie getroffen?“

„Geſtern, zwei Meilen von Wittemberg...“

„Gott ſei gelobt!“ — rief Morok aus, mit einem Ausdrucke vollkommener Zufriedenheit die Hände faltend.

„Das iſt ſehr einfach ... von Rußland nach Frankreich iſt dieß der ſchicklichſte Weg; man durfte tauſend gegen eines wetten, ihnen zwiſchen Wittemberg und Leipzig zu begegnen.“

„Und das Signalement?“

„Sehr treu; die zwei Mädchen ſind in Trauer; das Pferd iſt weiß; der Alte hat einen langen Knebelbart, eine blaue Soldatenmütze, einen grauen Reiſerock ... und einen ſibiriſchen Hund zur Seite.“

„Und Du haſt ſie verlaſſen ...?“

„Etwas eine Meile von hier ... vor einer halben Stunde werden ſie hier eintreffen.“

„Und in dieſem Wirthshauſe ... da es das einzige im Dorfe iſt, —“ ſagte Morok nachſinnend.

„Und da die Nacht anbricht ... —“ fügte Karl bei.

„Haſt Du den Alten zum Sprechen gebracht?“

„Ihn . . . Ihr denkt nicht daran!“

„Wie?“

„Macht Euch nur ſelbſt an ihn.“

„Und aus welchem Grunde?“

„Unmöglich.“

„Unmöglich? Warum?“

„Ihr werdet es erfahren. Ich folgte ihnen anfangs bis in die geſtrige Nachtherberge, indem ich mich ſtellte, als ob ich ſie zufällig treffe; ich ſprach mit dem großen Alten deutſch, und ſagte ihm, was Fußreiſende einander zu ſagen pflegen: Guten Morgen und glückliche Reiſe, Kamerad! Statt aller Antwort ſah er mich von der Seite an, und wies mir mit der Spitze ſeines Stockes den andern Rand der Straße.“

„Er iſt ein Franzoſe, er verſteht vielleicht nicht deutſch?“

„Er ſpricht wenigſtens ſo gut deutſch, wie Ihr, weil ich ihn in der Nachtherberge vom Wirthe verlangen hörte, was er für ſich und die jungen Mädchen brauchte.“

„Und in der Nachtherberge . . . haſt Du nicht verſucht, das Geſpräch wieder anzuknüpfen?“

„Ein einziges Mal . . . aber er hat mich ſo brutal angefahren, daß ich, um nichts zu verderben, keinen zweiten Verſuch machte. Auch muß ich Euch, unter uns geſagt, zum voraus bemerken, daß dieſer Mann ein teufelmäßig böſes Geſicht hat; glaubt mir, ungeachtet ſeines grauen Knebelbartes, ſcheint er noch ſo kräftig und entſchloſſen, obgleich entfleiſcht wie ein Gerippe, daß ich nicht weiß, ob er, oder mein Kamerad, der Rieſe Goliath, in einem Kampfe die Oberhand behielte . . . Ich kenne Eure Projekte nicht . . . aber nehmt Euch in Acht, Meiſter . . . nehmt Euch in Acht! . . .“

„Mein ſchwarzer Panther aus Java war auch ſo kräftig und ſo böſe . . .“ ſagte Morok mit einem verächtlichen und finſtern Lächeln.

„Der Tod? . . . Gewiß, und er iſt noch immer ſo kräftig und ſo böſe wie jemals . . . Nur gegen Euch iſt er faſt ſanft . . .“

„Gerade ſo nachgiebig werde ich dieſen großen Alten machen, ungeachtet ſeiner Kraft und Rohheit.“

„Hm! hm! mißtrauet, Meiſter; Ihr ſeid gewandt; Ihr ſeid ſo muthig, wie irgend einer; aber, glaubt mir, nie werdet Ihr ein Lamm aus dem alten Wolfe machen, der ſogleich eintreffen wird.“

„Kriecht nicht mein Löwe Caïn, mein Tiger Judas mit Schrecken vor mir?“

„Ich glaub's wohl, weil Ihr Mittel habt, die . . .“

„Weil ich den Glauben habe . . . Das iſt das Ganze . . . Und dieß iſt Alles . . .“ ſagte Morok gebieteriſch, Karl unterbrechend, und mit einem ſolchen Blicke, daß der Andere den Kopf ſenkte und ſtumm blieb.

„Warum ſollte derjenige, dem der Herr in ſeinem Kampfe mit den Thieren beiſteht, dieſes Beiſtandes nicht auch in ſeinem Kampfe mit den Menſchen ſich erfreuen ... wenn dieſe Menſchen laſterhaft und gottlos ſind?“ fügte der Prophet mit triumphirender, begeiſterter Miene bei.

Sei's aus Vertrauen auf die Ueberzeugung ſeines Meiſters, ſei's aus Unfähigkeit, über einen ſo bedenklichen Gegenſtand mit ihm ſich auf einen Streit einzulaſſen, antwortete Karl demüthig dem Propheten:

„Ihr ſeid weiſer, als ich, Meiſter; was Ihr thut, iſt wohlgethan.“

„Biſt Du dem Alten und den beiden jungen Mädchen den ganzen Tag hindurch gefolgt?“ fuhr der Prophet fort, nach einer kurzen Pauſe des Schweigens.

„Ja, von ferne; da ich die Gegend genau kenne, hab' ich bald durch das Thal, bald auf dem Berge den Weg abgeſchnitten, indem ich mit den Augen ihren Zug verfolgte, ſie immer beobachtend; als ich ſie zum letztenmale ſah, lag ich im Verſtecke hinter der Waſſermühle der Ziegelhütte ... Da ſie auf der Hauptſtraße waren, und die Nacht einbrach, trat ich raſcher auf, um ihnen vorzukommen, und Euch das zu melden, was Ihr eine gute Nachricht nennt.“

„Eine ſehr gute ... ja ... eine ſehr gute ... und Du wirſt belohnt werden ... denn wären mir dieſe Leute entſchlüpft ...“

Der Prophet ſchauderte, und vollendete ſeine Aeußerung nicht.

Aus dem Ausdrucke ſeines Geſichtes, und dem Tone ſeiner Stimme, konnte man erkennen, von welcher Wichtigkeit für ihn die erhaltene Nachricht war.

„Es verdient Aufmerkſamkeit,“ ſagte Karl; „denn dieſer ganz mit Treſſen beſetzte ruſſiſche Kurier iſt in einem fort von St. Petersburg nach Leipzig gereiſet, um Euch aufzuſuchen ... Dieß geſchah vielleicht, um ...“

Morok unterbrach Karl ungeſtüm, und erwiederte:

„Wer hat Dir geſagt, daß dieſer Kurier auf jene Reiſenden Bezug habe? Du irreſt Dich; du ſollſt nichts wiſſen, als was ich Dir ſage ...“

„Gut, Meiſter, entſchuldiget mich, und ſprechen wir nicht mehr davon ... Ah, jetzt will ich meine Jagdtaſche ablegen, und Goliath die Thiere füttern helfen, denn die Stunde ihrer Abendfütterung rückt heran, wenn ſie nicht ſchon vorbei iſt. Sollte etwa mein großer Rieſe nachläſſig geworden ſein, Meiſter?“

„Goliath iſt ausgegangen; er darf Deine Heimkehr nicht erfahren; insbeſondere dürfen Dich der große Alte und die jungen Mädchen hier nicht ſehen; dieß würde ihren Verdacht erregen.“

„Wohin ſoll ich alſo gehen?“

„Geh in den kleinen Verſchlag im Hintergrunde des Stalles; dort erwarte meine Befehle; denn es iſt möglich, daß Du noch in dieſer Nacht nach Leipzig mußt.“

„Wie Ihr wollet; ich habe in meiner Jagdtaſche noch einige übrig gebliebene Speiſen; ich werde im Verſchlage meine Abendmahlzeit halten, und ausruhen.“

„Geh!“

„Meiſter, vergeßt nicht, was ich Euch geſagt habe; mißtrauet dem Alten mit dem grauen Knebelbarte; ich halte ihn für teufelmäßig entſchloſſen; ich kenn' mich aus; das iſt ein grober Kumpan, mißtrauet . . .“

„Sei ruhig . . . ich mißtraue immer,“ ſagte Morok.

„Nun denn, Glück auf, Meiſter!“

Karl betrat die Leiter, und verſchwand nach und nach.

Als der Prophet ſeinem Diener ein Zeichen freundſchaftlichen Abſchiedes gegeben hatte, ging er eine zeitlang mit tiefſinniger Miene auf und ab; dann näherte er ſich dem Käſtchen mit dem Doppelboden, worin einige Papiere lagen, und nahm aus demſelben einen ſehr langen Brief, den er mehreremale mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit las.

Von Zeit zu Zeit ſtand er auf, um an den verſchloſſenen Fenſterladen zu treten, der auf den innern Hof des Wirthshauſes hinausging, und lauſchte ängſtlich; denn er harrte mit Ungeduld der Ankunft von drei Perſonen, die ihm als nahe bevorſtehend ſo eben war gemeldet worden.

Zweites Kapitel.

Die Reiſenden.

Während dieß in dem Wirthshauſe zum weißen Falken in Mockern vorging, naheten ſich friedlich die drei Perſonen, deren Ankunft der Thierbändiger Morok ſo ungeduldig erwartete, inmitten lachender Auen, auf der einen Seite von einem Bache begrenzt, deſſen Gefäll eine Mühle trieb, und auf der andern von der Hauptſtraße, die zum Dorfe Mockern führt, etwa eine Meile von da auf dem Gipfel eines ziemlich hohen Hügels gelegen.

Der Himmel leuchtete in prächtiger Klarheit; das Aufwallen des vom Mühlrade geſchlagenen und ſchaumſprudelnden Baches, unterbrach allein das Schweigen dieſes Abendes voll tiefer Ruhe; dicht belaubte Weiden neigten ſich über das Waſſer, und überwölbten es mit ihren grünen und durchſichtigen Schatten, während weiterhin der Bach das Blau des Zenithes und die Flammentinten der untergehenden Sonne ſo glänzend wiederſtrahlte, daß ohne die Hügel, die ihn vom Himmel trennten, das Gold und Azur der Welle in einer blendenden Spiegelfläche mit dem Golde und Azur des Firmamentes verſchmolzen wären. Die großen Schilfröhre des Ufers beugten ihre Kolben von ſchwarzem Sammet unter dem leiſen Hauche des Windes, der ſich oft am Ende des Tages erhebt; denn die Sonne entſchwand langſam hinter einer breiten Gruppe gluthgeſäumter Purpurwolken... Die lebenvolle, tonreiche Luft, brachte auf ihren Schwingen die fernen Klänge der Glöckchen einer Heerde.

Quer auf einem durch das Gras der Wieſe gebahnten Fußpfade, ritten zwei junge Mädchen, faſt zwei Kinder, denn ſie zählten kaum fünfzehn Jahre, auf einem weißen Pferde von mittlerer Größe, auf einem breiten Sattel Rücken an Rücken ſitzend, auf dem ſie behaglich Platz fanden, da ſie von kleiner und zarter Geſtalt waren.

Ein Mann von großer Geſtalt, mit ſonnegebräuntem Geſichte und langem grauen Knebelbarte, führte das Pferd am Zügel, und kehrte ſich von Zeit zu Zeit gegen die jungen Mädchen mit der Miene eben ſo achtungsvoller als väterlicher Sorgfalt; er ſtützte ſich auf einen langen Stock; ſeine noch kräftigen Schultern trugen einen Torniſter; ſeine ſtaubige Fußbekleidung, ſeine etwas ſchleppenden Schritte, verriethen einen langen Fußmarſch.

Einer von jenen Hunden, welche die Völkerſchaften des nördlichen Sibiriens an ihre Schlitten ſpannen, ein ſtarkes Thier, etwa von der Größe, Geſtalt und Haarfarbe eines Wolfes, folgte genau den Schritten des Führers der kleinen Karavane, ohne, wie man im gemeinen Leben ſagt, von ſeinen Ferſen zu weichen.

Man kann ſich nichts Lieblicheres denken, als die Gruppe dieſer beiden jungen Mädchen.

Die Eine derſelben hielt mit ihrer linken Hand die ſchwebenden Zügel, und umſchloß mit ihrem rechten Arme den Leib ihrer entſchlummerten Schweſter, deren Kopf auf ihrer Schulter ruhte. Jeder Schritt des Pferdes brachte dieſe zwei geſchmeidigen Leiber in eine anmuthreiche, wellenförmige Bewegung, und ſchaukelte ihre kleinen, auf einem ſchmalen Brette ruhenden Füſſe, welches als Steigbügel diente.

Dieſe beiden Zwillingsſchweſtern hießen, durch eine zarte mütterliche Laune, Roſe und Blanche; auch waren ſie Waiſen, wie ihre düſtern, halb abgenützten Trauerkleider zeigten.

Von täuſchendſter Aehnlichkeit und gleichem Wuchſe, bedurfte es einer beſtändigen Gewohnheit, ſie zu ſehen, um ſie von einander unterſcheiden zu können. Das Porträt derjenigen, die nicht ſchlief, könnte für alle zwei gelten; der einzige Unterſchied zwiſchen ihnen in dieſem Augenblicke war, daß Roſe wachte, und an dieſem Tage die Dienſtleiſtungen der Aelteren verrichtete, Dienſtleiſtungen, die ſo nach einem Einfalle ihres Führers getheilt waren; denn als ein alter Soldat des Kaiſerreiches, der Disciplin fanatiſch zugethan, hatte er es für paſſend erachtet, zwiſchen den beiden Waiſen die Unterordnung und den Befehl wechſeln zu laſſen.

Greuſe wäre begeiſtert worden bei dem Anblicke dieſer zwei ſchönen Geſichtchen, mit Kinderhäubchen von ſchwarzem Sammet, unter denen eine Fluth von üppigen hell kaſtanienbraunen Locken hervorquoll, über ihren Hals und ihre Schultern wogend, und ihre runden, ſchwellenden, roſigen, wie Atlas weichen Wangen umrahmend: eine rothe, thaufeuchte Nelke, wies kein ſammetartigeres Incarnat, als ihre blühenden Lippen; das zarte Blau des Sinngrüns hätte neben dem klaren Azur ihrer großen Augen düſter geſchienen, worin ſich die Sanftmuth ihrers Charakters und die Unſchuld ihres Alters malten; eine reine und weiße Stirne, eine kleine roſige Naſe, ein Grübchen am Kinne, vollendeten den anbetungswürdigen Verein von Treuherzigkeit und liebevoller Güte in dieſen bezaubernden Zügen.

Man mußte ſie auch ſehen, wenn bei herannahendem Regen oder Gewitter der alte Soldat alle zwei ſorgfältig in einen großen Pelz von Rennthierfellen hüllte, und die große Kapuze dieſer waſſerdichten Bekleidung über ihre Köpfe zog; dann . . . nichts Entzückenderes, als dieſe zwei kleinen friſchen und lächelnden Geſichter, unter jenem Mäntelchen von dunkler Farbe gegen das Ungemach der Witterung geſchützt!

Aber der Abend war ſchön und ruhig; der ſchwere Mantel ſchlang ſich um die Knie der beiden Schweſtern, und die Kapuze deſſelben fiel auf den Rücken des Sattels zurück.

Roſe, mit ihrem rechten Arme immer den Leib ihrer ſchlummernden Schweſter umſchließend, betrachtete ſie mit einem Ausdrucke unausſprechlicher, faſt mütterlicher Zärtlichkeit . . . denn an dieſem Tag war Roſe die Aeltere, und eine ältere Schweſter iſt beinahe immer eine Mutter.

Nicht bloß, daß die Waiſen ſich unendlich liebten, ſondern durch eine pſychologiſche, bei Zwillingen häufige Erſcheinung, waren ſie auch faſt immer von gleichzeitigen Gefühlen ergriſſen; die Gemüthsbewegung der einen drückte ſich auf der Stelle in den Zügen der andern aus; die nämliche Urſache machte ſie zittern und erröthen, in ſolchem Einklange ſchlugen ihre jungen Herzen, kurz kindliche Freude, bittere Verdießlichkeiten, u. ſ. w. wurden von ihnen wechſelſeitig empfunden, und ſogleich getheilt.

In ihrer Kindheit, zugleich von einer ſchweren Krankheit befallen, wie zwei Blumen an einem Stengel, ſah man ſie mit einander wanken, erbleichen, welken; aber miteinander hatten ſie auch wieder ihre geſunde und friſche Farbe erhalten.

Bedarf es einer Erwähnung, daß die geheimnißvollen unauflöslichen Bande, welche dieſe Zwillinge vereinten, ohne tödtliche Verletzung des Daſeyns dieſer armen Kinder nicht hätten können zerriſſen werden?

Alſo, dieſe lieblichen zwei Vögelchen genannt die Unzertrennlichen, welche nur ein gemeinſames Leben leben können, betrüben ſich, leiden, verzweifeln und ſterben, wenn eine barbariſche Hand ſie von einander trennet.

Der Führer der Waiſen, ein Mann von etwa fünf und fünfzig Jahre, von kriegeriſcher Haltung, bot das unſterbliche Vorbild der Soldaten der Republik und des Kaiſerreiches, dieſer Heldenſöhne des Volkes, die in einem Feldzuge die erſten Soldaten der Welt wurden, um der Welt zu zeigen, was ein Volk kann, gilt, thut, wenn ſeine wahren Auserwählten auf daſſelbe ihr Vertrauen, ihre Kraft und ihre Hoffnung ſetzen.

Dieſer Soldat, Führer der beiden Schweſtern, ehemaliger Grenadier zu Pferd der kaiſerlichen Garde, hatte den Beinamen Dagobert; ſeine ernſte und ſtrenge Phyſiognomie, war hart ausgeprägt; ſein grauer, langer und dichter Knebelbart, verdeckte völlig ſeine Unterlippe, und vermengte ſich mit einem großen Kinnbarte, der faſt das Kinn verhüllte. Die magern, ziegelrothen, wie Pergament gegerbten Wangen, waren ſorgfältig raſirt; buſchige, noch ſchwarze Augenbrauen, überhingen faſt ſeine hellblauen Augen; ſeine goldenen Ohrringe reichten bis auf ſeinen mit einer weißen Schnur geſäumten militäriſchen Kragen; ein lederner Gürtel ſchloß um ſeine Hüften den Reiſerock von grobem, grauem Tuche, und eine blaue Soldatenmütze mit rother Flamme, auf ſeine linke Schulter fallend, bedeckte ſeinen Kahlkopf.

Ehedem von herkuliſcher Stärke, aber immer das Herz eines Löwen im Buſen, gut und geduldig, weil muthig und ſtark, benahm ſich Dagobert, ungeachtet ſeines rohen Ausſehens, gegen die Waiſen mit der äuſſerſten Sorgfalt, mit unerhörtem Zuvorkommen, mit anbetender, ſchier mütterlicher Zärtlichkeit . . . . . Ja, mütterlich! denn für den Heldenmuth der Liebe glühen: ein Mutterherz, ein Soldatenherz.

Von ſtoiſcher Ruhe, jede Gemüthsbewegung unterdrückend, verläugnete ſich der unerſchütterlich kaltblütige Dagobert niemals; und obwohl Niemand ſo wenig luſtig war, als er, wurde er doch bisweilen ein ganzer Spaßvogel, und ſelbſt wegen des unſtörbaren Ernſtes, den er in alle Sachen legte.

Von Zeit zu Zeit, und immer fortſchreitend, wendete ſich Dagobert um, eine Liebkoſung oder ein freundliches Wort dem guten weißen Pferde zu geben, das die Waiſen trug, und deſſen Augengruben und langen Zähne das achtungswerthe Alter verriethen; zwei tiefe Narben, die eine an der Weiche, die andere an der Bruſt, zeigten, daß dieſes Pferd ſchon in heißen Schlachten geweſen, auch geſchah es nicht ohne einen Anſchein von Stolz, daß es manchmal ſeinen alten Militärzaum ſchüttelte, deſſen kupferner Buckel noch einen Adler in erhabener Arbeit ſehen ließ; ſein Gang war regelmäßig, vorſichtig und feſt; ſeine Farbe lebhaft, ſeine Beleibtheit mittelmäßig; der häufige Schaum, der ſein Gebiß bedeckte, zeigte von jener Geſundheit, welche die Pferde durch die fortgeſetzte übermäßige Anſtrengung einer langen Reiſe in kurzen Tagmärſchen erlangen; dieſes wackere Thier, obgleich ſeit mehr als ſechs Monaten auf dem Wege, trug noch eben ſo leicht, wie bei der Abreiſe, die beiden Waiſen, und ein ſchweres, hinter dem Sattel aufgeſchnalltes Felleiſen.

Wenn wir von der übermäßigen Länge der Zähne dieſes Pferdes geſprochen haben (ein unverwerfliches Zeichen hohen Alters) ſo geſchah es, daß er ſie oft zu dem einzigen Zwecke wies, ſeinem Namen treu zu bleiben (er hieß Jovial) und einen ſehr ſchlechten Spaß zu machen, deſſen Zielſcheibe der Hund war.

Dieſer, ohne Zweifel des Contraſtes wegen Rabat-Joie genannt, nie die Ferſen ſeines Herrn verlaſſend, befand ſich in der Bißweite Jovial's, der ihn bisweilen ſachte bei der Rückenhaut faßte, in die Höhe hob, und ſo einen Augenblick lang trug; der Hund, durch ſeine dichte Wolle geſchützt, und ohne Zweifel ſeit langer Zeit an die Poſſen ſeines Reiſegefährten gewöhnt, unterwarf ſich ihnen mit ſtoiſcher Gefälligkeit; nur wenn Rabat-Joie der Spaß von genügender Dauer ſchien, drehte er knurrend ſeinen Kopf um.

Jovial verſtand ihn halbwegs, und beeilte ſich, ihn wieder auf den Boden zu ſetzen; ein andermal, vermuthlich um die Einförmigkeit zu vermeiden, benagte Jovial nur obenhin den Torniſter des Soldaten, der, wie ſein Hund, an dieſe Schäckereien gewohnt ſchien.

Dieſe Einzelnheiten mögen ein Bild von dem herrlichen Einklange geben, welcher zwiſchen den Zwillings-Schweſtern, dem alten Soldaten, dem Pferde und Hunde beſtand.

Die kleine Karavanne ſehnte ſich ſehr darnach, das Dorf Mockern, welches auf der Anhöhe lag, vor Einbruch der Nacht zu erreichen.

Dagobert ſchaute bisweilen um ſich, und ſchien ſeine Erinnerungen zu ſammeln; nach und nach verdüſterten ſich ſeine Züge; als er nicht weit von der Mühle war, die ſeine Aufmerkſamkeit erregt hatte, blieb er ſtehen, und ſtrich ſeinen langen Knebelbart mehrmals mit dem Daumen und Zeigefinger, dem einzigen Zeichen, welches eine ſtarke, ausſchließliche Gemüthsbewegung in ſeinem Innern offenbarte.

Da Jovial mit einem raſchen Rucke hinter ſeinem Herrn ſtillſtand, fuhr Blanche erwachend plötzlich vor Schrecken aus dem Schlafe auf, und richtete ihr Köpfchen empor; ihr erſter Blick ſuchte ihre Schweſter, der ſie holdſelig zulächelte; dann wechſelten Beide eine Miene des Erſtaunens bei dem Anblicke des unbeweglichen Dagobert, der die Hände auf ſeinen langen Stock legte, und in die Aufregung mühſamer Erinnerung vertieft ſchien.

Die Waiſen befanden ſich nun am Fuße eines etwas erhabenen Hügels, deſſen Gipfel unter dem dichten Laubwerke einer ungeheuern auf der Mitte der kleinen Abdachung gepflanzten Eiche verſchwand.

Roſe, welche den Dagobert immer regungslos und nachſinnend ſah, neigte ſich auf dem Sattel, und ſagte ſanft zu ihm, ihre kleine weiße Hand auf die Schulter des Soldaten ſtützend:

„Was fehlt Dir denn, Dagobert?“

Der Veteran kehrte ſich um; zum großen Erſtaunen der beiden Schweſtern ſahen ſie eine große Thräne, welche, nachdem ſie eine feuchte Furche auf ſeiner gegerbten Wange gezogen, ſich in ſeinem dichten Knebel-Barte verlor.

„Du weineſt!“ riefen Roſe und Blanche tief bewegt aus. „Wir bitten Dich, ſag' uns, was Dir fehlt?“

Nach einer Pauſe des Zögerns fuhr der Soldat mit ſeiner ſchwieligen Hand über ſeine Augen, und ſagte zu den Waiſen mit gerührter Stimme, indem er ihnen die hundertjährige Eiche wies, bei der ſie ſich befanden:

„Ich muß Euch betrüben, meine armen Kinder . . . aber es iſt etwas Heiliges . . . was ich Euch ſagen muß . . . . Nun denn, vor achtzehn Jahren . . . am Vortage der großen Schlacht von Leipzig, hab' ich Euren Vater zu dieſem Baume getragen . . . er hatte zwei Säbelhiebe über den Kopf . . . einen Schuß in der Schulter . . . hier iſt's, wo er und ich, der ich für meinen Theil zwei Lanzenſtöſſe davongetragen, gefangen wurden . . . und noch dazu von wem — von einem Abtrünnigen . . . ja, von einem Franzoſen, einem ausgewanderten Marquis, Oberſt in ruſſiſchen Dienſten . . . und der ſpäter . . . doch eines Tages . . . werdet Ihr alles dieß erfahren . .“

Dann nach kurzem Schweigen fügte der Veteran, mit der Spitze ſeines Stockes auf das Dorf Mockern zeigend hinzu:

Ja . . . ja, ich kenne mich jetzt aus; dort ſind die

Höhen, wo Euer tapferer Vater, der uns und die Polen von der Garde anführte, die ruſſiſchen Cuiraſſiere nach der Wegnahme einer Batterie über den Haufen geworfen hat . . . Ah! meine Kinder," — fügte der Soldat treuherzig bei — „hättet Ihr doch Euren muthigen Vater geſehen, wie er an der Spitze unſerer Grenadierbrigade zu Pferd, inmitten eines Kartätſchen-Hagels einen gewaltigen Angriff machte! Es war nichts Schöneres zu ſehen, als er."

Während Dagobert auf ſeine Weiſe ſein Bedauern und ſeine Erinnerungen ausdrückte, ließen ſich die zwei Waiſen aus freiwilliger Anregung ſachte vom Pferde gleiten, gingen Hand in Hand zur alten Eiche, und knieten nieder.

Hier, Herz an Herz gedrückt, brachen ſie in Thränen aus, während aufrecht hinter ihnen der Soldat ſtand, die Hände auf ſeinem langen Stocke kreuzend, auf den er ſeine kahle Stirne lehnte.

„Geht, . . . geht . . . Ihr müßt Euch keinen Kummer machen," — ſagte er nach einigen Minuten ſanft zu ihnen, als er ihre Thränen über die Roſenwangen der immer noch knieenden Roſe und Blanche fließen ſah; — „vielleicht finden wir den General Simon wieder in Paris," fuhr er fort; „ich werde Euch dieß in der Nachtherberge erklären . . . Ich wollte gerade den heutigen Tag erwarten, um Euch recht viel von Eurem Vater zu ſagen; dieß war ſo ein Gedanke von mir . . . weil dieſer Tag wie ein Jahrestag iſt."

„Wir werden weinen, weil wir auch an unſere Mutter denken,“ — ſagte Roſe.

„An unſere Mutter, die wir nur im Himmel wiederſehen werden,“ fügte Blanche hinzu.

Der Soldat hob die Waiſen auf, nahm ſie bei der Hand, blickte ſie abwechſelnd mit einem Ausdrucke unausſprechlicher Zuneigung an, die durch den Gegenſatz ſeiner rauhen Miene nur um ſo rührender wurde, und ſagte:

„Ihr müßt Euch nicht ſo betrüben, meine Kinder. Eure Mutter war die beſte Frau, das iſt wahr . . . So lange ſie in Polen wohnte, hieß man ſie die Perle von Warſchau; ſie ſei die Perle von der ganzen Welt, hätte man ſagen können . . . Denn in der ganzen Welt hätte man nicht ihres Gleichen gefunden . . . Nein . . . nein . .“

Dagoberts Stimme brach; er ſchwieg, und ſtrich ſeinen langen grauen Knebelbart zwiſchen ſeinem Daumen und Zeigefinger nach ſeiner Gewohnheit.

„Höret, meine Kinder,“ — nahm er wieder das Wort nach der Bezwingung ſeiner Rührung — „Eure Mutter konnte Euch nur zu Euerm Beſten rathen, nicht wahr?“

„Ja, Dagobert.“

„Nun denn, was hat ſie Euch vor ihrem Tode empfohlen? An ſie zu denken, aber ohne Euch zu betrüben.“

„Das iſt wahr; ſie hat uns geſagt, daß Gott, immer für die armen Mütter gut, deren Kinder auf der Welt zurückbleiben, ihr erlauben würde, vom hohen Himmel herab uns zu hören,“ ſagte Blanche.

„Und daß ſie immer auf uns ſchauen würde,“ ſetzte Roſe hinzu.

Dann faßten ſich die beiden Schweſtern, aus freiwilliger Anregung, voll rührender Anmuth bei der Hand, wendeten ihre treuherzigen Blicke gegen den Himmel, und ſagten mit dem anbetungswürdigen Glauben ihres Alters:

„Nicht wahr, Mutter ... Du ſiehſt uns? ... Du hörſt uns? ...“

„Da Euch Eure Mutter ſieht und hört,“ ſagte Dagobert bewegt, — „ſo macht ihr durch Eure Traurigkeit keinen Kummer mehr ... Sie hat es Euch verboten ...“

„Du haſt Recht, Dagobert!“

„Wir wollen uns nicht mehr kümmern.“

Und die Waiſen trockneten ihre Thränen.

In Bezug auf Andacht war Dagobert ein wahrer Heide: in Spanien hatte er mit der größten Begierde jene Mönche von allen Röcken und Farben niedergeſäbelt, welche, in der einen Hand das Crucifix und in der andern den Dolch tragend, nicht die von der Inquiſition ſeit Jahrhunderten geknebelte Freiheit vertheidigten, ſondern ihre fabelhaften Privilegien. Dagobert hatte jedoch ſeit vierzig Jahren bei Ereigniſſen von ſo ſchrecklicher Erhabenheit mitgewirkt, ſo oft dem Tode in's Auge geſchaut, daß der Inſtinkt natürlicher Religion, allen einfachen und redlichen Herzen eigen, in ſeiner Seele immer die Oberhand behielt. Obgleich er nicht die tröſtende Täuſchung der beiden Schweſtern theilte, ſo würde er doch die mindeſte Gefährdung derſelben für ein Verbrechen gehalten haben.

Als er ſah, daß ſie nicht mehr ſo traurig waren, ſagte er:

„So recht, meine Kinder, mir iſt es lieber, wenn ich Euch ſchwatzen höre, wie Ihr dieſen Morgen und geſtern ſchwatztet . . . unter der Kapuze lachend, von Zeit zu Zeit, ohne mir auf das, was ich zu Euch ſagte, eine Antwort zu geben . . . ſo ſehr waret Ihr in Eure Unterhaltung vertieft . . . Ja, ja, meine Fräulein . . . ſeit zwei Tagen ſcheinen Sie gar wichtige Angelegenheiten miteinander zu haben . . . Deſto beſſer, vorzüglich, wenn es Ihnen Unterhaltung verſchafft."

Die beiden Schweſtern errötheten, wechſelten ein heimliches Lächeln inmitten der Thränen, die noch ihre Augen füllten, und Roſe ſagte zu dem Soldaten etwas verlegen:

„Nein, ich verſichere Dir, Dagobert, wir ſprechen von allerlei Sachen."

„Schon recht, ſchon recht, ich verlange nichts zu wiſſen... Ah, ruhen Sie noch einige Augenblicke aus, und dann auf den Weg; denn es iſt ſchon ſpät, und wir müſſen Mockern vor der Nacht erreichen... damit wir uns morgen frühzeitig wieder auf den Weg machen können."

„Haben wir wohl noch weit, weit zu reiſen," fragte Roſe . . .

„Um nach Paris zu kommen? — Ja, meine Kinder, etwa hundert Tagreiſen . . . Wir reiſen nicht ſchnell, aber wir kommen vorwärts . . . und wir reiſen wohlfeil; denn unſere Börſe iſt klein; ein Zimmerchen für Sie, einen Strohſack und eine Decke für mich vor Ihrer Thüre, mit Rabat-joie zu meinen Füſſen, eine Streu von friſchem Stroh für den alten Jovial; das ſind unſere Reiſebedürfniſſe; ich ſpreche von der Nahrung nicht, weil Sie Beide nicht mehr eſſen, als eine Maus, und ich in Aegypten und Spanien gelernt habe, nur dann Hunger zu fühlen, wenn es ſein konnte . . ."

„Und Du ſagſt nicht, daß Du, um noch mehr zu ſparen, ſelbſt unterwegs unſer kleines Hausweſen führeſt, und nicht einmal haben willſt, daß wir Dir helfen."

„Und wenn man bedenkt, guter Dagobert, daß Du faſt an jedem Abende in der Nachtherberge mit Seife wäſcheſt . . . als wenn dieß nicht uns anginge . . . die . . ."

„Ihnen?" . . . — unterbrach Dagobert die kleine Blanche, — „ich ſoll gewiß zugeben, daß Ihre ſchönen kleinen Hände in Seifenwaſſer ſchrunden, nicht wahr? Wäſcht übrigens ein Soldat im Felde nicht auch ſein Weißzeug? . . . So wie ich vor Ihnen ſtehe, war ich die beſte Wäſcherin bei meiner Escadron . . . und wie ich bügeln kann, he? ohne mich zu rühmen."

„Wahr iſt's, Du bügelſt recht gut, recht gut . . ."

„Nur . . . verſengſt Du bisweilen . . .“ ſagte Roſe lächelnd.

„Wenn das Platteiſen zu heiß iſt, das iſt wahr . . . Ei . . . ich hab' es gut an meine Wange halten . . . meine Haut iſt ſo hart, daß ich die Hitze gar nicht ſehr ſpüre . . .“ ſagte Dagobert mit unſtörbarem Ernſte.

„Du merkſt nicht, daß wir ſcherzen, Dagobert.“

„Wohlan, meine Kinder, wenn Ihr findet, daß ich mein Geſchäft als Wäſcherin gut beſorge, ſo überlaßt es mir auch ferner; es iſt wohlfeiler, und auf der Reiſe kann man nicht genug ſparen, beſonders arme Leute, wie wir; denn was wir haben, muß wenigſtens hinreichen, um nach Paris zu kommen . . . Unſere Papiere und die Medaille, welche Sie tragen, werden übrig bleiben — wenigſtens müſſen wir es hoffen . . .“

„Dieſe Medaille iſt uns heilig . . . unſere Mutter hat ſie uns ſterbend gegeben . . .“

„Haben Sie auch wohl Acht, ſie nicht zu verlieren, und ſehen Sie von Zeit zu Zeit nach, ob ſie noch da iſt.“

„Da iſt ſie,“ ſagte Blanche.

Sie zog aus ihrem Buſen eine kleine Medaille von Bronze, die ſie am Halſe trug, an einem Kettchen vom nämlichen Metalle hangen.

Dieſe Medaille enthielt auf ihren beiden Flächen folgende Inſchriften:

Opfer
von
L. E. D. J.
Betet für mich.

Paris,
den 13. Februar 1682.

In Paris,
Straße Saint-François, Nr. 3.
In anderthalb Jahrhunderten
werdet Ihr ſeyn
am 13. Februar 1832.

Betet für mich.

„Was bedeutet dieß, Dagobert? fragte Blanche, dieſe traurigen Inſchriften betrachtend.

„Wir werden heute in der Nachtherberge davon ſprechen,“ antwortete Dagobert, — „es wird ſpät, gehen wir; bewahren Sie dieſe Medaille wohl . . . und unterwegs; wir müſſen faſt noch eine Stunde zurücklegen, um unter Dach zu kommen . . . Auf, meine armen Kinder, noch einen Blick auf dieſen Hügel, wo Euer tapferer Vater gefallen iſt . . . und zu Pferd! zu Pferd!“

Die zwei Waiſen warfen einen letzten und andächtigen Blick auf die Stätte, welche ihrem Führer ſo peinliche Erinnerungen erregt hatte, und ſtiegen mit ſeiner Hülfe wieder auf den Jovial.

Dieſes achtungswerthe Thier hatte keinen Augenblick daran gedacht, ſich zu entfernen; aber als Veteran von vollendeter Umſicht die Augenblicke proviſoriſch ausgebeutet, um von dem fremden Boden einen großen Zehent grünen und zarten Graſes vorweg zu nehmen, den etwas neidiſchen Blicken des Rabat-Joie gegenüber, der bequem auf der Wieſe lag, mit ſeiner bingedehnten Schnauze auf den zwei Vorderpfoten; bei dem Zeichen zum Aufbruche beſetzte der Hund wieder ſeinen Poſten hinter ſeinem Herrn; Dagobert, den Boden mit der Spitze ſeines langen Stockes unterſuchend, führte das Pferd vorſichtig am Zügel; denn die Wieſe wurde immer ſumpfiger; nach einigen Schritten mußte er ſogar linkshin ſchräg auslenken, um auf die Hauptſtraße zu kommen.

Als Dagobert bei ſeiner Ankunft in Mockern nach der einfacheſten Herberge des Dorfes fragte, antwortete man ihm, daß nur eine einzige vorhanden ſei: das Wirthshaus zum weißen Falken.

„So wollen wir denn in das Wirthshaus zum weißen Falken gehen,“ — erwiederte der Soldat.

Drittes Kapitel.

Die Ankunft.

Schon öfter hatte Morok, der Thierbändiger den Laden der Dachluke des Speichers, die auf den Hof des Wirthshauſes zum weißen Falken ging, ungeduldig geöffnet, um die Ankunft der zwei Waiſen und des Soldaten zu erſpähen; da er ſie nicht kommen ſah, begann er wieder langſam auf- und ab zu gehen, mit verſchränkten Armen, geſenktem Kopfe, ein Mittel brütend, den gefaßten Plan zu vollziehen; ſeine Gedanken beſchäftigten ihn ohne Zweifel auf eine peinliche Weiſe; denn ſeine Züge ſchienen noch finſterer als gewöhnlich.

Ungeachtet ſeines wilden Ausſehens, gebrach es dieſem Manne nicht an Verſtand; die Unerſchrockenheit, die er bei ſeinen Uebungen bewährte, und durch geſchicktes Marktſchreierweſen ſeinem neuen Stande der Gnade beimaß; eine bisweilen myſtiſche und feierliche Sprache; eine ſtrenge Scheinheiligkeit, hatten ihm eine Art von Einfluß auf die Bevölkerungen verſchafft, die er oft auf ſeinen Reiſen beſuchte.

Man vermuthet wohl, daß Morok, ſeit langer Zeit vor ſeiner Bekehrung, mit den Eigenſchaften der wilden Thiere ſich vertraut gemacht hatte ... In der That war er, im nördlichen Sibirien geboren, ſchon in ſeiner Jugend einer der kühnſten Bären- und Rennthierjäger geweſen; ſpäter, im Jahre 1810, dieſes Gewerbe aufgebend, als Führer in die Dienſte eines ruſſiſchen, mit der Erforſchung der Polargegenden beauftragten Ingenieurs getreten, und ihm dann ſpäter nach St. Petersburg gefolgt; hier wurde Morok, nach einigen Schickſalswechſeln, unter die kaiſerlichen Kuriere aufgenommen, unter dieſe Automaten von Eiſen, welche die mindeſte Laune des Despoten auf einen gebrechlichen Schlitten ſchleudert, in die Unermeßlichkeit des Reiches, von Perſien bis zum Eismeere. Für dieſe Leute, welche Tag und Nacht mit der Schnelligkeit des Blitzes reiſen, giebt es weder Jahreszeiten, noch Hinderniſſe, weder

Ermüdungen noch Gefahren; als menſchliche Wurfzeuge müſſen ſie zerſchellen oder das Ziel erreichen; man begreift hiernach die Kühnheit, Kraft und Entſagung der an ein ſolches Leben gewohnten Menſchen.

Es iſt unnütz, nun zu ſagen, wegen welcher Verhältniſſe Morok dieſen harten Dienſt mit einem andern Erwerbszweige vertauſchte, und zuletzt, als Religions-Lehrling, in eine geiſtliche Anſtalt zu Freiburg trat, ſodann, wohl und gebührend bekehrt, ſeine Wanderzüge mit einer Menagerie wieder begonnen hatte, deren Urſprung man nicht kannte.

. . . .

Morok ſchritt in ſeinem Speicher immer auf und ab. Die Nacht war gekommen.

Die drei Perſonen, deren Ankunft er ſo ungeduldig erwartete, erſchienen nicht.

Sein Gang wurde immer kräftiger und haſtiger.

Plötzlich blieb er ſtehen, neigte den Kopf zum Fenſter, und horchte. Dieſer Mann hatte das feine Gehör eines Wilden.

„Da ſind ſie!“ rief er aus.

Und ſein fahler Augapfel funkelte vor teufliſcher Freude. Er hatte ſo eben die Schritte eines Mannes und eines Pferdes erkannt.

Er ging an den Laden ſeines Speichers, öffnete ihn vorſichtig zur Hälfte, und ſah die zwei jungen Mädchen zu Pferd, und den alten Soldaten, ihren Führer, in den Hof des Wirthshauſes ziehen.

Die Nacht war gekommen, dunkel, wolkig; wegen des ſtarken Windes flackerte das Licht der Laternen, in deſſen Scheine man die neuen Gäſte empfing; das dem Morok gegebene Signalement war ſo genau, daß man ſich nicht täuſchen konnte.

Seiner Beute ſicher, ſchloß er das Fenſter.

Nach einem Nachſinnen von einer Viertelſtunde, ohne Zweifel, um ſeine Entwürfe wohl zu ordnen, neigte er ſich über die Fallthüre, wo die Leiter ſtand, welche zur Treppe diente, und rief:

„Goliath!“

„Meiſter?“ . . . antwortete eine rauhe Stimme.

„Komm her! . . .“

„Da bin ich . . . Ich komme aus dem Schlacht-Hauſe, und bringe Fleiſch.“

Die Sproſſen der Leiter zitterten, und bald erſchien ein ungeheuerer Kopf auf der Höhe des Fußbodens.

Goliath, mit Recht ſo genannt (er hatte mehr als ſechs Fuß, und eine herkuliſche Schulterbreite) war ſcheußlich; ſeine ſchielenden Augen glotzten unter einer niedrigen und hervorragenden Stirne; ſein Haupthaar und ſein fahler, ſtruppiger und mähnendicker Bart gaben ſeinen Zügen den Ausdruck viehiſcher Wildheit; zwiſchen ſeinen breiten, mit backenartigen Zähnen ausgepfählten Kinnladen hielt er an einem Ende ein Stück rohes Ochſenfleiſch, zehn oder zwölf Pfund ſchwer, indem er es ohne Zweifel bequemer fand, auf ſolche Weiſe das Fleiſch zu tragen, um ſich bei dem Erklimmen der unter ſeiner Wucht ſchwankenden Leiter ſeiner Hände zu bedienen.

Endlich kam dieſer ſtarke und große Leib gänzlich aus der Fallthüre empor; an ſeinem Stiernacken, an der erſtaunlichen Breite ſeiner Bruſt und Schultern; an der Dicke ſeiner Arme und Beine, erkannte man, daß dieſer Rieſe furchtlos, Leib an Leib, mit einem Bären zu kämpfen vermöge.

Er trug eine alte Hoſe mit rothen Bändern, mit braunem Schafleder beſetzt, und eine Art Waffenrock oder vielmehr Küraß von ſehr dickem Leder, hier und da von den ſpitzigen Klauen der Thiere geſchlitzt.

Als Goliath oben ſtand, that er ſeine Hackenzähne voneinander, ſperrte den Mund auf, und ließ das Ochſen-Viertel zu Boden fallen, mit Freßgier ſeinen blutigen Knebelbart leckend.

Dieſe Art von Ungeheuer hatte, wie ſo viele andere Marktſchreier, damit angefangen, auf den Märkten, gegen Belohnung von den Zuſchauern, rohes Fleiſch zu eſſen. Dann, als ihm dieſe Nahrung eines Wilden zur Gewohnheit geworden war, wollte er ſeinen Geſchmack zu ſeinem Vortheile benützen, und eröffnete die Uebungen Morok's immer damit, daß er einige Pfunde rohes Fleiſch vor der Menge verſchlang.

„Der Theil des Todes und der meinige liegen unten, und dieſer gehört dem Caïn und dem Judas, —“ ſagte Goliath, das Stück Fleiſch vorweiſend, — „Wo iſt das Hackmeſſer? . . . daß ich es in zwei Theile haue . . . keinen Vorzug . . . Vieh oder Menſch, jedem Rachen . . . ſein Fleiſch . . .“

Hierauf ſtreifte er einen Aermel ſeines Waffenrockes zurück, und ließ einen Vorderarm ſehen, zottig wie das Fell eines Wolfes, und von daumendicken Adern durchfurcht.

„Ah, Meiſter? Wo iſt das Hackmeſſer?“ fuhr er fort, mit den Augen dieſes Werkzeug ſuchend.

Anſtatt dieſe Frage zu beantworten, ſtellte der Prophet mehrere Fragen an ſeinen Jünger.

„Wareſt Du unten, als ſo eben die neuen Reiſenden im Wirthshauſe ankamen?“

„Ja, Meiſter, ich kam vom Schlachthauſe zurück.“

„Wer ſind dieſe Reiſenden?“

„Zwei kleine Mädchen auf einem weißen Pferde; ein alter Krippenreiter mit großem Knebelbarte begleitet ſie . . . Aber das Hackmeſſer . . . die Thiere haben großen Hunger . . . ich auch . . . das Hackmeſſer . . .“

„Weißt Du . . . wo man dieſe Reiſenden untergebracht hat?“

„Der Wirth hat die kleinen Mädchen und den Alten in den Hintergrund des Hofes geführt.“

„In das Gebäude, welches an die Felder ſtoßt?“

„Ja, Meiſter . . . aber das . . .“

Ein vereintes ſchreckliches Gebrüll erſchütterte den Speicher, und unterbrach Goliath.

„Höret Ihr,“ — rief er aus, — „der Hunger macht dieſe Beſtien wüthend. Könnte ich brüllen . . . ich machte es, wie ſie. Nie hab' ich Judas und Caïn ſo geſehen, wie dieſen Abend; ſie machen Sprünge in ihrem Käfige, als wollten ſie alles zerſchmettern . . . Die Augen des Todes funkeln noch ſtärker, als gewöhnlich . . . man möchte ſagen: wie zwei Lichter . . . Armer Tod."

Morok erwiederte, ohne auf Goliaths Bemerkungen zu achten:

„Alſo die jungen Mädchen wohnen im Gebäude im Hintergrunde des Hofes?"

„Ja, ja, um des Teufels willen, das Hackmeſſer. Seit Karl's Abreiſe muß ich alle Arbeit thun, und dieß verſpätet unſer Nachtmahl."

„Iſt der alte Krippenreiter bei den jungen Mädchen geblieben?" fragte Morok.

Goliath, erſtaunt, daß ſein Meiſter, ungeachtet ſeines dringenden Geſuches, nicht an den Fraß der Thiere dachte, betrachtete den Propheten mit wachſendem Erſtaunen.

„Antwort' doch, Vieh! . ."

„Wenn ich ein Vieh bin, ſo hab' ich Viehſtärke,—" verſetzte Goliath mit mürriſchem Tone, „und Vieh gegen Vieh zieh ich nicht immer den Kürzern."

„Ich frage Dich, ob der Alte bei den jungen Mädchen geblieben iſt?" wiederholte Morok.

„Nun denn, nein," — antwortete der Rieſe; — „nachdem der Alte ſein Pferd in den Stall geführt hatte, verlangte er einen Zuber Waſſer; er hat ſich unter den Thorweg hingemacht, und wäſcht bei dem Scheine einer Laterne . . . ein Mann mit grauem Knebelbarte . . . waſchen wie eine Wäſcherin, das iſt gerade ſo, als gäbe ich den Zeiſigen Hirſe,“ fügte Goliath bei, verächtlich die Achſeln zuckend. „Jetzt, da ich geantwortet habe, Meiſter, laßt mit dem Abendfraße der Thiere mich beſchäftigen,“ dann etwas mit den Augen ſuchend, ſetzte er noch hinzu: „Aber wo iſt denn das Hackmeſſer?“

Nach einer Pauſe brütenden Schweigens ſagte der Prophet zu Goliath:

„Du wirſt dieſen Abend den Thieren nichts zu freſſen geben.“

Anfangs verſtand ihn Goliath nicht, ſo unbegreiflich war ihm in der That dieſer Gedanke.

„Was beliebt, Meiſter?“ fragte er.

„Ich verbiete Dir, heute Abend den Thieren zu freſſen zu geben.“

Goliath antwortete nichts, öffnete ſeine ſchielenden Augen von übermäßiger Größe, faltete die Hände, und trat zwei Schritte zurück.

„Ah, verſtehſt Du mich?“ ſagte Morok ungeduldig. — „Iſt's klar?“

„Nicht freſſen? Wenn unſer Fleiſch da iſt, und unſer Nachtfraß ſchon drei Stunden lang ſich verſpätet hat! . . .“ rief Goliath mit immer größerem Staunen aus.

„Gehorche, . . und ſchweig!“

„Aber Ihr wollt ja, daß ſich heute Abend ein Unglück ereignet . . . der Hunger wird die Beſtien wüthend machen! Und mich auch . . .“

„Deſto beſſer!“

„Raſend! . . .“

„Deſto beſſer!“

„Wie, deſto beſſer? . . . Aber . . .“

„Genug.“

„Aber bei des Teufels Haut, ich habe auch Hunger, wie ſie . . .“

„Iß . . . wer hindert Dich? Dein Nachteſſen iſt fertig, da Du es ungekocht iſſeſt.“

„Ich eſſe nie ohne meine Thiere . . . und ſie nicht ohne mich . . .“

„Ich wiederhole Dir, daß ich Dich, wenn Du es wagſt, den Thieren zu freſſen zu geben . . . davon jage.“

Goliath ließ ein dumpfes Brummen vernehmen, ſo rauh wie das eines Bären, den Propheten mit eben ſo beſtürzter als ergrimmter Miene anſtarrend.

Nach dieſem Befehle durchſchritt Morok, dem Anſcheine nach ſtets ſinnend, den Speicher nach der Länge und nach der Breite. Dann ſagte er zu Goliath, der noch immer in tiefes Erſtaunen verſunken war:

„Du erinnerſt Dich, wo das Haus des Bürgermeiſters iſt, von dem ich meinen Erlaubnißſchein viſiren ließ, und deſſen Frau kleine Bücher und einen Roſenkranz gekauft hat?“

„Ja,“ antwortete der Rieſe grob.

„Geh hin, und frag' die Magd, ob ich morgen frühzeitig den Bürgermeiſter zuverläſſig treffen könne.“

„Warum?“

„Ich werde ihm vielleicht etwas Wichtiges mitzutheilen haben; ſag' ihm, ich ließe ihn bitten, jedenfalls nicht eher auszugehen, als er mich geſehen hätte.

„Gut . . . aber die Thiere . . . darf ich ihnen nicht zu freſſen geben, bevor ich zu dem Bürgermeiſter gehe? . . . Nur dem Panther von Java . . . der iſt das hungerigſte Thier . . . Und, Meiſter, nur dem Tode? Ich will ihnen nur ein Maulvoll zu freſſen geben. Caïn, ich und Judas, wir wollen warten.“

„Gerade der Panther iſt's vorzüglich, dem Du nichts zu freſſen geben darfſt. — Ja, ihm . . . noch weniger als jedem andern . . .

„Bei des Teufels Hörnern!“ rief Goliath aus, — „was fehlt Euch denn heute? Ich kenne mich gar nicht aus; Schade, daß Karl nicht da iſt; er, der Schlaue, würde mir begreifen helfen, warum Ihr hungerige Thiere hindert . . . zu freſſen.“

„Du brauchſt nicht zu begreifen.“

„Wird Karl nicht bald zurückkommen?“

„Er iſt zurückgekommen.“

„Wo iſt er denn?“

„Er iſt wieder fort . . .“

„Was geht denn hier vor? Es giebt etwas; Karl geht fort, kommt zurück, geht wieder fort . . und . . .“

„Nicht von Karl iſt die Rede, ſondern von Dir; obgleich hungerig wie ein Wolf, biſt Du doch ſchlau wie ein Fuchs, und wenn Du willſt ... eben ſo ſchlau wie Karl.“

Und Morok klopfte vertraulich auf die Schulter des Rieſen, plötzlich Geſichtszüge und Sprache ändernd.

„Ich ſchlau?“

„Der Beweis iſt, daß Du, da es heute Nacht zehn Gulden zu gewinnen geben wird . . . ſchlau genug ſeyn wirſt, ſie zu gewinnen . . . deſſen bin ich gewiß.“

„Was dieſen Punkt betrifft, ja, da bin ich ſchlau,“ ſagte der Rieſe, mit dummer und vergnügter Miene lächelnd. — „Was müßte man thun, um dieſe zehn Gulden zu gewinnen?“

„Du wirſt es ſehen.“

„Iſt's ſchwer?“

„Du wirſt es ſehen . . . Zuvörderſt wirſt Du zum Bürgermeiſter gehen; aber bevor Du hingeheſt, unter dieſem Kohlenbecken Feuer anmachen.“

Er wies es Goliath mit einer Geberde.

„Ja, Meiſter,“ ſagte der Rieſe, über die Verſpätung ſeines Nachteſſens durch die Hoffnung auf einen Gewinn von zehn Gulden ein wenig getröſtet.

„In dieſem Becken laß dieſe Stange von Stahl glühend werden,“ fügte der Prophet hinzu.

„Ja, Meiſter.“

„Du wirſt ſie darin laſſen, zum Bürgermeiſter gehen, zurückkommen, und mich hier erwarten.“

„Ja, Meiſter.“

„Du wirſt das Ofenfeuer immer ſchüren.“

„Ja, Meiſter.“

Morok machte einen Schritt, um fortzugehen; dann ſich eines andern beſinnend ſagte er:

„Du ſagſt, daß der alte Krippenreiter beſchäftiget iſt, unter dem Thorwege zu waſchen?“

„Ja, Meiſter.“

„Vergiß nichts, die Stahlſtange in's Feuer, den Bürgermeiſter, und komm hierher zurück, meine Befehle zu empfangen.“

Mit dieſen Worten ſtieg der Prophet vom Speicher durch die Fallthüre hinab, und verſchwand.

Viertes Kapitel.

Morok und Dagobert.

Goliath hatte ſich nicht getäuſcht . . . Dagobert wuſch mit dem unſtörbaren Ernſte, der ihn nie verließ.

Bedenkt man die Gewohnheiten des Soldaten im Felde, ſo wird man über dieſe ſcheinbare Ueberſpanntheit nicht ſtaunen; übrigens hatte Dagobert nur die Schonung der kleinen Börſe der Waiſen im Auge, denen er zudem jede Sorge, jede Mühe erſparen wollte, daher er am Abende nach jeder Tagreiſe, mit einer Menge weiblicher Verrichtungen ſich beſchäftigte. Auch war er kein Lehrling mehr darin; während ſeiner Feldzüge hatte er oft ſehr betriebſam den Schaden und die Unordnung, die gewöhnlichen Nachwehen eines Schlacht-Tages in den Kleidern eines Soldaten, wieder gut gemacht; denn mit dem Empfange von Säbelhieben iſt es nicht abgethan; man muß auch ſeine Uniform wieder ausbeſſern, weil die Klinge, welche die Haut verletzt, auch in das Kleid einen regelwidrigen Einſchnitt macht.

Daher ſieht man am Abende oder am Tage nach einem hitzigen Gefechte die beſſeren Soldaten immer durch ihre ſchöne militäriſche Haltung ausgezeichnet, aus ihrem Torniſter oder Mantelſacke eine kleinen Scherſack ziehen, worin ſich Nadeln, Faden, Scheren, Knöpfe und anderer Kram befinden, um alle Arten von Ausbeſſerungen und Nebenflickereien vorzunehmen, auf welche die ſorgſamſte Hausfrau eiferſüchtig wäre.

Man könnte keinen paſſenderen Uebergang finden, um den Beinamen Dagobert zu erklären, bei dem François Baudoin (Führer der beiden Waiſen) als einer der ſchönſten und tapferſten Grenadiere zu Pferd der kaiſerlichen Garde, aufgerufen wurde.

Den ganzen Tag hatte man ſich, ohne entſcheidenden Vortheil mit Erbitterung geſchlagen . . . Am Abend war die Compagnie, zu der unſer Mann gehörte, als Feldwache entſendet worden, um die Ruinen eines verlaſſenen Dorfes zu beſetzen; nach ausgeſtellten

Vedetten blieb die eine Hälfte der Reiter zu Pferd, die andere konnte ausruhen, indem ſie ihre Pferde an Pfoſten befeſtigten. Unſer Mann hatte tapfer gefochten, ohne dießmal eine Wunde zu erhalten; denn eine tiefe Schramme, die ihm ein Kaiſerlitz durch einen ungeſchickt von unten nach oben geführten Bajonnettſtoß beigebracht, galt ihm nur als ein Denkzettel.

„Spitzbube! meine neue Hoſe!" hatte der Grenadier gerufen, als er auf ſeinem Schenkel ein ungeheures Loch klaffen ſah, und raſch durch einen weislich von oben nach unten geführten Stoß ſeiner Latte gerächt, der den Oeſterreicher durchbohrte. Zeigte unſer Mann eine ſtoiſche Gleichgültigkeit bei dem leichten Riſſe in ſeiner Haut, ſo war dieß nicht der Fall hinſichtlich des unglücklichen Riſſes in ſeiner Gallahoſe.

Er machte ſich alſo am nämlichen Abende, im Bivouac daran, dieſem Unfalle abzuhelfen; er zog ſeinen Scherſack aus der Taſche, ſuchte den beſten Faden und ſeine beſte Nadel heraus, ſteckte den Fingerhut an ſeinen Finger, und begann am Scheine des Bivouacfeuers ſeine Schneiderpflicht zu vollziehen, nachdem er vorläufig ſeine großen Reitſtiefel, und dann, wir müſſen es geſtehen, auch ſeine Hoſe ausgezogen, und dieſe nach außen gekehrt hatte, um ſomit durch die inwendige Arbeit die Ausbeſſerung füglicher verbergen zu können.

Dieſe theilweiſe Entkleidung war freilich eine kleine Sünde gegen die Disciplin; aber der Kapitain, welcher die Runde machte, konnte ſich bei dem Anblicke des alten Soldaten nicht enthalten, zu lachen, welcher, ernſthaft auf ſeinen Ferſen kauernd, ſeine Feldmütze auf dem Kopfe, in die Gallauniform gekleidet, die Stiefel neben ſich, ſeine Hoſe auf ſeinen Knien, mit der Kaltblütigkeit eines auf ſeiner Hölle amtirenden Schneiders d'rauflosnähte.

Plötzlich hörte man Kleingewehrfeuer; die Vedetten zogen ſich auf ihr Detachement zurück und riefen: „zu den Waffen!"

„Auf's Pferd!" ſchrie der Kapitain mit einer Donnerſtimme.

„Augenblicklich ſaſſen die Reiter im Sattel; der unglückliche Flicker war Führer des erſten Zuges; ihm fehlte die Zeit, ſeine Hoſe wieder nach Gebühr umzuwenden; er fuhr alſo, ach! in die verkehrte, und ſchwang ſich auf's Pferd, ohne ſich Zeit zu nehmen, die Stiefel anzuziehen.

Ein Pulk Koſaken, die Nähe eines Waldes benützend, hatte es verſucht, das Detachement zu überrumpeln; das Handgemenge war blutig;. unſer Mann ſchäumte vor Wuth; er hielt viel auf ſeine Effekten, und der Tag war für ihn unheilvoll: ſeine Hoſe zerriſſen, ſeine Stiefel verloren! Nie hieb er mit ſolcher Erbitterung ein; herrliches Mondlicht erleuchtete das Gefecht; die Compagnie konnte die glänzende Tapferkeit des Grenadiers bewundern, der zwei Koſaken tödtete, und mit eigener Hand einen Offizier zum Gefangenen machte.

Nach dieſem Scharmützel, in welchem das Detachement ſeine Stellung behauptete, ſtellte der Capitain ſeine Leute in Schlachtordnung, um ſie zu beglückwünſchen, und befahl dem Flicker, aus dem Zuge zu reiten, um ihn über ſein muthiges Benehmen öffentlich zu beloben. Unſer Mann hätte auf dieſen Triumph gerne verzichtet; allein er mußte gehorchen.

Man denke ſich das Erſtaunen des Capitains und deſſen Reiter, als ſie dieſe große und ernſte Geſtalt heranreiten ſahen, mit den nackten Füſſen in den Steigbügeln, und eben ſo mit nackten Beinen das Pferd lenkend.

Der erſtaunte Capitain kam näher, und da er der Beſchäftigung des Soldaten im Augenblicke des Rufes zu den Waffen ſich erinnerte, begriff er alles.

„Ah, ah, alter ~~Lapin~~!“ ſagte er zu ihm; „Du machſt es alſo wie der König Dagobert? Du ziehſt die Hoſe verkehrt an! . . .“

Trotz der Diſciplin wurde dieſer Spaß des Capitains mit ſchwer verhaltenem Ausbruche des Gelächters aufgenommen. Aber unſer Mann, aufrecht im Sattel, den linken Daumen auf dem Knopfe der vollkommen geordneten Zügel, den Griff ſeines Säbels auf ſeinen rechten Schenkel ſtützend, bewahrte ſeine unſtörbare Kaltblütigkeit, machte eine halbe Schwenkung, und ritt wieder in das Glied ein, ohne eine Miene zu verziehen, mit den Lobſprüchen ſeines Capitains beehrt. Von dieſem Tage an empfing und behielt François Baudoin den Beinamen Dagobert.

Dagobert befand ſich alſo unter dem Thorwege der Herberge mit Waſchen beſchäftiget, zum größten Erſtaunen einiger Biertrinker, die von der gemeinſchaftlichen großen Wirthsſtube aus, worin ſie beiſammen waren, ihn mit neugierigem Auge betrachteten.

In der That war der Anblick wunderlich genug. Dagobert hatte ſeinen grauen Rock abgelegt, und die Hemdärmel zurückgeſtreift; mit kräftiger Hand rieb er, ſehr viel Seife verbrauchend, ein kleines durchweichtes Taſchentuch, über ein Brett gebreitet, deſſen unterer Theil in einem Zuber voll Waſſer ſtack; auf ſeinem rechten, mit kriegeriſchen rothen und blauen Sinnbildern tattowirten Arme, ſah man zwei Narben, ſo tief, daß man einen Finger hineinlegen konnte.

Ihre Pfeife ſchmauchend, und ihren Krug Bier leerend, konnten die Deutſchen über die auffallende Beſchäftigung dieſes großen Alten mit langem Knebelbarte, Glatze und abſtoſſendem Geſichte, mit Fug und Recht ſtaunen; denn Dagoberts Züge nahmen einen harten und mürriſchen Ausdruck an, ſobald er nicht bei den kleinen Mädchen war.

Als er bemerkte, daß er eine fortwährende Aufmerkſamkeit auf ſich zog, begann er unruhig zu werden, denn was er that, fand er ganz natürlich.

In dieſem Augenblicke trat der Prophet unter den Thorweg; den Soldaten gewahrend, betrachtete er ihn einige Sekunden lang ſehr aufmerkſam; dann näherte er ſich ihm, und ſagte auf franzöſiſch mit ziemlich ſpöttiſchem Tone:

„Es ſcheint, Kamerad, daß Ihr kein Vertrauen auf die Wäſcherinnen von Möckern habt?“

Dagobert, ohne ſein Waſchen einzuſtellen, runzelte die Stirne, wendete den Kopf zur Hälfte, warf einen Seitenblick auf den Propheten, und antwortete nichts.

Ueber dieſes Schweigen erſtaunt, fuhr Morok fort:

„Ich irre mich nicht . . Ihr ſeid ein Franzoſe, wackerer Mann; dieſe Worte, welche ich auf Euern Arm tattowirt ſehe, zeigen es zur Genüge, und dann erkennt man aus Eurem militäriſchen Geſichte den alten Soldaten des Kaiſerreiches. Daher will es mich bedünken, daß für einen Helden . . . Ihr ein etwas kunkelartiges Ende nehmet.“

Dagobert blieb ſtumm, doch biß er ſeinen Knebelbart mit den Zähnen, und gab dem Stücke Seiſe, womit er das Weißzeug wuſch, die ſchleunigſte, wo nicht vielmehr die zornigſte Bewegung des hin und her; denn das Geſicht und die Worte des Thierbändigers mißfielen ihm mehr, als er es erſcheinen laſſen wollte.

Weit entfernt, ſich abweiſen zu laſſen, fuhr der Prophet fort:

„Ich bin überzeugt, mein wackerer Mann, daß Ihr weder taub noch ſtumm ſeid; warum wollt Ihr mir alſo nicht antworten?“

Dagobert, der die Geduld verlor, kehrte haſtig den Kopf um, ſchaute Morok gerade in's Geſicht, und ſagte ihn mit grobem Tone:

„Ich kenn' Euch nicht! Ich will Euch nicht kennen; laßt mich im Frieden! ...“

Und er machte ſich wieder an ſein Geſchäft.

„Aber man macht Bekanntſchaft ... ein Glas Rhein-Wein trinkend; wir wollen von unſern Feldzügen ſprechen ... denn ich habe auch den Krieg geſehen, das ſag' ich Euch; dieß wird Euch vielleicht höflicher machen.“

Die Adern der kahlen Stirne Dagoberts ſchwollen ſtark an; er fand in dem Blicke und Tone ſeines aufdringlichen Geſellſchafters etwas ſpöttiſch Herausforderndes; dennoch bezwang er ſich.

„Ich frage Euch, warum Ihr nicht ein Glas Wein mit mir trinken möchtet; .. wir würden von Frankreich ſprechen ... Ich bin lange dort geweſen; es iſt ein ſchönes Land. Daher, wenn ich irgendwo Franzoſen antreffe, ... fühl' ich mich geſchmeichelt ... vorzüglich wenn ſie die Seife ſo gut handhaben, wie Ihr; hätte ich eine Haushälterin ... ich würde ſie zu Euch in die Schule ſchicken.“

Der Spott war nicht zu verkennen; Verwegenheit und Hohn las man in des Propheten trotzigem Blicke. Bedenkend, daß mit einem ſolchen Gegner der Streit ernſthaft werden könnte, den Dagobert um jeden Preis vermeiden wollte, trug er den Zuber fort, und ſtellte ihn auf die andere Seite des Thorweges, in der Hoffnung, dadurch einen Auftritt zu beendigen, der ſeine Geduld auf eine harte Probe ſetzte.

Ein Blitz der Freude funkelte in den fahlen Augen des Thierbändigers. Der weiße Ring, welcher ſeinen Augapfel umkreiſete, ſchien ſich zu erweitern; er tauchte zwei oder dreimal die gekrümmten Finger in ſeinen langen gelblichen Bart, zum Zeichen der Befriedigung, dann ging er langſam auf den Soldaten zu, von einigen Neugierigen aus der großen Wirthsſtube gefolgt.

Ungeachtet ſeines kalten Blutes, war doch Dagobert ſo erſtaunt und außer ſich wegen der unverſchämten Zudringlichkeit des Propheten, daß er anfangs Luſt fühlte, ihm ſein Waſchbrett am Kopfe zu zerſchlagen; aber an die Waiſen denkend, beherrſchte er ſich.

Mit auf der Bruſt verſchränkten Armen ſagte Morok in grobem, beleidigenden Tone:

„In der That, Ihr ſeid nicht höflich, Seifenmann! —“ dann, gegen die Zuſchauer ſich wendend, fuhr er auf deutſch fort: „Ich habe dieſem Franzoſen mit langem Knebelbarte geſagt, daß er nicht höflich iſt . . . Wir wollen ſehen, was er antworten wird; man wird es ihm vielleicht ſagen müſſen, was er zu thun hat; der Himmel bewahre mich, ein Händelſucher zu ſein, —“ fügte er mit Salbung bei, — „aber der Herr hat mich erleuchtet, ich bin ſein Werk, und aus Ehrfurcht für ihn, muß ich ſeinem Werke Achtung verſchaffen . . .“

Dieſe myſtiſche und freche Aeußerung gefiel den Neugierigen ſehr; der Ruf des Propheten war bis nach Möckern gedrungen; ſie rechneten auf eine Vorſtellung am andern Tage, und dieſes Vorſpiel ergötzte ſie ungemein.

Die Ausforderung ſeines Gegners hörend, konnte Dagobert ſich nicht enthalten, ihm zu erwiedern:

„Ich verſtehe deutſch . . . ſprecht deutſch, man wird's verſtehen . . .“

Neue Zuſchauer kamen, und ſchloſſen ſich den andern an; das Abenteuer wurde anziehend; und um die beiden Sprecher ein Kreis gebildet.

Der Prophet wiederholte auf deutſch:

„Ich ſagte, daß Ihr nicht höflich wäret, und nun werde ich ſagen, daß Ihr unverſchämt grob ſeid; was werdet Ihr darauf antworten?“

„Nichts, . . .“ verſetzte Dagobert gelaſſen, indem er ein anderes Stück des Weißzeuges zu waſchen begann.

„Nichts, . .“ entgegnete Morok; „das iſt wenig, ich werde kürzer ſein, und Euch ſagen, daß wenn ein ehrlicher Mann einem Fremden artig ein Glas Wein anbietet, dieſer Fremde nicht das Recht habe, grob zu antworten, und verdiene, daß man ihn Lebensart lehre.“

Dicke Schweißtropfen rannen über Dagoberts Stirne und Wangen; ſein breiter Bart war durch ein krampfhaftes Zucken fortwährend in Bewegung; aber er hielt an ſich; er faßte das ſo eben eingeweichte Taſchentuch an zwei Enden, ſchüttelte es, rang es, um das Waſſer herauszupreſſen, und fing an, zwiſchen ſeinen Zähnen das alte Caſernlied zu bumſen:

„Aus Tirlemont, dem Teufelsneſt,
Geht's fort mit Tagesſpur,
Mit meinem Säbel nur,
Sag Lebewohl der . . . ꝛc. ꝛc.“

(Wir unterdrücken das Ende der ein wenig allzufrei lautenden Strophe.)

Das Schweigen, wozu ſich Dagobert verurtheilte, erſtickte ihn; dieſes Lied erleichterte ihn wieder.

Morok, ſich gegen die Zuſchauer wendend, ſagte zu ihnen mit der Miene erkünſtelter Scheinheiligkeit:

„Wir wiſſen wohl, daß die Soldaten Napoleons Heiden waren, die aus den Kirchen Pferdeſtälle machten, Gott täglich hundertmal beleidigten, und zur Beſtrafung in der Berezina erſäuft und zerſchmettert wurden, wie Pharaoniten; aber wir wußten nicht, daß Gott, um dieſe Ungläubigen zu züchtigen, ihnen auch den Muth genommen habe, ihre einzige gute Eigenſchaft! .. Hier iſt ein Mann, der in mir ein von der Gnade Gottes erfülltes Weſen beſchimpft hat, und ſich ſtellt, als verſtehe er mein Verlangen ſeiner Entſchuldigung nicht . . . außerdem . . .“

„Was außerdem?“ erwiederte Dagobert, ohne den Propheten anzuſehen.

„Außerdem . . . Ihr mir Genugthuung geben werdet. Ich ſagte es Euch, daß auch ich den Krieg geſehen habe; wir werden hier wohl irgendwo zwei Säbel finden, und morgen früh mit Tagesanbruch hinter einer Mauerwand ſehen können, von welcher Farbe un=

ſer Blut iſt . . . wenn Ihr Blut in Euren Adern habt! . ."

Dieſe Ausforderung begann die Zuſchauer ein wenig zu erſchrecken, die eine ſo tragiſche Entwickelung nicht erwarteten.

„Ihr wollt Euch ſchlagen? Ein ſauberer Gedanke!" rief der Eine aus, — „damit Ihr Beide eingeſteckt werdet . . . die Duellgeſetze ſind ſtreng."

„Vorzüglich wenn von geringen Leuten oder von Fremden die Rede iſt," erwiederte ein Anderer. „Wenn Euch der Bürgermeiſter mit den Waffen in der Hand überraſchte, würde er Euch proviſoriſch in's Gefängniß werfen, worin Ihr zwei oder drei Monate bis zu Eurer Aburtheilung ſchmachten dürftet."

„Wäret Ihr denn fähig, uns anzuzeigen?" fragte Morok.

„Nein, gewiß nicht!" ſagten die Bürger. — „Gleicht Euch aus . . . das iſt ein freundſchaftlicher Rath, den wir Euch geben . . . Benützt ihn, wenn Ihr wollet . . ."

„Was liegt mir am Gefängniſſe!" rief der Prophet aus. „Fände ich nur zwei Säbel . . . und man würde ſehen, ob ich morgen früh an das denke, was der Bürgermeiſter zu ſagen oder zu thun belieben würde."

„Was würdet Ihr mit zwei Säbeln thun?" fragte Dagobert pflegmatiſch den Propheten.

„Wenn Ihr den einen davon in der Hand haben werdet, und ich den andern, dann werdet Ihr es ſehen . . . Gott befiehlt, ſeiner Ehre zu warten! . . ."

Dagobert zuckte die Achſeln, packte das Weißzeug in ſein Taſchentuch, wiſchte die Seife ab, wickelte ſie ſorgfältig in ein Säckchen von Weißleinwand, dann, ſeine Lieblingsarie von Tirlemont zwiſchen den Zähnen pfeifend, that er einen Schritt vorwärts.

Der Prophet runzelte die Stirne; er begann zu fürchten, daß ſeine Ausforderung vergeblich ſeyn möchte. Mit zwei Schritten ſtellte er ſich Dagobert gegenüber, als wollte er ihm den Weg verſperren; dann ſagte er zu ihm, die Arme auf der Bruſt kreuzend, und ihn mit dem bitterſten Uebermuthe meſſend:

„Alſo ein alter Soldat dieſes Räubers Napoleon, iſt zu nichts gut, als zum Gewerbe einer Wäſcherin, und er verweigert es, ſich zu ſchlagen! . . .“

„Ja, er verweigert es, ſich zu ſchlagen . . .“ antwortete Dagobert mit feſter Stimme, indem er blaß wie der Tod wurde.

Niemals vielleicht hatte der Soldat den ſeiner Pflege anvertrauten Waiſen ein glänzenderes Zeichen von Zärtlichkeit und Aufopferung gegeben. Für einen Mann von ſeinem Schlage, ſich ſo unbeſtraft beſchimpfen zu laſſen, und zu verweigern, ſich zu ſchlagen, war ein unermeßliches Opfer.

„Wohlan, Ihr ſeyd eine Memme . . . Ihr fürchtet Euch . . . Ihr geſteht es . . .“

Bei dieſen Worten fuhr Dagobert, wenn man ſo ſagen kann, mit einem Rucke in ſich ſelbſt zuſammen, als ob in dem Augenblicke, da er ſich auf den Propheten ſtürzen wollte, ein plötzlicher Gedanke ihn zurückgehalten hätte.

In der That hatte er ſo eben an die zwei jungen Mädchen gedacht, und an die traurigen Hinderniſſe, welche ein glückliches oder unglückliches Duell ihrer Reiſe in den Weg ſtellen konnte.

Aber dieſe Zornbewegung des Soldaten . . . obgleich blitzſchnell, war ſo bezeichnend, der Ausdruck ſeines rauhen, blaſſen und ſchweißbedeckten Geſichtes ſo ſchrecklich, daß der Prophet und die Neugierigen einen Schritt zurückwichen.

Ein tiefes Schweigen herrſchte während einiger Sekunden, und durch einen plötzlichen Umſchwung ging die allgemeine Theilnahme auf Dagobert über. Einer von den Zuſchauern ſagte zu den ihn Umgebenden:

„In der That, dieſer Mann iſt keine Memme . .“

„Nein, gewiß nicht.“

„Es gehört oft mehr Muth dazu, es zu verweigern, ſich zu ſchlagen, als einzuwilligen.“

„Jedenfalls hat der Prophet Unrecht gehabt, einen ſchlechten Streithandel anzufangen; er iſt ein Fremder . . .“

„Und wenn er ſich als Fremder ſchlüge, und erwiſcht würde, könnte er hübſch lange im Gefängniſſe ſitzen.“

„Und endlich . . .“ fügte ein Anderer bei, — „reiſet er mit zwei jungen Mädchen. Kann er ſich in einer ſolchen Lage wegen einer Lumperei ſchlagen? . .

Wäre er getödtet oder im Gefängniſſe, was würde aus den armen Kindern werden?“

Dagobert wendete ſich gegen jenen von den Zuſchauern, der ſo eben dieſe Worte geſprochen hatte. Er ſah einen dicken Mann von offenem, treuherzigem Geſichte; der Soldat reichte ihm die Hand, und ſagte mit bewegter Stimme:

„Ich danke, mein Herr!“

Der Deutſche drückte herzlich die ihm von Dagobert gebotene Hand.

„Mein Herr,“ ſagte er, indem er die Hand des Soldaten immer in der ſeinigen hielt, — „thut mir die Gefälligkeit . . . nehmet eine Bowle Punſch von uns an; wir werden wohl dieſen Teufel von einem Propheten zwingen, einzugeſtehen, daß er zu empfindlich war, und mit uns zu trinken.“

Bisher hatte der Thierbändiger, über den Ausgang dieſer Scene ergrimmt, da er hoffte, der Soldat würde die Ausforderung annehmen, mit wilder Verachtung Diejenigen angeblickt, die ſeine Partei verließen; nach und nach wurden ſeine Züge ſanfter; da er es für ſeine Pläne nützlich hielt, ſeinen Unwillen zu verhehlen, nahte er ſich dem Soldaten, und ſagte mit Wohlwollen:

„Gut, ich gehorche dieſen Herren; ich geſtehe, daß ich Unrecht gehabt habe; Euer ſchlechter Empfang hatte mich geärgert; ich war meiner ſelbſt nicht mehr mächtig . . . ich bekenne wiederholt mein Unrecht . . .“

fugte er mit verbiſſenem Grimme bei; „der Herr befehlt Demüthigung . . . Ich bitte Euch um Entſchuldigung . . .“

Dieſer Beweis von Mäßigung und Reue fand bei den Zuſchauern Anerkennung und lebhaften Beifall.

„Er bittet Euch um Vergebung; habet Ihr nichts darauf zu antworten, mein Braver?“ äußerte Einer von ihnen, zu Dagobert gewendet; „trinken wir miteinander; wir machen dieſe Einladung mit aufrichtigem Herzen; nehmt ſie eben ſo an!“

„Ja, nehmet ſie an, wir bitten Euch darum im Namen Eurer hübſchen kleinen Mädchen,“ ſagte der dicke Mann, um Dagobert deſto leichter zu beſtimmen.

Dieſer, - von dem herzlichen Entgegenkommen der Deutſchen gerührt, antwortete ihnen:

„Ich danke, meine Herren . . . Ihr ſeyd würdige Leute. Aber wenn man die Einladung, zu trinken, angenommen hat, muß man auch ſeinerſeits zu trinken auftiſchen . . .“

„Gut denn, wir nehmen es an . . . das verſteht ſich . . . jeder, wie ihn die Reihe trifft . . . das iſt nicht mehr als billig. Wir werden die erſte Bowle Punſch bezahlen, und Ihr die zweite.“

„Armuth iſt keine Schande,“ erwiederte Dagobert. „Daher ſag' ich Euch ganz offen, daß ich nicht im Stande bin, Euch, wenn die Reihe an mich kommt, zu trinken aufzutiſchen; wir haben noch einen weiten Weg zu machen, und ich darf mir keine unnütze Ausgabe erlauben.“

Der Soldat ſprach dieſe Worte mit ſo einfacher, aber ſo feſter Würde, daß die Deutſchen ihr Anerbieten nicht mehr zu erneuern wagten, wohl einſehend, daß ein Mann von Dagoberts Charakter es ohne Demüthigung nicht annehmen konnte.

„Deſto ſchlimmer,“ erwiederte der dicke Mann; „es wäre mir recht lieb geweſen, mit Euch zu trinken. — Guten Abend, mein braver Soldat!... guten Abend!... Es iſt ſchon ſpät ... der Wirth zum weißen Falken wird uns die Thüre weiſen.“

„Guten Abend, meine Herren,“ ſagte Dagobert, indem er gegen den Stall ging, um ſeinem Pferde die zweite Hälfte des Futters zu geben.

Morok näherte ſich ihm, und ſagte in einem immer demüthigeren Tone:

„Ich habe mein Unrecht geſtanden, und Euch um Entſchuldigung und Vergebung gebeten ... Ihr habt mir nichts geantwortet ... ſeyd Ihr noch böſe auf mich?“ —

„Treffe ich Dich jemals wieder ... wenn meine Kinder meiner nicht mehr bedürfen,“ — ſagte der Veteran mit dumpfer und gepreßter Stimme, — „werde ich Dir zwei Worte ſagen, die gewiß nicht lang ſind.“

Dann kehrte er dem Propheten haſtig den Rücken, der langſam den Hof verließ.

Das Wirthshaus zum weißen Falken bildete ein gleichlaufendes Viereck. Auf dem einen ſeiner End-Punkte erhob ſich das Hauptgebäude; auf dem andern lagen die Nebengebäude, mit einigen an arme Reiſende zu geringem Preiſe vermietheten Zimmer; ein gewölbter Durchgang, in der Dicke jenes Hauptgebäudes angebracht, ging auf das Feld; endlich lagen auf jeder Seite des Hofes Schoppen und Scheunen, welche Speicher und Dachſtuben über ſich hatten.

Dagobert, in einen der Ställe tretend, nahm aus einem Kaſten eine bereits hergerichtete Ration Haber für ſein Pferd, ſchüttete ihn dann in eine Futterſchwinge, und rüttelte dieſe, indem er ſich Jovial näherte.

Zu ſeinem großen Erſtaunen antwortete ſein alter Reiſekumpan nicht durch ein freudiges Wiehern auf das Raſcheln des Habers im Weidenſiebe; darob unruhig, rief er Jovial mit freundlichem Tone zu; doch dieſer, anſtatt ſein kluges Auge gegen ſeinen Herrn zu wenden, und mit den Vorderfüſſen ungeduldig zu ſtampfen, blieb unbeweglich.

Mit ſteigender Beſtürzung näherte ſich ihm der Soldat.

Bei dem ſchwachen Scheine einer Stalllaterne ſah er das arme Thier in einer Stellung, welche Schrecken verkündete; die Kniekehlen halb gebogen, mit dem Kopfe ſchnoppernd, mit ſchauernden Nüſtern, zerrte es an ſeinem Halfterriemen, als hätte es ihn zerreißen wollen, um ſich von der Scheidewand zu entfernen, auf die ſeine Krippe und die Raufe ſich ſtützten; ein heftiger kalter Schweiß bildete auf ſeiner Haut bläuliche Flecken, und ſein Haar, anſtatt glatt und ſilberfarben aus dem dunkeln Hintergrunde des Stalles hervorzutreten, war durchaus ſpießig, das heißt: glanzlos und ſtraubig, und von Zeit zu Zeit befiel den Leib ein krampfhaftes Zuſammenfahren.

„Nun, nun, alter Jovial,“ ſagte der Soldat, die Futterſchwinge auf den Boden ſtellend, um endlich ſeinem Pferde liebkoſen zu können; „biſt Du denn, wie Dein Herr . . . haſt Du Furcht?“ fügte er mit Bitterkeit bei, der erlittenen Beleidigung eingedenk. „Du haſt Furcht, und biſt doch keine Gewohnheitsmemme . . .“

Ungeachtet der Stimme und Liebkoſungen ſeines Herrn fuhr das Pferd doch fort, Zeichen von Schrecken zu geben; aber es zerrte weniger an ſeinem Halfter-Riemen, und näherte Dagoberts Hand ſeine Nüſtern zögernd und geräuſchvoll witternd, wie wenn es zweifelte, ob er es wäre.

„Du erkennſt mich nicht mehr!“ rief Dagobert aus; „es muß alſo hier etwas Außerordentliches vorgehen.“

Der Stall war geräumig, düſter, und kaum durch die Laterne erhellt, die an der mit zahlloſen Spinnen-Geweben überzogenen Decke hing; an dem andern Ende, und von Jovial durch einige mit Barren bezeichnete Plätze getrennt, ſah man die drei kräftigen, ſchwarzen Pferde des Thierbändigers . . . eben ſo ruhig, als Jovial zitternd und erſchreckt war.

Dagobert fand dieſen Unterſchied des Benehmens auffallend, worüber er bald Aufſchluß erhalten ſollte, liebkoſete von neuem ſein Pferd, welches, durch die Anweſenheit ſeines Herrn nach und nach beruhigt, ihm die Hände leckte, ſeinen Kopf an ihm rieb, ſachte wieherte, und ihm, wie ſonſt, tauſend Beweiſe von Zuneigung gab.

„So recht! So ſeh' ich Dich gerne, mein alter Jovial," — ſagte Dagobert, indem er die Futterſchwinge wieder nahm, und ihren Inhalt in die Krippe ſchüttete. „Komm, friß . . . guten Appetit; wir haben morgen einen langen Marſch vor uns. Und vorzüglich ſei mir nicht mehr ſo einfältig furchtſam wegen nichts. Wäre Dein Kamerad Rabat-Joie hier . . . da würdeſt Du beruhiget ſeyn . . . aber er iſt dort oben bei den Kindern: er iſt ihr Beſchützer in meiner Abweſenheit . . . Alſo, friß doch . . . anſtatt mich anzugaffen!"

Aber das Pferd rührte den Haber nur mit der Spitze ſeiner Lippen auf, um ſeinem Herrn zu gehorchen, ließ ihn dann liegen, und begann Dagoberts Rockärmel ein wenig zu beißen.

„Ah, mein armer Jovial . . . Es fehlt Dir etwas, da Du ſonſt mit ſo gutem Appetite friſſeſt . . . Du laſſeſt Deinen Haber unberührt . . . Seit unſerer Abreiſe begegnet ihm dieß zum Erſtenmale," ſagte der Soldat, ernſtlich bange; denn der Ausgang ſeiner Reiſe hing großentheils von der Kraft und Geſundheit ſeines Pferdes ab.

Ein furchtbares und ſo nahes Brüllen, daß es aus dem Stalle ſelbſt zu kommen ſchien, überraſchte Jovial dergeſtalt, daß er mit einem Rucke ſeinen Halfterriemen zerriß, über die Barre ſetzte, die ſeinen Stand bezeichnete, an die offene Thüre rannte, und in den Hof entfloh.

Dagobert hatte ſich bei dieſem plötzlichen, gewaltigen, wildem Gebrülle eines Schauders nicht erwehren können; nun konnte er ſich den Schrecken ſeines Pferdes erklären.

Der benachbarte Stall, worin ſich die wandernde Menagerie des Thierbändigers befand, war nur durch die Scheidewand getrennt, auf welche ſich die Krippen ſtützten: die drei Pferde des Propheten, an dieſes Geheul gewöhnt, waren ruhig geblieben.

„Gut, gut,“ ſagte der beruhigte Soldat, „jetzt begreife ich's, . . . ohne Zweifel hatte Jovial ſchon ein ſolches Brüllen gehört; er witterte da die Thiere des groben Spitzbuben, und mehr bedurfte es nicht, ihn zu erſchrecken,“ fügte der Soldat bei, indem er den Haber in der Krippe ſorgfältig auffaßte; „iſt er einmal in einem andern Stalle, der ſich hier wohl auftreiben läßt, ſo wird er ſein Mäßchen Haber nicht liegen laſſen, und wir werden morgen frühzeitig unſern Weg fortſetzen können.“

Nach allerlei Sprüngen und Sätzen im Hofe kam das Pferd auf den Ruf ſeines Herrn zurück, der es leicht an ſeiner Halfter faßte; ein Stallknecht, welchen Dagobert fragte, ob er nicht einen andern leeren Stall habe, wies ihm einen an, worin nur ein einziges

Pferd Platz hatte; Jovial wurde dort paſſend untergebracht.

Einmal von ſeiner wilden Nachbarſchaft erlöſet, wurde das Pferd wieder ruhig, und heiterte ſich auf Koſten des Rockes von Dagobert auf, welcher, Dank jenen Schäckereien, dieſen Abend ſein Schneidertalent hätte benützen können; aber er beſchränkte ſeine Gedanken bloß auf die Bewunderung der Behendigkeit, womit Jovial ſein Futter verſchlang.

Vollſtändig beruhiget, verſchloß der Soldat die Stallthüre, beeilte ſich, zu Nacht zu ſpeiſen, um ſodann wieder zu den Waiſen zu kommen, und machte ſich Vorwürfe darüber, ſie ſo lange Zeit allein zu laſſen.

Fünftes Kapitel.

Roſe und Blanche.

Die Waiſen bewohnten in einem der abgelegenſten Gebäude des Wirthshauſes ein kleines verfallenes Zimmer, deſſen einziges Fenſter die Ausſicht auf das Feld bot; ein Bett ohne Vorhänge, ein Tiſch und zwei Stühle, bildeten die mehr als beſcheidene Einrichtung dieſes, von einer Lampe erleuchteten Rumpelwinkels; auf dem zum Fenſter geſtellten Tiſche lag Dagoberts Torniſter.

Rabat-Joie, der große fahle Hund aus Sibirien, welcher bei der Thüre lag, hatte ſchon zweimal dumpf gemurrt, den Kopf gegen das Fenſter wendend, ohne jedoch dieſem feindlichen Benehmen eine weitere Folge zu geben.

Die beiden Schweſtern, die das einzige Bett theilten, waren in große weiße Pudermäntel gehüllt, am Halſe und an den Aermeln zugeknöpft. Sie trugen keine Mütze; ein breites Zwirnband gürtete an den Schläfen ihre ſchönen kaſtanienbraunen Haare, damit dieſe während der Nacht ſich nicht verwirrten. Dieſe weißen Kleider, dieſe Art von weißem Heiligenſcheine um ihre Stirne, verliehen ihren friſchen und lieblichen Zügen einen noch holdſeligeren Charakter.

Die Waiſen lachten und ſchwatzten; denn ungeachtet ihrer frühzeitigen Kümmerniſſe, bewahrten ſie den ihrem Alter eigenthümlichen Frohſinn; die Erinnerung an ihre Mutter betrübte ſie bisweilen: aber dieſe Traurigkeit hatte nichts Bitteres; ſie war vielmehr eine ſüße Melancholie, welche ſie ſuchten, ſtatt ſie zu fliehen; für ſie war die von ihnen ſtets angebetete Mutter nicht todt . . . nur abweſend.

In religiöſer Beziehung waren ſie faſt eben ſo unwiſſend, wie Dagobert; denn in der Wüſte, worin ſie gelebt, gab es weder eine Kirche, noch einen Prieſter; ſie glaubten nur, wie geſagt, daß Gott, gerecht und gut, ſo viel Mitleiden mit den armen Müttern fühle, deren Kinder auf der Erde zurückblieben, daß ſie, Dank ſeiner

Huld, vom hohen Himmel herab ſie immer ſehen und hören könnten, und daß ſie ihnen bisweilen ſchöne Schutzengel als Hüter ſendeten.

In Folge dieſer treuherzigen Täuſchung fühlten die Waiſen, überzeugt, daß ihre Mutter unaufhörlich ſie überwache, ſie würden durch Böſesthun ſie betrüben, und den Schutz der guten Engel verwirken.

Hierauf beſchränkte ſich die Theologie von Roſe und Blanche, eine für dieſe liebenden und unſchuldigen Seelen genügende Theologie.

An dieſem Abende ſchwatzten die beiden Schweſtern, Dagobert erwartend.

Ihre Unterhaltung intereſſirte ſie ſehr: denn ſeit einigen Tagen hatten ſie ein Geheimniß, ein großes Geheimniß, welches manchmal ihr jungfräuliches Herz ſchlagen machte, ihren wachſenden Buſen bewegte, das Roſige ihrer Wangen zum Incarnat erhöhte, und bisweilen mit unruhigem und träumeriſchen Schmachten ihre großen Augen von ſo ſüßem Blau umſchleierte.

Roſe lag an dieſem Abende am Rande des Bettes, ihre zwei vollen Arme über dem Kopfe gekreuzt, den ſie halb gegen ihre Schweſter wendete; dieſe, ihre Elbogen auf den Kopfpfühl ſtützend, betrachtete ſie lächelnd, und ſagte:

„Glaubſt Du, daß er noch heute Nacht kommt?“

„Ja; denn geſtern … hat er es uns verſprochen.“

„Er iſt ſo gut … er wird ſein Verſprechen wohl halten.“

„Und auch ſo hübſch mit ſeinen langen blonden Locken.“

„Und ſein Name ... welch' ein lieblicher Name! .. wie paßt er ſo gut zu ſeinem Geſichte!“

„Und welch' ſüßes Lächeln, und welch' eine ſüße Stimme, wenn er, uns bei der Hand faſſend ſagt: „„Meine Kinder, lobpreiſet Gott, daß er Euch die gleiche Seele gegeben hat ... Was man anderwärts ſucht, werdet Ihr in Euch ſelbſt finden.““

„„Weil Eure zwei Herzen nur eines ausmachen ...““ hat er beigefügt.

„Welches Glück für uns, daß wir aller ſeiner Worte uns erinnern, meine Schweſter!“

„Wir ſind ſo aufmerkſam ... ſieh ... wenn ich ſehe, wie Du ihn anhöreſt, ſo iſt's, als ſähe ich mich ſelbſt ihn anhören, mein lieber kleiner Spiegel!“ ſagte Roſe lächelnd, und drückte einen Kuß auf die Stirne ihrer Schweſter. „Nun denn, wenn er ſpricht, ſo ſind Deine Augen ... oder vielmehr unſere Augen groß, weit offen, unſere Lippen bewegen ſich, als ob wir für uns jedes ſeiner Worte wiederholten ... Es iſt gar kein Wunder, daß wir nichts von dem vergeſſen, was er ſagt.“

„Und was er ſagt, iſt ſo ſchön, ſo edel, ſo hochherzig!“

„Dann, nicht wahr, meine Schweſter, welche gute Gedanken fühlt man, in dem Maße als er ſpricht, in ſich entſtehen! Wenn wir uns ihrer nur immer erinnerten ...“

„Sei ruhig, ſie werden in unſerm Herzen bleiben, wie kleine Vögel in dem Neſte ihrer Mutter."

„Weißt Du, Roſe, daß es ein großes Glück iſt, daß er uns Beide zugleich liebt."

„Er könnte gar nicht anders, da wir zwei nur ein Herz haben."

„Wie könnte man Roſe lieben, ohne Blanche zu lieben?"

„Was würde aus der armen Verlaſſenen geworden ſeyn?"

„Und dann wär' er auch wegen der Wahl ſehr in Verlegenheit geweſen."

„Wir ſehen uns ſo ähnlich."

„Daher hat er, um ſich dieſe Verlegenheit zu erſparen," ſagte Roſe lächelnd, „uns alle zwei gewählt."

„Iſt dieß nicht beſſer? Er iſt allein, uns zu lieben; unſer ſind zwei, ſeine Liebe zu erwiedern."

„Wenn er uns nur nicht verläßt bis Paris."

„Und daß wir ihn ja . . . in Paris auch ſehen."

„Vorzüglich in Paris . . . wie gut wird es ſeyn, ihn bei uns zu haben . . . und bei Dagobert . . . in dieſer großen Stadt . . . Mein Gott, Blanche, wie ſchön muß es ſeyn?"

„Paris? . . . das muß wie eine goldene Stadt ſeyn . . ."

„Eine Stadt, worin Jedermann glücklich ſeyn muß . . . weil ſie ſo ſchön iſt . . ."

„Aber wir, wir armen Waiſen, dürfen wir es auch nur wagen, hineinzugehen? . . . Wie wird man uns angaffen?“

„Ja . . . aber weil dort Jedermann glücklich iſt, wird auch dort Jedermann gut ſeyn.“

„Und man wird uns Vergnügen machen . . .“

„Und dann werden wir bei unſerm Freunde ſeyn . . . mit den blonden Haaren und ſchwarzen Augen.“

„Er hat uns noch nichts von Paris geſagt . . .“

„Er wird nicht daran gedacht haben. Wir müſſen heute Nacht mit ihm davon ſprechen.“

„Wenn er aufgelegt iſt, zu ſprechen . . . denn oft, Du weißt es, ſcheint er uns lieber ſchweigend zu betrachten, ſeine Augen auf unſere Augen heftend.“

„Ja, und in ſolchen Augenblicken erinnert mich ſein Blick bisweilen an den Blick unſerer geliebten Mutter.“

„Und ſie . . . wie glücklich wird ſie wegen deſſen ſeyn, was uns begegnet . . . weil ſie uns ſieht.“

„Denn wenn man uns ſo ſehr liebt, ſo geſchieht's ohne Zweifel, weil wir es verdienen . . .“

„Da ſieht man die Eitle . . . .“ ſagte Blanche, mit den Spitzen ihrer zarten Finger die auf der Stirne ihrer Schweſter zerſtreuten Haare glättend.

Nach einer Pauſe des Nachdenkens ſagte Roſe:

„Meinſt Du nicht, daß wir Dagobert alles erzählen ſollten?“

„Wenn Du glaubſt . . . thun wir's . . .“

„Wir ſagen ihm alles, wie wir alles unſerer Mutter ſagten; warum ihm etwas verhehlen?“

„Und beſonders etwas, was für uns ein ſo großes Glück iſt.“

„Findeſt Du nicht, daß, ſeitdem wir unſern Freund kennen, unſer Herz ſchneller und ſtärker ſchlägt?“

„Ja, man möchte ſagen, es ſei voller.“

„Das iſt ganz natürlich, da unſer Freund einen hübſchen guten Platz darin einnimmt.“

„Daher werden wir gut thun, Dagobert zu ſagen, welcher unſer guter Stern geweſen iſt.“

„Du haſt Recht.“

In dieſem Augenblicke murrte der Hund wieder dumpf.

„Meine Schweſter,“ ſagte Roſe, ſich an Blanche ſchmiegend, — „hör doch, der Hund murrt ſchon wieder: was giebt's denn?“

„Rabat-Joie . . . murre nicht, — komm her!“ rief Blanche, mit ihrer kleinen Hand auf die Bettleiſte klopfend.

Der Hund ſtand auf, ließ noch ein dumpfes Murren vernehmen, und legte ſeinen großen klugen Kopf auf die Bettdecke, beharrliche Seitenblicke gegen das Fenſter werfend; die beiden Schweſtern neigten ſich, um ſeiner breiten Stirne zu liebkoſen, die in der Mitte durch eine merkwürdige Hervorragung höckerig war, ein unfehlbares Zeichen von großer Reinheit der Raçe.

„Warum murreſt Du denn immer ſo, Rabat-Joie,“ ſagte Blanche, ihn leicht an den Ohren ziehend, „he! mein guter Hund?“

„Armes Thier! Er iſt immer ſo unruhig, wenn Dagobert nicht da iſt!“

„Es iſt wahr; man möchte ſagen, er wüßte, daß er dann noch mehr auf uns Acht haben müſſe.“

„Meine Schweſter, mich dünkt, daß Dagobert lange ſäumet, uns gute Nacht zu ſagen.“

„Vermuthlich füttert er Jovial.“

„Da fällt mir eben ein, daß wir auch unſerm alten Jovial keine gute Nacht gegeben haben.“

„Das thut mir leid.“

„Armes Thier ... ſchaut ſo zufrieden d'rein, wenn es uns die Hände leckt ... Man möchte glauben, es dankte für unſern Beſuch.“

„Glücklicherweiſe wird Dagobert ihm für uns gute Nacht geſagt haben.“

„Der gute Dagobert! Er beſchäftiget ſich immer mit uns; wie er uns verwöhnt! ... Wir ſpielen die Trägen, und er bürdet ſich alle Mühe auf ...“

„Was ſollen wir thun, um ihn daran zu hindern?“

„Welch' ein Unglück, nicht reich zu ſein, um ihm ein wenig Ruhe zu verſchaffen!“

„Reich ... wir ... ach, meine Schweſter ... wir werden immer arme Waiſen bleiben!“

„Aber dieſe Medaille dann?“

„Ohne Zweifel iſt irgend eine Hoffnung damit verbunden; ſonſt hätten wir dieſe große Reiſe nicht gemacht.“

„Dagobert hat verſprochen, uns heute Abend alles zu ſagen.“ Das junge Mädchen konnte nicht fortſprechen.

Zwei Fenſterſcheiben flogen mit lautem Klirren in Stücke.

Die Waiſen ſtießen einen Schrei des Schreckens aus, und ſtürzten einander in die Arme, während der Hund mit wüthendem Gebelle gegen den Kreuzſtock ſprang.

Bleich, zitternd, angſterſtarrt, in feſter, wechſelſeitiger Umſchlingung, wagten die beiden Schweſtern nicht, zu athmen, ja in ihrem Schrecken nicht einmal einen Blick nach dem Fenſter zu werfen.

Rabat-Joie, die Vorderpfoten auf das Geſims ſtützend, hörte nicht auf, grimmig zu bellen.

„Ah! . . was iſt's denn?“ flüſterten die Waiſen — „und Dagobert iſt nicht da.“

Dann rief Roſe plötzlich aus, Blanche am Arme faſſend:

Horch! . . Horch! . . man ſteigt die Treppe herauf.“

„Mein Gott! . . das ſcheint mir nicht Dagoberts Gang zu ſein; hörſt Du, wie dumpf dieſe Schritte ſind?“

„Rabat-Joie! geſchwind hierher . . . vertheidige uns!“ riefen die beiden Schweſtern im höchſten Schrecken.

In der That erdröhnten die hallenden Stufen der hölzernen Treppe unter Schritten von außerordentlichem Gewichte, und eine Art ſonderbaren Anſtreifens rauſchte die kleine Wand entlang, welche das Zimmer vom Treppenabſatze trennte.

Endlich erſchütterte ſie ein ſchwerfälliger Körper heftig, der vor der Thüre zu Boden fiel.

Die jungen Mädchen, vor Schrecken außer ſich, blickten ſich ſchweigend an.

Die Thüre ging auf.

Dagobert war's.

Bei ſeinem Anblicke umarmten ſich Roſe und Blanche freudig, als wären ſie ſo eben einer großen Gefahr entgangen.

„Was fehlt Ihnen? Warum dieſe Furcht?“ fragte ſie der Soldat beſtürzt.

„Oh! wenn Du wüßteſt! . .“ ſagte Roſe mit bebender Stimme, denn ihr und ihrer Schweſter Herz ſchlugen heftig.

„Wenn Du wüßteſt, was ſo eben geſchehen iſt . . . Dann haben wir Deinen Gang nicht erkannt . . . Er ſchien uns ſo ſchwerfällig . . . und dann dieſes Getöſe . . . hinter der Wand . . .“

„Aber, meine kleinen Furchtſamen, ich konnte die Treppe nicht mit fünfzehnjährigen Beinen erſteigen, da ich mein Bett auf dem Rücken trug, das heißt: einen Strohſack, den ich ſo eben hinter Ihre Thüre geworfen habe, um wie gewöhnlich darauf zu ſchlafen.“

„Mein Gott, was wir für Närrchen ſind, meine Schweſter, daß wir an dieß nicht gedacht haben!“ ſagte Roſe, mit einem Blicke auf Blanche.

Und dieſe beiden ſchönen Geſichter, gleich blaß, bekamen auch miteinander ihre Farbe wieder.

Während dieſer Scene hörte der Hund, immer gegen das Fenſter gewendet, nicht auf, zu bellen."

„Was fehlt denn Rabat-Joie, daß er immer gegen jene Seite hin bellt, meine Kinder?" fragte der Soldat.

„Wir wiſſen es nicht . . . man hat ſo eben zwei Fenſterſcheiben zerbrochen, was uns zuerſt einen ſo heftigen Schrecken gemacht hat."

Ohne ein Wort zu erwiedern, ſprang Dagobert an das Fenſter, öffnete es raſch, ſtieß den Sommerladen ſeitwärts, und neigte ſich hinaus . . .

Er ſah nichts . . . als die ſchwarze Nacht.

Er horchte . . . er hörte nichts, als das Brauſen des Windes.

„Rabat-Joie," — ſagte er zu ſeinem Hunde, ihm das offene Fenſter zeigend . . . „ſpring hinaus, mein Alter, und ſuch!"

Das muthige Thier machte einen furchtbaren Satz, und verſchwand durch den Kreuzſtock, der nur etwa acht Fuß über den Boden ſich erhob.

Dagobert, hinaus ſich neigend, feuerte ſeinen Hund mit Worten und Geberden an.

„Such, mein Alter, ſuch . . . Findeſt Du Einen, ſo pack ihn; Deine Hackenzähne ſind gut . . . und laß ihn nicht los, bis ich hinabkomme!"

Rabat-Joie fand Niemand.

Man hörte ihn gehen und kommen, auf allen Seiten eine Spur ſuchend, bisweilen einen dumpfen Schrek ausſtoſſend, wie ein aufſpürender Windhund.

„Es iſt alſo Niemand da, mein tapferer Hund; denn wäre Jemand da, ſo hätteſt Du ihn ſchon an der Kehle gefaßt.“ Dann, gegen die jungen Mädchen gewendet, die auf ſeine Worte horchten, und mit Bangigkeit ſeinen Bewegungen folgten, fragte er:

„Wie wurden die Fenſterſcheiben zerbrochen? Meine Kinder, haben Sie es bemerkt?“

„Nein, Dagobert; wir ſprachen miteinander; wir haben ein großes Getöſe gehört, und dann fielen die Scheiben in das Zimmer.“

„Es hat mir geſchienen,“ fügte Roſe bei, „gehört zu haben, wie wenn ein Laden gegen das Fenſter geſchlagen würde.“

Dagobert unterſuchte das Fenſter, und bemerkte einen ziemlich langen beweglichen Hacken, womit man inwendig ſchließen konnte.

„Der Wind geht ſtark,“ ſagte er; „der Wind wird dieſen Sommerladen gegen den Kreuzſtock geſchleudert, und dieſer Hacken die Fenſter zerbrochen haben … Ja, ja, ſo iſt's … Was konnte man übrigens für ein Intereſſe daran haben, einen ſo ſchlechten Streich zu begehen?“

Dann ſagte er zu Rabat-Joie:

„Nun denn, mein Alter, es iſt alſo Niemand da.“

Der Hund antwortete durch ein Gebell, deſſen verneinende Bedeutung der Soldat ohne Zweifel verſtand; denn er ſagte zu ihm:

„Wohlan, ſo komm zurück . . . mach einen Umweg . . . Du wirſt ſchon eine offene Thüre finden . . . Du biſt nicht verlegen . . .“

Rabat-Joie folgte dieſem Rathe, nachdem er einige Augenblicke am Fuße des Fenſters gemurrt hatte; er ſprang im Galoppe davon, um die Gebäude zu umlaufen, und in den Hof zu kommen.“

„Beruhigen Sie ſich nun, meine Kinder!“ ſagte der Soldat, wieder den Waiſen ſich nähernd.

„Es war nur der Wind.“

„Wir haben uns recht gefürchtet,“ ſagte Roſe.

„Ich glaub's wohl . . . aber da denke ich gerade daran, daß ein Luftzug kommen, und Sie erkälten könnte;“ erwiederte der Soldat, indem er wieder zu dem Fenſter ohne Vorhänge ging.

Ueber ein Mittel nachſinnend, dieſem Uebelſtande abzuhelfen, nahm er von einem Stuhle den Pelz von Rennthierfellen, hängte ihn an die eiſerne Fenſterſtange, und verſtopfte mit ſeinen Ecken die beiden durch das Zerbrechen der Scheiben enſtandenen Oeffnungen, ſo hermetiſch als möglich.

„Dank, Dagobert! Wie gut Du biſt! Wir waren unruhig, da wir Dich nicht ſahen.“

„Das iſt wahr . . . Du biſt länger als gewöhnlich ausgeblieben.“

Da nun Roſe die Bläſſe und die aufgeregten Züge des Soldaten bemerkte, welcher noch immer unter dem peinlichen Eindrucke des Auftrittes mit Morok litt, ſagte ſie:

„Aber was fehlt Dir denn?.. Du biſt ja ſo blaß!..“

„Ich? Nein, meine Kinder.. Mir fehlt nichts..“

„Ja doch, ich verſichere Dir... Du haſt ein ganz verändertes Ausſehen... Roſe hat Recht.“

„Ich verſichere Ihnen... daß mir nichts fehlt,“ antwortete der Soldat mit ziemlicher Verlegenheit; denn er verſtand ſich ſchlecht auf's Lügen; dann, wegen ſeiner Gemüthsaufregung einen herrlichen Vorwand findend, fügte er bei: „Wenn ich ausſehe, als ob mir etwas fehle, ſo iſt's Ihr Schrecken, der mich wird beunruhiget haben; denn es iſt denn doch immer meine Schuld...“

„Deine Schuld?“

„Ja, hätte ich mit dem Abendeſſen weniger Zeit verloren, ſo wäre ich da geweſen, als die Fenſter zerbrochen wurden... und ich würde Ihnen einen böſen Augenblick der Furcht erſpart haben.“

„Du biſt nun da... und wir denken nicht mehr daran.“

„Nun denn, Du ſetzeſt Dich nicht?“

„Ja, meine Kinder; denn wir müſſen plaudern,“ erwiederte Dagobert, indem er ſich einen Stuhl holte, und am Kopfende des Bettes der beiden Schweſtern Platz nahm. „Ah, ſind Sie wach genug?“ ſetzte er hinzu, indem er zu lächeln ſuchte, um ſie zu beruhigen. „Laſſen Sie ſehen, ſind dieſe großen Augen weit genug offen?“

„Sieh, Dagobert!“ erwiederten die kleinen Mädchen, gleichfalls lächelnd, indem ſie ihre blauen Augen mit aller Gewalt aufſperrten.

„Gut, gut,“ ſagte der Soldat; „ſie haben Zeit und Mittel genug, ſich zu ſchließen; übrigens iſt es erſt neun Uhr.“

„Wir haben Dir auch etwas zu ſagen, Dagobert,“ entgegnete Roſe, nachdem ſie zuvor mit ihrer Schweſter durch einen Blick ſich berathen hatte.

„Wirklich?“

„Dir eine Anvertrauung zu machen.“

„Eine Anvertrauung?“

„Mein Gott, ja.“

„Aber ſiehſt Du, eine ſehr . . . ſehr wichtige Anvertrauung,“ fügte Roſe mit großem Ernſte bei.

„Eine Anvertrauung, die uns Beide angeht,“ bemerkte Blanche.

„Pardieu . . . ich glaub's wohl . . . was die Eine angeht, geht immer auch die Andere an. Sind Sie denn nicht immer, wie man zu ſagen pflegt: zwei Köpfe unter einer Mütze?“

„Ei, es muß wohl ſo ſein, wenn Du unſere zwei Köpfe unter die große Kapuze Deines Pelzes ſteckeſt,“ . . . ſagte Roſe lachend.

„Sehen Sie, Sie Spötterinnen, man bekommt bei

Ihnen nie Recht; alſo, meine Fräulein, die Anvertrauung, weil dabei von Vertrauen die Rede iſt.“

„Sprich, meine Schweſter,“ ſagte Blanche.

„Nein, mein Fräulein, an Ihnen iſt's zu ſprechen; Sie ſind heute der Reihe nach die Aeltere, und eine ſo wichtige Sache, wie eine Anvertrauung, wie Sie ſagen, kommt von rechtswegen der Aelteren zu ... Wohlan, ich höre Ihnen zu,“ ſagte der Soldat, welcher ſich anſtrengte, zu lächeln, um den Kindern deſto beſſer zu verbergen, daß er noch immer die unbeſtraften Beſchimpfungen des Thierbändigers fühlte.

Roſe war es alſo, die Aeltere der Reihe nach, wie Dagobert ſagte, welche für ſich und ihre Schweſter redete.

Sechstes Kapitel.

Die vertraulichen Mittheilungen.

„Vor allem, mein guter Dagobert,“ — ſagte Roſe mit anmuthiger Schelmerei, — „weil wir Dir unſere vertraulichen Mittheilungen machen wollen, mußt Du verſprechen, uns nicht auszuzanken.“

„Nicht wahr ... Du wirſt Deine Kinder nicht auszanken?“ fügte Blanche in nicht minder ſchmeichelndem Tone bei.

„Zugeſtanden,“ erwiederte Dagobert ernſthaft, —

„ich wüßte es auch gar nicht recht anzuſtellen; . . . doch warum ſollte ich Euch auszanken?"

„Weil wir Dir vielleicht ſchon früher hätten mittheilen ſollen, was wir jetzt Dir ſagen wollen."

„Höret, meine Kinder," verſetzte ſalbungsreich Dagobert nach kurzer Erwägung dieſes Gewiſſensfalles, „entweder habt Ihr recht, oder Ihr habt unrecht gehabt, mir etwas zu verhehlen . . . Habt Ihr recht gehabt, ſehr wohl; habt Ihr unrecht gehabt, ſo iſt's geſchehen; alſo ſprechen wir nicht mehr davon. Nun denn, ich bin ganz Ohr."

Durch dieſe lichtvolle Entſcheidung völlig beruhiget, begann Roſe, mit ihrer Schweſter ein Lächeln wechſelnd:

„Denk' Dir nur, Dagobert, wir haben zwei Nächte nacheinander einen Beſuch gehabt . . ."

„Einen Beſuch!"

Und der Soldat richtete ſich raſch auf ſeinem Stuhle empor.

„Ja, einen reizenden Beſuch . . . denn er iſt blond."

„Was Teufel, er iſt blond!" rief Dagobert mit einem heftigen Rucke aus.

„Blond . . . mit blauen Augen," fügte Blanche bei.

„Was Teufel, blaue Augen!" Und Dagobert machte einen neuen Satz auf ſeinem Stuhle.

„Ja, blaue Augen . . . ſo groß . . ." fuhr Roſe fort, indem ſie die Spitze ihres rechten Zeigefingers auf die Mitte ihres linken Zeigefingers ſetzte.

„Aber morbleu! da wären ſie ja ſo groß . . . —“ und die Sache vergrößernd, wies der Veteran die ganze Länge ſeines Vorderarmes. „Wenn ſie auch ſo groß wären, das thäte nichts . . . ein Blonder und blaue Augen . . . Ah, meine Fräulein, was bedeutet dieß?“

Dagobert ſtand dießmal auf, mit ernſter Miene und peinlich beunruhiget.

„Ah, ſiehſt Du, Dagobert, Du zankeſt ſchon.“

„Und wir ſind doch erſt bei dem Anfange,“ ſetzte Blanche hinzu.

„Bei dem Anfange? . . . Es kommt alſo noch eine Fortſetzung? Ein Ende?“

„Ein Ende? Wir hoffen — nein . . .“ und Roſe begann wie närriſch zu lachen.

„Alles, was wir verlangen, iſt: daß es immer fortdauere,“ ſagte Blanche, die Heiterkeit ihrer Schweſter theilend.

Dagobert betrachtete ſehr ernſthaft die beiden jungen Mädchen, und ſuchte dieſes Räthſel zu löſen; da er jedoch ihre holdſeligen Geſichter von einem muntern und treuherzigen Lächeln anmuthig belebt ſah, glaubte er, daß ſie nicht ſo fröhlich wären, wenn irgend ein ſchwerer Vorwurf ſie drückte, und dachte nur mehr daran, ſich über den Frohſinn der Waiſen in ihrer unſichern Lage zu freuen.

„Lachen Sie . . . lachen Sie, meine Kinder . . .“ ſagte er; „es iſt mir recht lieb, Sie lachen zu ſehen.“

Dann meinte er, dieß ſei denn doch nicht die rechte

Weiſe einer Erwiederung auf das Geſtändniß der kleinen Mädchen, und ergänzte ſeine Aeußerung mit wichtigem Tone:

„Es iſt mir recht lieb, Sie lachen zu ſehen; aber nicht, wenn Sie Beſuche von Blonden mit blauen Augen bekommen, meine Fräulein; alſo, ſagen Sie es nur, daß ich ein Narr bin, anzuhören, was Sie mir da weis machen . . . Sie wollen ſich über mich luſtig machen, nicht wahr?“

„Nein, was wir Dir ſagen, iſt wahr . . . ſehr wahr . . .“

„Du weißt es . . . wir haben nie gelogen, —“ fügte Roſe bei.

„Sie haben recht; ſie lügen nie, —“ dachte ſich der Soldat, deſſen Verwirrung ſtieg. — „Aber wie zum Teufel iſt denn dieſer Beſuch möglich? Ich ſchlafe quer vor Ihrer Thüre; Rabat-Joie ſchläft am Fuße Ihres Fenſters; nun können doch alle blauen Augen und alle blonden Haare der Welt nur durch die Thüre oder durch das Fenſter hereinkommen, und bei einem ſolchen Verſuche hätten wir zwei, Rabat-Joie und ich, mit unſern feinen Ohren, die Viſiten empfangen . . . auf unſere Art . . . Doch laſſen Sie hören, meine Kinder, ich bitte Sie, ſprechen wir ohne Scherz . . . erklären Sie ſich!“

Da die beiden Schweſtern den Ausdruck in den Zügen Dagoberts gewahrten, der ſeine wirkliche innere Unruhe verrieth, ſo wollten ſie ſeine Güte nicht länger mißbrauchen. Sie wechſelten einen Blick, und Roſe ſagte, indem ſie die rauhe und große Hand des Alten mit ihren Händchen faßte:

„Geh . . . kümmere Dich nicht; wir wollen Dir die Beſuche erzählen von unſerm Freunde . . . Gabriel.“

„Sie fangen wieder an? . . Hat er einen Namen?“

„Gewiß hat er einen Namen; wir nennen ihn . . . Gabriel . . .“

„Welch ein hübſcher Name, nicht wahr, Dagobert? Oh, Du wirſt ſehen, daß Du ihn lieben wirſt, wie wir, unſern ſchönen Gabriel.“

„Ich werde Ihren ſchönen Gabriel lieben,“ ſagte der Veteran, den Kopf ſchüttelnd, — „ich werde Ihren ſchönen Gabriel lieben . . . je nachdem; denn zuvor muß ich wiſſen . .“ dann ſich unterbrechend: „Das iſt ſonderbar . . . Es erinnert mich an etwas . . .“

„An was, Dagobert?“

„Vor fünfzehn Jahren, im letzten Briefe, den Ihr Vater, von Paris zurückkehrend, mir von meiner Frau gebracht hatte, ſchrieb ſie, daß ſie, ſo arm ſie auch wäre, und obwohl ſie ſchon unſern kleinen Agricola auf ihren Armen trüge, der heranwüchſe, ſo eben ein armes verlaſſenes Kind mit einem Cherubgeſichte angenommen habe, welches Gabriel heiße . . . Und es iſt noch nicht lange her, daß ich wieder Nachrichten davon erhalten habe.“

„Durch wen?“

„Sie ſollen es gleich erfahren.“

„Da Du auch Deinen Gabriel haſt, ſo iſt dieß, wie

Du wohl ſiehſt, ein Grund mehr für uns, den unſerigen zu lieben.“

„Der Ihrige . . . der Ihrige . . . ſprechen wir von dem Ihrigen . . . Ich ſitze auf glühenden Kohlen . . .“

„Du weißt Dagobert,“ erwiederte Roſe, „Du weißt, daß ich und Blanche die Gewohnheit haben, Hand in Hand einzuſchlafen.“

„Ja, ja, ich habe Sie Beide gar oft ſo in Ihrer Wiege liegen ſehen . . . Ich konnte nicht müde werden, Sie anzuſchauen, ſo holdſelig waren Sie.“

„Nun denn, vor zwei Nächten waren wir eben eingeſchlafen, als wir geſehen haben . . .“

„Alſo im Traume . . .“ unterbrach ſie Dagobert. — „weil Sie eingeſchlafen waren! Im Traume!!“

„Nun ja, im Traume . . . Wie anders ſollte es denn ſein?“

„Laß doch meine Schweſter reden!“

„Das laß ich mir gefallen!“ — ſagte der Soldat mit einem Seufzer der Erleichterung, „das laß ich mir gefallen! . . Gewiß, auf jede Weiſe, war ich ſehr ruhig . . . weil . . . doch das iſt gleich . . . Ein Traum! Der iſt mir lieber . . . Fahren Sie fort, kleine Roſe!“

„Einmal eingeſchlafen, haben wir einen gleichen Traum gehabt.“

„Alle zwei? Den nämlichen?“

„Ja, Dagobert; denn am andern Morgen, als wir erwachten, haben wir uns erzählt, was wir eben geträumt hatten."

„Und dieß war ganz gleich . . ."

„Dieß iſt außerordentlich, meine Kinder; und was ſahen Sie denn in dieſem Traume?"

„In dieſem Traume ſaſſen Blanche und ich nebeneinander; wir ſahen einen ſchönen Engel eintreten, in einem langen weißen Kleide, mit blonden Haaren und blauen Augen, und mit einem ſo ſchönen und ſo guten Geſichte, daß wir unſere Hände falteten, um zu beten . . . Dann ſagte er uns mit ſüßer Stimme, daß er Gabriel heiße, daß unſere Mutter ihn als unſern Schutzengel zu uns ſendete, und daß er uns niemals verlaſſen würde."

„Und dann," fügte Blanche hinzu, „faßte er jede von uns bei einer Hand, und ſein ſchönes Geſicht gegen uns neigend, hat er uns ſo lang ſchweigend mit ſo viel Güte . . . ſo viel Güte angeſchaut, daß wir unſere Augen von den ſeinigen nicht abwenden konnten."

„Ja," bemerkte Roſe, „und es war uns, als ob ſein Blick uns anzog oder in unſer Herz drang . . . Zu unſerm großen Kummer hat uns Gabriel verlaſſen, mit dem Verſprechen, daß wir in der nächſten Nacht ihn wieder ſehen ſollten."

„Und iſt er wieder erſchienen?"

„Allerdings; aber Du kannſt Dir denken, mit welcher Ungeduld wir den Augenblick des Einſchlaſens erwarteten, um zu ſehen, ob unſer Freund während unſers Schlafes uns wieder beſuchen würde.“

„Hm . . . dieß erinnert mich, meine Fräulein, daß Sie ſich vorgeſtern Abends hübſch die Augen rieben,—“ ſagte Dagobert, ſich die Stirne kratzend, — „Sie ſtellten ſich, als ob Sie einſchliefen . . . ich wette, dieß geſchah, um mich ſchneller vom Halſe zu bringen, und ſchneller zu Ihrem Traume zu kommen?“

„Ja, Dagobert.“

„Leider konnten Sie zu mir nicht ſagen, wie zu Rabat-Joie: „„leg Dich, Dagobert!““ Und iſt Freund Gabriel wieder gekommen?“

„Freilich; aber dießmal hat er viel mit uns geredet, und-im Namen unſerer Mutter uns ſo rührende, ſo edelmüthige Lehren gegeben, daß am andern Tage Roſe und ich den ganzen Tag damit zugebracht haben, uns der mindeſten Worte unſers Schutzengels zu erinnern . . . ſo auch ſeines Geſichtes . . . und ſeines Blickes . . .“

„Da fällt mir bei, meine Fräulein, daß Sie geſtern während des ganzen Tagmarſches geflüſtert haben . . . und wenn ich weiß ſagte, antworteten Sie mir ſchwarz.“

„Ja, Dagobert; wir dachten an Gabriel.“

„Und ſeitdem lieben wir Beide ihn ſo ſehr, als er uns liebt . . .“

„Aber er iſt nur einer, und Ihrer ſind zwei?“

„War unſere Mutter nicht auch nur eine für uns zwei?“

„Es iſt wahr? . . . Ah, wiſſen Sie aber auch, daß ich auf dieſen Beſuchmacher bald eiferſüchtig ſein werde?“

„Du biſt unſer Freund bei Tag, und er iſt unſer Freund bei Nacht.“

„Verſtehen wir uns: wenn Sie bei Tag von ihm ſprechen, und bei Nacht von ihm träumen, was wird dann für mich übrig bleiben?“

„Dir werden bleiben: die zwei Waiſen, die Du ſo ſehr liebſt!“ ſagte Roſe.

„Und die Niemand mehr auf der Welt haben, als Dich,“ ſetzte Blanche mit koſender Stimme hinzu.

„Hm, hm, ſo iſt's, Ihr Schelmchen . . . Meinetwegen, meine Kinder,“ fügte der Soldat zärtlich bei. — „Ich bin mit meinem Looſe zufrieden; ich laſſe Euch Euern Gabriel; ich wußte wohl, daß ich und Rabat-Joie ruhig auf unſern Ohren ſchlafen konnten . . . Uebrigens liegt nichts Unerklärbares darin; Ihr erſter Traum hat Sie tief ergriffen, und durch das viele Plaudern davon ſich erneuert; daher würde es mich nicht befremden, wenn Sie dieſen ſchönen Nachtvogel zum Drittenmale ſähen.“

„Oh, Dagobert, ſcherze nicht! Es ſind zwar nur Träume . . . aber es dünkt uns, daß unſere Mutter ſie uns ſendet. Sagte ſie uns nicht, daß die jungen Waiſenmädchen Schutzengel hätten? . . . Nun denn, Gabriel iſt unſer Schutzengel, er wird uns beſchützen, und wird auch Dich beſchützen.“

„Es iſt ohne Zweifel ſehr bieder von ſeiner Seite, an mich zu denken; aber ſehen Sie, meine lieben Kinder, als Beiſtand zu Ihrer Vertheidigung iſt mir Rabat-Joie lieber; er iſt nicht ſo blond, wie der Engel; allein er hat beſſere Zähne, und iſt verläßiger.“

„Du biſt doch unerträglich mit Deinen Späßen, Dagobert!“

„Es iſt wahr, Du lacheſt über alles.“

„Ja, es iſt erſtaunlich, wie luſtig ich bin . . . ich lache wie der alte Jovial, ohne das Maul aufzuthun. Zanken Sie mich nicht aus, Kinder; in der That, ich habe unrecht; der Gedanke Ihrer würdigen Mutter lebt in dieſem Traume; Sie thun recht, ernſthaft davon zu ſprechen. Und dann,“ fügte er mit wichtiger Miene bei, „liegt manchmal etwas Wahres in den Träumen. In Spanien hatten zwei Dragoner der Kaiſerin, Kameraden von mir, am Vorabende ihres Todes geträumt, ſie ſeien von Mönchen vergiftet worden . . . und dieß geſchah ihnen auch. Wenn Sie beharrlich von dieſem ſchönen Engel Gabriel träumen . . . ſo iſt dieß . . . ſo iſt dieß . . . kurz, es ergötzet Sie . . . den Tag haben Sie ohnehin noch kein Vergnügen . . . ſo mögen Sie es wenigſtens im Schlafe haben . . . zur Aufheiterung; nun, meine Kinder, hab' ich Ihnen auch allerlei zu ſagen; es wird von Ihrer Mutter die Rede ſeyn; verſprechen Sie mir, nicht traurig zu werden.“

„Sei unbekümmert; wenn wir an ſie denken, ſind wir nicht traurig, aber ernſt.“

„Recht ſo! Aus Furcht, Ihnen Kummer zu machen, verzögerte ich bisher immer den Augenblick, Ihnen zu ſagen, was Ihnen Ihre arme Mutter würde anvertraut haben, ſobald Sie keine Kinder mehr geweſen wären; aber ſie iſt ſo ſchnell geſtorben, daß ſie keine Zeit mehr dazu fand, und was ſie Ihnen zu ſagen hatte, brach ihr das Herz, wie auch mir; ich hielt dieſe vertraulichen Mittheilungen ſo lange als möglich zurück, und benützte den Vorwand, um nichts davon mit Ihnen ſprechen zu dürfen, daß es geſchehen ſollte, wenn wir das Schlachtfeld würden betreten haben, auf welchem Ihr Vater in Gefangenſchaft gerieth . . . dadurch gewann ich Zeit . . . aber nun iſt der Augenblick gekommen . . . es iſt nichts mehr zu verſäumen."

„Wir hören Dir zu, Dagobert," erwiederten die jungen Mädchen mit aufmerkſamer und ſchwermüthiger Miene.

Nach einer Pauſe des Schweigens, während welcher der Veteran ſich geſammelt hatte, ſagte er zu den jungen Mädchen:

„Ihr Vater, der General Simon, Sohn eines Ouvrier's, der auch Ouvrier geblieben iſt, — denn ungeachtet alles deſſen, was der General thun und ſagen mochte, hatte ſich der gute Mann nun einmal in den Kopf geſetzt, ſeinen Stand nicht aufzugeben, ein Kopf von Eiſen und ein Herz von Gold, ganz wie ſein Sohn; Sie können ſich denken, meine Kinder, daß, wenn Ihr Vater, der vom gemeinen Soldaten bis zum General emporſtieg . . . und Reichsgraf wurde . . . dieß nicht ohne Anſtrengung, und nicht ohne Ruhm geſchehen konnte."

„Reichsgraf? Was iſt dieß, Dagobert?"

„Eine Albernheit . . . ein Titel, den der Kaiſer mit dem Grade d'reingab; damit das Volk etwas zu ſprechen hatte, das er liebte, weil er daraus hervorgegangen . . . Kinder! Wollen Sie Adel ſpielen, wie die alten Adeligen? Sie ſind Adelige; wollen Sie König ſpielen? Sie ſind Könige . . . Koſten Sie von Allem . . . Kinder, für Sie iſt nichts zu gut . . . Bedienen Sie ſich!"

„König!" ſagten die kleinen Mädchen, mit Verwunderung die Hände faltend.

„Alles, was noch mehr iſt, als König. . . . Oh! er war nicht knauſerig mit Kronen, der Kaiſer. Ich habe einen Bettkameraden gehabt, einen tapfern Soldaten übrigens, welcher König geworden iſt; dieß ſchmeichelte uns; denn wurde es nicht der Eine, ſo wurde es doch der Andere; bei dieſem Spiele nun iſt Ihr Vater Graf geworden; aber Graf oder nicht, er war doch immer der ſchönſte und tapferſte General der Armee."

„Er war ſchön, nicht wahr, Dagobert? Unſere Mutter ſagte es uns immer.

„Ja, ja; aber er war, zum Beiſpiel, ganz das Gegentheil Ihres blonden Schutzengels. Stellen Sie ſich einen prächtigen braunen Mann vor, in großer Galla;

das war, um Sie zu verblenden, und Ihr Herz in Flammen zu ſetzen ... Mit ihm hätte man auf den guten Gott ſelbſt einen Angriff gemacht ... wenn der gute Gott es verlangt hätte, wohl verſtanden;“ beeilte ſich Dagobert verbeſſernd beizufügen, da er den treuherzigen Glauben der Waiſen durchaus nicht verletzen wollte.

„Und unſer Vater war eben ſo gut als tapfer, nicht wahr, Dagobert?“

„Gut, meine Kinder! Er? Ich glaub's wohl! Er hätte ein eiſernes Pferd zwiſchen ſeinen Händen gebogen, wie Sie eine Karte biegen würden, und an dem Tage, an welchem er gefangen wurde, hat er preußiſche Kanoniere neben ihren Kanonen niedergeſäbelt. Wie ſollte man, meinen Sie, mit dieſem Muthe und mit dieſer Kraft nicht gut ſeyn? ... Es ſind nun etwa neunzehn Jahre, daß der General ... an der Stelle, die ich Ihnen gezeigt habe, bevor wir in dieſes Dorf kamen, ... gefährlich verwundet vom Pferde ſtürzte ... ich folgte ihm als ſeine Ordonnanz; ich ſprengte zu ſeinem Beiſtande heran. Fünf Minuten darnach wurden wir gefangen, von wem? ... Von einem Franzoſen.“

„Ein Franzoſe?“

„Ja, von einem ausgewanderten Marquis, Oberſt in ruſſiſchen Dienſten,“ antwortete Dagobert mit bitterem Tone. „Als daher dieſer Marquis ſich dem Generale näherte, und rief: „„Ergeben Sie ſich einem Landsmanne, mein Herr!““ antwortete der General: „„Ein Franzoſe, der ſich gegen Frankreich ſchlägt, iſt mein Landsmann nicht mehr, ſondern ein Verräther, und einem Verräther ergeb' ich mich nicht!““ und wie ſchwer er auch verwundet war, ſchleppte er ſich doch zu einem ruſſiſchen Grenadiere hin, und übergab ihm ſeinen Säbel mit den Worten: „„Dir ergeb' ich mich, mein Tapferer!““ Der Marquis iſt blaß geworden vor Wuth.

Die Waiſen blickten ſtolz einander an; ein lebhaftes Hochroth färbte ihre Wangen, und ſie riefen aus:

„Oh braver Vater, braver Vater!“

„Hm! dieſe Kinder —“ ſagte Dagobert, hoffärtig ſeinen Knebelbart ſtreichend, — „wie man doch gleich ſieht, daß Soldatenblut in ihren Adern rollt!“ Dann fuhr er fort: „Wir waren alſo Gefangene. Das letzte Pferd des Generals war ihm unter ſeinem Leibe getödtet worden; um den Weg zu machen, beſtieg er den an dieſem Tage unverwundet gebliebenen Jovial; wir kamen in Warſchau an, wo der General Ihre Mutter kennen lernte; ſie hatte den Beinamen: die Perle von Warſchau; damit iſt alles geſagt. Daher verliebte er, welcher das Gute und Schöne liebte, ſich ſogleich in ſie; ſie liebt ihn auch; aber ihre Eltern haben ſie einem Andern verſprochen . . . und dieſer Andere . . . war auch . . .“

Dagobert konnte nicht fortfahren.

Roſe ſtieß einen durchdringenden Schrei aus, mit Schrecken auf das Fenſter deutend.

Siebentes Kapitel.

Der Reiſende.

Bei dem Schrei des jungen Mädchens ſtand Dagobert haſtig auf.

„Was fehlt Ihnen, Roſe?"

„Dort . . . dort . . ." ſagte ſie, auf den Kreuzſtock weiſend. Mir iſt's, als habe ich eine Hand am Pelze zerren ſehen."

Sie hatte dieſe Worte noch nicht ausgeſprochen, als Dagobert an das Fenſter ſprang.

Er riß es heftig auf, nachdem er zuvor den Mantel weggethan, der an der Fenſterſtange gehangen.

Es war noch immer Nacht und heftiger Wind . . .

Der Soldat horchte, er hörte nichts . . .

Er ging zum Tiſche, nahm das Licht, und leuchtete zum Fenſter hinaus, die Flamme mit ſeiner Hand ſchirmend.

Er ſah nichts.

Indem er das Fenſter wieder ſchloß, meinte er, ein Windſtoß könne den Pelz verſchoben und bewegt, ſohin Roſe eine falſche Furcht gehabt haben.

„Beruhigen Sie ſich, meine Kinder. Der Wind geht ſtark; daher wird die Bewegung des Mantels kommen."

„Es dünkte mir doch, daß ich Finger ſah, die ihn auseinander thaten,“ ſagte Roſe noch zitternd.

„Ich ſchaute auf Dagobert; ich habe nichts geſehen,“ erwiederte Blanche.

„Es war auch nichts zu ſehen, meine Kinder, und zwar ganz natürlich: Das Fenſter erhebt ſich wenigſtens acht Fuß über den Boden; man müßte ein Rieſe ſeyn, um heraufzureichen, oder eine Leiter haben, um heraufzuſteigen. Es hätte an Zeit gefehlt, dieſe Leiter wegzuthun, weil ich in dem Augenblicke, da Roſe ſchrie, an das Fenſter rannte, und bei dem Hinausleuchten nichts geſehen habe.“

„Ich werde mich getäuſcht haben,“ ſagte Roſe.

„Siehſt Du, meine Schweſter, das iſt der Wind,“ erwiederte Blanche.

„Dann verzeih mir, daß ich Dich unterbrochen habe, mein guter Dagobert.“

„Thut nichts,“ verſetzte Dagobert nachdenkend; „es iſt mir unangenehm, daß Rabat-Joie nicht zurückgekommen iſt; er hätte am Fenſter gewacht, zu Eurer Beruhigung; aber er wird den Stall ſeines Kameraden Jovial gewittert, und im Vorbeigehen ihm wahrſcheinlich gute Nacht geſagt haben . . . ich hätte Luſt, ihn zu holen.“

„O nein, Dagobert, laß uns nicht allein,“ riefen die kleinen Mädchen aus; „wir würden uns zu ſehr fürchten.“

„In der That muß Rabat-Joie nun jeden Augenblick kommen, und wir werden ihn unverzüglich an der Thüre kratzen hören, deſſen bin ich gewiß . . . Ah, fahren wir in unſerer Erzählung fort,“ ſagte Dagobert, und ſetzte ſich zu dem Kopfkiſſen der beiden Schweſtern, dießmal gerade dem Fenſter gegenüber.

„Der General war alſo Gefangener in Warſchau, und in Ihre Mutter verliebt, welche man an einen Andern verheirathen wollte,“ nahm er wieder das Wort. „Im Jahre 1814 vernehmen wir das Ende des Krieges, die Verbannung des Kaiſers nach Elba, und die Rückkehr der Bourbons im Einverſtändniſſe mit den Preußen und Ruſſen, welche ſie zurückführten; ſie hatten den Kaiſer nach der Inſel Elba verbannt; als dieß Ihre Mutter hörte, ſagte ſie zu dem Generale: „„Der Krieg iſt zu Ende; Sie ſind frei; der Kaiſer iſt unglücklich; Sie ſchulden ihm Alles; ſuchen Sie ihn auf . . . ich weiß nicht, wann wir uns wiederſehen werden; aber ich werde keinen Andern heirathen, als Sie; Sie werden mich finden bis zum Tode . . .““

„Vor ſeiner Abreiſe ſagt der General zu mir:

„„Dagobert, bleib hier; Fräulein Eva hat vielleicht Deiner nöthig, um ihrer Familie zu entfliehen, wenn man ſie zu ſehr quält; unſer Briefwechſel wird durch Deine Hände gehen: in Paris werde ich Deine Frau, Deinen Sohn ſehen, und ſie beruhigen; . . . ich werde ihnen ſagen, daß Du mir — ein Freund biſt.““

„Immer derſelbe," erwiederte Roſe gerührt, Dagobert anblickend.

„Gut für den Vater und für die Mutter, wie für die Kinder," fügte Blanche bei.

„Die Einen lieben, heißt auch die Andern lieben," erwiederte der Soldat. — „So war denn der General mit dem Kaiſer auf der Inſel Elba, ich in Warſchau, in der Umgebung des Hauſes Ihrer Mutter verſteckt; ich erhielt Briefe, die ich ihr heimlich zuſteckte . . . in einem dieſer Briefe, ich darf es Ihnen mit Stolz ſagen, meine Kinder, meldete mir der General, daß der Kaiſer ſich meiner erinnert habe."

„Deiner! Er kannte Dich?"

„Ein wenig, ſchmeichle ich mir. „„Ah, Dagobert,““ hat er zu Ihrem Vater geſagt, der mit ihm von mir ſprach, „„ein Grenadier zu Pferd von meiner alten Garde, Soldat in Aegypten und Italien, voller Wunden, ein alter Spottvogel . . . den ich zu Wagram eigenhändig decorirt habe; ich hab' ihn nicht vergeſſen . . .““ Ei, meine Kinder, als Ihre Mutter mir dieß vorlas . . . hab' ich darüber geweint wie ein Kind . . ."

„Der Kaiſer . . . was für ein ſchönes goldenes Geſicht er auf Deinem ſilbernen Kreuze an einem rothen Bande hatte, das Du uns zeigteſt, wenn wir brav waren!"

„Darum iſt auch dieſes von ihm erhaltene Kreuz für mich eine Reliquie, und liegt mit meiner koſtbarſten Habe, mit unſerer kleinen Börſe und mit unſern Papieren, in meinem Torniſter. . . Aber nun auf Ihre Mutter zurückzukommen: wenn ich ihr Briefe vom Generale brachte, und mit ihr davon ſprach, ſo tröſtete ſie dieß; denn ſie litt, oh ja, und viel; ihre Eltern hatten ſie gut quälen, und auf ſie böſe ſein; ſie antwortete immer: „„ich werde nie einen Andern heirathen, als den General Simon.““ Ein ſtolze Frau, das muß wahr ſein! Man mußte ſie ſehen: ergeben, aber muthvoll!“

„Eines Tages erhielt ſie einen Brief vom Generale; er hatte mit dem Kaiſer die Inſel Elba verlaſſen; der Krieg fängt wieder an; in dieſem Feldzuge Frankreichs, vorzüglich zu Montmirail, meine Kinder, ſchlägt ſich Ihr Vater wie ein Löwe, und ſein Armeecorps macht es, wie er; dieß war nicht mehr Tapferkeit . . . ſondern Wuth; er hat mir geſagt, daß die Bauern in der Champagne ſo viele, ſo viele von jenen Preußen getödtet hatten, daß ihre Felder auf Jahre hinaus mit Dünger verſehen waren! Männer, Weiber, Kinder, alle ſtürzten darüber her! Heugabeln, Steine, Hacken, alles war ihnen gut genug zum Todtſchlagen . . . eine wahre Wolfstreibjagd!“

Und die Stirnadern des Soldaten ſchwollen an; ſeine Wangen glühten; dieſer Heldenmuth des Volkes rief ihm die erhabene Begeiſterung in den Kriegen der Republick in's Gedächtniß, jene Aufſtände in Maſſe, an denen er in der erſten Zeit ſeines militäriſchen Lebens Theil genommen.

Die Waiſen, Töchter eines Soldaten und einer muthvollen Mutter, fühlten ſich von dieſen kraftvollen Worten ergriffen, anſtatt von deren Rauhheit erſchreckt; ihr Herz ſchlug ſtärker, und ihre Wangen belebten ſich.

„Welches Glück für uns, Töchter eines ſo tapferen Vaters zu ſein!“ rief Blanche aus.

„Welches Glück . . . und welche Ehre, meine Kinder; denn am Abende nach der Schlacht von Montmirail, ernannte der Kaiſer, zur Freude der ganzen Armee, Ihren Vater auf dem Schlachtfelde zum Herzoge von Ligny und Marſchalle von Frankreich . . .“

„Marſchall von Frankreich!“ ſagte Roſe, ohne eben gar zu viel von dem Werthe dieſer Worte zu verſtehen.

„Herzog von Ligny!“ — wiederholte die erſtaunte Blanche.

„Ja, Pierre Simon, Sohn eines Ouvrier's, Herzog und Marſchall; man muß König ſein, um mehr zu ſein,“ fuhr Dagobert mit Stolz fort. „So behandelte der Kaiſer die Kinder des Volkes; aber das Volk war ihm auch zugethan; man hatte zu dieſem gut ſagen: „„Aber Dein Kaiſer macht aus Dir Kanonenfutter. „„Bah! ein Anderer würde aus mir Elendsfutter machen,““ antwortete das Volk, das nicht dumm iſt; „„ich will lieber die Kanone, und es wagen, Capitain, Oberſt, Marſchall, König, oder . . . Invalide zu werden; das iſt denn doch viel beſſer, als durch Hunger, Kälte und Alter auf Stroh in einem Speicher, nach vierzigjähriger Arbeit für Andere, zu ſterben.“

„Giebt es auch in Frankreich . . . ſelbſt in Paris, in dieſer ſchönen Stadt, Unglückliche, die vor Hunger und Elend ſterben, . . . Dagobert?“

„Selbſt in Paris . . . Ja, meine Kinder; auch komme ich noch darauf zurück . . . die Kanone iſt beſſer; denn man wagt, wie Ihr Vater, Herzog und Marſchall zu werden; wenn ich ſage, Herzog und Marſchall, ſo hab' ich recht und unrecht; denn ſpäter hat man dieſen ſeinen Titel und Grad nicht anerkannt, weil nach Montmirail . . . ein Tag der Trauer gekommen iſt . . . großer Trauer, an dem alte Soldaten, wie ich, hat mir der General geſagt, geweint haben, ja, geweint . . . am Abende der Schlacht; dieſer Tag, meine Kinder . . . heißt Waterloo.“

In dieſen einfachen Worten Dagobert's lag ein Ausdruck ſo tiefer Trauer, daß die Waiſen ſchauderten.

„Ja,“ fuhr der Soldat ſeufzend fort, „es giebt Tage, die verflucht ſind . . . An dieſem Tage, zu Waterloo, iſt der General, an der Spitze einer Diviſion der Garde, mit Wunden bedeckt, gefallen. Kaum geneſen, was lange währte, verlangte er, nach Sanct Helena zu gehen . . . eine andere Inſel am Ende der Welt, wohin die Engländer den Kaiſer gebracht hatten, um ihn langſam zu quälen; denn wenn er anfangs glücklich geweſen iſt, ſo hat er zuletzt viel Elend erduldet, ſehen Sie, meine armen Kinder . . .“

„Wie Du dieß ſagſt, Dagobert . . . möchten wir weinen.“

„An Urſache dazu fehlt es nicht . . . Der Kaiſer hat ſo viel ausgeſtanden, ſo viel . . . Sein Herz hat grauſam geblutet, glauben Sie mir . . . Unglücklicherweiſe war der General nicht bei ihm auf Sanct Helena; er wäre ein Tröſter mehr für ihn geweſen; aber man hat nicht gewollt. Nun ſpinnt der General, wie ſo viele Andere gegen die Bourbons erbittert, eine Verſchwörung an, um den Sohn des Kaiſers zurückzurufen.

„Er wollte ein Regiment, faſt ganz aus alten Soldaten von ihm beſtehend, verführen. Er begab ſich in eine Stadt in der Picardie, wo dieſes Regiment in Garniſon lag; aber ſchon war die Verſchwörung entdeckt. Im Augenblicke der Ankunft des Generals wird er verhaftet; man führt ihn vor den Oberſten des Regiments . . . Und dieſer Oberſt . . .“ — ſagte der Soldat nach einer neuen Pauſe des Schweigens, — „wiſſen Sie auch, wer er war . . . ? Doch, bah! . . . Ihnen dieß zu erklären, würde zu lange dauern, und Sie noch mehr betrüben . . . Kurz, es war ein Mann, den Ihr Vater ſchon ſeit langer Zeit mit Recht haßte. Als er ihm daher Aug' im Auge gegenüber ſtand, ſagte er zu ihm: „„Wenn Sie keine Memme ſind, ſo werden Sie mir auf eine Stunde die Freiheit geben, und wir uns auf Leben und Tod ſchlagen; denn dieß und das, und noch manches Andere iſt's, warum ich Sie haſſe und verachte. Der Oberſt nimmt die Ausforderung an, und ſetzt Ihren Vater bis zum folgenden Tage in Freiheit. Am andern Tage erfolgt ein wüthendes Duell, in welchem der Oberſt für todt auf dem Platze bleibt."

„Ah, mein Gott!"

„Der General wiſchte ſeinen Degen ab, als ein ergebener Freund ihm ſagte, daß er gerade noch Zeit habe, ſich zu retten; in der That gelingt es ihm glücklicherweiſe, Frankreich zu verlaſſen . . . ja . . . glücklicherweiſe . . . denn vierzehn Tage danach war er als Verſchwörer zum Tode verurtheilt."

„Welch' ein Unglück! Mein Gott!"

„Es war ein Glück bei dieſem Unglücke, Ihre Mutter hielt redlich ihr Verſprechen, und erwartete ihn immer; ſie hatte ihm geſchrieben: „„Der Kaiſer zuerſt, dann ich."" Da der General nichts mehr für den Kaiſer, nichts mehr für deſſen Sohn thun kann, ſo kommt er, aus Frankreich verbannt, in Warſchau an. Ihre Mutter hatte ſo eben ihre Eltern verloren; ſie war frei; ſie heirathen, und ich bin einer der Zeugen der Einſegnung."

„Du haſt recht, Dagobert . . . welch ein Glück inmitten ſo großer Unglücksfälle!"

„Nun waren ſie glücklich; aber, wie alle gute Herzen, je glücklicher ſie waren, deſto mehr ſchmerzte ſie das Unglück Anderer, und an Stoff zum Schmerze fehlte es in Warſchau nicht; die Ruſſen fingen wieder an, die Polen als Sclaven zu behandeln; Ihre brave Mutter, obgleich durch Abkunft Franzöſin, war mit Leib und Seele Polin; ſie ſagte kühn ganz laut, was andere nicht einmal ganz ſtill zu ſagen ſich getrauten; zudem nannten die Unglücklichen ſie ihren guten Engel; dieß war genug für den ruſſiſchen Gouverneur, ein Auge auf ſie zu haben."

„Eines Tages wird einer von den Freunden des Generals, ein ehemaliger Oberſt der Lanzenreiter, ein tapferer und würdiger Mann, wegen einer militäriſchen Verſchwörung gegen die Ruſſen, zur Verbannung nach Sibirien verurtheilt; er entflieht; Ihr Vater verbirgt ihn bei ſich, dieß wird entdeckt; während der folgenden Nacht kommt ein Commando Koſaken, von einem Offizier befehligt und von einer Poſtkutſche gefolgt, vor unſerer Thüre an; man überfällt den General im Schlafe, und führt ihn fort."

„Mein Gott, was wollte man ihm thun?"

„Ihn über die Grenze von Rußland bringen, mit dem Verbote, jemals dahin zurückzukehren, mit der Androhung ewiger Gefangenſchaft, wenn er zurückkäme; ſein letztes Wort war: „„Dagobert, ich vertraue Dir meine Frau und mein Kind an,"" denn Ihre Mutter ſollte in einigen Monaten von Ihnen entbunden werden; nun denn, ungeachtet deſſen verbannte man ſie nach Sibirien; dieß war eine Gelegenheit, ſie loszubringen; ſie that zu viel Gutes in Warſchau: man fürchtete ſie.“

„„Nicht zufrieden, ſie zu verbannen, zog man alle ihre Güter ein; als einzige Gnade war es ihr bewilliget worden, daß ich ſie begleiten durfte, und ohne Jovial, den der General meiner Obhut übergeben, hätte ſie den Weg zu Fuße machen müſſen. So nun, ſie zu Pferde, und ich ſie begleitend, wie ich Sie begleite, meine Kinder, ſind wir in einem elenden Dorfe angekommen, wo Sie, meine armen Kleinen, drei Monate ſpäter geboren wurden!“

„Und unſer Vater?“

„Es war ihm unmöglich, nach Rußland zurückzukehren . . . Ihrer Mutter unmöglich, mit zwei Kindern an eine Flucht zu denken . . . dem General unmöglich, ihr zu ſchreiben, weil er nicht wußte, wo ſie war.“

„Seitdem alſo keine Nachricht mehr von ihm?“

„Ja, meine Kinder . . . nur ein einzigesmal haben wir eine erhalten . . .“

„Und von wem?“

Nach kurzem Schweigen fuhr Dagobert mit einem beſondern Ausdrucke in ſeinen Zügen fort:

„Von wem? Von einem, der nur wenig dem andern Menſchen gleicht . . . ja . . . und damit Sie dieſe Worte verſtehen, muß ich Ihnen in zwei Worten ein außerordentliches Abenteuer erzählen, welches Ihrem Vater während des Feldzuges in Frankreich begegnet iſt . . .“

„Er hatte vom Kaiſer den Befehl erhalten, eine Batterie wegzunehmen, die unſere Armee zerſchmetterte; nach mehreren unglücklichen Verſuchen, ſtellt ſich der General an die Spitze eines Küraſſierregimentes, ſtürzt ſich auf die Batterie, und will, nach ſeiner Gewohnheit, die Kanoniere auf den Kanonen niederhauen; er befand ſich gerade vor der Mündung einer ſolchen, deren Kanoniere ſo eben waren getödtet oder verwundet worden; dennoch hat einer davon noch die Kraft, ſich aufzurichten, auf ein Knie zu kommen, die Lunte, welche er noch immer in ſeiner Hand hielt, dem Zündloche zu nähern . . . und dieß . . . eben in dem Augenblicke, da der General der geladenen Kanone zehn Schritte gegenüber hielt . . .“

„Großer Gott! Welche Gefahr für unſern Vater!“

„Niemals, hat er mir geſagt, hätte ihm eine größere gedroht . . . er ſah den Artilleriſten das Geſchütz losbrennen, der Schuß fiel . . . aber in demſelben Momente wirft ſich ein Mann von hoher Geſtalt, als Bauer gekleidet, von Ihrem Vater bis dahin nicht bemerkt, vor die Mündung der Kanone . . .“

„Ah, der Unglückliche . . . welch ein ſchrecklicher Tod!“

„Ja, —“ erwiederte Dagobert mit denkender Miene. „So ſollte es kommen . . . er ſollte in tauſend Stücke zerriſſen werden . . . Und doch iſt's nichts geweſen.“

„Was ſagſt Du!“

„Was mir der General geſagt hat. — „„Im Augenblicke, da der Schuß fiel,““ hat er mir oft wiederholt, — „„ſchloß ich aus einer unwillkürlichen Anwandelung des Schreckens die Augen, um nicht die verſtümmelte Leiche dieſes Unglücklichen zu ſehen, der ſich für mich aufgeopfert hatte . . . Wie ich ſie wieder aufmache, was ſeh' ich mitten im Rauche? immer noch dieſen Mann von großer Geſtalt, aufrecht und ruhig auf der nämlichen Stelle, einen traurigen und ſanften Blick auf den Artilleriſten werfend, der, ein Knie auf dem Boden, mit rückwärts hingeſtrecktem Leibe ihn eben ſo erſtaunt anblickte, als hätte er den Teufel in Perſon geſehen; da die Bewegung der Schlacht dann fortdauerte, war es mir unmöglich, dieſen Mann wieder zu finden, —““ fügte Ihr Vater bei.“

„Mein Gott, Dagobert, wie iſt dieß möglich?“

„Dieß hab' auch ich zum General geſagt. Er hat mir geantwortet, daß er ſich dieſes eben ſo unglaubliche als wirkliche Ereigniß niemals habe erklären können. Ihr Vater mußte übrigens von dem Geſichte dieſes Mannes ſehr lebhaft ergriffen geweſen ſeyn, der, wie er ſagte, ungefähr dreißig Jahre zählen mochte; denn er hatte bemerkt, daß ſeine ſehr ſchwarzen und ineinandergefügten Augenbrauen ſo zu ſagen nur eine einzige von einer Schläfe zur andern bildeten, ſo zwar, daß ſeine Stirne mit einem ſchwarzen Kennzeichen geſtreift ſchien . . . Merken Sie ſich dieß wohl, meine Kinder; Sie werden ſogleich erfahren, warum . . .“

„Ja, Dagobert, wir vergeſſen es nicht . . .“ ſagten die Waiſen immer erſtaunter.

„Wie wunderſam dieſer Mann mit der ſchwarzgeſtreiften Stirne iſt!“

„Hören Sie weiter . . . der General war, wie ich Ihnen geſagt habe, zu Waterloo für todt liegen geblieben . . . Während der Nacht, die er auf dem Schlachtfelde in einer Art von Irrſinne, durch ſein Wundfieber veranlaßt, zubrachte, hat es ihm gedünkt, als ſehe er bei dem Lichte des Mondes jenen Mann, wie er ſich über ihn neigte, ihn mit großer Sanftmuth und Traurigkeit anſchaute, das Blut ſeiner Wunden ſtillend, und bemüht, es wieder zu beleben.“

„Aber als Ihr Vater, kaum bei Beſinnung, ſeinen Beiſtand mit der Aeußerung ablehnte, daß nach einer ſolchen Niederlage ihm nichts mehr übrig bleibe, als zu ſterben, glaubte er, dieſen Mann die Worte zu ihm ſagen zu hören: „„Sie müſſen für Eva leben!..““ Dieß war der Name ihrer Mutter, welche der General in Warſchau zurückgelaſſen hatte, um ſich zum Kaiſer zu begeben, und im Feldzuge von Frankreich ihm zu dienen.“

„Wie ſonderbar dieß iſt, Dagobert . . . Und hat ſeitdem unſer Vater jenen Mann wieder geſehen?“

„Er hat ihn wieder geſehen . . . denn er iſt's, welcher Ihrer armen Mutter Nachrichten vom Generale gebracht hat!“

„Und wann geſchah dieß? . . . Wir haben es nie gewußt? . . .“

„Sie erinnern ſich, daß Sie am Morgen des Todes

Ihrer Mutter, mit der alten Feodora in den Tannenwald gegangen ſind?"

„Ja," antwortete Roſe traurig, „um dort Heidekraut zu ſuchen, das unſere Mutter ſo ſehr liebte."

„Die arme Mutter! Sie befand ſich ſo wohl, daß wir, ach! das Unglück gar nicht ahnen konnten, das uns am Abende treffen würde," erwiederte Blanche.

„Gewiß, meine Kinder, ich ſelbſt ſang an jenem Morgen, im Garten arbeitend; denn ich hatte eben ſo wenig Urſache, traurig zu ſeyn, wie Sie; ich arbeitete alſo immer ſingend fort, als ich plötzlich eine Stimme auf franzöſiſch mich fragen höre: „„Iſt dieß das Dorf Milosk?"" Ich kehre mich um, und ſehe einen Fremden vor mir ſtehen . . . Anſtatt ihm zu antworten, ſtarre ich ihn an, und trete ganz erſtaunt zwei Schritte zurück."

„Warum denn?"

„Er war von hoher Geſtalt, ſehr blaß, mit hoher unbedeckter Stirne . . . Seine zwei ſchwarzen Augenbrauen bildeten nur eine, und ſchienen ihm die Stirne mit einem ſchwarzen Kennzeichen zu ſtreifen."

„Dieß war alſo jener Mann, der zweimal in Schlachten bei unſerm Vater ſich befand?"

„Ja, . . . der war's."

„Aber es iſt ſchon lange her, Dagobert," erwiederte Roſe nachdenkend, „daß dieſe Schlachten vorfielen?"

„Ungefähr ſechzehn Jahre."

„Und wie alt war der Fremde, den Du zu kennen glaubteſt?"

„Nicht viel älter als dreiſſig Jahre."

„Wie iſt es aber dann möglich, daß dieß der nämliche Mann ſei, welcher vor ſechzehn Jahren im Kriege zu unſerm Vater kam?"

„Sie haben recht," verſetzte Dagobert nach kurzem Schweigen, die Achſeln zuckend, — „ohne Zweifel täuſchte mich der Zufall der Aehnlichkeit . . . Und doch . . ."

„Oder wenn es der nämliche war, ſo mußte er nicht gealtert haben . . ."

„Aber haſt Du ihn nicht gefragt, ob er nicht früher unſerm Vater beigeſtanden?"

„Anfangs war ich ſo ergriffen, daß ich nicht daran dachte, und dann verweilte er ſo kurze Zeit, daß ich nicht näher mich erkundigen konnte; er fragt mich alſo nach dem Dorfe Milosk. Sie ſind an Ort und Stelle mein Herr; aber woher wiſſen Sie, daß ich ein Franzoſe bin?"

„„Ich habe Sie ſo eben ſingen gehört, als ich des Weges kam,"" antwortete er mir; „„könnten Sie mir ſagen, wo Madame Simon, die Frau des Generals, wohnt?""

„Sie wohnt hier, mein Herr?"

„Er ſchaute mich einige Augenblicke ſchweigend an, indem er wohl ſah, daß dieſer Beſuch mich überraſchte; dann reichte er mir die Hand, und ſagte:

„„Sie ſind der Freund des Generals Simon, ſein beſter Freund?““

(„Sie können ſich denken, wie ich erſtaunte, meine Kinder.“)

„Aber, mein Herr, wie wiſſen Sie dieß?“

„„Er hat oft von Ihnen voll Dankbarkeit mit mir geſprochen.““

„Sie haben den General geſehen?“

„„Ja . . . vor einiger Zeit, in Indien; auch ich bin ſein Freund; ich bringe ſeiner Frau Nachrichten von ihm; ich wußte, daß ſie nach Sibirien verbannt ſei; in Tobolsk, woher ich komme, hab' ich erfahren, daß ſie in dieſem Dorfe wohnt. Führen Sie mich zu ihr!““

„Ein guter Reiſender . . . ich liebe ihn ſchon,“ ſagte Roſe.

„Er war der Freund unſers Vaters.“

„Ich bitte ihn, zu warten; ich wollte Ihre Mutter vorbereiten, damit ihr die plötzliche Gemüthsbewegung nicht ſchade; fünf Minuten danach trat er in ihr Zimmer . . .“

„Wie ſah dieſer Reiſende aus, Dagobert?“

„Er war ſehr groß, trug einen dunklen Pelz und eine Pelzmütze, und hatte lange ſchwarze Haare.“

„War ſein Geſicht ſchön?“

„Ja, meine Kinder, ſehr ſchön; aber er hatte eine ſo traurige und ſo ſanfte Miene, daß es mir das Herz beklemmte.“

„Armer Mann! Ohne Zweifel ein großer Kummer?“

„Ihre Mutter war einige Augenblicke mit ihm eingeſchloſſen: dann rief ſie mir, um mir zu ſagen, daß ſie ſo eben gute Nachrichten vom Generale erhalten habe; ſie brach in Thränen aus, und vor ihr lag ein großes Packet Papiere; dieß war eine Art von Tagebuch, das Ihr Vater für ſie faſt an jedem Abende ſchrieb, um ſich zu tröſten; da er mit ihr nicht ſprechen konnte, ſagte er dem Papiere, was er ihr ſelbſt geſagt hätte . . .“

„Und wo ſind dieſe Papiere, Dagobert?“

„Hier, in meinem Torniſter, mit meinem Kreuze und unſerer Börſe; einſt werde ich ſie Ihnen geben; nur einige Bogen davon hab' ich genommen, die ich da habe, und die Sie ſogleich leſen werden; Sie werden ſehen, warum.“

„Iſt es ſchon lange, daß unſer Vater in Indien geweſen iſt?“

„Nach den wenigen Worten die Ihre Mutter mir ſagte, war der General in jenes Land gezogen, nachdem er ſich mit den Griechen gegen die Türken geſchlagen; denn er geſellt ſich gerne zur Partei der Schwachen gegen die Starken; in Indien angekommen, ergrimmte er gegen die Engländer . . . ſie hatten unſere Gefangenen auf den Brückenſchiffen ermordet, und den Kaiſer zu Sanct Helena gequält; dieß war ein guter Krieg, ein doppelt guter Krieg; denn indem er ihnen ſchadete, nützte er einer edlen Sache.“

„Und welcher Sache diente er?“

„Der Sache eines von jenen armen indiſchen Fürſten, deren Gebiet die Engländer bis zu jenem Tage verwüſten, an welchem ſie ſich deſſelben ohne Treue und Recht bemächtigen. Sie ſehen, meine Kinder, hier galt es wieder, für einen Schwachen gegen einen Starken ſich zu ſchlagen; Ihr Vater unterließ nicht, es zu thun. In wenigen Monaten hat er die zwölf oder fünfzehntauſend Mann dieſes Fürſten ſo gut an Zucht gewöhnt und zum Kriegsleben abgerichtet, daß ſie in zwei Treffen die Engländer vernichtet haben, welche die Rechnung ohne Ihren tapfern Vater machten, meine Kinder . . . doch nehmen Sie hier . . . einige Blätter aus ſeinem Tagebuche werden es Ihnen ausführlicher und beſſer erzählen, als ich; noch mehr, Sie werden einen Namen darin finden, deſſen Sie ſich immer erinnern ſollen, und deßwegen hab' ich dieſe Stelle gewählt.“

„Oh, welches Glück! . . . dieſe von unſerm Vater geſchriebenen Seiten leſen, iſt faſt ſo viel, als ob wir ihn ſelbſt hörten,“ ſagte Roſe.

„Es iſt, als wäre er hier, bei uns,“ fügte Blanche bei.

Und die beiden jungen Mädchen ſtreckten raſch die Hände aus, um die Bogen zu nehmen, welche Dagobert ſo eben aus ſeiner Taſche gezogen hatte.

Dann, durch gleichzeitige Anregung, voll rührender Anmuth, küßten ſie Beide die Schrift ihres Vaters.

„Am Ende dieſes Briefes werden Sie auch ſehen, meine Kinder, warum ich erſtaunte, daß Ihr Schutzengel, wie Sie ſagten, Gabriel heißt . . . Leſen Sie . . . leſen Sie," ſetzte der Soldat hinzu, als er die Beſtürzung der Waiſen bemerkte. „Nur muß ich Ihnen ſagen, daß der General, als er dieß ſchrieb, den Reiſenden noch nicht getroffen hatte, welcher dieſe Papiere überbrachte."

Roſe, in ihrem Bette ſitzend, nahm die Bogen, und begann mit ſanfter und bewegter Stimme zu leſen.

Blanche, den Kopf auf die Schulter ihrer Schweſter ſtützend, folgte mit Aufmerkſamkeit. Man ſah ſogar, an der leichten Bewegung ihrer Lippen, daß ſie auch las, aber innerlich.

Achtes Kapitel.

Bruchſtücke aus dem Tagebuche des Generals Simon.

Bivouac in den Bergen von Ara,
den 20. Februar 1830.

„. . . . . So oft ich einige Bogen dieſem Tage„buche beifüge, nun tief in Indien geſchrieben, wohin „mein herumirrendes, geächtetes Leben mich geſchleudert „hat, einem Tagebuche, welches Du, ach! vielleicht nie-

„mals leſen wirſt, meine vielgeliebte Eva, ergreift mich „eine ſüße und zugleich grauſame Empfindung; denn „es tröſtet mich, ſo mit Dir zu ſprechen, und doch war „meine Sehnſucht nach Dir mir ſchmerzlicher, als indem „ich ſo mit Dir ſpreche, ohne Dich zu ſehen.

„Wenn dieſe Blätter Dir zu Geſicht kommen, wird „Dein edelmüthiges Herz dem Namen des furchtloſen „Weſens ſchlagen, dem ich heute mein Leben zu ver„danken hatte, und dem ich vielleicht auch das Glück „ſchulden werde, Dich einſt wieder zu ſehen . . . Dich „und mein Kind; denn unſer Kind lebt, nicht wahr? „Ich muß es glauben; denn welch' ein Daſein bliebe „Dir ſonſt, armes Weib, in Deiner ſchrecklichen Ver„bannung! . . Der liebe Engel muß jetzt vierzehn „Jahre alt ſein . . . Wie ſieht er aus? Er gleicht „Dir, nicht wahr? Er hat Deine großen und ſchönen „blauen Augen . . . Thor, der ich bin! . . Wie oft „ſchon hab' ich in dieſem langen Tagebuche unwillkühr„lich dieſe thörichte Frage an Dich geſtellt, die Du nicht „beantworten kannſt! . . . Wie oft . . . werde ich ſie „noch an Dich ſtellen! . . Du wirſt unſer Kind den „etwas fremd klingenden Namen Djalma ausſprechen „und lieben lehren."

„Djalma," — ſagte Roſe mit feuchten Augen, das Leſen unterbrechend.

„Djalma," — erwiederte Blanche, die Rührung ihrer Schweſter theilend. — „Oh, wir werden dieſen Namen nie vergeſſen!"

„Und Sie werden recht thun, meine Kinder; denn es ſcheint der Name eines berühmten, obgleich noch ſehr jungen Kriegers zu ſein. Fahren Sie fort, meine kleine Roſe.“

„Ich habe Dir,“ las Roſe fort, „in den vorausgehenden Bogen die zwei ſchönen Tage geſchildert, „meine liebe Eva, welche wir in dieſem Monate erlebt „haben; die Truppen meines alten Freundes, des indiſchen Fürſten, immer beſſer auf europäiſche Weiſe einſchult, thaten Wunder. Wir haben die Engländer geworfen, und gezwungen, einen Theil dieſes unglücklichen Landes zu räumen, deſſen ſie ſich mit Verachtung „alles Rechtes und aller Gerechtigkeit bemächtigten, und „welches ſie unbarmherzig zu verheeren fortfahren, denn „hier iſt ein engliſcher Krieg gleich bedeutend mit Verrätherei, Plünderung und Metzelei.

„Dieſen Morgen, nach einem beſchwerlichen Marſche „inmitten von Felſen und Bergen, vernehmen wir von „unſerm Vortrabe, daß für den Feind Verſtärkungen „anrücken, und daß er ſich anſchicke, die Offenſive zu „ergreifen; er war nur noch einige Meilen entfernt; „ein Zuſammenſtoß ſchien unvermeidlich; mein alter „Freund, der indiſche Fürſt, verlangte dringend anzugreifen. Gegen drei Uhr begann das Gefecht, welches blutig, erbittert war. Da ich bei den Unſerigen „eine augenblickliche Unſchlüſſigkeit bemerkte, wegen ihrer viel geringeren Anzahl, während die Verſtärkungen „der Engländer aus friſchen Truppen beſtanden, hab’

„ich an der Spitze unſerer kleinen Reitereireſerve angegriffen.

„Der alte Fürſt hielt im Centrum, ſich ſchlagend „wie er ſich ſchlägt: furchtlos; ſein Sohn Djalma, „kaum achtzehn Jahre alt, tapfer wie ſein Vater, wich „nicht von mir; inmitten des heißeſten Kampfes wird „mein Pferd getödtet, ſtürzt mit mir in einen Hohlweg, an deſſen Seite ich hinzog, und ich kam widrigerweiſe ſo unter dasſelbe zu liegen, daß ich einen Augenblick meinen Schenkel gebrochen zu haben glaubte.“

„Armer Vater,“ ſagte Blanche.

„Glücklicherweiſe wird ihm dießmal nichts Gefährlicheres begegnet ſein, Dank Djalma! . . Siehſt Du, Dagobert,“ äußerte Roſe, „daß ich den Namen gut behalte!“

Und ſie fuhr fort:

„Die Engländer glaubten, weil ich getödtet ſei, „(eine für mich ſehr ſchmeichelhafte Meinung), ſo würden ſie nun mit der Armee des Fürſten ein leichtes „Spiel haben; als daher ein Offizier der Sipahis und „fünf oder ſechs irreguläre Soldaten mich in den Hohlweg rollen ſehen, ſtürzen ſie ſich hinunter, um mir „das Garaus zu machen . . . Inmitten des Feuers „und Rauches, hatten unſere Bergbewohner, von Kampfesgluth hingeriſſen, meinen Sturz nicht bemerkt; „aber Djalma verließ mich nicht; er ſprang in den „Hohlweg, um mir zu helfen, und ſeine kaltblütige Unerſchrockenheit hat mir das Leben gerettet; mit einem

„der zwei aufbehaltenen Schüſſe ſeines Carabiners, ſtreckte
„er den Offizier todt zu Boden, mit dem andern zerſchmettert
„er einem Irregulären den Arm, der mir
„ſchon die linke Hand mit einem Bayonnettſtoße durchbohrt
„hatte; aber beruhige Dich, meine gute Eva, es
„iſt nichts . . . eine Schramme . . .“

„Verwundet . . . wieder verwundet, mein Gott!“ — rief Blanche händeringend aus, ihre Schweſter unterbrechend.

„Beruhigen Sie ſich,“ ſagte Dagobert, „es wird nur, wie der General ſagt, eine Schramme geweſen ſein; denn ehemals nannte er die Wunden welche nicht, kampfunfähig machten, unſchuldige Wunden. Nur er konnte ſolche Worte finden.“

„Als Djalma mich verwundet ſieht,“ — fuhr Roſe fort, ihre Augen trocknend, — „gebraucht er
„ſeinen ſchweren Carabiner als Keule, und jagt die
„Soldaten in die Flucht; aber in dieſem Augenblicke
„ſeh' ich einen neuen Angreifer, hinter einem dichten
„Bambusgehölze geſchützt, und den Hohlweg beherrſchend,
„langſam ſeine lange Flinte ſenken, den Lauf
„zwiſchen zwei Aeſte legen, auf die Lunte blaſen, auf
„Djalma zielen, und dem muthigen Jünglinge dringt
„eine Kugel in die Bruſt, ohne daß mein Zuruf ihn
„warnen konnte . . . Da er ſich getroffen fühlt, prallt
„er unwillkürlich zwei Schritte zurück, fällt auf ein
„Knie, hält aber immer feſt, und ſucht, mit ſeinem
„Leibe mir einen Wall zu bilden . . . Du begreifſt

„meine Wuth, meine Verzweiflung; unglücklicherweiſe „wurden meine Anſtrengungen, mich loszumachen, durch „einen heftigen Schmerz gelähmt, den ich am Schenkel „empfand. Unvermögend und waffenlos war ich einige „Sekunden lang Zeuge dieſes ungleichen Kampfes."

„Djalma verlor viel Blut; ſein Arm wurde ſchwach „ſchon zog einer von den Irregulären, die Andern „durch Zuruf anſpornend, aus ſeinem Gürtel ein ungeheueres und ſchweres Meſſer, welches den Kopf mit „einem Rucke abſchneidet, als ein Dutzend von unſern „Bergbewohnern erſcheint, durch das Schlachtgewühl „herbeigeführt. Djalma iſt befreit; man zieht mich „hervor; nach einer Viertelſtunde konnte ich mein Pferd „wieder beſteigen. Der Vortheil iſt uns heute, ungeachtet unſerer Verluſte, dennoch geblieben. Morgen „wird der Kampf entſcheidend ſein, denn man ſieht von „hier aus die engliſchen Bivouacfeuer. So, meine zärtliche Eva, hab' ich dieſem Jünglinge mein Leben zu „verdanken. Glücklicherweiſe iſt ſeine Wunde nicht beunruhigend; die Kugel wich ab, und gleitete die Rippen entlang."

„Dieſer tapfere Jüngling wird wie der General geſagt haben: eine unſchuldige Wunde," äußerte Dagobert.

„Nun, meine liebe Eva," fuhr Roſe fort, mußt„ „Du, wenigſtens durch dieſe Erzählung, dieſen unerſchrockenen Djalma kennen; er zählt kaum achtzehn „Jahre. Mit einem Worte will ich Dir dieſen edlen

„und tapfern Jüngling ſchildern; in ſeinem Lande gibt
„man bisweilen Beinamen; mit fünfzehn Jahren nannte
„man ihn den Großmüthigen, großmüthig an Herz
„und Seele, verſteht ſich; nach einer ſonderbaren und
„rührenden Sitte des Landes, iſt dieſer Beiname auf
„ſeinen Vater übergegangen, welchen man den Vater
„des Großmüthigen nennt, und der mit vollem
„Rechte der Gerechte heißen könnte; denn dieſer alte
„Indier iſt ein ächtes Vorbild ritterlicher Biederkeit, ſtolzer
„Unabhängigkeit; er hätte, gleich ſo vielen andern armen
„Fürſten dieſes Landes ſich demüthig unter die
„abſcheuliche engliſche Zwangsherrſchaft beugen, um
„das Aufgeben ſeiner Oberherrſchaft markten, und der
„Gewalt weichen können.

„Er nicht!“

„„Mein Recht ganz und gar, oder ein Grab
„„in den Bergen, wo ich geboren wurde!““
„Dieß iſt ſein Wahlſpruch; keine Prahlerei, ſondern
„das Bewußtſein deſſen, was recht und gerecht iſt.
„Aber Sie werden in dieſem Kampfe vernichtet, —
„hab' ich zu ihm geſagt. —

„„Mein Freund, wenn man, um Sie zu einer
„„ſchimpflichen Handlung zu zwingen, zu
„„Ihnen ſagen würde: „Gieb nach oder ſtirb?““
„fragte er mich. Von dieſem Tage an hab' ich ihn
„verſtanden, und mich mit Leib und Seele dieſer immer
„heiligen Sache des Schwachen gegen den Starken geweiht. —

„Du ſiehſt, meine Eva, daß Djalma ſich eines ſolchen Vaters würdig zeigt. Dieſer junge Indier zeichnet ſich durch eine ſo heldenmüthige, ſo ſtolze Tapferkeit aus, daß er wie ein junger Grieche aus den Zeiten des Leonidas kämpft, mit nackter Bruſt, während „die andern Soldaten ſeines Landes, die gewöhnlich „Schultern, Arme und Bruſt bedecken, im Kriege eine „Art dicken Waffenrockes anziehen; die Tollkühnheit dieſes Jünglinges hat mich an den König von Neapel „erinnert, von dem ich ſo oft mit Dir geſprochen, und „den ich hundertmal an unſerer Spitze bei den gefährlichſten Angriffen, als einzige Waffe nur eine Reitpeitſche in ſeiner Hand, geſehen habe."

„Dieſer iſt auch einer von denjenigen, von denen ich Ihnen erzählte, und welchen den Monarchen ſpielen zu laſſen, der Kaiſer ſich den Spaß machte," ſagte Dagobert. „Ich habe einen gefangenen preußiſchen Offizier geſehen, welchem dieſer Tollkopf von einem neapolitaniſchen Könige, mit ſeiner Reitpeitſche einen Hieb in das Geſicht gegeben hatte; das Denkzeichen war blau und roth. Der Preuße ſchwur, daß er entehrt ſei, daß ihm ein Säbelhieb lieber geweſen wäre . . . Glaub's gerne . . . Ein Teufel von einem Monarchen! Er kannte nur Eines: gerad auf die Kanone losgehen; ſobald er irgendwo kanoniren hörte, war's nicht anders, als riefe man ihm bei allen ſeinen Namen, und er ſprengte herbei, und ſchrie: Hier! . . Daß ich von ihm mit Euch ſpreche, meine Kinder, geſchieht, weil er jedem, der es hören mochte, wiederholte: „„Niemand wird ein Quarré ſprengen, das der General Simon und ich nicht ſprengen könnten.““

Roſe fuhr fort:

„Ich habe mit Kummer bemerkt, daß, im Widerſpruche mit ſeinem Alter, Djalma oft Anfälle von tiefer Schwermuth hatte. Bisweilen gewahrte ich ſonderbare Blicke zwiſchen ſeinem Vater und ihm . . . „ungeachtet unſerer wechſelſeitigen Anhänglichkeit glaub' „ich, daß Beide mir irgend ein trauriges Familiengeheimniß verhehlen, ſo viel ich aus mehreren Worten „ſchließen konnte, die dem Einen und dem Andern entſchlüpften . . . es handelt ſich von einem wunderſamen „Ereigniſſe, dem ihre von Natur aus träumeriſche und „begeiſterte Einbildungskraft, einen übernatürlichen Charakter wird verliehen haben.

„Du weißt übrigens, meine Liebe, daß wir das Recht „verloren haben, über die Leichtgläubigkeit Anderer zu „lächeln ... Ich ſeit dem Feldzuge in Frankreich, wo mir „jenes ſonderbare Abenteuer begegnet iſt, das ich mir „noch immer nicht erklären kann . . .“

„Das iſt jenes von dem Manne, der ſich vor die Mündung einer Kanone geworfen hat . . .“ ſagte Dagobert.

„. . . Du —“ las das junge Mädchen fort, — „Du, „meine liebe Eva, ſeit den Beſuchen jener jungen und „ſchönen Frau, welche Deine Mutter . . . auch ſchon bei „ihrer Mutter geſehen zu haben behauptete . . . vierzig „Jahre früher.“

Die Waiſen ſchauten den Soldaten mit Erſtaunen an.

„Ihre Mutter… hatte mir nichts davon geſagt… auch der General nicht… meine Kinder; dieß ſcheint mir eben ſo befremdend, wie Ihnen…“

Roſe fuhr bewegt und mit ſteigender Neugier fort:

„Indeſſen, meine liebe Eva, erklären ſich oft die „anſcheinend außerordentlichſten Dinge durch einen Zufall, durch eine Aehnlichkeit oder durch ein Spiel der „Natur. Da das Wunderbare immer nur eine optiſche „Täuſchung, oder die Wirkung einer ſchon gereizten „Einbildungskraft iſt, ſo kommt der Augenblick, wo „das, was übermenſchlich oder übernatürlich ſchien, ſich „als das menſchlichſte und natürlichſte Ereigniß her„ausſtellt; daher zweifle ich nicht, daß das, was wir „unſere Wunder nennen, früh oder ſpät ſeine Ent„wickelung nahe an der Erde finden dürfte.“

„Sie ſehen, meine Kinder, — dieß ſcheint anfangs wunderbar… und im Grunde… iſt's ganz einfach… was jedoch nicht hindert, daß man lange Zeit nichts davon begreift…“

„Weil es unſer Vater ſagt, müſſen wir es glauben, und nicht erſtaunen; nicht wahr, meine Schweſter?“

„Du haſt recht, weil es ſich einſt aufklärt.“

„In der That,“ ſagte Dagobert, nach kurzem Nachdenken, „ich will einen Fall ſetzen. Sie ſehen ſich ſo ähnlich, nicht wahr, meine Kinder, daß Jemand, der nicht in der Lage wäre, Sie täglich zu ſehen, leicht eine für die andere halten könnte … Nun denn, wenn er nicht wüßte, daß Sie, ſo zu ſagen, doppelt ſind, in welches Erſtaunen könnte er gerathen!.. Sicher würde er bei Gelegenheit der guten kleinen Engel, die Sie ſind, an den Teufel glauben.“

„Sehr wahr, Dagobert; ſo erklären ſich viele Sachen, wie auch unſer Vater ſagt.“

Und Roſe fuhr fort, zu leſen:

„Uebrigens, meine zärtliche Eva, denke ich mit einigem Stolze, daß Djalma franzöſiſches Blut in ſeinen Adern hat; ſein Vater hat vor mehreren Jahren „ein junges Mädchen aus einer Familie franzöſiſcher „Abkunft geheirathet, welche ſeit ſehr langer Zeit in Batavia, auf der Inſel Java, anſäſſig war; dieſe Gleichheit der Lage meines alten Freundes und meiner eigenen, hat meine Sympathie für ihn noch vermehrt; „denn auch Deine Familie, meine Eva, iſt franzöſiſchen „Urſprunges, und ſeit ſehr geraumer Zeit im Auslande „anſäßig; unglücklicherweiſe hat der arme Fürſt ſeit „mehreren Jahren dieſe Frau verloren, welche er anbetete.“

„Ja, meine vielgeliebte Eva, meine Hand zittert, „indem ich Dir dieſe Worte ſchreibe; ich bin ſchwach, „ich bin außer mir … aber ach! mein Herz iſt beklommen, es bricht … wenn ein ſolches Unglück mich „träfe! .. Oh, mein Gott! und unſer Kind … was „würde aus ihm ohne Dich … ohne mich … in

„dieſem barbariſchen Lande? . . . Nein! Nein! dieſe „Furcht iſt unſinnig . . . Aber welche ſchreckliche Folter „iſt die Ungewißheit! . . . Denn wo biſt Du? Was „machſt Du? Wie geht es Dir? . . . Vergieb! . . „dieſe finſtern Gedanken . . . beherrſchen mich oft wider „meinen Willen . . . Traurige Augenblicke . . . entſetzliche . . . denn beſtürmen ſie mich nicht, ſo denk' „ich: ich bin verbannt, unglücklich; es ſchlagen aber „doch am andern Ende der Welt zwei Herzen für mich, „das Deinige, meine Eva, und das Herz meines Kindes . . .“

Roſe konnte kaum die letzten Worte hervorbringen; ſeit einigen Augenblicken war ihre Stimme von Schluchzen unterbrochen.

Es war in der That ein ſchmerzlicher Einklang zwiſchen den Beſorgniſſen des Generals Simon und der traurigen Wirklichkeit; und dann, was giebt es Rührenderes, als dieſe vertraulichen Mittheilungen, geſchrieben am Abende einer Schlacht, am Bivouacfeuer, von dem Krieger, der auf dieſe Art den Kummer einer ſo peinlichen Trennung zu täuſchen ſuchte, ohne damals zu wiſſen, daß er ein ewiger ſein ſollte!

„Der arme General . . . er weiß unſer Unglück nicht,“ — ſagte Dagobert nach einer Pauſe des Schweigens; — „aber er weiß auch nicht, daß er ſtatt eines Kindes zwei hat . . . Dieß wird wenigſtens ein Troſt ſein . . . Doch fahren Sie fort, zu leſen, Blanche; ich fürchte, es möchte Ihre Schweſter ermüden . . .

Sie iſt zu bewegt . . . Und zudem iſt es billig, daß Sie die Freuden und Leiden dieſes Leſens theilen."

Blanche nahm den Brief, und Roſe, ihre thränenvollen Augen trocknend, legte nun auch ihr holdes Köpfchen auf die Schulter ihrer Schweſter, welche weiter zu leſen begann:

„Ich bin nun ruhiger, meine zärtliche Eva; einen „Augenblick hab' ich aufgehört zu ſchreiben, und dieſe „finſtere Ideen fortgejagt; wir wollen unſere Unterhaltung wieder aufnehmen.

„Nach ſo langem Plaudern über Indien, will ich „jetzt ein wenig von Europa mit Dir reden; geſtern „Abend erſchien einer von unſern Leuten, ein ſehr verläſſiger Mann, bei unſern Vorpoſten; er brachte mir „einen aus Frankreich nach Calcutta gekommenen Brief; „kurz, ich habe Nachrichten von meinem Vater; meine „Unruhe iſt beſchwichtiget. Dieſer Brief iſt vom Monate Auguſt des vorigen Jahres datirt. Aus ſeinem „Inhalte hab' ich erſehen, daß mehrere andere Briefe, „auf welche er ſich beruft, verſpätet oder verlegt wurden; denn ſeit faſt zwei Jahren hatte ich keine Briefe „erhalten; auch war ich ſeinetwegen in tödtlicher Unruhe. Ein herrlicher Vater! Immer derſelbe; das „Alter habe ihn nicht geſchwächt; ſein Charakter ſei „noch ſo ſchwunghaft, ſeine Geſundheit noch ſo kräftig, „wie früher, ſchreibt er mir; immer noch Ouvrier, und

„ſich deſſen rühmend; immer noch treu ſeinen ſtrengen „republikaniſchen Ideen, und viel hoffend . . ."

„Denn, ſagt er, die Zeiten ſind nahe, und er „unterſtreicht dieſe Worte . . . Er giebt mir auch, wie „Du ſehen wirſt, gute Nachrichten von der Familie unſers alten Dagobert . . . unſers Freundes . . . Ja, „meine liebe Eva, mein Kummer iſt minder bitter . . . „wenn ich denke, daß dieſer vortreffliche Mann bei Dir „iſt; denn ich kenne ihn, er wird Dich in die Verbannung begleitet haben . . . Welches goldene Herz . . . „unter ſeiner rauhen Soldatenrinde! Wie wird er unſer „Kind lieben! . . ."

Hier huſtete Dagobert zwei oder dreimal, bückte ſich, und ſchien auf dem Boden ſein kleines roth und blau geviertes Taſchentuch zu ſuchen, das auf ſeinem Knie lag.

So gebückt blieb er einige Augenblicke.

Als er ſich wieder erhob, wiſchte er ſeinen Knebelbart ab.

„Wie unſer Vater Dich gut kennt! . . ."

„Wie er errathen hat, daß Du uns liebſt!"

„Gut, gut, meine Kinder, laſſen wir dieß . . . Kommt nur gleich zu dem, was der General von meinem kleinen Agricola ſpricht, und von Gabriel, dem angenommenen Sohne meiner Frau . . . Arme Frau, wenn ich denke, daß in drei Monaten vielleicht . . . Gebt, Kinder, leſet, leſet!" fügte der Soldat bei, welcher ſeine Bewegung beherrſchen wollte.

„Ich hoffe immer unwillkürlich, meine theure Eva, „daß vielleicht einſt dieſe Bogen Dir zukommen werden, „und für dieſen Fall will ich das hineinſchreiben, was „auch Dagobert intereſſiren kann. Es wird ein Troſt „für ihn ſein, einige Nachrichten von ſeiner Familie zu „erhalten. Mein Vater, noch immer Werkführer bei „dem trefflichen Herrn Hardy, ſchreibt mir, daß dieſer „in ſein Haus auch den Sohn unſers alten Dagobert „aufgenommen hat; Agricola arbeitet in der Werkſtätte „meines Vaters, der darüber voll Freuden; er iſt, — „ſchreibt er mir, ein großer und kräftiger Junge, der „ſeinen ſchweren Schmidhammer wie eine Feder handhabt, eben ſo luſtig als verſtändig und arbeitſam; er „iſt der beſte Arbeiter der Anſtalt, was ihn nicht hindert, Abends, nach ſeinem harten Tagwerke, wenn er „zu ſeiner Mutter heimkehrt, die er anbetet, die merkwürdigſten patriotiſchen Lieder und Verſe zu machen. „Seine Poeſie iſt voll Kraft und Schwung; man ſingt „in der Werkſtätte nichts anderes, und dieſe Lieder entflammen die kälteſten und ſchüchternſten Herzen."

„Wie ſtolz darfſt Du auf Deinen Sohn ſein, Dagobert," ſagte Roſe mit Bewunderung; „er dichtet Lieder!"

„Gewiß, das iſt herrlich . . . aber was mir noch mehr gefällt, iſt, daß er gegen ſeine Mutter gut iſt, und daß er den Hammer kräftig handhabt . . . Was die Lieder betrifft, wird er, bevor er das Erwachen des Volkes und die Marſeillaiſe gemacht hat . . .

tüchtig Eiſen gehämmert haben; aber gleichviel, wo wird dieſer Teufelsburſche Agricola dieß gelernt haben? .. Ohne Zweifel in der Schule, welche er, wie Sie ſehen werden, mit Gabriel, ſeinem angenommenen Bruder, beſucht hat . . ."

Bei dem Namen Gabriel, der die jungen Mädchen an das ideale Weſen erinnerte, das ſie ihren Schutzengel nannten, wurde ihre Neugier lebhaft gereizt. Blanche verdoppelte ihre Aufmerkſamkeit, und fuhr fort zu leſen:

„Der angenommene Bruder Agricola's, dieſes arme
„verlaſſene Kind, deſſen die Frau unſers guten Dago-
„bert ſich ſo edelmüthig erbarmt hat, bietet, ſagt mir
„mein Vater, einen großen Abſtand von Agricola, nicht
„in Bezug auf das Herz, denn ſie haben Beide ein
„treffliches Herz; aber ſo lebendig, munter und thätig
„Agricola iſt, eben ſo ſchwermüthig und träumeriſch iſt
„Gabriel: übrigens, — fügt mein Vater bei — drückt
„ſich, ſo zu ſagen, der Charakter eines jeden von ihnen
„ſchon in ſeinem Geſichte aus: Agricola iſt braun, groß
„und ſtark . . . er hat eine heitere, beherzte Miene;
„Gabriel dagegen iſt ſchwächlich, blond, ſchüchtern wie
„ein junges Mädchen, und ſein Geſicht hat einen Aus-
„druck von engelgleicher Sanftmuth . . ."

Die Waiſen ſchauten ſich ganz erſtaunt an; dann wendeten ſie ihre treuherzigen Geſichtchen gegen Dagobert, und Roſe ſagte:

„Haſt Du gehört, Dagobert? Unſer Vater ſagt, daß

Dein Gabriel blond iſt, und ein Engelsgeſicht hat?... Aber der iſt ja ganz wie unſer Engel!..“

„Ja, ja, ich hab's wohl gehört, und deßwegen überraſchte mich Euer Traum.“

„Ich möchte wohl wiſſen, ob er auch blaue Augen hat,“ — ſagte Roſe.

„Dafür wollte ich Euch gutſtehen, meine Kinder, obwohl der General nichts davon ſagt; dieſe Blonden haben immer blaue Augen; aber blau oder ſchwarz, er wird ſich ihrer nicht viel bedienen, um den jungen Mädchen in's Geſicht zu ſehen; fahren Sie fort, Sie werden ſehen warum.“

Blanche las wieder:

„Gabriels Geſicht hat einen Ausdruck von engelgleicher
„Sanftmuth; einer von den Brüdern der chriſtlichen
„Schulen, welche ſowohl er als Agricola und andere
„Kinder des Stadtviertels beſuchten, von ſeinem verſtändigen
„Weſen und ſeiner Güte eingenommen, hat
„von ihm mit einem hochgeſtellten Gönner geſprochen,
„der ſich für ihn intereſſirte, ihn dann in einem Seminarium
„unterbrachte, und ſeit zwei Jahren iſt Gabriel
„Prieſter; er hat die Beſtimmung zu Miſſionen in
„fremde Länder gewählt, und wird nächſtens nach Amerika
„reiſen.“

„Dein Gabriel iſt Prieſter...“ ſagte Roſe, Dagobert anſchauend.

„Und der unſerige iſt ein Engel,“ — fügte Blanche bei.

„Daraus geht hervor, daß der Ihrige einen Grad mehr hat, als der meinige; gleichviel, jeder nach ſeinem Geſchmacke; es giebt überall brave Leute; aber es iſt mir lieber, daß Gabriel den ſchwarzen Rock gewählt hat. Ich ziehe es vor, meinen Jungen mit nackten Armen zu ſehen, den Hammer in der Hand, und ein ledernes Schurzfell vorgebunden, gerade ſo wie Ihr alter Großvater, meine Kinder, ſonſt genannt der Vater des Marſchalls Simon, Herzogs von Ligny; denn, ſei's wie immer, der General iſt Herzog und Marſchall durch die Gnade des Kaiſers; nun, beendigen Sie Ihr Vorleſen!"

„Ach ja," erwiederte Blanche „es ſind nur noch einige Zeilen," und fuhr fort:

„Alſo, meine liebe und zärtliche Eva, wenn dieſes „Tagebuch Dir zukommt, ſo wirſt Du Dagobert über „das Schickſal ſeiner Frau und ſeines Sohnes, die er „für uns verlaſſen hat, beruhigen können. Wie vermögen wir jemals ein ſolches Opfer zu vergelten? Doch „ich bin ruhig; Dein gutes und edelmüthiges Herz wird „ihn zu entſchädigen wiſſen . . ."

„Lebe wohl . . . und wieder lebe wohl für heute, „meine vielgeliebte Eva; während eines Augenblickes „hatte ich ſo eben dieſes Tagebuch unterbrochen, um in „Djalma's Zelt zu gehen; er ſchlief ruhig; ſein Vater „wachte bei ihm; durch einen Wink hat er mich beruhiget; der unerſchrockene junge Mann hat keine Gefahr mehr zu beſorgen. Möge er auch im morgigen

„Kampfe verſchont bleiben! . . . Lebe wohl, meine
„zärtliche Eva; die Nacht iſt ſchweigſam und ruhig; die
„Bivouacfeuer verlöſchen nach und nach; unſere armen
„Bergbewohner ruhen nach dieſem blutigen Tagwerke;
„ich höre von Stunde zu Stunde nur von ferne das
„Rufen unſerer Schildwachen... Dieſe fremden Worte
„machen mich wieder traurig; ſie erinnern mich an das,
„was ich bisweilen vergeſſe, wenn ich an Dich ſchreibe,...
„daß ich am Ende der Welt bin, und getrennt von
„Dir . . . von meinem Kinde!

„Arme geliebte Weſen! Was iſt . . . was wird
„Euer Loos ſein? . . . Ah, wenn ich Euch nur zu
„rechter Zeit jene Medaille zurückſenden könnte, die ich
„durch einen unglücklichen Zufall aus Warſchau mitge-
„nommen habe; vielleicht gelänge es Dir, nach Frank-
„reich zu reiſen, oder wenigſtens Dein Kind mit Da-
„gobert hinzuſchicken; denn Du weißt, von welcher Wich-
„tigkeit . . . Doch wozu auch dieſen Kummer allen an-
„dern Leiden beifügen? . . .

„Unglücklicherweiſe entſchwinden die Jahre . . . der
„verhängnißvolle Tag wird anbrechen, und dieſe letzte
„Hoffnung, in welcher ich für Euch lebe, mir geraubt
„werden; doch ich will dieſen Tag mit keinen traurigen
„Gedanken enden. Lebe wohl, meine vielgeliebte Eva!
„Drücke unſer Kind an Dein Herz, bedecke es mit allen
„Küſſen, die ich Euch Beiden aus der Tiefe meiner
„Verbannung ſende.

„Morgen nach der Schlacht.“

Dieſem rührenden Vorleſen folgte ein ziemlich langes Schweigen.

Die Thränen der Roſe und Blanche floßen langſam.

Auch Dagobert, die Stirne auf ſeine Hand ſtützend, war ſchmerzlich ergriffen.

Draußen brauſete der Wind immer ſtärker: ein dichter Regen begann heftig an die klingenden Fenſter zu ſchlagen; das tiefſte Schweigen herrſchte im Wirths-Hauſe.

. . . .

Während die Töchter des Generals Simon mit einer ſo rührenden Gemüthsbewegung einige Bruchſtücke aus dem Tagebuche ihres Vaters laſen, begab ſich etwas Geheimnißvolles und Wunderſames im Innern der Menagerie des Thierbändigers.

Neuntes Kapitel.

Die Käfige.

Morok hatte ſich ſo eben gerüſtet: über ſeine Weſte von Dammhirſchhaut ſein ſtahlgewebtes Panzerhemd angethan, beugſam wie die Leinwand, hart wie der Diamant; Arme und Schenkel mit Schienen bedeckt, ſeine Füße mit beſchlagenen Halbſtiefeln, und dieſe Schutz-Warrnung unter der Weite eines Beinkleides und ſorgfältig zugeknöpften Pelzrockes verhehlend, eine lange, weißgeglühte Eiſenſtange mit hölzernem Griffe in die Hand genommen.

Obgleich ſeit geraumer Zeit durch die Geſchicklichkeit und Thatkraft des Propheten gebändiget, hatten ſein Tiger Cain, ſein Löwe Judas und ſein ſchwarzer Panther Tod, in einigen Anfällen von Empörungs-Gelüſten, an ihm ihre Zähne und Klauen verſuchen wollen; allein in Folge der pelzverhüllten Rüſtung ihre Klauen an einer Stahlhaut abgeſtumpft, ihr Gebiß an eiſernen Armen oder Schenkeln eingeſchüchtert, während ein leichter Schlag des Metallſtabes ihres Meiſters ihr Fell ſengte und ſchrumpfte, und mit einem tiefen Brandmale ſchrammte.

Das Fruchtloſe ihrer Biſſe erkennend, hatten dieſe mit einem ſtarken Gedächtniſſe begabten Thiere eingeſehen, daß ſie von nun an ihre Klauen und Zähne gegen ein unverwundbares Weſen vergeblich verſuchen würden. Ihre furchterzeugte Unterwürfigkeit ſtieg zu einem ſolchen Grade, daß ſie in öffentlichen Schauſtellungen bei der mindeſten Bewegung eines mit feuerfarbenem Papiere überklebten Stäbchens, in der Hand ihres Meiſters, erſchrocken krochen und kauerten.

Der Prophet, ſorgfältig gerüſtet, in der Hand das vom Goliath weißgeglühte Eiſen, war alſo durch die Fallthüre des Speichers hinabgeſtiegen, der über den großen Wagenſchoppen ſich hindehnte, worin die Käfige dieſer Thiere ſtanden; ein einfacher Bretterverſchlag trennte jenen Wagenſchoppen vom Pferdeſtalle des Thierbändigers.

Eine Rückſtrahlleuchte warf ein lebhaftes Licht auf die Käfige.

Ihrer waren vier.

Ein eiſernes Gitter mit weiten Zwiſchenräumen bildete ihre Seitenwände. Auf einer Seite drehte ſich dieſes Gitter auf Angeln wie eine Thüre, um die Beſtien ein- und auszulaſſen, die man in die Käfige ſperrte, deren Boden auf zwei Wagenachſen und vier kleinen eiſernen Rädern ruhte; ſo zog man ſie leicht bis zu dem großen bedeckten Wagen, auf dem ſie während der Reiſe blieben. Einer von den Käfigen war leer; die drei andern verſchloſſen, wie man weiß, einen Panther, einen Tiger und einen Löwen.

Der Panther, urſprünglich aus Java, ſchien ſeinen traurigen Namen, Tod, durch ſein wildes und grimmiges Ausſehen zu verdienen.

Völlig ſchwarz, kauerte er zuſammengeballt im Hintergrunde ſeines Käfigs; da die Farbe ſeines Felles mit dem ihn umgebenden Dunkel ſich vermengte, unterſchied man ſeinen Leib nicht, ſondern ſah nur zwei glühende und ſtarre Punkte aus der Nacht aufleuchen . . . zwei große Augäpfel von gelben Schimmer, welche ſo zu ſagen nur bei Nacht ſich entzündeten; denn alle dieſe Thiere vom Katzengeſchlechte haben ihr volles Augen-Licht nur inmitten der Finſterniß.

Der Prophet war ſchweigend in den Stall getreten;

das düſtere Roth ſeines langen Pelzrockes ſtach ab gegen das matte und gelbliche Blond ſeines ſtarren Haupthaares und langen Bartes; die ziemlich hochhangende Leuchte erhellte völlig dieſen Mann, und das Grelle des Lichtes, dem dichten Dunkel gegenüber, hob die anwidernden Umriſſe ſeines knochigen und wilden Geſichtes nur noch mehr hervor.

Er näherte ſich langſam dem Käfige.

Der weiße, ſeinen fahlen Augapfel umkreiſende Ring ſchien ſich zu vergrößern; ſein Auge wetteiferte an Glanz und Unbeweglichkeit mit dem funkelnden und ſtarren Auge des Panthers . . .

Immer im Dunkeln hockend, empfand er ſchon die Wirkung des Zauberblickes ſeines Meiſters; zwei- oder dreimal ſchloß er haſtig ſeine Augenlieder mit einem dumpfen Grollen des Zornes; dann bald ſeine Augen wieder öffnend, gleichſam gegen ſeinen Willen, heftete er ſie wie gebannt auf jene des Propheten.

Dann ſchmiegte der Tod die runden Ohren an ſeinen vipernförmig abgeplatteten Schädel; ſeine Stirnhaut runzelte ſich krampfhaft; er zog ſeine von langen Borſten ſträubende Schnauze zuſammen, und zweimal öffnete er ſeinen mit furchtbaren Hackenzähnen ausgepfählten Rachen.

Von dieſem Momente an ſchien eine Art magnetiſcher Verwandtſchaft zwiſchen den Blicken des Menſchen und der Beſtie zu wirken.

Der Prophet ſtreckte gegen den Käfig ſeine weißgeglühte Stahlſtange aus, und befahl mit kurzem und gebieteriſchem Tone:

„Tod . . . hierher!“

Der Panther ſtand auf, aber duckte ſich dergeſtalt, daß ſein Bauch und ſeine Kniegelenke den Boden ſtreifſten. Er war drei Fuß hoch und fünf Fuß lang; ſein prallkräftiger und fleiſchiger Rücken; ſeine Kniekehlen, ſo geſenkt und weit, wie jene eines Rennpferdes; ſeine breite Bruſt; ſeine ungeheuern und vorragenden Schultern; ſeine nervigen, kurzen und dicken Tatzen, verkündeten, daß dieſes ſchreckliche Thier Stärke mit Gelenkheit, Kraft mit Lebendigkeit paarte.

Morok, immer den Eiſenſtab gegen den Käfig kehrend, machte einen Schritt gegen den Panther.

Der Panther machte einen Schritt gegen den Propheten . . .

Er blieb ſtehen . . .

Der Tod blieb ſtehen . . .

In dieſem Augenblicke machte der Tiger Judas, welchem Morok den Rücken wendete, in ſeinem Käfige einen mächtigen Sprung, wie aus Eiferſucht über die Aufmerkſamkeit, die ſein Meiſter dem Panther ſchenkte; er ſtieß ein rauhes Grollen aus, und den Kopf erhebend, wies er den Untertheil ſeiner furchtbaren dreieckigen Kinnlade, und ſeine gewaltige Bruſt von ſchmutzigem Weiß, mit dem die Kupfertinten ſeines fahlen, ſchwarzgeſprenkelten Felles verſchmolzen; ſein Schweif, einer großen, röthlichen, ebenholzgeringelten Schlange ähnlich, ſchmiegte ſich bald an ſeine Weichen, bald ſchlug er dieſe mit langſamer, pauſenloſer Bewegung; ſeine Augen, von einem durchſichtigen und leuchtenden Grün, hafteten auf dem Propheten.

So groß war der Einfluß dieſes Mannes auf dieſe Thiere, daß Judas ſchier augenblicklich zu grollen aufhörte, wie erſchrocken über ſeine Verwegenheit; dennoch blieb ſein Athmen laut und brauſend.

Morok wendete ſich gegen ihn, einige Sekunden lang; er beobachtete ihn ſehr aufmerkſam.

Der Panther, nicht mehr der Wirkung des Blickes ſeines Meiſters unterworfen, kauerte wieder in ſeinem Dunkel.

Ein zugleich rauhes und rüttelndes Knacken, gleich jenem großer Thiere, die an einem harten Körper nagen, ertönte aus dem Käfige des Löwen; Caïn zog die Aufmerkſamkeit des Propheten auf ſich; er verließ den Tiger, und machte einen Schritt gegen den andern Behälter.

Von dieſem Löwen ſah man nur das ungeheuere rothgelbliche Kreuz; ſeine Schenkel waren unter ihm gekauert; die dichte Mähne verhüllte völlig ſeinen Kopf; an der Spannung und Zuckung der Muskeln ſeiner Lenden, an dem Herausſpringen ſeiner Wirbelbeine, errieth man leicht, daß er mit ſeinem Rachen und ſeinen Vorderkrallen gewaltige Anſtrengungen machte.

Unruhig näherte ſich der Prophet dem Käfige, befürchtend, Goliath möchte gegen ſeinen Befehl dem

Löwen einige Knochen zum Nagen vorgeworfen haben . . . Um hierüber Gewißheit zu erhalten, rief er mit kurzer und feſter Stimme:

„Caïn!"

Caïn änderte ſeine Stellung nicht.

„Caïn . . . hierher!" wiederholte Morok lauter.

Vergeblicher Zuruf; der Löwe wich nicht, und das Knacken währte fort.

„Caïn hierher!" ſagte der Prophet zum drittenmale; aber dieſe Worte ſprechend, tupfte er mit der Spitze ſeines glühenden Stahlſtabes die Hüfte des Löwen.

Kaum lief eine leichte Rauchfurche durch die rothgelben Haare Caïns, als er mit einer Wendung von faſt unglaublicher Geſchwindigkeit ſich umkehrte, und gegen das Gitter ſtürzte, nicht kriechend, ſondern mit einem Satze, und ſo zu ſagen aufrecht, ſtolz . . . ſchrecklich anzuſehen.

Da der Prophet an der Ecke des Käfiges ſtand, hatte ſich Caïn, in ſeiner Wuth, ſeitwärts in die Höhe gerichtet, um ſeinem Meiſter gegenüber zu ſtehen, ſeine breite Weiche an die Eiſenſtangen ſtemmend, durch welche er bis zum Gelenke ſeine ungeheuere, muskelgeſchwellte Tatze ſtreckte, mindeſtens von der Dicke eines Schenkels Goliath's.

„Caïn! leg Dich!" ſagte der Prophet, raſch hinzutretend. Der Löwe gehorchte noch nicht . . . ſeine zorngeſtülpten Lippen fletſchten ſo große, lange und ſcharfe Hackenzähne, wie die Hauer eines Ebers.

Morck ſtreifte mit der Spitze ſeines glühenden Eiſens Caïn's Lippen . . . Bei dieſem heftigen Brandſchmerze, gefolgt von einem plötzlichen Zurufe ſeines Meiſters, wagte es der Löwe nicht, zu brüllen; er grollte dumpf, und dieſer große Leib brach unter ſeiner eigenen Wucht in eine Stellung voll Unterwürfigkeit und Furcht zuſammen.

Der Prophet häkelte die Leuchte los, um zu ſehen, woran Caïn nagte; es war ein Brett vom Boden des Käfiges, das er losgemacht hatte, und zwiſchen ſeinen Zähnen zermalmte, um ſeines Hungers zu vergeſſen.

Während einiger Augenblicke herrſchte in der Menagerie das tiefſte Schweigen.

Die Hände auf dem Rücken, ging der Prophet von einem Käfige zum andern, ſeine Thiere mit unruhigem und prüfendem Blicke betrachtend, wie unſchlüſſig in einer unter ihnen zu treffenden wichtigen und ſchwierigen Wahl.

Von Zeit zu Zeit lauſchte er ſtillſtehend vor dem großen Thore des Wagenſchoppens, die in den Hof des Wirthshauſes ging.

Dieſe Thüre öffnete ſich. Goliath erſchien . . . ſeine Kleider troffen von Waſſer.

„Nun denn! . ." ſagte der Prophet zu ihm.

„Das ging nicht ohne Mühe ab . . . Glücklicherweiſe iſt die Nacht finſter; ein heftiger Wind brauſet, und der Regen ſtrömt."

„Kein Verdacht?"

„Keiner, Meiſter; Eure Anweiſungen ſind gut; die Thüre des Speiſekellers öffnete ſich auf das Feld, gerade unter dem Fenſter der kleinen Mädchen. Wie Ihr gepfiffen habt, um mir anzudeuten, daß es Zeit ſei, bin ich mit einem Schemel, den ich mitbrachte, herausgetreten; ich ſtellte ihn an die Mauer, und ſtieg darauf; mit meinen ſechs Fuß wurde ich dadurch neun Fuß groß; ich konnte mich mit den Elbogen auf das Fenſter lehnen; mit der einen Hand faßte ich den Sommerladen, mit der andern den Griff meines Meſſers, und in demſelben Augenblicke; da ich die zwei Fenſterſcheiben zerbrach, hab' ich zugleich aus allen Kräften den Sommerladen zugeſchlagen . . .“

„Und man hat geglaubt, dieß wäre der Wind?“

„Man hat geglaubt, dieß wäre der Wind. Ihr ſehet, daß das Vieh nicht ſo viehdumm iſt . . . So wie der Schlag gethan war, bin ich mit meinem Schemel wieder in den Speiſekeller gegangen . . . Bald darauf hab' ich die Stimme des Alten gehört . . . ich hatte wohlgethan, mich zu beeilen . . .

„Ja, als ich Dir pfiff, war er ſo eben in die große Gaſtſtube getreten, wo man zu Nacht ißt: ich glaubte, er würde länger dort bleiben.“

„Dieſer Mann iſt nicht dazu gemacht, lange bei dem Abendeſſen zu verweilen,“ ſagte der Rieſe verächtlich. — „Einige Augenblicke nach dem Zerbrechen der Fenſterſcheiben . . . öffnete der Alte das Fenſter, und rief ſeinem Hunde, indem er ihm ſagte: „„Spring hinaus!““ Ich lief ſchnell an das andere Ende des Speiſekellers, ſonſt hätte der verfluchte Hund mich hinter der Thüre gewittert.“

„Der Hund iſt jetzt in dem Stalle eingeſperrt, worin das Pferd des Alten ſteht... Fahr fort!“

„Als ich den Sommerladen und das Fenſter wieder ſchließen hörte, verließ ich den Speiſekeller von Neuem, brachte meinen Schemel wieder an ſeinen Platz, und ſtieg wieder hinauf; ſachte die Klinke des Sommerladens drückend, machte ich ihn auf; aber die Oeffnungen der beiden Fenſterſcheiben waren mit den Schößen eines Pelzrockes verſtopft; ich hörte ſprechen und ſah nichts; ich ſchob den Mantel ein wenig zur Seite, und ſah ... die jungen Mädchen in ihrem Bette, mit dem Geſichte gegen mich ... der Alte ſaß neben ihrem Kopfkiſſen, und wendete mir den Rücken.“

„Und ſein Torniſter ... ſein Torniſter? Dieſer iſt wichtig.“

„Sein Torniſter lag nahe bei dem Fenſter, auf einem Tiſche neben der Lampe; ich hätte ihn, die Hand ausſtreckend, faſſen können.“

„Was haſt Du gehört?“

„Da Ihr mir befahlet, nur an den Torniſter zu denken, erinnere ich mich deſſen, was den Torniſter betrifft; der Alte ſagte, daß Papiere darin wären, Briefe eines Generals, ſein Geld und ſein Kreuz.“

„Gut ... dann ...“

„Wegen der Schwierigkeit, den Pelzrock von der

Oeffnung der Fenſterſcheiben abgeſondert zu halten, entſchlüpfte er mir … ich wollte ihn wieder ergreifen, ſtreckte die Hand zu weit hinein, und eines von den jungen Mädchen … wird ſie geſehen haben … denn es ſchrie, auf das Fenſter deutend.“

„Elender! … Alles iſt vereitelt …“ rief der Prophet vor Zorn erblaſſend aus.

„Wartet nur … nein, es iſt nicht alles vereitelt. Da ich ſchreien hörte, ſprang ich von meinem Schemel herab, und wieder in den Speiſekeller hinein; weil der Hund nicht mehr da war, ließ ich die Thüre halb offen; ich hörte das Fenſter öffnen; ich ſah den Schein des Lichtes, welches der Alte zum Fenſter hinaushielt; er ſchaute um ſich; es war keine Leiter da, und das Fenſter zu hoch, als daß ein Menſch von gewöhnlicher Größe hinauf langen konnte …“

„Er wird geglaubt haben, der Wind wäre es … wie das erſtemal … Du biſt weniger ungeſchickt, als ich glaubte.“

„Der Wolf ſpielt den Fuchs, habt Ihr geſagt … Als ich wußte, wo der Torniſter, das Geld und die Papiere ſeien, und für den Augenblick nichts Beſſeres thun konnte, bin ich zurückgekehrt … und nun da.“

„Hole mir oben die längſte eichene Pike.“

„Ja, Meiſter.“

„Und die Decke von rothem Tuche …“

„Ja, Meiſter.“

„Geh!“

Goliath ſtieg die Leiter hinauf; auf der Mitte derſelben angekommen blieb er ſtehen.

„Meiſter, Ihr wollet nicht, daß ich herabſteige . . . ein Stück Fleiſch für den Tod? . . . Ihr werdet ſehen, daß er mir einen Groll nachtragen wird : . . Er wird die ganze Schuld *mir* beimeſſen . . . Er vergißt nichts und bei der erſten Gelegenheit . . .“

„Die Pike und die Decke!“

Während Goliath, zwiſchen den Zähnen fluchend, ſeine Befehle vollzog, öffnete Morok halb das große Thor des Wagenſchoppens, ſchaute in den Hof, und horchte wieder.

„Hier ſind die eſchene Pike und die Decke,“ ſagte der Rieſe, indem er mit dieſen Gegenſtänden wieder die Leiter herabſtieg.

„Was muß ich jetzt thun?“

„Kehre zum Speiſekeller zurück, ſteig bei dem Fenſter hinauf, und wenn der Alte eilig aus dem Zimmer gehen wird . . .“

„Wer wird denn machen, daß er hinausgeht?“

„Er wird hinausgehen . . . was geht's Dich an?“

„Hernach?“

„Du haſt mir geſagt, daß die Lampe neben dem Kreuzſtocke ſtand?“

„Ganz nahe dabei . . . auf dem Tiſche, neben dem Torniſter.“

„Sobald der Alte aus dem Zimmer gehen wird, drück das Fenſter auf, mach' daß die Lampe fällt, und vollendeſt Du ſchnell und geſchickt, was Dir noch zu thun übrig bleibt, . . ſo gehören die zehn Gulden Dein . . . Du haſt Dir doch alles gut gemerkt . . .“

„Ja, ja.“

„Die kleinen Mädchen werden ob dem Getöſe und der Finſterniß ſo erſchrecken, daß ſie vor Entſetzen verſtummen.“

„Seyd ruhig; der Wolf hat den Fuchs geſpielt; er wird auch die Schlange ſpielen.“

„Das iſt nicht alles.“

„Was noch?“

„Das Dach dieſes Wagenſchoppens iſt nicht hoch, die Dachluke des Speichers leicht zugänglich . . . die Nacht finſter . . . anſtatt durch die Thüre zurückzukehren . . .“

„Werde ich durch die Dachluke zurückkehren . . .“

„Und ohne Lärm.“

„Als wahre Schlange.“ — Und der Rieſe ging fort.

„Ja! —“ ſagte der Prophet nach ziemlich langem Schweigen, — „dieſe Mittel ſind ſicher . . . Ich darf nicht ſchwanken . . . Ein blindes und geringes Werkzeug . . . kenne ich die Beweggründe der erhaltenen Befehle nicht; doch nach den Einſchärfungen, die ſie begleiten . . . doch nach der Stellung desjenigen, der ſie mir gab, handelt es ſich ohne Zweifel von unermeßlichen Intereſſen . . . — von Intereſſen —“ fuhr er nach wiederholtem Schweigen fort — „die an das

Größte ſtreifen . . . an das Höchſtgeſtellte auf der Welt!!!"

„Aber wie können dieſe zwei jungen Mädchen, faſt Bettlerinnen, wie dieſer elende Soldat, ſolche Intereſſen vertreten? . . . Es geht mich nichts an, —" fügte er mit Demuth bei — „ich bin die Hand, welche wirkt . . . das Haupt, welches denkt und befiehlt, hat ſeine Werke zu verantworten . . ."

Bald verließ der Prophet den Wagenſchoppen, nahm die rothe Decke mit, und ging gegen den kleinen Stall des Jovial; die abgeſonderte Thüre war kaum durch einen Drücker geſchloſſen.

Bei dem Anblicke eines Fremden ſtürzte ſich Rabat-Joie auf ihn; allein ſeine Zähne ſtießen auf eiſerne Schienen, und der Prophet nahm, ungeachtet der Biſſe des Hundes, Jovial bei ſeiner Halfter, verhüllte ihm den Kopf mit der Decke, um ihn zu verhindern, zu ſehen und zu riechen, führte ihn zum Stalle hinaus, und lenkte ihn in das Innere ſeiner Menagerie, deren Thüre er ſchloß.

Zehntes Kapitel.

Der Ueberfall.

Als die Waiſen das Tagebuch ihres Vaters geleſen hatten, blieben ſie einige Zeit ſtumm, traurig und nachſinnend, dieſe durch die Zeit vergilbten Bogen betrachtend.

Dagobert, gleichfalls in ſich verſunken, dachte an ſeinen Sohn, an ſeine Frau, von welcher er ſchon ſo lange getrennt war, und die er bald zu ſehen hoffte.

Der Soldat, das Schweigen brechend, welches ſchon ſeit einigen Minuten währte, nahm die Bogen aus den Händen der Blanche, legte ſie ſorgfältig zuſammen, ſteckte ſie in ſeine Taſche, und ſagte zu den Waiſen:

„Nun denn, Muth meine Kinder . . . Sie ſehen, was für einen braven Vater Sie haben; denken Sie nur an die Wonne, ihn zu umarmen, und erinnern Sie ſich immer an den Namen des würdigen Jünglings, dem Sie dieſe Wonne verdanken werden; denn ohne ihn wäre Ihr Vater in Indien getödtet worden.“

„Er heißt Djalma . . . Wir werden ihn niemals vergeſſen,“ ſagte Roſe.

„Und wenn unſer Schutzengel Gabriel wieder kommt,“ — fügte Blanche bei, — „werden wir ihn bitten, über Djalma zu wachen, wie über uns . . !“

„Gut, meine Kinder, ich bin überzeugt, daß Sie nichts vergeſſen werden, wobei das Herz im Spiele iſt . . . Aber um auf den Reiſenden zurückzukommen, der Ihren armen Vater in Sibirien aufgeſucht hat: ein Monat nach den Ereigniſſen, die Sie ſo eben geleſen, und in dem Augenblicke, da er gegen die Engländer wieder zu Felde ziehen wollte, hatte er den General geſehen, und damals Ihr Vater dieſe Papiere und die Medaille ihm anvertraut.

„Aber wozu wird uns dieſe Medaille nützen, Dagobert?"

„Und was bedeuten dieſe darauf geprägten Worte?" fragte Roſe die Medaille aus ihrem Buſen ziehend.

Opfer
von
L. C. D. J.
Betet für mich.

Paris,
den 13. Februar 1682.

In Paris,
Straße Saint-François, Nr. 3.
In anderthalb Jahrhunderten
werdet Ihr ſeyn
am 13. Februar 1832.

Betet für mich.

„Ei, - meine Kinder, . . . dieß bedeutet, daß wir am 13. Februar 1832 in Paris, Straße Saint-François, Nr. 3. ſeyn müſſen."

„Aber was ſollen wir dort thun?"

„Ihre arme Mutter wurde ſo ſchnell von der Krankheit befallen, daß ſie es mir nicht ſagen konnte; nur ſo viel weiß ich, daß ſie dieſe Medaille von ihren Eltern bekam; ſie war eine in ihre Familie ſeit mehr als hundert Jahren aufbewahrte Reliquie."

„Und wie kam ſie in den Beſitz unſers Vaters?"

„Unter den Gegenſtänden, welche man in der Eile in ſeinen Wagen gepackt hatte, als er gewaltſam aus Warſchau abgeführt wurde, befand ſich auch ein Ihrer Mutter gehörendes Käſtchen, worin dieſe Medaille lag; ſeitdem konnte ſie der General, aus Mangel irgend einer Verſendungsgelegenheit, und unſeres Aufenthaltes unkundig, nicht zurückſchicken.“

„Dieſe Medaille iſt alſo für uns ſehr wichtig?“

„Ohne Zweifel; denn ſeit fünfzehn Jahren hab' ich Ihre Mutter nie ſo glücklich geſehen, als an dem Tage, da der Reiſende ſie ihr zurückbrachte. „Nun wird das „Schickſal meiner Kinder vielleicht eben ſo günſtig werden, als es bisher elend war,“ — ſagte ſie zu mir vor dem Fremden, mit Freudenthränen in den Augen; — „ich will den Gouverneur von Sibirien um die „Erlaubniß bitten, mit meinen Kindern nach Frankreich „gehen zu dürfen . . . Man wird vielleicht einſehen, „daß ich durch fünfzehnjährige Verbannung und durch „die Confiscation meiner Güter genug geſtraft bin . . . „Wenn man es mir verweigert . . . werde ich bleiben; „aber man wird mir wenigſtens erlauben, meine Kinder nach Frankreich zu ſenden, wohin Du ſie begleiten „wirſt, Dagobert; Du wirſt dann ſogleich abreiſen; „denn unglücklicherweiſe ging ſchon viel Zeit verloren „. . . denn kämeſt Du nicht vor dem 13ten Februar „in Paris an, ſo wäre dieſe ſchmerzliche Trennung, „dieſe ſo beſchwerliche Reiſe vergeblich.

„Wie kann ein einziger Tag der Verſpätung . . .“

„Wenn wir am vierzehnten anſtatt am dreizehnten „ankämen, wäre es nicht mehr Zeit,“ ſagte Ihre Mutter; „ſie gab mir auch einen großen Brief, den ich in der erſten Stadt, die wir erreichen würden, auf die Poſt nach Frankreich tragen ſollte, was ich auch gethan habe.“

„Und glaubſt Du, daß wir bis dahin in Paris ſeyn werden?“

„Ich hoffe es; wir müſſen jedoch, wenn Sie kräftig genug dazu ſind, einige Tagmärſche verdoppeln; denn ſo wir nur unſere fünf Meilen täglich zurücklegen, vorausgeſetzt ohne Unfall, ſo würden wir höchſtens erſt gegen Anfang des Februars in Paris ankommen, und es wäre beſſer, wenn es früher geſchähe.“

„Aber da unſer Vater in Indien iſt, und als zum Tode verurtheilt nicht nach Frankreich zurückkehren darf, wann werden wir ihn alſo wiederſehen?“

„Und wo werden wir ihn wiederſehen?“

„Arme Kinder, es iſt wahr . . . es giebt ſo viele Dinge, die Ihr nicht wißt; als der Reiſende ihn verließ, konnte der General noch nicht nach Frankreich zurückkehren; aber jetzt kann er es.“

„Und warum kann er es?“

„Weil im vorigen Jahre die Bourbons, welche ihn verbannt hatten, vertrieben wurden . . ., dieſe Nachricht wird nach Indien gekommen ſeyn, und Ihr Vater Sie gewiß in Paris erwarten, weil er hofft, daß Sie und Ihre Mutter am 13. Februar des nächſten Jahres dort ſeyn werden.“

„Ah, nun verſteh' ich's; wir können hoffen, ihn wieder zu ſehen,“ ſeufzte Roſe.

„Weißt Du, wie dieſer Reiſende heißt, Dagobert?“

„Nein, meine Kinder . . . aber daß er Peter oder

Jakob heißt; das iſt ein beherzter Mann. Als er Ihre Mutter verließ, hat ſie ihm weinend gedankt, daß er ſo ergeben, ſo gut gegen den General, gegen ſie und ihre Kinder geweſen. Dann hat er ihre Hände in die ſeinigen geſchloſſen, und zu ihr mit einer ſanften Stimme, die mich wider meinen Willen rührte, geſagt: „„Warum wir danken? Hat er nicht geſagt: Liebet einander!““

„Wer denn, Dagobert?“

„Ja, von wem wollte der Reiſende ſprechen?“

„Ich weiß es nicht; nur die Art, wie er dieſe Worte geſprochen, hat mich ergriffen, und dieß waren die letzten Worte, die er geſprochen hat.“

„Liebet einander! . . .“ wiederholte Roſe ſinnend.

„Wie ſchön dieſe Worte ſind! . . .“ fügte Blanche bei.

„Und wohin ging dieſer Reiſende?“

„Sehr weit . . . ſehr weit nach Norden, hat er Ihrer Mutter geantwortet; als ſie ihn fortgehen ſah, ſagte ſie zu mir, indem ſie von ihm ſprach: „Seine „ſanfte und traurige Sprache hat mich bis zu Thränen „gerührt; während er mit mir redete, fühlte ich mich „beſſer; ich liebte meinen Mann, meine Kinder, noch „mehr; und doch möchte man bei dem Anblicke des „Ausdruckes im Geſichte dieſes Fremden ſagen: daß er „nie gelächelt, nie geweint habe,“ fügte Ihre Mutter bei.“

„Als er fortgegangen war, folgten wir, ſie und ich, vor der Thüre ſtehend, ihm mit unſern Augen, ſo lange wir konnten; er ging mit geſenktem Kopfe. Sein Gang war langſam . . . ruhig . . . feſt . . . man hätte meinen ſollen, er zählte ſeine Schritte . . . und was ſeinen Schritt betrifft, hab' ich noch etwas bemerkt."

„Was denn, Dagobert?"

„Sie wiſſen, daß der Weg, welcher zum Hauſe führte, wegen der kleinen überfließenden Quelle immer feucht war . . ."

„Ja."

„Nun denn, die Spur ſeiner Schritte hatte ſich dem Eiſe eingeprägt, und ich bemerkte unter ſeiner Sohle in Kreuzesform eingeſchlagene Nägel . . ."

„Warum denn in Kreuzesform?"

„Sehen Sie," — ſagte Dagobert, indem er mit ſeinem Finger die Bettdecke ſiebenmal tupfte . . . ſehen Sie, ſo waren ſie unter ſeinem Abſatze eingeſchlagen:

```
  ●
● ● ●
  ●
  ●
  ●
```

„Sie ſehen, daß dieß ein Kreuz bildet."

„Was kann dieß bedeuten, Dagobert?"

„Der Zufall, vielleicht . . . . . . ja . . . der Zufall . . . und doch hat dieſes verwünſchte Kreuz, das er hinter ſich ließ, auf mich, wider meinen Willen, die Wirkung einer ſchlimmen Vorbedeutung gemacht;

denn kaum war er fort, als uns Mißgeſchick Schlag auf Schlag traf.“

„Ach, der Tod unſerer Mutter?“

„Ja, aber zuvor . . . ein anderer Kummer! . . . Sie waren noch nicht zurückgekommen; ſie ſchrieb eben ihre Bitte um die Erlaubniß, nach Frankreich zu reiſen, oder ihre Kinder hinzuſchicken, als ich den Galoppſchlag eines Pferdes höre; es war ein Kurier des General-Gouverneurs von Sibirien. Er brachte uns den Befehl, unſern Aufenthalt zu ändern; in drei Tagen ſollten wir uns andern Verurtheilten anſchließen, um mit ihnen vierhundert Meilen weiter nach Norden geführt zu werden. Alſo nach fünfzehnjähriger Verbannung verdoppelte man die Grauſamkeit, die Verfolgung gegen Ihre Mutter . . .“

„Und warum quälte man ſie ſo?“

„Man hätte ſagen mögen, ein böſer Geiſt ſey gegen ſie erbittert geweſen; denn einige Tage ſpäter würde uns der Reiſende nicht mehr in Milosk gefunden haben, oder, wenn ſpäter, doch ſo ferne, daß dieſe Medaille und die Papiere, welche er brachte, nichts mehr nützten . . . denn auch auf der Stelle ſodann abreiſend, wären wir kaum mehr zur rechten Zeit in Paris angekommen. „Wenn man ein Intereſſe daran hätte, „mich oder meine Kinder zu verhindern, nach Frankreich „zu reiſen, ſo würde man nicht anders handeln,“ — ſagte Ihre Mutter, — „denn uns jetzt vierhundert „Meilen weiter verbannen, heißt dieſe Reiſe nach Frank-

„reich in der beſtimmten Friſt unmöglich machen.“ — Und ſie verzweifelte bei dieſem Gedanken.“

„Hat vielleicht dieſer unvermuthete Kummer ihre plötzliche Krankheit veranlaßt?“

„Ach nein, meine Kinder; dieß war die hölliſche Cholera, welche erſcheint, ohne daß man weiß, woher ſie kommt; denn ſie reiſet auch . . . und trifft Sie wie der Blitzſtrahl; drei Stunden nach dem Fortgehen des Reiſenden, als Sie ganz heiter, ganz zufrieden, mit Ihren großen Blumenbouquets für Ihre Mutter, aus dem Walde heimkehrten . . . lag ſie faſt ſchon in den letzten Zügen . . . und unkennbar; der Ausbruch der Cholera wurde im Dorfe verkündet . . . Am Abende waren ſchon fünf Perſonen daran geſtorben . . . Ihre Mutter hatte nur noch ſo viel Zeit, Ihnen die Medaille an den Hals zu hängen, meine liebe kleine Roſe . . . Sie Beide mir anzuempfehlen . . . mich zu bitten, ſogleich unſere Reiſe anzutreten; als ſie todt war, konnte der neue Verbannungsbefehl, der ſie traf, auf Sie keine Wirkung mehr haben; der Gouverneur erlaubte mir, mit Ihnen nach Frankreich zu reiſen; nach dem letzten Willen Ihrer . . .“

Der Soldat konnte nicht ausreden; er verhüllte ſeine Augen mit der Hand, während die Waiſen ſich ſchluchzend umarmten.

„Oh,“ — fuhr Dagobert, nach einem Momente ſchmerzlichen Schweigens mit Stolz fort, „Sie haben ſich aber als würdige Töchter des Generals bewieſen . . .

Ungeachtet der Gefahr, ließen Sie ſich nicht vom Bette Ihrer Mutter entfernen; Sie blieben bei ihr bis zu ihrem Ende . . . Sie haben ihr die Augen zugedrückt, Sie haben die ganze Nacht bei ihr gewacht . . . und Sie wollten nicht eher reiſen, als bis Sie mich das kleine hölzerne Kreuz auf die Grube pflanzen geſehen, die ich gegraben hatte."

Dagobert hielt plötzlich inne.

„Ein ſonderbares verzweifeltes Wiehern, untermengt mit wildem Gebrülle, jagte den Soldaten von ſeinem Stuhle auf; er erblaßte, und rief aus:

„Das iſt Jovial! Mein Pferd! Was thut man meinem Pferde?"

Dann öffnete er die Thüre, und eilte die Treppe hinab.

Die beiden Schweſtern drängten ſich aneinander, von dem plötzlichen Aufbruche des Soldaten ſo erſchreckt, daß ſie nicht ſahen, wie eine ungeheure Hand durch die zerbrochenen Fenſter griff, die Schieberſtange derſelben öffnete, die Fenſterflügel heftig wegſtieß, und die auf einen kleinen Tiſch, auf dem der Torniſter des Soldaten lag, geſtellte Lampe umſtürzte.

Die Waiſen befanden ſich nun in der tiefeſten Finſterniß.

Eilftes Kapitel.

Jovial und der Tod.

Morok hatte Jovial mitten in ſeine Menagerie geführt, und ihm dann die Decke abgenommen, die ihn am Sehen und Riechen hinderte.

Kaum hatten der Tiger, der Löwe und der Panther ihn erblickt, als dieſe ausgehungerten Thiere ſich gegen die Gitterſtangen ihrer Käfige ſtürzten.

Das Pferd, von Schrecken ergriffen, mit geſtrecktem Halſe und ſtarrem Auge, zitterte an allen Gliedern, und ſchien an den Boden genagelt; ein heftiger und eiſiger Schweiß rieſelte plötzlich von ſeinen Weichen.

Der Löwe und der Tiger ſtießen ein entſetzliches Gebrüll aus, indem ſie in ihren Behältern ſich wüthend geberdeten.

Der Panther brüllte nicht . . . aber ſeine ſtumme Wuth war ſchauderhaft.

Mit einem raſenden Sprunge, auf die Gefahr hin, ſich den Schädel zu zerſchmettern, ſtürzte er ſich von der Tiefe des Käfigs bis zu den Stangen; dann, immer ſtumm, immer erbittert, kehrte er bis zum äußerſten Rande des Behälters kriechend zurück, und ſuchte mit einem neuen, eben ſo ungeſtümen als blinden Anſprunge, das Gitterwerk wieder zu erſchüttern.

Dreimal hatte er dieſen Sprung gemacht . . .

ſchrecklich, ſchweigend . . . als das Pferd, von der Unbeweglichkeit des Entſetzens ſich erholend, ein langes Wiehern ausſtieß, und beſtürzt gegen die Thüre rannte, durch welche man es hereingeführt hatte.

Als es ſie verſchloſſen fand, ſenkte es den Kopf, bog ein wenig die Beine, ſtreifte mit ſeinen Nüſtern die Spalte zwiſchen dem Boden und den Dielen der Thüre, als wollte es friſche Luft athmen, dann, immer beſtürzter, verdoppelte es ſein Wiehern, indem es kräftig mit ſeinen Vorderfüſſen an die Thüre ſchlug.

Der Prophet näherte ſich dem Käfige des Todes in dem Augenblicke, wo er ſeinen Sprung wiederholen wollte. Der ſchwere Riegel, welcher das Gitter ſchloß, durch die Pike des Thierbändigers zurückgeſchoben, wich, ging aus der eiſernen Krampe . . . und in einer Sekunde hatte der Prophet die Hälfte der Leiter erklommen, die in ſeinen Speicher führte . . .

Das Brüllen des Tigers und Löwen, vereint mit Jovial's Wiehern, drang nun durch alle Räume des Wirthshauſes.

Der Panther hatte ſich neuerdings mit ſo wüthender Erbitterung auf das Gitterwerk geſtürzt, daß er, als es nachgab, mit einem Sprunge mitten in den Wagenſchoppen fiel.

Der Schimmer der Leuchte ſpiegelte ſich auf dem glänzenden Ebenholz-Schwarz ſeines mit mattſchwarzen Flecken überſäeten Felles . . . Einen Augenblick blieb er regungslos, auf ſeinen Gliedern kauernd . . . den

Kopf auf den Boden lang hinſtreckend, wie um die Sprungweite zu bemeſſen, deren er bedürfe, um das Pferd zu erreichen; dann ſtürzte er ſich plötzlich auf daſſelbe.

Als Jovial ihn aus dem Käfige kommen ſah, warf er ſich mit einer heftigen Seitenwendung auf die Thüre, die ſich von außen nach innen öffnete ... und ſtemmte ſich mit allen ſeinen Kräften dagegen, wie wenn er ſie hätte einbrechen wollen. In dem Augenblicke, da der Tod aufſprang, bäumte er ſich faſt gerade empor; aber jener, ſchnell wie der Blitz, klammerte ſich an ſeine Kehle, und ſchlug ihm zugleich die ſpitzigen Krallen ſeiner Tatzen vorne in die Bruſt.

Die Halsader des Pferdes borſt; rothe Blutſtrahlen ſprudelten unter dem Zahne des Panthers von Java, der dann, auf ſeine Hintertatzen geſtützt, ſein Opfer gewaltig gegen die Thüre drückte und mit ſeinen ſpitzigen Klauen ihm die Weiche zerriß und aufwühlte ...

Das Pferd bebte und keuchte; ſein erſticktes Wiehern wurde gräßlich.

Plötzlich ertönten die Worte:

„Jovial ... Muth ... ich bin da .. Muth ....“

Dieß war Dagobert's Stimme, der ſich in verzweifelten Verſuchen erſchöpfte, die Thüre zu ſprengen, hinter welcher dieſer blutige Kampf geſchah.

„Jovial, —“ wiederholte der Soldat, — „da bin ich ... ich helfe Dir ...“

Bei dieſem freundlichen, wohlbekannten Tone, ſuchte das arme Thier, faſt ſchon verendend, den Kopf gegen die Stelle zu wenden, von welcher die Stimme ſeines Herrn kam, antwortete ihm mit kläglichem Wiehern, und unter den Anſtrengungen des Panthers zuſammenbrechend, fiel es . . . anfangs auf die Knie, dann auf die Weiche . . . ſo daß ſein Rücken und ſein Widerriß, die Thüre ertlang, das Oeffnen derſelben verhinderten.

Alles war vorüber.

Der Panther kauerte auf dem Pferde, klammerte ſich mit ſeinen Vorder- und Hinterkrallen feſt, ungeachtet es noch manchmal ſchwach ausſchlug, und durchwühlte ſeine Weiche mit blutiger Schnauze.

„Zu Hülfe . . meinem Pferde zu Hülfe!“ ſchrie Dagobert, vergebens verſuchend, das Schloß zu erſchüttern; dann fügte er wüthend bei:

„Und keine Waffen . . . keine Waffen! . .“

„Nehmt Euch in Acht! . .“ rief der Thierbändiger aus.

Und er erſchien am Dachfenſter des Speichers, das gegen den Hof zu aufging.

„Verſucht nicht hineinzugehen, es koſtet Euch das Leben . . . mein Panther iſt wüthend . . .“

„Aber mein Pferd . . . mein Pferd . . .“ ſchrie Dagobert mit herzzerreiſſender Stimme.

„Es iſt während der Nacht aus ſeinem Stalle gegangen, und, die Thüre aufſtoſſend, in den Wagenſchoppen gekommen; bei ſeinem Anblicke hat der Panther ſeinen Käfig aufgeſprengt, und ſich auf das Pferd geſtürzt . . . Ihr werdet für alles Unglück haften, welches entſtehen kann," — ſetzte der Thierbändiger mit drohender Miene hinzu, — „denn ich laufe die größte Gefahr, wenn ich den Tod wieder in ſeinen Behälter bringen muß."

„Aber mein Pferd . . . Rettet mein Pferd! !" ſchrie Dagobert, verzweiflungsvoll bittend.

Der Prophet verſchwand von der Dachlucke.

Das Brüllen der Thiere und Dagobert's Schreien, weckte alle Leute im Wirthshauſe zum weißen Falken. Hier und da ward es an den Fenſtern lichthell, welche eilig geöffnet wurden. Bald rannten die Kellner des Wirthshauſes mit Laternen in den Hof, umringten Dagobert, und fragten, was ſich denn ſo eben ereignet habe.

„Mein Pferd iſt d'rein . . . und eines von den Thieren dieſes Elenden ſeinem Käfige entſprungen," rief der Soldat aus, indem er fortfuhr, die Thüre zu erſchüttern.

Bei dieſen Worten entflohen die ſchon durch das gräßliche Brüllen erſchreckten Leute, um eilig den Wirth davon in Kenntniß zu ſetzen.

Man begreift die Angſt des Soldaten, welcher immer erwartete, daß die Thüre des Wagenſchoppens aufgehen werde.

Blaß, keichend, das Ohr an das Schloß ſchmiegend, horchte er . . . Nach und nach hatte das Brüllen aufgehört; er vernahm nur noch ein dumpfes Grollen, und den unglücklichen wiederholten Zuruf der harten und kurzen Stimme des Propheten:

„Tod . . . hierher . . . Tod!“

Die Nacht war ganz finſter. Dagobert bemerkte Goliath nicht, welcher, vorſichtig das Ziegeldach entlang kriechend, durch das Fenſter der Dachſtube in den Speicher zurückkehrte.

Bald ging die Hofthüre von Neuem auf; der Beſitzer des Wirthshauſes erſchien, gefolgt von mehrern Männern; mit einem Carabiner bewaffnet, näherte er ſich vorſichtig; ſeine Leute trugen große Gabeln und Stöcke.

„Was giebt's denn da?“ — fragte er, auf Dagobert zugehend, — „was für eine Unruhe in meinem Wirthshauſe! . . Zum Teufel die Thierzeiger und die Nachläſſigen, welche die Halfter eines Pferdes nicht an die Krippe zu binden wiſſen! . . Wenn Ihr Thier verwundet iſt . . . deſto ſchlimmer für Sie . . . Sie mußten beſſer dafür ſorgen.“

Anſtatt auf dieſe Vorwürfe zu antworten, machte der Soldat, immer horchend, was im Innern des Wagenſchoppens vorgehe, eine Geberde mit der Hand, daß man ſchweigen möge.

Plötzlich hörte man einen Ausbruch wilden Brüllens, gefolgt von einem ſtarken Schrei des Propheten, und faſt alſogleich heulte der Panther auf klägliche Weiſe.

„Sie ſind ohne Zweifel die Urſache eines großen

Unglücks," ſagte der erſchrockene Wirth zum Soldaten; „haben Sie den Schrei gehört! . . . Morok iſt vielleicht gefährlich verwundet."

Dagobert wollte dem Wirthe antworten, als die Thüre aufging; Goliath erſchien auf der Schwelle, und ſagte:

„Man kann eintreten, es iſt keine Gefahr mehr."

Das Innere der Menagerie bot einen traurigen Anblick.

Der Prophet, bleich, konnte ſeine Bewegung unter einer ſcheinbaren Ruhe kaum verbergen; er kniete einige Schritte vor dem Käfige des Panthers in einer andächtigen Stellung; an der Bewegung ſeiner Lippen erkannte man, daß er betete.

Bei dem Anblicke des Wirthes und der Leute des Wirthshauſes, ſtand Morok auf, und ſagte mit feierlicher Stimme:

„Ich danke Dir, mein Gott . . . daß ich noch einmal durch die Kraft ſiegen konnte, die Du mir verliehen haſt."

Dann ſchien er, die Arme auf ſeine Bruſt kreuzend, mit ſtolzer Stirne und gebieteriſchem Blicke, des Triumphes zu genießen, den er ſo eben über den Tod davongetragen, der, in der Tiefe ſeines Käfiges hingeſtreckt, noch ein klägliches Geheul ausſtieß.

Die Zuſchauer dieſes Auftrittes, welche nicht wußten, daß der Pelz des Thierbändigers eine vollſtändige Rüſtung verbarg, und das Heulen des Panthers für

Furcht hielten, waren von Anſtaunen und Bewunderung der Unerſchrockenheit und faſt übernatürlichen Macht dieſes Mannes ergriffen.

Einige Schritte hinter ihm ſtand Goliath, auf ſeine eſchene Picke geſtützt . . .

Endlich, nicht ferne vom Käfige, mitten in einem Meere von Blut, lag Jovials todter Leib.

Als Dagobert dieſe blutigen . . . zerriſſenen Reſte erblickte, blieb er unbeweglich, und ſein rauhes Geſicht nahm einen Ausdruck tiefen Schmerzes an ... Dann, auf die Knie ſinkend, hob er Jovial's Kopf empor. Da er nun jene Augen gebrochen, glaſicht und halbgeſchloſſen fand, die vor Kurzem noch ſo verſtändig und ſo fröhlich waren, wenn ſie ſich gegen ihren geliebten Herrn wendeten, konnte der Soldat einen herzzerreiſſenden Aufſchrei nicht unterdrücken . . .

Dagobert vergaß ſeinen Zorn, die bedauernswürdigen Folgen dieſes für die Intereſſen der zwei jungen Mädchen ſo verhängnißvollen Unfalles, die ſo ihre Reiſe nicht fortſetzen konnten; er dachte nur an den ſchrecklichen Tod dieſes armen alten Pferdes, ſeines ehemaligen Beſchwerden- und Kriegsgenoſſen, des treuen, zweimal, wie er, verwundeten Thieres . . . und das er ſeit ſo vielen Jahren nicht verlaſſen hatte.

Dieſe qualvolle Gemüthsbewegung war auf eine ſo ſchmerzliche, ſo rührende Weiſe, in den Zügen des Soldaten ausgeprägt, daß der Beſitzer des Wirthshauſes und deſſen Leute, bei dem Anblicke dieſes großen, vor dem todten Pferde knieenden Alten, einen Augenblick von Mitleiden ſich gerührt fühlten.

Als aber Dagobert, im Laufe dieſer bedauernden Aeußerungen, ſich erinnerte, daß Jovial auch ſein Gefährte in der Verbannung geweſen; daß die Mutter der Waiſen früherhin, wie ihre Töchter, eine beſchwerliche Reiſe mit dieſem unglücklichen Thiere gemacht hatten, kamen dem Soldaten die traurigen Folgen des ſo eben erlittenen Verluſtes plötzlich in den Sinn; die Wuth folgte der Rührung; er ſprang auf, und ſtürzte ſich mit grimmig funkelnden Augen auf den Propheten; mit der einen Fauſt packte er ihn an der Kehle, und mit der andern verſetzte er ihm militäriſch fünf oder ſechs Stöſſe auf die Bruſt, welche ſich an Morok's Panzerhemde brachen.

„Schurke . . . Du wirſt mir für den Tod meines Pferdes haften!“ — ſagte der Soldat, ſeine Züchtigung fortſetzend.

Morok, mager und dünngliederig, konnte mit Dagobert nicht vortheilhaft ringen, der, von ſeiner großen Geſtalt begünſtiget, noch eine ungemeine Stärke zeigte. Es bedurfte der Einmiſchung Goliath's und des Beſitzers des Wirthshauſes, um den Propheten den Händen des ehemaligen Grenadiers zu entreiſſen.

Nach einigen Augenblicken trennte man die beiden Kämpfer. Morok war bleich vor Wuth. Neue Anſtrengungen waren nöthig, um ihn zu verhindern, die Pike zu ergreifen, womit er Dagobert durchbohren wollte.

Aber das iſt abſcheulich!“ rief der Wirth dem Soldaten zu, der verzweiflungsvoll ſeine zwei runzeligen Fäuſte an ſeinen Schädel ſchlug.

„Sie ſetzen dieſen würdigen Mann der Gefahr aus, von ſeinen Beſtien verſchlungen zu werden,“ fuhr der Wirth fort, — „und wollen ihn auch noch umbringen . . . Beträgt ſich ein Graubart ſo? Muß man die Polizei holen? Am Abende haben Sie ſich vernünftiger benommen.“

Dieſe Worte brachten den Soldaten wieder zur Beſinnung; er bedauerte um ſo mehr ſeinen Ungeſtüm, da ſeine Eigenſchaft als Fremder die Verlegenheiten ſeiner Lage vermehren konnte; er mußte um jeden Preis ſich Entſchädigung für ſein Pferd verſchaffen, um ſeine Reiſe fortſetzen zu können, deren Erfolg durch einen einzigen Tag der Verſpätung bloßgeſtellt werden konnte. Durch eine gewaltſame Selbſtüberwindung gelang es ihm, ſich zu bezwingen.

„Sie haben recht . . . ich war zu lebhaft,“ ſagte er zum Wirthe mit gereizter Stimme, die er zu beſchwichtigen ſuchte. „Mir iſt vorhin die Geduld ausgegangen. Aber muß denn dieſer Menſch nicht für den Verluſt meines Pferdes verantwortlich ſein? Ich erkenne Sie als Richter hierüber.“

„Wohlan, als Richter bin ich nicht Ihrer Meinung, Sie tragen die Schuld an allem. Sie werden Ihr Pferd nicht gut angehängt haben, und es wird in dieſen Wagenſchoppen gegangen ſein, deſſen Thüre ohne Zweifel halb geöffnet war,“ — ſagte der Wirth, der augenſcheinlich die Partei des Thierbändigers nahm.

„Es iſt wahr,“ — erwiederte Goliath; — „ich erinnere mich, daß ich die Thüre bei Nacht halboffen ließ, um den Thieren Luft zu verſchaffen; die Käfige waren gut verſchloſſen, und ſohin keine Gefahr.“

„Das iſt richtig!“ ſagte einer der Umſtehenden.

„Es bedurfte des Anblickes des Pferdes, um den Panther ſo wüthend zu machen, daß er ſeinen Käfig ſprengte,“ bemerkte ein Anderer.

„Der Prophet hat weit mehr Urſache, ſich zu beklagen,“ — äußerte ein Dritter.

„Es liegt wenig an der Meinung der Einen oder der Andern, “ — erwiederte Dagobert, dem die Geduld zu ſchwinden begann, — „ich ſage, daß ich auf der Stelle Geld oder ein Pferd haben muß, ja, auf der Stelle; denn ich will dieſes Wirthshaus des Unglückes verlaſſen.“

„Und ich ſage, daß Ihr mich entſchädigen müßt,“ rief Morok aus, der ohne Zweifel dieſen Theatercoup für das Ende aufſparte; denn er zeigte ſeine mit Blut beſudelte, bis jetzt im Aermel ſeines Pelzes verſteckte Hand. — „Ich werde vielleicht Lebenslang ein Krüppel ſein,“ — fügte er bei. „Seht, welche Wunde mir der Panther gemacht hat!“

Dieſe Wunde war, ohne die Wichtigkeit zu haben, welche ihr der Prophet beilegte, ſehr tief. Dieſer letzte Grund ſicherte ihm die allgemeine Sympathie. Ohne

Zweifel auf dieſen Zwiſchenfall zählend, um den Gewinn einer Sache zu veranlaſſen, die er als die ſeinige betrachtete, ſagte er zum Stalljungen:

„Es giebt nur ein Mittel, der Sache ein Ende zu machen . . . dieß iſt: ſogleich den Herrn Bürgermeiſter *) zu wecken, und ihn zu bitten, hierher zu kommen; er wird entſcheiden, wer recht oder unrecht hat.“

„Ich wollte es Ihnen vorſchlagen,“ — ſagte der Soldat, — „denn im Grunde kann ich mir nicht ſelbſt Recht verſchaffen.“

„Fritz, lauf zum Herrn Bürgermeiſter!“ — befahl der Wirth.

Der Junge lief eilig fort. Der Wirth, welcher durch das Verhör des Soldaten bloßgeſtellt zu werden fürchtete, deſſen Ueberwachung er durch das Nichtabfordern ſeiner Papiere vernachläſſigt hatte, ſagte zu ihm:

„Der Bürgermeiſter dürfte in ſehr ſchlechter Laune

---

*) Wir wiſſen ſehr wohl, daß man „Meckern“ ſchreibt, und nicht „Meckern,“ und daß es in deutſchen Dörfern weder „Bürgermeiſter“ noch „Bürger“ giebt; allein wir ſind geſonnen, eine möglichſt-wörtliche Ueberſetzung des franzöſiſchen Originals, mit allen Eigenthümlichkeiten deſſelben zu liefern, und hoffen dadurch die Aufgabe einer ächten Original-Ueberſetzung am Beſten zu löſen.

A. d. Ueb.

ſein . . . da er ſo ſpät noch geſtört wird. Ich habe keine Luſt, darunter zu leiden; daher wollen Sie mir Ihre Papiere bringen, wenn ſie in Ordnung ſind . . . denn ich hatte unrecht, ſie mir nicht heute Abend bei Ihrer Ankunft vorlegen zu laſſen.“

„Sie liegen oben in meinem Torniſter; Sie ſollen ſie bekommen,“ — erwiederte der Soldat.

Dann, ſein Geſicht abwendend, und mit der Hand ſeine Augen bedeckend, als er an Jovial's todtem Körper vorüberſchritt, ging er fort, um wieder zu den zwei Schweſtern zu kommen.

Der Prophet folgte ihm mit triumphirendem Blicke, und dachte ſich:

„Da geht er hin ohne Pferd, ohne Geld, ohne Papiere . . . Mehr konnte ich nicht thun . . . weil es mir unterſagt war, mehr zu thun . . . und weil ich ſo ſehr als möglich Liſt gebrauchen, und den Schein bewahren mußte . . . Jedermann wird dieſem Soldaten unrecht geben. Ich kann wenigſtens dafür gutſtehen, daß er von jetzt an in einigen Tagen ſeine Reiſe nicht fortſetzen wird, weil ſo große Intereſſen an ſeine Verhaftung, und an jene dieſer zwei jungen Mädchen ſich zu knüpfen ſcheinen.“

Eine Viertelſtunde nach dieſer Betrachtung des Thierbändigers, verließ Karl, Goliath's Kamerad, ſein Verſteck, wohin ſein Meiſter ihn, für die Dauer des Abends, gewieſen hatte, und ging nach Leipzig als Träger eines Briefes, welchen Morok ſo eben eilig geſchrieben, und

Karl, ſogleich nach ſeiner Ankunft, auf die Poſt geben ſollte.

Die Adreſſe dieſes Briefes lautete ſo:

„An Herrn
Herrn Rodin,
Straße du Milieus-des-Urſins, Nro. 11.
in Paris,
Frankreich.“

Zwölftes Kapitel.

Der Bürgermeiſter.

Dagobert's Unruhe nahm immer mehr zu, gewiß war ſein Pferd nicht freiwillig in den Wagenſchoppen gekommen; er ſchrieb dieſes unglückliche Ereigniß der Bosheit des Thierbändigers zu; aber vergebens fragte er ſich nach der Urſache der Erbitterung dieſes Elenden gegen ihn, und er dachte mit Schrecken daran, daß ſeine Sache, ſo gerecht ſie auch wäre, von der guten oder böſen Stimmung eines dem Schlafe entriſſenen Richters abhange, der auf trügeriſchen Anſchein verurtheilen könnte.

Feſt entſchloſſen, den Waiſen ſo lange als möglich den neuen Schlag zu verſchweigen, der ſie getroffen, öffnete er die Thüre ihres Zimmers, nachdem er ſich an Rabat-Joie geſtoſſen: denn der Hund war nach ſeinem vergeblichen Verſuche, den Propheten an der Wegführung Jovial's zu verhindern, wieder an ſeinen Poſten gelaufen.

„Glücklicherweiſe iſt der Hund wieder hierher gekommen; die armen Kleinen waren bewacht," — ſagte der Soldat, die Thüre öffnend.

Zu ſeiner großen Ueberraſchung herrſchte die größte Finſterniß im Zimmer.

„Meine Kinder . . ." — rief er aus, — „warum ſind Sie denn ohne Licht?"

Man antwortete ihm nicht.

Erſchrocken eilte er im Dunkeln zum Bette, faßte die Hand von einer der beiden Schweſtern: dieſe Hand war eiskalt.

„Roſe! . . . meine Kinder!" — rief er aus, — „Blanche! Antworten Sie mir doch . . . Sie machen mir Angſt . . ."

Das nämliche Schweigen . . . die Hand, welche er hielt, gab kalt und ſchlapp ſeinen Bewegungen nach.

Der Mond, ſo eben aus den ſchwarzen Wolken auftauchend, die ihn umkreiſeten, warf in dieſes kleine Zimmer, und auf das dem Fenſter gegenüberſtehende Bett eine hinreichend lebhafte Helle, daß der Soldat die beiden ohnmächtigen Schweſtern ſah.

Das bläuliche Licht des Mondes vermehrte noch die Bläſſe der Waiſen; ſie hielten ſich halb umſchlungen, Roſe hatte ihr Köpfchen am Buſen der Blanche verborgen.

„Sie werden vor Schrecken unwohl geworden ſeyn,“ rief Dagobert aus, indem er ſchnell nach ſeiner Kürbis-Flaſche griff. — „Arme Kinder! Nach einem Tage ſo voller Gemüthsaufregungen iſt es nicht zu verwundern!“

Und der Soldat, die Ecke eines Taſchentuches mit einigen Tropfen Branntwein befeuchtend, kniete vor das Bett hin, rieb ſachte die Schläfen der beiden Schweſtern, und hielt ihnen das in Geiſtiges getauchte Tuch unter ihre kleinen roſigen Näschen . . .

Immer knieend, ſein braunes, unruhiges, bewegtes Geſicht gegen die Waiſen neigend, wartete er einige Sekunden, bevor er von dem einzigen Hülfsmittel, das er zur Hand hatte, wieder Gebrauch machte.

Eine leichte Bewegung der Roſe gab dem Soldaten einige Hoffnung; das junge Mädchen wendete ſeufzend ſeinen Kopf auf dem Kiſſen; gleich darnach fuhr es auf, öffnete eben ſo erſtaunt als erſchreckt ſeine Augen, und rief, da es Dagobert nicht ſogleich erkannte, aus:

„Meine Schweſter!“ — und warf ſich Blanche in die Arme.

Dieſe begann die Wirkungen der Sorgfalt des Soldaten zu fühlen. Roſe's Schrei zog ſie völlig aus ihrer Erſtarrung; von Neuem ihren Schrecken theilend, ohne deſſen Urſache zu kennen, preßte ſie ſich an ſie.

„Sie ſind zu ſich gekommen . . . das iſt die Hauptſache,“ — ſagte Dagobert. „Nun wird die thörichte Furcht bald verſchwinden.“ — Dann fügte er bei, ſeine Stimme mildernd:

„Nun denn, meine Kinder ... Muth ... es geht beſſer mit Ihnen ... ich bin's ... ich bin da ... ich ... Dagobert ...“

Die Waiſen machten eine raſche Bewegung, wendeten gegen den Soldaten ihre holdſeligen Geſichtchen, noch voll Unruhe und Verſtörung, und aus anmuthigem Antriebe reichten ihm Beide die Hände mit dem Ausrufe:

„Du biſt's ... Dagobert ... wir ſind gerettet ...“

„Ja, meine Kinder ... ich bin's,“ — ſagte der Veteran, ihre Hände mit den ſeinigen faſſend, und mit dem Gefühle des Glückes drückend. — „Sie haben alſo während meiner Abweſenheit große Furcht ausgeſtanden?“

„Oh! Furcht ... um daran zu ſterben ...“

„Wenn Du wüßteſt ... mein Gott ... wenn Du wüßteſt ...“

„Aber die Lampe iſt ausgelöſcht? Warum?“

„Durch uns nicht ...“

„Gut, beruhigen Sie ſich, arme Kinder, und erzählen Sie mir dieß ... Dieſes Wirthshaus ſcheint mir nicht ſicher ... Zum Glücke werden wir es bald verlaſſen ... Verwünſchtes Geſchick, das mich hierher geführt ... Je nun, es gab kein anderes Wirthshaus in dieſem Dorfe ... Was iſt denn geſchehen? ...“

„Kaum warſt Du fort ... als das Fenſter heftig aufging, und die Lampe nebſt dem Tiſche mit ſchrecklichem Getöſe umgefallen iſt.“

„Dann fürchteten wir uns, wir umſchlangen uns mit einem Schrei; denn wir glaubten auch im Zimmer gehen zu hören.“

„Und wir fühlten uns unwohl, ſo ſehr hatten wir Furcht . . .“

Von dem unglücklichen Wahne verleitet, daß die Heftigkeit des Windes bereits auch die Scherben zerbrochen, und das Fenſter erſchüttert habe, hielt Dagobert die Schieberſtange für ſchlecht geſchloſſen, ſohin die Urſache dieſes zweiten Unfalles für die nämliche, wie jene des erſten, und glaubte, daß der Schrecken die Waiſen täuſchte.

„Wenn auch; das iſt vorüber; denken wir nicht mehr daran; beruhigen Sie ſich,“ — ſagte er zu ihnen.

„Aber warum haſt Du uns denn ſo ſchnell verlaſſen, Dagobert?“

„Ja, nun erinnere ich mich daran; nicht wahr, meine Schweſter, wir haben einen großen Lärm gehört, und Dagobert iſt nach der Treppe gelaufen, indem er ſagte: mein Pferd . . . was thut man meinem Pferde?“

„Alſo war's Jovial, der wieherte?“

Dieſe Fragen erneuerten die Herzensbeklemmung des Soldaten; er ſcheute ſich, darauf zu antworten, und ſagte mit verlegener Miene:

„Ja . . . Jovial wieherte . . . aber es war nichts! . . . Ah, wir müſſen Licht haben. Wiſſen

Sie, wohin ich geſtern Abend mein Feuerzeug gelegt habe? Daß Dich! ich verliere den Kopf; es iſt in meiner Taſche. Da iſt glücklicherweiſe eine Kerze: ich will ſie anzünden, um in meinem Torniſter die Papiere zu ſuchen, deren ich bedarf."

Dagobert ließ einige Funken ſprühen, machte Licht, und ſah wirklich den Kreuzſtock noch halbgeöffnet, den Tiſch umgeſtürzt, und neben der Lampe ſeinen Torniſter; er ſchloß das Fenſter, hob den kleinen Tiſch wieder auf, legte ſeinen Torniſter darauf, und löſete die Schnallen an dieſem, um ſeine darin befindliche Brieftaſche herauszunehmen, ſo wie ſein Kreuz und ſeine Börſe aus einer Art von Taſche zwiſchen dem Futter und Leder des Torniſters, der nicht durchwühlt zu ſeyn ſchien, in Folge der Sorgfalt, womit die Riemen wieder eingepaßt waren.

Der Soldat ſteckte ſeine Hand in die Taſche, die gleich vorne im Torniſter war, und fand nichts.

Von Ueberraſchung niedergedonnert, erblaßte er, und rief aus, einen Schritt zurückprallend:

„Wie!!! Nichts!"

„Dagobert, was fehlt Dir denn?" fragte Blanche.

Er antwortete nicht.

Unbeweglich, über den Tiſch geneigt, ſtand er da, die Hand immer in der Taſche ſeines Torniſters . . . Dann ſogleich einer unbeſtimmten Hoffnung ſich hingebend . . . denn eine ſo grauſame Wirklichkeit ſchien ihm unmöglich, leerte er haſtig den Inhalt des Torniſters auf den Tiſch aus: es waren ärmliche, halbabgenützte Kleidungsſtücke, ſein alter Uniformrock der Grenadiere zu Pferd der kaiſerlichen Garde, eine heilige Reliquie für den Soldaten. Aber Dagobert hatte gut jedes Kleidungsſtück durchſtöbern; er fand darin weder ſeine Börſe, noch ſeine Brieftaſche, worin ſeine Papiere lagen, die Briefe des Generals Simon und ſein Kreuz.

Vergebens faßte der Soldat mit jener ſchrecklichen Knabenhaftigkeit, welche immer verzweifelte Nachforſchungen begleitet, den Torniſter an den beiden Enden, und ſchüttelte ihn kräftig: nichts fiel heraus.

Die Waiſen ſchauten ſich unruhig an, da ſie das Schweigen und die Beſchäftigung Dagoberts nicht begriffen, der ihnen den Rücken wendete.

Blanche wagte es, ihn mit ſchüchterner Stimme zu fragen:

„Was fehlt Dir denn? ... Du antworteſt nicht .. Was ſucheſt Du denn in Deinem Torniſter?“

Immer noch ſtumm, durchwühlte Dagobert ſich ſelbſt haſtig, kehrte alle ſeine Taſchen um, nichts . . .

Vielleicht zum Erſtenmale in ihrem Leben hatten ſeine zwei Kinder, wie er ſie nannte, eine Frage an ihn geſtellt, ohne daß er ihnen antwortete.

Blanche und Roſe fühlten ſchwere Thränen aus ihren Augen quellen; ſie glaubten, der Soldat zürne, und getrauten ſich nicht mehr, ihn anzureden.

„Nein . . . nein . . . das kann nicht . . . nein.“

ſagte der Veteran, die Hand an ſeine Stirne legend, und nachſinnend, wohin er für ihn ſo koſtbare Gegenſtände mochte gelegt haben, da er ſich noch nicht entſchließen wollte, an ihren Verluſt zu glauben . . .

Ein Freudenſtrahl leuchtete aus ſeinen Augen . . . er nahm ſchnell von einem Stuhle das Felleiſen der Waiſen; es enthielt ein wenig Leinenzeug, zwei ſchwarze Kleider, und ein Käſtchen von weißem Holze, worin ein ſeidenes Taſchentuch, das ihrer Mutter gehört hatte, zwei Haarlocken von ihr, und ein ſchwarzes Band lagen, das ſie am Halſe getragen. Das Wenige, was ſie beſaß, hatte das ruſſiſche Gouvernement in Folge der Confiscation an ſich geriſſen. Dagobert durchwühlte es wiederholt völlig . . . durchſuchte die äußerſten Enden des Felleiſens, nichts . . . nichts . . .

Dießmal ſtützte er ſich, gänzlich vernichtet, auf den Tiſch. — Dieſer ſo ſtarke, ſo thatkräftige Mann fühlte ſich ſchwach werden . . . Sein Geſicht war glühend, und zugleich in eiſigem Schweiße gebadet . . . ſeine Knie zitterten unter ihm.

Man ſagt im gemeinen Leben, daß ein Ertrinkender ſich an einen Strohhalm klammere; ſo macht es auch die Verzweiflung, welche durchaus nicht verzweifeln will; Dagobert überließ ſich einer letzten, abgeſchmackten, tollen, unmöglichen Hoffnung . . . er wendete ſich raſch gegen die beiden Waiſen, und ſagte zu ihnen . . . ohne an die Beſtürzung ſeiner Züge und ſeiner Stimme zu denken:

„Hab' ich ſie Ihnen nicht gegeben . . . zum Aufbewahren . . . ſprechen Sie?“

Anſtatt ihm zu antworten, ſtießen Roſe und Blanche, erſchrocken über ſeine Bläſſe, und über den Ausdruck ſeines Geſichtes, einen Schrei aus.

„Mein Gott . . . mein Gott . . . was fehlt Dir denn?“ murmelte Roſe.

„Haben Sie ſie . . . ja oder nein?“ rief mit einer Donnerſtimme der durch ſeinen Schmerz verblendete Unglückliche. „Wenn nicht . . . ſo nehm' ich das nächſte beſte Meſſer, und . . . ſtoſſe es mir mitten in den Leib!“

„Ach! Du biſt ſo gut . . . verzeih uns, wenn wir Dir einen Kummer gemacht haben . . .“

„Du liebſt uns ſo ſehr . . . Du könnteſt uns nichts zu Leide thun . . .“

Und die Waiſen fingen zu weinen an, indem ſie ihre Hände bittend dem Soldaten entgegenſtreckten.

Dieſer betrachtete ſie, ohne ſie zu ſehen, mit wildem Blicke; dann ſtellte ſich bald jene Art entſchwundenen Taumels, die Wirklichkeit, mit allen ihren ſchrecklichen Folgen ſeinem Innern dar; er rang die Hände, ſank vor dem Bette der Waiſen auf die Knie, ſtützte ſeine Stirne auf daſſelbe mit herzzerreißendem Schluchzen; denn dieſer eiſerne Mann ſchluchzte; man hörte nur dieſe abgebrochenen Worte:

„Verzeihung... Verzeihung... Ich weiß nicht... Ah! welch' ein Unglück! ... welch' ein Unglück! Verzeihung! . . .“

Bei dem Ausbruche dieſes Schmerzens, deſſen Urſache ſie nicht begriffen, aber der bei einem ſolchen Manne herzzerfleiſchend war, umfaßten die beiden beſtürzten Schweſtern mit ihren Armen dieſen alten grauen Kopf, und riefen weinend aus:

„So ſieh uns doch nur an! Sag uns, was Dich betrübt . . . Sind wir's nicht? . . .“

Ein Geräuſche von Schritten ertönte von der Treppe her. — Im nämlichen Augenblicke hörte man das Gebell von Rabat-Joie, der vor der Thüre geblieben war.

Je näher die Schritte kamen, deſto wüthender wurde das Bellen des Hundes; ohne Zweifel verband er damit auch feindliche Bewegungen; denn man hörte den Wirth in heftig zürnendem Tone ſchreien:

„Nun denn, he! . . . rufen Sie doch Ihrem Hunde . . . oder ſprechen Sie mit ihm; der Herr Bürgermeiſter kommt die Treppe herauf . . .“

„Dagobert! . . . hörſt Du . . . der Bürgermeiſter iſt's?“ — ſagte Roſe.

„Man ſteigt herauf . . . Leute kommen . . .“ erwiederte Blanche.

Das Wort „Bürgermeiſter“ entrollte, ſo zu ſagen, vor Dagobert's Augen vollſtändig das Gemälde ſeiner ſchrecklichen Lage. Sein Pferd war todt; er hatte keine Papiere, kein Geld, und ein Tag, ein einziger Tag der Verſpätung, vernichtete die letzte Hoffnung der beiden Schweſtern, und vereitelte ihre lange und beſchwerliche Reiſe.

Stahlgehärtete Menſchen, und der Veteran gehörte zu dieſen, ziehen große Gefahren, drohende, aber zweifellos entſchiedene Lagen, jenen unbeſtimmten Herzens-Beklemmungen vor, welche einem unabwendbaren Unglücke vorausgehen.

Dagobert, von ſeinem geſunden Verſtande und ſeiner bewundernswerthen Ergebenheit begünſtiget, ſah ein, daß ihm keine andere Hülfsquelle mehr übrig ſey, als die Gerechtigkeit des Bürgermeiſters, und daß alle ſeine Beſtrebungen dahin zielen müßten, jene obrigkeitliche Perſon für ſich günſtig zu ſtimmen; er trocknete alſo ſeine Augen mit dem Bettuche, ſtand auf, gerade, ruhig, entſchloſſen, und ſagte zu den Waiſen:

„Fürchten Sie nichts . . . meine Kinder; es wird wohl unſer Retter kommen.“

„Wollen Sie Ihrem Hunde rufen?“ — rief der Wirth aus, noch immer auf der Treppe von Rabat-Joie, der wachſamen Schildwache, der ihm fortwährend den Aufgang ſtreitig machte, zurückgehalten. „Iſt denn dieſes Thier raſend? Binden Sie es an! Haben Sie nicht ſchon genug Unheil in meinem Hauſe angeſtiftet? Ich ſage Ihnen, daß der Herr Bürgermeiſter Sie verhören will, da er ſo eben Morok vernommen hat.“

Dagobert fuhr mit der Hand in ſeine grauen Haare und auf ſeinen Knebelbart, häckelte ſeinen Rock-Kragen ein, bürſtete die Aermel mit den Händen, um ſo gut als möglich auszuſehen, indem er wohl fühlte, daß das Schickſal der Waiſen von ſeiner Unterredung mit dieſer obrigkeitlichen Perſon abhangen würde.

Nicht ohne heftiges Herzpochen legte er die Hand an das Schloß, nachdem er zu den kleinen Mädchen, welche über ſo viele Ereigniſſe immer mehr und mehr erſchrocken, geſagt hatte:

„Hüllen Sie ſich wohl in Ihr Bett, meine Kinder . . . Iſt es durchaus nothwendig, daß Jemand in das Zimmer kommt, ſo wird der Bürgermeiſter allein eintreten . . .“

Dann öffnete der Soldat die Thüre, trat an den Abſatz der Treppe, und ſagte:

„Weg da! . . Rabat-Joie . . . hierher!“

Der Hund gehorchte mit auffallendem Widerwillen. Sein Herr mußte ihm zweimal befehlen, ſich jedes bösartigen Benehmens gegen den Wirth zu enthalten; dieſer, eine Laterne in der einen Hand, und ſeine Mütze in der andern, ging ehrerbietig vor dem Bürgermeiſter, deſſen herriſches Geſicht im Halbdunkel der Treppe ſich verlor.

Hinter dem Richter und einige Stufen unter ihm ſah man unbeſtimmt, durch eine andere Laterne erhellt, die neugierigen Geſichter der Wirthshausleute.

Nachdem Dagobert Rabat-Joie in ſein Zimmer gewieſen, und deſſen Thüre zugeſperrt hatte, näherte er ſich zwei Schritte weit dem ziemlich geräumigen Treppenabſatze, der mehrere Perſonen faſſen konnte, und in deſſen Ecke eine hölzerne Bank mit einer Rücklehne ſich befand.

Als der Bürgermeiſter auf der letzten Stufe der Treppe angekommen war, ſchien er davon überraſcht zu ſein, daß Dagobert die Thüre des Zimmers zuſperrte, wie wenn er ihm den Eintritt verweigern wollte.

„Warum ſperren Sie dieſe Thüre zu?“ fragte er mit anfahrendem Tone.

„Zunächſt weil zwei junge, mir anvertraute Mädchen, in dieſem Zimmer liegen, und dann, weil Ihr Verhör dieſe Kinder beunruhigen würde,“ — antwortete Dagobert . . . — „Setzen Sie ſich auf dieſe Bank, und verhören Sie mich, Herr Bürgermeiſter; das iſt Ihnen gleich, denk' ich?“

„Und mit welchem Rechte maſſen Sie ſich an, mir den Ort Ihres Verhöres vorzuſchreiben?“ fragte der Richter mit unzufriedener Miene.

„Oh! ich maſſe mir nichts an, Herr Bürgermeiſter,“ — beeilte ſich der Soldat zu erwiedern, der vor allem ſeinen Richter mißvergnügt zu machen fürchtete. „Nur, weil die jungen Mädchen im Bette liegen, und ohnehin ſchon am ganzen Leibe zittern, würden Sie einen Beweis Ihres guten Herzens geben, wenn Sie mich hier verhören möchten.“

„Hm . . . hier,“ — ſagte die obrigkeitliche Perſon verdrießlich. — „Ein ſchöner Frohndienſt; dieß war wohl der Mühe werth, mich mitten in der Nacht zu ſtören . . . Wohlan, es ſei, ich will Sie hier verhören . . .“ Dann, gegen den Wirth ſich wendend;

„Stellt Eure Laterne auf dieſe Bank, und verlaſſet uns . . .“

Der Wirth gehorchte, und ging die Treppe hinab, von den Leuten ſeines Hauſes gefolgt, eben ſo ärgerlich, wie dieſe, dem Verhöre nicht beiwohnen zu können.

Der Veteran blieb allein mit der obrigkeitlichen Perſon.

Dreizehntes Kapitel.

Das Urtheil.

Der würdige Bürgermeiſter von Möckern trug eine Tuchmütze auf dem Kopfe, und war in einen Mantel gehüllt; er ſetzte ſich ſchwerfällig auf die Bank: ein dicker Mann von etwa ſechzig Jahren, mit einem aufgeblaſenen und verdrießlichen Geſichte; mit ſeiner rothen und fetten Hand rieb er oft ſeine durch das raſche Wecken gedunſenen und gerötheten Augen.

Dagobert ſtand vor ihm, barhaupt, mit unterwürfiger und eherbietiger Miene, hielt ſeine alte Soldatenmütze zwiſchen ſeinen Händen, und ſuchte in den mürriſchen Zügen ſeines Richters zu leſen, welche Ausſichten ſich ihm darböten, ihn für ſein Schickſal, das heißt: für jenes der Waiſen zu intereſſiren.

In dieſem kritiſchen Augenblicke rief der arme Solbat ſeine ganze Kaltblütigkeit, ſeine ganze Vernunft, alle ſeine Beredſamkeit, ſeine ganze Entſchloſſenheit zu ſeinem Beiſtande auf; er, welcher zwanzigmal dem Tode mit kalter Verachtung getrotzt; er, welcher, ruhig und unerſchrocken, weil aufrichtig und bewährt, niemals die Augen vor dem Adlerblicke des Kaiſers niedergeſchlagen hatte, ſeines Helden, ſeines Gottes . . . fühlte ſich beſtürzt, zitternd, vor dieſem Dorfbürgermeiſter mit böswilligem Geſichte.

So auch hatte er, einige Stunden früher, ruhig und ergeben die Herausforderungen des Propheten erduldet, um die heilige, von einer ſterbenden Mutter ihm anvertraute Sendung nicht bloßzuſtellen, und dadurch bewieſen, welcher heldenmüthigen Selbſtverläugnung eine ehrliche und einfache Seele fähig ſei.

„Was haben Sie anzugeben . . . zu Ihrer Rechtfertigung? wohlan, beeilen wir uns . . .“ fragte grob der Richter mit einem Gähnen der Ungeduld.

„Ich habe mich nicht zu rechtfertigen . . . ich habe mich zu beklagen, Herr Bürgermeiſter,“ erwiederte Dagobert mit feſter Stimme.

„Glauben Sie, mich zu lehren, in welchen Ausdrücken ich meine Fragen an Sie zu ſtellen habe?“ rief die obrigkeitliche Perſon mit einem ſo herben Tone aus, daß der Soldat es bereute, die Unterredung ſchon ſo ſchlecht eingeleitet zu haben; um ſeinen Richter zu beſänftigen, beeilte er ſich, unterwürfig zu antworten:

„Verzeihung, Herr Bürgermeiſter, ich werde mich übel ausgedrückt haben; ich wollte nur ſagen, daß ich in dieſer Angelegenheit durchaus nicht unrecht gehabt habe."

„Der Prophet ſagt das Gegentheil."

„Der Prophet . . ." entgegnete der Soldat mit einer Miene des Zweifels.

„Der Prophet iſt ein frommer und ehrlicher Mann, unfähig einer Lüge." — erwiederte der Richter.

„Hierüber kann ich nichts ſagen; allein Sie ſind zu gerecht; und Sie haben ein zu gutes Herz, Herr Bürgermeiſter, um mir unrecht zu geben, ohne mich anzuhören . . . Ein Mann wie Sie könnte keine Ungerechtigkeit begehen . . . oh! dieß ſieht man gleich."

Indem Dagobert auf dieſe Art, wieder ſeinen Willen, zur Rolle eines Höflings ſich bequemte, milderte er ſo ſehr als möglich ſeine barſche Stimme, und ſuchte ſeinen ſtrengen Zügen einen lächelnden, artigen und ſchmeichelnden Ausdruck zu geben.

„Ein Mann wie Sie" — fügte er mit verdoppelter Anmuth bei, — „ein ſo achtungswürdiger Richter . . . hört nicht bloß mit einem Ohre."

„Es handelt ſich nicht von Ohren . . . ſondern von Augen, und obgleich die meinigen mich brennen, als hätte ich ſie mit Brennneſſeln gerieben . . . ſo hab' ich doch die Hand des Thierbändigers ſchrecklich verwundet geſehen."

„Ja, Herr Bürgermeiſter, das iſt wohl wahr; gewiß, Sie haben recht," — ſagte der Soldat mit einer immer freundlicheren und begütigenderen Stimme. — „Ein armer Teufel, wie ich, wird Ihnen nicht widerſprechen; inzwiſchen wenn man aus Bosheit mein Pferd losgebunden hätte . . . um es in die Menagerie zu führen . . . werden Sie geſtehen, nicht wahr? daß es mein Fehler nicht mehr iſt, oder wenigſtens, werden Sie es geſtehen, wenn es Ihnen beliebt,“ — beeilte ſich der Soldat zu ſagen, — „ich habe nicht das Recht, es Ihnen zu befehlen.“

„Und woraus ſchließen Sie, zum Teufel! daß man Ihnen dieſen böſen Streich geſpielt habe?“

„Ich weiß es nicht, Herr Bürgermeiſter, aber . . .“

„Sie wiſſen es nicht . . . Nun denn! ich auch nicht —“ ſagte der Bürgermeiſter ungeduldig. — „Ah! mein Gott, was für dummes Gerede wegen des Gerippes von einem todten Pferde!“

Das Geſicht des Soldaten verlor plötzlich ſeinen Ausdruck erzwungener Anmuth, und ward wieder ſtreng; er antwortete mit ernſter und bewegter Stimme:

„Mein Pferd iſt todt . . . nur noch ein Gerippe, das iſt wahr, und vor einer Stunde, obgleich ſchon alt, war es voll Muth und verſtändig . . . Es wieherte freudig bei meiner Stimme . . . und an jedem Abende leckte es die Hände der zwei armen Kinder, die es den ganzen Tag getragen hatte . . . wie früher die Mutter derſelben . . . Nun wird es Niemand mehr tragen; man wird es auf den Schindanger werfen, den Hunden zum Fraße, und alles vorüber ſein . . . Es lohnte ſich nicht der Mühe, mich hart daran zu erinnern, Herr Bürgermeiſter; denn ich liebte es, mein Pferd!“

Bei dieſen mit würdiger und rührender Einfachheit ausgeſprochenen Worten, wurde der Bürgermeiſter, wider ſeinen Willen, bewegt, und machte ſich über ſeine Aeußerung Vorwürfe.

„Ich begreife, daß Sie Ihr Pferd bedauern,“ — ſagte er mit minder ungeduldiger Stimme. „Jedoch, was wollen Sie? Es iſt ein Unglück!“

„Ein Unglück, . . . ja, Herr Bürgermeiſter, ein ſehr großes Unglück: die jungen Mädchen, welche ich begleite, waren zu ſchwach, um einen langen Weg zu Fuß zu machen, zu arm, um in einem Wagen zu reiſen . . . Dennoch ſollten wir vor dem Monate Februar in Paris ankommen . . . Ich habe ihrer ſterbenden Mutter verſprochen, ſie nach Frankreich zu geleiten; denn dieſe Kinder haben nur noch mich.“

„Sie ſind alſo ihr . . .“

„Ich bin ihr treuer Diener, Herr Bürgermeiſter, und nun, da mein Pferd getödtet iſt, was ſoll ich anfangen? Nun denn, Sie ſind gut, Sie haben vielleicht Kinder? Wenn ſie ſich einſt in der Lage meiner zwei kleinen Waiſen befänden; wenn ſie ſtatt alles andern, ſtatt aller Hülfsquellen der Welt . . . nur einen alten Soldaten hätten, der ſie liebt, und ein altes Pferd, das ſie trägt; . . . wenn ſie ſeit ihrer Geburt ſehr unglücklich geweſen wären, ja, ſehr unglücklich, — denn meine Waiſen ſind Töchter von Verbannten . . . ihr Glück vom Ende dieſer Reiſe abhinge, und durch den Tod eines Pferdes dieſe Reiſe unmöglich würde? ſprechen Sie, Herr Bürgermeiſter, würde dieß nicht das Innerſte Ihres Herzens rühren? fänden Sie nicht, den Verluſt meines Pferdes unerſetzlich?“

„Gewiß,“ — antwortete der Bürgermeiſter, der im Grunde ein ziemlich guter Mann war, und Dagobert's Bewegung unwillkürlich theilte. — „Ich begreife nun die ganze Schwere des Verluſtes, den Sie erlitten haben, und dann intereſſiren mich auch dieſe Waiſen; wie alt ſind ſie?“

„Fünfzehn Jahre und zwei Monate . . . ſie ſind Zwillinge . . .“

„Fünfzehn Jahre und zwei Monate . . . ungefähr das Alter meiner Friederike.“

„Sie haben ein junges Fräulein von dieſem Alter,“ — verſetzte Dagobert, neue Hoffnung ſchöpfend, — „wohlan, Herr Bürgermeiſter, freimüthig zu geſtehen, das Schickſal meiner armen Kleinen beunruhiget mich nicht mehr . . . Sie werden uns Gerechtigkeit widerfahren laſſen . . .“

„Gerechtigkeit widerfahren laſſen . . . das iſt meine Pflicht; nach allem . . . iſt das Unrecht auf beiden Seiten beinahe gleich: einerſeits haben Sie Ihr Pferd ſchlecht angehängt, andererſeits hat der Thierbändiger ſeine Thüre offen gelaſſen. Er ſagt dagegen: . . . ich bin an der Hand verwundet worden; . . . aber, antworten Sie, mein Pferd iſt getödtet worden . . . und aus tauſend Gründen iſt der Tod meines Pferdes ein unerſetzlicher Schaden.“

„Sie nehmen für mich beſſer das Wort, als ich jemals ſprechen werde, Herr Bürgermeiſter,“ — ſagte der Soldat mit demüthig-einfältigem Lächeln, — „aber es iſt der Sinn deſſen, was ich geſagt hätte; denn dieſes Pferd, wie Sie ſelbſt behaupten, Herr Bürgermeiſter, war all mein Vermögen, und es iſt ganz gerecht, daß . . .“

„Ohne Zweifel,“ entgegnete der Bürgermeiſter, den Soldaten unterbrechend, — „Ihre Gründe ſind vortrefflich . . . der Prophet . . . übrigens ein ehrlicher und heiliger Mann, hatte den Vorfall auf ſeine Weiſe ſehr geſchickt dargeſtellt, und zudem iſt er eine alte Bekanntſchaft; ſehen Sie, wir ſind hier faſt alle eifrige Katholiken; er giebt unſern Frauen ſehr wohlfeil kleine ſehr erbauliche Bücher, und verkauft ihnen wahrhaft mit Verluſt Roſenkränze und Agnus Dei, ſehr gut verfertiget . . . Das thut nichts zur Sache, werden Sie mir ſagen, und recht haben; dennoch, meiner Treu, ich geſteh's Ihnen, bin ich in der Abſicht hierher gekommen . . .“

„Mir unrecht zu geben . . . nicht wahr, Herr Bürgermeiſter?“ — unterbrach ihn Dagobert, immer beruhigter. „Das machte, weil Sie noch nicht ganz erwacht waren . . . Ihre Gerechtigkeit hatte erſt ein Auge geöffnet.“

„In der That, Herr Soldat,“ — verſetzte der Richter gutmüthig, — „es könnte wohl ſo ſein; denn ich habe Anfangs Morok nicht verhehlt, daß ich ihm recht gab; dann ſagte er zu mir, übrigens ſehr großmüthig: „„Da Sie meinen Gegner verurtheilen, ſo will ich ſeine Lage durch Mittheilung gewiſſer Dinge nicht verſchlimmern . . .“

„Gegen mich?“

„Dem Anſcheine nach; aber als ein großmüthiger Feind hat er geſchwiegen, als ich ihm ſagte, daß ich Sie nach aller Wahrſcheinlichkeit proviſoriſch zu einer ſtarken Geldbuße für ihn verurtheilen würde; denn, ich verhehle es Ihnen nicht, bevor ich Ihre Gründe hörte, war ich entſchloſſen, von Ihnen eine Entſchädigung für die Wunde des Propheten zu verlangen.“

„Da ſehen Sie doch, Herr Bürgermeiſter, wie die gerechteſten und geſchickteſten Leute getäuſcht werden können,“ — ſagte Dagobert, der wieder Höfling wurde; ja er fügte noch hinzu, indem er eine ungeheuer maliziöſe Miene anzunehmen ſuchte: „aber ſie erkennen die Wahrheit, und ſie ſind es nicht, die man anführt, wie ganz Prophet man iſt! . . .“

Aus dieſem jämmerlichen Wortſpiele, dem erſten, dem einzigen, welches Dagobert ſich jemals verſchuldet hat, ſchließe man auf die Schwierigkeit der Lage, auf die Anſtrengungen, auf die Verſuche aller Art, welche der Unglückliche machte, um das Wohlwollen ſeines Richters zu gewinnen.

Der Bürgermeiſter verſtand nicht gleich Anfangs den Witz; nur die ſelbſtgenügſame Miene Dagobert's half ihm auf die Spur, und deſſen fragender Blick, der zu ſagen ſchien: „Ha, das iſt herrlich; ich bin ſelbſt darüber erſtaunt!“

Die obrigkeitliche Perſon begann alſo mit väterlicher Miene zu lächeln, den Kopf ſchüttelnd; dann antwortete ſie, das Wortſpiel noch vergröſſernd:

„Ei . . . ei . . . ei! Sie haben recht; der Prophet wird ſchlecht prophezeit haben . . . Sie werden ihm keine Entſchädigung bezahlen; ich betrachte das Unglück als gleich, und die Schäden als gegeneinander aufgehoben . . . Er iſt verwundet, Ihr Pferd iſt getödtet worden; folglich ſind Sie quitt.“

„Wie viel glauben Sie alſo, daß er mir ſchuldig iſt?“ fragte der Soldat mit ſonderbarer Treuherzigkeit . . .

„Wie?“

„Ja, Herr Bürgermeiſter . . . welche Summe er mir zu bezahlen hat?“

„Welche Summe?“

„Ja, aber bevor Sie dieſelbe feſtſetzen, muß ich Sie von etwas in Kenntniß ſetzen, Herr Bürgermeiſter; ich glaube in meinem Rechte zu ſein, indem ich nicht alles Geld auf den Ankauf eines Pferdes verwende . . . Ich bin ſicher, daß ich in der Gegend von Leipzig ein Thier zu billigem Preiſe bei den Bauern finden werde . . . Ich geſtehe Ihnen ſogar, unter uns, daß ich, im Grunde, wenn ich einen guten kleinen Eſel fände . . . von Eigenliebe mich nicht abhalten ließe . . . Ein ſolcher wäre mir ſogar lieber; denn, ſehen Sie, nach dieſem armen Jovial, würde mir die Geſellſchaft eines andern Pferdes peinlich ſein . . . Daher muß ich Sie . . .“

„Ah,“ rief der Bürgermeiſter aus, Dagobert unterbrechend, „von welcher Summe, von welchem Eſel, und von welchem andern Pferde, haben Sie denn ſo eben mit mir geſprochen? . . . Ich ſage Ihnen, daß Sie dem Propheten nichts ſchuldig ſind, und daß der Prophet Ihnen nichts ſchuldig iſt.“

„Er iſt mir nichts ſchuldig?“

„Sie haben einen hübſch harten Kopf, mein wackerer Mann; ich wiederhole Ihnen, daß wenn die Thiere des Propheten Ihr Pferd umgebracht haben, dagegen der Prophet ſchwer verwundet worden iſt . . . Alſo ſind Sie quitt . . . oder, wenn Sie es deutlicher wünſchen, Sie ſind ihm keine Entſchädigung ſchuldig, und er Ihnen nicht . . . Verſtehen Sie mich nun endlich?“

Dagobert blieb einige Augenblicke beſtürzt ſtehen, ohne zu antworten, indem er den Bürgermeiſter mit gewaltiger Herzensangſt betrachtete; er ſah durch dieſes Urtheil ſeine Hoffnungen von Neuem vernichtet.

„Dennoch, Herr Bürgermeiſter,“ erwiederte er mit bewegter Stimme, „ſind Sie zu gerecht, um nicht einen Umſtand zu beachten: die Wunde des Thierbändigers verhindert ihn nicht, ſeinen Erwerb fortzuſetzen . . . aber der Tod meines Pferdes verhindert mich an der

Fortſetzung meiner Reiſe; er muß mich alſo entſchädigen . . .“

Der Richter glaubte ſchon viel für Dagobert gethan zu haben, indem er ihn für die Wunde des Propheten nicht verantwortlich machte; denn Morok übte, wie geſagt, einen gewiſſen Einfluß auf die Katholiken der Gegend, und beſonders auf ihre Frauen aus, durch ſeinen Verkauf von Andachtsſpielſachen; man wußte ferner, daß er an einigen hochgeſtellten Perſonen eine Stütze habe. Die Beharrlichkeit des Soldaten beleidigte alſo den Richter, welcher ſeine aufgeblaſene Miene wieder annahm, und ſtrenge antwortete:

„Sie werden mich meine Unparteilichkeit bereuen machen. Wie? Anſtatt mir zu danken, machen Sie noch Forderungen?“

„Ja, Herr Bürgermeiſter . . . ich verlange, was recht iſt . . . ich wollte, daß ich an der Hand verwundet wäre, wie der Prophet, und meine Reiſe fortſetzen könnte.“

„Es iſt nicht die Rede von dem, was Sie wollten oder nicht . . . ich habe geſprochen . . . und damit Punktum.“

„Aber . . .“

„Genug . . . genug . . . Nun von etwas anderem . . . Ihre Papiere.“

„Ja, wir wollen von unſern Papieren ſprechen . . . aber ich bitte Sie, Herr Bürgermeiſter, haben Sie Mitleiden mit dieſen zwei Kindern, die da d'rin ſind . . .

Machen Sie, daß wir unſere Reiſe fortſetzen können, und . . .“

„Ich habe alles gethan, was ich thun kann . . . . vielleicht mehr, als ich hätte thun ſollen . . . Noch einmal, Ihre Papiere.“

„Zuvörderſt muß ich Ihnen erklären . . .“

„Keine Erklärungen . . . Ihre Papiere . . . Iſt es Ihnen lieber, wenn ich Sie als Vagabunden verhaften laſſe?“

„Mich . . . Mich verhaften! . . .“

„Ich will ſagen, daß wenn Sie es verweigern, mir Ihre Papiere zu geben, dieß eben ſo viel iſt, als hätten Sie gar keine . . . Nun, die Leute, welche keine haben, verhaftet man, bis die Behörde über ſie entſchieden hat . . . Alſo Ihre Papiere! Kommen wir zu Ende, ich habe Eile, nach Hauſe zurückzukehren . . .“

Dagoberts Lage wurde um ſo betrübender, als er ſich einen Augenblick von einer lebhaften Hoffnung hatte hinreiſſen laſſen. — Dieß war ein letzter Schlag, dem beigefügt, was der Veteran ſeit dem Beginne dieſes Auftrittes litt; eine eben ſo ſchmerzliche als gefährliche Probe für einen Mann von dieſem Schlage: von einem ſo rechtſchaffenen aber halsſtarrigen, biedern, aber rauhen und gebieteriſchen Charakter; für einen Mann endlich, der, lange Zeit Soldat, und ſiegreicher Soldat, wider Willen ſich gewiſſe gewaltherriſche Formeln gegen die Bürgerlichen angewöhnt hatte.

Bei den Worten — Ihre Papiere, — wurde

Dagobert ſehr blaß; aber er ſuchte ſeine Angſt unter einem Anſcheine von Sicherheit zu verhehlen, die er für geeignet hielt, der obrigkeitlichen Perſon eine gute Meinung von ihm beizubringen.

„In zwei Worten, Herr Bürgermeiſter, will ich Ihnen dieſes Verhältniß ſagen . . . Nichts iſt einfacher . . . Dieß kann Jedermann begegnen . . . ich ſehe nicht aus, wie ein Bettler oder ein Vagabund, nicht wahr? Und dann endlich . . . Sie begreifen, daß ein ehrlicher Mann, der mit zwei jungen Mädchen reiſet . . .“

„Was Worte! Ihre Papiere!“

Zwei mächtige Verbündete kamen durch ein unverhofftes Glück dem Soldaten zu Hülfe.

Die Waiſen, mit immer ſteigender Unruhe fortwährend Dagobert's Stimme auf dem Treppenabſatze vernehmend, hatten das Bett verlaſſen und ſich angekleidet, ſo, daß in dem Augenblicke, da die obrigkeitliche Perſon mit anfahrender Stimme ſagte! „Was Worte! Ihre Papiere!“ Roſe und Blanche Hand in Hand aus dem Zimmer traten.

Bei dem Anblicke dieſer zwei entzückenden Geſichtchen, welche durch die ärmlichen Trauerkleider noch intereſſanter wurden, erhob ſich der Bürgermeiſter, von Erſtaunen und Bewunderung ergriffen.

Aus freiwilligem Antriebe faßte jede Schweſter eine Hand Dagobert's, und drängte ſich an ihn, indem Beide den Bürgermeiſter mit unruhiger und zugleich treuherziger Miene anſchauten.

Dieß war ein ſo rührendes Gemälde, daß, als der alte Soldat ſeinem Richter dieſe zwei holdſeligen Kinder mit Zügen voll Unſchuld und Liebreiz gleichſam vorſtellte, — der Bürgermeiſter, durch wiederholte Rückkehr zu Gefühlen des Mitleidens, ſich lebhaft gerührt fühlte; da dieß Dagobert gewahrte, trat auch er voran, immer die Waiſen an der Hand haltend, und ſagte zu ihm mit eindringlicher Stimme:

„Hier ſind ſie, dieſe armen Kleinen, Herr Bürgermeiſter, hier ſind ſie. Kann ich Ihnen einen beſſeren Paß zeigen?“

Und von ſo vielen peinlichen, überhäuften, raſch folgenden Empfindungen überwältiget, fühlte Dagobert, daß, wider ſeinen Willen, ſeine Augen feucht wurden.

Obgleich von Natur aus ungeſtüm, und durch die Unterbrechung ſeines Schlafes noch mürriſcher geworden, fehlte es dem Bürgermeiſter doch weder an Verſtand noch an Empfindſamkeit. Er ſah ein, daß ein Mann in ſolcher Begleitung ſchwerlich Mißtrauen einflößen dürfte.

„Arme liebe Kinder . . .“ — ſagte er, indem er mit wachſender Theilnahme ſie betrachtete, — „ſo junge Waiſen . . . und ſie kommen aus ſo großer Ferne . . .“

„Tief aus Sibirien, Herr Bürgermeiſter, wo vor der Geburt derſelben ihre Mutter als Verbannte lebte . . . Seit mehr als fünf Monaten reiſen wir in kleinen Tagmärſchen . . . Iſt dieß nicht ſchon hart genug für Kinder von dieſem Alter? . . . Für ſie bitte ich

Sie um Gnade und Hülfe . . . für ſie, auf welche heute alles Unglück losſtürmt; denn ſo eben, da ich meine Papiere holen wollte . . . in meinem Torniſter, hab' ich meine Brieftaſche nicht mehr gefunden, worin ſie mit meiner Börſe und mit meinem Kreuze lagen . . . denn kurz, Herr Bürgermeiſter, Verzeihung . . . wenn ich Ihnen dieß ſage . . . es geſchieht nicht aus armſeliger Ruhmredigkeit . . . aber ich bin von der Hand des Kaiſers decorirt worden, und ein Mann, den er mit ſeiner Hand decorirt hat, ſehen Sie, kann kein ſchlechter Mann ſeyn, wenn er auch unglücklicherweiſe ſeine Papiere verloren hat . . . und ſeine Börſe . . . So weit iſt es mit uns gekommen, und deßwegen drang ich ſo ſehr auf Entſchädigung."

„Und wie . . . und wo . . . haben Sie dieſen Verluſt gemacht?"

„Ich weiß es nicht, Herr Bürgermeiſter; ich bin ſicher, vorgeſtern in der Nachtherberge, etwas Geld aus der Börſe genommen, und die Brieftaſche geſehen zu haben; geſtern hat die kleine Münze vom gewechſelten Geldſtücke hingereicht, und ich habe meinen Torniſter nicht aufgemacht . . ."

„Und wo iſt geſtern und heute Ihr Torniſter geblieben?"

„In dem von den Kindern beſetzten Zimmer; doch dieſe Nacht . . ."

Dagobert wurde durch die Schritte einer Perſon unterbrochen, welche die Treppe heraufging.

Dieß war der Prophet.

Am Fuße der Treppe, im Dunkel verborgen, hatte er dieſe Unterredung gehört. Und er fürchtete, daß die Schwachheit des Bürgermeiſters dem vollſtändigen Gelingen ſeiner faſt ſchon gänzlich verwirklichten Pläne ſchaden möchte.

Vierzehntes Kapitel.

Die Entſcheidung.

Morok trug ſeinen linken Arm in der Schlinge; nach langſamem Erſteigen der Treppe, grüßte er achtungsvoll den Bürgermeiſter.

Bei dem Anblicke des böſen Geſichtes des Thierbändigers, wichen Roſe und Blanche erſchrocken einen Schritt zurück, und näherten ſich dem Soldaten.

Die Stirne deſſelben verdunkelte ſich; er fühlte von Neuem das dumpfe Gähren ſeines Zornes gegen Morok, den Urheber ſeiner grauſamen Verlegenheiten (noch wußte er nicht, daß Goliath, auf Antrieb des Propheten, die Brieftaſche und die Papiere geſtohlen hatte).

„Was wollen Sie, Morok?“ — fragte ihn der Bürgermeiſter mit halb wohlwollender, halb verdrießlichen Miene. — „Ich wollte allein ſeyn; ich hatte es dem Wirthe geſagt.“

„Ich komme, Ihnen einen Dienſt zu leiſten, Herr Bürgermeiſter.“

„Einen Dienſt?“

„Einen großen Dienſt; ſonſt würde ich mir nicht erlaubt haben, Sie zu ſtören; ein Zweifel iſt mir aufgeſtiegen.“

„Ein Zweifel?“

„Ja, Herr Bürgermeiſter, ich habe mir Vorwürfe darüber gemacht, daß ich es unterließ, Ihnen zu ſagen, was ich über dieſen Mann zu ſagen hatte; ſchon war ich von falſchem Mitleiden irregeführt.“

„Aber was haben Sie denn eigentlich zu ſagen?“

Morok näherte ſich dem Richter, und ſprach mit ihm ganz leiſe während ziemlich langer Zeit.

Die Züge des Bürgermeiſters drückten anfangs großes Erſtaunen aus, und nach und nach die geſpannteſte Aufmerkſamkeit und Beſorgtheit; von Zeit zu Zeit entſchlüpfte ihm ein Ausruf der Ueberraſchung und des Zweifels, indem er Seitenblicke auf die von Dagobert und den beiden jungen Mädchen gebildete Gruppe warf. An dem Ausdrucke dieſer Blicke, die immer unruhiger, forſchender und ſtrenger wurden, ſah man leicht, daß die heimlichen Worte des Propheten fortſchreitend das frühere Intereſſe der obrigkeitlichen Perſon für die Waiſen und den Soldaten, in ein Gefühl voll Mißtrauen und Feindſeligkeit verwandelten.

Dagobert bemerkte dieſes plötzliche Umſatteln; ſeine, einen Augenblick beſchwichtigten Beſorgniſſe, kehrten lebhafter als je zurück. Roſe und Blanche, beſtürzt, und dieſes ſtummen Auftrittes unkundig, ſchauten den Soldaten mit ſteigender Angſt an.

„Teufel! . . .“ — ſagte der Bürgermeiſter, haſtig aufſtehend, — „ich dachte an dieß alles nicht; wo hatte ich denn meinen Kopf? Aber, was wollen Sie, Morok, wenn man mitten in der Nacht kommt, um Sie aufzuwecken, hat man ſeinen Geiſt nicht beiſammen; mit Recht ſagten Sie mir, daß Sie mir da einen großen Dienſt erweiſen.“

„Ich behaupte nichts, jedoch . . .“

„Gleichviel; es iſt tauſend gegen eins zu wetten, daß Sie recht haben.“

„Es iſt ein Verdacht, auf einige Umſtände gegründet; aber im Grunde ein Verdacht . . .“

„Kann auf die Spur der Wahrheit führen . . . Und ich, der ich wie ein Vogel in das Garn gehen wollte . . . Noch einmal, wo hatte ich denn meinen Kopf?“

„Es iſt ſchwer, ſich eines gewiſſen Scheines zu erwehren . . .“

„Wem ſagen Sie es, mein lieber Morok, wem ſagen Sie es?“

Während dieſer geheimnißvollen Unterredung war Dagobert auf der Folter; er ahnete dunkel, daß ein gewaltiger Sturm losbrechen würde; er dachte nur noch an das Eine, ſeinen Zorn noch zu bemeiſtern.

Morok näherte ſich dem Richter, indem er ihm mit dem Blicke die Waiſen bezeichnete; dann begann er wieder leiſe mit ihm zu ſprechen.

„Ah! . . ." rief der Bürgermeiſter mit Entrüſtung aus. — „Sie gehen zu weit."

„Ich behaupte nichts . . ." beeilte ſich Morok zu ſagen. — „Es iſt nur eine einfache Vermuthung, gegründet auf . . ."

Und wieder ſchmiegte er ſeine Lippen an das Ohr des Richters.

„Nach allem, warum nicht?" — erwiederte der Richter, die Hände zum Himmel hebend, — „dieſe Leute ſind alles fähig; er ſagt auch, daß er mit ihnen tief aus Sibirien komme; geht daraus nicht hervor, daß dieß ein ganzes Gewebe unverſchämter Lügen iſt? Aber man betrügt mich nicht zweimal," — rief der Bürgermeiſter mit grimmigem Tone aus; denn wie alle Leute von wankelmüthigem und ſchwachem Charakter, war er mitleidlos gegen jene, die er für fähig hielt, ſeine Theilnahme erliſtet zu haben.

„Uebereilen Sie jedoch Ihr Urtheil nicht . . . insbeſondere legen Sie auf meine Worte nicht mehr Gewicht, als ſie haben," — fuhr Morok mit heuchleriſcher Herzenszerknirſchung und Demuth fort; — „meine Stellung dieſem Menſchen gegenüber," — (er wies auf Dagobert), — „iſt unglücklicherweiſe ſo falſch, daß man glauben könnte, ich handle aus Rache wegen des Uebels, das er mir zugefügt; vielleicht handle ich wirklich ſo wider mein Wiſſen . . . während ich im Gegentheile glaube, nur von Gerechtigkeitliebe, Lügenabſcheu, und Ehrfurcht für unſere heilige Religion, geleitet zu werden. Kurz . . . wer leben wird . . . wird ſehen . . . möge mir Gott verzeihen, wenn ich mich geirrt habe; jedenfalls wird das Gericht entſcheiden; nach Verlauf von einem oder zwei Monaten werden ſie frei ſeyn, wenn ſie unſchuldig ſind.“

„Deßwegen iſt auch nicht zu zögern; es iſt eine einfache Maßregel der Klugheit, und ſie werden nicht daran ſterben. Je mehr ich übrigens die Sache bedenke, deſto wahrſcheinlicher wird ſie mir; ja, dieſer Menſch muß ein franzöſiſcher Spion oder Aufwiegler ſeyn, vorzüglich wenn man dieſe Verdachtgründe mit dem Unternehmen der Frankfurter Studenten in Einklang bringt.“

„Und in dieſer Vorausſetzung, um die Köpfe jener jungen Thoren zu erhitzen und zu entflammen, liegt nichts ſolches, daß . . . — Und mit einem raſchen Blicke wies Morok auf die beiden Schweſtern; dann, nach einer Pauſe bedeutungsvollen Schweigens, fügte er mit einem Seufzer bei: — „Für den Teufel iſt jedes Mittel gut . . .“

„Gewiß, dieß wäre abſcheulich, aber ſehr gut ausgedacht . . .“

„Und endlich, Herr Bürgermeiſter, betrachten Sie ihn aufmerkſam, und Sie werden ſehen, [daß dieſer Menſch ein gefährliches Geſicht hat . . . Sehen Sie . . .“

Immer ſo leiſe ſprechend, hatte Morok ſo eben augenſcheinlich Dagobert bezeichnet.

Ungeachtet der Herrſchaft, die dieſer über ſich ausübte, endigte doch der Zwang, den er ſich ſeit ſeiner Ankunft in dieſem verwünſchten Wirthshauſe angethan, und vorzüglich ſeit dem Beginne der Unterredung Moroks und des Bürgermeiſters, mit Ueberwältigung ſeiner Kräfte; zudem ſah er klar ein, daß ſeine Bemühungen, die Theilnahme des Richters zu gewinnen, durch den unſeligen Einfluß des Thierbändigers, ſo eben vollſtändig vereitelt wurden; daher, die Geduld verlierend, näherte er ſich dieſem mit auf der Bruſt verſchränkten Armen, und ſagte mit einer noch beherrſchten Stimme:

„Ihr habt ſo eben von mir ganz ſtill mit dem Herrn Bürgermeiſter geſprochen?“

„Ja,“ — erwiederte Morok, mit feſtem Blicke.

„Warum habt Ihr nicht laut geſprochen?“

Das ſchier krampfhafte Zucken des dichten Knebelbartes Dagobert's, der nach dieſen Worten Morok anſtarrte, verrieth den heftigen Kampf in ſeinem Innern. Als er ſeinen Gegner ein ſpöttiſches Schweigen entgegenſetzen ſah, ſagte er zu ihm mit lauterer Stimme:

„Ich frage Euch, warum Ihr mit dem Herrn Bürgermeiſter ſtill ſprecht, wenn es ſich von mir handelt?“

„Weil von ſchändlichen Dingen die Rede war, die man ohne Erröthen nicht laut ſagen könnte,“ erwiederte Morok grob.

Dagobert hatte ſeine Arme bisher verſchränkt gehalten. Plötzlich ſtreckte er ſie heftig aus, die Fäuſte ballend . . . Dieſe raſche Bewegung war ſo bezeichnend, daß die beiden Schweſtern einen Schrei des Schreckens ausſtießen, und ſich ihm näherten.

„Machen Sie, Herr Bürgermeiſter," — ſagte der Soldat, vor Zorn mit den Zähnen knirſchend, „daß dieſer Menſch ſich fortpackt . . . — oder ich ſtehe für mich nicht mehr gut . . ."

„Wie," — erwiederte der Bürgermeiſter mit Stolz, — „mir Befehle geben . . . Sie wagen . . ."

„Ich ſage Ihnen, machen Sie, daß dieſer Menſch fortgeht," — verſetzte Dagobert außer ſich, — „oder es geſchieht ein Unglück!"

„Dagobert . . . mein Gott . . . beruhige Dich," — riefen die Kinder aus, ſeine Hände faſſend.

„Es ſteht Euch wohl an, elender Vagabund, um nicht mehr zu ſagen, hier zu befehlen," — brach endlich der Bürgermeiſter wüthend los. — „Ah! Ihr glaubt, um mich zu betrügen, genüge es, zu ſagen, daß Ihr Eure Papiere verloren habet! Ihr habt dieſe zwei jungen Mädchen gut mit Euch ſchleppen, die, ungeachtet ihres unſchuldigen Ausſehens . . . doch nur beſtimmt ſeyn könnten . . ."

„Unglücklicher!" ſchrie Dagobert, den Bürgermeiſter mit einem ſo ſchrecklichen Ausdrucke der Geberde und des Blickes unterbrechend, daß der Richter ſeine Aeußerung nicht zu vollenden wagte.

Der Soldat nahm die Kinder bei dem Arme, und ſchob ſie, ohne daß ſie ein Wort erwiedern konnten, in einer Sekunde in das Zimmer; indem er dann die Thüre verſchloſſen und den Schlüſſel in ſeine Taſche geſteckt hatte, ging er raſch auf den Bürgermeiſter zu, der, von der drohenden Haltung und Miene des alten Soldaten erſchreckt, zwei Schritte zurücktrat, und ſich mit einer Hand an das Treppengeländer hielt.

„Hören Sie mich wohl an, Sie!“ — ſagte der Soldat, den Richter bei dem Arme ergreifend. — „Vorhin hat dieſer Elende mich beſchimpft . . .“ (Er wies auf Morok.) „Ich habe Alles ertragen . . . es handelte ſich von mir . . . Eben jetzt hab' ich Ihre Albernheiten geduldig angehört, weil Sie einen Augenblick für meine unglücklichen Kinder ſich zu intereſſiren ſchienen; aber da Sie weder Herz, noch Mitleiden, noch Gerechtigkeit haben . . . ſag' ich Ihnen, ich, daß ich Sie, ſo ſehr Sie auch Bürgermeiſter ſind . . . durchbläuen werde, wie ich dieſen Hund durchgebläut habe,“ — und er deutete von Neuem auf den Propheten, — „wenn Sie es wagen, von dieſen zwei jungen Mädchen nicht ſo zu ſprechen, wie Sie von Ihrem eigenen Kinde ſprechen würden . . . Verſtehen Sie mich! . . .“

„Wie . . . Ihr wagt zu ſagen . . .“ rief der Bürgermeiſter vor Wuth ſtotternd aus, — „daß . . . wenn . . . ich von dieſen zwei herumziehenden Buhl-Schweſtern ſpreche . . .“

„Hut ab . . . wenn man von den Töchtern des Marſchalls, Herzogs von Ligny ſpricht!“ rief der Soldat aus, indem er dem Bürgermeiſter die Mütze vom Kopfe riß, und vor die Füße warf.

Bei dieſem Angriffe zitterte Morok vor Freude.

In der That ließ ſich Dagobert erbittert, auf jede Hoffnung verzichtend, unglücklicherweiſe von der Heftigkeit ſeines, ſeit einigen Stunden ſo mühſam unterdrückten Zornes hinreißen.

Als der Bürgermeiſter ſeine Mütze zu ſeinen Füßen ſah, blickte er den Thierbändiger mit Erſtaunen an, wie wenn er zögern wollte, an etwas ſo Ungeheueres zu glauben.

Dagobert, der ſeine Aufwallung bereute, und wußte, daß ihm kein Mittel der Begütigung mehr bliebe, warf einen raſchen Blick um ſich, trat einige Schritte zurück, und gewann ſo die erſten Stufen der Treppe.

Der Bürgermeiſter ſtand neben der Bank, in einer Ecke des Treppenabſatzes; Morok, den Arm in der Schlinge, um ſeiner Wunde einen wichtigeren Anſchein zu geben, war neben dem Richter. Dieſer, durch die Rückzugsbewegung Dagobert's getäuſcht, rief:

„Ah! Du glaubſt zu entſpringen, nachdem Du es gewagt haſt, Hand an mich zu legen . . . Alter, Elender!!“

„Herr Bürgermeiſter . . . verzeihen Sie mir . . . Es iſt ein Augenblick der Aufwallung, den ich nicht bemeiſtern konnte: ich mache mir Vorwürfe über dieſe

Heftigkeit.“ — ſagte Dagobert mit reumüthiger Stimme, demüthig den Kopf ſenkend.

„Kein Erbarmen mit Dir, Unglücklicher! Du willſt wieder anfangen, mit Deiner gutmüthigen Miene mich zu rühren! Aber ich habe Deine geheimen Abſichten durchſchaut ... Du biſt nicht, was Du zu ſeyn ſcheineſt, und es könnte im Grunde wohl eine Staats-Angelegenheit hinter dem Allen ſtecken,“ — fügte die obrigkeitliche Perſon mit einem äußerſt diplomatiſchen Tone bei ... „Alle Mittel ſind für Leute gut, welche Europa in Flammen ſetzen möchten.“

„Ich bin nur ein armer Teufel ... Herr Bürgermeiſter ... Sie haben ein ſo gutes Herz; ſeyen Sie nicht unerbittlich! ...“

„Ah! Du riſſeſt mir meine Mütze vom Kopfe!“

„Und Ihr,“ fuhr der Soldat fort, ſich gegen Morok wendend, — „der Ihr an Allem Schuld ſeyd ... habt Mitleid mit mir ... zeigt keinen Groll ... Ihr, der Ihr ein heiliger Mann ſeyd, ſprecht wenigſtens ein Wort zu meinen Gunſten zum Herrn Bürgermeiſter.“

„Ich habe ihm geſagt ... was ich ihm ſagen mußte,“ erwiederte der Prophet ironiſch.

„Ah! ah! Du biſt ja jetzt ſehr beſtürzt, alter Vagabund ... Du glaubteſt mich durch Dein Gejammer zu betrügen,“ — entgegnete der Bürgermeiſter, ſich Dagobert nähernd; — „Gott ſey Dank, ich bin nicht mehr Dein Gefoppter... Du wirſt ſehen, daß es in Leipzig gute Kerker für franzöſiſche Aufwiegler und für abenteuerliche Landläuferinnen giebt; denn Deine verdächtigen Weibsbilder taugen auch nicht mehr, als Du... Fort," — fügte er mit wichtigem Tone bei, ſeine Wangen aufblaſend, — „fort, ſteig vor mir hinab . . . was Dich betrifft, Morok, Du gehſt . . ."

Der Bürgermeiſter konnte nicht ausſprechen.

Seit einigen Minuten ſuchte Dagobert nur Zeit zu gewinnen; er ſchielte prüfend auf eine halbgeöffnete Thüre, und ſtellte ſich auf dem Treppenabſatze mit dem Geſichte gegen das von den Kindern beſetzte Zimmer; als er den Augenblick für günſtig hielt, ſtürzte er ſich raſch, wie der Blitz, auf den Bürgermeiſter, packte ihn an der Kehle, und ſchleuderte ihn ſo heftig gegen die halbgeöffnete Thüre, daß der von dieſem ſchnellen Anfalle verblüffte Richter, unfähig ein Wort zu ſprechen, oder einen Schrei auszuſtoſſen, mitten in das völlig finſtere Zimmer rollte.

Dann kehrte er ſich gegen Morok, der, den Arm in der Schlinge, da er die Treppe frei ſah, dahin eilte; der Soldat erwiſchte ihn aber an ſeinem langen, wallenden Haare, zerrte ihn an ſich, umſchlang ihn mit ſeinen eiſernen Armen, legte ihm die Hand auf den Mund, um ſein Geſchrei zu erſticken, und drängte und ſchleppte ihn, ungeachtet ſeines verzweifelten Widerſtandes, in das Zimmer, in deſſen Tiefe der Bürgermeiſter bereits gequetſcht und betäubt lag.

Nachdem er die Thüre doppelt zugeſperrt, und den Schlüſſel in ſeine Taſche geſteckt hatte, ſprang Dagobert in zwei Sätzen die Treppe hinab, welche in einen Gang auslief, der in den Hof führte. Das Thor des Wirthshauſes war verſchloſſen, und auf dieſer Seite ein Ausgang unmöglich.

Der Regen fiel in Strömen; er ſah durch die Fenſter eines niedrigen Zimmers, vom Scheine des Feuers erhellt, den Wirth und deſſen Leute, der Entſcheidung des Bürgermeiſters gewärtig.

Die Gangthüre verriegeln, und ſo alle Verbindung mit dem Hofe abſchneiden, war für den Soldaten das Werk einer Sekunde, und er ſtieg wieder raſch hinauf, um ſich zu den Waiſen zu begeben.

Morok, der wieder zur Beſinnung kam, rief aus allen Kräften um Hülfe; aber hätte auch ſein Schreien, ungeachtet der Entfernung, gehört werden können, ſo würde es das Brauſen des Windes und Regens übertäubt haben. Dagobert hatte alſo ungefähr eine Stunde für ſich, denn es bedurfte Zeit genug, um über die Dauer ſeiner Unterredung mit dem Richter zu ſtaunen, und waren einmal der Argwohn und die Beſorgniſſe erwacht, ſo mußten noch die beiden Thüren aufgeſprengt werden, jene, die den Treppengang verſchloß, und jene des Zimmers, in welchem der Bürgermeiſter und der Prophet eingeſperrt waren.

„Meine Kinder, jetzt müſſen Sie zeigen, daß Sie Soldatenblut in Ihren Adern haben,“ — ſagte Dagobert, raſch zu den jungen Mädchen eintretend, welche über den Lärm erſchrocken waren, den ſie ſeit einigen Augenblicken hörten.

„Mein Gott! Dagobert! was giebts?“ — rief Blanche aus.

„Was ſollen wir thun?“ fragte Roſe.

Ohne zu antworten, eilte der Soldat zum Bette, zog die Leintücher heraus, knüpfte ſie feſt zuſammen, machte einen ſtarken Knoten an dem einen Ende, den er auf dem Obertheile des zuvor halbgeöffneten, und dann wieder zugeſchloſſenen linken Fenſterflügels anbrachte. Inwendig durch die Dicke des Knotens feſtgehalten, welcher zwiſchen dem Fenſterflügel und der Einfaſſung des Kreuzſtockes nicht durchſchlüpfen konnte, war das Leintuch ſomit vollkommen befeſtigt; ſein anderes Ende wehte von auſſen und berührte den Boden; der zweite, offen gebliebene Fenſterflügel, bot ihnen genügenden Raum zur Flucht.

Der Veteran nahm hierauf ſeinen Torniſter, das Felleiſen der Kinder, den Pelzrock von Rennthierfell, warf alles durch das Fenſter, gab Rabat-Joie ein Zeichen, und ſchickte ihn, ſo zu ſagen, zur Bewachung der Sachen fort.

Der Hund zögerte nicht; mit einem Satze verſchwand er.

Roſe und Blanche blickten Dagobert beſtürzt an, ohne ein Wort zu ſprechen.

„Nun, meine Kinder,“ — ſagt er zu ihnen — „die Thore des Wirthshauſes ſind geſchloſſen … Muth …“ — und indem er ihnen das Fenſter zeigte: — „Wir müſſen da hinaus, oder wir werden verhaftet, in den Kerker geworfen . . . Sie, auf der einen Seite . . . ich, auf der andern, und mit unſerer Reiſe iſt es nichts."

„Verhaftet! . . . in den Kerker geworfen!" rief Roſe aus.

„Getrennt von Dir!" — klagte Blanche.

„Ja, meine armen Kleinen! Man hat Jovial getödtet . . . Wir müſſen uns zu Fuß retten, und ſuchen, Leipzig zu erreichen . . . Wenn Sie müde werden, will ich Sie abwechſelnd tragen, und müßte ich unterwegs betteln, wir werden ankommen . . . Aber eine Viertelſtunde Verſpätung, und alles iſt verloren . . . Wohlan, Kinder, vertrauen Sie mir . . . Zeigen Sie, daß die Töchter des Generals Simon keine Memmen ſind . . . und es bleibt uns noch Hoffnung . . ."

Durch eine Anregung der Sympathie faßten ſich die beiden Schweſtern bei der Hand, wie um ſich gegen die Gefahr zu vereinigen; ihre lieblichen Geſichter, bleich in Folge ſo peinlicher Gemüthsbewegungen, drückten eine treuherzige Entſchloſſenheit aus, die aus ihrem blinden Vertrauen auf die Ergebenheit des Soldaten entſprang.

„Sei ruhig, Dagobert . . . wir werden uns nicht fürchten," — ſagte Roſe mit feſter Stimme.

„Was wir thun müſſen . . . werden wir thun," — fügte Blanche mit eben ſo entſchiedener Stimme bei.

„Ich war deſſen gewiß . . ." — rief Dagobert aus, — „edles Blut verläugnet ſich nicht . . . Auf den Weg! Sie ſind federleicht; das Leintuch iſt ſtark; es iſt kaum acht Fuß vom Fenſter hinab . . . Und Rabat-Joie erwartet Sie unten . . ."

„Ich laſſe mich zuerſt hinab, ich bin heute die Aeltere," — ſagte Roſe, nach einer zärtlichen Umarmung ihrer Schweſter Blanche.

Und ſie lief zum Fenſter, indem ſie, ſollte das Hinabkommen gefährlich ſein, anſtatt ihrer Schweſter ſich zuerſt der Gefahr ausſetzen wollte.

Dagobert errieth leicht die Urſache dieſer Eile.

„Liebe Kinder," — ſagte er, — „ich verſtehe Sie, aber fürchten Sie nichts für einander; es iſt keine Gefahr dabei... ich habe das Tuch ſelbſt feſtgebunden... alſo ſchnell, meine kleine Roſe."

Leicht wie ein Vogel, ſtieg das junge Mädchen auf das Fenſtergeſims, dann faßte es, von Dagobert wohl unterſtüzt, das Leintuch, und ließ ſich langſam hinabgleiten, nach den Weiſungen des Soldaten, der, den Leib hinausneigend, es mit Worten ermuthigte.

„Meine Schweſter . . . fürchte Dich nicht . . ." — ſagte das junge Mädchen mit leiſer Stimme, ſobald es den Boden erreicht hatte, — „es iſt ſo recht leicht herabzukommen; Rabat-Joie iſt da, und leckt mir die Hände . . ."

Blanche ließ nicht auf ſich warten; ſo muthig wie ihre Schweſter, erreichte ſie auch eben ſo glücklich den den Boden.

„Liebe kleine Weſen, was haben Sie denn gethan, um ſo unglücklich zu ſein! . . . Tauſend Donnerwetter!!! es laſtet doch ein verfluchtes Geſchick auf dieſer Familie" — rief Dagobert mit gebrochenem Herzen aus.

als er das bleiche und ſanfte Geſicht des jungen Mädchens inmitten der Finſterniſſe dieſer rabenſchwarzen Nacht, deren Schrecken das heftige Brauſen des Windes und Regenſtröme noch vermehrten, verſchwinden ſah.

„Dagobert, wir erwarten Dich; komm ſchnell . . .“ ſagten mit leiſer Stimme die am Fuße des Fenſters vereinten Waiſen.

Mit Hülfe ſeiner großen Geſtalt, ſprang der Soldat mehr hinab, als er ſich gleiten ließ.

Dagobert und die zwei jungen Mädchen hatten kaum ſeit einer Viertelſtunde das Wirthshaus zum weißen Falken als Flüchtlinge verlaſſen, als ein heftiges Krachen im Hauſe erſcholl.

Die Thüre war den Anſtrengungen des Bürgermeiſters und Moroks gewichen, welche ſich eines ſchweren Tiſches als eines Mauerbrechers bedient hatten.

Mit herbeigebrachten Lichtern liefen ſie in das Zimmer der Waiſen . . . es war leer.

Morok ſah die Leintücher drauſſen wehen, und rief aus:

„Herr Bürgermeiſter . . . ſie haben ſich durch das Fenſter geflüchtet; ſie ſind zu Fuß . . . in dieſer ſtürmiſchen und finſtern Nacht können ſie nicht weit ſein.“

„Ohne Zweifel . . . werden wir ſie wieder erwiſchen . . . Elende Vagabunden! . . . Oh! . . . ich werde mich rächen . . . Schnell Morok . . . es handelt ſich um Deine und meine Ehre . . .“

„Um meine Ehre? . . . Es handelt ſich um mehr als dieß für mich, Herr Bürgermeiſter," antwortete der Prophet mit grimmigem Tone; dann ſchnell die Treppe hinabeilend, öffnete er das Hofthor, und ſchrie mit dröhnender Stimme:

„Goliath . . . die Hunde los!! . . . und Sie, Wirth, Laternen, Fackeln . . Bewaffnen Sie Ihre Leute! . . Laſſen Sie die Thore öffnen! Setzen wir den Flüchtlingen nach; ſie können uns nicht entrinnen . . . wir müſſen ſie bekommen . . . todt oder lebendig!"

II.

Die Straße du Milieu des Urſins.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Botſchaften.

„Lieſt man in den Ordensregeln der Jeſuiten, unter dem Titel „de formula scribendi“ (Inſtitut. 2. 11. Seite 125 — 129) die Entwickelung des achten Theiles der Satzungen, ſo erſchrickt man über die Menge von Briefen, Berichten, Regiſtern, Aufſätzen aller Art in den Archiven der Geſellſchaft aufbewahrt.

„Das iſt eine unendlich genauere und beſſer unterrichtete Polizei, als ſie jemals irgend ein Staat gehabt hat. Selbſt das Gouvernement von Venedig ſah ſich von den Jeſuiten übertroffen; als es dieſelben im Jahre 1606 fortjagte, nahm es alle ihre Papiere weg, und machte ihnen ihre große und peinliche Neugier zum Vorwurfe. — Dieſe Polizei, dieſe geheime Inquiſition, zu einem ſolchen Grade von Vollkommenheit ausgebildet, erklären die ganze Macht eines ſo gut unterrichteten Gouvernements, das ſo beharrlich in ſeinen Entwürfen iſt, ſo mächtig durch Einheit, und, wie die Satzungen ſich ausdrücken, durch die Vereinigung ſeiner Mitglieder. — Man begreift ohne Mühe, welche unermeßliche Kraft das Gouvernement dieſer Geſellſchaft erlangte, und wie der General der Jeſuiten zum Herzoge von Briſſac ſagen konnte: „„Von dieſem Zimmer aus, mein Herr, regiere ich nicht nur Paris, nicht nur China, ſondern auch die ganze Welt, ohne daß Jemand weiß, wie es geſchieht.““

(Die Satzungen der Jeſuiten mit den Erklärungen, in lateiniſcher Sprache, nach der Prager-Ausgabe; (S. 476 bis 478.)

(Paulin. — Paris 1843)

Als der Thierbändiger Morok Dagobert ſeines Pferdes, ſeiner Papiere und ſeines Geldes beraubt ſah, und ſomit außer Stand geſetzt glaubte, ſeine Reiſe wieder anzutreten, hatte er, vor der Ankunft des Bürgermeiſters, Karl nach Leipzig mit einem Briefe geſchickt, den er daſelbſt alſogleich auf die Poſt tragen ſollte.

Die Adreſſe dieſes Briefes lautete:

„An Herrn Rodin, Straße du Milieu des Urſins in Paris.“

Gegen die Mitte dieſer einſamen, ziemlich unbekannten, unter dem Niveau des Kai's Napoleon, wo ſie ausmündet, gelegenen Straße, nicht weit von der Straße Saint-Landry, ſtand damals ein Haus von beſcheidenem Ausſehen, in der Tiefe eines düſtern, engen Hofes ſich erhebend, von der Straße durch ein kleines Gebäude getrennt, durch deſſen Vorderſeite ein gewölbtes Thor zwiſchen zwei mit dicken Eiſenſtäben verwahrten Kreuzſtöcken führte.

Man konnte nichts Einfacheres ſehen, als das Innere dieſer ſchweigſamen Wohnung, nach der Einrichtung eines ziemlich großen, im Erdgeſchoße des Hauptgebäudes befindlichen Saales zu ſchließen. Altergraues Getäfel bedeckte die Wände; der mit Flieſen bekleidete Boden war roth angeſtrichen, und ſorgfältig gebohnt; Vorhänge von Calicot waren an den Fenſtern angebracht.

Eine Erdkugel von ungefähr vier Fuß im Durchmeſſer, auf einem maſſiven Fußgeſtelle von Eichenholz, am andern Ende des Zimmers, ſtand dem Kamine gegenüber.

Auf dieſem Globus von großem Maßſtabe, bemerkte man eine Menge von kleinen rothen Kreuzen, ausgeſäet über alle Theile der Erde: von Norden nach Süden, vom Morgenlande nach dem Abendlande, von den wildeſten Ländern, von den fernſten Inſeln, bis zu den civiliſirteſten Völkern, bis nach Frankreich; es gab kein

Land, welches nicht mehrere mit dieſen kleinen rothen Kreuzen markirte Stellen wies, die augenſcheinlich zu Anzeige- oder Merkzeichen dienten.

Vor einem mit Papieren belegten, an die Mauer gelehnten Tiſche von ſchwarzem Holze in der Nähe des Ofens, ſtand ein leerer Stuhl; etwas weiter entfernt ſah man zwiſchen den beiden Fenſtern ein großes Schreibepult von Nußbaum, und über demſelben mit Cartons angefüllte Fächer.

Gegen das Ende des Monats October 1831, gegen acht Uhr Morgens, ſaß ein Mann an dieſem Pulte, und ſchrieb.

Dieſer Mann war Herr Rodin, Moroks, des Thierbändigers, Correſpondent.

Fünfzig Jahre alt, trug er einen alten, olivengrünen, abgeſchabten Oberrock mit ſchmierigem Kragen, ein Schnupftuch als Halsbinde, Weſte und Beinkleid von ſchwarzem, fadenſcheinigen Tuche; ſeine Füße, in großen, geſchmierten Schuhen, ruhten auf einem kleinen, viereckigen grünen, auf die rothen und glänzenden Flieſen gebreiteten Teppiche. Seine grauen Haare ſchmiegten ſich flach an ſeine Schläfen, und umgaben ſeine kahle Stirne; ſeine Augenbrauen waren kaum ſichtbar; ſein oberes Augenlied ſchwach und zurückſinkend, gleich dem Häutchen, welches die Augen der Schlangen halb verſchleiert, verbarg zur Hälfte ſein kleines lebhaftes und ſchwarzes Auge; ſeine dünnen, völlig farbloſen Lippen, verſchwammen in die bleiche

Farbe ſeines magern Geſichtes mit der ſpitzigen Naſe und dem ſpitzigen Kinne; dieſe grüne und gelbe, ſo zu ſagen lippenloſe Larve, befremdete um ſo wunderlicher durch ihre leichenhafte Unbeweglichkeit; ohne das raſche Zucken der Finger des Herrn Rodin, der, über ſein Pult ſich beugend, ſeine Feder kritzeln ließ, hätte man ihn für eine Leiche gehalten.

Mit Hülfe einer vor ihm liegenden Chiffre (geheimes Alphabet) überſetzte er auf eine dem Nichtbeſitzer des Schlüſſels dieſer Zeichen unverſtändliche Weiſe, einige Stellen aus einem langen Schriftbogen.

Inmitten dieſes tiefen Schweigens, an einem trüben und düſteren Tage, der dieſes große und nackte Zimmer noch trauriger erſcheinen ließ, bot es einen unheimlichen Anblick, dieſen Mann von eiſigem Geſichte mit geheimnißvollen Zeichen ſchreiben zu ſehen.

Es ſchlug acht Uhr.

Dumpf dröhnte der Klopfer des Thorweges; dann fielen zwei Schläge auf eine Glocke ohne Schwengel; mehrere Thüren gingen auf und zu, und eine neue Perſon trat in dieſes Zimmer.

Bei dem Anblicke derſelben ſtand Herr Rodin auf, nahm die Feder zwiſchen ſeine Zähne, verbeugte ſich mit größter Unterwürfigkeit, und ſetzte ſich wieder an ſeine Arbeit, ohne ein Wort zu ſprechen.

Dieſe zwei Perſonen boten einen auffallenden Gegenſatz.

Der neue Ankömmling, älter als er ausſah, ſchien höchſtens ſechs und dreißig bis acht und dreißig Jahre zu zählen; er war von eleganter und hoher Geſtalt; ſchwerlich hätte man den Glanz ſeines großen, grauen, ſtahlblitzenden Auges ertragen; ſeine an der Wurzel breite Naſe, endigte mit einer viereckig ausgedrückten Halbfläche; ſein vorragendes Kinn war glatt raſirt, und die bläuliche Farbe ſeines friſch geſchorenen Bartes abſtechend von dem lebhaften Roth ſeiner Lippen und der Weiße ſeiner ſehr ſchönen Zähne. Als er ſeinen Hut abnahm, ließ er hellkaſtanienbraunes Haar ſehen, noch ungebleicht von den Jahren. Er trug einen langen, militäriſch bis an den Hals zugeknüpften Oberrock.

Der tiefdenkende Blick dieſes Mannes, ſeine breite Stirne, offenbarten eine mächtige Intelligenz, während die Entwickelung ſeiner Bruſt und Schultern einen kräftigen Körperbau verkündeten; kurz, ſeine vornehme Haltung, die auf Hand- und Fußbekleidung verwendete Sorgfalt; der leichte Wohlgeruch, der aus ſeinen Haaren und ſeiner ganzen Perſon duftete; die Anmuth und Ungezwungenheit ſeiner geringſten Bewegungen, verriethen den feinen Weltmann, und beſtärkten in dem Glauben, daß er nach allen Arten glücklicher Erfolge, von den leichtfertigſten bis zu den ernſteſten, ſtreben konnte, oder noch ſtreben könne.

Aus dieſem ſo ſelten zu treffenden Einklange eines kraftvollen Geiſtes, eines kraftvollen Körpers, und des eleganteſten Benehmens, entſprang ein um ſo merkwürdigeres Ganze, als das zu Gebieteriſche im obern Theile dieſes energiſchen Geſichtes, durch das Leutſelige eines beſtändigen, aber nicht einförmigen Lächelns, ſo zu ſagen gemildert und gemäßiget war; denn je nach Umſtänden vermehrte noch dieſes bald wohlwollende, bald bösartige, herzliche oder muntere, beſonnene oder vorbauende Lächeln den feſſelnden Zauber dieſes Mannes, welchen man nie wieder vergaß, wenn man ihn auch nur ein einziges Mal geſehen hatte.

Dennoch, ungeachtet ſo vieler vereinigter Vorzüge, und obgleich er die Leute faſt immer unter dem Einfluße ſeiner unwiderſtehlichen Verführung gebannt hielt, ſo miſchte ſich doch in dieſe Empfindung eine unbeſtimmte Unruhe, wie wenn die Huld und außerleſene Feinheit des Benehmens dieſer Perſon, der Zauber ihres Wortes, ihre zartſinnigen Schmeicheleien, die liebkoſende Anmuth ihres Lächelns, irgend eine hinterliſtige Falle verhüllten.

Man fragte ſich zuletzt, einer unwillkürlichen Sympathie weichend, ob man zum Guten . . . oder zum Böſen angezogen wurde.

. . . .

Herr Rodin, Sekretär des neuen Ankömmlings, ſchrieb fort.

„Sind Briefe aus Dünkirchen gekommen, Rodin?“ — fragte ſein Gebieter.

„Der Briefträger iſt noch nicht gekommen.“

„Ohne hinſichtlich der Geſundheit meiner Mutter, da ſie ihrer völligen Wiedergeneſung entgegengeht, entſchieden unruhig zu ſeyn," — erwiederte der Andere, — „wäre ich doch durch einen Brief der Frau Prinzeſſin von Saint-Dizier ... meiner vortrefflichen Freundin ... vollkommen beruhiget ... Dennoch hoffe ich, dieſen Morgen noch gute Nachrichten zu erhalten ..."

„Das iſt zu wünſchen," — ſagte der Sekretär, eben ſo demüthig als unterwürfig, eben ſo lakoniſch als theilnahmlos.

„Gewiß, das iſt zu wünſchen," — fuhr ſein Gebieter fort, — „denn einer der ſchönſten Tage meines Lebens war derjenige, an welchem die Prinzeſſin von Saint-Dizier mich in Kenntniß ſetzte, daß dieſe eben ſo heftige als gefährliche Krankheit, glücklicherweiſe der guten Pflege, welche meine Mutter genießt ... der ihrigen ... gewichen ſey; ſonſt würde ich ſogleich nach dem Wohnorte der Prinzeſſin abreiſen, obgleich meine Anweſenheit hier ſehr nothwendig iſt."

Dann, ſich dem Schreibpulte ſeines Sekretärs nähernd, fügte er bei:

„Iſt der Auszug der auswärtigen Correſpondenz fertig?"

„Hier iſt die Entzifferung davon."

„Sind die Briefe immer unter Umſchlägen mit den bezeichneten Wohnorten angekommen ... und nach meinen Befehlen hierher gebracht worden?"

„Immer."

„Leſen Sie mir die Entzifferung dieſer Correſpondenz vor; ſind Briefe darunter, die ich ſelbſt beantworten muß, ſo werde ich es Ihnen ſagen.“

Und Rodins Gebieter begann im Zimmer auf und ab zu ſpazieren, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, nach Maßgabe Bemerkungen diktirend, welche Rodin ſorgfältig niederſchrieb.

Der Sekretär nahm einen ziemlich ſtarken Pack Akten, und fing alſo an:

„Don Ramon Olivarès beſcheiniget aus Cadix den Empfang des Briefes No. 19; er wird ſich danach richten, und alle Theilnahme an der Entführung läugnen.“

„Gut; iſt zu den Acten zu legen . . .“

„Der Graf Romanof in Riga befindet ſich in Verlegenheit . . .“

„Dem Dupleſſis zu ſagen, ihm eine Unterſtützung von fünfzig Louisd'or zu ſchicken; ich habe ehedem als Capitain im Regimente des Grafen gedient, und ſeitdem hat er vortreffliche Nachrichten geliefert.“

„Man hat in Philadelphia die jüngſte Schiffsladung der Geſchichte von Frankreich, zum Gebrauche der Gläubigen gereiniget, erhalten; man begehrt Nachſendung, da die erſte vergriffen iſt.“

„Vorzumerken, und hiewegen an Dupleſſis zu ſchreiben . . . Fahren Sie fort.“

„Herr Spindler ſchickt aus Namur den über Herrn Ardouin verlangten geheimen Bericht.“

„Iſt zu entziffern . . .“

„Herr Ardouin ſchickt aus der nämlichen Stadt den über Herrn Spindler verlangten geheimen Bericht.“

„Iſt zu entziffern . . .“

„Der Doctor Van-Oſtadt ſchickt aus der nämlichen Stadt eine vertrauliche Note über die Herren Spindler und Ardouin.“

„Iſt zu vergleichen . . . Weiter!“

„Der Graf Malipierri in Turin meldet die geſchehene Unterzeichnung der Schankung von 300,000 Franken.“

„Dupleſſis anzuzeigen . . . Weiter!“

„Don Staniſlaus iſt ſo eben aus den Bädern von Baden mit der Königin Marie Erneſtine abgereiſet. Er meldet, daß Ihre Majeſtät die ihr verſprochene Anzeige mit Dankbarkeit empfangen, und eigenhändig beantworten würde.“

„Vorzumerken . . . Ich werde ſelbſt an die Königin ſchreiben.“

Während Rodin einige Bemerkungen auf den Rand ſeines Papieres ſchrieb, ſetzte ſein Gebieter den Spaziergang durch das Zimmer fort; der großen, mit kleinen rothen Kreuzen bezeichneten Weltkarte gegenüber, betrachtete er ſie einen Augenblick mit nachdenkender Miene.

Rodin fuhr fort:

„Nach der Stimmung der Geiſter in gewiſſen Gegenden Italiens, wo einige Aufwiegler ihre Blicke nach

Frankreich gewendet haben, ſchreibt Pater Orſini aus Mailand, ſcheine es ihm ſehr wichtig, in dieſen Gebietstheilen ein kleines Buch im Ueberfluße zu verbreiten, worin die Franzoſen, unſere Landsleute, als Ruchloſe und Wüſtlinge . . . Räuber und Bluthunde geſchildert wären . . .“

„Der Gedanke iſt vortrefflich; man könnte die von den Unſerigen während der Kriege der Republik in Italien verübten Exceſſe geſchickt ausbeuten . . . Man muß Jacques Dumoulin beauftragen, dieſes Buch zu ſchreiben. Dieſer Menſch iſt aus Galle, Zorn und Gift geknetet; die Flugſchrift wird ſchrecklich werden; . . . übrigens will ich einige Bemerkungen beifügen; man bezahle-aber Jacques Dumoulin erſt . . . nach Ablieferung des Manuſcripts . . . — wohl verſtanden; würde man ihn früher bezahlen, ſo ſöffe er ſich acht Tage lang in irgend einem ſchlechten Hauſe toll und voll. So mußte man ihm zweimal ſeine giftgeſchwollene Schmähſchrift gegen die pantheiſtiſchen Tendenzen der philoſophiſchen Lehre des Profeſſors Martin bezahlen.“

„Vorgemerkt . . . und weitergefahren!“

„Der Negoziant meldet, daß der Commis im Begriffe iſt, den Banquier zur Rechnungsablage vor dem Berechtigten zu ſenden . . .“

Nachdem Rodin dieſe Worte auf beſondere Art betont hatte, ſagte er zu ſeinem Herrn.

„Sie verſtehen?“ . . .

„Vollkommen . . .“ erwiederte der Andere ſchaudernd.

„Das ſind die verabredeten Ausdrücke . . . Weiter!“

„Aber der Commis, —“ fuhr der Sekretär fort, — „iſt noch von einem Bedenken zurückgehalten.“

Nach einer Pauſe des Schweigens, während welcher ſeine Züge ſich peinlich zuſammengezogen, erwiederte Rodins Gebieter:

„Man fahre fort, auf die Einbildungskraft des Commis durch Schweigen und Einſamkeit zu wirken, und gebe ihm dann das Verzeichniß jener Fälle wieder zu leſen, in welchen der Königsmord erlaubt und abſolvirbar iſt . . . Fortgefahren!“

„Die Frau Sydney ſchreibt aus Dresden, daß ſie Verhaltsbefehle erwarte. Heftige Auftritte der Eiferſucht ihretwegen, ſind zwiſchen Vater und Sohn zum Ausbruche gekommen; aber in dieſen neuen Ergießungen wechſelſeitigen Haſſes, in dieſen vertraulichen Mittheilungen, die jeder gegen ſeinen Nebenbuhler machte, hat Frau Sydney noch nichts, auf die verlangten Aufſchlüſſe Bezügliches, finden können. Bisher konnte ſie es vermeiden, ſich für den Einen oder den Andern auszuſprechen . . . doch wenn dieſe Lage noch länger dauert . . . fürchtet ſie, ihren Verdacht zu erregen. Wen ſoll ſie vorziehen, den Vater oder den Sohn?“

„Den Sohn . . . Die Gefühle der Eiferſucht werden weit heftiger, weit grauſamer bei dieſem Alten ſein, und ihn, um ſich wegen des ſeinem Sohne gegebenen

Vorzuges zu rächen, vielleicht zum Geſtändniſſe deſſen treiben, was Beide zu verhehlen ſo großes Intereſſe haben . . . Weiter!“

„Seit drei Jahren ſind zwei Mägde des Ambroſius, dem man eine kleine Pfarre in den Bergen des Walliſerlandes verliehen hat, verſchwunden . . . ohne daß man weiß, was aus ihnen geworden iſt. Eine dritte hat ſo eben das nämliche Schickſal gehabt . . . Die Proteſtanten im Lande werden unruhig, ſprechen von Mord . . . von ſchauderhaften Umſtänden . . .“

„Bis zum augenſcheinlichen, vollſtändigen Beweiſe der Thatſache vertheidige man Ambroſius gegen dieſe niederträchtigen Verleumdungen einer Partei, welche ſelbſt die abſcheulichſten Erfindungen nie ſcheut . . . Fortgefahren! . . .“

„Thompſon in Liverpool iſt es endlich gelungen, Juſtin als Mann des Vertrauens zu Lord Stewart zu bringen, einem reichen irländiſchen Katholiken, deſſen Geiſt immer ſchwächer wird.“

„Beſtätiget ſich dieß, dann dem Thompſon eine Gratifikation von fünfzig Louisd'or. Vormerkung für Dupleſſis . . . Weiter!“

„Frank Dichesſtein in Wien,“ — fuhr Rodin fort, — „zeigt an, daß ſein Vater ſo eben an der Cholera geſtorben ſei . . . in einem kleinen Dorfe einige Meilen von dieſer Stadt . . . Denn die Seuche ſetzt langſam ihren Gang fort, aus dem Norden Rußlands durch Polen kommend . . .“

„Das iſt wahr,“ — ſagte Rodins Gebieter, ihn unterbrechend, — „möge die ſchreckliche Geißel ihren furchtbaren Gang nicht fortſetzen können, und Frankreich verſchonen! . . .“

„Frank Dichesſtein,“ — erwiederte Rodin, — „meldet, daß ſeine zwei Brüder beſchloſſen haben, die von ihrem Vater gemachte Schenkung anzuſtreiten . . . er aber einer entgegengeſetzten Anſicht ſei . . .“

„Iſt ſich mit den beiden Perſonen zu benehmen, die mit dem Streitſüchtigen zu thun haben . . . Ferner?“

„Der Cardinal Prinz von Almaſi iſt mit den drei erſten Punkten der Denkſchrift einverſtanden. Hinſichtlich des vierten Punktes bedingt er ſich Vorbehalt.“

„Keinen Vorbehalt . . . volle und unbedingte Annahme. Wo nicht, Krieg, und bemerken Sie es ausdrücklich, verſtehen Sie! einen erbitterten Krieg, ohne Mitleiden weder mit ihm, noch mit ſeinen Creaturen . . Und?“

„Fra Paolo berichtet, daß der Patriot Boccari, das Haupt einer ſehr furchtbaren geheimen Geſellſchaft, aus Verzweiflung ſich von ſeinen Freunden, in Folge des ihnen von ihm, Fra Paolo, geſchickt eingeflößten Verdachtes, der Verrätherei beſchuldiget zu ſehen, ſich entleibt hat.“

„Boccari!! Iſt's möglich! . . . Boccari! . . . der Patriot Boccari! . . . dieſer ſo gefährliche Feind!“ — rief Rodins Gebieter aus

„Der Patriot Boccari . . .“ — wiederholte der immer theilnahmsloſe Sekretär.

Dem Dupleſſis zu ſagen, daß er Fra Paolo eine Anweiſung auf fünf und zwanzig Louisd'or ſchicke . . Vorgemerkt!“

„Hausmann meldet, daß die franzöſiſche Tänzerin Albertine Ducornet die Mätreſſe des regierenden Fürſten iſt: ſie hat den vollſtändigſten Einfluß auf ihn; man könnte alſo durch ſie gewiß zu dem vorgeſteckten Ziele gelangen; aber dieſe Albertine wird von ihrem Liebhaber, einem in Frankreich als Verfälſcher Verurtheilten, beherrſcht, und ſie thut nichts, ohne ihn um Rath zu fragen . . .“

„Dem Hausmann anzubefehlen, ſich mit dieſem Manne zu beſprechen: ſind ſeine Forderungen billig, ſie zu gewähren; dann ſich zu erkundigen, ob dieſes Mädchen keine Verwandten in Paris habe?“

„Der Herzog von Orbano berichtet, daß der König, ſein Herr, die vorgeſchlagene neue Niederlaſſung genehmigen werde, jedoch unter vorher bekannt gemachten Bedingungen.“

„Keine Bedingungen; völlige Bewilligung, oder beſtimmte Verweigerung; . . . ſo erkennt man ſeine Freunde und ſeine Feinde. Je ungünſtiger die Umſtände ſcheinen, . . . deſto mehr Feſtigkeit muß man zeigen, und durch Selbſtvertrauen Ehrfurcht einflößen.“

Der Nämliche meldet, daß das ganze diplomatiſche Corps fortfährt, die Reclamationen des Vaters dieſes jungen proteſtantiſchen Mädchens zu unterſtützen, welches das Kloſter wo es Zuflucht und Schutz fand, nur verlaſſen will, um den Geliebten wider den Willen des Vaters zu heirathen.“

„Ah! . . . das diplomatiſche Corps fährt fort, im Namen dieſes Vaters zu reclamiren?“

„Es fährt fort . . .“

„Es iſt ihm zu antworten, daß die geiſtliche Gewalt mit der weltlichen Gewalt nichts gemein habe.“

In dieſem Augenblicke geſchahen zwei Schläge auf die Glocke der Eingangsthüre.

„Sehen Sie, wer es iſt,“ ſagte Rodins Gebieter.

Dieſer ſtand auf, und ging hinaus.

Sein Gebieter ging fortwährend nachſinnend von einem Ende des Zimmers zum andern ſpazieren.

Als er wieder an der ungeheuern Erdkugel vorüberkam, blieb er dabei ſtehen.

Während einiger Zeit betrachtete er, in tiefem Schweigen, die zahlloſen kleinen rothen Kreuze, welche alle Länder der Erde mit einem unermeßlichen Netze zu bedecken ſchienen.

Ohne Zweifel an die unſichtbare Wirkung ſeiner Macht denkend, welche über die ganze Welt ſich auszudehnen ſchien, beſeelten ſich die Züge dieſes Mannes, ſein großes graues Auge funkelte; ſeine Nüſtern ſchwollen; ſein männliches Geſicht gewann einen unglaublichen Ausdruck von Thatkraft, Kühnheit und Stolz.

Mit hochmüthiger Stirne und geringſchätziger Lippe, näherte er ſich der Erdkugel, und ſtützte ſeine kräftige Hand auf den Pol.

Bei dieſem gewaltigen Drucke, bei dieſer gebieteriſchen, herrſchlüſternen Bewegung, hätte man ſagen mögen, der Mann da glaube ſicher zu ſein, dieſe Erdkugel zu beherrſchen, die er mit dem ganzen Hochmuthe ſeiner großen Geſtalt betrachtete, und auf welcher er ſeine Hand mit einer ſo ſtolzen, ſo kühnen, ſo ſouveränen Miene ruhen ließ.

Nun aber lächelte er nicht.

Seine breite Stirne faltete ſich auf eine furchtbare Weiſe; ſein Blick drohte; der Künſtler, welcher den Dämon der Argliſt und des Hochmuthes, den hölliſchen Geiſt unerſättlicher Herrſchſucht malen wollte, hätte kein entſetzlicheres Vorbild wählen können.

Als Rodin zurückkam, hatte das Geſicht ſeines Gebieters wieder den gewöhnlichen Ausdruck angenommen.

„Der Briefträger iſt's,“ — ſagte Rodin, die Briefe in ſeiner Hand vorweiſend, — „von Dünkirchen iſt nichts dabei.“

„Nichts!!!“ — rief ſein Gebieter aus.

Und ſeine ſchmerzliche Gemüthsaufregung ſtach ſonderbar ab mit dem ſtolzen unverſöhnlichen Ausdrucke, den ſeine Miene kurz zuvor hatte.

„Nichts!!! keine Nachricht von meiner Mutter!“ — erwiederte er, — „noch ſechs und dreißig Stunden voll Unruhe!“

„Mir dünkt, daß die Frau Prinzeſſin, hätte ſie ſchlimme Nachrichten zu geben, geſchrieben haben würde; wahrſcheinlich dauert der Zuſtand der Beſſerung fort…“

„Sie haben ohne Zweifel Recht, Rodin, aber es hilft mir nichts . . . ich bin nicht ruhig . . . Wenn ich bis morgen nicht völlig beruhigende Nachrichten erhalte, ſo werde ich auf das Landgut der Prinzeſſin abreiſen . . . Warum mußte aber auch meine Mutter den Herbſt in dieſer Gegend zubringen wollen? . . Ich fürchte, daß die Umgegend von Dünkirchen für ſie nicht geſund iſt . . .“

Nach kurzem Schweigen fügte er bei, ſeinen Spaziergang fortſetzend:

„Nun . . . beſehen Sie dieſe Briefe . . . woher ſind ſie?“ . . .

Rodin antwortete, nachdem er ihre Poſtzeichen angeſchaut hatte:

„Unter den vieren ſind drei auf die große und wichtige Angelegenheit der Medaillen bezügliche . . .“

„Gott ſei gelobt . . . wenn nur die Nachrichten günſtig ſind.“ — rief Rodins Gebieter mit einem Ausdrucke von Unruhe aus, welcher von der äußerſten Wichtigkeit zeugte, die er auf dieſe Angelegenheit legte.

„Der eine iſt aus Charlestown, und ohne Zweifel auf den Miſſionär Gabriel bezüglich,“ — verſetzte Rodin: — „der andere aus Batavia betrifft ſicher den Indier Djalma . . . Dieſer da iſt aus Leipzig . . . Gewiß beſtätiget er den geſtrigen, worin der Bändiger der wilden Thiere, Namens Morok meldete, daß nach den Befehlen, die er empfangen, und ohne daß man ihm etwas anhaben könne, die Töchter des Generals Simon nicht mehr ihre Reiſe fortzuſetzen vermöchten."

Bei dem Namen des Generals Simon, ſchwebte eine Wolke über die Züge von Rodins Gebieter.

Sechzehntes Kapitel.

Die Befehle.

„Die Provinzial-Ordenshäuſer correſpondiren mit dem Ordenshauſe in Paris: ſie ſtehen auch in directer Verbindung mit dem in Rom reſidirenden Generale. Die ſo thätige, ſo wechſelvolle, auf eine ſo bewunderungswürdige Weiſe organiſirte Correſpondenz der Jeſuiten, hat den Zweck, den Obern alle nöthigen Aufſchlüſſe zu liefern; täglich empfängt der General eine Menge von Berichten, die ſich wechſelſeitig controliren. Im Central-Ordenshauſe in Rom befinden ſich ungeheure Regiſter, worin die Namen aller Jeſuiten, ihrer verbündeten Layen und aller angeſehenen Perſonen, Freunde oder Feinde, mit denen ſie zu thun haben, verzeichnet ſind.

„In dieſen Regiſtern ſind ohne Vorurtheil, ohne Haß, ohne Leidenſchaft, die auf das Leben jedes Einzelnen bezüglichen Thatſachen vorgetragen. Dieß iſt die rieſenhafteſte Sammlung von Lebensgeſchichten, welche jemals gemacht wurde. Das Betragen einer leichtſinnigen Frau, die verborgenen Fehler eines Staatsmannes, ſind in dieſem Buche mit kalter Unparteilichkeit erzählt. Zum

Zwecke des Nutzens geſchrieben, ſind dieſe Lebensgeſchichten nothwendigerweiſe genau.

„Muß man gegen ein Individuum handelnd auftreten, ſo öffnet man das Buch, und erfährt ſogleich ſein Leben, ſeinen Charakter, ſeine Eigenſchaften, ſeine Fehler, ſeine Pläne, ſeine Familie, ſeine Freunde, ſeine geheimſten Verbindungen. Begreifen Sie, mein Herr, die ganze Ueberlegenheit im Handeln, welche dieſes ungeheuere, faſt die ganze Welt umfaſſende Polizeibuch einer Geſellſchaft gewährt? Ich ſpreche nicht leichtſinnig von dieſen Regiſtern: ich habe dieſe Thatſache von einem Manne, der dieſe Regiſterſammlung geſehen hat, und die Jeſuiten vollkommen kennt. Dieß giebt Stoff zum Nachdenken für jene Familien, die Mitglieder einer Gemeinde, worin das Studium der Lebensgeſchichte ſo geſchickt ausgebeutet wird, den Zutritt in ihren Schooß ſo leicht geſtatten."

(Libri, Inſtituts-Mitglied, „Briefe über die Geiſtlichkeit.")

Nach Bewältigung der unwillkürlichen Gemüthsaufregung, die ihm der Name oder die Erinnerung des Generals Simon verurſachte, ſagte Rodins Gebieter:

„Oeffnen Sie dieſe Briefe von Leipzig, Charleſtown und Batavia noch nicht; die Aufſchlüſſe, welche ſie ohne Zweifel bringen, werden ſich ſogleich ſelbſt claſſifiziren. Dieß wird uns einen doppelten Zeitaufwand erſparen."

Der Sekretär blickte ſeinen Gebieter mit fragender Miene an.

Dieſer fuhr fort:

„Haben Sie die auf die Angelegenheit der Medaillen bezügliche Note gefertiget?"

„Hier iſt ſie . . . Ich habe ſie mit geheimen Zeichen geſchrieben.“

„Leſen Sie mir dieſelbe vor, und nach Geſtalt der Sachen werden Sie die neuen, in dieſen drei Briefen enthaltenen Notizen beifügen.“

„In der That,“ — erwiederte Rodin, — „dieſe Notizen werden ſo an ihrem Platze ſeyn.“

„Ich will ſehen,“ verſetzte der Andere, „ob dieſe Note klar und erklärend genug iſt; denn Sie haben nicht vergeſſen, daß die Perſon, für welche ſie beſtimmt wurde, nicht alles erfahren ſoll?“

„Ich habe mich deſſen erinnert, und darum die Note in dieſem Sinne entworfen . . .“

„Leſen Sie!“

Herr Rodin las Folgendes ſehr bedächtlich und ſehr langſam:

„Vor hundert fünfzig Jahren iſt eine franzöſiſche, proteſtantiſche Familie freiwillig ausgewandert, in der Vorausſicht des nahen Widerrufes des Ediktes von Nantes, um zu dem Zwecke, ſich den ſtrengen und gerechten, gegen die Reformirten, dieſe unbändigen Feinde unſerer heiligen Religion, bereits erlaſſenen Beſchlüſſen zu entziehen.

„Einige von den Angehörigen dieſer Familie ſind zuerſt nach Holland geflüchtet, dann in die holländiſchen Colonien; Andere nach Polen, Andere nach Deutſchland, Andere nach England, Andere nach Amerika.

„Man glaubt zu wiſſen, daß zur Zeit nur noch ſieben Abkömmlinge dieſer Familie übrig ſind, die ſo wunderſame Glückswechſel erlebt hat, da jetzt ihre Repräſentanten faſt auf allen Sproſſen der ſocialen Leiter vertheilt ſind, vom Souverain bis zum Handwerksmanne.

„Dieſe unmittelbaren oder mittelbaren Abkömmlinge ſind:

„**Mütterliche Abkunft:**

„Die Fräulein **Roſe** und **Blanche Simon**, minderjährig.

„(Der General Simon hat in Warſchau einen Abkömmling der genannten Familie geheirathet.)

„Herr **François Hardy**, Manufakturiſt zu Pleſſis, bei Paris.

„**Prinz Djalma**, Sohn des Kadja-Sing, Königs von Mondi.

„(Kadja-Sing hat im Jahre 1802 einen Abkömmling der bezeichneten, damals in Batavia (Inſel Java, holländiſche Beſitzung) anſäſſigen Familie geheirathet.

„**Väterliche Abkunft:**

„Herr **Jacques Rennepont** — genannt **Couche-tout-nud**, *) Handwerker.

„Fräulein **Adrienne von Cardoville**, Tochter des Grafen von Rennepont, Herzogs von Cardoville.

---

*) „Schläft-ganz-nackt."

D. Ueb.

„Herr Gabriel Rennepont, Prieſter der auswärtigen Miſſionen.

„Jedes Mitglied dieſer Familie beſitzt, oder ſoll beſitzen, eine Medaille von Bronze mit nachſtehenden darauf geprägten Inſchriften:

Opfer
von
L. C. D. J.
Betet für mich.

Paris,
den 13. Februar 1682.

In Paris,
Straße Saint-François, Nr. 3.
In anderthalb Jahrhunderten
werdet Ihr ſeyn
am 13. Februar 1832.

Betet für mich.

„Dieſe Worte und dieſes Datum zeigen an, daß es für jedes Mitglied dieſer Familie vom höchſten Intereſſe iſt, am 13. Februar 1832 in Paris zu ſeyn, und zwar nicht durch Stellvertreter oder Bevollmächtigte, ſondern in Perſon, mögen ſie volljährig oder minderjährig, verheirathet oder ledig ſeyn.

„Aber andere Perſonen haben ein unermeßliches Intereſſe daran, daß keiner von den Abkömmlingen dieſer Familie am 13. Februar in Paris ſich befinde ... mit Ausnahme des Gabriel Rennepont, Prieſters der auswärtigen Miſſionen."

„Es darf alſo um jeden Preis Gabriel der Einzige ſeyn, welcher der den Repräſentanten dieſer Familie nach anderthalb

„Jahrhunderten gegebenen Zuſammenkunft
„beiwohnt.

„Um die ſechs übrigen Perſonen zu verhindern, am „genannten Tage in Paris zu ſeyn, oder dahin zu kom„men, oder ihre Anweſenheit wirkungslos zu machen, „hat man ſchon viel verſucht; aber es bleibt noch viel „zu verſuchen übrig, um den glücklichen Erfolg dieſer „Angelegenheit zu ſichern, welche man, wegen ihrer „wahrſcheinlichen Reſultate, für die wichtigſte, ja für „eine Lebensfrage dieſer Zeit hält . . .“

„Das iſt nur zu wahr,“ — unterbrach Rodin ſein Gebieter, den Kopf ſchüttelnd, mit nachdenkender Miene, — „fügen Sie noch hinzu, daß die Folgen des günſtigen Ausganges dieſer Sache unberechenbar ſind, und daß man die Folgen des ungünſtigen Ausganges nicht vorauszuſehen wage . . . Mit einem Worte, daß es ſich faſt vom Seyn handle . . . oder vom Nichtſeyn während mehrerer Jahre. Daher muß man zum Gelingen alle möglichen Mittel anwenden, vor nichts zurückweichen, immer geſchickt den Schein rettend.“

„Es iſt geſchrieben,“ — ſagte Rodin, nachdem er die von ſeinem Gebieter diktirten Worte beigefügt hatte.

„Fahren Sie fort!“

Rodin fuhr fort:

„Um das Gelingen der fraglichen Angelegenheit zu „erleichtern oder zu ſichern, iſt es nöthig, einige be„ſondere und geheime Einzelnheiten über die ſieben Per-

„ſonen zu geben, welche dieſe Familie repräſentiren.
„Man verbürgt die Wahrheit dieſer Einzelnheiten; nö-
„thigenfalls könnte man ſie auf die genaueſte Weiſe
„vervollſtändigen; denn da widerſprechende Erkundigun-
„gen Statt fanden, beſitzt man ſehr ausführliche Akten.
„Man wird nach der Reihe der Perſonen verfahren,
„und nur von — bis zum heutigen Tage — vollen-
„deten Thatſachen ſprechen.

(Note Nr. 1.)

„Die Fräulein Roſe und Blanche Simon, Zwil-
„lingsſchweſtern, — ungefähr fünfzehn Jahre alt. —
„Holdſelige Geſichter — ſie ſind ſich ſo ähnlich, daß
„man ſie verwechſeln könnte — von ſanftem und ſchüch-
„ternem Charakter, aber für Aufregung empfänglich —
„in Sibirien von einer Mutter erzogen, welche Freigeiſt
„und Deïſtin war. — Sie ſind in Sachen unſerer hei-
„ligen Religion völlig unwiſſend.

„General Simon, von ſeiner Frau ſeit deren Ent-
„bindung getrennt, weiß noch zur Stunde nicht, daß
„er zwei Töchter hat.

„Man hatte ihr Eintreffen in Paris am 13. Fe-
„bruar dadurch zu verhindern geglaubt, daß man die
„Verbannung ihrer Mutter an einen weiter im Innern
„liegenden Ort, als der ihr zuerſt angewieſene, bewirkte;
„als aber ihre Mutter geſtorben war, glaubte der uns
„übrigens ganz ergebene General-Gouverneur von Si-
„birien, in bedauernswerthem Irrthume, daß die Maß-
„regel eine perſönliche, nur auf die Frau des Generals

„Simon bezügliche ſei, und hat unglücklicherweiſe dieſen „jungen Mädchen erlaubt, unter dem Geleite eines ehemaligen Soldaten nach Frankreich zurückzukehren.

„Dieſer Mann iſt unternehmend, treu, entſchloſſen, „und als gefährlich vorgemerkt.

„Die Fräulein Simon ſind unſchädlich. — Man „hat allen Grund zu hoffen, daß ſie zur Stunde in „der Umgegend von Leipzig zurückgehalten ſind.“

Rodins Gebieter ſagte, ihn unterbrechend:

„Leſen Sie jetzt den ſo eben aus Leipzig empfangenen Brief. Sie werden die Weiſung vervollſtändigen können.“

Rodin las, und rief aus:

„Herrliche Nachricht! Den zwei jungen Mädchen und ihrem Führer gelang es, während der Nacht aus dem Wirthshauſe zum weißen Falken zu entfliehen; aber alle drei wurden eine Meile von Möckern eingeholt und ergriffen; man hat ſie nach Leipzig gebracht, wo ſie als Vagabunden eingeſperrt wurden; überdieß iſt der Soldat, ihr Führer, der Rebellion, der Thätlichkeiten gegen eine obrigkeitliche Perſon und deren Einſperrung angeklagt und überwieſen.

„Es iſt demnach faſt gewiß, in Betracht der langen Dauer des deutſchen Gerichtsverfahrens (und zudem wird man hiewegen die geeignete Vorkehrung treffen), daß die jungen Mädchen am 13. Februar nicht hier werden ſein können.“ — ſagte Rodins Gebieter. — „Fügen Sie dieſe letztere Thatſache der Note in einer Nachſchrift bei.“

Der Sekretär gehorchte, ſchrieb als Anmerkung den Inhalt von Moroks Briefe, und erwiederte:

„Sie iſt geſchrieben.“

„Fahren Sie fort!“ verſetzte ſein Gebieter.

Rodin fuhr zu leſen fort:

(Note Nr. 2.)

Herr Francois Hardy, Manufakturiſt zu Pleſſis, bei Paris.

„Vierzig Jahre — Ein feſter — reicher — verſtändiger — thätiger — rechtſchaffener — unterrichteter Mann, der Abgott ſeiner Arbeiter, in Folge zahlloſer, ihr Wohlſein bezweckender Neuerungen; — erfüllt niemals die Pflichten unſerer heiligen Religion; — „vorgemerkt als ein ſehr gefährlicher Mann; — „aber der Haß und der Neid, welche er andern Gewerbebetriebſamen einflößt, vorzüglich dem Herrn Baron von Triveaud, ſeinem Concurrenten, können leicht „gegen ihn gewendet werden. — Sind andere Mittel „der Einſchreitung über oder gegen ihn nöthig, ſo wird „man in ſeinem Acte nachſchlagen; er iſt ſehr umfangreich; dieſer Mann iſt ſchon ſeit langer Zeit bezeichnet und überwacht.

„Man wußte ihn, die Angelegenheit der Medaille „betreffend, ſo gewandt zu überliſten, daß er bis jetzt „über die Wichtigkeit der mit ihr verbundenen Intereſſen, in völligem Irrthume ſchwebt; übrigens wird „er unaufhörlich belauert, umgeben, beherrſcht, ſelbſt

„wider ſein Wiſſen; — einer von ſeinen beſten Freunden verräth ihn, und man weiß durch ihn ſeine geheimſten Gedanken.“

(Note Nr. 3.)

Prinz Djalma.

„Achtzehn Jahre — thatkräftiger und hochherziger „Charakter — ſtolzer, unabhängiger und wilder Geiſt. — „Liebling des Generals Simon, der den Oberbefehl „über die Truppen ſeines Vaters Kadja-Sing in „deſſen Kampfe gegen die Engländer in Indien übernommen hat. — Man ſpricht von Djalma nur der „Erinnerung wegen; denn ſeine Mutter iſt noch jung „geſtorben, zu Lebzeiten ihrer Eltern, die in Batavia „geblieben waren. — Da nun den beſcheidenen Nachlaß der Verſtorbenen, weder Djalma noch der König „ſein Vater, verlangten, ſo hat man die Gewißheit, „daß alle zwei die wichtigen Intereſſen nicht kennen, „welche ſich an den Beſitz der fraglichen Medaille knüpfen, die einen Theil der Hinterlaſſenſchaft von Djalma's Mutter bildet.“

Rodins Gebieter unterbrach ihn, und ſagte:

„Leſen Sie nun den Brief aus Batavia, um die Belehrung hinſichtlich Djalma's zu ergänzen.“

Rodin las und erwiederte:

„Wider eine gute Nachricht . . . Herr Joſué Van Daël, Handelsmann in Batavia (er hat ſeine Erziehung in unſerm Ordenshauſe zu Pondichéry erhalten), hat von ſeinem Correſpondenten in Calcutta erfahren, daß der alte indiſche König in der letzten Schlacht getödtet wurde, die er den Engländern lieferte. Sein Sohn Djalma, des väterlichen Thrones entſetzt, iſt als Staatsgefangener proviſoriſch in eine Feſtung Indiens gebracht worden."

„Wir ſind am Ende des Octobers," — ſagte Rodins Gebieter. — „Nähme man an, daß der Prinz Djalma in Freiheit geſetzt würde, und jetzt Indien verlaſſen könnte, ſo dürfte er kaum bis zum Monate Februar in Paris ankommen . . ."

„Herr Joſué," verſetzte Rodin, „bedauert, daß er in dieſer Hinſicht ſeinen Eifer nicht bethätigen konnte, wenn, wider alle Wahrſcheinlichkeit, der Prinz Djalma freigelaſſen oder entfliehen würde, ſo käme er gewiß nach Batavia, um die mütterliche Erbſchaft zu verlangen, weil ihm nichts mehr auf der Welt übrig bleibt. Man könnte, in dieſem Falle auf die Ergebenheit des Heren Joſué Van Daël rechnen . . . Er bittet dagegen um ſehr genaue Aufſchlüſſe durch den nächſten Kurier, über den Vermögensſtand des Herrn Barons Tripeaud, Manufakturbeſitzers und Banquiers mit dem er in Geſchäftsverbindungen ſteht."

„In dieſer Beziehung werden Sie auf eine ausweichende Art antworten, da Herr Joſué bisher ſonſt nichts als nur Eifer bethätigt hat . . . Vervollſtändigen Sie die Nachweiſung über Djalma . . . mit dieſen neuen Aufſchlüſſen . . ."

Rodin ſchrieb.

Nach einigen Sekunden ſagte ſein Gebieter mit einem ſonderbaren Ausdrucke zu ihm:

„Herr Joſué ſagt Ihnen nichts vom General Simon, bei Erwähnung des Todes von Djalma's Vater, und der Einkerkerung des Prinzen?“

„Herr Joſué ſagt kein Wort davon,“ antwortete der Sekretär fortarbeitend.

Rodins Gebieter brach ſein Schweigen nicht, und durchſchritt ſinnend das Zimmer.

Nach einigen Augenblicken ſagte Rodin zu ihm:

„Es iſt geſchrieben . . .“

„Fahren Sie fort!“

(Note Nr. 4.)

Herr Jacques Rennepont, genannt Couche-tout-nud.

„Arbeiter in der Fabrik des Herrn Barons Tripeaud, des induſtriellen Concurrenten von Francois Hardy. — Dieſer Handwerker iſt ein Trunkenbold — Müſſiggänger — Lärmer und Verſchwender; — es fehlt ihm nicht an Intelligenz; aber Faulheit und Liederlichkeit haben ihn völlig verderbt. Ein ſehr gewandter und verläſſiger Geſchäftsagent, hat ſich an ein Mädchen, Namens Cephyſe Soliveau, genannt la **Reine-Bachanal** *) gemacht, welche die Geliebte dieſes Handwerkers iſt. Durch ihren Beiſtand hat der

---

*) „Bacchusfeſt-Königin.“

Geſchäftsagent einige Beziehungen mit ihm angeknüpft, und man darf ihn von nun an beinahe als außerhalb der Intereſſen geſtellt betrachten, die ſeine Anweſenheit in Paris am 13. Februar nothwendig machen könnten.

(Note Nr. 5.)

Gabriel Rennepont, Prieſter der auswärtigen Miſſionen.

„Ein entfernter Verwandter des Vorhergehenden, aber er kennt das Daſein dieſes Verwandten und dieſer Verwandtſchaft nicht. — Verlaſſene Waiſe, wurde er von Franziska Baudoin, Frau des Soldaten, genannt Dagobert, aufgenommen.

„Wenn, wider alles Erwarten, dieſer Soldat nach Paris käme, ſo hätte man durch ſeine Frau ein mächtiges Mittel, auf ihn zu wirken. — Sie iſt ein herrliches Geſchöpf, unwiſſend und leichtgläubig, muſterhaft fromm, und ſeit langer Zeit unſerm Einfluſſe und Anſehen ohne Grenzen unterworfen. — Durch ſie hat man Gabriel dahingebracht, in den Orden zu treten, ungeachtet des von ihm geäußerten Widerwillens.

„Gabriel zählt fünf und zwanzig Jahre; — ſein Charakter iſt engelgleich, wie ſein Geſicht; er beſitzt ſeltene und gediegene Vorzüge; — unglücklicherweiſe iſt er mit Agricola, Dagobert's Sohne, erzogen worden. — Dieſer Agricola iſt Dichter und Arbeiter; — übrigens ein vortrefflicher Arbeiter; er arbeitet bei Herrn François Hardy, — er iſt voll der abſcheulich-

„ſten Grundſätze; — betet ſeine Mutter an; — rechtſchaffen, — arbeitſam, aber ohne irgend ein religiöſes „Gefühl. — Vorgemerkt als ſehr gefährlich, — „deßwegen war ſein Umgang mit Gabriel ſo Beſorgniß „erregend in Bezug auf dieſen.

„Dieſer flößt immer einige Unruhe ein, ungeachtet „ſeiner vollkommenen Eigenſchaften. Man mußte es „darum auch vertagen, ſich ihm vollſtändig mitzutheilen; ein falſcher Schritt könnte aus ihm einen der „gefährlichſten Menſchen machen; — er iſt alſo „außerordentlich zu ſchonen, wenigſtens bis zum 13. „Februar, weil, man wiederholt es, auf ihm, auf „ſeiner Anweſenheit in Paris zu jener Zeit, „unermeßliche Hoffnungen und nicht minder unermeßliche Intereſſen ruhen.

„In Folge dieſer Rückſichten, die man ihm erweiſen ſoll, mußte man auch ſein Geſuch bewilligen, der „amerikaniſchen Miſſion beigegeben zu werden; denn er „vereint mit engelgleicher Sanftmuth eine ruhige Unerſchrockenheit, einen kühnen Geiſt, der ſich nicht eher „befriedigt fühlte, als bis man ihm erlaubte, das gefahrvolle Leben der Miſſionäre zu theilen. — Zum „Glücke hat man den Oberen zu Charlestown die ſtrengſten Inſtruktionen ertheilt, damit ſie ein ſo koſtbares „Leben nicht in Gefahr ſetzen. — Sie müſſen ihn wenigſtens ein oder zwei Monate vor dem 13. Februar „nach Paris zurückſchicken.“

Rodins Gebieter unterbrach ihn von Neuem, und ſagte:

„Leſen Sie den Brief aus Charlestown, ſehen Sie, was man Ihnen meldet, um auch dieſe Weiſung vervollſtändigen zu können."

Rodin las und antwortete:

„Gabriel wird von Tag zu Tag aus den Felſengebirgen erwartet, wohin er durchaus allein auf Miſſion hatte gehen wollen."

„Welche Unvorſichtigkeit!"

„Ohne Zweifel iſt ihm nichts Widriges begegnet, weil er ſeine Rückkehr nach Charlestown ſelbſt angekündiget hat . . . Nach ſeiner Ankunft, die nicht über die Mitte dieſes Monates ſich verzögern kann, ſchreibt man, wird man ihn ſogleich nach Frankreich abreiſen laſſen." –

„Fügen Sie dieß der ihn betreffenden Bemerkung bei," ſagte Rodins Gebieter.

„Es iſt geſchrieben," antwortete dieſer nach einigen Augenblicken.

„Fahren Sie fort," verſetzte ſein Gebieter.

Rodin fuhr fort.

(Note Nr. 6.)

Fräulein Adrienne Rennepont von Cardoville.

„Entfernte Verwandte (und dieſer Verwandtſchaft „unkundig) von Jaques Rennepont, genannt **Couche-tout-nud**, und von Gabriel Rennepont, Miſſionsprieſter. Sie wird bald zwanzig Jahre alt; — die rei-

„zendſte Phyſiognomie von der Welt, — die ſeltenſte „Schönheit, obgleich rothhaarig — ſie beſitzt einen „durch ſeine Originalität höchſt merkwürdigen Geiſt, — „ein unermeßliches Vermögen — alle ſinnlichen Neigungen. Man erſchrickt vor der Zukunft dieſer jungen Perſon, wenn man an die unglaubliche Verwegenheit ihres Charakters denkt. — Zum Glücke iſt „ihr Nebenvormund, Baron Tripeaud — (Baron ſeit „1829 und ehemaliger Geſchäftsbeſorger des verſtorbenen Grafen von Rennepont, Herzogs von Cardoville), „völlig im Intereſſe und beinahe in der Abhängigkeit der Tante des Fräuleins von Cardoville. — Man „vertraut, mit vollem Rechte, auf dieſe würdige und „achtungswerthe Verwandte, und auf Herrn Tripeaud, „daß ſie die wunderlichen und unerhörten Projekte bekämpfen und beſiegen, welche dieſe junge eben ſo entſchloſſene als unabhängige Perſon, zu äußern ſich nicht „ſcheuet, und die man unglücklicherweiſe im Intereſſe „der fraglichen Angelegenheit nicht mit Nutzen ausbeuten kann, denn . . .“

Rodin konnte nicht fortfahren, durch zweimaliges, beſcheidenes Pochen an die Thüre unterbrochen.

Der Sekretär ſtand auf, wollte ſehen, wer pochte, blieb einen Augenblick drauſſen, und kam dann mit zwei Briefen in der Hand zurück, indem er ſagte:

„Die Frau Prinzeſſin hat die Abreiſe einer Stafette benützt, um zu ſenden . . .“

„Geben Sie mir den Brief der Prinzeſſin!“

rief Rodins Gebieter aus, ohne ihn vollenden zu laſſen.

„Endlich werde ich Nachrichten von meiner Mutter bekommen!!!“ fügte er bei.

Kaum hatte er einige Zeilen dieſes Briefes geleſen, als er erblaßte; ſeine Züge drückten alſogleich ein tiefes und ſchmerzliches Staunen, ein folterndes Weh aus.

„Meine Mutter!“ — rief er aus. „Oh! mein Gott! meine Mutter!“

„Sollte ſich irgend ein Unglück ereignet haben?“ fragte Rodin mit beſtürzter Miene, indem er bei dem Ausrufe ſeines Gebieters ſich erhob.

„Ihre Geneſung war trügeriſch,“ erwiederte jener niedergeſchlagen, — „ſie iſt nun wieder in einen faſt verzweifelten Zuſtand zurückgeſunken; dennoch glaubt der Arzt, daß meine Anweſenheit ſie vielleicht retten könnte; denn ſie ruft unaufhörlich nach mir; ſie möchte mich zum letztenmale ſehen, um ruhig ſterben zu können . . . Oh, dieß iſt eine heilige Sehnſucht . . . Nicht zu ihr eilen, wäre Muttermord . . . Mein Gott, wenn ich nur früh genug ankomme! . . . Von hier bis zum Landgute der Prinzeſſin, braucht man faſt zwei Tage, wenn man auch Tag und Nacht reiſet.“

„Ah! mein Gott! . . Welches Unglück!“ erwiederte Rodin, die Hände faltend, und die Augen zum Himmel erhebend . . .

Sein Gebieter klingelte heftig, und befahl einem betagten Diener, der die Thüre öffnete:

„Leg ſchnell in ein Behältniß meines Reiſewagens, was ich dringend nöthig habe. Der Hausmeiſter ſoll ein Cabriolet beſteigen, und mir ſchleunigſt Poſtpferde holen . . . In einer Stunde muß ich abgereiſet ſein."

Der Diener entfernte ſich eilig.

„Meine Mutter . . . meine Mutter . . . ſie nicht mehr wiederſehen? . . . Oh! dieß wäre entſetzlich!" rief er aus, gramgebeugt auf einen Stuhl ſinkend, und ſein Antlitz mit den Händen verhüllend.

Dieſer heftige Schmerz war aufrichtig: er liebte ſeine Mutter zärtlich; dieſes göttliche Gefühl hatte ihn bisher unveränderlich und rein, durch alle Wandelungen ſeines oft ſtrafbaren Lebens geleitet . . .

Nach einigen Minuten wagte es Rodin, ſeinem Gebieter den zweiten Brief zu zeigen, und zu ſagen:

„Auch hat man ſo eben dieſen da von Seite des Herrn Dupleſſis gebracht: er iſt ſehr wichtig . . . und ſehr dringend . . ."

„Sehen Sie, was er enthält, und beantworten Sie ihn . . . ich habe meinen Kopf nicht beiſammen . . ."

„Dieſer Brief iſt vertraulich . . ." — ſagte Rodin, ihn ſeinem Gebieter überreichend . . . „ich kann ihn nicht öffnen . . . wie Sie aus dem Zeichen des Umſchlages erſehen . . ."

Bei dem Anblicke dieſes Zeichens nahmen die Züge von Rodins Gebieter einen unerklärbaren Ausdruck von Scheue und Ehrfurcht an; mit zitternder Hand erbrach er das Siegel.

Dieſes Billet enthielt dieſe einzigen Worte:

„Da jedes Geſchäft aufhört… ohne eine Minute zu verlieren . . . reiſen Sie . . . und kommen Sie . . Herr Dupleſſis wird Ihr Stellvertreter ſeyn; er hat die Befehle.“

„Großer Gott!“ rief dieſer Mann verzweiflungsvoll aus. — „Reiſen, ohne meine Mutter wieder zu ſehen . . . Aber das iſt entſetzlich . . . das iſt unmöglich . . . das heißt ſie vielleicht tödten . . . ja . . . dieß wäre ein Muttermord . . .“

Indem er dieſe Worte ſprach, verweilten ſeine Augen zufällig auf der ungeheuern, mit kleinen, rothen Kreuzen bezeichneten Erdkugel.

Bei dieſem Anblicke trat in ſeinem Weſen eine raſche Veränderung ein: er ſchien die Lebhaftigkeit ſeiner Sehnſucht zu bereuen; nach und nach wurde ſein, obgleich trauriges Geſicht, wieder ruhig und ernſt.

Er gab den verhängnißvollen Brief ſeinem Sekretär, und ſagte zu ihm mit einem unterdrückten Seufzer:

„Unter ſeiner laufenden Nummer einzureihen.“

Rodin nahm den Brief, ſchrieb eine Nummer darauf, und legte ihn in eine beſondere Mappe.

Nach kurzem Schweigen fuhr ſein Gebieter fort:

„Sie werden die Befehle des Herrn Dupleſſis empfangen, und mit ihm arbeiten. Sie werden ihm die Note in Bezug auf die Angelegenheit der Medaillen zuſtellen; er weiß, an wen ſie zu adreſſiren iſt; Sie werden nach Batavia, Leipzig und Charlestown in dem von mir angegebenen Sinne antworten: um jeden Preis die Töchter des Generals Simon verhindern, Leipzig zu verlaſſen; die Ankunft Gabriels in Paris beſchleunigen, und für den wenig wahrſcheinlichen Fall, daß Prinz Djalma nach Batavia käme, Herrn Joſué van Daël ſagen, daß man auf ſeinen Eifer und Gehorſam zähle, ihn dort zurückzuhalten.“

Und jener Mann, der in dem Augenblicke, wo ſeine ſterbende Mutter vergebens nach ihm rief, eine ſolche Kaltblütigkeit bewahren konnte, kehrte in ſein Zimmer zurück.

Rodin beſchäftigte ſich mit den Antworten, die man ihm ſo eben anbefohlen, und ſchrieb ſie in geheimen Zeichen um. Nach drei Viertelſtunden hörte man das Schellengeläute der Poſtpferde.

Der alte Diener trat nach beſcheidenem Klopfen ein.

„Der Wagen iſt angeſpannt,“ meldete er.

Rodin nickte mit dem Kopfe; der Diener ging hinaus.

Der Sekretär klopfte nun an die Thüre des Zimmers ſeines Gebieters.

Dieſer trat heraus, immer ernſt und kalt, aber von erſchrecklicher Bläſſe; er hielt einen Brief in der Hand.

„Für meine Mutter . . .“ ſagte er zu Rodin, — „Sie werden ſogleich einen Kurier abſenden . . .“

„Auf der Stelle . . .“ — verſetzte der Sekretär.

„Daß die drei Briefe nach Leipzig, Batavia und Charlestown heute noch mit der gewöhnlichen Gelegenheit fortgehen; das iſt von höchſter Wichtigkeit. Sie wiſſen es."

Dieß waren die letzten Worte dieſes Mannes . . . Mit unbarmherzigem Gehorſame unbarmherzige Befehle vollziehend, reiſete er wirklich ohne den Verſuch ab, ſeine Mutter zu ſehen.

Sein Sekretär begleitete ihn ehrerbietig bis zu ſeinem Wagen.

„Welchen Weg, mein Herr?" fragte der Poſtillion, ſich auf ſeinem Sattel umkehrend.

„Den Weg nach Italien!! . . ." antwortete Rodins Herr, ohne einen herzzerreißenden Seufzer unterdrücken zu können, der wie Schluchzen klang.

. . . .

Als die Pferde im Galoppe den Wagen entführten, machte Rodin eine tiefe Verbeugung; dann trat er wieder in das große, kalte und nackte Gemach.

Haltung, Phyſiognomie und Gang dieſes Menſchen ſchienen plötzlich verändert.

Wie von erhöhter Geſtalt, war er nicht mehr ein Automat, welchen demüthiger Gehorſam maſchinenmäßig in Thätigkeit ſetzte; ſeine bis jetzt theilnahmloſen Züge, ſein bis jetzt fortwährend verſchleierter Blick, belebten ſich plötzlich, und verriethen eine teufliſche Argliſt; ein ſardoniſches Lächeln krampfte ſeine winzigen bleichen Lippen, und eine unſelige Befriedigung heiterte dieſe leichenhafte Larve auf.

Auch er blieb vor der ungeheuern Erdkugel ſtehen. Auch er betrachtete ſie ſchweigend, wie ſie ſein Gebieter betrachtet hatte.

Dann ſich über dieſen Globus beugend, mit ſeinen Armen ihn, ſo zu ſagen, umſchnürend . . . einige Augenblicke mit ſeinem Schlangenauge brütend, zog er über die glatte Oberfläche der Weltkarte ſeinen knorrigen Finger, und tupfte nacheinander mit ſeinem langen und ſchmutzigen Nagel drei mit kleinen rothen Kreuzen bezeichnete Stellen.

So oft er eine von dieſen in ſo verſchiedenen Ländern liegenden Städten bezeichnete, nannte er ſie ganz laut mit einem widrigen Hohnlächeln:

Leipzig . . .
Charleſtown . .
Batavia . . .

Dann fügte er bei:

„In jeder von dieſen, ſo weit von einander entfernten drei Städten, giebt es Perſonen, die ſich's nicht träumen laſſen, daß von hier, von dieſer kleinen, unbekannten Straße, vom Hintergrunde dieſes Zimmers aus, die Augen auf ſie gerichtet ſind . . . daß man allen ihren Bewegungen folgt . . . daß man alle ihre Handlungen weiß . . . und daß von hier neue Inſtruktionen ausgehen, welche ſie betreffen, und unerbittlich vollzogen werden . . . denn es handelt ſich von einem Intereſſe, das eine mächtige Rückwirkung auf Europa . . auf die Welt haben kann Aber zum Glücke haben wir Freunde in Leipzig, Charlestown und Batavia."

Dieſer kleine, alte, ſchmutzige, ſchlechtgekleidete Mann mit der grün und gelben Todtenlarve, der ſo eben, ſo zu ſagen, auf dieſem Globus gekrochen, ſchien noch furchtbarer, als ſein Gebieter war, da dieſer, aufrecht und ſtolz, gebieteriſch ſeine Hand über dieſe Welt ausgeſtreckt hatte, welche er durch Hochmuth und Kühnheit ſchien beherrſchen zu wollen.

Der Eine glich dem Adler, welcher über ſeiner Beute ſchwebt . . . der Andere einer Schlange, die ihr Opfer in unentwirrbarer Umſchlingung feſthält . . .

Nach einigen Augenblicken näherte ſich Rodin ſeinem Schreibpulte, ſich haſtig die Hände reibend, und ſchrieb folgenden Brief mit Hülfe einer beſondern, ſeinem Gebieter unbekannten Geheimſchrift.

„Paris, 9¾ Uhr Morgens.

„Er iſt abgereiſet . . . aber er war unſchlüſſig!!

„Als er den Befehl erhielt, rief ihn ſeine ſterbende
„Mutter an ihre Seite; er konnte ſie vielleicht, ſagte
„man ihm, durch ſeine Anweſenheit retten . . . Daher
„hat er ausgerufen: „„Nicht zu meiner Mutter eilen . . .
„dieß wäre Muttermord!""

„Dennoch iſt er abgereiſet! . . . aber er war unſchlüſſig . . .

„Ich überwache ihn immer . . .

„Dieſe Zeilen werden in Rom zu gleicher Zeit an-
„kommen, wie er . . ."

„P. S. Sagen Sie dem Cardinal-Prinzen, daß er
„auf mich zählen kann, daß er aber auch ſeinerſeits mir
„thätig diene."

Nachdem Robin dieſen Brief zuſammengelegt und verſiegelt hatte, ſteckte er ihn in ſeine Taſche.

Es ſchlug zehn Uhr.

Dieß war Herrn Robins Frühſtückſtunde.

Er ordnete und verſchloß ſeine Papiere in einer Schublade, deren Schlüſſel er mit ſich nahm, bürſtete mit dem Elbogen ſeinen alten, ſchmierigen Hut, nahm einen ganz zerflickten Regenſchirm in die Hand, und ging fort.[1]

. . . .

Während jene zwei Männer im Innern der unbekannten Behauſung ein liſtiges Gewebe ſpannen, womit die ſieben Abkömmlinge einer einſt geächteten Familie ſollten umgarnt werden, . . . gedachte ein wunderſamer, geheimnißvoller Vertheidiger, dieſe Familie zu beſchützen, die auch die ſeinige war.

---

[1] Nach der Berufung auf die ausgezeichneten und muthigen Briefe des Herrn Libri, und das vortreffliche, von Herrn Paulin herausgegebene Werk, iſt es unſere Pflicht, auch der kühnen und gewiſſenhaften Arbeiten über die Geſellſchaft Jeſu zu erwähnen, erſt kürzlich von den Herren Dupin dem Aeltern, Michelet, Ed. Quinet, Génin, und dem Grafen von Saint-Prieſt der Oeffentlichkeit übergeben; Werke von hoher und unpartheilicher Intelligenz, worin die unſeligen Theorien dieſes Ordens ſo bewundernswürdig enthüllt und gezüchtiget ſind. Wir würden uns glücklich ſchätzen, unſern Stein zu dem mächtigen, und, hoffen wir es, dauerhaften Damme tragen gekonnt zu haben, welchen dieſe edelmüthigen Herzen, dieſe erhabenen Geiſter, gegen eine unreine und immer drohende Woge aufgeworfen haben.

E. S.

Siebenzehntes Kapitel.

Epilog. — Der ewige Jude.

Die Gegend iſt ländlich und wild . . .

Ein hoher Hügel, bedeckt mit ungeheuern Sandſteinblöcken, zwiſchen denen hie und da Birken und Eichen mit ſchon herbſtvergilbtem Blätterſchmucke emporragen; dieſe großen Bäume wiederſpiegeln ſich im Roſenſchimmer des Abendhimmels, womit ihn die ſcheidende Sonne beleuchtet hat; ähnlich dem Abglanze eines Brandes.

Von dieſer Höhe taucht das Auge in ein tiefes, ſchattiges, fruchtbares, durch einen leichten Dunſt, den Niederſchlag des dichten Abendnebels, halb verſchleiertes Thal . . . Die fetten Wieſen, die Gehölze mit reichbelaubten Bäumen, die ihrer reifen Aehren entbürdeten Felder, verſchwimmen in eine düſtere, eintönige Farbe, im grellen Gegenſatze zur bläulichen Klarheit des Himmels.

Glockenthürme von grauem Steine oder Schiefer, ſtrecken ihre ſcharfen Thurmſpitzen aus der Tiefe dieſes

Thales in die Höhe . . . denn mehrere Dörfer liegen dort zerſtreut, eine lange Straße ſäumend, die von Norden nach Weſten führt.

Dieß iſt die Stunde der Ruhe, die Stunde, wo gewöhnlich die Fenſterſcheibe jeder Hütte durch die auf dem ländlichen Herde freudig praſſelnde Flamme ſich erhellt, und weithin durch Schatten und Baumſchlag funkelt, während aus den Schornſteinen Rauchſäulen langſam zum Himmel aufſteigen.

Und dennoch, eine befremdende Sache, möchte man ſagen, daß in dieſer Gegend alle Herde ausgelöſcht und öde ſeien.

Noch befremdender, noch trauriger erſcheint das Leichengeläute von allen Glockenthürmen . . .

Es iſt, als ob die Thätigkeit, die Bewegung, das Leben, nur noch von dem Schwunge der weithin kläglich dröhnenden Glocken ausgehe.

Doch, ſiehe! o in dieſen, vor Kurzem noch dunklen Dörfern, beginnen Lichter ſich zu regen . . .

Dieſe Helle iſt nicht das Leuchten der lebhaft und luſtig praſſelnden Flamme des ländlichen Herdes . . . Sie iſt röthlich wie Hirtenfeuer, das durch den Nebel ſchimmert . . .

Und dann bleiben auch dieſe Lichter nicht unbeweglich. Sie wandeln langſam gegen den Friedhof jeder Kirche.

Dann verdoppelt ſich das Leichengeläute; die Luft zittert unter den haſtigen Schwingungen der Glocken, und, in ſeltenen Pauſen, tönen Grabgeſänge, immer ſchwächer werdend, bis zum Gipfel des Hügels hinauf.

Warum ſo viele Leichenbegängniſſe?

Was iſt dieß für ein Thal der Verwüſtung . . . worin die friedlichen Lieder, die der ſchweren täglichen Arbeit folgen . . . durch Grabgeſänge verdrängt ſind? . . . worin die Abendruhe in ewige Ruhe ſich verwandelt?

Was iſt dieß für ein Thal der Verwüſtung, worin jedes Dorf ſo viele Todte zugleich beweint, und ſie zur ſelben Stunde, in der nämlichen Nacht begräbt?

Ach! weil die Sterblichkeit ſo raſch, ſo groß, ſo erſchrecklich iſt, daß die Hände kaum hinreichen, die Todten zu begraben . . . Während des Tages bannt eine harte und gebieteriſche Arbeit die Ueberlebenden an die Scholle, und nur am Abend, vom Felde heimgekehrt, können ſie, von Müdigkeit erſchöpft, dieſe andern Furchen graben, worin ihre Brüder, gedrängt wie die Samenkörner im Ackerlande, ruhen ſollen.

Und nicht dieſes Thal allein iſt von einer ſolchen Verwüſtung heimgeſucht.

Im Laufe unſeliger Jahre haben viele Dörfer, viele Schlöſſer, viele Städte, viele unermeßliche Länder, ihre Herde ausgelöſcht und öde geſehen, wie dieſes Thal.

Haben, wie dieſes Thal, die Freude von der Trauer, den Feſtjubel von Grabgeläute verdrängen ſehen . . .

Haben, wie dieſes Thal, viele Todte am nämlichen Tage beweint, und ſie in der Nacht bei düſterm Fackelſchimmer eingeſcharret . . .

◆

Denn während dieſer unſeligen Jahre, iſt ein ſchrecklicher Reiſender langſam über die Erde geſchritten, von einem Pole zum andern . . . aus der Tiefe von Indien und Aſien . . . zu den Eisgefilden von Sibirien . . . von den Eisgefilden Sibiriens bis zu den Sandküſten des franzöſiſchen Oceans.

Dieſer Reiſende, geheimnißvoll wie der Tod, langſam wie die Ewigkeit, unverſöhnlich wie das Schickſal, ſchrecklich wie die Hand Gottes . . . war . . .

Die Cholera!! . .

. . . .

Das Dröhnen der Glocken und die Grabgeſänge ſtiegen immer aus der Tiefe des Thales zum Gipfel des Hügels hinauf, wie eine große wehklagende Stimme . . .

Von Ferne ſah man immer durch den dichten Abendnebel den Schein der Leichenfackeln . . .

Noch währte die Dämmerung. Eine wunderliche Tageszeit, welche den deutlichſten Gebilden einen unbeſtimmten, unfaßbaren, fantaſtiſchen Ausbruch verleiht . . .

Doch der ſonore Steinboden des Berges hat unter einem langſamen, gleichmäßigen und feſten Schritte wiederhallt . . . Mitten zwiſchen den ſchwarzen Baumſtämmen iſt ein Mann gegangen.

Seine Geſtalt war hoch; ſein Kopf auf die Bruſt geſenkt; ſein Geſicht edel, ſanft und traurig . . . Seine Augenbrauen, unter ſich vereint, reichten von einer Schläfe zur andern, und ſchienen ſeine Stirne mit einem verhängnißvollen Kennzeichen zu ſtreifen . . .

Dieſer Mann ſchien die fernen Nachklänge ſo vieler Todtenglocken nicht zu hören . . . und doch herrſchten zwei Tage früher die Ruhe, das Glück, die Geſundheit, die Freude in dieſen Dörfern, die er langſam durchſchritten hatte, und dann düſter und verwüſtet hinter ſich ließ.

Doch dieſer Reiſende ſetzte ſeinen Weg fort, in Gedanken verſunken.

„Der 13. Februar naht heran —“ dachte er — „ſie nahen heran ... dieſe Tage, wo die Abkömmlinge „meiner vielgeliebten Schweſter, dieſe letzten Sprößlinge „unſers Stammes in Paris vereiniget ſeyn ſollen . . .

„Ach! zum drittenmale ſeit hundert fünfzig Jahren, „hat die Verfolgung ſie über die ganze Erde zerſtreut, „dieſe Familie, der ich mit Zärtlichkeit von Zeitalter „zu Zeitalter, während achtzehn Jahrhunderte folgte ... „inmitten ihrer Wanderungen, ihrer Verbannungen, ihrer Wechſel der Religion, des Glückes und des Namens!

„Oh! welche Herrlichkeiten, welche Erniedrigungen, „welche Unberühmtheit, welchen Glanz, welches Elend, „welchen Ruhm, erlebte dieſe, meiner Schweſter entſtammende Familie, meiner — des armen Handwerkers [1])

---

[1]) Man weiß aus der Legende, daß der ewige Jude ein armer Schuſter in Jeruſalem war. Chriſtus, ſein Kreuz tragend, ging an dem Hauſe des Handwerkers vorbei, und bat ihn, auf der neben der Thüre befindlichen ſtei-

„Mit wie vielen Verbrechen hat ſie ſich befleckt . . .
„durch wie viele Tugenden ſich geehrt!

„Die Geſchichte dieſer einzigen Familie . . . iſt die
„Geſchichte der ganzen Menſchheit!

„So viele Generationen durchwandelnd, hat das
„Blut meiner Schweſter, in den Adern des armen und
„Reichen, des Monarchen und des Banditen, des Weiſen
„und des Thoren, der Memme und des Helden, des
„Heiligen und des Gottesläugners, bis auf unſere Zeit
„ſich fortgepflanzt.

„Was iſt von dieſer Familie noch übrig?

„Sieben Sprößlinge.

„Zwei verwaiſte Töchter einer geächteten Mutter,
„und eines geächteten Vaters.

„Ein entthronter Prinz;

„Ein armer Miſſionspriеſter;

„Ein Mann vom Mittelſtande;

„Ein junges Mädchen von berühmtem Namen und
„großem Vermögen;

„Ein Handwerker.

---

nernen Bank einen Augenblick auszuruhen zu dürfen. — „Fort! . . . Fort! . . ." antwortete der Jude ihm hartherzig, indem er ihn zurückſtieß. „Du wirſt bis zum Ende der Jahrhunderte fortgehen" — erwiederte ihm Chriſtus mit ernſtem und traurigem Tone. — Näheres enthält die beredte und gelehrte Notiz von Herrn Charles Magnin, welche dem herrlichen Epiſchen Gedichte „Ahasverus" von Herrn Ed. Quinet voranſteht. E. S.

„Sie alle wiederholen die Tugenden, den Muth,
„die Erniedrigungen, den Glanz, das Elend unſers
„Stammes!

„Sibirien . . . Indien . . . Amerika . . . Frank-
„reich . . . dahin hat das Schickſal ſie geſchleudert!

„Eine innere Regung mahnt mich, ſo oft ein Mit-
„glied meiner Familie in Gefahr ſchwebt . . . dann
„geh' ich von Norden nach Süden . . . von Oſten nach
„Weſten zu ihnen . . . ich gehe zu ihnen . . . geſtern
„auf dem Eiſe des Nordpols, heute in einer gemäßig-
„ten Zone . . . morgen in tropiſcher Gluth; aber oft,
„ach! im Augenblicke, da meine Anweſenheit ſie retten
„könnte, ſtößt mich eine unſichtbare Hand fort, die
„Windsbraut reißt mich dahin, und . . .

„„Fort! . . Fort! . .

„Könnte ich wenigſtens mein Vorhaben vollenden! . .

„Fort! . .

„Nur eine Stunde! . . eine Stunde Raſt! . .

„Fort! . .

„Ach! ich verlaſſe jene, die ich liebe, am Rande
„des Abgrundes! . .

„Fort! . . Fort! . .

„Dieß iſt meine Strafe . . . Wenn ſie groß iſt . . .
„mein Verbrechen war noch größer! . .

„Das Unglück hat mich, den Entbehrungen und
„dem Elende preisgegebenen Handwerker, böſe gemacht . . .

„Oh! verflucht . . . verflucht ſei der Tag, an wel-
„chem, da ich mürriſch, feindſelig, verzweiflungsvoll ar-

„beitete, weil ungeachtet meiner mühſamen Anſtrengung
„die Meinigen an Allem Mangel litten . . . Chriſtus
„an meiner Thüre vorübergegangen iſt! Von Beſchimpfungen
„verfolgt, mit Schlägen überhäuft, mühevoll
„ſein ſchweres Kreuz tragend, bat er mich, einen Augenblick
„auf meiner ſteinernen Bank ruhen zu dürfen
„. . . Seine Stirne rieſelte, ſeine Füße bluteten;
„er brach unter der Laſt zuſammen . . . und mit herzzerreißender
„Sanftmuth ſagte er zu mir:

„„Ich leide! . .““

„Und ich leide auch . . .“ antwortete ich ihm, indem
„ich mit Zorn und Härte ihn zurückſtieß, — „ich
„leide, aber Niemand kommt mir zu Hülfe . . . Die
„Unbarmherzigen . . . machen Unbarmherzige! . .
„Fort! . . . Fort! . . .

„Dann ſeufzte er ſchmerzlich und ſagte;

„„Und Du, Du wirſt unaufhörlich fortgehen
„„bis zu Deiner Erlöſung; ſo will es Gott,
„„der im Himmel iſt.““

„Und damit hat meine Strafe begonnen . . .

„Zu ſpät hab' ich die Augen dem Lichte geöffnet . . .
„zu ſpät die Reue, zu ſpät die Liebe kennen gelernt,
„zu ſpät endlich jene göttlichen Worte desjenigen begriffen,
„den ich beſchimpfte, jene Worte die das Geſetz
„des ganzen menſchlichen Geſchlechtes werden ſollten:

„Liebet einander!

„Vergebens hab' ich ſeit Jahrhunderten, um meine
„Verzeihung zu verdienen, meine Kraft und Beredſam-

„keit auf dieſe himmlichen Worte ſtützend, grimm- und „neidverhärtete Herzen in mitleidige und liebevolle Herzen umgewandelt; vergebens hab' ich viele Seelen mit „heiligem Abſcheu vor Unterdrückung und Ungerechtigkeit entflammt . . .

„Der Tag der Gnade iſt noch nicht gekommen! . . .

„Und wie der erſte Menſch durch ſeinen Sündenfall „ſeine Nachkommenſchaft dem Unglücke überliefert hat, „könnte man ſagen, daß ich, der Handwerker, die Handwerker ewigen Leiden preisgegeben habe, und daß ſie „für mein Verbrechen büßen: denn ſie allein ſind ſeit „achtzehn Jahrhunderten nicht erlöſet worden . . .

„Seit achtzehn Jahrhunderten ſagen die Mächtigen „und Glücklichen zu dieſem Volke von Arbeitern, was „ich zu dem flehenden und leidenden Chriſtus geſagt „habe:

„Fort! . . . Fort! . . .

„Und dieſes Volk, wie er unter der Laſt zuſammenbrechend, wie er ein ſchweres Kreuz tragend . . . „ſpricht, wie er, mit bitterer Traurigkeit:

„Oh! aus Erbarmen . . . einige Augenblicke Raſt . . . „wir ſind erſchöpft . . .“

„Fort!!“

„Aber wenn wir vor Elend ſterben, was ſoll aus „unſern kleinen Kindern und alten Müttern werden?“

„Fort! . . . Fort! . . .

„Und ſeit Jahrhunderten, gehen wir fort, ſie und

„ich, und leiden wir, ohne daß eine liebevolle Stimme zu uns ſagte: Genug!!!

„Ach . . . dieß iſt meine Strafe . . . ſie iſt unermeßlich . . . ſie iſt doppelt . . .

„Ich leide im Namen der Menſchheit, indem ich elende Bevölkerungen ſehe, raſtlos unter dem Joche harter und undankbarer Arbeiten.

„Ich leide im Namen meiner Familie, da ich, arm und herumirrend, den Meinigen, den Sprößlingen einer geliebten Schweſter, nicht immer zu Hülfe kommen kann.

„Aber wenn der Schmerz meine Kräfte überſteigt wenn ich für die Meinigen eine Gefahr ahne, von der ich ſie nicht retten kann, dann ſucht mein Gedanke durch alle Welttheile ſchreitend, jene wie ich verfluchte Frau . . . jene Königstochter [2]), die, wie ich der Handwerker, fortgeht . . . fortgeht, und fortgehen wird bis zum Tage ihrer Erlöſung . . .

„Einmal nur in jedem Jahrhunderte, wenn zwei Planeten in ihrer hundertjährigen gemeinſamen Bewegung ſich nähern . . . kann ich jene Frau treffen während der verhängnißvollen Charwoche.

---

[2]) Nach einer ſehr wenig bekannten Legende, die wir dem ſchätzbaren Wohlwollen des Herrn Maury, des gelehrten Unterbibliothekars des Inſtituts verdanken, wurde Herodias verurtheilt, bis zum Tage des jüngſten Gerichtes herumzuirren, weil ſie den Tod des heiligen Johannes des Täufers begehrt hatte.

G. S.

„Und nach dieſer Zuſammenkunft voll ſchrecklicher Erinnerungen und unermeßlicher Schmerzen, ſetzen wir wieder, gleich Irrſternen, unſern endloſen Gang fort.

„Und dieſe Frau, die einzige, welche, wie ich, bei dem Ende eines jeden Jahrhunderts gegenwärtig iſt, ausrufend: Noch! . . . dieſe Frau antwortet meinem Gedanken von einem Ende der Welt zum andern . .

„Sie, die Einzige, welche auf der Welt mein ſchreckliches Schickſal theilt, hat auch das einzige Intereſſe theilen wollen, welches im Laufe der Jahrhunderte mein Troſt geweſen . . . Auch ſie liebt jene Sprößlinge meiner geliebten Schweſter . . . auch ſie beſchützt dieſelben. Auch ſie wandelt vom Aufgange zum Niedergange, von Norden nach Süden . . . ſie geht . . . ſie kommt an . . .

„Aber ach! die unſichtbare Hand ſtößt auch ſie fort . . . die Windsbraut reißt auch ſie dahin. Und:

„Fort! . . .

„Könnte ich wenigſtens mein Vorhaben vollenden,“ ſagt auch ſie.

„Fort! . . .

„Eine Stunde . . . nur eine Stunde Raſt!

„Fort!

„Ich verlaſſe jene, die ich liebe, am Rande des Abgrundes . . .

„Fort! . . . Fort!! . . .

. . . .

Während dieſer Mann ſo allein auf dem Berge ging, in ſeine Gedanken verſunken, ſchwoll die bisher leiſe Abendluft an, der Wind wurde immer heftiger; ſchon furchte der Blitz die Wolken . . . ſchon verkündete dumpfes und langes Brauſen das Herannahen eines Ungewitters.

Plötzlich ſchauderte dieſer verfluchte Mann, der weder zu weinen noch zu lächeln vermag.

Kein körperlicher Schmerz konnte ihn befallen . . . und dennoch fuhr er raſch mit der Hand nach ſeinem Herzen, als hätte ihn ein grauſames Weh erfaßt . . .

„Oh!“ — rief er aus — „ich fühle es . . . Zu dieſer Stunde . . . leiden mehrere von den Meinigen . . . die Abkömmlinge meiner vielgeliebten Schweſter, und ſchweben in großen Gefahren . . . Die Einen tief in Indien . . . Andere in Amerika . . . Andere hier, in Deutſchland . . . der Kampf beginnt wieder; abſcheuliche Leidenſchaften ſind wieder entfeſſelt . . . O Du, die Du mich höreſt, Herodias, irrend und verflucht, wie ich, hilf mir ſie beſchützen . . . daß meine Bitte Dir begegne inmitten der Einöden von Amerika, wo Du zu dieſer Stunde biſt! . . . Könnten wir zur rechten Zeit ankommen!“

Dann geſchah etwas Auſſerordentliches.

Die Nacht war gekommen.

Dieſer Mann machte eine Bewegung, um eiligſt umzukehren... aber eine unſichtbare Gewalt verhinderte ihn daran, und ſtieß ihn nach der entgegengeſetzten Richtung fort.

In dieſem Augenblicke brach das Gewitter in ſeiner düſtern Majeſtät aus.

Eine jener Windsbräute, welche die Bäume entwurzeln ... die Felſen erſchüttern, toſete mit reiſſender Haſt und mit dem Krachen des Donners über den Berg hin.

Mitten im Brüllen des Sturmes, im Leuchten der Blitze, ſah man ſofort einen Mann mit ſchwarzgeſtreifter Stirne, über die Bergeshalden, zwiſchen Felſen und ſturmgebeugten Bäumen, eiligen Schrittes hinabſteigen.

Der Gang dieſes Mannes war nicht mehr langſam, feſt und ruhig ... ſondern peinlich beſchleuniget, wie jener eines Weſens, welches von einer unwiderſtehlichen Gewalt, wider ſeinen Willen, dahingeriſſen ... oder von der Windsbraut eines entſetzlichen Sturmes fortgewirbelt wird.

Vergebens ſtreckte dieſer Mann ſeine flehenden Hände zum Himmel empor. Er verſchwand bald inmitten der Schatten der Nacht, und des zerſchmetternden Sturmes.

Ende des erſten Theiles.

Der

ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Deutſch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Zweiter Theil.

Augsburg, 1844.
v. Jeniſch und Stage'ſche Buchhandlung.

Zweiter Theil.

Die Erwürger. *)

Erſtes Kapitel.

Die Ajoupa.

Während Herr Rodin ſeine weltumfaſſende Correſpondenz am Ende der Straße du Milieu des Urſins in Paris expedirt; während die Töchter des Generals Simon, aus dem Wirthshauſe zum weißen Falken entflohen, mit Dagobert zu Leipzig gefangen ſaſſen, ereigneten ſich andere, für dieſe verſchiedene Perſonen ſehr intereſſante Auftritte, ſo zu ſagen zur nämlichen Zeit,

---

*) „Phanſigars, oder Erwürger (von dem indiſchen Phansna, Erwürgen). Wir werden ſpäterhin Näheres von dieſer ſonderbaren Gemeinde, genannt vom guten Werke, ſagen."

D. V.

an der äuſſerſten Grenze der Welt, tief in Aſien, auf der Inſel Java, nicht weit von der Stadt Batavia, dem Wohnorte des Herrn Joſué Van-Daël, eines Correſpondenten des Herrn Rodin.

Java!! ein prächtiges und böſes Land, worin wunderſchöne Blumen abſcheuliche Schlangen bergen, und die lockendſten Früchte feine Gifte enthalten, worin herrliche Bäume wachſen, deren Schatten tödtet; worin der Vampyr, eine rieſenhafte Fledermaus, das Blut den Opfern ausſauget, deren Schlaf er verlängert, indem er ſie mit friſcher, wohlriechender Luft umfächelt; denn der hurtigſte Fächer iſt nicht ſchneller, als der Schlag der großen, biſamduftenden Flügel dieſes Ungeheuers.

Der Monat October 1831 neigt ſich zu Ende.

Es iſt Mittag, eine faſt tödtliche Tageszeit für denjenigen, welcher dieſer verſengenden Sonne trotzet, die über dem Himmel ein blaues, glühendes Licht von dunklem Schmelze breitet.

Eine Ajoupa, eine Art von Ruhepavillon aus Binſenmatten, die über große, tief in den Boden gepfählte Bambusröhre gebreitet ſind, erhebt ſich inmitten des bläulichen Schattens einer Baumgruppe von ſo funkelndem Grün, wie grünes Porzellan; dieſe Bäume von wunderlichen Formen ſind hier zu Bogengängen gerundet, dort in Spitzen ſich aufſchwingend, weiterhin runde Sonnenſchirme bildend, aber ſo blätterreich, ſo dicht, ſo ineinandergeſchlungen, daß der Regen durch ihren Dom nicht dringen kann.

Der ungeachtet dieſer hölliſchen Hitze immer ſumpfige Boden verſchwindet unter einer unentwirrbaren Decke von Lianen [1]), Farenkraut, buſchigen Binſen, von einer unglaublichen Friſche und Vegetationskraft, faſt bis zum Dache der, gleich einem Neſte im Graſe, verborgenen Ajoupa hinaufreichend.

Es giebt nichts Erſtickenderes, als dieſen mit feuchten Ausdünſtungen, wie Dunſt von heißem Waſſer, ſchwer geſättigten, mit den heftigſten und ſchärfeſten Wohlgerüchen erfüllten Luftkreis; denn der Zimmet, der Ingwer, die Stephanotis [2]), die Gardenia [3]), unter jene Bäume und Lianen gemiſcht, verbreiten ſtoßweiſe ihren durchdringenden Wohlgeruch.

Ein Dach von breiten Piſangblättern bedeckt dieſe Hütte; an dem einen Ende derſelben iſt eine als Fenſter dienende, viereckige, mit Pflanzenfaſern ſehr fein vergitterte Oeffnung, um das Einſchleichen von Schlangen und giftigen Inſekten in die Ajoupa zu verhindern.

Der ungeheuere Stamm eines abgeſtorbenen, noch aufrecht ſtehenden, aber ſchon ſehr geneigten Baumes, deſſen Gipfel das Dach der Ajoupa berührt, ſteigt aus der Mitte des Gehölzes empor; aus jeder Schrunde ſeiner ſchwarzen, holperigen, bemooſeten Rinde, ſproßt eine wunderliche, faſt phantaſtiſche Blume; der Flügel eines Schmetterlings iſt von keinem zarteren Gewebe, von keinem glänzenderen Purpur, von keinem ſammetartigeren Schwarz; jene unbekannten Vögel, die man im Traume ſieht, haben keine ſo wunderſamen Formen, wie dieſes Knabenkraut, geflügelte Blumen, die immer bereit ſcheinen, von ihren zarten und blätterloſen Stielen wegzufliegen; lange, biegſame und rundliche Cactus, von ſchlangenartigem Ausſehen, umrollen ebenfalls dieſen Baumſtamm, und behängen ihn mit ihren grünen Ranken voll großer Blumenbüſchel von ſilberweißer Farbe, inwendig hellorangefarben ſchattirt; dieſe Blumen verbreiten einen heftigen Vanillegeruch.

---

[1]) Der Name einer amerikaniſchen, rankenden Pflanze.

[2]) Der Name eines ſchön blühenden Kletterſtrauches.

[3]) Der Name eines Zierſtrauches.

D. Ueb.

Eine kleine, ziegelrothe Schlange von der Dicke einer ſtarken Feder, und fünf bis ſechs Zoll lang, reckt zur Hälfte ihren platten Kopf aus einem jener ungeheuern ſüßduftenden Kelche hervor, worin ſie zuſammengeringelt ſich duckt . . .

Im Hintergrunde der Ajoupa, auf eine Matte hingeſtreckt, liegt ein junger Mann in tiefem Schlafe.

Nach ſeinem durchſichtigen, goldfarbenen Teint, könnte man ihn für eine eherne Statue halten, auf welcher ein Sonnenſtrahl ſpielt; ſeine Stellung iſt einfach und anmuthig; ſein rechter, gebogener Arm ſtützt den Kopf, der, leicht gehoben, das Profil zeigt; ſein weites Kleid von weißem Muſſelin mit flatternden Aermeln, läßt ſeine Bruſt und ſeine Arme ſehen, eines Antinous würdig; der Marmor iſt nicht feſter und nicht glatter, als ſeine Haut, deren Goldſchattirung gegen die Weiße ſeines Kleides lebhaft abſticht. Auf ſeiner breiten, gewölbten Bruſt ſieht man eine tiefe Wunde . . . Er hat dieſen Schuß bei der Vertheidigung des Generals Simon, des Vaters der Roſe und Blanche, erhalten.

Am Halſe trägt er eine kleine Medaille, derjenigen gleich, welche die beiden Schweſtern tragen.

Dieſer Indier iſt Djalma.

Seine Züge ſind von hohem Adel und zugleich von bezaubernder Schönheit; ſeine blauſchwarzen, auf der Stirne geſcheitelten Haare, wogen geſchmeidig, aber nicht in Locken, über ſeine Schultern; ſeine kühn und fein gezeichneten Augenbrauen, ſind eben ſo dunkelſchwarz, wie ſeine langen Augenwimpern, die ſeine unbärtigen Wangen überſchatten; ſeinen lebhaft rothen, ein wenig halbgeöffneten Lippen, entſchlüpft ein unterdrücktes Athmen; ſein Schlaf iſt ſchwer, peinlich; denn die Hitze wird immer erſtickender.

Drauſſen herrſcht tiefe Stille; es regt ſich nicht das leiſeſte Lüftchen.

Nach einigen Minuten jedoch beginnen die ungeheuern Farrenkräuter, welche den Boden überwuchern, faſt unbemerklich ſich zu regen, wie wenn ein kriechender Leib langſam den untern Theil ihrer Stiele erſchüttere.

Von Zeit zu Zeit hörte dieſe ſchwache Schwingung plötzlich auf; alles wurde wieder unbeweglich.

Nach wiederholten Wechſel von Rauſchen und tiefem Schweigen, tauchte ein Menſchenkopf aus den Binſen auf, nicht weit vom Stamme des abgeſtorbenen Baumes.

Dieſer Menſch von böſem Geſichte hatte einen Teint von grünlicher Bronze, lange, ſchwarze, um den Kopf geflochtene Haare, einen wilden Glanz ſprühende Augen, und eine merkwürdig ſchlaue und grimmige Phyſiognomie. Mit verhaltenem Athem blieb er einen Augenblick regungslos, dann, auf den Händen und Füſſen vorrückend, ſo ſachte den Blättern ausweichend, daß man nicht das leiſeſte Geräuſch hörte, erreichte er vorſichtig und langſam den geneigten Stamm des abgeſtorbenen Baumes, deſſen Gipfel faſt das Dach der Ajoupa berührte.

Nachdem dieſer Menſch, malayiſchen Urſprunges, und zur Secte der Erwürger gehörend, von Neuem gehorcht hatte, trat er faſt ganz aus dem Geſträuche hervor; außer einer Art Unterhoſe von weißer Baumwolle, an den Lenden mit einem Gürtel von ſchreiend bunten Farben befeſtiget, war er völlig nackt; eine dicke Schichte Oel überzog ſeine gelenken und kräftigen Bronzeglieder.

Indem er ſich in einer, der Hütte entgegengeſetzten Richtung auf den ungeheuern Baumſtamm hindehnte, ſomit durch den Umfang des von Lianen umgebenen Baumes vor jedem Blicke geſchützt, begann er ſchweigend, mit eben ſo großer Vorſicht als Geduld, daran empor zu klettern und zu kriechen. In der wellenförmigen Bewegung ſeines Rückens, in der Biegſamkeit ſeiner Glieder, in der gedrängten Kraft, deren Angriff ſchrecklich ſein mußte, lag etwas von dem tückiſchen und verrätheriſchen Verhalten eines ſeine Beute belauernden Tigers.

Auf dieſe Art erreichte er, völlig unbemerkt, den abhängigen Theil des Baumes, der faſt das Dach der Hütte berührte; er war nur noch etwa einen Fuß weit vom kleinen Fenſter entfernt. Dann reckte er vorſichtig den Kopf vor, und tauchte ſeinen Blick in das Innere der Hütte, um ein Mittel zu erſpähen, hineinzukommen.

Bei dem Anblicke Djalmas in tiefem Schlummer, blitzten die funkelnden Augen des Erwürgers von gedoppelter Gluth; ein krampfhaftes Zucken des ſtummen und wilden Lachens, zerrte ſeine beiden Mundwinkel gegen die Backenknochen; er fletſchte die dreieckig gefeilten, mit ſchimmernder Schwärze gefärbten Zähne, wie die Klinge einer Säge.

Djalma lag in einer ſolchen Richtung, und der Thüre der Ajoupa ſo nahe (ſie ging von außen nach innen auf), daß ein Verſuch, ſie auch nur halb zu öffnen, ihn ſogleich erweckt hätte.

Da der Erwürger, deſſen Leib immer durch den Baum verſteckt war, das Innere der Hütte noch aufmerkſamer unterſuchen wollte, neigte er ſich ſtärker, und legte, um einen Stützpunkt zu haben, ſeine Hand leicht auf das Geſims der die Stelle des Fenſters vertretenden Oeffnung; dieſe Bewegung erſchütterte die große Blume des Cactus, in deren Kelche die kleine Schlange kauerte; ſie ſchoß hervor, und ringelte ſich raſch um das Handgelenk des Erwürgers.

Dieſer, ſei's nun aus Schmerz oder Ueberraſchung, ſtieß einen leiſen Schrei aus . . . doch raſch ſich zurückziehend, immer an den Baumſtamm ſich klammernd, bemerkte er eine leichte Bewegung Djalma's . . .

In der That öffnete der junge Indier, ohne ſeine nachläſſige Stellung zu verändern, halb die Augen, wendete den Kopf gegen das kleine Fenſter, und ein tiefer Athemzug hob ſeine Bruſt; denn die eingeſperrte Hitze unter dieſem dichten Gewölbe von feuchtem Grün, war unerträglich.

Kaum hatte ſich Djalma bewegt, als hinter dem Baume jenes kurze, ſonore und ſcharfe Kreiſchen ertönte, womit der Paradiesvogel auffliegt, ein Laut, welcher etwa jenem des Faſanes gleicht . . .

Dieſes Kreiſchen wiederholte ſich bald, aber ſchwächer, wie wenn der glänzende Vogel ſich entfernt hätte. Djalma glaubte nun die Urſache des Geräuſches zu kennen, das einen Augenblick ſeinen Schlaf unterbrochen, ſtreckte ſachte den Arm aus, auf dem ſein Kopf ruhte, und entſchlummerte wieder, faſt ohne ſeine Stellung zu ändern.

Während einiger Minuten herrſchte wiederholt das tiefſte Schweigen in dieſer Einſamkeit; alles blieb unbeweglich.

Der Erwürger hatte ſo eben, durch die geſchickte Nachahmung des Geſchreies eines Vogels, den vom Biſſe der Schlange ihm entriſſenen, unvorſichtigen Ausruf der Ueberraſchung und des Schmerzes wieder gut gemacht. Als er vermuthete, Djalma könne wieder eingeſchlafen ſein, ſtreckte er den Kopf, und ſah in der That Djalma wieder in tiefem Schlummer liegen.

Er ſtieg hierauf mit der nämlichen Vorſicht vom Baume herab, obwohl ſeine linke Hand durch den Biß der Schlange ziemlich geſchwollen war, und verſchwand in den Binſen.

In dieſem Momente erſcholl von Ferne ein Geſang, im einförmigen, melancholiſchen Tacte.

Der Erwürger richtete ſich wieder empor, lauſchte aufmerkſam, und ſein Geſicht nahm den Ausdruck der Beſtürzung und des wilden Grimmes an.

Der Geſang näherte ſich immer mehr der Hütte.

Nach einigen Secunden ſchritt ein Indier quer über eine lichte Stelle des Gehölzes dem Orte zu, wo der Erwürger ſich verſteckt hielt.

Dieſer nahm hierauf einen langen und dünnen Strick, der ſeine Lenden gürtete; an dem einen Ende deſſelben war eine Bleikugel von der Form und Größe eines Eies befeſtiget; nachdem der Erwürger das andere Ende um ſein rechtes Handgelenk gewickelt hatte, horchte er wieder, und verſchwand kriechend mitten unter den hohen Gräſern in der Richtung gegen den Indier, der langſam dahinſchlenderte, ohne ſeinem klagenden und ſanften Geſang zu unterbrechen.

Er war ein Jüngling von kaum zwanzig Jahren, Djalma's Sklave, mit einem Bronzeteint; ein bunter Gürtel ſchloß ſein Kleid von blauer Baumwolle; er trug einen kleinen rothen Turban, und ſilberne Ringe in den Ohren und an den Handgelenken.

Er brachte ſeinem Gebieter eine Botſchaft, der während der großen Tageshitze in jener Ajoupa ruhte, die ziemlich weit von dem Hauſe entfernt lag, das er bewohnte.

An einer Stelle angekommen, wo die Allee ſich kreuzte, ſchlug der Sclave ohne Zögern den Fußpfad ein, der zur Hütte führte . . . wohin er kaum mehr vierzig Schritte zu gehen hatte.

Einer von jenen ungeheuern Schmetterlingen Java's, deren ausgebreitete Flügel ſechs bis acht Zoll lang ſind, und zwei ſenkrechte Goldſtreifen auf himmelblauem Grunde haben, gaukelte von Blatt zu Blatt, und ließ ſich eben auf einen Büſchel wohlriechender Gardenia's nieder, auf Griffweite vom jungen Indier.

Dieſer hörte zu ſingen auf, blieb ſtehen, trat vorſichtig näher, ſtreckte die Hand aus . . . und fing den Schmetterling.

Plötzlich ſieht der Sclave, wie der Erwürger ſein böſes Geſicht auf ihn richtet . . . er hört ein Pfeifen, wie jenes einer Schleuder, fühlt einen eben ſo ſchnell als kräftig geſchleuderten Strick dreifach ſeinen Hals umſchlingen, und faſt augenblicklich verſetzt ihm das Blei am Stricke einen heftigen Schlag hinter der Hirnſchale.

Dieſer Angriff war ſo raſch, ſo unvorhergeſehen, daß Djalma's Diener keinen einzigen Schrei, keinen einzigen Seufzer ausſtoſſen konnte.

Er wankte . . . Der Erwürger gab der Schlinge einen heftigen Ruck . . . Das Bronzegeſicht des Sclaven wurde purpurſchwarz, und er fiel auf ſeine Knie, die Arme haſtig bewegend . . .

Der Erwürger riß ihn ganz zu Boden . . . preßte den Strick ſo gewaltig zuſammen, daß das Blut aus der Haut ſchoß . . . Das Opfer machte noch einige letzte krampfhafte Bewegungen, und dann war alles vorüber . . .

Während dieſes ſchnellen aber ſchrecklichen Todeskampfes, kniete der Mörder vor ſeinem Opfer, belauſchte ſeine leiſeſten Zuckungen, heftete auf daſſelbe ſeine ſtarren, glühenden Augen, und ſchien in das Entzücken wilden Genuſſes verſenkt . . . ſeine Nüſtern blähten ſich auf; die Adern ſeiner Schläfen und ſeines Halſes ſchwollen an, und das nämliche bösartige Oeffnen des Mundes, welches bei dem Anblicke des ſchlummernden Djalma ſeine Lippen geſtülpt hatte, wies nun ſeine ſchwarzen ſpitzigen Zähne, die ein krampfhaftes Zittern der Kinnlade gegeneinanderſtieß.

Aber bald kreuzte er die Arme auf ſeiner keichenden Bruſt, neigte die Stirne, einige geheimnißvolle Worte murmelnd, die einer Anrufung oder einem Gebete glichen... Dann überließ er ſich der wilden Betrachtung, wozu ihn der Anblick der Leiche reizte . . .

Die Hyäne und die Tigerkatze, die ihre überfallene oder gejagte Beute umkauern, bevor ſie dieſelbe verzehren, haben keinen fahleren, blutdürſtigeren Blick, als jener dieſes Menſchen war . . .

Eingedenk jedoch, daß ſeine Aufgabe noch nicht vollbracht ſei, und mit Bedauern von dieſer Leichenſchau ſich losreißend, löſete er ſeine Schlinge vom Halſe des Opfers, wand dieſen Strick um ſeinen Leib, zog die Leiche vom Fußpfade weg, und verbarg ſie, ohne die ſilbernen Ringe zu nehmen, unter einem dichten Binſengebüſche.

Hierauf begann der Erwürger wieder auf dem Bauche und den Knien zu kriechen, und gelangte ſo bis zu Djalma's Hütte, die aus Matten auf Bambusröhren beſtand.

Nach aufmerkſamem Lauſchen zog er aus ſeinem Gürtel ein Meſſer, deſſen ſchneidende und ſpitzige Klinge in ein Bananenblatt gewickelt war, und machte in die Matte einen Einſchnitt von drei Fuß Länge; dieß geſchah mit ſolcher Lebendigkeit, und mit einer ſo ſcharf geſchliffenen Klinge, daß das leiſe Knirſchen des Diamantes auf dem Glaſe, lärmender geweſen wäre . . .

Da der Erwürger durch dieſe Oeffnung, die ihm als Thüre dienen ſollte, Djalma noch immer feſt ſchlafen ſah, ſchlüpfte er mit unglaublicher Verwegenheit in die Hütte.

Zweites Kapitel.

Die Tättowirung.

Der Himmel, bisher durchſichtig blau, färbte ſich immer mehr graugrün, und die Sonne hüllte ſich in einen röthlichen und unheilvollen Dunſt.

Dieſes ſeltſame Licht verlieh allen Gegenſtänden einen wunderlichen Wiederſtrahl; man könnte ſich eine Vorſtellung davon machen, wenn man ſich den Anblick einer Gegend durch ein kupferfarbiges Fenſter dächte.

In dieſen Himmelsſtrichen verkündet dieſe Naturerſcheinung, zur verdoppelten tropiſchen Hitze geſellt, immer das Herannahen eines Sturmes.

Man roch von Zeit zu Zeit einen flüchtigen Schwefelgeruch ... Dann zitterten die von elektriſchen Strömungen leicht bewegten Blätter auf ihren Stielen ... dann verſank alles in Schweigen, in düſtere Unbeweglichkeit.

Die Schwere dieſes glühenden, von ſcharfen Wohlgerüchen geſättigten Luftkreſes, wurde faſt unerträglich; dicke Schweißtropfen perlten über Djalma's Stirne, der noch immer in einem entkräftenden Schlafe lag ... Für ihn war dieß keine Ruhe mehr, ſondern eine peinliche Abſpannung.

Der Erwürger gleitete wie eine Schlange die Wände der Ajoupa entlang, und kam, auf dem flachen Bauche kriechend, bis zu Djalma's Matte, neben welche er ſogleich platt kauerte, um ſo wenig Platz zu brauchen, als nur möglich.

Nun begann eine ſchauderhafte Scene, hinſichtlich des Geheimniſſes und tiefen Schweigens, die ſie umgaben.

Djalma's Leben war der Willkür des Erwürgers preisgegeben.

Dieſer, in ſich ſelbſt zuſammengezogen, auf ſeinen Händen und Knien, mit geſtrecktem Halſe, ſtarrem, erweiterten Augapfel, blieb unbeweglich, wie ein ſtillſtehendes wildes Thier . . . Nur ein leichtes krampfhaftes Beben der Kinnlade, verrieth das Leben dieſer Larve von Bronze.

Doch bald offenbarten ſeine abſcheulichen Züge den heftigen Kampf, der in ſeiner Seele vorging zwiſchen dem Durſte . . . dem Genuſſe des Mörders, den der kaum vollbrachte Meuchelmord des Sclaven aufſtachelte . . . und zwiſchen dem erhaltenen Befehle, Djalma's Leben zu ſchonen, obgleich der Grund, welcher ihn in die Ajoupa führte, furchtbarer für den jungen Indier war, als ſelbſt der Tod . . .

Zweimal fuhr der Erwürger, deſſen Blick von Wildheit glühte, nur noch auf ſeine linke Hand ſich ſtützend, mit der Rechten raſch nach dem Ende ſeiner Schlinge . . !

Aber zweimal ließ ſeine Hand es fahren . . . der Inſtinkt des Mörders wich einem allmächtigen Willen, deſſen unwiderſtehlicher Herrſchaft der Malaye gehorchte . . .

Seine mordſüchtige Wuth mußte bis zum Wahnſinne geſtiegen ſeyn; denn in ſeiner Unſchlüſſigkeit verlor er koſtbare Minuten . . . von einem Augenblicke zum andern konnte Djalma erwachen, deſſen Kraft, Behendigkeit und Muth gekannt und gefürchtet waren . . . Und obgleich ohne Waffen, wäre er doch für den Erwürger ein entſetzlicher Gegner geweſen.

Endlich entſchloß er ſich . . . er unterdrückte einen tiefen Seufzer des Bedauerns, und begann ſeinen Auftrag zu vollziehen . . .

Die Ausführung deſſelben hätte jedem Andern unmöglich geſchienen . . .

Man urtheile hierüber . . .

Djalma, das Geſicht links gewendet, ſtützte ſeinen Kopf auf ſeinen gebogenen Arm; er mußte ihn zuerſt, ohne ihn zu wecken, dahin bringen, ſein Geſicht rechts zu wenden, das heißt: gegen die Thüre, damit im Falle des Halberwachens, ſein erſter Blick nicht auf den Erwürger fiele. Dieſer mußte zur Verwirklichung ſeines Vorhabens einige Minuten in der Hütte bleiben.

Der Himmel verfinſterte ſich immer mehr.

Die Hitze erreichte ihren höchſten Grad; alles half zuſammen, Djalma in betäubendem Schlafe zu erhalten, und die Abſichten des Erwürgers zu begünſtigen . . . Sich neben Djalma hinknieend, begann er mit der Spitze ſeiner geſchmeidigen, ölgetränkten Finger, die Stirne, die Schläfen und die Augenlieder des jungen Indiers leicht zu berühren, aber mit ſo äuſſerſter Sanftheit, daß das Aneinanderſtreifen der beiden Hautflächen kaum merkbar war . . .

Nach einigen Secunden dieſer Art magnetiſcher Beſchwörung, wurde der Schweiß, der über Djalma's Stirne rann, noch reichlicher; er ſtieß einen erſtickten Seufzer aus, dann zuckten zwei- oder dreimal die Muskeln ſeines Geſichtes; denn dieſe Berührungen, obgleich zu ſchwach, ihn zu wecken, verurſachten ihm doch ein Gefühl von ungewohntem Mißbehagen . . .

Ihn mit unruhigem, glühenden Blicke bewachend, ſetzte der Erwürger ſein Verfahren mit ſo viel Geduld und Gewandtheit fort, daß Djalma, der noch immer ſchlief, aber dieſes unbeſtimmte und prickelnde Gefühl, das ihm unerklärbar blieb, nicht länger ertragen konnte, unwillkürlich mit der rechten Hand nach ſeinem Geſichte fuhr, wie wenn er ſich von der läſtigen Berührung eines Inſektes hätte losmachen wollen . . .

Aber die Kraft gebrach ihm: und faſt alsogleich ſank ſeine Hand träg und ſchwer auf die Bruſt zurück . . .

Als der Erwürger an dieſem Zeichen erkannte, daß er ſich dem erſehnten Ziele nähere, wiederholte er ſeine Berührungen auf die Augenlieder, die Stirne und die Schläfen mit der nämlichen Gewandtheit . . .

Nun wendete Djalma, immer gedrückter, von einer ſchweren Schlafſucht betäubt, dem ohne Zweifel die Kraft und der Wille fehlten, die Hand zum Geſichte zu bringen, maſchinenmäßig ſeinen Kopf, der matt auf ſeine rechte Schulter fiel, wahrſcheinlich um durch dieſen Wechſel der Haltung ſich von dem ihn verfolgenden, unangenehmen Eindrucke zu befreien . . .

Nach dieſem erſten erreichten Erfolge, konnte der Erwürger freier handthieren.

Um den Schlaf, welchen er ſo eben halb unterbrochen, ſo tief als möglich zu machen, ſuchte er dem Vampyr nachzuäffen, und bewegte, das Spiel eines Fächers erkünſtelnd, raſch die beiden ausgebreiteten Hände um das brennende Geſicht des jungen Indiers...

Bei der Empfindung dieſer unerwarteten, und inmitten einer erſtickenden Hitze ſo köſtlichen Kühle, erheiterten ſich Djalma's Züge; ſeine Bruſt erweiterte ſich, ſeine halbgeöffneten Lippen athmeten dieſe wohlthätige Luft ein, und er fiel in einen um ſo unüberwindlicheren Schlummer, weil dieſer geſtört worden war, und er ſich nun demſelben unter dem Einfluße des Gefühles von Wohlbehagen überließ.

Ein raſcher Blitz erhellte mit ſeinem flammenden Lichte das ſchirmende Schattengewölbe der Ajoupa; der Erwürger beeilte ſich, ſein Vorhaben auszuführen, aus Beſorgniß, daß der junge Indier bei dem erſten Donnerſchlage erwachen möchte.

Djalma, auf dem Rücken liegend, hatte ſeinen Kopf auf ſeine rechte Schulter und ſeinen linken ausgeſtreckten Arm geneigt; der Erwürger, zu ſeiner Linken kauernd, hörte nach und nach auf, ihn anzufächeln; dann gelang es ihm, mit einer unglaublichen Geſchicklichkeit, den weiten und langen Aermel von weißem Muſſelin, der Djalma's linken Arm verbarg, wie zum Aderlaß aufzuſtreifen.

Dann aus der Taſche ſeiner Unterhoſe eine kleine kupferne Büchſe ziehend, nahm er aus derſelben eine Nadel von außerordentlicher Feinheit und eben ſo ſpitzig, und ein längliches Stück von einer ſchwärzlichen Wurzel.

Er ſtach mit der Nadel öfter in dieſe Wurzel. Bei jedem Stiche drang eine weiße und klebrige Flüſſigkeit hervor.

Als der Erwürger die Nadel mit dieſem Safte genügend geſättiget hielt, beugte er ſich, und blies ſanft auf den innern Theil von Djalma's Arme, um dort eine neue Empfindung von Kühle zu erregen; dann ritzte er mit der Nadel, faſt unmerkbar, in die Haut des jungen entſchlummerten Mannes einige geheimnißvolle und ſymboliſche Zeichen.

Dieß wurde mit ſo großer Behendigkeit vollbracht; die Spitze der Nadel war ſo fein, ſo ſcharf, daß Djalma die leichte Schrammung ſeiner Haut nicht fühlte.

Bald erſchienen die Zeichen, welche der Erwürger ſo eben eingeritzt hatte, in kaum merkbaren haarfeinen Zügen von Blaßroſa; aber ſo groß war die langſam ätzende Gewalt des Saftes, womit die Nadel getränkt geweſen, daß, als er in die Haut eindrang, und nach und nach ſich ausbreitete, in wenigen Stunden violettroth werden, und auch die bis dahin faſt unſichtbaren Zeichen hellſcheinend machen mußte.

Nach der ſo glücklichen Ausführung ſeines Vorhabens, warf der Erwürger einen letzten Blick wilder Begierde auf den entſchlummerten Indier . . .

Indem er hierauf kriechend von der Matte ſich entfernte, erreichte er wieder die Oeffnung, durch welche er in die Hütte gekommen war, vereinte hermetiſch die beiden Ränder des Einſchnittes, um allem Verdachte vorzubeugen, und verſchwand in dem Augenblicke, wo der Donner in der Ferne dumpf zu grollen begann. *)

---

*) Man lieſt in den Briefen des verſtorbenen Victor Jacquement über Indien, hinſichtlich der unglaublichen Gewandtheit dieſer Menſchen:

„Sie kriechen auf der Erde in den Gräben, in den Furchen der Felder, ahmen hundert verſchiedene Stimmen nach, verbeſſern, das Geſchrei eines Schakals oder eines Vogels ausſtoſſend, eine ungeſchickte Bewegung, die irgend ein Geräuſch veranlaßte, dann ſchweigen ſie, und ein anderer, weiter ſeitwärts, äffet das Kreiſchen des Thieres in der Ferne nach. Sie ängſtigen den Schlaf durch Geräuſch, durch Berührungen, und bringen den Leib und alle Glieder deſſelben dahin, jene Stellung anzunehmen, die ihrem Vorhaben entſpricht.“

Der Herr Graf Eduard von Warren in ſeinem vortrefflichen Werke über das engliſche Indien, auf welches wir uns noch öfter zu berufen Gelegenheit haben werden, drückt ſich auf dieſelbe Weiſe über die unbegreifliche Gewandtheit der Indier aus.

„Sie treiben es ſo weit,“ ſagt er, „Sie auszuziehen, ohne Ihren Schlaf zu ſtören, ja ſogar Ihnen das Tuch zu nehmen, in welches eingehüllt Sie ſchlafen;

Drittes Kapitel.

Der Schmuggler.

Der Morgenſturm hat ſchon lange aufgehört.

Die Sonne iſt im Untergehen; einige Stunden ſind verfloſſen, ſeit der Erwürger in Djalma's Hütte gekom-

---

dieß iſt kein Scherz, ſondern eine Thatſache. Die Bewegungen des **bheel** ſind jene einer Schlange: ſchlafen Sie in Ihrem Zelte mit einem quer vor jedem Eingange liegenden Diener, ſo wird der **bheel** draußen im Dunkel, in einer Ecke lauern, wo er das Athmen eines Jeden hören kann. Sobald der Europäer einſchläft, iſt er ſeiner Sache gewiß: der Aſiate wird der Lockung des Schlafes nicht lange widerſtehen.

„Iſt der Augenblick gekommen, ſo macht er an der Stelle, wo er ſich befindet, einen ſenkrechten Einſchnitt in die Leinwand des Zeltes; er genügt ihm, um hineinzukommen. Er ſchlüpft hindurch wie ein Geſpenſt, ohne daß auch nur ein Sandkorn unter ihm knirſcht. Er iſt ganz nackt, und ſein ganzer Leib geölt; ein Dolchmeſſer hängt an ſeinem Halſe. Er wird ſich neben Ihrer Bettſtelle niederhocken, und mit unglaublicher Kaltblütigkeit und Gewandtheit das Leintuch ganz nahe am Leibe in ſehr kleine Falten legen, um ſo wenig Raum als möglich einzunehmen; er geht nämlich auf die andere Seite, und kitzelt den Schläfer leicht, den er ſo zu magnetiſiren ſcheint, daß er ſich unwillkürlich zurückzieht, wendet, und das in Falten gelegte Tuch hinter ſich läßt; wenn er aufwacht und den Räumen iſt, und ihn während ſeines Schlafes mit einem geheimnißvollen Zeichen tättowirt hat.

Ein Reiter nähert ſich raſch in einer Allee dicht belaubter Bäume.

Geſchützt unter dieſem undurchdringlichen grünen Gewölbe, begrüßten tauſend Vögel zwitſchernd und ſpielend dieſen funkelnden Abend; grüne und rothe Papageien erklimmten mit Hülfe ihres hackenförmigen Schnabels den Gipfel der Acacien; Maïna-Maïnou, große azurblaue Vögel, deren Kehle und langer Schweif von Goldſchimmer ſtrahlen, verfolgten die ſammetſchwarzen, orangeſchattirten Goldammer; die Tauben von Kolo, regenbogenviolet-farben, ſtimmten ihr ſanftes Girren neben Paradiesvögeln an, deren funkelndes Gefieder den prismatiſchen Glanz des Smaragdes und Rubines, des Topaſes und Saphirs vereinte.

Dieſe etwas erhöhte Allee beherrſchte einen kleinen Teich, worin ſich hier und da der grüne Schatten der Tamarinde und des indiſchen Feigenbaumes abſpiegelte; im ruhigen klaren Waſſer erblickte man, ſo unbeweglich, als wären ſie in dieſer bläulichen Kryſtallmaſſe verſteinert, ſilberfarbene Fiſche mit purpurnen Floſſe-

---

ber ergreifen will, faßt er einen gleitenden Leib, der ihm wie ein Aal entſchlüpft; gelingt es ihm dennoch, ihn feſt zu halten, dann wehe ihm! Der Dolch durchbohrt ihm das Herz; er ſchwimmt in ſeinem Blute, und der Meuchelmörder verſchwindet.“

D. B.

dern, andere azurblau mit rothen Floßfedern; alle regungslos auf der Oberfläche des Waſſers, auf welcher ein blendender Sonnenſtrahl ſpiegelte, fühlten ſich behaglich in der Umwogung von Licht und Wärme; tauſend Inſecten, lebendige Edelſteine, mit Feuerflügeln, gaukelten, flogen, ſummten auf dieſer durchſichtigen Woge, worin bis zu einer außerordentlichen Tiefe die bunten Schattirungen der Waſſerblätter und Blumen des Ufers wiederſtrahlten.

Es iſt unmöglich, den Anblick dieſer höchſt üppigen Natur, verſchwenderiſch in Farben, Wohlgerüchen und Sonnenlicht, zu ſchildern, die dem jungen und glänzenden Reiter, welcher durch die Allee herankam, gleichſam als Rahmen diente.

Djalma iſt's.

Er hat nicht bemerkt, daß der Erwürger ihm in den linken Arm gewiſſe unvertilgbare Zeichen geätzt hat.

Seine Stute aus Java, mittlerer Größe, voll Kraft und Feuer, iſt ſchwarz wie die Nacht; ein ſchmaler rother Teppich erſetzt den Sattel. Um die ungeſtümen Sprünge ſeiner Stute zu mäßigen, bedient ſich Djalma eines kleinen Stahlgebiſſes, deſſen Zaum und Zügel, von Scharlachſeide geflochten, fadenleicht ſind.

Keiner von dem auf dem Frieſe des Parthenon *)

---

*) Der Tempel der Minerva zu Athen.

D. Ueb.

ſo ſchulgerecht gemeißelten, bewundernswürdigen Reitern, ſitzt anmuthiger und zugleich ſtolzer zu Pferd, als dieſer junge Indier, deſſen ſchönes, von der untergehenden Sonne erleuchtetes Geſicht, von Glück und Heiterkeit ſtrahlet: ſeine Augen glänzen freudig; mit erweiterten Nüſtern und halbgeöffneten Lippen athmet er wonnevoll die vom Balſamdufte der Blumen und dem Wohlgeruche des Laubwerkes erfüllte Luft; denn die Bäume ſind noch feucht von dem reichlichen Regen, der dem Sturme gefolgt iſt.

Eine hochroſenrothe Mütze, der griechiſchen ziemlich ähnlich, auf Djalma's ſchwarzen Haaren, hebt die Goldſchattirung ſeines Teints noch mehr hervor; ſein Hals iſt nackt: er trägt ſein weißes Muſſelinkleid mit weiten Aermeln, an der Taille durch einen Scharlachgürtel geſchloſſen; ein ſehr weites Unterbeinkleid von weißem Gewebe, läßt die Hälfte ſeiner nackten, fahlen und glatten Beine ſehen; ihre zierlich runden Formen von antiker Reinheit, zeichnen ſich auf den ſchwarzen Weichen ſeines Pferdes ab, welches Djalma mit ſeiner kräftigen Wade leicht drückt; er hat keine Sporen; an ſeinem kleinen und ſchmalen Fuße trägt er eine Sandale von rothem Saffian.

Das Feuer ſeiner wechſelweiſe ungeſtümen und geſammelten Gedanken drückte ſich, ſo zu ſagen, in dem von ihm gelenkten Gange ſeines Pferdes aus, der bald kühn und ſchleunig, wie die zügelloſe Einbildungskraft, bald ruhig und gemeſſen war, wie die einer thörichten Träumerei folgende Ueberlegung.

In dieſem wunderlichen Gange waren ſeine geringſten Bewegungen voll ſtolzer, unabhängiger, und etwas wilder Anmuth.

Djalma, ſeines väterlichen Reiches durch die Engländer entſetzt, und zunächſt von ihnen als Staatsgefangener nach dem Tode ſeines Vaters eingekerkert, der mit den Waffen in der Hand getödtet wurde, (wie es Herr Joſué Van-Daël aus Batavia an Herrn Rodin geſchrieben), hatte hernach ſeine Freiheit erhalten.

Das feſte Land von Indien ſodann verlaſſend, begleitet von General Simon, der von der Kerkerſchwelle des Sohnes ſeines ehemaligen Freundes, des Königs Kadja-Sing, nicht weichen wollte, kam der junge Indier nach Batavia, dem Geburtsorte ſeiner Mutter, um die beſcheidene Erbſchaft ſeiner mütterlichen Vorfahren in Empfang zu nehmen.

Bei dieſem von ſeinem Vater ſo lange verſchmähten oder vergeſſenen Nachlaſſe befanden ſich wichtige Papiere und die Medaille, durchaus jener gleich, welche Roſe und Blanche trugen.

Der General Simon, eben ſo überraſcht als entzückt von dieſer Entdeckung, die nicht nur zwiſchen ſeiner Frau und Djalma's Mutter ein neues Verwandtſchaftsband knüpfte, ſondern dieſem auch große Vortheile für die Zukunft verhieß; der General Simon, welcher Djalma zur Beendigung einiger Angelegenheiten in Batavia ließ, iſt nach Sumatra, eine benachbarte Inſel, gereiſet; man hat ihm Hoffnung gemacht, dort ein Schiff zu finden, das unmittelbar und ſchnell nach Europa ſegeln würde: denn von nun an mußte der junge Indier gleichfalls um jeden Preis am 13. Februar 1832 in Paris ſeyn.

Fände der General Simon wirklich ein nach Europa ſegelfertiges Schiff, ſo ſollte er ſogleich zurückkehren, um Djalma abzuholen; dieſer, von Tag zu Tag ſeiner Rückkunft gewärtig, begab ſich an den Hafendamm von Batavia, in der Hoffnung, den Vater von Roſe und Blanche mit dem Packetboote von Sumatra ankommen zu ſehen.

Einige Worte über die Kindheit und Jugend des Sohnes von Kadja-Sing ſind nothwendig.

Nach dem ſehr frühen Tode ſeiner Mutter einfach und rauh erzogen, hatte er ſchon als Kind ſeinen Vater zu großen Tigerjagden begleitet, die ſo gefährlich ſind, wie Schlachten; kaum noch Jüngling, war er ihm in den Krieg zur Vertheidigung ſeines Landes gefolgt . . . ein harter und blutiger Krieg . . .

Durch dieſes Leben, ſeit dem Tode ſeiner Mutter, inmitten der väterlichen Wälder und Berge, in unaufhörlichen Gefechten, hatte dieſe kräftige und treuherzige Natur ſich rein und unbefleckt erhalten, und mehr als je ein Anderer den ihm gegebenen Beinamen des *Großmüthigen* verdient. Als Prinz war er ein wahrhaftiger Prinz, eine ſeltene Sache . . . und während ſeiner

Gefangenſchaft hatte er durch ſeine ſchweigende Würde ſeinen engliſchen Kerkermeiſtern königlich imponirt. Nie kam ein Vorwurf oder eine Klage über ſeine Lippen; eine ſtolze und ſchwermüthige Ruhe . . . dieß war alles, was er einer eben ſo ungerechten als barbariſchen Behandlung entgegengeſetzt, bis er ſeine Freiheit erhielt.

Bisher an das patriarchaliſche oder kriegeriſche Leben der Bergbewohner ſeiner Heimath gewöhnt, die er verlaſſen, um einige Monate in der Gefangenſchaft zu verleben, kannte Djalma, ſo zu ſagen, das civiliſirte Leben gar nicht.

Aber ohne geradezu die Fehler ſeiner Beſchaffenheit zu haben, trieb Djalma wenigſtens die Folgerungen derſelben auf's Aeußerſte: von unbeugſamer Hartnäckigkeit in ſeinem beſchworenen Glauben, ergeben bis in den Tod, vertrauend bis zur Blindheit, gut bis zum völligen Vergeſſen ſeiner ſelbſt, war er unbeugſam gegen denjenigen, der ſich gegen ihn undankbar, lügneriſch oder treulos bewieſen. Kurz er hätte das Leben eines Verräthers oder Meineidigen nicht viel geachtet, weil es ihm gerecht ſchien, daß man begangenen Verrath oder Meineid mit dem Leben büſſe.

Er war, mit einem Worte, ein vollſtändiger, unbedingter Mann der Gefühle. Und ein ſolcher Mann im Kampfe mit den Temperamenten, Berechnungen, Falſchheiten, Betrügereien, Ränken, Vorbehalten, mit dem falſchen Scheine einer ſehr verſchmitzten Umgebung, wie

z. B. in Paris, böte ohne Zweifel dem Studium einen höchſt ſonderbaren Stoff.

Wir ſtellen dieſe Vorausſetzung auf, weil Djalma ſeit ſeiner beſchloſſenen Reiſe nach Frankreich nur den unveränderlichen, glühenden Gedanken nährte . . . in Paris zu ſeyn.

In Paris . . . dieſer feenhaften Stadt, von der man ſelbſt in Aſien, dieſem feenhaften Lande, ſo viel Wunderbares erzählte.

Was vorzüglich die reine Glut der Phantaſie des jungen Indiers entflammte, waren die franzöſiſchen Frauenzimmer . . . jene ſo ſchönen, ſo verführeriſchen Pariſerinnen, dieſe Wunder von Eleganz, Anmuth und Liebreiz, welche, ſagte man, alle Herrlichkeiten der Hauptſtädt der gebildeten Welt verdunkelten.

Selbſt in dieſem Augenblicke, an dieſem prächtigen und heißen Abende, umgeben von Blumen und berauſchenden Wohlgerüchen, welche noch die Schläge ſeines jungen, glühenden Herzens beſchleunigten, dachte Djalma an jene bezaubernden Weſen, und ergötzte ſich daran, ihnen die idealſten Formen anzuträumen.

Es dünkte ihm, am Ende der Allee, mitten auf der goldſchimmernden Fläche zwiſchen dem vollen Laubgewölbe der Bäume, auf dem ſchwellenden Boden weiße und ſchlanke, anbetungswürdige und liebreizende Truggeſtalten luſtwandeln zu ſehen, die ihm lächelnd mit roſigen Fingerſpitzen Küſſe zuwarfen.

Dann ließ Djalma, überwältiget von den verzehrenden Aufregungen, die ſeit einigen Minuten ihn beſtürmten, von ungewöhnlicher Begeiſterung hingeriſſen; plötzlich einige helle, wildklingende Laute herzinniger Mannesluſt ausſtoßend, zu gleicher Zeit die kräftige Stute unter ihm einen mächtigen Sprung machen, in wahnſinniger Trunkenheit . . .

Ein lebhafter Sonnenſtrahl, durch das düſtere Gewölbe der Allee dringend, erhellte ſie dann völlig.

Seit einigen Augenblicken näherte ſich ein Mann raſch auf einem Fußpfade, der, an ſeinem Ende, die Stelle der Allee, auf welcher Djalma ſich befand, ſchräg durchſchnitt.

Dieſer Mann blieb einen Moment im Schatten ſtehen, und betrachtete Djalma ſtaunend.

Es war in der That ein herrlicher Anblick; inmitten einer blendenden Lichtglorie dieſen jungen, ſo ſchönen, ſo wonnetrunkenen, ſo glühenden Mann zu ſehen . . . in ſeinen weißen, flatternden Gewändern, ſo munter auf ſeiner ſtolzen, ſchwarzen Stute ſitzend, welche die rothen Zügel mit Schaum bedeckte, und deren langer Schweif und dichte Mähne im Abendwinde wogten.

Aber durch einen Gegenſatz, der allen menſchlichen Wünſchen folgt, fühlte ſich Djalma bald von einer unerklärbar-ſchwermüthigen und ſanften Empfindung erfaßt; er griff nach ſeinen feuchtumſchleierten Augen, und ließ die Zügel auf den Nacken ſeines gelehrigen Pferdes ſinken.

Alſogleich hielt daſſelbe an, ſtreckte ſeinen Schwanenhals, und wendete ſeinen Kopf zur Hälfte gegen die Perſon, die es durch das Gehölz kommen ſah.

Dieſer Mann, Namens Mahal der Schmuggler, war ungefähr ſo gekleidet, wie die europäiſchen Matroſen. Er trug eine Weſte und ein langes Beinkleid von weißer Leinwand, einen breiten rothen Gürtel, und einen Strohhut von ſehr flacher Form; ſein Geſicht war braun, charakteriſtiſch und völlig bartlos, obgleich er vierzig Jahre zählte.

In einem Augenblicke ſtand Mahal neben dem jungen Indier.

„Sie ſind der Prinz Djalma? . .“ — ſagte er in ziemlich ſchlechtem Franzöſich, indem er achtungsvoll die Hand an ſeinen Hut legte.

„Was willſt Du? . . .“ fragte der Indier.

„Sie ſind . . . der Sohn von Kadja-Sing?“

„Noch einmal, was willſt Du?“

„Der Freund des Generals Simon . . .“

„Der General Simon!!! . . .“ rief Djalma aus.

„Sie reiten ihm entgegen . . . wie an jedem Abende, ſeitdem Sie ſeine Rückkehr von Sumatra erwarten?“

„Ja . . . aber woher weißt Du? . . .“ erwiederte der Indier, indem er den Schmuggler mit eben ſo großer Verwunderung als Neugier anblickte.

„Er ſoll heute oder morgen in Batavia landen.“

„Kämeſt Du etwa von ihm?“

„Vielleicht —“ entgegnete Mahal mit mißtrauender

Miene. „Aber ſind Sie gewiß der Sohn von Kadja-Sing?“

„Ich bin's . . . wie geſagt . . . aber wo haſt Du den General Simon geſehen?“

„Da Sie der Sohn von Kadja-Sing ſind,“ — fuhr Mahal fort, immer Djalma mit argwöhniſchem Blicke betrachtend, — „was für einen Beinamen haben Sie? . . .“

„Man nannte meinen Vater: den Vater des Großmüthigen,“ — antwortete der junge Indier, und eine Wolke der Traurigkeit ſchwebte über ſeine ſchönen Züge.

Dieſe Worte ſchienen Mahal zu überzeugen, daß der junge Mann wirklich Djalma ſey; da er jedoch ohne Zweifel ſich noch mehr Gewißheit verſchaffen wollte, ſagte er:

„Sie müſſen vor zwei Tagen einen Brief vom General Simon erhalten haben . . . aus Sumatra geſchrieben.“

„Ja . . . aber wozu dieſe Fragen?“

„Um mich zu verſichern, daß Sie wirklich der Sohn von Kadja-Sing ſind . . . und um die Aufträge zu vollziehen, die ich erhalten habe . . .“

„Von wem?“

„Vom General Simon . . .“

„Aber wo iſt er?“

„Sobald ich den Beweis haben werde, daß Sie der Prinz Djalma ſind, werd' ich es Ihnen ſagen; man hat mir zwar bemerkt, daß Sie eine ſchwarze, rothgezäumte Stute reiten, . . . aber . . .“

„Bei meiner Mutter!! . . . Wirſt Du ſprechen?“

„Ich werde Ihnen alles ſagen . . . wenn Sie mir ſagen können, was das gedruckte Papier, in den letzten Brief eingeſchloſſen, den der General Simon Ihnen aus Sumatra ſchrieb, enthielt?“

„Es war ein Bruchſtück eines franzöſiſchen Journals. —

„Und verkündete es eine gute oder ſchlechte Nachricht in Bezug auf den General?“

„Eine gute Nachricht, weil darin ſtand, daß man während ſeiner Abweſenheit den jüngſten Titel und den jüngſten Grad, die er dem Kaiſer verdankte, anerkannt, und dieß auch hinſichtlich ſeiner andern, gleich ihm geächteten Waffenbrüder, verfügt habe.“

„Sie ſind gewiß der Prinz Djalma,“ — erwiederte der Schmuggler nach kurzem Nachſinnen. — „Ich kann ſprechen . . . der General Simon iſt dieſe Nacht in Java gelandet . . . aber an einer öden Stelle der Küſte . . .

„An einer öden Stelle?“

„Weil er ſich verbergen muß . . .“

„Er! . . .“ rief Djalma beſtürzt aus. — „Sich verbergen . . . und warum?“

„Ich weiß es nicht.“

„Aber wo iſt er?“ — fragte Djalma, vor Unruhe erblaſſend.

„Er iſt drei Meilen von hier . . . nahe an der Meeresküſte . . . in den Ruinen von Tchandi . . .“

„Er . . . gezwungen, ſich zu verbergen . . .“ — wiederholte Djalma, und ſein Geſicht drückte eine ſteigende Beſtürzung und Angſt aus.

„Ohne es gewiß zu wiſſen, glaub' ich, daß es ſich um ein Duell handelt, das er in Sumatra gehabt hat,“ ſagte der Schmuggler geheimnißvoll.

„Ein Duell . . . und mit wem?“

„Ich weiß es nicht, ich bin der Sache nicht gewiß; aber kennen Sie die Ruinen von Tchandi? . . .“

„Ja.“

„Der General erwartet Sie dort; das iſt's, was er mir aufgetragen hat, Ihnen zu ſagen . . .“

„Du biſt alſo mit ihm von Sumatra gekommen? . . .“

„Ich war der Steuermann des kleinen Schmuggler-Küſtenfahrzeuges, welches ihn dieſe Nacht an einer öden Strandgegend an's Land geſetzt hat. Er wußte, daß Sie auf dem Wege zum Hafendamme täglich ſeiner harren; ich war beinahe gewiß, Sie dort zu treffen . . . Er hat mir aus dem Briefe, den Sie von ihm erhalten, die Einzelnheiten mitgetheilt, die ich ſo eben erzählte, um Ihnen zu beweiſen, daß er mich geſendet; wäre es möglich geweſen, ſo hätte er Ihnen geſchrieben.“

„Und er hat Dir nicht geſagt, warum er gezwungen iſt, ſich zu verbergen? . . .“

„Er hat mir darüber nichts geſagt . . . Aus einigen Worten hab' ich, wie ich ſchon erwähnte . . . ein Duell vermuthet . . .“

Da Djalma den Muth und die Heftigkeit des Generals Simon kannte, ſo hielt er die Vermuthung des Schmugglers für ziemlich gegründet.

Nach einer Pauſe des Schweigens ſagte er:

„Kannſt Du mein Pferd nach Hauſe führen? . . . Mein Haus iſt außerhalb der Stadt, da unten, verſteckt unter den Bäumen neben der neuen Moſchee . . . Bei dem Erſteigen des Berges von Tchandi würde mein Pferd mir hinderlich ſeyn; ich komme ſchneller zu Fuß hinauf . . .“

„Ich weiß, wo Sie wohnen, der General Simon hat es mir geſagt . . . ich wäre hingegangen, wenn ich Sie nicht hier getroffen hätte . . . geben Sie mir Ihr Pferd . . .“

Djalma ſprang leicht vom Pferde, warf Mahal den Zügel zu, entfaltete eine Ecke ſeines Gürtels, nahm eine kleine ſeidene Börſe heraus, und gab ſie dem Schmuggler mit den Worten:

„Du biſt treu und willfährig . . . Hier! Es iſt wenig . . . aber ich habe nicht mehr.“

„Kadja-Sing hieß mit Recht der Vater des Großmüthigen,“ ſagte der Schmuggler, ehrerbietig und dankbar ſich verbeugend.

Djalma's Stute an der Hand, ſchlug er den Weg ein, der nach Batavia führte.

Der junge Indier vertiefte ſich in das Gehölz, und ſchritt eilig dem Berge zu, wo die Ruinen von Tchandi lagen, die er erſt zur Nachtzeit erreichen konnte.

Viertes Kapitel.

Herr Joſué Van-Daël.

Herr Joſué Van-Daël, holländiſcher Kaufmann, Correſpondent des Herrn Rodin, war zu Batavia (Hauptſtadt der Inſel Java) geboren; ſeine Eltern hatten ihn nach Pondichéry geſchickt, um daſelbſt in einem berühmten, in dieſer Stadt ſchon lange beſtehenden, der Geſellſchaft Jeſu gehörigen Ordenshauſe ſeine Erziehung zu erhalten. Hier war er durch Ablegung der drei Gelübde in die geiſtliche Ordensverbindung als Laienbruder, im gewöhnlichen Leben weltlicher Coadjutor genannt, getreten.

Herr Joſué galt für einen Mann von unbeſcholtener Rechtſchaffenheit, von ſtrenger Geſchäftspünktlichkeit, kalt, verſchwiegen, zurückhaltend, geſchickt, von merkwürdigem Scharfſinne, ſeine Finanzoperationen fielen faſt immer glücklich aus; denn eine beſchützende Macht gab ihm ſtets rechtzeitig Kenntniß von den Ereigniſſen, welche auf ſeine Handelsunternehmungen vortheilhaft einwirken konnten. Das Ordenshaus zu Pondichéry war bei ſeinen Geſchäften betheiliget; es übertrug ihm die Ausfuhr und den Austauſch der Erzeugniſſe von mehreren großen Grundbeſitzungen, die in dieſer Colonie ſein Eigenthum waren.

Indem Herr Joſué wenig ſprach, viel hörte, ſich nie auf Erörterungen einließ, außerordentlich artig war, wenig gab, aber mit Wahl und zu rechter Zeit, flößte er, in Ermangelung von Sympathie, jene kalte Achtung ein, welche gewöhnlich die allzuſtrengen Sittenlehrer einflößen; denn anſtatt ſich dem Einfluße der oft freien und ausſchweifenden Colonialſitten hinzugeben, ſchien er ſehr regelmäßig zu leben, und ſein Aeußeres hatte ein imponirendes Gepräge von Strenge.

Die folgende Scene ereignete ſich in Batavia, während Djalma nach den Ruinen von Tchandi in der Hoffnung ging, dort den General Simon zu treffen.

Herr Joſué war ſo eben in ſein Kabinet getreten, worin man mehrere Caſſiere erblickte, umgeben von ihren Cartons und großen, auf den Pulten aufgeſchlagenen Kaſſabüchern.

Das einzige Fenſter dieſes im Erdgeſchoße gelegenen Kabinets, mit der Ausſicht in einen kleinen, öden Hof, war von Auſſen feſt mit Eiſenſtäben vergittert; ein beweglicher Sommerladen erſetzte die Fenſter des Kreuzſtockes, wegen der großen Hitze des Klima's von Java.

Herr Joſué ſtellte auf ſeinen Schreibtiſch eine in eine Glasröhre geſteckte Wachskerze, und ſchaute auf die Pendeluhr.

„Halb zehn Uhr . . .“ ſagte er. „Mahal muß bald kommen.“

Nach dieſen Worten ging er hinaus, ſchritt durch ein Vorzimmer, öffnete eine zweite, ſtarke, auf holländiſche Art mit dicken Kopfnägeln beſchlagene Thüre, ſchlich vorſichtig in den Hof, um von den Leuten ſeines Hauſes nicht gehört zu werden, und zog den verborgenen Riegel auf, welcher den Thürflügel eines großen Gatters von ungefähr ſechs Fuß ſchloß, das mit eiſernen Spitzen furchtbar gerüſtet war.

Dieſen Ausgang offen laſſend, begab er ſich wieder in ſein Kabinet, nachdem er die andern Thüren hinter ſich nach und nach ſorgfältig wieder verſchloſſen hatte.

Herr Joſué ſetzte ſich wieder an ſein Schreibpult, nahm aus dem Doppelboden einer Schublade einen langen Brief, oder vielmehr einen Aufſatz, welchen er ſeit einiger Zeit begonnen, und woran er Tag für Tag geſchrieben. (Es iſt überflüßig, zu ſagen, daß der an Herrn Rodin in Paris, Straße du Milieu des Urſins adreſſirte Brief, vor Djalma's Befreiung und deſſen Ankunft in Batavia geſchrieben war.)

Auch dieſer Aufſatz war an Herrn Rodin gerichtet; Herr Joſué ſetzte ihn auf folgende Weiſe fort:

„— Die Rückkehr des Generals Simon befürchtend, „wovon ich durch Unterſchlagung ſeiner Briefe Kennt„niß hatte, (ich habe Ihnen geſagt, daß es mir gelang, „von ihm als ſein Correſpondent gewählt zu werden), „Briefe, die ich las, und dann unverſehrt Djalma

„zuſtellen ließ, mußte ich, von Zeit und Umſtänden gedrängt, zu äußerſten Mitteln ſchreiten, immer aber den Schein vollkommen rettend, und der Menſchheit einen ausgezeichneten Dienſt leiſtend; vorzüglich war dieſer letztere Grund für mich entſcheidend.

„Uebrigens zeichnete mir eine neue Gefahr mein Benehmen gebieteriſch vor.

„Das Dampfſchiff Ruyter hat hier geankert, und fährt morgen ab.

„Dieſes Schiff macht die Ueberfahrt nach Europa durch den arabiſchen Meerbuſen; ſeine Reiſenden landen an der Landenge von Suez, und begeben ſich von da nach Alexandrien, wo ſie ein anderes Schiff beſteigen, das ſie nach Frankreich führt.

„Zu dieſer eben ſo ſchnellen als unmittelbaren Reiſe braucht man nur ſieben oder acht Wochen; wir ſind am Ende des Oktobers; Prinz Djalma könnte alſo gegen Anfang des Monates Januar in Frankreich ſeyn, und nach Ihren Befehlen, deren Beweggrund ich nicht kenne, die ich aber mit Eifer und Unterwürfigkeit vollziehe, muß dieſe Abreiſe um jeden Preis verhindert werden, weil, wie Sie mir ſagen, eines der wichtigſten Intereſſen der Geſellſchaft durch die Ankunft dieſes jungen Indiers in Paris vor dem 13. Februar bloßgeſtellt würde.

„Wenn es mir nun gelingt, wie ich hoffe, es dahin zu bringen, daß er die Fahrt des Ruyter nicht benützen kann, wird es ihm phyſiſch unmöglich werden,

„vor dem Monate April in Frankreich anzukommen; „denn der Ruyter iſt das einzige Schiff, welches die „Ueberfahrt unmittelbar macht, die andern Schiffe brauchen wenigſtens vier oder fünf Monate, um Europa „zu erreichen.

„Bevor ich von dem Mittel ſpreche, das ich anwenden mußte, um den Prinzen Djalma hier zurückzuhalten, ein Mittel, deſſen guten oder ſchlechten Erfolg ich zur Stunde noch nicht weiß, iſt es gut, Sie „mit einigen Thatſachen bekannt zu machen.

„Man hat im engliſchen Indien ſo eben eine Gemeinde entdeckt, deren Mitglieder ſich unter ſich Brüder vom guten Werke, oder Phanſegars nennen, was ganz einfach Erwürger bedeutet; dieſe „Mörder vergießen kein Blut; ſie erwürgen ihre Opfer, „weniger um ſie zu berauben, als um einem Mordberufe, und den Geſetzen einer hölliſchen, von ihnen „Bobwanie genannten Gottheit zu gehorchen.

„Ich kann Ihnen keine beſſere Idee von dieſer ſchrecklichen Sekte geben, als durch die hier beigefügte Abſchrift einiger Zeilen der Vorrede des Berichtes des „Oberſten Sleemann, der dieſe finſtere Verbündung mit „unermüdlichem Eifer verfolgt hat; dieſer Bericht wurde „vor zwei Monaten veröffentlicht. Hier folgt ein Auszug; der Oberſt ſpricht . . .

„Während der Jahre **1822** bis **1824**, da ich mit der Magiſtratur und der Civiladminiſtration des Diſtriktes von Nerſiugpour beauftragt war, verübte ein gewöhnlicher Räuber keinen Mord, nicht den unbedeutendſten Diebſtahl, von dem ich nicht unverzüglich Kenntniß erhalten hätte; aber wenn damals Jemand gekommen wäre, um mir zu ſagen, daß eine Meuchelmörder-Bande von erblichem Gewerbe im Dorfe Kundelie wohne, etwa höchſtens vierhundert Mètres von meinem Gerichtshofe; daß die bewundernswürdigen Luſtwäldchen des Dorfes Mundeſoor, eine Tagreiſe von meiner Reſidenz, die entſetzlichſten Meuchelmordſtätten von ganz Indien ſeyen; daß die zahlreichen Banden der Brüder vom guten Werke, aus Hinduſtan und Dekan kommend, in dieſen ſchattigen Gefilden jährliche Zuſammenkünfte hielten, wie zu feierlichen Feſten, um ihr ſchreckliches Handwerk auf allen hier ſich kreuzenden Wegen auszuüben, ſo hätte ich dieſen Indier als einen Narren betrachtet, von aufgebürdeten Mährchen geängſtiget; und doch war es lautere Wahrheit; Reiſende, den Hunderten nach, wurden jährlich unter den Luſtwäldchen von Mundeſoor eingeſcharrt; ein ganzer Stamm von Meuchelmördern lebte vor meiner Thüre, während ich der höchſte Beamte der Provinz war, und dehnte ſeine Verheerungen bis zu den Städten Poonah und Hydrabad aus; nie werde ich vergeſſen, daß, um mich zu überzeugen, einer von den Anführern dieſer Erwürger, der ſie bei der Obrigkeit angezeigt hatte, aus demſelben Boden, worauf mein Zelt ſtand, dreizehn Leichen ausgraben ließ, und ſich erbot, weit umher im

Umfange deſſelben eine unnennbare Anzahl aus der Erde hervorzuholen.“ *)

„Dieſe wenigen Worte des Oberſten Sleemann werden Ihnen eine Idee von dieſer ſchrecklichen Geſellſchaft „geben, die ihre Geſetze, ihre Pflichten, ihre Gewohnheiten hat, gegen alle göttlichen und menſchlichen Gebote. Einander bis zum Heldenmuthe ergeben, ihren „Anführern blind gehorchend, die ſich die unmittelbaren „Stellvertreter ihrer finſtern Gottheit nennen; alle als „Feinde betrachtend, die nicht zu den Ihrigen gehören; „ſich überall durch eine entſetzliche Proſelytenmacherei „vollzählig machend, wollten dieſe Apoſtel einer Religion „des Mordes im Dunklen ihre abſcheulichen Lehren predigen, und umgarnten ganz Indien mit einem unermeßlichen Netze.

„Drei von ihren Hauptanführern, und einer von „ihren Eingeweihten, die hartnäckige Verfolgung des „engliſchen Gouverneurs fliehend, und glücklich derſelben „entronnen, ſind an der Nordſpitze Indiens bis zur „Meerenge von Malakka, die gar nicht weit von unſerer Inſel entfernt liegt, angekommen; ein Schmuggler, zugleich ein wenig Seeräuber, ein Laye ihrer Verbündung, Namens Mahal, hat ſie an Bord ſeines „Küſtenfahrzeuges genommen, und ſie hierher geführt,

---

*) Dieſer Bericht iſt ein Auszug aus dem vortrefflichen Werke des Herrn Grafen Eduard von Warren über das engliſche Indien im Jahre 1831.

D. B.

„wo ſie eine Zeit lang in Sicherheit zu ſeyn glauben;
„denn, des Schmugglers Rath befolgend, haben ſie ſich
„in einen dichten Wald geflüchtet, worin ſich mehrere
„Tempelruinen befinden, deren zahlreiche unterirdiſche
„Gewölbe ihnen ein Verſteck gewähren.

„Unter dieſen Anführern, die alle drei eine merkwürdige
„Intelligenz beſitzen, iſt beſonders einer, Namens
„Faringhea, mit außerordentlicher Thatkraft und
„vorzüglichen Eigenſchaften begabt, die ihn zu einem
„der furchtbarſten Menſchen machen; er iſt ein Meſtize,
„das heißt: der Sohn eines Weißen und einer Indianerin;
„er hat lange Zeit Städte bewohnt, worin
„ſich europäiſche Comptoire befanden, und ſpricht ſehr
„gut engliſch und franzöſiſch; die zwei andern Anführer
„ſind ein Neger und ein Indier; der Eingeweihte iſt
„ein Malaye.“

„Der Schmuggler Mahal, in der Meinung, für die
„Auslieferung der drei Anführer und ihres Eingeweihten
„eine gute Belohnung erhalten zu können, kam zu
„mir, da er ſo gut wie Jedermann meine vertraute Verbindung
„mit einer Perſon kannte, die auf unſern Gouvernenr
„den größten Einfluß hat; er hat mir daher
„vor zwei Tagen angeboten, unter gewiſſen Bedingungen
„den Neger, den Meſtizen, den Indier und den Malayen
„auszuliefern . . . Dieſe Bedingungen ſind: —
„eine ziemlich anſehnliche Summe, und die Gewißheit
„der Ueberfahrt auf einem nach Europa oder Amerika

„ſegelnden Schiffe, um der unverſöhnlichen Rache der „Erwürger zu entgehen.

„Ich habe mit Eifer dieſe Gelegenheit ergriffen, der „menſchlichen Gerechtigkeit dieſe drei Mörder zu über„liefern, und Mahal verſprochen, ſein Vermittler bei „dem Gouverneur zu werden, aber gleichfalls unter ge„wiſſen, und an ſich ſehr unſchuldigen Bedingungen, „welche Djalma betrafen . . . Ich werde mich darüber „ausführlicher äußern, wenn mein Plan gelang, was „ich bald erfahren werde, da Mahal ſogleich hier ſein „wird.

„Während ich die Depeſchen ſchließe, welche morgen „nach Europa mit dem Ruderer gehen werden, auf dem „ich die Ueberfahrt Mahal's des Schmugglers, für den „Fall des Gelingens, in Ordnung gebracht habe, muß „ich hinſichtlich einer ſehr wichtigen Sache eine Einſchal„tung machen.

„In meinem letzten Briefe, worin ich Ihnen den „Tod von Djalma's Vater, und die Einkerkerung des „Sohnes durch die Engländer meldete, bat ich um Auf„ſchlüſſe über die Zahlungsfähigkeit des Herrn Ba„rons Tripeaud, Banquiers und Manufakturiſten in „Paris, der ein Filialgeſchäft ſeines Hauſes in Calcutta „hat. Nun werden dieſe Aufſchlüſſe überflüſſig, wenn „unglücklicherweiſe wahr iſt, was man mir ſo eben er„öffnet, und es wird dann Ihre Sache ſein, je nach den „Umſtänden zu handeln.

„Sein Haus in Calcutta ſchuldet uns, mir und un-

„ſerm Collegium zu Pondichéry, ſehr beträchtliche Summen, und man ſagt, daß Herr Tripeaud in eine ſehr gefährliche Lage verwickelt ſei, indem er eine Fabrik errichten wollte, um durch eine nicht zu bewältigende Concurrenz ein von Herrn François Hardy, einem ſehr großen Induſtriemanne ſeit langer Zeit gegründetes, ungeheures Etabliſſement, zu Grunde zu richten. Man hat mir verſichert, daß Herr Tripeaud bei dieſem Unternehmen ſchon große Capitalien hinausgeworfen und verloren, dadurch dem Herrn François Hardy ohne Zweifel großen Schaden zugefügt, aber auch, wie es heißt, ſeinen eigenen Wohlſtand in hohem Grade bloßgeſtellt hat; wenn er nun Bankerott machte, ſo würde der Gegenſtoß ſeines Unglückes für uns ſehr traurig ſein, da er mir und Andern viel Geld ſchuldet.

„Bei dieſer Lage der Dinge wäre es ſehr wünſchenswerth, daß man durch mächtige verfügbare Mittel von was immer für einer Art, es dahin brächte, das durch die hartnäckige Concurrenz des Herrn Tripeaud bereits erſchütterte Haus des Herrn François Hardy, völlig in Mißcredit zu bringen und zu ſtürzen; gelänge dieſer Plan, ſo würde jener in ſehr kurzer Zeit alles Verlorene wieder gewinnen; der Ruin ſeines Nebenbuhlers Tripeaud's Wohlſtand verbürgen, und unſere Gläubiger wären gedeckt.

„Ohne Zweifel würde es peinlich, würde es ſchmerzlich ſein, zur Rettung unſerer Gelder dieſes äuſſerſte Mittel ergreifen zu müſſen; aber iſt man in unſerer

„Zeit nicht bisweilen ermächtiget, ſich jener Waſſen zu „bedienen, die man unaufhörlich gegen uns gebraucht? „Iſt man durch die Ungerechtigkeit und Bosheit der „Menſchen dahin gebracht, so muß man ſich gleichwohl darein fügen, bedenkend, daß wenn wir dieſe „irdiſchen Güter zu bewahren ſuchen, dieß nur in der „Abſicht geſchieht, der größten Ehre Gottes zu huldigen, „während jene Güter in den Händen unſerer Feinde „nur gefährliche Mittel des Verderbniſſes und Aergerniſſes ſind.

„Es iſt übrigens nur ein demüthiger Vorſchlag, den „ich Ihnen mache; ich werde die Möglichkeit haben, die „Sache der Schuldforderungen in Anregung zu bringen, „was ich für mich ſelbſt nicht thun würde; mein Wille „iſt nicht der meinige . . . Wie alles, was ich beſitze, „gehört er jenen, denen ich blinden Gehorſam geſchworen habe.“

Ein leiſes Geräuſch von außen, unterbrach Herrn Joſué, und feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit.

Er ſtand ſchnell auf, und trat gerade zum Kreuzſtocke. Alſogleich geſchahen von Außen drei ſchwache Schläge auf eines der Brettchen des Sommerladens.

„Seid Ihr's, Mabal?“ — fragte Herr Joſué mit gedämpfter Stimme.

„Und der Malaye?“

„Es iſt ihm gelungen . . .“

„Wahrhaftig!“ — rief Herr Joſué mit einem Ausdrucke inniger Zufriedenheit aus . . . „Seid Ihr deſſen gewiß?“

„Sehr gewiß; es giebt keinen gewandteren und furchtloſeren Dämon.“

„Und Djalma?“

„Die Stellen aus dem jüngſten Briefe des Generals Simon, die ich ihm anführte, haben ihn überzeugt, daß der General mich ſende, und daß er in den Ruinen von Tchandi ihn treffen würde.“

„Alſo, zu dieſer Stunde? . . .“

„Iſt Djalma in den Ruinen, wo er den Schwarzen, den Meſtizen und den Indier finden wird. Dorthin haben ſie den Malayen beſtellt, der den ſchlafenden Prinzen tättowirt hat.“

„Habt Ihr den unterirdiſchen Weg unterſucht?“

„Ich bin geſtern hinabgegangen . . . einer von den Steinen des Fußgeſtelles der Statue dreht ſich um . . . die Treppe iſt breit . . . ſie wird genügen.“

„Und die drei Anführer hegen keinen Verdacht gegen Euch?“

„Keinen . . . ich habe ſie dieſen Morgen geſehen . . . und dieſen Abend iſt der Malaye gekommen, um mir alles zu erzählen, bevor er zu den Andern in die Ruinen von Tchandi gehen wollte; denn er hatte ſich im Gebüſche verſteckt gehalten, da er ſich während des Tages nicht dorthin zu gehen getraute.“

„Mahal . . . wenn Ihr die Wahrheit ſagtet, wenn alles gelingt, werden Eure Begnadigung und eine reiche Belohnung Euch gewiß zu Theil . . . Euer Platz auf dem Ruyter iſt gemiethet; Ihr werdet morgen abreiſen, und ſomit vor der Rache der Erwürger geſchützt ſein, die Euch bis hierher verfolgen würden, um den Tod ihrer Anführer zu rächen, da die Vorſehung Euch auserwählt hat, dieſe drei großen Verbrecher der Gerechtigkeit zu überliefern ... Gott wird Euch ſegnen... Gehet ſogleich, und erwartet mich an der Thüre des Herrn Gouverneurs ... ich werde Euch zu ihm führen; es handelt ſich von ſo wichtigen Sachen, daß ich keinen Anſtand nehme, ihn mitten in der Nacht aufzuwecken ... Geht ſchnell ... ich folge Euch nach."

Man hörte Mahal's eilige Schritte draußen, der ſich entfernte, und das Schweigen herrſchte wieder im Hauſe ...

Herr Joſué kehrte an ſeinen Schreibtiſch zurück, und fügte dem begonnenen Aufſatze haſtig dieſe Worte bei:

„Was auch geſchehe, es iſt nun unmöglich, daß Djalma Batavia verläßt ... Seien Sie verſichert, daß er am 13. Februar des nächſten Jahres nicht in Paris ſein wird."

„Alles traf ein, wie ich es vorausgeſehen; ich will die ganze Nacht auf den Beinen bleiben; ich laufe zum Gouverneur; ich werde morgen einige Worte dieſem langen Aufſatze beifügen, welchen das Dampfſchiff Ruyter nach Europa bringen wird."

Nachdem er ſein Schreibpult wieder verſchloſſen hatte, ſchellte Herr Joſué heftig, und begab ſich zum großen Erſtaunen der Leute ſeines Hauſes, die überraſcht waren, ihn mitten in der Nacht ausgehen zu ſehen, eilig in das Hôtel des Gouverneurs der Inſel.

Wir werden den Leſer zu den Ruinen von Tchandi geleiten.

Fünftes Kapitel.

Die Ruinen von Tchandi.

Dem Sturme in der Mitte dieſes Tages, einem Sturme, deſſen Herannahen die Anſchläge des Erwürgers auf Djalma ſo ſehr begünſtiget hatte, iſt eine ruhige und heitere Nacht gefolgt.

Die Scheibe des Mondes erhebt ſich langſam hinter einer Maſſe gewaltiger Ruinen, die mitten in einem dichten Walde, ungefähr drei Meilen von Batavia, auf einem Hügel liegen.

Mächtige Steinſchichten; hohe Mauern von durch die Zeit verwitterten Backſteinen; ungeheuere, von Schmarotzerpflanzen überwucherte Säulenhallen, zeichnen ſich lebhaft auf dem Silberlichtgrunde des Horizontes ab, über welchem ſich der klarblaue Himmel wölbt.

Einige Strahlen des Mondes brechen durch die Oeffnung von einer der Säulenhallen, und erleuchten zwei coloſſale Statuen am Fuße einer ungeheuern Treppe, deren getrennte Steinplatten unter Gras, Moos und Buſchwerk faſt gänzlich verſchwinden.

Die Trümmer von einer dieſer Statuen, die mitten entzweigebrochen, bedecken den Boden; die andere, unverſehrt aufrecht geblieben, iſt gräßlich anzuſchauen...

Sie ſtellt einen Mann von rieſenhaftem Gliedermaße vor, der Kopf iſt drei Fuß hoch, der Ausdruck dieſes Geſichtes wild; zwei Augäpfel von ſchwarzem und glänzendem Schiefer ſind in ſeine graue Larve eingekittet; ſein weiter und tiefer Mund iſt unmäßig aufgeſperrt; zwiſchen die Steinlippen haben Schlangen ihr Neſt gebaut; in Mondeshelle gewahrt man darin unbeſtimmt ein abſcheuliches Wimmeln . . .

Ein breiter Gürtel mit ſymboliſchen Verzierungen umgiebt den Leib dieſer Statue, und befeſtiget an ihrer rechten Seite ein langes Schwert; dieſer Rieſe hat vier ausgeſtreckte Arme; in ſeinen vier großen Händen trägt er einen Elephantenkopf, eine geringelte Schlange, einen Menſchenſchädel, und einen reiherähnlichen Vogel.

Der Mond, deſſen Licht ſchräg auf dieſe Statue fällt, erleuchtet lebhaft ihr Profil, und macht dadurch ihren Anblick noch wilder und ſchauerlicher.

Hier und da, eingeklemmt zwiſchen halb eingeſtürzte Backſteinmauern, ſieht man einige Bruchſtücke ſteinerner, ſehr kühn gewühlter, halb erhabener Bildhauerarbeiten; eine von den am Beſten erhaltenen ſtellt einen Mann mit einem Elephantenkopfe vor, mit Fledermausflügeln, ein Kind verzehrend.

Es giebt nichts Schauerlicheres, als dieſe von düſtergrünen dichten Gehölzen eingerahmten, mit entſetzlichen Sinnbildern bedeckten Ruinen, in der Mondbeleuchtung geſehen, inmitten des tiefen Schweigens der Nacht.

An eine der Mauern dieſes ehemaligen, irgend einer geheimnißvollen und blutigen Gottheit Java's geweihten Tempels, lehnt ſich ein aus Steintrümmern und Ziegeln ungeſchlacht aufgeworfener Erdhügel; die binſengeflochtene Thüre iſt offen; ein röthlicher Schein dringt aus ihr hervor, der ſeine grellen Lichter auf die hohen Gräſer wirft, die den Boden bedecken.

Drei Männer ſind in dieſer alten verfallenen Behauſung beiſammen, die von einer Thonlampe erleuchtet wird, worin ein in Palmöl getauchter Docht von Kokosgewebe brennt.

Der erſte von dieſen drei Männern, ungefähr vierzig Jahre alt, iſt auf europäiſche Art ärmlich gekleidet; ſein blaſſer und faſt weiſſer Teint verräth, daß er zur Meſtizenraçe gehöre; er iſt der Sprößling eines Weißen und einer Indianerin.

Der Zweite iſt ein handfeſter afrikaniſcher Neger mit wulſtigen Lippen, kräftigen Schultern und dünnen Beinen; ſeine krauſen Haare beginnen zu ergrauen; er iſt mit Lumpen bedeckt, und ſteht neben dem Indier.

Ein Dritter iſt eingeſchlafen, und in einer Ecke dieſes Verſteckes auf eine Matte hingeſtreckt.

Dieſe drei Männer waren die drei Anführer der Erwürger, welche, auf dem feſten Lande von Indien verfolgt, unter dem Geleite des Schmugglers Mahal eine Zuflucht in Java geſucht hatten.

„Der Malaye kommt nicht zurück, —" ſagte der Meſtize, Namens Faringhea, der furchtbarſte Anführer dieſer Mörderſecte, — „vielleicht iſt er bei dem Vollzuge unſerer Aufträge von Djalma getödtet worden."

„Der Sturm an dieſem Morgen hat alle Schlangen aus der Erde getrieben, —" erwiederte der Neger — „vielleicht iſt der Malaye gebiſſen worden . . . und zur Stunde ſein Leib nur noch ein Schlangenneſt."

„Um dem guten Werke zu dienen, —" verſetzte Faringhea mit düſterer Miene, „muß man dem Tode trotzen können . . ."

„Und ihn geben," fügte der Neger bei.

Ein erſtickter Schrei, von einigen undeutlichen Worten gefolgt, feſſelte die Aufmerkſamkeit der beiden Männer, die raſch den Kopf gegen den eingeſchlafenen Mann wendeten.

Dieſer zählt höchſtens dreißig Jahre; ſein bartloſes, kupfergelbes Geſicht, ſein Gewand von grobem Stoffe, ſein kleiner gelb und braun geſtreifter Turban, bezeichnen den Abkömmling von der reinen Raçe der Hindu; ſein Schlaf ſcheint von einem peinlichen Traume beunruhiget; ein reichlicher Schweiß bedeckt ſeine ſchreckenverzerrten Züge; er ſpricht träumend; ſeine Stimme iſt kurz, unterbrochen; er begleitet ſie mit einigen krampfhaften Bewegungen.

„Immer dieſer Traum! —" ſagte Faringhea zum Neger; — immer die Erinnerung an jenen Menſchen!"

„An welchen Menſchen?"

„Erinnerſt Du Dich nicht, daß vor fünf Jahren der wilde Oberſt Kennedy … der Henker der Indier, an die Ufer des Ganges mit zwanzig Pferden, vier Elephanten und fünfzig Dienern auf die Tigerjagd gegangen iſt?“

„Ja, ja,“ antwortete der Neger, „und wir drei Menſchenjäger haben eine beſſere Jagd gemacht, als die ſeinige; Kennedy mit ſeinen Pferden, ſeinen Elephanten, und ſeinen zahlreichen Dienern, hat ſeinen Tiger nicht bekommen . . . aber wir den unſrigen,“ fügte er mit wildem Hohne bei. — „Ja, Kennedy, dieſer Tiger mit menſchlichem Angeſichte, iſt in unſern Hinterhalt gefallen, und die Brüder vom guten Werke haben dieſe ſchöne Beute ihrer Göttin Bohwanie geopfert.

„Wenn Du Dich deſſen erinnerſt, es war im Augenblicke, da wir eben zum letztenmale die Schlinge um Kennedy’s Hals geſchlungen hatten, als wir plötzlich jenen Reiſenden bemerkten . . . er hatte uns geſehen, wir mußten uns ſeiner entledigen . . . — Seitdem,“ fügte Faringhea bei, „verfolgt das Andenken an den Mord jenes Mannes ihn im Traume . . . —“ und er wies auf den ſchlafenden Indier.

„Es verfolgt ihn auch im Zuſtande des Wachens,“ erwiederte der Neger, Faringhea mit bedeutſamer Miene anblickend.

„Horch!“ ſagte dieſer auf den Indier deutend, der, in der Aufregung ſeines Traumes wieder mit ruckweiſer Stimme zu ſprechen begann; — „horch, wie er die Antworten jenes Reiſenden wiederholt, als wir ihm die Wahl ließen, zu ſterben, oder mit uns dem guten Werke zu dienen. Sein Geiſt iſt erſchüttert! . . . immer erſchüttert.“

In der That hielt der Indier in ſeinem Traume ganz laut eine Art geheimnißvollen Verhöres, deſſen Fragen und Antworten er abwechſelnd machte.

„Reiſender,“ ſagte er mit einer oft von plötzlichem Schweigen unterbrochenen Stimme, — „warum dieſer ſchwarze Streifen auf Deiner Stirne? Er geht von einer Schläfe bis zur andern . . . das iſt ein verhängnißvolles Zeichen; Dein Blick iſt traurig wie der Tod . . . Biſt Du ein Opfer geweſen? Komm mit uns . . . Bohwanie rächet die Opfer. Du haſt gelitten? — Ja, viel gelitten . . . Seit langer Zeit? — Ja, ſeit ſehr langer Zeit. Du leideſt noch? — Immer. — Was wirſt Du demjenigen vorbehalten, der ſich an Dir vergriffen hat?“ — Das Erbarmen. — Willſt Du Schlag mit Schlag vergelten? — Ich will Haß mit Liebe vergelten. — Wer biſt Du denn, der Böſes mit Gutem vergilt? — Ich bin derjenige, der liebt, der leidet und der verzeiht.“

„Bruder . . . Hörſt Du?“ — fragte der Neger Faringhea: „er hat die Worte des Reiſenden vor deſſen Tode nicht vergeſſen.“

„Die Erſcheinung verfolgt ihn . . . er ſpricht noch . . . Wie blaß er iſt!“

Wirklich fuhr der Indier fort, immer noch von ſeinem Traume gequält:

„Reiſender … unſer ſind drei; wir ſind muthig; wir tragen den Tod in unſern Händen; Du haſt uns dem guten Werke opfern ſehen. Sey einer der Unſerigen … oder ſtirb … ſtirb … ſtirb … Oh! welch' ein Blick … nicht ſo … Starre mich nicht ſo an …“

Dieſe letzten Worte ſprechend, machte der Indier eine raſche Bewegung, als wollte er einen Gegenſtand entfernen, der ſich näherte, und fuhr plötzlich vor Schrecken aus dem Schlafe auf.

Dann, mit der Hand über ſeine im Schweiß gebadete Stirne fahrend … blickte er mit verwirrten, wild herumfahrenden Augen um ſich.

„Bruder … immer dieſen Traum, —“ ſagte Farenghea zu ihm. — „Für einen kühnen Menſchenjäger … iſt der Kopf ſchwach … zum Glücke ſind Dein Herz und Dein Arm ſtark …“

Der Indier ſchwieg einen Augenblick, mit den Händen ſeine Stirne verhüllend, dann erwiederte er:

„Seit langer Zeit … hatte ich von jenem Reiſenden nicht geträumt.“

„Iſt er nicht todt? —“ verſetzte Faringhea, die Achſeln zuckend. — „Haſt nicht Du ſelbſt ihm die Schlinge um den Hals geworfen?“

„Ja,“ antwortete der Indier zuſammenfahrend …

„Haben wir nicht ſein Grab neben jenem des Oberſten Kennedy gegraben? Haben wir ihn dort nicht, wie den engliſchen Henker, unter Sand und Binſen eingeſcharrt?“ — fragte der Neger.

„Ja, wir haben die Grube gegraben, —“ verſetzte der Indier zitternd, — „und doch, vor einem Jahre ... ich ſtand nahe bei dem Thore von Bombay; am Abende... ich erwartete einen von unſern Brüdern ... Die Sonne wollte eben hinter der Pagode untergehen, die öſtlich vom kleinen Hügel liegt; ich ſehe dieß alles noch; ich ſaß unter einem Feigenbaume ... ich höre einen ruhigen, langſamen und feſten Schritt; ich wende den Kopf ... er war's ... er ging zur Stadt hinaus.“

„Traumbild! —“ ſagte der Neger; — „immer dieſes Traumbild!“

„Traumbild, —“ fügte Faringhea hinzu, — „oder unbeſtimmte Aehnlichkeit.“

„An dem ſchwarzen Zeichen, das ſeine Stirne durchſtreicht, hab' ich ihn wieder erkannt; er war's; ich war regungslos vor Schrecken ... mit verſtörten Augen; er blieb ſtehen, und heftete auf mich ſeinen ruhigen und traurigen Blick; ... wider Willen rief ich aus: — Er iſt's! — „„Ich bin's!““ hat er mit ſeiner ſanften Stimme geantwortet, — „„weil alle jene, die Du getödtet haſt, wieder aufleben, wie ich.““ — Und er wies zum Himmel. — „„Wozu tödten? Höre... ich komme von Java; ich gehe an das andere Ende der Welt ... in ein Land von ewigem Schnee ... dort oder hier, auf einem Feuerboden oder auf einem Eisboden, werde ich immer ich bleiben! So auch die Seele derjenigen, die unter Deiner Schlinge fallen, auf dieſer Welt oder dort oben ... in dieſer Hülle oder in einer andern ... die Seele wird immer eine Seele bleiben ... Du kannſt ſie nicht erreichen ... Wozu tödten ...?““ Und traurig das Haupt ſchüttelnd ... iſt er fortgegangen ... immer langſam ſchreitend ... die Stirne geneigt ... ſo hat er den Hügel der Pagode erklimmt; ich folgte ihm mit den Augen, ohne von der Stelle weichen zu können; im Augenblicke, da die Sonne unterging, iſt er auf dem Gipfel ſtill geſtanden; ſeine hohe Geſtalt ſpiegelte ſich am Himmel ab, und er verſchwand. Oh! er war's! ...“ ſetzte der Indier nach langem Schweigen ſchaudernd hinzu. — „Er war's! ...“

Nie hatte der Indier die Erzählung anders vorgetragen, wie oft er auch ſchon ſeine Gefährten mit dieſem geheimnißvollen Abenteuer unterhielt. Dieſe Beharrlichkeit von ſeiner Seite brachte es dahin, ihren Unglauben zu erſchüttern, oder vielmehr veranlaßte ſie, eine natürliche Urſache dieſes ſcheinbar übermenſchlichen Ereigniſſes zu ſuchen.

„Möglich,“ bemerkte Faringhea nach kurzem Nachdenken, — „daß die Schleife, welche den Hals des Reiſenden zuſchnürte, gehemmt wurde; daß ihm ein Lebensathem geblieben iſt; die Luft wird durch die Binſen, womit wir ſein Grab bedeckten, gedrungen, und er wieder in das Leben zurückgekehrt ſeyn.“

„Nein, nein, —“ erwiederte der Indier, den Kopf ſchüttelnd. — „Dieſer Menſch iſt nicht von unſerm Geſchlechte ...“

„Erkläre Dich näher!“

„Ich weiß nun . . .“

„Du weißt . . .?“

„Höret, —“ ſagte der Indier mit feierlicher Stimme, — „die Zahl der Opfer, welche Bohwanie's Söhne, ſeit dem Beginne der Jahrhunderte geopfert haben, iſt nichts gegen die unermeßliche Zahl der Todten und Sterbenden, die dieſer ſchreckliche Reiſende auf ſeinem mörderiſchen Gange hinter ſich läßt.“

„Er . . .“ riefen der Neger und Faringhea aus.

„Er, —“ wiederholte der Indier mit einem Ausdrucke der Ueberzeugung, der ſeine Gefährten erſchütterte. — „Höret weiter und zittert: Als ich dieſen Reiſenden an den Thoren von Bombay traf, . . . ſagte er mir, daß er von Java komme, und gegen Norden gehe. Am andern Tage wurde Bombay von der Cholera verwüſtet . . . und einige Zeit danach erfuhr man, daß dieſe Geißel zuvor auch hier wüthete . . . in Java.“

„Das iſt wahr,“ äußerte der Neger.

„Höret weiter,“ fuhr der Indier fort. — „„Ich gehe nach Norden . . . in ein Land von ewigem Schnee,““ hatte mir der Reiſende geſagt . . . Die Cholera . . . iſt auch gegen Norden fortgegangen . . . ſie wanderte nach Maskat, Ispahan, Tauris . . . Tiflis . . . und kam nach Sibirien.“

„Das iſt wahr,“ ſagte der nachdenkend gewordene Faringhea.

„Und die Cholera —“ erwiederte der Indier, —

„legte täglich nur fünf oder ſechs Meilen zurück … der Marſch eines Menſchen … Sie erſchien niemals … an zwei Orten zugleich; … aber ſie rückte langſam, gleichmäßig vor … immer der Marſch eines Menſchen …“

Bei dieſer wunderlichen Zuſammenſtellung ſahen ſich die beiden Gefährten des Indiers mit Staunen an …

Nach einem Schweigen von einigen Minuten ſagte der erſchreckte Neger zum Indier:

„Und Du glaubſt, daß dieſer Mann …?“

„Ich glaube, daß dieſer von uns getödtete, und von irgend einer hölliſchen Gottheit wieder dem Leben zurückgegebene Mann … von dieſer beauftragt war, jene ſchreckliche Geißel über die Erde zu tragen … und überall auf ſeinen Schritten den Tod zu verbreiten … gegen den er geſchützt iſt … Erinnert Euch —“ fügte der Indier mit düſterer Aufgeregtheit bei, — „erinnert Euch … dieſer ſchreckliche Reiſende iſt durch Java gezogen … die Cholera hat Java verwüſtet … dieſer Reiſende kam durch Bombay … die Cholera hat Bombay verwüſtet; … dieſer Reiſende iſt nach Norden gegangen … die Cholera hat den Norden verwüſtet …“

Nach dieſen Worten verſank der Indier wieder in tiefes Träumen.

Der Neger und Faringhea waren von finſterm Staunen ergriffen.

Der Indier hatte die Wahrheit geſagt in Bezug auf den geheimnißvollen (bis jetzt noch unerklärten) Gang dieſer ſchrecklichen Geißel, welche, wie man weiß, täglich nur fünf oder ſechs Meilen gemacht hat, und nie an zwei Orten zugleich ausgebrochen iſt.

Es giebt in der That nichts Seltſameres, als auf den zu jener Zeit entworfenen Karten, dem langſamen, fortſchreitenden Gange dieſer reiſenden Geißel zu folgen, die dem erſtaunten Blicke alle Launen, alle Nebenumſtände des Ganges eines Menſchen bietet.

Hier früher durchziehend, als dort ... Provinzen in einem Lande auswählend ... Städte in den Provinzen ... ein Stadtviertel in einer Stadt ... eine Straße in einem Stadtviertel ... ein Haus in einer Straße ... ſogar eigene Orte zum Verweilen und zur Ruhe beſitzend, dann ſeinen langſamen, geheimnißvollen, ſchrecklichen Gang fortſetzend.

Die Worte des Indiers, ſo entſetzlich Wunderliches verkündend, mußten wohl auf den Neger und Faringhea wilde, durch ſchreckliche Lehren zur Monomanie des Mordes gebrachte Naturen, einen tiefen Eindruck hervorbringen.

Ja ... denn es gab in Indien (dieß iſt eine bewieſene Thatſache), Sectirer von dieſer abſcheulichen Verbündung, Leute, die, faſt immer, ohne Beweggrund tödteten, ohne Leidenſchaft ... tödteten um zu tödten ... wegen der Wolluſt des Mordes ... um den Tod an die Stelle des Lebens zu ſetzen ... um aus einem Lebendigen eine Leiche zu machen ... wie ſie in ihren Verhören ausgeſagt haben ...

Der Gedanke vertieft ſich in einem Abgrunde, die Urſache dieſer entſetzlichen Erſcheinungen zu erforſchen . . . Durch welche unglaubliche Folge von Ereigniſſen haben ſich Menſchen einem ſolchen Prieſterthume des Mordes gewidmet?

Ohne allen Zweifel kann eine ſolche Religion nur in Gegenden blühen, welche, wie in Indien, der grauſamſten Sklaverei, der unbarmherzigſten Ausbeutung des Menſchen durch den Menſchen preisgegeben ſind.

Iſt eine ſolche Religion . . . nicht der durch die Unterdrückung bis zu ſeiner äußerſten Gewalt aufgeſtachelte Haß der Menſchheit? Vielleicht hat auch dieſe mörderiſche Sekte, deren Urſprung ſich in die Nacht der Zeitalter verliert, ſich in jenen Gegenden als die einzige mögliche Einſprache der Sklaverei gegen den Deſpotismus dauernd fortgepflanzt. Vielleicht endlich hat Gott, nach ſeinem unerforſchlichen Rathſchluße, Phanſegars erſchaffen, wie er Tiger und Schlangen erſchaffen hat . . .

Was an dieſer ſchrecklichen Verbündung noch bemerkenswerth erſcheint, iſt das geheimnißvolle Band, welches, alle Mitglieder unter ſich umſchlingend, ſie von den andern Menſchen abſondert; denn ſie haben Geſetze für ſie, Gebräuche für ſie; ſie weihen, ſtützen, helfen ſich einander, . . . aber für ſie giebt es keine Heimath, keine Familie . . . ſie kennen nichts als eine finſtere und unſichtbare Gewalt, deren Befehlen ſie mit blinder Unterwürfigkeit gehorchen, und in deren

Namen ſie ſich überall verbreiten, in der Abſicht, — um einen ihrer wilden Ausdrücke zu gebrauchen, — Leichen zu machen. *)

. . . .

---

*) Hier einige Stellen aus dem ſehr intereſſanten Werke des Herrn Grafen von Warren über das engliſche Indien im Jahre 1831:

„Außer den Dieben, welche der Beute wegen tödten, die ſie bei den Reiſenden zu finden hoffen, giebt es auch eine Klaſſe zu einer Geſellſchaft organiſirter Meuchelmörder mit Anführern, einer Wiſſenſchaft, einer Freimaurerei, und ſelbſt einer Religion, die ihren Fanatismus und ihre Hingebung hat, ihre Agenten, ihre Emiſſäre, ihre Mitarbeiter, ihre kämpfenden Truppen und ihre unbeſchäftigten Laien, die ihre Pfennige zum guten Werke beiſteuern. Dieß iſt die Verbündung der Thugs oder Phanſegars (Betrüger oder Erwürger, von thugna — betrügen, und phansna — erwürgen), eine religiöſe und induſtrielle Verbündung, deren Urſprung ſich in der Nacht der Zeitalter verliert.

„Bis zum Jahre 1810 war ihre Exiſtenz nicht bloß den europäiſchen Eroberern, ſondern ſelbſt den eingebornen Regierungen unbekannt. Zwiſchen den Jahren 1816 und 1830 wurden Mehrere von ihren Banden auf der That ertappt und beſtraft; aber bis zur letztern Zeit hatten alle von ſehr erfahrenen Offizieren in dieſer Beziehung gemachten Entdeckungen zu ungeheuer geſchienen, um die Aufmerkſamkeit und den Glauben des Publikums zu feſſeln; man hatte ſie als Hirngeſpinnſte einer tollen Phantaſie verworfen und verhöhnt. Und doch verſchlang ſeit zahlreichen Jahren, wenigſtens ſeit einem halben Jahrhunderte, dieſe ſociale Wunde die Bevölkerungen mit

Während einiger Momente hatten die drei Erwürger ein tiefes Schweigen beobachtet.

---

entſetzlicher Entwickelung, vom Fuße des Himalaya bis zum Cap Komorin, von Kutſch bis Aſſam.

„Es war im Jahre 1830, daß die Geſtändniſſe eines berühmten Anführers, dem man unter der Bedingung der Anzeige ſeiner Mitſchuldigen das Leben ſchenkte, das ganze Syſtem enthüllten: die Grundlage der Geſellſchaft Thugie iſt ein religiöſer Glaube, der Cultus der finſtern Gottheit Bohwanie, welche nur am Morde Gefallen findet, und insbeſondere das menſchliche Geſchlecht verabſcheut; und je mehr Menſchen man auf dieſer Welt geopfert hat, deſto mehr wird man in der andern durch alle Wonnen der Seele und der Sinne belohnt, durch immer ſchöne Frauen, und durch immer neue Genüſſe.

„Endet das Schaffott die Laufbahn des Meuchelmörders, ſo ſtirbt er mit der Begeiſterung eines Märtyrers, weil er die Palme hofft. Um ſeiner göttlichen Gebieterin zu gehorchen, erwürgt er ohne Zorn und ohne Gewiſſensbiſſe den Greis, das Weib und das Kind; er wird gegen ſeine Religionsmitgenoſſen liebreich, menſchenfreundlich, großmüthig ſeyn, wird alles mit ihnen theilen, weil ſie, wie er, Bohwanie's Diener und Wahlkinder ſind. Die Vernichtung ſeines Gleichen, ſobald ſie nicht ſeiner Verbündung angehören, die Verminderung des menſchlichen Geſchlechtes, das iſt die Aufgabe ſeines Lebens; es iſt kein Mittel, ſich zu bereichern; die Beute iſt nur eine Nebenſache, eine ohne Zweifel ſehr angenehme Zugabe, ſteht aber in der Würdigung nach. Die Vernichtung iſt ſein Ziel, ſeine himmliſche Sendung, ſein Beruf; es gilt auch eine köſtliche Leidenſchaft zu ſättigen; ihm dünkt eine Menſchenjagd die wonneberau-

Draußen warf der Mond noch immer große weiße Lichter, und große bläuliche Schatten, auf die gewaltige

---

ſchendſte von allen Jagden. „„Sie finden ein großes Vergnügen daran,““ hab' ich einen von dieſen Verurtheilten ſagen hören, „„das wilde Thier in ſeiner Höhle zu verfolgen, den Eber, den Tiger anzugreifen, weil es dabei Gefahren zu trotzen, Thatkraft und Muth zu entwickeln gibt. Bedenken Sie, wie ſehr dieſer Reiz ſich verdoppeln muß, wenn der Kampf gegen einen Menſchen geführt wird, wenn es gilt, einen Menſchen zu vernichten! Anſtatt der Uebung einer einzigen Eigenſchaft, des Muthes, müſſen Muth, Schlauheit, Vorſicht, Beredſamkeit, Politik zugleich angewendet werden: wie viele Springfedern ſind da in Bewegung zu ſetzen, wie viele Mittel zu entwickeln! Mit allen Leidenſchaften ſpielen, ſelbſt alle Saiten der Liebe und Freundſchaft bebend machen, um die Beute in ihr Garn zu locken, das iſt eine erhabene Jagd, berauſchend, Wahnſinnstrunkenheit, glauben Sie mir.““

„Wer immer in den Jahren 1831 und 1832 in Indien geweſen iſt, wird ſich des Staunens und Schreckens erinnern, welchen die Entdeckung dieſes großen hölliſchen Beſtandes im ganzen geſelligen Leben verbreitete. Eine große Zahl von Magiſtratsbeamten und Verwaltern in der Provinz ſträubte ſich, daran zu glauben, und konnte nicht begreifen, wie ein ſo weitverzweigtes Syſtem unter ihren Augen, ſchweigend, und ohne ſich zu verrathen, ſo lange Zeit ein freſſendes Geſchwür am Geſellſchaftsverbande hätte ſeyn können.“

(Das engliſche Indien im Jahre 1831, vom Herrn Grafen Eduard von Warren. 2. Thle. 8. Paris. 1844.) D. B.

Maſſe von Ruinen; die Sterne funkelten am Himmel; von Zeit zu Zeit liſpelten im ſchwachen Abendlüftchen die dichten und ſchimmernden Bananen- und Palmblätter.

Das Fußgeſtell der rieſenhaften Statue, welche, völlig erhalten, ſich links von der Säulenhalle erhob, ruhte auf großen Steinplatten, halb unter dem Buſchwerke verſteckt.

Plötzlich ſchien eine von den Steinplatten zu verſinken. Aus der Vertiefung, die ſich geräuſchlos bildete, ſtreckte ein Mann, in eine Uniform gekleidet, ſeinen halben Leib, ſchaute aufmerkſam um ſich . . . und horchte.

Als er den Schein der Lampe, die das Innere der Behauſung erleuchtete, auf den hohen Gräſern zittern ſah . . . wendete er ſich um, gab ein Zeichen, und bald erklimmten er und zwei andere Soldaten, mit lautloſem Schweigen und äußerſter Vorſicht, die letzten Stufen dieſer unterirdiſchen Treppe, und ſchlichen durch die Ruinen.

Einige Augenblicke lang gaukelten ihre beweglichen Schatten über die monderhellten Bodenſtrecken hin, und verſchwanden dann hinter den Wänden der verfallenen Mauern.

In dem Momente, wo die dicke Steinplatte wieder ihren Platz und ihre wagerechte Lage einnahm, hätte man die Köpfe von mehreren andern Soldaten ſehen können, die in dieſer Vertiefung im Hinterhalte lauerten.

Der Meſtize, der Indier und der Neger, in ihrem Verſtecke immer nachſinnend, hatten nichts bemerkt.

Sechstes Kapitel.

Der Hinterhalt.

Da der Meſtize Faringhea ohne Zweifel den düſtern Gedanken ſich entringen wollte, welche die Erzählung des Indiers vom geheimnißvollen Gange der Cholera in ihm erweckt hatte, gab er dem Geſpräche haſtig eine andere Wendung. Sein Auge leuchtete von unheimlichem Feuer, ſeine Phyſiognomie nahm das Gepräge wilder Aufgeregtheit an, und er rief aus:

„Bohwanie . . . wird immer über uns unerſchrockene Menſchenjäger wachen! Brüder, Muth . . . Muth . . . die Welt iſt groß . . . unſere Beute iſt überall . . . Die Engländer zwingen uns, Indien zu verlaſſen, uns, die drei Anführer vom guten Werke; was liegt daran? wir laſſen unſere Brüder dort, eben ſo verſteckt, eben ſo zahlreich, eben ſo ſchrecklich, wie die ſchwarzen Scorpione, die ihre Anweſenheit nur durch einen tödtlichen Biß offenbaren; die Verbannung vergrößert unſer Gebiet . . . — Bruder, Dir Amerika," — ſagte er zum Indier mit begeiſterter Miene. — „Bruder, Dir Afrika, —" ſagte er zum Neger. — „Brüder, mir Europa! . . .

„Ueberall, wo es Menſchen giebt, giebt es auch Henker und Opfer . . . Ueberall, wo es Opfer giebt, giebt es auch haßerfüllte Herzen; an uns iſt's, dieſen

Haß mit der ganzen Gluth der Rache zu entflammen!! An uns iſt's, durch Ränke, durch Verlockungen, Diener Bohwanie's an uns zu ziehen, alle jene, deren Eifer, Muth und Kühnheit uns nützlich ſeyn können. Unter uns und für uns wollen wir an Hingebung, an Selbſtverläugnung wetteifern; gewähren wir einander Kraft, Hülfe und Stütze! Alle, die nicht mit uns ſind, ſeien unſere Beute; laßt uns abgeſondert bleiben mitten unter Allen, gegen Alle, wider Willen Aller! Für uns ſoll es weder Vaterland noch Familie geben. Unſere Brüder ſind unſere Familie; unſere Heimath . . . iſt die Welt."

Dieſe Art wilder Beredſamkeit machte auf den Neger und den Indier einen lebhaften Eindruck, die gewöhnlich dem Einfluße Faringhea's gehorchten, der an Intelligenz ihnen bei weitem überlegen war, obgleich ſie ſelbſt im Rufe von zwei der ausgezeichnetſten Anführer dieſer blutigen Verbündung ſtanden.

„Ja, Du haſt recht, Bruder —" rief der Indier aus, von Faringhea's Begeiſterung ergriffen, — „uns die Welt! . . . Selbſt hier, in Java, wollen wir eine Fährte unſers Durchzuges zurücklaſſen. Vor unſerer Abreiſe gründen wir das gute Werk auf dieſer Inſel . . . es wird hier ſchnell gedeihen; denn das Elend iſt hier groß; die Holländer ſind eben ſo räuberiſch, wie die Engländer . . . Bruder, ich habe auf den ſumpfigen, denjenigen, den ſie bebauen, immer tödtlichen

Reisfeldern dieſer Inſel, Menſchen geſehen, welche die Noth zu dieſer mörderiſchen Arbeit zwang; ſie waren bleifarben wie Leichen; einige, von Krankheit, Anſtrengung und Hunger ausgemergelt, ſind zu Boden geſunken, um nie wieder aufzuſtehen . . . Brüder, das gute Werk wird in dieſem Lande gedeihen! . . .“

„Neulich war ich Abends,“ ſagte der Meſtize, „am Ufer des See's, hinter einem Felſen; eine junge Frau kam, deren magern, von der Sonne verbrannten Leib, kaum einige Lumpen bedeckten; auf ihren Armen trug ſie ein kleines Kind, das ſie weinend an ihren verſiegten Buſen drückte. Dieſes Kind hat ſie dreimal geküßt, und geſagt: „„Du wenigſtens, Du ſollſt nicht unglücklich werden, wie Dein Vater;““ ſodann in das Waſſer geworfen; das Kind ſtieß einen Schrei aus, und verſchwand . . . Bei dieſem Schrei ſind die im Schilfröhricht verſteckten Kaimane *) luſtig in den See geſprungen . . . Bruder, hier tödten die Mütter ihre Kinder aus Mitleiden . . . . das gute Werk wird in dieſem Lande gedeihen.“

„Dieſen Morgen, —“ erzählte der Neger, „hat ein alter kleiner Mann, Kaufmann in Batavia, während man einen ſeiner ſchwarzen Sclaven mit Peitſchenhieben zerfleiſchte, ſein Landhaus verlaſſen, um nach der Stadt

---

*) Eine Art großer Krokodille.

D. Ueb.

zurückzukehren. In ſeinem Palankine **) empfing er mit blaſirter Indolenz die traurigen Liebkoſungen von zweien jener jungen Mädchen, mit denen er ſeinen Harem bevölkert, von ihren Familien erkauft, die zu arm waren, ſie zu ernähren. Der Palankin, worin ſich dieſer kleine Greis und die jungen Mädchen befanden, wurde von zwölf jungen und kräftigen Männern getragen. Brüder, es giebt hier Mütter, die aus Elend ihre Töchter verkaufen, Sclaven, die man beſtändig peitſcht, Menſchen, welche gleich Laſtthieren andere Menſchen tragen; das gute Werk wird in dieſem Lande gedeihen."

„In dieſem Lande . . . und in jedem Lande der Unterdrückung, des Elendes, der Verderbtheit und Sclaverei."

„Könnten wir alſo Djalma in unſern Verein aufnehmen, wie es der Schmuggler Mahal uns gerathen hat," ſagte der Indier, „ſo brächte unſere Reiſe nach Java einen doppelten Vortheil; denn vor unſerm Abgange würden wir dieſen jungen unternehmenden und kühnen Mann, der ſo viele Gründe hat, die Menſchen zu haſſen, zu den Unſerigen zählen."

„Er wird kommen . . . Wir wollen ſeinen Grimm noch mehr aufſtacheln."

**) In Oſtindien ein koſtbarer Tragſeſſel, worauf ſich die dortigen Vornehmen und Reichen von ihren Dienern oder Sclaven auf den Schultern tragen laſſen.
D. Ueb.

„Erinnern wir ihn an den Tod ſeines Vaters.“

„An die Ermordung der Seinigen . . .“

„An ſeine Gefangenſchaft.“

„Der Haß entflamme ſein Herz, und er gehört uns . . .“

Plötzlich ſagte der Neger, der einige Zeit in Nachdenken verſunken war:

„Brüder . . . wenn der Schmuggler Mahal uns betröge?“

„Er? —“ rief der Indier faſt mit Entrüſtung aus; — „er hat uns Zuflucht auf ſeinem Küſtenfahrzeuge gewährt; er hat unſere Flucht vom Continente geſichert; er muß uns hier an Bord des kleinen Schiffes nehmen, das er befehligt, und uns nach Bombay bringen, wo wir Schiffe nach Amerika, Europa und Afrika finden werden.“

„Welches Intereſſe ſollte Mahal haben, uns zu verrathen? —“ fragte Faringhea. „Nichts würde ihn vor der Rache der Söhne Bohwanie's ſchützen, er weiß es.“

„Zudem, —“ ſagte der Schwarze, „hat er uns nicht verſprochen, durch Liſt Djalma zu bewegen, heute Abend in unſere Mitte zu kommen, und iſt er einmal bei uns . . . muß er auch Einer von den Unſerigen werden . . .“

„War's nicht auch der Schmuggler, welcher zu uns geſagt hat: gebietet dem Malaren, in Djalma's Ajoupa ſich zu begeben, . . . ihn während ſeines Schlafes zu überraſchen, und ihm, anſtatt ihn zu tödten, wie er es könnte, den Namen Bohwanie auf den Arm zu äzen; Djalma wird hienach die Entſchloſſenheit, die Gewandheit, und die Unterwürfigkeit unſerer Brüder beurtheilen, und begreifen, was man von ſolchen Menſchen zu hoffen oder zu fürchten habe . . . Er muß alſo Einer von den Unſerigen werden, ſei's aus Bewunderung oder aus Schrecken.“

„Und wenn er ſich weigert, uns beizutreten, ungeachtet ſeiner Gründe, die Menſchen zu haſſen?“

„Dann . . . wird Bohwanie über ſein Schickſal entſcheiden, —“ ſagte Faringhea mit düſterer Miene, — „ich habe meinen Plan . . .“

„Wird es aber dem Malayen gelingen, Djalma während ſeines Schlafes zu überraſchen?“ fragte der Neger.

„Es giebt keinen Kühneren, Gewandteren und Geſchickteren, als der Malaye iſt. —“ erwiederte Faringhea. „Er hat die Verwegenheit gehabt, eine ſchwarze ſäugende Pantherin in ihrer Höhle zu überfallen! . . . Er hat die Mutter getödtet, und das kleine Weibchen fortgeſchleppt, und ſpäterhin an den Capitain eines europäiſchen Schiffes verkauft.“

„Dem Malayen iſt's gelungen!“ rief der Indier aus, einem ſonderbaren Schreie lauſchend, der durch das tiefe Schweigen der Nacht und der Wälder gellte.

„Ja, dieß iſt der Schrei des Geiers, der ſeine Beute entführt, —“ verſetzte der Neger, welcher nun auch horchte; — „dieß iſt das Zeichen, durch welches auch unſere Brüder verkünden, daß ſie ihre Beute ergriffen haben.“

Bald darauf erſchien der Malaye an der Thüre des Erdhügels.

Er war in ein großes Stück Kattun, mit ſchreienden Farben geſtreift, gehüllt.

„Wohlan,“ fragte der Neger mit Ungeduld, — „iſt's Dir gelungen?“

„Djalma wird das Zeichen vom guten Werke tragen, ſo lang er lebt, —“ erwiederte der Malaye mit Stolz; — um bis zu ihm zu gelangen . . . mußte ich Bohwanie einen Menſchen opfern, der mir auf meinem Wege in den Wurf kam; . . . ich ließ die Leiche unter dem Gebüſche in der Nähe der Ajoupa. Aber Djalma . . . trägt unſer Zeichen. Der Schmuggler Mahal hat es zuerſt erfahren.“

„Und Djalma iſt nicht aufgewacht! . .“ ſagte der Indier, von der Geſchicklichkeit des Malayen verblüfft.

„Würde er aufgewacht ſein,“ — erwiederte dieſer ruhig, „ſo wäre ich todt, . . . weil ich ſeines Lebens ſchonen mußte.“

„Weil ſein Leben uns nützlicher werden kann, als ſein Tod,“ — ſagte der Meſtize. — Dann zum Malayen gewendet: „Bruder, indem Du Dein Leben für das gute Werk wagteſt, haſt Du heute gethan, was wir geſtern gethan haben, und was wir morgen thun werden . . . Heute gehorchteſt Du, an einem andern Tage wirſt Du befehlen.“

„Wir Alle gehören Bohwanie an,“ — verſetzte der Malaye. „Was muß ich noch weiter thun? . . . Ich bin bereit.“

Dieß ſprach der Malaye, mit dem Geſichte gegen die Thüre gewendet; plötzlich flüſterte er:

„Da kommt Djalma; er nähert ſich der Hütte; Mahal hat uns nicht betrogen.“

„Er darf mich noch nicht ſehen,“ — äußerte Faringhea, indem er ſich in eine dunkle Ecke der Hütte zurückzog, und unter einer Matte verſteckte; — „ſucht ihn zu gewinnen . . . wenn er widerſteht . . . ſo hab' ich meinen Plan . . .“

Kaum hatte Faringhea dieſe Worte geſprochen und ſein Verſteck erreicht, als Djalma an der Thüre dieſer Behauſung ankam.

Bei dem Anblicke dieſer drei Perſonen von finſtern Zügen, trat Djalma erſtaunt zurück. Ohne Ahnung, daß dieſe Menſchen der Secte der Phanſegars angehörten, und wohl wiſſend, daß in dieſem Lande ohne Herbergen die Reiſenden oft die Nächte unter dem Zelte oder aufgefundenen Ruinen zubringen, ging er auf ſie zu; als ſein erſtes Erſtaunen vorüber war, und er an dem Bronzeteint und der Tracht des Einen von ihnen einen Indier erkannte, redete er ihn auf indiſch an:

„Ich glaubte hier einen Europäer zu finden . . . einen Franzoſen . . .“

„Dieſer Franzoſe . . . iſt noch nicht gekommen — “ erwiederte der Indier, — „aber er wird nicht lange mehr ausbleiben.“

Aus Djalma's Frage das Mittel erkennend, deſſen ſich Mahal bedient, um ihn in die Falle zu locken, hoffte der Indier durch Verlängerung dieſes Irrthumes Zeit zu gewinnen.

„Du kennſt . . . dieſen Franzoſen?“ — fragte Djalma den Phanſegar.

„Er hat uns hierher beſtellt . . . wie Dich,“ — antwortete der Indier.

„Und wozu?“ — ſagte Djalma, immer mehr erſtaunend.

„Bei ſeiner Ankunft . . . wirſt Du es erfahren . . .“

„General Simon hat Dir geſagt, daß er Dich hier treffen wolle?“

„General Simon,“ — erwiederte der Indier.

Eine Pauſe des Schweigens trat ein, während welcher Djalma vergebens dieſes geheimnißvolle Abenteuer ſich zu enträthſeln ſuchte.

„Und wer ſeid ihr?“ fragte er den Indier mit argwöhniſcher Miene; denn das finſtere Schweigen der beiden Gefährten des Phanſegar, die einander anſtarrten, begann einigen Verdacht in ihm zu erregen . . .

„Wer wir ſind?“ — verſetzte der Indier; — „wir ſind Dein, wenn Du unſer ſein willſt.“

„Ich bedarf Eurer nicht . . . Ihr bedürft meiner nicht . . .“

„Wer weiß es?“

„Ich ... ich weiß es ...“

„Du täuſcheſt Dich ... Die Engländer haben Deinen Vater getödtet ... er war König ... man hat Dich zum Gefangenen gemacht ... man hat Dich geächtet ... Du beſitzeſt nichts mehr ...“

Bei dieſer grauſamen Erinnerung verfinſterten ſich Djalma's Züge. Er ſchauderte; ein bitteres Lächeln krampfte ſeine Lippen.

Der Phanſegar fuhr fort:

„Dein Vater war gerecht, tapfer ... von ſeinen Unterthanen geliebt ... man nannte ihn den Vater des Großmüthigen, und er hatte dieſen Beinamen wohl verdient ... Wirſt Du ſeinen Tod ungerächt laſſen? Soll der Haß, der Dir am Herzen nagt, unfruchtbar ſein?“

„Mein Vater iſt mit den Waffen in der Hand gefallen ... ich habe ſeinen Tod an den Engländern gerächt, die ich im Kriege getödtet habe ... Jener, der nun Vaterſtelle an mir vertritt, und auch für ihn gekämpft hat, ſagte mir, daß es nun von meiner Seite Tollheit wäre, zur Wiedereroberung meines Landes mit den Engländern ferner noch Krieg zu führen. Als ſie mir meine Freiheit gaben, hab' ich geſchworen, Indien nie wieder zu betreten ... und ich breche geleiſtete Eide nicht ...“

„Jene, die Dich beraubt, die Dich gefangen, die Deinen Vater getödtet haben ... ſind Menſchen ...

Es giebt anderswo Menſchen, an denen Du Dich rächen kannſt . . . Dein Haß falle auf dieſe!“

„Du ſprichſt ſo von den Menſchen . . . biſt denn Du kein Menſch?“

„Ich . . . und jene, die mir gleichen, wir ſind mehr als Menſchen . . . Wir ſind den andern Menſchen gegenüber, was die kühnen Jäger den wilden Thieren ſind, denen ſie in den Wäldern nachſtellen . . . Willſt Du ſein, wie wir . . . mehr als ein Menſch? Willſt Du gewiß . . . reichlich, ungeſtraft die Rache ſättigen, welche Dein Herz verzehrt . . . nach dem Böſen, das man Dir angethan hat?“

„Deine Worte werden immer unverſtändlicher . . . ich trage keinen Haß in meinem Herzen,“ — ſagte Djalma. — „Wenn ein Feind meiner würdig iſt, ſo kämpfe ich mit ihm . . . iſt er deſſen unwürdig . . . ſo veracht' ich ihn . . . Ich haſſe alſo weder die Muthigen . . . noch die Feigen.“

„Verrätherei! . . . —“ rief plötzlich der Neger aus, mit ſchneller Geberde nach der Thüre weiſend; denn Djalma und der Indier hatten ſich während ihres Geſpräches nach und nach davon entfernt, und ſtanden nun in einer Ecke der Hütte.

Auf den Schrei des Negers warf Faringhea, welchen Djalma nicht bemerkt hatte, ſchnell die Matte von ſich, die ihn verbarg, zog ſeinen Dolch, machte einen Satz wie ein Tiger, und war mit einem Sprunge vor der Hütte drauſſen. Als er nun einen Soldatencordon vorſichtig anrücken ſah, traf er einen von ihnen mit einem tödtlichen Stoſſe, warf zwei Andere zu Boden, und verſchwand mitten unter den Ruinen.

Dieß geſchah ſo blitzſchnell, daß in dem Augenblicke, da Djalma ſich umkehrte, um die Urſache des Alarmſchreies des Negers zu erſchauen, Faringhea ſo eben verſchwunden war.

Auf Djalma und die drei Erwürger, wurde von mehrern Soldaten, welche die Thüre beſetzten, während die andern eilig Faringhea verfolgten, mit den Gewehren angeſchlagen.

Da der Neger, der Malaye und der Indier die Unmöglichkeit eines Widerſtandes einſahen, wechſelten ſie ſchnell einige Worte, und reichten ihre Hände den Stricken dar, womit einige Soldaten verſehen waren.

In dieſem Augenblicke trat der holländiſche Capitain, der das Detaſchement commandirte, in die Hütte.

„Und dieſen da?" ſagte er, auf Djalma weiſend, zu den Soldaten, welche eben die drei Phanſegars knebelten.

„Jeden nach der Reihe, mein Offizier!" erwiederte ein alter Sergeant, — „wir kommen ſchon an ihn."

Djalma war vor Beſtürzung verſteinert, da er von allem nichts begriff, was um ihn her vorging; als er aber den Sergeanten und zwei Soldaten mit Stricken ſich nähern ſah, um ihn zu binden, ſtieß er ſie mit heftiger Entrüſtung zurück, und ſtürzte gegen die Thüre, wo der Offizier ſtand.

Die Soldaten, welche glaubten, daß Djalma ſein Schickſal mit gleicher Fügſamkeit tragen würde, wie ſeine Gefährten, waren auf einen ſolchen Widerſtand nicht gefaßt; ſie wichen einige Schritte zurück, wider ihren Willen, von dem vornehmen Weſen und der Würde des Sohnes von Kadja-Sing überraſcht.

„Warum wollen Sie mich binden . . . wie dieſe Menſchen?“ — rief Djalma aus, indem er ſich in indiſcher Sprache an den Offizier wendete, der ſie verſtand, weil er lange Zeit in den holländiſchen Colonien gedient hatte.

„Warum man Dich binden will, Elender? Weil Du zu dieſer Meuchelmörderbande gehörſt. Und Ihr,“ — fügte der Offizier bei, indem er mit den Soldaten holländiſch ſprach: „Fürchtet Ihr ihn? ... Schlinget ... ſchlinget die Schleifen um ſeine Handgelenke, bis man ihm eine andere um den Hals ſchlingt!“

„Sie täuſchen ſich,“ — erwiederte Djalma mit ruhiger Würde, und mit einiger Kaltblütigkeit, worüber der Offizier erſtaunte; — „ich bin kaum erſt ſeit einer Viertelſtunde hier . . . ich kenne dieſe Menſchen nicht. Ich glaubte hier einen Franzoſen zu finden . . .“

„Du biſt kein Phanſegar, wie ſie? . . . Und wem glaubſt Du dieſe Lüge aufbürden zu können? . . .“

„Sie!“ — rief Djalma mit einer Bewegung, und einem ſo natürlichen Ausdrucke des Entſetzens aus, daß der Offizier den Soldaten, die wiederholt vorrückten, um den Sohn des Kadja-Sing zu knebeln, durch ein

Zeichen Halt gebot: — „dieſe Menſchen gehören jener ſchrecklichen Bande von Mördern an . . . und Sie klagen mich an, ein Mitſchuldiger derſelben zu ſeyn! . . . Nun bin ich ruhig, mein Herr,“ — ſagte der junge Mann, die Achſeln zuckend, mit verächtlichem Lächeln.

„Es genügt nicht, zu ſagen, daß Sie ruhig ſind,“ entgegnete der Offizier; „Dank den Entdeckungen, man weiß jetzt, an welchen geheimnißvollen Zeichen die Phanſegars ſich erkennen . . .“

„Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, daß ich den größten Abſcheu vor dieſen Mördern habe, . . . daß ich hierher kam, um . . .“

Der Neger, Djalma unterbrechend, ſagte zum Offizier mit wilder Freude:

„Du haſt geſagt, daß die Söhne vom guten Werke ſich durch Zeichen erkennen, die in ihr Fleiſch tättowirt ſind . . . Unſere Stunde iſt gekommen; unſer Hals dem Stricke verfallen . . . Oft genug haben wir die Schlinge um den Hals Derjenigen geworfen, welche dem guten Werke nicht dienen . . . Sieh unſere Arme an, und betrachte den Arm dieſes jungen Mannes.“

Der Offizier, die Worte des Negers unrichtig auffaſſend, ſagte zu Djalma:

„Es iſt klar, daß, wofern Sie, wie dieſer Neger ſagt, jenes geheimnißvolle Zeichen nicht am Arme tragen . . . und wir werden uns davon überzeugen, — auch Ihre Anweſenheit an dieſem Orte auf eine genügende Weiſe erklären, Sie innerhalb zwei Stunden wieder Ihre Freiheit erhalten können.“

„Du verſtehſt mich nicht,“ ſagte der Neger zum Offizier; „der Prinz Djalma gehört zu den Unſerigen; denn er trägt auf dem linken Arme den Namen Bohwanie . . .“

„Ja, er iſt, wie wir, ein Sohn vom guten Werke,“ fügte der Malaye bei.

„Er iſt Phanſegar, wie wir,“ äußerte der Indier.

Dieſe drei Menſchen, erzürnt durch den von Djalma ausgeſprochenen Abſcheu, als er vernahm, daß ſie Phanſegars ſeyen, legten einen wilden Stolz darein, glauben zu machen, daß der Sohn von Kadja-Sing ihrer gräßlichen Verbündung angehöre.

„Was haben Sie zu antworten?“ fragte der Offizier Djalma.

Dieſer zuckte mit verächtlichem Mitleiden die Achſeln, ſtreifte mit ſeiner rechten Hand ſeinen langen und weiten linken Aermel zurück, und wies ſeinen Arm nackt.

„Welche Verwegenheit!“ — rief der Offizier aus.

In der That, ein wenig unterhalb der Schlagader, auf dem innern Theile des Vorderarmes, ſah man in lebhaftem Roth den Namen Bohwanie in Schriftzügen der Hindu geſchrieben.

Der Offizier eilte auf den Malayen zu, enthüllte ſeinen Arm; er ſah den nämlichen Namen, die nämlichen Zeichen . . . Hiemit noch nicht zufrieden, überzeugte er ſich, daß auch der Neger und der Indier ſie trugen.

„Elender! —“ rief er aus, wüthend zu Djalma zurückkehrend; — „Du flöſſeſt noch größeren Abſcheu ein, als Deine Mitſchuldigen. Knebelt ihn wie einen feigen Meuchelmörder,“ befahl er den Soldaten; — „wie einen feigen Meuchelmörder, der am Rande des Grabes lügt; denn ſein Tod durch Henkershand wird nicht lange zögern.“

Betäubt, erſchreckt, konnte Djalma, ſeit einigen Momenten dieſe furchtbare Tättowirung anſtarrend, kein Wort hervorbringen, keine Bewegung machen; ſein Gedanke ſchwindelte vor dieſer unbegreiflichen Thatſache.

„Könnteſt Du es wagen, dieſes Zeichen wegzuläugnen? —“ fragte ihn der Offizier empört.

„Ich kann nicht wegläugnen ... was ich ſehe ... was iſt ... —“ antwortete Djalma vernichtet.

„Gut, daß Du endlich geſteheſt, Elender!“ — entgegnete der Offizier, — „und Ihr, Soldaten ... bewachet ihn wohl ... und ſeine Mitſchuldigen ... Ihr haftet für ſie.“

Im Wahne, der Spielball eines wunderlichen Traumes zu ſeyn, verſuchte Djalma nicht den mindeſten Widerſtand; er ließ ſich ruhig knebeln und fortführen. Der Offizier hoffte mit einem Theile ſeiner Soldaten Faringhea in den Ruinen aufzuſpüren; allein ſeine Nachforſchungen waren vergebens, und nach einer Stunde kehrte er nach Batavia zurück, wohin die Bedeckung mit den Gefangenen vorausgegangen war.

. . . .

Einige Stunden nach dieſen Ereigniſſen, ſchloß Herr Joſué Van-Daël ſeinen langen, an Herrn Rodin in Paris gerichteten Aufſatz auf folgende Weiſe:

„Drei Mörder ſind der Gerechtigkeit überliefert, und Djalma's temporäre Verhaftung wird nur dazu dienen, ſeine Unſchuld in einem um ſo reineren Glanze leuchten zu laſſen.

„Schon dieſen Morgen bin ich zu dem Gouverneur gegangen, um zu Gunſten unſers jungen Prinzen zu proteſtiren. Weil man es mir zu verdanken hat, — ſagte ich, — daß dieſe drei großen Verbrecher in die Hände der Obrigkeit gefallen ſind, ſo bethätige man mir wenigſtens dadurch einige Dankbarkeit, daß man alles Mögliche thue, um die Schuldloſigkeit des Prinzen Djalma hellleuchtender als den Tag zu machen.

„Gewiß, — hab' ich beigefügt, — als ich mich geſtern beeilte, den Gouverneur in Kenntniß zu ſetzen, daß man die Phanſegars in den Ruinen von Tſchandi verſammelt finden könnte, war ich weit entfernt, zu erwarten, daß man mit ihnen den Wahlſohn des Generals Simon vermengen würde, eines ausgezeichneten Mannes, mit dem ich ſeit einiger Zeit die ehrenvollſten Beziehungen angeknüpft habe. Man muß daher um jeden Preis das unbegreifliche Geheimniß enthüllen, welches Djalma in dieſe gefährliche Lage gebracht hat, und ich bin, — hab' ich noch beigeſetzt, — ſo gewiß, daß er nicht ſchuldig iſt, daß ich in ſeinem Intereſſe keine Gnade verlange. Er wird Muth und Würde

„genug haben, um im Gefängniſſe ruhig den Tag des „Gerichtes zu erwarten.

„In allem dem, wie Sie ſehen, hab' ich die Wahrheit geſagt, und mir nicht die mindeſte Lüge vorzuwerfen; denn Niemand auf der Welt iſt von Djalma's „Unſchuld mehr überzeugt, als ich.

„Der Gouverneur hat mir geantwortet, wie ich es „erwartete: daß er eben ſo gewiß, wie ich, von der „Unſchuld des jungen Prinzen moraliſch überzeugt ſey; „daß er die größte Rückſicht auf ihn nehmen werde, die „Gerechtigkeit jedoch ihren Lauf nehmen müſſe, als das „einzige Mittel, die Falſchheit der Anſchuldigung darzuthun, und zu enthüllen, durch welches unerklärbare „Verhängniß dieſes geheimnißvolle Zeichen in Djalma's „Arm tättowirt ſey . . .

„Der Schmuggler Mahal, welcher allein das wahre „Sachverhältniß wüßte, wird in einer Stunde Batavia „verlaſſen haben, um ſich an Bord des *Ruyter* zu „begeben, der ihn nach Aegypten bringen wird; denn „er muß dem Capitain ein ſchriftliches Zeugniß von „mir zuſtellen, daß er — Mahal — wirklich die Perſon iſt, für die ich die Ueberfahrt ausbedungen und „bezahlt habe. Zugleich wird er dieſen großen Aufſatz „an Bord mitnehmen; denn der *Ruyter* muß in einer „Stunde abſegeln, und die jüngſte Briefaufgabe nach „Europa iſt geſtern Abend geſchehen. Aber ich wollte „dieſen Morgen, vor dem Schluſſe dieſer Depeſchen, „den Gouverneur ſprechen.

„So iſt denn jetzt Prinz Djalma während eines „Monates hier gewaltſam zurückgehalten; bei der verlorenen Gelegenheit des Ruyter, iſt es nun durchaus „unmöglich, daß der junge Indier vor dem 13. Februar „des nächſten Jahres in Frankreich ſeyn könne.

„Sie ſehen es . . . Sie haben befohlen, und ich „blind gehorcht, und nach den Mitteln gehandelt, über „die ich verfügen konnte, nur das Ende betrachtend, „das ſie rechtfertigen wird; denn es handelte ſich, wie „Sie mir geſagt haben, von einem unermeßlichen Intereſſe für die Geſellſchaft.

„In Ihren Händen bin ich geweſen, was wir in „den Händen unſerer Vorgeſetzten ſeyn ſollen . . . ein „Werkzeug . . . weil zur größten Ehre Gottes unſere „Vorgeſetzten, was den Willen betrifft, Leichen aus „uns machen. *)

„Laſſen wir alſo unſern Einklang und unſere Macht „verneinen; die Zeiten ſcheinen uns ungünſtig; aber nur „die Ereigniſſe wechſeln; wir, wir ändern uns nicht.

„Gehorſam und Muth, Geheimniß und Geduld, Liſt „und Kühnheit, Eintracht und Hingebung, zwiſchen uns,

---

*) Man weiß, daß die Lehre vom paſſiven und unbedingten Gehorſame, dieſer Hauptḣebel der Geſellſchaft Jeſu, in jenen ſchrecklichen Worten des ſterbenden Loyola zuſammengefaßt iſt: „jedes Mitglied des Ordens ſoll in den Händen ſeiner Vorgeſetzten **wie eine Leiche** ſeyn. (perinde ac cadaver).

E. S.

„die wir die Welt zum Vaterlande, unſere Brüder zur
„Familie, und Rom zur Königin haben.

J. B.“

. . . .

Ungefähr um zehn Uhr Morgens ging der Schmuggler Mahal mit dieſer verſiegelten Depeſche fort, um ſich an Bord des Ruyter zu verfügen.

Eine Stunde ſpäter war der Leib des nach der Sitte der Phanſegars erwürgten Schmugglers Mahal, in den Binſen eines öden, flachen, ſandigen Ufers verſteckt, wohin er ſich begeben hatte, um ſeine Barke zur Fahrt an den Ruyter zu holen.

Als man ſpäter, nach der Abfahrt jenes Schiffes, die Leiche des Schmugglers fand, ließ Herr Joſué vergebens darän nach der dicken Depeſche ſuchen, die er ihm mitgegeben.

Eben ſo wenig fand man den Brief, welchen Mahal dem Capitain des Ruyter einhändigen ſollte, um als Reiſender aufgenommen zu werden.

Auch die im Lande angeordneten und vollzogenen Nachforſchungen und Streifen, um Faringhea zu entdecken, blieben immer fruchtlos.

Niemals ſah man den gefährlichen Anführer der Erwürger in Java wieder.

Das Schloß Cardoville.

Siebentes Kapitel.

Herr Rodin.

Drei Monate ſind verfloſſen, ſeit Djalma wegen der Anſchuldigung, zur Mörderſecte der Phanſegars oder Erwürger zu gehören, in Batavia in den Kerker geworfen wurde. Die folgende Scene ereignet ſich in Frankreich, im Beginne des Monates Februar 1832, im Schloſſe Cardoville, einem ehemaligen Feudalſitze, auf den hohen ſteilen Ufern der Küſte der Picardie gelegen, nicht weit von Saint-Valery, gefährliche Seegegenden, wo faſt in jedem Jahre durch nordweſtliche Windſtöſſe, welche für die Schiffahrt im Canal *) ſo gefahrdrohend ſind, mehrere Schiffe mit Mann und Maus zu Grunde gehen.

Im Innern des Schloſſes hört man einen gewaltigen Sturm brauſen, der ſich während der Nacht erhoben hat; oft donnert ein furchtbares Krachen in der Ferne, dem Kanonenfeuer ähnlich, und wird von den Uferecho's wiederholt; dieß iſt das Meer, welches ſich

---

*) Die Meerenge zwiſchen Frankreich und England.
D. Ueb.

wüthend an den hohen ſteilen Ufern bricht, über denen die alte Behauſung emporſteigt . . .

Es iſt ungefähr ſieben Uhr Morgens: der Tag ſchaut noch nicht durch die Fenſter eines großen Zimmers im Erdgeſchoſſe des Schloſſes; in dieſem von einer Lampe erhellten Gemache, iſt eine Frau von etwa ſechzig Jahren, mit einem ehrlichen und treuherzigen Geſichte, gekleidet wie die reichen Pächterinnen der Picardie, ungeachtet der frühen Morgenſtunde ſchon mit Näharbeit beſchäftiget. Weiterhin ſitzt der Mann dieſer Frau, beiläufig in gleichem Alter mit ihr, an einem großen Tiſche, ſortirt Weizen- und Habermuſter, und verſchließt ſie in Säckchen. Die Phyſiognomie dieſes Mannes mit weißen Haaren, iſt verſtändig und offen; ſie verräth geſunden Menſchenverſtand und Rechtlichkeit, mit einem erheiternden Anfluge ländlicher Schalkheit; er trägt ein Kamiſol von grünem Tuche; große Jagdkamaſchen von fahlem Leder verbergen zur Hälfte ſeine langen Beinkleider von ſchwarzem Sammet.

Der drauſſen entfeſſelte ſchreckliche Sturm ſcheint den Anblick dieſes inneren friedlichen Bildes noch behaglicher zu machen. Ein tüchtiges Feuer blinket in einem großen Kamine von weißem Marmor, und wirft ſeine luſtigen Strahlen auf das ſorgfältig gebohnte Fußgetäfel; es giebt nichts Heiterers, als den Anblick der Tapezirung und der Vorhänge von altem Perſe mit rothen chineſiſchen Gebilden auf weißem Grunde, und nichts Lachenderes, als die Thürgemälde, Scenen aus dem Schäferleben in Wateau's Geſchmacke darſtellend. Eine Biscuitvendeluhr von Sèvers, Meubles von Roſenholz mit eingelegter Arbeit von grüner Farbe, große und dickbäuchige, gebogene und ausgeſchweifte Meubles, vervollſtändigen die Einrichtung dieſes Zimmers.

Drauſſen fuhr der Sturm fort zu brüllen; bisweilen verfing der Wind ſich toſend im Kamine, oder erſchütterte den Fenſterverſchluß. Der Mann, welcher ſich mit dem Sortiren der Getreidemuſter beſchäftigte, war Herr Dupont, Guts- und Schloßverwalter zu Cardoville.

„Heilige Jungfrau! mein Freund, —" ſagte die Frau zu ihm, — „welch' ein abſcheuliches Wetter! Der Herr Rodin, deſſen Ankunft auf heute früh der Intendant der Frau Prinzeſſin von Saint-Dizier uns meldet, hat ſich einen ſchlechten Tag gewählt."

„Wahrlich, einen ſolchen Orkan hab' ich nur ſelten gehört; . . . wenn Herr Rodin das Meer noch nie wüthen geſehen hat, ſo wird er ſich heute an dieſem Anblicke laben können."

„Was für ein Geſchäft mag wohl Herrn Rodin hierher führen, mein Freund?"

„Meiner Treu, ich weiß es nicht; der Intendant der Prinzeſſin trägt mir in ſeinem Briefe auf, dem Herrn Rodin mit der größten Rückſicht zu begegnen, und ihm wie unſerer Herrſchaft zu gehorchen. Es wird alſo Sache des Herrn Rodin ſeyn, ſich zu erklären, und die meinige, ſeine Befehle zu vollziehen, weil er im Namen der Frau Prinzeſſin kommt."

„Streng genommen ſollte er im Namen des Fräuleins Adriane kommen, weil das Landgut ſeit dem Tode ihres Vaters, des ſeligen Herrn Grafen — Herzogs von Cardoville, ihr gehört.“

„Ja; aber die Prinzeſſin iſt ihre Tante; ihr Intendant beſorgt die Angelegenheiten des Fräuleins Adriane; mag er nun in ihrem oder in der Prinzeſſin Namen kommen, ſo iſt's immer daſſelbe.“

„Vielleicht hat Herr Rodin die Abſicht, das Landgut zu kaufen . . . Jedenfalls ſchien jene dicke Dame, die vor acht Tagen eigens von Paris gekommen iſt, um das Schloß zu beſehen, große Luſt dazu zu haben.“

Bei dieſen Worten begann der Verwalter mit ſchelmiſcher Miene zu lachen.

„Warum lacheſt Du denn, Dupont?“ fragte ſeine Frau, ein ſehr gutes Geſchöpf, aber kein Licht, weder in Bezug auf Verſtand, noch auf Scharfſinn.

„Ich lache,“ — antwortete Dupont, — „weil ich an das Geſicht und an die Haltung jener dicken . . . jener ungeheuern Frau denke; zum Teufel, mit einer ſolchen Geſichtsbildung heißt man nicht Frau von Sainte-Colombe. *) Du lieber Gott, welche Heilige und welche Taube . . . ſie iſt ſo dick, wie eine Mulde, hat eine Branntweinſtimme, einen grauen Schnurbart, wie ein alter Grenadier, und ohne daß ſie es ver-

---

*) „Heilige Taube.“

D. Ueb.

muthete, hörte ich ſie zu ihrem Bedienten ſagen: Geh doch, mein Böſewicht . . . Und ſie heißt Sainte-Colombe!“

„Wie ſonderbar Du biſt, Dupont; man wählt ſich ſeinen Namen nicht ſelbſt . . . Und dann iſt's nicht die Schuld dieſer Dame, daß ſie einen Bart hat.“

„Ja; aber es iſt ihre Schuld, wenn ſie ſich von Sainte-Colombe nennt; Du bildeſt Dir ein, daß dieß ihr wahrer Name iſt . . . Ah, meine arme Katharina, man merkt Dir ſchon Dein Dorf an . . .“

„Und Du, mein armer Dupont, Du kannſt Dich nicht enthalten, dort und da immer ein wenig die böſe Zunge in Bewegung zu ſetzen; jene Dame hat ein ſehr achtungswürdiges Ausſehen . . . Das Erſte, wornach ſie bei ihrer Ankunft gefragt hat, war die Schloßcapelle, von der ſie hatte ſprechen hören . . . Sie äußerte ſogar das Vorhaben, Verſchönerungen darin anzubringen . . . Und als ich ihr ſagte, daß es keine Kirche in dieſem kleinen Lande gebe, ſchien ſie ſehr betrübt, im Dorfe keinen Pfarrer zu haben.“

„Ei, mein Gott ja, das Erſte, was Emporkömmlinge thun, iſt, daß ſie die Kirchſpieldame, die große Dame ſpielen.“

„Frau von Sainte-Colombe hat nicht nöthig, die große Dame zu ſpielen, weil ſie eine ſolche iſt.“

„Sie! eine große Dame?“

„Nun ja. Man durfte ja vor Allem nur auf ihren ſchönen Anzug ſehen in ihrem hochrothen Kleide mit ihren ſchönen violettfarbenen Handſchuhen, wie jene eines Biſchofs; und als ſie dann ihren Hut ablegte, trug ſie auf ihrer Tour von falſchen blonden Haaren einen förmlichen Diamantenkram, gewaltige goldene Ohrringe mit Diamanten, ſo dick wie der Daumen, diamantene Ringe an allen Fingern. Eine Perſon von geringem Stande würde gewiß nicht am hellen Tage ſo viele Diamanten tragen . . ."

„Gut, gut, Du kennſt Dich prächtig aus . . ."

„Das iſt noch nicht alles . . ."

„Gut . . . Was noch?"

„Sie hat mit mir nur von Herzogen, Marquis, Grafen, ſehr reichen Herren geſprochen, die häufig zu ihr kämen und ihre Freunde wären, und als ſie mich dann fragte, da ſie den kleinen Pavillon im Parke erblickte, welcher vordem von den Preußen halb abgebrannt, und vom ſeligen Herrn Grafen nicht wieder aufgebaut wurde: was denn dieſe Ruinen zu bedeuten hätten? antwortete ich ihr: „„Gnädige Frau, die Verbündeten haben während ihrer Anweſenheit dieſen Pavillon abgebrannt."" — „„Ah, meine Liebe,"" hat ſie ausgerufen, „„die Verbündeten, dieſe guten Verbündeten, dieſe lieben Verbündeten . . . ſie und die Reſtauration haben mein Glück begründet."" „Dann, ſiehſt Du Dupont, hab' ich gleich gedacht: Ganz gewiß iſt ſie . . . eine ehemalige Ausgewanderte."

„Frau von Sainte-Colombe!" . . . rief der Verwalter laut lachend aus . . . — „ah! meine arme Frau! meine arme Frau! . .“

„Oh! Du, weil Du drei Jahre in Paris geweſen biſt, glaubſt Du ein Wahrſager zu ſeyn . . .“

„Katharina, brechen wir ab; Du könnteſt mich dahin bringen, irgend etwas Dummes zu ſagen, und es giebt Dinge, welche ehrbaren und vortrefflichen Weſen, wie Du, immer unbekannt bleiben ſollen.“

„Ich weiß nicht, was Du damit ſagen willſt . . . aber bezähme doch ein wenig Deine böſe Zunge; denn wenn zuletzt Frau von Sainte-Colombe das Landgut kauft . . . wird es Dir gewiß ſehr angenehm ſeyn, wenn ſie Dich als Verwalter behält . . . Nicht wahr?“

„Das iſt wahr . . . denn wir werden alt, meine gute Katharina; wir ſind ſchon zwanzig Jahre lang hier, und zu ehrliche Leute, als daß wir daran gedacht hätten, für unſere alten Tage etwa unſer Schäfchen in's Trockne zu bringen, und meiner Treu . . . es wäre in unſerm Alter hart, einen neuen Dienſt zu ſuchen, den wir vielleicht nicht finden würden . . . Ah! ich bedaure nur, daß Fräulein Adriane das Landgut nicht behält . . . denn es ſcheint, daß ſie es hat verkaufen wollen . . . und daß die Frau Prinzeſſin dieſe Anſicht nicht theilte.“

„Mein Gott, Dupont, Du findeſt es nicht ſehr außerordentlich, daß Fräulein Adriane, in ihrem Alter, noch ſo jung, ſelbſt über ihr großes Vermögen verfüget.“

„Ei, das iſt ganz einfach; das Fräulein hat weder

Vater noch Mutter mehr, iſt alſo Herrin ihres Vermögens, abgeſehen davon, daß ſie einen berühmten kleinen Kopf hat; Du erinnerſt Dich, wie der Herr Graf ſie vor zehn Jahren, im Sommer, hierher brachte; welcher Dämon! . . welche Schalkheit, und dann welche Augen! he? wie ſie ſchon funkelten!"

„Gewiß iſt's, daß Fräulein Adriane damals im Blicke . . . einen Ausdruck hatte . . . kurz, einen für ihr Alter ſehr außerordentlichen Ausdruck."

„Wenn ſich erfüllt hat, was ihre muthwillige und unruhige Miene verhieß, ſo muß ſie jetzt recht hübſch ſeyn, ungeachtet der ein wenig gewagten Farbe ihrer Haare; denn, unter uns . . . wäre ſie eine kleine Bürgerliche, anſtatt ein Fräulein von hoher Geburt, ſo würde man geradezu ſagen, daß ſie roth ſei."

„Geh, ſchon wieder biſſige Bemerkungen!"

„Gegen Fräulein Adriane? Der Himmel bewahre mich davor! . . . denn ihrem Ausſehen nach mußte ſie eben ſo gut als hübſch ſeyn . . . Nicht um ihr unrecht zu thun, ſag' ich, daß ſie roth iſt . . . denn im Gegentheile, ich erinnere mich, daß ihre Haare ſo fein, ſo glänzend, ſo goldfarben waren, und zu ihrem ſchneeweißen Teint und zu ihren ſchwarzen Augen ſo gut ſtanden, daß man ſie wahrhaftig nicht anders gewünſcht hätte; daher bin ich überzeugt, daß jetzt dieſe Haarfarbe, Andere entſtellend, das Geſicht des Fräuleins Adriane noch pikanter macht; ſie muß wahrhaftig wie ein kleiner Teufel ausſehen."

„Oh! was den Teufel betriſſt, ſie war ſo eine Art, um ihr Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen . . . immer in den Park laufen, ihrer Gouvernante Aerger machen, auf die Bäume klettern . . . kurz, hundert tolle Streiche begehen.“

„Ich ſtimme Dir bei, daß Fräulein Adriane ein eingefleiſchter Teufel war; aber wie verſtändig, wie artig, und vorzüglich wie gutherzig, he?“

„Ja, gut war ſie. Iſt's ihr nicht einmal eingefallen, ihren Shawl und ihr ganz neues Merinokleid einer kleinen Bettlerin zu ſchenken, und dann im Unterröckchen . . . und mit bloßen Armen in das Schloß zurückkehren! . . .“

„Du ſprichſt vom Herz, immer vom Herz; aber ihr Kopf . . . Oh! ein Kopf . . .“

„Ja, ein ſehr ſchlimmer Kopf; daher kann dieß ein böſes Ende nehmen; denn es ſcheint, daß ſie in Paris Dinge treibt . . . ja, Dinge . . .“

„Was denn?“

„Ah! mein Freund, ich wage es nicht . . .“

„So ſprich doch!“

„Nun denn,“ fuhr die wackere Frau mit einer Art von Verlegenheit und Verwirrung fort, welche zeigten, wie ſehr ſolche Abſcheulichkeiten ſie erſchreckten, — „man ſagt, daß Fräulein Adriane nie den Fuß in eine Kirche ſetzt . . . daß ſie ſich ganz allein in einem Götzentempel am Ende des Gartens des Hôtels ihrer Tante einquartirt hat . . . daß ſie ſich von vermummten Frauen bedienen läßt, die ſie als Göttin ankleiden, und daß ſie dieſelben den ganzen Tag zerkratzt, weil ſie ſich betrinkt . . . Zudem bläst ſie alle Nächte auf einem Jagdhorne von maſſivem Golde . . . und zwar, wie Du wohl denken kannſt, zur Verzweiflung und größten Betrübniß ihrer armen Tante, der Prinzeſſin.“

Hier unterbrach der Verwalter ſeine Frau mit lautem Gelächter.

„Ah!“ fragte er ſie, als ſein Anfall von Heiterkeit vorüber war, „wer hat Dir dieſe hübſchen Mährchen über Fräulein Adriane aufgebunden?“

„René's Frau, die nach Paris gegangen war, um ein Pflegekind zu holen; ſie befand ſich im Hôtel Saint-Dizier, um Frau Grivois, ihre Pathe, zu beſuchen . . . wie Du weißt, die erſte Kammerfrau der Frau Prinzeſſin . . . Wohlan, Frau Grivois iſt's, die ihr dieß alles ganz unverhohlen geſagt hat, und gewiß muß ſie gut unterrichtet ſeyn, weil ſie zum Hauſe gehört.“

„Ja, auch ſo ein ſauberer Zeiſig und eine verſchmitzte Creatur dieſe Grivois. Ehemals war ſie die ſtolzeſte Lockerin, und jetzt ſpielt ſie, wie ihre Gebieterin . . . die Heilige reicht nicht hin . . . die Andächtige; denn wie der Herr, ſo der Diener; . . . ſelbſt die Prinzeſſin, welche ſich jetzt ſo ſpreizt, war vordem ſehr zahm . . . he? . . . vor fünfzehn Jahren, welche luſtige Schweſter! Du erinnerſt Dich noch des ſchönen Huſaren-Oberſten, der zu Abbeville in Garniſon lag . . . Weißt Du, jener Ausgewanderte, der in Rußland gedient, und bei der Reſtauration von den Bourbons ein Regiment erhalten hat!“

„Ja, ja, ich erinnere mich deſſen; aber Du läßt Deiner böſen Zunge wieder allzuſehr freien Lauf.“

„Meiner Treu, nein, ich ſage die Wahrheit; der Oberſt verlebte ſeine ganze Zeit im Schloſſe, und Jedermann ſagte, daß er mit der Herzogin-Prinzeſſin von jetzt auf ſehr gutem Fuße ſtand . . . Ah! damals waren noch gute Zeiten. Alle Abende Feſt oder Theater im Schloſſe. Welch' ein luſtiger Geſellſchafter, dieſer Oberſt . . . wie er ſo gut Comödie ſpielte . . . Ich erinnere mich . . .“

Der Verwalter konnte nicht fortfahren.

Eine dicke Magd, mit picardiſcher Tracht und Mütze, trat haſtig ein, und wendete ſich an die Frau:

„Madame . . . ein Bürgerlicher iſt da, der ſogleich mit dem Herrn zu ſprechen wünſcht; er kommt von Saint-Valery in der zweiräderigen Halbkutſche des Poſtmeiſters . . . er ſagt, er heiße Herr Rodin.“

„Herr Rodin?“ fragte der Verwalter aufſtehend, — „laß ihn alſogleich eintreten.“

. . . .

Einen Augenblick danach trat Herr Rodin ein; ſeine Lippen waren faſt unſichtbar, ſeine kleinen Schlangen-Augen von ſeinem matten obern Augenliede verſchleiert, ſeine faſt ſchmutzigen Kleider verliehen ihm ein ſehr wenig empfehlendes Ausſehen; dennoch verſtand dieſer Mann, wenn er mußte, auf eine teufliſche Art ſo viel

Gutmüthigkeit, ſo viel Aufrichtigkeit zu heucheln; ſeine Sprache wurde ſo liebreich, ſo fein ſich einſchleichend, daß der unangenehme, abſtoßende Eindruck, den ſein Anblick anfangs einflößte, nach und nach ſich verwiſchte, und faſt immer gelang es ihm, den von ihm Getäuſchten, oder ſein Opfer, mit den Schlangenkrümmungen ſeiner eben ſo geſchmeidigen als honigſüßen und treuloſen Beredſamkeit unwiderſtehlich zu umgarnen; denn man könnte ſagen, daß das Häßliche und das Böſe ihren Zauber üben, wie das Schöne und Gute . . .

Der ehrliche Verwalter betrachtete dieſen Mann mit Ueberraſchung, der dringenden Empfehlungen des Intendanten der Prinzeſſin von Saint-Dizier eingedenk; er hatte eine ganz andere Perſon zu ſehen erwartet; daher ſagte er, kaum fähig ſein Erſtaunen zu verhehlen:

„Ich habe wohl die Ehre, mit Herrn Rodin zu ſprechen?“

„Ja, mein Herr . . . und hier iſt ein neuer Brief des Intendanten der Frau Prinzeſſin von Saint-Dizier.“

„Belieben Sie mein Herr, ich bitte Sie, während ich dieſen Brief leſen will, ſich dem Feuer zu nähern . . . . . . Es iſt ſo ſchlechtes Wetter, —“ ſagte der Verwalter dienſteifrig, — „dürfte man Ihnen etwas anbieten?“

„Recht vielen Dank, mein lieber Herr . . . ich reiſe in einer Stunde wieder ab . . .“

Während Herr Dupont las, warf Herr Rodin einen prüfenden Blick auf das Innere dieſes Zimmers; denn als ein gewandter Mann ſchöpfte er oft ſehr richtige und ſehr nützliche Folgerungen aus gewiſſen Aeußerlichkeiten, die oft einen Geſchmack, eine Gewohnheit verrathen, und ſo einen Schluß auf den Charakter veranlaſſen; aber dießmal blieb ſeine Neugierde unbefriediget.

„Sehr wohl, mein Herr,“ — ſagte der Verwalter nach dem Durchleſen des Briefes, — „der Herr Intendant wiederholt mir den Auftrag, mich unbedingt in Ihre Befehle zu fügen.“

„Sie beſchränken ſich auf Weniges, und ich werde Sie nicht lange ſtören.“

„Mein Herr . . . es iſt eine Ehre für mich . . .“

„Mein Gott! Ich kann mir denken, wie ſehr Sie beſchäftiget ſeyn müſſen; denn bei dem Eintritte in dieſes Schloß ſtaunt man über die darin herrſchende Ordnung und das vollkommene Haushalten, was die ganze Vortrefflichkeit Ihrer Sorgfalt, mein Herr, bezeugt.“

„Mein Herr . . . gewiß . . . Sie ſchmeicheln mir.“

„Ihnen ſchmeicheln? . . . Ein armer, alter, guter Mann, wie ich, denkt nicht viel an ſo etwas; . . . doch um wieder auf unſer Geſchäft zu kommen. Giebt es hier ein Zimmer, genannt das grüne Zimmer?“

„Ja, mein Herr, daſſelbe Zimmer, welches dem ſeligen Herrn Grafen-Herzoge von Cardoville zum Arbeitscabinete diente.“

„Sie werden die Güte haben, mich hinzuführen . . .“

„Mein Herr, dieß iſt unglücklicherweiſe unmöglich . . . Nach dem Tode des Herrn Grafen und der Abnahme der Siegel, hat man viele Papiere in einem Schranke dieſes Zimmers verſperrt, und die Geſchäftsleute haben die Schlüſſel nach Paris mitgenommen. . .“

„Dieſe Schlüſſel . . . ſind hier, —“ erwiederte Herr Rodin, indem er dem Verwalter einen großen und einen kleinen Schlüſſel, aneinandergefügt, zeigte.

„Ah! mein Herr . . . das iſt etwas Anderes . . . Sie holen Papiere?“

„Ja . . . gewiſſe Papiere . . . ſo wie auch ein kleines Käſtchen von Inſelholz, mit ſilbernen Verſchlieſſungen beſetzt . . . kennen Sie es?“

„Ja, mein Herr . . . ich hab' es oft auf dem Arbeitstiſche des Herrn Grafen geſehen . . . es muß in dem großen Schranke ſtehen, zu dem Sie den Schlüſſel haben . . .“

„Sie werden mich alſo, nach der Ermächtigung der Frau Prinzeſſin von Saint-Dizier, in jenes Zimmer führen . . .“

„Ja, mein Herr . . . Die Frau Prinzeſſin befindet ſich wohl?“

„Vollkommen wohl . . . ſie lebt immer ganz in Gott . . .“

„Und Fräulein Adriane? . . .“

„Ach, mein lieber Herr . . . —“ erwiederte Herr Rodin, einen trübſeligen und ſchmerzlichen Seufzer ausſtoſſend.

„Ah, mein Gott, . . . mein Herr . . . ſollte dem guten Fräulein Adriane ein Unglück begegnet ſeyn?"

„Wie verſtehen Sie dieß?"

„Sollte ſie etwa krank ſeyn?"

„Nein . . . nein . . . ſie iſt zum Unglücke eben ſo wohl als ſchön . . ."

„Zum Unglücke? . . . —" fragte der Verwalter überraſcht.

„Ach, ja; denn wo die Schönheit, die Jugend und die Geſundheit ſich zu einem unleidlichen Geiſte der Widerſetzlichkeit und Verkehrtheit geſellen . . . zu einem Charakter . . . der gewiß nicht ſeines Gleichen auf Erden hat . . . wäre es beſſer, ſo gefährlicher Vorzüge beraubt zu ſeyn . . . die eben ſo viele Quellen des Verderbens werden . . . Doch ich bitte Sie recht ſehr, mein lieber Herr, ſprechen wir von andern Sachen . . . Dieſer Gegenſtand iſt mir zu peinlich . . . —" ſagte Herr Rodin mit tief bewegter Stimme, und berührte mit der Spitze ſeines linken kleinen Fingers den Winkel ſeines rechten Auges, wie um dort eine auftauchende Thräne zu trocknen.

Der Verwalter ſah die Thräne nicht, aber er ſah die Bewegung, und wurde über die Veränderung der Stimme des Herrn Rodin betroffen. Daher ſagte er mit dem Tone des Bedauerns:

„Mein Herr . . . verzeihen Sie mir meine Unbedachtſamkeit . . . ich wußte nicht . . ."

„An mir iſt's, Sie wegen dieſer unwillkürlichen

Rührung um Vergebung zu bitten . . . Die Thränen ſind bei Greiſen ſelten . . . aber wenn Sie, wie ich, die Verzweiflung dieſer vortrefflichen Prinzeſſin geſehen hätten . . . Die nur einen einzigen Fehler hat . . . gegen ihre Nichte zu gut . . . zu ſchwach geweſen zu ſeyn, und dadurch ſie ermuthiget zu haben zu ihren . . . Doch, wie geſagt, ſprechen wir von andern Sachen, mein lieber Herr."

Nach einer Pauſe des Schweigens, während welcher Herr Rodin ſich von ſeiner Aufregung zu erholen ſchien, ſagte er zu Dupont:

„Was das grüne Zimmer betrifft, mein lieber Herr, ſo iſt ein Theil meiner Sendung vollzogen; es bleibt noch ein anderer davon übrig . . . Bevor ich ſeiner erwähne, muß ich Sie an etwas erinnern, was Sie vielleicht vergeſſen haben . . . nämlich daß vor fünfzehn oder ſechzehn Jahren der Herr Marquis von Aigrigny, damals Huſarenoberſt in Garniſon zu Abbeville . . . einige Zeit hier zugebracht hat."

„Ah, mein Herr, welch' ein ſchöner Offizier! Ich ſprach ſo eben erſt von ihm mit meiner Frau. Er war die Wonne des Schloſſes; und wie er ſo gut Comödie ſpielte, vorzüglich die ſchlechten Subjekte; zum Beiſpiel in den beiden Edmund war er zum todtlachen, in der Rolle des halbbetrunkenen Soldaten . . . und dabei dieſe herrliche Stimme . . . er hat hier Jocunde geſungen, mein Herr, wie man ſie in Paris nicht ſingen würde."

Nachdem Rodin den Verwalter gefällig angehört hatte, ſagte er zu ihm:

„Sie wiſſen ohne Zweifel, daß nach einem ſchrecklichen Duelle mit einem raſenden Bonapartiſten, Namens General Simon, der Oberſt Marquis von Aigrigny (deſſen geheimer Secretär ich gegenwärtig zu ſeyn die Ehre habe), die Welt verlaſſen hat, um der Kirche anzugehören . . .“

„Ah, mein Herr . . . iſt's möglich . . . dieſer ſchöne Oberſt . . .“

„Dieſer ſchöne, tapfere, edle, reiche, geſuchte, gefeierte Oberſt, hat ſo große Vortheile hingegeben, um ein ärmliches ſchwarzes Kleid anzuziehen, und ungeachtet ſeines Namens, ſeiner Stellung, ſeiner Verbindungen, ſeines Rufes eines großen Predigers, iſt er jetzt noch, was er vor vierzehn Jahren war . . . ein einfacher Abbé . . . anſtatt Erzbiſchof oder Cardinal zu ſeyn, wie ſo viele andere, die weder ſeine Verdienſte, noch ſeine Tugenden beſaſſen . . .“

Herr Rodin drückte ſich mit ſo viel Gutmüthigkeit, mit ſo viel Ueberzeugung aus; die Thatſachen, welche er anführte, ſchienen ſo unbeſtreitbar, daß Herr Dupont nicht umhin konnte, auszurufen:

„Aber, mein Herr, das iſt hoffärtig . . .“

„Hoffärtig? . . . mein Gott, nein —“ erwiederte Herr Rodin mit einem unnachahmlichen Ausdrucke von Treuherzigkeit, — „das iſt ganz einfach . . . wenn man ein Herz hat wie Herr von Aigrigny . . . Zu ſeinen guten Eigenſchaften gehört auch vorzüglich jene, die braven Leute nie zu vergeſſen, Leute von Rechtſchaffenheit, von Ehre, von Gewiſſen . . . dieß will ſagen, mein guter Herr Dupont, daß er ſich Ihrer erinnert hat.“

„Wie, der Herr Marquis hat ſich gewürdiget . . .“

„Vor drei Tagen erhielt ich einen Brief von ihm, worin er von Ihnen ſprach.“

„Er iſt alſo in Paris?“

„Er kann in jedem Augenblicke daſelbſt eintreffen; ſeit ungefähr drei Monaten iſt er nach Italien gereiſet . . . er hat während dieſer Reiſe eine ſehr traurige Nachricht erhalten . . . vom Tode ſeiner Frau Mutter, welche den Herbſt auf einen der Landgüter der Frau Prinzeſſin von Saint-Dizier verlebte.“

„Ah mein Gott . . . ich wußte nicht . . .“

„Ja, dieß war ein grauſamer Schlag für ihn; allein man muß ſich in den Willen der Vorſehung zu ergeben wiſſen.“

„Und in welcher Beziehung erwies mir der Herr Marquis die Ehre, mit Ihnen von mir zu ſprechen?“

„Ich werde es Ihnen ſagen . . . zuvörderſt müſſen Sie wiſſen, daß dieſes Schloß verkauft iſt . . . Der Vertrag wurde am Vorabende meiner Abreiſe von Paris unterzeichnet . . .“

„Ah, mein Herr, Sie erneuern alle meine Beſorgniſſe . . .“

„Wie ſo?“

„Ich fürchte, daß die neuen Beſitzer mich nicht als Verwalter behalten.“

„Sehen Sie, welch' ein glücklicher Zufall! Gerade wegen dieſes Platzes will ich mit Ihnen ſprechen.“

„Wär's möglich?“

„Gewiß, da ich die Theilnahme des Herrn Marquis für Sie kenne, ſo wünſchte ich ſehr, in der That ſehr, daß Sie dieſen Platz behalten könnten . . . ich würde mein Möglichſtes thun, Ihnen dazu behülflich zu ſeyn, wenn . . .“

„Ah, mein Herr,“ rief Dupont aus, Rodin unterbrechend, — „welche Dankbarkeit! der Himmel ſendet Sie.“

„Nun ſchmeicheln Sie mir, mein lieber Herr; vor Allem muß ich Ihnen geſtehen, daß ich gezwungen bin, meinen Beiſtand an eine Bedingung zu knüpfen.“

„Oh! das thut nichts, mein Herr; ſprechen Sie . . . ſprechen Sie . . .“

„Die Perſon, welche dieſes Schloß bewohnen wird, iſt eine alte, in jeder Beziehung verehrungswürdige Dame; Frau von Sainte-Colombe iſt der Name dieſer achtungswerthen . . .“

„Wie, —“ rief der Verwalter aus, Rodin unterbrechend, — „mein Herr . . . iſt Frau von Sainte-Colombe jene Dame, die dieſes Schloß gekauft hat . . .“

„Sie kennen ſie alſo?“

„Ja, mein Herr, ſie hat das Landgut vor acht Tagen beſehen . . . Meine Frau behauptet, daß ſie eine vornehme Dame iſt ... aber unter uns ... wegen gewiſſer Worte, die ich ſie habe ſprechen hören ..."

„Sie ſind ſehr ſcharfſichtig, mein guter Herr Dupont ... Frau von Sainte-Colombe iſt keine vornehme Dame, ſo im eigentlichen Sinne, ... ich glaube, daß ſie ganz einfach Putzmacherin unter den Holzgallerien des Palais-Royal geweſen iſt. Sie ſehen, daß ich offenherzig mit Ihnen ſpreche."

„Und ſie rühmte ſich, daß damals franzöſiſche vornehme Herren und Fremde ihr Haus häufig beſucht haben."

„Das iſt ſehr erklärbar; ſie kamen ohne Zweifel, um bei ihr Hüte für ihre Frauen zu beſtellen; ſo viel iſt gewiß, daß ſie nach Anhäufung eines großen Vermögens ... und nachdem Frau von Sainte-Colombe in ihrer Jugend und in ihrem reifen Alter, .. gleichgültig ... ach, mehr als gleichgültig hinſichtlich ihres Seelenheiles geweſen war, nun auf einem vortrefflichen und verdienſtvollen Wege wandelt ... Dieß macht ſie, wie ich Ihnen ſchon ſagte, in jeder Beziehung verehrungswürdig; denn nichts iſt achtungswerther, als eine aufrichtige und dauerhafte Reue ... Aber damit ihr Heil auf eine wirkſame Weiſe zu Stande komme, bedürfen wir Ihrer, mein lieber Herr Dupont."

„Meiner, mein Herr? ... und was kann ich dabei thun? ..."

„Sie können viel thun; hören Sie, wie; es iſt keine Kirche in dieſem Dörfchen, welches von zwei Pfarreien gleich weit entfernt liegt. Frau von Sainte-Colombe, die unter ihren zwei Seelſorgern eine Wahl treffen will, wird ſich nothwendigerweiſe bei Ihnen und Madame Dupont erkundigen, wer ſeit langer Zeit in der Gegend wohnt."

„Oh, der Aufſchluß wird bald gegeben ſeyn . . . der Pfarrer von Danicourt iſt von Beiden der Beſſere."

„Gerade dieß darf der Frau von Sainte-Colombe nicht geſagt werden."

„Wie?"

„Im Gegentheile müßte man ihr ſehr und unaufhörlich den Herrn Pfarrer von Roiville, von der andern Pfarrei, anrühmen, um dieſe liebe Dame zu beſtimmen, ihm ihr Seelenheil anzuvertrauen . . ."

„Warum dieſem eher, als dem andern, mein Herr?"

„Warum? Ich will es Ihnen ſagen; wenn Sie und Madame Dupont die Frau von Sainte-Colombe zu der Wahl bewegen, die ich wünſche, ſo dürfen Sie verſichert ſeyn, hier als Verwalter zu bleiben . . . Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, und . . . was ich verſpreche, das halte ich."

„Ich zweifle nicht, mein Herr, daß Sie dieſe Macht haben," — erwiederte Dupont, vom Tone und der Glaubwürdigkeit von Rodin's Worten überzeugt, — „aber ich wünſchte zu wiſſen . . ."

„Ein Wort noch," — unterbrach ihn Rodin, — „ich muß, ich will offen gegen Sie ſeyn, und Ihnen ſagen, warum ich auf den Vorzug dringe, um deſſen Unterſtützung ich Sie bitte. Ich wäre untröſtlich, wenn Sie hierin auch nur den Schatten einer Intrigue ſähen. Es handelt ſich einfach von einem guten Werke. Der Pfarrer von Neiville, für den ich Ihre Mitwirkung nachſuche, iſt ein Mann, dem der Herr Abbé von Aigrigny ſeine beſondere Theilnahme ſchenkt. Obwohl ſehr arm, unterhält er ſeine alte Mutter. Wäre er mit dem Seelenheile der Frau von Sainte-Colombe betraut, ſo würde er ſich damit wirkſamer beſchäftigen, als jeder Andere; denn er iſt voll Salbung und Geduld, und dann iſt es klar, daß er von jener würdigen Dame einige kleine Geſchenke bekäme, die ſeiner alten Mutter zu Guten kämen . . .

„Dieß iſt das Geheimniß dieſes großen Planes. Sobald ich wußte, daß jene Dame geneigt ſei, dieſes Landgut zu kaufen, in der Nachbarſchaft der Pfarrei unſers Schützlings, ſchrieb ich es dem Herrn Marquis; er hat ſich Ihrer erinnert, und mir geſchrieben, Sie zu bitten, ihm dieſe kleine Gefälligkeit zu erweiſen, welche, wie Sie ſehen, nicht unfruchtbar ſeyn wird. Denn ich wiederhole es Ihnen, und werde es Ihnen beweiſen, daß ich die Macht habe, Ihre Beibehaltung als Verwalter durchzuſetzen.“

„Mein Herr,“ erwiederte Dupont nach kurzer Ueberlegung, — „Sie ſind ſo freimüthig, ſo verbindlich, daß ich Ihrer Offenherzigkeit nachahmen will. So ſehr der Pfarrer von Danicourt in der Gegend geachtet und geliebt iſt, eben ſo ſehr iſt jener von Roiville, dem ich nach Ihrem Wunſche den Vorzug verſchaffen ſoll, wegen ſeiner Unduldſamkeit gefürchtet . . . Und dann . . .“

„Und dann . . .“

„Und dann endlich ſagt man . . .“

„Laſſen Sie hören . . . was ſagt man?“

„Man ſagt, daß er . . . ein Jeſuit ſei.“

Bei dieſen Worten brach Herr Rodin in ein ſo herzliches Gelächter aus, daß der Verwalter ganz verblüfft wurde; denn das Geſicht des Herrn Rodin hatte einen ſonderbaren Ausdruck, als er lachte.

„Ein Jeſuit!!!“ wiederholte Herr Rodin, ſeine Heiterkeit verdoppelnd, — „ein Jeſuit . . . Ah, mein lieber Herr Dupont, wie können Sie, ein Mann von geſundem Menſchenverſtande, von Erfahrung und Einſicht, an ſolche Albernheiten glauben? . . . Ein Jeſuit! . . . Giebt es Jeſuiten? . . . vorzüglich in unſerer Zeit . . . Können Sie an dieſe Jakobiner-Geſchichten, an dieſe Fauſthandſchuhe des alten Liberalismus glauben? Gehen Sie doch, ich wette, Sie haben dieß im . . . Conſtitutionel geleſen!“

„Dennoch, mein Herr, ſagt man . . .“

„Mein Gott . . . man ſagt ſo viele Dinge . . . Aber kluge Männer, aufgeklärte Männer, wie Sie, kümmern ſich um die „man ſagt“ nicht; ſie ſehen vor allem darauf, daß ſie ihre kleinen Geſchäfte beſorgen, ohne Jemanden zu ſchaden; ſie opfern nicht Albernheiten einen guten Platz auf, der ihnen ihren Nahrungsſtand bis an das Ende ihres Lebens ſichert; denn frei heraus, wenn es Ihnen nicht gelingt, Frau von Sainte-Colombe zu bewegen, meinem Schützlinge den Vorzug zu geben, ſo werden Sie, was ich Ihnen mit Bedauern erkläre, hier nicht als Verwalter bleiben.“

„Aber, mein Herr,“ erwiederte der arme Dupont, „es wird nicht meine Schuld ſeyn, wenn dieſe Dame, indem ſie den andern Pfarrer rühmen hört, ihn Ihrem Schützlinge vorzieht.“

„Ja; aber wenn dagegen Perſonen, die ſeit langer Zeit in der Gegend wohnen . . . alles Vertrauens würdige Perſonen — und die ſie täglich ſähe . . . zu Frau von Sainte-Colombe von meinem Schützlinge viel Gutes ſagen würden, und recht Böſes vom andern Geiſtlichen, ſo zöge ſie meinen Schützling vor, und Sie blieben Verwalter,“

„Aber, mein Herr . . . dieß iſt Verleumdung . . .“ rief Dupont aus.

„Ah! mein lieber Herr Dupont,“ — erwiederte Herr Rodin mit betrübter Miene und mit einem Tone liebreichen Vorwurfes: „wie können Sie mich für fähig halten, Ihnen einen ſo abſcheulichen Rath zu geben? . . . Ich mache nur eine einfache Vorausſetzung. Sie wünſchen Verwalter auf dieſem Landgute zu bleiben. Ich biete Ihnen das Mittel dazu an, das ſichere Mittel . . . An Ihnen iſt es, die Sache zu überlegen, und einen Entſchluß zu faſſen.“

„Aber, mein Herr . . .“

„Ein Wort noch . . . oder vielmehr noch eine Bedingung. Dieſe iſt eben ſo wichtig, als die andere . . . Man hat unglücklicherweiſe Diener des Herrn das Alter und die Geiſtesſchwäche ihrer Beichtkinder mißbrauchen ſehen, um mittelbar Vortheil daraus zu ziehen, für ſich . . . oder andere Perſonen; unſern Günſtling halte ich einer ſolchen Niederträchtigkeit unfähig . . . Um jedoch meine Verantwortlichkeit und vorzüglich . . . die Ihrige . . . ſicher zu ſtellen, weil Sie zur Annahme meines Vorgeſchlagenen mitgewirkt hätten, wünſche ich, daß Sie mir zweimal wöchentlich ſo ausführlich als möglich alles ſchreiben, was Sie im Charakter, in den Gewohnheiten, Verbindungen, ſelbſt in der Lektüre der Frau von Sainte-Colombe bemerken; denn ſehen Sie, der Einfluß eines Beichtvaters offenbart ſich in allen Beziehungen des Lebens, und ich wünſche über das Benehmen meines Schützlings, ohne daß er eine Ahnung davon habe, vollſtändig beruhiget zu ſeyn . . ., ſo daß wenn Ihnen etwas auffiele, das Ihnen tadelnswerth ſchiene, ich durch unſere halbwöchentliche, ſehr ausführliche Correſpondenz, alſogleich davon in Kenntniß geſetzt würde.“

„Aber, mein Herr, das iſt Spionerie . . .“ — rief der unglückliche Verwalter aus.

„Ah, mein lieber Herr Dupont . . . können Sie ſo eine der ſüßeſten und heiligſten Neigungen des Menſchen . . . das Vertrauen . . . brandmarken . . . denn ich verlange nichts Anderes von Ihnen . . . als mir im Vertrauen Alles, was hier vorgehen wird, mit den mindeſten Einzelnheiten zu ſchreiben . . . Unter dieſen beiden, von einander unzertrennlichen Bedingungen bleiben Sie Verwalter . . . wo nicht, ſo wäre ich zu meinem Schmerze . . . und Bedauern gezwungen, Frau von Sainte-Colombe zur Wahl eines Andern zu veranlaſſen."

„Mein Herr . . . ich beſchwöre Sie," — entgegnete Dupont bewegt, — „ſeien Sie großmüthig ohne Bedingung . . . Ich und meine Frau haben zu unſerm Lebensunterhalte nichts als dieſen Platz, und wir ſind zu alt, um einen andern zu finden . . . geben Sie eine vierzigjährige Rechtſchaffenheit nicht der Furcht vor dem Elende preis, das ein ſo ſchlechter Rathgeber iſt . . ."

„Mein lieber Herr Dupont, Sie ſind ein großes Kind; denken Sie nach; . . . in acht Tagen antworten Sie mir dann . . ."

„Ah, mein Herr, haben Sie Mitleiden!!!"

Dieſe Unterredung wurde von einem gewaltigen Getöſe unterbrochen, welches bald die Echo der ſteilen Geſtade wiederhallten.

„Was iſt dieß?" fragte Herr Rodin.

Kaum hatte er geſprochen, als das nämliche Getöſe noch ſtärker ſich wiederholte.

„Die Kanone . . . —" rief Dupont aus, indem er aufſtand, — „das iſt die Kanone; ohne Zweifel ein Schiff, das Hülfe verlangt oder einen Lootſen will."

„Mein Freund,“ — ſagte die haſtig eintretende Frau des Verwalters, — „von der Terraſſe aus ſieht man im Meere ein Dampfſchiff, und ein faſt gänzlich entmaſtetes Segelſchiff; . . . die Wellen treiben ſie an die Küſte; der Dreimaſter thut Nothſchüſſe . . . er iſt verloren.“

„Ah, das iſt ſchrecklich! . . . und nichts thun können . . . nichts, als einem Schiffbruche beiwohnen!“— rief der Verwalter aus, indem er ſeinen Hut nahm, und ſich anſchickte fortzugehen.

„Giebt es denn keine Hülfe für dieſe Schiffe?“ — fragte Herr Rodin.

„Hülfe . . . wenn ſie auf dieſe im Meere verborgenen Klippen getrieben werden . . . keine menſchliche Macht wird ſie retten können; ſeit der Tag- und Nachtgleiche ſind ſchon zwei Schiffe an dieſer Küſte zu Grunde gegangen.“

„Zu Grunde gegangen . . . mit Mann und Maus? Ah! das iſt entſetzlich!“ — ſagte Herr Rodin.

„Bei dieſem Sturme bleibt den Reiſenden unglücklicherweiſe wenig Ausſicht auf Rettung; das thut nichts,“ — fuhr der Verwalter fort, an ſeine Frau ſich wendend, — „ich eile mit den Leuten der Meierei zu den ſteilen Geſtaden hinaus, und verſuche, einige von jenen Unglücklichen zu retten; laß in mehreren Zimmern ein großes Feuer machen, richte Leinwand her, Kleidungsſtücke, Herzſtärkungen . . . Ich wage keine Rettung zu hoffen . . . dennoch muß man ſie verſuchen . . . Gehen Sie mit mir, Herr Rodin?“

„Ich hielte es für meine Pflicht, wenn ich Ihnen irgendwie nützlich ſeyn könnte; aber mein Alter . . . meine Gebrechlichkeit, machen mich zur Hülfeleiſtung nicht ſehr tauglich,“ antwortete Herr Rodin, der durchaus keine Luſt fühlte, dem Sturme die Stirne zu bieten. — Ihre Frau wird ſo gütig ſeyn, mir das grüne Zimmer zu weiſen; dort werde ich die Sachen nehmen, zu deren Abholung ich gekommen bin, und dann unverzüglich nach Paris zurückreiſen; denn ich habe große Eile.“

„Es ſei, mein Herr: Katharina wird Sie begleiten, und Du laß die Sturmglocke läuten . . . —“ befahl der Verwalter ſeiner Magd, — damit alle Leute der Meierei zu mir an den Fuß der ſteilen Geſtade mit Stricken und Stangen kommen.“

„Ja, mein Freund; aber ſetze Dich keiner Gefahr aus!“

„Umarme mich, dieß wird mir Glück bringen,“ — ſagte der Verwalter.

Dann eilte er mit den Worten hinaus:

„Schnell . . . ſchnell jetzt; es bleibt vielleicht kein Brett von den Schiffen mehr!“

„Meine liebe Frau, möchten Sie die Gefälligkeit haben, mich in das grüne Zimmer zu führen?“ — ſagte Rodin, immer theilnahmslos.

„Wollen Sie mir folgen, mein Herr —“ erwiederte Katharina, ihre Thränen trocknend, — denn ſie zitterte für das Schickſal ihres Mannes, deſſen Muth ſie kannte.

Achtes Kapitel.

Der Sturm.

Das Meer iſt entſetzlich . . .

Unermeßliche, düſtergrüne, weißdurchſchäumte Wogen, ſpiegeln abwechſelnd ihre hohen und tiefen Schwingungen auf einem breiten Saume von rothem Lichte ab, der den Horizont gürtet.

Darüber thürmen ſich ſchwere Maſſen pechſchwarzer Wolken auf; leichtere, röthlich-graue, von der Gewalt des Windes gepeitſcht, jagen wie raſend an dieſem traurigen Himmel hin.

Die bleiche Winterſonne, bevor ſie inmitten der großen Wolken verſchwindet, hinter denen ſie langſam aufgeht, vergoldet, einige ſchräge Strahlen auf das tobende Meer werfend, hie und da die durchſichtigen Kämme der höchſten Wellen.

Ein ſchneeiger Schaumgürtel brudelt und wirbelt unabſehbar an den Riffen, womit dieſe wilde und gefährliche Küſte umſtachelt iſt.

Weiterhin, auf der Mitte der Anhöhe eines Vorgebirges von Felſen, ziemlich in das Meer hineinragend, erhebt ſich das Schloß Cardoville; ein Sonnenſtrahl macht ſeine Fenſter funkeln; ſeine Backſteinmauern und ſpitzigen Schieferdächer, ſteigen durch den dunſterfüllten Himmel empor.

Ein großes aufgegebenes Schiff, nur mehr mit Hülfe an gekappte Maſten befeſtigter Segelfetzen fahrend, treibt gegen die Küſte.

Bald ſchwankt es auf dem ungeheuern Rücken der Wogen, bald taucht es in die Tiefe ihrer Abgründe.

Ein Blitz leuchtet . . . gefolgt von einem dumpfen, inmitten des krachenden Sturmes kaum vernehmbaren Getöſe . . . Dieſer Kanonenſchuß iſt das letzte Nothſignal dieſes Schiffes, das zu Grunde geht, und wider Willen gegen die Küſte rennt.

In dieſem Augenblicke kam ein Dampfſchiff, mit ſchwarzem Rauche behelmt, von Oſten nach Weſten, alle Anſtrengungen aufbietend, ſich von der Küſte fern zu halten; es ließ die Felſenriffe zu ſeiner Linken.

Das entmaſtete Schiff mußte von einem Augenblicke zum andern an das Vordertheil des Dampfſchiffes gerathen, indem es auf die Felſen lief, wohin der Wind und die Meeresfluth es trieben.

Plötzlich legte ein heftiger Meerſchlag das Dampfſchiff auf die Seite um: die ungeheure, wüthende Woge, ſtürzte auf das Verdeck; in einer Secunde war der Kamin umgeworfen, die Walze zerbrochen, ein Rad der Maſchine außer Thätigkeit geſetzt . . . eine zweite Woge, der erſten folgend, packte das Schiff noch einmal nach der Quere, und vermehrte die Beſchädigung deſſelben ſo ſehr, daß es, unfähig zu ſteuern, bald gegen die Küſte lief . . . in der nämlichen Richtung, wie der Dreimaſter.

Aber dieſer, obgleich von den Riffen weiter entfernt, dem Winde und Meere eine größere Oberfläche bietend, als das Dampfſchiff, kam ihm in der Schnelligkeit ihrer gemeinſchaftlichen Bahnabweichung zuvor, und bald auch nahe genug, um einen Zuſammenſtoß der beiden Schiffe zu befürchten . . . eine neue Gefahr zu allen übrigen Schrecken eines ſchon gewiſſen Schiffbruches.

Der Dreimaſter, ein engliſches Schiff, genannt der ſchwarze Adler, kam von Alexandrien, woher er Reiſende brachte, die, aus Indien und Java durch das rothe Meer auf dem Dampfſchiffe Rupter angekommen, dieſes Schiff verlaſſen hatten, um über die Landenge von Suez zu reiſen. Der ſchwarze Adler, aus der Meerenge von Gibraltar ſegelnd, war bei den Azoriſchen Inſeln vor Anker gegangen, von woher er dann kam . . . Er ſegelte nach Portsmouth, als er vom nordweſtlichen Windſtoße überfallen wurde, der damals im Canale herrſchte.

Das Dampfſchiff, Namens Wilhelm Tell, kam aus Deutſchland von der Elbe; von Hamburg ſteuerte es nach Havre.

Dieſe beiden Schiffe, Spielbälle ungeheurer Wellen, vom Sturme gepeitſcht, von der Meeresfluth fortgeriſſen, liefen mit einer fürchterlichen Schnelligkeit auf die Klippen.

Das Verdeck eines jeden Schiffes bot einen entſetzlichen Anblick; der Tod aller Reiſenden ſchien gewiß; denn ein gräuliches Meer brach ſich an den bloßen, reinen Felſen am Fuße eines ſenkrechten ſteilen Ufers.

Der Capitain des ſchwarzen Adlers, im Hintertheile des Schiffes ſtehend, ſich an ein Trumm Maſtholz haltend, gab in dieſer ſchrecklichen äuſſerſten Noth ſeine Befehle mit muthiger Kaltblütigkeit. Die kleinen Fahrzeuge waren von den Wellen weggeſpühlt worden. Man durfte nicht daran denken, die Schaluppe flott zu machen; die einzige Rettungshoffnung in dem Falle, wenn das Schiff, auf die Felſenbank laufend, nicht gleich ganz zerſchellen würde, war, vermittelſt eines auf die Felſen gebrachten Kabeltaues, ein geht — und — kommt, eine der gefährlichſten Verbindungen zwiſchen dem Lande und den Trümmern eines Schiffes, herzuſtellen.

Das Verdeck war mit Reiſenden überfüllt, deren Geſchrei und Schrecken die allgemeine Verwirrung noch vermehrten.

Die Einen, an die Leiſten der Strickwände zu beiden Seiten der Maſten geklammert, erwarteten den Tod mit ſtarrer Fühlloſigkeit; Andere rangen verzweiflungsvoll die Hände, oder wälzten ſich auf dem Verdecke, ſchreckliche Flüche ausſtoſſend.

Hier beteten Weiber kniend; andere verhüllten ihr Geſicht mit den Händen, um das traurige Nahen des Todes nicht zu ſehen; eine junge Mutter, bleich wie ein Geſpenſt, ihr Kind feſt an ihren Buſen drückend, ging flehend von einem Matroſen zum andern, und bot dem, der die Rettung ihres Kindes übernähme, eine volle Geldbörſe und Kleinodien, welche ſie ſo eben geholt hatte.

Dieſes Geſchrei, dieſe Schrecken, dieſe Thränen, ſtachen ab gegen die düſtere und ſchweigſame Ergebung der Seeleute. Die bevorſtehende, eben ſo ſchreckliche als unvermeidliche Gefahr erkennend, legten die Einen mehrere Kleidungsſtücke ab, des Augenblickes gewärtig, durch eine letzte Anſtrengung zu verſuchen, mit der Wuth der Wogen um ihr Leben zu ſtreiten; Andere, auf jede Hoffnung verzichtend, trotzten dem Tode mit ſtoiſcher Gleichgültigkeit.

Hie und da zeichneten ſich, wenn man ſo ſagen darf, rührende oder ſchreckliche Scenen auf einem Grunde düſterer und tiefer Verzweiflung ab.

Ein junger Mann von etwa achtzehn bis zwanzig Jahren, mit ſchwarzen, glänzenden Haaren, mit kupferfarbenem Teint, vollkommen regelmäßigen und ſchönen Zügen, betrachtete dieſe Scene der Troſtloſigkeit und des Schreckens mit jener traurigen Ruhe, die denjenigen eigenthümlich iſt, welche oft großen Gefahren getrotzt haben; in einen Mantel gehüllt, mit dem Rücken an der Schiffsverkleidung lehnend, ſtützte er ſeine Füße auf eines von den Holzſtücken.

Plötzlich warf ſich die unglückliche Mutter, die, ihr Kind auf den Armen, und Gold in der Hand, ſich ſchon vergebens an einige Matroſen mit der Bitte, ihren

Sohn zu retten, gewendet hatte, den jungen Mann mit dem kupferfarbenen Teint bemerkend, zu ſeinen Füßen, und reichte ihm ihr Kind mit einem Ausbruche unausſprechlicher Verzweiflung ... Der junge Mann nahm es, ſchüttelte traurig den Kopf, der in Thränen aufgelöſeten Frau die wüthenden Wellen weiſend ... aber mit einer beredten Geberde ſchien er ihr den Verſuch zu verſprechen, es zu retten ... Dann begann die junge Mutter, in wahnſinniger Hoffnungstrunkenheit, die Hände des jungen Mannes mit dem kupferfarbenen Teint, in Thränen zu baden.

Weiter entfernt ſchien ein anderer Reiſender des ſchwarzen Adlers vom innigſten Mitleiden durchdrungen.

Man hätte ihn kaum für fünfundzwanzig Jahre alt gehalten; lange blonde Haare und Locken umfloſſen ſein engelgleiches Geſicht. Er trug einen ſchwarzen Prieſterrock und einen weißen Kragen; ſich zu den Verzweiflungsvollſten geſellend, von Einem zum Andern gehend, ſagte er ihnen fromme Worte der Hoffnung oder der Ergebung in den göttlichen Willen; hörte man ihn in einer Sprache voll Salbung, Zärtlichkeit und unausſprechlicher chriſtlicher Liebe, jene tröſten, dieſe ermuthigen, ſo hätte man glauben ſollen, er ſey den Gefahren, die er theilte, fremd, oder gleichgültig gegen ſie.

Auf dieſem lieblichen und ſchönen Antlitze las man eine kalte und heilige Unerſchrockenheit, eine religiöſe Losmachung von jedem irdiſchen Gedanken; von Zeit zu Zeit ſchlug er ſeine großen, blauen, von Dankbarkeit, Liebe und Heiterkeit ſtrahlenden Augen in die Höhe, wie um Gott zu danken, daß er ihn auf eine der furchtbarſten Proben geſtellt habe, wo der Mann voll Herz und Muth ſich für ſeine Mitmenſchen hingeben, und wenn nicht ſie alle retten, wenigſtens mit ihnen ſterben kann, ihnen den Himmel weiſend . . . Kurz, man konnte ihn für einen vom Schöpfer geſendeten Engel halten, um die Schläge eines unerbittlichen Verhängniſſes minder grauſam zu machen . . .

Wunderlicher Gegenſatz! Unweit dieſes jungen Mannes, ſchön wie ein Erzengel, erblickte man ein Weſen, welches dem Dämon des Böſen glich.

Kühn auf das Reſtſtück des Bogſprietes *) geſtiegen, wo er ſich mittelſt einiger Trümmer des Tauwerkes hielt, beherrſchte dieſer Mann die ſchreckliche Scene, die auf dem Verdecke vorging.

Eine düſtere, wilde Freude bebte ſich auf ſeiner gelben, glanzloſen Stirne, eine den von einem Weißen und einer Creolin-Meſtizin Erzeugten eigenthümliche Geſichtsfarbe; er trug nur ein Hemd und ein Unterbeinkleid von Leinwand; an ſeinem Halſe hing an einer Schnur eine Rolle von Weißblech, jener gleich, deren ſich die Soldaten bedienen, um ihren Abſchied zu verſchließen.

---

*) Ein Maſt über dem Vordertheile des Schiffes.

D. Ueb.

Je mehr die Gefahr ſtieg, je mehr der Dreimaſter bedroht wurde, auf die Riffe geſchleudert zu werden, oder mit dem Dampfſchiffe zuſammenzuſtoſſen, dem er ſich reiſſend ſchnell näherte, (ein ſchreckliches Zuſammenſtoſſen, wodurch die beiden Schiffe ſinken mußten, ſelbſt bevor ſie noch inmitten der Felſen ſcheiterten), deſto mehr offenbarte ſich die hölliſche Freude dieſes Reiſenden durch ſchauderhafte Ausbrüche. Er ſchien das Werk der Zerſtörung, welches ſeiner Vollendung entgegenging, mit wilder Ungeduld zu beſchleunigen.

Sah man ihn ſo an allen Todesängſten, an allen Schrecken, an allen Arten von Verzweiflung, die ihr gräßliches Spiel vor ihm trieben, ſich gierig weiden, ſo mußte man ihn für den Apoſtel einer jener blutdürſtigen Gottheiten halten, die in barbariſchen Ländern dem Morde und der Zerfleiſchung vorſtehen.

Bald kam der ſchwarze Adler, vom Winde und den ungeheuern Wogen getrieben, dem Wilhelm Tell ſo nahe, daß man, vom Schiffe aus, die auf dem Verdecke des gleichfalls faſt aufgegebenen Dampfſchiffes verſammelten Reiſenden unterſcheiden konnte.

Dieſer Reiſenden war nur eine geringe Zahl.

Der Meerſchlag, welcher die Walze fortgeriſſen, und eines der Räder der Maſchine zerbrochen, hatte auch beinahe das ganze Dahlbord*) der nämlichen Seite zertrümmert: die in jedem Augenblicke durch dieſe weite Breſche eindringenden Wellen fegten das Verdeck mit unwiderſtehlicher Gewalt, und ſchwemmten jederzeit einige Opfer fort.

---

*) Die Lehne des Verdeckes. D. Ueb.

Unter den Reiſenden, die dieſer Gefahr nur entgangen zu ſeyn ſchienen, um an den Felſen zerſchellt, oder unter dem Anpralle der beiden Schiffe zermalmt zu werden, deren Zuſammenſtoß immer näher drohte, war beſonders eine Gruppe der zärtlichſten und ſchmerzlichſten Theilnahme würdig.

In den Hintertheil des Schiffes geflüchtet, hatte ein großer Greis mit kahler Stirne und grauem Knebelbarte, das Ende eines Seiles um ſeinen Leib geſchlungen, und alſo die Schiffswand entlang feſt angebunden, ſchloß und drückte er mit ſeinen Armen kräftig zwei junge Mädchen an ſeine Bruſt, fünfzehn bis ſechzehn Jahre alt, halb eingehüllt in einen Pelzrock von Rennthierfell . . . ein großer fahler Hund, von Waſſer triefend und wüthend gegen die Wogen bellend, lag zu ihren Füßen.

Dieſe, vom Arme des Greiſes umſchlungenen jungen Mädchen, umfaßten ſich auch noch wechſelſeitig; aber weit entfernt, ſchreckenvoll um ſich zu ſtarren, blickten ihre Augen zum Himmel, wie wenn ſie, voll Vertrauen und treuherziger Hoffnung, ihre Rettung von der Vermittelung einer übernatürlichen Macht erwartet hätten.

Ein herzzerreiſſender Aufſchrei des Schreckens und der Verzweiflung, von allen Reiſenden der beiden Schiffe zugleich ausgeſtoßen, übertäubte plötzlich das Krachen des Sturmes.

Im Augenblicke, wo, zwiſchen zwei Wellen tief untertauchend, das Dampfſchiff ſeine Querſeite dem Vordertheile des Dreimaſters darbot, war dieſer, von einem Waſſerberge zu einer außerordentlichen Höhe emporgewogt, ſo zu ſagen über dem Wilhelm Tell aufgehängt, während der Secunde, die dem Zuſammenſtoſſe dieſer beiden Schiffe vorausging.

Es giebt Scenen erhabenen Schreckens . . . unmöglich zu ſchildern.

Doch während dieſer gedankenſchnellen unglücklichen Entſcheidungen, erhaſcht das Auge noch ſo flüchtige Bilder, daß man ſie in der Blendung des Blitzes erſchaut zu haben wähnt.

Da nun der ſchwarze Adler, von den Fluthen emporgeſchwellt, auf dem Punkte ſtand, auf den Wilhelm Tell herabzuſtürzen, ſtellte ſich der junge Mann mit dem Erzengelgeſichte und den blonden flatternden Haaren, an das Vordertheil des Dreimaſters, bereit, in das Meer zu ſpringen, um irgend ein Opfer zu retten . . .

Plötzlich erblickte er an Bord des Dampfſchiffes, welches er von der ganzen Höhe der ungeheuern Welle überſchaute, die beiden jungen Mädchen, die ihre Arme flehend zu ihm emporſtreckten . . .

Sie ſchienen ihn zu erkennen, und betrachteten ihn mit einer Art von Entzückung, von religiöſer Anbetung!

Während einer Secunde, ungeachtet des krachenden Sturmes, ungeachtet des nahenden Schiffbruches, begegneten ſich die Blicke dieſer drei Weſen . . .

Die Züge des jungen Mannes drückten dann ein plötzliches, herzinniges Erbarmen aus; denn die beiden jungen Mädchen flehten ihn mit gefalteten Händen wie einen erſehnten Erlöſer an . . .

Der Alte, durch den Fall einer Schiffsverkleidung umgeworfen, lag auf dem Verdecke.

Bald verſchwand Alles.

Eine entſetzliche Waſſermaſſe ſchleuderte ungeſtüm den ſchwarzen Adler auf den Wilhelm Tell, inmitten einer Wolke brudelnden Schaumes.

Zu der ſchrecklichen Zertrümmerung dieſer beiden Maſſen von Holz und Eiſen, die, gegeneinander geſtoſſen, alſogleich unterſanken, geſellte ſich nur ein großer Schrei . . . Ein Schrei der Todesangſt und des Todes.

Ein einziger Schrei, ausgeſtoſſen von hundert menſchlichen Weſen, die zugleich in den Abgrund der Fluthen ſtürzten . . .

Und dann ſah man nichts mehr . . .

Einige Augenblicke danach konnte man im Schlunde oder auf der Spitze der Wogen . . . die Trümmer der beiden Schiffe bemerken. Und hie und da die zuſammengeſchrumpften Arme, das ſchwarzblaue und verzweiflungsvolle Geſicht einiger Unglücklichen, welche die Riffe ſeitwärts zu erreichen ſuchten, auf die Gefahr hin, unter dem Anpralle der Wogen, die ſich dort wüthend brachen, zerſchmettert zu werden.

Neuntes Kapitel.

Die Schiffbrüchigen.

Während der Verwalter an die Meeresküſte gegangen war, um jenen Reiſenden Beiſtand zu bringen, denen es gelänge, einem unvermeidlichen Schiffbruche zu entgehen, hatte Herr Rodin, von Katharina in das grüne Zimmer geführt, daſelbſt die Gegenſtände genommen, welche er nach Paris bringen mußte.

Nach zwei, in jenem Zimmer zugebrachten Stunden, um die Rettung ſehr unbekümmert, welche die Bewohner des Schloſſes beſchäftigte, kam Rodin in das vom Verwalter bewohnte Gemach zurück, das an eine lange Gallerie ſtieß. Als er eintrat, fand er Niemand; er trug unter ſeinem Arme ein Käſtchen von Inſelholz, mit ſilbernen, alterſchwarzen Beſchlägen garnirt. Sein halbzugeknöpfter Oberrock ließ den obern Theil eines großen Portefeuille von rothem Marokin ſehen, das in ſeiner Seitentaſche ſtack.

Wäre das kalte, erdfahle Geſicht des Secretärs des

Abbé von Aigrigny, eines andern Ausdruckes der Freude, als durch ein ironiſches Lächeln, fähig geweſen, ſo hätten ſeine Züge geſtrahlt; denn in dieſem Augenblicke lächelte ihm der Zauber der angenehmſten Gedanken.

Das Käſtchen auf einen Tiſch ſtellend, dachte er ſich mit inniger Zufriedenheit:

„Alles geht gut; es war klug, jene Papiere bis zu dieſem Augenblicke hier zu laſſen; denn man muß dem teufliſchen Geiſte dieſer Adriane von Cardoville immer mißtrauen, welche zu errathen ſcheint, was ihr zu wiſſen unmöglich iſt. Glücklicherweiſe . . . naht ſich der Augenblick, wo wir ſie nicht mehr zu fürchten brauchen; ihr Schickſal wird hart ſeyn, muß es ſeyn. Dieſe unabhängigen und ſtolzen Naturen ſind ſchon unſere gebornen Feindinnen . . . ſelbſt durch die Art ihres Characters. Was iſt's denn, da ſie uns insbeſondere ſchädlich und gefährlich ſind? . .

„Was die Sainte-Colombe betrifft, ſo gehört der Verwalter uns; zwiſchen dem, was dieſer Schwachkopf ſein Gewiſſen nennt, und der Furcht, in ſeinem Alter die Hülfsquellen zu verlieren, wird er nicht ſchwanken; ich beſtehe darauf, weil er uns beſſer als ein Anderer dienen wird; ſeit zwanzig Jahren hier, wird er jener albernen und gemeinen Sainte-Colombe . . . nicht das mindeſte Mißtrauen einflößen. Einmal in den Händen unſers Günſtlings von Noiville . . . bürg' ich für ſie; die Laufbahn dieſer unſaubern und dummen Weiber iſt vorgezeichnet: in ihrer Jugend dienen ſie dem Teufel;

in ihrem reifen Alter machen ſie ihm andere dienſtbar; in ihrem höhern Alter haben ſie eine ſchreckliche Furcht vor ihm; und ſie muß ihn auch ſo ſehr fürchten, daß ſie uns das Schloß Cardoville vermacht, welches wegen ſeiner einſamen Lage, für uns ein herrliches Collegium gäbe ...

„Alles geht gut ... Hinſichtlich der Angelegenheit der Medaillen ... nahen wir uns dem 13. Februar; keine Nachrichten von Joſué ... Offenbar iſt Prinz Djalma noch immer Gefangener der Engländer, tief in Indien; ſonſt hätte ich Nachrichten aus Batavia empfangen; die Töchter des Generals Simon werden wenigſtens noch ein Monat lang Leipzig nicht verlaſſen können .... Die auswärtigen Verhältniſſe ſind im möglichſt-beſten Zuſtande. Was die inneren Verhältniſſe betrifft ...“

Herr Rodin wurde in ſeinen Betrachtungen durch den Eintritt der Madame Dupont unterbrochen, die ſich mit den Hülfsvorbereitungen eifrig beſchäftigte.

„Jetzt —“ ſagte ſie zu einer Magd, — „mach Feuer im anſtoſſenden Zimmer; trag dieſen warmen Wein hin; Herr Dupont kann in jedem Augenblicke zurückkehren.“

„Nun denn, meine liebe Madame,“ — fragte Rodin, — „hofft man, einige von jenen Unglücklichen zu retten?“

„Ach, mein Herr ... ich weiß es nicht: ſeit beinahe zwei Stunden iſt mein Mann fort ... Ich lebe in einer peinigenden Unruhe; er iſt ſo muthig, ſo unvorſichtig, namentlich wenn es ſich davon handelt, nützlich zu ſein . . .“

„Muthig . . . bis zur Unvorſichtigkeit . . . —“ dachte ſich Rodin ungeduldig . . . „Ich liebe dieß nicht . . .“

„Auch hab' ich,“ fuhr Katharina fort, „nebenan ſo eben gewärmtes Weißzeug und Herzſtärkungen in Bereitſchaft halten laſſen . . . Mein Gott, wenn es nur auf irgend eine Weiſe dienlich iſt!“

„Man muß es immerzu hoffen, meine liebe Madame. Ich hab' es ſehr bedauert, daß mein Alter, meine Gebrechlichkeit, mir nicht erlaubt haben, mich Ihrem vortrefflichen Manne anzuſchließen . . . Auch bedauere ich, den Erfolg ſeiner Anſtrengungen nicht erwarten, und ihn, wenn ſie glücklich ausfielen, darob beglückwünſchen zu können . . . denn ich bin leider gezwungen, meine Rückreiſe anzutreten . . . meine Augenblicke ſind gezählt. Ich wäre Ihnen ſehr verbunden, wenn Sie die Pferde vor mein Kabriolet ſpannen ließen.“

„Ja, mein Herr . . . ich will es gleich beſorgen.“

„Ein Wort . . . meine liebe, meine gute Madame Dupont . . . Sie ſind eine verſtändige Frau von ausgezeichneter Einſicht . . . Ich habe Ihren Mann in den Stand geſetzt, ſeine Stelle als Verwalter dieſes Gutes zu behalten, wenn er will.“

„Wär's möglich? . . . Wie ſehr ſind wir Ihnen Dank ſchuldig! Ohne dieſe Stelle . . . wüßten wir in unſerm Alter nicht, was aus uns werden ſollte.“

„Ich habe an dieſes Verſprechen nur … zwei Bedingungen geknüpft … Kleinigkeiten … Er wird Ihnen dieß erklären …“

„Ah, mein Herr, Sie ſind unſer Retter …“

„Sie ſind zu gütig … Aber unter zwei Bedingungen …“

„Wären es ihrer hundert, mein Herr, wir würden ſie eingehen. Bedenken Sie doch, mein Herr … ohne Hülfsquellen … wenn wir dieſen Platz nicht hätten … ohne Hülfsquellen …“

„Ich rechne alſo auf Sie … im Intereſſe Ihres Mannes … ſuchen Sie ihn zu beſtimmen …“

„Madame … Madame, ſo eben kommt der Herr …“ ſagte eine Magd, die in das Zimmer eilte.

„Bringt er viele Leute mit?“

„Nein, Madame … er iſt allein …“

„Allein … wie allein?“

„Ja, Madame.“

„Einige Augenblicke danach trat Herr Dupont in den Saal; ſeine Kleider troffen von Waſſer; um ſeinen Hut gegen den Seeſturm zu ſichern, hatte er ihn mittelſt ſeiner nach Art eines Kinnbandes geknüpften Halsbinde auf ſeinem Kopfe befeſtiget; ſeine Kamaſchen waren mit Kreideſchlamm bedeckt.

„Endlich, mein Freund, biſt Du da! Ich war ſo beſorgt,“ — rief ſeine Frau aus, ihn zärtlich umarmend.

„Bis jetzt … ſind drei gerettet.“

„Gott ſei gelobt . . . mein lieber Herr Dupont,“ — ſagte Rodin, — „ſo waren doch Ihre Anſtrengungen nicht vergebens . . .“

„Drei . . . nur drei, mein Gott!“ — erwiederte Katharina.

„Ich ſpreche nur von jenen, die ich geſehen habe . . . nahe bei der kleinen Goëlandsbucht. Es iſt zu hoffen, daß an anderen, zugänglicheren Stellen der Küſte, noch mehrere gerettet wurden.“

„Du haſt Recht . . . denn zum Glücke iſt die Küſte nicht überall gleich gefährlich.“

„Und wo ſind dieſe intereſſanten Schiffbrüchigen, mein lieber Herr?“ — fragte Rodin, der ſich nicht enthalten konnte, einige Augenblicke länger zu verweilen.

„Sie ſteigen das ſteile Geſtade empor . . . auf unſere Leute geſtützt. Da ſie nicht ſehr ſchnell gehen, bin ich vorausgelaufen, um meine Frau zu beruhigen, und einige nöthige Maßregeln zu treffen: vor allem müſſen ſogleich weibliche Anzüge bereit gehalten werden . . .“

„Es befindet ſich alſo eine Frau unter den geretteten Perſonen?“

„Zwei junge Mädchen . . . höchſtens fünfzehn oder ſechzehn Jahre alt . . . Kinder . . . und ſo ſchön! . .“

„Arme Kleinen! . .“ ſagte Rodin mit Herzenszerknirſchung.

„Jener, dem ſie ihr Leben verdanken, iſt bei ihnen . . . Oh! von dieſem darf man ſagen, daß er ein Held iſt! . .“

„Ein Held?“

„Ja. Stelle dir vor …“

„Sag mir dieß hernach … zieh doch wenigſtens dieſen Schlafrock an, der ſehr trocken iſt; denn Du biſt durch und durch naß … trink ein wenig von dieſem warmen Weine … da!“

„Ich will Dir keinen Korb geben: denn ich bin froſterſtarrt … Ich ſagte Dir alſo, daß der Retter jener jungen Mädchen ein Held war … der Muth, den er bewies, übertrifft alle Vorſtellung … Wir gehen mit den Leuten der Meierei von hier fort; wir ſteigen den kleinen ſenkrechten Fußpfad hinab, und kommen endlich am Fuße des ſteilen Geſtades an … bei der kleinen Gerlandsbucht, die glücklicherweiſe durch fünf oder ſechs ungeheure, ziemlich in das Meer hineinragende Felſenblöcke, ein wenig gegen die Wellen geſchützt iſt. Im Hintergrunde der Bucht … was finden wir? Die zwei jungen Mädchen, von denen ich ſpreche, ohnmächtig, die Füſſe im Waſſer, aber mit den Rücken an einen Felſen gelehnt, wie wenn man ſie, dem Meere entriſſen, dorthin gebracht hätte.“

„Liebe Kinder, … das iſt herzzerreiſſend,“ — ſagte Rodin, indem er, nach ſeiner Gewohnheit, mit der Spitze ſeines linken kleinen Fingers den Winkel ſeines rechten Auges berührte, um eine Thräne zu trocknen, die ſich dort ſelten zeigte.

„Was mich überraſchte, iſt ihre außerordentliche Aehnlichkeit,“ fuhr der Verwalter fort; „ſo daß man wahrhaftig gewöhnt ſeyn muß, ſie zu ſehen, um ſie zu unterſcheiden . . .“

„Ohne Zweifel Zwillinge,“ — äußerte Madame Dupont.

„Das Eine von dieſen armen, jungen Mädchen,“ ſagte der Verwalter, „hielt zwiſchen ſeinen gefalteten Händen eine kleine Medaille von Bronze, die an einem Kettchen vom nämlichen Metalle an ſeinem Halſe hing.“

Herrn Rodins Haltung war in der Regel ſehr gebückt. Bei dieſen letzten Worten des Verwalters richtete er ſich haſtig empor; eine leichte Röthe färbte ſeine erdfahlen Wangen . . . Bei jedem Andern wären dieſe Symptome ziemlich unbedeutend geweſen; aber bei Herrn Rodin, ſeit vielen Jahren gewohnt, alle ſeine Gemüths-Bewegungen zu beherrſchen und zu verhehlen, verriethen ſie eine große Beſtürzung; er näherte ſich dem Verwalter, und fragte ihn mit leicht veränderter Stimme, aber mit der gleichgültigſten Miene von der Welt:

„Dieß war ohne Zweifel eine fromme Reliquie . . . Haben Sie nicht geſehen, was auf dieſer Medaille ſtand? . . .“

„Nein, mein Herr . . . ich habe nicht daran gedacht . . .“

„Und dieſe beiden jungen Mädchen glichen ſich . . . ſehr . . . ſagten Sie?“

„Ja, mein Herr . . . täuſchend . . . Wahrſcheinlich ſind ſie Waiſen; denn ſie tragen Trauerkleider . . .“

„Ah! . . . ſie tragen Trauerkleider . . .“ erwiederte Herr Rodin mit einer neuen Bewegung.

„Ach! ſo jung und Waiſen!“ — ſeufzte Madame Dupont, ihre Thränen trocknend.

„Da ſie ohnmächtig waren, . . . trugen wir ſie weiter fort, an eine Stelle, wo trockener Sand lag . . . Hiemit beſchäftiget, ſahen wir den Kopf eines Mannes über einem Felſen erſcheinen; er ſuchte ihn zu erklimmen, indem er ſich mit einer Hand anklammerte; man läuft zu ihm, und zum Glücke gerade noch zur rechten Zeit; denn ſeine Kräfte waren erſchöpft; er ſank unſern Leuten in die Arme.

„Dieß iſt derſelbe, den ich einen Helden nannte; denn nicht zufrieden, die beiden jungen Mädchen mit bewunderungswürdigem Muthe gerettet zu haben, wollte er auch noch die Rettung einer dritten Perſon verſuchen, und war mitten unter die meergepeitſchten Felſen zurückgekehrt; . . . aber ſeine Kräfte ließen aus, und ohne uns Männer wäre er ganz gewiß von den Felſen weggeſchwemmt worden, an die er ſich klammerte.“

„Du haſt Recht, das iſt ein erhabener Muth . . .“

Herr Rodin, den Kopf auf die Bruſt geſenkt, ſchien der Unterredung fremd; ſeine Beſtürzung, ſein Erſtaunen, ſtiegen noch mit dem Nachſinnen; die ſo eben geretteten beiden jungen Mädchen waren fünfzehn Jahre alt; in Trauerkleidern; ſich täuſchend ähnlich; das Eine trug eine Medaille von Bronze am Halſe; kein Zweifel mehr, daß es die Töchter des Generals Simon waren.

Auf welche Weiſe befanden ſich die beiden Schweſtern unter der Zahl der Schiffbrüchigen? Wie waren ſie aus dem Gefängniſſe zu Leipzig gekommen? Warum hatte man ihn nicht davon in Kenntniß geſetzt? Waren ſie daraus entſprungen, oder hatten ſie die Freiheit erhalten? Warum blieb er hiewegen ohne Nachricht? Dieſe untergeordneten Gedanken, welche Herrn Rodin's Geiſt in Menge beſtürmten, verſchwanden vor der Thatſache:

„Die Töchter des Generals Simon waren da."

Sein mühſam geſponnenes Truggewebe war zerriſſen.

„Indem ich Dir von dem Retter dieſer beiden jungen Mädchen erzähle, —" fuhr der Verwalter fort, mit ſeiner Frau ſprechend, und ohne Herrn Rodin's Aufregung zu bemerken, — „erwarteſt Du vielleicht, nach allem dem, einen Herkules zu ſehen? Nun denn, da irrſt Du Dich . . . er iſt faſt ein Kind, ſo jung ſieht er aus, mit ſeinem ſchönen, ſanften Geſichte und ſeinen langen blonden Haaren . . . Ich hab' ihm einen Mantel gelaſſen; denn er hatte nur ſein Hemd, und ein kurzes ſchwarzes Beinkleid mit ſchwarzwollenen Strümpfen . . . was mir ſonderbar ſchien."

„Das iſt wahr; die Seeleute ſind nicht ſo gekleidet."

„Uebrigens glaub' ich, daß mein Held, obgleich er auf einem engliſchen Schiffe ſich befand, ein Franzoſe iſt; denn er ſpricht unſere Sprache, wie Du und ich . . . Die Thränen brachen mir aus den Augen, als die jungen Mädchen wieder zu ſich kamen . . . So wie ſie ihn ſahen, ſtürzten ſie ihm zu Füſſen; ſie ſchienen ihn mit religiöſer Andacht zu betrachten, und ihm zu danken, wie man zu Gott betet . . . Dann ſchauten ſie um ſich, wie wenn ſie Jemand ſuchten; ſie ſprachen einige Worte zuſammen, und brachen in Schluchzen aus, einander in die Arme ſtürzend."

„Welch' ein Unglück, mein Gott! Wie viele Opfer mag das Meer verſchlungen haben!"

„Als wir die ſteilen Ufer verließen, hatte es ſchon ſieben Leichen ausgeworfen ... Trümmer, Kiſten ... Ich habe den Küſtenzollwächtern Nachricht geben laſſen . . . ſie werden den ganzen Tag wachen, und wenn, wie ich hoffe, noch andere Schiffbrüchige ihre Rettung finden, wird man ſie hierher ſchicken . . . Aber, horch, ein Lärm wie von Stimmen . . . Ja, dieß ſind unſere Schiffbrüchigen."

Der Verwalter und ſeine Frau liefen zur Saalthüre die ſich in eine lange Gallerie öffnete, während Herr Rodin, krampfhaft an ſeinen flachen Nägeln kauend, mit grimmiger Ungeduld die Ankunft der Schiffbrüchigen erwartete; bald ſtellte ſich ſeinem Blicke ein rührendes Gemälde dar.

Aus dem Hintergrunde der ziemlich düſteren Gallerie, welche nur auf einer Seite durch einige Gewölbbogenfenſter erleuchtet war, kamen drei, von einem Bauer geführte Perſonen, langſam heran.

Dieſe Gruppe beſtand aus den beiden jungen Mädchen und dem unerſchrockenen Manne, dem ſie das Leden verdankten . . . Roſe und Blanche . . . gingen zur Rechten und Linken ihres Retters, der, nur mühſam ſchreitend, ſich leicht auf ihre Arme ſtützte.

Obwohl er ſchon fünfundzwanzig Jahre zählte, war das Geſicht dieſes Mannes doch viel jugendlicher; ſeine langen, aſchblonden, auf der Stirne geſcheitelten Haare, floſſen glatt und feucht auf den Kragen eines weiten Mantels, den man ihm umgeworfen hatte. Es würde ſchwer ſeyn, die anbetungswürdige Güte dieſes bleichen und ſanften Geſichtes zu ſchildern, ſo rein, wie Raphaels Pinſel je das idealſte hinzauberte . . . denn nur dieſer göttliche Künſtler hätte die ſchwermüthige Anmuth dieſes bezaubernden Antlitzes, die Heiterkeit ſeines himmliſchen Blickes, klar und blau wie eines Erzengels . . . oder eines zum Himmel emporgeſchwebten Märtyrers, malen können.

Ja, eines Märtyrers; denn eine Blutglorie umkränzte ſchon dieſen holdſeligen Kopf . . .

Schmerzlicher Anblick . . . über ſeinen blonden Augenbrauen, ſchien eine ſchmale, durch die Kälte lebhafter gefärbte Schramme, ſeit mehrern Monaten, ſeine ſchöne Stirne mit einem Purpurbande zu umwinden; ein noch traurigerer Anblick . . . ſeine Hände waren durch eine Kreuzigung grauſam durchbohrt, ſeine Füſſe auf die nämliche Art verſtümmelt . . . und er ſchritt ſo mühſam, weil ſeine Wunden auf den ſpitzigen Felſen ſo eben wieder aufgebrochen waren, auf denen er bei dem Rettungswerke gelaufen.

Dieſer junge Mann war Gabriel, den auswärtigen Miſſionen beigegebener Prieſter, und angenommener Sohn von Dagobert's Frau.

Gabriel war Prieſter und Märtyrer ... denn auch in unſern Tagen giebt es noch Märtyrer . . . wie zu den Zeiten, wo Roms Kaiſer die erſten Chriſten den Löwen und Tigern des Circus vorwarfen.

Denn in unſern Tagen ziehen die Kinder des Volkes, aus welchem faſt immer die heldenmüthig und uneigennützig ſich Hingebenden ergänzt werden, von einem achtungswürdigen Berufe beſeelt, was jeder Muthige und Redliche iſt, nach allen Theilen der Erde um die Verbreitung ihres Glaubens zu verſuchen, und der Folter, dem Tode, mit treuherziger Tapferkeit zu trotzen.

Wie viele von ihnen ſind als Opfer der Barbaren zu Grunde gegangen, unbekannt und unbemerkt, in mitten der Einöden zweier Welten . . . und dieſe einfachen Kämpfer des Kreuzes, die nichts haben, als ihren Glauben und ihre Unerſchrockenheit, erhalten bei ihrer Rückkehr . . . (und ſie kehren ſelten zurück), niemals einträgliche und reiche Kirchenwürden. Nie verhüllen der Purpur oder die Biſchofsmütze ihre geſchrammte Stirne, ihre verſtümmelten Glieder; gleich den meiſten Soldaten unter den Fahnen, ſterben ſie vergeſſen.*)

. . . .

---

*) „Wir werden uns immer mit Rührung an den Schluß eines vor zwei oder drei Jahren, von einem jener jun-

In ihrer treuherzigen Dankbarkeit hatten die Töchter des Generals Simon, ſobald ſie nach dem Schiffbruche zu ſich gekommen, und im Stande waren, die Felſen zu erklimmen, Niemanden die Sorge überlaſſen wollen, den wankenden Gang desjenigen zu unterſtützen, der ſie ſo eben vom gewiſſen Tode gerettet hatte.

Die ſchwarzen Kleider von Roſe und Blanche waren ganz durchnäßt; in ihrem überaus bleichen Geſichte lag der Ausdruck tiefen Schmerzens; erſt vergoſſene Thränen furchten ihre Wangen; mit düſtern, geſenkten Augen, von Aufregung und Kälte zitternd, dachten die Waiſen verzweiflungsvoll, daß ſie Dagobert nicht mehr ſehen würden, ihren Führer, ihren Freund . . ., denn Gabriel hatte ihm vergebens eine hülfreiche Hand gereicht, um ihm das Erſteigen der Felſen zu erleichtern; leider haben Beiden die Kräfte gemangelt . . . und den Soldaten riß eine zurückkehrende Welle fort.

---

gen und muthigen Miſſionare, den Sehnen unglücklicher Bauern in Beauce, geſchriebenen Briefes erinnern; er ſchrieb an ſeine Mutter, tief aus Japan, und ſchloß ſeinen Brief ſo:

„— Lebe wohl, meine liebe Mutter; man ſagt, es gebe dort viele Gefahren, wohin man mich ſchickt . . . Bitte Gott für mich, und ſag allen unſern guten Nachbarn, daß ich ſie liebe, und ſehr oft an ſie denke.““

Iſt dieſe treuherzige Empfehlung, mitten aus Aſien an arme Bauern in einem Dorfe Frankreichs, in ihrer Einfachheit nicht ſehr rührend?

E. S.“

Gabriel's Anblick war ein neuer Gegenſtand des Erſtaunens für Rodin, der bei Seite getreten, um alles zu beobachten; aber dieſes Erſtaunen ſo freudig ... er äußerte eine ſo große Freude, den Miſſionär vom unfehlbaren Tode gerettet zu ſehen, daß der peinliche Eindruck, den der Anblick der Töchter des Generals Simon auf ihn gemacht, ſich ein wenig verſüßte; (man hat nicht vergeſſen, daß nach den Anſchlägen des Herrn Rodin — Gabriel am 13. Februar in Paris ſeyn mußte.)

Der Verwalter und ſeine Frau, von dem Anblicke der Waiſen innig gerührt, näherten ſich ihnen theilnehmend.

„Mein Herr ... meine Herren ... gute Nachricht," — rief ein Junge der Meierei eintretend aus. — „Noch zwei Schiffbrüchige ſind gerettet!"

„Gott ſei gelobt! Gott ſei geſegnet! —" ſagte der Miſſionär.

„Wo ſind ſie? —" fragte der Verwalter, gegen die Thüre gehend.

„Einer von ihnen kann gehen ... er folgt mir mit Juſtin, der ihn herführt ... der Andere wurde an den Felſen verwundet; man bringt ihn auf einer aus Baumzweigen gemachten Tragbahre ..."

„Ich eile, ihm den untern Saal anweiſen zu laſſen —" erwiederte der Verwalter fortgehend, — „Du, meine Frau, nimm Dich inzwiſchen um dieſe jungen Fräulein an."

„Und wo iſt der Schiffbrüchige, welcher gehen kann? —“ fragte die Frau des Verwalters.

„Da iſt er, —“ antwortete der Bauer, auf einen Mann weiſend, der ziemlich ſchnell aus dem Hintergrunde der Gallerie herbeikam. — „So wie er erfuhr, daß die zwei jungen Fräulein gerettet und hier ſeien... hat er, obgleich alt und am Kopfe verwundet, ſo große Schritte gemacht . . . daß ich ihm mit genauer Noth vorkommen konnte . . .“

Der Bauer hatte dieſe Worte kaum ausgeſprochen, als Roſe und Blanche, gleichzeitig aufſtehend, nach der Thüre ſtürzten . . .

Sie trafen dort mit Dagobert zuſammen.

Der Soldat, unfähig, auch nur ein Wort zu ſprechen, ſank an der Schwelle auf die Knie, ſeine Arme den Töchtern des Generals Simon entgegenſtreckend... während Rabat-joie, ſie umſpringend, ihnen die Hände leckte . . .

Aber die Aufregung war für Dagobert zu heftig... nachdem er die Waiſen umarmt hatte, ſank ſein Kopf zurück, und ohne die Sorgfalt der Bauern, wäre er rücklings zu Boden gefallen. Ungeachtet der Bemerkungen der Frau des Verwalters über die Schwäche und Aufregung der beiden jungen Mädchen, wollten dieſe doch den ohnmächtigen Dagobert begleiten, den man in ein anſtoſſendes Zimmer brachte.

Bei dem Anblicke des Soldaten, zuckte das Geſicht des Herrn Robin gewaltig; denn bis jetzt hatte er den Führer der Töchter des Generals Simon todt geglaubt.

Der Miſſionär, von Müdigkeit überwältiget, hatte ſich auf einen Stuhl geſtützt, und Rodin noch nicht bemerkt.

Eine neue Perſon, ein Mann von gelbem und glanzloſen Teint, trat in das Zimmer, von einem Bauer begleitet, der ihm Gabriel wies.

Der Mann mit dem gelben Teint, dem man eine Blouſe und ein langes Bauernbeinkleid gelieben, näherte ſich dem Miſſionär, und ſagte zu ihm auf franzöſiſch, aber mit einem fremden Accente:

„Prinz Djalma wird ſo eben hierher gebracht . . . Sein erſtes Wort war Ihr Name, den er gerufen.“

„Was ſpricht dieſer Mann? . . . —“ rief Rodin mit donnernder Stimme aus . . . Denn bei dem Namen Djalma, war er mit einem Sprunge auf Gabriel geſtürzt.

„Herr Rodin!“ rief der Miſſionär, erſtaunt zurücktretend.

„Herr Rodin . . .“ rief der andere Schiffbrüchige, und von dieſem Augenblicke an wich ſein Auge nicht mehr von Joſué's Correſpondenten.

„Sie hier . . . mein Herr . . . —“ ſagte Gabriel, ſich Rodin mit furchtgemiſchter Achtung nähernd.

„Was hat Ihnen dieſer Mann geſagt? —“ wiederholte Rodin mit veränderter Stimme. —“ Hat er nicht den Namen des Prinzen Djalma ausgeſprochen?“

„Ja . . . mein Herr, der Prinz Djalma iſt einer von den Reiſenden des engliſchen Schiffes, welches von Alexandrien kam, und auf welchem wir ſcheiterten . . . Dieſes Schiff hatte bei den Azoriſchen Inſeln geankert, wo ich mich befand; da das Schiff, welches mich von Charlestowne mitgenommen, wegen großer Beſchädigungen genöthiget war, auf dieſer Inſel zu bleiben, hab' ich auf dem ſchwarzen Adler mich eingeſchifft, an deſſen Bord ich den Prinzen Djalma traf. Wir ſegelten nach Portsmouth; von da war ich geſonnen nach Frankreich zurückzukehren."

Rodin dachte nicht daran, Gabriel zu unterbrechen; dieſer neue Stoß lähmte ſeine Denkkraft. Endlich ſagte er, wie ein Mann, der eine letzte Anſtrengung verſucht, obgleich er zum voraus das Vergebliche derſelben weiß, zu Gabriel:

„Und wiſſen Sie, wer der Prinz Djalma iſt?"

„Ein junger Mann, eben ſo gut, als tapfer . . . der Sohn eines durch die Engländer ſeines Reiches entſetzten Königes . . ."

Dann, ſich gegen den andern Schiffbrüchigen wendend, fragte dieſen der Miſſionär mit Theilnahme:

„Wie geht es dem Prinzen? Sind ſeine Wunden gefährlich?"

„Es ſind ſehr heftige Quetſchungen, die jedoch nicht tödtlich ſeyn werden," antwortete der Andere.

„Gott ſei gelobt! —" erwiederte der Miſſionär, gegen Rodin gewendet, — „hier, wie Sie ſehen, iſt wieder ein Schiffbrüchiger gerettet."

„Deſto beſſer, —“ entgegnete Rodin mit gebieteriſchem und kurzen Tone.

„Ich will zu ihm gehen, —“ ſagte Gabriel unterwürfig. —

„Haben Sie mir keinen Befehl zu ertheilen? . . .“

„Wären Sie, ungeachtet Ihrer Ermüdung, im Stande, in zwei oder drei Stunden zu reiſen?“

„Wenn es ſeyn muß . . . ja.“

„Es muß ſeyn . . . . Sie werden mit mir reiſen! . . .“

Gabriel verbeugte ſich vor Rodin, der vernichtet auf einen Stuhl ſank, während der Miſſionär mit dem Bauer hinausging.

Der Mann mit dem gelben Teint war in einer Ecke des Zimmers geblieben, von Rodin unbemerkt.

Dieſer Mann war Faringhea, der Meſtize, einer von den drei Anführern der Erwürger, der den ihn verfolgenden Soldaten in den Ruinen von Tchandi entronnen war; nachdem er den Schmuggler Mahal getödtet, hatte er ihm die von Herrn Joſué Van-Daël an Rodin geſchriebenen Depeſchen, und jenen Brief geſtohlen, gegen deſſen Vorweis der Schmuggler als Reiſender am Bord des Ruyter ſollte aufgenommen werden.

Da Faringhea aus der Hütte in den Ruinen von Tchandi, ungeſehen von Djalma, entſprungen war, ſo hatte ihn Dieſer, der ihn an Bord traf nach ſeiner Flucht (die ſpäter erklärt wird), und nicht wußte, daß er zur Secte der Phanſegars gehörte, während der Ueberfahrt als Landsmann behandelt.

Rodin, mit ſtarrem, verſtörten Blicke, erdfahlem Teint, in ſtummer Wuth an ſeinen Nägeln bis auf's Blut kauend, hatte den Meſtizen nicht bemerkt, welcher, nachdem er ſich ihm ſchweigend genähert, vertraulich die Hand ihm auf die Schulter legte, und ſagte:

„Sie heißen Rodin?“

„Wer iſt's?“ — fragte dieſer zuſammenfahrend, und haſtig den Kopf erhebend.

„Sie heißen Rodin?“ — wiederholte Faringhea.

„Ja . . . was wollen Sie?“

„Sie wohnen in der Straße du Milieu des Urſins in Paris? . . .“

„Ja . . . aber noch einmal, was wollen Sie?“

„Nichts . . . jetzt . . . Bruder . . . ſpäter . . . viel . . .“

Und Faringhea, mit langſamen Schritten ſich entfernend, ließ Rodin erſchreckt ſtehen; denn dieſer Mann, der vor nichts zitterte, war von dem unheimlichen Blicke und der düſtern Phyſiognomie des Erwürgers erſchüttert worden.

Zehntes Kapitel.

Die Abreiſe nach Paris.

Das größte Schweigen herrſcht im Schloſſe Cardoville; der Sturm hat ſich nach und nach gelegt; man hört in der Ferne nur mehr das dumpfe Anſchlagen der Wellen, deren Wucht ſich auf die Küſte ſtürzt.

Dagobert und die Waiſen befanden ſich in warmen und wohnlichen Zimmern im erſten Stocke des Schloſſes.

Djalma, zu ſchwer verwundet, um in das obere Stockwerk gebracht zu werden, war im untern Saale geblieben. Im Augenblicke des Schiffbruches hatte ihm eine in Thränen aufgelöſete Mutter ihr Kind in die Arme gelegt. Vergebens wollte er dieſes unglückliche Kind einem ſichern Tode zu entreißen verſuchen; dieſe Hingebung hinderte ſeine Bewegungen, und der junge Indier wurde faſt zerſchellt auf die Felſen geworfen.

Faringhea, welcher ihn von ſeiner Zuneigung zu überzeugen wußte, iſt bei ihm geblieben, um zu wachen.

Gabriel ſprach einige tröſtende Worte zu Djalma, und ging dann wieder in ſein ihm angewieſenes Zimmer; treu dem Verſprechen, das er Rodin gegeben, nach zwei Stunden reiſefertig zu ſeyn, wollte er nicht zu Bette gehen; nach der Trocknung ſeiner Kleider entſchlummerte er in einem großen Armſtuhle mit hoher

Lehne, der vor einem Kamine ſtand, worin eine tüchtige Flamme praſſelte.

Dieſes Gemach liegt neben jenen, welche Dagobert und die beiden Schweſtern bewohnen.

Rabat-Joie, wahrſcheinlich ſehr zutraulich in einem ſo anſehnlichen Schloſſe, hat die Thüre von Roſe und Blanche verlaſſen, um vor der Gluth des Kamines, in deſſen Ecke der Miſſionär entſchlummert war, ſich hinzuſtrecken und zu wärmen.

Rabat-Joie, ſeine Schnauze auf die vorgereckten Pfoten ſtützend, genießt, nach ſo langen Kreuz- und Querzügen zu Land und zu Meer, mit Wonne ein vollkommenes Wohlbehagen. Wir vermöchten nicht zu behaupten, daß er aus Gewohnheit viel an den armen, alten Jovial denkt, will man nicht als ein Zeichen ſolcher Erinnerung ſein unwiderſtehliches Bedürfniß betrachten, alle Schimmel zu beißen, die er ſeit dem Tode ſeines ehrwürdigen Kameraden getroffen hatte, er, bis zu jener Zeit der harmloſeſte Hund den Pferden von allen Farben gegenüber.

Nach einigen Augenblicken ging eine von den Thüren auf, die in dieſes Zimmer führten, und die beiden Schweſtern traten ſchüchtern ein; vor Kurzem erwacht, ausgeruht und angekleidet, fühlten ſie noch Beſorgniß wegen Dagobert; obgleich die Frau des Verwalters, nachdem ſie jene in ihr Zimmer geführt, gleich wieder mit der Nachricht gekommen war, daß der Dorfarzt den Zuſtand und die Wunde des Soldaten gar nicht bedenklich gefunden habe, verließen ſie dennoch ihr Zimmer, in der Hoffnung, bei irgend einem Bewohner des Schloſſes ſich nach ihm erkundigen zu können.

Die hohe Lehne des alterthümlichen Armſtuhles, worin Gabriel ſchlief, verbarg ihn vollſtändig; als aber die Waiſen zu Füßen des Armſtuhles Rabat-Joie ruhig liegen ſahen, glaubten ſie, daß Dagobert darin ſchlummere: ſie näherten ſich alſo dem Stuhle auf den Zehen.

Zu ihrem großen Erſtaunen erblickten ſie den ſchlafenden Gabriel. Beſtürzt blieben ſie unbeweglich ſtehen, und wagten weder rückwärts noch vorwärts zu gehen, aus Furcht, ihn zu wecken.

Die langen, blonden Haare des Miſſionärs, nicht mehr naß, umfloſſen natürlich ſeinen Hals und ſeine Schultern; die Bläſſe ſeines Geſichtes trat aus dem dunklen Purpur des Damaſtes hervor, der die Lehne des Armſtuhles bedeckte. Gabriels ſchönes Geſicht drückte eben eine tiefe Schwermuth aus, ſei's unter dem Einfluße eines peinlichen Traumes, oder in Folge der Gewohnheit, ſchmerzliche Gefühle zu verbergen, deren Ausdruck wider ſein Wiſſen während ſeines Schlafes ſich offenbarte; ungeachtet dieſes Anſcheines herzinniger Traurigkeit, bewahrten ſeine Züge den Charakter engelgleicher Milde, unausſprechlicher Holdſeligkeit . . . denn nichts iſt rührender, als die leidende Güte.

Die beiden jungen Mädchen ſchlugen die Augen nieder, errötheten unwillkürlich, und wechſelten einen etwas unruhigen Blick, indem ſie ſich mit den Augen den entſchlummerten Miſſionär wieſen.

„Er ſchläft, meine Schweſter . . .“ — ſagte Roſe leiſe.

„Deſto beſſer . . .“ — erwiederte Blanche eben ſo, indem ſie Roſe ein Zeichen des Verſtändniſſes gab, — „wir werden ihn gut betrachten können . . .“

„Als wir mit ihm vom Meere hierher kamen, getrauten wir uns nicht . . .“

„Sieh doch . . . wie ſanft ſein Geſicht iſt! . . .

„Er ſcheint mir wohl Derjenige zu ſeyn, den wie in unſern Träumen geſehen haben.“

„Der uns ſagte, daß er uns beſchützen würde“

„Und dießmal auch . . . Er fehlte nicht dabei.“

„Aber nun ſehen wir ihn doch . . .“

„Es iſt nicht ſo, wie im Kerker zu Leipzig . . . während jener ſo finſtern Nacht . . .

„Er hat uns dießmal wieder gerettet.“

„Ohne ihn wären wir an jenem Morgen zu Grunde gegangen . . .“

„Dennoch dünkt mir, meine Schweſter, daß in unſern Träumen ſein Geſicht, wie von einem ſanften Lichte umſchimmert war.“

„Ja . . . Du weißt, es blendete uns faſt.“

„Und dann ſah er auch nicht ſo traurig aus.“

„Dieß kommt daher, ſiehſt Du, weil er damals vom Himmel kam, und jetzt auf der Erde iſt . . .“

„Meine Schweſter . . . hatte er damals dieſe lebhaft roſige Narbe um die Stirne?“

„Oh nein , . . . wir hätten ſie wohl bemerkt.“

„Und ſieh auch dieſe Narben an ſeinen Händen!“

„Aber wenn er verwundet wurde . . . ſo iſt er ja kein Erzengel?“

„Warum, meine Schweſter? Wenn er dieſe Wunden erhielt, indem er das Böſe verhindern wollte, oder wenn er Perſonen in Todesgefahr zu Hülfe kam, wie uns? . . .“

„Du haſt Recht . . . wenn er, jenen zu Hülfe eilend, die er beſchützt, keine Gefahr ließe, ſo wäre es minder ſchön . . .“

„Wie Schade iſt's, daß er die Augen nicht öffnet . . .“

„Sein Blick iſt ſo gut, ſo zärtlich!“

„Warum hat er uns unterwegs nichts von unſerer Mutter geſagt?“

„Wir waren nicht allein bei ihm . . . er wird nicht gewollt haben . . .“

„Nun ſind wir allein . . .“

„Wenn wir ihn bitten, daß er mit uns von ihr ſpreche . . .“

Und die Waiſen fragten ſich mit einem Blicke bezaubernder Treuherzigkeit; ihre holdſeligen Geſichter überhauchte ein leichtes Hochroſenroth, und ihr jungfräulicher Buſen pochte ſanft unter ihrem ſchwarzen Kleide.

„Du haſt Recht . . . bitten wir ihn.“

„Mein Gott, meine Schweſter, wie unſer Herz ſchlägt, —“ ſagte Blanche, mit Recht vermuthend, daß

Roſe alles fühlte, was ſie ſelbſt fühlte, — „und wie angenehm iſt dieſes Schlagen! Man ſollte meinen, daß uns etwas Glückliches begegne.“

Nachdem die beiden Schweſtern ſich dem Armſtuhle auf den Zehen genähert hatten, knieten ſie nieder, die Hände faltend, die Eine rechts, die Andere links vom Prieſter.

Dieß war ein liebliches Gemälde.

Ihre anbetungswürdigen Geſichter zu Gabriel erhebend, ſagten ſie ganz leiſe, ſehr leiſe, mit einer ſanften und friſchen Stimme, wie ihre Geſichter von fünfzehn Jahren:

„Gabriel!! ſprich mit uns von unſerer Mutter!“

Bei dieſem Zurufe machte der Miſſionär eine leichte Bewegung, öffnete halb die Augen, und in Folge jenes Zuſtandes unbeſtimmter Schlaftrunkenheit, der dem völligen Erwachen vorausgeht, kaum begreifend, was er ſah, genoß er eines Augenblickes der Entzückung bei der Erſcheinung der zwei anmuthigen Geſichter, die, gegen ihn gewendet, ihm leiſe zuriefen.

„Wer ruft mir? —“ ſagte er, völlig erwachend, und den Kopf erhebend.

„Wir!“

„Wir, Blanche und Roſe!“

Nun erröthete Gabriel; denn er erkannte die jungen Mädchen, welche er gerettet hatte.

„Stehen Sie auf, meine Schweſtern, —“ ſagte er zu ihnen, — „denn man kniet nur vor Gott . . .“

Die Waiſen gehorchten, und ſtanden ſchnell an ſeinen Seiten, ſich bei der Hand haltend.

„Sie wiſſen alſo meinen Namen? . . .“ fragte er ſie lächelnd.

„Oh! wir haben ihn nicht vergeſſen.“

„Wer hat Ihnen denſelben geſagt?“

„Sie . . .“

„Ich?“

„Als Sie von unſerer Mutter kamen. . . .“

„Um uns zu ſagen, daß Sie von ihr zu uns geſendet ſeien, und uns immer beſchützen würden . . .“

„Ich, meine Schweſtern . . .“ — erwiederte der Miſſionär, dem die Worte der Waiſen durchaus unbegreiflich blieben. —

[illegible] irren ſich . . . Erſt heute hab' ich Sie geſehen . . .“

„Und in unſern Träumen?“

„Ja, erinnern Sie ſich doch; in unſern Träumen.“

„In Deutſchland . . . vor drei Monaten zum erſtenmale . . . Sehen Sie uns nur recht an!“

Gabriel konnte nicht umhin, über die Treuherzigkeit von Roſe und Blanche zu lächeln, die von ihm verlangten, er ſollte ſich eines Traumes erinnern, den ſie gehabt hatten; dann, immer ſtaunender, verſetzte er:

„In Ihren Träumen!“

„Ja, gewiß . . . als Sie uns ſo gute Lehren gaben.“

„Daher, als wir ſeitdem Kummer litten . . . im

Kerker . . . haben uns Ihre Worte, deren wir uns erinnerten, getröſtet und ermuthiget."

„Sind denn nicht Sie es, der uns aus dem Kerker zu Leipzig während einer ſo finſtern Nacht . . . daß wir nicht ſehen konnten, befreit hat?"

„Ich . . ."

„Wer ſonſt wäre uns, und unſerm alten Freunde zu Hülfe gekommen? . . ."

„Wir ſagten ihm wohl, daß Sie ihn lieben würden, weil er uns liebe, ihm, der an die Engel nicht glauben wollte."

„Daher fürchteten wir uns auch heute früh, während des Sturmes, faſt gar nicht."

„Wir erwarteten Sie."

„Heute früh, ja, meine Schweſtern, hat Gott mir die Gnade bewilliget, mich Ihnen zu Hülfe zu ſenden; ich kam von Amerika an, bin aber niemals nach Leipzig gereiſet . . . Ich bin alſo nicht derjenige, welcher die Thüre Ihres Kerkers geöffnet hat. Sagen Sie mir, meine Schweſtern," fügte er gütig lächelnd bei — „für wen halten Sie mich?"

„Für einen guten Engel, den wir ſchon im Traume geſehen haben, und den unſere Mutter uns vom Himmel geſendet hat, um uns zu beſchützen."

„Meine lieben Schweſtern, ich bin nur ein armer Prieſter . . . Der Zufall fügt es, daß ich ohne Zweifel dem Engel gleiche, den Sie im Traume geſehen haben, und nur im Traume ſehen konnten . . . denn es giebt für uns keine ſichtbaren Engel.“

„Es giebt keine ſichtbaren Engel, —“ ſagten die Waiſen, einander traurig anblickend.

„Das thut nichts, meine lieben Schweſtern, —“ erwiederte Gabriel, die Hände der jungen Mädchen wohlwollend faſſend, — „die Träume... wie alle Dinge... kommen von Gott;... da die Erinnerung Ihrer Mutter mit dieſem Traume verwebt war . . . ſo ſegnen Sie ihn doppelt.“

In dieſem Augenblicke ging eine Thüre auf, und Dagobert erſchien.

Bisher hatten die Waiſen in ihrem treuherzigen Ehrgeize, von einem Erzengel beſchützt zu ſeyn, ſich nicht erinnert, daß Dagobert's Frau ein verlaſſenes Kind angenommen hatte, welches Gabriel hieß, und Prieſter und Miſſionär war.

Der Soldat, obgleich er hartnäckig auf der Behauptung beſtand, daß ſeine Wunde nur eine unſchuldige Wunde ſei, (um ſich der Ausdrücke des Generals Simon zu bedienen) war vom Dorfchirurg ſorgfältig verbunden worden; eine ſchwarze Binde verbarg zur Hälfte ſeine Stirne, und machte ſein von Natur aus mürriſches Geſicht noch griesgrämiſcher.

In den Salon tretend, war er ſehr erſtaunt, einen Unbekannten zu ſehen, der zwiſchen ſeinen Härchen vertraulich die Hände von Blanche und Roſe hielt. Dieſes Erſtaunen iſt begreiflich; Dagobert wußte nicht, daß der Miſſionär die Waiſen gerettet, und ihn ſelbſt zu retten verſucht hatte.

Am Morgen, während des Sturmes, inmitten der Wogen wirbelnd, vergebens bemüht, ſich an einen Felſen zu klammern, hatte der Soldat nur flüchtig Gabriel in dem Augenblicke geſehen, wo dieſer, nachdem er die beiden Schweſtern einem ſichern Tode entriſſen, umſonſt verſuchte, ihm zu Hülfe zu kommen. Als nach dem Schiffbruche Dagobert die Waiſen im untern Saale des Schloſſes wiedergefunden, war er, wie ſchon geſagt, in eine völlige Ohnmacht gefallen, veranlaßt durch die Anſtrengung, durch die Aufregung, und in Folge der Wunde; auch in dieſem Augenblicke hatte er den Miſſionär nicht bemerken können.

Der Veteran begann ſeine buſchigen grauen Augenbrauen unter ſeiner ſchwarzen Binde zu runzeln, einen Unbekannten mit Roſe und Blanche ſo vertraulich erblickend, als dieſe auf ihn zuliefen, ſich in ſeine Arme ſtürzten, und ihn mit kindlichen Liebkoſungen überhäuften; ſein Mißbehagen wich bald dieſen Beweiſen von Zuneigung, obwohl er von Zeit zu Zeit einen ziemlich mürriſchen Seitenblick auf den Miſſionär warf, der aufgeſtanden war, und deſſen Geſicht er nicht vollſtändig unterſcheiden konnte.

„Und Deine Wunde? —“ fragte ihn Roſe theilnehmend, — „man hat uns geſagt, daß ſie glücklicherweiſe nicht gefährlich ſey.“

„Schmerzt ſie dich noch?“ — fügte Blanche bei.

„Nein, meine Kinder . . . der Feldſcheerer des Dorfes hat mit dieſer Binde mich umwickeln wollen; hätte ich die Schramme eines Säbelhiebes auf dem Kopfe, ſo könnte man ſie nicht ſorgfältiger verbinden; man wird mich für einen alten Weichling halten; es iſt nur eine unſchuldige Wunde, und ich habe wohl Luſt . . .“

Der Soldat griff mit den Händen nach ſeiner Binde.

„Willſt Du ſie laſſen! —“ ſagte Roſe, Dagobert's Arm zurückhaltend. — „Biſt Du ſo wenig vernünftig . . . in Deinem Alter!“

„Gut, gut, ſchmähe nicht auf mich, ich will thun, was Du willſt . . . ich will dieſe Binde behalten.“

Dann zog er die Waiſen in eine Ecke des Salons, und ſagte zu ihnen mit leiſer Stimme, auf den jungen Prieſter mit einem Augenwinke deutend:

„Wer iſt dieſer Herr . . . der Eure Hände faßte . . . als ich eintrat . . . er ſieht mir aus, wie ein Pfarrer . . . Sehen Sie, meine Kinder . . . man muß auf der Hut ſeyn . . . weil . . .“

„Er!! —“ riefen Roſe und Blanche aus, ſich gegen Gabriel wendend, — „aber bedenk doch, daß wir, ohne ihn . . . Dich jetzt nicht umarmen könnten . . .“

„Wie?“ verſetzte der Soldat, haſtig in ſeiner ganzen Größe ſich aufrichtend, und den Miſſionär betrachtend.

„Dieß iſt unſer Schutzengel . . . —“ äuſſerte Blanche.

„Ohne ihn, —“ ſagte Roſe, — „wären wir heute früh im Schiffbruche zu Grunde gegangen.“

„Er . . . — Er iſt's . . . der . . .“

Mehr konnte Dagobert nicht ſprechen.

Mit gehobenem Herzen und thränenfeuchten Augen lief er auf den Miſſionär zu, und rief mit einem Tone unausſprechlicher Dankbarkeit aus, ihm beide Hände reichend:

„Mein Herr, ich verdanke Ihnen das Leben dieſer beiden Kinder . . . Ich weiß, wozu mich dieß verpflichtet . . . mehr ſage ich Ihnen nicht . . . weil dieß alles ſagt . . .“

Doch von einer plötzlichen Erinnerung ergriffen, fügte er bei:

„Warten Sie doch . . . Haben nicht Sie mir, als ich an einem Felſen mich zu klammern ſuchte. . . . um von den Wellen nicht weggeriſſen zu werden . . . die Hand gereicht; . . . ja . . . Ihre blonden Haare . . . Ihr junges Geſicht . . . ja gewiß . . . Sie ſind's . . . jetzt . . . erkenne ich Sie . . .“

„Unglücklicherweiſe . . . mein Herr . . . haben mir die Kräfte gefehlt . . . und mir blieb der Schmerz, Sie in das Meer zurückfallen zu ſehen.

„Ich kann Ihnen, um Ihnen meinen Dank auszudrücken, nichts mehr ſagen . . . als was ich Ihnen ſo eben geſagt habe, —“ erwiederte Dagobert mit rührender Einfachheit. — „Indem Sie mir dieſe Kinder erhielten, haben Sie ſchon mehr für mich gethan, als hätten Sie mir das Leben erhalten . . . Aber welcher Muth! . . . welches Herz! . . . —“ ſagte der

Soldat mit Bewunderung. — „Und ſo jung! … Das Ausſehen eines Mädchens! …“

„Wie! —“ rief Blanche freudig aus, — „unſer Gabriel iſt auch zu Dir gekommen?“

„Gabriel! —“ ſagte Dagobert, Blanche unterbrechend, und zum Prieſter gewendet: — „Sie heißen Gabriel?“

„Ja, mein Herr?“

„Gabriel!“ wiederholte der Soldat immer betroffener.

„Und Sie ſind Prieſter? —“ fügte er bei.

„Prieſter der auswärtigen Miſſionen.“

„Und … wer hat Sie erzogen?“ fragte der Soldat mit ſteigender Beſtürzung.

„Eine ausgezeichnete und hochherzige Frau, die ich wie die beſte Mutter verehre … denn ſie hat Mitleiden … mit mir verlaſſenem Kinde gehabt, und mich wie ihren Sohn gehalten …“

„Françoiſe … Baudoin … nicht wahr? —“ ſagte der Soldat tief bewegt.

„Ja … mein Herr, —“ erwiederte Gabriel, nun auch ſehr erſtaunt. — „Aber wie wiſſen Sie …?“

„Die Frau eines Soldaten? —“ ſagte Dagobert.

„Ja, eines tapfern Soldaten … der, durch die bewundernswürdigſte Hingebung … zur Zeit ſein Leben in der Verbannung zubringt … ferne von ſeiner Frau … ferne von ſeinem Sohne … von meinem guten Bruder … denn ich bin ſtolz darauf, ihm dieſen Namen zu geben …“

„Meinen . . . Agricola . . . meine Frau . . . Wann . . . haben Sie ſie verlaſſen . . .“

„Sie wären . . . Agricola's Vater . . . Oh! ich kannte noch nicht die ganze Dankbarkeit, die ich Gott ſchuldete!“ verſetzte Gabriel, die Hände faltend.

„Und meine Frau . . . und mein Sohn!“ — fuhr Dagobert mit bebender Stimme fort, — „wie geht es denſelben? Haben Sie Nachrichten von ihnen?“

„Jene, die ich vor drei Monaten erhielt, waren vortrefflich . . .“

„Nein, das iſt zu viel Freude —“ rief Dagobert aus —“ das iſt zu viel . . .“

Und der Veteran konnte nicht fortfahren: die plötzliche Ergriffenheit erſtickte ſeine Worte; er ſank auf einen Stuhl zurück.

Roſe und Blanche erinnerten ſich nun an den Brief ihres Vaters in Betreff des gefundenen Kindes, Namens Gabriel, angenommen von Dagobert's Frau; ſie überließen ſich den treuherzigen Ausbrüchen ihrer Freude.

„Unſer Gabriel iſt der Deinige . . . iſt der Nämliche . . . welches Glück —“ rief Roſe aus.

„Ja, meine lieben Kleinen, er gehört Euch, wie mir; jedes von uns hat daran Theil . . . —“ Dann zu Gabriel gewendet, fügte der Soldat mit Innigkeit bei: — „Deine Hand . . . abermals Deine Hand, mein unerſchrockenes Kind . . . meiner Treu deſto ſchlimmer, ich ſage zu Dir: Du . . . weil mein Agricola Dein Bruder iſt . . .

„Ah! . . . mein Herr . . . welche Güte! . . .“

„So recht . . . Du willſt mir danken . . . nach allem, was wir Dir ſchuldig ſind.“

„Iſt meine Wahlmutter von Ihrer Ankunft unterrichtet? —“ fragte Gabriel, um den Lobſprüchen des Soldaten zu entgehen.

„Ich habe ihr vor fünf Monaten geſchrieben, doch daß ich allein kommen würde . . . und weil . . . ich werde Dir dieß ſpäter ſagen. — Wohnt ſie noch immer in der Straße Briſe-Miche? dort iſt mein Agricola geboren.“

„Sie wohnt noch immer dort.“

„In dieſem Falle wird ſie meinen Brief empfangen haben; ich wollte ihr aus dem Gefängniſſe in Leipzig ſchreiben; es war jedoch unmöglich.“

„Aus dem Gefängniſſe . . . Sie kommen aus dem Gefängniſſe?“

„Ja, ich komme aus Deutſchland, auf der Elbe und über Hamburg, und ich wäre noch in Leipzig, ohne ein Ereigniß, das mich an den Teufel glauben machen könnte . . . aber an einen guten Teufel . . .“

„Was wollen Sie damit ſagen? Erklären Sie ſich . . .“

„Dieß fiele mir ſchwer, und ich könnte es mir ſelbſt nicht erklären . . . Dieſe kleinen Mädchen —“ und er wies lächelnd auf Roſe und Blanche, — „hielten ſich für beſſer unterrichtet als mich; ſie wiederholten mir immer: „„Der Erzengel iſt's, der uns zu Hülſe gekommen iſt . . . Dagobert; der Erzengel iſt's, ſiehſt Du, Du, der Du immer ſagteſt, daß Dir Rabat-Joie zu unſerer Vertheidigung eben ſo lieb ſei . . ."

„Gabriel . . . ich erwarte Sie . . ." — ſagte eine kurze Stimme, welche den Miſſionär durchſchauerte.

Dieſer, Dagobert und die Waiſen wendeten raſch den Kopf . . . Rabat-Joie murrte dumpf.

Herr Rodin war's, er ſtand auf der Schwelle einer Thüre, die auf einen Gang führte. Seine Züge ſchienen ruhig, untheilnehmend; er warf einen ſchnellen und durchdringenden Blick auf den Soldaten und die beiden Schweſtern.

„Wer iſt dieſer Mann da?" — fragte Dagobert, ſchon gleich anfangs ſehr wenig zu Gunſten des Herrn Rodin geſtimmt, deſſen Phyſiognomie ihm mit Recht beſonders abſtoſſend dünkte, — „was, zum Teufel, will er?"

„Ich reiſe mit ihm," — antwortete Gabriel mit einem Ausdrucke des Bedauerns, des Zwanges. Dann ſich zu Rodin wendend: „Bitte ſehr um Verzeihung; ich werde ſogleich erſcheinen."

„Wie! Du reiſeſt," — ſagte Dagobert erſtaunt, — „im Augenblicke des Wiederſehens . . . Nein, pardieu! . . . Du wirſt nicht reiſen . . . Ich habe Dir zu viel zu ſagen . . . und Dich zu fragen. Wir werden den Weg miteinander machen . . . es ſoll mir eine Feſtreiſe ſeyn."

„Das iſt unmöglich . . . Er iſt mein Vorgeſetzter . . . ich muß gehorchen."

„Dein Vorgeſetzter? . . . Er trägt bürgerliche Kleidung.“

„Er iſt nicht ſchuldig, das Ordenskleid zu tragen.“

„Ah bah! Da er nicht in Amtstracht iſt, und es in Deinem Stande keinen Polizeiſaal giebt, ſo ſchick ihn fort . . .“

„Glauben Sie mir, daß ich keine Minute lang unſchlüßig wäre, wenn es möglich ſeyn würde, zu bleiben.“

„Mit Recht fiel mir das böſe Geſicht dieſes Menſchen auf,“ — murmelte Dagobert. — Dann fügte er mit ärgerlicher Ungeduld bei:

„Willſt Du, daß ich ihm ſage,“ — nun ſprach er noch leiſer, — „daß es uns ſehr lieb wäre, wenn er ſich allein trollte?“

„Ich bitte Sie, thun Sie nichts,“ — erwiederte Gabriel, — „es wäre unnütz . . . ich kenne meine Pflichten . . . mein Wille iſt der meines Vorgeſetzten. Nach Ihrer Ankunft in Paris werde ich Sie beſuchen, Sie, ſo wie meine Wahlmutter, und meinen guten Bruder Agricola.“

„Nun denn, ſo ſey's. Ich bin Soldat geweſen, und weiß, was Subordination heißt,“ — ſagte Dagobert ſehr unwillig; — „man muß im Unglücke nicht verzagen. Alſo übermorgen früh . . . Straße Briſe-Miche, mein Sohn; denn morgen Abend werde ich in Paris ſeyn, verſichert man mir, und wir reiſen ſogleich. Sag doch, es ſcheint, daß bei euch eine harte Disciplin herrſcht?“

„Ja, ſie iſt groß, ſie iſt ſtreng,“ — antwortete Gabriel ſchauernd, und einen Seufzer unterdrückend.

„Wohlan . . . umarme mich . . . und auf baldiges Wiederſehen . . . Zudem ſind vierundzwanzig Stunden bald vorüber.“

„Leben Sie wohl . . . leben Sie wohl . . .“ — entgegnete der Miſſionär mit benetzter Stimme, die Umarmung des Veteranen erwiedernd.

„Leb wohl, Gabriel . . .“ — fügten die Waiſen bei, auch ſeufzend, und Thränen in den Augen.

„Leben Sie wohl, meine Schweſtern . . .“ — ſagte Gabriel.

Und er ging mit Rodin fort, dem nicht ein einziges Wort, kein einziger Umſtand dieſer Scene entgangen war.

Zwei Stunden ſpäter hatten Dagobert und die Waiſen das Schloß verlaſſen, um ſich nach Paris zu begeben, ohne zu wiſſen, daß Djalma in Cardoville blieb, der zu ſchwer verwundet war, um auch abreiſen zu können.

Der Meſtize Faringhea blieb bei dem jungen Prinzen, indem er, wie er ſagte, ſeinen Landsmann nicht verlaſſen wolle.

. . . .

Wir werden nun den Leſer in die Straße Briſe-Miche führen, zu Dagobert's Frau.

II.

Die Straße Briſe-Miche.

Eilftes Kapitel.

Dagobert's Frau.

Die folgenden Scenen ereignen ſich in Paris, am nächſten Tage nach der Aufnahme der Schiffbrüchigen im Schloße Cardoville.

Es giebt nichts ſo Düſteres und Trauriges, als den Anblick der Straße Briſe-Miche, von der das eine Ende in die Straße Saint-Merry mündet, das andere bei dem kleinen Kloſterplatze neben der Kirche.

Auf dieſer Seite iſt dieſe kleine Straße von nur acht Fuß Breite, zwiſchen zwei ungeheure, ſchwarze, rauchige, riſſige Mauern eingeklemmt, deren übermäßige Höhe dieſen Weg zu jeder Jahreszeit der Luft und des Lichtes beraubt; kaum kann die Sonne während der längſten Tage des Jahres einige ſpärliche Strahlen hineinwerfen; in feuchter Winterkälte verdunkelt ein eiſiger, durchdringender Nebel fortwährend dieſe Art von länglichem, kothgepflaſtertem Schachte.

Es war ungefähr acht Uhr Abends; bei dem bleichen Scheine der großen Straßenlaterne, deren röthliches Licht kaum durch den Nebel brach, ſprachen zwei Männer, die an der Ecke von einer jener ungeheuern Mauern hielten, einige Worte miteinander.

„Alſo“ — ſagte der Eine — „wohl verſtanden … Sie bleiben auf der Straße, bis Sie dieſelben in Nummer 5. haben eintreten ſehen.“

„Wohl verſtanden . . .“

„Und haben Sie ſie eintreten ſehen, dann müſſen Sie, um der Sache noch ſicherer zu ſeyn, Françoiſe Baudoin beſuchen . . .“

„Als Vorwand die Frage ſtellend, ob hier nicht die bucklige Arbeiterin wohne, die Schweſter jener Creatur, genannt die „Bacchusfeſt-Königin“ . . .“

„Sehr gut . . . Was dieſe betrifft, ſuchen Sie ihre Adreſſe von der Buckligen genau zu erhalten; denn dieß iſt ſehr wichtig; Weibsbilder von ſolchem Schlage fliegen wie die Vögel aus ihren Neſtern, und man hat ihre Fährte verloren . . .“

„Seien Sie unbekümmert . . . Ich werde bei der Buckligen mein Möglichſtes thun, um die Wohnung ihrer Schweſter zu erfahren.“

„Und um Ihnen Muth zu machen, will ich Sie in der Schenke, dem Kloſter gegen[illegible] erwarten, wo wir bei Ihrer Rückkehr ein Glas warmen Weines trinken werden.“

„Dieß ſchlag' ich nicht aus; denn es iſt heute Abend teufelmäßig kalt.“

„Sprechen Sie nicht davon; dieſen Morgen fror das Waſſer auf meinem Weihwedel, und ich war auf meinem Stuhle an der Kirchthüre ſteif wie eine Mumie. Ah! mein Lieber, das Geſchäft, Weihwaſſer zu ſpenden, iſt ſo gar luſtig nicht . . .“

„Glücklicherweiſe wirft es doch Proſitchen ab . . “

„Alſo, Glück auf . . . Vergeſſen Sie nicht Nummer 5 . . . den kleinen Gang neben der Bude des Färbers.“

„Weiß es ſchon, weiß es ſchon . . .“

Und die beiden Männer ſchieden.

Der Eine begab ſich auf den Kloſterplatz, der Andere in entgegengeſetzter Richtung an das Ende der kleinen Straße, welches in die Straße Saint-Merry mündet, und fand bald die Nummer des Hauſes, das er ſuchte, ein hohes und ſchmales Haus, und, wie alle in dieſer Straße, von traurigem und elendem Ausſehen.

Sofort fing der Mann an, vor der Thüre des Ganges der Nummer 5. auf und ab zu ſpazieren.

Schon das Aeußere dieſer Behauſungen war abſtoßend; aber von dem kläglichen, ekelhaften Innern könnte man ſich kein. Vorſtellung machen; zudem befand ſich das Hau[illegible]t der Nummer 5. ganz beſonders in einem Zu[illegible] des Verfalles und der Unreinlichkeit, gräulich anzuſchauen . . .

Das aus den Mauern ſchwitzende Waſſer rieſelte auf die düſtere und kothige Treppe; im zweiten Stockwerke hatte man auf den ſchmalen Treppenabſatz einige Armvoll Stroh geworfen, um die Füße daran trocknen zu können; denn dieſes in Miſt verwandelte Stroh vermehrte noch jenen ekelhaften, unausſprechlichen Geruch, welcher aus Mangel an Luft, aus Feuchtigkeit, und durch die faulen Ausdünſtungen der Verſenkgruben entſteht; denn einige wenige, im Treppenhauſe angebrachte Oeffnungen erhellten es kaum mit einem ſchwachen bleichen Scheine.

In dieſem Stadtviertel, einem der bevölkertſten von Paris, ſind dieſe ſchmutzigen, kalten, ungeſunden Häuſer, von der arbeitenden Klaſſe bewohnt, die darin eingepfercht lebt.

Die Wohnung, von der wir ſprechen, gehörte zu dieſer Zahl.

Ein Färber wohnte im Erdgeſchoſſe; die tödtlichen Dünſte ſeiner Werkſtätte vermehrten noch den Geſtank dieſer verfallenen Behauſung. Kleine Haushaltungen von Handwerkern, da einige Arbeiter miteinander arbeiten, bewohnten die obern Stockwerke; in einer der Abtheilungen des vierten, wohnte Françoiſe Baudoin, Dagobert's Frau.

Ein Talglicht erhellte dieſe beſcheidene Wohnung, die aus einem Zimmer und einem Cabinete beſtand; Agricola bewohnte eine kleine Dachſtube ganz oben.

Ein altes Papier von graulicher Farbe, hie und da durch die Mauerſpalten geſchlitzt, tapezirte die Wand, an welche das Bett ſich lehnte; kleine Vorhänge, an einer eiſernen Stange befeſtiget, verdeckten die Fenſter; das ungebohnte, aber geſcheuerte Fußgetäfel, bewahrte ſeine Ziegelſteinfarbe; an einem Ende dieſes Gemaches ſtand ein runder Ofen von Gußeiſen mit einem Fleiſchtopfe, wo gekocht wurde; auf der Commode von weißem, gelb angeſtrichenen, und braun geäderten Holze, ſah man das Modell eines eiſernen Hauſes, ein Meiſterſtück der Geduld und Geſchicklichkeit, deren ſämmtliche Beſtandtheile von Agricola Baudoin (Dagobert's Sohne) geformt und eingepaßt waren.

Ein Chriſtus von Gyps, an der Mauer hangend, von mehreren geweihten Buchszweigen umgeben, einige grell bemalte Heiligenbilder, zeugten von den andächtigen Gewohnheiten der Soldatenfrau; einer von jenen großen, verſchrobenen, durch das Alter faſt ſchwarz gewordenen Schränken von Nußbaumholz, ſtand zwiſchen den beiden Kreuzſtöcken; ein alter, mit grünem Utrechterſammet ausgeſchlagener Armſtuhl (das erſte, von Agricola ſeiner Mutter gemachte Geſchenk,), einige Strohſeſſel und ein Arbeitstiſch, worauf mehrere Säcke von dicker grober Leinwand lagen, machten die Einrichtung dieſes, durch eine wurmſtichige Thüre ſchlecht verſchloſſenen Zimmers aus; ein anſtoſſendes Cabinet enthielt einiges Küchen- und Haushaltungsgeräthe.

So kläglich, ſo arm vielleicht dieſes Innere erſcheint, ſo beſitzt ein ſolches doch nur eine ſehr geringe Zahl von beziehungsweiſe wohlhabenden Handwerkern; denn das Bett hatte zwei Matratzen, weiße Leintücher und eine warme Decke; im großen Schranke war Weißzeug aufbewahrt, kurz, Dagobert's Frau bewohnte allein

ein eben ſo großes Zimmer, als diejenigen ſind, worin zahlreiche Familien von rechtſchaffenen und arbeitſamen Handwerkern in der Regel gemeinſchaftlich arbeiten und ſchlafen, überglücklich, wenn ſie den Töchtern und Jungen ein abgeſondertes Bett geben können, überglücklich, wenn nicht die Decke oder eines der Leintücher im Pfandhauſe ſich befindet!

Françoiſe Baudoin, neben dem kleinen Gußeiſenofen ſitzend, der bei dieſem kalten und feuchten Wetter in dieſem ſchlecht verſchloſſenen Zimmer wenig Wärme ſpendete, beſchäftigte ſich mit dem Zubereiten des Nachteſſens für ihren Sohn Agricola.

Dagobert's Frau zählte ungefähr fünfzig Jahre; ſie trug ein Kamiſol von blauem Kattun mit kleinen weißen Blumenſträußen, und ein Unterröckchen von Barchent; auf dem Kopfe ein weißes, unter ihrem Kinne geknüpftes Häubchen.

Sie hatte ein blaſſes und mageres Geſicht, regelmäſſige Züge; ihre Phyſiognomie das Gepräge der Ergebenheit und vollkommener Güte. Man konnte in der That keine beſſere, keine beherztere Mutter finden; ohne ein anderes Einkommen, als den Ertrag ihrer Arbeit, war es ihrer Thatkraft gelungen, nicht nur ihren Sohn Agricola zu erziehen, ſondern auch Gabriel, das arme verlaſſene Kind, den ſie, zur Vermehrung ihrer Laſt, mit bewundernswürdigem Muthe angenommen hatte.

In ihrer Jugend hatte ſie, ſo zu ſagen, ihre Geſundheit einer ſpäteren Zeit vorausbezogen, für zwölf einträgliche Jahre, die Frucht übertriebener, aufreibender, durch harte Entbehrungen faſt tödtlicher Arbeit; denn damals, (und dieß war eine Zeit glänzender Bezahlung im Vergleiche mit jetzt) konnte Françoiſe bisweilen durch Nachtwachen, durch unermüdliche Anſtrengung, täglich gegen 50 Sous verdienen, welche ihr zur Erziehung ihres Sohnes und ihres Wahlkindes ausreichten . . .

Am Schluſſe der zwölf Jahre waren ihre Kräfte faſt erſchöpft, ihre Geſundheit zerrüttet; aber es hatten doch ihre zwei Kinder an nichts Mangel gelitten, und eine Erziehung erhalten, wie das Volk ſie ſeinen Söhnen geben kann: Agricola kam in die Lehre zu Herrn François Hardy, und Gabriel bereitete ſich zum Eintritte in das Seminarium vor, in Folge der ſehr eifrigen Protection des Herrn Rodin, deſſen Verbindungen, ungefähr ſeit dem Jahre 1820, mit dem Beichtvater von Françoiſe Baudoin, die immer eine wenig aufgeklärte aber übertriebene Frömmigkeit bethätiget hatte und noch bethätigte, ſehr häufig geworden waren.

Dieſe Frau war eines von jenen Weſen voll Einfachheit und anbetungswürdiger Güte, eine von den Märtyrinnen, unbewußter Hingebung, die bisweilen an Heldenthum ſtreift . . . eine von jenen heiligen, treuherzigen Seelen, bei denen der Inſtinkt des Herzens die Stelle der Intelligenz vertritt.

Der einzige Fehler, oder vielmehr die einzige Folge dieſer blinden Treuherzigkeit, war eine unbeſiegbare Hartnäckigkeit, ſobald Françoiſe dem Einfluße ihres Beichtvaters gehorchen zu müſſen glaubte, wie ſie es ſeit vielen Jahren zu thun gewohnt war: dieſer Einfluß dünkte ihr der ehrwürdigſte, der heiligſte; keine Macht, keine menſchliche Erwägung hätte ſie verhindern können, ſich ihm zu unterwerfen; im Falle der Erörterung in ſolcher Hinſicht vermochte nichts auf der Welt dieſe vortreffliche Frau zu bewegen, nachzugeben; ihr Widerſtand, ohne Zorn, ohne Ungeſtüm, war ſanft, wie ihr Character, ruhig, wie ihr Gewiſſen, aber auch, wie dieſes . . . unerſchütterlich.

Françoiſe Baudoin war, mit einem Worte, eines von jenen reinen, unwiſſenden und leichtgläubigen Weſen, die bisweilen, wider ihr Wiſſen, in gewandten und gefährlichen Händen ſchreckliche Werkzeuge werden können.

Seit ziemlich langer Zeit nöthigten ſie der ſchlechte Zuſtand ihrer Geſundheit, und insbeſondere die bedeutende Schwäche ihrer Augen, zu einer erzwungenen Ruhe; denn kaum zwei oder drei Stunden des Tages konnte ſie arbeiten; die übrige Zeit brachte ſie in der Kirche zu.

Nach einigen Augenblicken ſtand Françoiſe auf, nahm vom Tiſche mehrere Säcke von grober grauer Leinwand weg, und deckte ihn für ihren Sohn mit mütterlicher Sorgfalt. Sie holte im Schranke ein kleines ledernes Etui, worin ein alter ſilberner Becher voll Beulen, und ein leichtes ſilbernes, ſo kleines und ſo abgenütztes

Beſteck ſich befanden, daß der Löffel ſchneidend war. Sie trocknete und fegte alles auf's Beſte, und legte dieſes Silberzeug, Dagobert's Hochzeitsgeſchenk, neben den Teller ihres Sohnes.

Dieß war das koſtbarſte Habe, welches Françoiſe beſaß, eben ſo ſehr wegen des kleinen Werthes, als wegen der damit verbundenen Erinnerungen; daher hatte ſie oft bittere Thränen vergoſſen, wenn ſie in Zeiten dringender Noth, in Folge von Krankheit oder Arbeitsmangel, gezwungen war, dieſes Beſteck und dieſen Becher, für ſie Heiligthümer, in's Pfandhaus zu tragen.

Françoiſe nahm dann vom untern Boden des Schrankes eine Flaſche Waſſer, und eine drei Quart haltende Flaſche Wein, ſtellte ſie neben den Teller ihres Sohnes, und ſchaute ſich dann wieder nach dem Nachteſſen um.

Obwohl Agricola noch nicht ſehr über die Zeit ausgeblieben war, drückte doch die Phyſiognomie ſeiner Mutter eben ſo große Unruhe als Traurigkeit aus; man ſah es an ihren gerötheten Augen, daß ſie viel geweint hatte.

Die arme Frau war nach ſchmerzlicher und langer Ungewißheit zu der Ueberzeugung gekommen, daß ihre ſeit geraumer Zeit ſehr geſchwächten Augen, ihr bald nicht mehr erlauben würden, auch nur zwei oder drei Stunden täglich zu arbeiten, wie ſie es bisher zu thun pflegte.

Anfangs eine vortreffliche Weißzeugnähterin, mußte ſie mit zunehmender Schwäche ihrer Augen, mit immer gröberer Näherei ſich beſchäftigen, und ſomit mußte nothwendigerweiſe auch ihr Verdienſt verhältnißmäßig abnehmen; zuletzt war ſie auf die Anfertigung von Strohſäcken beſchränkt, die ungefähr zwölf Fuß Nähterei bedingen; man bezahlte ihr zwei Sous für jeden Sack; ſie konnte des Tages höchſtens drei ſolche Säcke fertig machen; ihre Einnahme betrug alſo ſechs Sous.

Man zittert bei dem Gedanken an die große Zahl unglücklicher Frauen, deren Kräfte Erſchöpfung, Entbehrungen, Alter, Krankheit, ſo gemindert, und die Geſundheit zerrüttet haben, daß alle Arbeit, deren ſie fähig ſind, ihnen täglich kaum dieſe höchſt geringe Summe eintragen kann . . . Ihr Gewinn nimmt alſo in dem Maße ab, als neue Bedürfniſſe durch Alter und Gebrechlichkeiten entſtehen.

Zum Glücke hatte Françoiſe an ihrem Sohne eine würdige Stütze; als ein ausgezeichneter Arbeiter, in Folge der gerechten Lohnvertheilung des Herrn Hardy, und der von ihm bewilligten Nebenvortheile, verdiente er ſich durch ſeine Arbeit täglich fünf bis ſechs Franken, das heißt: mehr als das Doppelte deſſen, was die Arbeiter in andern Anſtalten gewannen; er hätte alſo, ſelbſt im Falle der Erwerbsunfähigkeit ſeiner Mutter, mit ihr bequem leben können.

Aber die arme Frau, ſo unendlich ſparſam, daß ſie ſich faſt das Nothwendige verſagte, war, ſeitdem ſie täglich und fleißig ihre Pfarrkirche beſuchte, hinſichtlich der Sacriſtei ruinirend-verſchwenderiſch geworden.

Es verging faſt kein Tag, an dem ſie nicht eine oder zwei Meſſen leſen und Wachskerzen brennen ließ, entweder zum Beſten Dagobert's, von dem ſie getrennt war, oder zum Seelenheile ihres Sohnes, den ſie auf dem geraden Wege zum Verderben wähnte. Agricola hatte ein ſo gutes, ein ſo edelmüthiges Herz: er liebte, er verehrte ſeine Mutter ſo ſehr, und das Gefühl, welches dieſe einflößte, war überdieß ſo rührend, daß er ſich nie darüber beklagte, daß ein großer Theil ſeines Lohnes (den er an jedem Sonnabende gewiſſenhaft ſeiner Mutter einhändigte) auf dieſe Art für fromme Werke ausgegeben wurde.

Nur bisweilen hatte er Françoiſe mit eben ſo großer Ehrerbietung als Zärtlichkeit bemerkt, daß es ihm leid thäte, ſie Entbehrungen tragen zu ſehen, welche ihr Alter und ihre Geſundheit doppelt ſchmerzlich machten, und zwar, weil ſie vorzugsweiſe für ihre kleinen andächtigen Ausgaben ſorgen wolle.

Aber was ſollte er dieſer vortrefflichen Mutter antworten, als ſie ihm mit Thränen in den Augen erwiederte:

„Mein Kind, dieß geſchieht zum Seelenheile Deines Vaters, und für das Deinige . . .“

Mit Françoiſe über die Wirkſamkeit der Meſſen und den Einfluß der Wachskerzen auf das gegenwärtige oder künftige Seelenheil des alten Dagobert ſtreiten, hätte eine von jenen Fragen angeregt, deren Agricola, aus Achtung für ſeine Mutter und ihren Glauben, niemals zu erwähnen beſchloſſen; er ergab ſich alſo darein, ſie nicht in all' dem Wohlſtande leben zu ſehen, deſſen Genuß er ihr gewünſcht hätte.

„Auf ein ſchwaches, ſehr beſcheidenes Klopfen an der Thüre, antwortete Françoiſe: — „Herein!“

Man trat ein

Zwölftes Kapitel.

Die Schweſter der Bacchusfeſt-Königin.

Die ſo eben bei Dagobert's Frau eingetretene Perſon, war ein junges Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren, von kleinem Wuchſe und bedauernswerth mißgeſtaltet: ohne geradezu bucklig zu ſeyn, war ſie doch ſehr verwachſen, hatte einen krummen Rücken, eine hohle Bruſt, und der Kopf ſtack tief zwiſchen den Schultern: ihr ziemlich regelmäßiges, langes, mageres, ſehr bleiches, blatternarbiges Geſicht, drückte große Sanftmuth und große Traurigkeit aus: ihre blauen Augen waren voll Intelligenz und Güte. In Folge einer beſondern Laune der Natur, wäre die hübſcheſte Frau von der Welt auf das lange und prächtige braune Haar ſtolz geweſen, welches hinter dem Kopfe dieſes jungen Mädchens in eine gewaltige Flechte zuſammengerollt.

Sie hielt einen alten Korb in der Hand. Obwohl ſie erbärmlich gekleidet war, ſo kämpften doch die Sorgfalt und Reinlichkeit ihres Anzuges ſo ſehr als möglich mit einer übermäßigen Armuth; ungeachtet der Kälte trug ſie ein ſchlechtes dünnes Kattunkleid von einer unerkennbaren Farbe, mit weißlichen Flecken getüpfelt, ein ſo oft gewaſchener Stoff, daß ſeine urſprüngliche Farbe, wie auch das Muſter völlig verwiſcht waren.

In dem leidenden und ergebenen Geſichte dieſes unglücklichen Geſchöpfes, las man die Gewohnheit aller Arten von Elend, Schmerz und Geringſchätzung; ſeit ihrer traurigen Geburt hatte der Spott ſie immer verfolgt; ſie war, wie geſagt, bedauernswerth mißgeſtaltet, und nach einer gemeinen und ſprichwörtlichen Redensart die **Mayeur** *) genannt worden; man fand es übrigens ſo natürlich, ihr dieſen wunderlichen Namen zu geben, der ſie in jedem Augenblicke an ihre Gebrechlichkeit erinnerte, daß, von der Gewohnheit fortgeriſſen, Françoiſe und Agricola, ſonſt ſo mitleidig gegen ſie, wie Andere verachtend und ſpottend, ſie nie anders nannten.

Die **Mayeur**, — wir werden ſie von nun an ſo nennen, — war in dem Hauſe geboren, welches Dagobert's Frau ſeit zwanzig Jahren bewohnte; und dieſes junge Mädchen ſo zu ſagen mit Agricola und Gabriel aufgezogen worden.

---

*) Man erinnert ſich wohl noch der vor geraumer Zeit in Paris erſchienenen Zerrbilder, welche unter dem Namen „Monſ. Mayeur" einen buckligen kleinen Mann in allerlei Lebensverhältniſſen darſtellen.

D. Ueb.

Es giebt arme, vom Schickſale dem Unglücke geweihte Weſen; die Mayeux hatte eine ſehr hübſche Schweſter, welcher ihre gemeinſchaftliche Mutter Perrine Soliveau, Wittwe eines ruinirten Kleinhändlers, ihre blinde und unvernünftige Zärtlichkeit ausſchließlich zuwendete, während ſie ihre ungeſtaltete Tochter nur geringſchätzig und hart behandelte; dieſe kam dann zu Françoiſe, um zu weinen, von der ſie getröſtet und beruhiget, und, zur Zerſtreuung, zur Feierabendzeit im Leſen und Nähen unterrichtet wurde.

Agricola und Gabriel, durch das Vorbild ihrer Mutter an Mitleiden gewöhnt, anſtatt andern Kindern nachzuahmen, die ſehr geneigt waren, die kleine Mayeux zu verhöhnen, zu quälen, und oft ſogar zu ſchlagen, beſchützten und vertheidigten ſie.

Sie zählte fünfzehn Jahre, und ihre Schweſter Cephyſe ſiebenzehn Jahre, als ihre Mutter ſtarb, und Beide in großem Elende zurückließ.

Céphyſe war intelligent, thätig, geſchickt; aber, als Gegenſatz ihrer Schweſter, eine von jenen lebhaften, unruhigen, muntern Naturen, bei denen das Leben überſchäumt, welche Luft, Bewegung, Vergnügen bedürfen, ein gutes Mädchen übrigens, obgleich von der Mutter auf eine dumme Art verhätſchelt;

Céphyſe hörte anfangs auf die weiſen Lehren der Françoiſe, beherrſchte und fügte ſich, lernte nähen und arbeitete, wie ihre Schweſter, ein Jahr lang; aber unfähig, länger die ſchmerzlichen Entbehrungen zu tragen, wozu die ſchreckliche Geringheit ihres Arbeitslohnes ſie zwang, ungeachtet ihres unabläſſigen Arbeitens, Entbehrungen, die ſo weit gingen, daß ſie Kälte und Hunger ausſtehen mußte; Céphyſe, jung, hübſch, feurig, umgeben von Verführungen und glänzenden Anträgen — glänzend für ſie; denn ſie beſchränkten ſich auf die nöthigen Mittel, ihren Hunger zu ſtillen, keine Kälte auszuſtehen, reinlich gekleidet zu ſeyn, und nicht täglich in einem finſtern und ungeſunden Winkel fünfzehn Stunden lang zu arbeiten; Céphyſe hörte die Wünſche eines Advokatenſchreibers an, der ſie ſpäter verließ; dann verband ſie ſich mit einem Handlungs-Commis, den nun ſie, vom erlebten Beiſpiele belehrt, einem Handlungs-Reiſenden aufopferte . . . welchen ſie wegen anderer Günſtlinge entfernte.

Kurz, Céphyſe, nach einem oder zwei Jahren beſtändigen Wechſelns der Abgott einer Welt von Griſetten, Studenten und Handlungsdienern geworden, erlangte auf den Bällen der Barrièren einen ſolchen Ruf durch ihren entſchiedenen Charakter, durch ihren wahrhaft originellen Geiſt, durch ihre unermüdliche Ausdauer in allen Vergnügungen, und vorzüglich durch ihre tolle und lärmende Luſtigkeit, daß ſie einſtimmig die Bacchusfeſt-Königin genannt wurde, und ſie zeigte ſich in allen Beziehungen dieſes betäubenden Königthumes würdig.

Seit dieſer geräuſchvollen Thronbeſteigung hörte die arme Mayeur nur mehr in ſeltenen Zwiſchenräumen von ihrer älteren Schweſter reden; ſie bedauerte ſie immer, und fuhr emſig zu arbeiten fort, mit höchſter Mühe wochentlich vier Franken verdienend.

Da das junge Mädchen von Françoiſe das Weißzeugnähen gelernt hatte, machte es grobe Hemden für das Volk und die Armee: man bezahlte ihm drei Franken für das Dutzend; ſie mußte ſie ſäumen, die Krägen zurecht machen, ſie bogenförmig ausſchneiden, die Knopflöcher machen und die Knöpfe nähen, und ſo brachte die Mayeur es denn mit täglicher zwölf- bis fünfzehnſtündiger Arbeit dahin, in acht Tagen vierzehn oder ſechzehn Hemden fertig zu machen . . .

Die Arbeit ertrug ihr alſo im Durchſchnitte einen Wochenlohn von vier Franken.

Und dieſes unglückliche Mädchen befand ſich in keinem Ausnahms- oder Zufallsverhältniſſe.

Nein . . . tauſend Arbeiterinnen hatten damals, und haben auch jetzt keine größere Einnahme.

Und zwar, weil die Vergütung der Arbeit der Frauenzimmer nach einer empörenden Ungerechtigkeit, nach einer wilden Barbarei bemeſſen wird; man bezahlt ihnen zweimal weniger, als den Männern, die ſich gleichfalls mit Nähen beſchäftigen, z. B. Schneider, Weſtenmacher, Handſchuhmacher ꝛc. ꝛc. Ohne Zweifel, weil die Frauenzimmer eben ſo viel arbeiten, wie jene . . . Ohne Zweifel, weil die Frauenzimmer ſchwach und zart ſind, und auch oft der Mutterſtand ihre Bedürfniſſe verdoppelt.

Die Mayeur lebte alſo mit vier Franken wöchentlich. Sie lebte . . . das heißt: durch fleißige zwölf- und fünfzehnſtündige tägliche Arbeit erreichte ſie ſo viel, daß ſie nicht auf der Stelle vor Hunger, Kälte und Elend zu Grunde ging, ſo peinliche Entbehrungen ſie auch litt.

Entbehrungen . . . . nein.

Entbehrung drückt ſchlecht aus jene fortwährende, ſchreckliche Entblößung von allem, was unumgänglich nöthig iſt, um dem Leibe die Geſundheit zu bewahren, das Leben, welches ihm Gott gegeben hat, nämlich: — Luft und ein geſundes Obdach, eine geſunde und hinreichende Nahrung, eine warme Bekleidung . . .

Abtödtung würde den völligen Mangel aller weſentlich zum Leben gehörigen Dinge beſſer ausdrücken, welche eine billig organiſirte Geſellſchaft jedem fleißigen und ehrlichen Arbeiter ſchuldet, ja ſchlechterdings ſchuldet, weil die Civiliſation ihn ſeines ganzen Anrechtes auf Grundbeſitz beraubt hat, und er ſeine Arme als einziges Erbtheil mit auf die Welt bringt.

Der Wilde genießt die Vortheile der Civiliſation nicht; aber er hat wenigſtens zu ſeiner Nahrung die Thiere des Waldes, die Vögel in der Luft, die Fiſche in den Flüſſen, die Früchte der Erde, und zum

Obdache wie zur Wärmung die Bäume der großen Wälder.

Der Civiliſirte, vom Erbe der Gaben Gottes Ausgeſchloſſene, der das Eigenthum als heilig und unverletzlich betrachtet, kann alſo dagegen für ſeine harte tägliche Arbeit, welche das Land bereichert, einen ausreichenden Lohn verlangen, um geſund zu leben, nicht mehr, nicht weniger.

Denn heißt dieß leben, ſich unaufhörlich auf jener äußerſten Linie fortſchleppen, welche das Leben vom Grabe ſcheidet, und auf ihr mit Kälte, Hunger und Krankheit kämpfen?

Und um zu zeigen, wie weit jene Abſchätzung gehen kann, welche die Geſellſchaft tauſenden von ehrlichen und arbeitſamen Menſchen durch ihre unbarmherzige Sorgloſigkeit in Bezug auf alle Fragen aufbürdet, welche eine gerechte Vergütung der Arbeit erzielen, wollen wir nachweiſen, auf welche Art ein armes, junges Mädchen mit vier Franken wochentlich beſtehen kann.

Vielleicht wird man dann wenigſtens ſo vielen unglücklichen Geſchöpfen Dank wiſſen, daß ſie mit Ergebung jenes ſchreckliche Daſeyn erdulden, welches ihnen gerade nur ſo viel Leben vergönnt, um alle Leiden der Menſchheit zu fühlen.

Ja . . . zu ſolchem Preiſe leben . . . das heißt Tugend; ja, eine in ſolcher Art organiſirte Geſellſchaft, daß ſie ſo viel Elend duldet oder aufbürdet, verliert das Recht, die Unglucklichen zu tadeln, die ſich verkaufen, nicht aus Liederlichkeit, ſondern faſt immer, weil ſie Kälte oder Hunger leiden.

Hier folgt, wie dieſes junge Mädchen mit ſeinen vier Franken wochentlich lebte:

Drei Kilogramme Brod, zweiter Qualität,	**84** Cent.
Zwei Trachten Waſſer,	**20** Cent.
Schmalz oder Schweineſchmalz (die Butter iſt zu theuer),	**50** Cent.
Graues Salz,	**7** Cent.
Ein Scheffel Kohlen,	**40** Cent.
Ein Litre trockene Hülſenfrüchte,	**30** Cent.
Drei Litres Kartoffel,	**20** Cent.
Licht,	**33** Cent.
Faden und Nadeln,	**25** Cent.
Summe: **3** Franken,	**9** Cent.

Um die Kohlen zu ſparen, bereitete die Mayeur eine Art Suppe nur zwei-, höchſtens dreimal wochentlich in einem Pfännchen auf der Flur des vierten Stockwerkes. An den übrigen Tagen aß ſie ſie kalt.

Der Mayeur blieben alſo für Wohnung, Kleidung und Beheizung **91** Cent. wochentlich. *)

---

*) Einige von dieſen ſtatiſtiſchen Einzelnheiten, die wir einer widerſprechenden Probe unterworfen haben, und welche noch weit betrübender ſind, als wir ſie hier darſtellten, ſind einem vortrefflichen Aufſatze des Herrn Janema entlehnt, eines Arbeiters im mechaniſchen Fache, mitgetheilt in der „**Ruche Populaire**," einem von Ar-

Durch ein ſeltenes Glück befand ſie ſich in einer Ausnahmslage; um ihr äuſſerſtes Zartgefühl nicht zu verwunden, war Agricola im Einverſtändniſſe mit dem Portier, der dem jungen Mädchen, für 12 Franken jährlich, ein Cabinet unter dem Dache vermiethet hatte, worin gerade ſo viel Raum war, um ein kleines Bett, einen Stuhl und einen Tiſch unterzubringen; Agricola zahlte 18 Franken, welche den wirklichen Miethbetrag des Cabinets zu 30 Franken voll machten; es blieben

---

beitern mit eben ſo viel Tact als Aufrichtigkeit, unter der Direction des Herrn Duaucene, Buchdruckerei-arbeiters, redigirten Journal. Herr Janema fügt bei, und was er ſagt, iſt nur allzuwahr:

„— Wir haben Weiber und Kinder monatelang von Suppe ohne Butter und Schmalz leben ſehen — von Brod, in Waſſer mit einer Handvoll Salz geſotten.“ Herr Janema bemerkt dann mit Recht, daß die Arbeiterin ihre Bedürfniſſe nicht im Großen einkaufen kann, da der Herr ihr nicht immer Arbeit zu geben vermag; ſie muß alſo oft ein Pfund Brod kaufen, Salz für einen Sou, eine Kerze ꝛc. ꝛc.; ſie verliert ſohin noch dabei, da der Gewinn von den Brüchen dem im Kleinen Verkaufenden bleibt.

Wir müſſen noch hinzuſetzen, daß in allen Beziehungen der Arme faſt noch einmal ſo viel bezahlt, als der Reiche, weil jener gezwungen iſt, im Kleinen und ohne Credit zu kaufen. Daher kommt auch eine Fuhre Holz dem Armen, der ſie im Kleinen in Gebunden nimmt, auf mehr als 75 Franken zu ſtehen.

E. S.

alſo der Mareur ungefähr 1 Frank, 70 Cent. monatlich zum Unterhalt.

Was die zahlreichen Arbeiterinnen betrifft, die nicht mehr als Mareur gewinnen, ſich in keiner ſo glücklichen Lage befinden, wie ſie, weder eine Wohnung noch Eltern haben, ſo kaufen dieſelben ein Stück Brod oder irgend ein anderes Nahrungsmittel für den Tag, und theilen, gegen Bezahlung von einem oder zwei Sous für die Nacht, das Bett einer Geſellſchafterin in einem elenden eingerichteten Zimmer, worin gewöhnlich fünf oder ſechs Betten ſtehen, von denen mehrere immer von Männern, den zahlreichſten Gäſten, beſetzt ſind.

Ja, und ungeachtet des entſetzlichen Eckels eines unglücklichen, ehrlichen und reinen Mädchens vor einem ſolchen gemeinſchaftlichen Wohnen, muß es ſich doch darein fügen; ein Vermiether kann ſein Haus nicht in Zimmer für Männer, und in Zimmer für Frauensperſonen abtheilen.

Eine Arbeiterin, die ihre eigene Einrichtung, wie elend ſie auch ſeyn möge, beiſchaffen will, braucht wenigſtens dreißig oder vierzig Franken baar. Wie laſſen ſich nun 30 oder 40 Franken baar von einem Wochenlohne von vier oder fünf Franken abziehen, der, wir wiederholen es, kaum hinreicht, ſich zu kleiden, und nicht geradezu vor Hunger zu ſterben?

Nein, nein, die Unglückliche muß ſich zu dieſem abſtoſſenden Beiſammenwohnen bequemen; daher wird der Inſtinkt der Scham nach und nach mit Gewalt abgeſtumpft: dieſes Gefühl natürlicher Keuſchheit, welches ſie bisher gegen die Zudringlichkeiten der Ausſchweifung ſchützen konnte, . . . ſchwächer in ihr; ſie ſieht im Laſter nur noch ein Mittel zur Verbeſſerung ihres unerträglichen Looſes . . . ſie giebt dann nach . . . und der nächſte beſte Wucherer, der ſeinen Töchtern eine Gouvernante halten kann, ſchreit über die Verderbtheit und die Entſittlichung der Kinder des Volkes . . .

Und doch iſt die Exiſtenz dieſer Arbeiterinnen, wenn auch noch ſo mühſelig, beziehungsweiſe eine glückliche . . .

Und wenn die Arbeit einen oder zwei Tage fehlt?

Und wenn Krankheit eintritt? Krankheit, faſt immer die Folge ungenügender oder ungeſunder Nahrung, des Mangels an Luft, Pflege, Ruhe; eine Krankheit, oft ſchwächend genug, um beinahe jede Arbeit zu verhindern, und nicht gefährlich genug, um die Vergönnung eines Bettes in einem Spitale zu verdienen . . .

Was wird dann aus dieſen Unglücklichen? Wahrlich, der Gedanke ſträubt ſich, bei ſo traurigen Scenen zu verweilen.

Dieſe Unzulänglichkeit des Arbeitslohnes, die einzige, ſchauderhafte Quelle ſo vieler Leiden, oft ſo vieler Laſter . . . dieſe Unzulänglichkeit des Arbeitslohnes iſt allgemein, vorzüglich bei den Frauenzimmern; noch einmal, es handelt ſich hier nicht von individuellem Elende, ſondern von einem Elende, das ganze Claſſen erfaßt. Das Vorbild, welches wir in der Natur aufſtellen wollen, ſchildert die moraliſche und materielle Lage von Tauſenden menſchlicher Weſen, die in Paris mit vier Franken wochentlich zu leben gezwungen ſind.

. . . .

Die arme Arbeiterin, ungeachtet der Vortheile, welche ſie, ohne es zu wiſſen, Agricola's Edelmuthe verdankte, lebte alſo elend; ihre ohnehin ſchon ſchlechte Geſundheit war in Folge ſo vieler Abtödtungen völlig zerrüttet worden; dennoch, aus einem Gefühle äuſſerſten Zartſinnes, und obgleich ſie das leichte von Agricola ihr gebrachte Opfer nicht kannte, gab die Mayeur vor, etwas mehr zu verdienen, als ſie wirklich verdiente, um Dienſtanerbietungen zu verhüten, die ihr doppelt peinlich geweſen wären, ſowohl weil ſie die beſchränkte Lage von Françoiſe und deren Sohne wußte, als auch, um jeder Verletzung ihrer natürlichen, durch Kummer und zahlloſe Demüthigungen noch geſteigerten Empfindlichkeit vorzubeugen.

Aber, eine ſeltene Sache, dieſer ungeſtaltete Leib umſchloß eine liebende und hochherzige Seele, einen gebildeten ... bis zur Dichtkunſt gebildeten Geiſt; beeilen wir uns, beizufügen, daß ſie dieſe Erſcheinung dem Vorbilde von Agricola Baudoin verdankte, mit welchem die Mayeur auferzogen wurde, und in dem der poetiſche Inſtinkt ſich natürlich geoffenbaret hatte.

Das arme Mädchen war die erſte Vertraute der literariſchen Verſuche des jungen Hammerſchmides geweſen; und als er ihr von dem Reize, von der außerordentlichen Erholung erzählte, die er nach harter Tagesarbeit in poetiſcher Träumerei finde, fühlte nun auch die Arbeiterin, mit einem merkwürdigen natürlichen Geiſte begabt, aus welcher Quelle ſie, die immer ſo Einſame, ſo Verachtete, Zerſtreuung ſchöpfen könnte.

Eines Tages, zu Agricola's großem Erſtaunen, der ihr ſo eben ein Gedicht vorgeleſen hatte, erröthete die gute Mayeux, ſtotterte, lächelte ſchüchtern, und vertraute ihm nun auch ihr poetiſches Geſtändniß an.

Den Verſen fehlten vielleicht Wohlklang, Harmonie; aber ſie waren einfach, rührend, wie die dem Herzen eines Freundes anvertraute, harmloſe Klage … Seit jenem Tage berathſchlagten und ermuthigten ſich Agricola und ſie wechſelſeitig; jedoch erfuhr, außer ihm, Niemand auf der Welt etwas von den poetiſchen Verſuchen der Mayeux, die übrigens, Dank ihrer wilden Furchtſamkeit, für dumm galt.

Die Seele dieſer Unglücklichen mußte groß und ſchön ſeyn; denn nie ſtand in ihren ungekannten Gedichten auch nur ein einziges Wort des Zornes oder Haſſes gegen das verhängnißvolle Schickſal, deſſen Opfer ſie war: es lag darin eine traurige, aber ſanfte Klage, hoffnungslos, aber ergeben: aus ihren Gedichten hauchten Anklänge unendlicher Zärtlichkeit, ſchmerzenreicher Sympathie, engelgleicher Liebe zu allen armen, wie ſie, der Doppelbürde der Häßlichkeit und des Elendes geweihten Geſchöpfen

Dennoch drückte ſie oft eine treuherzige und aufrichtige Bewunderung der Schönheit aus, aber immer ohne Neid, ohne Bitterkeit; ſie bewunderte die Schönheit, wie ſie die Sonne bewunderte . . .

Aber ach! . . . die Mayeux dichtete auch Verſe, welche Agricola nicht kannte, und niemals kennen ſollte; der junge Hammerſchmid, ohne regelmäßig ſchön zu ſeyn, hatte ein männliches und biederes Geſicht, eben ſo viel Güte als Muth, ein edles, glühendes, großmüthiges Herz, einen ungemeinen Geiſt, und einen ſanften, freien Frohſinn.

Das junge, mit ihm erzogene Mädchen, liebte ihn, wie ein unglückliches Geſchöpf lieben kann, welches, aus Furcht vor ſchmählichem Hohne, ſeine Liebe tief im Herzen verbergen muß . . . Zu dieſer Zurückhaltung genöthiget, zu dieſer beharrlichen Verſtellung, ſuchte Mayeux nicht, dieſe Liebe zu fliehen. Wozu? Wer ſollte ſie je erfahren? Agricola's wohlbekannte brüderliche Zuneigung genügte zur Erklärung ihrer Theilnahme für ihn; daher erſtaunte man auch nicht über die tödtliche Angſt der jungen Arbeiterin, als Agricola im Jahre **1830**, nach furchtloſem Kampfe, blutend zu ſeiner Mutter getragen wurde.

Endlich, getäuſcht wie Alle durch den Anſchein dieſes Gefühles, hatte Dagobert's Sohn die Liebe der Mayeux nie gemuthmaßt, und ſollte ſie nicht muthmaſſen.

So alſo war das junge, ärmlich gekleidete Mädchen, welches in das Zimmer trat, worin Françoiſe mit der Zubereitung des Abendeſſens für ihren Sohn ſich beſchäftigte.

„Du biſt's, meine arme Mayeux, —“ ſagte ſie zu ihr; — „ich habe Dich dieſen Morgen nicht geſehen: Du biſt doch nicht krank geweſen? . . . Komm doch, umarme mich!“

Das junge Mädchen umarmte Agricola's Mutter, und antwortete:

„Ich hatte eine ſehr dringende Arbeit, Madame Françoiſe: . . . ich wollte keinen Augenblick verlieren: ich bin ſo eben damit fertig geworden . . . Ich will, hinabgehen, und Kohlen holen; brauchen Sie nichts?“

„Nein, mein Kind . . . ich danke . . . aber Du triffſt mich ſehr beunruhigt . . . Es iſt halb neun Uhr . . . Agricola iſt noch nicht heimgekommen . . . —“ Dann fügte ſie ſeufzend bei: — „Er arbeitet ſich für mich zu Tod . . . Ah! ich bin recht unglücklich, meine arme Mayeux . . . meine Augen ſind ganz zu Grunde gerichtet . . . nach einer Viertelſtunde trübt ſich mein Blick . . . ich ſehe nichts mehr . . . gar nichts mehr . . . ſelbſt nicht zum Nähen dieſer Säcke . . . Meinem Sohne zur Laſt fallen . . . dieß macht mich troſtlos.“

„Ah, Madame Françoiſe, wenn Agricola Sie hörte! . . .“

„Ich weiß es wohl, das gute Kind denkt nur an mich . . . dieß macht meinen Kummer noch größer . . .

Und dann kommt es mir auch immer in den Sinn, daß er, um mich nicht zu verlaſſen, auf den Vortheil verzichtet, den alle ſeine Kameraden bei Herrn Hardy, ſeinem würdigen und vortrefflichen Meiſter finden . . . Anſtatt hier in einer traurigen Dachſtube zu wohnen, wo es kaum am hellen Mittage licht wird, hätte er, wie die andern Arbeiter der Anſtalt, und mit geringen Koſten, ein gutes, recht helles, im Winter wohlgeheiztes, im Sommer ſehr luftiges Zimmer, mit der Ausſicht in Gärten, er, der die Bäume ſo ſehr liebt, abgeſehen davon, daß er von hier ſo weit in ſeine Werkſtätte zu gehen hat, die außerhalb Paris liegt, ſo daß es für ihn eine Anſtrengung iſt, hierher zu kommen . . .“

„Aber er vergißt dieſe Anſtrengung, indem er Sie umarmt, Madame Baudoin, und dann weiß er, wie viel Sie auf dieſes Haus halten, worin er geboren iſt . . . Herr Hardy hatte Ihnen angetragen, nach Pleſſy zu ziehen, in das Gebäude der Arbeiter mit Agricola.“

„Ja, mein Kind, allein ich hätte mein Kirchſpiel verlaſſen müſſen, und ich konnte es nicht.“

„Horchen Sie, Madame Françoiſe; beruhigen Sie ſich; da kommt er . . . ich höre ihn, —“ ſagte die Mayeur erröthend.

In der That erſcholl von der Treppe ein kräftiges, ſonores und munteres Lied.

„Er ſoll mich wenigſtens nicht weinen ſehen, —“ ſagte die gute Mutter, ihre thränenvollen Augen trocknend; — „er hat nur dieſe Stunde der Erholung und Ruhe nach ſeiner Arbeit . . . daß ich ſie ihm doch mindeſtens nicht verbittere!“

Dreizehntes Kapitel.

Agricola Baudoin.

Der dichtende Hammerſchmid war ein großer Jüngling von ungefähr vier und zwanzig Jahren, munter und handfeſt, von ſonnenverbranntem Teint, mit ſchwarzen Haaren und Augen, Adlernaſe, von kühner, ausdrucksvoller und offener Phyſiognomie; ſeine Aehnlichkeit mit Dagobert um ſo auffallender, da er, nach der damaligen Mode, einen dichten braunen Knebelbart trug, und ſein Spitzbart ihm nur das Kinn bedeckte; ſeine Wangen waren übrigens vom Kinnladenwinkel bis zu den Schläfen raſirt; ein Pantalon von olivengrünem Sammet, eine blaue, im Rauche der Schmiede bronzirte Blouſe, eine ſchwarze, um ſeinen kräftigen Hals nachläſſig geknüpfte Binde, eine Tuchkappe mit ſchmalem Schirme, — dieß war Agricola's Tracht; das einzige Ding, das gegen dieſe Arbeitskleider ſonderbar abſtach, eine große und prächtige Blume von dunkelm Purpur auf ſilberfarbenen Blumengriffel, welchen der Schmid in der Hand trug.

„Guten Abend, gute Mutter . . .“ ſagte er eintretend, und ſogleich Françoiſe umarmend, — dann dem jungen Mädchen freundſchaftlich zunickend, fügte er bei: — „Guten Abend, meine kleine Mayeur.“

„Es dünkt mir, daß Du Dich ziemlich verſpätet haſt, mein Kind . . . —“ erwiederte Françoiſe, indem ſie zu dem kleinen Ofen trat, wo das beſcheidene Mahl ihres Sohnes ſtand, — „ich fing an, mich zu beunruhigen . . .“

„Dich zu beunruhigen meinetwegen . . . oder wegen meines Abendeſſens, liebe Mutter? —“ fragte Agricola fröhlich. — „Teufel . . . das macht, weil Du es mir nicht verzeihen könnteſt, das gute kleine Mahl, welches Du mir bereiteſt, warten zu laſſen, und zwar aus Beſorgniß, es möchte nicht mehr ſo gut ſeyn . . . Feinſchmeckerin . . . geh!“

Mit dieſen Worten wollte der Schmid ſeine Mutter wieder umarmen.

„So hör doch auf . . . garſtiges Kind . . . Du machſt ſonſt, daß ich das Pfännchen umſtoſſe.“

„Dieß wäre Schade, gute Mutter; denn es duftet gut . . . Laß ſehen, was es iſt . . .“

„Nein . . . warte doch . . .“

„Ich wette, daß es gewiſſe Kartoffel mit Speck ſind, die ich ſo gerne eſſe.“

„An einem Sonnabende, nicht wahr? —“ ſagte Françoiſe mit einem Tone ſanften Vorwurfes.

„Richtig.“ —“ erwiederte Agricola, mit der Mayeur ein Lächeln harmloſer Schalkheit wechſelnd; — „doch da vom Sonnabende die Rede iſt,“ fügte er bei, „hier, meine Mutter, mein Wochenlohn.“

„Dank, mein Kind; leg ihn in den Schrank.“

„Ja, meine Mutter.“

„Ah! mein Gott! —“ ſagte plötzlich die junge Arbeiterin in dem Augenblicke, als Agricola ſein Geld in den Schrank legen wollte, — „welche ſchöne Blume Du in der Hand haſt, Agricola; . . . ich habe nie eine ſolche geſehen . . . und noch dazu mitten im Winter . . . Sehen Sie doch, Madame Françoiſe!“

„He, meine Mutter? —“ ſagte Agricola, ſeiner Mutter ſich nähernd, um ihr die Blume mehr in der Nähe zu zeigen. — „Sieh, bewundere, und beſonders riech . . . denn es iſt unmöglich, einen ſüſſeren, angenehmeren Geruch zu finden . . . er iſt ein Gemiſch von Vanille und Orangenblüthe. *)

„Das iſt wahr, mein Kind; das duftet; mein Gott, wie doch ſo ſchön ſie iſt!“ ſagte Françoiſe, die Hände

---

*) Eine prächtige Blume des Crinum amabile, ein bewundernswerthes Treibhauszwiebelgewächs.

E. S.

Crinum, Hakenlilie: Cl. VI. O. 1. Amaryllidee. Enthält lauter prächtige Zierpflanzen. Unter den 19 Arten iſt Crinum amabile, mehrmals im Jahre blühend, die prachtvollſte Art.

D. Ueb.

mit Bewunderung haltend. — „Wo haſt Du ſie gefunden?"

„Gefunden, meine gute Mutter? —" entgegnete Agricola lachend. — „Teufel! Sie glauben, daß man einen ſolchen Fund auf einem Gange von der Barrière du Maine nach der Straße Briſe-Miche mache?"

„Und wie kamſt Du denn ſonſt dazu? —" fragte die Mayeux, welche die Neugierde der Françoiſe theilte.

„Ah! da haben wir's . . . Ihr möchtet es gerne wiſſen . . . wohlan, ich will's Euch erzählen . . . dieß wird Dir's erklären, warum ich ſo ſpät nach Hauſe komme, meine gute Mutter . . . denn noch eine andere Sache hat mich aufgehalten; es iſt wahrhaftig ein Abenteuerabend . . . Ich ging alſo mit langen Schritten heim; ich war ſchon an der Ecke der Straße Babylon, als ich ein ſchwaches, ſanftes und klagendes Kläffen höre; es war noch ein wenig taghell . . . ich ſchaue . . . und erblicke den hübſcheſten kleinen Hund, den man ſehen kann, fauſtgroß, ſchwarz und braun, mit langen Haaren und Ohren, die bis auf ſeine Pfoten reichten."

„Gewiß ein verlorener Hund, —" bemerkte Françoiſe.

„Errathen. Ich nehme alſo das arme kleine Thier, welches mir die Hände zu lecken beginnt; es trug um den Hals ein breites Band von rothem Atlaß, mit einer dicken Quaſte geknüpft; daraus erfuhr ich den Namen ſeines Herrn nicht; ich ſchaue unter das Band, und ſehe ein kleines Halsband von Kettchen aus Gold oder im Feuer vergoldetem Silber mit einem kleinen Schilde; ich nehme ein Zündhölzchen aus meiner Tabaksbüchſe, ich ſtreiche es, bekomme Licht genug, um zu leſen, und leſe: Lutine gehört dem Fräulein Adriane von Cardoville, Straße Babylon, Nro. 7.“

„Zum Glücke warſt Du eben in dieſer Straße,“ ſagte die Mayeur.

„So war's; ich nehme das kleine Thier unter meinen Arm, finde mich zurecht, und komme endlich zur Thüre eines kleinen Pavillons, der ohne Zweifel zu einem großen, am andern Ende der Parkmauer gelegenen Hôtel gehört; denn dieſer Garten hat das Ausſehen eines Parkes; . . . ich blicke in die Höhe, und ſehe die Nummer 7, erſt kürzlich oberhalb eines Pförtchens gemalt; ich ſchelle; nach einigen, ſicher zur Betrachtung meiner Perſon verwendeten Augenblicken, — denn mir däuchte, durch das Gitter des Pförtchens zwei Augen geſehen zu haben, — öffnet man mir . . . Was jetzt noch kommt . . . werdet Ihr nicht mehr glauben wollen.“

„Warum denn, mein Kind?“

„Weil es ſcheinen wird, als ob ich Euch ein Feenmährchen erzählte.“

„Ein Feenmährchen,“ ſagte die Mayeur.

„Nicht anders; denn ich bin noch ganz geblendet, ganz verblüfft von dem, was ich geſehen habe . . . es iſt wie die unbeſtimmte Erinnerung eines Traumes.“

„Laß hören, laß hören, —“ ſagte die gute Mutter, ſo geſpannt, daß ſie nicht bemerkte, wie das Abendeſſen ihres Sohnes einen leichten Geruch des Anbrennens zu verbreiten begann.

„Zuerſt alſo, —“ fuhr der Schmid fort, über die ungeduldige Neugierde lächelnd, die er einflößte, — „macht mir ein junges Fräulein auf, aber ſo hübſch, ſo gefallſüchtig und ſo anmuthig gekleidet, daß man es für ein holdſeliges Portrait aus vergangenen Zeiten halten mochte; ich hatte noch kein Wort geſprochen, als ſie ſchon ausrief: — „„Ah, mein Gott, mein Herr, das iſt Lutine; Sie haben ſie gefunden, Sie bringen ſie zurück; wie glücklich wird Fräulein Adriane ſeyn! Kommen Sie ſchnell, kommen Sie; ſie würde es ſehr bedauern, nicht das Vergnügen gehabt zu haben, Ihnen perſönlich zu danken.““ Und ohne mir Zeit zu laſſen, zu antworten, gab mir dieſes junge Mädchen ein Zeichen, ihm zu folgen . . .

„Ei, meine gute Mutter, es wäre mir unmöglich, Ihnen zu erzählen, was ich Prächtiges geſehen habe, als ich durch einen kleinen, halb erhellten, ſüß duftenden Salon ging; das junge Mädchen ſchritt zu raſch dahin; eine Thüre geht auf: Ah! das war etwas anderes! Hier erfaßte mich eine ſolche Blendung, daß ich an nichts mehr mich erinnere, als an eine Art von Spiegelung von Gold, Licht, Kryſtall und

Blumen, und inmitten dieſes Gefunkels an ein Fräulein von einer Schönheit, oh! von einer idealen Schönheit . . . aber ſie hatte rothgelbe, oder vielmehr wie Gold glänzende Haare . . . Dieß war reizend; in meinem Leben hab' ich keine ſolchen Haare geſehen! . . . Dazu ſchwarze Augen, rothe Lippen, und eine blendende Weiße; dieß iſt alles, weſſen ich mich erinnere . . . denn ich wiederhole Euch, ich war ſo überraſcht, ſo geblendet, daß ich wie durch einen Schleier ſah . . . .—

„„Fräulein, —““ ſagte das junge Mädchen, welches ich nie für eine Kammerfrau gehalten hätte, ſo elegant war es gekleidet, — „„hier iſt Lutine, — der Herr hat ſie gefunden, er bringt ſie zurück.““

„„Ah, mein Herr,““ ſagte das Fräulein mit den Goldhaaren mit ſanfter Silberſtimme zu mir, — „„wie ſehr bin ich Ihnen Dank ſchuldig! . . . Ich bin Lutinen närriſch zugethan . . . —““ Dann, ohne Zweifel aus meinem Anzuge ſchließend, daß ſie mir auch noch anders, als mit Worten, danken könnte oder ſollte, nahm ſie — ich muß es geſtehen, mit Zögern, — eine kleine ſeidene Börſe neben ihr, und ſagte: „„Sicher, mein Herr, kam Ihnen das Zurückbringen Lutinens ungelegen: vielleicht haben Sie eine für Sie koſtbare Zeit verloren . . . erlauben Sie mir . . . —““ und ſie reichte mir die Börſe.

„Ah! Agricola, —“ ſagte die Mayeur traurig, — „wie man ſich irrte!“

„Erwarte nur das Ende, und Du wirſt dieſem

Fräulein verzeihen. Ohne Zweifel von einem Augenwinkel aus an meiner Miene bemerkend, daß das Anerbieten der Börſe mich ernſtlich verletzt habe, nahm ſie aus einer neben ihr ſtehenden, prachtvollen Porzellanvaſe dieſe herrliche Blume, und ſich zu mir wendend mit einem Tone voll Anmuth und Güte, der ihr Bedauern errathen ließ, mich beleidiget zu haben, ſagte ſie:

„„Wenigſtens, mein Herr, werden Sie dieſe Blume annehmen . . .““

„Du haſt Recht, Agricola, —“ bemerkte die Mayeux mit ſchwermüthigem Lächeln; — „unmöglich kann man einen unwillkürlichen Irrthum zartſinniger wieder gut machen.“

„Wie verſtand doch dieſes würdige Fräulein, —“ ſagte Françoiſe, ihre Augen trocknend, — meinen Agricola ſo gut!“

„Nicht wahr, meine Mutter? Doch in dem Augenblicke, da ich die Blume nahm, ohne mir zu getrauen, die Augen aufzuſchlagen, — denn obgleich ich nicht ſchüchtern bin, ſo hatte doch dieſes Fräulein, ungeachtet ſeiner Güte, etwas mir Imponirendes, — öffnet ſich die Thüre, und ein anderes ſchönes junges Mädchen, groß und braun, eben ſo ſeltſam als elegant gekleidet, ſagt zum goldhaarigen Fräulein: — „„Fräulein, er iſt da . . .““

„Sogleich ſtand ſie auf, und ſagte zu mir: „„Ich bitte tauſendmal um Vergebung, mein Herr; nie werde ich vergeſſen, daß ich Ihnen einen Augenblick inniger

Freude zu verdanken habe. Wollen Sie ſich, ich bitte Sie darum, unter allen Umſtänden, meiner Adreſſe und meines Namens erinnern, Adriane von Cardoville.—""

„Hierauf verſchwand ſie.

„Ich weiß kein Wort zu erwiedern: das junge Mädchen begleitet mich zurück, macht mir unter der Thüre einen artigen kleinen Knix, und da ſtand ich nun in der Straße Babylon, ſo geblendet, ſo erſtaunt, ich wiederhol' es Euch, als käme ich aus einem verzauberten Palaſte . . ."

„In der That, mein Kind, dieß klingt wie ein Feenmährchen: nicht wahr, meine arme Mayeur?"

„Ja, Madame Françoiſe," — erwiederte das junge Mädchen mit einem zerſtreuten und träumeriſchen Tone, den Agricola nicht bemerkte.

„Was mich gerührt hat," — fuhr er fort, — „iſt, daß dieſes Fräulein, ungeachtet des Entzückens, ihr kleines Thier wieder zu ſehen, und weit entfernt, ſeinetwegen mich zu vergeſſen, was ſo viele Andere an ihrer Stelle gethan hätten, ſich in meiner Gegenwart nicht damit befaßt hat; dieß zeugt von Herz und [illegible], nicht wahr, Mayeur? Kurz, ich halte dieſes Fräulein für ſo gut, ſo edelmüthig, daß ich in einer wichtigen Lage keinen Anſtand nähme, mich an ſie zu wenden . . ."

„Ja . . . Du haſt Recht," — verſetzte die Mayeur, immer mehr zerſtreut.

Das arme Mädchen litt ſchwer . . . Sie zeigte keinen Haß, keine Eiferſucht gegen jene junge unbekannte

Perſon, die durch ihre Schönheit, durch ihren Reichthum, durch ihr zartſinniges Benehmen, einer ſo hohen und blendenden Sphäre anzugehören ſchien, daß nicht einmal der Blick der Mayeux bis zu ihr hinaufreichen konnte… Aber unwillkürlich eine ſchmerzliche Selbſtſchau haltend, hatte die Unglückliche vielleicht niemals peinlicher die Bürde der Häßlichkeit und des Elendes empfunden . . .

Und doch war die Ergebung dieſes edlen Weſens ſo beſcheiden und ſanft, daß die dem Agricola gebotene Börſe das Einzige war, was ſie auf Adriane von Cardoville einen Augenblick ungehalten machte; aber die anmuthige Art, womit das junge Mädchen jenen Irrthum verbeſſerte, rührte die Mayeux tief . . .

Dennoch brach ihr das Herz. Dennoch konnte ſie ihre Thränen nicht verhehlen, dieſe prächtige, ſo glänzende, ſo duftende Blume betrachtend, welche, von einer holdſeligen Hand geſpendet, Agricola ſo werthvoll ſeyn mußte.

„Nun, meine Mutter,“ — fuhr der junge Schmid, ohne eine Ahnung von der quälenden Gemüthsaufregung der Mayeux, fort — „haben Sie zuerſt das weiße Brod im Punkte der Geſchichten genoſſen . . . Ich habe Ihnen ſo eben eine von den Urſachen meiner Verſpätung erzählt . . . Hier die andere . . . alſogleich . . . in das Haus tretend, hab' ich den Färber am Fuße der Treppe getroffen, mit Armen von herrlichen Eidechſengrün; er hält mich an, und ſagt mir mit einem ganz beſtürzten Geſichte, er glaube, einen ziemlich gut gekleideten Mann geſehen zu haben, der um das Haus herumſchlich, als ob er ſpionirte... Wohlan, was verſchlägt Euch dieß, Vater Loriot? antwortete ich ihm. — Fürchtet Ihr, man möchte Euer Geheimniß, wie man dieſes ſchöne Grün macht, womit Ihr bis an den Elbogen behandſchuht ſeyd, erlauern?"

„Was kann aber im Grunde dieſer Mann beabſichtigen, Agricola?" — fragte Françoiſe.

„Meiner Treu, ich weiß es nicht, meine Mutter, und bekümmere mich wenig darum; ich habe dem Vater Loriot, der ein Schwätzer iſt, wie eine Elſter, gerathen, wieder in ſeinen Keller zu gehen, da ihm eben ſo wenig, wie mir, etwas daran gelegen ſeyn könne, ausgeſpäht zu werden . . ."

Dieſe Worte ſprechend, wollte Agricola den kleinen ledernen Beutel, der ſeinen Wochenlohn enthielt, in die mittlere Schublade des Schrankes legen.

Im Augenblicke, da Françoiſe ihr Pfännchen auf eine Ecke des Tiſches ſtellte, füllte die Mayeux, aus ihrer Träumerei erwachend, einen Schwänkkeſſel mit Waſſer, und reichte ihn dem jungen Schmide, indem ſie mit ſanfter und ſchüchterner Stimme zu ihm ſagte:

„Agricola, für Deine Hände."

„Ich danke, meine kleine Mayeux . . . Wie artig Du biſt! . . ." — Dann, in Ton und Bewegung völlig ungezwungen, fügte er bei: „Da, meine ſchöne Blume für Deine Mühe . . ."

„Du giebſt ſie mir! . . ." — rief die Arbeiterin mit veränderter Stimme aus, während ein lebhaftes Hochroſenroth ihr bleiches und intereſſantes Geſicht färbte. — „Du giebſt ſie mir . . . dieſe herrliche Blume . . . welche Dir jenes ſo ſchöne, ſo reiche, ſo gute, ſo anmuthige Fräulein geſchenkt hat . . .“ — Und die arme Mayeux wiederholte mit ſteigendem Erſtaunen, — „Du giebſt ſie mir! . . .“

„Was Teufel willſt Du denn, daß ich damit mache . . . daß ich ſie an meinen Buſen ſtecke? . . . oder auf eine Nadel auffaſſe? —“ ſagte Agricola lachend. — „Es iſt wahr, die holdſelige Weiſe, womit jenes Fräulein mir gedankt, rührte mich ſehr. Es freut mich ungemein, ihre kleine Hündin wieder gefunden zu haben, und ich fühle mich ſehr glücklich, Dir dieſe Blume zu geben, weil ſie Dir Freude macht . . . Du ſiehſt, daß es ein guter Tag war . . .“

Alſo ſprechend, während die Mayeux die Blume zitternd vor Glück, Aufregung, Erſtaunen empfing, beſchäftigte ſich der junge Schmid mit dem Waſchen ſeiner von Eiſenfeilſpänen und Kohlendampf ſo geſchwärzten Hände, daß das klare Waſſer in einem Augenblicke ſchwarz wurde.

Agricola, der Mayeux mit einem Seitenblicke dieſe Verwandlung zeigend, ſagte lachend ganz leiſe zu ihr: „Da iſt ökonomiſche Dinte für uns Papierverſudler . . . Geſtern hab ich Verſe fertig gemacht, mit denen ich nicht allzu unzufrieden bin; ich werde ſie Dir vorleſen.“

Unter dieſen Worten trocknete Agricala ſeine Hände unbefangen am Vordertheile ſeiner Blouſe, während die Mayeur den Schwänkkeſſel wieder auf die Commode trug, und ihre ſchöne Blume andächtig auf eine Seite des Schwänkkeſſels ſtellte.

„Kannſt Du nicht eine Serviette von mir verlangen? —“ fragte Françoiſe ihren Sohn, die Achſeln zuckend. — „Die Hände an der Blouſe abzutrocknen!“

„Sie glüht den ganzen Tag vom Feuer der Schmide . . . Eine Erfriſchung am Abend ſchadet ihr nicht. He? Bin ich ungehorſam, meine gute Mutter! . . . Zanke mich aus . . . wenn Du Dir getraueſt . . . Wir wollen ſehen . . .“

Statt aller Antwort, nahm Françoiſe den Kopf ihres Sohnes zwiſchen ihre Hände, jenen durch Freimüthigkeit, Entſchloſſenheit und Intelligenz ſo ſchönen Kopf, betrachtete ihn einen Augenblick mit mütterlichem Stolze, und küßte ihn mehrmals herzlich auf die Stirne.

„Nun ſetze Dich . . . Du ſtehſt den ganzen Tag an der Schmide . . . und es iſt ſpät . . .“

„Gut . . . nimm Deinen Armſtuhl da weg . . . unſer allabendlicher Streit wird wieder beginnen; ich werde eben ſo gut auf einem Seſſel ſitzen . . .“

„Durchaus nicht; es iſt doch das Geringſte, daß Du nach ſo harter Arbeit ausruheſt.“

„Ah! welche Tyrannei, meine arme Mayeur . . . —“ ſagte Agricola fröhlich, indem er ſich niederſetzte; —

„übrigens . . . ſpiele ich den loſen Vogel, denn ich befinde mich in Deinem Armſtuhle vortrefflich; . . . ſeitdem ich über den Thron der Tuilerien mich luſtig gemacht, hab' ich in meinem Leben nicht beſſer geſeſſen."

Françoiſe Baudoin, ſchnitt, auf der einen Seite des Tiſches ſtehend, ein Stück Brod für ihren Sohn ab; auf der andern Seite nahm die Mayeur die Flaſche, und füllte ihm den ſilbernen Becher; es lag etwas Rührendes in dem aufmerkſamen Eifer dieſer beiden vortrefflichen Weſen für denjenigen, den ſie ſo zärtlich liebten.

„Willſt Du nicht mit mir ſoupiren?" fragte Agricola die Mayeur.

„Ich danke, Agricola, —" antwortete die Nähterin, die Augen niederſchlagend, — „ich habe ſo eben zu Mittag gegeſſen."

„Oh! was ich hiewegen zu Dir ſagte, war nur der Form wegen; denn Du haſt Deine Eigenheiten, und würdeſt um keinen Preis der Welt mit uns eſſen . . . Du machſt es, wie meine Mutter, die auch gerne ganz allein ißt; . . . auf dieſe Art entbehrt ſie, ohne daß ich es weiß . . ."

„Ei, mein Gott, nein, mein liebes Kind . . . ſondern nur, weil es meiner Geſundheit zuträglicher iſt . . . recht frühzeitig zu Mittag zu eſſen . . . Wohlan, ſchmeckt es Dir gut?"

„Gut? . . . ah, ſprich doch vortrefflich . . . das iſt Stockfiſch mit Steckrüben . . . und in den Stockfiſch bin ich ganz vernarrt; ich wurde geboren, um Fiſcher auf New-Foundland zu werden.“

Der gute Jüngling fand im Gegentheile, nach einer harten Tagesarbeit, dieſes fade Ragout, das ſogar während ſeiner Erzählung ein wenig angebrannt war, nicht ſehr ſtärkend; aber er wußte ſeine Mutter ſo zufrieden zu ſtellen, indem er faſtete, ohne ſich allzuſehr zu beklagen, daß er dieſen Fiſch mit Vorliebe zu genießen ſchien; daher fügte auch dieſe gute Frau mit vergnügter Miene bei:

„Oh! . . . man ſieht wohl, daß Du Dir damit gütlich thuſt, mein liebes Kind . . . am nächſten Freitag und Sonnabend will ich Dir wieder welchen auftiſchen.“

„Gut, ich danke, meine Mutter . . . nur tiſche ihn nicht zwei Tage nacheinander auf, ich würde mich daran abeſſen . . .“

„Ah ſo!“

„Nun wollen wir davon ſprechen, was wir morgen mit unſerm Sonntage machen. Wir müſſen uns recht unterhalten; ſeit einigen Tagen finde ich Dich traurig, liebe Mutter . . . und ich begreife dieß nicht . . . Ich bilde mir dann ein, daß Du mit mir nicht zufrieden biſt.“

„Oh! mein liebes Kind, . . . Du . . . das Muſter . . . der . . .“

„Gut! gut! Dann beweiſe mir, daß Du glücklich biſt, indem Du Dich ein wenig zerſtreueſt, vielleicht wird auch Mademoiſelle . . . uns die Ehre erweiſen, uns zu begleiten, wie das letztemal, —" ſagte Agricola, ſich gegen die Mayeur verbeugend.

Dieſe erröthete, ſchlug die Augen nieder; ihr Geſicht nahm einen Ausdruck ſchmerzlichen Grames an, und ſie antwortete nicht.

„Mein Kind, ich habe den ganzen Tag meine Pflichten . . . Du weißt es wohl, —" ſagte Françoiſe zu ihrem Sohne.

„Gut denn; wohlan, am Abend? Ich will Dir nicht vorſchlagen, in's Theater zu gehen; aber man ſagt, daß ſich Einer ſehen laſſe, der ſehr unterhaltende Taſchenſpielerkünſte macht."

„Ich danke, mein Kind; es bleibt immer eine Art von Theater . . ."

„Ah! meine gute Mutter, das iſt Uebertreibung."

„Mein armes Kind, verhindere ich jemals Andere, zu thun, was ihnen gefällt? . . ."

„Du haſt Recht . . . Verzeihung, meine Mutter; nun denn, wenn es ſchön Wetter wird, ſo wollen wir ganz ehrbar mit dieſer armen Mayeur auf den Boulevards ſpazieren gehen; ſie iſt ſchon faſt drei Monate lang nicht mehr mit uns ausgegangen . . . denn ohne uns . . . geht ſie nicht aus."

„Nein, geh allein aus, mein Kind . . . benütze Deinen Sonntag . . . dieß iſt doch das Mindeſte."

„Ei, meine gute Mayeur, hilf mir doch meine Mutter bewegen."

„Du weißt, Agricola, —“ erwiederte die Nähterin erröthend und die Augen unterſchlagend, — „Du weißt, daß ich mit Dir nicht mehr ausgehen darf . . . und Deine Mutter . . .“

„Und warum, Mademoiſelle? . . . Dürfte man ohne Unbeſcheidenheit Sie um die Urſache dieſes Korbes fragen?“ — ſagte Agricola heiter.

Das junge Mädchen lächelte traurig, und antwortete ihm:

„Weil ich Dich meinetwegen keinem Streite mehr ausſetzen will, Agricola . . .“

„Ah! . . . verzeih . . . verzeih . . . —“ ſagte der Hammerſchmid mit aufrichtig betrübter Miene, und ſchlug ſich ungeduldig vor die Stirne.

Mayeux ſpielte auf Folgendes an:

Bisweilen war das arme Mädchen, aber ſehr ſelten, denn ſie benahm ſich hierin überaus beſcheiden, mit Agricola und deſſen Mutter ſpazieren gegangen; für die Nähterin waren dieß Feſte ohne Gleichen; ſie hatte manche Nächte durchwacht, manche Tage gefaſtet, um ſich ein erträgliches Häubchen und einen kleinen Shawl kaufen zu können, damit Agricola und deſſen Mutter ſich ihrer nicht ſchämen durften; dieſe fünf oder ſechs Spaziergänge am Arme desjenigen, den ſie heimlich anbetete, waren die einzigen glücklichen Tage, die ſie jemals erlebt hatte.

Bei dem letzten Spaziergange hatte ein brutaler und roher Menſch das arme Mädchen ſo heftig mit dem

Elbogen geſtoſſen, daß ſie einen leichten Schrei des Schmerzens nicht zurückhalten konnte . . . auf welchen Schrei jener Menſch erwiederte: . . . — „deſto ſchlimmer für Dich, böſe Bucklige!“

Agricola beſaß, wie ſein Vater, jene duldende Güte, welche Kraft und Muth edelmüthigen Herzen verleihen; aber die äußerſte Heftigkeit, wenn es galt, eine feige Beſchimpfung zu züchtigen. Ueber die Bosheit und Rohheit jenes Menſchen erzürnt, hatte Agricola den Arm ſeiner Mutter losgelaſſen, um jenem Flegel, ihm gleich in Jahren, Wuchs und Stärke, die zwei derbſten Maulſchellen zu verſetzen, welche jemals eine breite und kräftige Hammerſchmidfauſt einem menſchlichen Angeſichte beigebracht; der brutale Menſch wollte entgegnen; Agricola verdoppelte die Züchtigung zur großen Zufriedenheit der Menge, und der Andere verſchwand unter Hohngelächter.

Dieß iſt das Abenteuer, woran die arme Mayeur ſo eben mit den Worten erinnerte, daß ſie mit Agricola nicht mehr ausgehen wolle, um ihm jeden Streit ihretwegen zu erſparen.

Man begreift das Bedauern des Hammerſchmides, das Andenken an jenes peinliche Ereigniß unwillkürlich geweckt zu haben . . . ach! weit peinlicher noch für die Mayeur, als Agricola es muthmaßen konnte: denn ſie liebte ihn leidenſchaftlich . . . und ſie war durch ein lächerliches Gebrechen die Urſache dieſes Streites geweſen.

Agricola hatte, ungeachtet ſeiner Stärke und Entſchloſſenheit, die Empfindſamkeit eines Kindes; indem er daran dachte, wie ſchmerzlich dieſe Erinnerung für das junge Mädchen ſein müſſe, trat ihm eine große Thräne in die Augen, und ihr brüderlich die Hand reichend, ſagte er:

„Verzeihe mir meine Albernheit; umarme mich ...“

Und er drückte zwei herzliche Küſſe auf die blaſſen, ausgemergelten Wangen der Mayeur.

Auf dieſe herzliche Umarmung erblichen die Lippen des jungen Mädchens, und ſein armes Herz ſchlug ſo heftig, daß es ſich auf eine Tiſchecke ſtützen mußte.

„Alſo, Du verzeihſt mir, nicht wahr?“ fragte ſie Agricola.

„Ja, ja, —“ erwiederte ſie, bemüht, ihre Aufregung zu verhehlen; — „verzeihe nun auch mir meine Schwäche ... aber die Erinnerung an jenen Streit macht mir übel ... ich war Deinetwegen ſo erſchrocken ... wenn die Menge die Partie jenes Menſchen genommen hätte ...“

„Ach! mein Gott! —“ ſagte Françoiſe, der Mayeur beiſtehend, ohne es zu wiſſen, — „in meinem ganzen Leben hatte ich nie eine ſo große Furcht!“

„Oh! was dieß betrifft, meine liebe Mutter ... —“ verſetzte Agricola, um dieſem für ihn und die Nähterin unangenehmen Geſpräche eine andere Wendung zu geben, — „Du, die Frau eines Soldaten ... eines ehemaligen Grenadiers zu Pferd der kaiſerlichen Garde ...

Du biſt nicht ſo furchtſam ... Oh! tapferer Vater! ... nein ... halt ... ſiehſt Du ... ich will nicht daran denken, daß er kommt ... es geht ſonſt alles in mir drunter und drüber ...“

„Er kommt ... —“ ſagte Françoiſe ſeufzend, — „Gott wolle es! ...“

„Wie, meine Mutter, Gott wolle es? ... es muß wohl ſein, pardieu, daß er es wolle ... Du haſt deßwegen genug Meſſen leſen laſſen ...“

„Agricola, mein Kind, —“ erwiederte Françoiſe, ihren Sohn unterbrechend, und traurig den Kopf ſchüttelnd, — „ſprich nicht ſo ... und dann handelt es ſich ja von Deinem Vater ...“

„Wohlan ... gut ... ich habe ſchon mein Glück heute Abend. Nun iſt's an Dir. Ah, ich werde beſtimmt dumm oder ein Narr ... Verzeih, meine Mutter ... ich habe nur dieſes Wort im Munde, dieſen Abend; verzeih ... Sie wiſſen wohl, daß, wenn ich mich hinſichtlich gewiſſer Dinge vergeſſe ... es wider meinen Willen geſchieht; denn ich kenne den Kummer, den ich Ihnen verurſache.“

„Nicht mich beleidigeſt Du ... mein armes liebes Kind.“

„Das kommt auf's Nämliche hinaus; denn ich weiß nichts Schlimmeres, als ſeine Mutter zu beleidigen ... aber was ich Dir von der nahen Ankunft meines Vaters ſagte ... ſo iſt nicht daran zu zweifeln ...“

„Aber ſeit vier Monaten . . . haben wir keine Briefe erhalten . . .“

„Erinnere Dich, meine Mutter: in jenem Briefe, den er diktirte, weil, wie er uns mit ſeinem Soldatenfreimuth ſagte, wenn er erträglich las, es nicht eben ſo leicht mit dem Schreiben ging; in jenem Briefe trug er uns auf, uns ſeinetwegen nicht zu beunruhigen; er würde Ende Januar in Paris ſeyn, und drei oder vier Tage vor ſeiner Ankunft uns zu wiſſen machen, durch welche Barrière er kommen werde, damit ich ihn dort abhole.“

„Das iſt wahr, mein Kind . . . und doch ſind wir ſchon im Monate Februar, und noch nichts . . .“

„Um ſo mehr Grund, daß wir ihn nicht lange mehr zu erwarten brauchen; ich gehe noch weiter; ich würde nicht darüber erſtaunen, wenn der gute Gabriel ungefähr um dieſelbe Zeit ankäme . . . Sein letzter Brief aus Amerika giebt mir Hoffnung dazu. Welches Glück . . . meine Mutter, wenn die ganze Familie beiſammen wäre!“

„Gott erhöre Dich, mein Kind! . . . Dieß wäre ein ſchöner Tag für mich . . .“

„Und dieſer Tag wird bald kommen, glauben Sie mir; mit meinem Vater . . . keine Nachrichten . . . gute Nachrichten . . .“

„Du erinnerſt Dich wohl Deines Vaters, Agricola?“ — fragte die Mayeux.

„Meiner Treue, die Wahrheit zu ſagen, weſſen ich mich vorzüglich erinnere, iſt ſeine große lederne Mütze, und ſein Knebelbart, die mir eine teufelmäßige Furcht einjagten. Nur das rothe Band ſeines Kreuzes auf den weißen Aufſchlägen ſeiner Uniform, und ſein glänzender Säbelgriff, ſöhnten mich wieder ein wenig mit ihm aus, nicht wahr, meine Mutter? . . . Aber was fehlt Dir denn? . . . Du weineſt."

„Ach! armer Baudoin . . . er mußte ſo viel leiden . . . ſeitdem er von uns getrennt iſt, in ſeinem Alter von mehr als ſechzig Jahren . . . Ah! mein liebes Kind . . . es zerreißt mir das Herz, wenn ich denke, daß er vielleicht nur von einem Elende in's andere kommt."

„Was ſagen Sie?"

„Ach! Ich verdiene nichts mehr . . ."

„Nun denn, und ich? Iſt nicht ein Zimmer da für ihn und Dich, ein Tiſch für ihn und Dich . . . Nur, meine gute Mutter, weil wir vom Haushalten reden,—" fügte der Hammerſchmid hinzu, ſeiner Stimme einen neuen Ausdruck von Zärtlichkeit gebend, um ſeine Mutter nicht zu kränken . . . „laß Dir ein Wort ſagen: ſind mein Vater und Gabriel zurückgekommen, ſo wirſt Du nicht mehr nöthig haben, für ſie Meſſen leſen oder Wachskerzen brennen zu laſſen, nicht wahr? Wohlan! Dank dieſer Erſparung . . . wird der brave Vater alle Tage ſeine Flaſche Wein, und Tabak bekommen, um ſeine Pfeife zu ſchmauchen . . . Dann, an Sonntagen, laſſen wir ihm ein kleines gutes Mittagseſſen bei dem Traiteur bereiten."

Einige Schläge an die Thüre unterbrachen Agricola.

„Herein!" ſagte er.

Aber anſtatt einzutreten, öffnete die Perſon, welche ſo eben geklopft hatte, die Thüre nur halb, und man ſah einen Arm und eine Hand, glänzend-grün, dem Hammerſchmide ein Zeichen des Einverſtändniſſes geben.

„Ha, das iſt Vater Loriot . . . das Muſter der Färber, —" ſagte Agricola; — „tretet doch ein, macht keine Umſtände, Vater Loriot!"

„Unmöglich, mein Junge; vom Kopf bis zum Fuße rieſelt die Farbe von mir . . . ich würde den ganzen Fußboden der Madame Françoiſe grün machen."

„Deſto beſſer; er würde dann wie eine Wieſe ausſehen, und ich liebe das Landleben außerordentlich."

„Ohne Scherz, Agricola, ich muß ſogleich mit Ihnen ſprechen."

„Etwa wegen des Mannes, der ſpionirt? Beruhiget Euch doch; was thut uns denn dieß?"

„Nein, es dünkt mir, daß er fort iſt, oder vielmehr der Nebel fällt ſo dicht daß ich ihn nicht mehr ſehe . . . aber dieß betrifft's nicht . . . kommen Sie nur geſchwind . . . es iſt . . . es iſt wegen einer ſehr wichtigen Angelegenheit, —" fügte der Färber mit geheimnißvoller Miene bei, — „eine Angelegenheit, die nur Sie allein angeht."

„Mich allein? —" fragte Agricola aufſtehend, ſehr beſtürzt, — „was kann dieß ſeyn?"

„Sieh, was es iſt, mein Kind, —" ſagte Françoiſe.

„Ja, meine Mutter; aber der Teufel hole mich, wenn ich weiß, wovon es ſich handelt."

Und der Hammerſchmid ging hinaus, ſeine Mutter mit der Mayeur allein laſſend.

Vierzehntes Kapitel.

Die Heimkehr.

Fünf Minuten nach ſeiner Entfernung kam Agricola zurück; ſeine Züge waren blaß, völlig verändert, ſeine Augen voll Thränen, ſeine Hände zitterten; aber ſein Geſicht drückte eine außerordentliche Glückſeligkeit und Rührung aus. Er blieb einen Augenblick vor der Thüre ſtehen, wie von der Gemüthsaufregung verhindert, ſich ſeiner Mutter zu nähern.

Die Sehkraft der Françoiſe war ſo geſchwächt, daß ſie die veränderte Phyſiognomie ihres Sohnes anfangs gar nicht bemerkte.

„Nun denn, mein Kind, was iſt's?" — fragte ſie ihn.

Bevor noch der Hammerſchmid antwortete, rief die ſchärfer ſehende Mayeur aus:

„Mein Gott . . . Agricola . . . was giebt's? — Wie blaß Du biſt? . . ."

„Meine Mutter!" — ſagte dann der Handwerker mit veränderter Stimme, raſch zu Françoiſe tretend, ohne der Mayeux zu antworten, — „meine Mutter, Sie müſſen ſich auf etwas gefaßt machen, worüber Sie ſehr erſtaunen werden . . . verſprechen Sie mir, vernünftig zu ſeyn.“

„Was willſt Du ſagen? . . . Wie Du zitterſt! . . . ſieh mich doch an! aber die Mayeux hat Recht . . . Du biſt ſehr blaß! . . .“

„Meine gute Mutter . . .“ — Agricola kniete vor Françoiſe hin, und nahm ihre beiden Hände in die ſeinigen, — „Sie müſſen . . . Sie wiſſen nicht . . . doch . . .“

Der Hammerſchmid konnte nicht ausreden, Freuden-Thränen unterbrachen ſeine Stimme.

„Du weineſt . . . mein liebes Kind . . . Aber, mein Gott! was giebt es denn? Du jagſt mir Furcht ein! . . .“

„Furcht . . . oh! nein . . . im Gegentheile!“ — erwiederte Agricola, ſeine Augen trocknend; — „Sie werden recht glücklich ſeyn . . . Allein, noch einmal, Sie müſſen ſich vernünftig benehmen . . . weil allzugroße Freude eben ſo ſehr ſchadet, wie allzugroßer Kummer . . .“

„Wie ſo?“

„Ich ſagte es Ihnen ſchon . . . daß er kommen würde . . .“

„Dein Vater!!!“ — rief Françoiſe aus.

Sie ſtand von ihrem Armſtuhle auf.

Aber ihre Ueberraſchung, ihre Aufregung waren ſo lebhaft, daß ſie eine Hand auf ihr Herz legte, wie um das Schlagen deſſelben zu mindern . . . dann fühlte ſie ſich ſchwach werden.

Ihr Sohn ſtützte ſie, und half ihr ſich wieder niederſetzen.

Die Mayeux war bisher in beſcheidener Entfernung während dieſer Scene geblieben, welche Agricola und deſſen Mutter vollkommen in Anſpruch nahm; aber ſie näherte ſich nun ſchüchtern, in der Meinung, nützen zu können; denn die Züge der Françoiſe veränderten ſich immer mehr.

„Alſo, Muth, meine Mutter," — fuhr der Hammerſchmid fort; — „der Schlag iſt jetzt geſchehen . . . Sie brauchen nur mehr des Glückes zu genießen, meinen Vater wieder zu ſehen."

„Meinen armen Baudoin . . . nach achtzehnjähriger Abweſenheit . . . ich kann nicht daran glauben" — entgegnete Françoiſe, in Thränen zerfließend. — „Iſt es auch wahr, mein Gott, iſt es wirklich wahr? . . ."

„Es iſt ſo wahr . . . daß, wenn Sie mir verſprechen wollten, ſich keiner allzuheftigen Rührung hinzugeben . . . ich Ihnen ſagen würde, wann Sie ihn ſehen werden."

„Oh! bald . . . nicht wahr?"

„Ja . . . bald."

„Aber wann kömmt er an?"

„Er kann in jedem Augenblicke ankommen . . . morgen . . . heute vielleicht . . ."

„Heute!“

„Wohlan! ja, meine Mutter ... ich muß es Ihnen endlich ſagen ... er kömmt an ... er iſt angekommen ...“

„Er iſt ... er iſt ...“

Und Françoiſe, ſtotternd, konnte nicht ausreden.

„So eben war er unten; bevor er heraufgehen wollte, bat er den Färber, mich in Kenntniß zu ſetzen, damit ich auf ſeinen Anblick Dich vorbereite ... denn dieſer brave Vater fürchtete, daß eine zu ſchnelle Ueberraſchung Dir ſchaden könnte ...“

„Oh! mein Gott ...“

„Und jetzt“ — rief der Hammerſchmid mit einem gewaltſamen Ausbruche unausſprechlichen Glückes — „iſt er da ... er wartet ... Ah! meine Mutter ... ſeit zehn Minuten bin ich ganz weg; das Herz ſchlägt mir, als wolle es mir die Bruſt zerſprengen.“

Und gegen die Thüre ſtürzend, machte er ſie auf.

Dagobert, Roſe und Blanche an der Hand, erſchien auf der Schwelle.

Anſtatt ſich in die Arme ihres Mannes zu werfen, fiel Françoiſe auf die Knie ... und betete.

Ihre Seele zu Gott erhebend, dankte ſie ihm mit innigem Danke, ihre Wünſche, ihre Bitten erhört, und ſo ihre Opfer belohnt zu haben.

Während einer Sekunde harrten die Theilnehmer dieſer Scene ſchweigend, unbeweglich.

Agricola, aus einem Gefühle der Achtung und

Schicklichkeit, das ſehr mühſam mit dem ungeſtümmen Andrange ſeiner Zärtlichkeit kämpfte, wagte es nicht, Dagobert um den Hals zu fallen; er wartete mit ſchwer verhaltener Ungeduld auf das Ende des Gebetes ſeiner Mutter.

Der Soldat theilte das Gefühl des Hammerſchmides; Beide verſtanden ſich; der erſte Blick, welchen Vater und Sohn wechſelten, drückte ihre Zärtlichkeit, ihre Verehrung für dieſe vortreffliche Frau aus, die, von ihrem religiöſen Eifer eingenommen, ein wenig zu ſehr das Geſchöpf über dem Schöpfer vergaß.

Roſe und Blanche, beſtürzt, gerührt, betrachteten mit Theilnahme dieſe knieende Frau, während die Mayeur, bei dem Gedanken an Agricola's Glück ſchweigend Freudenthränen vergießend, ſich in den dunkelſten Winkel des Zimmers zurückzog, ſich fremd fühlend und nothwendigerweiſe vergeſſen inmitten dieſer Wiedervereinigung der Familie.

Françoiſe erhob ſich wieder, und ging auf ihren Mann zu, der ſie mit ſeinen Armen umſing.

Es war ein Moment feierlichen Schweigens.

Dagobert und Françoiſe ſprachen kein Wort; man hörte einige von Schluchzen unterbrochene Seufzer, Stöhnen der Freude . . . Und als die beiden Alten ihre Köpfe wieder erhoben, war ihre Phyſiognomie ruhig, ſtrahlend, heiter . . . denn die völlige Befriedigung einfacher und reiner Gefühle läßt nie eine fieberhafte und gewaltſame Gemüthsbewegung zurück.

„Meine Kinder . . .“ — ſagte der Soldat mit gerührter Stimme, den Waiſen Françoiſe zeigend, welche, nach dem Aufhören ihrer erſten Aufregung, ſie mit Erſtaunen betrachtete, — „dieß iſt meine gute und würdige Frau . . . ſie wird den Töchtern des Generals Simon ſeyn, was ich ihnen ſelbſt geweſen bin . . .“

„Dann, Madame, werden Sie uns wie Ihre Kinder behandeln,“ — ſagte Roſe, ſich mit ihrer Schweſter der Françoiſe nähernd.

„Die Töchter des Generals Simon . . .“ — rief Dagobert's Frau mit ſteigendem Erſtaunen aus.

„Ja, meine gute Françoiſe, ſie ſind's . . . und ich führe ſie weit her . . . nicht ohne Mühe . . . ich werde Dir ſpäter alles erzählen.“

„Arme Kleinen . . . man könnte ſagen zwei ganz gleiche Engel,“ — bemerkte Françoiſe, die Waiſen mit eben ſo großer Theilnahme als Bewunderung betrachtend.

„Nun . . . an uns zwei . . .“ — ſagte Dagobert, zu ſeinem Sohne ſich wendend.

„Endlich! . . .“ — rief dieſer aus.

Wir müſſen auf die Schilderung der wahnſinnigen Freude Dagobert's und deſſen Sohnes verzichten, des zärtlichen Ungeſtümmes ihrer Umarmungen, die der Soldat unterbrach, um dem Agricola in's Geſicht zu ſehen, ſeine Hände auf die breiten Schultern des jungen Hammerſchmides ſtützend, um ſeine männlichen und freimüthigen Züge, ſeine ſchlanke und kräftige Geſtalt, beſſer bewundern zu können; dann preßte er ihn wieder an ſeine Bruſt, und ſagte: „Ein ſchöner Junge . . . wohlgebaut . . . ein gutes Geſicht! . . .“

Die Mayeur, immer in einen Winkel des Zimmers zurückgezogen, erfreute ſich des Glückes des Agricola; aber ſie fürchtete, ihre bisher unbemerkte Anweſenheit möchte unbeſcheiden ſeyn. Gerne wäre ſie, ohne Aufſehen zu erregen, fortgegangen; allein ſie konnte dieß nicht. Dagobert und deſſen Sohn verdeckten faſt gänzlich die Thüre; ſie blieb alſo, unvermögend, ihre Augen von den zwei holdſeligen Geſichtern der Roſe und Blanche abzuwenden.

Etwas Lieblicheres hatte ſie niemals auf der Welt geſehen, und die außerordentliche Aehnlichkeit der jungen Mädchen unter ſich, vermehrte noch ihr Erſtaunen; dann ſchienen auch ihre beſcheidenen Trauerkleider ihre Armuth zu verkünden, und unwillkürlich fühlte die Mayeur noch mehr Sympathie für ſie.

„Liebe Kinder! ſie frieren; ihre kleinen Hände ſind ganz eiſig; unglücklicherweiſe iſt das Feuer im Ofen erloſchen . . .“ — ſagte Françoiſe.

So wie Françoiſe geſagt hatte, daß im Ofen das Feuer erloſchen ſey, eilte die Mayeur, eifrig bemüht, durch irgend eine nützende Beſchäftigung ihre vielleicht unſchickliche Anweſenheit zu entſchuldigen, in das kleine Cabinet, worin Kohlen und Holz lagen, nahm einige kleine Stücke davon, kehrte zurück, kniete vor den Gußeiſenofen hin, und mit Hülfe von ein wenig unter der Aſche verborgener Kohlengluth, gelang es ihr, das Feuer wieder zu entzünden, welches bald zog und zankte, um altherkömmliche Ausdrücke zu gebrauchen; dann eine Cafékanne mit Waſſer füllend, ſtellte ſie dieſelbe in die Höhlung des Ofens, an die Nothwendigkeit irgend eines warmen Getränkes für die jungen Mädchen denkend.

Die Mayeur that dieß alles ſo geräuſchlos und ſo flink; man dachte, inmitten der lebhaften Aufregungen dieſes Abends, natürlich ſo wenig an ſie, daß Françoiſe, ganz mit Roſe und Blanche beſchäftiget, das Blinken des Feuers im Ofen erſt an der verbreiteten angenehmen Wärme bemerkte, und bald darnach an dem Ziſchen des in der Cafékanne kochenden Waſſers.

Die Erſcheinung eines ſich ſelbſt entzündeten Feuers; überraſchte in dieſem Augenblicke Dagobert's Frau nicht, die durchaus an nichts anderes dachte, als wie ſie die beiden jungen Mädchen unterbringen könnte; denn, wie man weiß, hatte der Soldat nicht geglaubt, ſie von ſeiner Ankunft zum voraus in Kenntniß ſetzen zu müſſen.

Plötzlich erſcholl ein drei- oder viermaliges ſonores Bellen außerhalb der Thüre.

„Halt . . . das iſt mein alter Rabat-joie, —“ ſagte Dagobert, ſeinem Hunde die Thüre öffnend; — „er will herein, um auch die Familie kennen zu lernen.“

Rabat-joie ſprang herein; nach einer Secunde war er, wie man im gemeinen Leben ſagt, wie zu Hauſe.

Nachdem er ſeine lange Schnauze auf der Hand Dagobert's gerieben, ging er der Reihe nach herum, der Roſe, der Blanche, Françoiſe und Agricola viel Ehre zu erweiſen; dann, bemerkend, daß man wenig auf ihn achte, erblickte er Mayeux, welche ſchüchtern in einer dunkeln Ecke des Zimmers ſtand, und eine andere, volksthümliche ſprichwörtliche Redensart ausführend: „die Freunde unſerer Freunde ſind unſere Freunde,“ leckte Rabat-joie die Hände der jungen, in dieſem Augenblicke von Allen vergeſſenen Arbeiterin.

In Folge eines ſonderbaren Gefühles rührte dieſe Liebkoſung die Mayeur bis zu Thränen . . . ſie ſtreichelte öfter mit ihrer langen, magern und weißen Hand, den verſtändigen Kopf des Hundes; hernach, als ſie ſah, daß ſie nichts mehr nützen könne, — denn ſie hatte alle die kleinen Dienſte erwieſen, die ſie leiſten zu können glaubte, — nahm ſie die von Agricola ihr geſchenkte ſchöne Blume, öffnete ſachte die Thüre, und ging ſo beſcheiden hinaus, daß Niemand ihr Fortgehen gewahrte.

Nach jenen Herzensergießungen wechſelſeitiger Liebe begannen Dagobert, ſeine Frau und ſein Sohn, an die Wirklichkeiten des Lebens zu denken.

„Arme Françoiſe, —“ ſagte der Soldat, mit einem Blicke auf Roſe und Blanche weiſend, — „eine ſo ſchöne Ueberraſchung erwarteteſt Du nicht?“

„Ich bin nur betrübt, mein Freund, —“ erwiederte Françoiſe, — „daß die Fräulein des Generals Simon keine beſſere Wohnung haben, als dieſes armſelige Zimmer . . . denn mit Agricola's Dachſtube . . ."

„Iſt unſer Hôtel beiſammen, und es giebt ſchönere, aber beruhige Dich, die armen Kinder ſind gewöhnt, es nicht ſo genau zu nehmen; . . . morgen früh will ich mit meinem Jungen Arm in Arm ausgehen, und ich ſtehe gut dafür, daß nicht er am geradeſten und ſtolzeſten von uns Beiden dahin ſchreiten wird. Wir wollen den Vater des Generals Simon in der Fabrik des Herrn Hardy aufſuchen, um von Angelegenheiten zu ſprechen . . ."

„Morgen, mein Vater, —" ſagte Agricola zu Dagobert, — „werden Sie in der Fabrik weder Herrn Hardy finden, noch den Vater des Herrn Marſchalls Simon . . ."

„Was ſprichſt Du da, mein Junge?" — erwiederte Dagobert lebhaft, — „des Marſchalls?"

„So iſt's; ſeit 1830 haben Freunde des Generals Simon die Anerkennung des Titels und Grades bewirkt, welche ihm der Kaiſer nach der Schlacht von Ligny verliehen hat."

„Wahrhaftig? —" rief Dagobert gerührt aus, — „ich ſollte nicht darüber erſtaunen . . . weil es nach allem Vorausgegangenen Gerechtigkeit iſt . . . und wenn der Kaiſer etwas geſagt hat, ſo iſt es wohl das Mindeſte, daß man ſpricht wie er; . . . aber das iſt gleich . . . das bringt mir hieher . . . gerade in's Herz, das rührt mich; —" dann zu den jungen Mädchen ſich wendend:

— „Verſtehen Sie, meine Kinder . . . Sie kommen in Paris an als Töchter eines Herzogs und Marſchalls . . . freilich ſollte man es kaum glauben, ſieht man Sie in dieſem beſcheidenen Zimmer, meine armen kleinen Herzoginnen . . . aber Geduld, alles wird ſich machen; Vater Simon muß bei der Nachricht vom Wiedereintritte ſeines Sohnes in ſeinen Grad, recht erfreut geweſen ſeyn . . . he, mein Junge?"

„Er hat uns geſagt, daß er alle möglichen Grade und Titel hingäbe, um ſeinen Sohn wieder zu ſehen . . . denn während der Abweſenheit des Generals haben ſeine Freunde dieſe Gerechtigkeit für ihn nachgeſucht und erhalten; . . . übrigens erwartet man den Marſchall unverzüglich; denn ſeine jüngſten Briefe aus Indien verkündeten ſeine Ankunft."

Bei dieſen Worten blickten ſich Roſe und Blanche an; ihre Augen hatten ſich mit ſüſſen Thränen gefüllt.

„Gott ſey Dank! ich und dieſe Kinder rechnen auf ſeine Heimkehr; . . . aber warum werden wir morgen in der Fabrik weder Herrn Hardy, noch Vater Simon treffen?"

„Sie ſind ſeit zehn Tagen abgereiſet, um eine im Süden aufgeſtellte engliſche Maſchine zu unterſuchen und zu ſtudiren; ihre Rückkehr kann täglich erfolgen."

„Teufel . . . das iſt mir ſehr unangenehm . . . Ich hoffte, mit dem Vater des Generals über wichtige Angelegenheiten zu ſprechen; übrigens muß man wiſſen, wohin man ihm ſchreiben kann. Du, mein Junge, wirſt ihm alſo von morgen an zu wiſſen machen, daß ſeine Enkelinnen hier angekommen ſind. Inzwiſchen, meine Kinder, —“ fügte der Soldat bei, ſich zu Roſe und Blanche wendend, „wird Ihnen die gute Frau ihr Bett geben, und, man muß ſich in die Zeit ſchicken, arme Kleinen, Sie werden wenigſtens nicht übler daran ſeyn, als unterwegs.“

„Du weißt, daß wir uns bei Dir und bei Madame immer wohl befinden werden,“ — ſagte Roſe.

„Und dann denken wir nur an das Glück, endlich in Paris zu ſeyn, . . . weil wir hier bald unſern Vater wieder finden werden, . . . —“ fügte Blanche bei.

„Und mit dieſer Hoffnung da geduldet man ſich, ich weiß es wohl, —“ erwiederte Dagobert; „aber dieß iſt gleich; nach dem, was Sie von Paris erwarteten . . . müſſen Sie gewaltig erſtaunt ſeyn, . . . meine Kinder.“ Ei, bis jetzt finden Sie nicht ſo ganz die goldene Stadt, von der Sie geträumt haben, ſo viel fehlt daran; aber Geduld . . . Geduld . . . Sie werden ſehen, daß dieſes Paris nicht ſo garſtig iſt, als es ausſieht . . .“

„Und dann, —“ äußerte Agricola munter, — „bin ich überzeugt, daß die Ankunft des Marſchalls Simon Paris für dieſe Fräulein in eine wahrhafte goldene Stadt verwandeln wird.“

„Sie haben Recht, Herr Agricola, —“ entgegnete Roſe lächelnd; — „Sie haben uns durchſchaut.“

„Wie, Fräulein . . . Sie wiſſen meinen Namen?“

„Allerdings, Herr Agricola; wir ſprachen oft von

Ihnen mit Dagobert, und erſt kürzlich noch mit Gabriel, —" fügte Blanche hinzu.

„Gabriel! . . ." riefen zu gleicher Zeit Agricola und deſſen Mutter mit Staunen aus.

„Ei, mein Gott, ja, —" verſetzte Dagobert, den Waiſen ein Zeichen des Einverſtändniſſes gebend, — „wir können Euch vierzehn Tage lang davon erzählen; und unter anderm, wie wir Gabriel angetroffen haben . . . Alles was ich Euch ſagen kann, iſt . . . daß er in ſeiner Art . . . werth iſt, mein Junge zu ſein . . . (ich kann nicht müde werden, zu ſagen: mein Junge) und daß ſie wohl würdig ſind, ſich als Brüder zu lieben . . . Brave . . . brave Frau . . . —" ſetzte Dagobert mit Rührung bei, — „das iſt ſchön, ſieh . . . was Du da gethan haſt, indem Du, ſelbſt ſchon ſo arm, jenes unglückliche Kind annahmſt, und mit dem Deinigen aufzogeſt . . ."

„Mein Freund, ſprich doch nicht ſo; es iſt ſo einfach."

„Du haſt Recht; aber ich werde Dir dieß ſpäterhin wiedervergelten; es iſt Dir gutgeſchrieben . . . Gewiß wirſt Du ihn morgen früh ſehen . . ."

„Der gute Bruder . . . auch angekommen . . . —" rief der Hammerſchmid aus. — „Und da ſage man noch nach allem dem, daß es keine beſondern Glückstage gebe! . . . Und wie haben Sie ihn getroffen, mein Vater?"

„Wie, Sie? . . . immer Sie? . . . Ah, ſag doch, mein Junge, hältſt Du Dich, weil Du Lieder dichteſt, für einen allzu großen Herrn, um mich zu dutzen?“

„Mein Vater . . .“

„Du mußt mir frei heraus recht viele Du und Dich ſagen, damit ich alle jene wieder einhole, die Du mir in achtzehn Jahren geſagt hätteſt . . . Gabriel betreffend, werde ich Dir ſogleich erzählen, wo und wie wir ihn getroffen; wenn Du nämlich zu ſchlafen hoffeſt, ſo irreſt Du; Du wirſt Dein Zimmer mit mir theilen . . . und wir werden plaudern . . . Rabat-Joie wird vor der Thüre dieſes Zimmers bleiben; es iſt eine alte Gewohnheit von ihm, nahe bei den Kindern zu ſein.“

„Mein Gott, mein Freund, ich denke an nichts; aber in einem ſolchen Augenblicke . . . Wenn Ihr zu Nacht eſſen wolltet, dieſe Fräulein und Du . . . ſo könnte Agricola ſogleich etwas bei dem Traiteur holen.“

„Was ſagt Ihr Herz dazu, meine Kinder?“

„Nein, wir danken, Dagobert; wir haben keinen Hunger; wir ſind zu vergnügt . . .“

„Sie werden doch recht warmes Zuckerwaſſer mit ein wenig Wein trinken, um ſich zu erwärmen, meine lieben Fräulein, —“ ſagte Françoiſe; — „zum Unglücke hab' ich nichts anderes.“

„Gut ſo, Du haſt Recht, Françoiſe; dieſe lieben Kinder ſind müde, bring ſie zu Bette . . . Inzwiſchen geh ich zu meinem Jungen hinauf, und morgen früh, bevor Roſe und Blanche erwachen, will ich herunter kommen, und mit Dir plaudern, um Agricola etwas Ruhe zu gönnen"

In dieſem Augenblicke pochte man ziemlich ſtark an die Thüre.

„Das iſt die gute Mayeur, welche fragen wird, ob man ihrer nicht bedürfe," ſagte Agricola.

„Aber es dünkt mir, daß ſie hier war, als mein Mann kam, —" erwiederte Françoiſe.

„Du haſt Recht, meine Mutter, das arme Mädchen wird ungeſehen fortgegangen ſein, aus Beſorgniß, zu ſtören; ſie iſt ſo beſcheiden . . . Allein ſie klopft nicht ſo ſtark an."

„Sieh-doch, wer es denn iſt, Agricola, —" ſagte Françoiſe.

Bevor der Hammerſchmid Zeit fand, an die Thüre zu kommen, ging dieſe auf, und ein anſtändig gekleideter Mann mit achtungswerthem Geſichte, trat einige Schritte weit in das Zimmer, und warf darin einen raſchen Blick um ſich, der einen Augenblick auf Roſe und Blanche verweilte.

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, mein Herr —" ſagte Agricola, auf ihn zu ſchreitend, — „daß Sie nach dem Anpochen . . . hätten warten können . . . bis man Sie eintreten geheißen . . . Und nun . . . was wünſchen Sie?"

„Ich bitte Sie um Verzeihung, mein Herr, —" ſagte dieſer Mann ſehr artig, welcher höchſt langſam ſprach, wahrſcheinlich um mit dem Rechte zu geizen, länger im Zimmer zu bleiben, — „ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung . . . ich bin untröſtlich über meine Unbeſcheidenheit . . . ich bin beſchämt, zu . . .“

„Es mag ſeyn, mein Herr, —“ unterbrach ihn Agricola ungeduldig, — „was wollen Sie?“

„Mein Herr . . . nicht wahr, hier wohnt Mademoiſelle Soliveau, eine bucklige Arbeiterin?“

„Nein, mein Herr, oben, —“ erwiederte Agricola.

„Oh! mein Gott, mein Herr,“ — rief der artige Mann aus, ſeine tiefen Begrüſſungen wieder beginnend, — „ich bin verwirrt ob meiner Ungeſchicklichkeit . . . ich glaubte bei jener jungen Arbeiterin einzutreten, welcher ich eben von Seite einer ſehr achtungswerthen Perſon Arbeit anbieten wollte . . .“

„Es iſt ſehr ſpät, mein Herr, —“ verſetzte Agricola verwundert; — „übrigens iſt jene junge Arbeiterin eine Bekannte unſerer Familie; kommen Sie morgen wieder; Sie können ſie heute Abend nicht ſprechen, da ſie zu Bett gegangen iſt.“

„In dieſem Falle, mein Herr, wiederhole ich Ihnen meine Entſchuldigungen . . .“

„Sehr wohl, mein Herr, —“ ſagte Agricola, einen Schritt gegen die Thüre machend.

„Ich bitte Madame und dieſe Fräulein, ſo wie den Herrn . . . überzeugt zu ſeyn . . .“

„Wenn Sie ſo lange fortfahren, mein Herr, —“ bemerkte Agricola, — „werden Sie auch die Länge Ihder Entſchuldigungen entſchuldigen müſſen . . . und das Ende davon wäre gar nicht abzuſehen.“

Bei dieſen Worten Agricola's, worüber Roſe und Blanche lächeln mußten, ſtreifte Dagobert ſtolz ſeinen Knebelbart: — „Mein Junge hat Verſtand! —“ ſagte er ganz leiſe zu ſeiner Frau: — „Du verwunderſt Dich nicht darüber, es iſt ja Dein Werk.“

Während deſſen ging der complimentenvolle Mann fort, nach einem langen und letzten Blicke auf die beiden Schweſtern, auf Agricola und Dagobert.

Einige Augenblicke darnach, während Françoiſe, nachdem ſie für ſich eine Matratze auf den Boden gelegt, und ihr Bett mit ſehr weißen Leintüchern für die Waiſen überzogen hatte, dieſe mit mütterlicher Sorgfalt zu Bette-geleitete, gingen Dagobert und Agricola in ihre Dachſtube hinauf.

Im Augenblicke, da der Hammerſchmid, welcher, ein Licht in der Hand, ſeinen Vater vorausging, an der Thüre des kleinen Zimmers der Mayeux vorbeikam, rief ihm dieſe, halb dunkel verſteckt, raſch und leiſe zu:

„Agricola, eine große Gefahr droht Dir . . . ich muß mit Dir ſprechen . . .“

Dieſe Worte wurden ſo ſchnell, ſo leiſe geſprochen, daß Dagobert ſie nicht hörte; da aber Agricola zuſammenfahrend plötzlich ſtill geſtanden, ſagte der Soldat zu ihm:

„Nun denn, mein Junge, was giebts?“

„Nichts, mein Vater . . .“ antwortete der Hammerſchmid, ſich umkehrend. — Ich fürchtete, Dir nicht genug zu leuchten.“

„Sei ruhig . . . ich habe dieſen Abend Augen und Beine eines Fünfzehnjährigen.“

Und der Soldat, ſeines Sohnes Erſtaunen nicht gewahrend, trat mit ihm in die kleine Dachſtube, worin Beide die Nacht zubringen ſollten.

. . . .

Einige Minuten, nachdem der Mann, mit ſo artigen Manieren, der bei Dagobert's Frau nach der Mayeur gefragt, das Haus verlaſſen hatte, begab er ſich an das äuſſerſte Ende der Straße Briſe-Miche.

Er trat an einen Fiacker, der auf dem kleinen Platze des Kloſters Saint-Merry hielt.

Im Fond dieſes Fiackers ſaß Herr Rodin, in einen Mantel gehüllt.

„Nun denn? —“ ſagte er in einem fragenden Tone.

„Die zwei jungen Mädchen und der Mann mit dem grauen Knebelbarte, ſind bei Françoiſe Baudoin eingetreten, —“ antwortete der Andere; — „bevor ich an die Thüre pochte, konnte ich einige Minuten lang horchen und hören . . . die jungen Mädchen werden dieſe Nacht das Zimmer der Françoiſe Baudoin theilen . . . der Alte mit dem grauen Knebelbarte das Zimmer des Hammerſchmid-Arbeiters.“

„Sehr wohl!“ erwiederte Rodin.

„Ich habe nicht darauf zu beſtehen gewagt. —“ fuhr der artige Mann fort, — „die bucklige Nähterin noch heute Abend hinſichtlich der Bachusfeſt-Königin zu ſprechen; ich werde morgen wieder kommen, um die Wirkung des Briefes zu erfahren, den ſie, in Betreff des jungen Hammerſchmides, während der Abendzeit durch die Poſt hat erhalten müſſen . . .“

„Verſäumen Sie es nicht; nun gehen Sie, in meinem Namen, zum Beichtvater der Françoiſe Baudoin, obgleich es ſehr ſpät iſt; Sie werden ihm ſagen, daß ich ihn in der Straße du Milieu des Urſins erwarte; er möge auf der Stelle ſich dorthin begeben . . . ohne eine Minute zu verlieren . . . Sie werden ihn begleiten; ſollte ich noch nicht zu Hauſe ſeyn, ſo müßte er auf mich warten . . . denn es handle ſich, werden Sie ihm ſagen, von Sachen von höchſter Wichtigkeit . . .“

„Dieß alles wird getreulich beſorgt werden, —“ entgegnete der artige Mann, ſich tief verbeugend vor Rodin, deſſen Fiacker ſich ſchnell entfernte.

Fünfzehntes Kapitel.

Agricola und die Mayeux.

Eine Stunde nach dieſen verſchiedenen Auftritten, herrſchte das tiefſte Schweigen im Hauſe der Straße Briſe-Miche.

Ein unſtäter Schein, durch zwei Scheiben einer Glasthüre zuckend, zeigte, daß die Mayeur noch wachte; denn dieſe düſtere kleine Kammer, ohne Luft, ohne Licht, empfing den Tag nur durch dieſe Thüre, da ſie zu einem engen und dunklen, im Dachwerke angebrachten Weg führte.

Ein ſchlechtes Bett, ein Tiſch, ein altes Felleiſen und ein Stuhl, füllten den Raum dieſer eiſigen Behauſung dergeſtalt aus, daß darin zwei Perſonen nicht ſitzen konnten, wenn nicht eine davon auf dem Bette Platz nahm.

Die von Agricola der Mayeur geſchenkte prächtige Blume, ſehr ſorgfältig in einem Glas Waſſer verwahret, das auf dem weißzeugbeladenen Tiſche ſtand, verbreitete ihren angenehmen Geruch, ſchloß ihren Purpurkelch auf, mitten in dieſem armſeligen Zimmer mit Mauern von grauem und feuchten Gypſe, das eine dünne Talgkerze ſchwach erhellte.

Die Mayeur, ganz angekleidet auf ihrem Bette ſitzend, mit beſtürzter Miene, die Augen voll Thränen, mit der einen Hand auf ihr Kopfkiſſen geſtützt, neigte ihren Kopf gegen die Thüre, ängſtlich lauſchend, von Minute zu Minute hoffend, Agricola's Schritte zu hören.

Das Herz des jungen Mädchens ſchlug heftig; ihr ſonſt immer ſo bleiches Geſicht war leicht gefärbt, ſo ſtark war ihre innere Aufregung; . . . bisweilen blickte ſie mit einer Art von Schrecken auf einen Brief, den ſie in der Hand hielt; dieſen in der Abendzeit durch die Poſt angekommenen Brief, hatte der Portier-Färber auf den Tiſch der Mayeur gelegt, während dieſe bei der Zuſammenkunft Dagobert's und ſeiner Familie geweſen.

Nach einigen Augenblicken hörte das junge Mädchen ſachte eine Thüre öffnen, ſehr nahe neben der ihrigen.

„Endlich . . . kommt er! —“ rief ſie aus.

Wirklich trat Agricola ein.

„Ich wartete, bis mein Vater eingeſchlafen war, —“ ſagte mit leiſer Stimme der Hammerſchmid, deſſen Phyſiognomie mehr Neugierde als Unruhe verrieth; — „was giebt's denn, meine gute Mayeur? Wie Dein Geſicht entſtellt iſt . . . Du weineſt . . . was geht vor? von welcher Gefahr wirſt Du mit mir ſprechen?“

„Hier . . . lies . . . —“ erwiederte die Mayeur mit zitternder Stimme, ihm ſchnell einen offenen Brief reichend.

Agricola trat zum Lichte, und las folgendes:

„Eine Perſon, die ſich nicht zu erkennen geben kann, aber die ſchweſterliche Theilnahme kennt, die Sie für Agricola Baudoin hegen, ſetzt Sie in Kenntniß, daß dieſer junge und wackere Arbeiter wahrſcheinlich im Laufe des morgigen Tages wird verhaftet werden . . .“

„Ich! . . . —“ rief Agricola aus, das junge Mädchen erſtaunt anblickend . . . — Was ſoll dieß heißen?"

„Fahr fort . . . —" erwiederte die Nähterin lebhaft, die Hände faltend.

Agricola fuhr fort, kaum ſeinen Augen trauend:

„Sein Lied von den befreiten Arbeitern iſt als ein Verbrechen angeklagt worden; man hat mehrere Exemplare davon unter den Papieren einer geheimen Geſellſchaft gefunden, deren Häupter, in Folge des Complottes der Straße des Prouvaires, ſo eben eingekerkert worden ſind . . ."

„Ach! —" ſagte die Nähterin, in Thränen zerfließend, — „jetzt begreife ich alles. Jener Mann, der heute Abend unten ſpionirte, wie der Färber meldete... war ohne Zweifel ein Spion, der Deine Ankunft erlauerte."

„Geh doch! dieſe Anklage iſt abgeſchmackt, —" rief Agricola aus; — „ängſtige Dich nicht, meine gute Mayeur. Ich gebe mich mit Politik nicht ab . . . Meine Lieder athmen nur Liebe der Menſchheit. Iſt es meine Schuld, wenn ſie unter den Papieren einer geheimen Geſellſchaft gefunden wurden? . . ."

Und er warf den Brief mit Geringſchätzung auf den Tiſch. „Fahr fort . . . ich bitte, —" erwiederte die Mayeur, — „fahr fort!"

„Wenn Du es willſt . . . wohlan!"

Und Agricola fuhr fort:

„Ein Verhaftbefehl iſt ſo eben gegen Agricola Baudoin erlaſſen worden; ohne Zweifel wird ſeine Unſchuld früh oder ſpät an den Tag kommen . . . aber er wird wohl thun, ſich zunächſt ſo bald als möglich vor den gerichtlichen Verhandlungen ſchützen . . . um einer vorläufigen Haft von zwei oder drei Monaten zu entgehen, die ein ſchrecklicher Schlag für ſeine Mutter wäre, deren einzige Stütze er iſt.

Ein aufrichtiger Freund, der gezwungen iſt, unbekannt zu bleiben."

Nach einer Pauſe des Schweigens zuckte der Hammerſchmid die Achſeln; ſein Geſicht wurde wieder heiter, und er ſagte lächelnd zur Nähterin:

„Beruhige Dich, meine gute Mayeur, dieſe ſchlechten Spaßmacher haben ſich in mir getäuſcht . . . das iſt ganz einfach ein zum voraus aufgetiſchter Aprilfiſch *) . . ."

„Agricola . . . um's Himmelswillen, . . . —" entgegnete die Nähterin mit flehender Stimme, — „behandle die Sache nicht leichtſinnig . . . Glaube meinen Ahnungen . . . Beherzige dieſe Warnung . . ."

„Noch einmal . . . mein armes Kind, mein Lied von den Arbeitern iſt vor mehr als zwei Monaten

---

*) Bei uns „Aprilnarr" genannt.

D. Ueb.

gedruckt worden; es enthält durchaus nichts Politiſches, und übrigens hätte man nicht bis jetzt gewartet . . . es gerichtlich zu verfolgen . . .“

„Aber bedenke doch, daß die Verhältniſſe nicht mehr die nämlichen ſind; . . es ſind kaum zwei Tage verfloſſen, daß jenes Complott hier in der Nähe, Straße des Prouvaires, entdeckt wurde . . . Und wenn man Dein, bisher vielleicht unbekanntes Lied, bei den wegen dieſer Verſchwörung verhafteten Perſonen gefunden hat, . . . ſo braucht es mehr nicht, um Dich bloßzuſtellen . . .“

„Mich bloßſtellen . . . ein Lied, worin ich die Liebe zur Arbeit und die chriſtliche Liebe rühme . . . da wäre wohl die Gerechtigkeit eine gewaltig Blinde; man müßte ihr dann einen Hund und einen Stock zur Führung geben.“

„Agricola, —“ ſagte dann das junge Mädchen, untröſtlich über das Scherzen des Hammerſchmiedes in einem ſolchen Momente, — ich beſchwöre Dich . . . höre mich: ohne Zweifel predigeſt Du in Deinem Liede die heilige Liebe zur Arbeit; aber Du beklageſt ſchmerzlich das ungerechte Loos der armen, jeglichem Elende des Lebens hoffnungslos preisgegebenen Arbeiter . . . Du predigeſt die evangeliſche Brüderſchaft . . . Dein gutes und edles Herz entrüſtet ſich über die Selbſtſüchtigen und Böſen . . . Kurz, Du förderſt mit der ganzen Gluth Deiner Wünſche die Befreiung der Handwerker, welche, minder glücklich als Du, nicht den großmüthigen Herrn Hardy zum Beſchützer haben. Wohlan, ſprich, Agricola, bedarf es in dieſen unruhigen Zeiten mehr, Dich bloßzuſtellen? Wenn mehrere Exemplare Deiner Lieder bei den verhafteten Perſonen vorgefunden wurden . . ."

Bei dieſen vernünftigen, mit Wärme geſprochenen Worten dieſes vortrefflichen Weſens, das ſeinen Verſtand aus ſeinem Herzen ſchöpfte, machte Agricola eine Bewegung; er begann die erhaltene Nachricht ernſtlicher zu würdigen.

Als die Mayeur ihn erſchüttert ſah, fuhr ſie fort:

„Und dann, erinnerſt Du Dich Remi's . . . Deines Mitarbeiters?"

„Remi?"

„Ja, ein Brief von ihm . . . ein ſehr unbedeutender Brief jedoch, wurde bei einer im vorigen Jahre wegen Verſchwörung verhafteten Perſon gefunden; . . . er blieb einen Monat im Gefängniſſe."

„Das iſt wahr, meine gute Mayeur; aber man hat bald die Ungerechtigkeit dieſer Anſchuldigung erkannt, und ihn wieder frei gelaſſen."

„Nachdem er einen Monat im Gefängniſſe verlebt hatte . . . und dieß zu vermeiden iſt ein Dir ertheilter vernünftiger Rath . . . Agricola, bedenk es, mein Gott! . . einen Monat im Gefängniſſe . . . und Deine Mutter . . .

Dieſe Worte der Mayeur machten auf Agricola einen tiefen Eindruck; er nahm den Brief, und las ihn noch einmal aufmerkſam.

„Und jener Mann, der den ganzen Abend um das Haus herum ſtrich? —“ fuhr das junge Mädchen fort. — „Ich komme immer wieder darauf zurück . . . Dieß war kein Zufall . . . Ach, mein Gott, welcher Schlag für Deinen Vater, für Deine arme Mutter, die nichts mehr erwirbt! . . . Biſt Du jetzt nicht ihre einzige Hülfsquelle? . . . Bedenk es doch; was müßte ohne Dich, ohne Deine Arbeit, aus ihnen werden?“

„In der That . . . dieß wäre ſchrecklich, —“ erwiederte Agricola, den Brief auf den Tiſch werfend; — „was Du mir von Remi ſagſt, iſt wahr . . . Er war ſo unſchuldig, wie ich; ein Irrthum des Gerichtes . . . ein unwillkührlicher Irrthum, ohne Zweifel, aber deßwegen nicht weniger ſchmerzlich . . . Allein noch einmal, . . . man verhaftet keinen Menſchen, ohne ihn zu hören.“

„Man verhaftet ihn zuerſt . . . hernach hört man ihn, —“ ſagte die Mayeux gramvoll; — „dann, nach einem oder zwei Monaten, giebt man ihm ſeine Freiheit wieder . . . und . . . wenn er eine Frau hat, Kinder, die nur von ſeiner täglichen Arbeit leben . . . was fangen ſie an, während ihre einzige Stütze im Gefängniſſe iſt? . . . ſie hungern, ſie frieren . . . und ſie weinen . . .“

„Bei dieſen einfachen und rührenden Worten der Mayeux ſchauderte Agricola.

„Ein Monat ohne Arbeit . . . —“ entgegnete er mit trauriger und nachdenkender Miene. — „Und meine

Mutter . . . und mein Vater . . . und dieſe zwei jungen Mädchen, die bis zur Ankunft ihres Vaters, des Marſchalls Simon, in Paris, einen Theil unſerer Familie bilden . . . Ah! Du haſt Recht; wider meinen Willen erſchreckt mich dieſer Gedanke . . .“

„Agricola, —“ rief plötzlich die Mayeur aus, — „wenn Du Dich an Herrn Hardy wendeteſt; er iſt ſo gut, ſein Character ſo geſchätzt . . . ſo geehrt, daß man vielleicht, wenn er ſeine Bürgſchaft für Dich anböte, von der gerichtlichen Verfolgung abſtände?“

„Unglücklicherweiſe iſt Herr Hardy nicht hier, ſondern mit dem Vater des Marſchalls Simon verreiſet.“

Dann, nach neuem Schweigen, fügte Agricola bei, indem er ſeine Befürchtungen zu beſchwichtigen ſuchte:

„Doch nein, ich kann an dieſen Brief nicht glauben; . . . nach allem will ich lieber die Ereigniſſe erwarten . . . Ich hätte wenigſtens die Ausſicht, im erſten Verhöre meine Unſchuld zu beweiſen . . . denn im Grunde, meine gute Mayeur, ob ich im Gefängniſſe, oder gezwungen bin, mich zu verſtecken, . . . jedenfalls wird meiner Familie meine Arbeit entgehen . . .“

„Ach! . . . das iſt wahr . . . —“ verſetzte das arme Mädchen, — „was iſt zu thun? . . . mein Gott! . . . was iſt zu thun? . . .“

„Ah! mein braver Vater . . . —“ dachte ſich Agricola, — „wenn dieſes Unglück morgen geſchähe . . . welches Erwachen für ihn . . . der ſo eben ſo vergnügt entſchlummerte!“

Und der Hammerſchmid verhüllte ſeine Stirne mit ſeinen Händen.

Zum Unglücke waren die ängſtlichen Befürchtungen der Mayeur nicht übertrieben; denn man erinnert ſich, daß zu jener Zeit, im Jahre 1832, vor und nach dem Complotte der Straße des Prouvaires, eine ſehr große Zahl von Präventivverhaftungen unter der arbeitenden Claſſe, in Folge einer gewaltigen Reaction gegen demokratiſche Ideen, Statt gefunden hat.

Plötzlich brach die Mayeur das ſeit einigen Secunden gedauerte Schweigen; eine lebhafte Röthe färbte ihre Züge, welche das unerklärbare Gepräge von Selbſtüberwindung, Schmerz und Hoffnung trugen.

„Agricola, Du biſt gerettet! . . . —“ rief ſie aus.

„Was ſagſt Du?“

„Jenes ſo ſchöne, ſo gute Fräulein, welches durch die Spende dieſer Blume,“ (und die Mayeur wies ſie dem Hammerſchmide) „ein kränkendes Anerbieten mit ſo viel Zartſinn gut zu machen wußte . . . jenes Fräulein muß ein großmüthiges Herz haben . . . Du mußt Dich an daſſelbe wenden . . . an ſie . . .“

Bei dieſen Worten, welche die Mayeur mit ſchwerer Selbſtbeherrſchung auszuſprechen ſchien, floſſen zwei große Thränen über ihre Wangen.

Zum erſtenmale in ihrem Leben erfaßte ſie ein Gefühl ſchmerzlicher Eiferſucht . . . eine andere Dame war glücklich genug, demjenigen helfen zu können, den ſie anbetete, ſie . . . ein armes, unvermögendes, elendes Geſchöpf.

„Du denkſt daran? —“ ſagte Agricola überraſcht; — „was könnte jenes Fräulein in dieſer Sache thun?“

„Hat es nicht zu Dir geſagt: „„Erinnern Sie ſich meines Namens, und wenden Sie ſich unter allen Umſtänden an mich?““

„So iſt's . . .“

„Jene Dame muß, in ihrer hohen Stellung, vornehme Verbindungen haben, die Dich beſchützen, vertheidigen könnten; . . . beſuche ſie morgen früh; geſteh ihr offen, was Dir begegnet . . . bitte Sie um ihren Beiſtand.“

„Aber noch einmal, meine gute Mayeux, was meinſt Du denn, daß ſie thun ſoll? . . .“

„Höre . . . ich erinnere mich, daß mein Vater einſt zu uns ſagte, er habe einen ſeiner Freunde, durch Erlage einer Caution für ihn, vor der Gefangenſchaft bewahrt . . . Es wird Dir etwas Leichtes ſeyn, jene Dame von Deiner Unſchuld zu überzeugen; . . . ſie möge Dir die Gefälligkeit erweiſen, ſich für Dich zu verbürgen; dann, dünkt mir, wirſt Du nichts mehr zu befürchten haben . . .“

„Ah . . . mein armes Kind . . . eine ſolche Gefälligkeit von Jemanden zu erbitten . . . den man nicht kennt . . . das iſt hart . . .“

„Glaube mir, Agricola, —“ erwiederte die Mayeux traurig, — „ich werde Dir nie etwas rathen, was Dich in den Augen von irgend einem Menſchen erniedrigen könnte . . . und vorzüglich . . . hörſt Du . . . vorzüglich in den Augen jener Perſon . . . Es handelt ſich nicht davon, daß Du Geld für Dich begehreſt . . . ſondern nur die Erlage einer Caution, welche es Dir möglich macht, Deine Arbeit fortzuſetzen, damit Deine Familie nicht darben dürfe . . . Glaube mir, Agricola, eine ſolche Bitte hat für Dich nur Edles und Würdiges . . . Das Herz jener Dame iſt großmüthig . . . ſie wird Dich verſtehen; jene Caution iſt für ſie nichts . . . für Dich wird ſie alles ſeyn. Sie wird das Leben der Deinigen ſeyn."

„Du haſt Recht, meine gute Mayeux, —" entgegnete Agricola gramvoll und traurig; — „vielleicht iſt es beſſer, dieſen Schritt zu wagen . . . Wenn jene Dame einwilliget, mir dieſe Gefälligkeit zu erweiſen, und eine Caution mich wirklich vor der Gefangenſchaft bewahren kann . . . werde ich auf jedes Ereigniß gefaßt ſeyn . . . Doch nein, nein, —" fügte der Hammerſchmid aufſtehend bei, — „nie werd' ich es wagen, mich an jene Dame zu wenden. Mit welchem Rechte ſollt' ich es thun? . . Was will die kleine Gefälligkeit, die ich ihr erwieſen habe . . . neben jener ſagen, die ich von ihr verlange?"

„Glaubſt Du denn, Agricola, daß eine großmüthige Seele die Gefälligkeiten, welche ſie erweiſen kann, nach jenen bemißt, die ſie empfangen hat? . . . vertrau auf mich, was das Herz betrifft . . . ich bin nur ein armes Geſchöpf, das ſich mit Niemanden vergleichen darf; ich bin nichts, ich vermag nichts. Wohlan, dennoch bin ich überzeugt . . . ja, Agricola . . . ich bin überzeugt . . . daß jene, ſo hoch über mir ſtehende Dame . . . meine Ahnung in dieſer Angelegenheit beſtätigen wird; . . . ja, wie ich, wird ſie das Peinliche Deiner Lage begreifen, und mit Freude, mit Glückſeligkeit, mit Dankbarkeit das thun, was ich thun würde . . . wenn ich, ach, etwas anderes thun könnte, als zu fruchtloſen Dienſten gerne bereit ſeyn . . ."

Wider ihren Willen ſprach die Mayeux dieſe letzten Worte mit einem ſo herzzerreiſſenden Ausdrucke: es lag etwas ſo Schmerzliches in der Selbſtvergleichung dieſes unglücklichen, unbekannten, verachteten, elenden und gebrechlichen Geſchöpfes mit Adriane von Cardoville, dieſem glänzenden Vorbilde der Jugend, der Schönheit, des Reichthums, daß Agricola bis zu Thränen gerührt wurde; der Mayeux eine Hand reichend, ſagte er zu ihr mit bewegter Stimme:

„Wie gut Du biſt! . . . Wie ſo voll edler Geſinnung, geſunden Menſchenverſtandes und Zartgefühles! . . ."

„Leider kann ich nur . . . rathen . . ."

„Und Dein Rath wird befolgt werden . . . meine gute Mayeux; er iſt jener der erhabenſten Seele, die ich kenne . . . Und dann haſt Du mich hinſichtlich dieſes Schrittes durch die Ueberredung beruhiget, daß das Herz des Fräuleins von Cardoville . . . den Werth des Deinigen hat . . ."

Bei dieſer treuherzigen und aufrichtigen Gleichſtellung vergaß die Mayeux faſt alles, was ſie ſo eben gelitten hatte, ſo ſüß, ſo tröſtend war ihre Gemüthsbewegung . . . Denn ſo wie es für gewiſſe, vom Verhängniſſe zu Leiden beſtimmte Weſen, der Welt unbekannte Schmerzen giebt, lächeln ihnen bisweilen auch, gleichfalls unbekannte, beſcheidene und ſchüchterne Freuden . . . Das geringſte Wort zärtlicher Zuneigung, welches ſie in ihren eigenen Augen erhöht, iſt ſo wohlthuend, ſo unausſprechlich für dieſe armen, gewöhnlich der Verachtung, harten Begegnungen und troſtloſem Zweifel an ſich ſelbſt preisgegebenen Geſchöpfe.

„Alſo, es bleibt dabei, Du wirſt . . . morgen früh zu jener Dame gehen . . . nicht wahr? . . .“ — rief die Mayeux mit neubelebter Hoffnung aus. — „Mit Tagesanbruch will ich hinuntergehen, und an der Haus-Thüre wachen, um zu ſpähen, ob ſich nichts Verdächtiges zeigt, um Dich davon in Kenntniß ſetzen zu können . . .“

„Gutes und herrliches Mädchen . . .“ — ſagte Agricola mit ſteigender Rührung.

„Du mußt trachten, vor dem Erwachen Deines Vaters auszugehen . . . Das Stadtviertel, worin jene Dame wohnt, iſt ſo öde . . . daß Dein Hingehen . . . faſt ſchon ſo viel ſein wird, als ob Du Dich verſteckteſt . . .“

„Mir dünkt, ich höre die Stimme meines Vaters,“ — ſagte plötzlich Agricola.

In der That lag das Zimmer der Mayeur ſo nahe bei der Dachſtube des Hammerſchmides, daß dieſer und die Nähterin, horchend, Dagobert hörten, der im Finſtern rief:

„Agricola . . . ſchläfſt Du, mein Junge? . . . mein erſter Schlaf iſt vorbei . . . die Zunge juckt mich teufelmäßig . . .“

„Geh ſchnell, Agricola,“ — ſagte die Mayeur. — Deine Abweſenheit könnte ihn beunruhigen . . . Jedenfalls geh morgen früh nicht eher aus, bis ich mit Dir ſprechen kann . . . wenn ich etwas Verdächtiges geſehen habe.“

„Agricola . . . biſt Du denn nicht da?“ — fuhr Dagobert mit lauterer Stimme fort.

„Da bin ich, mein Vater,“ — erwiederte der Hammerſchmid, aus dem Cabinete der Mayeur in die Dachſtube ſeines Vaters tretend; — „ich habe den vom Winde auf- und zugeſchlagenen Fenſterladen eines Speichers geſchloſſen . . . aus Beſorgniß, das Geräuſch möchte Dich aufwecken.“

„Ich danke, mein Junge . . . aber, pardieu, nicht das Geräuſch hat mich aufgeweckt,“ — verſetzte Dagobert heiter, — „ſondern ein wüthender Hunger, mit Dir zu plaudern . . . Ah! mein armer Junge, ſo ein guter, alter Vater, der ſeinen Sohn ſeit achtzehn Jahren nicht geſehen hat, iſt ein gewaltiger Verzehrer! . . .“

„Willſt Du Licht, mein Vater?“

„Nein, nein, das iſt Luxus . . . ſprechen wir im Finſtern . . . es wird eine neue Wirkung auf mich machen, Dich morgen früh, mit Tagesanbruch, zu ſehen . . . es wird ſeyn, als ob ich Dich ein Zweitesmal . . . zum erſtenmale ſähe.“

Die Thüre von Agricola's Zimmer ſchloß ſich wieder; die Mayeux hörte nichts mehr . . .

Das arme Geſchöpf warf ſich ganz angekleidet auf ſein Bett, und machte die ganze Nacht kein Auge zu, mit Angſt den Anbruch des Tages erwartend, um für Agricola zu wachen.

Dennoch, ungeachtet ihrer lebhaften Beſorgniſſe für den folgenden Morgen, überließ ſie ſich bisweilen den Träumereien einer gramvollen Schwermuth; ſie verglich die Zuſammenkunft, welche ſie ſo eben im Schweigen der Nacht mit dem Manne gehabt, den ſie heimlich anbetete, mit jener, wie ſie geweſen wäre, wenn Liebreiz und Schönheit ſie geſchmückt, ſie ſelbſt geliebt wie ſie liebte . . . mit keuſcher und treuer Liebe . . . Bald aber bedenkend, daß ſie die entzückenden Wonnen wechſelſeitiger Liebe niemals kennen ſollte, fand ſie ihren Troſt in der Hoffnung, Agricola nützlich geweſen zu ſeyn . . .

Mit Tagesanbruch ſtand die Mayeux leiſe auf, und ging ſo ſachte als möglich die Treppe hinab, um zu ſehen, ob draußen dem Agricola nichts drohe.

Sechzehntes Kapitel.

Das Erwachen.

Das feuchte und nebelige Wetter während eines Theiles der Nacht war am Morgen hell und kalt geworden. Durch den kleinen Glasrahmen, welcher die Dachſtube erhellte, worin Agricola mit ſeinem Vater geſchlafen, gewahrte man einen Ausſchnitt des blauen Himmels.

Das Cabinet des jungen Hammerſchmides bot einen eben ſo ärmlichen Anblick, wie jenes der Mareux; ſtatt aller Ausſchmückung ſah man über dem kleinen Tiſche, an welchem Agricola ſeine dichteriſchen Eingebungen ſchrieb, an der Mauer hangend das Bildniß von Beranger, dem unſterblichen Dichter, den das Volk liebt und verehrt, . . . weil dieſes ſeltene und ausgezeichnete Genie das Volk geliebt und aufgeklärt, und deſſen Ruhm und Hoffnungen beſungen hat.

Obgleich der Tag erſt anbrach, waren Dagobert und Agricola doch ſchon aufgeſtanden. Dieſer beſaß Selbſtbeherrſchung genug, um ſeine lebhaften Beſorgniſſe zu verhehlen, welche das Nachdenken noch vermehrt hatte.

Das eben erſt entdeckte unbeſonnene Unternehmen der Straße des Prouvaires gab die Veranlaſſung zu einer großen Zahl von Präventivverhaftungen, und das

Auffinden von mehrern Exemplaren ſeines Liedes vom befreiten Arbeiter bei einem der Häupter des geſcheiterten Complottes mußte in der That dem jungen Hammerſchmid vorübergehend bloßſtellen; aber, wie geſagt, ſein Vater ahnete nichts von ſeiner Angſt.

An der Seite ſeines Sohnes, am Rande ihres kleinen Bettes, ſaß der Soldat ſeit dem Erwachen des Tages: er hatte ſich, mit ſeiner militäriſchen Pünktlichkeit, bereits angekleidet und raſirt; in ſeinen Händen hielt er die beiden Hände Agricola's; ſein Geſicht ſtrahlte von Freude: er konnte nicht müde werden, ihn zu betrachten.

„Du wirſt Dich über mich luſtig machen, mein Junge," — ſagte er zu ihm; — „aber ich wünſchte die Nacht zum Teufel, um Dich am hellen Tage zu ſehen . . . wie ich Dich jetzt ſehe . . . Wahrlich . . . ich verliere nichts . . . Noch eine Albernheit von mir . . . es freut mich, daß Du einen Knebelbart trägſt. Welch ſchönen Grenadier zu Pferd hätteſt Du gegeben! . . . Haſt Du denn niemals Luſt gehabt, Soldat zu werden?"

„Und meine Mutter? . . ."

„Richtig; und dann, wie die Sachen ſtehen, glaub' ich, ſiehſt Du, daß die Zeit des Säbels vorüber iſt. Wir Alten taugen zu nichts mehr, als in einer Kamin-Ecke zu ruhen, wie ein alter, verroſteter Carabiner; wir haben unſere Zeit überlebt."

„Ja, Eure Zeit des Heldenthumes und des Ruhmes," — erwiederte Agricola mit Begeiſterung; dann fügte er mit zärtlicher, tiefgerührter Stimme bei: — „Weißt Du, wie gut und ſchön es iſt, Dein Sohn zu ſeyn! . . ."

„Was das „ſchön" betrifft . . . weiß ich nichts davon . . . aber „gut" . . . zugeſtanden, denn ich liebe Dich gewaltig . . . Und wenn ich bedenke, daß dieß erſt der Anfang iſt, ſprich, Agricola? Ich gleiche den Ausgehungerten, die tagelang nichts gegeſſen haben . . . Sie erholen ſich nur nach und nach . . . bis ſie ſatt werden . . . Du aber kannſt lange warten, bis ich an Dir genug bekomme . . . mein Junge . . . Morgens und Abends . . . alle Tage . . . Sieh, ich mag gar nicht daran denken, an das: „alle Tage" . . . das blendet mich . . . das verwirrt mich; ich weiß nicht mehr, woran ich bin . . ."

Dieſe Worte Dagobert's erregten Agricola ein peinliches Gefühl; er glaubte darin die Ahnung der Trennung zu erkennen, von welcher er bedroht war.

„Ah! Du biſt alſo glücklich? Herr Hardy iſt alſo immer gut gegen Dich?"

„Er? . . ." — entgegnete der Hammerſchmid, — „er iſt der beſte, der billigſte und großmüthigſte Mann von der Welt; wenn Sie wüßten, welche Wunder er in ſeiner Fabrik gewirkt hat! Im Vergleiche mit andern iſt ſie ein Paradies mitten in der Hölle."

„Wirklich?"

„Sie werden ſehen . . . wie ſehr Wohlſtand, Freude, Zuneigung aus allen Geſichtern Derjenigen leuchtet, die er verwendet, und wie vergnügt man arbeitet . . . wie eifrig!"

„Ah! Dein Herr Hardy iſt alſo ein Zauberer?"

„Ein großer Zauberer, mein Vater . . . er hat es verſtanden, die Arbeit anziehend zu machen . . . förmlich zum Vergnügen . . . Außer einem ordentlichen Lohne, bewilligt er uns einen Antheil an ſeinem Gewinne, je nach unſerer Fähigkeit, nach dem Arbeitseifer; das iſt aber noch nicht Alles; er hat auch große und ſchöne Gebäude aufführen laſſen, worin alle Arbeiter, zu geringeren Koſten als anderswo, angenehme und geſunde Wohnungen finden, und alle Wohlthaten der Vereinigung genießen . . . Doch Sie werden ſehen, ſag' ich Ihnen, . . . Sie werden ſehen!"

„Man hat wohl Urſache, Paris die Heimath der Wunder zu nennen. Endlich bin ich da . . . um Dich nicht mehr zu verlaſſen, weder Dich, noch die gute Frau."

„Nein, mein Vater, wir werden uns nicht mehr verlaſſen . . ." — erwiederte Agricola, einen Seufzer erſtickend; — „wir wollen trachten, meine Mutter und ich, Sie alles vergeſſen zu machen, was Sie ausgeſtanden haben."

„Ausgeſtanden! Wer Teufel hat ausgeſtanden? . . . ſieh mir doch in's Geſicht; ſeh' ich aus, als hätte ich ausgeſtanden? Mordieu, ſeitdem ich hier bin, fühl' ich mich ganz jung . . . Du wirſt mich bald marſchiren ſehen; ich wette, daß ich Dich ermüde. Ah! Du wirſt Dich ſchön ausnehmen, he, Junge? Wie man uns angaffen wird! ... Ich wette, daß man bei dem Anblicke Deines ſchwarzen und meines grauen Backenbartes ſogleich ſagen wird: Da gehen Vater und Sohn. Ah! verfügen wir über unſern Tag ... Du wirſt dem Vater des Marſchalls Simon ſchreiben, daß ſeine Enkelinnen angekommen ſind, und er ſeine Rückkehr nach Paris beſchleunigen möge; denn es handelt ſich von für ſie ſehr wichtigen Angelegenheiten ... während Du ſchreiben wirſt, will ich hinuntergehen, und meiner Frau und den lieben Kleinen guten Morgen ſagen, wir werden einen Biſſen eſſen: Deine Mutter wird in die Meſſe gehen: denn ich ſehe, daß ſie immer darauf anſpielt; deſto beſſer, wenn dieß die würdige Frau unterhält; inzwiſchen werden wir Zwei einen Ausflug miteinander machen."

„Mein Vater," — erwiederte Agricola verlegen, — „heute früh ... werde ich Sie nicht begleiten können."

„Wie', Du wirſt nicht können? Aber es iſt doch Sonntag?"

„Ja, mein Vater," — verſetzte Agricola zögernd, — „aber ich habe verſprochen, den ganzen Morgen in der Werkſtätte zuzubringen, um eine dringende Arbeit fertig zu machen ... Wenn ich nicht hinkäme ... würde ich Herrn Hardy einigen Schaden zufügen. Ich werde bald frei ſeyn."

„Das iſt etwas anderes," — ſagte der Soldat mit einem Seufzer des Bedauerns, — „ich glaubte, Paris mit Dir einzuweihen . . . dieſen Morgen; . . . dieß ſoll alſo ſpäter geſchehen; denn die Arbeit . . . iſt etwas Heiliges; da Derjenige, welcher Deine Mutter unterſtützt . . . gleichviel, das iſt quälend, teufelmäßig quälend, und auch . . . nein . . . ich bin ungerecht . . . ſieh doch, wie ſchnell man ſich an das Glück gewöhnt . . . wie ich brumme, wie ein alter Brummbär, wegen eines auf einige Stunden verſchobenen Spazierganges, ich, der ich achtzehn Jahre lang gehofft habe, Dich wieder zu ſehen, ohne zu ſehr darauf zu rechnen . . . Ja, ich bin nur ein alter Narr; es lebe die Freude und mein Agricola! . . .“

Und um ſich zu tröſten, umarmte der Soldat freudig und herzlich ſeinen Sohn.

Dieſe Liebkoſung that dem Hammerſchmide weh, denn er fürchtete von einem Augenblicke zum andern die Verwirklichung der Beſorgniſſe der Mayeux.

„Da ich mich jetzt erholt habe,“ — ſagte Dagobert lachend, — „laß uns von Geſchäften ſprechen; weißt Du, wo ich die Adreſſe aller Notarien von Paris finden werde?“

„Ich weiß es nicht; . . . doch unterliegt dieß nicht der mindeſten Schwierigkeit.“

„Höre warum; ich habe aus Rußland durch die Poſt, und aus Auftrag der Mutter der beiden Kinder, die ich hierher brachte, wichtige Papiere an einen Notar in Paris geſendet. Da ich ihn nach meiner Ankunft beſuchen mußte, hatte ich ſeinen Namen und ſeine Adreſſe in eine Brieftaſche geſchrieben; allein ſie wurde mir unterwegs geſtohlen . . . und weil ich jenen verteufelten Namen vergeſſen habe, ſo mein' ich, daß ich bei dem Durchleſen eines ſolchen Verzeichniſſes mich deſſelben wieder erinnern könnte . . ."

An die Thüre der Dachſtube wurde zweimal geklopft; Agricola fuhr zuſammen.

Unwillkürlich dachte er an den gegen ihn erlaſſenen Verhaftbefehl.

Sein Vater, der bei dem Geräuſche den Kopf wendete, gewahrte ſeine Aufregung nicht, und rief mit ſtarker Stimme:

„Herein!"

Die Thüre ging auf; Gabriel war's. Er trug einen ſchwarzen Prieſterrock und einen runden Hut.

Seinen Wahlbruder erkennen, und in ſeine Arme ſtürzen, waren zwei gedankenſchnelle Bewegungen Agricola's. —

„Mein Bruder!!"

„Agricola!"

„Gabriel!"

„Nach einer ſo langen Abweſenheit!"

„Endlich biſt Du da! . . ."

Dieß waren die zwiſchen dem Hammerſchmide und dem Miſſionäre in enger Umarmung gewechſelten Worte.

Dagobert, von dieſen brüderlichen Liebeszeichen gerührt und entzückt, fühlte ſeine Augen feucht werden.

In der That lag etwas Rührendes in der Zuneigung dieſer beiden jungen Leute, von ſo gleichem Herzen und ſo ungleichem Charakter und Aeußern; denn Agricola's männliches Geſicht hob Gabriel's zarte und engelhafte Phyſiognomie nur um ſo mehr hervor.

„Ich war durch meinen Vater von Deiner Ankunft in Kenntniß geſetzt, . . .“ — ſagte endlich der Hammerſchmid zu ſeinem Wahlbruder, — „in jedem Augenblicke hoffte ich, Dich zu ſehen . . . und doch . . . iſt mein Glück noch hundertmal größer, als ich es hoffte . . .“

„Und haben Sie meine gute Mutter . . . — erwiederte Gabriel, Dagobert's Hände herzlich drückend, — „in guter Geſundheit angetroffen?“

„Ja, mein braves Kind, ihre Geſundheit wird noch hundertmal beſſer werden, da wir Drei beiſammen ſind; . . . nichts iſt geſund, als die Freude . . .“ — dann, ſich zu Agricola wendend, der, ſeine Furcht vor der Verhaftung vergeſſend, den Miſſionär mit einem Ausdrucke unausſprechlicher Liebe betrachtete, — „und wenn man bedenkt, daß Gabriel mit dieſem Geſichte eines jungen Mädchens den Muth eines Löwen verbindet . . . denn ich habe Dir geſagt, mit welcher Unerſchrockenheit er die Töchter des Marſchalls Simon gerettet, und mich ſelbſt zu retten verſucht hat . . .“

„Aber, Gabriel, was haſt Du denn an der Stirne?“ — rief plötzlich der Hammerſchmid aus, welcher ſeit einigen Augenblicken den Miſſionär aufmerkſam betrachtete.

Gabriel, der ſeinen Hut abgelegt hatte, befand ſich eben unter dem kleinen Dachfenſter, deſſen lebhaftes Licht ſein blaſſes und ſanftes Geſicht erhellte; man ſah nun vollkommen die kreisförmige Narbe, über ſeinen Brauen von einer Schläfe bis zur andern reichend.

Inmitten ſo verſchiedener Gemüthsbewegungen, ſo raſcher Ereigniſſe, die dem Schiffbruche folgten, hatte Dagobert während ſeiner kurzen Unterredung mit Gabriel im Schloſſe Cardoville, die Narbe nicht bemerken können, welche die Stirne des jungen Miſſionärs gürtete; aber Agricola's Erſtaunen theilend, ſagte er:

„In der That . . . was iſt dieß für eine Narbe, . . . die Du an der Stirne haſt? . . .“

„Und an den Händen . . . Sieh nur . . . mein Vater, —“ rief der Hammerſchmid aus, eine von den Händen ergreifend, welche der junge Prieſter ihm entgegenſtreckte, um ihn zu beruhigen.

„Gabriel, . . . mein braves Kind, erklär uns dieß . . . Wer hat Dich ſo verwundet? —“ fügte Dagobert bei.

Und nun auch die Hand des Miſſionärs faſſend, prüfte er die Wunde, ſo zu ſagen mit Kennermiene, und ſetzte hinzu:

„In Spanien wurde einer von meinen Kameraden von einem Kreuze an einem Scheidewege abgenommen, wo ihn die Mönche gekreuziget hatten, um ihn vor Hunger und Durſt ſterben zu laſſen . . . Von da an hat er eben ſolche Narben an den Händen getragen.“

„Mein Vater hat Recht . . . Man ſieht es, Deine Hände ſind durchbohrt worden . . . mein armer Bruder, —“ ſagte Agricola, ſchmerzlich gerührt.

„Mein Gott, . . . laßt dieß, —“ erwiederte Gabriel erröthend mit beſcheidener Verlegenheit. — „Ich begab mich in Miſſion zu den Wilden an den Felſenbergen; ſie haben mich gekreuziget. Sie fingen an, mich zu ſcalpiren, *) als . . . die Vorſehung mich aus ihren Händen rettete.“

„Unglückliches Kind, Du warſt alſo ohne Waffen? Du hatteſt ſohin keine genügende Bedeckung? —“ fragte Dagobert.

„Wir können keine Waffen tragen, —“ verſetzte Gabriel, ſanft lächelnd, — „und haben nie Bedeckung.“

„Und warum haben Deine Kameraden, die bei Dir waren, Dich nicht vertheidiget?“ — rief Agricola ungeſtüm aus.

„Ich war allein . . . mein Bruder.“

„Allein . . .“

„Ja, allein, mit einem Führer.“

„Wie, Du biſt allein gegangen, unbewaffnet inmitten jenes barbariſchen Landes? —“ ſagte Dagobert, der an das, was er hörte, nicht glauben konnte.

„Das iſt erhaben . . .“ — äußerte Agricola.

„Der Glaube darf ſich nicht gewaltſam aufdringen, —“ entgegnete Gabriel einfach, — „nur die Ue-

---

*) Den Hirnſchädel ſchinden. D. Ueb.

berzeugung kann die evangeliſche Liebe unter jenen armen Wilden verbreiten . . .“

„Aber wenn die Ueberzeugung mißlingt . . . —“ ſagte Agricola.

„Was willſt Du, mein Bruder? . . . man ſtirbt für ſeinen Glauben . . . diejenigen beklagend, die ihn zurückſtoſſen . . . denn er iſt für die Menſchheit heilbringend.“

Nach dieſer Antwort, voll rührender Einfalt gegeben, trat eine Pauſe tiefen Schweigens ein.

Dagobert verſtand ſich zu wohl auf den Muth, um dieſes eben ſo ruhige als ergebene Heldenthum nicht zu begreifen; gleich ſeinem Sohne betrachtete er Gabriel mit einer verehrungsvollen Bewunderung.

Gabriel ſchien, ohne die Ziererei einer falſchen Beſcheidenheit, den von ihm erzeugten Gefühlen völlig fremd; daher fragte er den Soldaten:

„Was fehlt Ihnen denn?“

„Was mir fehlt, —“ rief der Soldat aus, — „daß ich nach dreißig Kriegsjahren . . . mich beinahe für eben ſo muthig hielt, wie irgend Jemand . . . aber meinen Meiſter finde . . . und dieſer Meiſter . . . biſt Du . . .“

„Ich . . . was wollen Sie denn damit ſagen? . . . was hab' ich denn gethan?“

„Mordieu! weißt Du, daß dieſe ehrenvollen Wunden da, —“ und der Veteran ergriff mit Entzücken Gabriel's Hände, — „eben ſo ruhmvoll . . . ja noch ruhmvoller ſind, als die unſerigen . . . und Kämpfern von Profeſſion ſind . . .“

„Ja . . . mein Vater ſpricht wahr, —“ rief Agricola aus, und fügte mit Begeiſterung hinzu: — „Ah! . . . wie lieb ich die Prieſter, wie verehr' ich ſie, ihre chriſtliche Liebe, ihren Muth, ihre Hingebung!!!“

„Ich bitte Euch . . . rühmet mich nicht ſo . . . —“ erwiederte Gabriel verlegen.

„Dich rühmen! . . . —“ fuhr Dagobert fort; — „ah! laßt uns ſehen . . . wenn ich in's Feuer ging, ging ich allein? Sah mich mein Capitain nicht? Waren meine Kameraden nicht da? . . . Hätte ich, bei Mangel an wahrem Muthe, nicht die Eigenliebe gehabt . . . um mich zu ſpornen, abgeſehen vom Schlachtgeſchrei, dem Pulvergeruche, dem Trompetengeſchmetter, dem Kanonendonner, dem Feuer meines Pferdes, das zwiſchen meinen Füſſen Sprünge machte, beim Teufel und deſſen Gefolge, was! abgeſehen endlich, daß ich die Anweſenheit des Kaiſers fühlte, der mir für meine kühn durchlöcherte Haut ein Stück Treſſe oder Band zum Verbande geben würde . . . Dank allem dem, galt ich für tapfer . . . gut; . . . aber biſt Du nicht tauſendmal tapferer, als ich, mein braves Kind, da Du ganz allein gehſt, . . . unbewaffnet, . . . die Stirne bietend hundertmal wilderen Feinden, als jene, welche wir nur in Schwadronen, mit mächtigen Säbelhieben angriffen, begleitet von Haubitzen und Kartätſchen?“

„Würdiger Vater . . . —“ rief der Hammerſchmid aus, — „wie ſchön und edel iſt es von ihm, Dir dieſe Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen! . . .“

„Ah! mein Bruder . . . ſeine Güte für mich überſchätzt das, was ſo natürlich iſt . . .“

„Natürlich . . . für Kühne von Deinem Schlage, ja, —“ verſetzte der Soldat, — „und dieſer Schlag iſt ſelten . . .“

„Oh! ja, ſehr ſelten; denn dieſer Muth iſt der bewunderungswürdigſte Muth, —“ ſagte Agricola. — „Wie! Du weißt, daß Du einem faſt gewiſſen Tode entgegen gehſt, und Du gehſt allein, ein Crucifix in der Hand, um den Wilden die chriſtliche Liebe zu predigen, die Brüderſchaft; ſie ergreifen Dich, ſie martern Dich, und Du erwarteſt den Tod, ohne Dich zu beklagen, ohne Haß, ohne Zorn, ohne Rache, . . . die Verzeihung im Munde . . . das Lächeln auf den Lippen . . . Und dieß in der Tiefe der Wälder, allein, ohne daß man es weiß, ohne daß man es ſieht, ohne eine andere Hoffnung, wenn Du entkommſt, als Deine Wunden unter Deinem beſcheidenen ſchwarzen Kleide zu verbergen . . . Mordieu . . . mein Vater hat Recht; nun behaupte noch, daß Du nicht eben ſo tapfer ſeieſt, wie er?“

„Und zudem, —“ fuhr Dagobert fort, — „thut das arme Kind alles dieß für den König von Preußen; denn, wie Du ſagſt, mein Junge, ſein Muth und ſeine Wunden werden ſein ſchwarzes Kleid nie in ein Biſchofskleid verwandeln.“

„Ich bin nicht ſo uneigennützig, als ich ſcheine, —“ ſagte Gabriel zu Dagobert ſanft lächelnd, — „eine große Belohnung, wenn ich ihrer würdig bin, wird meiner da oben harren.“

„Was dieß betrifft, mein Junge, ſo verſteh' ich nichts davon . . . und ich werde mit Dir hierüber nicht ſtreiten . . . Ich behaupte nur . . . daß wenigſtens mein altes Kreuz an Deinem Prieſterrocke eben ſo paſſend hinge, wie an meiner Uniform.“

„Aber dieſe Belohnungen werden nie geringen Prieſtern, wie Gabriel, zu Theil, —“ entgegnete der Hammerſchmid, — „und doch, wenn Du wüßteſt, mein Vater, wie ſehr Tugend und Tapferkeit jene beſeelen, welche die Prieſterpartie übermüthig den untern Clerus nennt, . . . verborgene Verdienſte, ungekannte Aufopferungen jene kleinen und würdigen Landpfarrer, ſo unmenſchlich behandelt, und unter einem unbarmherzigen Joche von ihren Biſchöfen gehalten!“

„Gleich uns, ſind jene armen Prieſter Arbeiter, deren Befreiung gleichfalls alle edelmüthigen Herzen verlangen ſollen, Söhne des Volkes, wie wir, nützlich, wie wir, denen Gerechtigkeit widerfahren ſoll, wie uns . . . Iſt's nicht wahr, Gabriel? . . . Du wirſt mir nicht widerſprechen, mein guter Bruder; denn Dein Ehrgeiz, ſagteſt Du mir, habe ſich darauf beſchränkt, eine kleine Landpfarre zu bekommen, weil Du wüßteſt, wie viel Gutes man daſelbſt wirken könnte . . .“

„Mein Wunſch iſt noch immer der nämliche, —“

erwiederte Gabriel traurig, — „aber unglücklicherweiſe … —“ dann, wie um einem gramvollen Gedanken zu entgehen, und dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben, fuhr er fort, zu Dagobert gewendet: — „Glauben Sie mir, ſeien Sie gerechter, erniedrigen Sie Ihren Muth nicht, indem Sie den meinigen zu ſehr erhöhen; … Ihr Muth iſt groß, ſehr groß; denn nach der Schlacht muß der Anblick der Metzelei für ein edelmüthiges Herz ſchrecklich ſein … Wir, wenigſtens, wenn man uns tödtet … wir tödten nicht …“

Bei dieſen Worten des Miſſionärs richtete ſich der Soldat auf, und betrachtete ihn mit Ueberraſchung.

„Das iſt ſeltſam! —“ ſagte er.

„Was denn, mein Vater?“

„Was Gabriel mir da ſagt; erinnert mich an das, was ich im Kriege in dem Maße fühlte, als ich älter wurde …“ Dann, nach einer Pauſe des Schweigens, fügte Dagobert mit einem ernſten und traurigen Tone, der ihm nicht gewöhnlich war, bei: „Ja, was Gabriel mir ſagt, erinnert mich an das … was ich im Kriege fühlte … in dem Maße, als ich älter wurde …“

„Sehet, meine Kinder, mehr als einmal, wenn ich am Abende nach einer großen Schlacht auf dem Vorpoſten ſtand … allein … in der Nacht … das Mondlicht den Boden erhellte, der uns blieb, aber mit ſieben oder achttauſend Leichen bedeckt war, unter denen alte Kriegskameraden von mir lagen … dann benahm dieſes traurige Gemälde die Rauſcheslust des Niederſäbelns (ein Rauſch wie jeder andere), und ... ich dachte mir: da liegen viele getödtete Menſchen . . . Warum? . . . warum? . . . was mich, wohlverſtanden, nicht abhielt, wenn am Morgen zum Angriffe geblaſen wurde, wieder blind d'rein zu hauen . . . Doch gleichviel, wenn ich mit ermüdetem Arme, nach einem Gefechte meinen ganz blutigen Säbel an der Mähne meines Pferdes trocknete . . . dachte ich mir wieder „.. ich habe auch welche getödtet . . . getödtet . . . getödtet . . . Warum?“

Der Miſſionär und der Hammerſchmid ſchauten einander an, als ſie den Soldaten auf eine ſo ſeltſame Weiſe von der Vergangenheit ſprechen hörten.

„Ach, —“ ſagte Gabriel, — „alle edelmüthigen Herzen fühlen das, was Sie in jenen feierlichen Stunden fühlten, wo der Ruhmesrauſch verrauchte, und der Menſch allein bleibt mit den guten Neigungen, welche Gott in ſein Herz gelegt hat.“

„Dieß beweiſet, mein braves Kind, daß Du mehr werth biſt, als ich, denn dieſe edle Neigungen, von denen Du ſprichſt, haben Dich nie verlaſſen; aber wie zum Teufel biſt Du doch den Klauen jener wüthenden Wilden entronnen, die Dich bereits gekreuziget hatten?“

Bei dieſer Frage Dagobert's bebte Gabriel, und erröthete ſo ſichtbar, daß der Soldat zu ihm ſagte:

„Wenn Du auf meine Fragen nicht antworten darfſt oder kannſt . . . ſo denke Dir, ich habe nichts geſagt . . .“

„Ich habe weder Ihnen, noch meinem Bruder etwas zu verhehlen . . . —“ erwiederte der Miſſionär mit veränderter Stimme. — „Nur werde ich Mühe haben, Ihnen begreiflich zu machen . . . was ich ſelbſt nicht begreife.“

„Wie ſo? —“ fragte Agricola erſtaunt.

„Ohne Zweifel, —“ fuhr Gabriel fort, — „wird mich eine Lüge meiner Sinne getäuſcht haben . . . in jenem äuſſerſten Augenblicke, wo ich den Tod mit Ergebenheit erwartete . . . wird meinen wider meinen Willen geſchwächten Geiſt eine Erſcheinung getäuſcht haben . . . und was mir, noch bis zur Stunde, unerklärbar ſchien, wäre mir ſpäter enthüllt worden; . . . nothwendigerweiſe hätte ich erfahren, wer jene fremde Frau geweſen . . .“

Dagobert war, den Miſſionär hörend, betäubt; denn auch er ſuchte ſich vergebens die unerwartete Hülfe zu erklären, welche ihm und die Waiſen aus dem Gefängniſſe zu Leipzig befreit hatte.

„Von welcher Frau ſprichſt Du? —“ fragte der Hammerſchmid den Miſſionär.

„Von jener, die mich gerettet hat.“

„Eine Frau hat Dich aus den Händen der Wilden gerettet?“ erwiederte Dagobert.

„Ja, —“ antwortete Gabriel, in ſeine Erinnerungen verſunken, — „eine junge und ſchöne Frau.“

„Und wer war dieſe Frau? —“ ſagte Agricola.

„Ich weiß es nicht . . . als ich ſie fragte . . .

antwortete ſie mir: „„Ich bin die Schweſter der Betrübten.““

„Und woher kam ſie? Wohin ging ſie? —“ fragte Dagobert mit beſonderer Theilnahme.

„„Ich gehe dahin, wo man leidet, . . .““ hat ſie mir geantwortet, —“ entgegnete der Miſſionär, — und ſie hat ihren Weg gegen das nördliche Amerika fortgeſetzt, jenes wüſte Land, wo ewiger Schnee liegt . . . und die Nächte endlos ſind . . .“

„Wie in Sibirien, —“ bemerkte Dagobert nachſinnend.

„Aber, —“ fuhr Agricola fort, gegen Gabriel gewendet, der gleichfalls immer gedankenvoller ſchien, — „auf welche Art iſt Dir jene Frau zu Hülfe gekommen?“

Der Miſſionär wollte antworten, als ein beſcheidenes Pochen an der Thüre des Zimmers, die Beſorgniſſe erneuerte, welche Agricola ſeit der Ankunft ſeines Wahlbruders vergeſſen hatte.

„Agricola, —“ ſagte eine ſanfte Stimme außerhalb der Thüre, — „ich möchte ſogleich mit Dir ſprechen . . .“

Der Hammerſchmid erkannte die Stimme der Mayeur, und wollte aufmachen.

Das junge Mädchen that, anſtatt einzutreten, einen Schritt in den dunklen Gang zurück, und ſagte mit unruhiger Stimme:

„Mein Gott, Agricola, ſeit einer Stunde iſt's heller Tag, und Du biſt noch nicht fort . . . welche Unvorſichtigkeit! . . . ich habe unten gewacht . . . auf der Straße . . . Bis jetzt bemerkte ich nichts Beunruhigendes . . . aber alle Augenblicke kann man kommen, um Dich zu verhaften . . . ich beſchwöre Dich . . . mach, daß Du ſchnell fortgeheſt, zu Fräulein von Cardoville . . . es iſt keine Minute mehr zu verlieren . . ."

„Ohne Gabriel's Ankunft wäre ich ſchon fortgegangen . . . Aber konnte ich dem Glücke widerſtehen, einige Augenblicke bei ihm zu bleiben?"

„Gabriel iſt hier?" — ſagte die Mayeux mit ſüßer Ueberraſchung; denn ſie war, wie geſagt, mit ihm und Agricola auferzogen worden.

„Ja," — erwiederte Agricola, — „ſeit einer halben Stunde iſt er bei mir und meinem Vater."

„Welches Glück werde ich haben, ihn auch wieder zu ſehen!" — entgegnete die Mayeux. — „Vermuthlich wird er heraufgegangen ſeyn, während ich ſo eben zu Deiner Mutter ging, um ſie zu fragen, ob ich ihr hinſichtlich jener jungen Fräulein behülflich ſeyn könnte . . . allein ſie ſind ſo ermüdet, daß ſie noch ſchlafen . . . Madame Françoiſe hat mich gebeten, Dir für Deinen Vater dieſen Brief zu geben, den ſie ſo eben erhalten hat."

„Ich danke, meine gute Mayeux . . ."

„Jetzt, da Du Gabriel geſehen haſt . . . verweile nicht länger mehr . . . bedenk, welch' ein Schlag es für Deinen Vater wäre . . . wenn man Dich vor ſeinen Augen verhaftete, mein Gott!"

„Du haſt Recht . . . es iſt dringend, daß ich fortgehe . . . bei ihm und Gabriel hab' ich, wider meinen Willen, meine Bedrängniſſe vergeſſen . . .“

„Geh ſchnell . . . und vielleicht wirſt Du nach zwei Stunden, wenn Fräulein von Cardoville Dir dieſe große Gefälligkeit erweiſet . . . ſehr beruhiget für Dich und die Deinigen wieder zurückkommen . . .“

„Das iſt wahr . . . noch einige Minuten . . . und ich eile fort.“

„Ich will wieder an der Hausthüre ſpähen, und ſollte ich etwas bemerken . . . ſo käme ich ſchnell herauf, um es Dir zu ſagen; aber zögere nicht.“

„Sei ruhig . . .“

„Die Mayeux ſtieg eilig die Treppe hinab, um an der Hausthüre zu lauern, und Agricola ging wieder in ſeine Dachſtube.

„Mein Vater,“ — ſagte er zu Dagobert, — „meine Mutter bittet Sie, dieſen Brief da zu leſen . . . den ſie ſo eben erhalten hat.“

„Wohlan, lies ihn ſtatt meiner, mein Junge.“

Agricola las Folgendes:

„Madame!

„Ich vernehme, daß Ihr Mann vom Herrn Ge-
„neral Simon mit einem Geſchäfte von höchſter Wich-
„tigkeit beauftragt iſt. Wollen Sie Ihren Mann,
„ſobald er in Paris ankommt, bitten, ſich ohne den
„mindeſten Verzug in meine Kanzlei zu Chartres zu
„begeben. Ich bin angewieſen, ihm ſelbſt, und

„keinem Andern, den Intereſſen des Herrn Ge„nerals Simon unumgänglich nothwendige Papiere „einzuhändigen.

„Durand, Notar zu Chartres.“

Dagobert ſah ſeinen Sohn ſtaunend an, und ſagte: „Wer hat dieſen Herrn von meiner nahen Ankunft in Paris in Kenntniß ſetzen können?“

„Vielleicht jener Notar, deſſen Adreſſe Sie verloren, und dem Sie Papiere geſendet haben, mein Vater,“ — erwiederte Agricola.

„Aber er hieß nicht Durand, und war, wie ich mich deſſen wohl erinnere, Notar in Paris, nicht in Chartres . . . Dagegen“ — fügte der Soldat nachſinnend bei — „wenn er Papiere von großer Wichtigkeit hat, die er nur mir einhändigen ſoll . . .“

„Wie mir dünkt, können Sie nicht umhin, ſobald als möglich abzureiſen,“ — bemerkte Agricola, faſt glücklich durch dieſen Umſtand, der ſeinen Vater auf ungefähr zwei Tage entfernte, während welcher ſein — Agricola's — Schickſal auf die eine oder andere Art entſchieden ſeyn würde.

„Dein Rath iſt gut,“ — ſagte Dagobert.

„Durchkreuzt dieß Ihre Pläne?“ fragte Gabriel.

„Ein wenig, meine Kinder; denn ich hoffte, meinen Tag mit Euch zu verleben . . . jedoch . . . die Pflicht vor allem. Bin ich doch von Sibirien bis Paris gekommen . . . ich darf mich alſo wohl nicht fürchten, von Paris nach Chartres zu gehen, da es ſich von einer ſo wichtigen Angelegenheit handelt. In zweimal vierundzwanzig Stunden werde ich zurück ſeyn. Doch gleichviel, es iſt ſonderbar. Der Teufel hole mich, wenn ich erwartete, Euch heute zu verlaſſen, um nach Chartres zu gehen! Zum Glücke laſſe ich Roſe und Blanche bei meiner guten Frau, und ihr Engel Gabriel, wie ſie ihn nennen, wird ihnen Geſellſchaft leiſten.“

„Dieß wird mir leider unmöglich ſeyn,“ — verſetzte der Miſſionär traurig. — „Dieſer Heimkehrbeſuch bei meiner guten Mutter und Agricola . . . iſt auch ein Abſchiedsbeſuch.“

„Wie? Ein Abſchiedsbeſuch?“ — riefen Dagobert und Agricola zugleich aus.

„Ach, ja.“

„Du reiſeſt ſchon wieder mit einer andern Miſſion ab?“ — fragte Dagobert. „Das iſt unmöglich.“

„Ich kann Euch in dieſer Beziehung keine Antwort geben,“ — erwiederte Gabriel, einen Seufzer unterdrückend: — „aber von jetzt an, auf einige Zeit, kann und darf ich nicht mehr in dieſes Haus kommen . . .“

„Sieh, mein braves Kind,“ — ſagte der Soldat mit Rührung, — „etwas in Deinem Benehmen zeugt von Zwang . . . von Unterdrückung . . . Ich verſtehe mich auf die Menſchen . . . jener, den Du Deinen Superior nennſt, und ich, nach dem Schiffbruche, auf dem Schloſſe Cardoville, einige Augenblicke geſehen habe . . . hat ein böſes Geſicht, und mordieu, es ſchmerzt mich, Dich unter einem ſolchen Capitain dienen zu ſehen."

„In dem Schloſſe Cardoville . . ." — rief der Hammerſchmid aus, über dieſe Gleichheit des Namens betroffen; — „in dem Schloſſe Cardoville hat man Euch nach Eurem Schiffbruche aufgenommen?"

„Ja, mein Junge; worüber ſtauneſt Du?"

„Ueber nichts, mein Vater . . . Und wohnten die Schloßbeſitzer dort?"

„Nein; denn der Verwalter, bei dem ich nach ihnen fragte, um denſelben für die erhaltene gute Gaſtfreundſchaft zu danken, ſagte mir, daß die Perſon, der das Schloß gehöre, in Paris wohne . . ."

„Welch' ein ſonderbares Zuſammentreffen!" — dachte ſich Agricola, — „wenn jenes Fräulein die Eigenthümerin des Schloſſes war, das ſeinen Namen trägt."

Dann, bei dieſer Erwägung des der Mayeur gemachten Verſprechens eingedenk, ſagte er zu Dagobert:

„Mein Vater, entſchuldigen Sie mich . . . aber es iſt ſchon ſpät . . . und ich hätte ſchon um acht Uhr in der Werkſtätte ſeyn ſollen."

„Nicht mehr als billig, mein Junge . . . Geh . . . das iſt eine aufgeſchobene Partie . . . Nach meiner Rückkehr von Chartres . . . Umarme mich noch einmal, und mach Dich fort . . ."

Seitdem Dagobert mit Gabriel von Zwang und Unterdrückung geſprochen, war dieſer nachdenkend geblieben ... Im Augenblicke, wo Agricola ſich näherte, um ihm die Hand zu drücken, und Lebewohl zu ſagen, ſprach der Miſſionär zu ihm mit ernſter, feierlicher Stimme, und mit einem entſchiedenen Tone, welcher den Hammerſchmid und den Soldaten betroffen machte:

„Mein guter Bruder ... ein Wort noch ... Mein Kommen hatte auch den Zweck, Dir zu ſagen, daß ich von heute an in einigen Tagen ... Deiner bedürfen werde ... auch Ihrer, mein Vater ... Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen dieſen Namen gebe,“ fügte Gabriel mit bewegter Stimme bei, ſich zu ſeinem Vater wendend.

„Wie kommſt Du darauf! ... Was giebt es denn?“ rief der Hammerſchmid aus.

„Ja,“ — fuhr Gabriel fort, — „ich werde der Rathſchläge und Hülfe ... zweier Männer von Ehre, zweier Männer von Entſchloſſenheit bedürfen: ... ich kann auf Euch Beide zählen, nicht wahr? zu jeder Stunde ... an was immer für einem Tage es ſei ... auf ein Wort von mir ... werdet Ihr kommen?“

Dagobert und ſein Sohn ſchauten ſich ſchweigend an, über Gabriel's Ton der Stimme erſtaunt ... Agricola fühlte ſein Herz ſich krämpfen ... wenn er Gefangener war, während ſein Bruder ſeiner bedürfte ... Was dann thun?

„Zu jeder Stunde bei Tag und Nacht, mein braves Kind, darfſt Du auf uns zählen,“ — äußerte Dagodert, eben ſo überraſcht, als theilnehmend: — „Du haſt einen Vater und einen Bruder . . . verfüge über ſie . . .“

„Dank . . . Dank . . .“ erwiederte Gabriel: — „Ihr macht mich ſehr glücklich . . .“

„Weißt Du was?“ — fuhr der Soldat fort, — „wäre dieſes Kleid nicht, ſo würde ich glauben . . . daß es ſich von einem Duelle handle . . . von einem Duelle auf Leben und Tod . . . nach der Art, wie Du uns dieß ſagſt . . .“

„Von einem Duelle? . . .“ ſagte der Miſſionär ſchaudernd: — „ja . . . es handelt ſich vielleicht von einem ſeltſamen . . . ſchrecklichen Duelle . . . wozu ich zwei ſolche Zeugen brauche, wie Ihr . . . einen **Vater** . . . und einen **Bruder** . . .“

. . . .

Einige Augenblicke darnach begab ſich Agricola, immer unruhiger werdend, zu Fräulein von Cardoville, wohin wir den Leſer geleiten wollen.

III.

Das Hôtel Saint-Dizier.

Siebenzehntes Kapitel.

Der Pavillon.

Das Hôtel Saint-Dizier war eine der größten und ſchönſten Wohnungen der Straße Babylon in Paris.

Nichts Ernſteres, Impoſanteres, Traurigeres, als der Anblik dieſer alten Behauſung: ungeheure Fenſter mit kleinen Scheiben, weißgrau angeſtrichen, ließen ihre Schichten von alterſchwarzen Bruchſteinen noch düſterer erſcheinen.

Dieſes Hôtel glich allen jenen die in dieſem Stadtviertel gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren erbaut worden: es war ein großes Hauptgebäude mit dreieckigem Giebeldache, aus einem erſten Stockwerke und einem Erdgeſchoſſe beſtehend, zu dem man auf einer breiten Freitreppe emporſtieg. Eine von den Vorderſeiten ging auf einen ſehr großen Hof, auf jeder Seite von Bogengängen begrenzt, die ſich an weiträumige Hintergebäude anſchloßen: die andere Vorderſeite gewährte die Ausſicht in den Garten, einen wahren Park von zwölf oder fünfzehn Morgen; auf dieſer

Seite bildeten zwei Flügel, zum Hauptgebäude gehörend, zwei Seitengallerien.

Wie faſt in allen großen Wohnungen dieſes Stadtviertels, ſah man am Ende des Gartens das, was man das kleine Hôtel oder das kleine Haus nannte.

Dieß war ein Pavillon Pompadour, in Form einer Rotunde erbaut, in dem anmuthig ſchlechten Geſchmacke jener Zeit, er bot in allen Theilen, wo der Stein gemeißelt werden konnte, eine unglaubliche Fülle von Schnörkeleien, Bandſchleifen, Blumenguirlanden und bausbackigen Liebesgöttern. Dieſer von Adriane von Cardoville bewohnte Pavillon, beſtand aus einem Erdgeſchoſſe, zu dem man durch einen von einigen Stufen erhöhten Säulengang gelangte: eine kleine Hausflur führte in einen kreisförmigen, von oben erleuchteten Salon; daran grenzten vier andere Gemächer, und einige Zimmer des im Pfeileraufſatze verſteckten Halbgeſchoſſes, dienten zu Nebenräumen.

Dieſe Anhängſel großer Wohnungen ſind in unſern Tagen unbenützt, oder in Zwitterorangerien umgewandelt; doch, als ſeltene Ausnahme, war der Pavillon des Hotels Saint-Dizier heruntergeputzt und reſtaurirt worden; ſein weißer Stein ſchimmerte wie Marmor von Poros, und ſeine gefallſüchtige und verjüngte Haltung ſtach ſonderbar ab gegen das düſtere Gebäude welches man am Ende eines ungeheuren, hie und da mit rieſenhaften Gruppen grüner Bäume angefüllten Wieſenplanes gewahrte.

Die folgende Scene ereignete ſich am Morgen nach dem Tage von Dagobert's Ankunft in der Straße Briſe-Miche mit den Töchtern des Generals Simon.

Acht Uhr Morgens hatte es ſo eben auf dem nahen Kirchthurme geſchlagen; eine ſchöne Winterſonne ſtieg funkelnd an einem klaren und blauen Himmel empor, hinter den großen entblätterten Bäumen, welche im Sommer wie ein grüner Dom über dem Pavillon Ludwig's XV. ſich wölbten.

Die Thüre der Hausflur ging auf, und die Strahlen der Sonne erhellten ein holdſeliges Geſchöpf, oder vielmehr zwei holdſelige Geſchöpfe; denn das Eine von ihnen, um einen beſcheidenen Platz auf der Leiter der Schöpfung zu behaupten, beſaß davon nicht weniger eine beziehungsweiſe ſehr merkwürdige Schönheit.

Mit andern Worten: ein junges Mädchen, und eine entzückende kleine engliſche Hündin von der „King's-Charles“ genannten Art, erſchienen unter der Säulenhalle der Rotunde.

Das junge Mädchen hieß Georgette, die kleine Hündin Lutine.

Georgette iſt achtzehn Jahre alt; nie hat Florine oder Marton, nie die Soubrette von Marivaux ein ſchelmiſcheres Geſicht gehabt, ein ſprechenderes Auge, ein verſchmitzteres Lächeln, weißere Zähne, roſigere Wangen, einen reizenderen Wuchs, niedlichere Füßchen, eine lockendere Haltung.

Obgleich noch zu ſehr früher Stunde, war Georgette mit Sorgfalt und ausgeſucht gekleidet: ein kleines Valencienner-Häubchen mit glatten Barben von halbbäuerlicher Façon mit Roſabändern garnirt, und ein wenig hinterwärts auf Flechten von wunderſchönen blonden Haaren geſetzt, umrahmte ihr friſches und reizendes Geſicht; ein Kleid von grauem Levantin, drapirt mit einem Linonhalstuche, das auf ihrem Buſen mit einer großen Schleife von Roſaatlaß befeſtiget war, verrieth den Umriß ihres zierlich geformten Leibes; eine Schürze von holländiſcher Leinwand, weiß wie Schnee, unten beſetzt mit drei breiten Säumen, durchbrochen ausgenäht, gürtete ihre runde und rohrgeſchmeidige Taille; . . ihre kurzen und engen Aermel, mit einer kleinen Spitzenkrauſe verbrämt, ließen ihre üppigen, feſten und weißen Arme ſehen, welche ihre langen, bis an die Elbogen reichenden Handſchuhe von ſchwediſchem Leder, gegen die ſtrenge Kälte ſchützten.

Als Georgette den untern Theil ihres Kleides lüftete, um ſchneller über die Stufen der Säulenhalle hinabzuſteigen, wies ſie Lutinens gleichgültigen Augen den Anfang einer vollen Wade, den Untertheil eines zarten Beines in einem Strumpfe von weißer Seide, und einen zierlichen kleinen Fuß in ſeinem ſchwarzen Halbſtiefel von türkiſchem Atlaß.

Wenn eine Blonde, wie Georgette, es darauf anlegt, reizend zu ſeyn; wenn ein lebhafter Funken in ihren zärtlichen und heiteren blauen Augen funkelt; wenn eine fröhliche Beſeelung ihren durchſichtigen Teint färbt, hat ſie mehr Würze, mehr Feuer als eine Brünette.

Dieſe artige und muntere Zofe, die am Vorabende Agricola in den Pavillon geführt hatte, war die erſte Kammerfrau von Fräulein Adriane von Cardoville, Nichte der Frau Prinzeſſin von Saint-Dizier.

Lutine, vom Hammerſchmide ſo glücklich wieder gefunden, ſtieß ein leiſes, freudiges Kläffen aus, und ſprang, lief, und trieb Muthwillen auf dem Raſen; ſie war ein wenig größer als eine Fauſt; ihre wellenförmige Haut von glänzender Schwärze, ſchimmerte wie Ebenholz unter dem breiten Bande von rothem Atlaß, daß ſich um ihren Hals ſchlang; ihre franſenförmig langbehaarten Pfoten, ſo wie ihre Schnauze, mit der übermäßigen Stumpfnaſe, hatten einen lebhaften Glanz; ihre großen Augen funkelten von Klugheit, und ihre gekräuſelten Ohren waren ſo lang, daß ſie den Boden ſtreiften

Georgette ſchien eben ſo lebhaft, eben ſo ungeſtüm, wie Lutine, deren Freude ſie theilte, indem ſie ihr nachlief, oder ſich von ihr auf dem grünen Wieſenplane verfolgen ließ.

Plötzlich, bei dem Anblicke einer zweiten Perſon, die ſich gravitätiſch näherte, blieben Lutine und Georgette ſtehen, ihre Spiele unterbrechend. Die kleine **King's-Charles**, einige Schritte voran, kühn wie ein Teufel und ſeinem Namen *) treu, hielt ſich feſt auf ihren

---

*) **Lutine** — Kobold. D. Ueb.

nervigen Pfoten, und erwartete ſtolz den Feind, zwei Reihen kleiner Hackenzähne weiſend, die, obgleich wie von Elfenbein, deßwegen nicht weniger ſpitzig waren

Der Feind beſtand aus einer Frau von reifem Alter, einen ſehr feiſten, milchcaféfarbenen Mops zur Seite: ſein Schweif drehte ſich wie Ringelgebackenes; ſein Wanſt war gerundet, das Haar glänzend, der Hals etwas ſchief gewendet; er ging mit ſehr weit geſpreizten Beinen, einen ſchönen Doctorſchritt einhaltend. Seine ſchwarze, beißige und ſauertöpfiſche Schnauze, welche zwei zu ſehr vorragende Zähne auf der linken Seite zurückſtülpten, hatten einen beſonders mürriſchen und ſtreitſüchtigen Ausdruck.

Dieſes widerliche Thier, das vollkommene Abbild deſſen, was man den Andächtlerinhund nennen könnte, hieß Monſieur.

Die Gebieterin des Monſieur, eine Frau von etwa fünfzig Jahren, von mittlerer Größe und beleibt, war eben ſo düſter und ernſt gekleidet, als Georgette zierlich und heiter. Sie trug ein braunes Kleid, ein ſchwarzſeidenes Mäntelchen und einen Hut von derſelben Farbe; die Züge dieſer Frau mußten in ihrer Jugend ſchön geweſen ſein, und ihre blühenden Wangen, ihre ſcharfgezeichneten Brauen, ihre ſchwarzen, noch ſehr lebhaften Augen, paßten wenig zu der unfreundlichen und ſtrengen Phyſiognomie, die ſie zu zeigen ſich bemühte.

Dieſe Matrone mit dem langſamen und bemeſſenen

Gange, war Madame Auguſtine Grivois, erſte Frau der Frau Prinzeſſin von Saint-Dizier.

Nicht bloß das Alter, die Phyſiognomie, der Anzug dieſer beiden Frauenzimmer, boten einen auffallenden Gegenſatz, ſondern dieſer Contraſt erſtreckte ſich auch auf die Thiere, von denen ſie begleitet waren: der nämliche Unterſchied beſtand zwiſchen Lutine und Monſieur, wie zwiſchen Georgette und Madame Grivois.

Als dieſe die kleine King's Charles gewahrte, konnte ſie eine Bewegung des Staunens und des Unwillens nicht bemeiſtern, die dem jungen Mädchen nicht entging.

Lutine, ſeit der Erſcheinung des Monſieur um keinen Zoll zurückgewichen, betrachtete ihn muthig mit einer Miene des Mißtrauens, und rückte ſogar mit einem ſo entſchieden feindlichen Ausſehen gegen ihn vor, daß der Mops, dreimal größer als die kleine King's Charles, einen Angſtſchrei ausſtieß, und hinter der Madame Grivois Zuflucht ſuchte.

Dieſe ſagte zu Georgette mit Bitterkeit: „Es ſcheint mir, Mademoiſelle, daß Sie es unterlaſſen könnten, Ihren Hund zu reizen, und ihn auf den meinigen zu hetzen.“

„Ohne Zweifel um dieſes ehrenwerthe und garſtige Thier vor dieſer Unannehmlichkeit zu ſchützen, haben Sie geſtern Abend Lutine zu verderben geſucht, indem Sie dieſelbe durch die kleine Gartenthüre auf die Straße jagten. Aber zum Glücke hat ein braver und würdiger junge Lutine in der Straße Babylon wieder gefunden, und meiner Gebieterin zurückgebracht.

„Doch welchem Umſtande, Madame, verdank' ich das Glück, Sie ſo früh zu ſehen?“

„Ich bin von der Prinzeſſin beauftragt, —“ erwiederte Madame Grivois, unfähig, ein Lächeln triumphirender Befriedigung zu verhehlen, — „Fräulein Adriane auf der Stelle zu ſprechen … Es handelt ſich von einer ſehr wichtigen Sache, die ich ihr ſelbſt ſagen ſoll.“

Bei dieſen Worten wurde Georgette blutroth, und konnte eine leichte Bewegung der Unruhe nicht unterdrücken, die, zum Glücke, der Madame Grivois entging, welche beſchäftiget war, das Wohl von Monſieur zu überwachen, dem ſich Lutine mit ſehr drohendem Geſichte näherte; nach Ueberwindung einer flüchtigen Aufregung, antwortete Georgette mit Zuverſicht:

„Das Fräulein iſt geſtern ſehr ſpät zu Bette gegangen; … es hat mir verboten, vor dem Mittage ihr Zimmer zu betreten.“

„Das iſt möglich … da es aber darum zu thun iſt, einem Befehle der Prinzeſſin, ihrer Tante, zu gehorchen … werden Sie, Mademoiſelle, Ihre Gebieterin gefälligſt aufwecken … und zwar unverzüglich.“

„Meine Gebieterin hat von Niemanden Befehle zu empfangen … ſie iſt hier zu Hauſe; ich werde ſie alſo erſt Mittags aufwecken … ihren Befehlen gemäß.“

„Dann will ich ſelbſt zu ihr gehen.“

„Florine und Hebe werden Ihnen nicht aufſchließen …“

Hier iſt der Schlüſſel zum Salon … und nur durch den Salon … gelangt man zum Fräulein.“

„Wie! Sie wagen es, mich an dem Vollzuge der Befehle der Prinzeſſin zu hindern?“

„Ja, ich wage es das große Verbrechen zu begehen, meine Gebieterin nicht aufwecken zu wollen.“

„Da ſieht man die Früchte der blinden Güte der Frau Prinzeſſin für ihre Nichte, —“ ſagte die Matrone mit betrübter Miene. — „Fräulein Adriane achtet die Befehle ſeiner Tante nicht mehr, und umgiebt ſich mit jungen Springinsfelden, welche ſchon in der Frühe wie Reliquienkäſtchen geſchmückt ſind . . .“

„Ah, Madame, wie können Sie gegen den Putz losziehen, da Sie ſelbſt doch einſt die gefallſüchtigſte, die lebensfroheſte von den Frauen der Prinzeſſin waren . . . dieß hat ſich im Hôtel von Generation zu Generation bis auf unſere Tage wiederholt.“

„Wie, von Generation . . . zu Generation? Sollte man nicht meinen, daß ich hundert Jahre zähle!“ . . . Seht mir doch die Unverſchämte!“

„Ich ſpreche von den Generationen der Kammerfrauen . . . denn, Sie ausgenommen, können ſie höchſtens zwei oder drei Jahre bei der Prinzeſſin bleiben. Sie hat zu viele Eigenheiten . . . für dieſe armen Mädchen . . .“

„Ich verbiete Ihnen, Mademoiſelle, ſo von meiner Gebieterin zu ſprechen . . . deren Namen man nur knieend ausſprechen ſollte . . .“

„Dennoch . . . wenn man läſtern wollte . . .“

„Sie wagen . . .“

„Erſt geſtern Abends . . . um halb zwölf Uhr“

„Geſtern Abends? . . .“

„Ein Fiacker hielt einige Schritte vor dem großen Hôtel; . . . eine geheimnißvolle Perſon, in einen Mantel gehüllt, ſtieg aus dem Wagen, pochte leiſe, nicht an die Thüre, ſondern an die Fenſterſcheiben des Schloßverwalters . . . und um ein Uhr Morgens ſtand der Fiacker noch dort . . . auf der Straße . . . immer die geheimnißvolle Perſon im Mantel erwartend . . . die, während dieſer Zeit . . . ohne Zweifel, wie Sie ſagten, den Namen der Frau Prinzeſſin . . . knieend ausſprach . . .“

Sey es, daß Madame Grivois von dem Beſuche nicht unterrichtet war, welchen Rodin (denn von ihm handelte es ſich) der Frau von Saint-Dizier am Vorabende, nach gewonnener Ueberzeugung von der Ankunft der Töchter des Generals Simon in Paris, gemacht hatte, ſey es, daß Madame Grivois von dieſem Beſuche nichts zu wiſſen ſcheinen mußte, — ſie antwortete, verachtend die Achſeln zuckend:

„Ich weiß nicht, was Sie ſagen wollen, Mademoiſelle; ich bin nicht hieher gekommen, um Ihre unverſchämten Albernheiten anzuhören; noch einmal, wollen Sie mich, ja oder nein, zu Fräulein Adriane führen?“

„Ich wiederhole Ihnen, Madame, daß meine Gebieterin ſchläft, und mir verboten hat, vor dem Mittage ihr Zimmer zu betreten."

Dieſe Unterredung geſchah in einiger Entfernung vom Pavillon, deſſen Säulenhalle man am Ende eines ziemlich großen, in ein rautenförmig gepflanztes Gehölz auslaufenden Zuganges erblickte.

Plötzlich rief Madame Grivois, ihre Hand nach jener Richtung ausſtreckend:

„Großer Gott... iſt's möglich... was hab' ich geſehen!"

„Was denn? Was haben Sie geſehen? —" fragte Georgette, ſich umkehrend.

„Wen ... hab' ich geſehen? ... —" wiederholte Madame Grivois betäubt.

„Sprechen Sie doch!"

„Fräulein Adriane!!"

„Und wo?"

„Sie ſtieg eilig die Säulenhalle hinauf ... Ich habe ſie an ihrem Gange, an ihrem Hute, an ihrem Mantel wohl erkannt ... Um acht Uhr Morgens heimzukehren! —" rief Madame Grivois aus, — „das iſt ja unglaublich."

„Das Fräulein? ... Sie haben das Fräulein ſo eben geſehen? ..." Und Georgette begann laut auf zu lachen. „Ah! ich begreife ... Sie wollen meine wahrhafte Geſchichte vom kleinen Fiacker geſtern Nachts überbieten ... Das iſt ſehr pfiffig ..."

„Ich wiederhole Ihnen, daß ich in dieſem Augenblicke ... ſie ſo eben geſehen habe ..."

„Gehen Sie doch, Madame Grivois, wenn Sie im Ernſte ſprechen, ſind Sie närriſch . . .“

„Ich bin närriſch . . . weil ich gute Augen habe . . . Die kleine Thüre, welche ſich gegen die Straße zu öffnet ſtößt an das Gehölz nahe bei dem Pavillon; ohne Zweifel iſt das Fräulein auf dieſem Wege ſo eben heimgekehrt . . . Oh! mein Gott, das iſt zum Schlagtreffen . . . was wird die Prinzeſſin ſagen . . . Ah! ihre Ahnungen täuſchten ſie nicht . . . dahin mußte ihre Schwäche für die Launen ihrer Nichte ſie führen; das iſt ungeheuer . . . ſo ungeheuer, daß, obgleich ich es ſo eben mit meinen Augen geſehen habe, ich es noch nicht glauben kann . . .“

„Unter dieſen Umſtänden, Madame, beſtehe ich nun darauf, Sie zum Fräulein zu führen, damit Sie ſich ſelbſt überzeugen, daß Sie von einem Hirngeſpinſte getäuſcht wurden.“

„Ah! Sie ſind fein, mein Püppchen . . . aber nicht mehr als ich . . . Sie ſchlagen mir nun vor, einzutreten; ich glaub's wohl . . . Sie ſind zu dieſer Stunde ſicher, daß ich Fräulein Adriane zu Hauſe treffen werde . . .“

„Aber, Madame, ich verſichere Sie . . .“

„Alles, was ich Ihnen ſagen kann, iſt, daß weder Sie, noch Florine, noch Hebe, noch vierundzwanzig Stunden hier bleiben werden; die Prinzeſſin wird einem ſo entſetzlichen Scandale ein Ende machen; ich will ſie von dem, was vorgeht, ſogleich in Kenntniß ſetzen. Bei Nacht ausgehen, mein Gott! um acht Uhr Morgens heimkehren . . . aber ich bin darüber ganz verrückt . . . doch wenn ich es nicht geſehen hätte . . . mit meinen Augen geſehen . . . ſo könnte ich es nicht glauben.“

„Nach allem mußte es ſo kommen . . . und Niemand wird darüber erſtaunen. Nein, . . . gewiß, und Alle, denen ich dieſes Entſetzliche erzählen will, werden mir ſagen, deſſen bin ich ſicher: „„Da finde ich nichts, worüber man ſtaunen könnte. —““ Ah! welcher Schmerz für dieſe achtungswürdige Prinzeſſin, welch' ein ſchrecklicher Schlag für ſie!“

Und Madame Grivois kehrte haſtig in das Hôtel zurück, gefolgt von Monſieur, der eben ſo ergrimmt zu ſein ſchien, wie ſie ſelbſt.

Auch Georgette, gewandt und flink, eilte in den Pavillon, um Fräulein Adriane von Cardoville in Kenntniß zu ſetzen, daß Madame Grivois ſie durch die kleine Gartenthür heimlich heimkehren geſehen hatte, oder . . . geſehen zu haben glaubte.

Achtzehntes Kapitel.

Adrianens Toilette.

Etwa eine Stunde war verfloſſen, ſeit Madame Grivois das Fräulein Adriane von Cardoville Morgens in den Pavillon des Hôtels Saint-Dizier heimkehren geſehen hatte, oder geſehen zu haben glaubte.

Nicht zur Entſchuldigung, ſondern zum Verſtändniſſe der Ueberſpanntheit in den folgenden Schilderungen, müſſen wir einige hervorragende Eigenheiten in dem originellen Character des Fräulein von Cardoville in das gehörige Licht ſtellen.

Dieſe Originalität beſtand aus einer maßloſen Unabhängigkeit des Geiſtes, verbunden mit einem natürlichen Abſcheu vor allem Häßlichen und Anwidernden, und mit einem unüberwindlichen Bedürfniſſe, ſich mit Allem zu umgeben, was ſchön und reizend war.

Der Maler, dem das Colorit eine Lieblingsſache iſt, der für die Form eingenommenſte Bildhauer, könnten mehr nicht, als Adriane, den edlen Enthuſiasmus bethätigen, welchen der Anblick einer vollkommenen Schönheit immer den auserwählten Naturen einflößt.

Und nicht bloß Augenluſt war's, welcher dieſes junge Mädchen gerne huldigte; die harmoniſchen Modulationen des Geſanges, die Melodie der Inſtrumente, der Wohlklang der Poeſie, gewährten ihr unendliches

Vergnügen, während eine widerwärtige Stimme, ein mißklingendes Geräuſch, auf ſie den nämlichen peinlichen, faſt ſchmerzlichen Eindruck machten, den ſie bei dem Anblicke eines häßlichen Gegenſtandes unwillkürlich fühlte. Eben ſo leidenſchaftlich die Blumen, die ſüſſen Düfte liebend, genoß ſie die Wohlgerüche, wie ſie die Muſik, wie ſie die plaſtiſche Schönheit genoß .... Müſſen wir zuletzt dieſe Unerhörtheit geſtehen? Adriane war ein Leckermäulchen, und ſchätzte mehr als irgend Jemand das friſche Fleiſch einer ſchönen Frucht, den delikaten Geſchmack eines trefflich gebratenen Goldfaſans, oder das duftende Bouquet eines köſtlichen Weines.

Aber Adriane genoß dieß alles mit der beſonnenſten Umſicht: ſie betrachtete es als eine religiöſe Pflicht, die ihr von Gott gegebenen Sinne auszubilden, zu verfeinern; ſie hätte es für eine ſchwere Undankbarkeit gehalten, dieſe göttlichen Gaben durch Uebermaß abzuſtumpfen, oder ſie durch unwürdige Wahl zu erniedrigen, vor der ſie übrigens durch die außerordentliche und gebieteriſche Feinheit ihres Geſchmackes bewahrt blieb.

Das *Schöne* und das *Häßliche* bezeichneten für ſie das *Gute* und das *Böſe*.

Ihre Verehrung der Anmuth, der Eleganz, der phyſiſchen Schönheit, hatte ſie zur Verehrung der moraliſchen Schönheit geführt; denn der Ausdruck einer ſchlechten und gemeinen Leidenſchaft, macht die ſchönſten Geſichter häßlich, die häßlichſten werden durch den Ausdruck großmüthiger Gefühle veredelt.

Mit einem Worte, Adriane war die vollſtändigſte, die idealſte Verperſönlichung der Sinnlichkeit ... nicht jener gemeinen, unwiſſenden, uneinſichtigen, mißverſtandenen, immer verkehrten Sinnlichkeit, verderbt durch die Gewohnheit oder Nothwendigkeit plumper, unausgeſuchter Genüſſe, ſondern jener auserleſenen Sinnlichkeit, welche für die Sinne iſt, was der Atticismus *) für den Geiſt iſt.

Die Unabhängigkeit des Characters dieſes jungen Mädchens war außerordentlich. Gewiſſe, dem Frauenzimmer durch deſſen ſociale Stellung auferlegte, demüthigende Unterwürfigkeiten, empörten ſie vorzüglich; ſie hatte den kühnen Entſchluß gefaßt, ſich denſelben zu entziehen.

Uebrigens zeigte Adriane nichts Männliches; ſie war das weiblichſte Frauenzimmer, das man ſich denken kann; Frauenzimmer durch ihre Anmuth, durch ihre Launen, durch ihren Zauber, durch ihre blendende und weibliche Schönheit; Frauenzimmer durch ihre Schüchternheit, wie durch ihre Kühnheit; Frauenzimmer durch ihren Haß des brutalen Despotismus des Mannes, wie durch das Bedürfniß, ſich rückſichtslos, blind für denjenigen aufzuopfern, der dieſe Aufopferung verdienen konnte; Frauenzimmer auch durch ihren ſcharfen, ein wenig ſeltſamen Geiſt; noch würdiger als Frauen-

---

*) Der feine Geſchmack in mancherlei Beziehungen, welcher den Athenienſern eigen war.

D. Ueb.

zimmer endlich durch ihre gerechte und ſpöttiſche Verachtung gewiſſer ſehr hochgeſtellter oder auf eine niedrige Art geſchmeichelter Männer, welche ſie bisweilen im Salon ihrer Tante, der Prinzeſſin von Saint-Dizier, da ſie noch bei ihr wohnte, getroffen hatte.

Nach Vorausſendung dieſer unerläßlichen Erläuterungen, werden wir nun den Leſer an dem Lever der Adriane von Cardoville Theil nehmen laſſen, die aus dem Bade ſtieg. Wir müßten das glänzende Colorit der venetianiſchen Schule beſitzen, um dieſe Scene reizend zu ſchildern, die mehr im ſechzehnten Jahrhunderte, in irgend einem Palaſte zu Florenz oder Bologna ſich zu ereignen ſchien, als zu Paris, im Hintergrunde der Vorſtadt Saint-Germain, im Monate Februar 1832.

Adrianens Toilettenzimmer war eine Art von kleinem Tempel, den man der Verehrung der Schönheit errichtet wähnen mochte . . . aus Dankbarkeit gegen Gott, welcher das Weib verſchwenderiſch mit Reizen ſchmücket, nicht damit es ſie vernachläſſige, mit Aſche bedecke, durch den Druck eines ſtinkenden und rauhen Bußkleides zermartere, ſondern daß es in eifriger Dankbarkeit ſich mit allem Zauber der Anmuth, mit allem Glanze des Putzes umgebe, um das göttliche Werk in den Augen Aller zu verherrlichen.

Der Tag brach in dieſes halbkreisförmige Zimmer durch eines jener, ein Treibhaus bildenden Doppelfenſter, die glücklicherweiſe aus Deutſchland eingeführt wurden. Die aus ſehr dicken Bruchſteinen aufgeführten Mauern des Pavillons, vertieften bedeutend die Maueröffnung des Fenſters, welches nach Außen durch einen Rahmen mit einer einzigen Glasſcheibe ſich ſchloß, und von innen durch ein großes abgeſchliffenes Spiegelglas; im Zwiſchenraume von etwa drei Fuß zwiſchen jenen zwei durchſichtigen Einſchließungen, hatte man einen mit Heideerde gefüllten Kaſten angebracht, bepflanzt mit kletternden Lianen, die, um das abgeſchliffene Spiegelglas gelenkt, eine dichte Guirlande von Blättern und Blumen bildeten.

Eine Tapete von granatfarbenem Damaſte, mit Arabesken von hellerem Tone ſchattirt, verhüllte die Mauern, ein dicker Teppich von gleicher Farbe breitete ſich über den Fußboden hin. Dieſer düſtere, ſo zu ſagen parteiloſe Grund, ließ allen Abſtufungen der Einrichtung auf eine wunderſame Weiſe ihre Geltung.

Unter dem Fenſter, gegen Mittag, befand ſich Adrianens Toilette, ein wahres Meiſterſtück der Goldarbeiterkunſt.

Auf einem breiten Tiſchchen von Laſurſtein ſah man zerſtreut Behältniſſe von im Feuer vergoldeten Silber mit koſtbar emaillirten Deckeln; Fläſchchen von Bergkryſtall, und andere Toilettenbedürfniſſe von Perlenmutter, Schildkrot und Elfenbein, mit eingelegten goldenen Verzierungen, von wunderbarem Geſchmacke; zwei große, mit antiker Reinheit aus Silber gearbeitete Figuren, trugen einen ovalen Angelſpiegel, der, anſtatt eines ſeltſamen gemeißelten und ciſelirten Rahmens, zur Einfaſſung eine friſche Guirlande von natürlichen Blumen hatte, welche täglich erneuert wurde, wie ein Ballbouquet.

Zwei ungeheuere Vaſen aus Japan, blau, purpurfarbig und Gold, von drei Fuß im Durchmeſſer, auf dem Teppiche an jeder Seite der Toilette ſtehend, und mit Camellien, Eibiſch *) und Gardenien in voller Blüthe angefüllt, bildeten ein buntes Gebüſch von den lebendigſten Farben.

Im Hintergrunde des Zimmers, gegen das Fenſter gewendet, ſah man, von einer andern Maſſe von Blumen umblüht, aus weißem Marmor in verjüngtem Maßſtabe, die bezaubernde Gruppe von Daphnis und Chloë, das keuſcheſte Ideal der züchtigſten Anmuth und jugendlicher Schönheit . . .

Zwei goldene, ſüßduftende Lampen, brannten auf dem Malachitſockel, der jene zwei holdſeligen Figuren trug.

Ein Kaſten von ſchwärzlichem Silber, überhöht mit in Silber vergoldeten Figürchen und farbigen Edelſteinen, auf vier Füſſen von vergoldeter Bronce ruhend, enthielt das zur Toilette Nothwendige; zwei Pſycheſpiegel, mit Armleuchtern geziert, einige ausgezeichnete Copien von Raphael und Titian, gemalt von Adriane,

---

*) Ibiscus. (Lat. Hibiscus, Eibiſch: Cl. XVI. O. 7.) Es giebt 37 Arten dieſer ſchönen Zierpflanze.

D. Ueb.

und Männer oder Frauen von vollkommener Schönheit vorſtellend; mehrere Wandtiſche von orientaliſchem Jaspis, Waſſerkannen von Silber und von im Feuer vergoldeten Silber tragend; bedeckt mit Verzierungen von getriebener Arbeit, und mit wohlriechenden Wäſſern gefüllt; ein ſchwellender Divan, einige Stühle, und ein Tiſch von vergoldetem Holze, vervollſtändigten die Einrichtung dieſes von den lieblichſten Düften durchhauchten Zimmers.

Die ſo eben dem Bade enthobene Adriane, ſaß an ihrer Toilette, von ihren drei Kammerdienerinnen umgeben.

Durch eine Laune, oder vielmehr durch eine denklehrige Folgerichtigkeit ihres die Schönheit und Harmonie aller Dinge liebenden Geiſtes, war es Adrianens Wille, daß die ſie bedienenden jungen Mädchen ſehr hübſch, und mit auserleſener, reizender Originalität gekleidet ſein ſollten.

Man hat bereits Georgette geſehen, eine pikante Blondine, in ihrem allerliebſten Anzuge als Soubrette von Marivaux; ihre zwei Gefährtinnen gaben ihr hinſichtlich der Artigkeit und Anmuth nichts nach.

Die Eine, Namens Florine, ein großes und ſchlankes Mädchen, mit der Haltung der Jagdgöttin Diana, war eine blaſſe Brünette; ihre dichten ſchwarzen Haare ſchlangen ſich auf ihrem Hinterhaupte in Flechten, welche eine lange goldene Nadel befeſtigte. Sie trug, wie die andern jungen Mädchen, zur leichtern Verrichtung ihres Dienſtes, die Arme bloß, und ein Kleid von jenem, den venetianiſchen Malern ſo eigenthümlichen Hellgrün; ihr Rock war ſehr weit, und ihr glatter Leib zog ſich, viereckig ausgeſchnitten, über einen feingefältelten, von fünf goldenen Knöpfen geſchloſſenen Halskragen von weißem Batiſte.

Adrianens dritte Dienerin war eine ſo friſche, ſo treuherzige Geſtalt, mit ſo niedlicher, vollendeter Taille, daß ihre Gebieterin ſie Hebe nannte; ihr Kleid von blaßroſa Farbe mit griechiſchem Schnitte, enthüllte ihren anmuthigen Hals und ihre hübſchen Arme bis zur Schulter.

Die Phyſiognomie dieſer jungen Mädchen war heiter, glücklich; man las in ihren Zügen nicht jenen Ausdruck mürriſchen Unwillens, mißgünſtigen Gehorſams, beleidigender Vertraulichkeit, oder niedriger Unterwürfigkeit, die gewöhnliche Folge der Dienſtbarkeit.

In der emſigen Sorgfalt, womit ſie Adriane bedienten, ſchien eben ſo viel Zuneigung, als Hochachtung und Luſt zu liegen; man ſah, daß ſie das höchſte Vergnügen darin fanden, den Liebreiz ihrer Gebieterin hervorzuheben. Es war, als betrachteten ſie das Verſchönern und Schmücken derſelben als ein Kunſtwerk voll Anmuth, das ſie mit Freude, Liebe und Stolz zu Stande brachten.

Die Sonne erhellte lebhaft die dem Fenſter gegenüber ſtehende Toilette; Adriane ſaß auf einem Stuhle von kurzer Lehne; angethan mit einem langen Schlaf-

Rocke von blaßblauem Seidenſtoffe, mit gleichfarbigem Laubwerke durchwirkt, an ihrer Taille, die ſo zart war, wie jene eines zwölfjährigen Kindes, mit einer wehenden Schnur gegürtet; ihr Hals, zierlich und ſchlank, wie der Hals eines Vogels, war bloß, wie auch ihre Arme und Schultern, von unvergleichlicher Schönheit; ungeachtet der Alltäglichkeit dieſes Vergleiches, könnte nur das reinſte Elfenbein eine Idee von der blendenden Weiße dieſer Haut geben, weich wie Atlas, glatt, und von ſo friſchem und feſtem Gewebe, daß einige Waſſer-Tropfen, die in Folge des Bades an Adrianens Haar-Wurzeln hangen blieben, in der Wellenlinie ihrer Schultern fortrollten, wie Kryſtallperlen auf weißem Marmor.

Was bei ihr den Vorzug dieſer wunderbaren, den Rothen eigenthümlichen Fleiſchigkeit noch verdoppelte, waren der dunkle Purpur ihrer feuchten Lippen, das durchſichtige Roſa ihres kleinen Ohres, ihrer ſchwellenden Nüſtern, und ihrer wie gefirnißt ſchimmernden Nägel; überall endlich, wo ihr reines, lebhaftes und warmes Blut die Oberhaut färben konnte, verkündete es Geſundheit, Leben und Jugend.

Adrianens ſehr große und dunkelſchwarze Augen funkelten bald von Schelmerei und Witz, bald öffneten ſie ſich ſchmachtend und wie verſchleiert, zwiſchen zwei Franſen von langen krauſen Wimpern, von eben ſo dunkler Schwärze, als jene ihrer feinen, ſehr zierlich gebogenen Brauen . . . denn durch eine anmuthige Laune der Natur hatte ſie ſchwarze Wimpern und Brauen bei rothgelben Haaren; ihre Stirne, klein, wie jene der griechiſchen Statuen, überragte ihr Antlitz mit einem vollkommenen Oval; ihre feingekrümmte Naſe hatte etwas Adlerartiges; der Schmelz ihrer Zähne funkelte, und ihr rother, anbetungswürdig ſinnlicher Mund ſchien die ſüßen Küſſe, das heitere Lächeln, und die Wonnen einer zarten Lüſternheit zu locken. Uebrigens konnte man kein feineres, ſtolzeres, eleganteres Tragen des Kopfes ſehen, Dank der großen Entfernung, welche den Hals und das Ohr von dem Anſchluße ihrer breiten Grübchenſchultern trennte.

Wie geſagt, Adriane war rothgelb, aber ſo rothgelb, wie es mehrere von den berühmten Frauenporträten von Titian oder Leonardo da Vinci ſind . . . Das heißt, daß flüßiges Gold keinen ſtrahlenderen, keinen leuchtenderen Wiederſchein bot, als ihre Fülle natürlich wellenförmiger Haare, weich und fein wie Seide, und ſo lang, ſo lang . . . daß ſie bis auf den Boden floſſen, wenn ſie aufrecht ſtand, und daß ſie in dieſelben ſich einhüllen konnte, wie Venus Aphrodite.

Vorzüglich in dieſem Augenblicke waren ſie entzückend anzuſchauen. Georgette, mit bloßen Armen hinter ihrer Gebieterin ſtehend, hatte mit großer Mühe in einer ihrer kleinen weißen Hände jenes prächtige Haar zuſammengefaßt, deſſen feurigen Glanz die Sonne noch verdoppelte . . .

Als die hübſche Kammerfrau den Elfenbeinkamm in die wogenden Goldfluthen dieſer ungeheuern Seiden-

Strähne tauchte, war's, als ob tauſend Funken ihr entſtöben; das Licht und die Sonne warfen nicht minder rothe Strahlen auf die Trauben zahlreicher und loſer Locken, die, von der Stirne wohl abgewendet, Adrianens Wangen entlang wogten, und in ihrer ſchwellenden Geſchmeidigkeit dem reifenden Schneebuſen liebkoſeten, deſſen reizende, wellenförmige Bewegung ſie ſchaukelte.

Während Georgette ſtehend die ſchönen Haare ihrer Gebieterin kämmte, beſchäftigte ſich Hebe, ein Knie auf dem Boden, und auf dem andern den niedlichen Fuß des Fräuleins von Cardoville, damit, ihr einen ganz kleinen Schuh von ſchwarzem Atlas anzuziehen, und die Bänder kothurnförmig auf einem durchbrochenen Seidenſtrumpfe zu kreuzen, welcher die roſige Weiße der Haut errathen ließ, und den feinſten und zarteſten Knöchel ausprägte, den man ſehen konnte; Florine, etwas weiter zurück, reichte ihrer Gebieterin in einem Gefäße von vergoldetem Silber eine parfümirte Kleie, womit Adriane ihre blendenden Hände mit den feinen Fingern, die an ihren Spitzen hochroth gefärbt ſchienen, leicht rieb . . .

Zum Schluße dürfen wir auch Lutine nicht vergeſſen, welche, auf den Knien ihrer Gebieterin ruhend, ihre großen Augen mächtig aufriß, und allen den verſchiedenen Abwechslungen von Adrianens Toilette mit ernſter Aufmerkſamkeit zu folgen ſchien.

Da draußen eine ſilberne Glocke ertönte, verließ

Florine, auf einen Wink ihrer Gebieterin, das Zimmer, und kehrte bald zurück, einen Brief auf einer Platte von vergoldetem Silber tragend.

Adriane, während die Dienerinnen ihre Kopf- und Fußbekleidung und ihren Anzug vollendeten, nahm dieſen Brief, den der Verwalter des Landgutes Cardoville geſchrieben, und welcher Folgendes enthielt:

„Fräulein!

„Ueberzeugt von Ihrem guten Herzen und Ihrem
„Edelmuthe, erlaube ich mir, mit vollem Vertrauen an
„Sie zu ſchreiben. Zwanzig Jahre lang hab' ich dem
„ſeligen Herrn Grafen, Herzoge von Cardoville, Ihrem
„Vater, eifrig und rechtſchaffen gedient; ich glaube, es
„ſagen zu dürfen . . . Das Schloß iſt verkauft, ſo,
„daß ich und meine Frau nun auf dem Punkte ſtehen,
„fortgeſchickt, und dadurch völlig brodlos zu werden;
„ach, dieß iſt in unſerm Alter ſehr hart, Fräu-
„lein . . .“

„Die armen Leute . . .“ — ſagte Adriane, ihr Leſen unterbrechend; — „in der That rühmte mir mein Vater oft ihre Ergebenheit und Treue.“

Sie fuhr fort:

„Es bliebe uns wohl ein Mittel, unſern Dienſt zu
„behalten; . . . aber es handelte ſich für uns davon,
„eine Niederträchtigkeit zu begehen, und was uns auch
„begegnen möge, weder ich, noch meine Frau, wollen
„ein um ſolchen Preis erkauftes Brod . . .“

„Gut, gut . . . immer die Nämlichen . . .“ —

äußerte Adriane; — „die Würde in der Armuth . . . das iſt der Wohlgeruch in der Wieſenblume."

„Um Ihnen, Fräulein, das Unwürdige zu bezeichnen, das man von uns verlangen würde, brauche ich Ihnen nur zu ſagen, daß vor zwei Tagen Herr Rodin von Paris hierher gekommen iſt . . ."

„Ah, Herr Rodin," — unterbrach ſich Fräulein von Cardoville wiederholt, — „der Sekretär des Abbé von Aigrigny? . . . nun wundert es mich nicht mehr, wenn von einer Treuloſigkeit oder irgend einer finſtern Intrigue die Rede iſt. Wir wollen ſehen:

„Herr Rodin iſt von Paris gekommen, um uns anzukündigen, daß das Landgut verkauft ſei, und daß wir unſere Stelle behalten könnten, wenn wir ihm behülflich wären, der neuen Beſitzerin einen verrufenen Prieſter zum Beichtvater zu geben, und um beſſer an dieſes Ziel zu gelangen, ſollten wir einwilligen, einen andern Prieſter zu verleumden, einen vortrefflichen, ſehr geachteten, in der Gegend ſehr beliebten Mann; das iſt noch nicht alles; ich ſollte wöchentlich zweimal an Herrn Rodin heimlich alles ſchreiben, was im Schloſſe vorgehen würde. Ich muß geſtehen, Fräulein, daß dieſe ſchändlichen Anträge ſo ſehr als möglich hinter ſcheinbare Vorwände verborgen und vermummt waren; aber ungeachtet der mehr oder minder geſchickten Verkleidung bleibt doch die Hauptſache immer ſo, wie ich die Ehre gehabt habe, ſie Ihnen darzuſtellen, Fräulein . . ."

„Verführung . . . Verleumdung und Angeberei!" — dachte ſich Adriane mit Abſcheu; — „ich kann an jene Leute nicht denken, ohne daß nicht unwillkürlich in mir Gedanken an Finſterniſſe, Gift und häßliche ſchwarze Schlangen erwachen . . . Dieß iſt in der That ein ſehr abſcheulicher Anblick. Daher will ich lieber an die ruhigen und ſanften Geſichter des armen Dupont und ſeiner Frau denken."

Adriane fuhr fort:

„Sie denken wohl, Fräulein, daß wir nicht unſchlüſſig waren; wir werden Cardoville verlaſſen, wo „wir ſeit zwanzig Jahren ſind; aber wir werden es „als rechtſchaffene Leute verlaſſen . . . Nun, Fräulein, „ſo gutes Fräulein, wenn Sie unter Ihren vornehmen „Bekanntſchaften uns einen Platz ausfindig machen könnten, indem Sie uns empföhlen, vielleicht, Dank Ihnen, „Fräulein, entgingen wir dadurch einer ſehr peinlichen „Verlegenheit . . ."

„Gewiß, ſie ſollen ſich nicht vergebens an mich gewendet haben . . . Ehrliche Leute den Klauen des Herrn Rodin entreißen, das iſt eine Pflicht und ein Vergnügen; denn es iſt zugleich gerecht und gefährlich, und ich trotze ſo gerne dem Mächtigen und dem Unterdrücker!"

Adriane las weiter:

„Nachdem ich mit Ihnen von uns geſprochen habe, „Fräulein, erlauben Sie uns, Ihren Schutz für Andere „anzuflehen; denn es wäre ſchlecht, nur an ſich zu

„denken; zwei Schiffe ſind vor drei Tagen an unſern „Küſten geſcheitert; nur einige Reiſende konnten gerettet und hieher gebracht werden, wo ich und meine „Frau ihnen alle nöthige Pflege angedeihen ließen; „mehrere von dieſen Reiſenden haben ſich nach Paris „begeben, aber Einer iſt hier geblieben. Bis jetzt haben ſeine Wunden ihn verhindert, das Schloß zu verlaſſen, und werden ihn noch einige Tage dort zurückhalten . . . Es iſt ein junger indiſcher Prinz von „ungefähr zwanzig Jahren, der eben ſo gut als ſchön „zu ſein ſcheint, was nicht wenig ſagen will, obgleich „er kupferfarben iſt, wie die Leute in ſeiner Heimath, „ſagt man . . .“

„Ein indiſcher Prinz! von zwanzig Jahren! jung, gut und ſchön!“ — rief Adriane fröhlich aus, — „das iſt herrlich, und vorzüglich nicht ſo alltäglich; dieſer ſchiffbrüchige Prinz beſitzt ſchon meine ganze Sympathie . . . aber was kann ich für dieſen Adonis der Gangesufer thun, der ſo eben an den Küſten der Picardie geſcheitert iſt?“

Adrianens drei Dienerinnen betrachteten ſie ohne beſonderes Erſtaunen, da ſie an die Eigenthümlichkeiten ihres Characters ſchon gewöhnt waren.

Georgette und Hebe begannen ſogar, beſcheiden zu lächeln; Florine, das große, ſchöne, braune und blaſſe Mädchen, Florine lächelte auch, wie ihre lieblichen Gefährtinnen; aber ein wenig ſpäter, und ſo zu ſagen durch Nachſinnen, wie wenn ſie anfangs und vorzüglich beſchäftigt geweſen wäre, zu horchen, und ſich die mindeſten Worte ihrer Gebieterin zu merken, welche, voll Theilnahme an dem Adonis der Gangesufer, wie ſie ſagte, fortfuhr, den Brief des Verwalters zu leſen:

„Ein Landsmann des indiſchen Prinzen, der bei „ihm bleiben wollte, um ihn zu pflegen, gab mir zu verſtehen, daß der junge Prinz bei dem Schiffbruche alles verlor, was er beſaß . . . und daß er nicht „wußte, was er thun ſollte, um die Mittel aufzutreiben, nach Paris zu reiſen, wo ſeine baldigſte Anweſenheit wegen wichtiger Intereſſen unerläßlich ſey; . . . „nicht vom Prinzen hab' ich dieſe Einzelnheiten; - er „ſcheint zu würdig, zu ſtolz, ſich zu beklagen; aber „ſein Landsmann, der viel mittheilſamer iſt, hat mir „dieſe Verhältniſſe anvertraut, mit dem Beifügen, daß „ſein junger Landsmann ſchon große Unglücksfälle erlebt habe, und daß ſein Vater, König eines indiſchen „Landes, kürzlich von den Engländern getödtet, und „ſeines Reiches beraubt worden ſey . . .“

„Das iſt ſonderbar, —“ ſagte Adriane nachdenkend, — „dieſe Umſtände erinnern mich, daß mein Vater oft mit mir von einer unſerer Verwandten ſprach, die in Indien einen indiſchen König geheirathet hatte, bei dem der eben erſt als Marſchall anerkannte General Simon Dienſte genommen . . . —“ Dann, ſich unterbrechend, fügte ſie lächelnd bei: — „Mein Gott, wie wunderſam wäre dieß doch . . . ſolche Dinge begegnen nur mir, und man ſagt, daß ich originell bin;.. nicht ich, dünkt mir, ſondern die Vorſehung iſt's, welche, in der That, ſich bisweilen ſehr überſpannt zeigt. Aber laßt uns doch ſehen, ob der arme Dupont mir nicht den Namen dieſes ſchönen Prinzen nennt . . .“

„Sie werden ohne Zweifel unſere Unbeſcheidenheit „entſchuldigen, Fräulein; aber wir hätten ſehr ſelbſtſüchtig zu ſein geglaubt, indem wir nur von unſern „Kümmerniſſen ſprechen würden, während bei uns ein „braver und würdiger, aber ſo höchſt beklagenswerther „Prinz ſich aufhält . . . zudem, Fräulein, glauben Sie „mir gütigſt, ich bin alt und beſitze genug Menſchenkenntniß; nun denn; man kann nichts Edleres und „Sanfteres ſehen, als das Geſicht dieſes jungen Indiers; ich möchte ſchwören, daß er Ihrer Theilnahme „würdig ſei, die ich für ihn erbitte; es würde genügen, „ihm eine kleine Summe Geldes zum Ankaufe einiger „europäiſcher Kleider zu ſenden, da er alle ſeine indiſchen Anzüge bei dem Schiffbruche verloren hat.“

„Himmel! europäiſche Kleider . . . —“ rief Adriane fröhlich aus. — „Armer junger Prinz! Gott bewahre Dich davor, und mich auch. Der Zufall ſendet mir tief aus Indien einen Sterblichen, begünſtiget genug, nie jene abſcheuliche europäiſche Tracht getragen zu haben, jene häßlichen Kleider, jene ſcheußlichen Hüte, welche die Menſchen ſo lächerlich, ſo häßlich machen, daß wahrlich kein Verdienſt darin liegt, ſie durchaus unverführeriſch zu finden . . .

„Ein ſchöner junger Prinz kommt aus jenen Ländern des Orients zu mir, wo die Menſchen in Seide, Muſſelin und Kaſchemir gekleidet ſind; gewiß wird ſich's ereignen, daß ich durch dieſe ſeltene und einzige Gelegenheit ſehr ernſtlich verſucht werde . . . Nun denn, keine europäiſchen Kleider, was auch der arme Dupont davon ſagen möge . . . Aber der Name, der Name dieſes lieben Prinzen. Noch einmal, welch' ſonderbares Zuſammentreffen, wenn es ſich von jenem Vetter jenſeits des Ganges handelte! Ich habe in meiner Kindheit von ſeinem königlichen Vater ſo viel Gutes ſagen hören, daß ich entzückt wäre, ſeinem Sohne einen guten und würdigen Empfang zu bereiten . . . Aber nun den Namen, den Namen . . ."

Adriane fuhr fort:

„Wenn Sie, Fräulein, ſo gut ſeyn möchten, außer
„jener kleinen Summe ihm, wie auch ſeinem Lands-
„manne, die Mittel zu verſchaffen, nach Paris zu kom-
„men, ſo könnten Sie dieſem armen jungen, ſchon ſo
„unglücklichen Prinzen, eine große Gefälligkeit erweiſen.

„Endlich, Fräulein, kenne ich Ihr Zartgefühl hin-
„reichend, um zu wiſſen, daß es Ihnen vielleicht be-
„lieben dürfte, dieſe Hülfe dem Prinzen unbekannt zu-
„kommen zu laſſen; in dieſem Falle geruhen Sie, ich
„bitte Sie, über mich zu verfügen, und meiner Ver-
„ſchwiegenheit zu vertrauen; für den Fall jedoch, daß
„Sie die unmittelbare Zuſendung vorziehen, füge ich
„Ihnen ſeinen Namen bei, wie ihn ſein Landsmann

„mir aufgeſchrieben hat: Prinz Djalma, Sohn „des Kadja-Sing, Königs von Mundi.“

„Djalma, —“ ſagte Adriane raſch, indem ſie ihre Erinnerungen zu ſammeln ſchien, — „Kadja-Sing ... ja ... ſo iſt's ... das ſind die Namen, die mein Vater mir oft wiederholt hat ... indem er mir ſagte, daß es auf der Welt nichts ſo Ritterliches, ſo Heldenmüthiges gebe, als dieſen alten indiſchen König, unſern Verwandten durch Heirath ... der Sohn ſchlug nicht aus der Art, wie mir dünkt.

„Ja, Djalma ... Kadja-Sing, noch einmal, ſo iſt's; dieſe Namen ſind nicht ſo alltäglich, —“ ſagte ſie lächelnd, — „daß man ſie vergeſſen, oder mit andern verwechſeln könnte ... Alſo Djalma iſt mein Vetter. Er iſt brav und gut, jung und reizend ... Er hat überdieß nie das abſcheuliche europäiſche Kleid getragen ... und er iſt von allen Mitteln entblößt! Das iſt entzückend ... das iſt zu viel Glück auf einmal ... Schnell ... ſchnell ... dichten wir aus dem Stegreiſe ein hübſches Feenmährchen ... deſſen Held dieſer ſchöne, zärtlich geliebte Prinz ... Armer, in unſeren traurigen Himmelsſtrich verirrter Vogel von Gold und Himmelblau! Möge er hier doch mindeſtens irgend etwas finden, was ihn an ſeine Heimath voll Licht und Wohlgeruch erinnere. —“ Dann ſagte ſie zu einer ihrer Dienerinnen:

„Georgette, nimm Papier und ſchreib, mein Kind.“

Das junge Mädchen ging zum Tiſche von vergoldetem Holze, auf dem ein kleines Käſtchen mit Schreibmaterialien ſtand, ſetzte ſich, und ſagte zu ihrer Gebieterin:

„Ich harre Ihrer Befehle, Fräulein . . .“

Adriane von Cardoville, deren holdſeliges Geſicht von Freude, Glück und Heiterkeit ſtrahlte, dictirte das folgende Billet, an einen guten alten Maler gerichtet, der ſie lange Zeit zeichnen und malen gelehrt hatte; denn ſie war in dieſer Kunſt, wie in allen andern, ausgezeichnet.

„Mein lieber Titian, mein guter Veroneſe, mein würdiger Raphael . . . Sie können mir eine ſehr große Gefälligkeit erweiſen, und Sie werden es, ich bin davon überzeugt, mit jener vollkommenen Güte thun, die ich immer bei Ihnen gefunden habe . . .“

„Benehmen Sie ſich ſogleich mit jenem geſchickten Künſtler, der meine letzten Coſtüme aus dem fünfzehnten Jahrhunderte gezeichnet hat. Es handelt ſich dießmal von modernen indiſchen Coſtümen für einen jungen Mann . . . Ja, mein Herr, für einen jungen Mann . . . Und nach dem Bilde, das ich mir dabei denke, können Sie Antinous zum Grunde legen, oder noch beſſer den indiſchen Bacchus, der paſſender ſein wird.

„Dieſe Anzüge müſſen zugleich von großer Genauigkeit, von großem Reichthume, und von großer Eleganz ſein; Sie werden die möglichſt-ſchönſten Stoffe wählen; trachten Sie vorzüglich, daß ſie ſich den indiſchen Geweben nähern; zu Gürteln und Turbanen werden Sie ſechs prächtige indiſche Kaſchemir-Shawls beifügen, wovon zwei weiß, zwei roth, und zwei orangefarben; zu braunen Teints paſſen keine Farben beſſer, als dieſe.“

„Iſt dieß geſchehen (wozu ich Ihnen höchſtens zwei oder drei Tage gebe), ſo werden Sie mit der Poſt in meiner Berline nach dem Schloße Cardoville abreiſen, das Sie gut kennen; der Verwalter, der vortreffliche Dupont, einer Ihrer alten Freunde, wird Sie zu einem jungen indiſchen Prinzen, Namens Djalma führen; Sie werden dieſem erhabenen und mächtigen Herrn aus einem andern Welttheile ſagen, daß Sie von Seite eines unbekannten Freundes kommen, der, als Bruder handelnd, ihm das Nöthige ſende, um den abſcheulichen Moden Europa's zu entgehen . . .“

„Sie werden hinzuſetzen, dieſer Freund erwarte ihn mit ſo großer Ungeduld, daß er ihn beſchwöre, alſogleich nach Paris zu kommen; wendet mein Schützling ſeine leidende Geſundheit ein, ſo werden Sie ihm erwiedern, daß mein Wagen eine vortreffliche Vorrichtung zum Schlafen habe; Sie werden darin das Bett, welches er enthält, zurecht machen laſſen, und er wird es in demſelben ſehr bequem finden. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Sie den unbekannten Freund ſehr unterthänig entſchuldigen werden, daß er dem Prinzen nicht reiche Palankine, nicht einmal, beſcheidenerweiſe, einen Elephanten ſende; denn, ach! Palankine giebt's nur in der Oper, und Elephanten nur in der Menagerie; deßwegen werden wir in den Augen meines Schützlings als befremdend Wilde erſcheinen . . ."

„Sobald Sie ihn zur Abreiſe bewogen haben, werden Sie ſich ſchnell auf den Weg machen, und ihn mir hierher bringen, in meinen Pavillon, Straße Babylon (welche Vorherbeſtimmung! in der Straße Babylon zu wohnen . . . das iſt wenigſtens ein Name von gutem Klange für einen Orientalen), ihn, ſag' ich, jenen lieben Prinzen mir hierherbringen, der das Glück hat, im Lande der Blumen, der Diamanten und der Sonne geboren zu ſein."

„Sie werden überdieß die Gefälligkeit haben, mein guter und alter Freund, über dieſen neuen Zufall nicht zu ſtaunen, und ſich vorzüglich keiner ungereimten Muthmaßung hinzugeben . . . Im Ernſte, daß meine Wahl in dieſer Angelegenheit . . . auf Sie gefallen iſt, den ich liebe, den ich aufrichtig verehre, ſagt Ihnen hinreichend, daß im Hintergrunde von dieſem allem etwas anderes liege, als eine ſcheinbare Thorheit . . ."

Indem Adriane dieſe letzten Worte diktirte, war ihr Ton ſo ernſt, ſo würdig, als er bisher ſcherzend und fröhlich war.

Aber bald fuhr ſie heiterer fort:

„Leben Sie wohl, mein alter Freund; ich gleiche ein wenig dem Capitain aus den alten Zeiten, deſſen Heldennaſe und Erobererkinn Sie mich ſo oft zeichnen hießen; ich ſcherze mit der höchſten Freiheit des Geiſtes im Augenblicke der Schlacht; denn in einer Stunde liefere ich meiner lieben Andächtlerin von einer Tante eine Schlacht, eine große Schlacht. Zum Glücke fehlen mir Kühnheit und Muth nicht, und ich brenne vor Ungeduld, das Treſſen mit dieſer ſtrengen Prinzeſſin zu beginnen.

„Leben Sie wohl; tauſend gute Herzenserinnerungen an Ihre vortreſſliche Frau! Wenn ich hier von ihr ſpreche, hören Sie, von ihr, der mit Recht Verehrten, ſo iſt's, um Sie auch über die Folgen jener Entführung eines reizenden jungen Prinzen zu meinem Vortheile, zu beruhigen; denn ich muß wohl damit aufhören, womit ich hätte anfangen ſollen, und Ihnen geſtehen, daß er reizend iſt.

„Noch einmal, leben Sie wohl . . .“

Dann fragte ſie Georgette:

„Haſt Du geſchrieben, Kleine?“

„Ja, Fräulein . . .“

„Ah! . . . füge als post-scriptum bei:“

„Ich lege Ihnen einen Creditbrief auf Sicht an meinen Banquier für alle dieſe Ausgaben bei; ſparen Sie nichts . . . Sie wiſſen, daß ich ein genügend großer Herr bin . . . (ich muß mich wohl dieſes Ausdruckes im männlichen Geſchlechte bedienen, weil Ihr Euch, Tyrannen, die Ihr ſeid, dieſes eine edle Großmuth bezeichnende Wort, ausſchließend angeeignet habt).“

„Nun Georgette, —“ ſagte Adriane, — „bring mir ein Blatt Papier, und dieſen Brief, damit ich ihn unterzeichne.“

Fräulein von Cardoville nahm die ihr von Georgette gereichte Feder, unterzeichnete den Brief, und verſchloß darin die alſo lautende Anweiſung auf ihren Banquier:

„Man wird an Herrn Norval, gegen deſſen Empfangſchein, die Summe bezahlen, welche er für in meinem Namen gemachte Ausgaben verlangen wird.

„Adriane von Cardoville.“

Während dieſer ganzen Scene, und während Georgette ſchrieb, hatten Florine und Hebe ihr Geſchäft fortgeſetzt, die Toilette ihrer Gebieterin zu beſorgen, die ihren Schlafrock ausgezogen und ſich angekleidet hatte, um ſich zu ihrer Tante zu begeben.

Aus der fortwährenden, beharrlichen, obgleich unſcheinbaren Aufmerkſamkeit, womit Florine auf den Inhalt des von Adriane an Herrn Norval dictirten Briefes gehorcht, erkannte man leicht, daß ſie, nach ihrer Gewohnheit, die geringfügigſten Worte des Fräuleins von Cardoville zu behalten ſuchte.

„Kleine, —“ ſagte dieſe zu Hebe, — „Du wirſt dieſen Brief ſogleich an Herrn Norval ſenden.“

Die nämliche ſilberne Glocke ertönte drauſſen.

Hebe ging auf die Thüre zu, um zu ſehen, was es gebe, und die Befehle ihrer Gebieterin zu vollziehen; aber Florine rannte ihr vor, ſo zu ſagen, um ſtatt ihrer hinauszugehen, und fragte Adriane: „Fräulein, ſoll ich dieſen Brief beſtellen laſſen: Ich muß in das große Hôtel gehen.“

„Dann geh Du hin; Hebe, ſieh, was man will; und Du, Georgette, ſiegle dieſen Brief . . .“

Nach einem Augenblicke, während deſſen Georgette den Brief ſiegelte, kam Hebe zurück.

„Fräulein, —“ ſagte ſie eintretend, — „der Arbeiter, welcher geſtern Lutine wieder gefunden hat, bittet Sie, ihn einen Augenblick zu empfangen; . . . er iſt ſehr blaß . . . und ſieht ſehr traurig aus . . .“

„Sollte er meiner ſchon bedürfen? . . . Dieß wäre gar zu herrlich, —“ ſagte Adriane fröhlich. — „Laß dieſen braven und ehrlichen Jungen in den kleinen Salon treten . . . und Du, Florine . . . ſchicke dieſen Brief unverzüglich fort.

Florine verließ das Zimmer.

Fräulein von Cardoville, gefolgt von Lutine, trat in den kleinen Salon, worin Agricola ſie erwartete.

Neunzehntes Kapitel.

Die Unterredung.

Als Adriane von Cardoville in den Salon trat, worin Agricola ihrer harrte, war ſie mit äuſſerſter Eleganz und Einfachheit angethan: ein Kleid von dunkelblauem Caſimir, mit glattem Leibe, vorne mit ſchwarzſeidenen Neſteln geſtickt, nach damaliger Mode, prägte ihren Nymphenwuchs und die Fülle ihres Buſens aus; ein kleiner glatter und viereckiger Batiſtkragen, ſchlug ſich über ein breites, ſchottiſches, röschenförmig geknüpftes Band, das ihr als Cravate diente; ihr prachtvolles Goldhaar umrahmte ihr weißes Geſicht mit einer unglaublichen Menge von langen und leichten Locken, die faſt auf ihren Leib quollen.

Agricola, um ſeinen Vater irre zu führen, und ihn glauben zu machen, daß er ſich wirklich in die Werkſtätte des Herrn Hardy begebe, hatte ſich genöthigt geſehen, ſeine Arbeitskleider anzuziehen; nur fügte er dazu eine neue Blouſe, und der Kragen ſeines Hemdes von ſtarker, ſehr weißer Leinwand, wölbte ſich über eine ſchwarze, nachläßig um ſeinen Hals geſchlungene Binde; ſein weiter grauer Pantalon ließ ſehr reinlich gewichste Stiefel ſehen, und in ſeinen muskeligen Händen hielt er eine ſchöne, ganz neue Tuchmütze; kurz, dieſe blaue, rothgeſtickte Blouſe, welche, den braunen und nervigen Hals des jungen Hammerſchmides zeigend, und ſeine kräftigen Schultern ausprägend, ſich in anmuthige Falten legte, hinderte durchaus nicht ſeinen freien und ungezwungenen Gang, und kleidete ihn viel beſſer, als ein Kleid oder Oberrock es gethan hätte.

Fräulein von Cardoville erwartend, betrachtete Agricola unwillkürlich eine prächtige ſilberne, wunderſchön ciſelirte Vaſe; eine kleine Platte vom nämlichen Metalle, auf dem Sockel von antiker Breccia *) angebracht, trug dieſe Inſchrift:

„Ciſelirt von Jean-Marie, Ciſelier-Arbeiter, 1831.“

Adriane war ſo leicht über den Teppich ihres, nur durch Vorhänge von einem andern Gemache getrennten Salons geſchwebt, daß Agricola das Erſcheinen des jungen Mädchens nicht gewahrte; er fuhr zuſammen, und wendete ſich raſch um, als er ſich von einer Silber- und Perlenſtimme anreden hörte:

„Das iſt eine ſchöne Vaſe, nicht wahr, mein Herr?“

„Sehr ſchön, Fräulein, —“ antwortete Agricola ziemlich verlegen.

„Sie ſehen, daß ich die Billigkeit liebe, —“ fügte Fräulein von Cardeville bei, ihm mit dem Finger die kleine ſilberne Platte weiſend, — „ein Maler unterzeichnet ſein Gemälde . . . ein Schriftſteller ſein Buch; ich halte darauf, daß ein Arbeiter ſein Werk unterzeichnet.“

„Wie, Fräulein, dieſer Name?“

„Iſt jener des armen Ciſeliers, der dieſes ſeltene Meiſterſtück für einen reichen Goldarbeiter ausgeführt hat . . . Als dieſer mir die Vaſe verkaufte, war er über meine Wunderlichkeit, er hätte faſt geſagt — Ungerechtigkeit, erſtaunt, da ich, nachdem ich mir den

---

*) Eine Art Marmor. D. Ueb.

Namen des Verfertigers dieſes ausgezeichneten Werkes hatte nennen laſſen, meinen Willen äußerte, daß ſein Name anſtatt jenes des Goldarbeiters auf dem Sockel geſchrieben werden ſolle . . . Bei Mangel an Reichthum werde dem Künſtler wenigſtens der gute Ruf zu Theil; iſt dieß nicht gerecht, mein Herr?"

Es war für Adriane unmöglich, die Unterredung anmuthiger einzuleiten; daher der Hammerſchmid, nach wieder begonnener Faſſung, erwiederte:

„Da ich ſelbſt ein Arbeiter bin, Fräulein . . . ſo kann ich von einem ſolchen Beweiſe von Billigkeit nur doppelt gerührt ſeyn."

„Da Sie Arbeiter ſind, mein Herr, ſo wünſche ich mir Glück zu dieſem Geſprächsſtoffe zu gelegener Zeit; doch ſetzen Sie ſich gefälligſt."

Und mit einer Geberde voll Leutſeligkeit wies ſie ihm einen Armſtuhl von purpurrother, golddurchwirkter Seide, und nahm ſelbſt Platz auf einem Divan von gleicher Farbe.

Agricola's Unſchlüſſigkeit bemerkend, der neuerdings die Augen verlegen niederſchlug, ſagte Adriane, auf Lutine weiſend, munter zu ihm, um ihn zu ermuthigen:

„Dieſes arme, kleine Thier, dem ich ſehr zugethan bin, wird mir immer ein lebendiges Andenken an Ihre Gefälligkeit ſeyn, mein Herr; daher ſcheint mir Ihr Beſuch von glücklicher Vorbedeutung; ich weiß nicht, welche gute Ahnung mir ſagt, daß ich Ihnen vielleicht in irgend etwas werde nützlich ſeyn können . . ."

„Fräulein . . .“ — erwiederte Agricola entſchloſſen, — „ich heiße Baudoin, bin Hammerſchmid bei Herrn Hardy zu Pleſſy bei Paris; geſtern haben Sie mir Ihre Börſe angeboten . . . ich habe ſie abgelehnt . . . heute komme ich, Sie um eine vielleicht zehnfach, zwanzigfach größere Summe zu bitten, als die mir von Ihnen großmüthig zugedachte . . . ich ſage Ihnen dieß ſchnell, Fräulein . . . weil mir dieß am ſchwerſten fällt . . . dieſe Worte da brannten mir auf den Lippen; nun werd' ich mich behaglicher fühlen.“

„Ich würdige das Zartſinnige Ihrer Bedenken, mein Herr,“ — ſagte Adriane, — „aber wenn Sie mich kennten, würden Sie ſich ohne Furcht an mich gewendet haben; . . . wie viel brauchen Sie?“

„Ich weiß es nicht, Fräulein.“

„Wie, mein Herr? . . . Sie wiſſen die Summe nicht? . . .“

„Nein, Fräulein, und ich bitte Sie . . . nicht nur um die Summe, deren ich bedarf . . . ſondern auch, mir die Summe zu nennen, die ich brauche.“

„Nun, mein Herr,“ — entgegnete Adriane lächelnd, — „erklären Sie mir dieß . . . Sie bemerken, daß ich ungeachtet meines guten Willens nicht ganz errathe, wovon es ſich handelt . . .“

„Fräulein, vernehmen Sie in zwei Worten das Verhältniß: Ich habe eine gute, alte Mutter, die in ihrer Jugend durch Arbeiten ihre Geſundheit zu Grunde gerichtet hat, um mich zu erziehen, mich und ein armes, verlaſſenes Kind, das ſie angenommen hatte; nun iſt es an mir, ſie zu unterſtützen, was ich zu thun das Glück habe . . . Allein hiezu beſitze ich nichts, als meine Arbeit. Bin ich nun außer Stand zu arbeiten, ſo iſt meine Mutter hülflos.“

„Jetzt, mein Herr, kann es Ihrer Mutter an nichts mehr fehlen, weil ich mich für ſie intereſſire . . .“

„Sie intereſſiren ſich für ſie, Fräulein?“

„Gewiß.“

„Sie kennen ſie alſo?“

„Jetzt, ja . . .“

„Ah! Fräulein,“ — verſetzte Agricola gerührt nach einer Pauſe des Schweigens, — „ich verſtehe Sie . . . Sehen Sie . . . Sie haben ein edles Herz, die Mayeux hatte Recht . . .“

„Die Mayeux?“ fragte Adriane, Agricola mit ſehr ſtaunender Miene anblickend; denn dieſe Worte waren für ſie ein Räthſel.

Der Arbeiter, der über ſeine Freunde nicht erröthete, erwiederte hochherzig:

„Fräulein, ich will Ihnen dieß erklären. Die Mayeux iſt eine arme, junge, ſehr fleißige Arbeiterin, mit der ich auferzogen wurde; ſie iſt verwachſen; ſehen Sie, deßwegen heißt man ſie die Mayeux. Sie ſehen alſo, daß ſie einerſeits ſo tief geſtellt iſt, als Sie hoch geſtellt ſind. Aber was das Herz betrifft . . . das Zartgefühl . . . Ah! Fräulein . . . ich bin überzeugt, daß

Ihr Herz dem ihrigen gleicht . . . Dieß war ſogleich ihr Gedanke, als ich ihr erzählte, wie Sie mir geſtern jene ſchöne Blume gaben . . ."

„Gewiß, mein Herr," — ſagte Adriane, aufrichtig gerührt, — „ſchmeichelt mir und ehret mich dieſer Vergleich mehr, als alles, was Sie mir ſagen könnten . . . Ein Herz, das ungeachtet peinlicher Mißgeſchicke gut und zartſinnig bleibt, iſt ein ſo ſeltener Schatz! . . . Es iſt ſo leicht, gut zu ſeyn, wenn man reich iſt! Ich nehme alſo Ihren Vergleich an . . . aber unter der Bedingung, daß Sie mir unverzüglich Veranlaſſung geben werden, ihn zu verdienen. Fahren Sie alſo fort, ich bitte Sie."

Ungeachtet der anmuthigen Herzlichkeit des Fräuleins von Cardoville, gewahrte man an ihr ſo viel natürliche Würde, immer erzeugt von der Unabhängigkeit des Charakters, von der Erhabenheit des Geiſtes und dem Adel der Geſinnungen, daß Agricola, die ideale Schönheit ſeiner Beſchützerin vergeſſend, bald für ſie eine Art inniger und tiefer Ehrfurcht empfand, die mit dem Alter und Frohſinne des Mädchens, welches dieſes Gefühl einflößte, ſonderbar contraſtirte . . .

„Hätte ich nur meine Mutter, ſo würde mich, im Grunde genommen, ein erzwungenes Feiern nicht allzuſehr beunruhigen; die armen Leute helfen ſich untereinander, meine Mutter wird im Hauſe verehrt; unſere wackern Nachbarn kämen ihr zu Hülfe; aber ſie ſind nicht wohlhabend, und würden ſich für ſie berauben, und ihre kleinen Dienſtleiſtungen ihr peinlicher ſeyn, als das Elend ſelbſt, und dann, wie geſagt, muß ich nicht bloß für meine Mutter arbeiten, ſondern auch für meinen Vater; wir hatten ihn achtzehn Jahre lang nicht geſehen; er iſt ſo eben aus Sibirien angekommen . . . er war dort aus Liebe zu ſeinem ehemaligen General geblieben, dem gegenwärtigen Marſchall Simon.“

„Der Marſchall Simon . . .“ ſagte Adriane lebhaft, mit einem Ausdrucke des Erſtaunens.

„Sie kennen ihn, Fräulein?“

„Ich kenne ihn nicht perſönlich; aber er hat Jemand aus unſerer Familie geheirathet . . .“

„Welches Glück! . . .“ — rief der Hammerſchmid aus, — „dann ſind ja ſeine zwei Fräulein, die mein Vater aus Rußland heimgeführt hat . . . Ihre Verwandten . . .“

„Der Marſchall hat zwei Töchter?“ fragte Adriane immer ſtaunender und theilnehmender.

„Ah! Fräulein . . . zwei kleine Engel von fünfzehn oder ſechzehn Jahren . . . Und ſo ſchön, ſo ſanft, Zwillinge, die ſich bis zur Täuſchung ähnlich ſind . . . ihre Mutter iſt in der Verbannung geſtorben; nach Confiscirung des Wenigen, was ſie beſaß, ſind ſie mit meinem Vater tief aus Sibirien hierher gekommen, ſehr ärmlich reiſend; aber er ſuchte ihnen ſo viele Entbehrungen durch Aufopferung... durch Zärtlichkeit... zu verſüßen. Braver Vater!... Sie könnten nicht glauben, Fräulein, wie er mit dem Muthe eines Löwen gut iſt . . . wie eine Mutter . . .“

„Und wo ſind dieſe lieben Kinder, mein Herr?“ — fragte Adriane.

„Bei uns, Fräulein . . . dieſer Umſtand macht meine Lage ſo ſchwierig, und hat mich ermuthiget, zu Ihnen zu kommen; nicht, daß ich unſerer kleinen, auf dieſe Art vermehrten Haushaltung durch meine Arbeit nicht genügen könnte .... aber wenn man mich verhaftet?“

„Sie verhaften . . . und warum?“

„Hier, Fräulein . . . haben Sie die Güte, dieſe Nachricht zu leſen, die man der Mayeur geſendet hat. . . dieſes arme Mädchen, von dem ich mit Ihnen geſprochen habe . . . eine Schweſter für mich . . .“

Und Agricola überreichte dem Fräulein von Cardoville den an die Arbeiterin anonym geſchriebenen Brief.

Nachdem Adriane ihn geleſen hatte, ſagte ſie überraſcht zum Hammerſchmide:

„Wie, mein Herr, Sie ſind Dichter? . . .“

„Ich habe weder dieſe Anmaßung, noch dieſen Ehrgeiz, Fräulein; . . . nur wenn ich nach meiner Tages-Arbeit zu meiner Mutter heimkehre . . . oder oft ſelbſt mein Eiſen ſchmidend, unterhalte ich mich, zu meiner Zerſtreuung oder Erholung, mit Verſemachen, . . bald einige Oden, bald Lieder.“

„Und dieſes Lied der Arbeiter, wovon in dieſem Briefe geſprochen wird, iſt wohl ſehr feindlich, ſehr gefährlich?"

„Mein Gott, nein, Fräulein, im Gegentheile; denn ich habe das Glück, bei Herrn Hardy zu dienen, welcher die Lage ſeiner Arbeiter ſo glücklich macht, wie es jene unſerer übrigen Kameraden nur wenig iſt, . . . und ich hatte mich darauf beſchränkt, zu Gunſten Jener, welche die Maſſe bilden, eine feurige, aufrichtige, billige Reclamation zu machen, weiter nichts; aber Sie wiſſen es vielleicht, Fräulein, daß man in dieſer Zeit der Verſchwörung und des Aufſtandes, oft leichthin angeſchuldiget und eingekerkert wird . . .

„Wenn ein ſolches Unglück mir begegnete . . . wie würde es meiner Mutter . . . meinem Vater ergeben . . . und den zwei Waiſen, die wir, bis zur Rückkehr des Marſchalls Simon, als Glieder unſerer Familie betrachten müſſen? . . . Daher, Fräulein, um dieſes Unglück abzuwenden, kam ich, Sie zu bitten, mir in dem Falle, daß ich verhaftet zu werden Gefahr liefe, eine Caution zu ſtellen; dann würde ich nicht gezwungen ſeyn, des Gefängniſſes wegen die Werkſtätte zu verlaſſen, und meine Arbeit für alles hinreichen, dafür ſteh' ich gut."

„Gott ſei Dank," — erwiederte Adriane heiter, — „dieß wird ſich trefflich machen laſſen; fortan, mein Herr Dichter, werden Sie Ihre Eingebungen im Glücke ſchöpfen, und nicht im Kummer . . . traurige Muſe! . . Ihre Caution wird alſogleich geſtellt werden."

„Ah! Fräulein . . . Sie retten uns."

„Es trifft ſich zudem, daß der Arzt unſerer Familie in ſehr genauer Verbindung mit einem ſehr wichtigen Miniſter ſteht, (verſtehen Sie es, wie Sie wollen," — ſagte ſie lächelnd, — „Sie werden nicht viel irren); der Doctor übt auf dieſen großen Staatsmann viel Einfluß aus; denn er hat jedenfalls das Glück gehabt, ihm am Vorabende des Tages, an welchem man ihm ſein Portefeuille abnahm, aus Geſundheitsrückſichten die Süßigkeiten des Privatlebens anzurathen. Seien Sie alſo ganz ruhig; wäre es mit der Caution nicht abgethan, ſo würden wir auf andere Mittel bedacht ſeyn."

„Fräulein," — erwiederte Agricola mit tiefer Rührung, — „ich werde Ihnen die Ruhe, vielleicht das Leben meiner Mutter verdanken ... glauben Sie mir, ich werde nicht undankbar ſeyn."

„Das iſt ganz einfach ... Jetzt von etwas anderm: Jene, die zu viel beſitzen, müſſen wohl das Recht haben, Denjenigen zu Hülfe zu kommen, die nicht genug haben ... Die Töchter des Marſchalls Simon gehören zu meiner Familie! Sie werden hier wohnen, bei mir; ich erachte dieß für paſſender; ſetzen Sie Ihre gute Mutter davon in Kenntniß, und heute Abend, wenn ich ſie beſuche, um ihr für die meinen jungen Verwandten erwieſene Gaſtfreundſchaft zu danken, will ich ſie abholen."

Plötzlich trat Georgette, den Vorhang zurückſchlagend, welcher den Salon von einem anſtoſſenden Zimmer trennte, haſtig mit erſchrockener Miene ein.

„Ah! Fräulein —“ rief ſie aus — „es geht etwas Außerordentliches auf der Straße vor . . .“

„Wie ſo? . . . erkläre Dich deutlich.“

„Als ich ſo eben meine Nähterin an die kleine Thüre zurückbegleitete, glaubte ich Männer von verdächtigem Ausſehen zu bemerken, welche die Mauern und Kreuzſtöcke des kleinen, an den Pavillon ſtoßenden Gebäudes aufmerkſam betrachteten, wie wenn ſie Jemand ausſpähen wollten.“

„Fräulein, —“ ſagte Agricola betrübt, — „ich hatte mich nicht geirrt; ich bin's den man ſucht . . .“

„Was ſagen Sie?“

„Mir däuchte, daß man mir von der Straße Saint-Merry aus folgte . . . Es iſt nicht mehr daran zu zweifeln; man wird mich bei Ihnen eintreten geſeh'en haben, und will mich verhaften . . . Ah! jetzt, Fräulein, da Sie Ihre Theilnahme meiner Mutter zugewendet . . . jetzt, da ich keine Beſorgniß mehr für die Töchter des Marſchalls Simon hege, will ich lieber mich ausliefern, als Sie der mindeſten Unannehmlichkeit ausſetzen . . .“

„Nehmen Sie ſich wohl davor in Acht, mein Herr, —“ erwiederte Adriane lebhaft, — „die Freiheit iſt eine zu gute Sache, um ſie freiwillig zu opfern . . . Uebrigens kann Georgette ſich irren: aber jedenfalls liefern Sie ſich nicht aus, ich bitte Sie darum . . . Glauben Sie mir, vermeiden Sie es, verhaftet zu werden . . . dieß wird, denk' ich, meine Schritte ſehr erleichtern . . .

denn es ſcheint mir, daß das Gericht eine übertriebene Anhänglichkeit an dieſenigen bethätiget, die es einmal gefaßt hat . . .“

„Fräulein, —“ ſagte Hebe, gleichfalls mit beſorgter Miene eintretend, — „ſo eben hat ein Mann an die kleine Thüre gepocht . . . und gefragt, ob nicht ein junger Mann in blauer Blouſe hier eingetreten ſei . . . Er fügte bei, daß die Perſon, welche er ſuche, Agricola Baudoin heiße . . . und daß er ihm etwas ſehr Wichtiges zu ſagen habe . . .“

„Das iſt mein Name, —“ bemerkte Agricola, — „und eine Liſt, um mich hinauszulocken . . .“

„Offenbar, —“ ſagte Adriane, — „daher muß man ſie vereiteln. Was haſt Du geantwortet, mein Kind? —“ fügte ſie bei, Hebe fragend.

„Fräulein . . . ich habe geantwortet, daß ich nicht wüßte, von wem die Rede ſei.

„Vortrefflich . . . Und der fragende Mann? . . .“

„Er hat ſich entfernt, Fräulein.“

„Ohne Zweifel um bald wieder zu kommen, —“ ſagte Agricola.

„Das iſt ſehr wahrſcheinlich, —“ erwiederte Adriane. — „Deßwegen, mein Herr, müſſen Sie ſich entſchließen, einige Stunden hier zu bleiben . . . Ich muß mich leider ſogleich zu meiner Tante, der Frau Prinzeſſin von Saint-Dizier, begeben, wegen einer ſehr wichtigen Unterredung, die ſchon an und für ſich keinen Aufſchub litte, aber noch dringender durch das geworden iſt, was Sie mir ſo eben wegen der Töchter des Marſchalls Simon erzählt haben . . . Bleiben Sie alſo hier, mein Herr, weil Sie, wenn Sie fortgingen, ſicher verhaftet würden.“

„Fräulein . . . verzeihen Sie mir meine Ablehnung . . . Aber noch einmal, ich darf Ihr edelmüthiges Anerbieten nicht annehmen.“

„Und warum?“

„Man hat mich hinauszulocken verſucht, um nicht nöthig zu haben, geſetzlich in Ihre Wohnung einzudringen; jetzt aber, Fräulein, wenn ich nicht fortgehe, wird man eindringen, und nie werde ich Sie einer ſolchen Unannehmlichkeit preisgeben. Ich bin meiner Mutter wegen nicht mehr beſorgt, was kümmert mich alſo das Gefängniß?“

„Und der Kummer, den Ihre Mutter fühlen wird? und ihre Beſorgniſſe, ihre Befürchtungen? Iſt dieß alſo nichts? Und Ihren Vater, und jene arme Arbeiterin, die Sie wie ein Bruder liebt, und deren Herzen das meinige gleicht, wie Sie ſagen, vergeſſen Sie auch, mein Herr? . . . Glauben Sie mir, erſparen Sie Ihrer Familie dieſe Qualen . . . Bleiben Sie hier; ich bin überzeugt, Sie noch vor dem heutigen Abende von Ihren Sorgen zu befreien, ſei es durch Caution, oder auf andere Weiſe . . .“

„Aber, Fräulein, wenn ich auch Ihr großmüthiges Anerbieten annehme . . . man wird mich hier finden.“

„Durchaus nicht . . . In dieſem Pavillon, der ehemals zu einem Vergnügungshauſe diente, — Sie ſehen mein Herr, —" ſagte Adriane lächelnd, — „daß ich einen ſehr profanen Ort bewohne, — befindet ſich ein ſo wunderſam erſonnenes Verſteck, daß es allen Nachforſchungen Trotz bieten kann; Georgette wird Sie hinführen; Sie werden es dort ſehr bequem finden, und ſelbſt einige Verſe für mich ſchreiben können, wenn die Lage Sie begeiſtert . . "

„Ah, Fräulein, welche Güte! . . Wie hab' ich ſie verdient? . . ."

„Wie, mein Herr? Ich will es Ihnen ſagen: Nehmen Sie an, daß Ihr Character, daß Ihre Lage keine Theilnahme verdienten; nehmen Sie an, daß ich Ihrem Vater gegenüber keine heilige Schuld wegen der rührenden Sorgfalt übernommen hätte, die er den Töchtern des Marſchalls Simon, meinen Verwandten, erwieſen . . . aber denken Sie wenigſtens . . . an Lutine, mein Herr, —" ſagte Adriane lachend, — „an Lutine da . . . welche Sie meiner Zärtlichkeit wieder gegeben haben . . .

„Im Ernſte . . . wenn ich lache, —" fuhr dieſes ſonderbare und närriſche Weſen fort, — „ſo geſchieht's weil Ihnen nicht die mindeſte Gefahr droht, und ich von einem Anfalle von Glück erfaßt bin . . . nun denn, mein Herr, ſchreiben Sie mir ſchnell Ihre Adreſſe, und jene Ihrer Mutter, in dieſes Portefeuille; folgen Sie Georgette, und dichten Sie mir recht hübſche Verſe, wenn Sie nicht zu viel Langweile in jenem Gefängniſſe fühlen, wohin Sie fliehen . . . ein Gefängniß."

Während Georgette den Hammerſchmid in das Verſteck geleitete, brachte Hebe ihrer Gebieterin einen kleinen Hut von grauem Caſtor mit grauer Feder, denn Adriane mußte durch den Park gehen, um ſich in das große, von der Frau Prinzeſſin von Saint-Dizier bewohnte Hôtel zu begeben.

. . . .

Eine Viertelſtunde nach dieſer Scene, trat Florine geheimnißvoll in das Zimmer der Madame Grivois erſten Kammerfrau der Prinzeſſin von Saint-Dizier.

„Nun denn? —" fragte Madame Grivois das junge Mädchen.

„Hier ſind die Bemerkungen, die ich in der Morgenzeit machen konnte, —" ſagte Florine, der Duenna ein Papier überreichend, — „glücklicherweiſe hab' ich ein gutes Gedächtniß . . "

„Zu welcher Stunde, ganz genau, iſt ſie dieſen Morgen heimgekehrt? —" fragte die Duenna lebhaft.

„Wer, Madame?"

„Fräulein Adriane."

„Sie iſt ja nicht ausgegangen, Madame; . . . wir haben ſie um neun Uhr in's Bad gebracht."

„Aber vor neun Uhr iſt ſie heimgekehrt, nachdem ſie während der Nacht außer dem Hauſe geweſen? Denn ſo weit ſchon iſt es mit ihr gekommen."

Florine blickte Madame Grivois mit großem Erſtaunen an.

„Ich verſtehe Sie nicht, Madame."

„Wie, das Fräulein iſt nicht heute früh um acht Uhr durch die kleine Gartenthüre heimgekehrt? Wagen Sie alſo zu lügen?"

„Ich befand mich geſtern unwohl, und bin heute erſt um neun Uhr heruntergegangen, um Georgette und Hebe behülflich zu ſein, als das Fräulein das Bad verließ . . . ich weiß nicht, was früher vorgefallen iſt, ich ſchwöre es Ihnen, Madame . . ."

„Das iſt etwas anderes . . . Sie werden ſich nach dem, was ich Ihnen ſo eben geſagt habe, bei Ihren Mitzofen erkundigen; ſie mißtrauen Ihnen nicht, ſie werden Ihnen alles ſagen . . ."

„Ja, Madame."

„Was hat das Fräulein dieſen Morgen gethan, ſeitdem Sie es geſehen haben?"

„Das Fräulein hat der Georgette einen Brief an Herrn Norval dictirt; ich habe gebeten mit der Beſtellung deſſelben beauftragt zu werden, um einen Vorwand zu haben, hinauszugehen, und niederzuſchreiben, was ich mir merkte . . ."

„Gut . . . und dieſer Brief?"

„Jerôme iſt ſo eben ausgegangen; ich hab' ihm den Brief gegeben, damit er ihn auf die Poſt trage . . ."

„Ungeſchickte! —" rief Madame Grivois aus — „konnten Sie ihn mir nicht bringen?"

„Da das Fräulein den Brief der Georgette ganz laut dictirte, nach ihrer Gewohnheit, wußte ich den Inhalt deſſelben, und hab' ihn unter die Bemerkungen geſchrieben."

„Das iſt nicht gleich viel . . . möglicherweiſe wäre es gut geweſen, die Abſendung jenes Briefes zu verzögern . . . die Prinzeſſin wird ſehr ungehalten ſein . . ."

„Ich glaubte es klug anzuſtellen . . . Madame."

„Mein Gott! Ich weiß, daß es Ihnen nicht an gutem Willen fehlt; ſeit ſechs Monaten iſt man mit Ihnen zufrieden . . . aber dießmal haben Sie eine große Unvorſichtigkeit begangen . . ."

„Haben Sie Nachſicht . . . Madame . . . was ich thue, iſt peinlich genug."

Das junge Mädchen unterdrückte einen Seufzer.

Madame Grivois ſchaute ſie feſt an, und ſagte zu ihr mit ſardoniſchem Tone:

„Wohlan, meine Liebe, fahren Sie nicht fort . . . wenn Sie Gewiſſenszweifel haben . . . Sie ſind frei . . . geben Sie . . ."

„Sie wiſſen wohl, daß ich nicht frei bin, Madame . . . —" erwiederte Florine erröthend; eine Thräne entquoll ihrem Auge, und ſie ſetzte hinzu: — „Ich bin von Herrn Rodin abhängig, der mich hier in Dienſt gebracht hat . . ."

„Wozu nützen alſo dieſe Seufzer?"

„Man fühlt unwillkührlich Gewiſſensbiſſe . . . das Fräulein . . . iſt ſo gut . . . ſo vertrauend . . ."

„Sie iſt allerdings vollkommen, aber Sie ſind nicht da, um mir eine Lobeserhebung derſelben zu machen... Was giebt es ſonſt noch?“

„Der Arbeiter, welcher geſtern Lutine gefunden und wieder gebracht hat, iſt ſo eben gekommen, das Fräulein um eine Unterredung zu bitten.“

„Und iſt dieſer Menſch noch bei ihr?“

„Ich weiß es nicht . . . ich ſah ihn nur eintreten, als ich mit dem Briefe fortging.“

„Sie werden das Geeignete thun, um zu erfahren, was dieſer Arbeiter bei dem Fräulein wollte . . . und einen Vorwand finden, um noch heute früh wiederzukommen, und es mir zu hinterbringen.“

„Ja, Madame.“

„Hat das Fräulein Adriane wegen der Unterredung, die es heute mit der Prinzeſſin pflegen muß, nachdenkend, unruhig, erſchrocken geſchienen? Sie verhehlt ſo wenig, was ſie denkt, daß Sie es wiſſen müſſen.“

„Das Fräulein war fröhlich, wie gewöhnlich, und hat ſogar darüber geſcherzt . . .“

„Ah! ſie hat geſcherzt . . . —“ ſagte die Duenna, und murmelte zwiſchen den Zähnen, ohne daß Florine es hören konnte:

„Wer zuletzt lacht, lacht am beſten; ungeachtet ihrer Verwegenheit und ihres teufliſchen Characters . . . würde ſie zittern, um Gnade bitten . . . wenn ſie wüßte, was heute ihrer harrte . . .“

Dann ſagte ſie zu Florine:

„Gehen Sie in den Pavillon zurück, und ſchlagen Sie ſich jene ſaubern Gewiſſensbiſſe aus dem Kopfe, ich rathe es Ihnen, die Ihnen einen böſen Streich ſpielen könnten, vergeſſen Sie es nicht.“

„Ich kann nicht vergeſſen, daß ich mir nicht mehr angehöre, Madame . . .“

„Gut, und auf baldiges Wiederſehen.“

Florine verließ das große Hôtel, und ging durch den Park, um wieder in den Pavillon zu gelangen.

Madame Grivois begab ſich ſogleich zur Prinzeſſin von Saint-Dizier.

Ende des zweiten Theiles.

Der

ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Deutſch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Dritter Theil.

Augsburg, 1844.
v. Jeniſch und Stage'ſche Buchhandlung.

[illegible]

Dritter Theil.

Das Hôtel Saint-Dizier.

Erſtes Kapitel.

Die Jeſuitin.

Während die vorausgegangenen Auftritte, in der von Fräulein von Cardoville bewohnten Rotonde Pompadeur vorfielen, hatten andere Ereigniſſe in dem großen Hôtel, dem Aufenthalte der Frau Prinzeſſin von Saint-Dizier, Statt gefunden.

Die Eleganz und Pracht des Gartenpavillons contraſtirten auffallend mit dem düſtern Innern des Hôtels, deſſen erſtes Stockwerk die Prinzeſſin bewohnte; denn die Einrichtung des Erdgeſchoſſes machte es nur geeignet, Feſte zu geben, und ſeit langer Zeit hatte Frau von Saint-Dizier auf dieſen weltlichen Glanz verzichtet; der Ernſt ihrer Diener, alle alt, und ſchwarz gekleidet, das in ihrer Wohnung herrſchende tiefe Schweigen, wo man, ſo zu ſagen, nur mit leiſer Stimme ſprach, die faſt klöſterliche Regelmäßigkeit dieſes ungeheuern Hauſes, verliehen der Umgebung der Prinzeſſin einen finſtern und ernſten Character.

Ein Weltmann, welcher mit einer ſeltenen Unabhängigkeit des Characters einen großen Muth vereinte, ſagte, von der Frau Prinzeſſin von Saint-Dizier ſprechend (welcher Adriane von Cardoville, nach ihrem Ausdrucke, eine große Schlacht liefern wollte) folgendes:

„Um Frau von Saint-Dizier nicht zur Feindin zu „haben, beging ich, obgleich weder platt noch feige, „zum erſtenmale in meinem Leben eine Plattheit und „eine Feigheit.“

Und dieſer Mann ſprach aufrichtig.

Aber Frau von Saint-Dizier war nicht gleich Anfangs auf dieſe hohe Stufe von Wichtigkeit gekommen.

Einige Worte ſind nöthig, um verſchiedene Phaſen im Leben dieſer gefährlichen, unverſöhnlichen Frau näher zu beleuchten, die durch ihre Ordensgemeinſchaft eine geheime und furchtbare Macht erlangt hatte; denn **es giebt noch etwas Drohenderes, als einen Jeſuiten . . . nämlich eine Jeſuitin, und wenn man eine gewiſſe Welt geſehen hat, weiß man, daß unglücklicherweiſe viele ſolche Laienſchweſtern mit mehr oder minder kurzem Rocke *) exiſtiren.**

---

*) Man weiß, daß die Ordenslaien ſich Jeſuiten von kurzem Rocke nennen.

E. S.

Frau von Saint-Dizier, früher ſehr ſchön, war während der letzten Jahre des Kaiſerreiches und der erſten Jahre der Reſtauration, eine der tonangebendſten Modedamen von Paris geweſen, von unruhigem, thätigen, verwegenen, herrſchſüchtigen Geiſte, von kaltem Herzen und lebhafter Einbildungskraft; außerordentlich der Galanterie ergeben, nicht aus Zärtlichkeit des Herzens, ſondern aus Hang zur Intrigue, welche ſie liebte, wie die Männer das Spiel lieben . . . wegen der Aufregungen, die ſie verſchafft.

Zum Unglücke war die Blindheit oder Sorgloſigkeit ihres Gemahles, des Prinzen von Saint-Dizier (ältern Bruders des Grafen von Rennepont, Herzogs von Cardoville, Adrianens Vaters), immer von ſolcher Art geweſen, daß er, ſo lang' er lebte, nie ein Wort ſagte, welches vermuthen ließ, daß er die Abenteuer ſeiner Frau argwöhne.

Daher glaubte die Prinzeſſin, welche ohne Zweifel in jenen, unter dem Kaiſerreiche übrigens ſo bequemen Verbindungen, nicht genug Schwierigkeiten fand, ohne auf ihre Galanterie zu verzichten, dieſe durch Beimiſchung einiger politiſcher Intriguen, pikanter und lebensfriſcher zu machen.

Mit Napoleon anbinden, eine Mine unter den Füſſen des Coloſſes wühlen, dieß wenigſtens ſchien Aufregungen zu verheißen, fähig, den begehrlichſten Character zu befriedigen.

Eine zeitlang ging alles auf's Beſte; ſchön und geiſtreich, gewandt und falſch, treulos und verführend, von Anbetern umſchwärmt, die ſie fanatiſirte, und mit einer Art wilder Gefallſucht ſie drängend, in ernſten Complotten ihre Köpfe auf's Spiel zu ſetzen, hoffte die Prinzeſſin, die Fronde *) wieder in's Leben zu rufen, und knüpfte eine geheime, ſehr lebhafte Correſpondenz an mit einigen im Auslande einflußreichen, wegen ihres Haſſes gegen den Kaiſer und gegen Frankreich wohl bekannten Perſonen: von da an begann ihr ſchriftlicher Verkehr mit dem Marquis von Aigrigny, damals Oberſt in ruſſiſchen Dienſten, und Moreau's Adjutant.

Aber eines Tages wurden alle dieſe ſaubern Schliche entdeckt, mehrere Anhänger der Frau von Saint-Dizier nach Vincennes geſchickt, und der Kaiſer, welcher ſchrecklich hätte verfahren können, begnügte ſich, die Prinzeſſin auf eines ihrer Landgüter nahe bei Dünkirchen zu verbannen.

Bei der Reſtauration wurden die Verfolgungen, welche Frau von Saint-Dizier der guten Sache wegen erduldet, derſelben vergütet, und ſie erlangte damals ſogar, ungeachtet ihrer lockeren Sitten, einen ziemlich großen Einfluß.

Der Marquis von Aigrigny, in Frankreichs Dienſte

---

*) In der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts der Name einer Partei gegen den Hof in Frankreich, oder vielmehr gegen den Cardinal Mazarin.

D. Ueb.

getreten, blieb darin; er war bezaubernd, und auch ſehr in der Mode; er hatte mit der Prinzeſſin correſpondirt und conſpirdirt, ohne ſie zu kennen; dieſe früheren Verhältniſſe führten nothwendigerweiſe eine Verbindung zwiſchen ihnen herbei.

Zügelloſe Eigenliebe, Geſchmack an rauſchenden Vergnügungen, große Bedürfniſſe des Haſſes, des Hochmuthes und der Herrſchſucht, jene ſchlechte Art von Sympathie, deren treuloſer Reiz verderbte Naturen einander nähert, ohne ſie zu vermiſchen, hatten aus der Prinzeſſin und dem Marquis vielmehr zwei Mitſchuldige als zwei Liebende gemacht. Dieſe Verbindung, auf ſelbſtſüchtige, bittere Gefühle gegründet, auf die furchtbare Stütze, welche zwei Charactere von dieſem gefährlichen Schlage gemeinſchaftlich einer Welt konnten entgegenſtellen, worin ihr Geiſt der Intrigue, der Galanterie und der Anſchwärzung ihnen viele Feinde herausgefordert, dieſe Verbindung dauerte bis zu dem Augenblicke, wo der Marquis, nach ſeinem Duelle mit dem Generale Simon, in das Seminar ging, ohne daß man die Urſache dieſes plötzlichen Entſchluſſes kannte.

Die Prinzeſſin, in der Meinung, daß die Stunde der Bekehrung für ſie noch nicht geſchlagen habe, fuhr fort, ſich im Weltgetümmel herumzutreiben, mit einem ſtrengen, mißgünſtigen, gehäſſigen Eifer; denn ſie ſah ihre letzten ſchönen Jahre zu Ende gehen.

Die folgende Thatſache gewährt Aufſchluß über den Charakter dieſer Frau:

Noch ſehr anmuthig, wollte ſie das weltliche Leben mit einem glänzenden und letzten Triumphe ſchließen, wie eine große Schauſpielerin ſich rechtzeitig von der Bühne zurückzuziehen weiß, um Bedauern zu erregen. Entſchloſſen, ihrer Eitelkeit dieſen letzten Troſt zu gewähren, wählte die Prinzeſſin geſchickt ihre Opfer; ſie erblickte in der großen Welt ein junges Paar, das ſich vergötterte, und durch Liſt und Verſchmitztheit raubte ſie den Geliebten der Geliebten, einer liebreizenden Frau von achtzehn Jahren, die ihn anbetete.

Nach dieſem wohlerzielten Erfolge verließ Frau von Saint-Dizier die Welt im vollen Glanze ihres Abenteuers. Nach mehreren langen Unterredungen mit dem Abbé Marquis von Aigrigny, damals ein ſehr berühmter Prediger, reiſete ſie plötzlich von Paris ab, und verlebte zwei Jahre auf ihrem Landgute bei Dünkirchen, wohin ſie nur eine ihrer Frauen mitnahm, Madame Grivois.

Als die Prinzeſſin zurückkehrte, konnte Niemand mehr dieſe einſt frivole, galante und zerſtreuungsſüchtige Frau erkennen; die Verwandlung war vollſtändig, außerordentlich, faſt erſchreckend. Das Hôtel Saint-Dizier, einſt den Freuden, den Feſten, den Vergnügungen geöffnet, wurde ſchweigſam und ernſt; anſtatt deſſen, was man die elegante Welt nennt, empfing die Prinzeſſin in ihrem Hauſe nur noch Frauen von anerkannter Frömmigkeit, wichtige Männer, aber berüchtiget wegen ihrer übertriebenen Strenge hinſichtlich religiöſer und monarchiſcher Grundſätze.

Sie umgab ſich vorzüglich mit anſehnlichen Mitgliedern der hohen Geiſtlichkeit; eine Congregation von Frauen wurde unter ihren Schutz geſtellt; ſie hatte einen Beichtvater, eine Capelle, einen Almoſenier, und ſelbſt einen Gewiſſensrath, der aber ſein Amt in partibus ausübte; der Marquis-Abbé von Aigrigny blieb ihr eigentlicher geiſtlicher Führer; es bedarf keiner Erwähnung, daß ihr galantes Verhältniß ſeit langer Zeit aufgehört hatte.

Dieſe plötzliche, vollſtändige und überdieß ſehr geräuſchvoll zur Schau geſtellte Bekehrung erfüllte die Mehrzahl mit Bewunderung und Hochachtung, einige tiefer Blickende lächelten.

Ein Zug unter Tauſenden wird die furchtbare Macht kennen lehren, welche die Prinzeſſin ſeit ihrem Laienſtande errungen hatte. Dieſer Zug wird auch den unterwühlenden, rachſüchtigen und unbarmherzigen Charakter dieſer Frau zeigen, welchem Adriane von Cardoville ſo unklug zu trotzen ſich anſchickte.

Unter den Perſonen, die über die Bekehrung der Frau von Saint-Dizier mehr oder weniger lächelten, befand ſich das junge und reizende Paar, welches ſie ſo grauſam entzweite, bevor ſie die galante Bühne der Welt für immer verlaſſen; Beide hatten ſich, mit leidenſchaftlicherer Liebe als jemals, wieder vereiniget, nach jenem vorüberbrauſenden Sturme, ihre Rache auf einige beißende Witze über die Bekehrung der Frau beſchränkend, die ihnen ſo viel Böſes angethan.

Einige Zeit darauf erfaßte ein ſchreckliches Mißgeſchick die beiden Liebenden.

Ein bis zu jener Zeit blinder Ehemann . . . . . wurde plötzlich durch anonyme Enthüllungen aufgeklärt; ein entſetzlicher Schlag folgte; die junge Frau war verloren.

Was den Geliebten betrifft, waren über ihn unbeſtimmte, wenig deutlich angegebene Gerüchte, aber voll niederträchtig berechneter, und tauſendmal gehäſſiger Verſchweigungen, als eine beſtimmte Anklage, die man wenigſtens bekämpfen und vernichten kann, mit eben großer Beharrlichkeit, mit ſo teufliſcher Gewandtheit, und auf ſo verſchiedenen Wegen verbreitet, daß ſich ſeine beſten Freunde nach und nach von ihm zurückzogen, wider ihr Wiſſen dem langſamen und unwiderſtehlichen Einfluße dieſes unaufhörlichen und verworrenen Zuflüſterns unterliegend, das ſich doch nur auf Folgendes zurückführen läßt:

„Nun denn, Sie wiſſen! — ***?“

„Nein!“

„Man erzählt ſich ſehr garſtige Sachen von ihm!“

„Ah! wirklich? Und was denn?“

„Ich weiß nicht, böſe Gerüchte, . . . ſeiner Ehre widrige Meinungen.“

„Teufel . . . dieß iſt ſtark . . . Das erklärt mir nun, warum er jetzt mehr als kalt empfangen wird.“

„Was mich betrifft, ſo werde ich ihn fortan meiden.“

„Und ich auch,“ ꝛc. ꝛc.

Die Welt iſt ſo beſchaffen, daß es oft mehr nicht bedarf, um einen Mann zu brandmarken, der ſich durch große Erfolge viele Feinde zugezogen hat. Dieß begegnete dem Manne, von dem wir ſprechen. Der Unglückliche, welcher einen leeren Raum um ſich her entſtehen ſah, und ſo zu ſagen den Boden unter ſeinen Füßen weichen fühlte, wußte nicht, wo er den unfaßbaren Feind, deſſen Schläge er empfand, ſuchen oder ergreifen ſollte; denn nie wär' es ihm in den Sinn gekommen, die Prinzeſſin zu argwöhnen, welche er ſeit ſeinem Abenteuer mit ihr nicht mehr geſehen hatte.

Da er um jeden Preis die Urſache dieſer Verlaſſenheit und Verachtung erfahren wollte, wendete er ſich an einen ſeiner ehemaligen Freunde; dieſer antwortete ihm auf eine geringſchätzig ausweichende Art; der Andere brauſete auf, und forderte Genugthuung . . . ſein Gegner erwiederte ihm:

„Suchen Sie zwei Zeugen unter Ihren und meinen Bekannten . . . und ich ſchlage mich mit Ihnen.“

Der Unglückliche fand nicht einen.

Endlich, verlaſſen von Allen, ohne daß er jemals die Urſache dieſer Verlaſſung enträthſeln konnte, ſchmerzlich leidend ob dem Geſchicke ſeiner, für ihn zu Grunde gerichteten Frau, wurde er aus Gram, Wuth und Verzweiflung wahnſinnig, und tödtete ſich . . .

Am Tage ſeines Todes ſagte Frau von Saint-Dizier, daß ein ſo ſchändliches Leben nothwendigerweiſe ein ſolches Ende nehmen mußte; daß Derjenige, welcher während ſo langer Zeit mit den göttlichen und menſchlichen Geſetzen ſein Spiel getrieben, ſein elendes Leben nur mit einem letzten Verbrechen ſchließen konnte... mit dem Selbſtmorde! . . . Und die Freunde der Frau von Saint-Dizier wiederholten und hauſirten dieſe ſchrecklichen Worte mit betrübter, andächtelnder und überzeugter Miene.

Dieß war nicht alles; neben der Züchtigung befand ſich der Lohn.

Beobachtende Leute bemerkten, daß die Günſtlinge des religiöſen Vereines der Frau von Saint-Dizier, mit auffallender Schnelligkeit zu hohen Stellen gelangten. Die jungen tugendhaften Leute, fleißig und andächtig den Predigten beiwohnend, wurden mit reichen Waiſen vom heiligen Herzen vermählt, die man in Vorrath hielt; arme, junge Mädchen, zu ſpät erkennend, was es um einen frömmelnden Mann ſey, gewählt und aufgebürdet von Betſchweſtern, büßten oft mit den bitterſten Thränen die trügeriſche Gunſt, ſo in dieſe heuchleriſche und falſche Welt aufgenommen zu ſeyn, worin ſie ſich fremd und ohne Stütze befanden, und welche ſie vernichtete, wenn ſie ſich über die Verbindung zu beklagen wagten, wozu man ſie verdammt hatte.

Im Salon der Frau von Saint-Dizier wurden Präfekten, Oberſten, Generaleinnehmer, Deputirte, Akademiker, Biſchöfe, Pairs von Frankreich gemacht, von denen man als Gegengabe für die ihnen gewährte allmächtige Stüze, nichts verlangte, als äußerliche Andacht zu heucheln, bisweilen öffentlich zu communiciren, einen erbitterten Krieg allem Gottloſen und Revolutionären zu geloben, und insbeſondere mit dem Abbé von Aigrigny, über verſchiedene Punkte ſeiner Wahl, vertraulich zu correſpondiren, eine übrigens ſehr angenehme Zerſtreuung; denn der Abbé war der liebenswürdigſte, geiſtreichſte, und insbeſondere der gefügigſte Mann von der Welt.

Hier gelegentlich eine hiſtoriſche Thatſache, welche dem bittern und rächenden Spotte von Molière oder Pascal gefehlt hat.

Es war während des letzten Jahres der Reſtauration; einer von den Großwürdenträgern des Hofes, ein unabhängiger und feſter Mann, übte nicht aus, wie die guten Väter ſagen, das heißt: er communicirte nicht. Die Augenfälligkeit ſeiner Stellung konnte dieſe Gleichgültigkeit zu einem böſen Beiſpiele machen; man ſchickte den Abbé Marquis von Aigrigny an ihn; dieſer, vertraut mit dem ehrenwerthen und erhabenen Charakter des Widerſpänſtigen, fühlte, daß, wenn er ihn durch was immer für ein Mittel dahin brächte, auszuüben, die Wirkung die beſte ſeyn würde; als Mann von Geiſt, und wohl wiſſend, mit wem er es zu thun habe, gab der Abbé das Dogma, die religiöſe Sache ſelbſt, wohlfeil; er ſprach nur von Schicklichkeiten, vom heilſamen Beiſpiele, welches ein ſolcher Entſchluß dem Volke geben würde.

„Herr Abbé," — erwiederte der Andere, — „ich verehre die Religion mehr, als Sie ſelbſt; ich würde es für eine ſchändliche Gaukelei halten, ohne Ueberzeugung zu communiciren.“

„Gehen Sie, gehen Sie, unlenkſamer Mann, ſauertöpfiſche *Alceſte*“ *), — verſetzte der Marquis Abbé, fein lächelnd, — „man wird ihre Gewiſſenszweifel und den Vortheil, den Sie haben werden, in Einklang bringen, glauben Sie mir, hören Sie: *man wird Ihnen eine unverfängliche Communion verſchaffen*; denn, nach allem, was verlangen wir? den Schein.“

Eine unverfängliche Communion bereitet man mit einer ungeweihten Hoſtie.

Der Abbé-Marquis wurde für ſeine Anerbietungen mit Entrüſtung abgewieſen, aber der Hofmann abgeſetzt.

Und dieß war keine alleinſtehende Thatſache; wehe denjenigen, die den Grundſätzen und Intereſſen der Frau von Saint-Dizier oder ihrer Freunde in den Weg traten; früh oder ſpät, mittelbar oder unmittelbar, ſahen ſie ſich auf eine grauſame, faſt immer unerſetzliche Art getroffen; jene in ihren theuerſten Beziehungen, dieſe in ihrem Credite, einige in ihrer Ehre, andere endlich in ihren amtlichen Verrichtungen, wovon ſie lebten, und dieß durch eine ſtumme, verborgene, beharrliche Wirkſamkeit, durch ein ſchreckliches und geheimnißvolles

---

*) Die Tochter des Pelias, Gemahlin des Admetus, den ſie ſo liebte, daß ſie für ihn zu ſterben kein Bedenken trug.

D. Ueb.

Auflöſungsmittel, welches unſichtbar den Ruf, das Vermögen, die ſolideſten Stellungen untergrub, bis zu dem Augenblicke, wo ſie inmitten der Beſtürzung und des allgemeinen Schreckens auf ewig in den Abgrund ſtürzten.

Nun wird man begreifen, daß unter der Reſtauration die Prinzeſſin von Saint-Dizier ganz beſonders einflußreich und furchtbar wurde. Zur Zeit der Julirevolution hatte ſie ſich wieder geſammelt, und, eine wunderliche Sache, Familien- und Verbindungsbeziehungen mit einigen der gefallenen Monarchie ſehr treuen Verehrern bewahrend, den Ruf gewonnen, noch mehr Wirkſamkeit und Macht zu beſitzen.

Endlich müſſen wir noch erwähnen, daß, da der Prinz von Saint-Dizier vor mehreren Jahren, ohne Kinder zu hinterlaſſen, geſtorben war, ſein perſönliches, ſehr bedeutendes Vermögen, an ſeinen jüngern Bruder heimfiel, den Vater von Adriane von Cardoville; weil nun auch dieſer ſeit achtzehn Monaten im Grabe ruhte, ſo blieb das junge Mädchen die letzte und einzige Repräſentantin dieſes Zweiges der Familie von Rennepont.

Die Prinzeſſin von Saint-Dizier erwartete ihre Nichte in einem ziemlich großen, mit dunkelgrünem Damaſte ausgeſchlagenen Salon; die mit demſelben Stoffe überzogenen Möbel waren aus Ebenholz geſchnitzt, wie die mit Andachtsbüchern angefüllte Bibliothek. Einige Heiligen-Gemälde, ein großer Chriſtus von Elfenbein auf einem Grunde von ſchwarzem Sammet, vollendeten das ernſte und düſtere Ausſehen dieſes Gemaches.

Frau von Saint-Dizier, an einem großen Schreibtiſche ſitzend, ſiegelte mehrere Briefe; denn ſie hatte eine ſehr ausgebreitete und ſehr vielſeitige Correſpondenz. Damals ungefähr fünf und vierzig Jahre alt, war ſie noch ſchön, die Jahre hatten ihre Taille dicker gemacht, die, einſt von merkwürdiger Eleganz, doch ziemlich vortheilhaft noch unter dem geſchloſſenen Leibe ihres ſchwarzen Kleides ſich ausprägte. Ihr ſehr einfaches, mit grauen Bändern geziertes Häubchen, ließ ihre blonden, in dichte Flechten gewundenen Haare ſehen.

Bei dem erſten Anblicke wurde man von ihrer eben ſo würdigen als einfachen Miene überraſcht; vergebens ſuchte man in dieſer von Herzenszerknirſchung und Ruhe erfüllten Phyſiognomie, die Spur ihres vielbewegten früheren Lebens; ſah man ſie ſo natürlich ernſt und zurückhaltend, ſo konnte man ſich nicht an den Glauben gewöhnen, daß ſie die Heldin ſo vieler Intriguen, ſo vieler galanter Abenteuer war; um ſo weniger, da, wenn ſie ein etwas leichtfertiges Wort hörte, das Geſicht dieſer Frau, die zuletzt auf den Wahn gerathen, ſich faſt für eine Mutter der Kirche zu halten, alſogleich ein treuherziges und ſchmerzhaftes Erſtaunen ausdrückte, welches ſich bald in eine Miene empörter Keuſchheit, und geringſchätzigen Mitleidens verwandelte.

Uebrigens war, wenn es ſeyn mußte, das Lächeln der Prinzeſſin noch voll Anmuth, und ſelbſt von verführeriſcher und unwiderſtehlicher Gutmüthigkeit; ihr großes blaues Auge wußte gelegentlich einnehmend und liebkoſend zu werden; aber wenn man ihren Hochmuth zu verletzen, ihren Willen zu kreuzen, oder ihren Intereſſen zu ſchaden wagte, und ſie, ohne ſich einer Verlegenheit auszuſetzen, ihre Empfindungen ausbrechen laſſen konnte, dann verrieth ihr gewöhnlich ruhiges und ernſtes Geſicht, eine kalte und unverſöhnliche Bosheit.

In dieſem Augenblicke trat Madame Grivois in das Cabinet der Prinzeſſin, in der Hand den Rapport, den ihr Florine über die Morgenzeit Adrianens von Cardoville ſo eben eingehändiget hatte.

Madame Grivois ſtand ſeit zwanzig Jahren in Dienſten der Frau von Saint-Dizier; ſie wußte alles, was eine vertraute Kammerfrau von ihrer Gebieterin wiſſen kann und ſoll, wenn dieſe ſehr galant war. Hatte die Prinzeſſin freiwillig dieſen von den zahlreichen Verirrungen ihrer Jugend ſo gut unterrichteten Zeugen behalten? Dieß wußte man durchaus nicht. So viel war augenſcheinlich, daß Madame Grivois bei der Prinzeſſin große Vorrechte genoß, und daß ſie von dieſer mehr als eine Geſellſchaftsdame, denn als eine Kammerfrau betrachtet wurde.

„Hier, Madame, ſind Florinens Bemerkungen, —“ ſagte Madame Grivois, der Prinzeſſin das Papier reichend.

„Ich werde dieß alſogleich prüfen,“ erwiederte Frau von Saint-Dizier; — „aber, wie Sie ſagen, wird meine Nichte hierher kommen. Während der Zuſammenkunft, welcher ſie beiwohnen wird, werden Sie eine

Perſon in ihren Pavillon führen, die bald kommen muß, und in meinem Namen nach Ihnen fragen wird.“

„Gut, Madame.“

„Dieſer Mann wird ein genaues Verzeichniß von allem entwerfen, was der von Adriane bewohnte Pavillon enthält. Wachen Sie darüber, daß nichts weggelaſſen wird: dieß iſt von größter Wichtigkeit.“

„Ja, Madame . . . Aber wenn Georgette oder Hebe ſich widerſetzen . . .“

„Seyen Sie ruhig; der mit dieſem Verzeichniſſe beauftragte Mann iſt von ſolchem Stande, daß, wenn dieſe Mädchen ihn kennen, ſie es nicht wagen werden, weder dem Verzeichniſſe, noch den übrigen Maßregeln, die er noch zu treffen hat, ſich zu widerſetzen . . . Auch darf man nicht vergeſſen, immer ihn begleitend, auf gewiſſen beſondern Umſtänden zu beſtehen, welche zur Beſtätigung der von Ihnen ſeit einiger Zeit verbreiteten Gerüchte beſtimmt ſind.“

„Seyen Sie unbeſorgt, Madame; dieſe Gerüchte haben nun den Beſtand einer Wahrheit . . .“

„Endlich wird bald dieſe anmaſſende und hochmüthige Adriane zermalmt und gezwungen werden, um Gnade zu flehen . . . und mir wieder . . .“

Ein alter Kammerdiener öffnete die beiden Flügel der Thüre, und meldete:

„Der Herr Abbé von Aigrigny!“

„Wenn das Fräulein von Cardoville kommt, —“

ſagte die Prinzeſſin zu Madame Grivois, — „ſo werden Sie dieſelbe bitten, einen Augenblick zu warten.“

„Ja, Madame,“ — erwiederte die Duenna, — welche ſich mit dem Kammerdiener entfernte.

Frau von Saint-Dizier und Herr von Aigrigny blieben allein.

Zweites Kapitel.

Das Complot.

Der Abbé Marquis von Aigrigny war, wie man leicht errathen hat, die Perſon, welche wir ſchon in der Straße du Milieu-des-Urſins geſehen haben, von wo er vor etwa drei Monaten nach Rom gereiſet war.

Der Marquis trug tiefe Trauer mit ſeiner gewohnten Eleganz; keinen Prieſterrock; ſein ſchwarzer, ziemlich knapper Oberrock, und ſeine an den Hüften enge Weſte, ließen die Schönheit des Wuchſes ſehen; ſein Pantalon von ſchwarzem Caſimir enthüllte ſeinen Fuß, angethan mit lackirten Halbſtiefeln. Seine Tonſur endlich verſchwand inmitten der leichten Kahlheit, welche den Hintertheil ſeines Kopfes ein wenig entblößt hatte.

In ſeinem Anzuge verrieth, ſo zu ſagen, nichts den Prieſter, als vielleicht der in einem ſo männlichen Geſichte auffallende vollkommene Mangel eines Backenbartes; ſein friſch raſirtes Kinn ruhte auf einer hohen und weiten ſchwarzen, mit einer militäriſchen Zierlichkeit geknüpften Cravatte, welche erinnerte, daß dieſer Abbé Marquis, dieſer berühmte Prediger, damals einer der thätigſten und einflußreicheſten Oberen ſeines Ordens, unter der Reſtauration, nachdem er mit den Ruſſen gegen Frankreich gekämpft, ein Huſarenregiment kommandirt hatte.

Erſt Morgens angekommen, hatte der Marquis die Prinzeſſin nicht mehr geſehen, ſeitdem ſeine Mutter, die verwittwete Marquiſe von Aigrigny, bei Dünkirchen, auf einem der Frau von Saint-Dizier gehörigen Landgute, geſtorben war, vergebens nach ihrem Sohne rufend, um die Bitterkeit ihrer letzten Augenblicke zu verſüſſen; aber als der Marquis von Aigrigny plötzlich einen Befehl aus Rom erhielt, dem er die heiligſten Gefühle der Natur hatte opfern müſſen, war er alſogleich dahin abgereiſet, nicht ohne eine von Rodin bemerkte und hinterbrachte Bewegung der Unſchlüſſigkeit; denn die Liebe des Marquis von Aigrigny zu ſeiner Mutter, war das einzige reine Gefühl, welches ſein Leben beſtändig durchdrungen hatte.

Nach der beſcheidenen Entfernung des Kammerdieners mit Madame Grivois, näherte ſich der Marquis raſch der Prinzeſſin, reichte ihr die Hand, und ſagte mit bewegter Stimme:

„Herminie . . . haben Sie mir in Ihren Briefen nicht etwas verhehlt? . . . Hat meine Mutter in ihren letzten Augenblicken mir nicht geflucht?"

„Nein, nein, Friedrich . . . beruhigen Sie ſich . . . Sie hatte Ihre Anweſenheit gewünſcht . . . aber bald ihr Ideengang ſich verwirrt, und in ihrem Irrſinne . . . waren wieder Sie es, . . . dem ſie rief . . ."

„Ja, —" erwiederte der Marquis gramvoll, — „ihr mütterlicher Inſtinkt ſagte ihr ohne Zweifel, daß meine Anweſenheit ihr vielleicht das Leben hätte retten können . . ."

„Ich bitte Sie, . . . ſo traurige Erinnerungen zu vergeſſen . . . Dieſes Unglück iſt unerſetzlich."

„Zum letztenmale, wiederholen Sie es mir . . . aufrichtig, war meine Mutter von meiner Abweſenheit nicht ſchmerzlich angegriffen? . . . Hat ſie nicht vermuthet, daß eine gebieteriſchere Pflicht mich an einen andern Ort beſchied?"

„Nein, nein, ſag' ich Ihnen . . . Als ſie nicht mehr bei Sinnen war, wußte ſie, daß Sie noch nicht Zeit gefunden, zu ihr zu kommen . . . Alle die traurigen Einzelnheiten, die ich Ihnen über dieſen Gegenſtand geſchrieben, ſind von ſtrengſter Wahrheit. Beruhigen Sie ſich alſo . . ."

„Ja . . . mein Gewiſſen ſollte ruhig ſein . . . ich habe meiner Pflicht gehorcht, indem ich meine Mutter opferte, und dennoch nie, wider meinen Willen, jene völlige Losmachung erreichen können, welche uns durch die ſchrecklichen Worte aufgetragen iſt: — „Derjenige, welcher nicht ſeinen Vater und ſeine Mutter bis in ſein Herz haßt, kann nicht mein Schüler werden.“ *)

„Ohne Zweifel, Friedrich, ſind dieſe Entſagungen peinlich; aber dagegen welch' ein Einfluß . . . welche Macht!“

„Es iſt wahr, —“ erwiederte der Marquis nach einer Pauſe des Schweigens, — „was würde man nicht opfern, um im Dunkel über jene Allmächtigen der Erde zu herrſchen, die am hellen Tage herrſchen? Meine ſo eben nach Rom unternommene Reiſe . . . hat mir eine neue Idee von unſerer furchtbaren Gewalt gegeben.“

„Oh! ja, dieſe Gewalt iſt groß, ſehr groß, —“ verſetzte die Prinzeſſin, — „und um ſo furchtbarer und ſicherer, weil ſie geheimnißvoll über die Geiſter und Gewiſſen ausgeübt wird.“

„Sehen Sie, Herminie —“ ſagte der Marquis — „ich hatte ein prächtiges Regiment unter meinen Befehlen; ſehr oft genoß ich die männliche und hohe Wonne des Commandirens . . . auf meinen Ruf erſchütterten ſich meine Reiter, die Trompeten ſchmetterten, meine von Goldſtickereien funkelnden Offiziere

---

*) Dieſen Auftrag betreffend, findet man folgende Auslegung in den Satzungen der Jeſuiten:

„Damit der Character der Sprache den Gefühlen zu Hülfe komme, iſt es klug, ſich zu gewöhnen, nicht zu ſagen: ich habe Eltern, oder ich habe Brüder, ſondern: ich hatte Eltern, ich hatte Brüder.“ (Examen général, page 29. Constitutions. — Paulin, 1843. Paris.)

ſprengten im Galoppe dahin, meine Befehle zu wiederholen; alle dieſe tapfern, feurigen, ſchlachtgeſchrammten Soldaten, gehorchten einem Winke von mir; ich fühlte mich ſtolz und ſtark, den Muth jedes Einzelnen von Allen, die ich beherrſchte, ſo zu ſagen, in meiner Hand haltend, wie ich das Feuer meines Schlachtroſſes beherrſchte. Wohlan, jetzt, ungeachtet unſerer ſchlechten Zeiten . . . fühle ich tauſendmal mehr Thatkraft, Anſehen, Stärke, Kühnheit in mir, an der Spitze dieſer ſchwarzen und ſtummen Miliz, die maſchinenmäßig nach meinem Willen denkt, will, geht, und gehorcht!“

„Wie ſehr haben Sie Recht, Friedrich! —“ entgegnete lebhaft die Prinzeſſin . . . — „wenn man auch nur ein wenig nachdenkt, mit welcher Verachtung blickt man auf die Vergangenheit zurück! . . . Wie Sie, vergleiche ich dieſelbe oft mit der Gegenwart, und welche Befriedigung fühle ich dann, Ihren Rath befolgt zu haben! Denn ohne Sie würde ich die elende und lächerliche Rolle ſpielen, welche immer eine Frau ſpielt, die ſich zurückzieht, wenn ſie ſchön und umſchwärmt geweſen iſt . . .“

„Was würde ich jetzt thun? Ich würde mich vergebens bemühen, um mich herum jene eigenſüchtige und undankbare Welt feſtzuhalten, jene rohen Männer, die ſich mit den Frauen nur ſo lange beſchäftigen, als ſie ihren Leidenſchaften dienen, oder ihrer Eitelkeit ſchmeicheln können; oder es bliebe mir das Hülfsmittel, ein angenehmes Haus zu machen, wie man es nennt . . .

für die Andern . . . ja . . . Feſte zu geben, das heißt, eine Menge Gleichgültiger zu empfangen, und Gelegenheiten, ſich zu treffen, jenen verliebten Pärchen zu verſchaffen, welche, jeden Abend von Salon zu Salon ſich folgend, nur zu Ihnen kommen, um beiſammen zu ſeyn; wahrlich ein thörichtes Vergnügen, dieſe lebensluſtige, lachende, verliebte Jugend zu beherbergen, welche den Luxus und den Glanz, womit man ſie umgiebt, als den pflichtſchuldigen Rahmen ihrer Freuden und unverſchämten Liebſchaften betrachtet."

Es lag ſo viel Härte in den Worten der Prinzeſſin, und ihre Phyſiognomie drückte einen ſo gehäſſigen Neid aus, daß die heftige Bitterkeit ihres Leidweſens wider ihren Willen ſich verrieth.

„Nein, nein, —" fuhr ſie fort — „Dank Ihnen, Friedrich, hab' ich nach einem letzten und glänzenden Triumphe, mit jener Welt, ohne Rückkehr, gebrochen, die mich, ſo lange ihr Abgott und ihre Königin, bald verlaſſen hätte; ich habe das Königreich umgetauſcht; . . . anſtatt von zerſtreuungslüſternen Männern, die ich durch eine höhere Frivolität, als die ihrige, beherrſchte, ſeh' ich mich von anſehnlichen, gefürchteten, allmächtigen Männern umgeben, von denen mehrere den Staat regieren; ich habe mich ihnen geweiht, wie ſie ſich mir geweiht haben. Nun erſt genoß ich das ſonſt nur immer geträumte Glück . . . ich habe einen thätigen Antheil, einen ſtarken Einfluß, hinſichtlich der größten Intereſſen der Welt; ich bin in die wichtigſten Geheimniſſe eingeweiht werden, und habe jeden unfehlbar züchtigen können, der mich verhöhnte oder haßte; dagegen auch jene, die mir dienten, mich achteten, und mir gehorchten, höher erheben, als ihre eigene Hoffnungen reichten."

„Und es giebt Thoren . . . Blinde, die uns kraftgebrochen wähnen, weil wir mit einigen böſen Zeiten kämpfen mußten, —" ſagte Herr von Aigrigny mit Verachtung, — „als wären wir nicht zum Kampfe geſtiftet, organiſirt . . . als ſchöpften wir nicht aus dem Kampfe neue Kraft, neue Thätigkeit . . . Ohne Zweifel ſind die Zeiten ſchlecht . . . aber ſie werden beſſer werden . . . Und Sie wiſſen es, daß wir in wenigen Tagen, am 13. Februar, über ein hinreichend mächtiges Mittel der Wirkſamkeit verfügen werden, um unſern einen Augenblick erſchütterten Einfluß wieder herzuſtellen . . ."

„Ah! gewiß! Dieſe Angelegenheit mit den Medaillen iſt ſehr wichtig!"

„Ich beſchleunigte auch nur deßwegen ſo ſehr meine Rückkunft, um der Geſtaltung eines für uns ſo großen Ereigniſſes beiwohnen zu können."

„Sie haben . . . das Mißgeſchick erfahren, welches noch einmal ſo viele, ſo mühſam entworfene Pläne, beinahe vereitelt hätte."

„Ja, gleich nach meiner Ankunft ſprach ich mit Rodin . . ."

„Er hat Ihnen gemeldet . . .“

„Die unbegreifliche Ankunft des Indiers und der Töchter des Generals Simon im Schloſſe Cardoville, nach dem doppelten Schiffbruche, der ſie an die Küſte der Picardie geworfen hat . . . Und man wähnte die jungen Mädchen in Leipzig . . . den Indier in Java . . . Die Maßregeln waren ſo gut getroffen . . . In der That, —“ fügte der Marquis ärgerlich bei, — „man möchte meinen, daß eine unſichtbare Gewalt dieſe Familie beſchütze!“

„Zum Glücke iſt Rodin ein Mann von Hülfsquellen und Thätigkeit, —“ erwiederte die Prinzeſſin; — „er iſt geſtern Abend gekommen . . . wir haben lange miteinander geſprochen.“

„Und das Reſultat Ihrer Unterredung iſt vortrefflich. Der Soldat wird zwei Tage lang entfernt bleiben . . . der Beichtvater ſeiner Frau iſt unterrichtet, das Uebrige wird von ſelbſt gehen . . . morgen werden jene jungen Mädchen nicht mehr zu fürchten ſein . . . Nun iſt noch der Indier übrig . . . ziemlich gefährlich verwundet zu Cardoville geblieben; man wird alſo Zeit haben, zu handeln . . .“

„Aber dieß iſt noch nicht alles, —“ bemerkte die Prinzeſſin; — „es giebt, ohne meine Nichte zu zählen, noch zwei Perſonen, die ſich, unſerer Intereſſen wegen, am 13. Februar nicht in Paris befinden dürfen.“

„Ja, Herr Hardy; aber ſein theuerſter, vertrauteſter Freund, verräth ihn, und durch ihn hat man Herrn

Hardy in das ſüdliche Frankreich gelockt, von wo er unmöglich vor einem Monate zurückkehren kann. Was dieſen elenden vagabundirenden Arbeiter betrifft, genannt Couche-tout-Nu . . .“ *)

„Ah! . . . —“ ſagte die Prinzeſſin mit einem Ausrufe empörten Schamgefühles.

„Dieſer Menſch iſt nicht mehr beunruhigend . . . Gabriel endlich, auf welchem unſere unermeßliche und gewiſſe Hoffnung ruht, wird bis zu dem großen Tage keine Minute allein gelaſſen; . . . alles ſcheint einen günſtigen Erfolg zu verſprechen . . . und mehr als jemals . . . muß man um jeden Preis dieſen Erfolg erhalten. Dieß iſt für uns eine Lebens- und Todesfrage . . . denn auf der Heimreiſe hielt ich zu Forli an . . . Ich habe mit dem Herzoge von Orbano geſprochen; ſein Einfluß auf den Geiſt des Königs, ſeines Herrn, iſt allmächtig . . . unbedingt . . . er hat ſich des Geiſtes deſſelben völlig bemächtiget; es iſt alſo nur mit dem Herzoge allein möglich, zu unterhandeln . . .“

„Nun?“

„Von Orbano erbietet ſich, und er kann's, ich weiß es, uns eine geſetzliche, öffentlich beſchützte Exiſtenz in den Staaten ſeines Herrn zu ſichern, mit dem ausſchließlichen Privilegium der Erziehung der Jugend . . . Dank ſolchen Vortheilen, brauchten wir in jenem Lande nur zwei oder drei Jahre, um dergeſtalt darin einzu-

---

*) Siehe die Note Thl. I. S. 246.

D. Ueb.

wurzeln, daß dann an den Herzog von Orbano die Reihe käme, von uns Stütze und Schutz zu erbitten; aber jetzt vermag er alles, und er knüpft eine abſolute Bedingung an ſeine Dienſte.“

„Und welche Bedingung?“

„Fünf Millionen baar, und eine jährliche Rente von hunderttauſend Franken.“

„Das iſt viel! . . .“

„Und iſt wenig, bedenkt man, daß, haben wir nur einmal den Fuß in jenes Land geſetzt, dieſe Summe uns bald wieder hereinkäme, die, nach allem, kaum den achten Theil derjenigen beträgt, welche die glücklich geleitete Angelegenheit mit den Medaillen dem Orden verſchaffen muß.“

„Ja . . . beinahe vierzig Millionen . . .“ — ſagte die Prinzeſſin mit nachdenkender Miene.

„Und dann . . . wären jene fünf Millionen, die von Orbano verlangt, nur ein Vorſchuß . . . ſie würden uns bald wieder durch die freiwilligen Geſchenke erſtattet, nach dem Maße unſeres ſteigenden Einflußes, den uns die Erziehung der Kinder gäbe; denn durch ſie bekämen wir auch die Familie. Ei, mein Gott! ſehen denn die Regierenden nicht ein, daß wir mit unſern Angelegenheiten zugleich die ihrigen beſorgen . . . daß wir, wenn ſie uns die Erziehung überlaſſen, was wir vor allem andern verlangen, das Volk an jenen ſtummen und düſtern Gehorſam, an jene rohe Unterwürfigkeit des Leibeigenen gewöhnen werden, welche die Ruhe der Staaten durch die Unbeweglichkeit des Geiſtes ſichert; ſehen ſie denn endlich nicht ein, daß dieſer blinde, leidende Glaube, den wir von der Maſſe fordern, denſelben als Zügel dienen ſoll, um ſie zu leiten und zu bemeiſtern . . . während wir von den Glücklichen der Welt bloß den Schein verlangen, der, wenn ſie nur die Intelligenz ihrer Verderbtheit beſäßen, ihren Vergnügungen einen neuen Reiz verleihen würde."

„Es iſt nichts daran gelegen, Friedrich," — entgegnete die Prinzeſſin, — „es naht ſich alſo, wie Sie ſagen, ein großer Tag . . . mit beinahe vierzig Millionen, welche der Orden durch den glücklichen Erfolg der Medaillen-Angelegenheit beſitzen kann . . . man kann ſicher große Unternehmungen verſuchen . . . Als Hebel in Ihren Händen wäre ein ſolches Wirkſamkeits-Mittel von unberechenbarer Ausſicht, in dieſer Zeit, wo alles ſich verkauft und kauft."

„Und dann," — erwiederte Herr von Aigrigny nachdenklich, — „darf man es ſich nicht verhehlen . . . die Reaction dauert hier fort, . . . das Beiſpiel von Frankreich iſt alles . . . Kaum daß wir uns in Oeſterreich und in Holland halten können . . . die Hülfsquellen des Ordens vermindern ſich von Tag zu Tag. Dieß iſt ein Augenblick der Criſe; aber er kann ſich verlängern. Daher, Dank dieſer unermeßlichen Hülfsquelle . . . der Medaillen-Angelegenheit, können wir nicht nur allen möglichen Fällen trotzen, ſondern uns auch einen mächtigen Sitz gründen, vermittelſt des Anerbietens des Herzogs von Orbano, welches wir annehmen ... dann wird, von dieſem uneroberlichen Mittelpunkte aus, unſer hellſtrahlender Glanz unberechenbar ſeyn... — Ah!... der 13te Februar!" — fügte Herr von Aigrigny, nach einer Pauſe des Schweigens kopfſchüttelnd bei, — „der 13te Februar kann für unſere Macht ein eben ſo berühmtes Datum werden, als jenes des Conciliums, das uns, ſo zu ſagen, ein neues Leben verliehen hat."

„Daher darf man keine Mühe ſparen," — entgegnete die Prinzeſſin, — „damit das Unternehmen um jeden Preis gelinge ... von ſechs Perſonen, die Sie zu fürchten haben, ſind fünf außer Stand, oder werden es ſeyn, uns zu ſchaden ... Es iſt alſo meine Nichte noch übrig, ... und Sie wiſſen, daß ich nur Ihre Rückkunft erwartete, um einen letzten Entſchluß zu faſſen ... Alle meine Verfügungen ſind getroffen, und dieſen Morgen noch ... werden wir zu handeln beginnen."

„Iſt Ihr Verdacht ſeit Ihrem letzten Briefe verſtärkt worden?"

„Ja ... ich bin überzeugt, daß ſie unterrichteter iſt, als ſie es ſcheinen will; ... und in dieſem Falle hätten wir keine gefährlichere Feindin."

„Dieß war immer meine Meinung ... Daher hab' ich Sie vor ſechs Monaten eingeladen, jedenfalls die Maßregeln zu treffen, die Sie getroffen haben, ſie zu dem Verlangen der Freilaſſung von der vormundſchaftlichen Gewalt zu drängen, deren Folgen jetzt leicht machen, was außerdem unmöglich geweſen wäre."

„Kurz," — ſagte die Prinzeſſin mit einem Ausdrucke ſchadenfroher und gallſüchtiger Freude, — „dieſer unbezähmbare Charakter wird gebrochen; ich will endlich für ſo viele unverſchämte Spöttereien mich rächen, die ich hinunterſchlucken mußte, um ihren Argwohn nicht zu wecken, ich, die ich bisher ſo viel erduldet habe . . . denn dieſe Adriane, die unvorſichtige, hat es ſich angelegen ſeyn laſſen, mich gegen ſie zu erzürnen . . ."

„Wer Sie beleidiget . . . beleidiget mich . . . Sie wiſſen es, mein Haß iſt der Ihrige . . ."

„Und Sie ſelbſt . . . wie oft ſind Sie ihrer ſtechenden Ironie ausgeſetzt geweſen!"

„Mein Inſtinkt hat mich ſelten getäuſcht . . . ich bin überzeugt, daß dieſes junge Mädchen für uns ein gefährlicher Feind werden kann . . . ſehr gefährlich," — ſagte der Marquis mit kurzer und ſtrenger Stimme.

„Daher muß ſie nicht mehr zu fürchten ſeyn," — erwiederte Frau von Saint-Dizier, den Marquis feſt anſchauend.

„Haben Sie mit dem Doctor Baleinier geſprochen, und mit dem Mitvormunde, Herrn Tripeaud? . . ." — fragte er.

„Sie werden dieſen Morgen hier ſeyn . . . ich habe ſie von Allem unterrichtet."

„Haben Sie dieſelben nach Wunſch gegen ſie geſtimmt gefunden?"

„Vollkommen ... köſtlich iſt es, daß Adriane dem Doctor in keiner Beziehung mißtraut, der immer ihr Vertrauen zu bewahren gewußt hat ... Uebrigens kommt uns noch ein Umſtand zu ſtatten, der mir unerklärbar dünkt.“

„Was wollen Sie ſagen?“

„Heute früh begab ſich Madame Grivois, auf meinen Befehl, zu Adrianen, um ſie zu erinnern, daß ich ſie Mittags wegen einer wichtigen Angelegenheit erwarte. Indem Madame Grivois ſich dem Pavillon näherte, hat ſie Adriane durch die kleine Gartenthüre heimkehren ſehen, oder glaubt, ſie geſehen zu haben.“

„Was ſagen Sie? ... Wär' es möglich! Hat man den beſtimmten Beweis davon?“ — rief der Marquis aus.

„Bis jetzt haben wir keinen andern Beweis, als die freiwillige Ausſage der Madame Grivois; aber eben denk' ich daran,“ — ſagte die Prinzeſſin, ein neben ihr liegendes Papier nehmend, — „hier iſt der Rapport, den mir täglich eine von Adrianens Zofen erſtattet.“

„Jene, welche Rodin ſo glücklich in die Dienſte Ihrer Nichte zu bringen gewußt hat?“

„Die nämliche, und da dieſes Geſchöpf in der vollſtändigſten Abhängigkeit von Rodin ſich befindet, ſo hat es uns bisher ganz entſprechend gedient ... Vielleicht enthält dieſer Rapport die Beſtätigung deſſen, was Madame Grivois heute geſehen zu haben behauptet.“

Kaum hatte die Prinzeſſin die Augen auf dieſe Bemerkungen geworfen, als ſie faſt mit Schrecken ausrief:

„Was ſeh' ich? . . . aber dieſe Adriane iſt doch der böſe Geiſt!“

„Was ſagen Sie?“

„Der Verwalter von Cardoville hat in einem Briefe an meine Nichte, worin er ſie um ihren Schutz bittet, ſie von dem Aufenthalte des indiſchen Prinzen im Schloſſe in Kenntniß geſetzt. Sie weiß, daß er ihr Verwandter iſt . . . und hat ſo eben an ihren ehemaligen Lehrer im Malen, Norval, geſchrieben, daß er mit der Poſt abreiſen ſolle, um den Prinzen Djalma hierher zu bringen . . . ihn . . . den man um jeden Preis von Paris entfernt halten muß . . .“

Der Marquis erblich, und ſagte zu Frau von Saint-Dizier:

„Wenn es ſich nicht von einer neuen Laune Ihrer Nichte handelt . . . ſo beweiſet die Eile, womit ſie dieſen Verwandten kommen läßt, daß ſie noch mehr davon weiß, als Sie zu muthmaſſen gewagt hätten . . . Es iſt nicht daran zu zweifeln, ſie kennt die Medaillen-Angelegenheit. Sie kann alles verderben . . . nehmen Sie ſich in Acht . . .“

„Dann“ — erwiederte die Prinzeſſin entſchloſſen — „dürfen wir nicht mehr ſchwanken . . . wir müſſen die Sachen noch weiter treiben, als wir gedacht haben . . . und dieſen Morgen noch muß alles beendiget ſeyn . . .“

„Das iſt faſt unmöglich.“

„Man kann alles; der Doctor und Herr Tripeaud gehören uns,“ — verſetzte die Prinzeſſin lebhaft.

„Obgleich ich des Doctors und des Herrn Tripeaud in dieſer Angelegenheit ſo gewiß bin, wie Sie,“ — ſagte der Marquis nachſinnend, — „darf doch die Aufgabe, heute zu handeln . . . die ſie zunächſt erſchrecken wird . . . erſt nach der Unterredung, die wir mit Ihrer Nichte pflegen wollen . . . zur Sprache kommen. Es wird uns, ungeachtet ihrer Feinheit, leicht ſeyn, zu wiſſen, woran wir uns hiewegen zu halten haben . . . Und wenn unſer Verdacht ſich verwirklichet . . . wenn ſie von Dem unterrichtet iſt, deſſen Kenntniß ſie ſo gefährlich machen würde . . . dann keine Schonung, vorzüglich keinen Verzug . . . Es darf nicht gezaudert werden.“

„Konnten Sie den bewußten Mann in Kenntniß ſetzen laſſen?“ — fragte die Prinzeſſin nach kurzem Schweigen.

„Er muß hier ſeyn . . . um Mittag . . . er kann nicht zögern.“

„Ich habe gedacht, wir fänden es hier zu unſerm Vorhaben ſehr bequem . . . dieſes Gemach iſt vom kleinen Salon nur durch einen Vorhang getrennt; man wird ihn herablaſſen, und Ihr Mann ſich hinter ihn ſtellen können.“

„Vortrefflich.“

„Iſt es ein verläſſiger Mann . . .“

„Sehr verläſſig . . . wir haben in ähnlichen Fällen ihn ſchon oft verwendet; er iſt eben ſo gewandt als verſchwiegen . . .“

In dieſem Augenblicke klopfte man an die Thüre.

„Herein!“ — ſagte die Prinzeſſin.

„Der Herr Doctor Baleinier läßt fragen, ob die Frau Prinzeſſin ihn empfangen können,“ — ſagte ein Kammerdiener.

„Allerdings; bitten Sie ihn, einzutreten.“

„Auch iſt ein Herr da, welchen der Herr Abbé auf Mittag hieher beſchieden hat, und den ich, ſeinen Befehlen gemäß, im Verzimmer habe warten laſſen.“

„Dieß iſt der bewußte Mann,“ — ſagte der Marquis zur Prinzeſſin, — „man muß ihn ſogleich einlaſſen; es iſt für jezt überflüßig, daß der Doctor Baleinier ihn ſehe.“

„Laſſen Sie dieſe Perſon ſogleich kommen,“ — befahl die Prinzeſſin; — „dann, wenn ich klingle, werden Sie den Herrn Doctor Baleinier bitten, einzutreten; im Falle der Herr Baron Tripeaud erſchiene, werden Sie ihn ebenfalls hierherführen; dann wird meine Thür für Jedermann verſchloſſen bleiben, Fräulein Adriane ausgenommen.“

Der Kammerdiener ging fort.

Drittes Kapitel.

Adrianens Feinde.

Der Kammerdiener der Prinzeſſin von Saint-Dizier kam bald mit einem kleinen blaſſen, ſchwarz gekleideten Manne zurück, der Brillen trug, und unter ſeinem linken Arme ein ziemlich langes Etui von ſchwarzem Marokin hatte.

Die Prinzeſſin ſagte zu dieſem Manne:

„Der Herr Abbé hat Sie von dem in Kenntniß geſetzt, was es zu thun giebt?"

„Ja, Madame, —" erwiederte der Mann mit einer kleinen, dünnen und wiſpernden Stimme, ſich tief verbeugend.

„Fänden Sie dieſes Zimmer zweckförderlich? —" fragte ihn die Prinzeſſin.

Mit dieſen Worten führte ſie ihn in ein anſtoſſendes, von ihrem Cabinete nur durch einen Vorhang getrenntes Zimmer . . .

„Ich wäre hier ſehr paſſend untergebracht, Frau Prinzeſſin," antwortete der Mann mit den Brillen mit einer neuen und tiefen Verbeugung.

„In dieſem Falle belieben Sie in dieſes Zimmer zu treten; ich werde es Ihnen zu wiſſen machen, wenn es Zeit ſeyn wird . . ."

„Ich werde Ihre Befehle erwarten, Frau Prinzeſſin."

„Und erinnern Sie ſich vorzüglich an meine Empfehlungen, —“ fügte der Marquis bei, indem er den Vorhang von den Haken losmachte

„Der Herr Abbé können ruhig ſeyn . . .“

Der Vorhang von ſchwerem Stoffe fiel wieder, und verbarg ſo vollſtändig den Mann mit den Brillen.

Die Prinzeſſin klingelte; einige Augenblicke danach ging die Thüre auf, und man meldete den Doctor Baleinier, eine von den wichtigen Perſonen dieſer Geſchichte.

Der Doctor Baleinier war ungefähr fünfzig Jahre alt, von mittlerer Größe, dick, mit vollem, glänzendem und gefärbten Geſichte. Seine grauen, ſehr glatten und ziemlich langen Haare, mitten auf der Stirne geſcheitelt, ſchmiegten ſich an die Schläfen; er hatte die Gewohnheit eines kurzen Beinkleides von Seidenſtoffe beibehalten, vielleicht wegen ſeines ſchönen Beines; goldene Schnallen ſchloſſen ſeine Kniebänder, und ſeine Schuhe von ſehr glänzendem Marokin; er trug eine Weſte, einen Frack und eine Cravate von ſchwarzer Farbe, was ihm ein etwas geiſtliches Ausſehen verlieh; ſeine weiße und fette Hand verſchwand halb verſteckt unter einer feingefältelten Batiſtmanſchette, und das Ernſte ſeines Anzuges ſchloß das Ausgeſuchte deſſelben nicht aus.

Seine Phyſiognomie war lächelnd und fein; ſein kleines graues Auge verkündete einen ſeltenen Tiefblick und Scharfſinn; ein Mann der Welt und des Vergnügens, ſehr feiner Weinkenner, geiſtreicher Plauderer, zuvorkommend bis zur Speichelleckerei, geſchmeidig, gewandt, einſchmeichelnd, war der Doctor Baleinier eine der älteſten Creaturen des andächtigen Kränzchens der Prinzeſſin von Saint-Dizier.

Durch dieſe allmächtige Stütze, deren Urſache man nicht kannte, hatte der ungeachtet ſeines gründlichen Wiſſens und unbeſtreitbaren Verdienſtes lange Zeit unbeachtete Doctor, unter der Reſtauration zwei ſehr einträgliche Medicinal-Sinecuren, und nach und nach eine zahlreiche Praxis bekommen; aber man muß geſtehen, daß der Doctor, ſo wie er einmal unter dem Schutze der Prinzeſſin ſtand, plötzlich ſeine religiöſen Pflichten gewiſſenhaft zu beobachten begann; er communicirte wöchentlich einmal und recht augenfällig, bei dem Hochamte von Sanct-Thomas von Aquin.

Nach Verlauf eines Jahres wollte eine gewiſſe Klaſſe von Kranken, durch das Beiſpiel und die Begeiſterung der Koterie der Frau von Saint-Dizier hingeriſſen, keinen andern Arzt mehr, als den Doctor Baleinier, und ſeine Praxis gewann bald eine außerordentliche Ausdehnung.

Es läßt ſich leicht denken, von welcher Wichtigkeit es für den Orden war, unter ſeinen äuſſern Mitgliedern einen der geſuchteſten praktiſchen Aerzte von Paris zu haben.

Ein Arzt hat auch ſein Prieſterthum.

Zu jeder Stunde in das geheimſte Vertrauen der

Familie gezogen, weiß, errather, vermag auch viel ein Arzt . . .

Ihm iſt, wie dem Prieſter, das Ohr der Kranken und Sterbenden offen.

Wenn nun jener, welcher für das Wohl des Körpers, und jener, der für das Wohl der Seele wirkt, ſich verſtehen und zu gemeinſamem Intereſſe einander helfen, ſo giebt es nichts . . . (in vorkommenden Fällen) was ſie nicht von der Schwachheit oder dem Schrecken eines Sterbenden erhalten können, nicht für ſich ſelbſt, weil hier die Geſetze entgegenſtehen, ſondern für Dritte, welche mehr oder weniger der ſo fügſamen Klaſſe der Strohmänner angehören.

Der Doctor Baleinier war alſo eines von den thätigſten und ſchätzenswertheſten Mitgliedern der Pariſercongregation.

Als er eintrat, kußte er die Hand der Prinzeſſin mit vollkommener Galanterie.

„Immer pünktlich, mein lieber Herr Baleinier.“

„Immer glücklich, ſtets mich beeilend, Ihre Befehle zu vollziehen, Madame; —“ dann, gegen den Marquis gewendet, dem er die Hand herzlich drückte, ſetzte er hinzu: „Endlich ſind Sie da . . . wiſſen Sie, daß drei Monate für Ihre Freunde ſehr lang ſind . . .“

„Die Zeit iſt eben ſo lang für jene, welche reiſen, wie für jene, welche zu Hauſe bleiben, mein lieber Doctor . . . Wohlan! der große Tag iſt da . . . Fräulein von Cardoville wird kommen . . .“

„Ich bin nicht ohne Beſorgniß,“ — ſagte die Prinzeſſin, — „ob ſie nicht Verdacht ſchöpfte?“

„Das iſt unmöglich, —“ erwiederte Herr Baleinier, — „wir ſind die beſten Freunde von der Welt . . . Sie wiſſen, daß Fräulein Adriane mir immer ihr Vertrauen ſchenkte . . . Vorgeſtern noch haben wir viel gelacht . . . Und als ich ihr, nach meiner Gewohnheit, über ihre mindeſtens excentriſche Lebensweiſe Bemerkungen machte . . . und über die ſonderbare Ueberſpanntheit der Ideen, worin ich ſie bisweilen finde . . .“

„Herr Baleinier verfehlt niemals, ſich auf anſcheinend ſehr geringfügige Umſtände zu ſtützen, —“ ſagte Frau von Saint-Dizier zum Marquis mit bedeutungsvoller Miene.

„Und dieß iſt in der That ſehr weſentlich, —“ erwiederte dieſer.

„Fräulein Adriane hat auf meine Bemerkungen geantwortet, —“ fuhr der Doctor fort, — „indem ſie ſich auf die heiterſte und geiſtreichſte Weiſe von der Welt über mich luſtig machte; man muß geſtehen, daß dieſes junge Mädchen einen der ausgezeichnetſten Geiſter beſitzt, die ich kenne.“

„Doctor! . . . Doctor! . . . —“ entgegnete Frau von Saint-Dizier — „mindeſtens keine Schwäche!“

Anſtatt ihr ſogleich zu antworten, zog Herr Baleinier ſeine goldene Doſe aus ſeiner Weſtentaſche, öffnete ſie, nahm eine Priſe Tabak, und ſchnupfte langſam, die Prinzeſſin mit einer ſo bedeutungsvollen Miene anblickend, daß ſie völlig beruhiget ſchien.

„Schwäche! . . . ich, Madame? —“ ſagte endlich Herr Baleinier, indem er mit ſeiner weißen und fetten Hand einige verſtreute Tabakſtäubchen von den Falten ſeines Hemdes ſchüttelte, — „hab' ich nicht die Ehre gehabt, mich Ihnen freiwillig anzubieten, um Sie aus der Verlegenheit zu ziehen, worin ich Sie ſah?“

„Und Sie allein auf der Welt könnten uns dieſen wichtigen Dienſt leiſten, —“ ſagte Herr von Aigrigny.

„Sie ſehen alſo wohl, Madame, —“ fuhr der Doctor fort, — „daß ich kein Mann der Schwäche bin... denn ich habe die Wichtigkeit meiner Aufgabe vollkommen begriffen . . . aber es handelt ſich, wie man mir geſagt hat, von ſo unermeßlichen Intereſſen . . .“

„Unermeßlich . . . in der That —“ erwiederte Herr von Aigrigny — „ein Hauptintereſſe.“

„Dann durfte ich nicht zögern,“ verſetzte Herr Baleinier; — „darum unbeſorgt! Erlauben Sie, daß ich als Mann von Geſchmack und guter Geſellſchaft, dem bezaubernden und ausgezeichneten Geiſte des Fräuleins Adriane, Gerechtigkeit und Huldigung zolle, und wird der Augenblick kommen, zu handeln, ſo werden Sie mich werkthätig finden . . .“

„Vielleicht . . . wird dieſer Augenblick näher ſein, als Sie denken . . .“ ſagte Frau von Saint-Dizier, einen Blick mit Herrn von Aigrigny wechſelnd.

„Ich bin und werde immer bereit ſein . . .“ erwiederte der Arzt, — „in dieſer Hinſicht bürge ich für alles, was mich betrifft . . . Ich wollte, daß ich in Bezug auf alle Dinge ſo ruhig ſein könnte.“

„Iſt Ihre Heilanſtalt nicht immer ſo in der Mode . . . wie es eine Heilanſtalt ſein kann? —“ fragte Frau von Saint-Dizier mit leichtem Lächeln.

„Im Gegentheile . . . ich möchte mich faſt beklagen, zu viele Penſionäre zu haben . . . Davon handelt es ſich nicht; doch Fräulein Adriane erwartend, kann ich Ihnen zwei Worte über eine Angelegenheit ſagen, welche ſie nur mittelbar berührt; denn es iſt von der Perſon die Rede, welche das Landgut Cardoville gekauft hat, von einer gewiſſen Frau von Sainte-Colombe, die mich, Dank den geſchickten Manövern Rodin's, zum Arzte gewählt hat.“

„Wirklich, —“ ſagte Herr von Aigrigny, — „hat mir Rodin hiewegen geſchrieben . . . ohne auf große Einzelnheiten einzugehen.“

„Die Sache verhält ſich ſo, —“ fuhr der Doctor fort. —

„Dieſe Frau von Sainte-Colombe, welche man Anfangs für ſehr lenkſam hielt, hat ſich in Bezug auf ihre Bekehrung ſehr widerſpänſtig gezeigt . . . Bereits haben zwei Beichtväter darauf verzichtet; ihr Heil zu erzielen. Hierüber in Verzweiflung, hatte ihr Rodin den kleinen Philippon geſendet. Er iſt gewandt, beharrlich, und vorzüglich unbarmherzig geduldig; . . . dieß war der rechte Mann. Da ich Arzt der Frau von

Sainte-Colombe bin, ſo hat Philippon meinen Beiſtand nachgeſucht, den ich ihm natürlich gewährte; wir ſind über unſer Verfahren übereingekommen . . .

„Ich will ihn nicht im Mindeſten zu kennen ſcheinen . . . er ſoll mich von den Veränderungen im moraliſchen Zuſtande ſeines Beichtkindes fortwährend in Kenntniß ſetzen . . . damit es mir, durch eine übrigens ſehr unſchuldige Verordnung, denn der Stand der Krankheit iſt wenig bedeutend, möglich werde, ſie mit einem genügend merkbaren Wechſel von Wohl- und Uebelbefinden heimzuſuchen, je nachdem ihr Beichtvater mit ihr zufrieden oder unzufrieden ſein würde . . . damit er zu ihr ſagen kann: „„Sie ſehen es, Madame, Sie ſind auf dem guten Wege. Die Gnade wirkt auf Ihre Geſundheit zurück, und Sie befinden ſich beſſer . . . Fallen Sie dagegen auf den ſchlechten Weg zurück, ſo werden Sie gewiß phyſiſches Unwohlſein empfinden, ein augenſcheinlicher Beweis von dem allmächtigen Einfluße des Glaubens, nicht nur auf die Seele, ſondern auch auf den Leib.““

„Es iſt ohne Zweifel peinlich, —“ ſagte Herr von Aigrigny mit vollkommenem Gleichmuthe, — „zu ſolchen Mitteln greifen zu müſſen, um die Hartnäckigen dem Verderben zu entreißen; aber man muß doch die Art des Verfahrens nach der Intelligenz oder dem Charakter der Individuen bemeſſen.“

„Uebrigens, —“ fuhr der Doctor fort, — „hat die Frau Prinzeſſin im Kloſter Sainte-Marie bemerken können, daß ich bisweilen ſehr wirkſam für die Ruhe und das Heil der Seele von einigen unſerer Kranken, dieſes, ich wiederhole es, äußerſt unſchuldige Mittel, angewendet habe. Dieſe Abwechslungen beſtehen zwiſchen dem beſten und dem mindeſten Wohlbefinden; aber wie ſchwach auch die Abſtufungen ſein mögen . . . ſie wirken oft ſehr kräftig auf gewiſſe Geiſter zurück . . .“

„So verhielt es ſich auch mit Frau von Sainte-Colombe. Sie war auf ſo gutem Wege der moraliſchen und phyſiſchen Heilung, daß Rodin glaubte, Philippon veranlaſſen zu können, ſeinem Beichtkinde das Landleben anzurathen . . . da er in Paris die Gelegenheit zu Rückfällen fürchtete . . . Dieſer Rath, zu dem Wunſche jener Frau geſellt, die Kirchſpieldame zu ſpielen, hatte ſie beſtimmt, das Landgut Cardoville zu kaufen, übrigens eine gute Speculation; da kommt nun geſtern dieſer unglückliche Philippon, und erzählt mir, daß Frau von Sainte-Colombe auf dem Punkte ſtehe, einen ungeheuern, wohlverſtanden: moraliſchen Rückfall zu begehen; denn ihr Phyſiſches iſt jetzt in einem Zuſtande von in Verzweiflung ſetzenden Wohlbefinden. Dieſer Rückfall nun ſcheint durch eine Unterredung veranlaßt, welche dieſe Dame mit einem gewiſſen Jacques Dumoulin hatte, den Sie kennen, mein lieber Abbé, wie man mir ſagte, und der, man weiß nicht wie, bei ihr eingeführt iſt.“

„Dieſer Jacques Dumoulin, —“ verſetzte der Marquis mit Abſcheu, — „iſt einer von jenen Menſchen, die man benützt und verachtet . . . er iſt ein mit Galle, Neid und Haß erfüllter Schriftſteller . . . was ihm eine gewiſſe brutale und einſchneidende Beredſamkeit verleiht . . . Wir zahlen ihn ziemlich reichlich, um unſere Feinde anzugreifen, obgleich es oft ſchmerzlich iſt, die Grundſätze, zu welchen wir uns bekennen, von einer ſolchen Feder vertheidigt zu ſehen . . . Denn dieſer Elende lebt wie ein Zigeuner, verläßt die Kneipen nicht, und iſt faſt immer betrunken . . . Aber, man muß geſtehen, ſeine ſchmähende Begeiſterung iſt unerſchöpflich . . . und er iſt in den ſchwerſten theologiſchen Kenntniſſen bewandert, was ihn uns bisweilen ſehr nützlich macht . . .“

„Nun denn! . . . obgleich Frau von Sainte-Colombe ſechzig Jahre zählt . . . ſcheint es, daß dieſer Dumoulin eheliche Abſichten auf das bedeutende Vermögen dieſer Frau haben dürfte . . . Sie werden gut thun, glaub' ich, Rodin in Kenntniß zu ſetzen, daß er den finſtern Schlichen dieſes Schuftes mißtraue . . . Bitte tauſendmal um Verzeihung, daß ich Sie ſo lange mit ſolchen Erbärmlichkeiten unterhalten habe; . . . doch, das Kloſter Saint Marie betreffend, von dem ich mit Ihnen, Madame, zu ſprechen ſo eben die Ehre hatte, —“ fügte der Doctor bei, die Prinzeſſin fragend, — „iſt es ſchon lange, daß Sie dort geweſen ſind?“

Die Prinzeſſin wechſelte mit Herrn von Aigrigny einen lebhaften Blick, und antwortete:

„Vor acht Tagen ungefähr.“

„Dann werden Sie dort viel verändert finden: die Mauer, welche die Zwiſchenmauer meiner Heilanſtalt bildete, wurde abgebrochen; denn man will daſelbſt ein neues Gebäude und eine Capelle erbauen . . . die alte war zu klein. Uebrigens muß ich es zum Lobe des Fräuleins Adriane ſagen,“ ſetzte der Doctor mit einem ſonderbaren Halblächeln hinzu, — „daß ſie mir für dieſe Capelle die Copie einer heiligen Jungfrau von Raphael verſprochen hatte.“

„Wahrhaftig . . . dieß war ganz paſſend, —“ erwiederte die Prinzeſſin; — „aber es iſt bald Mittag, und Herr Tripeaud kommt nicht.“

„Er iſt Mitvormund des Fräuleins von Cardoville, deren Güter er verwaltet hat, als ehemaliger Geſchäftsführer des Grafen-Herzogs, —“ ſagte der Marquis, ſichtbar nachſinnend, — „und ſeine Anweſenheit iſt uns unumgänglich nöthig; es wäre ſehr zu wünſchen, daß er vor der Ankunft des Fräuleins von Cardoville einträfe, die jeden Augenblick eintreten kann.“

„Es iſt Schade, daß ſein Porträt nicht ſeine Stelle hier vertreten kann, —“ ſagte der Doctor, boshaft lächelnd, und eine kleine Broſchüre aus ſeiner Taſche ziehend.

„Was iſt dieß, Doctor? —“ fragte ihn die Prinzeſſin.

„Eine jener anonymen Flugſchriften, die von Zeit zu Zeit erſcheinen . . . Es hat den Titel: die Geißel, und das Porträt des Herrn Barons Tripeaud iſt darin mit ſolcher Treue gezeichnet, daß von keiner Satire mehr die Rede iſt . . Dieß fällt in die Wirklichkeit; doch, hören Sie vielmehr. Dieſe Skizze iſt betitelt: „„Vorbild des Luchſes.““

Herr Baron von Tripeaud. „Dieſer Mann, „welcher ſich eben ſo niederträchtig unterwürfig gegen „gewiſſe ſocial höher Stehende benimmt, als unverſchämt „und grob gegen jene, die von ihm abhangen; dieſer „Mann iſt die lebendige und fürchterliche Einfleiſchung „des ſchlechten Theiles der bürgerlichen und induſtriellen „Ariſtokratie, des Geldmenſchen, des cyniſchen Speculanten, ohne Herz, ohne Treue, ohne Seele, der den „Tod ſeiner Mutter zu einem Spiele auf Steigen und „Fallen benützen würde, wenn der Tod ſeiner Mutter „auf den Stand der Rente Einfluß hätte.“

„Dieſe Leute da haben alle verhaßten Laſter der „neuen Freigelaſſenen, nicht jener, welche eine ehrliche, „ausdauernde und würdige Arbeit bereichert hat; ſondern jener, welche von einer blinden Laune des Zufalls, oder von einem glücklichen Garnzuge in den „Kothwäſſern der Agiotage *) plötzlich begünſtiget wurden.“

„Sind dieſe Leute einmal emporgekommen, ſo haſſen „ſie das Volk, weil das Volk ſie an ihre Abkunft erinnert, über die ſie erröthen; unbarmherzig gegen das

---

*) Bezeichnet den unerlaubten Handel mit Handelspapieren, Wechſeln, Actien, u. ſ. w.

D. Ueb.

„ſchauderhafte Elend der Maſſen, bürden ſie es der
„Faulheit, der Liederlichkeit auf, weil dieſe Verleumdung
„ihrer barbariſchen Selbſtſucht am bequemſten iſt.

„Und dieß iſt nicht alles.

„Von der Höhe ſeiner Geldkiſte, und von der Höhe
„ſeines doppelten Rechtes als Wähler und Wählbarer,
„verhöhnt der Herr Baron Tripeaud, wie ſo viele Andere,
„die Armuth und die politiſche Unfähigkeit:

„Des vom Glücke erhobenen Officiers, der, nach
„vierzig Kriegs- und Dienſtesjahren, kaum von einem
„ungenügenden Gnadengehalte leben kann;

„des Beamten, der ſein Leben in Erfüllung trauriger
„und ſtrenger Pflichten zugebracht, und am Ende
„ſeiner Tage keine beſſere Vergeltung gefunden hat;

„des Gelehrten, der ſein Land durch nützliche Werke
„berühmt gemacht, oder des Profeſſors, welcher ganze
„Generationen in alle Kenntniſſe eingeweiht hat;

„des beſcheidenen und tugendhaften Landgeiſtlichen,
„des reinſten Repräſentanten des Evangeliums in deſſen
„chriſtlich-liebendem, brüderlichen und demokratiſchen
„Sinne, ꝛc. ꝛc.

„Warum ſollte unter dieſen Umſtänden der Herr
„Baron der Induſtrie nicht die unverſchämteſte Verachtung
„gegen die blödſinnige Menge rechtſchaffener Leute
„hegen, welche, nachdem ſie dem Vaterlande ihre Jugend,
„ihr reifes Alter, ihr Blut, ihre Intelligenz, ihr
„Wiſſen geopfert haben, ſich die Rechte verweigern ſehen,
„die er genießt, er, weil er in einem geſetzlich verbo-

„tenen Spiele oder in einer unredlichen Induſtrie eine „Million gewonnen hat?

„Es iſt wahr, daß die Optimiſten *) zu dieſen „Parias **) der Civiliſation ſagen, deren würdige und „ſtolze Armuth man nicht genug hochachten und ehren „könnte:

„„Kauft Grundeigenthum, Ihr werdet Wählbare und Wähler ſeyn!““

„Gehen wir nun zur Lebensgeſchichte des Herrn „Barons über:

„André Tripeaud, Sohn eines Wirthshausſtall„Knechtes . . .“

In dieſem Augenblicke öffneten ſich die beiden Flügel der Thüre, und der Kammerdiener meldete:

„Der Herr Baron Tripeaud!“

Der Doctor Baleinier ſteckte ſeine Broſchüre wieder in die Taſche, grüßte den Finanzmann auf's herzlichſte, und ſtand ſogar auf, um ihm die Hand zu drücken.

---

*) Vertheidiger der Lehre: Es ſey in der Welt alles ſo gut, daß es nicht beſſer ſeyn könne.
D. Ueb.

**) Die zur niedrigſten Arbeit verdammte Klaſſe bei den Hindus in Aſien, von den andern Kaſten verabſcheut, ohne alle Hoffnung auf Veränderung ihres Looſes auf Erden. Unter die Parias geſtoßen zu werden, iſt eine Strafe, die für einen Hindu ſchlimmer iſt, als der Tod.
D. Ueb.

Der Herr Baron trat ein, von der Thüre an ſich in Verbeugungen erſchöpfend.

„Ich habe die Ehre, mich zur Verfügung der Frau Prinzeſſin zu ſtellen . . . ſie weiß, daß ſie immer auf mich zählen kann.“

„In der That, ich zähle darauf, Herr Tripeaud, und beſonders in dieſem Falle.“

„Wenn die Abſichten der Frau Prinzeſſin hinſichtlich des Fräuleins von Cardoville immer die nämlichen ſind . . .“

„Immer, mein Herr, und deßwegen kommen wir heute zuſammen.“

„Die Frau Prinzeſſin kann meiner Mitwirkung verſichert ſeyn, wie ich es ihr bereits verſprochen habe . . . Ich glaube auch, daß endlich die größte Strenge angewendet werden muß . . . und daß ſelbſt, ſollte es nöthig ſeyn . . .“

„Das iſt auch unſere Meinung,“ — beeilte ſich der Marquis zu ſagen, der Prinzeſſin zuwinkend, indem er mit einem Blicke auf die Stelle wies, wo der Mann mit den Brillen verborgen war; — „wir ſind Alle vollkommen einverſtanden,“ — fuhr er fort; — „nur verſtändigen wir uns noch darüber, im Intereſſe dieſer jungen Perſon keinen Punkt zweifelhaft zu laſſen; denn nur ihr Intereſſe leitet uns; locken wir ihre Offenherzigkeit durch alle möglichen Mittel . . .“

„Das Fräulein iſt ſo eben aus dem Gartenpavillon gekommen; ſie fragt, ob ſie Madame nicht ſprechen könne," — meldete der Kammerdiener, wiederholt erſcheinend, nachdem er angeklopft hatte.

„Sagen Sie dem Fräulein, daß ich ſie erwarte," — erwiederte die Prinzeſſin; — „und nun bin ich für Niemand zu Hauſe . . . ohne Ausnahme . . . hören Sie es . . . durchaus für Niemand."

Dann, den Vorhang lüftend, hinter welchem der Mann verſteckt war, machte ihm Frau von Saint-Dizier ein letztes Zeichen der Verſtändigung.

Und die Prinzeſſin kehrte in den Salon zurück.

Sonderbar; während der kurzen Zeit, die dem Erſcheinen Adriennens vorausging, ſchienen die verſchiedenen Rollenträger dieſes Schauplatzes unruhig, verlegen, wie wenn ſie unbeſtimmt ihre Anweſenheit gefürchtet hätten.

Nach einer Minute trat Fräulein von Cardoville bei ihrer Tante ein.

Viertes Kapitel.

Das Scharmützel.

Eintretend warf das Fräulein von Cardoville ihren Hut von grauem Caſtor, den ſie zu dem Gange durch den Garten aufgeſetzt hatte, auf einen Lehnſtuhl; man ſah dann ihr ſchönes Goldhaar, das jede Seite ihres

Antlitzes in langen und leichten Locken umquoll, und hinten an ihrem Kopfe eine dicke Flechte bildete.

Adriane erſchien ohne Keckheit, aber mit einer vollkommenen Ungezwungenheit; ihre Phyſiognomie war heiter, lächelnd; ihre großen ſchwarzen Augen ſchienen noch lebhafter als gewöhnlich. Als ſie den Abbé von Aigrigny gewahrte, machte ſie eine Bewegung der Ueberraſchung, und ein etwas ſpöttiſches Lächeln zuckte über ihre roſigen Lippen; nachdem ſie den Doctor anmuthig mit dem Kopfe zugenickt hatte, und am Baron Tripeaud vorübergegangen war, ohne ihn anzuſehen, grüßte ſie die Prinzeſſin mit einer halben Verneigung vom beſten und vornehmſten Anſtande.

Obgleich Gang und Haltung des Fräuleins von Cardoville das Gepräge höchſter Würde, vollkommener Schicklichkeit, und vorzüglich einer ächt weiblichen Grazie trugen, bemerkte man darin doch ein gewiſſes Etwas von Entſchloſſenheit, Unabhängigkeit und Stolz, ſehr ſelten bei Frauen, vorzüglich bei jungen Mädchen von ihrem Alter; kurz ihre Bewegungen, ohne ungeſtüm zu ſein, zeigten nichts Gezwungenes, Steifes oder Gemachtes; ſie waren, ſo zu ſagen, frei und ungezwungen, wie ihr Character; man ſah darin das Leben kreiſen, den Saft, die Jugend, und erkannte, daß dieſes völlig mittheilſame, edle und entſchloſſene Gemüth bisher dem Drucke einer affektirten ſtrengen Sittenlehre ſich nicht hatte unterwerfen können.

Sonderbar genug, fühlte der Marquis von Aigrigny, obwohl ein Weltmann, ein Mann von großem Geiſte, einer der berühmteſten Geiſtlichen wegen ſeiner Beredſamkeit, und vorzüglich ein Mann des Gebietens und der Gewalt, ein unwillkürliches Mißbehagen, eine unbegreifliche, ſchier peinliche Beengung . . . in Gegenwart Adrianens von Cardoville; er, immer ſo gut Herr ſeiner ſelbſt; er, gewöhnt einen allmächtigen Einfluß auszuüben; er, welcher oft, im Namen ſeines Ordens, mit gekrönten Häuptern auf dem Fuße der Gleichheit unterhandelt hatte, fühlte ſich verlegen, von ſeiner Höhe herabgeſtiegen, jener jungen Dame gegenüber, die eben ſo berühmt wegen ihrer Freimüthigkeit, als wegen ihres Geiſtes und ihrer beißenden Ironie war . . . weil nun überhaupt die Menſchen, welche ſehr gewöhnt ſind, Andern Ehrfurcht einzuflößen, gar leicht die Perſonen haſſen, die, weit entfernt, ihrem Einfluße ſich zu unterwerfen, ſie in Verlegenheit ſetzen und ſchrauben, ſo war der Marquis der Nichte der Prinzeſſin von Saint-Dizier eben nicht mit Wohlwollen zugethan.

Seit langer Zeit und gegen ſeine Gewohnheit, verſuchte er an Adrianen nicht mehr jene Verführung, jene Verblendung des Wortes, denen er gewöhnlich einen faſt unwiderſtehlichen Zauber verdankte; er benahm ſich gegen ſie trocken, ſchneidend, ernſt, und flüchtete ſich in eine glänzende Sphäre ſtolzer Würde und rauher Strenge, welche die liebenswürdigen Eigenſchaften völlig lähmten, die ihm eigen waren, und aus denen er in der Regel einen ſo ausgezeichneten und ſo fruchtbaren Vortheil zog . . . Mit allem dem trieb Adriane viel Spaß, aber ſehr unvorſichtig; denn die alltäglichſten Veranlaſſungen erzeugen oft unverſöhnlichen Haß

Nach Vorausſendung dieſer früheren Vorgänge, wird man die mannigfaltigen Gefühle und Intereſſen begreifen, welche die verſchiedenen Rollenträger dieſes Schauplatzes beſeelten.

Frau von Saint-Dizier ſaß in einem großen Armſtuhle in der Ecke des Kamines.

Der Marquis ſtand vor dem Feuer.

Der Doctor Baleinier, an einem Schreibtiſche ſitzend, hatte wieder in der Biographie des Barons Tripeaud zu blättern begonnen.

Und der Baron ſchien ſehr aufmerkſam ein an der Wand hangendes Heiligen-Gemälde zu betrachten.

„Sie haben nach mir verlangt, meine Tante, um wegen wichtiger Angelegenheiten zu ſprechen?“ ſagte Adriane, das Schweigen der Verlegenheit brechend, welches ſeit ihrem Eintritte im Salon herrſchte.

„Ja, Fräulein, —“ antwortete die Prinzeſſin mit kalter und ſtrenger Miene, „es handelt ſich von einer der wichtigſten Unterredungen.“

„Ich erwarte Ihre Befehle, meine Tante . . . Wollen Sie, daß wir in Ihre Bibliothek gehen?“

„Das iſt unnöthig . . . wir werden hier ſprechen;“ dann, zum Marquis, zum Doctor und zum Barone gewendet, ſagte ſie zu ihnen: — „Meine Herren, wollen Sie ſich ſetzen.“

Dieſe nahmen Plaz um den Tiſch des Cabinets der Prinzeſſin.

„Und in welcher Beziehung kann die Unterredung, welche wir haben ſollen, dieſe Herren angehen, meine Tante? —“ fragte Fräulein von Cardoville betroffen.

„Dieſe Herren ſind alte Freunde unſerer Familie; alles, was Sie intereſſiren kann, berührt auch ſie, und ihre Rathſchläge müſſen von Ihnen mit Ehrerbietung gehört und angenommen werden . . .“

„Ich zweifle nicht, meine Tante, an der ganz beſondern Freundſchaft des Herrn von Aigrigny für unſere Familie; . . . ich zweifle noch weniger an der innigen und uneigennützigen Ergebenheit des Herrn Tripeaud; Herr Baleinier iſt einer von meinen alten Freunden; bevor ich aber dieſe Herren als Zuſchauer gelten laſſen kann . . . oder, wenn Sie lieber wollen, meine Tante, als Vertraute unſerer Unterredung, wünſchte ich zu wiſſen, worüber wir vor ihnen ſprechen ſollen.“

„Ich glaubte, Fräulein, daß Sie unter Ihren beſondern Anſprüchen wenigſtens auch . . . jene auf Freimüthigkeit und Muth hätten.“

„Mein Gott, meine Tante, —“ erwiederte Adriane mit ſpöttiſcher Demuth, — „ich habe keine größeren Anſprüche auf Freimüthigkeit und Muth, als Sie haben auf Güte und Aufrichtigkeit; verſtändigen wir uns alſo, ein für allemal, daß wir das ſind, was wir ſind . . . ohne Anſpruch . . .“

„Es ſei, —“ ſagte Frau von Saint-Dizier mit trockenem Tone, — „ſchon lange bin ich an die Launen Ihres unabhängigen Geiſtes gewöhnt; ich glaube daher, daß Sie, muthig und freimüthig, wie Sie zu ſein behaupten, ſich nicht fürchten ſollen, vor dieſen angeſehenen und achtbaren Herren zu ſagen, was Sie mir allein ſagen würden . . .“

„Man will mich alſo einem förmlichen Verhöre unterwerfen, und worüber?“

„Dieß iſt kein Verhör; aber da ich das Recht habe, über Sie zu wachen, und Sie meine thörichte Nachgiebigkeit gegen Ihre Launen immer mehr mißbrauch[illegible] will ich dem ein Ende machen, was nur zu lange ſchon gedauert hat; ich will vor den Freunden unſerer Familie Ihnen meinen unwiderruflichen Entſchluß in Bezug auf die Zukunft eröffnen . . . Und vor Allem haben Sie ſich bis jetzt eine ſehr falſche und ſehr unvollſtändige Vorſtellung von meiner Gewalt über Sie gemacht.“

„Ich verſichere Sie, meine Tante, daß ich mir hierüber keine wahre oder falſche Vorſtellung gemacht habe; denn ich habe niemals daran gedacht.“

„Das iſt mein Fehler; ich hätte, anſtatt Ihren Einfällen nachzugeben, Sie meine Auktorität ſtrenger fühlen laſſen ſollen; aber der Augenblick iſt gekommen Sie zu unterwerfen, der ernſte Tadel meiner Freunde hat mich rechtzeitig aufgeklärt . . . Ihr Character iſt halsſtarrig, unabhängig, entſchloſſen; er muß anders werden, hören Sie, und er wird anders werden, gutwillig oder mit Gewalt; dieß ſag ich Ihnen."

Bei dieſen vor den Fremden bitter ausgeſprochenen Worten, deren Härte nichts zu rechtfertigen ſchien, richtete Adriane ihr Haupt ſtolz empor; aber, ſich faſſend, entgegnete ſie lächelnd:

„Sie ſagen, meine Tante, ich werde anders werden; dieß würde mich nicht befremden . . . Man hat Bekehrungen geſehen . . . ſo wunderliche . . ."

Die Prinzeſſin biß ſich in die Lippen.

„Eine aufrichtige Bekehrung . . . iſt niemals wunderlich, wie Sie ſie nennen, Fräulein, —" ſagte der Abbé von Aigrigny kalt; — „ſondern im Gegentheile ſehr verdienſtlich und ein vortreffliches Beiſpiel."

„Vortrefflich? —" entgegnete Adriane; — „je nachdem; . . . denn zuletzt, wenn man ſeine Fehler . . . verkehrt in . . . Laſter . . ."

„Was wollen Sie damit ſagen, Fräulein? —" rief die Prinzeſſin aus.

„Ich ſpreche von mir, meine Tante; Sie machen es mir zum Vorwurfe, unabhängig und entſchloſſen zu ſein . . . Wann ich zufällig . . . heuchleriſch oder ſchlecht werden würde, ſehen Sie . . . ja . . . ich ziehe es vor, meine lieben kleinen Fehler zu behalten, die ich wie verhätſchelte Kinder liebe . . . ich weiß, was ich habe . . . ich weiß nicht, was ich bekäme."

„Dennoch, Fräulein Adriane, —" ſagte der Herr Baron Tripeaud mit dünkleriſcher und ſpruchreicher

Miene, — „können Sie nicht läugnen, daß eine Converſion . . . *)“

„Ich halte Herrn Tripeaud für äuſſerſt bewandert in der Converſion von jeder Art von Dingen, in jeder Art von Gewinn, und durch jede Art von Mitteln, —“ unterbrach ihn Adriane mit einem trockenen und geringſchätzigen Tone; — „aber dieſer Frage ſollte er fremd bleiben.“

„Aber, Fräulein, —“ fuhr der Finanzmann fort, aus einem Blicke der Prinzeſſin Muth ſchöpfend, — „Sie vergeſſen, daß ich die Ehre habe, Ihr Mitvormund zu ſein . . . und daß . . .“

„Wirklich hat Herr Triveaud dieſe Ehre, und ich habe nie recht gewußt, warum —“ erwiederte Adriane mit verdoppeltem Hochmuthe, ohne den Baron auch nur anzuſehen; — „aber es handelt ſich nicht davon, Räthſel zu löſen; ich wünſche alſo, meine Tante, den Grund und Zweck dieſer Verſammlung zu erfahren.“

„Sie ſollen befriediget werden, Fräulein; ich will mich auf eine ſehr klare, ſehr deutliche Weiſe erklären; Sie ſollen die Vorſchrift des Betragens, welches Sie von nun an zu beobachten haben, kennen lernen, und wenn Sie ſich weigern, ſich derſelben mit dem Gehorſame und der Ehrerbietung, die Sie meinen Befehlen ſchuldig ſind, zu unterwerfen, werde ich ſehen, was mir weiter zu thun bleibt . . .“

---

*) Bekehrung. Das Wort „Converſion“ blieb ſtehen, um das Wortſpiel in der Antwort nicht zu zerſtören.

D. Ueb.

Es iſt unmöglich, den gebieteriſchen Ton, die harte Miene der Prinzeſſin zu ſchildern, womit ſie dieſe Worte ſprach, die ein junges Mädchen empören mußten, welches bisher, bis auf einen gewiſſen Punkt, nach ſeiner Weiſe zu leben gewöhnt war; dennoch, vielleicht wider Erwarten der Frau von Saint-Dizier, anſtatt mit Heftigkeit zu antworten, ſchaute Adriane ſie ſtarr an, und ſagte lachend:

„Das iſt ja eine förmliche Kriegserklärung; das wird ſehr ergötzlich . . .“

„Es handelt ſich von keiner Kriegserklärung, —“ verſetzte der Abbé von Aigrigny hart, von den Ausdrücken des Fräuleins von Cardoville verletzt.

„Ah! Herr Abbé, —“ entgegnete dieſe, — „als ein ehemaliger Oberſt nehmen Sie einen Scherz ſehr ſtrenge . . . Sie, der dem Kriege ſo viel verdankt; . . . der Sie, Dank demſelben, ein franzöſiſches Regiment commandirten, nachdem Sie ſich lange genug gegen Frankreich geſchlagen hatten . . . um ganz gewiß die Stärke und Schwäche ſeiner Feinde zu kennen.“

Bei dieſen Worten, die dem Marquis peinliche Erinnerungen erweckten, erröthete er; er wollte antworten, als die Prinzeſſin ausrief:

„Wahrhaftig, Fräulein, das iſt eine unerträgliche Unſchicklichkeit.“

„Mag ſein, meine Tante, ich geſtehe mein Unrecht, ich ſollte nicht ſagen, daß dieß ergötzlich ſei: denn in Wahrheit, es iſt's ganz und gar nicht . . . aber es iſt wenigſtens ſehr ſonderbar . . . und vielleicht ſogar, —“ fügte das junge Mädchen nach einer Pauſe des Schweigens bei, — „vielleicht ſogar ziemlich kühn . . . und die Kühnheit gefällt mir . . . Weil wir nun auf dieſen Gegenſtand gerathen ſind, weil es ſich von einer Vorſchrift des Betragens handelt, der ich gehorchen ſoll bei Strafe . . . von . . —“ dann ſich unterbrechend, und gegen ihre Tante gewendet: — „bei welcher Strafe? meine Tante . . .“

„Sie werden es erfahren . . . Jahren Sie fort! . . .“

„— So will denn auch ich, vor dieſen Herren, Ihnen auf eine ſehr klare und ſehr deutliche Weiſe den Entſchluß erklären, den ich gefaßt habe; da er einiger Zeit bedurfte, um ausführbar zu werden, hab' ich mit Ihnen nicht früher davon geſprochen; denn Sie wiſſen es . . . ich habe nicht die Gewohnheit, zu ſagen: ich werde dieß thun . . . ſondern ich thue es, oder ich habe es gethan.“

„Gewiß, und dieſe Gewohnheit ſtrafbarer Unabhängigkeit iſt es, die man brechen muß.“

„Ich rechnete alſo darauf, Sie von meinem Entſchluſſe erſt ſpäter in Kenntniß zu ſetzen; aber ich kann dem Vergnügen nicht widerſtehen, Ihnen denſelben heute mitzutheilen, ſo ſehr geneigt ſcheinen Sie mir, ihn anzuhören und entgegen zu nehmen . . . Doch . . ich bitte Sie darum, meine Tante, ſprechen Sie zuerſt . . .

Allem Anſcheine nach kann es ſich fügen, daß wir in unſern Anſichten völlig übereinſtimmen."

„So ſind Sie mir lieber —" ſagte die Prinzeſſin — „ich finde wenigſtens an Ihnen den Muth Ihres Stolzes wieder, und Ihre Verachtung aller Auktorität; Sie ſprechen von Kühnheit . . . die Ihrige iſt groß."

„Ich bin wenigſtens ſehr entſchloſſen, das zu thun, was Andere unglücklicherweiſe aus Schwäche nicht wagen würden . . . ich werde es wagen . . . Dieß iſt klar und deutlich, denk' ich."

„Sehr klar . . . und ſehr deutlich, —" ſagte die Prinzeſſin, einen Wink des Einverſtändniſſes und der Befriedigung mit den andern Rollenträgern dieſes Schauplatzes wechſelnd. — „Auf ſolche Art geordnete Stellungen, vereinfachen die Sache ſehr . . . Nur muß ich Ihnen in Ihrem Intereſſe bemerken, daß dieß ſehr wichtig iſt, wichtiger, als Sie denken, und daß Ihnen nur ein Mittel bliebe, mich zur Nachſicht zu ſtimmen, nämlich: ſtatt der Arroganz und zur Gewohnheit gewordenen Ironie Ihrer Sprache, die einem jungen Mädchen geziemende Beſcheidenheit und Ehrerbietung zu beobachten."

Adriane lächelte, aber antwortete nicht.

Einige Secunden des Schweigens, und einige zwiſchen der Prinzeſſin und ihren drei Freunden wiederholt gewechſelte Blicke, verkündeten, daß dieſen mehr oder minder glänzenden Scharmützeln, ein ernſthaftes Gefecht folgen würde.

Fräulein von Cardoville beſaß zu viel Tiefblick, zu viel Scharfſicht, um nicht zu bemerken, daß die Prinzeſſin von Saint-Dizier eine große Wichtigkeit an dieſe entſcheidende Unterredung knüpfte; aber das junge Mädchen begriff nicht, wie ihre Tante hoffen konnte, ihren unbedingten Willen ihr anzubefehlen; die Drohungen, zu Zwangsmittel zu ſchreiten, ſchienen ihr mit Recht eine lächerliche Drohung.

Dennoch, eingedenk des rachſüchtigen Characters ihrer Tante, der finſtern Macht, über die ſie verfügte, der ſchrecklichen Rache, die ſie bisweilen genommen; erwägend endlich, daß Männer von der Stellung des Marquis und des Arztes, zu dieſer Unterredung nicht ohne wichtige Gründe gekommen wären, bedachte ſich das junge Mädchen einen Augenblick, bevor es den Kampf begann.

Aber bald, eben deßwegen, weil ſie, es iſt wahr, irgend eine Gefahr ahnete, weit entfernt, ſchwach zu werden, faßte ſie den Muth, ihr zu trotzen, und, wo möglich, die Unabhängigkeit ihrer Ideen noch höher zu treiben, und ihren Entſchluß, welchen ſie der Prinzeſſin von Saint-Dizier erklären wollte, in allem und für alles aufrecht zu erhalten.

Fünftes Kapitel.

Die Empörung.

„Fräulein . . . —“ ſagte die Prinzeſſin zu Adriane von Cardoville mit einem kalten und ſtrengen Tone, — „ich bin es mir ſelbſt, ich bin es dieſen Herren ſchuldig, mit wenigen Worten die Ereigniſſe wieder in's Gedächtniß zu rufen, welche ſeit einiger Zeit vorgefallen ſind.

„Vor ſechs Monaten, zu Ende der Trauer um Ihren Vater, . . . Sie zählten damals achtzehn Jahre . . . haben Sie den Genuß Ihres Vermögens und die Freilaſſung von vormundſchaftlicher Gewalt von mir erbeten . . . ich hatte die unglückliche Schwachheit, darein zu willigen . . . Sie wollten das große Hôtel verlaſſen, und den Gartenpavillon bewohnen, ferne von aller Ueberwachung . . .

„Nun begann eine Reihe von Verſchwendungen, die ſich einander überboten. Anſtatt ſich mit einer oder zwei Zofen aus jener Klaſſe zu begnügen, aus der man ſie gewöhnlich nimmt, wählten Sie Geſellſchafterinnen, die Sie auf eine eben ſo wunderliche als koſtſpielige Weiſe kleideten; Sie ſelbſt zogen in der Einſamkeit Ihres Pavillons, es iſt wahr, abwechſelnd Kleider aus früheren Jahrhunderten an . . .

„Ihre thörichten Phantaſien, Ihre unvernünftigen Einfälle waren ohne Gränzen, zügellos; nicht nur erfüllten Sie niemals Ihre religiöſen Pflichten, ſondern Sie hatten ſogar die Keckheit, einen Ihrer Salons durch Errichtung eines ich weiß nicht welcher Art heidniſchen Altares zu mißbrauchen, worauf man eine Marmorgruppe ſieht, einen jungen Mann und ein junges Mädchen darſtellend . . ." (die Prinzeſſin ſprach dieſe Worte aus, als hätten ſie ihr die Lippen verbrannt) „ein Kunſtgegenſtand, mag ſeyn, aber ein Kunſtgegenſtand, der für eine Perſon von Ihrem Alter nicht unanſtändiger ſeyn kann.

„Sie brachten ganze Tage völlig eingeſchloſſen zu Hauſe zu, ohne Jemand empfangen zu wollen, und der Herr Doctor Baleinier, der einzige von meinen Freunden, dem Sie einiges Vertrauen bewahrt haben, dem es durch inſtändiges Bitten gelungen war, den Eintritt bei Ihnen durchzuſetzen, fand Sie öfter in einem Zuſtande ſo großer Ueberſpannung, daß er hiewegen ſchwere Beſorgniſſe für Ihre Geſundheit hegte . . . Sie wollten immer allein ausgehen, ohne von Ihren Handlungen Jemanden Rechenſchaft zu geben; es gefiel Ihnen endlich unaufhörlich, Ihren Willen über meine Autorität zu ſtellen . . . iſt dieß alles wahr? . . ."

„Dieſes Porträt des Vergangenen . . . iſt wenig geſchmeichelt —" erwiederte Adrian, lächelnd, — „aber im Grunde iſt es doch nicht völlig unkennbar."

„Alſo, Fräulein —" ſagte der Abbé von Aigrigny, ſeine Worte zählend und langſam betonend, — „Sie geben ausdrücklich zu, daß alle jene Thatſachen, welche

Ihre Frau Tante ſo eben erwähnt hat, von gewiſſenhafter Wahrheit ſind?“

Und alle Blicke hingen an Adrianen, wie wenn ihre Antwort von höchſter Wichtigkeit ſeyn ſollte.

„Ohne Zweifel, mein Herr, und ich habe die Gewohnheit, offen genug zu leben, um dieſe Frage überflüſſig zu machen.“

„Dieſe Thatſachen ſind alſo zugeſtanden, —“ ſagte der Abbé von Aigrigny, ſich zum Doctor und zum Barone wendend.

„Dieſe Thatſachen haben wir nun vollſtändig feſtgeſtellt, —“ äußerte Herr Tripeaud mit dünkelhaftem Tone.

„Aber werde ich erfahren, meine Tante —“ fragte Adriane — „wozu dieſe lange Vorrede nützt?“

„Dieſe lange Vorrede, Fräulein, —“ antwortete die Prinzeſſin mit Würde — „dient dazu, die Vergangenheit ausführlich zu erzählen, um danach die Zukunft zu begründen.“

„Dieß iſt, meine liebe Tante, ein wenig im Geſchmacke der geheimnißvollen Ausſprüche der Cumäiſchen Sibylle ... Darunter muß etwas Fürchterliches ſtecken.“

„Vielleicht, Fräulein ... denn nichts iſt für gewiſſe Character fürchterlicher, als der Gehorſam, die Pflicht, und Ihr Character gehört in die Zahl der zur Empörung geneigten Geiſter ...“

„Ich geſteh' es offenherzig ... meine Tante, und ſo wird es bis zu dem Tage bleiben, wo ich werde den Gehorſam zärtlich lieben, und die Pflicht ehren können.“

„Ob Sie meine Befehle lieben und achten oder nicht, daran iſt nichts gelegen. Fräulein, —“ ſagte die Prinzeſſin mit kurzer und harter Stimme, — „Sie werden dennoch von heute an, von jetzt an beginnen, ſich meinem Willen unbedingt, blindlings zu unterwerfen, kurz, Sie werden nichts ohne meine Erlaubniß thun; es muß ſeyn; ich will's, es wird ſeyn . . .“

Adriane ſchaute Anfangs ihre Tante ſtarr an, hierauf brach ſie in ein lebhaftes und ſonores Gelächter aus, welches in dieſem weiträumigen Gemache lange wiederhallte . . .

Herr von Aigrigny und der Baron Tripeaud machten eine Bewegung des Unwillens.

Die Prinzeſſin blickte ihre Nichte mit grimmiger Miene an.

Der Doctor ſchlug die Augen zum Himmel auf, und faltete die Hände auf ſeinem Schmeerbauche, mit Herzenszerknirſchung ſeufzend.

„Fräulein . . . ſo lautes Lachen iſt wenig ſchicklich, —“ ſagte der Abbé von Aigrigny; — „die Worte Ihrer Frau Tante ſind gewichtig, ſehr gewichtig, und verdienen eine andere Aufnahme.“

„Mein Gott! mein Herr, —“ erwiederte Adriane, ihre Heiterkeit beſchwichtigend, — „an wem liegt der Fehler, daß ich ſo laut lache? Wie kann ich kaltblütig bleiben, wenn ich meine Tante von blinder Unterwerfung unter ihre Befehle zu mir ſprechen höre? . . . Iſt eine Schwalbe, gewöhnt unter freiem Himmel zu fliegen . . . ſich in freier Sonne zu erluſtigen . . . dazu geſchaffen, in einer Maulwurfshöhle zu leben? . . .“

Bei dieſer Antwort affectirte Herr von Aigrigny, die übrigen Mitglieder dieſer Art von Familienrath mit tiefem Erſtaunen anzublicken.

„Eine Schwalbe? Was will ſie damit ſagen? . . .“ fragte der Abbé den Baron mit einem Winke, den dieſer verſtand.

„Ich weiß es nicht . . . —“ antwortete Tripeaud, der nun auch den Doctor anblickte, — „ſie hat vom Maulwurfe geſprochen . . . das iſt unerhört . . . unbegreiflich . . .“

„Alſo, Fräulein, —“ ſagte die Prinzeſſin, welche das Erſtaunen der übrigen Perſonen zu theilen ſchien, — „iſt dieß die Antwort, welche Sie mir geben . . .“

„Ei freilich, —“ erwiederte Adriane, gleichfalls erſtaunt, daß man ſich ſtellte, als verſtehe man das Bild nicht, deſſen ſie ſich bedient hatte, wie es ihr bei ihrer dichteriſchen und bilderreichen Sprache ziemlich oft begegnete.

„Nun, Madame, nun, —“ ſagte der Doctor Baleinier, mit Gutmüthigkeit lächelnd, — „man muß nachſichtig ſeyn . . . mein liebes Fräulein Adriane hat von Natur aus einen ſo originellen, ſo überſpannten Geiſt!! . . . ſie iſt in der That das holdſeligſte Närrchen, das ich kenne . . . ich hab' es ihr hundertmal in meiner Eigenſchaft als alter Freund geſagt . . . der ſich alles erlaubt . . .“

„Ich begreife, daß Ihre Anhänglichkeit an das Fräulein Sie nachſichtig macht . . . Es iſt deßwegen nicht minder wahr, Herr Doctor, —“ erwiederte Herr von Aigrigny, indem er es dem Arzte zu verargen ſchien, die Partei des Fräuleins von Cardoville zu nehmen, — „daß dieß aberwitzige Antworten ſind, da es ſich von ſo ernſten Verhältniſſen handelt.“

„Das Unglück iſt, daß das Fräulein die Wichtigkeit dieſer Berathung nicht begreift, —“ ſagte die Prinzeſſin mit harter Miene. — „Sie wird ſie vielleicht jetzt begreifen, wenn ich ihr meine Befehle mittheilen werde . . .“

„Laſſen Sie dieſe Befehle hören, meine Tante . . .“

Und Adriane, die auf der andern Seite des Tiſches, ihrer Tante gegenüber, ſaß, legte ihr kleines roſiges Kinn in ihre hohle ſchöne Hand, mit einer lieblich anzuſchauenden Geberde ſpöttiſcher Anmuth.

„Von morgen an, —“ fuhr die Prinzeſſin fort. — „werden Sie den Pavillon verlaſſen, den Sie bewohnen . . . Ihre Zofen fortſchicken . . . und hier wieder zwei Zimmer bewohnen, wohin man nur durch mein Gemach gelangen kann . . . Sie werden nie allein ausgehen . . . mich in den Gottesdienſt begleiten . . . Ihre Freilaſſung von der vormundſchaftlichen Gewalt wird wegen wohl und gebührend erwieſener Verſchwendung aufhören . . . ich werde alle Ihre Ausgaben beſorgen . . . auch die Anſchaffung Ihrer Anzüge, damit

Sie beſcheiden gekleidet ſeyen, wie es ſich ſchickt . . . kurz bis zu Ihrer Volljährigkeit, welche übrigens auf unbeſtimmte Zeit vertagt wird, Dank der Vermittlung des Familienrathes . . . werden Sie durchaus kein Geld zu Ihrer Verfügung haben . . . Dieß iſt mein Wille . . .“

„Und gewiß kann man Ihrem Beſchluße nur Beifall zollen, Frau Prinzeſſin,“ — ſagte der Baron Tripeaud, — „man kann Sie nur ermuthigen, die größte Feſtigkeit zu zeigen; denn ſo große Unordnungen müſſen ein Ende nehmen . . .“

„Es iſt die höchſte Zeit, dergleichen Scandalen ein Ziel zu ſetzen,“ — fügte der Abbé bei.

„Das wunderliche Weſen, die Ueberſpanntheit des Charakters . . . können doch manche Dinge entſchuldigen,“ — wagte der Doctor mit ſchmeichleriſcher Miene zu ſagen.

„Allerdings, Herr Doctor,“ — entgegnete die Prinzeſſin dem Herrn Baleinier trocken, der ſeine Rolle vortrefflich ſpielte; — „allein dann behandelt man ſolche Charakter wie es ſich gebührt.“

Frau von Saint-Dizier hatte ſich auf eine feſte und deutliche Weiſe ausgedrückt; ſie ſchien von der Möglichkeit überzeugt, das auszuführen, womit ſie ihre Nichte bedrohte. Herr Tripeaud und Herr von Aigrigny hatten den Worten der Prinzeſſin ſo eben ihre volle Beiſtimmung gegeben; Adriane begann einzuſehen, daß es ſich von einer ſehr wichtigen Sache handelte: nun wich ihre Heiterkeit einer bittern Ironie, einem Ausdrucke empörter Unabhängigkeit.

Sie ſtand haſtig auf, und erröthete ein wenig; ihre roſigen Nüſtern ſchwollen; ihr Auge funkelte; ſie hob den Kopf empor, leicht ihr ſchönes, wogendes Goldhaar mit einer Bewegung voll des ihr eigenthümlichen Stolzes ſchüttelnd, und ſagte zu ihrer Tante, nach einer Pauſe des Schweigens, mit ſchneidendem Tone:

„Sie haben von der Vergangenheit geſprochen, Madame; ich werde auch einige Worte darüber ſprechen; Sie zwingen mich dazu . . . ja, ich bedauere es . . . Ich habe Ihre Wohnung verlaſſen, weil es mir unmöglich war, länger in dieſer Atmoſphäre finſterer Heuchelei und ſchwarzer Treuloſigkeiten zu leben . . ."

„Fräulein . . ." — ſagte Herr von Aigrigny — „ſolche Worte ſind eben ſo gewaltthätig als unvernünftig."

„Mein Herr, da Sie mich unterbrechen, zwei Worte," — erwiederte Adriane raſch, den Abbé feſt anblickend, — „welche Beiſpiele fand ich bei meiner Tante?"

„Vortreffliche Beiſpiele, Fräulein."

„Vortreffliche, mein Herr? Weil ich dort täglich ihre Bekehrung ſah, die Mitſchuldige der Ihrigen?"

„Fräulein . . . Sie vergeſſen ſich . . ." ſagte die Prinzeſſin, vor Zorn erbleichend.

„Madame . . . ich vergeſſe nicht . . . ich erinnere mich . . . wie Jedermann . . . das iſt Alles . . .

Ich hatte keine Verwandte, um bei ihr Zuflucht zu ſuchen . . . ich wollte allein leben . . . ich wollte meine Einkünfte genießen, weil ich ſie lieber ausgebe, als von Herrn Tripeaud vergeuden ſehe."

„Fräulein!" — rief der Baron aus, — „ich begreife nicht, wie Sie ſich erlauben können, zu . . ."

„Genug, mein Herr!" — verſetzte Adriane, ihm mit einer Geberde vernichtenden Hochmuthes Schweigen gebietend, — „ich ſpreche von Ihnen . . . aber ich ſpreche nicht mit Ihnen . . ."

Und Adriane fuhr fort:

„Ich wollte alſo mein Einkommen nach meinem Geſchmacke verwenden; ich habe den einſamen Aufenthalt verſchönert, den ich wählte. Häßlichen, ungezogenen Mägden hab' ich junge, hübſche, wohlgeartete, aber arme Mädchen vorgezogen; da ihre Erziehung mir nicht erlaubte, ſie einem demüthigenden Dienerſtande zu unterwerfen, hab' ich ihnen ihren Dienſt angenehm und ſüß gemacht; ſie dienen mir nicht, ſie leiſten mir Dienſte; ich bezahle ſie, aber ich bin ihnen dankbar . . . Spitzfindigkeiten übrigens, die Sie nicht begreifen werden, Madame, ich weiß es . . .

„Anſtatt ſie ſchlecht gekleidet zu ſehen, oder wenig anmuthig, hab' ich ihnen Kleider gegeben, die zu ihren lieblichen Geſichtern gut ſtehen, weil ich liebe, was jung und ſchön iſt; ob ich auf dieſe oder eine andere Art mich kleide, geht nur meinen Spiegel an. Ich gehe allein aus, weil es mir gefällt, dorthin zu gehen, wohin meine Phantaſie mich führt; ich gehe nicht in die Meſſe, es mag ſeyn; hätte ich noch meine Mutter, ſo würde ich ihr ſagen, worin meine Andacht beſteht, und ſie mich zärtlich umarmen . . .

„Ich habe der Jugend und Schönheit einen heidniſchen Altar errichtet, das iſt wahr, weil ich Gott in Allem anbete, was er Schönes, Gutes, Edles, Großes ſchafft, und mein Herz wiederholt vom Morgen bis zum Abend dieſes feurige und innige Gebet: Ich danke Dir, mein Gott, ich danke Dir! . . . Herr Baleinier, ſagen Sie, Madame, hat mich oft in meiner Einſamkeit von einer ſonderbaren Ueberſpannung hingeriſſen angetroffen . . . ja . . . dieß iſt wahr . . . dann, durch den Gedanken mich allem entziehend, was mir die Gegenwart ſo verhaßt, ſo peinlich, ſo häßlich macht, flüchtete ich mich in die Zukunft, ſah im Geiſte magiſche Horizonte . . . dann tauchten ſo glänzende Erſcheinungen auf, daß ich in eine, ich weiß nicht welche, erhabene und göttliche Entzückung entrückt wurde . . . und der Erde nicht mehr angehörte . . .“

Indem Adriane dieſe letzten Worte mit Begeiſterung ausſprach, ſchienen ſich ihre Züge zu verklären, ſo hellleuchtend wurden ſie. In dieſem Augenblicke gab es für ſie keine Umgebung mehr.

„Dann,“ — fuhr ſie mit ſteigender Exaltation fort, — „athmete ich eine reine, belebende und freie Luft . . . oh! frei . . . vorzüglich . . . frei . . . und ſo heilſam . . . ſo erhebend für den Geiſt . . .

Ja, anſtatt meine Schweſtern einer ſelbſtſüchtigen, demüthigenden, brutalen Herrſchaft peinlich unterworfen zu ſehen . . . welcher ſie die verführeriſchen Laſter der Sklaverei verdanken: den zierlichen Betrug, die bezaubernde Treuloſigkeit, die liebkoſende Falſchheit, die verachtende Ergebung, den feindſeligen Gehorſam . . . ſah ich dieſe Schweſtern würdig und aufrichtig, weil ſie frei waren; treu und ergeben, weil ſie wählen konnten; nicht gebieteriſch, nicht kriechend, weil ſie keinem Herrn zu gebieten oder zu ſchmeicheln hatten; geliebt und geachtet endlich, weil ſie eine redlich gereichte Hand aus einer treuloſen Hand zurückziehen konnten. Oh! meine Schweſtern . . . meine Schweſtern . . . ich fühle es . . . dieß ſind nicht bloß tröſtende Erſcheinungen, dieß ſind auch heilige Hoffnungen!"

Von dem Aufſchwunge ihrer Gedanken wider Willen hingeriſſen, ſchwieg Adriane einen Augenblick, um wieder Boden zu gewinnen, ſo zu ſagen, und bemerkte nicht, daß die Rollenträger dieſes Schauplatzes ſich mit freudeſtrahlender Miene anblickten

„Aber . . . was ſie da ſagt . . . iſt vortrefflich . . ." — flüſterte der Doctor der Prinzeſſin in's Ohr, neben welcher er ſaß, — „wenn ſie mit uns einverſtanden wäre, könnte ſie nicht anders ſprechen."

„Nur dadurch, daß man ſie durch übermäßige Härte außer ſich bringt, wird ſie auf dem Punkte ankommen, auf dem wir ſie haben müſſen." — ſetzte Herr von Aigrigny hinzu.

Aber es war, als ob Adrianens Aufregung ſich durch die Berührung der ſo eben geäußerten edelmüthigen Geſinnungen verloren hätte.

Sich lächelnd an Herrn Baleinier wendend, ſagte ſie zu ihm:

„Geſtehen Sie, Doctor, daß es nichts Lächerlicheres giebt, als ſich dem berauſchenden Entzücken gewiſſer Gedanken in Gegenwart von Perſonen hinzugeben, die unfähig ſind, ſie zu begreifen. Da haben Sie eine ſchöne Gelegenheit, ſich über die geiſtige Ueberſpanntheit luſtig zu machen, die Sie mir bisweilen vorwerfen . . . muß mich da in einem ſo wichtigen Augenblicke von ihnen hinreißen laſſen! . . . denn entſchieden ſcheint er wichtig zu ſeyn.

„Aber was wollen Sie, mein guter Herr Baleinier, wenn eine Idee in meinem Geiſte rege wird, iſt es mir eben ſo unmöglich, nicht ihrer Phantaſie zu folgen, als es mir unmöglich war, nicht den Schmetterlingen nachzulaufen, da ich noch ein kleines Mädchen geweſen . . ."

„Und Gott weiß, wohin Sie die glänzenden Schmetterlinge von allen Farben führen, die Ihnen durch den Geiſt gaukeln . . . Ah! das närriſche Köpfchen . . . das närriſche Köpfchen." — ſagte Herr Baleinier lächelnd mit nachſichtiger und väterlicher Miene . . . — „Wann wird es denn eben ſo vernünftig werden, als es holdſelig iſt?"

„Alſogleich, mein guter Doctor . . .“ — verſetzte Adriane — „ich will meine Träumereien für Wirklichkeiten hingeben, und eine vollkommene poſitive Sprache führen, wie Sie ſehen werden.“

Dann zu ihrer Tante gewendet, fügte ſie bei:

„Sie haben mir Ihren Willen eröffnet, Madame, hören Sie den meinigen:

„Vor acht Tagen werde ich den Pavillon verlaſſen, den ich bewohne, um ein Haus zu beziehen, das ich nach meinem Geſchmacke einrichten ließ, und worin ich nach meinem Belieben leben werde . . . Ich habe weder Vater noch Mutter, und bin von meinen Handlungen nur mir Rechenſchaft ſchuldig.“

„Wahrhaftig, Fräulein,“ — ſagte die Prinzeſſin, die Achſeln zuckend, — „Sie reden unvernünftig . . . Sie vergeſſen, daß der Staat unverjährbare Rechte der Moralität hat, und daß wir beauftragt ſind, denſelben Geltung zu verſchaffen; nun, an uns wird es nicht fehlen, . . . zählen Sie darauf.“

„Alſo, Madame . . . Sie, Herr von Aigrigny und Herr Tripeaud ſind es, welche die Moralität des Staates repräſentiren . . . Dieß dünkt mir ſehr ſinnreich . . . Etwa weil Herr Tripeaud, ich muß es bekennen, mein Vermögen als das ſeinige betrachtet hat? . . . Etwa weil . . .“

„Aber, Fräulein . . .“ — rief Tripeaud aus . . .

„Jetzt gleich, Madame,“ — ſagte Adriane zu ihrer Tante, ohne dem Barone zu antworten, — „weil die

Gelegenheit ſich darbietet, will ich Sie um Aufſchlüſſe über gewiſſe Intereſſen erſuchen, die man mir, glaub' ich, verborgen hat . . . bis jetzt . . ."

Bei dieſen Worten Adrianens fuhren Herr von Aigrigny und die Prinzeſſin zuſammen. Beide wechſelten ſchnell einen Blick der Unruhe und Angſt.

Adriane bemerkte nichts davon, und fuhr fort:

„Doch um Ihren Forderungen einmal ein Ende zu machen, Madame, hören Sie mein letztes Wort: Ich will leben, wie es mir gut dünken wird . . . Ich denke nicht, daß man, wär' ich ein Mann, mir, in meinem Alter, dieſe Art drückender und demüthigender Vormundſchaft aufbürden würde, die Sie mir aufbürden wollen, weil ich gelebt habe, wie ich bisher lebte, das heißt: anſtändig, frei und freigebig, vor Aller Augen."

„Dieſe Idee iſt abgeſchmackt, iſt unſinnig!" — rief die Prinzeſſin aus, — „es hieße das Sittenverderbniß, das Vergeſſen alles Schamgefühles bis auf die höchſte Spitze treiben, ſo leben zu wollen!"

„Welche Meinung, Madame . . ." — entgegnete Adriane, — „haben Sie dann von ſo vielen armen Mädchen aus dem Volke, Waiſen, wie ich, die allein und frei leben, wie ich leben will? Sie haben keine ſorgfältige Erziehung erhalten, wie ich, welche den Geiſt erhebt, und das Herz veredelt. Sie beſitzen keinen Reichthum, wie ich, der gegen alle böſen Verſuchungen des Elendes ſchützt . . . und doch leben ſie ehrbar und ſtolz in ihren Nöthen."

„Das Laſter und die Tugend beſtehen für dieſe Canaillen da nicht! . . .“ — rief der Herr Baron Tripeau mit einem Ausdrucke des Grimmes und gräßlicher Verachtung aus.

„Madame, Sie würden einen Ihrer Lakeien davon jagen, der vor Ihnen ſo zu ſprechen wagte“ — ſagte Adriane zu ihrer Tante, ohne ihren Abſcheu verhehlen zu können. — „Und Sie zwingen mich, ſolche Sachen anzuhören! . . .“

Der Marquis von Aigrigny ſtieß unter dem Tiſche mit dem Knie Herrn Tripeaud, der ſich ſo viel Freiheit herausnahm, ſogar im Salon der Prinzeſſin zu reden, wie er in der Börſencouliſſe redete, und verſetzte raſch, um die Grobheit des Barons wieder gut zu machen:

„Man kann, Fräulein, durchaus keinen Vergleich zwiſchen jenen Leuten . . . und einer jungen Perſon von Ihrem Stande anſtellen . . .“

„Für einen Katholiken . . . Herr Abbé, iſt dieſe Unterſcheidung nicht ſehr chriſtlich . . .“ — erwiederte Adriane.

„Ich kenne die Natur meiner Worte, Fräulein,“ — entgegnete der Abbé trocken, — „übrigens würde das unabhängige Leben, welches Sie, gegen alle Vernunft, führen wollen, für die Zukunft die widerlichſten Folgen veranlaſſen; denn Ihre Familie kann Sie einſt verheirathen wollen, und . . .“

„Ich werde dieſe Sorge meiner Familie erſparen, mein Herr: wenn ich mich verheirathen will . . . werde ich mich ſelbſt verheirathen, . . . was hinlänglich vernünftig iſt, denk' ich, obgleich, die Wahrheit zu ſagen, jene ſchwere Kette mich wenig lockt, welche Selbſtſucht und Rohheit uns auf ewig um den Hals nieten."

„Es iſt unanſtändig, Fräulein," — ſagte die Prinzeſſin, — „ſo leichtſinnig von dieſer Inſtitution zu reden."

„Vorzüglich vor Ihnen, Madame, . . . es iſt wahr, verzeihen Sie, daß ich Ihnen ein Aergerniß gab . . . Sie befürchten, daß meine unabhängige Lebensart die Freier entfernen möchte . . . das iſt für mich ein Grund mehr, auf meiner Unabhängigkeit zu beharren; denn ich habe einen Abſcheu vor Freiern. Alles, was ich wünſche, iſt: ſie abzuſchrecken, und ihnen die übelſte Meinung von mir beizubringen; und dazu giebt es kein beſſeres Mittel, als daß man unbedingt ſo zu leben ſcheint, wie ſie ſelbſt leben . . . Ich zähle daher auf meine Launen, meine Thorheiten, meine liebgewordenen Fehler, mich vor jeder langweiligen und ehelichen Bewerbung zu bewahren."

„In dieſer Beziehung wird Ihren Wünſchen vollkommen entſprochen, Fräulein," — verſetzte Frau von Saint-Dizier, — „wenn unglücklicherweiſe (und dieß iſt zu befürchten) das Gerücht ſich verbreitet, daß Sie das Vergeſſen jeder Pflicht, jeder Zurückhaltung ſo weit treiben, morgens um acht Uhr heimzukehren, wie man mir geſagt hat . . . Aber an eine ſolche Abſcheulichkeit will und mag ich nicht glauben . . ."

„Da thun Sie unrecht, Madame, . . . denn es iſt ſo . . .“

„Alſo . . . Sie geſtehen es,“ — rief die Prinzeſſin aus.

„Ich geſtehe alles, was ich thue, Madame . . . Ich bin heute früh um acht Uhr heimgekehrt . . .“

„Meine Herren, Sie hören es!“ — rief die Prinzeſſin aus.

„Ah! . . .“ — ſagte Herr von Aigrigny in tiefem Tone.

„Ah!“ — ſagte der Baron im Falſette.

„Ah!“ — murmelte der Doctor mit einem tiefen Seufzer.

Während dieſer kläglichen Ausrufungen war Adriane auf dem Punkte, zu ſprechen, vielleicht ſich zu rechtfertigen; aber an einem leichten, verächtlichen Zucken ihres Mundes ſah man, daß ſie es verſchmähte, ſich zu einer Erklärung herabzulaſſen.

„Alſo . . . dieß iſt wahr . . .“ — ſagte die Prinzeſſin. — „Ah! Fräulein . . . Sie hatten mich daran gewöhnt, über nichts zu ſtaunen . . . aber an einer ſolchen Aufführung zweifelte ich noch . . . Ich bedurfte Ihrer kecken Antwort, um mich zu überzeugen . . .“

„Lügen . . . Madame, hat mir immer viel kecker geſchienen, als die Wahrheit ſagen.“

„Und woher kamen Sie, Fräulein? und warum . . .“

„Madame,“ — unterbrach Adriane ihre Tante, — „ich lüge niemals . . . aber niemals ſage ich das, was ich nicht ſagen will; es iſt eine Feigheit, ſich über eine empörende Beſchuldigung zu rechtfertigen. Sprechen wir alſo nicht mehr von dem . . . Sie würden vergebens darauf beſtehen; wiederholen wir unſere Punkte.

„Sie wollen mir eine harte und demüthigende Vormundſchaft aufbürden; aber ich will den Pavillon, welchen ich bisher bewohne, verlaſſen, um dort zu leben, wo es mir gut dünkt, nach meiner Phantaſie . . . Wer von uns Beiden wird nachgeben? wir werden es ſehen; nun . . . von einer andern Sache . . . Dieſes Hôtel gehört mein . . . es iſt mir gleichgültig, Sie darin wohnen zu ſehen, weil ich es verlaſſe; aber das Erdgeſchoß iſt unbewohnt . . . es enthält, ohne die Empfangszimmer zu zählen, zwei vollſtändige Wohnungen; ich habe für einige Zeit darüber verfügt.“

„Wirklich, Fräulein,“ — verſetzte die Prinzeſſin, Herrn von Aigrigny mit großer Ueberraſchung anblickend, und fügte ironiſch bei: — „und für wen, Fräulein, haben Sie darüber verfügt?“

„Für drei Perſonen meiner Familie.“

„Was bedeutet dieß?“ — fragte Frau von Saint-Dizier, mit ſteigendem Erſtaunen.

„Dieß bedeutet, Madame, daß ich hier eine edelmüthige Gaſtfreundſchaft einem jungen indiſchen Prinzen bieten will, meinem Verwandten von mütterlicher Seite; er wird in zwei oder drei Tagen ankommen, und es liegt mir daran, daß er ſeine Gemächer zu ſeiner Aufnahme bereit finde.“

„Hören Sie, meine Herren? —“ ſagte Herr von Aigrigny zum Doctor und Herrn Tripeaud, ein gewaltiges Erſtaunen affectirend

„Das überſteigt alle Einbildungskraft, —“ bemerkte der Baron.

„Ach! —“ ſagte der Doctor mit Herzenszerknirſchung. — „das Gefühl iſt an ſich edelmüthig, aber immer dieſes kleine närriſche Köpfchen . . .“

„Vortrefflich! —“ ſagte die Prinzeſſin, — „ich kann Sie wenigſtens nicht verhindern, Fräulein die ausſchweifendſten Wünſche vorzubringen . . . Aber vermuthlich werden Sie auf ſo ſchönem Wege nicht ſtehen bleiben. Iſt's dieß alles?“

„Noch nicht . . . Madame; ich habe heute früh vernommen, daß zwei Verwandte, auch von Seite meiner Mutter . . . zwei arme Kinder von fünfzehn Jahren . . . zwei Waiſen . . . die Töchter des Marſchalls Simon, geſtern nach einer langen Reiſe hier angekommen ſind, und ſich bei der Frau des braven Soldaten befinden, der ſie tief aus Sibirien nach Frankreich geführt hat . . .“

Bei dieſen Worten Adrianens konnten Herr von Aigrigny und die Prinzeſſin ſich nicht enthalten, haſtig zuſammenzufahren, und ſich mit Schrecken anzublicken; denn ſie waren weit entfernt, zu erwarten, daß Fräulein von Cardoville von der Rückkehr der Töchter des Marſchalls Simon unterrichtet wäre; dieſe Entdeckung war für ſie ein Donnerſchlag.

„Sie ſind ohne Zweifel erſtaunt, mich ſo gut unterrichtet zu ſehen, —" ſagte Adriane; — „zum Glücke hoffe ich, Sie ſogleich in noch größeres Erſtaunen zu ſetzen . . . doch um auf die Töchter des Marſchalls Simon zurückzukommen, ſo begreifen Sie, Madame, daß es mir unmöglich iſt, ſie jenen würdigen Perſonen zur Laſt fallen zu laſſen, bei denen ſie für den Augenblick eine Zufluchtſtätte gefunden haben; obgleich dieſe Familie eben ſo rechtſchaffen als arbeitſam iſt, ſo iſt dieß doch kein Platz für ſie . . . ich werde ſie alſo abholen, um ſie hier in der andern Wohnung des Erdgeſchoſſes aufzunehmen . . . mit der Frau des Soldaten, die eine vortreffliche Gouvernante abgeben wird."

Bei dieſen Worten ſchauten ſich Herr von Aigrigny und der Baron an, und der Baron rief aus:

„Unſtreitig iſt ſie nicht mehr bei Sinnen."

Adriane fuhr fort, ohne dem Herrn Tripeaud zu antworten:

„Der Marſchall Simon muß jeden Augenblick in Paris ankommen. Sie begreifen, Madame, wie angenehm es mir ſein wird, ihm ſeine Töchter vorzuſtellen, und zu zeigen, daß ſie behandelt wurden, wie es ſich für ſie gebührt. Morgen früh werde ich Putzarbeiterinnen, Nähterinnen kommen laſſen, damit ihnen nichts fehle . . . Ich will, daß ihr Vater ſie bei ſeiner Rückkehr ſchön finde . . . blendend ſchön . . . Sie ſind ſchön, wie Engel, ſagt man . . . Ich armes Weltkind, . . . werde einfach Liebesgötter daraus machen . . ."

„Laſſen Sie hören, Fräulein, iſt's dießmal wohl alles? —“ ſagte die Prinzeſſin mit einem ſardoniſchen und heimlich grimmigen Tone, während Herr von Aigrigny, ſcheinbar ruhig und kalt, kaum ſeine tödtliche Angſt verbarg.

„Forſchen Sie noch wohl nach, —“ fuhr die Prinzeſſin fort, gegen Adriane gewendet. — „Haben Sie nicht noch einige Verwandte, um dieſe intereſſante Familiencolonie zu vermehren? . . Eine Königin, wahrhaftig, würde nicht prächtiger handeln, als Sie.“

„In der That, Madame, ich will meiner Familie eine königliche Aufnahme bereiten, . . eine ſolche, die einem Königsſohne, und den Töchtern des Marſchalls Herzogs von Ligny gebührt. Es iſt ſo gut, allen Luxus dem Luxus der Gaſtfreundſchaft des Herzens beizufügen.“

„Der Grundſatz iſt gewiß großmüthig, —“ erwiederte die Prinzeſſin immer aufgeregter; — „nur iſt es Schade, daß ſie, um ihn auszuführen, nicht die Minen von Potoſi beſitzen.“

„Gerade in Betreff einer Mine . . . und die man für eine der reichſten hält, wünſchte ich Sie zu unterhalten, Madame; ich könnte keine beſſere Gelegenheit finden. So beträchtlich auch mein Vermögen iſt, ſo wär' es doch neben demjenigen unbedeutend, welches in jedem Augenblicke an unſere Familie zurückkommen könnte . . . und geſchieht dieß, dann werden Sie vielleicht, Madame, entſchuldigen, was Sie meine königlichen Verſchwendungen nennen . . .“

Herr von Aigrigny duldete unter der Wucht einer immer ſchrecklicheren Lage.

Die Medaillenangelegenheit war ſo wichtig, daß er ſie ſogar dem Doctor Baleinier verſchwiegen hatte, obgleich er die Dienſte deſſelben für ein unermeßliches Intereſſe in Anſpruch genommen; Herr Tripeaud war eben ſo wenig davon in Kenntniß geſetzt worden; denn die Prinzeſſin glaubte mit den Papieren von Adrianens Vater alle Anzeichen bei Seite geſchafft zu haben, welche ſie auf die Spur dieſer Entdeckung hätten führen können. Daher ſah der Abbé nicht nur mit Schrecken Fräulein von Cardoville mit dieſem Geheimniſſe vertraut, ſondern fürchtete auch noch, daß ſie es verbreiten möchte.

Die Prinzeſſin theilte das Entſetzen des Herrn von Aigrigny; daher rief ſie aus, ihre Nichte unterbrechend:

„Fräulein . . . es giebt gewiſſe Familienangelegenheiten, die geheim bleiben ſollen, und ohne beſtimmt zu verſtehen, worauf Sie anſpielen, gebiete ich Ihnen, dieſen Stoff der Unterredung aufzugeben . . .“

„Warum denn, Madame? . . . bilden wir hier nicht eine Familie, wie es die wenig erbaulichen Sachen bezeugen, die wir ſo eben wechſelſeitig beſprochen haben?“

„Fräulein . . . daran iſt nichts gelegen . . . Da es ſich von mehr oder minder ſtreitigen Angelegenheiten von Intereſſe handelt, iſt es völlig überflüſſig, davon zu ſprechen, ohne die Papiere vor Augen zu haben.“

„Und wovon ſprechen wir denn ſeit einer Stunde, Madame, wenn es nicht Angelegenheiten von Intereſſe ſind? Wahrhaftig, ich begreife Ihr Erſtaunen nicht … Ihre Verlegenheit …“

„Ich bin weder erſtaunt noch verlegen … Fräulein … aber ſeit zwei Stunden zwingen Sie mich, ſo neue Sachen anzuhören, ſo aberwitzige, daß in der That ein wenig Staunen wohl erlaubt iſt.“

„Ich bitte um Vergebung, Madame, Sie ſind ſehr verlegen, —“ verſetzte Adriane, ihre Tante feſt anblickend, — „auch Herr von Aigrigny … was, mit gewiſſen Verdachtsgründen vereint, welche aufzuhellen ich noch keine Zeit gefunden habe …“

Dann, nach einer Pauſe, fuhr Adriane fort:

„Sollte ich alſo recht gerathen haben? … Wir werden es ſehen …“

„Fräulein, ich befehle Ihnen, zu ſchweigen, —“ rief die Prinzeſſin aus, vollſtändig den Kopf verlierend.

„Ah! Madame, —“ entgegnete Adriane, — „als eine gewöhnlich ſich ſelbſt ſo gut beherrſchende Perſon … compromittiren Sie ſich ſehr.“

Die Vorſehung, wie man ſagt, kam in dieſem ſo gefährlichen Augenblicke, glücklicherweiſe der Prinzeſſin und dem Abbé von Aigrigny zu Hülfe.

Ein Kammerdiener trat ein; ſeine Miene war ſo beſtürzt, ſo entſtellt, daß die Prinzeſſin raſch zu ihm ſagte:

„Nun denn, Dubois, was giebt's?“

„Ich bitte die Frau Prinzeſſin um Verzeihung, daß ich ungeachtet der ausdrücklichlichen Befehle ſie unterbreche; aber der Herr Polizeicommiſſär verlangt ſie ſogleich zu ſprechen; er iſt unten . . . mehrere Agenten mit Soldaten ſind im Hofe.“

Ungeachtet der großen Beſtürzung, welche dieſer neue Zwiſchenfall der Prinzeſſin veranlaßte, ſagte ſie, indem ſie dieſe Gelegenheit benützen wollte, um ſich geſchwind mit Herrn von Aigrigny hinſichtlich der drohenden Offenbarungen Adrianens zu verabreden, aufſtehend zum Abbé:

„Herr von Aigrigny, wollen Sie die Gefälligkeit haben, mich zu begleiten; denn ich weiß nicht, was die Anweſenheit des Polizeicommiſſärs in meinem Hauſe bedeuten kann“

Herr von Aigrigny folgte der Frau von Saint-Tizier in's anſtoſſende Zimmer.

Sechstes Kapitel.

Die Verratherei.

Die Prinzeſſin von Saint-Tizier, begleitet von Herrn von Aigrigny und gefolgt von Kammerdiener, verweilte in einem Zimmer, welches an ihr Cabinet ſtieß, worin Adriane, Herr Tripeaud und der Arzt geblieben waren.

„Wo iſt der Polizeicommiſſär?“ fragte die Prinzeſſin den Diener, der ihr die Ankunft dieſes Beamten gemeldet hatte.

„Madame, er iſt im blauen Salon.“

„Bitten Sie ihn in meinem Namen, daß er einige Augenblicke meiner harren möge.“

Der Kammerdiener verbeugte ſich, und ging hinaus. So wie er drauſſen war, näherte ſich Frau von Saint-Dizier raſch dem Herrn von Aigrigny, deſſen gewöhnlich feſte und ſtolze Phyſiognomie, blaß und düſter war.

„Sie ſehen es, —“ rief ſie haſtig aus, — „Adriane weiß nun alles; was iſt zu thun? . . . was iſt zu thun? . . .“

„Ich weiß es nicht . . . —“ erwiederte der Abbé, in ſich verſunken, mit ſtarrem Blicke . . . — „dieſe Entdeckung iſt ein ſchrecklicher Schlag.“

„Iſt alſo alles verloren?“

„Es gäbe nur ein einziges Rettungsmittel, —“ entgegnete Herr von Aigrigny, — „dieß wäre . . . der Doctor . . .“

„Aber wie? —“ rief die Prinzeſſin aus, — „ſo ſchnell? Heute noch?“

„In zwei Stunden wird es zu ſpät ſein; dieſes teufliſche Mädchen wird die Töchter des Marſchalls Simon geſehen haben . . .“

„Aber . . . mein Gott . . . Friedrich . . . das iſt unmöglich . . . Herr Baleinier wird durchaus nicht können; . . . man hätte dieß ſchon lange vorbereiten müſſen, wie es von uns aus nach dem heutigen Verhöre zu geſchehen hat.“

„Das thut nichts, —“ verſetzte heftig der Abbé, „der Doctor muß es um jeden Preis verſuchen.“

„Aber unter welchem Vorwande?“

„Ich will einen zu finden trachten . . .“

„Geſetzt, Sie fänden dieſen Vorwand, Friedrich, wenn heute gehandelt werden muß, wird nichts vorbereitet ſein . . . da unten.“

„Beruhigen Sie ſich, bei gewöhnter Vorbereitung iſt man immer bereit.“

„Und wie den Doctor auf der Stelle davon in Kenntniß ſetzen?“ verſetzte die Prinzeſſin.

„Ihm rufen laſſen . . . dieß würde den Verdacht Ihrer Nichte erregen,“ ſagte Herr von Aigrigny nachdenkend, — „und dieß muß vor Allem vermieden werden.“

„Ohne Zweifel, —“ erwiederte die Prinzeſſin, — „dieſes Vertrauen iſt eine unſerer größten Hülfsquellen.“

„Ein Mittel! —“ ſagte der Abbé lebhaft, — „ich will haſtig einige Worte an Baleinier ſchreiben; einer von Ihren Dienern ſoll ſie ihm bringen, wie wenn dieſer Brief von Außen käme . . . von einem gefährlich Kranken . . .“

„Ein vortrefflicher Einfall, —“ rief die Prinzeſſin aus, — „Sie haben recht . . . hier . . . auf dieſem Tiſche . . . finden Sie alles, was zum Schreiben nöthig iſt . . . Schnell, ſchnell . . . aber wird es dem Doctor gelingen?“

„Die Wahrheit zu ſagen, ich wag' es nicht zu hoffen, —“ ſagte der Marquis, indem er ſich mit verhaltenem Grimme an den Tiſch ſetzte. — „Dank dieſem Verhöre, welches übrigens unſern Hoffnungen nicht entſprach, und von unſerm Manne, den wir hinter dem Vorhange des anſtoſſenden Zimmers klüglich verſteckten, getreu ſtenographirt wurde; Dank den heftigen Auftritten, die nothwendigerweiſe morgen und nachher ſtatt finden werden, hätte der Doctor, ſich mit gewandter Vorſicht benehmend, mit vollſtändigſter Gewißheit handeln können . . .“

„Aber dieß heute von ihm verlangen . . . auf der Stelle . . . ſehen Sie, Herminie . . . es iſt thöricht, daran zu denken! —“ Und der Marquis warf ungeſtüm die Feder hin, die er in der Hand hielt, dann fügte er hinzu, mit einem Ausdrucke bittern und tiefen Aergers: — „Im Augenblicke des Gelingens alle unſere Hoffnungen vernichtet zu ſehen . . . Ah! die Folgen von dem allem . . . werden unberechenbar ſein . . . Ihre Nichte . . . fügt uns viel Böſes zu . . . oh! viel Böſes . . .“

Es iſt unmöglich, den Ausdruck des heimlichen Zornes, des unverſöhnlichen Haſſes zu ſchildern, womit Herr von Aigrigny dieſe letzten Worte ſprach:

„Friedrich! —“ rief die Prinzeſſin ängſtlich aus, lebhaft ihre Hand auf die Hand des Abbé legend, — „ich beſchwöre Sie, verzweifeln Sie noch nicht . . . der Geiſt des Doctors iſt ſo reich an Hülfsquellen, er iſt uns ſo ergeben . . . verſuchen wir immerhin . . .“

„Je nun — es iſt wenigſtens eine Möglichkeit . . . —“ erwiederte der Abbé, die Feder wieder ergreifend.

„Setzen wir den ſchlimmſten Fall . . . —“ ſagte die Prinzeſſin, — „daß Adriane heute Abend . . . die Töchter des Mariſchalls Simon holen würde . . . Vielleicht würde ſie dieſelben nicht mehr finden . . .“

„Dieß dürfen wir nicht hoffen; es iſt unmöglich, daß Rodin's Anordnungen ſo ſchnell wären vollzogen worden . . . man hätte uns davon in Kenntniß geſetzt.“

„Das iſt wahr . . . ſchreiben Sie ſofort dem Doctor . . . ich will Ihnen Dubois ſchicken; er ſoll ihm den Brief bringen. Muth, Friedrich, wir werden mit dieſem ſtörrigen Mädchen ſchon fertig werden . . . —“ dann fügte Frau von Saint-Dizier mit größter Wuth bei: — „Oh! Adriane, Adriane . . . Sie werden Ihre unverſchämten Spottreden, und die Angſt, die Sie uns einjagen, theuer bezahlen . . .“

Im Augenblicke des Hinausgehens kehrte die Prinzeſſin ſich um, und ſagte zu Herrn von Aigrigny:

„Erwarten Sie mich hier; ich werde Ihnen ſagen, was der Beſuch dieſes Commiſſärs bedeutet, und wir werden miteinander zurückkehren.“

Die Prinzeſſin verſchwand.

Herr von Aigrigny ſchrieb einige Worte mit bebender Hand.

Siebentes Kapitel.

Die Falle.

Nach der Entfernung der Frau von Saint-Dizier und des Marquis, war Adriane mit Herrn Baleinier und dem Barone Tripeaud im Cabinete ihrer Tante geblieben.

Als Fräulein von Cardoville die Ankunft des Commiſſärs melden hörte, hatte ſie eine lebhafte Beſorgniß gefühlt; denn ohne Zweifel, was auch ſchon Agricola befürchtete, erbat ſich der Beamte die Ermächtigung, das Innere des Hôtels und des Pavillons zu durchſuchen, um den Hammerſchmid zu finden, den man dort verborgen wähnte.

Obgleich Adriane Agricola's Verſteck für ſehr ſicher hielt, war ſie doch nicht völlig beruhiget; daher fand ſie, in der Vorausſehung einer verdrießlichen Möglichkeit, eine ſehr günſtige Gelegenheit, ihren Schützling dringend dem Doctor zu empfehlen, einem ſehr vertrauten Freunde, wie ſchon geſagt, von einem der einflußreichſten Miniſter zu jener Zeit.

Das junge Mädchen näherte ſich alſo dem Arzte, der leiſe mit dem Barone ſprach, und ſagte zu ihm mit ihrer ſüßeſten, ſchmeichelndſten Stimme:

„Mein guter Herr Baleinier . . . ich wünſchte Ihnen zwei Worte zu ſagen . . .“

Und mit dem Blicke wies ſie ihm die Vertiefung eines Fenſtererkers.

„Zu Ihren Dienſten . . . — Fräulein . . .“ — erwiederte der Arzt, aufſtehend, um Adrianen an das Fenſter zu folgen.

Herr Tripeaud, welcher, da er ſich durch die Anweſenheit des Abbé nicht mehr geſtützt fühlte, das junge Mädchen wie das Feuer fürchtete, war mit dieſer Ablenkung ſehr zufrieden; um Faſſung zu gewinnen, wollte er ſich durch die Betrachtung eines Heiligen-Gemäldes erholen, welches zu bewundern er nicht müde zu werden ſchien.

Als Fräulein von Cardoville entfernt genug vom Barone war, um von ihm nicht mehr gehört zu werden, ſagte ſie zum Arzte, der, immer lächelnd, immer wohlwollend, auf ihre Aeußerung wartete:

„Mein guter Doctor, Sie ſind mein Freund. Sie ſind auch der Freund meines Vaters geweſen . . . So eben erſt, ungeachtet der Schwierigkeit Ihrer Stellung, haben Sie ſich muthig als meinen einzigen Anhänger bewieſen . . .“

„Ganz und gar nicht, Fräulein, ſagen Sie doch nicht ſolche Sachen,“ — erwiederte der Doctor, einen ſpaßhaften Aerger affektirend: — „Zum Henker! Sie würden mir ſaubere Geſchichten machen . . . Wollen Sie wohl ſchweigen . . . Vade retro Satanas!! *) Dieß will ſagen: Laſſen Sie mich in Ruhe, allerliebſter kleiner Dämon, der Sie ſind!"

„Beruhigen Sie ſich," — verſetzte Adriane lächelnd, — „ich werde Sie nicht bloßſtellen; aber erlauben Sie mir nur, Sie zu erinnern, daß Sie mir ſehr oft Dienſtes-Anerbietungen gemacht . . . mich Ihrer Ergebenheit verſichert haben."

„Stellen Sie mich auf die Probe . . . und Sie werden ſehen, wie ich hiewegen mich an Worte halte."

„Nun denn, geben Sie mir auf der Stelle einen Beweis?" — entgegnete raſch Adriane.

„Recht ſo, ich liebe es, auf dieſe Art beim Worte genommen zu werden . . . Was muß ich für Sie thun?"

„Sie ſtehen noch immer auf ſehr vertrautem Fuße mit Ihrem Freunde, dem Miniſter?"

„Gewiß; ich behandle ihn eben an einer Heiſerkeit; er wird immer am Vorabende des Tages davon befallen, an welchem er Interpellationen erwartet; es iſt ihm lieber . . ."

„Sie müſſen bei Ihrem Miniſter etwas für mich ſehr Wichtiges erwirken."

„Für Sie? . . . In welcher Beziehung? . . ."

---

*) Wörtlich: „Gehe zurück, Satan!"

D. Ueb.

Der Kammerdiener der Prinzeſſin trat ein, übergab dem Herrn Baleinier einen Brief, und ſagte zu ihm:

„Ein fremder Diener hat für den Herrn Doctor ſo eben dieſen Brief gebracht; es iſt ſehr dringend . . .“

Der Arzt nahm den Brief, der Kammerdiener entfernte ſich.

„Das ſind die Widrigkeiten des Verdienſtes,“ — ſagte Adriane lächelnd zu ihm; — „man läßt Ihnen keinen Augenblick Ruhe, mein armer Doctor.“

„Sprechen Sie mit mir nicht davon, Fräulein,“ — entgegnete der Arzt, der eine Bewegung der Ueberraſchung, die Handſchrift des Herrn von Aigrigny erkennend, nicht verhehlen konnte, — „dieſe Teufel von Kranken glauben wahrhaftig, daß wir von Eiſen ſind, und daß wir die ganze Geſundheit beſitzen, die ihnen fehlt; . . . ſie ſind unbarmherzig . . . Doch Sie erlauben, Fräulein,“ — ſagte Herr Baleinier, Adrianen mit einem Blicke fragend, bevor er den Brief entſiegelte.

Fräulein von Cardoville antwortete mit einem anmuthigen Nicken.

Der Brief des Marquis von Aigrigny war nicht lang; der Arzt las ihn in einem Zuge, und ungeachtet ſeiner gewohnten Vorſicht zuckte er die Achſeln, und ſagte raſch:

„Heute . . . das iſt ja unmöglich . . . er iſt ein Narr . . .“

„Es handelt ſich ohne Zweifel von einem armen

Kranken, der ſeine ganze Hoffnung auf Sie gebaut hat . . . der Sie erwartet, der Ihnen ruft . . . Auf, mein lieber Herr Baleinier, ſeien Sie gut . . . weiſen Sie ſeine Bitte nicht zurück . . . es iſt ſo ſüß, das Vertrauen zu rechtfertigen, welches man einflößt! . ."

Es lag eine Annäherung und zugleich ein Widerſpruch von ſo außerordentlicher Art zwiſchen dem Inhalte dieſes ſo eben an den Arzt geſchriebenen Briefes, von dem unverſöhnlichſten Feinde Adrianens, und den Worten des Erbarmens, die dieſe ſo eben mit rührender Stimme ausgeſprochen, daß der Doctor Baleinier davon betroffen wurde.

Er ſchaute Fräulein von Cardoville mit einer faſt verlegenen Miene an, und antwortete:

„Es handelt ſich wirklich . . . von einem meiner Clienten, der ſehr auf mich rechnet . . . wohl zu ſehr . . . denn er verlangt eine unmögliche Sache von mir . . . Aber warum intereſſiren Sie ſich für einen Unbekannten?"

„Wenn er unglücklich iſt . . . kenn' ich ihn . . . Mein Schützling, für den ich Sie um die Stütze Ihres Miniſters erſuche, war mir auch beinahe unbekannt, und nun intereſſire ich mich auf's Lebhafteſte für ihn; denn, weil ich es Ihnen ſagen muß, mein Schützling iſt der Sohn jenes würdigen Soldaten, der tief aus Sibirien die Töchter des Mariſchalls Simon hierher geführt hat."

„Wie . . . Ihr Schützling iſt . . ."

„Ein braver Handwerker . . . die Stütze ſeiner

Familie; . . . aber ich muß Ihnen alles ſagen . . . hören Sie, wie die Sache ſich ereignet hat . . .“

Das Vertrauen, welches Adriane dem Doctor ſchenken wollte, wurde durch Frau von Saint-Dizier unterbrochen, welche, von Herrn von Aigrigny gefolgt, heftig die Thüre ihres Cabinetes aufriß.

Man las in den Zügen der Prinzeſſin einen Ausdruck hölliſcher Freude, kaum verhehlt durch einen erkünſtelten Anſchein grimmiger Entrüſtung.

Herr von Aigrigny hatte, in das Cabinet tretend, raſch einen fragenden und unruhigen Blick auf den Doctor Baleinier geworfen.

Dieſer antwortete mit einem verneinenden Kopfſchütteln.

Der Abbé biß ſich mit ſtummer Wuth auf die Lippen; da er ſeine letzten Hoffnungen auf den Doctor geſetzt hatte, mußte er ſeine Anſchläge für immer vereitelt halten, ungeachtet des neuen Schlages, den die Prinzeſſin gegen Adriane führen wollte.

„Meine Herren,“ — ſagte Frau von Saint-Dizier mit kurzer, haſtiger Stimme, denn ſie erſtickte vor boshafter Befriedigung, — „meine Herren, wollen Sie Platz nehmen . . . ich habe Ihnen neue und wunderliche Dinge zu erzählen, in Betreff dieſes . . . Fräuleins . . .“

Und ſie wies auf ihre Nichte mit einem unmöglich zu ſchildernden Blicke des Haſſes und der Verachtung.

„Nun denn . . . mein armes Kind, was giebt es? Was will man Ihnen wieder?“ — ſagte Herr Baleinier mit ſchmeichelndem Tone, bevor er das Fenſter verließ, an dem er neben Adrianen ſtand; — „was auch geſchehen möge, zählen Sie immer auf mich.“

Dieß ſagend, wollte der Arzt neben Herrn von Aigrigny und Herrn Tripeaud Platz nehmen.

Bei der inſolenten Anrede ihrer Tante hatte Fräulein von Cardoville ſtolz den Kopf emporgerichtet.

Die Röthe ſtieg ihr in's Geſicht; die Geduld verlierend, erzürnt über die neuen Angriffe, womit man ſie bedrohte, näherte ſie ſich dem Tiſche, an welchem die Prinzeſſin ſaß, und ſagte mit gerührter Stimme zu Herrn Baleinier:

„Ich erwarte Sie bei mir ſo bald als möglich . . . mein lieber Doctor; Sie wiſſen es, ich muß durchaus mit Ihnen ſprechen.“

Und Adriane trat zum Lehnſtuhle, auf dem ihr Hut lag.

Die Prinzeſſin erhob ſich haſtig, und rief aus:

„Was thun Sie, Fräulein?“

„Ich gehe fort, Madame . . . Sie haben mir Ihren Willen mitgetheilt, ich hab' Ihnen den meinigen eröffnet; dieß genügt; was die Angelegenheiten von Intereſſe betrifft, ſo werde ich Jemand mit meinen Reclamationen beauftragen.“

Fräulein von Cardoville nahm ihren Hut.

Als Frau von Saint-Dizier ihre Beute entſchlüpfen ſah, lief ſie ſchnell zu ihrer Nichte, faßte ſie, allen Anſtand verſchmähend, heftig am Arme mit krampfhafter Hand, und ſagte zu ihr:

„Sie bleiben!!!“

„Ah! . . . Madame . . .“ — erwiederte Adriane mit einem Tone ſchmerzlicher Verachtung, — „wo ſind wir denn hier? . . .“

„Sie wollen entfliehen . . . Sie haben Furcht?“ ſagte Frau von Saint-Dizier, ſie mit verachtender Miene meſſend.

Mit den Worten: Sie haben Furcht . . . hätte man Adriane von Cardoville vermocht, in einen Schmelz-Ofen zu treten. Ihren Arm von der Umſchließung ihrer Tante mit einer Geberde voll Würde und Stolz losmachend, warf ſie auf den Lehnſtuhl den Hut, den ſie in der Hand hielt, und ſagte, an den Tiſch zurückkehrend, gebieteriſch zur Prinzeſſin:

„Es giebt etwas Stärkeres, als den völligen Eckel, den dieß alles mir einflößt . . . nämlich die Furcht, der Feigheit beſchuldiget zu werden; ſprechen Sie, Madame . . . ich höre Sie an.“

Und den Kopf hoch tragend, mit leicht geröthetem Teint, das Auge von einer Thräne der Entrüſtung halb verſchleiert, die Arme über der Bruſt gekreuzt, die, wider ihren Willen, in lebhafter Aufregung pochte, den Teppich mit der Spitze ihres niedlichen Fußes krampfhaft ſtampfend, ſchaute Adriane ihre Tante mit unerſchrockenem Blicke an.

Die Prinzeſſin wollte nun das Gift von dem ſie angeſchwollen war, tropfenweiſe von ſich geben, und ihr Opfer ſo lange als möglich leiden laſſen, überzeugt, daß es ihr nicht entzwiſchen würde.

„Meine Herren, —“ ſagte Frau von Saint-Dizier mit gefaßter Stimme, — „hören Sie, was ſich ſo eben ereignet hat . . . Man hat mir gemeldet, daß der Polizeicommiſſär mit mir zu ſprechen wünſchte; ich begab mich zu dieſem Beamten; er entſchuldigte ſich mit bekümmerter Miene wegen der Pflicht, die er erfüllen müſſe. Man hat einen, von einem Verhaftbefehle verfolgten Menſchen, in den Pavillon des Gartens treten ſehen . . .“

Adriane bebte; kein Zweifel mehr, es handelte ſich von Agricola . . .

Aber ſie faßte ſich, der Sicherheit des Verſteckes eingedenk, wohin ſie ihn hatte führen laſſen.

„Der Beamte, —“ fuhr die Prinzeſſin fort, — „bat mich, die Nachforſchung nach dieſem Menſchen, im Hôtel ſo wie im Pavillon, vornehmen zu dürfen. Dieß war ſein Recht. Ich bat ihn, den Anfang im Pavillon zu machen, und begleitete ihn . . . Ungeachtet der unbenennbaren Aufführung des Fräuleins, kam es mir nicht einen Augenblick in den Sinn, ich geſteh' es, zu glauben, daß ſie auf irgend eine Art in dieſe bedauernswürdige polizeiliche Angelegenheit verwickelt ſei . . . Ich täuſchte mich.“

„Was wollen Sie damit ſagen, Madame?“ rief Adriane aus.

„Sie werden es erfahren, Fräulein, —“ erwiederte die Prinzeſſin mit triumphirender Miene. — „Es geht nach der Reihe . . . Sie haben ſich eben erſt etwas zu ſehr übereilt, ſich ſo ſpottend und ſo ſtolz zu zeigen . . . Ich begleite alſo den Commiſſär bei ſeinen Nachforſchungen . . . Wir kommen im Pavillon an . . . Ich überlaſſe es Ihnen, ſich die Verwunderung, das Erſtaunen dieſes Beamten bei dem Anblicke dieſer drei, wie Theater-Nymphen gekleideten Geſchöpfe zu denken . . . Die Thatſache wurde übrigens, auf mein Verlangen, in das Protocoll aufgenommen; denn man kann derlei ausſchweifende Narrheiten vor Aller Augen nicht genug beſcheinigen.“

„Die Frau Prinzeſſin hat ſehr klug gehandelt, —“ bemerkte Tripeaud, ſich verbeugend. — „Es war gut, auch das Gericht mit dieſer erbaulichen Sache bekannt zu machen.“

Adriane, zu lebhaft mit dem Schickſale des Handwerkers beſchäftiget, um daran zu denken, dem Herrn Tripeaud oder der Frau von Saint-Dizier nachdrücklich zu antworten, hörte ſchweigend zu, ihre Unruhe verbergend.

„Der Beamte, —“ fuhr Frau von Saint-Dizier fort, — „begann mit einem ernſten Verhöre dieſer jungen Mädchen, und fragte ſie, ob nicht, mit ihrem Wiſſen, ein Menſch in den vom Fräulein bewohnten Pavillon geführt worden ſei; . . . ſie haben mit einer unglaublichen Keckheit geantwortet, daß ſie Niemand hätten eintreten ſehen . . .“

„Die braven und treuen Mädchen! —“ dachte Fräulein von Cardoville freudig; — „dieſer arme Arbeiter iſt gerettet . . . die Verwendung des Doctors Baleinier wird das Uebrige thun . . .“

„Glücklicherweiſe, —“ erzählte die Prinzeſſin weiter, — „hatte mich eine meiner Frauen, Madame Grivois, begleitet; da dieſe vortreffliche Perſon ſich erinnerte, das Fräulein heute früh um acht Uhr heimkommen geſehen zu haben, ſagte ſie treuherzig zum Beamten, es könnte ſehr wohl ſein, daß der Menſch, den man ſuche, durch die kleine Gartenthüre eingeführt worden ſei, welche das heimkehrende Fräulein unwillkührlich offen gelaſſen habe.“

„Ich ſehe die Nothwendigkeit davon nicht ein, —“ äußerte der Doctor, ſeiner Rolle treu, — „dieß ging völlig über die Nachforſchungen hinaus, die der Commiſſär anzuſtellen hatte.“

„Aber, Doctor, —“ ſagte Tripeaud.

„Aber, Herr Baron, —“ entgegnete Baleinier mit feſtem Tone, — „dieß iſt meine Anſicht.“

„Und dieß iſt nicht die meinige, Doctor, —“ verſetzte die Prinzeſſin; — „im Einklange mit Herrn Tripeaud, — hab' ich gedacht, es ſei wichtig, daß dieſer Umſtand in das Protocoll aufgenommen werde, und aus dem beſtürzten und ſchmerzlichen Blicke des Beamten erſehen, wie peinlich es ihm war, das ſcandalöſe

Betragen einer jungen Perſon von ſo hoher ſocialer Stellung zu protocolliren . . .“

„Ohne Zweifel, Madame, —“ ſagte Adriane, die Geduld verlierend, — „halte ich Ihr Schamgefühl beiläufig jenem dieſes redlichen Polizeicommiſſärs gleich; aber es ſcheint mir, daß Ihre gemeinſchaftliche Unſchuld ſich ein wenig zu ſchnell beunruhigte; Sie und er hätten bedenken können, daß nichts Außerordentliches darin liege, wenn ich, den Fall geſetzt, Morgens ſechs Uhr ausging, und um acht Uhr heimkam.“

„Die Entſchuldigung, obgleich ſpät, . . . iſt wenigſtens geſchickt, —“ erwiederte die Prinzeſſin unwillig.

„Ich entſchuldige mich nicht, Madame, —“ antwortete Adriane ſtolz, — „aber da Herr Baleinier, aus Freundſchaft für mich, ein Wort zu meinen Gunſten hat ſprechen wollen, geb' ich die mögliche Deutung einer Thatſache, deren Erklärung vor Ihnen mir nicht paſſend dünkt . . .“

„Dann bleibt die Thatſache dem Protocolle einverleibt, . . . bis das Fräulein die Erklärung derſelben giebt, —“ bemerkte Triveaud.

Der Abbé von Aigrigny, die Stirne auf ſeine Hand geſtützt, blieb, ſo zu ſagen, dieſer Scene fremd, von den Folgen erſchreckt, welche die Zuſammenkunft des Fräuleins von Cardoville mit den Töchtern des Marſchalls Simon haben mußte; denn er durfte nicht daran denken, Adriane perſönlich zu verhindern, an dieſem Abende auszugehen.

Frau von Saint-Dizier fuhr fort;

„Die Thatſache, welche den Commiſſär ſo grauſam ſcandaliſirt hatte, iſt noch nichts . . . gegen jene, die ich Ihnen noch zu erzählen habe, meine Herren . . . wir durcheilten alſo den Pavillon nach allen Richtungen, ohne Jemand zu finden . . . wir wollten das Schlafzimmer des Fräuleins verlaſſen, denn wir hatten jeden Winkel dieſes Gemaches durchſpäht, als Madame Grivois mich aufmerkſam machte, daß eines von den vergoldeten Geſimſen einer Tapetenthüre nicht hermetiſch ſchloß . . . wir bemerken dieſen ſonderbaren Umſtand dem Beamten; ſeine Agenten prüfen . . . ſuchen; . . . eine Füllung klafft . . . und dann . . . wiſſen Sie, was man entdeckt? . . . nein . . . nein, dieß iſt ſo abſcheulich, ſo empörend . . . daß ich es niemals wagen würde . . .“

„Nun denn, ſo werde ich es wagen, Madame, —“ unterbrach ſie Adriane, die zu ihrem größten Verdruße das Verſteck Agricola's entdeckt ſah; — „ich werde Ihrer Reinheit, Madame, die Erzählung dieſes neuen Scandals erſparen . . . und was ich ſagen werde, ſag' ich übrigens keineswegs, um mich zu rechtfertigen.“

„Die Sache wäre doch der Mühe werth . . . Fräulein, —“ ſagte Frau von Saint-Dizier mit einem verachtenden Lächeln, — „ein von Ihnen in Ihrem Schlafzimmer verſteckter Menſch.“

„Ein in ihrem Schlafzimmer verſteckter Menſch! . . . —“ rief der Marquis von Aigrigny aus, ſeinen Kopf mit einer Entrüſtung aufrichtend, die kaum eine grauſame Freude verhehlte.

„Ein Menſch in des Fräuleins Schlafzimmer! —" fügte Baron Tripeaud bei. — „Und dieß wurde doch, hoff' ich, auch in das Protocoll aufgenommen?"

„Ja, ja, mein Herr, —" verſetzte die Prinzeſſin mit triumphirender Miene.

„Aber dieſer Menſch, —" äußerte der Doctor mit heuchleriſcher Miene, — „war ohne Zweifel ein Dieb? Dieß erklärt ſich alſo von ſelbſt; jeder andere Verdacht . . . iſt nicht wahrſcheinlich . . ."

„Ihre Nachſicht für das Fräulein führt Sie irre, Herr Baleinier, —" entgegnete die Prinzeſſin trocken.

„Man kennt dieſe Art von Dieben da, —" ſagte Tripeaud, — „das ſind gewöhnlich ſchöne, junge, ſehr reiche Leute . . ."

„Sie irren ſich, mein Herr, —" fuhr Frau von Saint-Dizier fort, — „die Blicke des Fräuleins verſteigen ſich nicht ſo hoch . . . ſie beweiſet, daß eine Verirrung nicht bloß verbrecheriſch, ſondern auch gemein ſein kann . . . Daher ſtaune ich nicht mehr über die Sympathien, welche das Fräulein ſo eben erſt für das Volksthümliche zur Schau ſtellte . . . Es iſt um ſo rührender und herzerweichender, daß dieſer vom Fräulein in ihrer Wohnung verſteckte Menſch eine Blouſe trug."

„Eine Blouſe! . . . —" rief der Baron mit der Miene des tiefeſten Abſcheues aus; — „aber dann . . .

war dieß alſo ein Menſch aus dem Volke? dieß möchte Einem ja die Haare auf dem Kopfe ſträuben . . ."

„Dieſer Menſch iſt ein Hammerſchmidarbeiter; er hat es geſtanden, —" ſagte die Prinzeſſin, — „aber man muß gerecht ſein, er iſt ein ziemlich ſchöner Burſche und ohne Zweifel hat das Fräulein in der beſondern Religion des Schönen, zu der ſie ſich bekennt . . ."

„Genug, Madame, genug, —" unterbrach ſie plötzlich Adriane, welche, zu antworten verſchmähend, bisher ihre Tante mit ſteigender und ſchmerzlicher Entrüſtung angehört hatte, — „ich war ſo eben im Begriffe, mich gelegentlich einer Ihrer gehäſſigen Anſchuldigungen zu rechtfertigen . . . ich will mich nicht zum zweitenmale einer ſolchen Schwachheit ausſetzen. Ein Wort nur, Madame . . . dieſer brave und biedere Handwerker iſt ohne Zweifel verhaftet worden?"

„Ja, er wurde verhaftet, und unter guter Bedeckung in's Gefängniß geführt . . . dieß zerreißt Ihnen das Herz, nicht wahr, Fräulein? . . ." fragte die Prinzeſſin mit triumphirender Miene; — „in der That muß Ihr zärtliches Mitleiden mit dieſem intereſſanten Hammerſchmide ſehr groß ſein, da Sie Ihre ironiſche Zuverſicht verlieren."

„Ja, Madame, denn ich habe Beſſeres zu thun, als über das zu ſpotten, was verhaßt und lächerlich iſt, —" entgegnete Adriane, über deren Augen ein Thränenſchleier ſich zog bei dem Gedanken an die peinlichen Beſorgniſſe der Familie des gefangenen Agricola; ſie nahm ihren Hut, ſetzte ihn auf, knüpfte die Bänder deſſelben, und ſagte zum Doctor:

„Herr Baleinier, ich habe Sie eben erſt um Ihre Verwendung bei dem Miniſter gebeten . . .“

„Ja, Fräulein, und es wird mir zum Vergnügen gereichen, Ihren Vermittler bei ihm zu machen.“

„Ihr Wagen hält unten?“

„Ja, Fräulein . . . —“ antwortete der Doctor ſonderbar betroffen.

„Sie werden die Güte haben, mich unverzüglich zu dem Miniſter zu begleiten . . . Von Ihnen vorgeſtellt, wird er mir die Gnade oder vielmehr die Gerechtigkeit nicht verſagen, um die ich ihn zu bitten habe.“

„Wie, Fräulein, —“ ſagte die Prinzeſſin, — „Sie wagen einen ſolchen Entſchluß ohne meine Genehmigung zu faſſen, nach dem was ſo eben vorgefallen iſt? .. das iſt doch unerhört.“

„Das iſt zum Erbarmen, —“ fügte Herr Tripeaud bei, — „aber man muß ſich auf alles gefaßt machen.“

In dem Augenblicke, da Adriane den Doctor gefragt hatte, ob ſein Wagen unten halte, durchzuckte es den Abbé von Aigrigny . . .

Ein Blitz ſtrahlender Befriedigung, unverhoffter, hatte in ſeinem Auge geleuchtet, und kaum konnte er ſeine heftige Aufregung bemeiſtern, als er einen eben ſo raſchen als bedeutungsvollen Wink dem Arzte gab; dieſer antwortete mit einem zweimaligen Senken der

Augenlieder zum Zeichen des Einverſtändniſſes und der Beiſtimmung.

Daher, als die Prinzeſſin, gegen Adriane gewendet, mit zorniger Stimme fortfuhr: — „Fräulein, ich verbiete ihnen, auszugehen, —“ ſagte Herr von Aigrigny zu Frau von Saint-Dizier mit einer ſonderbaren Betonung der Stimme: „Es däucht mir, Madame, daß man das Fräulein der Sorge des Herrn Doctors anvertrauen darf.“

Der Marquis ſprach dieſe Worte „der Sorge des Herrn Doctors“ auf eine ſo bedeutungsvolle Art aus, daß die Miene der Prinzeſſin, die wechſelweiſe den Arzt und Herrn von Aigrigny anſchaute, und alles begriff, vor Freude ſtrahlte.

Nicht nur war dieß alles ſehr ſchnell vorgefallen, ſondern auch beinahe ſchon die Nacht angebrochen; daher konnte Adriane, in das reinliche, von Agricola's Schickſal ihr veranlaßte Nachdenken verſunken, dieſe verſchiedenen, zwiſchen der Prinzeſſin, dem Doctor und Abbé gewechſelten Winke nicht bemerken, die übrigens jedenfalls für ſie unverſtändlich geblieben wären.

Weil Frau von Saint-Dizier jedoch der Bemerkung des Marquis nicht zu leicht nachzugeben ſcheinen wollte, ſagte ſie:

„Obwohl der Herr Doctor mir eine zu große Nachſicht mit dem Fräulein gehabt zu haben ſcheint, ſo dürfte ich es vielleicht doch nicht unpaſſend finden, ſie ihm anzuvertrauen . . .

„Dennoch . . . möchte ich einen ſolchen Vorgang nicht gerne eintreten laſſen; denn von heute an darf das Fräulein keinen andern Willen mehr haben, als den meinigen."

„Frau Prinzeſſin, —" erwiederte der Arzt, der ſich von den Worten der Frau von Saint-Dizier ein wenig beleidigt ſtellte, — „ich glaube nicht, gegen das Fräulein nachſichtig geweſen zu ſein, ſondern gerecht . . . ich ſtehe zu ihren Dienſten, um ſie zum Miniſter zu geleiten, wenn ſie es wünſcht; ich weiß nicht, um was ſie ihn bitten will; aber ich halte ſie für unfähig, mein in ſie geſetztes Vertrauen zu mißbrauchen, und mich zu verleiten, eine unverdiente Empfehlung zu unterſtützen."

Gerührt reichte Adriane dem Doctor herzlich ihre Hand, und ſagte zu ihm:

„Seien Sie ruhig, mein würdiger Freund . . . Sie werden mir des Schrittes wegen Dank wiſſen, wozu ich Sie veranlaſſe; denn Ihnen wird die Hälfte einer edlen Handlung gebühren . . ."

Triveaud, der neuen Anſchläge des Doctors und des Abbé unkundig, ſagte zu dieſem ganz leiſe mit erſtaunter Miene:

„Wie? Man läßt ſie fortgehen?"

„Ja — ja —" entgegnete haſtig Herr von Aigrigny, indem er ihm einen Wink gab, die Prinzeſſin zu hören, welche ſprechen wollte.

In der That näherte ſich dieſe ihrer Nichte, und ſagte zu ihr mit langſamer und gemeſſener Stimme, jedes ihrer Worte betonend:

„Ein Wort noch, Fräulein . . . ein letztes Wort vor dieſen Herren. — Antworten Sie: Sind Sie, ungeachtet der ſchweren Anſchuldigungen, die auf Ihnen laſten, noch immer entſchloſſen, meinen ausdrücklichen Willen zu mißkennen?“

„Ja, Madame.“

„Beſtehen Sie noch immer darauf, ungeachtet des ſo eben ſtatt gefundenen ſcandalöſen Auftrittes, ſich meiner Auktorität zu entziehen?“

„Ja, Madame.“

„Sie verweigern es alſo ausdrücklich, ſich dem anſtändigen und ſtrengen Leben zu unterwerfen, daß ich Ihnen anbefehlen will?“

„Ich habe Ihnen erſt vorhin geſagt, Madame, daß ich dieſe Wohnung verlaſſen werde, um allein und nach meinem Belieben zu leben.“

„Iſt dieß Ihr letztes Wort?“

„Dieß iſt mein letztes Wort.“

„Ueberlegen Sie . . . dieß iſt ſehr wichtig . . . nehmen Sie ſich in Acht! . .“

„Ich habe Ihnen mein letztes Wort geſagt, Madame . . . ich ſage es niemals zweimal.“

„Meine Herren . . . Sie hören es —“ fuhr die Prinzeſſin fort — „ich habe alles Mögliche vergebens verſucht, eine Ausſöhnung zu erzielen; das Fräulein hat ſich alſo jene Maßregeln nur ſelbſt beizumeſſen, welche eine ſo verwegene Auflehnung mich zu ergreifen zwingt.“

„Sei's, Madame —“ verſetzte Adriane.

Dann ſich zu Herrn Baleinier wendend, ſagte ſie lebhaft zu ihm:

„Kommen Sie . . . kommen Sie mein lieber Doctor, ich ſterbe vor Ungeduld; gehen wir ſchnell fort . . . jede verlorene Minute kann einer ehrlichen Familie Thränen, ſehr bittere Thränen koſten.“

Und Adriane verließ mit dem Arzte ſchnell den Salon.

Ein Diener der Prinzeſſin ließ den Wagen des Herrn Baleinier vorfahren; mit ſeiner Hülfe ſtieg Adriane ein, ohne zu bemerken, daß er ganz leiſe einige Worte zu den Livréebedienten ſagte, der den Kutſchenſchlag geöffnet hatte.

Als der Doctor neben Fräulein von Cardoville ſaß, ſchloß der Bediente den Wagen. Nach einer Secunde ſagte er zum Kutſcher mit lauter Stimme:

„In's Hôtel des Miniſters, durch die kleine Einfahrt!“

Die Pferde flogen raſch dahin.

Siebentes Kapitel.

Ein falſcher Freund.

Die Nacht war angebrochen, dunkel und kalt.

Der Himmel, rein bis zum Untergange der Sonne, verſchleierte ſich immer mehr mit grauen, ſchwarzblauen Wolken; ein heftiger Wind wirbelte hie und da einen dichten Schnee, der zu fallen begann.

Die Laternen warfen nur eine zweifelhafte Helle in das Innere des Wagens des Doctors Baleinier, worin er allein mit Adriane von Cardoville ſaß.

Adrianens holdſeliges Geſicht, eingerahmt in ihren kleinen Hut von grauem Caſtor, ſchwach erleuchtet von [illegible] Scheine der Laternen, erſchien weiß und rein auf dem düſtern Grunde des Stoffes, womit das Innere des Wagens ausgeſchlagen war, der zur Stunde von jenem ſüſſen und ſanften, man könnte ſagen faſt wollüſtigen Wohlgeruche duftete, welchen immer Damenkleider von auserleſenem Geſchmacke verbreiten; die Haltung des neben dem Doctor ſitzenden jungen Mädchens war anmuthvoll; ihre zierliche und ſchlanke Taille, umſchloſſen von ihrem bis zum Halſe reichenden Kleide von blauem Tuche, prägte ihre üppige Wellenform in die ſchwellende Rückwand, an die ſie ſich lehnte; ihre kleinen, gekreuzten, ein wenig ausgeſtreckten Füſſe, ruhten auf einem dicken Bärenfelle, das zum Teppiche diente; in ihrer linken, blendendweißen, bloßen Hand, hielt ſie ihr prächtig geſticktes Taſchentuch, womit ſie, zum großen Erſtaunen des Herrn Baleinier, ihre thränenfeuchten Augen trocknete.

Ja; denn dieſes junge Mädchen litt eben an der Nachwirkung der peinlichen Auftritte, die ſie kurz zuvor im Hôtel Saint-Dizier erlebt hatte; der fieberhaften, nervöſen Aufregung, welche ſie bis jetzt emporgehalten, folgte in ihr eine ſchmerzliche Ermattung; denn Adriane, ſo entſchloſſen in ihrer Unabhängigkeit, ſo ſtolz in ihrer Verachtung, ſo unverſöhnlich in ihrer Ironie, ſo kühn in ihrer Auflehnung gegen eine ungerechte Unterdrückung, beſaß eine tiefe Empfindbarkeit, die ſie vor ihrer Tante und vor ihrer Umgebung immer verhehlte.

Ungeachtet ihrer Zuverſicht, war nichts weniger männlich, weniger ein *männliches Frauenzimmer*, als das Fräulein von Cardoville; ſie war weſentlich *Frauenzimmer*; aber auch als Frauenzimmer wußte ſie eine große Selbſtbeherrſchung zu behaupten, ſobald das geringſte Zeichen von Schwäche von ihrer Seite, ihre Feinde erfreuen oder ſtolz machen konnte.

Der Wagen rollte ſeit einigen Minuten dahin; Adriane, ſchweigend ihre Thränen trocknend zum großen Erſtaunen des Doctors, hatte noch kein Wort geſprochen.

„Wie . . . mein liebes Fräulein Adriane, —" ſagte Herr Baleinier, wahrhaft überraſcht von der Gemüthsbewegung des jungen Mädchens, — „wie! . . . Sie ſo eben erſt noch ſo muthig . . . Sie weinen?"

„Ja —“ antwortete Adriane mit veränderter Stimme, — „ich weine ... vor Ihnen einem Freunde ... aber vor meiner Tante ... Oh! niemals.“

„Dennoch ... in dieſer langen Unterredung ... Ihre Epigramme ...“

„Ei, mein Gott ... glauben Sie denn, daß ich nicht wider meinen Willen mich entſchließe, in dieſem Kriege beiſſender Spöttereien zu glänzen? ... Nichts mißfällt mir ſo ſehr, als dieſe Arten von Wettſtreit bitterer Ironie, wozu mich die Nothwendigkeit zwingt, mich gegen dieſe Frau und ihre Freunde zu vertheidigen ... Sie ſprechen von meinem Muthe ... er beſtand nicht darin, ich verſichere Sie, einen boshaften Witz auszukramen ... ſondern um alles, was ich litt, einer ſo rohen Begegnung gegenüber ... vor Leuten, die ich haſſe, die ich verachte ... zurückzuhalten und zu verbergen ... ich, die ich, nach allem, ihnen niemals Böſes zugefügt habe, ich, die ich nichts verlange, als allein, frei, ruhig zu leben, und glückliche Menſchen um mich zu ſehen.“

„Was wollen Sie? Man beneidet ſowohl Ihr Glück, als jenes, welches Andere Ihnen verdanken ...“

„Und meine Tante iſt's, —“ rief Adriane entrüſtet aus, — „meine Tante, deren Leben nur ein langes Scandal war, die mich auf eine ſo empörende Weiſe beſchuldiget, wie wenn ſie mich nicht als ſtolz und loyal genug kennte, um nur eine Wahl zu treffen, deren ich öffentlich mich rühmen dürfte ...“

„Mein Gott, wenn ich liebte, ſo würde ich es ſagen, mich damit brüſten; denn die Liebe, wie ich ſie verſtehe, iſt das Herrlichſte auf der Welt . . . —“ Dann fuhr Adriane mit verdoppeltem Grame fort: „Wozu nützen denn Ehre und Freimüthigkeit, wenn ſie Sie nicht einmal gegen noch dümmeren als gehäſſigen Verdacht ſchützen!!!“

Bei dieſen Worten drückte Fräulein von Cardoville ihr Taſchentuch wieder an ihre Augen.

„Nun, mein liebes Fräulein Adriane —“ erwiederte Herr Baleinier mit ſalbungsvoller und eindringlicher Stimme — „beruhigen Sie ſich . . . dieß alles iſt vorüber . . . Sie haben an mir einen ergebenen Freund . . .“

Und dieſer Mann, alſo ſprechend, erröthete ungeachtet ſeiner teufliſchen Argliſt.

„Ich weiß es, Sie ſind mein Freund —“ ſagte Adriane — „nie werde ich vergeſſen, daß Sie ſich heute dem Unwillen meiner Tante ausgeſetzt haben, indem Sie meine Partei nahmen; denn es iſt mir wohl bekannt, daß ſie mächtig iſt . . . oh! ſehr mächtig im Böſen!!!“

„Was dieß betrifft . . . —“ verſetzte der Doctor, eine große Gleichgültigkeit affectirend — „ſind wir Aerzte gegen manchen Groll geſchützt . . .“

„Ah! mein lieber Herr Baleinier, Frau von Saint-Dizier und ihre Freunde verzeihen nicht leicht! —“ und das junge Mädchen ſchauderte. — „Es bedurfte meiner unüberwindlichen Abneigung, meines angeborenen Abſcheues vor allem, was feige, treulos und bösartig iſt, um mich dahin zu bringen, ſo offen mit ihr zu brechen . . . Aber wenn es ſich handeln würde . . . was werd' ich Ihnen ſagen? . . vom Tode . . . daß ich nicht unſchlüſſig ſeyn würde . . . und doch, —" fügte ſie mit jenem anmuthigen Lächeln bei, das ihrer entzückenden Phyſiognomie ſo viele Reize verlieh, — „lieb' ich das Leben ſehr . . . und wenn ich mir einen Vorwurf zu machen habe, . . . ſo iſt's: es zu glänzend, zu ſchön . . . zu harmoniſch zu lieben; . . . aber Sie wiſſen es, ich überlaſſe mich meinen Fehlern . . ."

„Gut, gut, ich bin ruhiger, —" ſagte der Doctor heiter, — „Sie lächeln . . . das iſt ein gutes Zeichen . . ."

„Oft iſt dieß das Klügſte . . . und doch . . . ſollte ich lächeln, nach den Drohungen, die meine Tante mir ſo eben gemacht hat? Wenn auch, was vermag ſie? Welche Bedeutung hatte dieſe Art von Familienrath? Konnte ſie ernſtlich glauben, daß die Anſicht eines Herrn von Aigrigny, eines Herrn Tripeaud, auf mich einen Einfluß haben würde? . . . Und dann hat ſie von ſtrengen Maßregeln geſprochen . . . Welche Maßregeln kann ſie ergreifen? . . . Wiſſen Sie es? . . ."

„Ich weiß, unter uns, daß die Prinzeſſin Sie bloß erſchrecken wollte . . . und daß ſie darauf rechnet, durch Ueberredung auf Sie einzuwirken . . . ſie hat die Grille, ſich für eine Kirchenmutter zu halten, und träumt von Ihrer Bekehrung, —“ ſagte der Doctor boshaft, der nun vorzüglich Adriane um jeden Preis beruhigen wollte; — „aber denken wir nicht mehr daran . . . Ihre ſchönen Augen müſſen in ihrem Glanze leuchten, um den Miniſter, den wir ſprechen wollen, zu verführen, zu bezaubern . . .“

„Sie haben recht, mein lieber Doctor . . . man ſollte den Gram immer fliehen; denn eine von deſſen mindeſten Widrigkeiten iſt das Vergeſſen auf den Gram Anderer; . . . allein ſehen Sie, ich mache von Ihrer großen Gefälligkeit Gebrauch, ohne Ihnen zu ſagen, was ich von Ihnen erwarte . . .“

„Glücklicherweiſe haben wir Zeit, zu plaudern; denn unſer Staatsmann wohnt ſehr weit von Ihnen . . .“

„Hören Sie in wenigen Worten, wovon es ſich handelt, —“ fuhr Adriane fort; — „ich habe Ihnen die Gründe mitgetheilt, welche mich beſtimmten, für dieſen braven Arbeiter mich zu intereſſiren; heute früh iſt er ganz troſtlos gekommen, um mir zu geſtehen, daß er wegen Lieder, die er gedichtet (denn er iſt ein Dichter), compromittirt, verhaftet zu werden bedroht, und unſchuldig ſei, daß aber, wenn man ihn einſperrte, ſeine Familie, welche er allein erhalte, Hungers ſterben würde; er bat mich alſo, Caution für ihn zu ſtellen, damit man ihn frei laſſe, um arbeiten zu können; ich hab das Verſprechen geleiſtet, an Ihre vertraute Freundſchaft mit dem Miniſter denkend; allein man war dieſem armen Jungen ſchon auf der Spur; ich hatte den

Einfall, ihn bei mir zu verſtecken, und Sie wiſſen, auf welche Art meine Tante dieſes Verfahren gedeutet hat. Nun ſagen Sie mir, ob Sie glauben, daß der Miniſter, durch Ihre Verwendung, mir bewilligen wird, um was wir ihn bitten wollen, die Freilaſſung dieſes Handwerkers gegen Caution?"

„Ei, ohne Anſtand . . . dieß wird keinen Schatten von Schwierigkeit haben, vorzüglich, wenn Sie ihm die Thatſachen mit jener Beredſamkeit des Herzens darſtellen werden, die Sie in ſo hohem Grade beſitzen . . ."

„Wiſſen Sie, mein lieber Herr Baleinier, warum ich dieſen vielleicht ſonderbaren Entſchluß gefaßt habe, Sie zu bitten, mich junges Mädchen zum Miniſter zu begleiten?"

„Etwa . . . um auf eine noch dringendere Art Ihren Schützling zu empfehlen."

„Ja . . . und auch um durch einen eclatanten Schritt die Verleumdungen kurz abzubrechen, welche meine Tante zu verbreiten nicht ermangeln wird . . . und ſchon, wie Sie geſehen haben, in das Protokoll des Polizeicommiſſärs aufnehmen ließ . . . Ich hab' es alſo vorgezogen, mich freimüthig geradezu an einen Mann von hoher Stellung zu wenden . . . Ich werde ihm ſagen, wie es ſich verhält, und er wird mir glauben, weil die Wahrheit einen Ausdruck hat, an dem man ſich nicht täuſcht."

„Dieß alles, mein liebes Fräulein Adriane, iſt klug, vollkommen vernünftig geredet. — Sie werden, wie man ſagt, mit einem Steine zwei Würfe thun, . . . oder vielmehr aus einer guten Handlung zwei Acte der Gerechtigkeit ſchöpfen; . . . zum voraus gefährliche Verleumdungen vernichten, und einem wackern Jungen die Freiheit wieder verſchaffen.“

„Nun,“ — erwiederte Adriane lächelnd, — „kehrt mein Frohſinn wieder zurück . . . Dank dieſer glücklichen Ausſicht.“

„Mein Gott, im Leben,“ — entgegnete der Doctor philoſophiſch, — „hängt alles von der Anſicht ab.“

Adriane war ſo völlig unwiſſend in Bezug auf conſtitutionelle Regierung und adminiſtrative Befugniſſe; ſie hatte ein ſo blindes Vertrauen auf den Doctor, daß ſie nicht einen Augenblick an der Wahrheit ſeiner Worte zweifelte.

Daher fuhr ſie freudig fort:

„Welches Glück! ich werde alſo, wenn ich ſodann die Töchter des Marſchalls Simon abhole, des Arbeiters arme Mutter beruhigen können, die vielleicht zur Stunde in grauſamer Angſt ſchwebt, da ſie ihren Sohn nicht heimkehren ſieht!“

„Ja, Sie werden dieſes Vergnügen genießen,“ — verſetzte Herr Baleinier lächelnd, — „denn wir wollen auf ſolche Weiſe bitten und intriguiren, daß wohl die gute Mutter durch Sie die Freilaſſung jenes wackern Jungen früher noch als ſeine Verhaftung erfahren ſoll.“

„Welche Güte, welche Gefälligkeit von Ihrer Seite!“ ſagte Adriane. „In der That, wenn es ſich nicht von ſo wichtigen Gründen handelte, würde ich mich ſchämen, Ihnen eine ſo koſtbare Zeit zu entziehen, mein lieber Herr Baleinier; . . . aber ich kenne Ihr Herz . . ."

„Ihnen meine innige Ergebenheit, meine aufrichtige Anhänglichkeit zu bethätigen, iſt mein einziger Wunſch," erwiederte der Doctor, eine Priſe Tabak nehmend.

Doch zu gleicher Zeit warf er einen unruhigen Seitenblick durch den Kutſchenſchlag; denn der Wagen fuhr eben über den Odeonsplatz, und ungeachtet eines dichten Schneegeſtöbers ſah man die Façade des erleuchteten Theaters; Adriane konnte nun, da ſie in dieſem Augenblicke ihren Kopf nach dieſer Seite wendete, über den ſonderbaren Weg ſtaunen, den man eingeſchlagen hatte.

Um daher ihre Aufmerkſamkeit durch eine geſchickte Ablenkung auf ſich zu ziehen, rief der Doctor plötzlich aus:

„Ah! großer Gott . . . und ich vergaß . . ."

„Was fehlt Ihnen denn, Herr Baleinier?" — fragte Adriane, ſich raſch gegen ihn wendend.

„Ich vergaß eine zum Gelingen unſerer Bitte ſehr wichtige Sache."

„Was denn? . . ." fragte das junge Mädchen unruhig. Herr Baleinier lächelte tückiſch.

„Alle Menſchen," — entgegnete er, — „haben ihre Schwachheiten, und ein Miniſter hat deren viel mehr, als ein Anderer; jener, den wir bitten wollen, hat die Grille, auf eine lächerliche Weiſe an ſeinem Titel zu kleben, und der erſte Eindruck auf ihn wäre widrig . . .

wenn Sie ihn nicht mit einem wohl betonten Herr Miniſter begrüßten.“

„Daran ſoll's nicht fehlen . . . mein lieber Herr Baleinier,“ — verſetzte Adriane, nun auch lächelnd, — „ich werde ſogar bis zur Excellenz gehen, die gleichfalls, glaub' ich, einer von den angenommenen Titeln iſt.“

„Jetzt nicht . . . aber deſto beſſer; und wenn Sie außerdem ein oder zwei Monſeigneur entſchlüpfen laſſen könnten, ſo würde unſere Sache im erſten Anfalle gewonnen.“

„Seien Sie ruhig; da es Bürger-Miniſter giebt, wie es Bürger-Edelleute giebt, werd' ich an Herrn Jourdain mich erinnern, und die gefräßige Eitelkeit dieſes Staatsmannes ſättigen.“

„Ich überlaſſe Ihnen denſelben, und er wird in guten Händen ſeyn,“ — entgegnete der Arzt, der mit Freude den Wagen nun in die düſtern Straßen eingelenkt ſah, die vom Odeonsplatze zum Stadtviertel des Pantheon führen, — „aber bei dieſem Umſtande hab' ich nicht den Muth, meinem Freunde, dem Miniſter, den Vorwurf des Hochmuthes zu machen, da ſein Hochmuth uns zu Hülfe kommen kann.“

„Dieſe kleine Liſt erſcheint übrigens ziemlich unſchuldig,“ — fügte Fräulein von Cardoville bei, — „und ohne Gewiſſenszweifel mach' ich davon Gebrauch, ich geſtehe es . . .“ — dann, gegen den Kutſchenſchlag ſich neigend, ſagte ſie:

„Mein Gott, wie ſchwarz und traurig ſind dieſe Straßen . . . welcher Wind . . . welcher Schnee . . . in welchem Stadtviertel ſind wir denn? . . .“

„Wie! undankbare und unnatürliche Einwohnerin . . . Sie erkennen an der Abweſenheit von Verkaufsläden Ihr liebes Stadtviertel nicht, die Vorſtadt Saint-Germain? . . .“

„Ich glaubte, wir hätten ſie ſchon lange verlaſſen.“

„Ich auch,“ — verſetzte der Arzt, ſich gegen den Kutſchenſchlag neigend, wie um den Ort zu erkennen, wo er ſich befand, — „aber wir ſind noch darin! . . . Mein unglücklicher Kutſcher, vom Schnee geblendet, der ihm in's Geſicht weht, wird ſich wohl geirrt haben; doch wir ſind auf dem rechten Wege . . . ja . . . ich kenne mich aus, wir ſind in der Straße Saint-Guillaume, keine luſtige Straße (nebenbei geſagt); übrigens werden wir in zehn Minuten an der beſondern Einfahrt des Miniſters ankommen; denn die Vertrauten, wie ich, erfreuen ſich des Vorrechtes, den Ehren des großen Thores zu entgehen.“

Fräulein von Cardoville kannte, wie Perſonen, die in der Regel ausfahren, ſo wenig gewiſſe Straßen von Paris, und miniſterielle Gewohnheiten, daß ſie nicht einen Augenblick an dem zweifelte, was Herr Baleinier behauptete, auf den ſie übrigens ihr höchſtes Vertrauen ſetzte.

Seit der Abfahrt aus dem Hôtel Saint-Dizier hatte der Doctor eine Frage auf ſeinen Lippen, die er dennoch zu ſtellen ſchwankte, aus Beſorgniß, in Adrianens Augen ſich zu compromittiren.

Als dieſe von ſehr wichtigen Intereſſen geſprochen, deren Exiſtenz man ihr verhehlet hätte, war dem Doctor, einem ſehr feinen, ſehr gewandten Beobachter, die Verlegenheit und Angſt der Prinzeſſin und des Herrn von Aigrigny vollkommen ſichtbar geworden.

Er zweifelte nicht, daß das gegen Adriane geſchmiedete Complott (ein Complott, dem er aus Unterwürfigkeit unter den Willen des Ordens blind diente) ſich auf jene ihm verhehlten Intereſſen beziehe, und die er eben deßwegen ſehnlichſt zu kennen wünſchte; denn da er, wie jedes Mitglied der finſtern Congregation, wozu er gehörte, die zwangsweiſe Gewohnheit der Angeberei hatte, fühlte er nothwendig die gehäſſigen, mit jedem Stande der Mitſchuld verbundenen Laſter ſich entwickeln, nämlich: den Neid, das Mißtrauen und eine eiferſüchtige Neugier.

Man wird begreifen, daß der Doctor Baleinier, obwohl feſt entſchloſſen, den Anſchlägen des Herrn von Aigrigny zu dienen, ſehr begierig war, zu erfahren, was man ihm verhehlt hatte; daher, ſeine Unſchlüſſigkeit überwindend, und die Gelegenheit günſtig, und insbeſondere dringend erachtend, ſagte er zu Adrianen, nach einer Pauſe des Schweigens:

„Ich werde an Sie eine vielleicht ſehr unbeſcheidene Frage ſtellen. Jedenfalls, wenn Sie ſie ſo finden . . . antworten Sie nicht darauf . . .“

„Fahren Sie fort . . . ich bitte Sie darum."

„Vor Kurzem . . . einige Minuten früher, als man Ihrer Frau Tante die Ankunft des Polizeikommiſſärs meldete, haben Sie, wie mir dünkt, von großen Intereſſen geſprochen, die Ihnen bisher verhehlt worden ſeyen . . ."

„Ja, ſo iſt's . . ."

„Dieſe Worte," — fuhr Herr Baleinier fort, ſeine Worte langſam betonend, — „ſchienen einen lebhaften Eindruck auf die Prinzeſſin zu machen . . ."

„Einen ſo lebhaften Eindruck . . ." — entgegnete Adriane, — „daß gewiſſe Verdachtsgründe, die ich hegte, in Gewißheit verwandelt wurden."

„Ich habe nicht nöthig, Ihnen zu ſagen, meine liebenswürdige Freundin," — erwiederte Herr Baleinier mit ſchmeichelndem Tone, — „daß ich dieſes Umſtandes nur erwähne, um Ihnen für den Fall meine Dienſte anzubieten, daß ſie Ihnen zu irgend etwas nützen könnten; . . . wo nicht . . . wenn Sie nur einen Schatten des Unpaſſenden darin finden, mir mehr davon zu ſagen . . . nehmen Sie an, daß ich nichts geſagt habe."

Adriane wurde ernſt, nachdenkend, und antwortete, nach einem Schweigen von einigen Augenblicken, dem Herrn Baleinier:

„Es giebt in dieſer Angelegenheit Verhältniſſe, die ich nicht kenne . . . andere, die ich Ihnen mittheilen kann . . . andere endlich, die ich Ihnen verſchweigen muß; . . . Sie ſind heute ſo gut, daß ich mich glücklich fühle, Ihnen einen neuen Beweis meines Vertrauens zu geben.“

„Dann will ich nichts wiſſen,“ — ſagte der Doctor mit beſtürzter und ergriffener Stimme; — „denn ich hätte den Anſchein, eine Art von Belohnung anzunehmen, während ich durch das Vergnügen allein, das ich darin fühle, Ihnen zu dienen, tauſendmal belohnt bin.“

„Hören Sie . . .“ — erwiederte Adriane, ohne zu ſcheinen, als beſchäftige ſie ſich mit dem zartſinnigen Bedenken des Herrn Baleinier, — „ich habe mächtige Gründe, zu glauben, daß eine unermeßliche Erbſchaft über kurz oder lang unter die Mitglieder meiner Familie vertheilt werden muß . . . die ich nicht alle kenne . . . denn nach dem Wiederrufe des Edikts von Nantes, haben ſich jene, von welchen ſie abſtammt, in fremde Länder zerſtreut, und ſehr verſchiedene Geſchicke erduldet.“

„Wirklich?“ — rief der Doctor mit dem höchſten Intereſſe aus. — „Wo iſt dieſe Erbſchaft? Von wem rührt ſie her? In welchen Händen liegt ſie?“

„Ich weiß es nicht . . .“

„Und wie wollen Sie Ihren Rechten Geltung verſchaffen?“

„Ich werde es bald erfahren.“

„Und wer wird Sie hiewegen verſtändigen?“

„Ich kann es Ihnen nicht ſagen.“

„Und wer hat Ihnen geſagt, daß dieſe Erbſchaft exiſtire?“

„Dieß kann ich Ihnen eben ſo wenig ſagen . . .“ entgegnete Adriane mit einem melancholiſchen und ſanften Tone, der mit der gewöhnlichen Lebhaftigkeit ihrer Unterredung contraſtirte. — „Das iſt ein Geheimniß . . . ein ſonderbares Geheimniß . . . und zur Zeit jener Momente von Exaltation, worin Sie bisweilen mich überraſchten . . . dachte ich an die außerordentlichen Umſtände, die ſich auf dieſes Geheimniß beziehen . . . ja . . . und dann erwachten ſehr große, ſehr herrliche Gedanken in mir . . .“

Dann ſchwieg Adriane, in ihre Erinnerungen tief verſunken.

Herr Baleinier verſuchte es nicht, ſie darin zu ſtören.

Fräulein von Cardoville gewahrte Anfangs die Richtung nicht, welche der Wagen nahm; dann war's auch dem Doctor nicht unangenehm, über das nachzudenken, was er ſo eben gehört hatte; mit ſeinem gewöhnlichen Scharfſinne ahnete er unbeſtimmt, daß es ſich von einer Erbſchafts-Angelegenheit für den Abbé von Aigrigny handelte; er beſchloß, ſie unmittelbar zum Stoffe eines geheimen Rapportes zu machen; unter zwei Fällen einer: entweder handelte Herr von Aigrigny in dieſer Sache nach den Inſtructionen des Ordens, oder er handelte nach ſeiner perſönlichen Eingebung; im erſten Falle bekräftigte der geheime Rapport des Doctors von Rechtswegen eine Thatſache; im zweiten entdeckte er eine andere.

Eine Zeit lang beobachteten alſo Fräulein von Cardoville und Herr Baleinier ein tiefes Schweigen, das ſelbſt nicht mehr vom Geräuſche der Wagenräder unterbrochen wurde, die bereits über eine dichte Schneeſchichte rollten; denn die Straßen wurden immer öder.

Ungeachtet ſeiner treuloſen Gewandtheit, ſeiner Keckheit, ungeachtet der Blindheit der von ihm Getäuſchten, war der Doctor über den Erfolg ſeines liſtigen Anſchlages nicht völlig beruhiget; der kritiſche Augenblick näherte ſich, und Adrianens leiſeſter, ungeſchickt geweckter Verdacht konnte die Projekte des Doctors vereiteln.

Adriane, ſchon ermüdet von den Gemüthsaufregungen dieſes peinlichen Tages, ſchauderte von Zeit zu Zeit; denn die Kälte wurde immer ſchneidender, und in ihrer Eile, Herrn Baleinier zu begleiten, hatte ſie vergeſſen, einen Shawl oder Mantel zu nehmen.

Seit einiger Zeit fuhr der Wagen eine ſehr hohe Mauer entlang, die, quer durch den Schnee, ſich weiß auf einem völlig ſchwarzen Himmel abprägte.

Ein tiefes und düſteres Schweigen herrſchte.

Der Wagen hielt.

Der Livréebediente ging zu einem großen Thorwege von ſonderbarer Form; ſogleich that er zwei raſche Schläge, dann einen dritten nach ziemlich langer Pauſe.

Adriane bemerkte dieſen Umſtand nicht; denn die Schläge waren wenig lärmend, und zudem hatte der Doctor ſogleich das Wort ergriffen, um durch ſeine Stimme das Geräuſch dieſer Art von Zeichen zu verbergen.

„Endlich ſind wir angekommen,“ — ſagte er fröhlich zu Adrianen; — „ſeyen Sie recht verführeriſch, das heißt: ſeyen Sie Sie ſelbſt.“

„Seyen Sie ruhig, ich werde mein Beſtes thun,“ — erwiederte Adriane lächelnd; dann fügte ſie bei, wider ihren Willen ſchaudernd: „Welche abſcheuliche Kälte!... Ich geſtehe Ihnen, mein guter Herr Baleinier, daß ich, wenn ich meine armen kleinen Verwandten bei der Mutter unſers braven Arbeiters abgeholt habe, heute Abend meinen Salon mit wahrem Vergnügen hübſch warm und glänzend erleuchtet finden werde; denn Sie kennen meine Abneigung gegen die Kälte und die Dunkelheit . . .“

„Das iſt ganz natürlich,“ — verſetzte der Doctor galant; — „die lieblichſten Blumen entblühen nur dem Lichte und der Wärme.“

Während der Arzt und Fräulein von Cardoville dieſe Worte wechſelten, hatte ein ſchwerfälliger Thor-Weg in ſeinen Angeln geächzt, und der Wagen war in den Hof gerollt.

Der Doctor ſtieg zuerſt aus, um Adrianen ſeinen Arm zu bieten.

Neuntes Kapitel.

Das Cabinet des Miniſters.

Der Wagen hielt vor einer kleinen, ſchneebedeckten und einige Stufen hohen Freitreppe, die zu der von einer Lampe erleuchteten Hausflur führte.

Adriane ſtützte ſich, um die etwas ſchlüpfrigen Stufen hinanzuſteigen, auf den Arm des Doctors.

„Mein Gott, wie Sie zittern . . .“ — ſagte er zu ihr.

„Ja . . .“ — erwiederte das junge Mädchen ſchaudernd, — „ich fühle eine tödtliche Kälte. In meiner Eile bin ich ohne Shawl fort . . . Aber welch' ein trauriges Ausſehen hat dieſes Haus!“ fügte ſie hinzu, die Freitreppe hinauf gehend.

„Dieß nennt man das kleine Hôtel des Miniſteriums, das Sanctus Sanctorum, wohin unſer Staatsmann, ferne von dem Lärme der Profanen, ſich zurückzieht,“ — erwiederte Herr Baleinier lächelnd. — „Belieben Sie einzutreten.“

Und er öffnete die Thüre einer ziemlich großen, ganz öden Hausflur.

„Man hat wohl Grund, zu ſagen,“ — fuhr Herr Baleinier fort, eine ziemlich lebhafte Aufregung unter einem Anſcheine von Heiterkeit verhehlend, — „Miniſterhaus . . . Emporkömmlinghaus . . . kein Livrée-

Bedienter (kein Büreaudiener, ſollte ich ſagen) im Vorzimmer . . . Aber zum Glücke —“ ſetzte er hinzu, die Thüre eines Zimmers öffnend, das an die Hausflur ſtieß:

„Erzogen im Serail, ſind mir bekannt
die Wege.“

Fräulein von Cardoville wurde in einen Salon geführt, ausgeſchlagen mit grünem, ſammetartigen Papier, und beſcheiden meublirt mit Seſſeln und Lehnſtühlen von Acacienholze, mit gelbem Utrechterſammet überzogen; der ſorgfältig gebohnte getäfelte Fußboden glänzte; eine kreisförmige Lampe, die höchſtens nur ein Drittheil ihrer Helle ſpendete, hing viel höher, als man ſie gewöhnlich aufhängt.

Dieſe Wohnung als Aufenthalt eines Miniſters ſonderbar beſcheiden findend, konnte ſich Adriane, obwohl ſie durchaus keinen Verdacht hegte, einer Bewegung des Erſtaunens nicht enthalten, und blieb eine Minute lang auf der Schwelle ſtehen. Herr Baleinier, der ihr den Arm reichte, errieth die Urſache ihres Erſtaunens, und ſagte lächelnd:

„Dieſe Wohnung ſcheint Ihnen für eine Excellenz ſehr armſelig, nicht wahr? Aber wenn Sie wüßten, was conſtitutionelle Sparſamkeit iſt! . . . Uebrigens werden Sie einen Monſeigneur ſehen, der eben ſo armſelig ausſieht, wie ſein Mobiliar . . . Doch belieben Sie eine Secunde auf mich zu warten . . . Ich komme ſogleich wieder.“

Und ſachte ſeinen Arm von jenem Adrianens losmachend, die ſich unwillkürlich an ihn drängte, öffnete der Arzt eine kleine Seitenthüre, durch welche er ſich davonſchlich.

Adriane von Cardoville blieb allein.

Das junge Mädchen, obwohl es die Urſache dieſes Eindruckes ſich nicht erklären konnte, fand dieſes große, kalte, nackte Zimmer mit Fenſtern ohne Vorhänge unheimlich; dann nach und nach in der Meublirung desſelben mehrere Sonderbarkeiten gewahrend, die ſie Anfangs nicht bemerkt hatte, fühlte ſie ſich von einer unerklärbaren Unruhe ergriffen . . .

Auch ſah ſie, da ſie dem feuerloſen Herde ſich näherte, mit Erſtaunen, daß er durch ein eiſernes Gitter geſchloſſen war, welches die Oeffnung des Kamins völlig verſperrte, und daß die Feuerzange und die Schaufel an eiſernen Kettchen befeſtiget waren.

Schon genug betroffen über dieſe Wunderlichkeit, wollte ſie durch eine unbewußte Bewegung einen neben dem Täfelwerke ſtehenden Lehnſtuhl näher rücken . . .

Dieſer Lehnſtuhl war unbeweglich . . .

Adriane bemerkte dann, daß die Rückſeite dieſes Stuhles, wie jene der andern Seſſel, an einer der Thürfüllungen durch zwei kleine eiſerne Klammern hing.

Ohne ein Lächeln unterdrücken zu können, dachte ſie ſich:

„Hätte man ſo wenig Vertrauen auf den Staatsmann, bei dem ich bin, daß man die Meubles an die Mauern befeſtiget?" *)

Adriane hatte dieſen etwas erzwungenen Scherz ſo zu ſagen gemacht, um ihr peinliches Nachſinnen zu bekämpfen, welches immer mehr zunahm; denn das tiefeſte, düſterſte Schweigen herrſchte in dieſer Behauſung, wo nichts die Regſamkeit, die Thätigkeit offenbarte, welche gewöhnlich einen großen Mittelpunkt von Geſchäften umgeben.

Nur von Zeit zu Zeit hörte das junge Mädchen die heftigen Windſtöſſe drauſſen pfeifen.

Mehr als eine Viertelſtunde war verfloſſen, Herr Baleinier kam nicht zurück.

In ihrer unruhigen Ungeduld wollte Adriane Jemand rufen, um ſich nach Herrn Baleinier und dem Miniſter zu erkundigen; ſie ſchaute empor, um eine Klingelſchnur neben dem Spiegel zu ſuchen; ſie ſah keine; aber ſie bemerkte, daß, was ſie bisher wegen des Halbdunkels des Gemaches für einen Spiegel gehalten, ein großes Blatt von ſehr glänzendem Weißbleche war. Näher tretend, ſtieß ſie an einen Bronceleuchter . . . dieſer Leuchter war, wie die Pendeluhr, mit Klammern an den Marmor des Kamins gefeſſelt.

In gewiſſen Stimmungen des Geiſtes, nehmen oft

---

*) Bekanntlich bewohnen die Miniſter in Paris von der Regierung meublirte Hôtels, die ſo auf ihre Nachfolger im Amte übergehen.

D. Ueb.

die unbedeutendſten Umſtände eine erſchreckende Natur an; auch dieſer unbewegliche Leuchter, dieſe an das Getäfel befeſtigten Meubles, ein Blatt Weißblech ſtatt des Spiegels, dieſes tiefe Schweigen, die immer mehr verlängerte Abweſenheit des Herrn Baleinier, machten auf Adriane einen ſo lebhaften Eindruck, daß ſie einen mächtigen Schrecken zu fühlen begann.

Dennoch ſetzte ſie ein ſo unbedingtes Vertrauen auf den Arzt, daß ſie ſich ihren Schrecken zum Vorwurfe machte, und meinte, nach allem habe die Veranlaſſung deſſelben keine wirkliche Wichtigkeit, und es ſei unvernünftig, mit einer ſo geringfügigen Sache ſich zu beſchäftigen.

Betreffend die Abweſenheit des Herrn Baleinier, möchte ſie ſich ohne Zweifel deßwegen verlängern, weil er wartete, bis die Geſchäfte des Miniſters dieſem vergönnten, zu empfangen.

Dennoch erlaubte ſich das junge Mädchen, obgleich es ſich auf dieſe Art zu beruhigen ſuchte, was es ohne dieſen Vorfall nie gewagt hätte, — es näherte ſich nach und nach der kleinen Thüre, durch welche der Arzt verſchwunden war, und horchte.

Sie hielt den Athem an ſich, lauſchte . . . und hörte nichts . . .

Plötzlich dröhnte ein dumpfes und zugleich ſchwerfälliges Getöſe, wie von einem fallenden Körper, über ihrem Haupte; . . . es dünkte ihr ſogar, ein erſticktes Aechzen zu hören.

Raſch emporſchauend, ſah ſie einige Theilchen von der geſchuppten Malerei herabfallen, ohne Zweifel durch die Erſchütterung des obern Fußbodens losgelöſet.

Indem ſie ihrem Schrecken nicht mehr widerſtehen konnte, eilte Adriane zur Thüre, durch welche ſie mit dem Doctor eingetreten war, um Jemand zu rufen.

Zu ihrer großen Ueberraſchung fand ſie dieſe Thüre von Außen verſchloſſen.

Dennoch hatte ſie ſeit ihrer Ankunft kein Klirren des Schlüſſels im Schloſſe vernommen, welches übrigens auswendig angebracht war.

Immer erſchrockener ſtürzte das junge Mädchen gegen die kleine Thüre, durch welche der Arzt verſchwunden, und an der ſie ſo eben gehorcht hatte . . .

Auch dieſe Thüre war von außen verſchloſſen.

Da ſie indeſſen noch mit dem Schrecken kämpfen wollte, der ſich unüberwindlich ihrer bemächtigte, rief Adriane die Feſtigkeit ihres Characters zu Hülfe, des Willens, wie man im gemeinen Leben ſagt: ſich Muth einzureden.

„Ich werde mich geirrt, und nur einen Fall gehört haben,“ ſagte ſie; „das Aechzen exiſtirt bloß in meiner Einbildung; . . . tauſend Gründe ſprechen dafür, daß etwas, und nicht, daß Jemand gefallen iſt . . . aber dieſe verſchloſſenen Thüren . . . Vielleicht weiß man nicht, daß ich hier bin, man wird geglaubt haben, es befinde ſich Niemand in dieſem Zimmer.“

Und dieſe Worte ſprechend, ſchaute Adriane ängſtlich um ſich; dann fügte ſie mit feſter Stimme hinzu:

„Keine Schwachheit; es handelt ſich nicht davon, daß ich meine Lage mir aus dem Sinne zu ſchlagen ſuche . . . und mich ſelbſt täuſchen will; im Gegentheile muß ich ihr wohl in's Geſicht ſehen. Offenbar bin ich hier bei keinem Miniſter; . . . tauſend Gründe beweiſen mir es jetzt . . . Herr Valeinier hat mich alſo betrogen . . . Aber zu welchem Zwecke dann? Warum hat er mich hierher geführt, und wo bin ich?“

Dieſe beiden Fragen ſchienen Adriane gleichmäßig unlösbar; nur dieß blieb ihr erwieſen, daß ſie das Opfer der Treuloſigkeit des Herrn Valeinier war.

Dieſer loyalen edelmüthigen Seele, dünkte dieſe Gewißheit ſo entſetzlich, daß ſie noch verſuchen wollte, ſie wegzudrängen, an die vertrauende Freundſchaft denkend, die ſie jenem Manne immer bethätiget hatte; daher ſagte Adriane mit Herzeleid zu ſich:

„Wie doch die Schwachheit, wie die Furcht oft zu ungerechten, gehäſſigen Verdachte verleitet; ja, denn an einen ſo hölliſchen Betrug zu glauben, iſt nur im äuſſerſten Falle erlaubt . . . und erſt wenn anſchauende Gewißheit dazu zwingt; ich will Jemand rufen; dieß iſt das einzige Mittel, mir vollſtändige Aufklärung zu verſchaffen.“

Dann ſich erinnernd, daß keine Klingel vorhanden ſei, ſagte ſie:

„Es thut nichts, ich klopfe; man wird ohne Zweifel kommen.“

Und mit ihren kleinen zarten Finger klopfte Adriane mehrmals an die Thüre.

Der dumpfe und matte Ton, den dieſe Thüre von ſich gab, verrieth, daß ſie ſehr dick war.

Das junge Mädchen erhielt keine Antwort.

Sie eilte zur andern Thüre.

Derſelbe Ruf ihrerſeits, daſſelbe tiefe Schweigen... hie und da von auſſen durch das Heulen des Windes unterbrochen.

„Ich bin nicht furchtſamer, als eine Andere, —“ ſagte Adriane ſchaudernd; — „ich weiß nicht, macht's die grimmige Kälte, die hier herrſcht . . . aber ich ſchaudere wider meinen Willen; ich ſuche wohl mich jeder Schwachheit zu erwehren: dennoch ſcheint es mir, daß Jedermann, wie ich, was hier vorgeht . . . ſeltſam . . . erſchreckend . . . finden würde . . .“

Plötzlich brach ein Geſchrei, oder vielmehr ein wildes, abſcheuliches, wüthendes Heulen in dem Gemache über demjenigen aus, worin ſie ſich befand, und bald darauf erſchütterte eine Art dumpfen, heftigen, ruckweiſen Strampelns die Decke, wie von mehreren, in einen hartnäckigen Kampf verwickelten Perſonen.

In ihrem plötzlichen Schrecken ſtieß Adriane einen gewaltigen Angſtſchrei aus, wurde blaß wie eine Todte, blieb einen Augenblick ſtarr vor Entſetzen, dann ſtürzte ſie auf eines der mit Läden verſchloſſenen Fenſter, und riß es haſtig auf.

Ein heftiger, mit dichtem Schneegeſtöber vermengter Windſtoß, ſchlug in Adrianens Geſicht, verfing ſich in den Salon, und löſchte das rauchige Licht der Lampe aus, nach kurzem Flackern und Wehen deſſelben.

So vom tiefſten Dunkel umfangen, die Hände um die Gitterſtangen des Fenſters krampfend, wollte Fräulein von Cardoville, endlich vom ſo lange bekämpften Schrecken überwältiget, um Hülfe rufen, als ein unerwarteter Anblick ſie einige Minuten lang vor Entſetzen ſprachlos machte.

Ein Hauptgebäude, gleichlaufend mit jenem, worin ſie ſich befand, erhob ſich in geringer Entfernung.

Inmitten der ſchwarzen Nacht, die den Raum ausfüllte, ſtrahlte ein großes, erleuchtetes Fenſter . . .

Durch die Scheiben ohne Vorhänge erblickte Adriane eine weiße, abgezehrte, entfleiſchte Geſtalt, eine Art Betttuch nachſchleppend, die vor dem Kreuzſtocke immer raſch auf und ab ſchritt, eine eben ſo haſtige als fortwährende Bewegung.

Den Blick auf jenes im Dunkel leuchtende Fenſter heftend, blieb Adriane wie von dieſer traurigen Erſcheinung verzaubert, ſtehen; dann, als dieſer Anblick ihren Schrecken auf den höchſten Grad ſteigerte, rief ſie aus allen ihren Kräften um Hülfe, ohne die Gitterſtangen des Fenſters loszulaſſen, an die ſie ſich geklammert hatte.

Nach einigen Secunden, und während ſie ſo um Hülfe rief, traten zwei große Weiber ſchweigend in den Salon, worin ſich Fräulein von Cardoville befand.

welche, immer das Fenſter umklammernd, ſie nicht bemerken konnte.

Dieſe zwei Weiber, vierzig bis fünfzig Jahre alt, kräftig, männlich, waren nachläſſig und ſchmutzig gekleidet, wie Stubenmägde von niedrigem Stande; über ihren Kleidern trugen ſie große Schürzen von blauer Leinwand, die, bis zum Halſe reichend, wo ſie ausgeſchnitten waren, bis auf ihre Füße fielen.

Die Eine, eine Lampe haltend, hatte ein großes rothes und glänzendes Geſicht, eine dicke finnige Naſe, kleine grüne Augen, und flachsfarbene zerzauſete Haare unter ihrer ſchmutzigweißen Mütze.

Die Andere, gelb, hager, knochig, trug eine Trauermütze, die dicht umrahmte ihr mageres, erdfahles, pergamentenes, blatternarbiges, durch zwei dicke ſchwarze Brauen hart ausgeprägtes Geſicht; einige lange graue Haare beſchatteten ihre Oberlippe.

Dieſe Frau hielt in der Hand, halb ausgekramt, eine Art Kleidungsſtück, ſonderbar geformt, von dicker grauer Leinwand.

Alle zwei waren alſo durch die kleine Thüre in dem Augenblicke ſchweigend eingetreten, da Adriane in ihrem Schrecken an das Gitterwerk des Fenſters ſich klammerte, mit dem Rufe: Zu Hülfe! . . .

Mit einem Winke wieſen ſich dieſe Weiber das junge Mädchen, und während die Eine die Lampe auf den Kamin ſtellte, legte die Andere (welche die Trauermütze trug) dem Kreuzſtocke ſich nähernd, ihre große knochige Hand auf die Schulter des Fräuleins von Cardoville.

Dieſe, raſch ſich wendend, ſtieß bei dem Anblicke dieſes unheimlichen Geſichtes, einen neuen Schrei des Schreckens aus.

Als dieſe erſte Bewegung der Beſtürzung vorüber war, beruhigte ſich Adriane beinahe; wie abſtoßend auch dieſes Weib ſein mochte, ſo war doch Jemand da, mit dem ſie ſprechen konnte; ſie rief daher lebhaft mit erhobener Stimme aus:

„Wo iſt Herr Baleinier?"

Die zwei Weiber ſchauten ſich an, wechſelten einen Wink des Einverſtändniſſes, und antworteten nicht.

„Ich frage Sie, Madame, —" fuhr Adriane fort, — „wo iſt Herr Baleinier, der mich hierher geführt hat... ich will ihn auf der Stelle ſprechen . . ."

„Er iſt fort —" erwiederte das dicke Weib.

„Fort! . . . —" rief Adriane aus, — „fort ohne mich . . . Aber was bedeutet dieß? mein Gott! . . ."

Dann, nach einem Augenblicke des Nachſinnens, ſprach ſie weiter:

„Holen Sie mir einen Wagen . . ."

Die beiden Weiber ſchauten ſich an, die Achſeln zuckend.

„Ich bitte Sie, Madame, —" fuhr Adriane mit gemäßigter Stimme fort, — „mir einen Wagen zu holen, da Herr Baleinier ohne mich fortgegangen iſt; ich will auch von hier weg."

„Geben Sie, geben Sie, Madame, —“ entgegnete das große Weib (man hieß ſie la Thomas), indem ſie ſich ſtellte, als verſtehe ſie nicht, was Adriane ſagte, — „es iſt Zeit . . . Sie müſſen zu Bette gehen.“

„Ich zu Bette gehen!! —“ rief Fräulein von Cardoville mit Schrecken aus. — „Aber, mein Gott, das iſt ja zum närriſch werden . . .“ Dann fragte ſie die beiden Weiber:

„Was iſt dieß für ein Haus? Wo bin ich? Antworten Sie!“

„Sie ſind in einem Hauſe, —“ verſetzte Thomas mit rauher Stimme, — „wo man nicht durch das Fenſter ſchreien darf, wie Sie ſo eben.“

„Und wo man eben ſo wenig die Lampen auslöſchen darf, wie Sie es ſo eben gemacht haben . . . ſonſt, —“ entgegnete das andere Weib, Gervaiſe genannt, — „werden wir böſe . . .“

Adriane, welche kein Wort mehr fand, vor Schrecken bebte, blickte wechſelweiſe dieſe entſetzlichen Weiber mit Erſtaunen an; ihr Verſtand erſchöpfte ſich vergebens zu begreifen, was hier vorging. Plötzlich glaubte ſie es errathen zu haben, und rief aus:

„Ich ſeh' es, es iſt hier ein Mißverſtändniß . . . ich erkläre mir's nicht . . . doch jedenfalls liegt ein Mißverſtändniß vor . . . Sie halten mich für eine Andere . . . Wiſſen Sie, wer ich bin? . . . Ich heiße Adriane von Cardoville . . . verſtehen Sie? . . Adriane von Cardoville! . . Alſo, Sie ſehen es, kann ich frei von hier fortgehen; Niemand auf der Welt hat das Recht, mit Gewalt mich zurückzuhalten . . . Daher holen Sie mir, ich befehle es Ihnen, auf der Stelle einen Wagen . . . Wenn es in dieſem Stadtviertel keinen giebt, ſo geben Sie mir Jemand mit, der mich begleitet, und mich nach Hauſe führt, Straße Babylon, Hôtel Saint-Dizier . . . Ich werde großmüthig jene Perſon belohnen, und Sie auch . . .“

„Ah! wird's bald gar ſein? —“ ſagte Thomas, — „wozu nützt es, uns dieß alles zu ſagen?“

„Nehmen Sie ſich in Acht, —“ erwiederte Adriane, die zu allen Mitteln Zuflucht nehmen wollte, — „wenn Sie mit Gewalt mich hier zurückhielten . . . dieß möchte ſehr bedenklich ſein . . . Sie wiſſen nicht, welchen Folgen Sie ſich ausſetzen würden! . .“

„Wollen Sie ſich zu Bette legen, ja oder nein? —“ fragte die Gervaiſe mit einer ungeduldigen und harten Miene.

„Hören Sie, Madame, —“ verſetzte Adriane ſchnell, — „laſſen Sie mich fortgehen . . . und ich gebe jeder von Ihnen zwei tauſend Franken . . . Iſt's nicht genug? Ich gebe Ihnen zehn . . . zwanzig . . . ſo viel Sie wollen; . . . ich bin reich . . . aber nur fort . . . mein Gott! . . . nur fort . . . ich will nicht bleiben . . . ich fürchte mich hier . . .“ rief das unglückliche junge Mädchen mit einem herzzerreißenden Tone aus.

„Zwanzigtauſend Franken . . . das wär' was! — ſag an Thomas!“

„Laß mich doch in Ruhe, Gervaiſe, das iſt immer die nämliche Leier bei Allen . . .“

„Wohlan, weil vernünftiges Reden, Bitten, Drohungen vergebens ſind, —“ ſagte Adriane, eine große Energie aus ihrer verzweifelten Lage ſchöpfend, — „erkläre ich Ihnen, daß ich fortgehen will . . . und auf der Stelle . . . wir wollen ſehen, ob man die Verwegenheit hat, Gewalt gegen mich zu gebrauchen! . .“

Und Adriane ging entſchloſſen auf die Thüre zu.

Aber in dieſem Augenblicke ertönte das wilde und rauhe Geſchrei, welches dem Kampfgetümmel vorausgegangen war, das Adriane ſo ſehr erſchreckt hatte, von Neuem; doch dießmal wurde das abſcheuliche Geheul von keinem Strampeln begleitet.

„Oh! welches Geſchrei! —“ ſagte Adriane ſtehenbleibend, und in ihrem Schrecken näherte ſie ſich wieder den beiden Weibern. — „Dieſes Geſchrei . . . hören Sie es? . . . Aber was iſt denn dieß für ein Haus, worin man ſo etwas hört? Und dann da unten? —“ fügte ſie faſt verrückt hinzu, auf das andere Hauptgebäude weiſend, wovon ein beleuchtetes Fenſter in der Finſterniß glänzte, das Fenſter, vor dem die weiße Geſtalt immer hin und her ſchritt. — „Da unten! ſehen Sie? . . . Was iſt dieß?“

„Wohlan, dieß iſt, —“ antwortete Thomas, — „eine von den Perſonen, welche, wie Sie, nicht bei Verſtand geweſen ſind . . .“

„Was ſagen Sie? —“ rief Fräulein von Cardoville, mit Schrecken die Hände ringend aus. — „Aber . . . mein Gott! was iſt denn dieß für ein Haus? Was thut man ihnen denn? . . .“

„Man thut ihnen, was man Ihnen thun wird, wenn Sie boshaft ſind, und ſich weigern, zu Bette zu gehen, —“ entgegnete Gervaiſe.

„Man legt ihnen . . . hier, —“ ſagte Thomas, den Gegenſtand weiſend, den ſie unter ihrem Arme hielt, — „ja, man legt ihnen die Zwangsjacke an . . .“

„Ah!! —“ ſagte Adriane, entſetzt ihr Geſicht mit ihren Händen verhüllend.

Eine furchtbare Offenbarung hatte ſie eben aufgeklärt . . .

Endlich begriff ſie alles . . .

Nach den gewaltſamen Aufregungen des Tages, mußte dieſer letzte Schlag eine ſchreckliche Gegenwirkung hervorbringen; das junge Mädchen fühlte ihre Kräfte ſchwinden; ihre Arme ſchlumpten; ihr Geſicht wurde entſetzlich blaß; ihr ganzer Körper zitterte, und ſie vermochte kaum mit erloſchener Stimme zu ſagen, auf die Knie fallend, und mit geängſtigtem Blicke auf die Zwangsjacke weiſend:

„Oh! nein, . . . aus Barmherzigkeit, nicht dieß . . . Gnade, . . . Madame . . . Ich will thun . . . was . . . Sie wollen . . .“

Dann ſchwanden ihre Kräfte; ſie brach zuſammen, und ohne die Weiber, welche zu ihr eilten, und die

Ohnmächtige mit ihren Armen auffingen, wäre ſie auf den Boden geſunken.

„Eine Ohnmacht, das iſt nicht gefährlich . . . —“ ſagte Thomas, — „tragen wir ſie auf ihr Bett . . . wir wollen ſie entkleiden zur Nachtruhe, und es wird ſich wieder geben.“

„Trag Du ſie,“ erwiederte Gervaiſe. — „Ich will die Lampe nehmen.“

Und Thomas, groß und ſtark, hob das Fräulein von Cardoville ſo leicht wie ein ſchlummerndes Kind in die Höhe, trug ſie auf ihren Armen, und folgte ihrer Gefährtin in das Zimmer, durch welches Herr Baleinier verſchwunden war.

Dieſes Zimmer war äußerſt reinlich, aber von eiſiger Nacktheit; ein grünliches Papier bedeckte die Mauern, ein kleines, ſehr niederes, eiſernes Bett, am Kopfkiſſen mit tafelförmigem Vorſprunge, ſtand in einer Ecke; ein im Kamine angebrachter Ofen war mit einem eiſernen Gitterwerke umgeben, welches die Annäherung an denſelben abwehrte; ein an die Mauer befeſtigter Tiſch; ein vor dieſem Tiſche angebrachter, gleichfalls an den Fußboden genieteter Seſſel; eine Commode von Acacienholze, und ein Armſtuhl von Stroh, bildeten dieſes traurige Mobiliar; den Kreuzſtock ohne Vorhänge ſchützte inwendig ein eiſernes Gitter gegen das Zerbrechen der Scheiben.

In dieſen düſtern Aufenthalt, welcher einen ſo peinlichen Contraſt mit ihrem entzückenden kleinen Palaſte in der Straße Babylon bildete, wurde Adriane von Thomas getragen, die auf dem Bette des bewußtloſen Fräuleins von Cardoville ſaß, unterſtützt von Gervaiſe. Die Lampe wurde auf den tafelförmigen Vorſprung des Kopfkiſſens geſtellt.

Während die Eine der Wächterinnen ſie hielt, häkelte die Andere Adrianens Kleid von Damentuch los, und zog es ihr ab; dieſe neigte kraftlos ihr Haupt auf ihre Bruſt. Obgleich ſie ohnmächtig war, floſſen doch zwei ſchwere Thränen langſam aus ihren großen geſchloſſenen Augen, deren lange ſchwarze Wimpern ihre Wangen von durchſchimmernder Bläſſe beſchatteten . . . Ihren Hals und Buſen von Elfenbein überflutheten die Goldwogen ihres ſeidenzarten, ſeit ihrem Falle entfeſſelten, prächtigen Haares . . .

Als, das Atlaßleibchen aufſchnürend, das minder zart, minder friſch, minder weiß war, als dieſer jungfräuliche und holdſelige Körper, welcher, geſchmeidig und ſchlank, unter den Spitzen und dem Batiſte quoll, wie eine Alabaſterſtatue mit roſenrothen Anhauche, — die entſetzliche Megäre mit ihren groben rothen, ſchwieligen und ſchrundigen Händen die nackten Schultern und Arme des jungen Fräuleins anfaßte . . . ſchauderte dieſe, ohne vollſtändig zu ſich zu kommen, unwillkürlich ob dieſer rauhen und brutalen Berührung.

„Was für kleine Füße ſie hat! —“ ſagte die Wächterin, welche ſich ſodann niederkniete und Adrianen die

Fußbekleidung abzog; — „ich könnte ſie alle zwei in meiner hohlen Hand halten."

In der That wurde bald ein kleiner Fuß entblößt, roth und ſanft wie Atlaß, gleich dem Fuße eines Kindes, hie und da himmelblau geädert, ſo wie ein Bein mit roſigem Knöchel und Knie, von eben ſo zartem, eben ſo reinem Umriſſe, wie jenes der antiken Diana.

„Und wie lang dieſe Haare ſind! —" ſagte Thomas, — „wie lang und zart! . . . ſie könnte darauf gehen . . . es wäre doch Schade, ſie ihr abzuſchneiden, um ihr Eis auf den Kopf zu legen."

Alſo ſprechend, wand Thomas, ſo gut ſie konnte, dieſes prachtvolle Haar am Hinterhaupte Adrianens.

Ach, dieß war nicht mehr die leichte und weiße Hand von Georgette, Florine oder Hebe, die den Kopfputz ihrer ſchönen Gebieterin mit ſo viel Liebe und Stolz beſorgten!

Als daher das junge Fräulein die wiederholte rauhe Berührung von den Händen der Wächterin fühlte, erneuerte ſich das nämliche nervöſe Schaudern, wovon ſie ſchon zuvor ergriffen worden, aber häufiger und ſtärker.

War's, ſo zu ſagen, eine Art inſtinctiven Zurückſtoſſens, während ihrer Ohnmacht magnetiſch entwickelt, war es die Kälte der Nacht . . . bald ſchauderte Adriane von Neuem, und kam nach und nach zu ſich . . .

Es iſt unmöglich, ihren Schrecken zu ſchildern, ihr Entſetzen, ihre keuſche, zornentbrannte Entrüſtung, als ſie, mit beiden Händen die zahlreichen Locken wegſtreifend, die ihr in Thränen gebadetes Antlitz verhüllten, wieder völlig zu ſich gekommen, ſich halbnackt zwiſchen dieſen beiden abſcheulichen Megären erblickte.

Adriane ſtieß zunächſt einen Schrei der Scham und des Schreckens aus: dann warf ſie, um den Blicken dieſer beiden Weiber zu entrinnen, durch eine Bewegung, ſchneller als der Gedanke, haſtig die auf den tafelförmigen Vorſprung des Kopfkiſſens geſtellte Lampe, um, welche auf dem Fußboden zerbrechend erloſch.

Dann brach das unglückliche Kind, in tiefer Finſterniß, mit ihren Decken ſich verhüllend, in ein herzzerreiſſendes Schluchzen aus . . .

Die Wächterinnen hielten den Schrei und die heftige Bewegung Adrianens für einen Anfall raſender Tollheit.

„Ah! Sie fangen wieder an, die Lampen auszulöſchen und zu zerbrechen . . . es ſcheint, daß dieß Ihre Idee iſt? —“ rief Thomas aus, grimmig im Finſtern tappend, — „gut . . . ich habe Sie gewarnt . . . Sie werden dieſe Nacht die Zwangsjacke bekommen, wie die Närriſche da oben.“

„Recht ſo, —“ erwiederte die Andere, — „halte ſie feſt, Thomas, ich will Licht holen . . . wir zwei werden ſchon damit zu Stande kommen.“

„Eile . . . denn mit ihrer kleinen ſüßlichen Miene . . .

ſcheint es, daß ſie ohne weiters wüthend iſt . . . und wir die Nacht an ihrer Seite zubringen müſſen . . .

. . . .

Trauriger und ſchmerzlicher Contraſt . . .

Am Morgen war Adriane frei, lächelnd, glücklich aufgeſtanden, inmitten aller Wunder des Luxus und der Künſte, umringt von den zärtlichen und eifrigen Sorgen von drei reizenden jungen Mädchen, die ſie bedienten; . . . in ihrer großmüthigen und tollen Laune, hatte ſie einen jungen indiſchen Prinzen, ihrem Verwandten, eine Ueberraſchung von glänzender und feenhafter Pracht veranſtaltet, und hinſichtlich der beiden, von Dagobert heimgeführten Waiſen, den edelſten Entſchluß gefaßt . . .

In ihrer Unterredung mit Frau von Saint-Dizier . . . hatte ſie ſich abwechſelnd ſtolz und empfindbar, melancholiſch und heiter, ironiſch und ernſt . . . loyal und muthig gezeigt . . . Wenn ſie zuletzt in dieſes verwünſchte Haus gekommen, ſo war es geſchehen, um Gnade für einen ehrlichen und arbeitſamen Handwerker zu erbitten . . .

Und am Abende . . . fühlte Fräulein von Cardoville, durch eine niederträchtige Verrätherei den rohen Händen von zwei gemeinen Narrenwächterinnen überliefert, ihre zarten Glieder hart eingekerkert in das abſcheuliche Kleidungsſtück der Narren, genannt die Zwangsjacke.

. . . .

Fräulein von Cardoville verlebte, in Geſellſchaft von zwei Megären, eine ſchreckliche Nacht.

Wie ſehr erſtaunte das junge Mädchen am andern Morgen um neun Uhr, als ſie den Doctor Baleinier, immer lächelnd, immer wohlwollend, immer väterlich, in ihr Zimmer treten ſah!

„Wohlan, mein Kind, —“ fragte er mit liebreicher und ſanfter Stimme, — „wie haben wir die Nacht zugebracht?“

Zehntes Kapitel.

Der Beſuch.

Die Wächterinnen des Fräuleins von Cardoville, den Bitten, und vorzüglich den Verſprechungen derſelben, ordentlich zu ſeyn, nachgebend, hatten ihr die Zwangsjacke nur während eines Theiles der Nacht gelaſſen; Morgens war ſie aufgeſtanden, und hatte ſich allein angezogen, ohne von Jemanden daran verhindert zu werden.

Adriane ſaß am Rande ihres Bettes, ihre erſchreckende Bläſſe, die mächtige Veränderung ihrer Züge; ihre von düſterer Fiebergluth leuchtende Augen, das krampfhafte Schaudern, welches ſie von Zeit zu Zeit erfaßte, zeigten ſchon die traurigen Einflüſſe dieſer ſchrecklichen Nacht auf ihre empfindbare und nervöſe Natur.

Bei dem Anblicke des Doctors Baleinier, der mit einem Winke Gervaiſe und Thomas fortgehen hieß, war Fräulein von Cardoville wie verſteinert.

Eine Art von Schwindel befiel ſie bei dem Gedanken an die Keckheit dieſes Mannes; . . . er wagte es, vor ihr zu erſcheinen! . . .

Aber als der Arzt mit ſeiner ſüßlichen Stimme und mit einem von liebreicher Theilnahme durchdrungenen Tone wiederholte:

„Wohlan, mein Kind . . . wie haben wir die Nacht zugebracht? . . .“ fuhr Adriane raſch mit den Händen an ihre glühende Stirne, wie um ſich zu fragen, ob ſie wache oder träume. Indem ſie dann den Arzt anblickte, öffneten ſich ihre Lippen halb, . . . aber ſie zitterten ſo ſtark, daß es ihr unmöglich war, ein Wort deutlich hervorzubringen . . .

Der Zorn, die Entrüſtung, die Verachtung, und vorzüglich jenes ſo grauſam ſchmerzliche Gefühl, welches edelmüthigen Herzen ein niederträchtig verrathenes Vertrauen erregt, betäubten Adriane dergeſtalt, daß ſie, beſtürzt, beklommen, wider ihren Willen das Schweigen nicht brechen konnte.

„Ja, ja, ich ſeh's ſchon, was es iſt,“ — ſagte der Doctor, traurig den Kopf ſchüttelnd; — „Sie zürnen mir ſehr . . . nicht wahr? Ei, mein Gott! . . . ich war darauf gefaßt, mein liebes Kind . . .“

Dieſe mit heuchleriſcher Unverſchämtheit geſprochenen Worte durchzuckten Adriane; ſie ſtand auf; ihre bleichen Wangen erglühten; ihr großes ſchwarzes Auge funkelte; ſie richtete ſtolz ihr ſchönes Antlitz empor; ein Lächeln verachtender Bitterkeit hob leicht ihre Oberlippe; dann ſchritt das junge Mädchen, ſchweigend und zornentbrannt, an dem immer ſitzenden Herrn Baleinier vorüber, und wendete ſich mit raſchem und ſichern Schritte gegen die Thüre.

Dieſe Thüre, an welcher man eine kleine Schieber-Oeffnung bemerkte, war von außen verſchloſſen.

Adriane kehrte zum Doctor zurück, wies ihm die Thüre mit einer gebieteriſchen Geberde, und ſagte zu ihm:

„Oeffnen Sie mir dieſe Thüre!“

„Ei, mein liebes Fräulein Adriane,“ — erwiederte der Arzt, — „beruhigen Sie ſich . . . plaudern wir als gute Freunde miteinander . . . denn, Sie wiſſen es . . . ich bin Ihr Freund . . .“

Und er ſchnupfte langſam eine Priſe Tabak.

„Alſo . . . mein Herr,“ — ſagte Adriane mit zornbebender Stimme,“ — „ich werde heute noch nicht von hier fortkommen?“

„Ach, nein . . . mit ſolchen Ueberſpanntheiten . . . Wenn Sie wüßten, wie Ihr Geſicht flammt . . . Ihre Augen glühen; . . . Ihr Puls muß achtzig Schläge in der Minute machen; . . . ich beſchwöre Sie, mein liebes Kind, verſchlimmern Sie Ihren Zuſtand durch dieſe widrige Aufregung nicht . . .“

Nach einem ſtarren Blicke auf den Doctor kehrte Adriane mit langſamen Schritten zu ihrem Bette zurück, und ſetzte ſich auf den Rand deſſelben.

„So recht,“ — ſagte Herr Baleinier, — „ſeien Sie vernünftig . . . und, ich wiederhole es Ihnen: plaudern wir als gute Freunde miteinander.“

„Sie haben recht, mein Herr,“ — verſetzte Adriane mit kurzer, beherrſchter Stimme, und mit völlig ruhigem Tone, — „plaudern wir als Freunde miteinander. Sie wollen mich für wahnſinnig gelten laſſen? . . . nicht wahr?“

„Ich will, mein liebes Kind, daß Sie einſt für mich eben ſo viel Dankbarkeit hegen, als Sie heute Abneigung bethätigen . . . und dieſe Abneigung hatte ich vorausgeſehen, . . . aber wie peinlich auch gewiſſe Pflichten ſeyn mögen, man muß ſich darein ergeben, ſie zu erfüllen,“ entgegnete Herr Baleinier ſeufzend, und mit einem ſo natürlichen Tone der Ueberzeugung, daß Adriane Anfangs eine Bewegung der Ueberraſchung nicht verhehlen konnte . . . dann zuckte ein bitteres Lächeln über ihre Lippen, und ſie ſagte:

„Ah! . . . gewiß . . . iſt dieß alles zu meinem Wohle?“

„Frei heraus, mein liebes Fräulein . . . hab' ich jemals eine andere Abſicht gehabt, als jene, Ihnen nützlich zu ſeyn?“

„Ich weiß nicht, mein Herr, ob Ihre Unverſchämtheit nicht noch verhaßter iſt, als Ihre niederträchtige Verrätherei! . . .“

„Eine Verrätherei!“ — entgegnete Herr Baleinier, die Achſeln zuckend, mit bekümmerter Miene, — „eine Verrätherei! . . . aber denken Sie doch nach, mein armes Kind . . . glauben Sie, daß wenn ich nicht aufrichtig, gewiſſenhaft in Ihrem Intereſſe handelte, ich heute früh gekommen wäre, Ihrer Entrüſtung die Stirne zu bieten, die ich erwarten mußte? . . . Ich bin der Oberarzt dieſer Heilanſtalt, die mein gehört; . . . aber . . . ich habe hier zwei von meinen Zöglingen, Aerzte, wie ich, die mich erſetzen . . . ich konnte ſie alſo beauftragen, Ihnen ihre Pflege zu weihen . . . doch nein . . . ich wollte dieß nicht . . . ich kenne Ihren Charakter, Ihre Natur, Ihre früheren Zuſtände . . . und ſelbſt, abgeſehen von meiner Theilnahme für Sie . . . kann ich Sie, beſſer als irgend Jemand, zweckmäßig behandeln.“

Adriane hatte Herrn Baleinier angehört, ohne ihn zu unterbrechen; ſie ſchaute ihn feſt an, und erwiederte:

„Mein Herr . . . wie viel bezahlt man Ihnen dafür . . . mich für wahnſinnig gelten zu laſſen? . . .“

„Fräulein . . .“ — rief Herr Baleinier aus, wider ſeinen Willen verletzt.

„Ich bin reich . . . Sie wiſſen es,“ — fuhr Adriane mit vernichtender Verachtung fort; — „ich verdoppele die Summe, die man Ihnen giebt . . . Darum, mein Herr . . . im Namen der . . . Freundſchaft, wie Sie ſagen . . . bewilligen Sie mir mindeſtens die Gunſt, Sie zu bereichern.“

„Ihre Wächterinnen haben mich, in ihrem Rapporte über dieſe Nacht, in Kenntniß geſetzt, daß Sie ihnen den nämlichen Antrag machten," — verſetzte Herr Baleinier, ſeine ganze Kaltblütigkeit wieder zuſammenraffend.

„Um Vergebung . . . mein Herr . . . ich habe ihnen das geboten, was man armen Weibern ohne Erziehung bieten kann, welche das Unglück zwingt, das peinliche Geſchäft anzunehmen, das ihnen obliegt . . . Aber bei Ihnen, mein Herr, bei einem Manne von Welt, einem Manne von großem Wiſſen . . . einem Manne von viel Geiſt . . . iſt's etwas anderes; ſo was wird viel höher bezahlt; es giebt Verrätherei um jeden Preis . . . Gründen Sie alſo Ihre Weigerung nicht auf die Geringfügigkeit meiner Anerbietungen an jene Unglücklichen . . . Laſſen Sie hören, wie viel verlangen Sie?"

„Ihre Wächterinnen haben mir, in ihrem Rapporte über dieſe Nacht, auch von Drohungen erzählt," — fuhr Herr Baleinier immer ſehr kaltblütig fort; — „haben Sie nicht auch mir dergleichen zu machen? Gut, mein Kind, glauben Sie mir, erſchöpfen wir ſogleich die Verſuchungen der Beſtechung und der Rache-Drohungen . . . Wir werden ſodann auf den wahren Stand der Lage wieder zurückkommen."

„Ah! meine Drohungen werden vergebens ſeyn!" — rief Fräulein von Cardoville, indem ſie ihre bis jetzt verhaltene Entrüſtung endlich zum Ausbruche kommen ließ. „Ah! Sie glauben, mein Herr, daß ich nach meinem Fortgehen von hier, denn dieſe Verwahrung wird ein Ende nehmen, nicht mit lauter Stimme Ihre nichtswürdige Verrätherei verkünden werde! Ah! Sie glauben, daß ich Ihre infame Mitſchuld mit Frau von Saint-Dizier, nicht der Verachtung und dem Abſcheue aller Menſchen preisgeben werde! . . Ah! Sie glauben, daß ich die erduldete abſcheuliche Behandlung verſchweigen werde! Aber wie wahnſinnig ich auch ſein möge, ſo weiß ich doch, daß es Geſetze giebt, mein Herr, und ich werde von denſelben eclatante Genugthuung für mich, Schimpf und Schande, und Strafe für Sie und die Ihrigen verlangen! . . . Denn, unter uns . . . ſehen Sie, dieß wird fortan ein Haß ſeyn . . . ein Krieg auf Tod . . . zu deſſen Führung ich alles einſetzen werde, was ich an Kräften beſitze, an Intelligenz, und an . . .“

„Erlauben Sie mir, Sie zu unterbrechen, mein liebes Fräulein Adriane, —“ ſagte der Doctor, immer vollkommen ruhig und liebreich, — „nichts wäre für Ihre Heilung ſchädlicher, als thörichte Hoffnungen; ſie würden Sie in einem Zuſtande bedauernswerther Ueberſpanntheit erhalten; wir müſſen alſo die Thatſachen deutlich feſtſtellen, damit Sie Ihre Lage klar durchſchauen können.“

„Erſtens iſt es unmöglich, daß Sie von hier fortgehen; zweitens können Sie mit Außen keine Mittheilung pflegen; drittens betreten dieſes Haus nur Leute, deren ich vollkommen ſicher bin; viertens bin ich gegen Ihre Drohungen und Ihre Rache völlig geſchützt, und zwar aus dem Grunde, weil alle Verhältniſſe, alle Rechte zu meinen Gunſten ſprechen."

„Alle Rechte! mich hier einſperren . . ."

„Ohne eine Menge von Gründen, die ſich einander an Wichtigkeit überbieten, hätte man ſich nicht dazu entſchieden."

„Ah! es liegen Gründe vor? . . ."

„Viele, unglücklicherweiſe."

„Und man wird ſie mich vielleicht kennen lehren?"

„Ach! ſie ſind nur allzu wirklich, und wenn Sie ſich dereinſt an das Gericht wenden würden, womit Sie mir ſo eben drohten, ei, mein Gott, dann wären wir, zu unſerm großen Bedauern, gezwungen, zu erinnern: an die mehr als wunderliche Ueberſpanntheit Ihrer Lebensweiſe; — an die Tollheit, womit Sie Ihre Zofen kleideten; — an Ihre übertriebenen Ausgaben; — an die Geſchichte mit dem indiſchen Prinzen, dem Sie eine königliche Gaſtfreundſchaft anbieten; — an Ihren unerhörten Entſchluß, mit achtzehn Jahren allein leben zu wollen, wie ein Jüngling; an das Abenteuer mit dem Menſchen, den man in Ihrem Schlafzimmer verſteckt gefunden hat; . . . und endlich das Protocoll Ihres geſtrigen Verhöres vorzulegen, welches von einer mit dieſem Geſchäfte beauftragten Perſon, getreulich aufgenommen wurde."

„Wie . . . geſtern . . . —" rief Adriane mit eben ſo viel Unwillen als Erſtaunen aus . . ."

„Mein Gott, ja, um einſt geſetzlich geſichert zu ſein, wenn Sie das Intereſſe, welches wir an Ihnen nehmen, mißkennen ſollten, haben wir Ihre Antworten durch einen Mann ſtenographiren laſſen, der ſich in einem anſtoßenden Zimmer hinter einem Vorhange befand . . . und wahrlich, wenn Sie dereinſt, mit ruhigerem Geiſte und kälterem Blute, dieſes Verhör leſen . . . werden Sie nicht mehr über den Entſchluß ſtaunen, den man zu faſſen gezwungen war . . .“

„Fahren Sie fort, mein Herr, —“ erwiederte Adriane mit Verachtung.

„Da die Thatſachen, welche ich Ihnen ſo eben bezeichnet habe, ſohin als wahr erwieſen und anerkannt ſind, werden Sie einſehen, mein liebes Fräulein Adriane, daß die Verantwortlichkeit derjenigen, die Sie lieben, vollkommen geſichert iſt; ſie mußten dieſe Geiſteszerrüttung zu heilen ſuchen, die ſich freilich bis jetzt nur durch widrige Manieren kund giebt, aber durch ferneres Entwickeln Ihre Zukunft ernſtlich bloßſtellen würde . . .

„Nach meiner Anſicht nun läßt ſich eine gründliche Heilung von einer zugleich moraliſchen und phyſiſchen Behandlung hoffen, . . . deren erſte Bedingung iſt, Sie von einer bizarren Umgebung zu entfernen, die Ihre Einbildungskraft gefährlich aufregt, während, indem Sie hier in dieſer Zurückgezogenheit leben, die wohlthätige Ruhe eines einfachen und einſamen Lebens . . . meine eifrige, und, ich darf es ſagen, räterliche Sorgfalt, nach und nach Ihre vollſtändige Heilung herbeiführen werden . . .“

„Alſo, mein Herr, —“ erwiederte Adriane mit einem bittern Lächeln — „die Liebe zu einer edlen Unabhängigkeit, die Großmuth, die Verehrung des Schönen, die Abneigung gegen alles Verhaßte und Niederträchtige, dieß ſind die Krankheiten, von denen Sie mich heilen ſollen: ich fürchte, unheilbar zu ſein, denn ſchon vor ſehr langer Zeit hat meine Tante dieſe honette Heilung verſucht.“

„Es mag ſein; vielleicht gelingt es uns auch nicht; aber wir wollen wenigſtens den Verſuch machen; Sie ſehen es alſo wohl . . . es liegt eine Maſſe von Thatſachen vor, wichtig genug, um unſern Beſchluß zu begründen, der im Familienrathe gefaßt worden iſt, was mich vollſtändig gegen Ihre Drohungen ſchützt . . . denn darauf wollte ich zurückkommen; ein Mann von meinem Alter, von meiner Behutſamkeit, handelt unter ſolchen Umſtänden niemals leichtſinnig; Sie werden alſo nun verſtehen, was ich Ihnen ſo eben geſagt habe: kurz, hoffen Sie nicht, vor Ihrer völligen Heilung von hier fortzukommen, und prägen Sie ſich wohl ein, daß ich gegen Ihre Drohungen geſchützt bin, und es immer ſein werde . . . Nach dieſer Feſtſtellung . . . laſſen Sie uns von Ihrem gegenwärtigen Zuſtande mit der ganzen Theilnahme ſprechen, die Sie mir einflößen.“

„Ich finde, mein Herr . . . daß, wenn ich wahnſinnig bin, Sie doch ſehr vernünftig mit mir ſprechen.“

„Sie, wahnſinnig!! . . . Gott ſei Dank . . . mein armes Kind . . . Sie ſind es noch nicht . . . und ich hoffe wohl, daß Sie es, in Folge meiner Bemühungen, nie werden . . . Daher, um Sie zu verhindern, es zu werden, muß man rechtzeitig ſich darnach benehmen . . . und, glauben Sie mir, es iſt die höchſte Zeit . . . Sie ſchauen mich mit einer ganz erſtaunten . . . ganz ſeltſamen Miene an . . . Wohlan . . . welches Intereſſe kann ich haben, ſo mit Ihnen zu ſprechen?

„Begünſtige ich den Haß Ihrer Tante? Aber zu welchem Zwecke? Was kann ſie für oder gegen mich thun? Ich denke zur Stunde nicht mehr oder minder gut von ihr, als geſtern. Führe ich gegen Sie ſelbſt eine neue Sprache? . . . Hab' ich geſtern nicht öfter zu Ihnen von der gefährlichen Ueberſpanntheit Ihres Geiſtes geſprochen, von Ihren wunderlichen Manieren? Ich habe Liſt angewendet, um Sie hierher zu führen . . . Ei, ohne Zweifel!! Ich habe mit Eifer die Gelegenheit ergriffen, welche Sie mir ſelbſt boten . . . auch dieß iſt wahr, armes, liebes Kind . . . denn niemals wären Sie freiwillig an dieſen Ort gekommen; heute oder morgen . . . hätte man einen Vorwand ſuchen müſſen, Sie hierher zu bringen . . . und, meiner Treu', ich geſteh's Ihnen . . . ich dachte mir: ihr Intereſſe vor allem . . . thu, was Du mußt . . . komm was da will . . ."

In dem Maße, als Herr Baleinier ſprach, nahm Adrianens Phyſiognomie, bisher abwechſelnd mit dem

Gepräge der Entrüſtung und Verachtung, einen ſonderbaren Ausdruck von Angſt und Schrecken an . . .

Indem ſie dieſen Mann auf eine dem Anſcheine nach ſo natürliche und ſo aufrichtige, ſo überzeugte und ſo vernünftige Weiſe ſprechen hörte, fühlte ſie ſich erſchreckter, als jemals . . .

Ueber eine, in ſolche Formen gekleidete, abſcheuliche Verrätherei, entſetzte ſie ſich hundertmal mehr, als über den offen erklärten Haß der Frau von Saint-Dizier . . . Sie fand endlich dieſe kecke Heuchelei ſo ungeheuer, daß ſie ſie faſt für unmöglich hielt.

Adriane beſaß ſo wenig die Kunſt, ihre Gefühle zu verbergen, daß der Arzt, ein gewandter und gründlicher Phyſiognomiſt, den Eindruck gewahrte, den er hervorbrachte.

„Wohlan,“ dachte er ſich, — „das iſt ein ungeheurer Schritt; . . der Verachtung und dem Zorne iſt der Schrecken gefolgt . . . Der Zweifel iſt nicht mehr ferne . . . ich werde nicht von hier weggehen, ohne daß ſie mir wohlwollend geſagt habe; „„Kommen Sie bald wieder, mein guter Herr Baleinier.““

Der Arzt fuhr alſo mit trauriger und bewegter Stimme fort, die aus der tiefſten Tiefe ſeines Herzens zu kommen ſchien:

„Ich ſehe es . . . Sie mißtrauen mir noch immer . . . was ich Ihnen ſage, iſt nur Lüge, Betrug, Heuchelei, Haß, nicht wahr? . . Sie haſſen . . . ich . . . und warum? Mein Gott! Was haben Sie mir gethan? oder vielmehr . . . Sie werden vielleicht dieſen Grund als entſcheidender für einen Mann von meiner Art annehmen, —" fügte Herr Baleinier mit Kummer bei, — „oder vielmehr, welches Intereſſe hab' ich, Sie zu haſſen?

„Wie . . . Sie . . . Sie, die Sie ſich in Ihrem gegenwärtigen Zuſtande nur durch die Ueberſpannung der großmüthigſten Antriebe befinden . . . Sie, die Sie, ſo zu ſagen, nur die Krankheit Ihrer edlen Eigenſchaften haben, . . . Sie können mit kaltem Blute, entſchloſſen, einen ehrlichen Mann beſchuldigen, der Ihnen bisher nur Beweiſe des Wohlwollens gegeben hat . . . ihn des niederträchtigſten, ſchwärzeſten, abſcheulichſten Verbrechens anklagen, womit ein Mann ſich zu beflecken vermag . . . Ja, ich ſage Verbrechen . . . weil die ſchändliche Verrätherei, deren Sie mich beſchuldigen, keinen anderen Namen verdienen würde. Sehen Sie, mein armes Kind, dieß iſt ſchlimm . . . ſehr ſchlimm, und ich ſehe, daß ein unabhängiger Geiſt eben ſo viel Ungerechtigkeit und Unduldſamkeit zeigen kann, als die beſchränkteſten Köpfe. Dieß erzürnt mich nicht . . . nein . . . aber es macht mich leiden . . . Ja, ich verſichere Sie . . . ſehr leiden."

Und der Doctor fuhr mit der Hand über ſeine feuchten Augen.

Wir müſſen darauf verzichten, den Ton, den Blick, die Phyſiognomie, die Geberde des Herrn Baleinier zu ſchildern, da er ſich alſo ausdrückte.

Der gewandteſte und geübteſte Advokat, der größte Schauſpieler von der Welt, hätte dieſe Scene nicht beſſer geſpielt, als der Doctor . . . und auch ſonſt Niemand würde ſie ſo gut geſpielt haben . . . denn Herr Baleinier, wider ſeinen Willen von der Lage hingeriſſen, war von dem, was er ſprach, halb überzeugt.

Mit einem Worte, er fühlte die ganze Abſcheulichkeit ſeines treuloſen Benehmens; aber er wußte auch, daß Adriane nicht daran glauben könnte; denn es giebt ſo furchtbare Combinationen, daß loyale und reine Seelen ſie niemals für möglich halten können; wenn wider ſeinen Willen ein erhabener Geiſt den Blick in den Abgrund des Böſen taucht, erfaßt ihn der Schwindel innerhalb einer gewiſſen Tiefe, und er unterſcheidet nichts mehr.

Und dann endlich haben die laſterhafteſten Menſchen einen Tag, eine Stunde, einen Augenblick, wo das, was Gott Gutes in das Herz eines jeden Geſchöpfes gelegt hat, ſich wider ihren Willen offenbaret.

Adriane war zu intereſſant; ſie befand ſich in einer zu ſchmerzlichen Lage, als daß der Doctor im Grunde ſeines Herzens nicht einiges Mitleiden mit dieſer Unglücklichen fühlte; die ſeit langer Zeit ihm obliegende Verbindlichkeit, zu ſcheinen, als zeige er Sympathie für ſie; das holdſelige Vertrauen, welches ihm das junge Mädchen ſchenkte, waren dieſem Manne ſüſſe und theure Gewohnheiten geworden . . . aber Sympathie und Gewohnheiten mußten einer unverſöhnlichen Nothwendigkeit weichen . . .

Auch der Marquis von Aigrigny betete ſeine Mutter an; ſie rief ihm . . . und er war abgereiſet ungeachtet dieſes letzten Wunſches einer Mutter im Todeskampfe . . .

Wie hätte, nach einem ſolchen Vorbilde, Herr Baleinier nicht Adriane geopfert? Die Mitglieder des Ordens, von dem er einen Theil bildete, gehörten ihm . . . aber er gehörte vielleicht noch mehr ihnen, als ſie ihm gehörten; denn eine lange Mitſchuld im Böſen ſchmiedet unauflösliche und ſchreckliche Bande.

Im Augenblicke, da Herr Baleinier mit Fräulein von Cardoville ſo eifrig zu ſprechen aufhörte, gleitete die Platte, welche die Schieberöffnung der Thüre von außen verſchloß, ſachte in ihre Fuge, und zwei Augen ſchauten aufmerkſam in das Zimmer.

Herr Baleinier bemerkte es nicht.

Adriane konnte ihren Blick nicht von jenem des Doctors abwenden, der ſie zu verzaubern ſchien; ſtumm, gramgebeugt, von einem unbeſtimmten Schrecken ergriffen, unfähig, in die finſteren Tiefen der Seele dieſes Mannes zu dringen, gerührt wider ihren Willen durch die halb geheuchelte, halb wahre Aufrichtigkeit ſeines rührenden und ſchmerzlichen Tones . . . hatte das junge Mädchen einen Augenblick des Zweifels.

Zum erſtenmale kam es ihr in den Sinn, daß Herr Baleinier einen ſchrecklichen Irrthum begehe . . . aber vielleicht in gutem Glauben begehe . . .

Uebrigens trugen die Aengſte in der Nacht, die Gefahren ihrer Lage, ihre fieberhafte Aufregung, kurz alles, dazu bei, den Geiſt des jungen Mädchens mit Verwirrung und Unentſchiedenheit zu erfüllen; ſie betrachtete den Arzt mit ſteigendem Erſtaunen; dann nach einer gewaltigen Selbſtbeherrſchung, um nicht einer Schwäche zu unterliegen, deren ſchreckliche Folgen ſie unbeſtimmt ahnete, rief ſie aus:

„Nein . . . nein, mein Herr . . . ich will nicht . . . ich kann Ihnen nicht glauben . . . Sie haben zu viel Wiſſen, zu viel Erfahrung, um einen ſolchen Irrthum zu begeben . . .“

„Einen Irrthum . . . —“ verſetzte Herr Baleinier mit ernſtem und traurigem Tone, — „einen Irrthum . . . laſſen Sie mich zu Ihnen im Namen dieſes Wiſſens, dieſer Erfahrung ſprechen, die Sie mir zugeſtehen; hören Sie mich einige Augenblicke an, mein liebes Kind . . . und dann . . . will ich hiewegen an Niemand appelliren . . . als an Sie ſelbſt! . . .“

„An mich ſelbſt . . . —“ erwiederte das junge Mädchen betäubt, — „Sie wollen mich bereden, daß . . . —“ dann, ſich unterbrechend, fügte ſie mit krampfhaftem Lachen bei: — „Ihrem Triumphe würde in der That nichts mehr fehlen, als mich zu dem Geſtändniſſe zu bringen, daß ich wahnſinnig . . . daß mein Platz hier . . . und ich Ihnen ſchuldig ſei . . . —“

„Dankbarkeit . . . ja, die ſchulden Sie mir, wie ich Ihnen es ſchon im Anfange unſerer Unterredung geſagt habe . . . Hören Sie mich alſo an; meine Worte ſind grauſam; denn es giebt Wunden, die man nur mit Eiſen und Feuer heilt. Ich bitte Sie inſtändig darum, mein liebes Kind . . . Denken Sie nach . . . werfen Sie einen unparteiiſchen Blick auf Ihr verfloſſenes Leben . . . Hören Sie ſich denken . . . und Sie werden Furcht haben . . . erinnern Sie ſich jener Momente ſeltſamer Ueberſpanntheit, während welcher, wie Sie ſagten, Sie nicht mehr der Erde angehörten . . . und dann bitte ich Sie inſtändig vorzüglich darum, ſo lang' es noch Zeit iſt, zu dieſer Stunde, wo Ihr Geiſt Helle genug bewahrt hat, um zu vergleichen . . . vergleichen Sie Ihr Leben mit dem Leben anderer jungen Mädchen Ihres Alters. Iſt eine Einzige darunter, welche lebt, wie Sie leben? welche denkt, wie Sie denken? woferne Sie ſich nicht für ſo unbedingt höher dünken, als alle anderen Frauenzimmer, daß Sie im Namen dieſer Ueberlegenheit ein Leben und Gewohnheiten, einzig in dieſer Welt, annehmen könnten . . .“

„Ich habe nie dieſen thörichten Hochmuth gehabt . . . mein Herr, Sie wiſſen es wohl . . . —“ entgegnete Adriane, den Doctor mit ſteigendem Schrecken anblickend.

„Welchem Umſtande, mein armes Kind, ſoll man ſodann Ihre ſo ſeltſame, ſo unerklärbare Art, zu leben, zuſchreiben? Könnten Sie ſich jemals ſelbſt bereden, daß Sie vernünftig ſei? Ah! mein Kind, nehmen Sie ſich in Acht . . . Noch ſtehen Sie an bezaubernden Eigenthümlichkeiten . . . an dichteriſchen Ueberſpanntheiten ... an ſüſſen und unbeſtimmten Träumereien ... aber der Hang iſt unwiderſtehlich, verhängnißvoll ... Nehmen Sie ſich in Acht! ... Nehmen Sie ſich in Acht! ... Der geſunde, anmuthige und geiſtige Theil Ihrer Intelligenz, hat noch die Oberhand ... drückt noch ſein Siegel auf Ihre Wunderlichkeiten ... Aber Sie wiſſen nicht, ſehen Sie, ... mit welcher erſchreckenden Gewalt der unvernünftige Theil ſich entwickelt, und den andern erſtickt ... in einem gegebenen Augenblicke. Dann ſind es nicht mehr anmuthige Bizarrerien, wie die Ihrigen ... es ſind lächerliche, ſchmutzige, ſcheußliche Verrücktheiten.“

„Ah ... ich fürchte mich ...“ ſagte das unglückliche Kind, mit den zitternden Händen über ihre brennende Stirne fahrend.

„Dann ... —“ fuhr Herr Baleinier mit veränderter Stimme fort, — „dann erlöſchen die letzten Leuchten der Intelligenz ... dann gewinnt ... der Wahnſinn ... ich muß wohl dieſes furchtbare Wort ausſprechen ... der Wahnſinn die Oberhand, und verkündet ſich bald in wüthenden, wilden Ausbrüchen.“

„Wie das Weib ... da oben ... —“ murmelte Adriane. Und mit glühendem, ſtarren Blicke, hob ſie ihren Finger langſam gegen den Plafond empor.

„Bald —“ fuhr der Arzt fort, ſelbſt erſchreckt von der furchtbaren Folgerung ſeiner Worte, aber dem unerbittlichen Verhängniſſe ſeiner Lage weichend, — „bald wird der Wahnſinn dumm, brutal; das unglückliche, hievon ergriffene Geſchöpf, behält nichts Menſchliches mehr, als die Geſtalt . . . es hat nur noch die Inſtinkte der Thiere . . . gleich dieſen . . . ißt es mit Gefräßigkeit, und gleich dieſen geht es in der Zelle auf und ab, in die man es einſperren muß . . . So vergeht dort ihr ganzes . . . ganzes Leben . . .“

„Wie die Frau . . . da unten . . .“

Und Adriane, mit immer verwirrterem Blicke, ſtreckte langſam ihre Hand gegen das Fenſter des Gebäudes aus, das man durch den Kreuzſtock ihres Zimmers erblickte.

„Gerade ſo, ja! . . .“ rief Herr Baleinier aus, — „wie Sie, unglückliches Kind . . . waren jene Frauen jung, ſchön, geiſtreich; aber, wie Sie, ach! trugen ſie jenen fatalen Keim der Verrücktheit in ſich, welcher, nicht rechtzeitig zerſtört . . . gewachſen iſt . . . gewachſen . . . und für immer ihre Intelligenz erſtickt hat . . .“

„Oh! Gnade . . .“ — rief Fräulein von Cardoville aus, den Kopf durch Schrecken ganz verwirrt, — „Gnade . . . ſagen Sie mir dieſe Sachen nicht . . . Noch einmal . . . ich fürchte mich . . . hören Sie . . . führen Sie mich von hier fort . . . ich ſage Ihnen, führen Sie mich von hier fort,“ — rief ſie mit einem herzzerreißenden Tone aus, — „denn ich müßte damit enden, wie Sie ſagten . . . hier wahnſinnig zu werden . . .“

Dann, gegen die ſchreckliche Angſt ſich ſträubend, welche ſie wider ihren Willen ſo eben erfaßt hatte, fuhr Adriane fort:

„Nein, oh nein . . . hoffen Sie es nicht! Ich werde nicht wahnſinnig werden, ich habe meinen vollen Verſtand; bin ich auch blind genug, um zu glauben, was Sie mir da ſagen!! . . . gewiß, ich lebe nicht, wie Jemand Anderer, ich denke nicht, wie Jemand Anderer, ich werde von Dingen beleidiget, die Niemand beleidigen; aber was beweiſet dieß? Daß ich Anderen nicht gleiche . . . Hab' ich ein ſchlechtes Herz? bin ich neidiſch, ſelbſtſüchtig? Meine Ideen ſind wunderlich, ich geſteh's, mein Gott, ich geſteh's; doch, Herr Baleinier, Sie wiſſen es wohl . . . Ihre Abſicht iſt großmüthig, erhaben . . .“ —

Und Adrianens Stimme wurde weich, flehend; ihre Thränen floßen reichlich.

„Zeitlebens hab' ich keine ſchlechte Handlung begangen; that ich unrecht, ſo geſchah's aus Großmuth: weil man Jedermann um ſich herum überglücklich ſehen wollte, iſt man doch nicht wahnſinnig . . . und dann fühlt man es ſchon ſelbſt, wenn man wahnſinnig iſt, und ich bin es nicht . . . und ferner . . . was weiß ich nun . . . ſagten Sie mir ſo erſchreckende Dinge von jenen zwei Frauen in dieſer Nacht . . . Sie müſſen dieß beſſer wiſſen, als ich . . . allein dann“ — fügte Fräulein von Cardoville mit einem Tone herzzerfleiſchender Verzweiflung hinzu, — „muß es dabei etwas zu thun geben: warum haben Sie auch, wenn

Sie mich lieben, ſo lange gewartet? Konnten Sie nicht früher Mitleiden mit mir haben? Und was abſcheulich iſt, iſt — daß ich nicht einmal weiß, ob ich Ihnen glauben ſoll; . . . denn dieß iſt vielleicht eine Falle . . . doch nein . . . nein . . . Sie weinen . . . es iſt alſo wahr . . . weil Sie weinen . . .“ ſetzte ſie hinzu, Herrn Baleinier anſchauend, der in der That, ungeachtet ſeiner Schamloſigkeit und Härte, bei dem Anblicke dieſer namenloſen Qualen ſeine Thränen nicht zurückhalten konnte.

„Sie weinen über mich . . . es iſt alſo wahr . . . aber, mein Gott! dann muß etwas geſchehen, nicht wahr? . . . Oh, ich werde alles thun, was Sie wollen . . . oh! alles . . . um nicht wie jene Frauen zu werden . . . wie jene Frauen in dieſer Nacht . . . und wenn es zu ſpät wäre? Oh nein . . . es iſt nicht zu ſpät . . . nicht wahr, mein guter Herr Baleinier? . . . Oh! nun bitte ich Sie wegen deſſen um Verzeihung, was ich Ihnen bei Ihrem Eintritte geſagt habe . . . Zu jener Zeit, Sie begreifen . . . wußte ich nicht . . .“

Dieſen kurzen, von Schluchzen unterbrochenen, und mit einer Art fieberhafter Verirrung ausgeſtoſſenen Worten, folgten einige Minuten des Schweigens, während welcher der Arzt tief gerührt ſeine Thränen trocknete.

Seine Kräfte gingen zu Ende.

Adriane hatte ihr Geſicht mit ihren Händen verhüllt; plötzlich richtete ſie den Kopf empor; ihre Züge waren ruhiger, obgleich von einem nervöſen Zittern durchzuckt.

„Herr Baleinier," — ſagte ſie mit einer rührenden Würde, — „ich weiß nicht, was ich Ihnen ſo eben geſagt habe; die Furcht machte mich irrereden, glaub' ich; ich habe mich ſo eben wieder geſammelt. Hören Sie mich an; ich bin in Ihrer Gewalt, ich weiß es; nichts kann mich derſelben entreißen . . . ich weiß es; ſind Sie von mir ein unverſöhnlicher Feind? . . . ſind Sie ein Freund? ich weiß es nicht: fürchten Sie wirklich, wie Sie es mich verſichern, daß Dasjenige, was bis jetzt nur Wunderlichkeit bei mir iſt, ſpäterhin Wahnſinn werde, oder ſind Sie Mitſchuldiger eines hölliſchen Anſchlages? . . . Sie allein wiſſen es . . .

„Ungeachtet meines Muthes, bekenn' ich mich für überwunden. Was man auch von mir wolle . . . hören Sie? . . . was es auch ſey . . . ich unterwerfe mich ihm zum voraus . . . ich verpfände mein Wort dafür, und es iſt loyal, Sie wiſſen es . . . Sie hätten alſo kein Intereſſe mehr, mich hier zurückzuhalten . . .

„Glauben Sie dagegen aufrichtig meine Vernunft in Gefahr, und, ich geſteh's Ihnen, Sie haben in meinem Geiſte unbeſtimmte Zweifel erweckt, aber erſchreckende, . . . dann ſagen Sie es mir, ich werde Ihnen glauben . . . ich bin allein, in Ihrer Gewalt, ohne Freunde, ohne Rath . . . Wohlan, ich vertraue Ihnen blindlings . . . Iſt es mein Retter oder mein Henker, den ich anflehe? . . . ich weiß es nicht . . . aber ich ſage ihm: Hier iſt meine Zukunft . . . hier iſt mein Leben . . . nehmen Sie . . . ich habe die Kraft nicht mehr, es Ihnen zu beſtreiten . . .“

Dieſe rührenden Worte von einer erſchütternden Ergebung, von einem verzweifelten Vertrauen, verſetzten der Unentſchiedenheit des Herrn Baleinier den letzten Schlag.

Von dieſer Scene bereits ſchmerzlich gerührt, ohne an die Folgen deſſen zu denken, was er zu thun geſonnen, wollte er wenigſtens Adriane über die ſchrecklichen und ungerechten Beſorgniſſe beruhigen, die er in ihr zu wecken gewußt hatte. Die Gefühle der Reue und des Wohlwollens, welche Herrn Baleinier beſeelten, waren in ſeinen Zügen zu leſen.

Nur zu deutlich waren ſie darin zu leſen . . .

Im Augenblicke, da er ſich dem Fräulein von Cardoville näherte, um ihre Hand zu faſſen, ließ ſich eine kleine, ſchrillende und grelle Stimme hinter der Schieberöffnung vernehmen, und ſprach dieſe einzigen Worte aus: —

„Herr Baleinier . . .“

„Rodin . . .“ — murmelte der Doctor erſchrocken, — „er belauſchte mich!!“

„Wer ruft Ihnen? . . .“ fragte das junge Mädchen Herrn Baleinier.

„Jemand, den ich auf heute früh hierher beſtellt habe . . . um in das in der Nähe befindliche Kloſter Sainte-Marie zu gehen," erwiederte der Doctor betrübt.

„Was haben Sie mir nun zu antworten?" — ſagte Adriane mit einer tödtlichen Angſt.

Nach einem Momente feierlichen Schweigens, während deſſen der Doctor den Kopf gegen die Schieber-Oeffnung wendete, ſagte er mit tiefgerührter Stimme:

„Ich bin . . . was ich immer geweſen bin . . . ein Freund . . . unfähig, Sie zu täuſchen."

Adriane befiel eine tödtliche Bläſſe.

Dann reichte ſie dem Herrn Baleinier die Hand, und ſagte zu ihm mit einer Stimme, welche ſie zu mäßigen ſuchte:

„Ich danke . . . ich werde Muth haben . . . Und wird es wohl lange dauern?"

„Einen Monat vielleicht . . . die Einſamkeit . . . das Nachdenken, eine angemeſſene Lebensordnung, meine ergebene Sorgfalt . . . Beruhigen Sie ſich . . . alles, mit Ihrem Zuſtande Verträgliche . . . wird Ihnen erlaubt ſeyn; man wird alle Arten von Rückſichten für Sie haben . . . Wenn Ihnen dieſes Zimmer mißfällt, wird man Ihnen ein anderes geben . . ."

„Nein . . . dieſes oder ein anderes . . . daran liegt wenig," — antwortete Adriane mit düſterer und tiefer Betrübniß.

„Alſo, Muth; . . . nichts iſt verzweifelt . . ."

„Vielleicht tröſten Sie mich," — entgegnete Adriane mit einem finſtern Lächeln. — Dann fügte ſie bei:

„Auf baldiges Wiederſehen alſo . . . mein lieber Herr Baleinier! meine einzige Hoffnung ruht jetzt auf Ihnen.“

Und ihr Kopf neigte ſich auf ihre Bruſt; ihre Hände ſanken auf ihre Knie, und ſie blieb am Rande ihres Bettes ſitzen, bleich, unbeweglich, vernichtet . . .

„Wahnſinnig,“ — ſagte ſie, als Herr Baleinier verſchwunden war, — „vielleicht wahnſinnig . . .“

. . . .

Wir haben uns über dieſe Epiſode ausführlich verbreitet, und ſie viel weniger romantiſch behandelt, als man denken könnte . . .

Mehr als einmal haben Eigennutz, Rache, treuloſe Anſchläge die unvorſichtige Leichtigkeit mißbraucht, womit man aus der Hand ihrer Familien oder ihrer Freunde Penſionärinnen in einigen für Verrückte beſtimmten beſondern Heilanſtalten aufnimmt.

Wir werden ſpäterhin unſere Meinung hinſichtlich der Aufſtellung einer Art von Inſpection ausſprechen, unter der Behörde oder der Civil-Magiſtratur ſtehend, deren Aufgabe es wäre, die zur Aufnahme von Verrückten beſtimmten Anſtalten periodiſch zu überwachen . . . und andere, nicht minder wichtige Anſtalten, die noch mehr außer aller Ueberwachung ſtehen . . . von denen wir bald ſprechen werden.

Eilftes Kapitel.

Ahnungen.

Während die eben erwähnten Ereigniſſe in der Heil-Anſtalt des Doctors Baleinier ſich zutrugen, waren andere Auftritte, ungefähr zur ſelben Stunde, in der Straße Briſe-Miche, bei Françoiſe Baudoin, vorgefallen.

Sieben Uhr Morgens hatte es auf der Kirche Saint-Merry geſchlagen; der Tag war widrig und düſter: Reif und Hagel praſſelten an die Fenſter des traurigen Zimmers von Dagobert's Frau.

Der Verhaftung ihres Sohnes noch unkundig, hatte Françoiſe am ganzen Vortage, und dann einen Theil der Nacht, unter herzzerfleiſchenden Befürchtungen ſeiner geharret; dann, endlich der Anſtrengung, dem Schlafe unterliegend, gegen drei Uhr Morgens ſich auf eine Matratze neben dem Bette von Roſe und Blanche geworfen.

Mit Tagesanbruch ſtand Françoiſe auf, um in Agricola's Dachſtube hinaufzugehen, in der freilich ſchwachen Hoffnung, daß er ſeit einigen Stunden heimgekommen ſeyn würde.

Roſe und Blanche hatten ſo eben das Bett verlaſſen, und ſich angekleidet. Sie befanden ſich allein in dieſem traurigen und kalten Zimmer.

Rabat-Joie, welchen Dagobert in Paris ließ, lag hingeſtreckt neben dem kalt gewordenen Ofen, und wendete, ſeine lange Schnautze zwiſchen ſeinen beiden Vorderpfoten, kein Auge von den beiden Schweſtern.

Dieſe, da ſie in der Nacht wenig geſchlafen, hatten die Unruhe und Angſt von Dagobert's Frau bemerkt, ſie bald, mit ſich ſelbſt ſprechend, gehen, bald dem mindeſten von der Treppe kommenden Geräuſche lauſchen, und bisweilen vor dem in einer Ecke des Zimmers hangenden Crucifixe niederknien ſehen.

Die Waiſen zweifelten nicht, daß die vortreffliche Frau, mit Inbrunſt für ihren Sohn betend, auch für ſie betete. Denn der Zuſtand ihrer Seele erſchreckte ſie.

Am Tage nach der eiligen Abreiſe Dagobert's nach Chartres hatte Françoiſe, die bei dem Aufſtehen von Roſe und Blanche gegenwärtig geweſen, ſie angegangen, ihr Morgengebet zu verrichten; ſie antworteten ihr treuherzig, daß ſie keines wüßten, und nie anders beteten, als daß ſie ihre Mutter anriefen, die im Himmel ſey.

Als Françoiſe, von einem ſchmerzlichen Erſtaunen bewegt, von der Chriſtenlehre, von der Firmung, vom heiligen Abendmahle zu ihnen ſprach, machten die beiden Schweſtern große verwunderte Augen, und verſtanden nichts von dieſer Sprache.

Ihrem treuherzigen Glauben gemäß, wähnte Dagobert's Frau, erſchrocken über die Unwiſſenheit der beiden jungen Mädchen in religiöſen Dingen, ihre Seelen in einer um ſo größeren, um ſo drohenderen Gefahr, als die Waiſen, von ihr befragt, ob ſie wenigſtens getauft worden ſeyen (wobei ſie ihnen die Bedeutung dieſes Sakramentes erklärte), ihr antworteten: daß ſie glaubten . . . nein . . . ., da in dem Dörfchen, worin ſie während der Verbannung ihrer Mutter geboren worden, weder Kirche noch Prieſter ſich befanden.

Die Anſchauungsweiſe der Françoiſe erwägend, wird man ihre ſchreckliche Angſt begreifen; in ihren Augen waren dieſe jungen Mädchen, die ſie bereits zärtlich liebte, ob ihrer großen Anmuth und Milde, ſo zu ſagen arme Götzendienerinnen, unſchuldigerweiſe der ewigen Verdammniß anheimgefallen; daher, unvermögend, ihre Thränen zurückzuhalten und ihren Schrecken zu verhehlen, hatte ſie dieſelben in ihre Arme geſchloſſen, mit dem Verſprechen, ſich eheſtens mit ihrem Seelen-Heile zu beſchäftigen, und untröſtlich darüber, daß Dagobert nicht daran gedacht, ſie unterwegs taufen zu laſſen. Dieſe Idee nun, wir müſſen es geſtehen, war dem Exgrenadier zu Pferd durchaus nicht in den Sinn gekommen.

Am Vortage Roſe und Blanche verlaſſend, um ſich zum Sonntagsgottesdienſte zu begeben, hatte Françoiſe nicht gewagt, ſie mitzunehmen, da deren völlige Unwiſſenheit in heiligen Dingen, ihre Anweſenheit in der Kirche wo nicht Aergerniß erregend, ſo doch mindeſtens nutzlos machen würde; doch flehte Françoiſe in ihren andächtigen Gebeten die himmliſche Barmherzigkeit inbrünſtig für die Waiſen an, welche nicht wußten, daß ihre Seelen in einer ſo verzweifelten Lage ſich befänden.

Roſe und Blanche blieben alſo allein im Zimmer, in Abweſenheit von Dagobert's Frau; ſie trugen noch immer Trauerkleider; ihre entzückenden Geſichter ſchienen noch nachdenkender und trauriger; obgleich ſeit ihrer Ankunft in der Straße Briſe-Miche an ein ſehr armſeliges Leben gewöhnt, fühlten ſie ſich doch ergriffen von dem peinlichen Abſtande zwiſchen ihrer gegenwärtigen ärmlichen Wohnung, und den Wundern, welche ihre jugendliche Einbildungskraft bei dem Gedanken an Paris ſich vorgeſtellt hatte, an dieſe goldene Stadt ihrer Träume.

Bald wich dieſes ſo begreifliche Erſtaunen, Gedanken von beſonderer Wichtigkeit für ihr Alter; die Betrachtung dieſer würdigen und arbeitſamen Armuth, veranlaßte die Waiſen, reiflich nachzudenken, nicht mehr als Kinder, ſondern als junge Mädchen; wunderbarlich unterſtützt von ihrem gerechten, mit dem Guten ſympathiſirenden Geiſte, von ihrem edlen Herzen, von ihrem eben ſo zartſinnigen als muthigen Character, hatten ſie ſeit vierundzwanzig Stunden viel beobachtet, viel nachgedacht.

„Meine Schweſter, —“ ſagte Roſe zu Blanche, als Françoiſe aus dem Zimmer gegangen war, — „Dagobert's arme Frau iſt ſehr unruhig. Haſt Du in dieſer Nacht . . . ihre Gemüthsaufregung bemerkt? Wie ſie weinte! Wie ſie betete!“

„Ich war von ihrem Kummer gerührt, wie Du, meine Schweſter, und fragte mich, was ihn veranlaſſen konnte …“

„Ich fürchte, es zu errathen. Ja, vielleicht ſind wir die Urſache ihres Kummers.“

„Warum, meine Schweſter? Weil wir keine Gebete wiſſen, und nicht angeben können, ob wir getauft worden ſind?“

„Dieß ſchien ihr großen Kummer zu machen, es iſt wahr; ich war ſehr gerührt davon, weil dieß beweiſet, daß ſie uns zärtlich liebt … Aber ich habe nicht begriffen, wie wir ſo ſchrecklichen Gefahren preisgegeben ſeien, als ſie ſagte …“

„Ich eben ſo wenig, meine Schweſter. Wir trachten, nichts zu thun, was unſerer Mutter mißfallen könne, die uns ſieht und hört …“

„Wir lieben jene, die uns lieben; wir haſſen Niemand; wir fügen uns in alles, was uns begegnet … was kann man uns Böſes vorwerfen?“

„Nichts; aber ſiehſt Du, meine Schweſter, wir könnten unwillkürlich Böſes thun …“

„Wir?“

„Ja … und zwar wegen deſſen, was ich Dir ſagte: Ich fürchte, daß wir die Urſache der Unruhe von Dagobert's Frau ſind.“

„Wie denn dieß?“

„Höre, meine Schweſter … geſtern wollte Madame Françoiſe an jenen Säcken von grober Leinwand arbeiten … die dort auf dem Tiſche liegen …“

„Ja . . . und nach Verlauf einer halben Stunde . . . hat ſie uns ſehr traurig geſagt, daß ſie nicht fortarbeiten könne . . . daß ſie nicht mehr recht ſehe . . . und daß ihre Augen zu Grunde gerichtet ſeien.“

„Sie kann alſo nicht mehr arbeiten, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen . . .“

„Nein, ihr Sohn . . . Herr Agricola, unterſtützt ſie . . . mit ſo guter, ſo froher, ſo offener Miene, fühlt er ſich ſo glücklich, ſeiner Mutter ſich zu weihen . . . Ah! er iſt wohl der würdige Bruder unſers Engels Gabriel! . .“

„Du wirſt ſehen, warum ich von der Arbeit des Herrn Agricola mit Dir ſpreche . . . unſer guter alter Dagobert hat uns geſagt, daß ihm bei der Ankunft dahier nur noch einige Geldſtücke übrig blieben.“

„Das iſt wahr . . .“

„Er iſt, wie ſeine Frau, erwerbsunfähig: was ſollte ein armer alter Soldat, wie er thun?“

„Du haſt recht; er kann nichts, als uns lieben und pflegen, wie ſeine Kinder.“

„Herr Agricola muß alſo auch ſeinen Vater unterſtützen . . . denn Gabriel iſt ein armer Prieſter, der, nichts beſitzend, auch für jene nichts thun kann, die ihn erzogen haben . . . Du ſiehſt alſo, daß Herr Agricola allein die ganze Familie ernähren muß.“

„Gewiß . . . es handelt ſich von ſeiner Mutter . . von ſeinem Vater . . . es iſt ſeine Pflicht, und er erfüllt ſie mit gutem Herzen . . .“

„Ja, meine Schweſter . . . aber gegen uns hat er keine Verpflichtung . . .“

„Was ſagſt Du, Blanche?“

„Er ſieht ſich alſo genöthiget, auch für uns zu arbeiten, weil wir gar nichts haben.“

„Daran hab' ich nie gedacht . . . Das iſt wahr.“

„Siehſt Du, meine Schweſter, unſer Vater hat gut Herzog und Marſchall von Frankreich ſein, wie Dagobert ſagt . . . wir haben allerlei gut hoffen von dieſer Medaille; ſo lange unſer Vater nicht hier ſein wird, ſo lange unſere Hoffnungen nicht erfüllt werden, bleiben wir immer arme Waiſen, gezwungen, dieſer braven Familie zur Laſt zu fallen, welcher wir ſo viel verdanken, und die nach allem in ſo mißlichen Umſtänden iſt . . . daß . . .“

„Warum unterbrichſt Du Dich, meine Schweſter?“

„Was ich Dir ſagen will, würde andere Leute zum Lachen bringen, aber Du wirſt mich verſtehen: geſtern hat Dagobert's Frau, als ſie den armen Rabat-Joie freſſen ſah, traurig geſagt: „„Ach! mein Gott! er frißt wie eine Perſon . . .““ die Art, mit welcher ſie dieß ſagte, machte mir Luſt, zu weinen; urtheile, ob ſie arm ſind . . . und dennoch haben wir ihre Lage noch mißlicher gemacht . . .“

Und die beiden Schweſtern ſchauten ſich traurig an, während Rabat-Joie ausſah, als verſtehe er nicht, was man von ſeiner Gefräßigkeit ſprach.

„Meine Schweſter, ich verſtehe Dich . . . —“ erwiederte Roſe nach einer Pauſe des Schweigens. — „Wohlan, man muß Niemanden zur Laſt fallen ... Wir ſind jung, wir haben guten Muth. Betrachten wir uns, in Erwartung der Aenderung unſerer Lage, als Töchter von Arbeitern ... Iſt denn nicht unſer Großvater ſelbſt ein Handwerker? Suchen wir alſo Arbeit, und verdienen wir uns unſern Lebensunterhalt ... Sich ſeinen Lebensunterhalt verdienen ... Wie ſtolz man darauf ſein kann ... Glückliche! ...“

„Gute kleine Schweſter! —“ verſetzte Blanche, Roſe umarmend; — „welches Glück! .. Du biſt mir zuvorgekommen ... umarme mich!“

„Wie ſo?“

„Dein Plan ... war auch der meinige ... Geſtern, als ich Dagobert's Frau ſo traurig ausrufen hörte, daß ihre Augen zu Grunde gerichtet ſeien ... hab' ich Deine guten großen Augen betrachtet, die mich an die meinigen erinnerten, und ich dachte mir: Es dünkt mich daß wenn die arme Frau unſers alten Dagobert das Augenlicht verloren hat ... die Fräulein Roſe und Blanche Simon recht gut ſehen ... was eine Ausgleichung iſt, —“ fügte Blanche lächelnd bei.

„Und zudem ſind die Fräulein Simon nicht ſo ganz ungeſchickt, —“ fuhr Roſe fort, nun auch lächelnd, — „um nicht grobe Säcke von grauer Leinwand nähen zu können, die vielleicht die Finger ein wenig ſchinden werden; aber das macht nichts.“

„Du ſiehſt es, wir denken zu Zweien, wie immer;

ich wollte Dir nur eine Ueberraſchung vorbereiten, und warten, bis wir allein wären, um Dir meinen Gedanken mitzutheilen.“

„Ja, aber etwas quält mich.“

„Was dehn?“

„Anfangs werden Dagobert und deſſen Frau nicht ermangeln, uns zu ſagen: „„Meine Fräulein, Sie ſind nicht dazu geſchaffen, grobe garſtige Leinwandſäcke zu nähen Pfui doch . . . die Töchter eines Marſchalls von Frankreich; —““ „und dann, wenn wir darauf beharren . . . „„wohlan,““ wird man uns ſagen, „„es iſt keine Arbeit für Sie vorhanden . . . wenn Sie welche wollen . . . ſuchen Sie ſich welche . . . meine Fräulein.““ „Und dann . . . wer wird wohl verlegen ſein? Die Fräulein Simon; denn wo werden wir Arbeit finden?“

„Es iſt nur der Umſtand, daß, wenn Dagobert ſich etwas in den Kopf geſetzt hat . . .“

„Oh! was dieß betrifft . . . wenn man ihm recht ſchmeichelt . . .“

„Ja, in einigen Fällen . . . aber in andern iſt er unlenkſam. Gerade ſo, wie unterwegs, wenn wir ihn verhindern wollten, ſich ſo viel Mühe mit uns zu geben . . .“

„Meine Schweſter, eine Idee, —“ rief Roſe aus, — „eine vortreffliche Idee.“

„Sag an, ſchnell . . .“

„Du kennſt wohl jene junge Arbeiterin, welche man

Mayeux heißt, und die ſo dienſtfertig, ſo beharrlich ſcheint?“

„Oh! ja, und auch ſchüchtern, beſcheiden, man möchte ſagen, daß ſie immer beſchwerlich zu fallen fürchte, ſelbſt wenn ſie Jemand anſchaut. Sieh, geſtern bemerkte ſie nicht, daß ich ſie ſah; ſie betrachtete Dich mit einer ſo guten, ſo ſanften Miene; ſie ſchien ſo glücklich, daß mir die Thränen in die Augen traten, ſo gerührt fühlte ich mich . . .“

„Nun denn, man müßte Mayeux fragen, wie ſie es macht, um Arbeit zu bekommen; denn gewiß lebt ſie von ihrer Arbeit.“

„Du haſt recht; ſie wird es uns ſagen, und wenn wir es wiſſen, wird Dagobert gut zanken haben mit uns, und den Stolzen für uns ſpielen wollen; wir werden auch den Kopf aufſetzen, wie er.“

„Recht ſo, zeigen wir Character; beweiſen wir ihm, daß wir, wie er es ſelbſt ſagt, Soldatenblut in den Adern haben.“

„Du behaupteſt, daß wir einſt reich ſeyn werden, mein guter Dagobert? . . . —“ wollen wir zu ihm ſagen, — „wohlan! . . . deſto beſſer; wir werden uns dann dieſer Zeit mit noch größerem Vergnügen erinnern.“

„Alſo, wir ſind einig, nicht wahr, Roſe? So wie wir uns wieder allein bei Mayeux befinden, müſſen wir unſer Anliegen ihr anvertrauen, und ſie um Aufſchluß bitten; ſie iſt eine ſo gute Perſon, daß ſie uns nicht abweiſen wird.“

„Auch unſer Vater, wenn er zurückkehrt, wird uns Dank wiſſen für unſern Muth; deſſen bin ich gewiß.“

„Er wird uns Beifall ſchenken, daß wir uns ſelbſt genügen wollten, wie wenn wir allein auf der Welt wären.“

Bei dieſen Worten ihrer Schweſter ſchauderte Roſe. Eine Wolke der Traurigkeit, faſt des Schreckens, gleitete über ihr holdſeliges Geſicht, und ſie rief aus:

„Mein Gott! meine Schweſter, welch' ſchrecklicher Gedanke! . . .“

„Was fehlt Dir denn? Du machſt mir Furcht . . .“

„Im Augenblicke, da Du ſagteſt, unſer Vater werde uns Dank wiſſen, daß wir uns ſelbſt genügen, wie wenn wir allein auf der Welt wären . . . iſt mir ein entſetzlicher Gedanke aufgeſtiegen . . . ich weiß nicht warum . . . und dann . . . da, fühle, wie mein Herz ſchlägt; man möchte ſagen, daß uns ein Unglück begegnen wird.“

„Es iſt wahr, Dein armes Herz ſchlägt mit einer Gewalt . . . Aber woran haſt Du denn gedacht? Du erſchreckſt mich.“

„Als wir Gefangene waren, hat man uns wenigſtens nicht getrennt, und das Gefängniß war eine Zufluchtſtätte . . .“

„Ja, eine ſehr traurige, obgleich mit Dir getheilt . . .“

„Aber wenn, bei unſerer Ankunft dahier, ein Zufall . . . ein Unglück . . . uns von Dagobert getrennt hätte; wenn wir allein . . . verlaſſen . . .

ohne Hülfsquellen in dieſer großen Stadt geblieben wären?"

„Ah! meine Schweſter . . . ſprich nicht ſo . . . Du haſt recht. Das iſt ſchrecklich . . . Was würde aus uns? Mein Gott!"

Bei dieſem grauſamen Gedanken blieben die beiden jungen Mädchen einen Augenblick ſchweigend und gramgebeugt.

Ihre holden Geſichter, bisher von einer edlen Hoffnung beſeelt, erblichen und wurden traurig.

Nach einem ziemlich langen Schweigen richtete Roſe den Kopf empor: ihre Augen waren thränenfeucht.

„Mein Gott —" ſagte ſie mit zitternder Stimme, — „warum betrübt uns denn dieſer Gedanke ſo ſehr, meine Schweſter? . . . Mein Herz iſt ſo angſtvoll, wie wenn dieſes Unglück uns einſt begegnen ſollte . . ."

„Ich fühle, wie Du . . . eine große Furcht . . . Ach! . . . alle zwei verloren in dieſer unermeßlichen Stadt . . . Was würden wir thun?"

„Ei . . . Blanche . . . laß uns keine ſolchen Gedanken hegen . . . Sind wir nicht hier bei Dagobert . . . inmitten ſehr guter Leute? . . ."

„Siehſt Du, meine Schweſter, —" erwiederte Roſe mit nachdenkender Miene — „es iſt vielleicht gut . . . daß uns dieſer Gedanke gekommen iſt."

„Warum denn?"

„Nun werden wir dieſe ärmliche Wohnung um ſo beſſer finden, da wir darin gegen alle jene Befürchtungen geſchützt ſind ... Und wenn wir durch unſere Arbeit ſicher ſeyn werden, Niemanden zur Laſt zu fallen... was wird uns, die Ankunft unſers Vaters erwartend, fehlen?"

„Nichts wird uns fehlen ... Du haſt recht ... aber warum eigentlich iſt uns denn dieſer Gedanke aufgeſtiegen? Warum betrübt er uns ſo ſchmerzlich?

„Ja, eigentlich ... warum? Sind wir, nach allem, hier nicht unter Freunden, die uns lieben? Wie können wir vermuthen, jemals allein in Paris verlaſſen zu ſeyn? Unmöglich kann uns ein ſolches Unglück treffen ... nicht wahr, meine Schweſter?"

„Unmöglich ... —" verſetzte Roſe ſchaudernd — „und wenn man am Vortage des Tages unſerer Ankunft in jenem Dorfe Deutſchlands, wo der arme Jovial umgebracht wurde, uns geſagt hätte: „„Morgen werden Sie Gefangene ſeyn ..."" hätten wir, wie heute, geſagt ... das iſt unmöglich. Iſt Dagobert nicht da, uns zu beſchützen? Was haben wir zu befürchten? ... Und doch ... erinnere Dich, meine Schweſter, zwei Tage danach waren wir im Gefängniſſe zu Leipzig ..."

„Oh! ſprich nicht ſo, meine Schweſter ... es jagt Furcht ein."

Und durch eine Regung der Sympathie, faßten ſich die Waiſen bei der Hand, und umſchlangen ſich innig, mit unwillkürlichem Schrecken um ſich ſchauend.

Die Gemüthsbewegung, welche ſie ergriff, war in der That tief, wunderſam, unerklärbar ... und dennoch unbeſtimmt drohend, wie jene finſtern Ahnungen, die uns wider unſern Willen erſchrecken ... wie jene traurigen Vorherſehungen, die oft einen düſteren Schimmer in die geheimnißvollen Tiefen der Zukunft werfen.

Seltſame, unbegreifliche, bisweilen eben ſo ſchnell vergeſſene als durchſchauernde Ahnungen, die aber ſpäterhin, wenn die Ereigniſſe ſie ſo eben gerechtfertiget haben, uns ſodann, durch die Erinnerung, in ihrer ganzen erſchreckenden Fatalität erſcheinen.

. . . .

Die Töchter des Marſchalls Simon waren noch in den Anfall von Traurigkeit vertieft, welche dieſe ſonderbaren Gedanken in ihnen erweckt hatten, als Dagobert's Frau, von ihrem Sohne herunterkommend, mit ſchmerzlich veränderten Zügen in das Zimmer trat.

Zwölftes Kapitel.

Der Brief.

Als Françoiſe wieder in das Zimmer trat, war ihre Phyſiognomie ſo auffallend verändert, daß Roſe ſich nicht enthalten konnte, auszurufen:

„Mein Gott! Madame ... was fehlt Ihnen?“

„Ach! meine lieben Fräulein, ich kann es Ihnen nicht länger verhehlen . . . —“ und Françoiſe zerfloß in Thränen, — „ſeit geſtern leb ich nicht . . . ich erwartete meinen Sohn zum Nachteſſen, wie gewöhnlich . . . er iſt nicht gekommen. Ich wollte es Sie nicht merken laſſen, wie ſehr mich dieß ſchon kümmerte . . . ich erwartete ihn von Minute zu Minute . . . denn ſeit zehn Jahren iſt er niemals ſchlafen gegangen, ohne mich zuvor zu umarmen . . . Ich brachte einen Theil der Nacht neben der Thüre zu, um zu horchen, ob ich ſeinen Schritt hörte . . . Ich habe nichts gehört . . . Endlich, um drei Uhr Morgens, hab' ich mich auf eine Matratze geworfen . . . So eben hab' ich nachgeſehen, ob nicht mein Sohn, wie ich es, freilich nur ſchwach, hoffte, gegen Morgen heimgekommen ſey . . .“

„Nun denn, Madame? . .“

„Er iſt nicht zurückgekommen! . . . —“ erwiederte die arme Mutter, ihre Thränen trocknend.

Roſe und Blanche ſchauten ſich gerührt an; ein gleicher Gedanke beſchäftigte ſie; wenn Agricola nicht zurückkam, wovon ſollte dieſe Familie leben? Würden ſie dann, unter dieſem Verhältniſſe, nicht eine doppelt beſchwerliche Laſt?

„Aber vielleicht, Madame, —“ ſagte Blanche, — „wird Herr Agricola zu lange bei der Arbeit geblieben ſein, um geſtern Abends noch heimgehen zu können.“

„Oh! nein, nein, er wäre mitten in der Nacht heimgekehrt, da er die Beſorgniſſe kennt, die er mir verurſachen würde . . . Ach! . . . ein Unglück wird ihm begegnet ſein . . . vielleicht bei ſeiner Schmiede verwundet; er iſt ſo eifrig, ſo muthig bei der Arbeit! . . . Ah! mein armer Sohn!!! Und als ob ich nicht ſchon ſeinetwegen genug Angſt ausſtehe, kümmere ich mich nun auch um die arme junge Arbeiterin, die da oben wohnt.“

„Wie ſo denn, Madame?“

„Als ich aus der Stube meines Sohnes trat, ging ich zu ihr hinein, um ihr meinen Kummer zu klagen; denn ſie iſt faſt eine Tochter für mich . . . ich fand ſie nicht . . . in dem kleinen Cabinete, das ſie bewohnt; der Tag graute kaum; ihr Bett war nicht einmal gebraucht . . . Wohin iſt ſie ſo früh gegangen? Sie, die niemals ausgeht . . .“

Roſe und Blanche ſchauten ſich mit neuer Unruhe an; denn ſie verließen ſich ſehr auf den Beiſtand der Mayeur in ihrem ſo eben gefaßten Entſchluſſe. Glücklicherweiſe wurden ſie, wie auch Françoiſe, ſchier augenblicklich beruhiget; denn nach zweimaligem, beſcheidenen Klopfen an die Thüre, hörte man die Stimme der Mayeur.

„Darf man eintreten, Madame Françoiſe?“

In Folge eines gleichwilligen Antriebes eilten Roſe und Blanche zur Thüre, und öffneten ſie dem jungen Mädchen.

Reif und Schnee fielen ſeit dem vorigen Tage unaufhörlich; daher troffen von Waſſer das Kattunkleid der jungen Arbeiterin, ihr kleiner Shawl von Kattunleinwand, und ihre Mütze von ſchwarzen Tüll, welche, ihre zwei dicken Flechten kaſtanienbrauner Haare entblöſſend, ihr bleiches und intereſſantes Geſicht umrahmte; die Kälte hatte ihre weißen und magern Hände ſchwarzblau gemacht; nur aus dem Glanze ihrer blauen, gewöhnlich ſanften und ſchüchternen Augen, erſah man, daß dieſes arme, ſo ſchwache und ſo furchtſame Geſchöpf, aus der Wichtigkeit der Verhältniſſe eine außerordentliche Energie geſchöpft hatte.

„Mein Gott . . . woher kommſt Du, meine gute Mayeux? —“ fragte ſie Françoiſe; — „ſo eben ſchaute ich nach, ob mein Sohn heimgekommen ſei . . . ich öffnete Deine Thüre, und war ganz erſtaunt . . Dich nicht zu finden; ... Du biſt alſo ſehr früh ausgegangen?“

„Ich bringe Ihnen Nachricht von Agricola . . .“

„Von meinem Sohne! —“ rief Françoiſe zitternd aus, — „was iſt ihm widerfahren? Du haſt ihn geſehen? Du haſt mit ihm geſprochen? Wo iſt er?“

„Ich hab' ihn nicht geſehen . . . aber ich weiß, wo er iſt.“ Dann, gewahrend, daß Françoiſe erblich, fügte Mayeux hinzu:

„Beruhigen Sie ſich . . . er befindet ſich wohl; ihm droht keine Gefahr.“

„Sei geprieſen, mein Gott! . . . Du ermüdeſt nicht, mit einer armen Sünderin Erbarmen zu haben . . . vorgeſtern haſt Du mir meinen Mann wieder gegeben; heute, nach einer ſo ſchmerzlichen Nacht beruhigeſt Du mich über das Leben meines armen Kindes!“

Alſo ſprechend, war Françoiſe auf den Boden gekniet, ſich fromm bekreuzend.

Während der durch die andächtige Bewegung der Françoiſe veranlaßten Pauſe des Schweigens, näherten ſich Roſe und Blanche der Mayeux, und ſagten zu ihr ganz leiſe mit einem Ausdrucke rührender Theilnahme:

„Wie durchnäßt Sie ſind! . . . es muß Sie ſehr frieren . . . Nehmen Sie ſich in Acht, daß Sie nicht krank werden.“

„Wir haben es nicht gewagt, Madame Françoiſe zu erinnern, Feuer im Ofen zu machen . . . aber jetzt wollen wir es ihr ſagen.“

Eben ſo überraſcht als gerührt von dem Wohlwollen, welches ihr die Töchter des Marſchalls Simon bezeigten, antwortete ihnen Mayeux, empfänglicher als jede Andere für den geringſten Beweis von Güte, mit einem Blicke unausſprechlicher Dankbarkeit:

„Ich danke Ihnen für Ihre gute Abſicht, meine Fräulein. Beruhigen Sie ſich; ich bin an Kälte gewöhnt, und übrigens ſo unruhig, daß ich ſie nicht fühle.“

„Und mein Sohn? —“ fragte Françoiſe aufſtehend, nachdem ſie einige Augenblicke gekniet war, — „warum hat er die Nacht außer dem Hauſe zugebracht? Du wußteſt ihn alſo zu finden, meine gute Mayeux? . . . Wird er bald kommen . . . warum ſäumt er?“

„Madame Françoiſe, ich verſichere Ihnen, daß Agricola ſich wohl befindet: aber ich muß Ihnen ſagen, daß von jetzt an auf eine Zeitlang ...“

„Nun ...“

„Muth, Madame ..“

„Ah, mein Gott! .. ich habe keinen Tropfen Blut in meinen Adern ... Was iſt denn geſchehen? ... warum werd' ich ihn nicht ſehen?“

„Ach! Madame ... er iſt verhaftet.“

„Verhaftet! —“ riefen Roſe und Blanche erſchrocken aus.

„Dein Wille geſchehe in allen Dingen, mein Gott! —“ erwiederte Françoiſe; — „aber dieß iſt ein ſehr großes Unglück ... Verhaftet ... er ... ſo gut ... ſo ehrlich ... Und warum ihn verhaften? ... es muß alſo ein Mißverſtändniß ſein.“

„Vorgeſtern, —“ verſetzte Mayeux, — „hab' ich einen anonymen Brief erhalten; man meldete mir, daß Agricola in jedem Augenblicke verhaftet werden könnte, wegen ſeines Arbeiterliedes; wir ſind übereingekommen, daß er zu jenem ſo reichen Fräulein in der Straße Babylon gehen ſollte, die ihm ihre Dienſte angeboten hatte; Agricola ſollte ſie bitten, für ihn Caution zu leiſten, damit er nicht in's Gefängniß komme. Geſtern früh iſt er fortgegangen, um ſich zu jenem Fräulein zu begeben.“

„Du wußteſt dieß alles, und haſt mir nichts geſagt ... auch er nicht ... warum hat man es mir verhehlt?

„Um Sie nicht wegen nichts zu beunruhigen, Madame Françoiſe; denn, auf die Großmuth jenes Fräuleins vertrauend, erwartete ich Agricola jeden Augenblick. Als ich ihn geſtern Abends nicht kommen ſah, dachte ich mir: Vielleicht halten ihn die Formalitäten der Cautionsſtellung lange auf . . . Aber die Zeit verſtrich, er erſchien nicht . . . Ich habe alſo dieſe ganze Nacht, ohne zu ſchlafen, auf ihn gewartet.“

„Das iſt wahr, meine gute Mayeur, Du biſt nicht zu Bette gegangen . . .“

„Ich war zu unruhig; . . . daher bin ich heute früh, vor Tagesanbruch, unvermögend meine Beſorgniſſe zu überwinden, ausgegangen. Ich hatte mir die Adreſſe jenes Fräuleins, Straße Babylon, gemerkt . . . Dorthin bin ich gelaufen.“

„Oh gut! gut, —“ entgegnete Françoiſe ängſtlich — „Du haſt klug gehandelt. Jenes Fräulein hatte doch eine ſehr gute, ſehr großmüthige Miene, wie mir mein Sohn ſagte . . .“

Mayeur ſchüttelte traurig den Kopf; eine Thräne glänzte in ihren Augen, und ſie fuhr fort:

„Als ich in der Straße Babylon ankam . . . war es noch Nacht; ich erwartete den hellen Tag.“

„Armes Kind . . . Du, ſo furchtſam, ſo ſchwächlich,“ — ſagte Françoiſe tief gerührt, — „ſo weit zu gehen, und noch dazu bei dieſem abſcheulichen Wetter . . . Ah! Du biſt eine wahre Tochter für mich . . .“

„Iſt Agricola nicht auch ein Bruder für mich?“ —

erwiederte Mayeux ſanft, leicht erröthend; dann fuhr ſie fort:

„Als es heller Tag war, hab' ich es gewagt, an der Thüre des kleinen Pavillons zu ſchellen; ein reizendes junges Mädchen, aber mit bleichem und traurigem Geſichte, machte mir auf . . . — Fräulein, ich komme im Namen einer unglücklichen, verzweiflungsvollen Mutter, — hab' ich ſogleich zu ihr geſagt, um ihre Theilnahme zu gewinnen, denn ich war ſo armſelig angezogen, daß ich fürchtete, wie eine Bettlerin abgewieſen zu werden; — da ich aber im Gegentheile das junge Mädchen mich mit Güte anhören ſah, fragte ich ſie, ob nicht am Tage vorher ein junger Arbeiter gekommen ſey, ihre Gebieterin zu erſuchen, ihm eine große Gefälligkeit zu erweiſen."

„„Ach! ja . . ."" — antwortete mir das junge Mädchen, — „„meine Gebieterin wollte ſich mit der Erfüllung ſeines Wunſches beſchäftigen; als ſie jedoch hörte, daß man ihn ſuche, um ihn zu verhaften, ließ ſie ihn verſtecken; zum Unglücke wurde ſein Verſteck aufgefunden, und er geſtern Abends um vier Uhr verhaftet !. . . und in das Gefängniß geführt . . .""

Obgleich die Waiſen an dieſer traurigen Unterredung nicht Theil nahmen, las man doch in ihren betrübten Mienen, in ihren unruhigen Blicken, wie viel ſie bei dem Kummer von Dagobert's Frau litten.

„Aber jenes Fräulein? . . ." — rief Françoiſe aus, — „Du hätteſt mit ihr zu ſprechen ſuchen ſollen, meine gute Mayeux, und ſie bitten, meinen Sohn nicht zu verlaſſen . . . ſie iſt ſo reich . . . daß ſie mächtig ſeyn muß; . . . ihre Protection kann uns von einem gräßlichen Unglücke retten!“

„Ach!“ — entgegnete Mayeux mit ſchmerzlichem Grame, — „man muß auf dieſe letzte Hoffnung verzichten.“

„Warum? . . . da jenes Fräulein ſo gut iſt,“ — ſagte Françoiſe; — „ſie wird Mitleiden fühlen, wenn ſie weiß, daß mein Sohn die einzige Stütze einer ganzen Familie . . . und daß der Kerker für ihn . . . ſchrecklicher iſt, als für einen Andern, weil wir dadurch in das äußerſte Elend geſtürzt werden . . .“

„Jenes Fräulein . . .“ — erwiederte Mayeux, — „wurde geſtern Abends, wie mir das junge Mädchen weinend ſagte . . . in eine Heilanſtalt gebracht; . . . es ſcheint . . . daß ſie wahnſinnig iſt . . .“

„Wahnſinnig . . . ah! das iſt entſetzlich . . . für ſie . . . und auch für uns, ach! . . . denn was wird jetzt, da wir nichts mehr zu hoffen haben, aus uns werden . . . ohne meinen Sohn? Mein Gott . . . mein Gott . . .“

Und die unglückliche Frau verhüllte ihr Geſicht mit ihren Händen.

Dem gramvollen Ausrufe der Françoiſe folgte ein tiefes Schweigen.

Roſe und Blanche wechſelten einen troſtloſen Blick, der ihren innerſten Kummer ausdrückte; denn ſie ſahen ein, daß ihre Anweſenheit die ſchrecklichen Verlegenheiten dieſer Familie immer mehr vermehrte.

Mayeux, erſchöpft von Anſtrengungen, eine Beute ſo vieler ſchmerzlichen Gemüthsaufregungen, in ihren durchnäßten Kleidern ſchaudernd, ſetzte ſich tiefbetrübt auf einen Stuhl, über die verzweifelte Lage dieſer Familie nachdenkend.

Dieſe Lage war in der That ſehr grauſam ...

In den Zeiten politiſcher Wirren oder Unruhen, veranlaßt von den arbeitenden Klaſſen durch ein erzwungenes Feiern, oder durch eine ungerechte Herabſetzung der Arbeitslöhne, welche ihnen die mächtige Coalition der Capitaliſten ungeſtraft aufbürdet, ſind oft ganze Handwerkerfamilien, in Folge der präventiven Haft, in einer eben ſo bedauernswerthen Lage, wie jene der Familie Dagobert's durch die Verhaftung Agricola's, eine Verhaftung übrigens, welche das Werk der Umtriebe Rodin's und deſſen Genoſſen war, wie man ſpäterhin ſehen wird.

Und gelegentlich der präventiven Haft, die oft ordentliche, fleißige, faſt immer durch die Nichtorganiſation der Arbeit und durch die Unzulänglichkeit der Arbeitslöhne zu dem widrigen Aeußerſten der Coalitionen gedrängte Arbeiter trifft, iſt es, nach unſerer Meinung, peinlich, das Geſetz, welches für Alle gleich ſeyn ſoll, jenen verweigern zu ſehen, was es dieſen bewilliget, . . . weil dieſe über eine gewiſſe Summe Geldes verfügen können.

In mehreren Fällen kann der reiche Mann, vermittelſt der Caution, der Langweile, den Ungelegenheiten einer präventiven Einſperrung entrinnen; er deponirt eine Summe Geldes; er verſpricht, an einem beſtimmten Tage ſich wieder zu ſtellen, und kehrt zu ſeinen Vergnügungen, zu ſeinen Beſchäftigungen, oder zu den ſüßen Familienfreuden zurück . . .

Nichts Beſſeres: Jeder Beklagte wird für unſchuldig gehalten; man kann von dieſem nachſichtigen Grundſatze nicht genug durchdrungen ſeyn.

Deſto beſſer für den Reichen, weil er von der Wohlthat des Geſetzes Gebrauch machen kann.

Aber der Arme?

Nicht nur kann er keine Caution leiſten; denn er hat kein anderes Capital, als ſeine tägliche Arbeit, ſondern vorzüglich für ihn, den Armen, ſind die Härten einer präventiven Einſperrung traurig, ſchrecklich . . .

Für den Reichen iſt das Gefängniß . . . Mangel an Behaglichkeit und Bequemlichkeit . . . er fühlt Langeweile, und den Kummer, von den Seinigen getrennt zu ſeyn . . . gewiß, dieß verdient Theilnahme; alle Leiden ſind bedauernswerth, und die Thränen des von ſeinen Kindern getrennten Reichen ſind eben ſo bitter, als die Thränen des von ſeiner Familie entfernten Armen . . .

Aber die Abweſenheit des Reichen verurtheilt die

Seinigen weder zum Faſten, noch zur Kälte, noch zu jenen durch Erſchöpfung und Elend verurſachten, unheilbaren Krankheiten . .

Dagegen . . . für den Handwerker . . . iſt das Gefängniß . . . Herzensangſt, Entblößung, bisweilen der Tod der Seinigen . . .

Nichts beſitzend, iſt er unvermögend, Caution zu leiſten; man ſperrt ihn ein.

Wenn er aber, wie ſich's häufig trifft, einen gebrechlichen Vater oder eine gebrechliche Mutter, eine kranke Frau oder Kinder in der Wiege hat?

Was wird aus dieſer unglücklichen Familie werden? Sie konnte kaum von einem Tage auf den andern vom Arbeitslohne dieſes Mannes leben, einem faſt immer unzulänglichen Arbeitslohne, und nun entgeht ihr plötzlich dieſe einzige Stütze drei oder vier Monate lang.

Was wird dieſe Familie thun?

Wo ſoll ſie Hülfe ſuchen?

Was wird aus dieſen gebrechlichen Greiſen werden, aus dieſen kränklichen Frauen, aus dieſen kleinen Kindern, außer Stand, ihr tägliches Brod zu verdienen? Befinden ſich zufällig ein wenig Wäſche und einige Kleidungsſtücke im Hauſe, ſo wird man ſie in das Pfandhaus tragen, mit dieſer Aushülfe vielleicht eine Woche leben . . . aber dann? . . .

Und wenn der Winter ſeine Strenge dieſem fürchterlichen und unvermeidlichen Elende beifügen wird?

Dann wird der gefangene Handwerker, während langer, ſchlafloſer Nächte, jene, die ihm theuer ſind, im Geiſte blaß und mager, abgezehrt ſehen, von Noth erſchöpft, faſt nackt auf faulem Strohe, bemüht, ſich dicht aneinanderdrängend, ihre froſterſtarrten Glieder zu ererwärmen . . .

Dann, wenn der Handwerker freigelaſſen wird, findet er heimgekehrt den Ruin, die Trauer, in ſeiner armſeligen Behauſung.

Und dann endlich, nach einem ſo langen Feiern, ſind ſeine Arbeitsbeziehungen aufgelöſet; wie viele Tage gehen verloren, bis er wieder Arbeit findet, und ein Tag ohne Arbeit, iſt ein Tag ohne Brod.

Wiederholen wir es, wenn das Geſetz, in gewiſſen Fällen, nicht jenen, die reich ſind, die Wohlthat der Caution böte, könnte man nur über unvermeidliche Widerwärtigkeiten ſeufzen; aber da das Geſetz geſtattet, diejenigen proviſoriſch in Freiheit zu ſetzen, die eine gewiſſe Summe Geldes beſitzen, warum beraubt man dieſes Vortheiles gerade jene, welchen die Freiheit unentbehrlich iſt, weil die Freiheit für ſie das Leben, die Exiſtenz ihrer Familie iſt?

Giebt es gegen dieſen bedauernswerthen Zuſtand der Dinge ein Mittel? Wir glauben es.

Das vom Geſetze verlangte Minimum der Caution beträgt fünfhundert Franken.

Nun repräſentiren fünfhundert Franken nach mittlerem Anſchlage ſechs Monate Arbeit eines fleißigen Arbeiters.

Hat er nun eine Frau und zwei Kinder (und dieß iſt auch der mittlere Anſchlag ſeiner Laſten), ſo iſt es ihm augenſcheinlich durchaus unmöglich, jemals eine ſolche Summe erſpart zu haben.

Alſo, von ihm fünfhundert Franken verlangen, um ihm die Freiheit zu gewähren, ſeine Familie zu unterſtützen, heißt: ihn, ſeiner vermögenden Kraft nach, außer der Wohlthat des Geſetzes ſtellen, ihn, der mehr als irgend Jemand das Recht hätte, ſie zu genießen, in Berückſichtigung der traurigen Folgen, welche ſeine präventive Haft für die Seinigen nach ſich zieht.

Wäre es nicht billig, menſchlich, und ein edles, heilſames Beiſpiel, in allen die Caution zulaſſenden Fällen (und wenn die Rechtſchaffenheit des Beklagten ehrenvoll dargethan wäre), die moraliſchen Bürgſchaften derjenigen anzunehmen, denen ihre Armuth nicht erlaubt, materielle Bürgſchaften anzubieten, und die kein anderes Capital beſitzen, als ihre Rechtſchaffenheit, ihr Wort als ehrliche Leute anzunehmen, am Gerichtstage ſich zu ſtellen?

Wäre es nicht moraliſch und groß, vorzüglich in dieſen Zeiten, auf ſolche Art den Werth des eidlichen Verſprechens zu ſteigern, und den Mann in ſeinen eigenen Augen dadurch genügend zu erheben, daß ſein Eid als hinreichende Bürgſchaft erachtet werde?

Wird man die Würde des Menſchen ſo ſehr mißkennen, daß man von Utopien und Unmöglichkeit ſpricht? Wir werden fragen, ob man viele auf ihr Wort Kriegs-

Gefangene eidbrüchig werden ſah, und ob dieſe Soldaten und Offiziere nicht faſt Alle Kinder des Volkes waren.

Ohne die Kraft des Eides bei den arbeitenden, rechtſchaffenen und armen Klaſſen im Mindeſten zu überſchätzen, ſind wir überzeugt, daß die vom Beklagten übernommene Verpflichtung, am Gerichtstage zu erſcheinen, nicht nur immer mit Treue, mit Biederkeit, ſondern auch mit inniger Dankbarkeit erfüllt würde, weil ſeine Familie, Dank der Nachſicht des Geſetzes, nicht durch ſeine Abweſenheit hätte leiden dürfen.

Es iſt übrigens eine Thatſache, auf welche Frankreich ſtolz ſeyn darf, daß im Allgemeinen ſeine Magiſtratur, ſo armſelig belohnt, wie die Armee, weiſe, rechtſchaffen, menſchlich und unabhängig iſt; ſie hat das Bewußtſeyn ihres nützlichen und Ehrfurcht einflößenden Prieſterthumes; mehr als jede andere Behörde kann und weiß ſie die Uebel und unermeßlichen Leiden der arbeitenden Klaſſen im Staate, mit denen ſie ſo oft in Berührung kommt, liebreich zu würdigen. *)

---

*) Wir haben in einem andern Werke erwähnt, und werden immer mit eben ſo viel Achtung als inniger Sympathie des ſchönen Buches des Herrn **Proſper Tarbé**, k. Procurators, gedenken. „**Travail et Salaire**“ iſt eines der gediegenſten, hochſinnigſten Werke, welche jemals die erleuchtete Liebe zur Menſchheit, einem großmüthigen Herzen, einer erhabenen Intelligenz, und einem poſitiven und praktiſchen Geiſte eingeflößt hat

E. S.

Man könnte alſo den obrigkeitlichen Behörden nicht genug freie Hand laſſen, bei Beurtheilung der Fälle, wo die *moraliſche Bürgſchaft*, die einzige, welche der ehrliche, dürftige Mann zu geben vermag, zuläſſig wäre . . .

Kurz, wenn Jene, welche die Geſetze machen, und Jene, die uns regieren, eine hinreichend beſchimpfende Meinung vom Volke hätten, um mit beleidigender Verachtung unſere geäußerten Gedanken von ſich zu ſtoßen, könnte man nicht wenigſtens verlangen, daß das *Minimum der Caution ſo herabgeſetzt würde, daß jene ſie zu erſchwingen vermöchten, denen es ein ſo großes Bedürfniß iſt, der nutzloſen Härte einer präventiven Haft zu entgehen?*

Könnte man nicht als höchſten Betrag den mittleren monatlichen Arbeitslohn eines Handwerkers annehmen?

Dieſer ſey: *achtzig Franken*.

Dieß wäre noch übermäßig; jedoch mit Hülfe von Freunden, des Pfandhauſes, einiger Vorſchüſſe, würden ſich *achtzig Franken* auftreiben laſſen, freilich ſelten, aber doch bisweilen, und jedenfalls dadurch mehrere Familien einem ſchrecklichen Elende entriſſen.

Dieß geſagt, kehren wir wieder zu Dagobert's Familie zurück, die in Folge der präventiven Haft Agricola's in einer ſo verzweifelten Lage ſich befand.

. . . .

Die Angſt von Dagobert's Frau, nahm noch in Folge ihres Nachdenkens zu; denn, rechnet man die Töchter des Generals Simon hinzu, ſo ſieht man, daß vier Perſonen durchaus ohne Hülfsquellen waren; aber, man muß es geſtehen, die vortreffliche Frau dachte weniger an ſich, als an den Kummer, den ihr Sohn bei dem Gedanken an die bedauernswerthe Lage, worin ſie ſich befand, empfinden mußte.

In dieſem Augenblicke klopfte man an die Thüre.

„Wer iſt da? —“ fragte Françoiſe.

„Ich bin's, Madame Françoiſe . . . ich . . . der Vater Lorrain.“

„Herein! —“ erwiederte Dagobert's Frau.

Der Färber, welcher die Dienſte eines Portiers verſah, erſchien an der Thüre des Zimmers . . . Anſtatt Arme und Hände von blendendem Apfelgrün zu haben, zeigten ſie an dieſem Tage ein herrliches Veilchenblau.

„Madame Françoiſe, —“ ſagte der Vater Lorrain, — „da iſt ein Brief, welchen der Geber von Weihwaſſer in der Kirche Saint-Merry ſo eben von Seite des Herrn Abbé Dubois gebracht hat, mit dem Anſuchen, Ihnen denſelben ſogleich heraufzutragen; . . . er ſagte, daß er ſehr dringend ſei . . .“

„Ein Brief von meinem Beichtvater? —“ verſetzte Françoiſe erſtaunt; dann nahm ſie ihn, und fügte bei: — „Ich danke, Vater Lorrain.“

„Brauchen Sie nichts, Madame Françoiſe?“

„Nein, Vater Lorrain.“

„Ihr Diener allerſeits.“

Und der Färber ging fort.

„Mayeux, willſt Du mir dieſen Brief leſen? —“ ſagte Françoiſe, ziemlich unruhig über dieſen Brief.

„Ja, Madame.“

Und das junge Mädchen las, was folgt:

„Meine werthe Madame Baudoin!

„Ich habe die Gewohnheit, Sie an Dienſtagen und Sonnabenden anzuhören, aber ich werde weder morgen, noch am Sonnabende frei ſein; kommen Sie alſo dieſen Morgen ſo bald als möglich, woſerne Sie nicht lieber eine Woche verleben wollen, ohne ſich dem Tribunale der Buße zu nähern.“

„Eine Woche . . . gerechter Himmel . . . —“ rief Dagobert's Frau aus — „ach! ich fühle nur zu ſehr das Bedürfniß, mich demſelben zu nähern, heute ſelbſt in der Unruhe und dem Kummer, worin ich bin.“

Dann ſich zu den Waiſen wendend:

„Der gute Gott hat die Gebete erhört, die ich an ihn für Sie gerichtet habe, meine lieben Fräulein . . . weil ich heute noch einen würdigen und heiligen Mann wegen der großen Gefahren werde um Rath fragen können, die Ihnen drohen, ohne daß Sie es wiſſen ... arme, liebe, ſo unſchuldige und doch ſo ſchuldige Seelen, obgleich es nicht Ihre Schuld iſt! . . Ah! Gott iſt mein Zeuge, daß mein Herz für Sie eben ſo ſehr blutet, als für meinen Sohn . . .“

Roſe und Blanche ſchauten ſich beſtürzt an . . . denn ſie begriffen die Beſorgniſſe nicht, welche der Zuſtand ihrer Seelen der Frau des Dagobert einflößte.

Dieſe fuhr fort, ſich an die junge Arbeiterin wendend:

„Meine gute Mayeur, Du mußt mir noch eine Gefälligkeit erweiſen.“

„Sprechen Sie, Madame Françoiſe.“

„Mein Mann hat zu ſeiner Reiſe nach Chartres Agricola's Wochenlohn mitgenommen. Dieß iſt alles, was an Geld zu Hauſe war; ich bin überzeugt, daß mein armes Kind keinen Sou bei ſich hat . . . und im Gefängniſſe braucht er vielleicht etwas . . . Nimm meinen Becher und das Beſteck von Silber . . . die noch übrigen zwei Paar Betttücher, und meinen Shawl von Flockſeide, welchen Agricola zu meinem Namenstage mir geſchenkt hat; trag alles in's Pfandhaus . . .

„Ich will zu erfahren ſuchen, in welchem Gefängniſſe mein Sohn iſt . . . und ihm die Hälfte der kleinen Summe ſchicken, die Du heimbringen wirſt . . . und der Reſt . . . wird uns dienen . . . meinen Mann erwartend . . . Aber wenn er wiederkommen wird . . . was werden wir thun? . . . Welch ein Schlag für ihn! . . und mit dieſem Schlage . . . das Elend . . . weil mein Sohn im Gefängniſſe iſt . . . und meine Augen zu Grunde gerichtet ſind . . . Herr, mein Gott . . . —“ rief die unglückliche Mutter mit einem Ausdrucke unruhigen und bittern Schmerzes, — „warum drückeſt Du mich ſo zu Boden? . . . ich habe doch alles gethan, was ich thun konnte, um Deine Barmherzigkeit zu verdienen . . . wo nicht für mich, wenigſtens für die Meinigen.“

Dann, dieſen Ausruf ſich bald zum Vorwurfe machend, fuhr ſie fort:

„Nein, nein, mein Gott! ich muß alles annehmen, was Du mir ſendeſt. Verzeihe mir dieſe Klage, und ſtrafe nur mich allein!“

„Muth, Madame Françoiſe, —“ ſagte Mayeur, — „Agricola iſt unſchuldig; er kann nicht lange im Gefängniſſe bleiben.“

„Aber, eben denk' ich daran, —“ erwiederte Dagobert's Frau, — „der Gang in das Pfandhaus wird Dir viel Zeit rauben, meine arme Mayeur.“

„Ich werde ſie bei Nacht wieder einbringen, . . . Madame Françoiſe; könnte ich ſchlafen, wenn ich Sie in ſolcher Unruhe weiß? Die Arbeit wird mich zerſtreuen.“

„Aber Du wirſt Licht verſchwenden . . . —“

„Seien Sie ruhig, Madame Françoiſe, ich bin ein wenig voraus, —“ entgegnete das junge Mädchen, welches log.

„Umarme mich wenigſtens, —“ ſagte Dagobert's Frau mit feuchten Augen, — „denn Du biſt das beſte Geſchöpf auf der Welt.“

Und Françoiſe ging eilig fort.

Roſe und Blanche blieben allein bei Mayeur; endlich war für ſie der Augenblick gekommen, den ſie mit ſo viel Ungeduld erwarteten.

Dagobert's Frau kam bald in der Kirche Saint-Merry an, wo ihr Beichtvater ihrer harrte. *)

---

*) Das Feuilleton des Conſtitutionnel vom 13. September 1844 bringt am Schluße des vorſtehenden zwölften Kapitels die nachfolgende Zuſchrift, welche wir unſern Leſern, als einen Beweis der theilnehmenden Würdigung dieſer höchſt intereſſanten Geſchichte, glauben mittheilen zu müſſen. D. Ueb.

An den Redacteur.

„Erlauben Sie mir, mein Herr, mich des Conſtitutionnels als Organes zu bedienen, um den Perſonen zu danken, welche mir unverwerfliche Actenſtücke und Thatſachen, in Betreff des bedauernswerthen Mißbrauches mitgetheilt haben, wovon einige zur Behandlung von Irren beſtimmte Privatheilanſtalten, der Schauplatz geweſen ſind.“

„Andere Perſonen, mit einem Gefühle wohlwollender Sympathie, wofür ich ihnen meinen Dank hier ausdrücken zu können ſo glücklich bin, ſind auf einige Einzelnheiten über die Geſetze und Ordonnanzen eingegangen, die ſich auf Irrenhäuſer beziehen, und vorzüglich über das Geſetz vom jüngſten Monate Mai.“

„Die neuen Verfügungen waren mir nicht unbekannt, deren Strenge übrigens ſelbſt die ganze Wichtigkeit der Frage bezeugt, die ich anzuregen verſucht habe; aber das Geſetz, ſo wie es iſt, ſcheint mir noch unzureichend, und ich werde, wie geſagt, nächſtens einige Anſichten über die Organiſation einer ſpeziellen, und folglich vollſtändigen Ueberwachung aufzuſtellen verſuchen.“

„Genehmigen Sie, mein Herr, ꝛc.“

„Paris, den 12. September 1844.“ „Eugène Sue.“

Dreizehntes Kapitel.

Der Beichtſtuhl.

Nichts Traurigeres als der Anblick der Pfarrkirche Saint-Merry an dieſem trüben und ſchneeigen Wintertage. Einen Augenblick wurde Françoiſe in der Vorhalle durch ein betrübendes Schauſpiel aufgehalten.

Während ein Prieſter mit leiſer Stimme einige Worte murmelte, pſalmodirten zwei oder drei kothige Kirchenſänger in ſchmutzigen Chorhemden die Todtengebete mit zerſtreuter und verdrießlicher Miene an einem ärmlichen Sarge von Tannenholz, den nur ein Greis und ein Kind, elend gekleidet, ſchluchzend begleiteten.

Der Herr Schweizer *) und der Herr Küſter, ſehr ungehalten darüber, wegen einer ſo erbärmlichen Beerdigung geſtört zu werden, hatten es verſchmäht, ihre Livrée anzuziehen, erwarteten, vor Ungeduld gähnend, das Ende dieſer, für die Kircheneinkünfte ſo gleichgültigen Ceremonie; endlich fielen einige Tropfen Weihwaſſer auf den Sarg, der Prieſter gab den Sprengwedel dem Küſter zurück, und entfernte ſich.

Sodann ereignete ſich eine jener ſchimpflichen Scenen, dieſer nothwendigen Folgen eines niedrigen und gottesvergeſſenen Handels, eine jener unwürdigen, ſo häufiger Scenen, wo es ſich von der Beerdigung eines

---

*) Kirchenportier. D. Ueb.

Armen handelt, der weder Wachskerzen noch Hochamt, noch Spielleute bezahlen kann; denn es gibt jetzt Spielleute für die Todten. *)

Der Greis reichte dem Küſter ſeine Hand, um den Sprengwedel zu empfangen.

„Da . . . und macht ſchnell, —" ſagte der Sacriſtan, in ſeine Finger hauchend.

Der Greis war tiefbewegt und äußerſt ſchwach: er ſtand einen Augenblick unbeweglich, den Sprengwedel mit ſeiner zitternden Hand krampfend. In dieſem Sarge lag ſeine Tochter . . . die Mutter des Kindes in Lumpen, das neben ihm weinte . . . Das Herz dieſes Mannes brach bei dem Gedanken an dieſes letzte Lebewohl . . . Er blieb regungslos; . . convulſiviſches Schluchzen hob ſeine Bruſt.

„Ah! macht doch weiter, —" ſagte der Küſter brutal; „glaubt Ihr, daß wir da übernachten wollen. **)

Der Greis beeilte ſich.

Er machte das Zeichen des Kreuzes über den Sarg, und wollte, ſich bückend, den Sprengwedel ſeinem Enkel in die Hand geben, als der Sacriſtan, in der Meinung, daß die Sache lange genug gedauert habe, dem Kinde den Sprengwedel aus den Händen riß, und den Männern des Leichenwagens ein Zeichen gab, den Sarg ſchnell fortzuführen: was auch geſchah.

---

*) Zu Saint-Thomas d'Aquin.

**) Hiſtoriſch. E. S.

„War doch dieſer Alte ein langweiliger Kauz! —“ ſagte ganz leiſe der Schweizer zum Küſter, als ſie wieder der Sacriſtei zu gingen; — „wir werden kaum Zeit haben, zu Frühſtücken, und uns zur fetten Beerdigung an dieſem Morgen anzukleiden; . . . das laß ich mir gefallen, das iſt ein Todter, welcher der Mühe lohnt . . . Voraus die Hellebarte! . .“

„Und die Oberſtenepauletten, um der Wagenvermietherin in die Augen zu ſtechen, Böſewicht! —“ erwiederte der Küſter mit durchtriebener Miene.

„Was willſt Du, Catillard, man iſt ein ſchöner Mann, und dieß ſpringt in die Augen, —“ verſetzte der Schweizer mit triumphirendem Blicke, — „ich kann den Frauenzimmern auch nicht das Augenlicht nehmen, ihrer Ruhe wegen.“

Und die beiden Männer traten in die Sacriſtei.

Der Anblick der Beerdigung hatte die Traurigkeit der Françoiſe noch erhöht.

Als ſie in die Kirche trat, waren ſieben oder acht Perſonen, auf den Bänken zerſtreut, in dieſem feuchten und eiskalten Gebäude.

Da einer von den Gebern des Weihwaſſers, ein alter Schuft mit kupferigem, luſtigen und weinſeligen Geſichte, Françoiſe dem Weihkeſſel ſich nähern ſah, ſagte er zu ihr mit leiſer Stimme:

„Der Herr Abbé Dubois iſt noch nicht in die Schachtel geſtiegen; beeilen Sie ſich; Sie werden ihn zuerſt am Barte bekommen . . .“

Françoiſe, unwillig über dieſen Spaß, dankte dem unehrerbietigen Sacriſtan, bekreuzte ſich andächtig, ging in der Kirche noch weiter vor, und kniete auf den Steinboden hin, um ihr Gebet zu verrichten, wie ſie es immer that, bevor ſie ſich dem Tribunale der Buße näherte.

Nach Verrichtung dieſes Gebetes, ſchritt ſie einer finſtern Vertiefung zu, in deren Dunkel ein Beichtſtuhl von Eichenholz ſich verlor, deſſen Thüre, durchſichtig geflochten, inwendig einen ſchwarzen Vorhang hatte. Die beiden Plätze, rechts und links, waren unbeſetzt; Françoiſe kniete zur rechten Seite hin, und blieb eine Zeitlang in die bitterſten Gedanken verſunken.

Nach Verlauf einiger Minuten näherte ſich ein Prieſter von hoher Geſtalt und grauen Haaren, mit einer ernſten und ſtrengen Phyſiognomie, angethan mit einem langen ſchwarzen Prieſterrocke, langſam aus dem Hintergrunde einer der Seitengänge der Kirche

Ein alter kleiner Mann mit gekrümmtem Rücken, ſchlecht gekleidet, auf einen Regenſchirm geſtützt, begleitete ihn, und flüſterte ihm bisweilen in's Ohr; dann blieb der Prieſter ſtehen, um ihn mit einer tiefen und ehrerbietigen Willfährigkeit anzuhören.

Als ſie in der Nähe des Beichtſtuhles waren, und der alte kleine Mann Françoiſe daſelbſt knien ſah, ſchaute er den Prieſter mit einem fragenden Blicke an.

„Die iſt's . . .“ ſagte der Letztere.

„Alſo in zwei oder drei Stunden wird man die beiden jungen Mädchen im Kloſter Sainte-Marie erwarten . . . — Ich verlaſſe mich darauf, —“ ſagte der alte kleine Mann.

„Ich hoffe es zu ihrem Seelenheile, —“ erwiederte der Prieſter ernſthaft, ſich verbeugend. Er trat in den Beichtſtuhl.

Der alte kleine Mann verließ die Kirche.

Dieſer alte kleine Mann war Rodin, der, nach ſeinem Fortgehen von Saint-Merry, ſich in die Heilanſtalt begeben hatte, um ſich zu überzeugen, ob der Doctor Baleinier ſeine wegen Adrianens von Cardoville erhaltenen Inſtructionen getreulich vollziehe.

Françoiſe kniete fortwährend im Innern des Beichtſtuhles; ein Seitenthürchen ging auf, und eine Stimme ſprach.

Dieſe Stimme war jene des Prieſters, der ſeit zwanzig Jahren Dagobert's Frau Beichte hörte, und auf ſie einen unwiderſtehlichen und allmächtigen Einfluß hatte.

„Sie haben meinen Brief erhalten?“ — ſagte die Stimme.

„Ja, mein Vater.“

„Das iſt gut . . . ich höre Sie an . . .“

„Segnen Sie mich, mein Vater, weil ich geſündiget habe, —“ bat Françoiſe.

Die Stimme ſprach die Segensformel aus.

Die Frau des Dagobert antwortete darauf mit dem gebührenden Amen, ſagte ihr Confiteor *) bis zum: Dieß iſt meine Schuld, gab Rechenſchaft, wie ſie ihre jüngſte Buße verrichtet habe, und kam zur Aufzählung der neuen, ſeit der empfangenen Abſolution begangenen Sünden.

Denn dieſe vortreffliche Frau, dieſe glorreiche Märtyrin der Arbeit und mütterlicher Liebe, glaubte immer zu ſündigen; ihr Gewiſſen war unaufhörlich von der Beſorgniß gequält, man weiß nicht welche unbegreifliche kleine Sünden begangen zu haben. Dieſes ſanfte und muthige Weſen, welches, nach einem ganzen Leben der Hingebung, in dem Frieden und der Heiterkeit ſeines Gemüthes hätte ausruhen ſollen, betrachtete ſich als eine große Sünderin, und lebte in einer unabläſſigen Angſt; denn es zweifelte ſehr an ſeinem Seelenheile.

„Mein Vater, —“ ſagte Françoiſe mit bewegter Stimme, — ich klage mich an, vorgeſtern Abends mein Gebet nicht verrichtet zu haben ... Mein Mann, von dem ich ſeit ſehr vielen Jahren getrennt war, iſt angekommen ... Die Verwirrung, die Beſtürzung, die Freude über ſeine Rückkehr ... machten mich ſodann dieſe große Sünde begehen, deren ich mich anklage.“

„Weiter? —“ ſagte die Stimme mit einem ſtrengen Tone, welcher Françoiſe beunruhigte.

„Mein Vater, ... ich klage mich an, geſtern

---

*) Das Gebet welches vor der Beichte gebetet wird.

D. Ueb.

Abends die nämliche Sünde wieder begangen zu haben; . . . mein Sohn kam nicht nach Hauſe; . . . ich erwartete ihn von Minute . . . zu Minute; . . . die Stunde verging unter dieſen Beſorgniſſen . . ."

„Weiter? —" verſetzte die Stimme.

Mein Vater, . . . ich klage mich an, dieſe ganze Woche hindurch meinem Sohne vorgelogen zu haben, indem ich auf ſeine Vorwürfe über meine ſchwache Geſundheit, ihm erwiederte, daß ich bei dem Eſſen ein wenig Wein getrunken hätte . . . Ich ließ denſelben aber lieber ihm; er bedarf ſeiner mehr als ich . . . er arbeitet ſo viel!"

„Fahren Sie fort, —" ſagte die Stimme.

„Mein Vater, . . . ich klage mich an, daß es mir dieſen Morgen einen Augenblick an Ergebung gebrach, als ich vernahm, daß mein armer Sohn verhaftet ſei; . . . anſtatt mit Ehrfurcht und Dankbarkeit die neue Prüfung zu erdulden, welche der Herr . . . mir ſendet . . . ach! hab' ich in meinem Schmerze mich aufgelehnt, . . . und klage mich deſſen an."

„Eine böſe Woche, —" entgegnete die Stimme immer ſtrenger, — „eine böſe Woche, . . . immer haben Sie das Geſchöpf vor den Schöpfer geſtellt . . . Endlich; . . . fahren Sie fort."

„Ach! mein Vater, —" ſagte Françoiſe betrübt, — „ich weiß es, ich bin eine große Sünderin, . . . und ich fürchte auf dem Wege noch weit ſchwererer Sünden zu ſeyn."

„Sprechen Sie!"

„Mein Mann hat tief aus Sibirien zwei junge Waiſen mitgebracht, . . . die Töchter des Herrn Marſchalls Simon . . . Geſtern früh hab' ich ſie angegangen, ihre Gebete zu verrichten, und von ihnen mit eben ſo viel Schrecken als großer Betrübniß erfahren, daß ſie kein einziges von den Geheimniſſen des Glaubens kennen, obgleich ſie ſchon fünfzehn Jahre alt ſind; ſie haben nie an einem Sacramente Theil genommen, und nicht einmal die Taufe erhalten, mein Vater . . . nicht einmal die Taufe! . . ."

„Das ſind ja dann Götzendienerinnen? —" rief die Stimme mit einem Tone zornigen Erſtaunens aus.

„Das iſt's, was mich betrübt, mein Vater; denn ich und mein Mann, die wir Elternſtelle bei dieſen jungen Waiſen vertreten, wir würden der Sünden theilhaftig, die ſie begehen könnten, nicht wahr, mein Vater?"

„Gewiß . . . weil Sie diejenigen vertreten, welche über ihre Seele wachen ſollen; der Hirte iſt verantwortlich für ſeine Schafe, —" verſetzte die Stimme.

„Daher, mein Vater, wären ich und mein Mann, im Falle ſie von einer Todſünde befangen, auch einer Todſünde theilhaftig!"

„Ja, —" erwiederte die Stimme; — „Sie erſetzen ihren Vater und ihre Mutter, und der Vater und die Mutter ſind aller Sünden ſchuldig, welche ihre Kinder begehen, wenn dieſe ſündigen, weil ſie keine chriſtliche Erziehung erhalten haben."

„Ach! mein Vater . . . was muß ich thun? Ich wende mich an Sie, wie an Gott . . . Jeder Tag, jede Stunde, welche dieſe armen jungen Mädchen im Götzendienſte zubringen, kann ihre ewige Verdammniß beſchleunigen, nicht wahr, mein Vater? . . .“ ſagte Françoiſe mit tief bewegter Stimme.

„Ja . . . —“ antwortete die Stimme, — „und dieſe ſchreckliche Verantwortlichkeit laſtet nun auf Ihnen und Ihrem Manne, Sie haben Seelenauftrag . . .“

„Ach! mein Gott . . . haben Sie Erbarmen mit mir, —“ ſagte Françoiſe weinend.

„Sie müſſen ſich nicht ſo ſchmerzlich betrüben, —“ entgegnete die Stimme mit ſanfterem Tone; — zum Glücke für dieſe Unglücklichen, haben dieſelben Sie auf ihrem Wege angetroffen . . . Sie werden an Ihnen und Ihrem Manne gute und heilige Beiſpiele haben . . . denn Ihr Mann, einſt gottlos, übt nun ſeine religiöſen Pflichten aus, vermuth' ich?“

„Man muß für ihn beten, mein Vater . . . —“ verſetzte Françoiſe traurig . . . „er iſt der Gnade noch nicht theilhaftig geworden . . . Er iſt, wie mein armes Kind . . . den die Gnade auch noch nicht berührt hat . . . Ah! mein Vater, —“ ſagte Françoiſe, ihre Thränen trocknend; — „dieſe Gedanken da ſind mein ſchwerſtes Kreuz.“

„Alſo, weder Ihr Mann, noch Ihr Sohn . . . üben aus . . . —“ ſagte die Stimme mit Mißfallen, — „das iſt ſehr bedenklich . . . ſehr bedenklich . . .

Die religiöſe Erziehung dieſer zwei unglücklichen jungen Mädchen muß vollſtändig geſchehen . . . Sie werden bei Ihnen, in jedem Augenblicke, bedauernswürdige Beiſpiele vor Augen haben . . . Nehmen Sie ſich in Acht . . . ich hab' es Ihnen geſagt . . . Sie haben Seelenauftrag . . . Ihre Verantwortlichkeit iſt unermeßlich . . ."

„Mein Gott! mein Pater . . . das iſt's, was mich betrübt . . . ich weiß nicht, was ich anſtellen ſoll. Kommen Sie mir zu Hülfe, ertheilen Sie mir Ihren Rath: ſeit zwanzig Jahren iſt Ihre Stimme für mich die Stimme des Herrn."

„Wohlan! Sie müſſen ſich mit Ihrem Manne benehmen, und dieſe Unglücklichen in ein religiöſes Haus thun . . . wo man ſie unterrichten wird."

„Wir ſind zu arm, mein Pater, um ihre Penſion zu bezahlen, und zum Unglücke iſt auch mein Sohn ſo eben in's Gefängniß geſteckt worden, wegen Lieder, die er gemacht hat."

„Dahin führt . . . die Gottloſigkeit . . . —" ſagte die Stimme ſtrenge; — „ſehen Sie Gabriel . . . er hat meinen Rathſchlägen gefolgt . . . und zur Stunde . . . iſt er das Muſter aller chriſtlichen Tugenden . . ."

„Mein Sohn Agricola hat auch recht gute Eigenſchaften, mein Pater . . . er iſt ſo gut, ſo ergeben . . ."

„Ohne Religion, —" unterbrach ſie die Stimme mit verdoppelter Strenge, — „ſind, was Sie gute Eigenſchaften nennen, eitle Trugbilder; bei dem geringſten

Hauche des böſen Geiſtes verſchwinden ſie . . . denn der böſe Geiſt wohnt in der Tiefe einer jeden Seele ohne Religion."

„Ah! mein armer Sohn!" ſagte Françoiſe weinend, „ich bete doch jeden Tag, daß der Glaube ihn erleuchte."

„Ich hab' es Ihnen immer geſagt . . ." — erwiederte die Stimme, — „Sie ſind zu ſchwach gegen ihn geweſen; jetzt ſtraft Sie Gott dafür; Sie ſollten ſich von dieſem irreligiöſen Sohne trennen, nicht ſeine Gottvergeſſenheit weihen, indem Sie ihn lieben, wie Sie es thun; wenn man ein brandiges Glied hat, ſagt die heilige Schrift, ſo ſchneidet man es ſich ab . . ."

„Ach! mein Vater . . . Sie wiſſen es, dieß iſt das einzige Mal, daß ich Ihnen nicht gehorcht habe . . . Ich konnte mich nie entſchließen, mich von meinem Sohne zu trennen."

„Daher . . . iſt auch Ihr Seelenheil ungewiß; aber Gott iſt barmherzig . . . verfallen Sie nicht in die nämliche Schuld hinſichtlich jener zwei jungen Mädchen, welche Ihnen die Vorſehung geſendet hat, damit Sie dieſelben von der ewigen Verdammniß retten, damit dieſelben wenigſtens nicht durch Ihre ſtrafbare Gleichgültigkeit hineinſtürzen."

„Ah! mein Vater . . . ich habe viel geweint, viel für ſie gebetet . . ."

„Dieß genügt nicht . . . dieſe Unglücklichen müſſen keinen Begriff vom Guten und Böſen haben. Ihre

Seele muß ein Abgrund von Aergerniß und Unreinigkeiten ſeyn . . . erzogen von einer gottloſen Mutter und von einem Soldaten ohne Glauben.“

„Was dieß betrifft, mein Vater,“ — entgegnete Françoiſe treuherzig, — „beruhigen Sie ſich; ſie ſind ſanft, wie Engel, und mein Mann, der ſie ſeit ihrer Geburt nicht verlaſſen hat, ſagt, daß es keine beſſeren Herzen gebe.“

„Ihr Mann war ſein Lebtage in der Todſünde,“ — ſagte die Stimme hart, — „er hat die Eigenſchaft nicht, den Zuſtand der Seelen zu beurtheilen, und, ich wiederhole es Ihnen, da Sie die Stelle der Eltern bei dieſen Kindern vertreten, ſo müſſen Sie nicht morgen, ſondern heute noch, ja ſogar auf der Stelle, an ihrem Seelenheile arbeiten, wenn Sie nicht eine furchtbare Verantwortlichkeit auf ſich laden wollen.“

„Mein Gott, es iſt wahr, — ich weiß es wohl, mein Vater . . . und dieſe Furcht iſt mir mindeſtens eben ſo entſetzlich, als der Schmerz, meinen Sohn verhaftet zu wiſſen . . . Aber, was iſt zu thun? . . . Dieſe jungen Mädchen bei uns unterrichten, dieß könnte ich nicht: mir fehlt das Wiſſen dazu . . . ich habe nur den Glauben . . . und dann mein armer Mann in ſeiner Blindheit, ſcherzt über dieſe heiligen Dinge, welche mein Sohn in meiner Gegenwart aus Rückſicht für mich ehret . . . Noch einmal, mein Vater . . . ich beſchwöre Sie darum, kommen Sie mir zu Hülfe . . . was ſoll ich thun? Rathen Sie mir!“

„Man kann doch nicht dieſe beiden jungen Seelen einem ſchrecklichen Verderben preisgeben,“ — entgegnete die Stimme nach einer Pauſe des Schweigens; — „es giebt nicht zwei Wege zum Seelenheile . . . es giebt nur einen einzigen . . . ſie in ein religiöſes Haus zu bringen, wo ſie nur von heiligen und gottesfürchtigen Beiſpielen umgeben ſind.“

„Ah! mein Vater, wenn wir nicht arm wären, oder wenn ich doch wenigſtens arbeiten könnte, ſo würde ich die Bezahlung ihrer Penſion zu verdienen ſuchen, wie ich es für Gabriel gethan habe . . . Unglücklicherweiſe iſt mein Augenlicht völlig zu Grunde gerichtet; aber es fällt mir bei, mein Vater . . . Sie kennen ſo viele mildthätige Seelen . . . wenn Sie denſelben zu Gunſten dieſer zwei jungen Waiſen Theilnahme einflößen könnten.“

„Aber wo iſt ihr Vater?“

„Er war in Indien, mein Mann hat mir geſagt, daß er nächſtens in Frankreich ankommen muß; . . . allein es iſt nicht gewiß . . . und dann noch etwas, mein Vater, das Herz möchte mir bluten, dieſe armen Kinder unſer Elend theilen zu ſehen . . . und es wird ſehr groß werden; . . . denn wir leben nur von der Arbeit meines Sohnes.“

„Haben denn dieſe jungen Mädchen keinen Verwandten hier?“ — fragte die Stimme.

„Ich glaube nicht, mein Vater.“

„Hat ihre Mutter ſie Ihrem Manne anvertraut, um ſie nach Frankreich zu führen?“

„Ja, mein Vater; und er war genöthiget, geſtern nach Chartres zu reiſen, in einer ſehr dringenden Angelegenheit, wie er mir ſagte.“

(Man erinnert ſich, daß Dagobert es nicht für paſſend hielt, ſeine Frau von den Hoffnungen in Kenntniß zu ſetzen, welche die Töchter des Marſchalls Simon auf die Medaille gründen durften, und daß ſie ſelbſt vom Soldaten den ausdrücklichen Auftrag erhalten hatten, auch der Françoiſe nichts davon zu ſagen.)

„Ihr Mann,“ — erwiederte die Stimme nach einigen Pauſen des Schweigens, — „iſt alſo nicht in Paris?“

„Nein, mein Vater . . . er wird ohne Zweifel heute Abend, oder morgen früh zurückkommen . . .“

„Hören Sie,“ — ſagte die Stimme nach einer neuen Pauſe, — „jede für das Seelenheil dieſer zwei jungen Mädchen verlorene Minute iſt ein neuer Schritt, den ſie auf dem Wege zum Verderben machen . . . In jedem Augenblicke kann die Hand Gottes ſie erfaſſen; denn er allein weiß die Stunde unſers Todes; und in dem Zuſtande ſterbend, worin ſie ſich befinden, wären ſie vielleicht in alle Ewigkeit verdammt: heute noch müſſen alſo ihre Augen dem ewigen Lichte geöffnet, und ſie in ein religiöſes Haus gebracht werden . . . Dieß iſt Ihre Pflicht, dieß wird Ihr Wunſch ſeyn?“

„Oh ja . . . mein Vater! . . . aber unglücklicherweiſe bin ich zu arm, wie ich Ihnen geſagt habe.“

„Ich weiß es: Ihnen fehlt weder der Eifer, noch der Glaube; aber wären Sie auch im Stande, dieſe jungen Mädchen zu leiten, die gottloſen Beiſpiele Ihres Mannes, Ihres Sohnes, würden täglich Ihr Werk zerſtören ... Andere müſſen alſo für dieſe armen Waiſen im Namen der chriſtlichen Liebe thun, was Sie nicht thun können ... da Sie für dieſelben verantwortlich ſind ... vor Gott.“

„Ah! mein Vater ... wenn durch Ihren Beiſtand dieſes gute Werk verrichtet würde, wie groß wäre meine Dankbarkeit!“

„Das iſt nicht unmöglich; ... ich kenne die Oberin eines Kloſters, worin die jungen Mädchen unterrichtet würden, wie ſie es werden müſſen; ... der Betrag ihrer Penſion würde zu Gunſten ihrer Armuth gemindert; aber ſo ganz gering er wäre, müßte er bezahlt werden ... Auch eine Ausſtattung iſt mitzugeben ... Dieß würde für Sie auch zu theuer ſeyn.“

„Ach, ja ... mein Vater.“

„Ein wenig auf meinen Almoſenfond übernehmend, und an gewiſſe großmüthige Perſonen mich wendend, könnte ich die nöthige Summe zuſammenbringen ... und ſo die Aufnahme der jungen Mädchen in's Kloſter bewirken.“

„Ah! mein Vater ... Sie ſind mein Retter ... und jener dieſer Kinder ...“

„Ich wünſche es ... aber im Intereſſe ihres Seelenheiles ſelbſt, und damit dieſe Maßregeln wirkſam ſeyen, muß ich mehrere Bedingungen auf den Beiſtand ſetzen, den ich Ihnen anbiete.“

„Ah! ſprechen Sie, mein Vater, ſie ſind zum voraus angenommen. Ihre Befehle ſind alles für mich.“

„Zuvörderſt werden ſie noch heute früh in das Kloſter von meiner Haushälterin geführt . . . welcher Sie dieſelben alſogleich bringen werden.“

„Ah! mein Vater . . . das iſt unmöglich!“ — rief Françoiſe aus.

„Unmöglich? und warum?“

„In Abweſenheit meines Mannes . . .“

„Nun?“

„Ich getraue mir einen ſolchen Entſchluß nicht zu faſſen . . . ohne ihn um Rath zu fragen.“

„Nicht nur darf er nicht um Rath gefragt werden, ſondern dieß muß auch während ſeiner Abweſenheit geſchehen . . .“

„Wie, mein Vater, ich könnte ſeine Rückkunft nicht erwarten?“

„Aus zwei Gründen . . .“ — verſetzte ſtrenge die Stimme: „Sie müſſen ſich davor in Acht nehmen, zunächſt weil er, in ſeiner verhärteten Gottloſigkeit, gewiß Ihrem klugen und frommen Entſchluße ſich widerſetzen wollte, und dann iſt es unerläßlich, daß die jungen Mädchen alle Verbindung mit Ihrem Manne abbrechen, und darum darf er den Ort ihres Aufenthaltes nicht erfahren.“

„Aber, mein Vater,“ — erwiederte Françoiſe, einer peinlichen Unſchlüſſigkeit und Verlegenheit preisgegeben, — „meinem Manne hat man dieſe Kinder anvertraut, und über ſie verfügen ohne ſeine Einwilligung … das iſt …“

Die Stimme unterbrach Françoiſe.

„Können Sie, ja oder nein, dieſe jungen Mädchen bei Ihnen unterrichten?“

„Nein, mein Vater, ich kann es nicht.“

„Sind ſie, ja oder nein, bei Ihnen wohnend, der Gefahr ausgeſetzt, in fortwährender Unbußfertigkeit zu verharren?“

„Ja, mein Vater, ſie ſind dieſer Gefahr ausgeſetzt.“

„Sind Sie, ja oder nein, für die Todſünden verantwortlich, welche ſie begehen können, weil Sie ihre Eltern vertreten?“

„Ach! ja, mein Vater, ich bin vor Gott dafür verantwortlich.“

„Iſt es, ja oder nein, im Intereſſe ihres ewigen Seelenheiles, daß ich Ihnen einſchärfe, ſie noch heute in das Kloſter zu thun?“

„Das iſt zu ihrem Seelenheile, mein Vater.“

„Wohlan, nun wählen Sie …“

„Ich bitte Sie, mein Vater, ſagen Sie mir, ob ich das Recht habe, über ſie ohne die Einwilligung meines Mannes zu verfügen.“

„Das Recht! Aber es handelt ſich nicht bloß vom Rechte; es handelt ſich für Sie von einer heiligen Pflicht. Nicht wahr, es wäre Ihre Pflicht, dieſe Unglücklichen mitten aus einem Brande zu reißen, ungeachtet des Verbotes Ihres Mannes, oder in ſeiner Abweſenheit. Nun denn, dieß iſt kein Brand, der nur den Leib verbrennt, welchen Sie ihm entreißen ſollen . . ; das iſt ein Brand, worin ihre Seele ewig brennen würde."

„Entſchuldigen Sie mich, ich bitte Sie, wenn ich beharre, mein Vater," — entgegnete die arme Frau, deren Unſchlüſſigkeit und Angſt mit jeder Minute ſtiegen, — „löſen Sie mir meine Zweifel . . . kann ich handeln, da ich meinem Manne Gehorſam geſchworen habe? . . ."

„Gehorſam für das Gute . . . ja . . . für das Böſe — niemals! und Sie geben ſelbſt zu, daß, was ihn betrifft, das Seelenheil dieſer Waiſen bloßgeſtellt, vielleicht unmöglich wäre."

„Aber, mein Vater," — erwiederte Françoiſe zitternd, — „bei ſeiner Zurückkunft wird mein Mann mich fragen, wo dieſe Kinder ſind? . . . Ich werde ihm alſo vorlügen müſſen?"

„Das Schweigen iſt keine Lüge; Sie werden ihm ſagen, daß Sie auf ſeine Frage nicht antworten können."

„Mein Mann . . . iſt der beſte Mann; aber eine ſolche Antwort wird ihn außer ſich bringen . . . er iſt Soldat geweſen . . . und ſein Zorn wird ſchrecklich ſeyn . . . mein Vater," — ſagte Françoiſe, bei dieſem Gedanken zitternd.

„Und wäre ſein Zorn noch hundertmal ſchrecklicher, ſo müßten Sie ihn nicht ſcheuen, ſich rühmen, wegen einer ſo heiligen Sache ihn zu dulden!" — rief die Stimme mit Entrüſtung aus. — „Glauben Sie denn, daß man ſein Seelenheil auf der Erde ſo leicht erreiche? . . . Und ſeit wann denkt der Sünder, der dem Herrn aufrichtig dienen will, an die Steine oder Dornen, woran er ſich ſtoßen und ſtechen kann?"

„Verzeihung, mein Vater . . . Verzeihung." — ſagte Françoiſe mit zu Boden drückender Ergebung. — „Erlauben Sie mir noch eine einzige Frage! Ach! wenn Sie mich nicht führen . . . wer wird mich führen?"

„Sprechen Sie."

„Der Herr Marſchall Simon wird bei ſeiner Ankunft meinen Mann um ſeine Kinder fragen . . . Was wird er ſeinerſeits ihrem Vater antworten können?"

„Die Ankunft des Herrn Marſchalls Simon werden Sie mir ſogleich zu wiſſen machen, und dann . . . werde ich fürſorgen; denn die Rechte eines Vaters ſind nur in ſo ferne geheiligt, als er davon zum Seelenheile ſeiner Kinder Gebrauch macht. Vor dem Vater, über dem Vater, iſt Gott der Herr, dem man zuerſt dienen muß. Alſo denken Sie wohl nach. Nehmen Sie meinen Vorſchlag an, ſo ſind dieſe jungen Mädchen gerettet, — ſie fallen Ihnen nicht zur Laſt, — ſie theilen Ihr Elend nicht, — ſie werden in einem heiligen Hauſe erzogen, wie es zudem die Töchter eines Marſchalls von Frankreich werden ſollen: — ſo, daß ihr Vater, wenn er in Paris ankommen wird, und würdig [illegible] ſie wieder zu ſehen . . . ſtatt armer, halbnackter Götzendienerinnen, zwei junge gottesfürchtige, unterrichtete, beſcheidene, wohlerzogene Mädchen finden wird, die, Gott wohlgefällig, ſein Erbarmen werden anflehen können für ihren Vater, der deſſen ſehr bedarf; denn er iſt ein Mann der Gewaltthaten, des Krieges und der Schlacht. Nun entſchließen Sie ſich. Wollen Sie, auf die Gefahr Ihrer Seele hin, die Zukunft der jungen Mädchen in dieſer und in der andern Welt der gottloſen Furcht vor dem Zorne Ihres Mannes opfern?"

Die Sprache des Beichtvaters der Françoiſe, obgleich hart und von Unduldſamkeit angeſteckt, war (ſeiner Anſicht nach) vernünftig und gerecht, weil dieſer ehrliche und aufrichtige Prieſter von dem überzeugt war, was er ſprach; Rodin's blindes Werkzeug, unkundig, für welchen Zweck man ihn wirken ließ, glaubte er feſt, eine Pflicht zu erfüllen, indem er Françoiſe ſo zu ſagen zwang, dieſe jungen Mädchen in's Kloſter zu thun.

So war, ſo iſt übrigens eine der wunderſamſten Springfedern des Ordens, welchem Rodin angehörte: zu Mitſchuldigen ehrliche und aufrichtige Leute zu haben, die der liſtigen Anſchläge unkundig ſind, deren wichtigſte Ausführer ſie oft ſind.

Françoiſe, ſeit langer Zeit gewöhnt, dem Einfluße ihres Beichtvaters zu gehorchen, wußte auf ſeine letzten Worte nichts zu erwiedern.

Sie willigte alſo ein: aber ſie bebte vor Schrecken bei dem Gedanken an Dagobert's verzweifelten Zorn, wenn er die ihm von einer ſterbenden Mutter anvertrauten Kinder, nicht mehr zu Hauſe finden werde.

Nach der Meinung ihres Beichtvaters nun, ſollte Françoiſe, je furchtbarer ihr dieſer Zorn und die Ausbrüche der Entrüſtung ſcheinen würden, deſto mehr gottesfürchtige Demuth entgegen ſetzen.

Sie antwortete ihrem Beichtvater:

„Der Wille des Herrn geſchehe, mein Vater, und was mir auch begegnen möge . . . ich werde meine Pflicht als Chriſtin erfüllen . . . wie Sie es mir anbefehlen."

„Und der Herr wird Ihnen wegen deſſen Dank wiſſen, was Sie villeicht in Erfüllung dieſer verdienſtlichen Pflicht zu leiden haben . . . Sie nehmen alſo vor Gott, die Verpflichtung auf ſich, auf keine Frage Ihres Mannes zu antworten, wenn er Sie fragen wird wo die Töchter des Herrn Marſchalls Simon ſind?"

„Ja, mein Vater, ich verſpreche es Ihnen, —" ſagte Françoiſe ſchaudernd. „Und dieſes nämliche Schweigen werden Sie gegen den Herrn Marſchall Simon beobachten, im Falle er zurückkäme, und ſeine Töchter mir auf dem Pfade des Heiles noch nicht erſtarkt genug ſcheinen möchten, um ihm zurückgegeben zu werden?"

„Ja, mein Vater . . . —" erwiederte Françoiſe mit immer ſchwächerer Stimme.

„Sie werden mich übrigens von dem zwiſchen Ihrem Manne und Ihnen, nach deſſen Rückkunft, ſtatt gefundenen Auftritte perſönlich in Kenntniß ſetzen.“

„Ja, mein Vater; wann muß ich die Waiſen zu Ihnen führen, mein Vater?“

„In einer Stunde; ich will heimgehen und der Oberin ſchreiben; ich werde den Brief meiner Haushälterin geben, die eine verläſſige Perſon iſt; ſie wird ſelbſt die jungen Mädchen in das Kloſter begleiten.“

. . . .

Nach Anhörung der Ermahnungen ihres Beichtvaters über ihre Beichte, und nach empfangener Losſprechung von ihren neuen Sünden, mittelſt der Buße, verließ Dagobert's Frau den Beichtſtuhl.

Die Kirche war nicht mehr öde; eine unermeßliche Menge drängte ſich darin, angelockt von dem Pompe der Beerdigung, von welcher zwei Stunden früher der Schweizer mit dem Küſter geſprochen hatte.

Nur mit größter Mühe konnte Françoiſe an die Thüre der prachtvoll ausgeſchlagenen Kirche gelangen.

Welcher Abſtand im Vergleiche mit dem beſcheidenen Geleite des Armen, das am Morgen ſo demüthig unter der Thorhalle ſich gezeigt hatte!

Die zahlreiche Geiſtlichkeit der Pfarrei, in großer Vollſtändigkeit, näherte ſich ſodann majeſtätiſch, um den mit Sammet ausgeſchlagenen Sarg zu empfangen; Mohr und Seide der Chorröcke und ſchwarzen Stolen, funkelten in ihren prächtigen Silberſtickereien im Lichte von tauſend Wachskerzen.

Der Schweizer machte ſich breit in ſeiner blendenden Livrée mit Epauletten: der Küſter, vergnügt ſeinen Fiſchbeinſtock tragend, hielt ihm gegenüber mit einer Amtsmiene: die Stimme der Kirchenſänger in neuen und weißen Chorhemden, ertönte mit furchtbarem Schalle; das Schnarren der Servente erſchütterte die Fenſter; auch las man im Geſichte aller Theilnehmer an dem Jägerrechte bei dieſem reichen Todten, bei dieſem vortrefflichen Todten, bei dieſem Todten erſter Claſſe, eine jubilirende und zugleich verhaltene Befriedigung, noch durch die Haltung und Phyſiognomie der beiden Erben, großer ſtarker, luſtiger Brüder von blühendem Ausſehen, vermehrt, die, ohne die Geſetze jener allerliebſten Beſcheidenheit zu verletzen, welche die Verſchämtheit der Glückſeligkeit iſt, ſich in ihrem traurigen und ſymboliſchen Trauermantel ſelbſt zu gefallen, zu wiegen, zu hätſcheln ſchienen.

Ungeachtet ihrer Redlichkeit und ihres treuherzigen Glaubens, war Dagobert's Frau ſchmerzlich ergriffen von dieſer empörenden Verſchiedenheit zwiſchen der Aufnahme des Sarges des Reichen, und jener des Sarges des Armen an der Thüre des Gotteshauſes: denn gibt es eine wirkliche Gleichheit, ſo beſteht ſie vor dem Tode und der Ewigkeit.

Dieſe zwei widrigen Auftritte erhöhten noch die Traurigkeit der Françoiſe, die, nur mit großer Mühe zur Kirche hinauskommend, ſich beeilte, die Straße Briſe-Miche zu erreichen, um dort die Waiſen zu holen, und ſie zur Haushälterin ihres Beichtvaters zu bringen, welche ſie in das Kloſter Sainte-Marie führen ſollte, das, wie man weiß, ganz nahe bei der Heilanſtalt des Doctors Baleinier lag, worin Adriane von Cardoville eingeſperrt war.

Vierzehntes Kapitel.

Monſieur und Rabat-Joie.

Dagobert's Frau, die Kirche verlaſſend, erreichte den Eingang der Straße Briſe-Miche, als der Geber des Weihwaſſers ſie einholte, welcher athemlos gelaufen kam, ſie zu bitten, ſchnell wieder nach Saint-Merry zu kommen, indem der Abbé Dubois ihr alſogleich etwas ſehr Wichtiges zu ſagen habe.

In dem Augenblicke, da Françoiſe umkehrte, hielt ein Fiacker an der Thüre des Hauſes, das ſie bewohnte.

Der Kutſcher verließ ſeinen Sitz, und öffnete den Schlag.

„Kutſcher, —" ſagte zu ihm eine ziemlich dicke, ſchwarz gekleidete Frau, die in dieſem Wagen ſaß, und einen Mops auf ihren Knien hielt, — „fragen Sie, ob hier Madame Françoiſe Baudoin wohne . . ."

„Ja, meine Bürgerin, —" erwiederte der Kutſcher.

Man hat ohne Zweifel Madame Grivois erkannt, erſte Kammerfrau der Frau Prinzeſſin von Saint-Dizier, begleitet von Monſieur, der über ſeine Gebieterin eine wahrhafte Tyrannei ausübte.

Der Färber, den man ſchon die Funktionen eines Portiers verrichten ſah, vom Kutſcher wegen der Wohnung der Françoiſe befragt, verließ ſeine Werkſtätte, und trat artig an den Kutſchenſchlag, um der Madame Grivois zu antworten, daß Françoiſe Baudoin wirklich in dem Hauſe wohne, aber nicht heimgekommen ſei.

Die Arme, die Hände, und ein Theil des Geſichtes des Vaters Lorrain, zeigten eben ein prächtiges Goldgelb. Das ockernfarbene Ausſehen dieſes Mannes reizte und erzürnte auf eine ſonderbare Weiſe Monſieur; denn in dem Augenblicke, da der Färber ſeine Hand auf die Randleiſte des Kutſchenſchlages legte, erhob der Mops ein abſcheuliches Kläffen, und biß ihn in die Hand.

„Ah! großer Gott! —“ rief Madame Grivois ängſtlich aus, während Vater Lorrain raſch ſeine Hand zurückzog, — „wenn nur nichts Giftiges in der Farbe iſt, die Sie auf der Hand haben . . . mein Hund iſt ſo zart . . .“

Und ſie trocknete ſorgfältig die platte, hie und da gelb gefleckte Schnauze des Monſieur.

Der Vater Lorrain, von den Entſchuldigungen, die er von Madame Grivois wegen des ſchlechten Betragens des Mopſes zu erhalten hoffte, ſehr wenig befriediget, ſagte zu ihr mit kaum verhaltenem Zorne:

„Madame, wenn Sie nicht dem weiblichen Geſchlechte angehörten, weßwegen ich Sie in der Perſon dieſes garſtigen Thieres achte, ſo würde ich das Vergnügen haben, ihn bei dem Schweife zu faſſen, und augenblicklich aus ihm einen orangegelben Hund zu machen, durch Eintauchen deſſelben in meinen großen Farbenkeſſel, der auf dem Ofen ſteht.“

„Meinen Hund gelb färben! . .“ rief Madame Grivois aus, welche voll Zorn aus dem Fiacker ſtieg, indem ſie Monſieur zärtlich an ihre Bruſt drückte, und den Vater Lorrain mit grimmigem Blicke maß.

„Aber, Madame, ich habe Ihnen geſagt, daß Madame Françoiſe nicht heimgekommen iſt, —“ äußerte der Färber, als er die Gebieterin des Mopſes ſich der dunklen Treppe nähern ſah.

„Gut, ich werde ſie erwarten, —“ erwiederte Madame Grivois trocken. — „In welchem Stocke wohnt ſie?“

„Im vierten, —“ entgegnete Vater Lorrain, haſtig in ſeinen Laden tretend.

Und er ſagte zu ſich ſelbſt, gefällig lächelnd bei dieſer boshaften Idee:

„Ich hoffe, daß der große Hund des Vaters Dagobert in ſchlechter Laune ſein, und einen Sprung auf die Halshaut dieſes lumpigen Mopſes machen wird.“

Madame Grivois ſtieg mühſam die widrige Treppe hinauf, bei jedem Abſatze verweilend, um Athem zu ſchöpfen, und mit vollem Abſcheu um ſich ſchauend.

Endlich erreichte ſie den vierten Stock, und blieb einen Augenblick an der Thüre des beſcheidenen Zimmers ſtehen, worin ſich eben die zwei Schweſtern und Mayeux befanden.

Die junge Arbeiterin beſchäftigte ſich, die verſchiedenen Gegenſtände zuſammenzupacken, die ſie in das Pfandhaus tragen ſollte.

Roſe und Blanche ſchienen ſehr glücklich, und über die Zukunft ein wenig beruhigt; ſie hatten von Mayeux erfahren, daß ſie, fleißig arbeitend, weil ſie zu nähen verſtänden, wöchentlich miteinander acht Franken verdienen könnten, eine kleine Summe, die wenigſtens eine Hülfsquelle für die Familie wäre.

Die Anweſenheit der Madame Grivois bei Françoiſe Baudoin, war durch einen neuen Entſchluß des Abbé von Aigrigny und der Prinzeſſin von Saint-Dizier veranlaßt; ſie hatten es für klüger gehalten, durch Madame Grivois, auf welche ſie blindlings zählten, die jungen Mädchen bei Françoiſe abholen zu laſſen; dieſer war von ihrem Beichtvater ſo eben eröffnet worden, daß die jungen Mädchen nicht ſeiner Haushälterin, ſondern einer Dame, die mit einer Berufung auf ihn zu ihr kommen würde, ſollten anvertraut werden, um ſie in ein religiöſes Haus zu führen.

Nachdem die vertraute Kammerfrau der Prinzeſſin von Saint-Dizier angeklopft hatte, trat ſie ein, und fragte nach Françoiſe Baudoin.

„Sie iſt nicht zu Hauſe, Madame,“ erwiederte Mayeux furchtſam, ziemlich erſtaunt über dieſen Beſuch, und die Augen vor dem Blicke dieſer Frau niederſchlagend.

„Dann will ich auf ſie warten; denn ich habe ſehr Wichtiges mit ihr zu ſprechen,“ entgegnete Madame Grivois, mit eben ſo viel Neugierde als Aufmerkſamkeit das Geſicht der beiden Waiſen prüfend, die, ſehr beſtürzt, gleichfalls die Augen niederſchlugen.

Nach dieſen Worten ſetzte ſich Madame Grivois, nicht ohne einigen Widerwillen, auf den alten Armſtuhl von Dagobert's Frau; in der Meinung, ſie könne nur Monſieur frei laſſen, ſtellte ſie ihn ſehr ſorgfältig auf den Boden.

Aber alſogleich dröhnte ein dumpfes, tiefes, hohles Knurren hinter dem Armſtuhle, worüber Madame Grivois aufſprang, und der Mops vor Schrecken kläffte, der, in ſeinem Fette zitternd, mit allen Zeichen eines zorn entbrannten Entſetzens zu ſeiner Gebieterin ſich flüchtete.

„Wie! iſt ein Hund hier? . . . —“ rief Madame Grivois aus, ſich raſch bückend, um Monſieur aufzuraffen.

Rabat-Joie, wie wenn er auf dieſe Frage ſelbſt hätte antworten wollen, erhob ſich langſam hinter dem Armſtuhle, wo er lag, und erſchien plötzlich gähnend und ſich reckend.

Bei dem Anblicke dieſes kräftigen Thieres, und der beiden Reihen furchtbarer ſcharfer Hackenzähne, die er, ſeinen weiten Rachen öffnend, gefällig zur Schau zu ſtellen ſchien, konnte Madame Grivois ſich nicht enthalten, einen Schrei des Schreckens auszuſtoſſen; der zänkiſche Mops hatte Anfangs an allen ſeinen Gliedern gezittert, Rabat-Joie gegenüber; aber einmal in Sicherheit auf den Knien ſeiner Gebieterin, begann er unverſchämt zu knurren, und auf den ſibiriſchen Hund die herausforderndſten Blicke zu werfen; aber der würdige Gefährte von weiland Jovial antwortete verachtend mit einem neuen Gähnen, wornach er, die Kleider der Madame Grivois mit einer Art von Unruhe beſchnüffelnd, Monſieur den Rücken kehrte, und zu den Füßen von Roſe und Blanche ſich hinſtreckte, von denen er ſeine großen verſtändigen Augen nicht mehr abwendete, als hätte er geahnet, daß ihnen eine Gefahr drohe.

„Machen Sie, daß dieſer Hund hinauskommt,“ — ſagte Madame Grivois gebieteriſch; — „er erſchreckt den meinigen, und könnte ihm übel mitſpielen.“

„Seien Sie ruhig, Madame,“ — verſetzte Roſe lächelnd, — „Rabat-Joie iſt nicht ſo ſchlimm, wenn man ihm nichts thut.“

„Es macht nichts!“ — rief Madame Grivois aus; „ein Unglück iſt bald geſchehen. Man braucht dieſen ungeheuern Hund mit ſeinem Wolfskopfe nur zu ſehen … und ſeine ſchrecklichen Zähne, um vor dem Uebel zu zittern, das er anſtiften kann … Ich ſage Ihnen, ſchaffen Sie ihn hinaus …“

Madame Grivois hatte dieſe letzten Worte mit einem erzürnten Tone geſprochen, der den Ohren des Rabat-Joie mißfällig klang; er knurrte zähnefletſchend, indem er den Kopf gegen die ihm unbekannte Frau kehrte.

„Sey ſtill, Rabat-Joie,“ — ſagte Blanche ſtreng.

Eine neue Perſon, die in das Zimmer trat, machte dieſer, die jungen Mädchen ziemlich in Verlegenheit ſetzenden Lage ein Ende.

Dieſer Mann war ein Commiſſionär; er hielt einen Brief in der Hand.

„Was wollen Sie, mein Herr?“ — fragte ihn Mayeur.

„Es iſt ein ſehr dringender Brief eines würdigen Mannes, des Gatten der Bürgerin da; der Färber unten ſagte mir, ich ſollte heraufgehen, obgleich ſie nicht zu Hauſe wäre.“

„Ein Brief von Dagobert!“ — riefen Roſe und Blanche mit einem lebhaften Ausdrucke von Vergnügen und Freude; — „er iſt alſo zurückgekommen? Und wo iſt er?“

„Ich weiß nicht, ob dieſer würdige Mann Dagobert heißt,“ — erwiederte der Commiſſionär, — „aber er iſt ein alter decorirter Haudegen mit grauem Knebelbarte, und befindet ſich zwei Schritte von hier, im Wagenbüreau von Chartres.“

„Der iſt es ſchon! . . .“ rief Blanche. — „Geben Sie den Brief her . . .“

Madame Grivois war niedergedonnert; ſie wußte, daß man Dagobert entfernt hatte, damit der Abbé Dubois ſicher auf Françoiſe einwirken könne; alles war gelungen; dieſe willigte ein, die beiden jungen Mädchen religiöſen Händen anzuvertrauen, und in demſelben Augenblicke kam der Soldat an, den man auf zwei oder drei Tage von Paris entfernt zu haben wähnte; ſeine ſchnelle Rückkehr vereitelte alſo dieſen mühſamen Anſchlag in dem Momente, wo man nur noch die Früchte davon zu ernten brauchte.

„Ah, mein Gott!“ — ſagte Roſe nach Durchleſen des Briefes . . . — „welches Unglück! . . .“

„Was denn, meine Schweſter?“ — fragte Blanche.

„Geſtern, Hälfte Weges von Chartres, hat Dagobert bemerkt, daß er ſeine Börſe verloren. Er konnte ſeine Reiſe nicht fortſetzen, nahm auf Credit einen Platz zur Rückkehr, und verlangt von ſeiner Frau, ihm Geld in das Fahrpoſtbüreau zu ſchicken, wo er wartet.“

„So iſt's,“ verſetzte der Commiſſionär; — „denn der würdige Mann hat mir geſagt: „„Eile, mein Junge, denn ſo wie Du mich ſiehſt, bin ich hier in Verſatz.“

„Und nichts! . . . nichts . . . zu Hauſe,“ — ſagte Blanche. — „Mein Gott, was iſt denn anzufangen?“

Bei dieſen Worten fühlte Madame Grivois einen Augenblick Hoffnung, die bald durch Mareur getäuſcht wurde, welche plötzlich, auf den Pack weiſend, womit ſie beſchäftiget war, äußerte:

„Beruhigen Sie ſich, meine Fräulein . . . hier iſt eine Hülfsquelle . . . das Büreau des Pfandhauſes, wohin ich dieß tragen will, iſt nicht weit weg . . . ich werde das Geld nehmen, und es ſogleich dem Herrn Dagobert bringen; ſpäteſtens in einer halben Stunde wird er hier ſeyn!“

„Ah! meine liebe Mayeux, Sie haben Recht.“ — entgegnete Roſe; — „wie gut Sie ſind! Sie denken an Alles . . .“

„Hier,“ — erwiederte Blanche, — „die Adreſſe ſteht auf dem Briefe des Commiſſionärs, nehmen Sie ihn . . .“

„Ich danke, mein Fräulein,“ — verſetzte Mayeux; dann ſagte ſie zum Commiſſionär: — „Kehren Sie zu dem Manne zurück, der Sie ſendet, und ſagen Sie ihm, daß ich ſogleich im Wagenbüreau ſeyn werde.“

„Hölliſcher Buckel,“ — dachte Madame Grivois mit verhaltenem Zorne; — „ſie denkt an alles; ohne ſie entginge man der unerwarteten Rückkehr des verwünſchten Menſchen. Was iſt jetzt zu thun . . . dieſe jungen Mädchen werden mir vor der Ankunft der Frau des Soldaten nicht folgen wollen, . . . durch den Vorſchlag, ſie früher fortzuführen, würde ich mich einer Weigerung ausſetzen, und alles bloßſtellen. Noch einmal, mein Gott, was ſoll ich thun?“

„Beunruhigen Sie ſich nicht, Mademoiſelle,“ — ſagte der Commiſſionär fortgehend; — „ich will dieſen würdigen Mann beruhigen, und ihn in Kenntniß ſetzen, daß er nicht lange im Büreau verpfändet ſitzen werde.“

Während Mayeux ſich beſchäftigte, ihren Pack zu ſchnüren, und den Becher und das Beſteck von Silber hineinzuthun, dachte Madame Grivois angeſtrengt nach. Plötzlich durchzuckte es ſie. Ihre Phyſiognomie, ſeit einigen Augenblicken düſter, unruhig und erzürnt, klärte ſich raſch auf; ſie erhob ſich, immer Monſieur in ihrem Arme haltend, und ſagte zu den jungen Mädchen:

„Da Madame Françoiſe nicht kommt, will ich gleich nebenan einen Beſuch machen; ich werde alsbald zurückkehren; wollen Sie dieſelbe davon in Kenntniß ſetzen.“

Dieß ſagend, ging Madame Grivois einige Minuten vor Mayeux fort.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Schein.

Nachdem Mayeux die beiden Waiſen noch beruhiget hatte, war nun auch ſie, nicht ohne Kummer, fortgegangen, da ſie zuvor in ihr Zimmer getreten, um dem bereits ſchweren Packe eine wollene Decke beizufügen, die einzige, welche ſie beſaß, und die in ihrem eiskalten Kämmerchen ſie ein wenig vor der Kälte ſchützte.

Am Vortage hatte das junge Mädchen, vor Angſt über Agricola's Schickſal niedergebeugt, nicht arbeiten können, durch die Qualen der Erwartung, der Hoffnung und der Unruhe daran verhindert; wieder ging ihr ein Tag verloren, und doch mußte ſie leben.

Zu Boden drückende Sorgen ſind für den Armen doppelt ſchrecklich, deſſen Fähigkeit zu arbeiten ſie ſogar vernichten; ſie lähmen ſeine Kräfte, und mit dieſem von dem Feiern auferlegten Schmerze ſtellen ſich Entblößung und Noth ein.

Aber Mayeur, dieſes vollkommene und rührende Muſter *evangeliſcher Pflicht*, konnte ſich noch aufopfern, nützlich ſeyn, und ſie fand die Kraft dazu. — Die gebrechlichſten, armſeligſten Geſchöpfe ſind bisweilen mit einer außerordentlichen Seelenſtärke begabt; man möchte ſagen, daß bei phyſiſch ſchwächlichen und leidenden Naturen der Geiſt genügend den Leib beherrſche, um ihm eine künſtliche Energie zu verleihen.

So hatte Mayeur ſeit vier und zwanzig Stunden weder gegeſſen, noch geſchlafen, und während einer eiſigen Nacht Kälte gelitten; am Morgen gewaltige Anſtrengungen ausgeſtanden, indem ſie bei Regen und Schnee zweimal Paris durchwanderte, um in die Straße Babylon zu kommen, und doch gingen ihre Kräfte noch nicht zu Ende, ſo unermeßlich iſt die Gewalt des Herzens.

Mayeur war ſo eben an der Ecke der Straße Saint-Merry angekommen.

Seit dem neuen Complotte der Straße des Prouvaires hatte man in dieſem volkreichen Stadtviertel eine größere Zahl von Polizeiagenten und Stadtſergeanten zur Beobachtung aufgeſtellt, als man deren gewöhnlich aufſtellte.

Die junge Arbeiterin, obgleich unter der Laſt ihres Packes gebückt, lief dennoch faſt das Trottoir entlang; in dem Augenblicke, da ſie an einem Stadtſergeanten vorüber kam, fielen zwei Fünffrankenſtücke hinter ihr, von einer dicken, ſchwarzgekleideten Frau, die ihr folgte, auf ihren Pfad geworfen.

Alſogleich machte dieſe dicke Frau den Stadtſergeanten auf die ſo eben gefallenen zwei Geldſtücke aufmerkſam, und ſprach raſch einige Worte zu ihm, indem ſie ihm die Mayeux wies.

Dann verſchwand dieſe Frau mit eiligen Schritten gegen die Seite der Straße Briſe-Miche zu.

Der Stadtſergeant, über das betroffen, was Madame Grivois ihm ſo eben geſagt (denn ſie war es), hob das Geld auf, lief der Mayeux nach, und ſchrie ihr zu:

„He, ſagt an . . . da unten . . . halt . . . halt . . . Frau! . . .“

Auf dieſes Geſchrei kehrten ſich mehrere Perſonen haſtig um; in dieſen Stadtvierteln vermehret ſich eine Zahl von fünf oder ſechs beiſammenſtehenden Perſonen in einer Secunde, und wird bald zu einer bedeutenden Verſammlung.

Unwiſſend, daß der Zuruf des Stadtſergeanten an ſie gerichtet ſei, beſchleunigte Mayeux ihre Schritte, die nur daran dachte, ſobald als möglich im Pfandhauſe anzukommen, und durch die Vorübergehenden zu gleiten ſuchte, ohne an Jemand zu ſtoſſen, ſo ſehr fürchtete ſie die brutalen oder grauſamen Spöttereien, welche ihre Gebrechlichkeit ſo oft veranlaßte.

Plötzlich hörte ſie mehrere Perſonen hinter ihr herlaufen, und im nämlichen Augenblick ſtützte ſich eine Hand unſanft auf ihre Schulter.

Dieß war der Stadtſergeant, gefolgt von einem Polizeiagenten, der auf den Lärm herbeilief.

Mayeux, eben ſo beſtürzt als erſchrocken, wendete ſich um.

Schon befand ſie ſich inmitten eines Haufens, zuſammengeſetzt aus jenem abſcheulichen, müſſigen und zerlumpten, ſchlechten und unverſchämten Pöbel, durch Unwiſſenheit und Elend zum Vieh herabgewürdiget, unaufhörlich auf dem Straſſenpflaſter lungernd. In dieſem Troſſe bemerkt man faſt niemals Handwerker; denn die fleißigen Arbeiter ſind in ihrer Werkſtätte und bei ihren Arbeiten.

„Ah! . . . Du hörſt alſo nicht . . . Du machſt es, wie der Hund von Jean de Neville,“ ſagte der Polizeiagent, Mayeux ſo derb am Arme faſſend, daß ſie ihren Pack zu ſeinen Füſſen fallen ließ.

Als das unglückliche Kind, furchtſam um ſich ſchauend, ſah, daß es das Augenziel aller dieſer unverſchämten, höhniſchen oder boshaften Blicke ſei; als es die Schamloſigkeit oder Grobheit aller dieſe gemeinen, trunkenen Geſichter gewahrte, zitterte es an allen Gliedern, und wurde fürchterlich blaß.

Der Polizeiagent ſprach ohne Zweifel grob mit ihr; aber wie ſollte er anders ſprechen mit einem verwachſenen, blaſſen, erſchrockenen Mädchen, mit von Entſetzen und Gram entſtellten Zügen, mit einem weniger als armſelig gekleideten Geſchöpfe, welches im Winter ein ſchlechtes, ſchmutzbeflecktes, in tiefen Schnee getauchtes Kleid von leinenem Zeuge trägt; denn die Arbeiterin war von weit her gekommen und ſchon ſehr lang gegangen . . . daher benahm ſich der Polizeiagent ſtrenge, immer nach jenem höchſten Geſetze des Scheines, welches die Armuth ſtets verdächtig erſcheinen läßt.

„Einen Augenblick . . . es ſcheint, daß Du ſehr Eile haſt, Mädchen, weil Du Dein Geld fallen laſſeſt, ohne es aufzuheben . . .“

„Sie hatte es alſo in ihren Buckel verſteckt, ihr Geld, —“ ſprach mit einer heiſeren Stimme ein Zündhölzchenhändler, ein gräßliches Vorbild frühzeitiger Verderbtheit.

Dieſer Spaß wurde mit Lachen, Geſchrei und Hohngelächter aufgenommen, welche die Verwirrung und den Schrecken der Mayeux auf's Höchſte ſteigerten; kaum konnte ſie mit ſchwacher Stimme dem Polizeiagenten antworten, der ihr die zwei vom Stadtſergeanten ihm eingehändigten Geldſtücke überreichte.

„Aber, mein Herr . . . dieſes Geld gehört nicht mein.“

„Sie lügen, —“ erwiederte der Stadtſergeant, ſich nähernd, — „eine achtungswerthe Dame hat es aus Ihrer Taſche fallen ſehen . . .“

„Mein Herr . . . ich verſichere Ihnen — nein . . —“ verſetzte Mayeur ganz zitternd.

„Ich ſage Ihnen, daß Sie lügen, —“ entgegnete der Sergeant, — „und daß auch jene Dame, betroffen über Ihr verbrecheriſches und erſchrockenes Ausſehen, auf Sie weiſend, zu mir ſagte: „„Betrachten Sie doch dieſe kleine Bucklige, die mit einem dicken Packe flüchtet, und Geld fallen läßt, ohne ſich umzukehren, um es aufzuheben . . . das iſt nicht natürlich.““

„Sergeant, —“ ſagte wieder mit ſeiner heiſeren Stimme der Zündhölzchenhändler, — „Sergeant mißtrauen Sie . . . fühlen Sie nur ihren Buckel an; dort iſt ihr Magazin . . . Ich bin überzeugt, daß ſie darin noch Stiefel, Mäntel, einen Regenſchirm und Pendeluhren verbirgt . . . Ich habe ſo eben in ihrem Rücken, in dieſer Wölbung, die Stunde ſchlagen hören.“

Neues Lachen, neues Hohngelächter, neues Geſchrei; denn jener ſchreckliche Pöbel zeigt beinahe immer eine unbarmherzige Wildheit für jene, welche leiden und bitten. Die Menge ward immer größer: rauhes Kreiſchen, durchdringendes Pfeifen, gemeine Straßenſpäße wurden vernommen.

„Laſſet doch ſehen, das koſtet nichts.“

„Dränget doch nicht: ich habe meinen Platz bezahlt.“

„Laßt die Frau doch auf etwas ſteigen . . . damit man ſie ſieht.“

„Das iſt wahr; man zerquetſcht mir die Füße: ich werde meine Koſten nicht herausſchlagen.“

„Weiſet ſie doch, oder gebt den Leuten das Geld wieder!“

„Ich will davon . . .“

„Gebet uns etwas vom Auflauf!“ *)

„Laßt ſie doch ſehen, zum Teufel!“

Man ſtelle ſich dieſes unglückliche Weſen vor, von ſo zartem Gemüthe, ſo gutem Herzen, ſo erhabener Seele, ſo ſchüchternem und furchtſamen Character . . . genöthiget, dieſe Rohheiten und dieſes Heulen anzuhören . . . allein inmitten dieſes Haufens, in dem engen Raume, auf welchem ſie mit dem Polizeiagenten und dem Stadtſergeanten ſtand.

Und dennoch wußte die junge Arbeiterin noch nicht, von welcher ſchrecklichen Anklage ſie das Opfer war.

Sie erfuhr es bald; denn der Polizeiagent, den von ihr aufgehobenen Pack ergreifend, welchen ſie zwiſchen ihren zitternden Händen hielt, fuhr ſie an:

„Was haſt Du da d'rin?“

„Mein Herr . . . es iſt . . . ich will . . . ich . . .“

Und in ihrem Schrecken ſtammelte die Unglückliche, und konnte kein Wort hervorbringen.

---

*) Anſpielung auf den Höcker der Mayeux.

D. Ueb.

„Sieh, dieß iſt alles, was Du antworten kannſt. —“ ſagte der Agent; — „das reicht nicht aus . . . nun denn, eile . . . mach deinem Packe den Bauch auf!“

Alſo ſprechend riß der Polizeiagent, mit Beiſtand des Stadtſergeanten, den Pack weg, öffnete ihn halb, und ſagte nach dem Maße, als er die darin enthaltenen Gegenſtände aufzählte:

„Teufel! Betttücher . . . ein Beſteck . . . ein ſilberner Becher . . . ein Shawl . . . eine wollene Decke . . . Dank . . . der Fang war nicht ſchlecht . . . Du biſt wie eine Lumpenſammlerin angezogen, und haſt Silberzeug . . . Nichts für ungut!“

„Dieſe Gegenſtände gehören Ihnen nicht, —“ ſagte der Stadtſergeant.

„Nein . . . mein Herr . . .“ rief Mayeur aus, welche fühlte, daß ihre Kräfte ſie verließen, — „aber ich . . . .“

„Ah! ſchlechte Bucklige. Du ſiehſt dicker, als Du biſt!“

„Ich habe geſtohlen!! —“ rief Mayeur aus vor Entſetzen die Hände ringend; denn nun begriff ſie alles . . . — „ich . . . ſtehlen . . .“

„Die Wache! . . . Da kommt die Wache!“ riefen mehrere Perſonen.

„Oh he! die Kieſelſteinſtößer!“

„Die Tourlourous!“

„Die Beduinenfreſſer!“

„Platz dem drei und vierzigſten Dromedar!“

„Dem Regiment, wo man Mordsbuckel kriegt!“

Inmitten dieſes Schreiens, dieſer elenden Scherze, näherten ſich mit großer Mühe zwei Soldaten und ein Corporal; in dieſem abſcheulichen und gedrängten Knäuel, ſah man nur Bajonette und Gewehrläufe blitzen.

Ein Dienſtfertiger hatte den Commandanten des benachbarten Poſtens von dieſer anſehnlichen Volksmenge in Kenntniß geſetzt, welche den öffentlichen Weg verſperrte.

„Ei, ſieh da, die Wache; fort auf den Poſten, —“ ſagte der Polizeiagent, Mayeur am Arme packend.

„Mein Herr, —“ erwiederte das arme Kind mit einer von Schluchzen erſtickten Simme, vor Schrecken die Hände ringend, und auf das Trottoir hin, auf die Knie fallend, — „mein Herr, Gnade. Laſſen Sie ſich ſagen . . . ſich erklären . . .“

„Du wirſt Dich auf dem Poſten erklären . . . marſch!“

„Aber, mein Herr . . . ich habe nicht geſtohlen . . . —“ rief Mayeur mit herzzerreiſſendem Tone aus, — „haben Sie Mitleiden mit mir; mich vor dieſer ganzen Menge . . . wie eine Diebin fortführen . . . Oh! Gnade! Gnade!“

„Ich habe Dir geſagt, daß Du Dich auf dem Poſten erklären wirſt. Die Straße iſt verſperrt . . . Wirſt Du gehen? Fort!“

Und die Unglückliche bei den beiden Händen faſſend, ſtellte er ſie ſo zu ſagen wieder auf die Füße.

In dieſem Augenblicke war es dem Corporal und deſſen beiden Soldaten gelungen, ſich durch den Haufen zu drängen, und ſie näherten ſich dem Stadtſergeanten.

„Corporal —“ ſagte dieſer. — „führen Sie dieſes Mädchen auf den Poſten . . . Ich bin Polizeiagent.“

„Oh! meine Herren . . . Gnade! . . —“ bat Mareur, heiße Thränen weinend, und ihre Hände faltend, — „führen Sie mich nicht fort, ohne zuvor meine Erklärung gehört zu haben . . . ich habe nicht geſtohlen, mein Gott! ich habe nicht geſtohlen . . . ich will es Ihnen ſagen . . . ich wollte Jemanden einen Dienſt erweiſen . . . laſſen Sie mich Ihnen ſagen . . .“

„Ich ſage Ihnen, daß Sie ſich auf dem Poſten erklären werden; wenn Sie nicht gehen wollen, wird man Sie ſchleppen, —“ erwiederte der Stadtſergeant.

Man muß auf die Schilderung dieſer eben ſo unedlen als ſchrecklichen Scene verzichten . . .

Schwach, gramgebeugt, erſchrocken, wurde das unglückliche junge Mädchen von den Soldaten fortgeſchleppt; bei jedem Schritte brachen ihr die Knie, der Sergeant und der Polizeiagent mußten ihr den Arm reichen, um ſie zu halten . . . und ſie nahm maſchinenmäßig dieſe Stütze an.

Geſchrei und Hohngelächter brachen dann mit neuer Wuth aus.

Halb ohnmächtig zwiſchen dieſen beiden Männern dahin ſchreitend, ſchien die Unglückliche ihre Leidensſtätte bis zur Spitze zu erklimmen.

Unter dieſem nebeligen Himmel, mitten auf dieſer kothigen Straße, umrahmt von großen ſchwarzen Häuſern, erinnerte dieſer abſcheuliche und wimmelnde Pöbel an die wildeſten Nachtſtücke von Callot oder Goya. Kinder in Lumpen, weintriefende Weiber, Männer mit düſtern, abgelebten Geſichtern, drängten, ſtießen, ſchlugen, quetſchten ſich, um heulend und pfeifend dieſem faſt ſchon entſeelten Opfer zu folgen . . . dieſem Opfer eines gräßlichen Irrthums.

Eines Irrthums!! in Wahrheit, man zittert bei dem Gedanken, daß ſolche Verhaftungen, Folgen abſcheulicher Irrungen, ſich oft ohne andere Gründe als wegen des Verdachtes erneuern können, welchen der Anſchein des Elendes einflößt, und ohne andere Urſache, als wegen eines ungenauen Aufſchluſſes . . .

Wir werden uns immer jenes jungen Mädchens erinnern, welches, mit Unrecht verhaftet, als eines ſchändlichen Handels ſchuldig, Mittel fand, den Leuten, die es führten, zu entſpringen, in einem Hauſe hinauflief, und, durch Verzweiflung verwirrt, ſich aus einem Fenſter ſtürzte, und den Kopf auf dem Pflaſter zerſchellte . . .

. . . .

Nach der abſcheulichen Anſchuldigung, deren Opfer Maveux geweſen, war Madame Grivois ſchnell in die Straße Briſe-Miche zurückgekehrt.

Sie ſtieg eilig die vier Stockwerke hinauf . . . öffnete die Thüre des Zimmers der Françoiſe . . . was ſah ſie? . . . Dagobert neben ſeiner Frau und den beiden Waiſen . . .

Sechszehntes Kapitel.

Das Kloſter.

Erklären wir in zwei Worten die Anweſenheit Dagobert's.

In ſeiner Phyſiognomie war ſo viel militäriſche Loyalität ausgeprägt, daß der Direktor des Fahrpoſt-Büreau ſich mit ſeinem Worte begnügte, wieder zu kommen, um den Preis ſeines Platzes zu bezahlen; aber der Soldat hatte durchaus als Pfand, wie er ſagte, bleiben wollen, bis die Antwort ſeiner Frau auf ſeinen Brief eintreffen würde; als nun der Commiſſionär zurückkehrte, und meldete, daß man das nöthige Geld bringen wolle, glaubte Dagobert ſein Zartgefühl befriediget zu haben, und beeilte ſich heimzulaufen.

Man begreift alſo das Erſtaunen der Madame Grivois, als ſie, in das Zimmer tretend, Dagobert (den ſie an der ihr von ihm gemachten Schilderung leicht erkannte) neben ſeiner Frau und den Waiſen ſitzen ſah.

Die Angſt der Françoiſe bei dem Anblicke der Madame Grivois war nicht minder groß.

Roſe und Blanche hatten mit Dagobert's Frau von einer Dame geſprochen, die während ihrer Abweſenheit in einer ſehr wichtigen Angelegenheit gekommen ſei; übrigens konnte Françoiſe, von ihrem Beichtvater unterrichtet, nicht zweifeln, daß dieſe Frau die beauftragte Perſon geweſen, Roſe und Blanche in ein religiöſes Haus zu führen.

Ihre Angſt war ſchrecklich; feſt entſchloſſen, die Rathſchläge des Abbé Dubois zu befolgen, fürchtete ſie, daß ein Wort der Madame Grivois Dagobert auf die Spur bringen möge; dann war alle Hoffnung verloren; dann- blieben die Waiſen in dieſem Zuſtande der Unwiſſenheit und der Todſünde, wofür ſie ſich verantwortlich wähnte.

Dagobert, der die Hände von Roſe und Blanche zwiſchen den ſeinigen hielt, ſtand auf, ſo wie die vertraute Kammerfrau der Frau von Saint-Dizier eintrat, und ſchien Françoiſe mit dem Blicke zu fragen.

Der Augenblick war kritiſch, entſcheidend; aber Madame Grivois hatte aus den Beiſpielen der Prinzeſſin von Saint-Dizier Vortheil gezogen; daher ergriff ſie entſchloſſen ihre Partie, benützte die beſondere Haſt, womit ſie nach ihrer gehäſſigen Anſchuldigung gegen Mayeur die vier Stockwerke heraufgeſtiegen, und die Aufregung, durch den unerwarteten Anblick Dagobert's veranlaßt, indem ſie ihren Zügen einen lebhaften Ausdruck der Unruhe und des Kummers verlieh, und nach einer Pauſe des Schweigens, welche ſie zur Beſchwichtigung ihrer Gemüthsbewegung, und um ihre Faſſung zu gewinnen, zu verwenden ſchien, mit veränderter Stimme ausrief:

„Ah! Madame . . . ich bin ſo eben Zeugin eines großen Unglückes geweſen . . . entſchuldigen Sie meine Verwirrung . . . aber in Wahrheit . . . ich bin ſo peinlich bewegt . . .“

„Was giebt es, mein Gott?“ — fragte Françoiſe mit zitternder Stimme, immer irgend eine Indiscretion der Madame Grivois befürchtend.

„Ich war ſo eben gekommen,“ — fuhr dieſe fort, „um mit Ihnen von einer wichtigen Sache zu ſprechen . . . während ich auf Sie wartete, hat eine junge Arbeiterin verſchiedene Gegenſtände in einen Pack gethan . . .“

„Ja . . . gewiß,“ — erwiederte Françoiſe, — „das iſt Mayeur . . . ein vortreffliches und braves Mädchen . . .“

„Ich vermuthete es wohl, Madame; hören Sie, was geſchah; als ich ſah, daß Sie nicht kommen würden, entſchloß ich mich, in der Nähe ſchnell einen Beſuch zu machen . . . ich gehe fort . . . ich komme in die Straße Saint-Merry . . . ah! Madame . . .“

„Nun, was giebt's?“ fragte Dagobert.

„Ich bemerke einen Zuſammenlauf . . . ich erkundige mich . . . man ſagt mir, daß ein Stadtſergeant ſo eben ein junges Mädchen als Diebin verhaftet habe.

weil es als Trägerin eines Packes von verſchiedenen Gegenſtänden ertappt wurde, die ihr nicht zu gehören ſchienen . . . Ich trete näher . . . was ſeh' ich? . . . die junge Arbeiterin, die ich einen Augenblick früher hier getroffen hatte."

„Ah! das arme Kind!" — rief Françoiſe aus, erblaſſend und vor Schrecken die Hände ringend, — „welches Unglück!"

„Erkläre Dich doch," — ſagte Dagobert zu ſeiner Frau; — „was war dieß für ein Pack?"

„Wohlan, mein Freund, ich muß es Dir geſtehen: ich war ein wenig in der Klemme . . . ich hatte die arme Mayeur gebeten, verſchiedene Gegenſtände, die wir entbehren konnten, ſchnell in das Pfandhaus zu tragen . . ."

„Und man hat geglaubt, daß ſie ſie geſtohlen hatte!" rief Dagobert aus, — „ſie, . . . das ehrlichſte Mädchen von der Welt; das iſt abſcheulich . . . Aber, Madame, Sie hätten dazwiſchen treten, . . . ſagen ſollen, daß Sie ſie kennen."

„Dieß hab' ich auch zu thun verſucht, mein Herr; unglücklicherweiſe bin ich nicht gehört worden . . . der Haufen wuchs mit jedem Augenblicke: die Wache iſt gekommen, und man hat ſie fortgeführt . . ."

„Dieß kann ſie tödten, empfindbar und furchtſam, wie ſie iſt," — rief Françoiſe aus.

„Ah! mein Gott! . . . dieſe gute Mayeur . . . ſie iſt ſo ſanft, und ſo zuvorkommend!" — ſagte

Blanche, ihre Schweſter mit thränenfeuchten Augen anſchauend.

„Da ich nichts für ſie thun konnte,“ — fuhr Madame Grivois fort, — „bin ich eilig hierher gelaufen, um Sie von dieſem Irrthume in Kenntniß zu ſetzen... welcher übrigens ſich wieder gut machen läßt; . . . es handelt ſich nur davon, ſobald als möglich hinzugehen, und dieſes junge Mädchen zurückzuverlangen.“

Bei dieſen Worten nahm Dagobert raſch ſeinen Hut, und ſagte zu Madame Grivois mit einem anfahrenden Tone:

„Mordieu! Madame, Sie hätten damit anfangen ſollen, uns dieß zu ſagen . . . Wo iſt dieſes arme Kind? Wiſſen Sie es?“

„Ich weiß es nicht, mein Herr; aber auf der Straße finden Sie noch ſo viele Leute, ſo viel Aufregung, daß Sie, wenn Sie die Gefälligkeit haben, ſogleich fortzugehen, und ſich zu erkundigen . . . erfahren können . . .“

„Was Teufel ſprechen Sie von Gefälligkeit, Madame? . . . das iſt ja meine Pflicht . . . Das arme Kind,“ — ſagte Dagobert, — „als eine Diebin verhaftet, . . . das iſt ſchrecklich . . . Ich will zum Polizeikommiſſär des Stadtviertels oder auf die Wache gehen, und ich gedenke wohl, daß ich ſie finde, daß man ſie mir zurückgiebt, und daß ich ſie wieder hierher bringe.“

Dieß geſagt, ging Dagobert eilig fort.

Françoiſe, über das Schickſal der Mayeux beruhigt, dankte Gott, daß er, mit Hülfe dieſes Umſtandes, ihren Mann entfernt habe, deſſen Anweſenheit in dieſem Augenblicke für ſie eine ſo ſchreckliche Verlegenheit war . . .

Madame Grivois hatte den Monſieur im Fiaker gelaſſen, vor dem Wiedereinſteigen; denn die Augenblicke waren koſtbar; mit einem bedeutungsvollen Blicke auf Françoiſe, und ihr einen Brief des Abbé Dubois einhändigend, ſagte ſie zu ihr, abſichtlich jedes Wort betonend:

„Sie werden aus dieſem Briefe erſehen, Madame, welchen Zweck mein Beſuch hatte, den ich Ihnen noch nicht erklären konnte, und hinſichtlich deſſen ich mir übrigens Glück wünſche, weil er mich mit dieſen zwei holdſeligen Fräulein in Berührung bringt.“

Roſe und Blanche ſchauten ſich ganz erſtaunt an.

Françoiſe nahm den Brief zitternd: es bedurfte der dringenden und vorzüglich der drohenden Aufforderungen ihres Beichtvaters, um die letzten Gewiſſenszweifel der armen Frau zu beſeitigen; denn ſie bebte bei dem Gedanken an den furchtbaren Grimm Dagobert's; nur wußte ſie in ihrer Treuherzigkeit nicht, wie ſie es anzuſtellen habe, den jungen Mädchen zu eröffnen, daß ſie dieſer Dame folgen ſollten.

Madame Grivois errieth ihre Verlegenheit, winkte ihr, ſich zu beruhigen, und ſagte zu Roſe, während Françoiſe den Brief ihres Beichtvaters las:

„Wie glücklich wird Ihre Verwandte ſeyn, Sie zu ſehen, mein liebes Fräulein!“

„Unſere Verwandte, Madame?“ — erwiederte Roſe immer erſtaunter.

„Nun ja doch; ſie hat Ihre Ankunft hier erfahren; aber als noch leidend in Folge einer ziemlich langen Krankheit, konnte ſie heute nicht ſelbſt kommen, und gab mir den Auftrag, Sie abzuholen und zu ihr zu bringen . . . Unglücklicherweiſe,“ — fügte Madame Grivois nach einer Bewegung der beiden Schweſtern bei, — „und wie auch ihr Brief an Madame Françoiſe lautet, werden Sie dieſelbe nur kurze Zeit ſehen können, und in einer Stunde wieder hier ſeyn; aber morgen oder ſpäterhin wird ſie im Stande ſeyn, auszugehen, und perſönlich mit Madame und deren Manne ſich zu benehmen, um Sie in ihr Haus zu bringen . . . denn ſie wäre untröſtlich, wenn Sie Perſonen zur Laſt fielen, die ſo gut gegen Sie geweſen ſind.“

Dieſe letzten Worte der Madame Grivois machten einen vortrefflichen Eindruck auf die beiden Schweſtern; ſie hoben ihre Beſorgniß, fortan die Urſache einer peinlichen Bürde für Dagobert's Familie zu ſeyn. Hätte es ſich davon gehandelt, das Haus der Straße Briſe-Miche ohne Einwilligung ihres Freundes gänzlich zu verlaſſen, ſo würden ſie ohne Zweifel geſchwankt haben; aber Madame Grivois ſprach nur von einem Beſuche auf eine Stunde. Sie ſchöpften alſo keinen Verdacht, und Roſe ſagte zu Françoiſe:

„Wir können unſere Verwandte beſuchen, ohne Dagobert's Heimkehr zu erwarten, um ihn davon in Kenntniß zu ſetzen, nicht wahr, Madame?“

„Ohne Zweifel,“ — antwortete Françoiſe mit ſchwacher Stimme, — „weil Sie gleich wieder zurückkommen werden.“

„Jetzt, Madame, möchte ich dieſe lieben Fräulein bitten, mich ſo bald als möglich zu begleiten, da ich ſie vor Mittag wieder hierher zu führen wünſchte.“

„Wir ſind bereit, Madame,“ verſetzte Roſe.

„Wohlan, meine Fräulein, umarmen Sie Ihre zweite Mutter, und kommen Sie,“ — erwiederte Madame Grivois, die kaum ihre Unruhe verhielt, zitternd, daß Dagobert jeden Augenblick heimkäme.

Roſe und Blanche umarmten Françoiſe, welche, die beiden holdſeligen und unſchuldigen Weſen, die ſie auslieferte, in ihre Arme ſchließend, mit Mühe ihre Thränen zurückhalten konnte, obgleich von der tiefen Ueberzeugung durchdrungen, für ihr Seelenheil zu wirken.

„Auf, meine Fräulein,“ — ſagte Madame Grivois mit freundlicher Stimme, — „beeilen wir uns; verzeihen Sie meine Ungeduld; aber ich ſpreche im Namen Ihrer Verwandten mit Ihnen.“

Die beiden Schweſtern, nachdem ſie Dagobert's Frau zärtlich umarmt hatten, verließen das Zimmer, und ſtiegen Hand in Hand hinter Madame Grivois die Treppe hinab, ohne ihr Wiſſen von Rabat-Joie gefolgt, der ihnen beſcheiden auf dem Fuße folgte; denn in Dagobert's Abweſenheit verließ das verſtändige Thier ſie niemals.

Ohne Zweifel zu größerer Vorſicht hatte die vertraute Kammerfrau der Frau von Saint-Dizier ihrem Fiaker aufgetragen, ſie ein wenig entfernt von der Straße Briſe-Miche, auf dem kleinen Platze des Kloſters zu erwarten.

In einigen Secunden erreichten die Waiſen und deren Führerin den Wagen.

„Ah! Bürgerin,“ — ſagte der Kutſcher, den Schlag öffnend, — „ohne Ihnen einzureden, Sie haben einen Lump von einem Hunde, der nicht alle Tage zuthulich iſt: ſeitdem Sie ihn in den Wagen gethan haben, ſchreit er wie ein Verbrannter, und ſieht aus, als wollte er alles freſſen.“

In der That ſtieß Monſieur, der die Einſamkeit verabſcheute, klägliche Seufzer aus.

„Schweigen Sie; da bin ich, Monſieur,“ — ſagte Madame Grivois; dann, zu den Schweſtern ſich wendend: „Belieben Sie einzuſteigen, meine Fräulein.“

Roſe und Blanche ſtiegen ein.

Bevor Madame Grivois in den Wagen ſtieg, bezeichnete ſie dem Kutſcher ganz leiſe das Kloſter Sainte-Marie, noch andere Inſtructionen beifügend, als plötzlich der Mops, welcher ſchon, da die beiden Schweſtern im Wagen Platz nahmen, mit mürriſcher Miene geknurrt hatte, wüthend zu bellen begann . . .

Die Urſache dieſes Zornes war einfach; Rabat-Joie, bisher unbemerkt; war ſo eben mit einem Satze in den Wagen geſprungen.

Der Mops, über dieſe Keckheit erbittert, ſeine gewöhnliche Vorſicht vergeſſend, von Zorn und Bosheit hingeriſſen, ſprang dem Rabat-Joie an die Schnauze, und biß ihn ſo heftig, daß ſeinerſeits der tapfere ſibiriſche Hund, vom Schmerze gehetzt, ſich auf Monſieur warf, ihn an der Kehle packte, und mit einem zweimaligen Drucke ſeines gewaltigen Rachens völlig erwürgte . . . wie es nach einem dumpfen Seufzen des ſchon durch ſein Fett halberſtickten Mopſes ſchien.

Dieß alles war in einer kürzeren Zeit vorgefallen, als es zur Schilderung bedurfte; denn kaum fanden Roſe und Blanche erſchrocken Zeit, zweimal zu rufen:

„Hierher, Rabat-Joie!“

„Ah, großer Gott!“ — ſagte Madame Grivois, bei dem Lärm ſich umwendend, — „ſchon wieder dieſes Ungeheuer von einem Hunde . . . Er wird Monſieur verwunden . . . meine Fräulein, ſchicken Sie ihn fort . . . machen Sie, daß er ausſteigt . . . es iſt unmöglich, ihn mitzunehmen . . .“

Unkundig, bis zu welchem Grade Rabat-Joie ein Verbrecher war, denn Monſieur lag entſeelt unter einem Sitze, ſagten die jungen Mädchen, welche übrigens das Unpaſſende fühlten, ſich von dieſem Hunde begleiten zu laſſen, zu ihm mit verdrießlichem Tone, ihn leicht mit dem Fuße ſtoßend:

„Hinaus, Rabat-Joie . . . geh fort . . “

Das treue Thier zögerte Anfangs, zu gehorchen. Traurig und flehend ſchaute er die Waiſen mit einer Miene ſanften Vorwurfes an, wie wenn er ſie tadeln wollte, ihren einzigen Vertheidiger fortzuſchicken. Aber auf einen neuen, von Blanche ſtrenge ertheilten Befehl, ſprang Rabat-Joie aus dem Wagen, den Schweif ſenkend, übrigens vielleicht fühlend, daß er ſich hinſichtlich des Monſieur ein wenig gewaltthätig benommen habe.

Madame Grivois, die ſich ſehr beeilte, das Stadtviertel zu verlaſſen, ſtieg ſchnell in den Wagen: der Kutſcher machte den Schlag zu, und kletterte auf den Bock: der Fiacker fuhr raſch dahin, während Madame Grivois aus Beſorgniß einer Begegnung Dagobert's vorſichtig die Rollvorhänge herabließ.

Nach dieſen unerläßlichen Vorſichtsmaßregeln konnte ſie an Monſieur denken, den ſie zärtlich liebte, mit jener innigen, übertriebenen Zuneigung, welche Leute von ſchlechtem Character bisweilen für die Thiere hegen: denn man könnte ſagen, daß ſie all jenes Wohlwollen, das ſie für Andere fühlen ſollten, auf jene zuſammendrängen und an ſie vergeuden; mit einem Worte, Madame Grivois war dieſem mürriſchen, feigen und boshaften Hunde leidenſchaftlich zugethan, vielleicht wegen einer geheimen Verwandtſchaft in dieſen Fehlern; dieſe Anhänglichkeit dauerte ſeit ſechs Jahren, und ſchien nach dem Maße ſich zu vermehren, als Monſieur an Alter vorrückte.

Wir verweilen bei einer dem Anſcheine nach kindiſchen Sache, weil oft die geringfügigſten Urſachen traurige Wirkungen hervorbringen, und weil wir auch dem Leſer begreiflich zu machen wünſchen, wie groß die Verzweiflung, die Wuth, die Erbitterung dieſer Frau ſein mußten, als ſie den Tod ihres Hundes erfuhr: eine Verzweiflung, eine Wuth, eine Erbitterung, deren grauſame Wirkungen die Waiſen empfinden konnten.

Der Wagen rollte ſeit einigen Secunden raſch durchaus, als Madame Grivois, die auf dem Vorderſitze Platz genommen, Monſieur lockte.

Monſieur hatte vortreffliche Gründe, nicht zu antworten.

„Wohlan, garſtiger Trotzkopf . . .“ ſagte Madame Grivois anmuthig . . . „Sie behandeln mich kaltſinnig . . . es iſt nicht meine Schuld, daß jener große häßliche Hund in den Wagen geſtiegen iſt, nicht wahr, meine Fräulein? . . . Ei . . . komm hierher, küſſe Deine Gebieterin ſogleich, und laß uns Frieden ſchließen . . unruhiger Kopf.“

Das nämliche hartnäckige Schweigen von Seiten des Monſieur

Roſe und Blanche begannen, ſich mit Unruhe anzuſchauen; ſie kannten die etwas brutalen Manieren von Rabat-Joie, waren aber weit entfernt, das Geſchehene zu vermuthen.

Madame Grivois, mehr überraſcht als unruhig über die Beharrlichkeit des Mopſes, ihre liebreichen

Lockungen zu mißkennen, bückte ſich, um ihn unter dem Sitze zu nehmen, wo ſie ihn mürriſch gekauert wähnte; ſie fühlte eine Pfote, die ſie ziemlich ungeduldig zu ſich zog, indem ſie in einem halb ſcherzenden, halb verdrießlichen Tone ſagte:

„Auf, gutes Subjekt . . . Sie werden dieſen lieben Fräulein eine hübſche Idee von Ihrem widrigen Charakter geben . . ."

Mit dieſen Worten nahm ſie den Mops, ſehr erſtaunt über die ſaumſelige morbidezza[*]) ſeiner Bewegung; aber wie groß war ihr Schrecken, als ſie ihn, auf ihre Knie gelegt, regungslos ſah!

„Ein Schlagfluß!! —" rief ſie aus — „der Unglückliche fraß zu viel . . . ich ſah's voraus."

Dann, ſich raſch umkehrend:

„Kutſcher, halt . . . halt! —" rief Madame Grivois aus, ohne zu denken, daß der Kutſcher ſie nicht hören konnte; dann den Kopf von Monſieur aufhebend, den ſie nur für ohnmächtig hielt, gewahrte ſie mit Entſetzen die blutige Spur von fünf oder ſechs Biſſen von Hackenzähnen, die ihr über die Urſache des kläglichen Endes des Mopſes keinen Zweifel mehr übrig ließen.

Ihre erſte Bewegung galt ganz dem Schmerze, der Verzweiflung.

---

[*]) Die Zartheit und Weichheit des Fleiſches.
D. Ueb.

„Todt! . . . —“ rief ſie aus — „todt . . . er iſt ſchon kalt . . . todt! . . . ah! mein Gott! . . .“

Und dieſe Frau weinte.

Die Thränen der Böſen ſind unheilvoll: damit ein Böſer weine, muß er viel leiden . . . und die Gegenwirkung dieſes Leidens anſtatt das Gemüth zu beſchwichtigen, zu erweichen, entflammt es mit einem gefährlichen Grimme . . .

Daher fühlte ſich die Herrin des Mopſes, nachdem ſie dieſer peinlichen Rührung gewichen, von Zorn und Haß überwältiget . . . ja, von Haß . . . und von heftigem Haſſe gegen die jungen Mädchen, die unſchuldige Urſache des Todes ihres Hundes: ihre harte Phyſiognomie verrieth übrigens ſo offen ihre Empfindungen, daß Roſe und Blanche vor dem Ausdrucke ihres vor Zorn purpurrothen Geſichtes erſchracken, als ſie mit veränderter Stimme, einen wüthenden Blick auf ſie ſchleudernd, ausrief:

„Ihr Hund hat ihn getödtet, doch . . .“

„Verzeihung, Madame . . . laſſen Sie es nicht uns entgelten! —“ ſagte Roſe.

„Ihr Hund hat zuerſt Rabat-Joie gebiſſen. —“ verſetzte Blanche mit kläglicher Stimme.

Der Ausdruck des Schreckens, welchen Madame Grivois in den Zügen der Waiſen las, brachte ſie zu ſich. Sie ſah die traurigen Folgen ein, welche ihr unvorſichtiger Zorn haben konnte; im Intereſſe der Rache ſelbſt, mußte ſie ſich bezwingen, um den Töchtern des Marſchalls Simon keinen Verdacht einzuflößen; indem ſie alſo durch einen zu raſchen Uebergang nicht auf ihren erſten Eindruck zurückkommen zu wollen ſchien, fuhr ſie einige Minuten lang fort, auf die jungen Mädchen zürnende Blicke zu werfen: dann ſchien nach und nach ihr Zorn ſchwächer zu werden, und einem bittern Schmerze zu weichen; endlich ließ Madame Grivois, ihr Geſicht in ihren Händen verbergend, einen tiefen Seufzer hören, und ſchien heftig zu weinen.

„Die arme Dame! —“ ſagte Roſe ganz leiſe zu Blanche, — „ſie weint; ohne Zweifel liebte ſie ihren Hund eben ſo ſehr, wie wir Rabat-Joie lieben . . .“

„Ach ja, —“ erwiederte Blanche, — „wir haben auch ſehr geweint, als unſer alter Jovial ſtarb . . .“

Madame Grivois hob nach einigen Minuten den Kopf auf, trocknete ſchließlich ihre Augen, und ſagte mit bewegter, faſt wohlwollender Stimme:

„Entſchuldigen Sie mich, meine Fräulein . . . ich konnte die erſte Regung der Heftigkeit oder vielmehr des gewaltigen Kummers, nicht zurückhalten . . . denn ich war dieſem armen Hunde zärtlich zugethan . . . der ſeit ſechs Jahren mich nicht verlaſſen hat.“

„Wir bedauern dieſes Unglück Madame, —“ entgegnete Roſe; — „unſer ganzer Kummer liegt nur darin, daß es ſich nicht ändern läßt . . .“

„So eben ſagte ich zu meiner Schweſter, daß wir um ſo betrübter Ihretwegen ſeyen, da wir ein altes

Pferd verloren, welches uns aus Sibirien geführt hat, und das wir gleichfalls ſehr beweinten.“

„Nun, meine lieben Fräulein . . . denken wir nicht mehr daran . . . das iſt meine Schuld . . . ich hätte ihn nicht mitnehmen ſollen . . . Aber er war, ferne von mir, ſo traurig . . . Sie begreifen dieſe Schwachheiten da, . . wenn man ein gutes Herz hat, hat man ein gutes Herz für die Thiere, wie für die Menſchen. Daher wende ich mich an Ihr Gefühl, um Verzeihung für mein Aufbrauſen zu erhalten.“

„Aber wir denken nicht mehr daran, Madame . . . unſer ganzer Kummer iſt nur, Sie ſo troſtlos zu ſehen.“

„Dieß wird vorübergehen, meine lieben Fräulein... dieß wird vorübergehen, und der Anblick der Freude Ihrer Verwandten, Sie zu ſehen, mich tröſten helfen; ſie wird ſo glücklich ſein! . . Sie ſind ſo anmuthig!... und dann dünkt mir das Sonderbare, daß Sie einander ſo ähnlich ſind, das Intereſſe noch zu ſteigern, welches Sie einflößen.“

„Sie beurtheilen uns mit zu viel Nachſicht, Madame.“

„Nein, gewiß . . . und ich bin überzeugt, daß Sie ſich eben ſo ſehr im Character, wie im Geſichte, gleichen.“

„Das iſt ganz einfach, Madame —“ erwiederte Roſe — „ſeit unſerer Geburt haben wir uns niemals eine Minute lang verlaſſen, weder bei Tag, noch bei

Nacht . . . Warum ſollte unſer Character nicht gleich ſein?"

„Wirklich! meine lieben Fräulein . . . Sie haben ſich niemals eine Minute lang getrennt?"

„Niemals, Madame."

Und die beiden Schweſtern, ſich die Hände drückend, wechſelten ein unausſprechliches Lächeln.

„Mein Gott! Wie unglücklich und beklagenswerth wären Sie dann, wenn Sie von einander getrennt würden!"

„Oh! dieß iſt unmöglich, Madame, —" entgegnete Blanche lächelnd.

„Wie! Unmöglich?"

„Wer hätte den Muth uns zu trennen?"

„Gewiß, meine lieben Fräulein; man müßte ſehr viel Bosheit beſitzen."

„Oh! Madame, —" verſetzte Blanche, nun auch lächelnd, — „ſelbſt ſehr boshafte Menſchen . . . könnten uns nicht trennen."

„Deſto beſſer, meine lieben Fräulein: aber warum?"

„Weil uns dieß zu viel Herzeleid machen würde."

„Dieß brächte uns den Tod . . ."

„Arme Kleinen . . ."

„Vor drei Monaten hat man uns in das Gefängniß gethan. Nun denn, als uns der Gouverneur des Gefängniſſes ſah, ſagte er, obgleich ein Mann von harten Zügen: „„Dieſe Kinder trennen, hieße ſie tödten wollen . . ."" Daher ſind wir beiſammen geblieben, und haben uns ſo glücklich befunden, als man es im Gefängniſſe ſeyn kann."

„Dieß gereicht Ihrem vortrefflichen Herzen zum Lobe, und auch jenen Perſonen, die das ganze Glück begriffen haben, welches Sie fühlten, vereiniget zu ſeyn."

Der Wagen hielt.

Man hörte den Kutſcher rufen: „Das Thor, wenn's Ihnen beliebt."

„Ah! nun ſind wir bei Ihrer lieben Verwandten angekommen, —" ſagte Madame Grivois.

Die beiden Flügel eines Thores öffneten ſich, und der Wagen rollte bald auf dem Sande eines Hofes.

Nachdem Madame Grivois einen von den Vorhängen aufgezogen hatte, ſah man einen großen Hof, in ſeiner Breite von einer hohen Mauer durchſchnitten, in deren Mitte eine Art von Halle war, ein Vorgebäude bildend, auf Gypsſäulen ruhend. Unter dieſer Halle befand ſich eine kleine Pforte.

Jenſeit der Mauer erblickte man die Firſte und die Stirnwand eines ſehr großen aus Quaderſteinen erbauten Gebäudes; mit dem Hauſe der Straße Briſe-Miche verglichen, ſchien dieſer Aufenthalt ein Palaſt zu ſeyn; daher ſagte Blanche zu Madame Grivois mit einem Ausdrucke treuherziger Bewunderung:

„Mein Gott! Madame, welche ſchöne Wohnung!"

„Das iſt noch nichts; Sie werden das Innere ſehen . . . das iſt etwas ganz Anderes! —" erwiederte Madame Grivois.

Der Kutſcher öffnete den Schlag; wie groß war der Zorn der Madame Grivois und das Erſtaunen der beiden jungen Mädchen . . . bei dem Anblicke von Rabat-Joie, welcher verſtändig dem Wagen gefolgt war, und mit geſtellten Ohren und mit dem Schweife wedelnd, der Unglückliche, ſeine Verbrechen vergeſſen zu haben, und ob ſeiner intelligenten Treue gelobt zu werden zu erwarten ſchien.

„Wie! —“ rief Madame Grivois aus, in der alle Schmerzen ſich erneuerten, — „dieſer abſcheuliche Hund iſt dem Wagen gefolgt.“

„Ein famoſer Hund, jedenfalls, Bürgerin, —“ verſetzte der Kutſcher, — „er hat meine Pferde nicht einen Schritt verlaſſen . . . muß darauf abgerichtet ſeyn . . . das iſt ein Capitalthier, dem zwei Männer keine Furcht einjagen würden . . . Welch' ein Bruſtwerk!“

Die Herrin von weiland Monſieur, über die wenig zeitgemäßen Lobſprüche erzürnt, welche der Kutſcher an Rabat-Joie verſchwendete, ſagte zu den Waiſen:

„Ich will Sie zu Ihrer Verwandten führen laſſen; warten Sie einen Augenblick im Wagen.“

Madame Grivois ging raſchen Schrittes zur kleinen Halle, und ſchellte dort.

Eine Frau in einem Ordenskleide erſchien daſelbſt, und verneigte ſich ehrerbietig vor Madame Grivois, die nur die einzigen Worte zu ihr ſagte:

„Hier ſind die zwei jungen Mädchen; der Herr

Abbé von Aigrigny und die Prinzeſſin befehlen, daß ſie ſogleich und fortan von einander getrennt, und in ſtrenger Klauſur gehalten werden ſollen . . . Sie verſtehen, meine Schweſter, in ſtrenger Klauſur, und in der Zucht der Unbußfertigen.“

„Ich will unſere Mutter davon in Kenntniß ſetzen, und es wird geſchehen, —“ ſagte die Nonne ſich verneigend.

„Wollen Sie kommen, meine lieben Fräulein, —“ ſagte Madame Grivois zu den beiden jungen Mädchen, die dem Rabat-Joie heimlich einige Liebkoſungen gemacht hatten, ſo gerührt waren ſie von ſeinem Inſtinkte, — „man wird Sie zu Ihrer Frau Verwandten führen, und ich werde Sie in einer halben Stunde wieder abholen; Kutſcher, halten Sie ja den Hund zurück.“

Roſe und Blanche, die, aus dem Wagen ſteigend, ſich mit Rabat-Joie beſchäftigten, hatten die Schweſter-Pförtnerin nicht bemerkt, welche ſich übrigens halb hinter die kleine Pforte gezogen hatte.

Daher gewahrten die beiden Schweſtern nicht eher, daß ihre vermeintliche Einführerin die Kleidung einer Nonne trug, als da dieſe, ſie bei der Hand faſſend, dieſelben über die Schwelle der Pforte geleitete, welche, einen Augenblick danach, hinter ihnen ſich ſchloß.

Als Madame Grivois die Waiſen im Kloſter eingeſchloſſen ſah, befahl ſie dem Kutſcher, aus dem Hofe zu fahren, und ſie am äußeren Thore zu erwarten.

Der Kutſcher gehorchte.

Rabat-Joie, der Roſe und Blanche durch die kleine Pforte der Halle eintreten geſehen, lief hinzu.

Madame Grivois ſagte dann zu dem Portier der äußern Verſchließung, einem großen, ſtarken Manne:

„Sie bekommen ſechs Franken, Nicolaus, wenn Sie dieſen großen Hund vor meinen Augen todtſchlagen … der dort … unter der Halle kauert …“

Nicolaus ſchüttelte den Kopf, die Schulterbreite und Größe von Rabat-Joie betrachtend, und erwiederte:

„Teufel! Madame, einen Hund von ſolcher Größe todtſchlagen … das iſt ſo leicht nicht.“

„Ich gebe Ihnen zwanzig Franken, hier … aber tödten Sie ihn … da … vor meinen Augen …“

„Ich müßte eine Flinte haben … Ich habe nur ein eiſernes Drahtgeflecht zur Hand …“

„Dieß wird genügen … mit einem Schlage … werden Sie ihn zu Boden ſchlagen.“

„Je nun, Madame, … ich will es immerhin verſuchen … aber ich zweifle daran …“

Und Nicolaus holte ſein Eiſenſtück.

„Oh! wenn ich die Stärke hätte! … ſagte Madame Grivois.

Der Portier kam mit ſeiner Waffe zurück, und näherte ſich verrätheriſch und mit langſamen Schritten Rabat-Joie, der ſich immer unter der Halle aufhielt.

„Komm, mein Junge … komm … hier, mein

guter Hund . . . —“ ſagte Nicolaus, mit der linken Hand auf ſeinen Schenkel klopfend, und in ſeiner rechten Hand, es hinter ſich verbergend, das Drahtgeflecht haltend.

Rabat-Joie ſtand auf, betrachtete aufmerkſam Nicolaus, dann ohne Zweifel am Gange des Portiers witternd, daß er irgend einen böſen Anſchlag hege, entfernte er ſich mit einem Sprunge . . . umging den Feind, ſah deutlich, wovon es ſich handelte, und verweilte in der Entfernung.

„Er hat den Lunten gerochen, —“ ſagte Nicolaus, — der Schuft mißtraut . . . er wird ſich nicht auf den Leib kommen laſſen . . . das iſt vorbei.“

„Hier . . . Sie ſind nur ein ungeſchickter, —“ verſetzte Madame Grivois wüthend, und warf Nicolaus fünf Franken hin; — „aber wenigſtens jagen Sie ihn von hier weg . . .“

„Dieß wird leichter ſeyn, als ihn zu tödten, Madame.“

In der That verließ Rabat-Joie, verfolgt, und wahrſcheinlich das Vergebliche eines offenen Kampfes erkennend, den Hof, und lief auf die Straße; aber einmal dort, entfernte er ſich, ſo zu ſagen auf einem neutralen Gebiete ſich fühlend, ungeachtet der Drohungen des Nicolaus, nicht weiter von der Pforte, als nöthig war, um gegen das Drahtgeflecht geſchützt zu ſeyn.

Daher, als Madame Grivois, blaß vor Wuth, wieder in ihren Wagen ſtieg, worin die entſeelten Reſte von Monſieur lagen, ſah ſie, mit eben ſo viel Aerger als Zorn, Rabat-Joie einige Schritte vor dem äußern Thore liegen, welches Nicolaus, das Unnütze ſeiner Verfolgungen einſehend, ſo eben verſchloſſen hatte.

Der ſibiriſche Hund, ſicher, den Weg in die Straße Briſe-Miche zurückzufinden, wartete mit der ſeiner Race eigenthümlichen Intelligenz, auf die Waiſen.

Die beiden Schweſtern befanden ſich alſo im Kloſter Sainte-Marie eingeſperrt, welches, wie wir geſagt haben, faſt an die Heilanſtalt ſtieß, worin Adriane von Cardoville eingeſchloſſen war

. . . .

Wir werden jetzt den Leſer zu Dagobert's Frau begleiten; ſie erwartete mit peinlicher Angſt die Heimkehr ihres Mannes, welcher über das Verſchwinden der Töchter des Marſchalls Simon Rechenſchaft von ihr fordern würde.

Siebenzehntes Kapitel.

Der Einfluß eines Beichtvaters.

Kaum hatten die Waiſen Dagobert's Frau verlaſſen, als dieſe, niederknieend, mit Inbrunſt zu beten begann; reichlich floſſen ihre lang verhaltenen Thränen: ungeachtet ihrer aufrichtigen Ueberzeugung, durch die Auslieferung der jungen Mädchen eine religiöſe Pflicht erfüllt zu haben, erwartete ſie mit höchſter Furcht die Heimkehr ihres Mannes.

Obgleich durch ihren frommen Eifer verblendet, verhehlte ſie ſich nicht, daß Dagobert gerechte Gründe zur Beſchwerde und zum Zorne haben würde, und dann endlich mußte die arme Mutter, in dieſer ohnehin ſchon ſo peinlichen Lage, ihn von Agricola's Verhaftung in Kenntniß ſetzen, von der er noch nichts wußte.

Bei jedem Geräuſche von Schritten auf der Treppe, horchte Françoiſe bebend; dann ſchickte ſie ſich an, mit Inbrunſt zu beten, den Herrn bittend, ihr die Kraft zu verleihen, dieſe neue und harte Probe zu ertragen.

Endlich hörte ſie auf dem Treppenabſatze gehen; dießmal nicht zweifelnd, daß es Dagobert ſei, ſetzte ſie ſich ſchnell, trocknete haſtig ihre Thränen, und nahm, um Haltung zu gewinnen, einen Sack von grober grauer Leinwand auf ihre Knie, den ſie zu nähen ſich das Anſehen gab; denn ihre achtungswerthen Hände zitterten ſo ſtark, daß ſie kaum ihre Nadel halten konnte.

Nach einigen Minuten ging die Thüre auf.

Dagobert erſchien.

Das rauhe Geſicht des Soldaten war ernſt und traurig; eintretend warf er heftig ſeinen Hut auf den Tiſch, gleich im erſten Augenblicke das Verſchwinden der Waiſen nicht bemerkend, ſo peinlich war er in Gedanken vertieft.

„Das arme Kind . . . das iſt abſcheulich! —“ rief er aus.

„Du haſt Mayeux geſehen? . . Du haſt ſie zurückverlangt? — “ fragte Françoiſe raſch, einen Augenblick ihre Befürchtungen vergeſſend.

„Ja, ich habe ſie geſehen, aber in welchem Zuſtande! Es war herzzerreiſſend; ich habe ſie zurückverlangt, und dringend, ich ſteh' Dir gut dafür; allein man hat mir geantwortet: Der Commiſſär muß zuvor in Ihre Wohnung gehen um . . .“

Dann unterbrach ſich Dagobert, betroffen im Zimmer um ſich ſchauend, und fragte ſeine Frau:

„Du . . . wo ſind denn die Kinder? . . .“

Françoiſe fühlte ſich von einem eiſigen Schauder ergriffen.

Sie antwortete mit ſchwacher Stimme:

„Mein Freund . . . ich . . .“

Sie konnte nicht ausreden.

„Roſe und Blanche? Wo ſind ſie? Antworte mir doch . . . Rabat-Joie iſt auch nicht da.“

„Aergere Dich nicht . . .“

„Ah! —“ verſetzte Dagobert ungeſtüm, — „Du wirſt ſie mit einer Nachbarin haben ausgehen laſſen; warum haſt Du ſie nicht ſelbſt begleitet, oder gebeten, auf mich zu warten, wenn ſie ein wenig ſpaziren gehen wollten . . . was ich übrigens wohl einſehe . . . dieſes Zimmer iſt ſo traurig; . . aber ich bin erſtaunt, daß ſie ausgegangen ſind ohne zuvor Nachricht von dieſer guten Mayeur zu erhalten; denn ſie haben Engelherzen; . . doch . . . wie blaß Du biſt! —" fügte der Soldat hinzu, Françoiſe näher betrachtend. — „Was fehlt Dir denn, meine arme Frau? . . . Biſt Du krank?"

Und Dagobert faßte liebreich die Hand der Françoiſe.

Dieſe, von jenen mit rührender Güte ausgeſprochenen Worten ſchmerzlich bewegt, neigte den Kopf, und küßte weinend die Hand ihres Mannes.

Der Soldat, immer unruhiger, da er die heißen Thränen auf ſeine Hand fließen fühlte, rief aus:

„Du weinſt . . . Du antworteſt mir nicht . . . aber ſag mir doch, was Dir Kummer macht, meine arme Frau . . . Etwa, weil ich mit Dir ein wenig heftig geſprochen habe, als ich Dich fragte, warum Du dieſe lieben Kinder mit einer Nachbarin ausgehen ließeſt? Ei . . . was willſt Du . . . ihre Mutter hat ſie mir ſterbend anvertraut . . . Du begreifſt . . . das iſt heilig . . . das . . . Daher bin ich gegen ſie immer, wie eine wahre Henne gegen ihre Küchlein —" ſetzte er lachend hinzu, um Fra[illegible] aufzuheitern.

„Und Du liebſt ſie mit Recht . . ."

„Alſo, beruhige Dich; Du kennſt mich; ungeachtet meiner ſtarken Stimme bin ich im Grunde ein gutmüthiger Menſch; . . da Du jener Nachbarin wohl verſichert biſt, iſt's nur ein halbes Uebel . . . aber künftig, ſiehſt Du, meine gute Françoiſe, thu nie etwas Solches, ohne mich um Rath zu fragen . . . Die Kinder haben Dich alſo erſucht, ein wenig mit Rabat-Joie ſpazieren gehen zu dürfen? . . .“

„Nein . . . mein Freund . . . ich . . .“

„Wie denn nein? . . . Wer iſt denn jene Nachbarin, der Du ſie anvertraut haſt? . . . Wohin hat ſie dieſelben geführt? Um wie viel Uhr wird ſie ſie zurückbringen?“

„Ich . . . weiß es nicht . . . —“ murmelte Françoiſe mit erloſchener Stimme.

„Du weißt es nicht! —“ rief Dagobert erzürnt aus; dann, ſich faſſend, fuhr er im Tone freundſchaftlichen Vorwurfes fort: — „Du weißt es nicht . . . Du konnteſt ihr nicht eine Stunde beſtimmen, oder noch beſſer nach Deiner eigenen Einſicht . . . ſie Niemanden anvertrauen? . . . Die Kinder müſſen Dich ſehr inſtändig gebeten haben, ſpazieren gehen zu dürfen. Sie wußten, daß ich in jedem Augenblicke zurückkommen würde, warum haben ſie nicht auf mich gewartet, he, Françoiſe? . . . Ich frage Dich, warum ſie nicht auf mich gewartet haben? So antworte mir doch . . . mordieu! Du könnteſt einen Heiligen fluchen machen! . . . —“ rief Dagobert mit dem Fuße ſtampfend aus — „antworte mir doch . . .“

Der Muth der Françoiſe war zu Ende; dieſe drängenden, wiederholten Fragen, die zuletzt zur Entdeckung der Wahrheit führen mußten, verurſachten ihr tauſend langſame und ſtechende Qualen. Sie zog es vor, der Sache mit einem Schlage ein Ende zu machen, und beſchloß alſo, das Gewicht des Zornes ihres Mannes zu tragen, als ein demüthiges und ergebenes Opfer, aber beharrlich treu dem Verſprechen, welches ſie vor Gott und ihrem Beichtvater eidlich gelobt hatte.

Zu kraftlos, um aufzuſtehen, neigte ſie den Kopf, ließ ihre Hände an den Seiten ihres Stuhles hinabgleiten, und ſagte zu ihrem Manne mit kummervoller Stimme:

„Mach mit mir, was Du willſt . . . aber frage mich nicht mehr, was aus den Kindern geworden iſt . . . ich könnte Dir nicht antworten . . .“

Wäre der Blitzſtrahl zu den Füßen des Soldaten gefahren, es würde auf ihn keinen gewaltigeren, tieferen Eindruck gemacht haben; er wurde blaß; ſeine kahle Stirne bedeckte kalter Schweiß; mit ſtarrem, ſtierem Blicke, blieb er einige Secunden regungslos, ſtumm, verſteinert.

Dann, durch eine Bewegung ſchrecklicher Energie, aus dieſer kurzen Erſchlaffung auffahrend, faßte er ſeine Frau bei den beiden Schultern, und ſie ſo leicht wie eine Feder ſchwingend, ſtellte er ſie aufrecht vor ſich hin, und rief, gegen ſie geneigt, mit erſchrockenem und zugleich verzweifelten Tone aus:

„Die Kinder! . . .“

„Gnade! . . . Gnade! . . . —“ erwiederte Françoiſe mit erloſchener Stimme.

„Wo ſind die Kinder? . .“ wiederholte Dagobert, mit ſeinen kräftigen Händen dieſen armen, gebrechlichen, ſchwachen Leib ſchüttelnd, und fügte mit einer Donnerſtimme bei:

„Wirſt Du antworten? . . . Die Kinder!!!“

„Tödte mich . . . oder verzeihe mir . . . denn ich kann Dir nicht antworten . . .“ erwiederte die Unglückliche mit jener zugleich unbeugſamen und ſanften Hartnäckigkeit furchtſamer Charactere, wenn dieſe gut zu handeln überzeugt ſind.

„Unglückliche!“ rief der Soldat aus.

Und toll vor Zorn, Schmerz, Verzweiflung hob er ſeine Frau empor, wie wenn er ſie hätte auf den Boden ſchleudern und zerſchmettern wollen . . . Aber dieſer vortreffliche Mann war zu brav, um eine feige Grauſamkeit zu begehen. Nach dieſem unwillkürlichen Wuthausbruche, ließ er Françoiſe los . . .

Vernichtet ſank ſie auf ihre beiden Knie, faltete die Hände, und an der ſchwachen Bewegung ihrer Lippen ſah man, daß ſie betete . . .

Dagobert befiel ſodann ein Augenblick der Betäubung, des Schwindels; ſein Denkvermögen verließ ihn; alles, was ihm begegnete, war ſo plötzlich, ſo unbegreiflich, daß er einiger Minuten bedurfte, um ſich zu erholen, um ſich zu überzeugen, daß ſeine Frau, dieſer Engel an Güte, deren Leben nur eine Reihe anbetungswürdiger Opfer war, ſeine Frau, welche wußte, was für ihn die Töchter des Marſchalls Simon waren, ihm ſo eben geſagt hatte:

„Frage mich nicht über ihr Geſchick, ich kann Dir nicht antworten.

Der feſteſte, der ſtärkſte Geiſt, wäre von dieſer unerklärbaren, vernichtenden Thatſache erſchüttert worden.

Der Soldat, wieder ein wenig ſich beruhigend, und die Sachen mit kälterem Blute würdigend, machte folgende vernünftige Schlüſſe:

„Nur meine Frau kann mir dieſes unbegreifliche Geheimniß erklären . . . Ich will ſie weder ſchlagen noch tödten . . . ich will alſo alle möglichen Mittel anwenden, um ſie zum Sprechen zu bringen, und vorzüglich muß ich trachten, mich zu faſſen.“

Dagobert nahm einen Stuhl, wies ſeiner immer knieenden Frau einen zweiten, und ſagte zu ihr:

„Setze Dich . . .“

Gehorchend und niedergebeugt, ſetzte ſich Françoiſe.

„Höre mich an, meine Frau . . . fuhr Dagobert fort, mit kurzer, ruckweiſer, und ſo zu ſagen unwillkürlich ſtockender Stimme, welche ſeine heftige, kaum verhaltene Ungeduld verrieth.

„Du ſiehſt es ein . . . ſo kann es nicht bleiben . . . Du weißt es . . . ich werde nie Gewalt gegen Dich gebrauchen . . . So eben . . . gab ich der erſten Aufregung nach . . . ich bin darüber betrübt . . . ich werde nicht wieder anfangen . . . ſei deſſen verſichert . . . Jedoch . . . ich muß erfahren, wo dieſe Kinder ſind; . . . ihre Mutter hat ſie mir anvertraut . . . und ich habe ſie nicht aus der Tiefe Sibiriens hierhergeführt . . .

daß Du mir heute, wie ſo eben, ſagſt: „„Frage mich nicht . . . ich kann Dir nicht ſagen, was ich damit gethan habe! . .““

„Dieß ſind keine Gründe . . . Setze den Fall, daß der Marſchall Simon plötzlich ankommt, und zu mir ſagt: „„Dagobert, meine Kinder!““ — Was willſt Du, daß ich ihm antworte? . . . gut . . . ich bin ruhig . . . Du ſiehſt es wohl . . . ich bin ruhig . . . ſtelle Dich an meinen Platz . . . noch einmal, was willſt Du, daß ich ihm antworte, dem Marſchalle? . . . He! . . . aber ſag doch an! . . . ſprich doch! . . .“

„Ach! . . . mein Freund . . .“

„Es handelt ſich nicht von Ach! —“ erwiederte der Soldat, ſeine Stirne trocknend, deren Adern angeſchwollen und zum Berſten ausgedehnt waren — „was willſt Du, daß ich dem Marſchalle antworte?“

„Klage mich bei ihm an . . . ich werde alles ertragen . . . ich werde alles ſagen . . .“

„Was wirſt Du ſagen?“

„Daß Du mir zwei junge Mädchen anvertrauteſt, daß Du ausgingſt, daß Du bei Deiner Rückkehr, da Du ſie nicht mehr fandeſt, mich fragteſt, und ich Dir antwortete, daß ich Dir nicht ſagen könnte, was aus ihnen geworden ſey.“

„Ah! . . . und der Marſchall wird ſich mit dieſen Gründen begnügen? . . . —“ fragte Dagobert, krampfhaft die Fäuſte auf den Knien ballend.

„Zum Unglücke könnte ich ihm keine anderen angeben . . . weder ihm noch Dir; . . nein . . . wenn der Tod vor mir ſtände, ich könnte es nicht . . .“

Dagobert fuhr vom Stuhle auf, als er dieſe mit verzweifelter Ergebung ausgeſprochene Antwort hörte.

Seine Geduld war erſchöpft; da er jedoch nicht neuen Zornausbrüchen oder Drohungen ſich überlaſſen wollte, deren Unvermögen er einſah, ſtand er haſtig auf, öffnete ein Fenſter, und ſetzte ſeine brennende Stirne der Kälte und Luft aus; ein wenig beſänftiget, that er einige Schritte im Zimmer, und ſetzte ſich dann wieder neben ſeine Frau.

Dieſe, ihre Augen in Thränen gebadet, heftete ihr Auge auf den Chriſtus, eingedenk, daß man auch ihm ein ſchweres Kreuz aufgebürdet hatte.

Dagobert fuhr fort:

„An der Art, womit Du zu mir geſprochen haſt, erſah ich ſogleich, daß kein Unfall ſich ereignete, welcher die Geſundheit der Kinder gefährden könnte.“

„Nein . . . oh! . . . nein . . . Gott ſey Dank, ſie befinden ſich wohl . . . das iſt alles, was ich Dir ſagen kann . . .“

„Sind ſie allein ausgegangen? . . .“

„Ich kann Dir nichts ſagen.“

„Hat ſie Jemand fortgeführt?“

„Ach, mein Freund, wozu nützt es, mich zu fragen? Ich kann nicht antworten.“

„Werden ſie hierher zurückkommen?“

„Ich weiß es nicht . . .“

Dagobert ſtand ungeſtümm auf: die Geduld wollte ihm neuerdings ausgehen.

Nach einigen Schritten im Zimmer nahm er wieder Platz.

„Aber,“ — ſagte er zu ſeiner Frau, — „Du haſt kein Intereſſe, mir zu verhehlen, was aus den Kindern geworden iſt; warum weigerſt Du Dich, mir Aufſchluß darüber zu geben?“

„Weil ich nicht anders handeln kann.“

„Ich glaube, daß wenn . . . Du eine Sache wiſſen wirſt, welche Dir zu ſagen Du mich zwingeſt . . . Höre mich wohl an,“ — fügte Dagobert mit bewegter Stimme bei: — „Wenn dieſe Kinder nicht bis zum Vortage des 13. Februar zurückgekehrt ſind, und Du ſiehſt, daß die Zeit drängt . . . ſo ſetzeſt Du mich gegen die Töchter des Marſchalls Simon in die Lage eines Mannes, der ſie beſtohlen, beraubt hätte; hörſt Du wohl, beraubt,“ — ſagte der Soldat mit ſehr veränderter Stimme; dann fügte er mit einem Ausdrucke der Troſtloſigkeit hinzu, welcher Françoiſe das Herz brach:

„Und ich hatte doch alles gethan, was ein rechtſchaffener Mann thun kann . . . um dieſe armen Kinder hierher zu führen; . . . Du weißt nicht, was ich unterwegs auszuſtehen hatte . . . meine Sorgen, meine Kümmerniſſe . . . denn kurz . . . ich, ein Soldat, mit zwei jungen Mädchen auf dem Halſe . . . nur durch die Kraft des Herzens, der Hingebung, konnte ich es vollbringen . . . und da ich, zu meinem Lohne, ihrem Vater glaubte zurufen zu können: Hier ſind Ihre Kinder . . .“

Der Soldat unterbrach ſich . . .

Der Heftigkeit ſeiner erſten Zornausbrüche folgte eine ſchmerzliche Rührung; er weinte.

Bei dem Anblicke der Thränen, die langſam über Dagobert's grauen Knebelbart rannen, fühlte Françoiſe einen Augenblick ihren Entſchluß ſchwach werden; aber des Eides eingedenk, den ſie ihrem Beichtvater geleiſtet hatte, und erwägend, daß es ſich denn doch von dem ewigen Seelenheile der Waiſen handle, klagte ſie ſich innerlich dieſer böſen Verſuchung an, welche der Abbé Dubois ihr ſtrenge verweiſen würde.

Sie erwiederte alſo mit furchtſamer Stimme:

„Wie kann man Dich beſchuldigen, dieſe Kinder beraubt zu haben, wie Du ſagteſt?“

„Vernimm alſo,“ — entgegnete Dagobert, mit der Hand über ſeine Augen fahrend, — „daß dieſe jungen Mädchen ſo vielen Mühſeligkeiten und Querzügen getrotzt haben, um tief aus Sibirien hierher zu kommen, geſchah, weil es von großen Intereſſen für ſie ſich handelt, vielleicht von einem unermeßlichen Vermögen . . . und weil, wenn ſie ſich nicht am 13. Februar . . . hier . . . in Paris, Straße Saint-François . . . einfinden . . . alles verloren iſt . . . und dieß durch meine Schuld . . . denn ich bin für das verantwortlich, was Du gethan haſt.“

„Am 13. Februar . . . Straße Saint-François,“ ſagte Françoiſe, ihren Mann mit Erſtaunen anblickend, „wie Gabriel . . .“

„Was ſprichſt Du . . . von Gabriel?“

„Als ich ihn annahm . . . den armen verlaſſenen Kleinen, trug er am Halſe eine Medaille . . von Bronce . . .“

„Eine Medaille von Bronce,“ — rief der Soldat aus, von Erſtaunen ergriffen, — „mit den Worten: Zu Paris, werdet Ihr ſeyn, am 13. Februar 1832, Straße Saint-François.“

„Ja . . . Woher weißt Du es? . . .“

„Gabriel auch!“ — ſagte der Soldat, mit ſich ſelbſt ſprechend; dann ſetzte er raſch hinzu: — „Und weiß Gabriel, daß Du dieſe Medaille bei ihm gefunden haſt?“

„Ich habe früherhin mit ihm davon geſprochen; er hatte auch in ſeiner Taſche, als ich ihn annahm, eine Brieftaſche voll Papiere, deren Inhalt in fremder Sprache geſchrieben war; ich habe ſie dem Herrn Abbé Dubois, meinem Beichtvater, gegeben, um ſie zu prüfen. Er ſagte mir ſpäter, daß dieſe Papiere von geringer Wichtigkeit ſeyen; einige Zeit danach, als eine ſehr liebreiche Perſon, Namens Herr Rodin, Gabriels Erziehung und deſſen Aufnahme in das Seminar beſorgte, hat der Herr Abbé Dubois dieſe Papiere und dieſe Medaille dem Herrn Rodin zugeſtellt; ſeitdem hab' ich nicht mehr davon ſprechen gehört.“

Als Françoiſe von ihrem Beichtvater ſprach, erhellte ein plötzlicher Blitz den Geiſt des Soldaten, obgleich dieſer weit entfernt war, die ſeit langer Zeit um Gabriel und die Waiſen geſponnenen Intriguen zu vermuthen; er ahnete dunkel, daß ſeine Frau irgend einem geheimen Einfluße ihres Beichtvaters gehorchen müßte, einem Einfluße, deſſen Ziel und Tragweite er freilich nicht begriff, der ihm aber wenigſtens theilweiſe die unbegreifliche Hartnäckigkeit von Françoiſe in ihrem Schweigen hinſichtlich der Waiſen erklärte.

Nach einem Augenblicke des Nachdenkens ſtand er auf, und ſagte zu ſeiner Frau, ſie feſt anblickend, ſtrenge:

„Ein Prieſter iſt im Spiele . . . in allem dieſem.“

„Was willſt Du damit ſagen, mein Freund? . . .“

„Du haſt kein Intereſſe, die Kinder vor mir zu verbergen; Du biſt die beſte Frau; Du ſiehſt, was ich leide; wenn Du aus eigenem Antriebe handelteſt, würdeſt Du Mitleiden mit mir haben . . .“

„Mein Freund . . .“

„Ich ſage Dir, dieß alles riecht nach dem Beichtſtuhle!“ — fuhr Dagobert fort. — „Du opferſt mich und dieſe Kinder Deinem Beichtvater auf; aber nimm Dich in Acht; ich werde erfahren, wo er wohnt . . . und tauſend Donner . . . ich werde zu ihm gehen, und ihn fragen, ob er oder ich der Herr in meiner Familie, und wenn er ſchweigt . . .“ — ſetzte der Soldat mit einem drohenden Ausdrucke hinzu, — „werde ich ihn zum Reden ſchon zu zwingen wiſſen . . .“

„Großer Gott!“ — rief Françoiſe aus, bei dem Anhören dieſer gottesvergeſſenen Worte vor Schrecken die Hände ringend, — „ein Prieſter!.. bedenk doch... ein Prieſter!“

„Ein Prieſter, welcher Zwietracht, Verrätherei und Unglück in eine Familie bringt, iſt nur ein Elender, wie ein Anderer ... von dem ich Rechenſchaft über das Böſe, das er mir und den Meinigen angethan, zu fordern das Recht habe ... Sag mir alſo auf der Stelle, wo die Kinder ſind ... wo nicht, ſo vernimm, daß ich Deinen Beichtvater darum fragen werde. Irgend eine Nichtswürdigkeit ſpinnt ſich hier an, deren Mitſchuldige Du biſt, ohne es zu wiſſen, unglückliche Frau; ... übrigens iſt es mir lieber, wenn ich es hiewegen mit einer andern Perſon zu thun habe, als mit Dir.“

„Mein Freund,“ — erwiederte Françoiſe mit ſanfter und feſter Stimme, — „Du irreſt Dich, wenn Du durch Heftigkeit einem ehrwürdigen Manne zu imponiren glaubſt, der ſeit zwanzig Jahren mit meinem Seelenheile ſich beſchäftiget: er iſt ein achtungswerther Greis.“

„Das Alter iſt's nicht, was abhält ...“

„Großer Gott! ... wohin gehſt Du? Du biſt entſetzlich!“

„Ich gehe in Deine Kirche ... Du mußt dort bekannt ſeyn ... Ich werde nach Deinem Beichtvater fragen, und wir wollen ſehen.“

„Mein Freund … ich bitte Dich,“ — rief Françoiſe angſtvoll aus, ſich Dagobert entgegenwerfend, der zur Thüre ging, — „bedenk, welcher Gefahr Du Dich ausſetzeſt … Mein Gott! … einen Prieſter beſchimpfen … Aber weißt Du denn nicht, was ein Vorbehaltungsfall *) iſt!!“

Dieſe letztern Worte waren das Furchtbarſte, was Dagobert's Frau in ihrer Einfalt ihm ſagen zu können glaubte; allein der Soldat, ohne ſich um dieſe Worte zu bekümmern, machte ſich von der Umſchließung ſeiner Frau los, und wollte mit unbedecktem Haupte fortgehen, ſo heftig war ſeine Erbitterung, als die Thüre aufging.

Der Polizeicommiſſär war's, gefolgt von Mareux und dem Polizeiagenten, der den bei dem jungen Mädchen aufgegriffenen Pack trug.

„Der Commiſſär?“ — ſagte Dagobert, an ſeiner Schärpe ihn erkennend, — „ah! deſto beſſer; er konnte nicht gelegener kommen.“

---

*) Un cas reservé: lat.: casus reservatus.

D. Ueb.

Achtzehntes Kapitel.

Das Verhör.

„Madame Françoiſe Baudoin? —“ fragte der Beamte.

„Ich bin's . . . mein Herr . . . —“ antwortete Françoiſe; dann Mayeux bemerkend, welche, bleich, zitternd, nicht näher zu kommen wagte, reichte ſie ihr die Hand. — „Ah! mein armes Kind! . . . —“ rief ſie weinend aus, — „Verzeihung . . . Verzeihung . . . wieder für uns . . . haſt Du dieſe Demüthigung erlitten . . .“

Nachdem Dagobert's Frau die junge Arbeiterin zärtlich umarmt hatte, wendete dieſe ſich zum Commiſſär, und ſagte zu ihm mit einem Ausdrucke trauriger und rührender Würde:

„Sie ſehen es . . . mein Herr . . . ich hatte nicht geſtohlen . . .“

„Alſo, Madame, — erwiederte der Beamte, zu Françoiſe gewendet, — „der ſilberne Becher . . . der Shawl . . . die Betttücher . . . welche im Packe liegen . . .?“

„Gehörten mein, mein Herr . . . um mir einen Dienſt zu erweiſen, hatte dieſes liebe Kind . . . das beſte, ehrlichſte Geſchöpf, ſich freundlich erboten, dieſe Gegenſtände in das Pfandhaus zu tragen . . .“

„Mein Herr, —“ ſagte der Beamte ſtrenge zum Polizeiagenten, — „Sie haben einen bedauernswerthen Irrthum begangen; . . . ich werde ihn zur Anzeige bringen, und auf Ihre Beſtrafung antragen; gehen Sie fort!“ dann ſagte er zur Mayeur mit einer wahrhaft bekümmerten Miene, — „unglücklicherweiſe, Mademoiſelle, kann ich Ihnen nur mein aufrichtiges Bedauern über das Vorgefallene ausdrücken . . . glauben Sie, daß ich Mitleiden fühle hinſichtlich alles deſſen, was dieſes Mißverſtändniß für Sie Peinliches gehabt hat . . .“

„Ich glaube es . . . mein Herr, —“ verſetzte Mayeur, — „und danke Ihnen dafür.“

Und ſie ſetzte ſich gramgebeugt; denn nach ſo großen Erſchütterungen waren ihr Muth und ihre Kräfte erſchöpft.

Der Beamte wollte fortgehen, als Dagobert, der ſeit einigen Augenblicken in tiefes Nachdenken verſunken ſchien, mit feſter Stimme zu ihm ſagte:

„Herr Commiſſär . . . wollen Sie mich anhören . . . ich habe Ihnen eine Anzeige zu machen.“

„Sprechen Sie, mein Herr . . .“

„Was ich Ihnen ſagen werde, iſt ſehr wichtig, mein Herr; ich mache Ihnen als Beamten dieſe Anzeige . . . damit Sie hiewegen amtlich einſchreiten.“

„Und als Beamte hör' ich Sie an, mein Herr.“

„Ich bin ſeit zwei Tagen hier angekommen, — ich brachte aus Rußland zwei junge Mädchen, die mir ihre

Mutter anvertraut hatte . . . die Frau des Herrn Marſchalls Simon . . .“

„Des Herrn Marſchalls Herzogs von Ligny? —“ fragte der Commiſſär ſehr überraſcht.

„Ja, mein Herr . . . geſtern . . . hab' ich ſie hier gelaſſen . . . ich war genöthiget, wegen einer ſehr dringenden Angelegenheit zu verreiſen . . . Dieſen Morgen, während meiner Abweſenheit, ſind ſie verſchwunden . . . und ich kenne beſtimmt den Mann, der ſie verſchwinden machte . . .“

„Mein Freund . . . —“ rief Françoiſe erſchrocken aus.

„Mein Herr,“ verſetzte der Beamte, „Ihre Anzeige iſt von höchſter Wichtigkeit . . . Verſchwinden von Perſonen . . . Freiheitsberaubung, vielleicht . . . Sind Sie aber Ihrer Sache gewiß?“

„Dieſe jungen Mädchen waren hier . . . vor einer Stunde . . . Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, daß man ſie während meiner Abweſenheit . . . entführt hat . . .“

„Ich möchte nicht an der Aufrichtigkeit Ihrer Anzeige zweifeln . . . Dennoch iſt eine ſo raſche Entführung . . . ſchwer zu erklären . . . Wer ſagt Ihnen übrigens, daß dieſe junge Mädchen nicht zurückkommen werden? Kurz, wen haben Sie in Verdacht? Ein Wort nur, bevor Sie Ihre Anſchuldigung ausſprechen. Bedenken Sie, daß es der Beamte iſt, der Sie anhört . . . So wie ich von hier fortgehe, kann wohl das Gericht dieſe Angelegenheit an ſich ziehen.“

„Gerade dieß will ich, mein Herr . . . Ich bin für dieſe jungen Mädchen ihrem Vater verantwortlich: er muß in jedem Augenblicke ankommen, und mir liegt daran, mich zu rechtfertigen."

„Ich begreife alle dieſe Gründe, mein Herr: aber noch einmal, hüten Sie ſich wohl, ſich durch vielleicht übelbegründeten Verdacht irreleiten zu laſſen . . . Iſt einmal Ihre Anzeige gemacht . . . ſo kann ich wohl gezwungen ſeyn, vorbauend zu handeln, unmittelbar, gegen die Perſon, welche Sie anklagen . . . Machen Sie ſich nun eines Irrthumes ſchuldig . . . ſo werden die Folgen davon für Sie ſehr ſchwer ſeyn; . . und, ohne weiter zu gehen . . . —" ſagte der Beamte mit Rührung, auf Mayeux weiſend, — „welche Folgen eine falſche Anſchuldigung habe, ſehen Sie hier."

„Mein Freund . . . Du hörſt —" rief Françoiſe aus, immer erſchrockener über Dagobert's Entſchluß hinſichtlich des Abbé Dubois, — ich bitte Dich . . . ſprich kein Wort weiter . . ."

Aber der Soldat hatte ſich durch Nachdenken überzeugt, daß nur der Einfluß des Beichtvaters von Françoiſe ſie habe beſtimmen können, zu handeln, oder zu ſchweigen; daher fuhr er mit Sicherheit fort:

„Ich klage den Beichtvater meiner Frau an, der Urheber oder Mitſchuldige der Entführung der Töchter des Marſchalls Simon zu ſeyn."

Françoiſe ſtieß ein ſchmerzliches Seufzen aus, und verhüllte ihr Geſicht mit ihren Händen, während Mayeux, die ſich ihr genähert hatte, ſie zu tröſten ſuchte.

Der Beamte hatte die Anklage Dagobert's mit tiefem Erſtaunen vernommen, ſtrenge entgegnete er:

„Aber, mein Herr . . . beſchuldigen Sie nicht ungerecht einen Mann vom achtungswürdigſten Berufe . . . einen Prieſter; mein Herr . . . es handelt ſich von einem Prieſter . . . ich warnte Sie zuvor . . . Sie hätten nachdenken ſollen . . . dieß alles . . . wird immer wichtiger; . . . in Ihrem Alter . . . wäre ein Leichtſinn unverzeihlich . . .“

„Und mordieu! mein Herr, —“ verſezte Dagobert ungeduldig, — „in meinem Alter hat man geſunden Menſchenverſtand; hier die Thatſache: Meine Frau iſt das beſte, ehrlichſte Geſchöpf . . . Erkundigen Sie ſich im Stadtviertel, man wird es Ihnen ſagen; . . aber ſie iſt eine Betſchweſter; ſeit zwanzig Jahren ſieht ſie nur durch die Augen ihres Beichtvaters . . . Sie liebt ihren Sohn zärtlich, ſie liebt auch mich ſehr; doch mehr als mein Sohn und ich . . . galt ihr immer der Beichtvater.“

„Mein Herr, —“ ſagte der Commiſſär, — „dieſe vertrauten . . . Einzelnheiten . . .“

„Sind nothwendig . . . Sie werden es ſehen; . . ich gehe vor einer Stunde aus, um dieſe arme Mayeur zu reclamiren; . . als ich zurückkam, waren die jungen Mädchen verſchwunden; ich frage meine Frau, der ich ſie gelaſſen hatte, wo ſie ſind; . . ſie ſinkt ſchluchzend auf die Knie und ſagt zu mir: „„Mach mit mir, was Du willſt; . . aber frag mich nicht, was aus den Kindern geworden iſt; ich kann Dir nicht antworten.““

„Wäre es wahr... Madame... —“ rief der Commiſſär, aus, Françoiſe mit großem Erſtaunen anblickend

„Zornausbrüche, Drohungen, Bitten, nichts hat gewirkt, —“ fuhr Dagobert fort — „auf alles hat ſie mir mit ihrer Sanftheit einer Heiligen geantwortet: — „„Ich kann nichts ſagen . . .““ Wohlan, mein Herr, hören Sie, was ich behaupte: meine Frau hat kein Intereſſe am Verſchwinden dieſer Kinder: ſie ſteht unter der völligen Herrſchaft ihres Beichtvaters; ſie hat nach ſeinem Befehle gehandelt; ſie iſt nur das Werkzeug: er allein iſt der Schuldige.“

In dem Maße, als Dagobert ſprach, wurde die Phyſiognomie des Commiſſärs, Françoiſe anſchauend, immer aufmerkſamer, die, von Mareux geſtützt, bitterlich weinte.

Nach einem augenblicklichen Nachdenken ging der Beamte auf Dagobert's Frau zu, und ſagte zu ihr:

„Madame . . . Sie haben gehört, was Ihr Mann ſo eben angezeigt hat.“

„Ja, mein Herr.“

„Was können Sie zu Ihrer Rechtfertigung ſagen?“

„Aber, mein Herr, —“ rief Dagobert aus, — „ich klage ja nicht meine Frau an... So mein' ich's nicht... ſondern ihren Beichtvater.“

„Mein Herr . . . Sie haben ſich an den Beamten gewendet; . . es iſt alſo Sache des Beamten, zu handeln, wie er handeln zu müſſen glaubt, um die Wahrheit zu entdecken . . . Noch einmal, Madame, —“ fuhr er fort, ſich an Françoiſe wendend, — „was können Sie zu Ihrer Rechtfertigung ſagen?“

„Ach! nichts, mein Herr!“

„Iſt es wahr, daß Ihr Mann, als er fortging, dieſe jungen Mädchen unter Ihrer Aufſicht ließ?“

„Ja, mein Herr.“

„Iſt es wahr, daß er ſie bei ſeiner Rückkehr nicht mehr hier gefunden hat?“

„Ja, mein Herr.“

„Iſt es wahr, daß, als er Sie fragte, wo dieſelben wären, Sie ihm antworteten, Sie könnten ihm dieswegen nichts ſagen?“

Und der Commiſſär ſchien die Antwort der Françoiſe mit einer Art unruhiger Neugier zu erwarten.

„Ja . . . mein Herr, —“ erwiederte ſie einfach und treuherzig, — „ich habe dieß meinem Manne geantwortet.“

Der Beamte machte eine Bewegung faſt peinlichen Erſtaunens.

„Wie! Madame . . . auf alle Bitten, auf all das inſtändige Zureden ihres Mannes . . : konnten Sie nichts Anderes antworten? Wie! Sie haben ſich geweigert, ihm irgend einen Aufſchluß zu geben? Aber dieß iſt weder wahrſcheinlich, noch möglich.“

„Dennoch iſt's die Wahrheit, mein Herr.“

„Aber, Madame, was iſt denn aus dieſen jungen Mädchen geworden, die man Ihnen anvertraut hat?“

„Ich kann hierüber nichts ſagen . . . mein

Herr . . . Da ich meinem armen Manne nicht geantwortet habe . . . werde ich Niemanden antworten . . .“

„Wohlan, mein Herr, —“ ſagte Dagobert, „hatte ich Unrecht? Eine ehrliche und vortreffliche Frau, wie ſie, immer voll Vernunft, voll geſunden Menſchenverſtandes, voll Hingebung, ſpricht ſo . . . iſt dieß natürlich? Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, daß der Beichtvater dahinter ſteckt . . . Handeln wir kräftig und raſch gegen ihn: . . wir werden alles erfahren . . . und ich erhalte meine armen Kinder wieder.“

Der Commiſſär ſagte zu Françoiſe, ohne eine gewiſſe Gemüthsbewegung unterdrücken zu können:

„Madame . . . ich muß ernſtlich mit Ihnen ſprechen: meine Pflicht zwingt mich dazu . . . Dieß Alles verwickelt ſich auf eine ſo bedenkliche Weiſe, daß ich alſogleich die Gerichtsbehörde von dieſen Thatſachen in Kenntniß ſetzen will; Sie bekennen, daß Ihnen dieſe jungen Mädchen anvertraut wurden, und daß Sie dieſelben nicht vorſtellen können . . . Nun merken Sie wohl auf meine Worte: . . wenn Sie ſich weigern, irgend eine Aufklärung in dieſer Sache zu geben . . . werden Sie allein . . . wegen des Verſchwindens der Kinder angeklagt . . . Und ich wäre, zu meinem großen Bedauern, Sie zu verhaften gezwungen . . .“

„Mich! . . . —“ rief Françoiſe mit Schrecken aus.

„Sie! —“ rief Dagobert aus, — „niemals . . . Noch einmal, ihr Beichtvaters iſt's, den ich anklage, und nicht ſie . . . Meine arme Frau . . . verhaften!“

Und er eilte zu ihr, wie um ſie zu ſchützen.

„Mein Herr . . . es iſt zu ſpät, —“ erwiederte der Commiſſär; — „Sie haben bei mir Ihre Klage wegen Entführung der beiden jungen Mädchen geſtellt. Nach den eigenen Erklärungen Ihrer Frau, iſt ſie bis jetzt die einzige Compromitirte. Ich muß ſie zum Staatsanwalt führen, welcher ſodann verfügen wird.“

„Und ich, mein Herr, ich ſage Ihnen, daß meine Frau nicht von hier fortgehen wird, —“ rief Dagobert mit einem drohenden Tone aus.

„Mein Herr,“ entgegnete der Commiſſär kaltblütig — „ich begreife Ihren Kummer; aber, im Intereſſe der Wahrheit ſelbſt, beſchwöre ich Sie . . . widerſetzen Sie ſich einer Maßregel nicht, welche zu verhindern, in zehn Minuten Ihnen perſönlich unmöglich wäre.“

Dieſe mit Ruhe geſprochenen Worte, brachten den Soldaten zur Beſinnung.

„Allein, mein Herr —“ rief er aus — „ich klage ja nicht meine Frau an . . .“

„Laß es gut ſein, mein Freund; denke nicht an mich —“ verſetzte die Frau, eine Märtyrerin, mit einer engelgleichen Ergebung — „Gott will mich wieder ſchwer prüfen; ich bin ſeine unwürdige Dienerin; . . ich muß ſeinen Willen mit Dankbarkeit annehmen; man verhafte mich, wenn man will; . . ich werde im Gefängniſſe nicht mehr ſagen, als ich hier hinſichtlich dieſer armen Kinder geſagt haben.“

„Aber, mein Herr . . . Sie ſehen, daß meine Frau nicht bei Sinnen iſt . . ." — rief Dagobert aus: — „Sie können ſie nicht verhaften . . ."

„Es liegt durchaus keine Belaſtung, kein Beweis, kein Verdachtsgrund gegen die andere Perſon vor, welche Sie anklagen, und die ihr Stand ſelbſt dagegen ſchützt. Laſſen Sie mich Madame fortführen . . . Vielleicht wird ſie Ihnen nach einem erſten Verhöre zurückgegeben . . . Ich bedauere, mein Herr," — fügte der Commiſſär mit gerührtem Tone bei, — „daß ich eine ſolche Miſſion zu erfüllen habe . . . in einem Augenblicke, wo die Verhaftung Ihres Sohnes . . . Ihnen muß . . ."

„Ha . . ." — rief Dagobert aus, ſeine Frau und Mayeur mit Erſtaunen anſehend, — „was ſpricht er? . . . mein Sohn . . ."

„Wie! . . . Sie wußten es nicht! . . . Ah! mein Herr . . . ich bitte tauſendmal um Vergebung," erwiederte, der Beamte ſchmerzlich bewegt, — „es iſt für mich peinlich . . . Ihnen eine ſolche Nachricht zu geben."

„Mein Sohn! . . ." — wiederholte Dagobert, mit beiden Händen ſeine Stirne faſſend, — „mein Sohn . . . verhaftet . . ."

„Wegen eines politiſchen Verbrechens . . . das übrigens eben kein ſchweres iſt," — ſagte der Commiſſär.

„Ah! das iſt zu viel . . . Alles drückt mich zugleich zu Boden . . ." verſetzte der Soldat, vernichtet auf einen Stuhl ſinkend, und ſein Geſicht mit ſeinen Händen verhüllend.

. . . .

Nach dem herzzerreißenden Abſchiede, inmitten deſſen Françoiſe, ungeachtet ihres Schreckens, ihrem dem Abbé Dubois geleiſteten Schwure treu blieb, ſaß Dagobert, der gegen ſeine Frau nicht hatte ausſagen wollen, auf die Elbogen geſtützt an einem Tiſche; durch ſo große Gemüthsaufregungen erſchöpft, konnte er ſich nicht enthalten, auszurufen: — „Geſtern . . . hatte ich meine Frau an meiner Seite . . . meinen Sohn . . . meine zwei armen Waiſen . . . und jetzt . . . allein . . . allein!“

In dem Augenblicke, da er dieſe Worte mit einem herzzerreißenden Tone ſprach, ließ eine ſanfte und traurige Stimme hinter ihm ſich vernehmen, und ſagte ſchüchtern:

„Herr Dagobert . . . ich bin da . . . wenn Sie es erlauben, werde ich Sie bedienen; ich werde bei Ihnen bleiben . . .“

Maveux war es.

Ende des dritten Theiles.

Der

ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Deutſch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Vierter Theil.

Augsburg, 1844.
v. Jeniſch und Stage'ſche Buchhandlung.

HECA
IA
NSIS

Die Bacchusfeſt-Königin.

Erſtes Kapitel.

Die Maskerade.

Am nächſten Tage nach jenem, an welchem Dagobert's Frau durch den Polizeicommiſſär vor den Inſtructionsrichter war geführt worden, ereignete ſich eine lebhafte und lärmende Scene auf dem Châtelet-Platze, einem Hauſe gegenüber, deſſen erſter Stock und Erdgeſchoß damals die weiträumigen Salons eines Traiteurs mit dem ſaugenden Kalbe als Wirthſchaftsſchild enthielten.

Die Nacht des Donnerſtages vor Faſtnacht war ſo eben zu Ende. Eine ziemlich große Zahl grotesk und ärmlich aufgeputzter Masken kam von den Bällen aus den im Stadtviertel des Hôtel-de-Ville gelegenen Schenken, und zog ſingend über den Châtelet-Platz; als aber die erſten Masken eine zweite Schaar von Vermummten vom Kai herbeieilen ſahen, blieben ſie ſtehen, um die neuen Ankömmlinge zu erwarten, und ſtießen Freudenrufe aus, in der Hoffnung eines von jenen wetteifernden Kämpfen mit ſchlüpfrigen Worten und Fiſchweiber-Lazzi's, welche Vadé berühmt gemacht haben.

Dieſer Haufe, mehr oder weniger vom Weine angeſtochen, bald durch viele Leute vermehrt, deren Beruf ſie nöthiget, ſchon äußerſt früh in Paris herumzulaufen, hatte ſich plötzlich in einer Ecke des Platzes ſo dicht geſchaart, daß ein in dieſem Augenblicke vorübergehendes junges, blaſſes und verwachſenes Mädchen, von allen Seiten umgarnt wurde.

Dieſes junge Mädchen war Mayeur; mit Tagesanbruch aufgeſtanden, wollte ſie mehrere Stücke Leinenzeug bei der Perſon holen, von der ſie Beſchäftigung erhielt. Man begreift die Furcht der armen Arbeiterin, als ſie, unwillkürlich unter dieſen freudetrunkenen Haufen gerathen, an den peinlichen Auftritt des vorigen Tages ſich erinnerte; allein ungeachtet ihrer, ach! ſehr ſchwachen Anſtrengungen, konnte ſie keinen Schritt thun; denn als die angekommene Maskenſchaar ſich zu der früheren geſellt hatte, entfernte ſich ein Theil von dieſen, Andere ſtrömten voran, und Mayeur, inmitten dieſer Letzteren, wurde ſo zu ſagen von dieſer Volksfluth gehoben, und unter die dem Traiteurhauſe am nächſten ſtehenden Gruppen geworfen.

Die neuen Masken waren viel beſſer coſtümirt als die Andern; ſie gehörten jener ungeſtümen und luſtigen Klaſſe an, welche gewöhnlich die Chaumière, den Prado, das Coliſäum, und andere mehr oder minder tolle Tanzplätze beſucht, auf denen ſich insgemein Studenten, Ladendemoiſelles, Handlungscommis, Griſetten u. ſ. w. einfinden.

Dieſer, die Späſſe der übrigen Masken ſchnell und lebhaft erwiedernde Trupp, ſchien mit großer Ungeduld die Ankunft einer vorzüglich erſehnten Perſon zu erwarten.

Die folgenden, zwiſchen Pierrots und Pierretten, Ausladern und Ausladerinnen, Türken und Türkinnen, oder andern vereinigten Paaren, gewechſelten Worte, werden eine Idee von der Wichtigkeit der ſo heiß erſehnten Perſonen geben.

„Ja . . . aber die Bacchusfeſt-Königin wird den letzten Corſo im Prado haben anführen wollen.“

„Wenn ich dieß gewußt hätte . . . wär' ich geblieben, um meine angebetete Königin zu ſehen.“

„Gobizet, wenn Sie ſie wieder Ihre angebetete Königin nennen, kratz' ich Sie; inzwiſchen zwick' ich Sie!“

„Cöleſtine!! hör' doch auf . . . Du machſt mir ſchwarze Flecken auf den Naturatlaß, womit geſchmückt Mama mich geboren hat.“

„Warum nennen Sie dieſe Bacchantin Ihre angebetete Königin? . . Was bin denn ich Ihnen, ich?“

„Du biſt meine Angebetete, aber nicht meine Königin . . . denn ſo wie es nur einen Mond in den Nächten der Natur giebt, ſo giebt es nur eine Bacchantin in den Nächten des Prado.“

„Oh! wie artig dieß iſt . . . Großes gar nichts, gehen Sie!“

„Gobinet hat Recht; die Königin war in dieſer Nacht herrlich!“ — „Und im Zuge!“ — „Ich habe ſie nie fröhlicher geſehen!“ — „Und welches Coſtüm … ſinnverwirrend!“ — „Verrückend!“ — „Schwindelnd!“ „Vernichtend!“ — „Niederdonnernd!“ — Nur ſie kann ſo etwas erſinden.“ — „Und welcher Tanz!“

„Oh ja! eben ſo tobend, als wellig und ſchlängelnd. Eine gleiche Bajadere giebt es unter der Himmelskappe nicht!“

„Gobinet, geben Sie mir ſogleich meinen Shawl … Sie haben mir ihn ſchon genug zerknittert, indem Sie ihn als Gürtel um Ihren dicken Leib ſchlangen: ich habe nicht nöthig, meine Sachen für grobe Geſchöpfe zu Grunde zu richten, welche andere Frauen Bajaderen nennen.“

„Ei, Cöleſtine, mäßige Deine Wuth … ich bin als Türke vermummt: von Bajaderen ſprechend, bleib' ich ſo ziemlich in meiner Rolle.“

„Deine Cöleſtine iſt wie die Anderen, geh, Gobinet, ſie iſt auf die Bacchusfeſt-Königin eiferſüchtig.“

„Eiferſüchtig! Ich? Ah! zum Beiſpiele . . wollte ich ſo unverſchämt ſeyn, wie ſie, ſo würde man von mir ganz eben ſo viel ſprechen . . . Was macht denn im Grunde ihren Ruf? Der Umſtand, daß ſie einen Spottnamen trägt.“

„Was dieß betrifft, brauchſt Du ſie durchaus nicht zu beneiden . . . weil man Dich Cöleſtine heißt.“

„Sie wiſſen wohl, Gobinet, daß Cöleſtine mein

Name iſt …“ — „Ja, aber er klingt wie ein Spott-Name, wenn man Dich anſchaut.“

„Gobinet, auch dieß will ich auf Ihre Rechnung ſtellen …“

„Und Oscar wird Dir die Zuſammenzählung machen helfen … nicht wahr?“

„Gewiß, und Sie werden die Summe ſehen … Ich werde den Einen wegthun … und den Andern behalten … und Sie werden der Andere nicht ſeyn.“

„Cöleſtine, Sie kränken mich … ich wollte Ihnen ſagen, daß Ihr Engelname im Widerſtreite mit Ihrer lieben, entzückenden, ganz anders muthwilligen Miene iſt, als jene der Bacchusfeſt-Königin.“

„Nun denn, ſchmeicheln Sie mir, Böſewicht.“

„Ich ſchwöre Dir bei dem verabſcheuten Haupte meines Eigenthümers, daß wenn Du wollteſt, Du eben ſo viel Aplomb hätteſt, wie die Bacchusfeſt-Königin, was nicht wenig ſagen will!“

„Das Aplomb betreffend, hat die Bacchantin welches … und ein gewaltiges.“

„Abgeſehen davon, daß ſie die Stadtbeamten bezaubert.“

„Und daß ſie die Stadtſergeanten magnetiſirt.“

„Sie haben gut zürnen wollen … am Ende macht ſie ſie immer lachen …“

„Und Alle nennen ſie: Meine Königin.“

„Dieſe Nacht noch … hat ſie einen Stadtbeamten entzückt, eine wahre Roſenjungfer, oder vielmehr einen wahren Roſenſtock, deſſen Schamgefühl ſich gendarmiſirt *) hatte (gendarmiſirt! wäre vor den Großſprecherinnen ein hübſches Wort geweſen). Ich ſagte alſo, daß das Schamgefühl eines Stadtbeamten ſich gendarmiſirt hatte, während die Königin ihren berühmten Tanz der ſtürmiſchen Tulpe ausführte.“

„Welch' ein Contretanz!' Couche-tout-Nu und die Bacchusfeſt-Königin hatten Rose-Pompon und Nini-Moulin gegenüber!“

„Und alle vier in immer ſtürmiſcheren Tulpen wirbelnd . . .“

„A propos, iſt's wahr, was man von Nini-Moulin ſagt?“ — „Was denn?“

„Daß er ein Gelehrter iſt, der Broſchüren über die Religion ſchreibt?“

„Ja, dieß iſt wahr: ich hab' ihn oft bei meinem Patrone geſehen, wo er ſich verſorgte. Ein ſchlechter Zahler . . . aber ein Poſſenreißer! . .“

„Und er ſpielt den Andächtler?“

„Ich glaub's wohl, wenn er muß; dann iſt er der Herr Dumoulin armsdick; er rollt die Augen, geht mit ſchiefem Halſe, und die Füße einwärts . . . ſobald er jedoch ſeine Parade gemacht hat, ſchlüpft er zu den Lärmbällen, die er vergöttert, und wo ihm die Frauen den Beinamen Nini-Moulin gegeben haben; fügen

---

*) se gendarmer: ſich entrüſten, ſich ereifern.

D. Ueb.

Sie dieſer Perſonalbeſchreibung noch bei, daß er trinkt wie ein Fiſch, ſo kennen Sie den luſtigen Bruder.

„Dieß hindert ihn nicht, in die religiöſen Journale zu ſchreiben, daher ſchwören auch die Scheinheiligen, die er öfter als ſich ſelbſt hinein ſetzt, nur bei ihm. Man muß ſeine Artikel oder ſeine Broſchüren ſehen (nur ſie ſehen . . . nicht ſie leſen) auf jeder Seite derſelben wird vom Teufel und deſſen Hörnern geſprochen . . . von den unleidlichen Bratqualen, welche die Gottloſen und Revolutionäre erwarten . . . von der Auctorität der Biſchöfe, von der Gewalt des Papſtes . . . Weiß ich's? . . . Ein Saufbold, dieſer Nini-Moulin . . . geh! . . . Er giebt ihnen was für ihr Geld . . .“

„Kurz, er iſt ein Saufbold und ein verteufelter Courſchneider . . . Was für avant-deux *) lies er los mit der kleinen Rose-Pompon im Contretanze der ſtürmiſchen Tulpe!“

„Wie gut ſtanden ihm ſein römiſcher Helm zu Geſicht, und ſeine Stülpſtiefel! . . .“

„Rose Pompon tanzt auch recht hübſch; das iſt dichteriſch gedreht.“ — „Und idealiſch getanzt!!“

„Ja, aber die Bacchusfeſt-Königin ſteht ſechstauſend Fuß über dem Niveau des gewöhnlichen cancan . . . Ich komme immer wieder auf ihren Tanz in dieſer Nacht, die ſtürmiſche Tulpe, zurück.“

---

*) Benennung einer Tanzpoſition.

D. Ueb.

„Der war zum Anbeten.“ — „Zum Verehren . . .“

„Das heißt, wär' ich Familienvater, ich würde ihr die Erziehung meiner Söhne anvertrauen!“

„Wegen dieſes Tanzes hat ſich der Stadtbeamte im Tone einer gendarmiſirten Roſenjungfer geärgert.“

„Eigentlich war der Tanz ein wenig ſteif.“

„Steif und ſehr ſteif; deßwegen näherte ſich ihr der Stadtbeamte und ſagte:

„Ah! ſagt doch, meine Königin . . . iſt denn dieſer Tanz zu etwas gut?“

„Nein doch, geſchämiger Krieger,“ — antwortete die Königin, — „ich probire ihn nur einmal an jedem Abende, um ihn in meinem Alter gut zu tanzen . . . dieß iſt ein Gelübde, das ich gemacht habe, damit Sie Brigadier werden . . .“

„Welch' ein tolles Mädchen!“ — „Ich begreife nicht, daß es mit Couche-tout-Nu immer fortdauert.“

„Weil er Arbeiter geweſen iſt?“

„Welche Thorheit! . . . Es ließe uns Studenten oder Ladendienern gut, die Stolzen zu ſpielen! . . . Nein, ich ſtaune über die Treue der Königin . . .“

„Es ſind nun ſchon volle drei oder vier Monate.“

„Sie iſt in ihn vernarrt, und er liebt ſie unſinnig.“

„Das muß ihnen eine drollige Unterhaltung gewähren.“

„Bisweilen frag ich mich, woher zum Teufel Couche-tout-Nu das Geld nimmt, das er verſchwendet . . . Es ſcheint, daß er die Koſten dieſer Nacht bezahlt hat, drei Wagen, jeder mit vier Pferden, und den Weckerſchmauß für zwanzig Perſonen, zu zehn Franken für den Kopf.“

„Man ſagt, daß er geerbt hat ... Daher hat **Nini-Moulin**, der die Gaſtereien und die dicken Perſonen wittert, heute Nacht Bekanntſchaft mit ihm gemacht ... ohne zu erwähnen, daß er unehrbare Abſichten auf die Bacchusfeſt-Königin hat.“

„Er! ah, hat ſich wohl! Er iſt zu häßlich; die Frauen haben ihn gerne zu ihrem Tänzer ... weil er die Gallerie laut auflachen macht; aber damit baſta ... Die kleine **Rose-Pompon**, welche ſo hübſch iſt, hat ihn während der Abweſenheit ihres Studenten zu ihrem ziemlich unverdächtigen Begleiter gewählt.“

„Ah! ... die Wagen! ... Da kommen die Wagen!“ — ſchrie der Hauſe einſtimmig.

Mayeux, gezwungen bei den Masken zu bleiben, hatte von dieſer für ſie peinlichen Unterredung kein Wort verloren; denn es handelte ſich von ihrer Schweſter, welche ſie ſeit langer Zeit nicht mehr ſah; nicht, daß die Bacchusfeſt-Königin ein ſchlechtes Herz gehabt hätte; aber der Anblick des tiefen Elendes der Mayeux, eines von ihr getheilten Elendes, welches lange zu erdulden ihr die Kraft gefehlt hatte, verurſachte jenem fröhlichen Mädchen Anfälle bitterer Traurigkeit; ſie ſetzte ſich denſelben nicht mehr aus, nach ihren vergeblichen Verſuchen, ihre Schweſter zur Annahme von Unterſtützungen zu bewegen, welche von dieſer immer abgelehnt wurden, weil ſie wußte, daß ſie aus keiner ehrbaren Quelle fließen konnten.

„Die Wagen! . . . die Wagen!“ rief der Hauſe wiederholt aus, mit Begeiſterung vorwärts ziehend, ſo daß Mayeur, ohne es zu wollen, ſich an die Spitze der Leute, die ſich herbeidrängten, um den Vorüberzug dieſer Maskerade zu ſehen, getragen ſah.

Dieß war in der That ein wunderſames Schauſpiel. Ein Mann zu Pferd, als Poſtillion maskirt, mit blauer, ſilbergeſtickter Weſte, ungeheuerm Zopfe, aus welchem Puderwolken ſtäubten, einen mit maßloſen Bändern geſchmückten Hut auf dem Kopfe, kam vor dem erſten Wagen, knallte mit ſeiner Peitſche, und ſchrie aus vollem Halſe:

„Platz! Platz für die Bacchusfeſt-Königin und ihren Hof! . . .“

In dieſem offenen Landauer, von vier abgezehrten Roſſen gezogen, auf denen zwei alte, als Teufel gekleidete Poſtillione ſaßen, erhob ſich eine wahrhafte Pyramide von Männern und Frauen, ſitzend, ſtehend, hockend, alle in den tollſten, groteskeſten und überſpannteſten Coſtümen; es war ein unglaubliches Gewühl von ſchreienden Farben, Blumen, Bändern, Flittergold und Flimmer.

Aus dieſem Gewoge von Formen und bizarren Anzügen ragten groteske oder anmuthige, häßliche oder ſchöne Köpfe hervor; aber alle von der fieberhaften Aufregung einer wahnſinnigen Trunkenheit durchglüht;

aber alle mit einem Ausdrucke fanatiſcher Bewunderung nach dem zweiten Wagen gewendet, worin die Bacchusfeſt-Königin als Herrſcherin thronte, während man ſie mit dem von der Menge wiederholten Zurufe begrüßte:

„Es lebe die Bacchusfeſt-Königin!“

Dieſer zweite Wagen, ein offener Landauer, wie der erſte, enthielt nur die vier Hauptperſonen des berühmten Tanzes der ſtürmiſchen Tulpe: **Nini-Moulin**, **Rose-Pompon**, **Chouche-tout-Nu**, und die Bacchusfeſt-Königin.

Dumoulin, dieſer religiöſe Schriftſteller, welcher Frau von Sainte-Colombe dem Einfluſſe der Freunde des Herrn Rodin, ſeines Patrons, beſtreiten wollte, Dumoulin, mit dem Beinamen **Nini-Moulin**, auf den Vorderkiſſen ſtehend, hätte einen herrlichen Stoff zu Studien für Callot oder Gavarni geboten, für Gavarni, dieſen ausgezeichneten Künſtler, der mit beißendem Witze und der wunderbaren Phantaſie des berühmten Zerrbildners, die Anmuth, Poeſie und Tiefe Hogarth's verbindet. *)

Nini-Moulin, etwa fünf und dreißig Jahre alt, trug weit in den Kopf zurückgeſetzt, einen römiſchen

---

*) Wir fühlen uns glücklich, hier dem Herrn Gavarni unſere lebhafte Dankbarkeit auszudrücken, der in der prachtvollen Illuſtrirung unſers Werkes, womit er ſich gegenwärtig beſchäftiget, die erſtaunlichen Hülfsquellen ſeines ſeltenen und unerſchöpflichen Talentes entwickelt; auf ſolche Weiſe verdolmetſchen, heißt erſchaffen, und wir

Helm von Silberpapier; ein Federbuſchhalter von rothem Holze, überragt von einem gewaltigen Buſche von ſchwarzen Federn, war an der Seite dieſes Kopfputzes angebracht, deſſen vielleicht allzu claſſiſche Linien er gefällig umſchattete.

Unter dieſem Helme leuchtete das rötheſte, fröhlichſte Geſicht, welches jemals von den zarten Geiſtern eines edlen Weines war purpurroth gefärbt worden. Eine ſehr vorſpringende Naſe, deren urſprüngliche Form jedoch unter einem üppigen Flore von Finnen im Regenbogenfarbenſpiele von Roth und Veilchenblau ſich verbarg, prägte ungemein drollig dieſes völlig bartloſe Geſicht aus, dem ein breiter Mund mit wulſtigen Lippen, am Rande erweitert, einen Ausdruck überraſchender Luſtigkeit verlieh, welche aus ſeinen großen grauen Augen, dem Kopfe gleich, ſtrahlte.

Bei dem Anblicke dieſes luſtigen Kauzes mit einem Silenwanſte, drängte ſich die Frage auf, warum er nicht ſchon hundertmal jene Galle, jenen Zorn, jenes Gift, wodurch ſeine Flugſchriften gegen die Feinde des Ultramontanismus anekelten, im Weine erſäuft habe, und wie ſeine katholiſchen Glaubenslehren inmitten ſei-

---

befürchten wahrhaftig, daß unſere Bilder neben den ſeinigen ſehr blaß erſcheinen möchten, ſeitdem wir die vortrefflichen Zeichnungen der Töchter des Generals Simon, Dagobert's, Rodin's, der Mayeux, und Adrianens von Cardoville geſehen haben.

C. S.

ner bacchiſchen und choreographiſchen Fluthen oben ſchwimmen konnten.

Dieſe Frage hätte ohne die Erwägung unlösbar geſchienen, daß Schauſpieler, welche die bösartigſten und verhaßteſten Rollen zu ſpielen haben, im Uebrigen oft die beſten Menſchen von der Welt ſind.

Da es ziemlich kalt war, trug **Nini-Moulin** einen halbgeöffneten Oberrock, der ſeinen Küraß von Fiſchſchuppen ſehen ließ und ſein fleiſchfarbenes Tricot, das unter der Wade durch die gelbe Stiefelſtulpe plötzlich abgebrochen wurde.

Im Wagen vorwärts geneigt ſtieß er ein wildes Geſchrei aus, mit den Worten untermengt: „Es lebe die Bacchusfeſt-Königin,“ wonach er eine ungeheure Klapper, die er in der Hand hielt, raſch und knarrend auf allerlei Art in Bewegung ſetzte.

Couche-tout-Nu, neben **Nini-Moulin** ſtehend, ließ eine Standarte von weißer Seide flattern, mit der Inſchrift: Liebe und Freude der Bacchusfeſt-Königin.

Couche-tout-Nu zählte etwa fünf und zwanzig Jahre. Sein intelligentes und fröhliches Geſicht, umrahmt von einem Halsbande kaſtanienbraunen Bartes, abgemagert durch Nachtwachen und übermäßiges Schwelgen, drückte ein ſonderbares Gemiſch von Sorgloſigkeit, Keckheit, Sichgehenlaſſen und Spott aus; aber keine niedrige oder ſchlechte Leidenſchaft hatte ihre fatale Spur darin ausgeprägt.

Er war das vollkommene Muſter des Pariſers, in dem Sinne, welchen man dieſer Bezeichnung giebt, ſei's in der Armee, ſei's in der Provinz, ſei's an Bord der Kriegs- oder Handelsſchiffe. Dieß iſt kein Compliment, und dennoch weit entfernt, eine Beleidigung zu ſeyn; es iſt ein Beiwort, das zugleich Tadel, Bewunderung und Beſorgniß enthält; wenn nämlich nach dieſer Annahme, der Pariſer oft träge und unabhängig ſcheint, iſt er dagegen auch fähig zur Arbeit, entſchloſſen in der Gefahr, und immer auf eine ſchreckliche Weiſe ein Spottvogel und Spaßmacher.

Couche-tout-Nu war, wie man im gemeinen Leben ſagt, ſtark coſtümirt: Weſte von ſchwarzem Sammet mit ſilbernen Knöpfen; ſcharlachrothes Gilet; Pantalon mit breiten blauen Streifen, einen ſhawlförmigen Caſchemir als Gürtel, mit langen flatternden Enden, einen mit Blumen und Bändern bedeckten Hut. Dieſe Vermummung ſtand vortrefflich zu ſeiner ungezwungenen Haltung.

Im Hintergrunde des Wagens, auf Kiſſen, befanden ſich **Rose-Pompon** und die Bacchusfeſt-Königin.

Rose-Pompon, Exfranſenmacherin von ſiebenzehn Jahren, hatte das artigſte und drolligſte Geſichtchen, das man ſehen konnte; ſie trug das koquette Ausladercoſtüm; ihre weiß gepuderte Perücke, auf welcher flottſchief eine ſilberbordirte Soldatenmütze, orangefarben und grün, ſaß, erhöhte den Glanz ihrer ſchwarzen Augen und das Incarnat ihrer runden Wangen; um ihren

Hals ſchlang ſich eine Cravatte, orangefarben, wie ihr wehender Gürtel; ihre knappe Weſte, ſo wie ihr anliegendes Gilet von hellgrünem Sammet, mit ſilbernen Treſſen beſetzt, ſtellten eine reizende Taille in ihr volles Licht, deren Geſchmeidigkeit zu den Tanzfiguren der ſtürmiſchen Tulpe wunderſam ſich eignen mußte. Ihr langes weites Beinkleid endlich, von gleichem Stoffe und gleicher Farbe, wie die Weſte, war zur Genüge indiscret.

Die Bacchusfeſt-Königin ſtützte ſich mit einer Hand auf die Schulter der **Rose-Pompon**, welche ſie um den ganzen Kopf überragte.

Die Schweſter der Mayeur präſidirte wahrhaft als Herrſcherin dieſem tollen Begeiſterungstaumel, den lediglich ihre Gegenwart zu erregen ſchien, ſolchen Einfluß übten ihr hinreiſſendes Weſen, ihre rauſchende Beſeelung auf ihre Umgebung aus.

Sie war ein großes Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren, von wohlgewandter Haltung, von regelmäßigen Zügen, von fröhlicher und lärmender Miene; wie ihre Schweſter hatte ſie prächtige kaſtanienbraune Haare und große blaue Augen; aber anſtatt daß ſie ſanft und ſchüchtern waren, wie jene der jungen Arbeiterin, funkelten ſie von unermüdlichem Glühen für das Vergnügen. So groß war die Energie dieſer lebenskräftigen Natur, daß ungeachtet mehrerer in beſtändigen Feſten verlebter Nächte und Tage, ihr Teint ſo rein, ihre Wange ſo roſig, ihre Schulter ſo friſch erſchien, als hätte ſie an dieſem Morgen irgend eine friedliche Stätte verlaſſen.

Ihre obgleich bizarre und auffallend marktſchreieriſche Vermummung, kleidete ſie doch vortrefflich. Sie beſtand aus einem knappen Leibchen von Goldſtoff mit langer Taille, beſetzt mit dicken Trobbeln von hochroſenrothen Bändern, die um ihre nackten Arme flatterten, und aus einem kurzen Rocke, gleichfalls von hochroſenrothem Sammet, geſchmückt mit Flindern und Flittergold, der nur bis zur Hälfte eines eben ſo feinen als kräftigen Beines hinabreichte, angethan mit weißſeidenen Strümpfen und rothen Halbſtiefeln mit kupfernen Abſätzen.

Nie beſaß eine ſpaniſche Tänzerin eine kühner gebogene, elaſtiſchere, und ſo zu ſagen beweglichere Taille, als dieſes ſonderbare Mädchen, das vom Dämon des Tanzes und der Bewegung beſeſſen ſchien: denn faſt in jedem Augenblicke ſchien ein anmuthiges ſanftes Wiegen des Kopfes, begleitet von einem leichten wellenförmigen Schaukeln der Schultern und Hüften, dem Tacte eines unſichtbaren Orcheſters zu folgen, deſſen Zeitmaß ſie mit der Spitze ihres rechten, in höchſt lockender Weiſe auf der Randleiſte des Kutſchenſchlages ruhenden Fußes markirte; denn die Bacchuskönigin ſtand ſtolz gelagert auf den Kiſſen des Wagens.

Eine Art vergoldeten Diademes, Sinnbild ihres geräuſchvollen Königthumes, geziert mit klingenden Schellen, gürtete ihre Stirne; ihre in zwei dicke Flechten geſchlungenen Haare, rundeten ſich um ihre roſigen Wangen, und vereinten ſich am Hinterhaupte in einem Gewinde; ihre linke Hand ruhte auf der Schulter der kleinen Rose-Pompon, und ihre rechte Hand hielt einen ungeheuern Blumenſtrauß, womit ſie die Menge lautlachend grüßte.

Es fiele ſchwer, dieſes ſo lärmende, ſo belebte, ſo tolle Bild zu ſchildern, vervollſtändiget durch einen dritten Wagen, gleich dem erſten mit einer Pyramide von grotesken und überſpannten Masken ausgefüllt.

Unter dieſem luſtigen Haufen betrachtete nur eine Perſon dieſe Scene mit tiefer Traurigkeit, dieß war Mayeux, immer noch in die erſte Reihe der Zuſchauer gebannt, ungeachtet ihrer Anſtrengungen, aus der Menge herauszukommen.

Getrennt von ihrer Schweſter ſeit ſehr langer Zeit, ſah ſie dieſelbe zum erſtenmale wieder im vollen Pompe ihres ſonderbaren Triumphes, inmitten der Jubelrufe und Bravo's ihrer Luſtgefährten. Dennoch verſchleierten Thränen die Augen der jungen Arbeiterin: obgleich die Bacchusfeſt-Königin den betäubenden Frohſinn ihrer Umgebung zu theilen ſchien; obgleich ihr Antlitz ſtrahlte, obgleich ſie den ganzen Glanz einer flüchtigen Pracht zu genießen ſchien, bedauerte Mayeux ſie aufrichtig ... Mayeux ... die arme Unglückliche, ſchier in Lumpen gekleidet, die ſo eben mit Tagesanbruch Arbeit geholt hatte, für den Tag und für die Nacht ...

Mayeux hatte auf die Menge vergeſſen, um ihre

Schweſter zu betrachten, die ſie zärtlich liebte ... um ſo zärtlicher, als ſie ſie für bedauernswerth hielt ... Die Augen auf dieſes fröhliche und ſchöne Mädchen heftend, drückte ihr blaſſes und ſanftes Geſicht ein rührendes Mitleiden aus, eine tiefe und ſchmerzliche Theilnahme.

Plötzlich begegnete das leuchtende fröhliche Auge der Bacchusfeſt-Königin, über den Haufen hinſchweifend, dem traurigen und demüthigen Blicke der Mayeur ...

„Meine Schweſter!!“ — rief Gèrvyſe aus. (Wir haben erwähnt, daß dieß der Name der Bacchusfeſt-Königin war.) — „Meine Schweſter ...“

Und leicht wie eine Tänzerin, mit einem Sprunge, verließ die Bacchusfeſt-Königin ihren wandernden, zum Glücke eben unbeweglichen Thron, und ſtand vor Mayeur, welche ſie herzinnigſt umarmte.

Dieß alles war ſo ſchnell geſchehen, daß die Gefährten der Bacchusfeſt-Königin, noch beſtürzt über die Kühnheit ihres gefährlichen Sprunges, ſich die Veranlaſſung deſſelben nicht erklären konnten; die Masken, welche Mayeur umringten, entfernten ſich von Erſtaunen ergriffen, und Mayeur, überglücklich ihre Schweſter zu umarmen, deren Liebkoſungen ſie erwiederte, dachte nicht an den auffallenden Abſtand, welcher bald das Erſtaunen und die Heiterkeit der Menge aufreizen mußte.

Gèrvyſe dachte zuerſt daran, kehrte ſich, um ihrer Schweſter eine Demüthigung zu erſparen, gegen den Wagen, und ſagte:

Rose-Pompon, wirf mir meinen Mantel zu … und Sie, **Nini-Moulin**, öffnen Sie ſchnell den Kutſchenſchlag."

Die Bacchusfeſt-Königin erhielt den Mantel. Raſch hüllte ſie Mayeux in denſelben, bevor dieſe, verblüfft, eine Bewegung hätte machen können; ſie bei der Hand faſſend, ſagte ſie zu ihr:

„Komm … komm …"

„Ich! …" — rief Mayeux mit Schrecken aus, — „wo denkſt Du hin! …"

„Ich muß durchaus mit Dir ſprechen … ich werde ein Cabinet verlangen … worin wir allein ſeyn werden … eile … gute liebe Schweſter … vor allen dieſen Leuten … ſträube Dich nicht … komm …"

Die Furcht, Aufſehen zu erregen, brachte Mayeux zum Entſchluſſe, welche übrigens, ob dieſem Abenteuer ganz betäubt, zitternd, erſchrocken, faſt maſchinenmäßig ihrer Schweſter folgte, die ſie in den Wagen zog, deſſen Schlag **Nini-Moulin** ſo eben geöffnet hatte.

Da der Mantel der Bacchusfeſt-Königin die armſelige Kleidung und die Gebrechen der Mayeux verhüllte, bekam die Menge nichts zu lachen, und ſtaunte nur über dieſe Begegnung, während die Wagen am Thore des Traiteurs auf dem Châteletplatze ankamen.

Zweites Kapitel.

Die Contraſte.

Einige Minuten nach der Begegnung der Mayeux und der Bacchusfeſt-Königin, waren die beiden Schweſtern in einem Cabinete des Traiteurhauſes beiſammen.

„Laß Dich wieder umarmen,“ — ſagte Céphyſe zur jungen Arbeiterin; — „wenigſtens ſind wir nun allein . . . Du haſt keine Furcht mehr? . . .“

Bei der Bewegung, welche die Bacchusfeſt-Königin machte, um Mayeux in ihre Arme zu ſchließen, fiel der Mantel, der ſie umhüllte.

Bei dem Anblicke dieſer armſeligen Kleidungsſtücke, welche, inmitten des Gedränges, auf dem Châteletplatze zu bemerken Céphyſe kaum Zeit gefunden, ſchlug dieſe die Hände zuſammen, und konnte einen Ausruf ſchmerzlichen Erſtaunens nicht unterdrücken. Dann zu ihrer Schweſter tretend, um ſie näher zu betrachten, nahm ſie in ihre üppigen Hände die magern und eiſigen Hände der Mayeux, und beſchaute einige Minuten lang mit ſteigendem Kummer dieſes unglückliche, leidende, blaſſe, durch Entbehrungen und Nachtwachen abgezehrte Weſen, kaum angethan mit einem ſchlechten Kleide von abgenützter, geflickter Leinwand . . .“

„Ah! meine Schweſter! Dich ſo wieder zu ſehen! . . .“

Und ohne ein Wort mehr ſprechen zu können, warf ſich die Bacchusfeſt-Königin an den Hals der Mayeux, in Thränen zerfließend.

Und ſchluchzend fügte ſie bei:

„Verzeihung! ... Verzeihung! ...“

„Was fehlt Dir, meine gute Céphyſe?“ fragte die junge Arbeiterin, tief bewegt, indem ſie ſachte aus der Umarmung ihrer Schweſter ſich losmachte.

„Du bitteſt mich um Verzeihung ... und warum?“

„Warum?“ — antwortete Céphyſe, ihr thränenvolles, von Verwirrung glühendes Antlitz erhebend, — „iſt es nicht eine Schande für mich, in dieſen Flitterſtaat gekleidet zu ſeyn, ſo viel Geld für Thorheiten zu verſchwenden ... während Du ſo gekleidet biſt, während Du an Allem Mangel leideſt ... während Du vielleicht vor Elend und Noth ſtirbſt: denn nie ſah ich Dein armes Geſicht ſo blaß, ſo erſchöpft ...“

„Beruhige Dich, gute Schweſter ... ich befinde mich nicht übel ... ich habe heute Nacht ein wenig gewacht ... deßwegen bin ich blaß ... aber ... ich bitte Dich darum, weine nicht .. Du betrübſt mich ...“

Die Bacchusfeſt-Königin war ſo eben inmitten einer wonnetrunkenen Schaar freudeſtrahlend geweſen, und nun war es Mayeux, die ſie tröſtete ...

Ein zufälliger Umſtand hob dieſen Contraſt noch greller hervor.

Man hörte plötzlich Freudenrufe im nahen Saale, und dieſe mit Begeiſterung ausgeſprochenen Worte ertönen:

„Es lebe die Bacchusfeſt-Königin! . . . Es lebe die Bacchusfeſt-Königin! . . .“

Mayeux ſchauderte, und ihre Augen füllten ſich mit Thränen, als ſie ihre Schweſter anſchaute, welche, ihr Antlitz mit den Händen verhüllend, von Scham vernichtet ſchien.

„Céphyſe,“ — ſagte ſie zu ihr, „ich bitte Dich dringend, . . . betrübe Dich nicht ſo, . . . Du würdeſt mich die Wonne dieſer Begegnung bedauern machen, durch die ich mich ſo glücklich fühle! . . Es iſt eine ſo lange Zeit, ſeit ich Dich nicht mehr geſehen habe, . . . aber was fehlt Dir? Sag mir's . . .“

„Du verachteſt mich vielleicht . . . und Du haſt Recht,“ — ſagte die Bacchusfeſt-Königin, ihre Augen trocknend.

„Dich verachten! . . . ich, mein Gott . . . und warum?“

„Weil ich das Leben führe, das ich führe . . . anſtatt, wie Du, den Muth zu haben, das Elend zu ertragen . . .“

Céphyſens Schmerz war ſo herzzerreiſſend, daß die immer nachſichtige und gute Mayeux vor Allem ihre Schweſter tröſten, in ihren eigenen Augen erheben wollte, und zärtlich zu ihr ſagte:

„Das Elend muthig ein Jahr lang ertragend, wie Du es gethan, meine gute Céphyſe, haſt Du mehr Verdienſt und Muth gehabt, als ich haben werde, ertrüg' ich es auch mein ganzes Leben hindurch.“

„Ah! meine Schweſter . . . ſag dieß nicht.“

„Laß uns ſehen, ganz offen, —“ verſetzte Mayeux ... — welchen Verſuchungen iſt ein Geſchöpf, wie ich, ausgeſetzt? Such' ich nicht natürlicherweiſe die Abſonderung und Einſamkeit eben ſo ſehr, als Du das rauſchende Leben und das Vergnügen ſucheſt? Was für Bedürfniſſe hab' ich, ſchwächlich wie ich bin? Wenig genügt mir . . .“

„Und dieſes Wenige ... Du haſt es nicht immer? ...“

„Nein . . . aber es giebt Entbehrungen, die ich, ſchwach und kränklich, dennoch beſſer ausdauern kann, als Du; ſo verurſacht mir der Hunger eine Art von Erſtarrung . . . die in einer großen Schwäche ſich endiget . . . Dich . . . ſtark und lebenskräftig . . . greift der Hunger an . . . er treibt Dich zum Wahnwitz! ... Ach! Du erinnerſt Dich deſſen noch? . . . wie oft erblickte ich Dich als eine Beute jener ſchmerzlichen Kriſen . . . wenn wir in unſerer traurigen Dachſtube . . . in Folge eines Arbeitsſtillſtandes . . . nicht einmal unſere vier Franken wochentlich verdienen konnten . . . und nichts . . . durchaus nichts zu eſſen hatten . . . denn unſer Stolz gab es nicht zu, uns an die Nachbaren zu wenden . . .“

„Du haſt doch wenigſtens dieſen Stolz bewahrt.“

„Kannſt Du Dich mit mir vergleichen? Sieh,“ — ſagte Mayeux, ihre Schweſter bei der Hand faſſend, und vor einen über einem Kanapé hangenden Spiegel führend — „ſchau Dich an . . . glaubſt Du, Gott habe, indem er Dich ſo ſchön erſchuf, Dich mit einem lebhaften und feurigen Blute, mit einem muntern, unruhigen, mittheilſamen, vergnügenliebenden Character begabte, gewollt, daß Du Deine Jugend in einer eiſigen Dachſtube verlebeſt, ohne jemals die Sonne zu ſehen, auf Deinen Stuhl hingebannt, in Lumpen gekleidet, und arbeitend ohne Raſt und ohne Hoffnung? Nein; denn Gott hat uns andere Bedürfniſſe gegeben, als jene: zu trinken und zu eſſen. Bedarf nicht, ſelbſt in unſerm geringen Stande, die Schönheit ein wenig des Schmuckes? Bedarf die Jugend nicht der Bewegung, des Vergnügens und der Freude? Hat nicht jedes Alter Zerſtreuungen und Ruhe nöthig? Du hätteſt genügenden Arbeitslohn verdient, um nach Deinem Hunger zu eſſen, um wöchentlich einen oder zwei Tag lang Unterhaltungen zu haben, nach einer täglichen Arbeit von zwölf oder fünfzehn Stunden, um Dir die beſcheidene und friſche Toilette zu verſchaffen, welche Dein reizendes Geſicht ſo gebieteriſch fordert, Du hätteſt mehr nicht verlangt, deſſen bin ich gewiß. Du haſt es mir hundertmal geſagt: Du haſt ſohin einer unwiderſtehlichen Nothwendigkeit nachgegeben, weil Deine Bedürfniſſe größer ſind, als die meinigen."

„Das iſt wahr . . ." — verſetzte die Bacchusfeſt-Königin mit nachdenkender Miene, — „wenn ich mir täglich nur vierzig Sous verdient hätte . . . wäre mein Leben ein anderes geweſen . . . denn im Anfange . . . ſiehſt Du, meine Schweſter, war ich peinlich gedemüthiget, auf Koſten von irgend Jemanden zu leben . . ."

„Daher . . . biſt Du unwiderſtehlich hingeriſſen worden, meine gute Céphyſe; außerdem würde ich Dich tadeln, anſtatt bedauern . . . Du haſt dein Schickſal nicht gewählt, Du haſt Dich ihm unterworfen . . . wie ich dem meinigen mich unterwerfe . . ."

„Arme Schweſter, —" ſagte Céphyſe, zärtlich Mazeur umarmend, „Du, ſo unglücklich, ermuthigeſt, tröſteſt mich . . und es wäre an mir, Dich zu beklagen . . ."

„Beruhige Dich . . . —" erwiederte Mazeur, — „Gott iſt gerecht und gut; hat er mir auch manche Vorzüge verweigert, ſo hat er mir doch auch meine Freuden gegeben, wie er Dir die Deinigen gegeben hat."

„Deine Freuden?"

„Ja, und große; . . ohne ſie . . . wäre das Leben mir eine zu große Laſt . . . ich hätte den Muth nicht, ſie zu tragen."

„Ich verſtehe Dich —" entgegnete Céphyſe bewegt — „Du findeſt doch Mittel, Dich für Andere zu opfern, und dieß verſüßet Deine Leiden."

„Wenigſtens thu' ich hiewegen mein Möglichſtes, obgleich ich wenig vermag; aber ich bin auch, wenn es mir gelingt —" fügte Mazeur ſanft lächelnd bei — „glücklich und ſtolz wie eine arme kleine Ameiſe, welche, nach vielen Mühen, einen dicken Strohhalm in das gemeinſchaftliche Neſt getragen hat . . . aber ſprechen wir nicht mehr von mir . . .“

„Ja . . . ſprechen wir davon, ich bitte Dich darum, und ſelbſt auf die Gefahr hin, Dich verdrießlich zu machen, —“ ſagte die Bacchusfeſt-Königin ſchüchtern — „ich will Dir einen Antrag erneuern, den Du bereits abgelehnt haſt . . . Jacques *) hat, glaub' ich, noch Geld . . . wir vergeuden es für Thorheiten . . . geben es auch hie und da armen Leuten, wenn die Gelegenheit ſich darbietet . . . Ich bitte Dich, laß mich Dir zu Hülfe kommen . . . ich bemerk' es an Deinem ſchlechten Ausſehen, wie ſehr Du es mir auch zu verbergen ſucheſt, daß Du Dich im Arbeiten erſchöpfeſt.“

„Ich danke, meine liebe Céphyſe . . . ich kenne Dein gutes Herz; aber ich bedarf nichts . . . Das Wenige, was ich mir verdiene, genügt mir.“

„Du weigerſt Dich . . .“ erwiederte die Bacchusfeſt-Königin traurig, — „weil Du weißt, daß meine Rechte auf dieſes Geld nicht ehrenhaft ſind . . . Es mag ſein . . . Ich verſtehe Dein Bedenken . . . Aber nimm wenigſtens eine Gefälligkeit von Jacques an . . . er iſt Arbeiter geweſen, wie wir . . . Unter Kameraden . . . hilft man ſich . . . ich bitte Dich, nimm ſie

---

*) Wir erinnern den Leſer, daß Couche-tout-Nu Jacques Rennepont hieß, und zu den Abkömmlingen der Schweſter des ewigen Juden gehörte.

E. S.

an . . . oder ich müßte glauben, daß Du mich verachteſt . . .“

„Und ich müßte glauben, daß Du mich verachteſt, wenn Du darauf verharreſt, meine gute Céphyſe, —“ ſagte Mayeux mit einem eben ſo feſten als ſanften Tone, daß die Bacchusfeſt-Königin einſah, all' ihre Beharrlichkeit würde vergeblich ſein.

Sie neigte traurig den Kopf, und eine Thräne quoll wieder aus ihren Augen.

„Meine Weigerung betrübt Dich, —“ fuhr Mayeux fort, ſie bei der Hand faſſend; — „ich bin darüber untröſtlich; aber denk nach, und Du wirſt mich verſtehen.“

„Du haſt Recht, —“ erwiederte die Bacchusfeſt-Königin ſchmerzlich, nach einer Pauſe des Schweigens, — „Du kannſt von meinem Geliebten . . . keine Hülfe annehmen . . . Dir dieſen Antrag machen, hieße Dich beſchimpfen . . . Es gibt ſo demüthigende Lagen, daß ſie ſogar das Gute beflecken, welches man thun möchte.“

„Céphyſe . . . ich wollte Dich nicht kränken . . . Du weißt es wohl.“

„Oh! geh, glaub' mir, —“ entgegnete die Bacchusfeſt-Königin, — „ſo unbeſonnen, ſo luſtig ich bin, hab' ich bisweilen doch . . . Augenblicke des Nachdenkens . . . ſelbſt inmitten meiner tollſten Freuden . . . und dieſe Augenblicke ſind ſelten, glücklicherweiſe.“

„Und woran denkſt Du dann?“

„Ich denke, daß das Leben, welches ich führe . . .

nicht ſehr ehrenhaft iſt; dann will ich von Jacques eine kleine Summe Geldes verlangen, nur um meinen Lebensunterhalt auf ein Jahr zu ſichern; dann entwarf ich den Plan, zu Dir zu ziehen, und mich nach und nach wieder an das Arbeiten zu machen.“

„Wohlan! . . Dieſe Idee iſt gut . . . warum führſt Du ſie nicht aus?“

„Weil im Augenblicke der Ausführung dieſes Projektes, ich mich aufrichtig frage, und der Muth mir fehlt; ich fühle es, nie könnt' ich wieder an Arbeit mich gewöhnen, und auf dieſes Leben verzichten, bald ein reiches wie heute, bald ein unſicheres . . . aber wenigſtens ein freies, müſſiges, luſtiges, ſorgenloſes, und immer tauſendmal angenehmeres, als jenes, welches ich führen müßte, wollt' ich mir wöchentlich vier Franken verdienen.

„Uebrigens hat mich niemals der Eigennutz geleitet: öfter hab' ich es verſchmäht, einen dürftigen Liebhaber wegen irgend eines Reichen zu verlaſſen, den ich nicht liebte; nie hab' ich etwas für mich begehrt. Jacques hat ſeit drei oder vier Monaten vielleicht zehntauſend Franken ausgegeben, und wir haben nur zwei ſchlechte, kaum möblirte Zimmer; denn wir leben immer draußen, wie die Vögel; glücklicherweiſe beſaß er gar nichts als ich ihn liebte; ich hatte für hundert Franken einige mir geſchenkte Schmuckſachen verkauft, und dieſe Summe in die Lotterie geſetzt; weil die Narren immer Glück haben, gewann ich viertauſend Franken.

„Jacques war eben ſo luſtig, eben ſo närriſch, eben ſo im Zuge, wie ich; wir ſagten zueinander: wir lieben uns ſehr; ſo lange das Geld dauern wird, machen wir mit; wenn wir keins mehr haben werden, tritt einer von zwei Fällen ein: entweder ſind wir einander überdrüſſig, und dann wollen wir uns Lebewohl ſagen, oder wir werden uns noch lieben; um dann beiſammen zu bleiben, werden wir verſuchen, uns wieder an die Arbeit zu machen; bringen wir dieß nicht zu Stande, und beharren wir noch immer darauf, uns nicht zu trennen ... wird ein Scheffel Kohlen unſere Sache beſchließen.“

„Großer Gott! —“ rief Mayeux erblaſſend aus.

„Beruhige Dich nur ... dahin kommt es nicht mit uns ... es blieb uns noch etwas, als ein Negociant, der mir den Hof machte, aber ſo häßlich, daß dieß mich zu ſehen hinderte, daß er reich war, und wußte, daß ich mit Jacques lebte, mir den Antrag machte, zu ... Doch wozu Dich mit dieſen Einzelnheiten langweilen? ... Kurz, man hat dem Jacques auf etwas, was ausſah wie ziemlich zweifelhafte Anſprüche, die er, ſagt man, auf eine Erbſchaft zu machen hätte, Geld geliehen ... Mit dieſem Gelde nun vergnügen wir uns ... ſo lang es dauern wird ... wird's ſo gehen.“

„Aber, meine gute Céphyſe, warum trachteſt Du nicht, anſtatt dieſes Geld ſo thöricht zu vergeuden, es anzulegen ... und Jacques zu heirathen ... da Du ihn liebſt?“

„Oh! zuvörderſt, ſiehſt Du, —“ antwortete die Bacchusfeſt-Königin lachend, deren ſorgloſer und munterer Character wieder die Oberhand gewann, — „würde uns das Geldanlegen kein Vergnügen gewähren . . . ſtatt aller Unterhaltung kann man nur ein kleines Stück Papier anſchauen, das man im Austauſche für jene ſchönen kleinen Goldſtücke bekommt, mit denen man tauſend Freuden genießt . . .“

„Was das Heirathen betrifft, ſo liebe ich Jacques gewiß, wie ich noch nie Jemand geliebt habe; dennoch ſcheint es mir, daß, wenn ich mit ihm verheirathet wäre, all unſer Glück entſchwände; denn als mein Liebhaber hat er über Vergangenes mir nichts zu ſagen; aber als mein Mann würde er es mir früh oder ſpät vorwerfen, und wenn mein Betragen Vorwürfe verdient, ſo will ich ſie mir lieber ſelbſt machen: ich werde es mit Artigkeit thun.“

„So recht, Närrchen, das Du biſt . . . aber dieſes Geld wird nicht immer dauern . . . dann? . . was wirſt Du dann beginnen?“

„Dann . . . ah bah! Dann . . . liegt im Monde . . . morgen ſcheint mir immer in hundert Jahren kommen zu müſſen . . . müßte man ſich ſagen, daß man einſt ſterben wird . . . ſo würde es ſich nicht der Mühe lohnen, zu leben . . .“

Die Unterredung Céphyſens und der Mayeur wurde wieder durch ein entſetzliches Getöſe unterbrochen, welches den heftigen und durchdringenden Lärm der Klapper des **Nini-Moulin** übertäubte; dann folgte dieſem Tumulte ein Chor von unmenſchlichem Geſchrei, inmitten deſſen man dieſe Worte unterſchied, welche die Fenſter zittern machten:

„Die Bacchusfeſt-Königin, die Bacchusfeſt-Königin!!“

Bei dieſem plötzlichen Lärm fuhr Mayeur zuſammen.

„Das iſt wieder mein Hof, dem die Geduld ausgeht. —“ bemerkte Céphyſe, dießmal lachend.

„Mein Gott! —“ rief Mayeur erſchrocken aus, — „wenn man hierher käme, um Dich zu holen? ..“

„Nein, nein, beruhige Dich ...“

„Aber wenn ... hörſt Du dieſe Schritte? .. man geht im Coridor ... man nähert ſich ... Oh! ich beſchwöre Dich, meine Schweſter, mach, daß ich allein fortgehen kann ... ohne von allen dieſen Leuten geſehen zu werden.“

Im Augenblicke, da die Thüre aufging, eilte Céphyſe hinzu.

Sie erblickte im Corridore Abgeordnete, an deren Spitze **Nini-Moulin**, mit ſeiner furchtbaren Klapper bewaffnet, **Rose-Pompon** und **Couche-tout-Nu** gingen.

„Die Bacchusfeſt-Königin, oder ich vergifte mich mit einem Glaſe Waſſer! —“ rief **Nini-Moulin** aus.

„Die Bacchusfeſt-Königin! oder ich ſchlage mein Verlobungsaufgebot mit **Nini-Moulin** an der Mairie an! —“ rief die kleine **Rose-Pompon** mit entſchloſſener Miene aus.

„Die Bacchusfeſt-Königin, oder ihr Hof ſteht in Maſſe auf, und entführt ſie! —“ ſagte eine andere Stimme.

„Ja, ja, entführen wir ſie, —“ wiederholte ein furchtbarer Chor.

„Jacques . . . tritt allein ein, —“ ſagte die Bacchusfeſt-Königin ungeachtet ihrer dringenden Aufforderungen, dann gegen den Hof ſich wendend mit einem majeſtätiſchen Tone:

„In zehn Minuten bin ich bei Euch, und dann hölliſcher Sturm!“

„Es lebe die Bacchusfeſt-Königin! —“ ſchrie Dumoulin, ſeine Klapper rührend und abziehend, von der Deputation gefolgt, während Couche-tout-Nu allein in das Cabinet trat.

„Jacques, dieß iſt meine gute Schweſter, —“ ſagte Céphyſe zu ihm.

„Ich bin entzückt, Sie zu ſehen, Mademoiſelle, —“ erwiederte Jacques herzlich, — „und doppelt entzückt, denn Sie werden mir von meinem Kameraden Agricola Nachricht geben . . . Seitdem ich den Millionär ſpiele, haben wir uns nicht mehr geſehen . . . aber ich liebe ihn immer als einen guten und braven Gefährten . . . Sie wohnen in ſeinem Hauſe . . . Wie geht's ihm?“

„Ach! mein Herr . . . ihm und ſeiner Familie iſt viel Unglück begegnet . . . Er ſitzt im Gefängniſſe.“

„Im Gefängniſſe! —“ rief Céphyſe aus.

„Agricola! . . . im Gefängniſſe! . . . er! und warum? —“ ſagte Couche-tout-Nu.

„Wegen eines politiſchen Verbrechens, das von keiner Bedeutung iſt. Man hatte gehofft, ihn gegen Caution in Freiheit zu ſetzen . . .“

„Gewiß . . . für 500 Franken; ich kenne dieß . . .“ erwiederte Couche-tout-Nu.

„Zum Unglücke war dieß unmöglich; die Perſon, auf welche man zählte . . .“

Die Bacchusfeſt-Königin unterbrach Mayeur, zu Couche-tout-Nu ſagend: „Jacques . . . Du höreſt . . . Agricola . . . im Gefängniſſe, wegen 500 Franken.“

„Pardieu! ich höre Dich und ich verſtehe Dich, Du brauchſt mir keine Zeichen zu machen . . . Der arme Junge . . . und er ernährt ſeine Mutter.“

„Ach! ja, mein Herr, und dieß iſt um ſo mühſamer, als ſein Vater aus Rußland angekommen, und ſeine Mutter . . .“

„Hier, Mademoiſelle,“ — ſagte Couche-tout-Nu, Mayeur wieder unterbrechend, und ihr eine Börſe reichend, — „nehmen Sie . . . alles iſt hier voraus bezahlt, und dieß der Reſt meines Seckels; 25 oder 30 Napoleonsd'or ſind darin; ich kann ihnen nicht beſſer das Garaus machen, als wenn ich ſie für einen Cameraden im Unglücke verwende. Geben Sie dieſelben Agricola's Vater; er wird die nöthigen Schritte thun, und Agricola morgen in ſeiner Schmiede ſeyn, . . . wo ich ihn lieber weiß, als mich.“

„Jacques, umarme mich alſogleich,“ — ſagte die Bacchusfeſt-Königin.

„Alſogleich, und wieder, und immer.“ — erwiederte Jacques, die Königin freudig umarmend.

Mayeur war einen Augenblick unſchlüſſig: aber erwägend, daß nach Allem dieſe Summe, welche ſonſt unſinnig verſchleudert würde, Agricola's Familie Leben und Hoffnung wieder geben konnte; erwägend endlich, daß dieſe zurückgelegten 500 Franken ſpäterhin für Jacques vielleicht dann eine nützliche Hülfsquelle wären, willigte das junge Mädchen ein, und ſagte, die Börſe nehmend, mit feuchten Augen:

„Herr Jacques, ich nehme Ihr Anerbieten an . . . Sie ſind großmüthig und gut; Agricola's Vater wird wenigſtens heute dieſen Troſt nach ſehr peinlichen Kümmerniſſen erhalten . . . Dank . . . oh! Dank.“

„Es iſt nicht nöthig, mir zu danken, Mademoiſelle . . . man hat Geld; dieß iſt für Andere, wie für ſich . . .“

Das Schreien begann wieder wüthender als jemals, und die Klapper des Nini-Moulin kreiſchte auf eine klägliche Art.

„Céphyſe . . . ſie werden da d'rin alles zerbrechen, wenn Du nicht kommſt, und jetzt hab' ich kein Geld mehr zur Vergütung“ — ſagte Couche-tout-Nu. — „Verzeihen Sie, Mademoiſelle . . .“ fügte er lachend hinzu, „aber Sie ſehen es, das Königthum hat ſeine Pflichten . . .“

Bewegt ſtreckte Céphyſe der Mayeur ihre Arme entgegen, in die ſich dieſe, ſüße Thränen weinend, warf.

„Und nun,“ — ſagte ſie zu ihrer Schweſter, — „wann werd' ich Dich wieder ſehen?“

„Bald . . . obgleich mir nichts ſchmerzlicher fällt, als Dich in einem Elende zu ſehen, deſſen Erleichterung Du mir nicht erlauben willſt . . .“

„Du wirſt kommen? Du verſprichſt es mir?“

„Ich verſpreche es Ihnen für ſie,“ — ſagte Jacques. — „wir werden Sie ſehen, Sie und Ihren Nachbar Agricola.“

„Laß uns gehen . . . kehr' zurück zum Feſte, Céphyſe . . . unterhalte Dich gerne . . . Du kannſt es . . . denn Herr Jacques wird eine Familie ſehr glücklich machen . . .“

Dieß geſagt, und nachdem Couche-tout-Nu ſich überzeugt hatte, daß ſie, ohne von ſeinen fröhlichen und lärmenden Freunden geſehen zu werden, fortgehen könnte, ſtieg Mayeux heimlich die Treppe hinab, ſich ſehr beeilend, um „Dagobert wenigſtens eine gute Nachricht zu bringen, jedoch des Willens, zuvor in die Straße Babylon ſich zu begeben, zu dem kürzlich von Adriane von Cardoville bewohnten Pavillon.

Man wird ſpäter die Urſache dieſes Entſchluſſes der Mayeux erfahren.

Im Augenblicke, da das junge Mädchen aus dem Traiteurhauſe trat, ſprachen drei bürgerlich und anſtändig gekleidete Männer leiſe, und ſchienen, das Traiteurhaus betrachtend, zu berathſchlagen.

Bald kam ein vierter Mann haſtig über die Treppe des Traiteurs herab.

„Nun denn!“ ſagten die drei Andern ängſtlich.

„Er iſt da . . .“ — „Weißt Du es gewiß?“

„Giebt es zwei Couche-tout-Nu auf der Erde?“ erwiederte der Andere; — „ich hab' ihn ſo eben geſehen; er iſt ſtark vermummt . . . ſie tafeln wenigſtens drei Stunden lang.“

„Dann . . . erwartet mich hier . . . haltet Euch möglichſt unbemerkt . . . Ich will den Flügelmann holen, und die Sache iſt abgethan.“

Und alſo ſprechend verſchwand der Eine von den Männern in einer Straße, die auf den Platz auslief.

. . . .

In dieſem Augenblicke trat die Bacchusfeſt-Königin in den Bankettſaal, von Couche-tout-Nu begleitet, und wurde mit den raſendſten Freudenrufen begrüßt.

„Nun,“ — rief Céphyſe mit einer Art fieberiſchen Taumels aus, und wie wenn ſie ſich zu betäuben geſucht hätte, — „nun, meine Freunde, Stürme, Orkane, Umſtürzungen, Lostobungen und andere Erzitterungen.“ Dann, dem Nini-Moulin ihr Glas reichend, ſagte ſie: „Zu trinken!“

„Es lebe die Königin!“ — ſchrie man einſtimmig.

Drittes Kapitel.

Der Wecker.

Die Bacchusfeſt-Königin, welcher Couche-tout-Nu und Rose-Pompon gegenüber, Nini-Moulin zur Rechten ſaßen, führte bei dem von Jacques ſeinen Luſtgefährten großmüthig gegebenen Feſtmahle — der Wecker genannt — den Vorſitz.

Dieſe jungen Männer und jungen Mädchen ſchienen die Anſtrengungen eines um eilf Uhr Abends begonnenen, und um ſechs Uhr Morgens geendigten Balles vergeſſen zu haben; alle dieſe eben ſo luſtigen als verliebten und unermüdlichen Paare, lachten, aßen, tranken mit einem jugendlichen und allvermögenden Eifer; daher wurde bei der erſten Abtheilung des Mahles wenig geplaudert; man hörte nur das Klirren des Anſtoſſens der Gläſer und der Teller.

Die Phyſiognomie der Bacchusfeſt-Königin war minder fröhlich, aber weit beſeelter als gewöhnlich; ihre rothen Wangen, ihre glänzenden Augen verriethen eine fieberhafte Uebererregtheit, ſie wollte ſich um jeden Preis betäuben; die Unterredung mit ihrer Schweſter kam ihr bisweilen in den Sinn; ſie ſuchte dieſen traurigen Erinnerungen zu entgehen.

Jacques betrachtete Céphyſe von Zeit zu Zeit mit einer Art leidenſchaftlicher Anbetung; denn, Dank einer ſonderbaren Gleichförmigkeit des Characters, des Geiſtes, des Geſchmackes, die zwiſchen ihm und der Bacchusfeſt-Königin beſtand, hatte ihre Verbindung viel tiefere und feſtere Wurzeln, als ſonſt gewöhnlich ſolche flüchtige, auf das Vergnügen baſirte Zuneigungen haben. Céphyſe und Jacques kannten nicht einmal die ganze Gewalt einer bisher von Freuden und Feſten umgebenen Liebe, die noch kein trauriges Ereigniß geſtört hatte.

Die kleine Rose-Pompon, ſeit einigen Tagen Wittwe eines Studenten, der, um den Faſching würdig beſchließen zu können, in ſeine Heimath zurückgekehrt war, um ſeiner Familie einiges Geld unter einem jener fabelhaften Vorwände abzuzapfen, deren Tradition in den Rechts- und Medicinſchulen ſorgfältig bewahrt und cultivirt wird; Rose-Pompon hatte, als ein Beiſpiel ſeltener Treue, und weil ſie ſich nicht compromittiren wollte, Nini-Moulin zu ihrem unverdächtigen Begleiter gewählt.

Dieſer Letztere, ſeines Helmes ledig, zeigte einen Kahlkopf, umkreiſet von einem Saume ſchwarzer und krauſer Haare, die ziemlich lang hinten im Nacken waren. Durch eine ſehr merkwürdige bachiſche Erſcheinung, trat, nach dem Maße ſeiner zunehmenden Trunkenheit, eine Art von Zone, gleich ſeinem luſtigen Geſichte purpurroth gefärbt, nach und nach an ſeiner Stirne hervor, und bewältigte die blendende Weiße ſeines Schädels.

Rose-Pompon, die Bedeutung dieſes Symptomes kennend, machte die Geſellſchaft darauf aufmerkſam, und rief laut lachend aus:

„**Nini-Moulin**, gieb Acht! die Weinfluth ſteigt drollig aufwärts!!“

„Wenn ſie ihm über den Kopf hinausſteigt ... wird er ertränkt ſeyn!“ — fügte die Bacchusfeſt-Königin bei.

„Oh, Königin! ſuchen Sie mich nicht zu ſtören ... ich meditire ...“ erwiederte Dumoulin, der betrunken zu werden begann, und in der Hand, nach Art antiken Schlages, eine weingefüllte Punſchbowle hielt, denn er verſchmähte die gewöhnlichen Gläſer, die er wegen ihres mittelmäßigen Gehaltes verächtlich Schlündchen nannte.

„Er meditirt ...“ — ſagte **Rose-Pompon**, — „**Nini-Moulin** meditirt, aufgemerkt ...“

„Er meditirt ... er iſt alſo krank!“

„Worüber meditirt er denn? Ueber einen Chicard-Schritt?“

„Ueber eine anacreontiſche un[illegible]rbotene Stellung?“

„Ja, ich meditire,“ — entgegnete Dumoulin ernſthaft, — „ich meditire über den Wein überhaupt, und insbeſondere über den Wein, von welchem der göttliche Boſſuet (Dumoulin beging die ungeheure Unſchicklichkeit, ſich auf Boſſuet zu berufen, ſo oft er betrunken war), ein Kenner deſſelben, geſagt hat: — „„Im Weine iſt der Muth, die Kraft, die

Freude, die geiſtige Trunkenheit . . .““ *); (wenn man Geiſt hat, wohl verſtanden),“ — fügte **Nini-Moulin** ſchaltſatzförmig bei.

„Dann bete ich Deinen Boſſuet an,“ — ſagte **Rose-Pompon.**

„Betreffend die beſondere Meditation, ſo beſchäftiget ſich dieſelbe mit der Löſung der Frage, ob der Wein bei der Hochzeit zu Cana roth oder weiß geweſen . . . bald befrage ich den weißen Wein, bald den rothen . . . bald alle zwei zugleich.“

„Das heißt der Frage auf den Grund kommen.“ — bemerkte **Couche-tout-Nu.**

„Und vorzüglich auf den Grund der Flaſchen,“ — äußerte die Bacchusfeſt-Königin.

„Wie Sie ſagen, o Majeſtät . . . und ich habe ſchon, durch Erfahrungen und Nachforſchungen, eine große Entdeckung gemacht, nämlich, daß der Wein bei der Hochzeit zu Cana roth war . . .“

„Er war nicht weiß.“ — ſagte **Rose-Pompon** verſtändig.

„Und wenn ich zur Ueberzeugung gelangte, daß er weder weiß noch roth war?“ — fragte Dumoulin mit einer Amtsmiene.

„Dann wären Sie halb betrunken, mein Dicker.“ — entgegnete **Couche-tout-Nu.**

---

*) Boſſuet: Meditationes sur l'Evangile. VIter Tag. Theil IV.

G. S.

„Der Gemahl der Königin ſpricht wahr . . . Dieß begegnet Einem, wenn man von Wiſſenſchaft zu ſehr aufgeregt iſt; doch gleichviel, von Studien zu Studien über dieſe Frage, welcher ich mein Leben geweiht habe, ſchreitend, werde ich das Ende meiner achtungswerthen Laufbahn erreichen, indem ich meinem Durſte eine hinreichend hiſtoriſche Färbung gebe . . . eine theo . . . lo . . . giſche und ar . . . chäo . . . lo . . . giſche.“

Man muß auf die Schilderung der poſſierlichen Grimaſſe und des nicht minder poſſierlichen Tones verzichten, mit welchem Dumoulin dieſe letzten Worte, welche eine langwährende Heiterkeit erzeugten, hervorbrachte und abſetzte.

„Archäologize . . .“ — ſagte Rose-Pompon, — was iſt denn dieß? Hat es einen Schweif? Schwimmt's auf dem Waſſer?“

„Laß doch“ — verſetzte die Bacchusfeſt-Königin — das ſind Gelehrten- oder Taſchenſpielerworte; das iſt wie Crimolin-Steifröcke . . . das bläst auf . . . und ſomit baſta . . . Ich trinke lieber . . . ſchenken Sie ein, **Nini-Moulin** . . . Champagner. Rose-Pompon, auf das Wohl Deines Philémon . . . auf ſeine Rückkehr . . .“

„Trinken wir lieber auf den guten Erfolg der Rieſenmohrrübe, welche er ſeiner zähen und fetten Familie auszuziehen hofft, um ſeinen Faſching zu beſchließen,“ — entgegnete Rose-Pompon; — „zum Glücke wird er ſie mit ſeinem Mohrrübenplane nicht übel planiren . . .“

„**Rose-Pompon!**“ — rief **Nini-Moulin** aus, — „ob Sie dieſes Wortſpiel mit oder ohne Abſicht gemacht haben, laſſen Sie ſich umarmen . . . mein Kind.“

„Ich danke! . . . Was würde mein Mann dazu ſagen?“

„**Rose-Pompon** . . . ich kann Sie beruhigen . . . Der heilige Paulus . . . hören Sie, der heilige Apoſtel Paulus? . . .“

„Nun denn! weiter . . . ein guter Apoſtel?“ *)

„Der heilige Paulus hat ausdrücklich geſagt: „„daß diejenigen, welche verheirathet ſind, leben ſollen, als hätten ſie keine Frauen . . .“

„Was geht dieß mich an? . . dieß betrifft Philémon . . .“

„Ja, —“ erwiederte **Nini-Moulin**. — „Aber der göttliche Boſſuet, für heute Aushelfer und Lückenbüßer, fügt bei, den heiligen Paulus citirend: „Und folglich ſollen die verheiratheten Frauen leben, als hätten ſie keine Männer . . . **) Ich darf Ihnen alſo um ſo mehr meine Arme öffnen, o **Rose-Pompon**, als Philémon nicht einmal Ihr Mann iſt . . .“

„Ich ſtell's nicht in Abrede: aber Sie ſind zu häßlich! . . .“

„Das iſt ein Grund . . . ich trinke alſo auf das

---

*) Bon apôtre, heißt auch: ein luſtiger Bruder. (Hier ein Wortſpiel.) D. Ueb.

**) Traité de la concupiscence, Theil IV. E. S.

Wohl von Philémons Plane! . . Wünſchen wir alſo daß er ihm eine ungeheure Mohrrübe hervorbringe! . "

„Das laß ich mir gefallen, —" ſagte **Rose-Pompon**, — „auf die Geſundheit dieſes intereſſanten Gemüſes, ſo nothwendig für die Exiſtenz der Studenten."

„Und anderer Mohrrübeneſſer! —" fügte Dumoulin hinzu.

Dieſer Toaſt voll Apropos ward mit einſtimmigen Freudenrufen aufgenommen.

„Mit der Erlaubniß Ihrer Majeſtät und ihres Hofes, —" fuhr Dumoulin fort, — „ſchlag' ich einen Toaſt auf das Gelingen einer Sache vor, die mich intereſſirt, und einige analoge Aehnlichkeit mit Philémons Mohrrübe hat . . . Ich bilde mir ein, daß dieſer Toaſt mir Glück bringen wird."

„Laſſen Sie hören . . ."

„Wohlan! auf das Wohl meiner Heirath, —" ſagte Dumoulin aufſtehend.

Dieſe Worte erregten einen Ausbruch des Schreiens, des lauten Lachens, des furchtbaren Stampfens mit den Füßen.

Nini-Moulin ſchrie, ſtampfte mit den Füßen, lachte, ſtärker als die Uebrigen, einen ungeheuern Mund aufſperrend, und dieſem betäubenden Getöſe den grellen Lärm ſeiner Klapper beifügend, die er unter ſeinem Stuhle hervornahm, wohin er ſie gelegt hatte.

Als dieſer Orkan ein wenig nachließ, erhob ſich die Bacchusfeſt-Königin, und ſprach:

„Ich trinke auf das Wohl der künftigen Madame Nini-Mouline.“

„Oh! Königin! Ihr Benehmen rührt mich ſo tief, daß ich Sie auf dem Grunde meines Herzens den Namen meiner künftigen Gemahlin leſen laſſe, —“ rief Dumoulin aus, — „ſie heißt Madame Wittwe Honorée-Modeſte-Meſſaline-Angèle von Sainte-Colombe…“

„Bravo . . . bravo . . .“

„Sie zählt ſechzig Jahre, und mehr tauſend Livres Renten, als Haare in ihrem grauen Knebelbarte und Runzeln im Geſichte; ihre Wohlbeleibtheit iſt ſo gewaltig, daß einer ihrer Röcke zu einem Zelte für die ehrenwerthe Geſellſchaft dienen könnte; daher hoffe ich, Ihnen meine zukünftige Gemahlin in der Faſtnacht als Schäferin gekleidet, die ſo eben ihre Herde verſchlungen hat, vorzuſtellen; man wollte ſie bekehren; aber ich übernehme es, ſie zu ergötzen; dieß wird ihr lieber ſein; Sie müſſen mir alſo beiſtehen, ſie in den tollſten Bacchus- und Cancantaumel zu verſenken.“

„Wir wollen ſie in alles verſenken, in was Sie wünſchen.“

„Ein Cancan in weißen Haaren,“ ſang Rose-Pompon nach einer bekannten Melodie.

„Das wird den Stadtſergeanten imponiren.“

„Man wird zu ihnen ſagen: reſpectirt ſie . . . Eure Mutter wird vielleicht einſt ihr Alter erreichen.“

Plötzlich ſtand die Bacchusfeſt-Königin auf. Ihre Phyſiognomie wies einen ſonderbaren Ausdruck von bitterer und ſardoniſcher Freude; mit einer Hand hielt ſie ihr volles Glas.

„Man ſagt, daß die Cholera ſich mit ihren Siebenmeilenſtiefeln nähert ...“ rief ſie aus. — „Ich trinke auf die Cholera!“

Und ſie trank.

Ungeachtet der allgemeinen Heiterkeit, machten dieſe Worte einen traurigen Eindruck; eine Art elektriſchen Schauders durchzuckte die Verſammlung; faſt alle Mienen wurden plötzlich ernſt.

„Ah! Céphyſe ...“ ſagte Jacques mit einem Tone des Vorwurfes.

„Auf die Cholera! ...“ fuhr die Bacchusfeſt-Königin unerſchrocken fort — „auf daß ſie jener ſchöne, die gerne leben ... und jene, die ſich nicht trennen wollen, miteinander ſterben laſſe ...“

Jacques und Céphyſe wechſelten raſch einen Blick, der ihren luſtigen Genoſſen entging, und eine Zeitlang blieb die Bacchusfeſt-Königin ſtumm und gedankenvoll.

„Ah! iſt's ſo gemeint ... das iſt etwas anderes, —“ ſagte **Rose-Pompon** mit feſter Miene. — „Auf die Cholera! ... damit es nur noch gute Kinder auf Erden gebe ...“

Ungeachtet dieſer Deutung, war der Eindruck insgeheim immer peinlich. Dumoulin wollte dieſen traurigen Unterhaltungsſtoff kurz abſchneiden, und rief aus:

„Zum Teufel die Todten! Es leben die Lebenden! Und gelegentlich der Lebenden und der guten Lebenden, verlange ich einen Toaſt auf eine unſerer luſtigen Königin theure Geſundheit auszubringen, die Geſundheit unſers Amphitryon; zum Unglücke weiß ich ſeinen werthen Namen nicht, weil ich nur die Ehre habe, ihn ſeit heute Nacht zu kennen; er wird mir alſo verzeihen, wenn ich mich darauf beſchränke, einen Toaſt auf die Geſundheit von Couche-tout-Nu auszubringen, ein Name, der mein Schamgefühl gar nicht erſchreckt; denn Adam ſchlief nie anders. Es gilt alſo dem Couche-tout-Nu.“

„Ich danke, mein Dicker, —“ erwiederte Jacques fröhlich; — „ſollte ich Ihren Namen vergeſſen, ſo würde ich Sie Wer-Will-Trinken nennen, und ich weiß gewiß, daß Sie antworten würden: Hier!“

„Hier … völlig hier, —“ verſetzte Dumoulin, mit der einen Hand militäriſch grüßend, und mit der andern ſeine Punſchbowle bietend.

„Wenn man übrigens trinkend miteinander angeſtoßen hat, —“ ſagte Couche-tout-Nu herzlich, — „muß man ſich genau kennen … Ich heiße Jacques Rennepont.“

„Rennepont! —“ rief Dumoulin aus, von dieſem Namen überraſcht ſcheinend, ungeachtet ſeiner Halbtrunkenheit, — „Sie heißen Rennepont?“

„Durch und durch Rennepont … Macht Sie dieß ſtaunen?“

„Weil es eine alte Familie dieſes Namens gibt … die Grafen von Rennepont.“

„Ah bah! wahrhaftig! —" erwiederte **Couche-tout-Nu** lachend.

„Die Grafen von Rennepont, welche auch Herzoge von Cardoville ſind, —" fügte Dumoulin bei.

„Ah! was Sie da ſagen, mein Dicker; ſeh' ich Ihnen danach aus, mein Daſein einer ſolchen Familie zu verdanken! . . . ich, der Arbeiter bei Luſt und Zechgelag."

„Sie! . . . ein Arbeiter? Ah! da gerathen wir ja in Tauſend und eine Nacht! —" rief Dumoulin immer ſtaunender aus: — „Sie bezahlen uns ein Balthaſar-Feſtmahl im Geleite vierſpänniger Wagen. Und Sie ſind ein Arbeiter? . . . Nennen Sie mir ſchnell Ihr Handwerk . . . ich bin mit dabei, und ich verlaſſe den Weinberg des Herrn, oder ich ſetze halb recht, halb nicht recht, Reben ein."

„Ah! ſagen Sie doch, glauben Sie nicht, daß ich Arbeiter in Banknoten oder in Augentrugmünzen bin? —" fragte Jacques lachend.

„Ah! Camerad, . . . eine ſolche Vermuthung . . ."

„Iſt verzeihlich, ſieht man den Zug, den ich führe... Aber ich will Sie beruhigen . . . Ich verſchwende eine Erbſchaft."

„Sie eſſen und trinken ohne Zweifel einen Onkel? —" fragte Dumoulin anmuthig.

„Meiner Treu . . . ich weiß nichts davon . . ."

„Wie? Sie kennen die Art Ihrer Speiſe nicht?"

„Stellen Sie ſich zuvörderſt vor, daß mein Vater ein Lumpenſammler war . . .“

„Ah! Teufel . . . —“ ſagte Dumoulin, — „ziemlich aus der Faſſung gebracht, obgleich er in der Regel in der Wahl ſeiner Flaſchengefährten wenig bedenklich war: aber nachdem ſich ſein erſtes Erſtaunen verloren hatte, fuhr er mit bezaubernder Anmuth fort: — „es gibt jedoch Lumpenſammler . . . vom höchſten Verdienſte . . .“

„Pardieu, . . . Sie glauben ſich luſtig zu machen . . . —“ entgegnete Jacques, — „und dennoch haben Sie Recht, mein Vater war ein Mann von berühmtem Verdienſte!! Er ſprach griechiſch und lateiniſch wie ein wahrer Gelehrter, und ſagte mir immer, daß er in der Mathematik nicht ſeines Gleichen hatte . . . nicht zu erwähnen, daß er viel gereiſet war . . .“

„Demnach, —“ fuhr Dumoulin mit beruhigter Ueberraſchung fort, — „könnten Sie allerdings zur Familie der Grafen von Rennepont gehören.“

„In dieſem Falle, —“ ſagte Rose-Pompon lachend, — „ſammelte Ihr Vater Lumpen aus Liebhaberei und der Ehre wegen.“

„Nein! nein! daß ſich Gott erbarm'! es geſchah, um zu leben, —“ erwiederte Jacques; „aber in ſeiner Jugend war es ihm behaglich ergangen . . . Wie es ſcheint, oder vielmehr wie es in ſeinem Unglücke nicht mehr ſchien, hatte er ſich an einen reichen Verwandten gewendet; aber der reiche Verwandte ihm: Dank!

geſagt. Dann wollte er aus ſeinem Griechiſch, ſeinem Latein und ſeiner Mathematik Nutzen ziehen. Unmöglich. Paris ſchien damals von Gelehrten zu wimmeln."

„Dann hat er, lieber als vor Hunger zu ſterben… ſein Brod an der Spitze ſeines Hackens geſucht, und dort, meiner Treu, auch gefunden; denn ich habe zwei Jahre lang davon gegeſſen, als ich nach dem Tode einer Tante zu ihm zog, bei der ich auf dem Lande wohnte."

„Ihr achtungswerther Vater war ſohin eine Art von Philoſoph, —" äußerte Dumoulin; — „aber woferne er eine Erbſchaft nicht im Winkel eines Eckſteines gefunden hat … will mir die Erbſchaft, von der Sie reden, nicht allzu nah dünken."

„Erwarten Sie nur das Ende vom Liede. Im Alter von zwölf Jahren kam ich als Lehrling in die Fabrik des Herrn Triveaud; zwei Jahre ſpäter iſt leider mein Vater geſtorben, der mir das Mobiliar unſers Speichers zurückließ: einen Strohſack, einen Stuhl und einen Tiſch, ferner in einer ſchlechten Kölniſchwaſſerſchachtel Papiere, dem Anſcheine nach engliſch geſchrieben, und eine Medaille von Bronce, welche, nebſt ihrer Kette, wohl ſechs Sous werth ſein konnte … Von dieſen Papieren hatte er nie mit mir geſprochen. Da ich nicht wußte, wozu ſie nützten, hab' ich ſie auf dem Boden eines alten Felleiſens gelaſſen, anſtatt ſie zu verbrennen; das war klug gethan, denn auf dieſe Papiere hat man mir Geld geliehen."

„Welch' ein Glücksfall! —“ ſagte Dumoulin. — „Ah, man wußte alſo, daß Sie ſie hatten?“

„Ja, einer von jenen Männern, die auf der Fährte alter Schuldforderungen ſind, beſuchte Géphyſe, die mit mir davon geſprochen; nach Durchleſung der Papiere ſagte der Mann zu mir, daß die Sache zweifelhaft ſei, er mir jedoch zehntauſend Franken darauf leihen würde, wenn ich wollte ... Zehntauſend Franken! ... dieß war ein Schatz ... ich ſchlug gleich ein ...“

„Aber Sie hätten denken ſollen, daß dieſe Schuldforderungen einen ziemlich großen Werth haben mußten ...“

„Meiner Treu, nein ... weil mein Vater, der ihren Werth kennen mußte, keinen Nutzen daraus gezogen hatte ... und dann, zehntauſend Franken, in ſchönen und guten Thalern ... welche, man weiß nicht woher, fallen ... ſo was nimmt man immer, und alſogleich ... und ich hab' ſie genommen ... Nur einen Wechſel mußte ich dem Negozianten unterzeichnen ... als Bürgſchaft ... ja, ſo iſt's, als Bürgſchaft.“

„Sie haben ihn unterzeichnet?

„Was verſchlug mir dieß? ... dieß wäre eine bloße Formalität, hat mir der Negoziant geſagt, und er ſagte die Wahrheit, weil er vor vierzehn Tagen verfallen iſt, und ich nicht davon ſprechen gehört habe ... Es bleiben mir noch ein tauſend Franken bei dem Negozianten, den ich zum Caſſirer genommen ... weil er die Caſſe hatte ... Und ſo denn, mein Dicker, wirthſchafte ich auf den Tod von Morgens bis Abends ſeit meinen zehntauſend Franken, luſtig wie ein Finke, meinen Bürgerſchuft, Herrn Triveaud, verlaſſen zu haben."

Als Jacques dieſen Namen ausſprach, verdüſterte ſich plötzlich ſeine bisher fröhliche Phyſiognomie.

Céphyſe, des peinlichen Eindruckes ledig, der ſich einen Augenblick ihrer bemächtiget hatte, ſchaute Jacques mit Beſorgniß an; denn ſie wußte, bis zu welchem Grade der Name des Herrn Triveaud ihn erzürnte.

„Herr Triveaud," — fuhr Couche-tout-Nu fort, — „iſt einer, der die Guten ſchlecht, und die Schlechten noch ſchlechter machen würde . . . Man ſagt: ein guter Reiter . . . ein gutes Pferd; man ſollte ſagen: ein guter Herr, ein guter Arbeiter . . . daß ſich Gott erbarme! Wenn ich an dieſen Mann da denke . . ."

Und Couche-tout-Nu ſchlug heftig mit der Fauſt auf den Tiſch.

„Geh, Jacques, denk' an etwas anderes —" ſagte die Bacchusfeſt-Königin — „Rose-Pompon . . . mach ihn doch lachen . . ."

„Ich fühle keine Luſt mehr, zu lachen," — erwiederte Jacques mit heftigem, von der Aufregung des Weines noch gereizten Tone — „das iſt ſtärker, als ich; wenn ich an dieſen Mann da denke . . . die Galle ſteigt mir! Man mußte ihn hören: „„Lumpen von Arbeitern . . . Canaillen von Arbeitern: ſie ſchreien, daß ſie kein Brod im Bauche haben."" — ſagte Herr Triveaud, — „„Wohlan, man wird ihnen Bajonnette hineinſtecken . . . *) das wird ſie ſtill machen . . .““

„Und die Kinder . . . in ſeiner Fabrik . . . man mußte ſie ſehen . . . die armen Kleinen . . . ſo lange arbeitend, wie die Männer . . . dutzendweiſe abzehrend und zu Grunde gehend . . . Aber bah! wenn auch, waren jene todt, ſo kamen deren immer wieder andere nach . . . Das iſt nicht ſo, wie mit den Pferden, die man nur durch Bezahlung erſetzen kann.“

„Ei, es iſt klar, Sie lieben Ihren ehemaligen Patron nicht,“ — ſagte Dumoulin, immer betroffener über die düſtere und ſorgenvolle Miene ſeines Amphitryon, und bedauernd, daß die Unterhaltung dieſe ernſte Wendung genommen; daher flüſterte er der Bacchusfeſt-Königin einige Worte in's Ohr, die ihm durch ein Zeichen des Einverſtändniſſes antwortete.

„Nein . . ich liebe Herrn Triveaux nicht,“ — erwiederte Couche-tout-Nu. — „ich haſſe ihn, wiſſen Sie, warum? Weil es eben ſowohl ſeine Schuld iſt, als die meinige, daß ich ein Poſſenreiſſer geworden bin: ich ſage dieß nicht, um mich zu rühmen, aber es iſt wahr: . . . als Gamin und Lehrling bei ihm, war ich voll Liebe, voll Eifer, und ſo arbeitswüthig, daß ich mein Hemd auszog, um zu arbeiten; dieß gab auch die Veranlaſſung dazu, daß man mich **Couche-tout-Nu** getauft hat . . . Wohlan, ich hatte gut mich tödten, mich kreuzlahm machen . . . nie ein Wort zu meiner Ermuthigung; ich war der Erſte in der Werkſtätte, der Letzte, der ſie verließ . . . nichts; man bemerkte es nicht einmal . . . eines Tages verletze ich mich am Triebwerke . . . man trägt mich in's Spital . . . ich komme wieder heraus . . . noch ganz ſchwach; gleich viel, ich gehe wieder an meine Arbeit . . . Ich verlor den Muth nicht . . . die Andern, welche wußten, was daraus erfolgte, und den Patron kannten, hatten mir gut ſagen: „„Iſt er ein Zeiſig, daß er ſich ſo abbuckelt, dieſer Kleine da! . . . Was wird er davon tragen? . . . Arbeite doch nicht übertrieben, dummer Junge, es wird nicht mehr und nicht weniger dabei herausſchauen.““

---

*) Dieſes grauſame Wort iſt zur Zeit der unglücklichen Ereigniſſe in Lyon geſprochen worden.

G. S.

„Gleichviel, ich fuhr immer fort; endlich eines Tages wurde ein alter braver Mann, welchen man den Vater Arſene nannte, der ſchon ſeit langer Zeit im Hauſe arbeitete, und ein Muſter von guter Aufführung war, fortgejagt, weil ſeine Kräfte zu ſehr abnahmen. Dieß war für ihn ein Todesſchlag; er hatte eine gebrechliche Frau, und in ſeinem Alter, dazu ſchwach, konnte er anderswo nicht unterkommen . . “

„Als der Werkführer ihm ſeine Verabſchiedung ankündigte, konnte der gute Mann nicht daran glauben; er begann aus Verzweiflung zu weinen. In dieſem Augenblicke geht Herr Tripeaud vorüber . . . Vater Arſene bittet ihn mit aufgehobenen Händen, ihn zu halbem Arbeitslohne zu behalten. — „„Ah!““ erwiederte ihm Herr Tripeaud, die Achſeln zuckend, „„glaubſt Du, daß ich aus meiner Fabrik ein Invalidenhaus machen will? Du kannſt nicht mehr arbeiten, marſch.““ — „„Aber ich habe vierzig Jahre lang gearbeitet; was wollen Sie, daß aus mir werden ſoll? mein Gott!““ — ſagte der arme Vater Arſene. „„Was geht dieß mich an?““ entgegnete ihm Herr Tripeaud, und befahl ſeinen Commis: — „„Machen Sie die Abrechnung ſeiner Woche, und dann mag er ſich packen.“ — Vater Arſene hat ſich gepackt, — ja . . . er hat ſich gepackt . . . aber am Abende haben ſich er und ſeine alte Frau im Kohlendampfe erſtickt.

„Nun, ſehen Sie, ich war Gamin; aber die Geſchichte des Vaters Arſene hat mich etwas gelehrt, nämlich: daß man gut ſich kreuzlahm arbeiten habe, aber den Nutzen davon immer nur die Bürger ziehen; daß ſie uns nicht einmal Dank dafür wiſſen, und daß man für ſeine alten Tage keine andere Ausſicht habe, als den Winkel eines Eckſteines, um dort zu verſchmachten. Dann iſt all mein ſchönes Feuer erloſchen; ich dachte mir: Was wird es mir nützen, mehr zu thun, als ich muß? Werde ich, wenn meine Arbeit dem Herrn Tripeaud Haufen von Gold einträgt, auch nur ein Stäubchen davon erhalten? Daher, da die Arbeit weder meiner Eigenliebe noch meinem Intereſſe irgend einen Vortheil bot, ward ſie mir zum Eckel; ich that gerade nur ſo viel, als nöthig war, meinen Lohn zu verdienen; ich bin ein Schlenderer, Faullenzer, Poſſenreiſſer geworden, und dachte mir: wenn mich dieß wegen zu großer Anſtrengung langweilen wird, will ich es wie Vater Arſene und ſeine Frau machen . . ."

Während Jacques ſich wider ſeinen Willen von dieſen bittern Gedanken hinreiſſen ließ, hatten ſich die übrigen Gäſte, durch ausdrucksvolle Geberden Dumoulins und der Bacchusfeſt-Königin angeregt, ſtillſchweigend verſtändiget: daher erhoben ſich auf einen Wink der Bacchusfeſt-Königin, die auf den Tiſch ſprang, mit dem Fuße die Flaſchen und Gläſer umſtürzend, Alle, und ſchrien, accompagnirt von **Nini-Moulin's** Klapper:

„Die ſtürmiſche Tulpe . . . man verlangt die Quadrille der ſtürmiſchen Tulpe!"

Bei dieſen, gleich einer Bombe einfallenden Freudenrufen, fuhr Jacques zuſammen; dann, nach einem Blicke des Erſtaunens auf ſeine Gäſte, fuhr er mit der Hand über ſeine Stirne, wie um peinliche Gedanken zu verſcheuchen, die ihn beherrſchten, und rief:

„Sie haben Recht. Zum Tanze, und es lebe die Freude!"

In einem Augenblicke wurde der Tiſch von kräftigen Armen entführt, und an das äuſſerſte Ende des großen Bankettſaales verwieſen; die Zuſchauer häuften ſich auf Stühle, Bänke, Fenſtergeſimſe, und vertraten, die den Studenten bekannte Melodie im Chor ſingend, die Stelle des Orcheſters um den von Couche-tout-Nu, der Bacchusfeſt-Königin, **Nini-Moulin** und

Rose-Pompon formirten Contretanz zu accompagniren.

Dumoulin, ſeine Klapper einem der Gäſte anvertrauend, ſetzte wieder ſeinen gewaltigen römiſchen Federbuſchhelm auf; ſeinen Oberrock hatte er bei dem Beginne des Feſtes abgelegt; er erſchien alſo im vollen Glanze ſeiner Vermummung. Sein Schuppenküraß endigte gebührend mit einem Federjäckchen, ähnlich jenem, welches die Wilden von dem Geleite des gemäſteten Ochſen *) tragen. **Nini-Moulin** hatte einen dicken Bauch und dünne Beine, daher ſeine Schienbeine in der Höhlung ſeiner weiten Stülpſtiefel auf Geradewohl ſchlenderten.

Die kleine **Rose-Pompon**, ihre Soldatenmütze nach der Quere, die beiden Hände in den Taſchen ihres Pantalons, den Oberleib ein wenig vorwärts neigend, und auf ihren Hüften von der Rechten zur Linken ſich wellenförmig wiegend, tanzte mit **Nini-Moulin**; dieſer, ſich zuſammennehmend, rückte ſprungweiſe vor, das linke Bein gebogen, das rechte Bein voran geſchwungen, die Spitze des Fußes in der Luft, und den Hacken über den Fußboden ſtreifend; ferner klatſchte er mit ſeiner linken Hand in ſeinen Nacken, während er, durch eine gleichzeitige Bewegung, raſch ſeinen rechten Arm ausſtreckte, wie wenn er ſeinem **Vis à vis** hätte Sand in die Augen werfen wollen.

---

*) Boeuf-gras, — der jährlich im Faſching zu Paris feierlichen Umzug hält. D. Ueb.

Dieſer Abgang hatte den größten Erfolg, man applaudirte lärmend, obgleich er nur das harmloſe Vorſpiel des Tanzes der ſtürmiſchen Tulpe war, als plötzlich die Thüre aufging: ein Kellner, der einen Augenblick Couche-tout-Nu mit den Augen geſucht, eilte auf ihn zu, und flüſterte ihm einige Worte in's Ohr.

„Ah!" — rief Jacques laut lachend aus, — „welche Poſſe!"

Als der Kellner einige Worte beifügte, drückte das Geſicht des Couche-tout-Nu eine ziemlich lebhafte Unruhe aus, und er antwortete dem Kellner:

„Es ſei! . . . Ich gehe."

Und er machte einige Schritte gegen die Thüre.

„Was giebt es denn, Jacques? fragte die Bacchusfeſt-Königin ziemlich beſtürzt.

„Ich komme gleich wieder . . . irgend Einer wird meine Stelle vertreten; tanzet immerhin," — erwiederte Couche-tout-Nu.

Und er ging eilig hinaus.

„Dieß wird nicht in Rechnung gebracht worden ſeyn," — bemerkte Dumoulin, — „er wird wiederkommen."

„So iſt's . . ." — erwiederte Céphyſe, — „nun der Cavalier allein," ſagte ſie zum Stellvertreter des Jacques.

Und der Contretanz ward fortgeſetzt.

Nini-Moulin hatte eben Rose-Pompon mit der rechten Hand, und die Bacchusfeſt-Königin mit der linken Hand gefaßt, um zwiſchen Beiden zu ſchaukeln, eine Tanzfigur, worin er durch Poſſenhaftigkeit betäubend war, als die Thüre ſich wieder öffnete, und der Kellner, welchem Jacques gefolgt war, ſich mit beſtürzter Miene ſchnell Cephyſen näherte, und ihr, wie zuvor dem Couche-tout-Nu, in's Ohr flüſterte.

Die Bacchusfeſt-Königin wurde blaß, ſtieß einen durchdringenden Schrei aus, ſtürzte gegen die Thüre, und rannte hinaus, ohne ein Wort zu ſprechen, ihre Gäſte verblüfft zurücklaſſend.

Viertes Kapitel.

Der Abſchied.

Die Bacchusfeſt-Königin, dem Kellner des Traiteurs folgend, gelangte an die Schwelle der Treppe.

Ein Fiacker hielt vor dem Thore.

In dieſem Fiacker erblickte ſie Couche-tout-Nu mit einem von den Männern, welche, zwei Stunden früher, auf dem Châteletplatze geſtanden.

Bei Céphyſens Ankunft ſtieg der Mann aus, und ſagte zu Jacques, ſeine Uhr ziehend:

„Ich gebe Ihnen eine Viertelſtunde . . . dieß iſt Alles, was ich für Sie thun kann, mein wackerer Junge . . . dann . . . auf den Weg . . . Verſuchen Sie nicht, uns zu entfliehen, wir werden an den Kutſchenſchlägen wachen, ſo lange der Fiacker hier verweilen wird."

Mit einem Sprunge war Céphyſe im Wagen. Zu bewegt, um bisher ſprechen zu können, rief ſie aus, ſich neben Jacques ſetzend, und deſſen Bläſſe bemerkend:

„Was giebt's? Was will man Dir?"

„Man verhaftet mich Schulden halber . . ." erwiederte Jacques mit düſterer Miene.

„Dich?" rief Céphyſe mit einem herzzerreißenden Schrei aus.

„Ja, wegen jenes Bürgſchaftswechſels, den der Negoziant mich hatte unterzeichnen laſſen . . . und er ſagte doch, dieß ſei nur eine Formalität . . . der Schuft!! . . "

„Aber, mein Gott, Du haſt Geld bei ihm . . . er mag es immerhin auf Abſchlag nehmen."

„Mir bleibt kein Sou; er ließ mir durch die Gerichtsdiener ſagen, daß er mir die letzten tauſend Franken nicht geben würde, weil ich den Wechſel nicht bezahlt hätte . . ."

„So laß uns zu ihm eilen, ihn bitten, beſchwören, Dir Deine Freiheit zu laſſen; er iſt mit dem Antrage gekommen, Dir dieſes Geld zu leihen; ich weiß es gut; weil er ſich zuerſt an mich gewendet hat. Er wird Mitleiden haben."

„Mitleiden . . . ein Negoziant . . . geh doch . . ."

„Alſo nichts . . . nichts mehr . . ." — rief Céphyſe aus, angſtvoll die Hände ringend.

Dann fuhr ſie fort:

„Aber es muß doch etwas in der Sache geſchehen... Er hatte Dir verſprochen . . .“

„Du ſiehſt, wie er ſeine Verſprechungen hält,“ — unterbrach Jacques ſie mit Bitterkeit; — „ich unterzeichnete, ohne nur zu wiſſen, was ich unterzeichnete; die Verfallzeit iſt vorüber, er in ſeinem Rechte . . . Widerſtand würde mir nichts helfen; man hat mir dieß alles ſo eben erklärt . . .“

„Aber man kann Dich nicht lange im Gefängniſſe behalten! Das iſt unmöglich.“

„Fünf Jahre lang . . . wenn ich nicht bezahle . . . und da ich niemals werde bezahlen können, iſt mein Loos entſchieden . . .“

„Ah! welches Unglück! welches Unglück! und nichts thun können!!“ — ſagte Céphyſe, ihr Geſicht mit den Händen verhüllend.

„Höre, Céphyſe,“ — verſetzte Jacques mit ſchmerzlichbewegter Stimme, — „ſeit ich da bin, denk' ich nur an eine Sache... an das, was aus Dir werden wird.“

„Kümmere Dich nicht um mich . . .“

„Ich ſoll mich nicht um Dich kümmern; Du biſt ja toll . . . Was wirſt Du anfangen? Das Mobiliar unſerer zwei Zimmer iſt nicht zweihundert Franken werth. Wir verſchwendeten ſo unſinnig, daß wir nicht einmal unſern Miethzins bezahlt haben. Wir ſchulden drei Termine . . . man darf alſo nicht auf den Verkauf dieſer Möbel zählen . . . ich laſſe Dich ohne einen Sou zurück . . . Mich ernährt man wenigſtens im Gefängniſſe . . . aber Du . . . wie wirſt Du leben?“

„Wozu ſich zum voraus grämen?“

„Ich frage Dich, wie Du morgen leben wirſt,“ — rief Jacques aus.

„Ich werde mein Coſtüm verkaufen, einige Effekten; ich werde Dir die Hälfte des Erlöſes ſchicken, und den Reſt behalten; dieſer wird auf einige Tage hinreichen.“

„Und dann? dann?“

„Dann? . . . Ei . . . dann . . . ich weiß es nicht, mein Gott; was ſoll ich Dir ſagen? . . . dann werde ich ſehen . . .“

„Höre, Céphyſe,“ — entgegnete Jacques mit herzzerreißendem Kummer, — „jetzt . . . ſeh' ich, wie ſehr ich Dich liebe . . . mein Herz iſt ſo gepreßt, wie in einem Schraubſtocke, bei dem Gedanken, von Dir zu ſcheiden . . . ein Schauer durchrieſelt mich, daß ich nicht weiß, was aus Dir werden ſoll . . .“ — Dann, mit der Hand über ſeine Stirne fahrend, fügte Jacques bei: „Siehſt Du? . . . was uns zu Grunde gerichtet hat, iſt, daß wir uns immer ſagten: Morgen wird nicht kommen; und Du ſiehſt es, Morgen kommt. Bin ich erſt nicht mehr bei Dir, haſt Du erſt den letzten Heller vom Erlöſe aus dieſen Fetzen ausgegeben, die Du verkaufen willſt . . . was wirſt Du . . . unfähig zu arbeiten, wie Du jetzt biſt . . . beginnen? . . . willſt Du, daß ich es Dir ſage . . . was Du thun wirſt? Du wirſt mich vergeſſen, und . . .“

Dann rief Jacques, wie vor dieſem Gedanken zurückbebend, mit Wuth und Verzweiflung aus:

„Daß ſich Gott erbarme! wenn dieß geſchehen ſollte, würde ich mir den Kopf auf einem Pflaſterſteine zerſchmettern!“

Céphyſe errieth den geheimen Gedanken des Jacques, ſie erwiederte ihm raſch, an ſeinen Hals ſich werfend:

„Ich? einen andern Liebhaber . . . niemals! . . . Denn, gleich Dir, ſeh' ich jetzt, wie ſehr ich Dich liebe . . .“

„Aber um zu leben? . . . meine arme Céphyſe! um zu leben?“

„Wohlan! . . . Ich werde Muth haben; ich werde bei meiner Schweſter wohnen, wie früherhin . . . ich werde mit ihr arbeiten; dieß wird mir mein tägliches Brod verſchaffen . . . Ich werde nur ausgehen, um Dich zu beſuchen . . . In einigen Tagen wird der Negoziant, nachſinnend, auf den Gedanken kommen, daß Du ihm nicht zehntauſend Franken zahlen kannſt, und Dich in Freiheit ſetzen laſſen; ich werde mich wieder an das Arbeiten gewöhnt haben . . . Du wirſt ſehen . . . Du wirſt ſehen! . . . Du wirſt Dich auch wieder daran gewöhnen; wir werden arm leben, aber ruhig; . . . zudem haben wir uns wenigſtens ſechs Monate lang gut unterhalten . . . während ſo viele Andere das Vergnügen in ihrem Leben nie gekannt haben; glaub' mir, mein guter Jacques, was ich Dir ſage, iſt wahr. Dieſe Lektion wird mir nützlich ſeyn. Wenn Du mich liebſt, ſo habe nicht die geringſte Unruhe; ich ſage Dir, daß ich lieber hundertmal ſterben, als einen andern Geliebten haben würde.“

„Umarme mich . . .“ — ſagte Jacques mit feuchten Augen; — „ich glaube Dir . . ich glaube Dir . . . Du machſt mir wieder Muth . . . für jetzt, und für ſpäter; . . . Du haſt Recht, wir müſſen trachten, uns wieder an die Arbeit zu machen, wo nicht . . . an den Scheffel Kohlen des Vaters Arſene . . denn ſiehſt Du,“ — fügte Jacques mit leiſer Stimme und bebend hinzu, — „ſeit ſechs Monaten . . . war ich wie betrunken; nun werde ich nüchtern . . . und ich ſehe, wohin wir gingen . . . Einmal am Ende unſerer Hülfsquellen angelangt, wäre ich vielleicht ein Dieb geworden, und Du . . . eine . . .“

„Oh! Jacques, Du erſchreckſt mich, ſprich nicht ſo,“ — rief Céphyſe aus, Couche-tout-Nu unterbrechend; — „ich ſchwöre Dir, ich werde zu meiner Schweſter zurückkehren, ich werde arbeiten . . . ich werde Muth faſſen . . .“

Die Bacchusfeſt-Königin war in dieſem Augenblicke ſehr aufrichtig; ſie wollte getreulich ihr Wort halten; ihr Herz war noch nicht völlig verderbt; das Elend, die Noth, waren für ſie, wie für ſo viele Andere, die Urſache und ſelbſt die Entſchuldigung ihrer Verirrung; bisher war ſie wenigſtens immer dem Zuge ihres Herzens gefolgt, ohne irgend einen niedrigen und feilen Rückhaltgedanken; die grauſame Lage, worin ſie Jacques erblickte, ſteigerte ſich ihre Liebe; ſie glaubte ihrer ſelbſt hinreichend gewiß zu ſeyn, um ihm zu ſchwören, bei Mayeux wieder jenes Leben harter und raſtloſer Arbeit zu beginnen, jenes Leben ſchmerzlicher Entbehrungen, welches zu ertragen ihr ſchon unmöglich war, und ihr noch um ſo peinlicher ſeyn mußte, ſeitdem ſie an ein müſſiges Leben der Zerſtreuung ſich gewöhnt hatte.

Dennoch beſchwichtigten ihre dem Jacques ſo eben gemachten Verſicherungen ein wenig den Kummer und die Beſorgniſſe dieſes Mannes; er beſaß Verſtand und Herz genug, um zu bemerken, daß der fatale Abgrund, zu dem er bisher ſich blindlings hatte hinſchleppen laſſen, ihn und Céphyſe geradenwegs zur Schande führte.

Einer von den Gerichtsdienern klopfte an den Kutſchenſchlag, und ſagte zu Jacques:

„Mein Junge, es bleiben Ihnen nur noch fünf Minuten, eilen Sie."

„Nun,. mein Kind . . . Muth," ſagte Jacques.

„Sey ruhig . . . ich werde ihn haben . . . Du kannſt darauf rechnen . , ."

„Du wirſt nicht mehr da hinaufgehen?"

„Nein, oh! nein! . . ." — erwiederte Céphyſe. — „Vor dieſem Feſte hab' ich jetzt einen Abſcheu."

„Alles iſt voraus bezahlt . . . ich will einem Kellner ſagen laſſen, zu melden, daß man uns nicht erwarte," — entgegnete Jacques. — „Sie werden ſehr erſtaunt ſeyn, aber gleichviel . . ."

„Wenn Du mich nur begleiten könnteſt . . . bis in unſere Wohnung,“ — ſagte Céphyſe, — „dieſer Mann würde es vielleicht erlauben; denn ſo gekleidet kannſt Du doch nicht nach Sainte-Pélagie gehen.“

„Das iſt wahr, er wird es Dir nicht verſagen, mich zu begleiten; aber wenn er bei uns im Wagen ſitzt, werden wir vor ihm uns nichts mehr ſagen können... Daher . . . laß mich zum erſtenmale in meinem Leben vernünftig mit Dir ſprechen. Gedenke deſſen wohl, was ich Dir ſage, meine gute Céphyſe . . . es iſt übrigens für mich paſſend, wie für Dich, —“ fuhr Jacques mit einem ernſten und innigen Tone fort, — „füge Dich heute noch wieder in die Gewohnheit der Arbeit . . . Man hat gut peinlich, undankbar ſein, gleichviel . . . zögere nicht; denn Du würdeſt bald die Wirkung dieſer Lektion vergeſſen; wie Du ſagſt, ſpäter würde es nicht mehr Zeit ſeyn, und Du würdeſt enden, wie ſo viele andere arme Unglückliche . . . Du verſtehſt mich ...“

„Ich verſtehe Dich . . . —“ erwiederte Céphyſe erröthend; — „aber mir wäre der Tod hundertmal lieber, als ein ſolches Leben . . .“

„Und Du hätteſt Recht . . . denn in dieſem Falle, ſiehſt Du, —“ fügte Jacques mit dumpfer und verhaltener Stimme bei, — „würde ich Dir . . . ſterben helfen.“

„Ich verlaſſe mich darauf, Jacques,“ verſetzte Céphyſe, ihren Geliebten mit Entzücken umarmend, dann fügte ſie traurig hinzu:

„Siehſt Du, es war wie eine Ahnung, da ich eben erſt mich ganz verdrießlich fühlte, ohne zu wiſſen warum, mitten in unſerem Vergnügen . . . und auf die Cholera trank . . . damit ſie uns miteinander ſterben laſſe . . .“

„Nun denn! . . . wer weiß, ob die Cholera nicht kommen wird?“ ſagte Jacques mit düſterer Miene. — „wir würden dabei die Kohlen erſparen, und vielleicht werden wir nicht einmal ſo viel haben, uns welche zu kaufen.“

„Ich kann Dir nur Eines ſagen, Jacques, nämlich: daß Du mich immer bereit finden wirſt, mit Dir zu leben und zu ſterben.“

„Geh, trockne Deine Thränen, —“ fuhr er mit tiefer Bewegung fort. — „Zeigen wir uns vor dieſen Männern nicht ſchwach wie Kindern.“

. . . .

Einige Minuten danach fuhr der Fiacker nach der Wohnung von Jacques, wo er ſich umkleiden ſollte, bevor er ſich in das Schuldgefängniß begab.

. . . .

Wiederholen wir es, gelegentlich der Schweſter der Mayeur, (es gibt Dinge, die man nicht oft genug ſagen kann.)

Eine der traurigſten Folgen der Nichtorganiſation der Arbeit, iſt die Unzulänglichkeit der Arbeitslöhne.

Die Unzulänglichkeit des Arbeitslohnes zwingt unvermeidlich die Mehrzahl der ſo ſchlecht belohnten jungen Mädchen, das Mittel zu ſuchen, zu leben, indem ſie verderbende Verbindungen eingehen.

Bald erhalten ſie eine mäßige Summe von ihrem Liebhaber, welche, mit dem Erlöſe aus ihrer Arbeit vereint, zu ihrem Lebensunterhalte beiträgt.

Bald verlaſſen ſie, wie die Schweſter der Maveur, die Arbeit gänzlich, und führen ein gemeinſchaftliches Leben mit dem Manne, den ſie wählen, wenn er dieſe Ausgabe beſtreiten kann; dann, und während dieſer Zeit des Vergnügens und Nichtsthuns, bemächtiget ſich der unheilbare Ausſatz des Müßigganges für immer dieſer Unglücklichen.

Dieß iſt die erſte Phaſe der Erniedrigung, in welche die ſtrafbare Sorgloſigkeit der Geſellſchaft eine unermeßliche Zahl von Arbeiterinnen drängt, die doch mit den Gefühlen der Scham, der Rechtſchaffenheit und Ehrbarkeit geboren wurden.

Nach Verlauf einer gewiſſen Zeit verläßt ſie ihr Liebhaber, manchmal wenn ſie Mütter ſind.

Ein andermal führt eine unſinnige Verſchwendung den Unvorſichtigen in's Gefängniß; dann befindet ſich das junge Mädchen allein, verlaſſen, ohne Exiſtenzmittel.

Jene, welche Muth und Energie bewahrt haben, machen ſich wieder an die Arbeit . . . die Zahl derſelben iſt ſehr klein.

Die Uebrigen . . . vom Elende, von der Gewohnheit eines leichten und müſſigen Lebens getrieben, ſinken auf die unterſten Stufen der Verworfenheit hinab.

Man muß ſie dieſer Verworfenheit wegen mehr beklagen als tadeln; denn die erſte und mächtige Urſache ihres Falles, war die unzulängliche Vergütung ihrer Arbeit, oder das Feiern.*)

Eine andere bedauernswerthe Folge der Nichtorganiſation der Arbeit und der daraus hervorgehenden Unzulänglichkeit des Arbeitslohnes, iſt außerdem für die Männer der tiefe Widerwille, womit ſie faſt immer an ihr Tagewerk gehen.

Das iſt begreiflich.

Weiß man ihnen die Arbeit anziehend zu machen, ſei's durch die Verſchiedenheit der Beſchäftigungen, ſei's durch ehrende Belohnungen, durch Dienſtgefälligkeiten, ſei's durch eine dem Gewinne, welchen ihre Arbeit an einem Werke verſchafft, angemeſſene Vergeltung,

---

*) Wir leſen in einer vortrefflichen Denkſchrift, voll praktiſcher Anſichten, und von einem liebreichen und erhabenen Geiſte dictirt: (**Ligue nationale contre la misère des travailleurs, ou Memoire explicatif d'une pétition à présenter à la chambre des députés; par J. Terson. — Paulin, editeur.**) — Wir leſen dieſe unglücklicherweiſe nur zu wahren Zeilen: „Wir ſprechen nicht von den im nämlichen Wahlfalle befindlichen Arbeiterinnen. Was wir zu ſagen hätten, wäre zu peinlich anzuhören . . . Wir wollen nur darauf aufmerkſam machen, daß es in den Zeiten der längſten Arbeitsſtillſtände geſchieht, daß die Miſſionärinnen der Entehrung ihre Schandgenoſſinnen unter den ſchönſten Töchtern des Volkes anwerben." G. S.

ſei's endlich durch die Hoffnung auf eine ſichere Verſorgung nach langen Jahren der Arbeit?

Nein, das Land bekümmert und ſorgt ſich nicht um ihre Bedürfniſſe, oder um ihre Rechte.

Und dennoch gibt es, um nur einer Induſtrie zu erwähnen, Mechaniker und Maſchinenarbeiter, welche, der Dampfexploſion und der Berührung furchtbarer Rädergetriebe ausgeſetzt, täglich von größeren Gefahren bedroht ſind, als die Soldaten im Kriege, ein ſeltenes praktiſches Wiſſen bethätigen, der Induſtrie, und folglich dem Lande, während einer langen und ehrenvollen Laufbahn unbeſtreitbare Dienſte leiſten, wofern ſie nicht durch die Exploſion eines Dampfkeſſels zu Grunde gehen, oder ihnen irgend ein Glied zwiſchen den Eiſenzähnen einer Maſchine zermalmt wird.

Erhält in dieſem letztern Falle der Arbeiter wenigſtens eine derjenigen gleiche Belohnung, welche der Soldat zum Lohne ſeines ohne Zweifel lobenswerthen, aber unfruchtbaren Muthes empfängt: — eine Unterkunft in einem Invalidenhauſe?

Nein . . .

Was iſt dem Lande daran gelegen? Und iſt der Meiſter undankbar, ſo ſtirbt der Verſtümmelte, dienſtunfähig, vor Hunger in irgend einem Winkel.

Beruft man endlich jemals zu den pompöſen Induſtriefeſten einige von jenen geſchickten Arbeitern, die allein dieſe bewundernswerthen Stoffe gewebt, dieſe blitzenden Waffen geſchmiedet, damascirt, dieſe Gold-

und Silberwerke ciſelirt, dieſe Ebenholz- und Elfenbeinmöbel gefertiget, dieſe funkelnden Edelſteine mit auserleſener Kunſt gefaßt haben?

Nein . . .

Zurückgezogen in den Winkel ihrer Dachſtube, inmitten einer elenden und ausgehungerten Familie, leben ſie kaum von einem geringen Arbeitslohne, ſie, die doch wie man geſtehen wird, wenigſtens zur Hälfte beigetragen haben, das Land mit jenen Wundern zu ſchmücken, die ſeinen Reichthum, ſeinen Ruhm, und ſeinen Stolz ausmachen.

Würde nicht ein Handelsminiſter, welcher die mindeſte Einſicht von ſeinen hohen Functionen und von ſeinen Pflichten beſäße, verlangen, daß jede ausſtellende Fabrik durch eine Wahl nach mehreren Abſtufungen eine gewiſſe Zahl der verdienſtvollſten Candidaten wähle, unter denen der Fabrikant jenen bezeichnen würde, der ihm der Würdigſte ſchiene, die Arbeiterclaſſe bei jenen großen induſtriellen Feierlichkeiten zu repräſentiren.

Wär' es nicht ein edles und ermuthigendes Beiſpiel, ſodann den Meiſter zu öffentlichen Belohnungen und Auszeichnungen den von ſeines Gleichen als einen der Rechtſchaffenſten, Arbeitſamſten und Intelligenteſten abgeordneten Arbeiter, beantragen zu ſehen?

Dann würde eine in Verzweiflung ſetzende Ungerechtigkeit verſchwinden, dann würden die Kräfte des

Arbeiters durch ein edles und erhabenes Ziel angeeifert, dann hätte er ein Intereſſe gut zu arbeiten.

Ohne Zweifel hat der Fabrikant hinſichtlich der Intelligenz, die er entwickelt, der Kapitalien, die er wagt, der Etabliſſements, die er gründet, und des Guten, das er bisweilen thut, ein geſetzliches Recht auf die Auszeichnungen, womit man ihn überhäuft; aber warum iſt der Arbeiter von den Belohnungen unbarmherzig ausgeſchloſſen, deren Wirkung auf die Maſſen ſo mächtig iſt?

Sind denn die Generale und Offiziere die Einzigen, die man in der Armee belohnt?

Warum denkt man nach der gerechten Belohnung der Chefs dieſer mächtigen und fruchtbaren Induſtriearmee niemals an die Soldaten?

Warum gibt es für dieſelben nie eine glänzende Belohnung? irgend ein tröſtendes und wohlwollendes Wort von erlauchten Lippen? warum endlich ſieht man in Frankreich nie einen einzigen Arbeiter **decorirt** zum Lohne ſeiner Arbeit an einem Werke, ſeines induſtriellen Muthes, und ſeiner langen und mühſamen Laufbahn? Dieſes Kreuz und die damit verbundene beſcheidene Penſion, wären doch für ihn eine doppelte mit Recht verdiente Belohnung; doch nein, für die demüthige Arbeit, für die nährende Arbeit, gibt es nur Vergeſſen, Ungerechtigkeit, Gleichgültigkeit und Geringſchätzung!

Daher erzeugt dieſe öffentliche, oft durch die Selbſtſucht und die Härte undankbarer Meiſter noch erſchwerte gänzliche Verlaſſenheit, eine für die Arbeiter bedauernswerthe Lage:

Die Einen, ungeachtet raſtloſer Arbeit, führen ein Leben der Entbehrungen, und ſterben frühzeitig, faſt immer eine Geſellſchaft verwünſchend, die ſie hülflos läßt.

Andere ſuchen ein flüchtiges Vergeſſen ihrer Uebel in einer tödtlichen Trunkenheit;

Eine große Anzahl endlich, die kein Intereſſe, keinen Vortheil, keine moraliſche oder materielle Anregung haben, mehr oder beſſer zu arbeiten, beſchränken ſich darauf, durchaus nur ſo viel zu arbeiten, als nöthig iſt, ihren Arbeitslohn zu verdienen. Nichts feſſelt ſie an ihre Arbeit, weil nichts die Arbeit in ihren Augen erhöhet, ehret, verherrlichet . . . Nichts ſchützt ſie gegen die Verlockungen des Müſſigganges, und wenn ſie zufällig die Mittel finden, einige Zeit zu faulenzen, geben ſie nach und nach jenen Gewohnheiten des Müſſigganges, der Ausſchweifung ſich hin, und bisweilen beflecken die ſchlechteſten Leidenſchaften für immer urſprünglich geſunde, rechtſchaffene Naturen voll guten Willens, aus Mangel einer beſchützenden und billigen Vormundſchaft, die ihre erſten ehrlichen und arbeitſamen Beſtrebungen genährt, ermuthiget, belohnt hätte.

. . . .

Wir werden jetzt der Mayeux folgen, welche, nach ihrem Beſuche, um bei jener Perſon Arbeit zu holen, von der ſie gewöhnlich Beſchäftigung erhielt, in die Straße Babylon, zu dem von Adriane von Cardoville bewohnten Pavillon ſich begeben hatte.

Fünftes Kapitel.

Florine.

Während die Bacchusfeſt-Königin und Couche-tout-Nu die fröhlichſte Zeit ihres Lebens auf ſolche Art endigten, kam Mayeux an der Thüre des Pavillons der Straße Babylon an.

Bevor ſie klingelte, trocknete die junge Arbeiterin ihre Thränen; ein neuer Kummer drückte ſie zu Boden. Das Traiteurhaus verlaſſend, war ſie zu der Perſon gegangen, die ihr gewöhnlich Arbeit gab; allein dieſe hatte ſie ihr verſagt, mit der Aeußerung, ſie könne die nämliche Arbeit in den Gefängniſſen der Frauen mit einem Drittheile Erſparniß anfertigen laſſen. Lieber, als dieſe letzte Hülfsquelle zu verlieren, erbot ſich Mayeux, in jenen Nachlaß zu willigen; allein die Leinwandſtücke waren ſchon abgeliefert, und die junge Arbeiterin durfte vor vierzehn Tagen auf keine Beſchäftigung hoffen, ſelbſt wenn ſie ſich zu dieſer Verminderung ihres

Arbeitslohnes verſtand. Man begreift die Angſt des armen Geſchöpfes; denn ſtellt ſich gezwungenes Feiern ein, muß man betteln, verhungern oder ſtehlen.

Ihren Beſuch im Pavillon der Straße Babylon betreffend, wird ſich das Nähere ſogleich ergeben.

Mayeux klingelte furchtſam an der kleinen Thüre; wenige Augenblicke danach öffnete ihr Florine.

Die Zofe war nicht mehr nach dem reizenden Geſchmacke Adrianens gekleidet, ſondern im Gegentheile mit einer affectirternſten Einfachheit; ſie trug ein bis an den Hals reichendes Kleid von dunkler Farbe, weit genug, um die anmuthige Eleganz ihrer Taille zu verhüllen; ihre geſcheitelten, gagatſchwarzen Haare, bemerkte man kaum unter dem platten Beſatze ihrer kleinen weißen, geſteiften Haube, ziemlich ähnlich den Mützen der Nonnen; aber ungeachtet dieſer ſo beſcheidenen Tracht, ſchien doch Florinens braunes und blaſſes Geſicht bewundernswerth ſchön.

Wie ſchon geſagt: durch eine verbrecheriſche Vergangenheit in unbedingte Abhängigkeit von Rodin und Herrn von Aigrigny gerathen, hatte Florine ihnen bisher als Spionin bei Adrianen gedient, ungeachtet der Beweiſe des Vertrauens und der Güte, womit dieſe ſie überhäufte. Florine war nicht völlig verderbt; daher fühlte ſie oft ſchmerzliche aber vergebliche Gewiſſensbiſſe, des niederträchtigen Gewerbes eingedenk, das man ſie bei ihrer Gebieterin zu treiben zwang.

Bei dem Anblicke der Mayeux, die ſie wiedererkannte, (Florine hatte ihr am vorigen Tage Agricola's Verhaftung und den plötzlichen Wahnſinnsanfall des Fräuleins von Cardoville erzählt), trat ſie einen Schritt zurück, ſo großes Intereſſe und Mitleiden flößte ihr die Phyſiognomie der jungen Arbeiterin ein. In der That verſetzte die Ankündigung eines gezwungenen Feierns, inmitten ohnehin ſchon ſo peinlicher Verhältniſſe, der jungen Arbeiterin einen ſchrecklichen Schlag, die Spuren eben erſt vergoſſener Thränen furchten ihre Wangen; ihre Züge drückten wider ihren Willen eine tiefe Troſtloſigkeit aus, und ſie ſchien ſo erſchöpft, ſo ſchwach, ſo niedergebeugt, daß Florine raſch zu ihr trat, den Arm ihr bot, und ſie unterſtützend mit Güte ſagte:

„Treten Sie ein, Mademoiſelle, treten Sie ein . . . Ruhen Sie einen Augenblick aus, denn Sie ſind ſehr blaß. . . . und Sie ſehen ſehr leidend und ſehr angegriffen aus!“

Dieß ſagend, führte Florine die Mayeur in ein kleines Kamingemach, mit Teppichen belegt, und ließ ſie in einem gepolſterten Armſtuhle an ein behagliches Feuer ſich ſetzen; Georgette und Hebe waren entlaſſen worden; Florine bisher die einzige Aufſeherin im Pavillon geblieben.

Als Mayeur Platz genommen hatte, ſagte Florine mit Theilnahme zu ihr:

„Mademoiſelle, wollen Sie nichts zu ſich nehmen? Ein wenig warmes Zuckerwaſſer und Orangenblüthe?“

„Ich danke Ihnen, Mademoiſelle, —“ erwiederte

Mareur bewegt, ſo ſehr erfüllte der mindeſte Beweis von Wohlwollen ſie mit Dankbarkeit; dann gewahrte ſie mit ſüßer Ueberraſchung, daß ihre armſeligen Kleider für Florine keine Veranlaſſung der Abneigung oder Geringſchätzung waren.

„Ich bedarf nur ein wenig Ruhe; denn ich komme ſehr weit her, —“ fuhr ſie fort, — „und wenn Sie es erlauben . . .“

„Ruhen Sie aus, ſo lang Sie wollen, Mademoiſelle . . . ich bin ſeit der Entfernung meiner Gebieterin allein in dieſem Pavillon, —“ Hier erröthete und ſeufzte Florine, — „geniren Sie ſich alſo durchaus nicht . . . rücken Sie näher an das Feuer . . . ich bitte Sie; ſehen Sie, ſetzen Sie ſich hierher . . . es wird Ihnen beſſer thun . . . Mein Gott! wie durchnäßt ſind Ihre Füße! . . . Legen Sie dieſelben . . . auf dieſen Seſſel.“

Die von Florine gewährte herzliche Aufnahme, ihr ſchönes Geſicht, das Anmuthige ihres Benehmens, welches nicht jenes einer gewöhnlichen Kammerzofe war, überraſchten die Mayeur lebhaft, empfänglicher als irgend Jemand, ungeachtet ihres geringen Standes, für alles Holde, Zarte und Ausgezeichnete; daher fühlte ſich die junge, gewöhnlich von beſorglicher Empfindbarkeit, von ſcheuer Furchtſamkeit befangene Arbeiterin, jenem Zuge ihres Herzens folgend, zu Florinen ſchier wie zu einer Vertrauten hingezogen.

„Wie wohlwollend Sie ſind, Mademoiſelle! . . . —“

ſagte ſie zu ihr mit innigem Tone, — „ich bin von Ihrer Güte ganz verwirrt.“

„Ich verſichere Ihnen, Mademoiſelle, ich möchte etwas Anderes für Sie thun, als Ihnen nur einen Platz an dieſem Herde anbieten . . . Sie haben eine ſo ſanfte ſo intereſſante Miene! . .“

„Ah! Mademoiſelle . . . wie wohl thut es, ſich an einem guten Feuer zu wärmen! —“ verſetzte Mayeur treuherzig, und faſt wider ihren Willen. Dann fügte ſie bei, beſorgend, ſo groß war ihr Zartgefühl, daß man ſie für fähig halten könnte, durch Verlängerung ihres Beſuches die Gaſtfreundſchaft zu mißbrauchen:

„Hören Sie, Mademoiſelle, warum ich wieder hierher komme . . . Geſtern haben Sie mir erzählt, daß ein junger Hammerſchmidarbeiter, Herr Agricola Baudoin, in dieſem Pavillon verhaftet worden ſei . . .“

„Ach! ja, Mademoiſelle, und zwar in dem Augenblicke, da meine arme Gebieterin im Begriffe war, ihm zu helfen . . .“

„Herr Agricola . . . ich bin ſeine angenommene Schweſter, —“ entgegnete Mayeur leicht erröthend, — „hat mir geſtern Abend aus ſeinem Gefängniſſe geſchrieben . . . er bat mich, ſeinem Vater zu ſagen, er ſolle ſich ſobald als möglich hierher begeben, und das Fräulein von Cardoville in Kenntniß ſetzen, daß er, Agricola, dieſem Fräulein die wichtigſten Sachen mitzutheilen hätte . . . oder der Perſon, die man zu ihm ſchicken würde . . . ſie aber einem Briefe nicht anzuvertrauen wage, weil er nicht wiſſe, ob die Correſpondenz der Gefangenen nicht vom Director des Gefängniſſes geleſen werde.“

„Wie? meiner Gebieterin will Herr Agricola eine wichtige Mittheilung machen?“ fragte Florine ſehr erſtaunt.

„Ja, Mademoiſelle; denn zur Stunde weiß Agricola noch nichts von dem gräßlichen Unglücke, welches dem Fräulein von Cardoville widerfahren iſt.“

„So iſt's . . . und dieſer Anfall von Wahnſinn hat ſich, ach! auf eine ſo plötzliche Art eingeſtellt, —“ erwiederte Florine, die Augen niederſchlagend, — „daß man ihn unmöglich vorausſehen konnte.“

„Es muß ſich wohl ſo verhalten, —“ verſetzte Mayeur, — „denn als Agricola das Fräulein von Cardoville zum erſtenmale geſehen hatte . . . iſt er, von ihrer Huld, von ihrem Zartgefühle und von ihrer Güte ergriffen, nach Hauſe gekommen.“

„Wie Alle, die ſich meiner Gebieterin nahen... —“ ſagte Florine traurig.

„Heute früh,“ — fuhr Mayeur fort, — „da ich, nach Agricola's Auftrage, zu ſeinem Vater ging, war dieſer ſchon ausgegangen; denn große Beſorgniſſe haben ſich ſeiner bemächtiget . . . aber der Brief meines Adoptivbruders hat mir ſo dringend, und von einem für Fräulein von Cardoville, die ſich voll Edelmuth gegen ihn benommen, ſo wichtigen Intereſſe geſchienen, daß ich gekommen bin . . .“

„Zum Unglücke iſt das Fräulein nicht hier. Sie wiſſen es.“

„Aber iſt Niemand von ihrer Familie anweſend, dem ich, wenn nicht mündlich, wenigſtens durch Sie, Mademoiſelle, zu wiſſen machen könnte, daß Agricola für das Fräulein ſehr wichtige Sachen mitzutheilen wünſcht?“

„Dieß iſt ſonderbar . . .“ — erwiederte Florine nachdenkend, und ohne der Mayeur zu antworten, dann, gegen ſie gewendet: „Und Sie wiſſen durchaus nichts von dem Inhalte dieſer Entdeckungen?“

„Durchaus nichts, Mademoiſelle; aber ich kenne Agricola; er iſt die Ehre, die Biederkeit ſelbſt; er hat einen ſehr geſunden, ſehr geraden Verſtand; man kann dem glauben, was er behauptet . . . Uebrigens, welches Intereſſe hätte er, zu . . .“

„Mein Gott!“ — rief Florine plötzlich aus, von einem raſchen Lichtſtrahle durchzuckt, und Mayeur unterbrechend, — „ich erinnere mich deſſen nun; als er in einem Verſtecke verhaftet wurde, wohin das Fräulein ihn hatte führen laſſen, war ich zufällig anweſend: Herr Agricola flüſterte mir ſchnell und ganz leiſe zu: „Sagen Sie Ihrer edelmüthigen Gebieterin, daß ihre mir bewieſene Güte belohnt werden wird, und mein Aufenthalt in dieſem Verſtecke vielleicht nicht unnütz geweſen iſt . . .“ — Dieß iſt alles, was er mir ſagen konnte; denn man hat ihn ſogleich fortgeführt; ich geſteh's, in dieſen Worten hab' ich nur den Ausdruck ſeiner Dankbarkeit und die Hoffnung erkannt, ſie einſt dem Fräulein zu bethätigen; . . . aber dieſe Worte mit dem Briefe zuſammenſtellend, den er Ihnen geſchrieben hat . . .“ — ſagte Florine nachſinnend . . .

„In der That,“ — erwiederte Mayeux, — „beſteht gewiß irgend eine Verbindung zwiſchen ſeinem Aufenthalte in dieſem Verſtecke und den wichtigen Sachen, die er Ihrer Gebieterin oder einer Perſon ihrer Familie zu entdecken wünſcht.“

„Dieſes Verſteck war ſeit ſehr langer Zeit weder bewohnt noch durchſucht,“ — entgegnete Florine nachdenkend; — „vielleicht wird Herr Agricola dort etwas gefunden oder geſehen haben, was meine Gebieterin intereſſiren muß.“

„Hätte mir Agricola's Brief nicht ſo dringend geſchienen,“ — ſagte Mayeux, — „ſo wäre ich nicht gekommen, und er würde ſich, nach ſeiner Freilaſſung aus dem Gefängniſſe, welche nun, Dank dem Edelmuthe eines ſeiner vormaligen Kameraden, nicht mehr lange verzögert werden kann, perſönlich hier eingefunden haben; aber da ich nicht wußte, ob man ihn, ſelbſt gegen Caution, heute freilaſſen würde . . . hab' ich vor Allem ſeinen Auftrag getreulich vollziehen wollen; . . . die von Ihrer Gebieterin ihm bethätigte großmüthige Güte machte mir dieß zudem zur Pflicht.“

Wie alle Perſonen, deren guten Antriebe bisweilen wieder erwachen, fühlte Florine eine Art von Troſt darin, das Gute zu thun, da ſie es ungeſtraft konnte, das heißt, ohne ſich den unerbittlichen Ahndungen derjenigen auszuſetzen, von denen ſie abhing.

Durch Mayeux fand ſie die Gelegenheit, ihrer Gebieterin wahrſcheinlich einen großen Dienſt zu erweiſen; den Haß der Prinzeſſin von Saint-Dizier gegen ihre Nichte hinlänglich kennend, um der Gefahr gewiß zu ſeyn, welche Agricola's Entdeckung, ſelbſt hinſichtlich ihrer Wichtigkeit, durch Mittheilung an eine andere Perſon, als an das Fräulein von Cardoville, herbeiführen würde, ſagte Florine zu Mayeux mit ernſtem und innigem Tone:

„Hören Sie, Mademoiſelle . . . ich will Ihnen einen, wie ich glaube, für meine arme Gebieterin nützlichen Rath geben; aber dieſes Verfahren von meiner Seite könnte für mich ſehr traurig ſeyn, wenn Sie auf meine Bemerkungen keine Rückſicht nähmen.“

„Wie ſo, Mademoiſelle?“ fragte Mayeux, Florine mit tiefem Erſtaunen anblickend.

„Im Intereſſe meiner Gebieterin . . . ſoll Herr Agricola Niemanden . . . außer nur ihr ſelbſt . . . die wichtigen Sachen anvertrauen, die er ihr mitzutheilen wünſcht.“

„Aber, wenn man Fräulein Adriane nicht ſprechen kann, warum ſollte man nicht an ihre Familie ſich wenden?“

„Gerade der Familie meiner Gebieterin ſoll er alles verſchweigen, was er weiß . . . Fräulein Adriane kann geſund werden . . . Dann wird Herr Agricola mit ihr ſprechen; noch mehr, ſollte ſie niemals ihre Heilung finden, ſagen Sie Ihrem Adoptivbruder, ſo wäre es noch beſſer, wenn er ſein Geheimniß für ſich behielte, als es den Feinden meiner Gebieterin nützen zu ſehen, . . . was unfehlbar geſchehen würde, glauben Sie mir."

„Ich verſtehe Sie, Mademoiſelle," — erwiederte Mayeux traurig. — „Die Familie Ihrer großmüthigen Gebieterin liebt ſie nicht, und verfolgte ſie vielleicht?"

„Ich kann Ihnen hiewegen mehr nicht ſagen; was nun mich betrifft, beſchwöre ich Sie, verſprechen Sie mir, Herrn Agricola zu bewegen, daß er von dem Gange, den Sie zu mir gemacht . . . in dieſer Angelegenheit, und von dem Rathe, den ich Ihnen gebe, durchaus mit Niemanden ſpreche; . . . das Glück . . . nicht das Glück," — fuhr Florine gramvoll fort, wie wenn ſie ſeit langer Zeit auf die Hoffnung verzichtet hätte, glücklich zu ſeyn: „nicht das Glück, ſondern die Ruhe meines Lebens hängt von Ihrer Verſchwiegenheit ab . . ."

„Ah! ſeyen Sie ruhig," — entgegnete Mayeux, eben ſo gerührt als erſtaunt von dem ſchmerzlichen Ausdrucke in Florinens Zügen," — „ich werde nicht undankbar ſeyn; Niemand auf der Welt, Agricola ausgenommen, wird erfahren, daß ich Sie geſehen habe."

„Dank . . . oh! Dank, Mademoiſelle," — ſagte Florine tief ergriffen.

„Sie danken mir?" erwiederte Mayeux, erſtaunt, große Thränen aus Florinens Augen quellen zu ſehen

„Ja . . . ich verdanke Ihnen einen Augenblick des Glückes . . . eines reinen und unvermengten; denn ich werde vielleicht meiner geliebten Gebieterin einen Dienſt erwieſen haben, ohne zu beſorgen, die Leiden zu vermehren, welche mich bereits zu Boden drücken . . .“

„Sie ſind unglücklich?“

„Sie ſtaunen darüber? Dennoch, glauben Sie mir; wie auch Ihr Geſchick ſeyn möge, ich würde es gegen das meinige eintauſchen:“ rief Florine faſt unwillkürlich aus.

„Ach! Mademoiſelle,“ — verſetzte Mayeur, — „Sie ſcheinen ein zu gutes Herz zu haben, als daß ich Ihnen einen ſolchen Wunſch hegen laſſe, beſonders heute . . .“

„Was wollen Sie damit ſagen?“

„Ah! Ich hoffe es ſehr aufrichtig für Sie, Mademoiſelle,“ — fuhr Mayeur mit Kummer fort, — „daß Sie es nie erfahren werden, wie ſchrecklich es iſt, der Arbeit beraubt zu ſeyn, wenn die Arbeit Ihre einzige Erwerbsquelle iſt“

„Sind Sie dahin gebracht? Mein Gott! . . .“ rief Florine aus, Mayeur ängſtlich anblickend.

Die junge Arbeiterin neigte den Kopf, und antwortete nicht; ihr übermäßiger Stolz machte ſich faſt Vorwürfe über dieſe Anvertrauung, die einer Klage glich, und ihr bei dem Gedanken an das Schreckliche ihrer Lage entſchlüpft war.

„Wenn es ſo iſt,“ — ſagte Florine, — „bedauere ich Sie aus der Tiefe meines Herzens . . . und doch weiß ich nicht, ob mein Unglück nicht dennoch größer iſt, als das Ihrige.“

Dann rief Florine, nach einer Pauſe des Nachſinnens, plötzlich aus:

„Doch es fällt mir etwas ein . . . wenn es Ihnen an Arbeit gebricht . . . wenn Ihre Hülfsquellen verſiegt ſind . . . werde ich Ihnen, hoff' ich, Arbeit verſchaffen können . . .“

„Wär's möglich, Mademoiſelle!“ — rief Mayeux aus, — „nie hätte ich Sie um eine ſolche Gefälligkeit zu bitten gewagt . . . die mich doch retten könnte . . . doch Ihr edelmüthiges Anerbieten gebietet mir faſt Zutrauen . . . daher muß ich Ihnen geſtehen, daß man mir eben heute früh eine ſehr geringe Arbeit entzogen hat, da ſie mir wöchentlich nur vier Franken verſchaffte.“

„Vier Franken wöchentlich!“ — rief Florine aus, die kaum ihren Ohren traute.

„Dieß war wenig, ohne Zweifel,“ — erwiederte Mayeux, — „aber es genügte mir . . . Unglücklicherweiſe kann die Perſon, welche mich beſchäftigte, dieſe Arbeit zu einem noch weit geringeren Preiſe herſtellen laſſen . . .“

„Vier Franken wöchentlich!“ — wiederholte Florine, von ſo viel Elend und ſo viel Ergebenheit tief gerührt, — „wohlan, ich will Sie an Perſonen addreſſiren, die Ihnen eine Einnahme von wenigſtens zwei Franken täglich zuſichern werden . . .“

„Ich könnte täglich zwei Franken verdienen? . . . Iſt's möglich? . . .“

„Ja, ohne Zweifel; . . . nur müßten Sie in Tagelohnarbeit gehen . . . es ſei denn, daß Sie es vorzögen, als Magd zu dienen . . .“

„In meiner Lage,“ — verſetzte Mayeux mit ſtolzer Schüchternheit, — „hat man, ich weiß es, nicht das Recht, ſeinen Empfindlichkeiten Gehör zu geben; dennoch würde ich es vorziehen, um Tagelohn zu arbeiten, und, weniger verdienend, die Erlaubniß zu erhalten, zu Hauſe zu arbeiten.“

„Die Bedingung, an Ort und Stelle um Tagelohn zu arbeiten, iſt leider unerläßlich,“ — ſagte Florine.

„Dann muß ich auf dieſe Hoffnung verzichten,“ — entgegnete Mayeux zaghaft . . . — „Nicht daß ich mich weigere, in Taglohnarbeit zu gehen; vor Allem muß man leben . . . aber . . . man verlangt von den Arbeiterinnen einen, wenn nicht eleganten, wenigſtens anſtändigen Anzug . . . und ich geſtehe Ihnen, ohne mich zu ſchämen, weil meine Armuth ehrbar iſt . . . daß ich nicht beſſer gekleidet ſeyn kann, als ich es bin.“

„Dieß hindert nicht . . .“ — erwiederte Florine raſch, — „man wird Ihnen die Mittel geben, ſich anſtändig zu kleiden.“

Mayeux ſchaute Florine mit ſteigendem Erſtaunen an. Dieſe Anerbietungen überragten ſo ſehr das, was ſie hoffen konnte, und was die Arbeiterinnen in der

Regel erwarben, daß Mayeur kaum daran zu glauben vermochte.

„Aber . . .“ — fragte ſie unſchlüſſig, — „aus welchem Grunde wäre man ſo großmüthig gegen mich, Mademoiſelle? Auf welche Art könnte ich denn einen ſo hohen Arbeitslohn verdienen?“

Florine fuhr zuſammen.

Ein Aufſchwung des Herzens und des guten Gemüthes, ihr Wunſch, der Mayeur zu nützen, deren Sanftmuth und Ergebenheit ſie lebhaft intereſſirten, hatten ſie zu einem unüberlegten Antrage hingeriſſen; ſie wußte, zu welchem Preiſe Mayeur die ihr vorgeſchlagenen Vortheile erhalten konnte, und erſt dann fragte ſie ſich, ob die junge Arbeiterin jemals einwilligen würde, eine ſolche Bedingung einzugehen.

Zum Unglücke hatte Florine ſich ſchon zu weit eingelaſſen; ſie konnte ſich nicht entſchließen, zu wagen, der Mayeur alles zu ſagen. Sie faßte daher den Beſchluß, die Zukunft den Gewiſſenszweifeln der jungen Arbeiterin zu überlaſſen: und wie denn zuletzt jene, welche gefehlt haben; in der Regel wenig geneigt ſind, an die Unfehlbarkeit Anderer zu glauben, dachte Florine, daß vielleicht Mayeur, in der verzweifelten Lage, worin ſie ſich befand, weniger Zartgefühl haben würde, als ſie ihr zutraute . .

Sie antwortete alſo:

„Ich begreife es, Mademoiſelle, daß Sie über Anerbietungen ſtaunen, welche das überſteigen, was Sie gewöhnlich erwerben; aber ich muß Ihnen ſagen, daß es ſich von einer mildthätigen Anſtalt handelt, beſtimmt, verdienten oder bedürftigen Frauenzimmern Arbeit oder einen Dienſt zu verſchaffen . . . Dieſes Inſtitut, Muttergotteswerk genannt, übernimmt es, als Dienerinnen oder Tagelohnarbeiterinnen unterzubringen . . . Die Anſtalt wird von ſo liebreichen Perſonen geleitet, daß ſie ſelbſt eine Art von Ausſtattung liefern, wenn die Arbeiterinnen, die ſie unter ihren Schutz nehmen, nicht anſtändig genug gekleidet ſind, um die Verrichtungen zu vollziehen, zu denen man ſie beſtimmt."

Dieſe ſehr annehmliche Erklärung der prächtigen Anerbietungen Florinens, mußte der Mayeur genügen, da es ſich zudem von einem Werke der Wohlthätigkeit handelte.

„Alſo, ich erkenne den hohen Preis des Arbeitslohnes, wovon Sie ſprechen, Mademoiſelle," — entgegnete Mayeur: — „nur hab' ich keine Empfehlung, um mich des Schutzes jener liebreichen Perſonen zu erfreuen, die dieſe Anſtalt leiten."

„Sie ſind bedrängt, Sie ſind arbeitſam, rechtſchaffen; das ſind genügende Anſprüche; . . . nur muß ich Sie aufmerkſam machen, daß man Sie fragen wird, ob Sie Ihre religiöſen Pflichten genau erfüllen."

„Niemand mehr, als ich, Mademoiſelle, liebet und preiſet Gott," — ſagte Mayeur mit ſanfter Feſtigkeit, — „aber die Ausübungen gewiſſer Pflichten ſind eine Gewiſſensſache, und ich würde lieber auf den Schutz verzichten, von dem Sie ſprechen, wenn in dieſer Hinſicht eine Anforderung geſchehen ſollte . . .“

„Nicht die mindeſte von der Welt. Nur da, wie geſagt, ſehr fromme Perſonen dieſe Anſtalt leiten, werden Sie über Fragen in dieſer Beziehung nicht ſtaunen . . . Und im Grunde . . . verſuchen Sie es; was wagen Sie? entſprechen Ihnen die Anträge, welche man Ihnen macht, ſo werden Sie dieſelben annehmen; . . . wenn ſie Ihnen dagegen Ihre Gewiſſensfreiheit zu verletzen ſcheinen, . . . ſie ablehnen . . . Ihre Lage wird nicht ſchlimmer werden.“

Mareur hatte auf dieſe Folgerung nichts zu antworten, die, ihr den größten Spielraum gewährend, jedes Mißtrauen von ihr entfernen mußte; ſie verſetzte daher:

„Ich nehme Ihr Anerbieten an, Mademoiſelle, und danke Ihnen dafür aus dem Grunde meines Herzens; aber wer wird mich vorſtellen?“

„Ich . . . morgen, wenn Sie wollen.“

„Aber die Erkundigungen, die man vielleicht meinetwegen einzuziehen wünſchen wird? . . .“

„Die ehrwürdige Mutter Sainte-Perpetue, Oberin des Kloſters Sainte-Marie, wo dieſe Anſtalt beſteht, wird Sie würdigen, deſſen bin ich gewiß, ohne Erkundigungen zu bedürfen; wo nicht — wird ſie es Ihnen ſagen, und es Ihnen leicht ſeyn, ſie zufriedenzuſtellen. Alſo, es bleibt dabei . . . morgen.“

„Soll ich Sie abholen, Mademoiſelle?“

„Nein, auch darf man, wie geſagt, nicht wiſſen, daß Sie von Seiten des Herrn Agricola gekommen ſind, und ein neuer Beſuch hier könnte bekannt werden und Verdacht erregen . . . Ich werde Sie im Fiacker abholen . . . Wo wohnen Sie?“

„In der Straße Briſe-Miche, Nro. 3 . . . da Sie ſich die Mühe nehmen, Mademoiſelle, brauchen Sie nur den Färber zu erſuchen, der die Stelle eines Portiers vertritt, mich davon in Kenntniß zu ſetzen . . . Mayeur in Kenntniß zu ſetzen.“

„Mayeur?“ — fragte Florine erſtaunt.

„Ja, Mademoiſelle,“ — erwiederte die Arbeiterin mit einem traurigen Lächeln, — „dieß iſt der Spitzname, den mir Jedermann giebt . . . und ſehen Sie,“ — fügte Mayeur bei, ohne eine Thräne unterdrücken zu können, — „auch wegen meines lächerlichen Gebrechens, auf welches dieſer Spitzname anſpielt, fürchte ich, zu Fremden in Taglohnarbeit zu gehen . . . es giebt ſo viele Leute, die ſpotten . . . ohne zu wiſſen, wie ſehr ſie verletzen! . . . Aber,“ — fuhr Mayeur fort, eine Thräne trocknend, — „ich habe keine Wahl, ich werde mich darin fügen . . .“

Florine, peinlich bewegt, faßte die Hand der Mayeur, und ſagte zu ihr:

„Beruhigen Sie ſich; es giebt ſo rührende Unglückliche, daß ſie Mitleiden, und nicht Spott einflößen; darf ich Sie alſo wohl um Ihren wirklichen Namen bitten?“

„Ich heiße Madeleine Soliveau; aber, ich wiederhol' es Ihnen, Mademoiſelle, fragen Sie nach der Mayeur; denn man kennt mich faſt nur unter dieſem Namen."

„Ich werde alſo morgen Mittags in der Straße Briſe-Miche ſeyn."

„Ah! Mademoiſelle, wie kann ich jemals Ihre Güte vergelten?"

„Sprechen wir nicht von dem; mein einziger Wunſch iſt, daß meine Vermittlung Ihnen nützlich ſeyn möge . . . darüber werden Sie allein urtheilen; was Herrn Agricola betrifft, ſo antworten Sie ihm nicht; warten Sie, bis er das Gefängniß verlaſſen hat, und ſagen Sie ihm dann, ich wiederhol' es Ihnen, daß ſeine Entdeckungen bis zu dem Augenblicke geheim bleiben müſſen, wo er mit meiner armen Gebieterin wird ſprechen können . . .

„Und wo iſt jetzt dieſes liebe Fräulein?"

„Ich weiß es nicht . . . Ich weiß nicht, wohin man ſie gebracht hat, als ihr Anfall eintrat. Alſo auf morgen, erwarten Sie mich."

„Auf morgen," — verſetzte Mayeur.

Der Leſer hat nicht vergeſſen, daß das Kloſter Sainte-Marie, wohin Florine die Mayeur führen ſollte, die Töchter des Generals Simon verſchloß, und in der Nähe der Heilanſtalt des Doctors Baleinier ſtand, worin ſich damals Adriane von Cardoville befand.

II.

Die Anſtalt von Sainte-Marie.

Sechſtes Kapitel.

Mutter Sainte-Perpetue.

Das Kloſter Sainte-Marie, wohin man die Töchter des Mariſchalls Simon geführt hatte, war ein ehemaliges großes Hôtel, deſſen weiträumiger Garten an den Boulevard de l' Hôpital, einen (vorzüglich damals) der ödeſten Plätze von Paris grenzte.

Die folgenden Scenen ereigneten ſich am 12 Februar, am Vortage des verhängnißvollen Tages, an welchem die Mitglieder der Familie Rennepont, die letzten Sprößlinge der Schweſter des ewigen Juden, in der Straße Saint-François zuſammen kommen ſollten.

Das Kloſter Sainte-Marie beſtand mit vollkommener Regelmäßigkeit. Ein höherer Rath, zuſammengeſetzt aus einflußreichen Geiſtlichen, unter dem Vorſitze des Paters von Aigrigny, und aus Frauen von großer Andacht, an deren Spitze ſich die Prinzeſſin von Saint-Dizier befand, verſammelte ſich häufig, um auf Mittel zu ſinnen, den geheimen und mächtigen Einfluß dieſes

Inſtitutes zu erweitern und zu ſichern, die eine merkwürdige Ausdehnung erlangte.

Sehr geſchickte, ſehr tief berechnete Entwürfe, hatten bei der Gründung der Anſtalt von Sainte-Marie, (des Muttergotteswerkes) den Vorſitz geführt, welche, in Folge zahlreicher Schenkungen ſehr reiche liegende und andere Güter beſaß, deren Zahl jeder Tag vermehrte.

Die religiöſe Gemeinde war nur ein Vorwand; aber Dank den vielen mit der Provinz angeknüpften Verbindungen, durch Vermittlung der exaltirteſten Mitglieder der ultramontanen Partei, lockte man in dieſes Haus eine ziemlich große Zahl reicher Waiſen, die im Kloſter eine ſolide, ſtrenge, religiöſe Erziehung erhalten ſollten, welche, ſagte man, den Vorzug vor der frivolen Erziehung verdiene, die ſie in den modiſchen, von der Verderbtheit des Jahrhunderts angeſteckten Penſionsanſtalten bekommen hätten; den verwittweten oder iſolirten, aber auch reichen Frauen, bot die Anſtalt von Sainte-Marie eine ſichere Zufluchtsſtätte gegen die Gefahren und Verſuchungen der Welt; in dieſer friedlichen Zurückgezogenheit genoß man eine liebliche Ruhe, arbeitete man ſtille an ſeinem Seelenheile, und war man von der zärtlichſten und liebreichſten Begegnung umgeben.

Dieß war nicht alles; die Mutter Sainte-Perpetue, Oberin des Kloſters, übernahm es auch im Namen der Anſtalt, den wahren Gläubigen, welche das Innere ihrer Häuſer vor der Verderbtheit des Jahrhunderts zu bewahren wünſchten, Geſellſchaftsfräulein für einzelne oder betagte Frauen, oder Mägde für das Hausweſen, oder endlich Arbeiterinnen für Tagelohn zu verſchaffen, lauter Perſonen, deren gottesfürchtige Moralität von der Anſtalt verbürgt war.

Nichts ſchien der Theilnahme, der Sympathie und der Ermuthigung würdiger, als eine ſolche Anſtalt; aber ſogleich wird ſich das große und gefährliche Netz von Intriguen aller Arten entſchleiern, welche unter ihrem mildthätigen und heiligen Anſcheine verborgen lagen.

Die Oberin des Kloſters, Mutter Sainte-Perpetue, war eine große Frau von etwa vierzig Jahren, gekleidet in grobes Wollentuch von der Farbe der Carmelitinerinnen, einen langen Roſenkranz im Gürtel; eine weiße Kinnbandmütze, im Geleite eines ſchwarzen Schleiers, umrahmte dicht anliegend ihr mageres und bleiches Geſicht; eine große Menge von tiefen und ſich durchkreuzenden Runzeln, furchten ihre Stirne von der Farbe gelben Elfenbeines; ihre fiſchgrätſchneidige Naſe krümmte ſich ein wenig raubvogelſchnabelförmig; ihr ſchwarzes Auge war ſcharfblickend und durchbohrend, ihre Phyſiognomie zugleich intelligent, kalt und feſt.

In Bezug auf Anordnung der materiellen Intereſſen des Kloſters, hätte die Mutter Sainte-Perpetue den durchtriebenſten und ſchlaueſten Anwalt beſchämt. Wenn die Frauen das beſitzen, was man Geſchäftsgeiſt nennt, und ſie ihren feinen durchdringenden Verſtand, ihre unermüdliche Beharrlichkeit, ihre kluge Verſtellung, und insbeſondere jene ihnen eigenthümliche Richtigkeit und Raſchheit des Blickes darauf verwenden, erreichen ſie wunderbare Erfolge.

Für die Mutter Sainte-Perpetue, eine Frau von gediegenem und hellem Verſtande, war das umfaſſende Rechnungsweſen nur ein Spiel; Niemand wußte beſſer als ſie, herabgekommene Beſitzungen zu kaufen, ſie wieder im Werthe zu erheben, und mit Vortheil wieder zu verkaufen; der Cours der Rente, der Wechſel, der Courswerth der Actien verſchiedener Unternehmungen, waren ihr gleichfalls ſehr bekannt; niemals hatte ſie ihren Zwiſchenhändlern eine falſche Spekulation aufgetragen, wenn es ſich davon handelte, Gelder anzulegen, womit gute Seelen die Anſtalt von Sainte-Marie täglich beſchenkten. Sie hatte im Kloſter Ordnung, Disciplin, und vorzüglich die äuſſerſte Oekonomie eingeführt; der beſtändige Zweck ihrer Bemühungen war, nicht ſich, ſondern die religiöſe Gemeinde zu bereichern, welche ſie leitete; denn der Aſſociatiationsgeiſt, in der Richtung collectiver Selbſtſucht geleitet, giebt den Corporationen die Fehler und Laſter des Individuums.

Eine Congregation wird die Macht und das Geld eben ſo lieben, wie ein Ehrgeiziger die Macht wegen der Macht, wie ein Habſüchtiger das Geld wegen des Geldes liebt . . . Aber vorzüglich hinſichtlich der Grundbeſitzungen, handeln die Congregationen wie ein einzelner Mann. Die Grundbeſitzung iſt ihr Traum, ihre fixe Idee, ihre fruchtbare Monomanie; ſie ſtreben danach mit ihren aufrichtigſten, zärtlichſten und heißeſten Wünſchen . . .

Das erſte *Grundeigenthum* iſt für eine arme, kleine entſtehende Gemeinde, was für eine Neuvermählte ihr Brautſchmuck iſt; für einen Jüngling ſein erſtes Rennpferd; für einen Dichter ſein erſter Erfolg; für eine Lorette ihr erſter Caſchemirſhawl, weil denn doch, in dieſem materiellen Jahrhunderte, ein *Grundeigenthum* eine Gemeinde feſtſetzt, claſſificirt, *numerirt* zu einem gewiſſen Werthe, in dieſer Art von religiöſer Börſe; und ſchlichten Köpfen eine um ſo beſſere Idee von ihrem Credite giebt, als alle jene Seelenheil-Commanditaſſociationen, welche damit aufhören, unermeßliche Güter zu beſitzen, ihre Begründung immer beſcheiden mit der Armuth beginnen, auf den ſocialen Zulauf und die Mildthätigkeit des Nächſten als Gewährleiſtung und Eventualität rechnend.

Daher kann man ſich nicht vorſtellen, welche ſcharfe und heftige Rivalität zwiſchen den verſchiedenen Männer- und Frauencongregationen hinſichtlich der *Grundbeſitzungen* beſteht, welche jede an ſich bringen kann, mit welchem unausſprechlichen Wohlgefallen eine reiche Congregation unter dem Inventarium ſeiner Häuſer, ſeiner Meiereien, ſeiner Portefeuillewerthe, eine minder reiche Congregation zermalmt.

Der Neid, die gehäſſige Eiferſucht, durch klöſterlichen Müßiggang noch aufſtachelnder geworden, erzeugen mit Gewalt ſolche Vergleichungen; und dennoch iſt nichts weniger chriſtlich, in dem anbetungswürdigen Sinne dieſes Wortes, nach dem wahrhaften, ſo weſentlich, ſo religiöſerweiſe communiſtiſchen evangeliſchen Geiſte, als dieſe heftige, dieſe unerſättliche Sucht, durch alle möglichen Mittel zu erwerben und an ſich zu reißen, eine gefährliche Gier, die in den Augen der öffentlichen Meinung bei weitem nicht durch einige ärmliche Almoſenſpenden entſchuldiget wird, bei denen ein unerbittlicher Geiſt der Ausſchließung und Unduldſamkeit den Vorſitz führt.

Mutter Sainte-Perpetue ſaß vor einem großen, cylindriſchen Schreibtiſche, der mitten in einem ſehr einfach, aber ſehr bequem möblirten Cabinete ſtand; ein herrliches Feuer brannte im Marmorkamine; ein weicher Teppich bedeckte den Fußboden.

Die Oberin, welcher man täglich alle an die Schweſtern oder an die Penſionärinnen des Kloſters adreſſirten Briefe einhändigte, hatte ſo eben, nach ihrem Rechte, die Briefe der Schweſtern geöffnet, und die Briefe der Penſionärinnen, wider deren Wiſſen, nach dem Rechte, das ſie ſich anmaßte, ſehr gewandt entſiegelt, aber immer, wohlverſtanden, nur im Intereſſe des Seelenheiles dieſer lieben Mädchen, und nebenbei auch ein wenig, um mit der Kenntniß ihrer Correſpondenz auf dem Laufenden zu bleiben; denn die Oberin bürdete ſich auch die Pflicht auf, von allen Briefen Einſicht zu nehmen, die vom Kloſter aus geſchrieben wurden, bevor ſie dieſelben auf die Poſt tragen ließ.

Die Spuren dieſer frommen und unſchuldigen Inquiſition verſchwanden ſehr leicht, da die heilige und gute Mutter ein ganzes Arſenal von charmanten kleinen Stahlwerkzeugen beſaß; die einen, ſehr vertrauten, dienten dazu, das Papier rings um das Siegel herum unmerkbar abzuſchneiden; war dann der geöffnete Brief geleſen und wieder unter ſeinen Umſchlag gethan, nahm man ein anderes, niedliches, rundliches Inſtrument, erhitzte es leicht, und fuhr damit über den äußerſten Rand des Lackes vom Siegel, welches ſchmelzend und ſich ein wenig ausbreitend, den vorherigen Einſchnitt wieder bedeckte; endlich befand ſich, aus einem ſehr lobenswerthen Gefühle von Gerechtigkeit und Gleichheit, im Arſenale der guten Mutter ſogar ein kleiner überaus ſinniger Räucherungs-Apparat mit feuchtem und auflöſendem Dampfe, welcher bei den beſcheiden und demüthig mit Oblaten zugemachten Briefen angewendet wurde; auf dieſe Art erweicht, wichen ſie ohne die mindeſte Anſtrengung und ohne den geringſten Riß zu veranlaſſen.

Nach der Wichtigkeit der Indiscretionen, die ſie ſonach an den Briefſchreiberinnen beging, machte ſich die Oberin auch mehr oder minder ausführliche Noten. Sie wurde in dieſer intereſſanten Nachforſchung durch zwei ſachte Schläge an die verriegelte Thüre unterbrochen.

Mutter Sainte-Perpetue zog ſogleich den geräumigen Cylinder ihres Schreibtiſches über ihr Arſenal, ſtand auf, und öffnete die Thüre mit ernſter und feierlicher Miene.

Eine Laienſchweſter meldete ihr, daß die Frau Prinzeſſin von Saint-Dizier im Salon, und Mademoiſelle Florine, begleitet von einem jungen, verwachſenen und ſchlecht gekleideten Mädchen, welche kurze Zeit nach der Prinzeſſin angekommen, an der Thüre des kleinen Corridors warte.

„Führen Sie zuerſt die Frau Prinzeſſin herein,“ — ſagte Mutter Sainte-Perpetue.

Und mit liebenswürdigem Zuvorkommen rückte ſie einen Stuhl an das Feuer.

Frau von Saint-Dizier trat ein.

Obwohl ohne kokette und jugendliche Anmaßungen, war die Prinzeſſin doch mit Geſchmack und Eleganz gekleidet: ſie trug einen Hut von ſchwarzem Sammet von der beſten Modiſtin, einen großen, blauen Caſchemir-Shawl, ein Kleid von ſchwarzem Atlas, mit Marder beſetzt, wie der Pelz ihres Muffes.

„Welch gutes Glück verſchafft mir heute wieder die Ehre Ihres Beſuches, meine liebe Tochter! . . .“ ſagte die Oberin anmuthig zu ihr.

„Eine ſehr wichtige Anempfehlung, meine liebe Mutter, denn ich habe ſehr Eile; man erwartet mich bei Seiner Eminenz, und ich kann Ihnen leider nur einige Minuten ſchenken; es handelt ſich wieder von den zwei Waiſen, von denen wir geſtern lange geſprochen haben.“

„Sie ſind noch fortwährend getrennt, nach Ihrem Wunſche . . . und dieſe Trennung hat ihnen einen ſo empfindlichen Schlag verſetzt . . . daß ich genöthiget war, heute früh . . . den Doctor Baleinier . . . in ſeiner Heilanſtalt . . . rufen zu laſſen. Er fand Fieber, verbunden mit großer Abgeſchlagenheit, und, ſonderbar, durchaus die nämlichen Krankheitsſymptome bei der einen wie bei der andern der beiden Schweſtern . . . Ich habe dieſe zwei unglücklichen Geſchöpfe wiederholt ausgefragt . . . ich ward ganz verwirrt . . . erſchreckt . . . das ſind Götzendienerinnen . . .“

„Daher war es dringend, ſie Ihnen anzuvertrauen. Doch nun zum Zwecke meines Beſuches, meine liebe Mutter: Man hat ſo eben die unvermuthete Rückkehr des Soldaten vernommen, der dieſe jungen Mädchen nach Frankreich geführt hat, und den man auf einige Tage abweſend wähnte; er iſt alſo in Paris: ungeachtet ſeines Alters iſt er ein kühner, unternehmender Mann, und von ſeltener Energie; wenn er entdeckte, daß dieſe jungen Mädchen hier wären . . . was übrigens glücklicherweiſe faſt unmöglich iſt, wäre er, in ſeiner Wuth, ſie ſeinem gottloſen Einfluße entzogen zu ſehen, zu allem fähig . . . Verdoppeln Sie daher, meine liebe Mutter, von heute an Ihre Wachſamkeit . . . daß ja Niemand bei Nacht hereinkommt . . . Dieſes Stadtviertel iſt ſo öde! . . .“

„Seyen Sie ruhig, meine liebe Tochter ... wir ſind hinlänglich bewacht: unſer Hausmeiſter und unſere Gärtner machen allnächtlich, wohlbewaffnet, die Runde gegen die Seite des Boulevard de l'Hôpital; die Mauern ſind hoch, und an Stellen eines leichten Zuganges mit eiſernen Spitzen verſehen; aber ich danke Ihnen jedenfalls, meine liebe Tochter, mich darauf aufmerkſam gemacht zu haben; man wird die Vorſichtsmaßregeln verdoppeln."

„Man wird ſie vorzüglich heute Nacht verdoppeln müſſen, meine liebe Mutter!"

„Und warum?"

„Weil, wenn dieſer hölliſche Soldat die unerhörte Verwegenheit hätte, etwas zu verſuchen ... er es heute Nacht verſuchen würde ..."

„Und wie wiſſen Sie dieß, meine liebe Tochter?"

„Unſere Erkundigungen geben uns dieſe Gewißheit," antwortete die Prinzeſſin mit einer leichten Verlegenheit, die der Oberin nicht entging; aber ſie war zu fein und zu zurückhaltend, um zu ſcheinen, daß ſie ſie bemerkte; nur argwöhnte ſie, daß man ihr Mehreres verſchwieg.

„Heute Nacht alſo," — erwiederte Mutter Sainte-Perpetue, — „wird man die Wachſamkeit verdoppeln. Aber da ich das Vergnügen habe, Sie zu ſehen, meine liebe Tochter, werde ich es benützen, um Ihnen ein paar Worte von der bewußten Heirath zu ſagen."

„Sprechen wir davon, meine liebe Mutter," — entgegnete die Prinzeſſin raſch, — „denn dieß iſt ſehr wichtig: der junge Baron von Brisville iſt ein Mann voll inbrünſtiger Andacht in dieſer Zeit revolutionärer Gottloſigkeit; er übt ſie öffentlich aus; er kann uns die größten Dienſte leiſten: er ſitzt in der Kammer ziemlich angehört; es fehlt ihm nicht an einer Art angreifender und herausfordernder Beredſamkeit, und ich kenne Niemand, der ſeinem Glauben eine unverſchämtere Haltung, ſeinem Worte eine inſolentere Wendung verleiht: ſeine Berechnung iſt richtig; denn dieſe cavaliermäßige und unverſchleierte Manier, von heiligen Dingen zu reden, reizt und weckt die Neugierde der Gleichgültigen.“

„Zum Glücke ſind die Verhältniſſe von ſolcher Art, daß er eine kecke Heftigkeit gegen unſere Feinde ohne die mindeſte Gefahr anwenden kann, was natürlich ſeinen Eifer eines fordernden Märtyrers verdoppelt; kurz, er iſt unſer, und zur Vergeltung ſind wir ihm dieſe Heirath ſchuldig; ſie muß alſo vor ſich gehen; Sie wiſſen übrigens, liebe Mutter, daß er geſonnen iſt, der Anſtalt von Sainte-Marie an dem Tage, an welchem er im Beſitze des Vermögens des Fräuleins Baudricourt ſeyn wird, eine Schankung von einmalhunderttauſend Franken zu machen.“

„Ich habe nie an den vortrefflichen Abſichten des Herrn von Brisville hinſichtlich einer Anſtalt gezweifelt, welche die Sympathie aller gottesfürchtigen Perſonen verdient,“ — verſetzte die Oberin beſonnen; — „aber ich glaubte nicht auf ſo viele Hinderniſſe von Seiten der jungen Perſon zu ſtoſſen.“

„Wie ſo?“

„Dieſes junge Mädchen, das ich bisher für die Unterwürfigkeit, Schüchternheit, Nichtigkeit, mit einem Worte für die Dummheit ſelbſt gehalten . . . verlangt Bedenkzeit, anſtatt, wie ich es erwartete, von dieſem Heirathsantrage entzückt zu ſeyn.“

„Das iſt zum Erbarmen.“

„Sie ſetzt mir kalten Widerſtand entgegen; ich habe ihr ernſtlich gut ſagen, daß ſie, ohne Eltern, ohne Freunde, unbedingt meiner Sorgfalt anvertraut, durch meine Augen ſehen, durch meine Ohren hören, und, wenn ich ihr beſtätige, daß dieſe Verbindung in allen Beziehungen für ſie paſſe, ihre Beiſtimmung ohne das mindeſte Einwenden oder Nachdenken geben ſoll . . .“

„Gewiß . . . man kann auf keine vernünftigere Weiſe ſprechen.“

„Sie antwortet mir, daß ſie Herrn von Brisville ſehen, und ſeinen Charakter kennen möchte, bevor ſie ſich verpflichte . . . .“

„Das iſt abgeſchmackt . . . weil Sie ihr für ſeine Moralität bürgen, und dieſe Heirath paſſend finden.“

„Uebrigens hab' ich heute früh dem Fräulein Baudricourt bemerklich gemacht, daß ich bisher gegen ſie nur Mittel der Sanftmuth und Ueberredung angewendet; aber, wenn ſie mich dazu zwänge, wider meinen Willen und in ihrem eigenen Intereſſe gezwungen wäre...

mit Strenge zn verfahren, um ihre Hartnäckigkeit zu überwinden, ſie von ihren Gefährtinnen zu trennen, in eine Zelle zu ſperren, auf das Strengſte abgeſchloſſen … bis ſie endlich einwillige, glücklich zu werden … und einen ſchätzbaren Mann zu heirathen.“

„Und dieſe Drohungen, meine liebe Mutter?“

„Werden, hoff' ich, einen guten Erfolg haben … ſie hatte eine Correſpondenz mit einer ehemaligen Penſionsfreundin in ihrer Heimath … Ich habe dieſe Correſpondenz, welche mir gefährlich ſchien, unterdrückt: ſie ſteht nun unter meinem Einfluße allein … und ich hoffe, daß wir an unſer Ziel kommen werden; aber Sie ſehen es, meine liebe Tochter, daß man nie ohne Mühe, ohne Hinderniſſe dahin gelangen kann, das Gute zu thun.“

„Daher bin ich gewiß, daß Herr von Brisville ſich auf ſein erſtes Verſprechen nicht beſchränken wird, und bürge für ihn, daß, wenn er Fräulein von Vaudricourt heirathet …“

„Sie wiſſen, meine liebe Tochter,“ — ſagte die Oberin, die Prinzeſſin unterbrechend, — „daß, wenn es ſich von mir handelte, ich ablehnen würde; aber der Anſtalt geben, heißt Gott geben, und ich kann Herrn von Brisville nicht hindern, die Summe ſeiner guten Werke zu vermehren, und dann begegnet uns etwas Bedauernswerthes.“

„Was denn, meine liebe Mutter?“

„Das Heilige-Herz beſtreitet und überbietet uns ein für uns völlig paſſendes Grundeigenthum . . . In der That, es giebt unerſättliche Leute; ich habe mich jedoch gegen die Oberin ſehr nachdrücklich ausgeſprochen.“

„In der That, ſie hat es mir geſagt, und die Schuld auf den Oekonomen geworfen,“ — entgegnete Frau von Saint-Dizier.

„Ah! . . . Sie ſehen ſie alſo, meine liebe Tochter?“ — fragte die Priorin, die ziemlich lebhaft überraſcht ſchien.

„Ich habe ſie bei Monſeigneur angetroffen,“ — verſetzte Frau von Saint-Dizier nach einer leichten Unſchlüſſigkeit, welche die Mutter Sainte-Perpetue nicht zu bemerken ſchien.

Sie fuhr fort:

„Ich weiß in Wahrheit nicht, warum unſer Inſtitut die Eiferſucht vom Heiligen-Herzen ſo gewaltig aufreizt; es giebt keine widrigen Gerüchte, die es nicht über die Anſtalt von Sainte-Marie verbreitet; aber gewiſſe Perſonen fühlen ſich durch die guten Erfolge des Nächſten immer verletzt.“

„Nun, meine liebe Mutter,“ — ſagte die Prinzeſſin mit beruhigendem Tone, — „wir wollen hoffen, daß die Schenkung des Herrn von Brisville Sie in Stand ſetzen werde, die Ueberbietung des heiligen Herzens zu decken; dieſe Heirath hätte dann einen doppelten Vortheil, meine liebe Mutter . . . denn ſie brächte ein großes Vermögen in die Hände eines uns ergebenen Mannes, der es gebührend anwenden würde, . . . mit ungefähr einmalhunderttauſend Franken Renten würde die Wichtigkeit der Stellung unſers eifrigen Vertheidigers ſich verdreifachen. Wir werden endlich ein würdiges Organ unſerer Sache bekommen, und nicht mehr genöthiget ſeyn, uns von Leuten, wie dieſer Herr Dumoulin, vertheidigen zu laſſen.“

„Es iſt doch viel Geiſt und viel Wiſſen in ſeinen Schriften. Nach meiner Anſicht iſt es der Styl eines heiligen Bernhard im Grimme gegen die Gottloſigkeit des Jahrhunderts . . .“

„Ach! meine liebe Mutter, wenn Sie wüßten, was für ein wunderlicher heiliger Bernhard dieſer Herr Dumoulin iſt! . . . Aber ich will Ihre Ohren nicht beleidigen . . . Alles, was ich Ihnen ſagen kann, beſteht darin, daß ſolche Vertheidiger die heiligſten Dinge compromittiren . . . Leben Sie wohl, meine liebe Mutter . . . auf Wiederſehen . . . und vorzüglich verdoppeln Sie heute Nacht die Vorſichtsmaßregeln . . . Die Rückkehr dieſes Soldaten iſt beunruhigend! . .“

„Seyen Sie ruhig, meine liebe Tochter . . . Ah! ich hätte bald vergeſſen . . . Mademoiſelle Florine hat mich gebeten, Sie um eine Gnade zu erſuchen: nämlich die Aufnahme in Ihren Dienſt . . . Sie kennen die Treue, welche ſie Ihnen bei der Ueberwachung Ihrer unglücklichen Nichte bethätiget hat . . . ich glaube, daß durch ſolche Belohnung Sie dieſelbe völlig gewinnen werden . . . und ich würde Ihnen ſehr dankbar für ſie ſeyn.“

„Sobald Sie ſich im Mindeſten für Florine intereſſiren, meine liebe Mutter . . . iſt die Sache abgethan, und ich werde ſie zu mir nehmen . . . Und eben fällt es mir ein, daß ſie mir nützlicher wird ſeyn können, als ich es Anfangs dachte.“

„Tauſend Dank, meine liebe Tochter, für Ihre Güte; auf baldiges Wiederſehen, hoff' ich . . . Wir haben übermorgen um zwei Uhr eine lange Conferenz mit Seiner Eminenz und Monſeigneur, vergeſſen Sie es nicht . . .“

„Nein, meine liebe Mutter, ich werde pünktlich ſeyn. Aber verdoppeln Sie heute Nacht, aus Beſorgniß eines großen Scandals, die Vorſichtsmaßregeln.“

Nachdem die Prinzeſſin die Hand der Oberin ehrerbietig geküßt hatte, ging ſie durch die große Thüre des Cabinetes fort, die an einen Salon ſtieß, der zur großen Treppe führte.

Einige Minuten danach trat Florine bei der Oberin durch eine Seitenthüre ein.

Die Oberin ſaß; Florine näherte ſich ihr mit furchtſamer Demuth.

„Sind Sie der Frau Prinzeſſin von Saint-Dizier nicht begegnet?“ fragte ſie die Mutter Sainte-Perpetue.

„Nein, meine Mutter; ich wartete im Gange, deſſen Fenſter in den Garten gehen.“

„Die Prinzeſſin nimmt Sie von heute an in ihren Dienſt,“ ſagte die Oberin.

Florine machte eine Bewegung verdrießlichen Erſtaunens, und ſagte: „Ich! . . . meine Mutter . . aber . . .“

„Ich habe ſie in Ihrem Namen darum gebeten . . . Sie willigen ein . . .“ — verſetzte die Oberin gebieteriſch.

„Dennoch . . . meine Mutter . . . hatte ich Sie gebeten, nicht zu . . .“

„Ich ſage Ihnen, daß Sie einwilligen!“ entgegnete die Oberin mit einem ſo feſten, ſo poſitiven Tone, daß Florine die Augen niederſchlug, und mit leiſer Stimme erwiederte:

„Ich willige ein . . .“

„Im Namen des Herrn Rodin . . . geb' ich Ihnen dieſen Befehl.“

„Ich vermuthete es . . . meine Mutter,“ — verſetzte Florine traurig, — „und unter welchen Bedingungen . . . werde ich . . . bei der Prinzeſſin aufgenommen?“

„Unter denſelben Bedingungen, wie bei ihrer Nichte.“

Florine ſchauderte, und ſagte:

„Alſo werde ich häufige geheime Rapporte über die Prinzeſſin machen müſſen?“

„Sie werden beobachten, ſich erinnern, und Bericht erſtatten . . .“

„Ja, meine Mutter . . .“

„Sie werden Ihre Aufmerkſamkeit vorzüglich auf die Beſuche richten, welche die Prinzeſſin fortan von der Oberin vom Heiligen-Herzen erhalten könnte; Sie werden ſie notiren und zu hören ſuchen . . . Es iſt darum zu thun, die Prinzeſſin vor widerwärtigen Einflüßen zu bewahren."

„Ich werde gehorchen, meine Mutter."

„Sie werden auch zu erfahren trachten, warum zwei junge Waiſen hierher gebracht, und von Madame Grivois, der vertrauten Kammerfrau der Prinzeſſin, mit der größten Strenge empfohlen wurden."

„Ja, meine Mutter."

„Dieß wird Sie nicht hindern, die Ihnen des Bemerkens würdig ſcheinenden Dinge in Ihr Gedächtniß zu prägen. Morgen werd' ich Ihnen übrigens noch beſondere Inſtructionen in anderer Beziehung geben."

„Es genügt, meine Mutter."

„Wenn Sie ſich übrigens auf eine entſprechende Weiſe betragen, wenn Sie die von mir erwähnten Inſtruktionen getreulich vollziehen, werden Sie aus dem Dienſte der Prinzeſſin treten, um Beſchließerin bei einer jungen Frau zu werden . . . dieß wird für Sie eine vortreffliche und dauernde Stellung ſeyn . . . immer unter den nämlichen Bedingungen. Auch treten Sie, wohlverſtanden, in die Dienſte der Frau von Saint-Dizier, nachdem Sie mich darum gebeten hatten."

„Ja, meine Mutter . . . ich werde mich daran erinnern."

„Wer iſt jenes junge verwachſene Mädchen, das Sie begleitet?"

„Ein armes Geſchöpf ohne irgend eine Hülfsquelle, ſehr intelligent, mit einer Erziehung über ihren Stand; ſie iſt Weißzeugarbeiterin; ihr fehlt Arbeit; ſie befindet ſich in äuſſerſter Noth. Ich habe heute früh, als ich ſie abholte, Aufſchlüſſe über ſie eingezogen; ſie lauten vortrefflich."

„Sie iſt häßlich und verwachſen?"

„Ihr Geſicht iſt intereſſant; aber ſie iſt verwachſen."

Die Oberin ſchien befriediget, zu erfahren, daß die fragliche Perſon ſanft, von widerwärtigem Aeußern ſei, und fügte nach einer Pauſe des Nachſinnens hinzu:

„Und ſie ſcheint intelligent?"

„Sehr intelligent."

„Und ſie hat durchaus keine Hülfsquellen?"

„Durchaus keine Hülfsquelle . . ."

„Iſt ſie fromm?"

„Sie übt nicht aus."

„Daran liegt wenig," — dachte ſich die Oberin heimlich, — „wenn ſie ſehr intelligent iſt, wird's genug ſeyn." Dann fuhr Sie ganz laut fort:

„Wiſſen Sie, daß Sie eine geſchickte Arbeiterin iſt?"

„Ich glaube es, meine Mutter."

Die Oberin ſtand auf, trat an ein Fach, nahm daraus ein Regiſter, ſchien einige Zeit aufmerkſam darin zu leſen, dann ſagte ſie, das Regiſter wieder einreihend:

„Laſſen Sie das junge Mädchen eintreten . . . und erwarten Sie mich in der Leinwandkammer."

„Verwachſen . . . intelligent . . . geſchickte Arbeiterin," — ſagte die Oberin nachſinnend, — „ſie würde keinen Verdacht einflößen . . . man muß ſehen."

Gleich danach trat Florine mit Mayeur ein, die ſie der Oberin vorſtellte; ſodann entfernte ſie ſich beſcheiden.

Die junge Arbeiterin war bewegt, zitternd und ſehr verwirrt; denn ſie konnte, ſo zu ſagen, an die Entdeckung nicht glauben, welche ſie ſo eben während Florinens Abweſenheit gemacht hatte.

Nicht ohne einen unbeſtimmten Schrecken blieb Mayeur allein bei der Oberin des Kloſters von Sainte-Marie.

Siebentes Kapitel.

Die Verſuchung.

Die Urſache der tiefen Bewegung der Mayeur war folgende:

Indem Florine ſich zur Oberin begab, hatte ſie die junge Arbeiterin in einem Gange gelaſſen, der, im erſten Stockwerke befindlich, mit Bänken beſetzt, eine Art Vorzimmer bildete. Als Mayeur ſich allein ſah, war ſie maſchinenmäßig an ein Fenſter getreten, das die Ausſicht in den Garten des Kloſters gewährte, von dieſer Seite durch eine halb abgetragene Mauer begrenzt, und an dem einen Ende durch eine Einfriedung von Brettern mit Schaugitter abgeſchloſſen. Dieſe Mauer bis zu einer Capelle ſich erſtreckend, die eben gebaut wurde, war die Zwiſchenmauer vom Garten eines angrenzenden Hauſes.

Mayeur hatte plötzlich ein junges Mädchen an einem der Kreuzſtöcke des Erdgeſchoſſes dieſes Hauſes erſcheinen ſehen; der Kreuzſtock war vergittert, übrigens durch eine Art Schirmdach in Form eines ihn überragenden Zeltes merkwürdig. Dieſes junge Mädchen, die Augen auf eines von den Gebäuden des Kloſters heftend, gab mit der Hand Zeichen, die ermuthigend und zugleich liebreich ſchienen.

Von dem Fenſter aus, an welchem Mayeur ſtand, konnte ſie nicht ſehen, wem dieſe Zeichen des Einverſtändniſſes galten; ſie bewunderte die ſeltene Schönheit dieſes jungen Mädchens, die Pracht ihres Teints, das glänzende Schwarz ihrer großen Augen, das ſanfte und wohlwollende, über ihre Lippen ſchwebende Lächeln. Ohne Zweifel antwortete man auf ihr eben ſo anmuthiges als ausdruckvolles Geberdenſpiel; denn durch eine Bewegung voll Grazie, machte dieſes junge Mädchen, die linke Hand auf ihr Herz legend, mit ihrer rechten Hand eine Geberde, welche zu ſagen ſchien, daß ihr Herz an jene Stelle eile, die ihre Augen nicht verließen.

Ein blaßer Sonnenſtrahl, durch die Wolken brechend, ſpielte in dieſem Augenblicke mit den Haaren dieſes jungen Mädchens, deren weißes Geſicht, eben faſt dicht an die Gitterſtangen des Kreuzſtockes geſchmiegt, plötzlich, ſo zu ſagen, beleuchtet ſchien von dem blendenden Wiederſtrahle ihres prächtigen goldfarbenen Haares.

Bei dem Anblicke dieſes entzückenden, von langen Locken bewunderungswürdiger goldrothgelber Haare umrahmten Geſichtes, ſchauderte Mayeux . . . unwillkürlich; alſogleich kam ihr der Gedanke an Fräulein von Cardoville in den Sinn, und ſie glaubte (ſie täuſchte ſich nicht) Agricola's Beſchützerin vor Augen zu haben.

Hier, in dieſem fatalen Irrenhauſe, jenes wunderſchöne junge Mädchen wiederfindend, an die zartſinnige Güte ſich erinnernd, womit ſie einige Tage früher in ihrem kleinen, von Luxus ſtrahlendem Palaſte Agricola aufgenommen, fühlte Mayeux ihr Herz brechen. Sie wähnte Adriane wahnſinnig . . . und doch, ſie noch aufmerkſamer betrachtend, däuchte es ihr, daß Intelligenz und Anmuth immerhin dieſes anbetungswürdige Antlitz beſeelten.

Plötzlich machte das Fräulein von Cardoville eine ſprechende Geberde, legte ihren Finger auf ihren Mund, entſendete zwei Küſſe in der Richtung ihrer Blicke, und verſchwand alſogleich.

An die ſo wichtigen Entdeckungen denkend, welche Agricola dem Fräulein von Cardoville zu machen hatte, bedauerte Mayeux um ſo ſchmerzlicher, kein Mittel, keine Möglichkeit zu haben, bis zu ihr zu gelangen; denn es ſchien ihr, daß wenn dieſes junge Mädchen wahnſinnig wäre, ſie ſich wenigſtens in einem lichten Momente befand.

Die junge Arbeiterin war in dieſe ſie ſehr beunruhigenden Erwägungen verſunken, als ſie Florine im Geleite einer Kloſternonne zurückkehren ſah. Mayeux mußte alſo die ſo eben gemachte Entdeckung verſchweigen, und ſtand bald vor der Oberin.

Die Oberin, nach einer raſchen und durchdringenden Prüfung der Phyſiognomie der jungen Arbeiterin, fand ihre Miene ſo ſchüchtern, ſo ſanft, ſo ehrbar, daß ſie den von Florine gegebenen Aufſchlüſſen vollkommen vertrauen zu dürfen glaubte.

„Meine liebe Tochter," — ſagte die Mutter Sainte-Perpetue mit liebreicher Stimme, — „Florine hat mir geſagt, in welcher peinlichen Lage ſie ſich befinden . . . Iſt es alſo wahr . . . haben Sie durchaus keine Arbeit?"

„Ach! ja, Madame."

„Nennen Sie mich Ihre Mutter . . . meine liebe Tochter; dieſer Name klingt ſüßer . . . und iſt die Regel dieſes Hauſes . . . Ich habe nicht nöthig, mich nach Ihren Grundſätzen zu erkundigen?"

„Ich habe immer ehrlich von meiner Arbeit gelebt . . . meine Mutter," erwiederte Mayeux mit einer eben ſo würdigen als beſcheidenen Einfachheit.

„Ich glaube Ihnen, meine liebe Tochter, und habe gute Gründe, Ihnen zu glauben . . . Danken Sie dem Herrn, Sie vor ſo vielen Verſuchungen geſchützt zu haben; aber, ſagen Sie mir, ſind Sie geſchickt in Ihrem Berufe?"

„Ich thue mein Beſtes, meine Mutter; man war mit meiner Arbeit immer zufrieden . . . Wenn Sie übrigens wünſchen, mir eine Probearbeit zu übertragen, werden Sie darüber urtheilen können.“

„Ihre Verſicherung genügt mir, meine liebe Tochter . . . Nicht wahr, es iſt Ihnen lieber, für Tagelohn zu arbeiten?“

„Mademoiſelle Florine hat mir geſagt, meine Mutter, daß ich nicht hoffen könnte, Arbeit nach Hauſe zu bekommen.“

„Für den Augenblick nicht, meine Tochter; wenn ſpäter eine Gelegenheit ſich ergäbe . . . würde ich daran denken . . . Für jetzt kann ich Ihnen Folgendes anbieten: eine alte, ſehr achtungswerthe Dame, hat mich um eine Arbeiterin für Tagelohn erſuchen laſſen; von mir hingewieſen, werden Sie ihr entſprechen: die Anſtalt wird es übernehmen, Sie anſtändig zu kleiden, nach und nach dieſen Vorſchuß an Ihrem Arbeitslohne abziehen: denn Sie werden mit uns abrechnen: . . . dieſer Arbeitslohn beträgt zwei Franken täglich: . . . dünkt er Ihnen genügend?“

„Ah! meine Mutter . . . dieß iſt weit mehr, als ich hoffen konnte.“

„Sie werden übrigens nur von neun Uhr Morgens bis ſechs Uhr Abends arbeiten dürfen . . . Ihnen alſo noch einige Stunden bleiben, über die Sie verfügen können. Sie ſehen, daß dieſer Dienſt ſehr leicht iſt, nicht wahr?“

„Oh! ſehr leicht, meine Mutter . . .“

„Ich muß Ihnen vor Allem ſagen, bei wem die Anſtalt Sie zu verwenden gedächte . . . bei einer Wittwe, Namens Frau von Brémont, eine Perſon voll gediegener Frömmigkeit; . . . Sie werden, hoff' ich, in ihrem Hauſe nur vortreffliche Beiſpiele haben; . . . verhielte ſich's anders, müßten Sie mich davon in Kenntniß ſetzen.“

„Wie ſo, meine Mutter?“ — fragte Mayeur erſtaunt.

„Hören Sie mich wohl an, meine liebe Tochter, —“ erwiederte Mutter Sainte-Perpetue mit immer liebevollerem Tone, — „die Anſtalt von Sainte-Marie hat einen heiligen und doppelten Zweck . . . Sie ſehen ein, nicht wahr, daß, wenn es unſere Pflicht iſt, der Herrſchaft alle wünſchenswerthen Bürgſchaften hinſichtlich der Moralität der Perſonen zu geben, die wir im Schooße ihrer Familien unterbringen, wir auch den untergebrachten Perſonen alle wünſchenswerthen Bürgſchaften hinſichtlich der Moralität der Herrſchaften ſchuldig ſind, an welche wir ſie weiſen?“

„Nichts iſt billiger und von klügerer Vorſicht, meine Mutter.“

„Nicht wahr, meine liebe Tochter? Denn ſo wie eine Magd von ſchlechter Aufführung eine widrige Störung in eine achtungswürdige Familie bringen kann . . . ſo können auch ein Herr oder eine Frau von ſchlechten Sitten einen gefährlichen Einfluß auf die Perſonen üben, welche ſie bedienen, oder zur Arbeit in ihr Haus kommen . . . Nur um tugendhaften Gebietern und Dienern eine wechſelſeitige Bürgſchaft zu bieten, iſt unſere Anſtalt gegründet.“

„Ah! Madame . . .“ — verſetzte Mayeur treuherzig, — „jene, die dieſen Gedanken gehabt haben, verdienen die Segnung Aller . . .“

„Und die Segnungen werden ihnen nicht entgehen, meine liebe Tochter, weil die Anſtalt ihre Verſprechen hält. Es iſt alſo . . . eine intereſſante Arbeiterin . . . wie Sie, zum Beiſpiele . . . bei untadelhaften Perſonen, nach unſerer Meinung, untergebracht; bemerkt ſie bei ihrer Herrſchaft, oder ſelbſt bei den Leuten, die ſie gewöhnlich beſuchen, irgend eine Unregelmäßigkeit der Sitten, irgend ein irreligiöſes Verhalten, ſo kommt ſie ſogleich, um uns eine ausführliche Mittheilung von dem zu machen, was ſie beunruhigen konnte . . . Nichts iſt billiger . . . nicht wahr?“

„Ja, meine Mutter . . .“ — erwiederte Mayeur furchtſam, die dieſe Vorherſehungen ſonderbar zu finden begann.

„Dann,“ — fuhr die Oberin fort, — „wenn der Fall uns wichtig dünkt, verpflichten wir unſere Beſchützte, noch aufmerkſamer zu beobachten, um ſich wohl zu überzeugen, daß ſie Urſache hatte, ſich zu beunruhigen . . . Sie macht uns neue Mittheilungen, und wenn dieſe unſere erſten Beſorgniſſe beſtätigen, nehmen wir, unſerer gottesfürchtigen Vormundſchaft treu, ſogleich unſere Beſchützte aus dieſem wenig entſprechenden Hauſe zurück . . ."

„Da übrigens die größte Zahl derſelben, ungeachtet ihrer Sittenreinheit und Tugend, nicht die genügende Einſicht beſitzen, um zu unterſcheiden, was ihrer Seele ſchaden kann, iſt es uns lieber, daß ſie, in ihrem Intereſſe, uns alle acht Tage, wie eine Tochter es ihrer Mutter anvertrauen würde, entweder mündlich oder ſchriftlich, alles mittheilen, was die Woche hindurch in den Häuſern, worin ſie untergebracht ſind, vorgegangen iſt; dann berathen wir für ſie, ob wir ſie dort laſſen, oder weg thun."

„Wir haben bereits ungefähr hundert Perſonen, Geſellſchaftsfräulein, Ladendemoiſelles, Mägde oder Arbeiterinnen für Tagelohn, unter dieſen Bedingungen in einer großen Zahl von Familien untergebracht, und im Intereſſe Aller, wünſchen wir uns täglich Glück zu dieſer Art des Verfahrens . . . Sie verſtehen mich, nicht wahr, meine liebe Tochter?"

„Ja . . . ja . . . meine Mutter . . . —" verſetzte Mayeux, immer verlegener: ſie beſaß zu viel Geradheit und Scharfſinn, um nicht einzuſehen, daß dieſe Art wechſelſeitiger Verſicherung hinſichtlich der Moralität der Herrſchaften und der Diener, einer Art von geheimer Spionerie glich, einer Spionerie des häuslichen Herdes, auf einer weiten Stufenleiter organiſirt, und von den Beſchützten der Anſtalt, faſt ohne daß ſie es ſelbſt wußten, ausgeführt; denn es war in der That ſchwer, geſchickter vor ihren Augen dieſe Gewohnheit von Angeberei zu bemänteln, wozu man ſie abrichtete, ohne daß ſie es vermutheten.

„Daß ich auf dieſe ausführliche Darſtellung mich eingelaſſen habe, meine liebe Tochter, —“ fuhr die Mutter Sainte-Perpétue fort, das Schweigen der Mayeux für Zuſtimmung haltend, — „geſchah im Grunde, damit Sie ſich nicht für verbunden halten ſollten wider Ihren Willen in einem Hauſe zu bleiben, wo Sie nicht, ich wiederhole es Ihnen, fortwährend heilige und gottesfürchtige Vorbilder fänden . . . Das Haus der Frau von Bremont, wohin ich Sie beſtimme, iſt ein Haus ganz in Gott . . . Nur ſagt man, und ich kann es nicht glauben, daß die Tochter der Frau von Bremont, Frau von Noiſy, die ſeit Kurzem zu ihr gezogen iſt, keine vollkommen exemplariſche Aufführung pflege, daß ſie ihre religiöſen Pflichten nicht genau erfülle, und in Abweſenheit ihres, zur Zeit in Amerika befindlichen Gatten, leider zu häufige Beſuche von einem Herrn Hardy, einem reichen Manufacturiſten, empfange.“

Bei dem Namen von Agricola's Patrone, konnte Mayeux eine Bewegung der Ueberraſchung nicht verhehlen, und erröthete leicht.

Die Oberin hielt natürlich dieſes Erröthen und dieſe Bewegung für einen Beweis der verſchämten Empfindbarkeit der jungen Arbeiterin, und fügte bei:

„Ich mußte Ihnen alles ſagen, meine liebe Tochter damit Sie auf Ihrer Hut ſein können. Ich mußte Sie ſogar von den Gerüchten verſtändigen, die ich für völlig irrig halte; denn die Tochter der Frau von Bremont hat unaufhörlich zu gute Beiſpiele vor Augen gehabt, um ſie jemals zu vergeſſen ... Uebrigens werden Sie, vom Morgen bis zum Abende im Hauſe anweſend, beſſer als irgend Jemand im Stande ſein, zu bemerken, ob die von mir erwähnten Gerüchte falſch oder gegründet ſind; wenn ſie es, nach Ihrer Meinung, unglücklicherweiſe wären, dann, meine liebe Tochter, werden Sie mir alle Umſtände mittheilen, welche Sie ermächtigen, es zu glauben, und ſollte ich Ihre Meinung theilen, ſo würde ich Sie ſogleich aus jenem Hauſe zurücknehmen, weil die Frömmigkeit der Mutter das bedauernswürdige Beiſpiel, welches Ihnen die Aufführung der Tochter böte, nicht genügend aufwöge ... denn ſo wie Sie der Anſtalt angehören, bin ich für Ihr Seelenheil verantwortlich, und ferner, in dem Falle, daß Ihr Zartgefühl Sie zwänge, Frau von Bremont zu verlaſſen, Sie ſohin eine Zeitlang ohne Dienſt wären, wird Ihnen die Anſtalt, wenn ſie mit Ihrem Eifer und Betragen zufrieden iſt, täglich einen Franken geben, bis zum Augenblicke Ihrer Wiederverwendung ... Sie ſehen, meine liebe Tochter, daß mit uns alles zu gewinnen iſt ... Es bleibt alſo dabei, daß Sie übermorgen bei Frau von Bremont in Arbeit treten."

Mayeur befand ſich in einer ſehr ſchwierigen Lage:

bald glaubte ſie ihren erſten Verdacht beſtätiget, und ungeachtet ihrer Furchtſamkeit, empörte ſich ihr Stolz bei dem Gedanken, daß man, ihr Elend kennend, ſie für fähig hielt, ſich gegen einen erhöhten Arbeitslohn als Spionin zu verkaufen; bald dagegen, da ihr natürliches Zartgefühl gegen den Glauben ſich ſträubte, daß eine Frau von dem Alter und Stande der Oberin ſo weit ſinken gekonnt, ihr einen von jenen Anträgen zu machen, die eben ſo infamirend für denjenigen ſind, der ihn annimmt, als für jenen, der ihn ſtellt, machte ſie ſich ihre erſten Vermuthungen zum Vorwurfe, und fragte ſich, ob nicht die Oberin ſie, vor ihrer Verwendung, zuerſt bis auf einen gewiſſen Punkt prüfen, und ſehen wollte, ob ihre Rechtſchaffenheit über ein verhältnißmäßig ſehr glänzendes Anerbieten ſich erheben würde.

Mayeux war von Natur aus ſo geneigt, das Gute zu glauben, daß ſie an dieſem letztern Gedanken feſthielt, überzeugt, daß nach Allem, wenn ſie ſich täuſchte, dieß die für die Oberin am wenigſten verletzende Weiſe wäre, ihre unwürdigen Anträge abzulehnen.

Mit einer Bewegung, frei von Hochmuth, aber das Bewußtſein ihrer Würde ausdrückend, ſchaute die junge Arbeiterin, den bisher demüthig geſenkten Kopf erhebend, der Oberin gerade in's Antlitz, damit dieſe in ihren Zügen die Aufrichtigkeit ihrer Worte leſen konnte, und ſagte zu ihr mit einer leichtbewegten Stimme, und dießmal vergeſſend, zu ſagen: Meine Mutter —

„Ah! Madame . . . ich kann es Ihnen nicht verargen, daß Sie mich eine ſolche Probe beſtehen laſſen . . . Sie ſehen mich in ſehr elender Lage, und ich habe nichts gethan, um Ihr Vertrauen zu verdienen; aber, glauben Sie mir, ſo arm ich auch bin, niemals werd' ich mich erniedrigen, eine ſo verächtliche Handlung zu begehen, wie jene, die Sie mir vorzuſchlagen ohne Zweifel genöthiget ſind, um ſich durch meine Weigerung zu überzeugen, daß ich Ihrer Theilnahme würdig bin. Nein, nein, Madame, niemals, und um keinen Preis, wär' ich einer ſolchen Angeberei fähig."

Mayeur ſprach dieſe letzteren Worte mit ſolcher Belebung aus, daß ihr Geſicht ſich leicht färbte.

Die Oberin beſaß zu viel Tact und Erfahrung, um nicht die Aufrichtigkeit der Worte der Mayeur zu erkennen; ſich glücklich ſchätzend, das junge Mädchen dieſe Wendung nehmen zu ſehen, lächelte ſie ihr liebevoll zu, und reichte ihr die Hände, indem ſie ſagte:

Gut, gut, meine liebe Tochter . . . umarmen Sie mich . . ."

„Meine Mutter . . . ich bin verwirrt . . . über ſo viel Güte."

„Nein, denn Ihre Worte ſind voll Rechtlichkeit . . . nur glauben Sie ſicher, daß ich Sie nicht auf die Probe geſtellt habe . . . weil nichts weniger einer Angeberei gleicht, als die Zeichen kindlichen Vertrauens, daß wir von unſern Beſchützten im eigenen Intereſſe der Moralität und ihres Berufes verlangen; . . . aber gewiſſe Perſonen, und, ich ſeh' es, Sie gehören zur Zahl derſelben, meine liebe Tochter, haben genügend feſte Grundſätze, eine genügend ausgebildete Intelligenz, um unſere Ueberwachung, unſere Rathſchläge entbehren, und ſelbſt würdigen zu können, was ihrem Seelenheile ſchadet; . . . dieß iſt alſo eine Verantwortlichkeit, die ich Ihnen gänzlich überlaſſen will, keine andere Mittheilungen von Ihnen verlangend, als ſolche, die Sie mir freiwillig machen zu dürfen glauben werden.“

„Ah! Madame . . . welche Güte! —“ entgegnete die arme Mayeux, der tauſend Hülfsquellen, der tauſend Ausflüchte mönchiſchen Geiſtes unkundig, und ſchon im ſichern Glauben, einen billigen Arbeitslohn ehrlich zu verdienen.

„Das iſt keine Güte . . . das iſt Gerechtigkeit, —“ verſetzte die Mutter Sainte-Perpétue, deren Ton immer liebreicher wurde, — „man könnte nicht genug Zutrauen und Zärtlichkeit für fromme Mädchen hegen, wie Sie, welche auch die Armuth geläutert hat, ſo zu ſagen, weil ſie die Gebote Gottes immer getreulich befolgt haben.“

„Meine Mutter . . .“

„Eine letzte Frage, meine liebe Tochter; wie oft nahen Sie ſich monatlich dem Tiſche des Herrn?“

„Madame,“ — antwortete Mayeux, — „ich habe mich ihm ſeit meiner erſten Communion nicht mehr genaht, zu der ich vor acht Jahren gegangen bin. Den ganzen Tag und täglich arbeitend, kann ich kaum genug thun, meinen Lebensunterhalt zu verdienen; es bleibt mir alſo keine Muße, um . . .“

„Großer Gott!“ — rief die Oberin aus, Mayeur unterbrechend, und die Hände mit allen Zeichen eines ſchmerzlichen Erſtaunens zuſammenſchlagend, — „es wäre wahr . . . Sie üben nicht aus . . .“

„Ach! Madame . . . ich hab' es Ihnen geſagt, die Zeit fehlt mir,“ entgegnete Mayeur, die Mutter Sainte-Perpetue mit beſtürzter Miene anſchauend.

Nach einer Pauſe des Schweigens ſagte dieſe traurig zu ihr:

„Sie ſehen mich tief betrübt, meine liebe Tochter . . . ich hab' es Ihnen geſagt: ſo wie wir unſere Beſchützten nur in gottesfürchtigen Häuſern unterbringen, eben ſo verlangt man von uns gottesfürchtige Perſonen, und ſolche, die ausüben; dieß iſt eine von den unerläßlichen Bedingungen der Anſtalt . . . Daher iſt es mir, zu meinem großen Bedauern, unmöglich, Sie zu verwenden, wie ich es hoffte . . . Inzwiſchen, wenn Sie in der Folge einer ſo großen Gleichgültigkeit hinſichtlich Ihrer religiöſen Pflichten entſagen werden . . . dann wollen wir ſehen . . .“

„Madame . . .“ ſagte Mayeur mit thränenſchwerem Herzen, denn ſie war gezwungen, auf eine glückliche Hoffnung zu verzichten, — „ich bitte Sie um Verzeihung, Sie ſo lange zurückgehalten zu haben . . . wegen nichts.“

„Ich bin's, meine liebe Tochter, welche lebhaft bedauert, Sie nicht der Anſtalt einverleiben zu können; aber ich gebe nicht alle Hoffnung auf . . . vorzüglich weil ich eine der Theilnahme bereits würdige Perſon durch ihre Frömmigkeit dereinſt die dauernde Stütze religiöſer Perſonen verdienen zu ſehen wünſchte . . . Leben Sie wohl, meine liebe Tochter . . . gehen Sie im Frieden, und Gott möge barmherzig ſeyn gegen Sie, bis Sie völlig wieder zu ihm zurückgekehrt ſeyn werden . . .“

Dieß ſagend, ſtand die Oberin auf, und geleitete Mayeux bis zur Thüre, immer mit den ſanfteſten und mütterlichſten Formen; dann, im Augenblicke, da Mayeux über die Schwelle ſchritt, ſagte ſie zu ihr:

„Gehen Sie den Corridor entlang, ſteigen Sie einige Stufen hinab, klopfen Sie an der zweiten Thüre rechts an, dort iſt die Leinwandkammer, wo Sie Florine finden werden. . . ſie wird Sie heimbegleiten . . . Leben Sie wohl, meine liebe Tochter . . .“

Sobald Mayeux das Gemach der Oberin verlaſſen hatte, floßen ihre bisher verhaltenen Thränen reichlich; da ſie ſo verweint vor Florinen, und einigen ohne Zweifel in der Leinwandkammer befindlichen Nonnen, nicht zu erſcheinen wagte, blieb ſie einen Augenblick bei einem der Fenſter des Corridors ſtehen, um ihre in Thränen ſchwimmenden Augen zu trocknen.

Sie ſchaute maſchinenmäßig auf den Kreuzſtock des an das Kloſter ſtoſſenden Hauſes, wo ſie Adriane von Cardoville bemerkt zu haben glaubte, als ſie dieſe aus einer Thüre treten, und raſch gegen die Einfriedung mit Schaugitter ſchreiten ſah, welche die beiden Gärten trennte . . .

Im nämlichen Momente erblickte Mayeux, zu ihrem großen Erſtaunen, eine von den beiden Schweſtern, deren Verſchwinden Dagobert zur Verzweiflung brachte, Roſe Simon, blaß, wankend, niedergeſchlagen, mit Angſt und Unruhe ſich dem Schaugitter nähern, das ſie von Fräulein von Cardoville ſchied, wie wenn die Waiſe bemerkt zu werden gefürchtet hätte . . .

Achtes Kapitel.

Mayeux und Fräulein von Cardoville.

Mayeux, bewegt, aufmerkſam, unruhig, an eines von den Fenſtern des Kloſters gelehnt, folgte mit den Augen den Bewegungen des Fräuleins von Cardoville und der Roſe Simon, die ſie an dieſem Orte beiſammen zu finden ſo wenig vermuthete.

Die Waiſe, ſich völlig dem Schaugitter nähernd, welches den Kloſtergarten von jenem des Hauſes des Doctors Baleinier trennte, ſagte einige Worte zu Adrianen, deren Züge plötzlich Erſtaunen, Entrüſtung und Mitleiden ausdrückten.

In dieſem Augenblicke lief eine Nonne herbei, nach allen Seiten ſchauend, wie wenn ſie Jemand mit Unruhe ſuche; dann, Roſe gewahrend, die, ſchüchtern und furchtſam, ſich an das Schaugitter ſchmiegte, faßte ſie dieſelbe am Arme, ſchien ihr ernſtliche Vorwürfe zu machen, und ungeachtet der lebhaften Worte, welche, dem Anſcheine nach, Fräulein von Cardoville an die Nonne richtete, führte dieſe die Waiſe raſch fort, die ſich, ganz in Thränen, zwei- oder dreimal gegen Adriane umwendete, welche, nachdem ſie ihr noch durch ausdrucksvolle Geberden ihre Theilnahme bezeugt hatte, haſtig den Rücken kehrte, wie um ihre Thränen zu verbergen.

Der Corridor, worin Mayeur während dieſer rührenden Scene ſich befand, war im erſten Stockwerke; die Arbeiterin beſchloß, in das Erdgeſchoß hinabzugehen, den Verſuch zu machen, in den Garten zu kommen, um mit jenem ſchönen jungen Mädchen mit den Goldhaaren zu ſprechen, und ſich die gewiſſe Ueberzeugung zu verſchaffen, daß es Fräulein von Cardoville ſey, und ihr dann, wenn ſie glaube, daß ſie einen lichten Augenblick habe, zu ſagen, daß Agricola ihr Dinge vom größten Intereſſe mitzutheilen hätte, aber nicht wüßte, auf welche Art er ſie davon in Kenntniß ſetzen könne.

Der Tag ſchwand allmählig; die Sonne neigte ſich zum Untergange; Mayeur, welche befürchtete, daß Florine des Wartens überdrüßig werden möchte, beeilte ſich, zu handeln; leichten Schrittes, von Zeit zu Zeit unruhig horchend, erreichte ſie das Ende des Corridors; dort führte eine kleine Treppe von drei oder vier Stuſen zum Treppenabſatze der Leinwandkammer, und von da, eine ſchmale Wendeltreppe bildend, in das untere Geſchoß.

Die Arbeiterin, Stimmen vernehmend, ſchritt raſcher hinunter, und befand ſich in einem langen Gange des Erdgeſchoſſes, in deſſen Mitte eine Glasthüre die Einſchau in einen für die Oberin vorbehaltenen Theil des Gartens gewährte.

Da eine Allee, auf einer Seite von einer hohen Buchsbaumhecke geſäumt, Mayeur gegen ſpähende Blicke ſchützen konnte, ſchlüpfte ſie hinein, und gelangte zur Schaugittereinfriedung, die an dieſer Stelle den Kloſter-Garten von jenem des Hauſes des Doctors Baleinier trennte. Einige Schritte von da erblickte die Arbeiterin Fräulein von Cardoville, mit den Elbogen auf eine ländliche Bank geſtützt, auf der ſie ſaß.

Die Feſtigkeit von Adrianens Character war durch Anſtrengung, Beſtürzung, Schrecken, Verzweiflung, ſeit jener ſchrecklichen Nacht, in welcher ſie in das Narrenhaus des Doctors Baleinier war gebracht worden, einen Augenblick erſchüttert worden; dieſer endlich, mit teufliſcher Schlauheit den Zuſtand der Schwäche, des Kummers benützend, worin das junge Mädchen ſich befand, hatte es dahin gebracht, daß ſie einen Augenblick an ſich ſelbſt zweifelte.

Aber die Ruhe, welche den peinlichſten, heftigſten Gemüthsbewegungen mit Gewalt folgt; aber das Nachſinnen, die Urtheilskraft eines richtigen und feinen Verſtandes, beruhigten Adriane bald hinſichtlich der ihr vom Doctor Baleinier einen Augenblick eingeflößten Beſorgniſſe. Sie glaubte ſelbſt nicht an einen Irrthum des gelehrten Doctors; ſie las klar in dem Benehmen dieſes Mannes, ein Benehmen voll abſcheulicher Heuchelei und ſeltener Keckheit, unterſtützt von einer nicht minder ſeltenen Gewandtheit; zu ſpät endlich erkannte ſie in Herrn Baleinier ein blindes Werkzeug der Frau von Saint-Dizier.

Von da an hüllte ſie ſich in Schweigen, in eine Ruhe voll Würde; keine Klage, kein Vorwurf entſchlüpfte ihrem Munde . . . ſie wartete . . . Dennoch, obgleich man ihr in ihrem Spazierengehen und Thun ziemlich große Freiheit ließ (jedenfalls aber aller Verbindung mit Außen ſie beraubend) war Adrianens gegenwärtige Lage hart, peinlich, vorzüglich für ſie, welche eine harmoniſche und anmuthige Umgebung ſo ſehr liebte. Sie fühlte jedoch, daß dieſe Lage nicht lange dauern könne. Sie kannte die Thätigkeit und Wachſamkeit der Geſetze nicht; aber der einfache, geſunde Menſchenverſtand ſagte ihr, daß eine Einſperrung auf einige Tage, geſchickt auf den mehr oder minder glaubwürdigen Schein von Geiſtesverwirrung geſtützt, zwar verſucht und ſelbſt vollzogen werden konnte, allein unter der Bedingung, nicht über gewiſſe Grenzen hinaus ſich zu verlängern, weil denn doch ein junges Mädchen von ihrem Stande nicht plötzlich aus der Welt verſchwinden könnte, ohne daß nach Verfluß einer gewiſſen Zeit nach ihr gefragt, und dann ein angeblicher Anfall plötzlichen Wahnſinnes zu ernſtlichen Nachforſchungen Anlaß geben würde. Wahr oder falſch, hatte dieſe Meinung genügt, Adrianens Character ſeine gewöhnliche Schwungkraft und Energie wieder zu geben.

Sie hatte ſich indeſſen bisweilen vergebens nach der Urſache dieſer Einſperrung gefragt; ſie kannte Frau von Saint-Dizier zu gut um ſie fähig zu halten, ohne einen beſtimmten Zweck zu handeln, und nur die Zufügung einer vorübergehenden Qual gewollt zu haben... Hierin täuſchte ſich das Fräulein von Cardoville nicht; der Pater von Aigrigny und die Prinzeſſin waren überzeugt, daß Adriane, unterrichteter als ſie ſcheinen wollte, wüßte, wie viel ihr daran liege, am 13. Februar in der Straße Saint-François ſich einzufinden, und daß ſie entſchloſſen ſey, ihre Rechte geltend zu machen. Indem ſie Adriane als verrückt einſperren ließen, verſetzten ſie ihrer Zukunft einen ſchweren Schlag; aber dieſe letzte Vorſicht war überflüßig; denn Adriane, obwohl dem Familiengeheimniſſe auf der Spur, das man ihr hatte verhehlen wollen, und von dem man ſie unterrichtet wähnte, war, wegen einiger verſteckten oder beſeitigten Papiere, nicht völlig in daſſelbe eingedrungen.

Was auch der Grund des ſchändlichen Benehmens der Feinde des Fräuleins von Cardoville ſeyn mochte, ſie fühlte ſich deßwegen nicht weniger darüber empört. Niemand war minder gehäſſig, minder rachſüchtig, als dieſes edelmüthige junge Mädchen; aber aller Leiden eingedenk, die ihr Frau von Saint-Dizier, der Abbé von Aigrigny und der Doctor Baleinier zugefügt, beſchloß ſie, zwar nicht Erwiederungen zu verſuchen, aber durch alle möglichen Mittel eine glänzende Genugthuung ſich zu verſchaffen. Verweigerte man ihr dieſelbe, ſo wollte ſie ſo viel Argliſt, Heuchelei und Grauſamkeit, ohne Raſt und Ruhe verfolgen und bekämpfen, nicht aus einem Rachgefühle ihrer Leiden, ſondern um die nämlichen Qualen andern Opfern zu erſparen, die nicht, wie ſie, kämpfen und ſich wehren könnten.

Adriane, ohne Zweifel noch unter dem peinlichen Eindrucke, den ihr die ſo eben mit Roſe Simon gehabte Unterredung verurſacht hatte, ſtützte ſich mit dem Elbogen verſtimmt auf eine Lehne der Gartenbank, auf der ſie ſaß, und verhüllte ihre Augen mit ihrer linken Hand. Sie hatte ihren Hut neben ſich gelegt, und bei der geneigten Haltung ihres Kopfes quollen die langen Locken ihrer Goldhaare über ihre friſchen und ſchwellenden Wangen, welche ſie faſt gänzlich verhüllten. — In dieſer lehnenden Richtung, voll Grazie und Ungezwungenheit, prägte ſich der holdſelige und üppige Umriß ihrer Taille unter einem Kleide von emailgrüner Moire aus; ein breiter Kragen, befeſtiget mit einer Roſaatlaßſchleife, und platte, prächtig geſtickte Spitzen-Manſchetten, verhinderten, daß die Farbe ihres Kleides zu grell contraſtirte mit der blendenden Weiße ihres Schwanenhalſes und ihrer raphantiſchen, mit kleinen Azurſtreifen unmerkbar geäderten Hände; auf ihrer ſehr hohen und ſehr zierlich geſchwungenen Fußbiege, kreuzten ſich die ſchmalen Bänder eines kleinen Schuhes von ſchwarzem Atlaß; denn der Doctor Baleinier hatte ihr erlaubt, ſich nach ihrem gewöhnlichen Geſchmacke zu kleiden, und, wie geſagt, auserleſene Eleganz war für Adriane nicht gewöhnte Koketterie, ſondern Pflicht gegen ſie ſelbſt, welche ſo ſchön zu machen Gott beliebt hatte.

Bei dem Anblicke dieſes jungen Mädchens, deren Anzug und anmuthige Haltung ſie treuherzig bewunderte, ohne bitteren Hinblick auf die Lumpen an ihrem eigenen Leibe, und deſſen Mißgeſtalt, dachte ſich Mayeux, die arme Arbeiterin, zuvörderſt mit eben ſo viel geſundem Menſchenverſtande als Scharfſinne, es ſei ungewöhnlich, daß eine Geiſtesverwirrte ſo verſtändig und ſo anmuthig ſich kleide; daher näherte ſie ſich mit eben ſo viel Erſtaunen als Rührung ſachte dem Schaugitter, welches ſie von Adrianen trennte; meinte jedoch, daß vielleicht dieſe Unglückliche wirklich verrückt ſeyn, aber eben einen lichten Tag haben könnte. Dann ſagte Mayeux mit ſtarkem Herzklopfen, mit ſchüchternem Tone, aber laut genug, um gehört zu werden, damit ſie erfahre, ob es Adriane ſei: „Fräulein von Cardoville?“

„Wer ruft mir?“ — fragte Adriane.

Dann raſch den Kopf wendend und Mayeux gewahrend, konnte ſie einen leichten Aufſchrei der Ueberraſchung, ſchier des Schreckens, nicht zurückhalten . . . In der

That, dieſes arme, bleiche, mißgeſtaltete, armſelig gekleidete Geſchöpf, ſo plötzlich vor ihr auftauchend, mußte dem Fräulein von Cardoville, welche Anmuth und Schönheit ſo ſehr liebte, eine Art von Widerwillen, von Schrecken einflößen . . . Und dieſe beiden Gefühle drückten ſich in ihren ſprechenden Zügen aus.

Mayeux bemerkte den von ihr veranlaßten Eindruck nicht . . . unbeweglich, mit ſtarren Augen, die Hände mit einer Art von Bewunderung oder vielmehr von inniger Anbetung gefaltet, betrachtete ſie die blendende Schönheit Adrianens, die ſie nur einmal durch ihr vergittertes Fenſter geſehen hatte; was ihr Agricola von der Anmuth ſeiner Gönnerin erzählt, ſchien ihr tauſendmal unter der Wirklichkeit; niemals hatte Mayeux, ſelbſt nicht in ihren geheimen dichteriſchen Aufſchwüngen, von einer ſo ſeltenen Vollkommenheit geträumt. Durch eine ſonderbare Begegnung verſetzte der Anblick idealiſcher Schönheit dieſe zwei ſo ungleichen jungen Mädchen, dieſe zwei äußerſten Vorbilder von Häßlichkeit und Schönheit, von Reichthum und Elend, in eine Art himmliſchen Entzückens. Nach dieſer Adrianen, ſo zu ſagen unwillkürlich, gebrachten Huldigung, that ſie einen neuen Schritt gegen das Schaugitter.

„Was wollen Sie? . . .“ rief das Fräulein von Cardoville aus, mit einem abſtoßenden Gefühle ſich erhebend, welches Mayeux nicht entgehen konnte; daher ſagte ſie, ſchüchtern die Augen niederſchlagend, in ihrem ſanfteſten Tone: „Verzeihen Sie, Fräulein, daß ich mich

Ihnen ſo vorſtelle; aber die Augenblicke ſind koſtbar, . . . ich komme im Namen . . . Agricola's . . ."

Dieſe Worte ſprechend, ſchlug die junge Arbeiterin die Augen wieder mit Unruhe auf, befürchtend, daß Fräulein von Cardoville möchte den Namen des Hammerſchmides vergeſſen haben; aber zu ihrem großen Erſtaunen, und zu ihrer noch größeren Freude, ſchien Adrianens Schrecken bei Agricola's Namen ſich zu mindern. Sie näherte ſich dem Schaugitter, und ſchaute Mayeux mit wohlwollender Neugierde an.

„Sie kommen im Namen des Herrn Agricola Baudoin? —" ſagte ſie zu ihr. — „Und wer ſind Sie?"

„Seine Adoptivſchweſter . . . Fräulein . . . eine arme Arbeiterin, die in ſeinem Hauſe wohnt . . ."

Adriane ſchien ihre Erinnerungen zu ſammeln, ſich völlig zu beruhigen, und ſagte, mit Güte lächelnd, nach kurzem Schweigen: „Nicht wahr, Sie ſind's, die Herrn Agricola gerathen hat, ſich wegen ſeiner Caution an mich zu wenden?"

„Wie? Fräulein, Sie erinnern ſich? . . ."

„Ich vergeſſe niemals, was hochherzig und edel iſt; Herr Agricola hat mir mit Rührung von Ihrer Hingebung für ihn erzählt; . . . ich erinnere mich deſſen . . . nichts iſt einfacher . . . Aber wie kommen Sie hierher? in dieſes Kloſter?"

„Man hatte mir geſagt, daß ich hier vielleicht Beſchäftigung bekäme; denn ich befinde mich ohne Arbeit. Zum Unglücke hat mich die Oberin abgewieſen."

„Und wie haben Sie mich erkannt?“

„An Ihrer großen Schönheit, Fräulein . . . die mir Agricola geſchildert hatte.“

„Haben Sie mich nicht vielmehr . . . daran erkannt?“ fragte Adriane, und faßte lächelnd mit ihren Roſenfingern die Spitze von einer der langen Seidenlocken ihrer Goldhaare.

„Sie müſſen Agricola verzeihen, Fräulein,“ verſetzte Mayeur mit einem Halblächeln, das ſo ſelten über ihre Lippen gleitete, — „er iſt Dichter, und da er mir, mit ehrerbietiger Bewunderung, das Porträt ſeiner Gönnerin malte . . . hat er keine von den ſeltenen Vollkommenheiten deſſelben ausgelaſſen.“

„Und wer hat Ihnen den Gedanken eingegeben, zu kommen, um mit mir zu ſprechen?“

„Die Hoffnung, Ihnen vielleicht dienen zu können, Fräulein. Sie haben Agricola mit ſo viel Güte empfangen, daß ich es gewagt habe, ſeine Dankbarkeit gegen Sie zu theilen . . .“

„Wagen Sie, wagen Sie, mein liebes Kind, —“ erwiederte Adriane mit unendlicher Huld — „meine Belohnung wird doppelt ſeyn, . . . obgleich ich bis jetzt Ihrem würdigen Adoptivbruder nur durch meine Abſicht nützlich ſeyn konnte.“

Während des Austauſches dieſer Worte, hatten ſich Adriane und Mayeur wechſelweiſe mit wechſelndem Erſtaunen betrachtet. Zuvörderſt begriff Mayeur nicht, wie ein Fräulein, das für wahnſinnig galt, ſich ausdrücken könne, wie Adriane ſich ausdrückte; dann erſtaunte ſie ſelbſt über die Freiheit, oder vielmehr Unbefangenheit des Geiſtes, womit ſie dem Fräulein von Cardoville geantwortet hatte, da ſie nicht wußte, daß dieſe das köſtliche Vorrecht erhabener und wohlwollender Naturen theilte: — alles in Geltung zu ſetzen, was mit Sympathie ſich ihnen naht. Ihrerſeits war das Fräulein von Cardoville eben ſo innig gerührt als überraſcht, dieſes junge Mädchen aus dem Volke, gekleidet wie eine Bettlerin, in gewählten, vollkommen paſſenden Ausdrücken ſprechen zu hören. Je länger ſie Mayeux anſchaute, deſto mehr verwandelte ſich der widrige Eindruck, den dieſe Anfangs auf ſie gemacht, in ein ganz entgegengeſetztes Gefühl. Mit jenem den Frauen eigenthümlichen Tacte raſcher und genauer Beobachtung, gewahrte ſie unter der ſchlechten Haube von ſchwarzem Flore der Mayeux, ein ſchönes, geglättetes und glänzendes, kaſtanienbraunes Haar. Sie bemerkte auch, daß ihre weißen, langen und magern Hände, obwohl aus den Aermeln eines ärmlichen Kleides hervorragend, von vollkommener Reinlichkeit waren; ein Beweis, daß Sorgfalt, Reinlichkeit, Selbſtachtung, wenigſtens gegen eine entſetzliche Noth kämpften. Adriane fand endlich in der Bläſſe der ſchwermüthigen Züge der jungen Arbeiterin, in dem eben ſo intelligenten als ſanften und ſchüchternen Ausdrucke ihrer blauen Augen, eine rührende und düſtere Anmuth, eine beſcheidene Würde, welche ihre Mißgeſtalt vergeſſen machten. Adriane liebte leidenſchaftlich die körperliche Schönheit; aber ihr Geiſt war zu erhaben, ihr Gemüth zu edel, ihr Herz zu gefühlvoll, um nicht die moraliſche Schönheit würdigen zu wiſſen, die oft auf einem gewöhnlichen und leidenden Geſichte ſtrahlet. Nur war dieſe Würdigung dem Fräulein von Cardoville ganz neu; bisher hatten ihr großes Vermögen, ihre eleganten Gewohnheiten, ſie von Perſonen aus der Klaſſe der Mayeur entfernt gehalten.

Nach einem Momente des Schweigens, während deſſen die ſchöne Patrizierin und die armſelige Arbeiterin ſich wechſelſeitig mit zunehmendem Erſtaunen betrachtet hatten, ſagte Adriane zu Mayeur: „Die Urſache unſers beiderſeitigen Erſtaunens, iſt, glaub' ich, leicht zu errathen; Sie finden ohne Zweifel, daß ich für eine Wahnſinnige ziemlich vernünftig ſpreche, wenn man Ihnen geſagt hat, daß ich es ſei. Und ich, —" fügte Fräulein von Cardoville mit einem Tone ſo zu ſagen ehrerbietigen Mitleidens hinzu, — „ich finde, daß das Zartſinnige Ihrer Sprache und Manieren mit der Lage, worin Sie zu ſeyn ſcheinen, ſo ſchmerzlich contraſtirt, daß mein Erſtaunen das Ihrige noch überſteigen muß."

„Ah! Fräulein —" rief Mayeur mit einem Ausdrucke ſo aufrichtigen und innigen Glückes aus, daß Freudenthränen ihre Augen verſchleierten, — „es iſt alſo wahr? Man hatte mich getäuſcht! daher konnte ich, als ich Sie ſo eben ſo ſchön, ſo wohlwollend ſah, Ihre ſo ſanfte Stimme hörte, nicht glauben, daß ein ſolches Unglück Sie getroffen hätte . . . Aber ach! wie kommt es denn, Fräulein, daß Sie hier ſind?“

„Armes Kind, —“ entgegnete Adriane, von der Zuneigung ganz gerührt, welches ihr dieſes vortreffliche Weſen bethätigte. — „Und wie kommt es, daß Sie mit ſo viel Herz, mit einem ſo gebildeten Geiſte, ſo unglücklich ſind? Aber, beruhigen Sie ſich, ich werde nicht immer hier bleiben . . . dieß ſagt Ihnen, daß Sie und ich bald den uns gebührenden Platz wieder einnehmen werden . . . Glauben Sie, ich werde nie vergeſſen, daß Sie, ungeachtet der peinlichen Unruhe, in der Sie ſich befinden müſſen, indem Sie ſich der Arbeit, Ihrer einzigen Hülfsquelle, beraubt ſehen, daran gedacht haben, zu mir zu kommen . . . um zu verſuchen, mir nützlich zu ſeyn; . . . Sie können mir wirklich einen weſentlichen Dienſt leiſten, . . . was mich entzückt, weil ich Ihnen viel Dank ſchulden werde . . . Daher ſollen Sie auch ſehen, wie ich meine Dankbarkeit mißbrauchen werde! —“ ſagte Adriane mit liebenswürdigem Lächeln.

„Aber, —“ fuhr ſie fort, — „bevor wir an uns denken, wollen wir an Andere denken; iſt Ihr Adoptivbruder nicht im Gefängniſſe?“

„Zur Stunde, Fräulein, iſt er ohne Zweifel nicht mehr darin, Dank dem Edelmuthe von einem ſeiner Cameraden; ſein Vater hat geſtern Caution für ihn bieten können, und man hat ihm verſprochen, daß er heute frei werden ſollte; . . . doch aus ſeinem Gefängniſſe hatte er mir geſchrieben, daß er Ihnen die wichtigſten Dinge zu offenbaren habe."

„Mir?"

„Ja, Fräulein . . . Agricola wird, hoff' ich, heute frei werden. Auf welche Weiſe könnte er Sie davon in Kenntniß ſetzen?"

„Er hat mir Offenbarungen zu machen, mir? —" erwiederte das Fräulein von Cardoville mit überraſchter und nachdenkender Miene. — „Ich forſche vergebens, was dieß ſein kann; aber ſo lange ich in dieſem Hauſe eingeſchloſſen, und jeder Mittheilung nach Außen beraubt bin, kann Herr Agricola nicht daran denken, ſich unmittelbar oder mittelbar an mich zu wenden; er ſoll alſo warten, bis ich von hier weg bin; dieß iſt nicht alles; er muß auch aus dieſem Kloſter zwei arme Kinder, noch viel bedauernswerther, als ich, befreien . . . die Töchter des Marſchalls Simon werden hier wieder ihren Willen zurückgehalten."

„Sie wiſſen ihren Namen, Fräulein?"

„Als Herr Agricola mich von ihrer Ankunft in Paris in Kenntniß ſetzte, hatte er mir geſagt, daß ſie fünfzehn Jahre alt ſeien, und ſich auf eine auffallende Weiſe ähnlich ſehen . . . Daher, als ich vorgeſtern auf meinem gewöhnlichen Spaziergange, zwei arme kleine verweinte Geſichter von Zeit zu Zeit ſich an die Kreuzſtöcke der Zellen ſchmiegen ſah, welche ſie getrennt bewohnen, die Eine im Erdgeſchoſſe, die Andere im erſten Stockwerke, hat mir eine geheime Ahnung geſagt, daß ich in ihnen die Waiſen ſehe, von denen Agricola mit mir geſprochen, und die mich ſchon lebhaft intereſſirten; denn ſie ſind Verwandte von mir.“

„Sie . . . Verwandte von Ihnen, Fräulein?“

„Gewiß . . . Deßwegen, weil ich mehr nicht thun konnte, hatte ich verſucht, ihnen durch Zeichen auszudrücken, wie ſehr ihr Schickſal mich rühre; ihre Thränen, die Beſtürzung in ihren anmuthigen Geſichtchen, ſagten mir zur Genüge, daß ſie Gefangene im Kloſter wären, wie ich ſelbſt es in dieſem Hauſe bin.“

„Ah! ich begreife, Fräulein . . . als Opfer der Gehäſſigkeit Ihrer Familie vielleicht? . . .“

„Welches auch mein Geſchick ſein möge . . . bin ich viel weniger zu beklagen, als dieſe zwei Kinder . . . deren Verzweiflung erſchreckend iſt. Ihre Trennung iſt es vorzüglich was ſie am meiſten betrübt; aus einigen Worten zu ſchließen, welche eine von ihnen mir ſo eben geſagt hat, ſeh' ich, daß ſie, wie ich, die Opfer eines niederträchtigen, liſtigen Anſchlages geworden ſind . . . Aber, Dank Ihnen . . . es wird möglich ſein, ſie zu befreien. Seitdem ich in dieſem Hauſe bin, iſt es mir, wie ich Ihnen ſagte, unmöglich geweſen, die mindeſte Mittheilung nach Außen zu machen . . . Man hat mir weder Papier noch Feder gelaſſen; es iſt mir alſo unmöglich, zu ſchreiben. Jetzt hören Sie mir aufmerkſam zu, und wir können eine abſcheuliche Verfolgung bekämpfen.“

„O! ſprechen Sie, ſprechen Sie, Fräulein!“

„Der Soldat, welcher die Waiſen nach Frankreich geführt hat, der Vater des Herrn Agricola, iſt hier?“

„Ja, Fräulein . . . Ah! wenn Sie ſeine Verzweiflung geſehen hätten, ſeine Wuth, als er bei ſeiner Heimkunft die Kinder nicht mehr fand, die eine ſterbende Mutter ihm anvertraut hatte!“

„Er muß ſich beſonders vor dem mindeſten gewaltthätigen Verfahren in Acht nehmen; alles wäre verloren . . . Nehmen Sie dieſen Ring, —“ Adriane zog einen Ring von ihrem Finger, — „geben Sie ihn dem . . . Er wird ſogleich gehen . . . Aber ſind Sie gewiß, ſich eines Namens und einer Adreſſe zu erinnern?“

„O! ja, Fräulein . . . ſeien Sie unbekümmert; Agricola hat mir Ihren Namen ein einzigesmal geſagt . . . ich habe ihn nicht vergeſſen: das Herz hat ſein Gedächtniß.“

„Ich ſeh' es, mein liebes Kind . . . Merken Sie ſich alſo den Namen des Grafen von Montbron.“

„Graf von Montbron . . . ich werde ihn nicht vergeſſen.“

„Er iſt einer von meinen guten alten Freunden; er wohnt am Vendomeplatz, Nro. 7.“

„Vendomeplatz, Nro. 7 . . . Ich werde dieſe Adreſſe behalten.“

„Der Vater des Herrn Agricola ſoll dieſen Abend zu ihm gehen: iſt er nicht zu Hauſe, ſo wird er ſeine Rückkehr erwarten. Dann wird er in meinem Namen um Audienz bitten, indem er ihm dieſen Ring zur Begründung ſeiner Angabe zuſtellen läßt: einmal vorgelaſſen, ſoll er ihm alles ſagen, die Entführung der jungen Mädchen, den Namen des Kloſters, worin ſie zurückgehalten werden; er ſoll beifügen, daß ich ſelbſt als eine Wahnſinnige in der Heilanſtalt des Doktors Baleinier eingeſperrt bin . . .

„Die Wahrheit hat einen Ausdruck, den Herr von Montbron erkennen wird . . . Dieß iſt ein Mann von unendlich viel Erfahrung und Geiſt, deſſen Einfluß groß iſt: er wird ſogleich die nöthigen Schritte thun, und morgen oder übermorgen, deſſen bin ich gewiß, werden dieſe armen Waiſen und ich frei ſein . . . und zwar . . . durch Ihren Beiſtand; doch die Augenblicke ſind koſtbar, man könnte uns überraſchen . . . Eilen Sie, mein liebes Kind . . .“

Dann, in dem Augenblicke des Fortgehens, ſagte Adriane zu Mayeur mit einem ſo rührenden Lächeln und in einem ſo herzlichen, ſo liebreichen Tone, daß es der Arbeiterin unmöglich war, ihn nicht für aufrichtig zu halten: „Herr Agricola hat mir geſagt, daß mein Herz eben ſo gut ſei, wie das Ihrige . . . Ich begreife nun alles Ehrenvolle . . . Schmeichelhafte, was in ſeinen Worten für mich lag . . . Ich bitte Sie darum . . . geben Sie mir ſchnell ihre Hand . . .“ fügte das Fräulein von Cardoville hinzu, deren Augen feucht wurden; dann ſteckte ſie ihre anmuthige Hand durch zwei Latten des Schaugitters, und reichte ſie der Mayeur.

Die Worte und das Benehmen der ſchönen Patrizierin trugen das Gepräge einer ſo wahren Herzlichkeit, daß die Arbeiterin, ohne falſche Scham, in Adrianens entzückende Hand zitternd ihre arme, abgemagerte Hand legte. In einer Regung frommer Ehrerbietung, brachte dann das Fräulein von Cardoville dieſe Hand an ihre Lippen, und ſagte:

„Da ich Sie nicht als meine Schweſter umarmen kann, Sie die Sie mich retten . . . muß ich wenigſtens dieſe ehrenwerthe, durch die Arbeit verherrlichte Hand küſſen.“

Plötzlich hörte man Schritte im Garten des Doktors Baleinier, Adriane richtete ſich raſch wieder empor, und verſchwand hinter den grünen Bäumen, indem ſie Mayeux zuflüſterte: „Muth, Erinnerung . . . und Hoffnung!“

Dieß Alles war ſo ſchnell geſchehen, daß die junge Arbeiterin keinen Schritt hatte thun können; Thränen, aber dießmal ſehr ſüße Thränen, floſſen reichlich über ihre bleichen Wangen herab. Daß ein junges Mädchen wie Adriane von Cardoville, ſie wie eine Schweſter behandelte, ihr die Hand küßte, es ihren Stolz nannte, ihr durch das Herz zu gleichen, ihr, dem armen Geſchöpfe, im tiefſten Abgrunde des Elendes vegetirend, das hieß ein eben ſo göttliches Gefühl brüderlicher Gleichheit zeigen, wie das Wort des Evangeliums. Es gibt Worte, Eindrücke, welche eine ſchöne Seele Jahre von Leiden vergeſſen machen, und ihr, durch einen flüchtigen Blitz, ihre eigene Größe offenbaren; ſo ging's auch Mayeur; durch hochherzige Worte kam ſie einen Augenblick zum Bewußtſein ihres Werthes . . . Und obwohl dieſe Empfindung eben ſo ſchnell als unausſprechlich war, faltete ſie doch die Hände, und ſchlug ihre Augen mit einem Ausdrucke inniger Dankbarkeit zum Himmel empor; denn wenn auch die Arbeiterin nicht „ausübte," um uns der ultramontanen Sprache zu bedienen, beſaß doch Niemand ein ſo inniges, wahrhaft religiöſes Gefühl, das ſich zur Glaubenslehre verhält, wie die Unermeßlichkeit der geſtirnten Himmel zum Plafond einer Kirche. . . . .

Fünf Minuten, nachdem Mayeur das Fräulein von Cardoville, und unbemerkt den Garten verlaſſen hatte, war ſie in das erſte Stockwerk hinaufgegangen, wo ſie beſcheiden an die Thüre der Leinwandkammer klopfte. Eine Schweſter öffnete ihr.

„Iſt Mademoiſelle Florine nicht da, die mich hierher geführt hat, meine Schweſter?" fragte ſie.

„Sie konnte nicht länger auf Sie warten; Sie kommen ohne Zweifel von unſerer Frau Mutter, der Oberin?"

„Ja . . . ja, meine Schweſter . . . —" antwortete die Arbeiterin, die Augen niederſchlagend, — „möchten Sie die Güte haben, mir zu ſagen, wo ich hinausgehen muß?"

„Kommen Sie mit mir! . . ."

Mayeur folgte der Schweſter, bei jedem Schritte befürchtend, der Oberin zu begegnen, die, mit Recht darüber erſtaunt, ſich nach der Urſache ihres langen Verweilens im Kloſter erkundiget hätte. Endlich wurde die erſte Pforte des Kloſters hinter Mayeur geſchloſſen. Nachdem ſie raſch durch den weiten Hof geſchritten war, der Pförtnerſtube ſich nähernd, um zu bitten, daß man ihr die äußere Pforte aufſchließe, hörte die Arbeiterin eine rauhe Stimme folgende Worte ſprechen:

„Es ſcheint, mein alter Jerome, daß man heute Nacht die Wachſamkeit wird verdoppeln müſſen ... Was mich betrifft, ſo werde ich zwei Kugeln mehr in meine Flinte laden; die Frau Oberin hat befohlen, zwei Runden ſtatt einer zu machen ...“

„Ich, Nicolas, ich brauche keine Flinte, —“ erwiederte die andere Stimme: — „ich habe meine gut geſpitzte, gut ſchneidende Senſe mit geradem Stiele ... Das iſt eine Gärtnerwaffe, die nicht ſchlechter iſt.“

Unwillkürlich beunruhiget von dieſen Worten, die ſie zu hören nicht geſucht hatte, näherte ſich Mayeur der Pförtnerſtube, und bat um Auslaß.

„Woher kommen Sie denn ſo? —“ fragte der Pförtner, halb aus ſeiner Stube tretend, in der Hand ein Gewehr mit zwei Läufen haltend, deſſen Laden ihn eben beſchäftigte, und die Arbeiterin mit argwöhniſchem Blicke betrachtend.

„Ich habe ſo eben mit der Frau Oberin geſprochen, —“ antwortete Mayeur furchtſam.

„Iſt's auch wahr? . . ." erwiederte Nicolas roh, — „denn Sie ſehen mir danach aus, als ob Sie nichts Gutes im Schilde führten . . . wenn auch, gleichviel . . . ziehen Sie ſich, und ſchneller als ſo."

Der Thorweg ging auf, und Mayeur ſchritt hinaus. Kaum hatte ſie auf der Straße einige Schritte gemacht, als ſie zu ihrem großen Erſtaunen Rabat-joie auf ſie zulaufen, . . . und weiter vorne, hinter ihm, auch Dagobert ſchnell herbeieilen ſah. Mayeur ging dem Soldaten entgegen, als eine volle und ſonore Stimme, von weitem rufend: „He, meine gute Mayeur! —" das junge Mädchen bewog, ſich umzukehren . . . Jener Seite entgegengeſetzt, von welcher Dagobert kam, ſah ſie Agricola herbeilaufen.

Neuntes Kapitel.

Das Zuſammentreffen.

Bei dem Anblicke Dagobert's und Agricola's, war Mayeur einige Schritte vor der Kloſterpforte erſtaunt ſtehen geblieben. Der Soldat bemerkte die Arbeiterin noch nicht; er ſchritt raſch dahin, Rabat-joie folgend, der ſehr mager, ausgehungert, borſtig, kothig, vor Freude zu ſpringen ſchien, und von Zeit zu Zeit ſeinen klugen Kopf nach ſeinem Herrn wendete, zu welchem er, nachdem er Mayeur geliebkoſet, zurückgekehrt war.

„Ja, ja, ich verſtehe Dich, mein armer Alter, —“ ſagte der Soldat gerührt, — „Du biſt treuer, als ich; ... Du haſt meine lieben Kinder nicht eine Minute lang verlaſſen; .. Du biſt ihnen gefolgt; ... Du wirſt Tag und Nacht, ohne zu eſſen ... an der Thüre des Hauſes gewartet haben, wohin man ſie geführt hat, und zuletzt, überdrüſſig, ſie nicht herauskommen zu ſehen, biſt Du nach Hauſe gelaufen, mich zu ſuchen ... Ja, während ich verzweifelte wie ein wüthender Narr ... thateſt Du, was ich hätte thun ſollen ... Du entdeckteſt ihr Verſteck ... Was beweiſet dieß? Daß die Thiere mehr werth ſind, als die Menſchen? Das iſt bekannt ... Nun ... ich werde ſie wiederſehen: .. wenn ich bedenke, daß morgen der **13.** iſt, und daß ohne Dich, mein alter Rabat-joie, ... alles verloren war ... ſchauert mir die Haut ... Ah, werden wir bald ankommen? ... Welch' ein ödes Stadtviertel! .. und die Nacht nahet ſich ...“

Dagobert hatte dieſes Geſpräch mit Rabat-joie gehalten, immer fortgehend, und die Augen beſtändig auf ſeinen braven Hund gerichtet, der tüchtig ausholte ... Da er das treue Thier ihn plötzlich mit einem Sprunge verlaſſen ſah, hob er den Kopf auf, und bemerkte einige Schritte von ihm entfernt Rabat-joie, wie er Mayeux und Agricola liebkoſete, die unweit der Kloſterpforte ſich begegnet waren.

„Die Mayeux! .. —“ hatten Vater und Sohn bei dem Anblicke der jungen Arbeiterin ausgerufen, indem ſie ſich ihr näherten, und ſie mit großem Erſtaunen anblickten.

„Gute Hoffnung! Herr Dagobert, —“ ſagte ſie mit unbeſchreiblicher Freude, — „Roſe und Blanche ſind wiedergefunden ...“ dann, ſich zum Hammerſchmide wendend: „gute Hoffnung, Agricola ... das Fräulein von Cardoville iſt nicht wahnſinnig ... ich habe ſie ſo eben geſprochen ...“

„Sie iſt nicht wahnſinnig? Welches Glück!“ — verſetzte der Hammerſchmid.

„Die Kinder!“ — rief Dagobert aus, mit ſeinen von Gemüthsaufregung zitternden Händen die Hände der Mayeur faſſend. — „Sie haben ſie geſehen!“

„Ja, ſo eben ... ſehr traurig ... ſehr troſtlos... aber ich konnte mit ihnen nicht ſprechen.“

„Ah!“ — ſagte Dagobert, ſtille ſtehend, wie von dieſer Nachricht erſtickt, und mit beiden Händen nach ſeiner Bruſt fahrend; — „ich hätte nie geglaubt, daß mein altes Herz ſo heftig ſchlagen könnte. — Und doch, ... auf meinen Hund vertrauend, erwartete ich beinahe, was geſchieht; ... aber gleichviel ... ich habe ... eine Art Freudenſchwindel ...“

„Die Gute ... Vater, Du ſiehſt, der Tag iſt glücklich,“ — erwiederte Agricola, mit einem Blicke der Dankbarkeit auf die Arbeiterin.

„Umarmen Sie mich, meine würdige und liebe Tochter,“ — fügte der Soldat hinzu, Mayeur mit Innigkeit in ſeine Arme ſchließend; dann fuhr er fort, von

Ungeduld verzehrt: — „Laßt uns ſchnell die Kinder holen!“

„Ah! meine gute Mayeur,“ — ſagte Agricola gerührt, — „Du giebſt dem Vater die Ruhe, vielleicht das Leben wieder . . . und das Fräulein von Cardoville . . . wie weißt Du . . .?“

„Ein ganz beſonderer Zufall... Und Du ſelbſt... wie kommſt Du hierher?“

„Rabat-Joie bleibt ſtehen und bellt,“ — rief Dagobert aus, der ſchon einige haſtige Schritte gethan hatte.

In der That hatte ſich der Hund, eben ſo ungeduldig, wie ſein Herr, die Waiſen wieder zu ſehen, aber beſſer als er mit ihrem Aufenthaltsorte bekannt, vor die Kloſterpforte poſtirt, wo er zu bellen begann, um Dagobert's Aufmerkſamkeit zu erregen — Dieſer verſtand ſeinen Hund, und ſagte zu Mayeur mit einer hinweiſenden Geberde:

„Sind die Kinder da d'rin?“

„Ja, Herr Dagobert.“

„Ich war deſſen gewiß . . . Braver Hund! . . . . O! ja, die Thiere ſind mehr werth, als die Menſchen, Sie ausgenommen, meine gute Mayeur, die Sie mehr werth ſind, als die Menſchen und die Thiere... Endlich... werde ich dieſe armen Kleinen . . . ſehen . . . ſie bekommen . . .“

Dieß ſagend, begann Dagobert, ungeachtet ſeines Alters, zu laufen, um Rabat-Joie einzuholen.

„Agricola,“ — rief Mayeur aus, — „verhindere

Deinen Vater, an jene Pforte zu klopfen . . . er würde alles verderben."

In zwei Sätzen erreichte der Hammerſchmid ſeinen Vater. Dieſer wollte eben nach dem Thürklopfer greifen.

„Mein Vater . . . klopfe nicht an," — rief der Hammerſchmid aus, Dagobert's Arm faſſend.

„Was Teufel ſagſt Du da?"

„Mayeux ſagt, daß Sie, wenn Sie anklopfen . . . alles verderben würden."

„Wie?"

„Sie wird es Ihnen erklären."

Wirklich kam Mayeux, minder hurtig als Agricola, bald nach, und ſagte zum Soldaten: „Herr Dagobert, bleiben wir nicht vor dieſer Pforte ſtehen; man könnte ſie öffnen, uns ſehen; dieß gäbe Verdacht. Gehen wir lieber die Mauer entlang . . ."

„Verdacht! . . ." — entgegnete der Veteran ganz erſtaunt, aber ohne ſich von der Pforte zu entfernen, — „was für einen Verdacht?"

„Ich beſchwöre Sie darum . . . bleiben Sie nicht da . . ." — bat Mayeux ſo inſtändig, daß Agricola, ſie unterſtützend, zu ſeinem Vater ſagte:

„Mein Vater . . . da es Mayeux ſagt . . . hat ſie ihre Gründe dazu; hören wir ſie; . . . der Boulevard de l'Hôpital iſt zwei Schritte von da; Niemand geht dort; wir werden ungeſtört ſprechen können."

„Der Teufel ſoll mich holen, wenn ich ein Wort von allem dem verſtehe!" — rief Dagobert aus; aber immer ohne die Pforte zu verlaſſen. — „Die Kinder ſind da d'rin, ich nehme ſie; ich führe ſie fort ... das iſt in zehn Minuten geſchehen.“

„O! glauben Sie dieß nicht ... Herr Dagobert,“ ſagte Mayeux. „Das iſt viel ſchwieriger, als Sie denken ... Doch kommen Sie ... kommen Sie! ... Hören Sie? ... man ſpricht im Hofe.“

In der That hörte man ein ziemlich lautes Getöſe von Stimmen.

„Komm ... komm, mein Vater ...“ — ſagte Agricola, den Soldaten wider ſeinen Willen fortſchleppend.

Rabat-Joie, der über dieſe Unſchlüßigkeit ſehr erſtaunt ſchien, bellte zwei oder dreimal, ohne von ſeinem Poſten zu weichen, wie um gegen dieſen demüthigenden Rückzug zu proteſtiren; aber auf einen Ruf Dagobert's eilte er, ſich dem Hauptcorps anzuſchließen. Es war nun fünf Uhr Abends; ein heftiger Wind erhob ſich; ſchwere graue Regenwolken jagten am Himmel. Wie geſagt, der Boulevard de l'Hôpital, welcher an dieſer Stelle den Kloſtergarten begrenzte, war faſt gar nicht beſucht. Dagobert, Agricola und Mayeux konnten alſo an dieſem abgelegenen Orte einſam berathſchlagen.

Der Soldat verhehlte die heftige Ungeduld nicht, welche ihm dieſe Mäßigung verurſachte; daher ſagte er, als ſie kaum um die Straßenecke gebogen, zu Mayeux:

„Nun, meine Tochter, erklären Sie ſich ... ich ſtehe auf glühenden Kohlen.“

„Das Haus, worin die Töchter des Marſchalls

Simon eingeſchloſſen ſind, iſt ein Kloſter . . . Herr Dagobert.“

„Ein Kloſter!“ — rief der Soldat aus, — „ich hätt' es vermuthen ſollen . . .“ — dann fügte er bei: „Nun denn! was weiter? Ich werde ſie im Kloſter wie anderswo holen. Einmal iſt keinmal.“

„Aber Herr Dagobert, ſie ſind darin wider ihren Willen eingeſchloſſen, und wider den Ihrigen; man wird ſie Ihnen nicht zurückgeben.“

„Man wird ſie mir nicht zurückgeben? ah! mordieu, das wollen wir ſehen . . .“ Und er that einen Schritt gegen die Straße.

„Mein Vater,“ — ſagte Agricola, ihn zurückhaltend, — „einen Augenblick Geduld, hören Sie Maveur.“

„Ich höre nichts . . . Wie! die Kinder ſind da d'rin . . zwei Schritte von mir . . . ich weiß es . . . und ich ſollte ſie nicht bekommen, gutwillig oder mit Gewalt, und zwar gleich auf der Stelle? ah, pardieu! das wäre ſonderbar! Laß mich!“

„Herr Dagobert, ich bitte Sie inſtändig, hören Sie mich an,“ — ſagte Maveur, die andere Hand Dagobert's faſſend; — „es giebt ein anderes Mittel, dieſe armen Fräulein zu bekommen Und zwar ohne Gewalt; das Fräulein von Cardoville hat mir geſagt, daß Gewaltthätigkeit alles verderben würde . . .“

„Wenn es ein anderes Mittel giebt . . . wohlan! ſchnell . . . heraus mit dem Mittel.“

„Hier iſt ein Ring, den das Fräulein von Cardoville . . .“

„Wer iſt denn dieſes Fräulein von Cardoville?"

„Mein Vater, das iſt jene junge Perſon voll Edelmuth, die für mich Caution ſtellen wollte . . . und der ich ſo wichtige Dinge zu ſagen habe . . ."

„Gut, gut," — erwiederte Dagobert; — „gleich den Augenblick wollen wir davon ſprechen . . . Nun denn, meine gute Mayeux, dieſer Ring?"

„Sie ſollen ihn nehmen, Herr Dagobert, und ſogleich zu dem Herrn Grafen von Montbron gehen, Vendomeplatz, Nro. 7. Dieß iſt ein ſehr mächtiger Mann, wie es ſcheint; er iſt ein Freund des Fräuleins von Cardoville; dieſer Ring wird ihm beweiſen, daß Sie in ihrem Namen kommen; Sie ſollen ihm ſagen, daß ſie als eine Wahnſinnige in einer Heilanſtalt zurückgehalten werde, die an dieſes Kloſter ſtoßt, und daß in dieſem Kloſter, wider ihren Willen, die Töchter des Marſchalls Simon eingeſchloſſen ſind."

„Gut . . . hernach . . . hernach?"

„Dann wird der Herr Graf von Montbron bei hochgeſtellten Perſonen die nöthigen Schritte thun, damit das Fräulein von Cardoville und die Töchter des Generals Simon ihre Freiheit wieder erhalten, und vielleicht . . . morgen oder übermorgen . . ."

„Morgen oder übermorgen!" — rief Dagobert aus, — „vielleicht! Aber heute, gleich auf der Stelle, muß ich ſie haben . . . Uebermorgen . . . und noch dazu vielleicht . . . das wär' die rechte Zeit . . . Ich danke jedenfalls, meine gute Mayeux; aber behalten Sie Ihren Ring . . . Ich will meine Angelegenheiten lieber ſelbſt betreiben . . . Warte da auf mich, mein Junge."

„Mein Vater . . . was wollen Sie thun?" — rief Agricola aus, den Soldaten wieder zurückhaltend, — „das iſt ein Kloſter . . . bedenken Sie doch!"

„Du biſt nur ein Rekrut; ich kenne meine Kloſter-Theorie am Griffe. In Spanien hab' ich ſie hundertmal ausgeübt. Sieh, wie es gehen wird: ich klopfe an; eine Pförtnerin macht auf; ſie fragt mich, was ich will; ich antworte nicht: ſie will mich aufhalten, ich gehe durchaus; einmal im Kloſter, rufe ich meinen Kindern aus vollem Halſe, und durchlaufe es von oben nach unten."

„Aber, Herr Dagobert, die Nonnen," — ſagte Mareur, immer bemüht, Dagobert zurückzuhalten.

„Die Nonnen rennen mir nach, und verfolgen mich, wie aus dem Neſte aufgeſtörte Elſtern, ich kenne dieß. In Sevilla hab' ich auf dieſe Art eine Andaluſierin herausgefiſcht, welche die Beguinen mit Gewalt zurückhielten. Ich laſſe ſie ſchreien, ich durchlaufe alſo das Kloſter, Roſe und Blanche rufend. Sie hören mich, antworten mir; wenn ſie eingeſchloſſen ſind, nehm' ich das nächſte Beſte, und ſprenge ihre Thüre ein."

„Aber, Herr Dagobert, die Nonnen? . . . die Nonnen?"

„Die Nonnen mit ihrem Geſchrei hindern mich nicht, die Thüre einzuſprengen, die Kinder in meine Arme zu nehmen, und mich zu trollen; hat man die Thüre von Außen wieder zugeſchloſſen, folgt die zweite Einſprengung . . . Alſo," fügte Dagobert bei, ſich aus den Händen der Mayeux losmachend, — „erwartet mich hier; in zehn Minuten bin ich da . . . Hole indeſſen eine Fiacker, mein Junge."

Ruhiger als Dagobert, und vorzüglich des Strafgeſetzbuches kundiger, war Agricola wegen der Folgen in Angſt, welche die ſonderbare Verfahrungsart des Veteranen haben konnte. Daher vertrat er ihm den Weg, und rief aus: „Ich bitte Dich inſtändig, ein Wort noch . . ."

„Mordieu! ſo ſprich, ſchnell!"

„Wenn Du mit Gewalt in das Kloſter dringen willſt, wirſt Du alles verderben!"

„Wie ſo?"

„Zuvörderſt, Herr Dagobert, —" ſagte Mayeux, — „ſind Männer im Kloſter . . . als ich es ſo eben verließ, hab' ich den Pförtner geſehen, der ſein Gewehr lud, der Gärtner ſprach von einer geſpitzten Senſe und von nächtlichen Runden . . ."

„Ich kümmere mich viel um eine Pförtnerflinte und um eine Gärtnerſenſe."

„Es mag ſeyn, mein Vater; aber ich beſchwöre Dich darum, hör' mich noch einen Augenblick an: Du klopfeſt an, nicht wahr? die Thüre wird geöffnet, der Pförtner fragt Dich, was Du willſt . . ."

„Ich ſage, daß ich mit der Oberin ſprechen will . . . und ziehe mich in's Kloſter hinein."

„Aber, mein Gott, Herr Dagobert, —" bemerkte

Mayeur, — „iſt man durch den Hof gegangen, ſo kommt man zu einer zweiten verſchloſſenen Thüre mit einem Schieber; dort erſcheint eine Nonne, um zu ſehen, wer ſchelle, und macht nicht eher auf, als bis man ihr den Grund des Beſuches, den man machen will, geſagt hat.“

„Ich werde ihr antworten: ich will mit der Oberin ſprechen.“

„Hierauf, mein Vater, wird man, da Du kein Bekannter des Kloſters biſt, die Oberin davon in Kenntniß ſetzen.“

„Gut . . . hernach?“

„Sie wird kommen.“

„Hernach?“

„Sie wird Sie fragen, was Sie wollen, Herr Dagobert.“

„Was ich will? . . . mordieu . . . meine Kinder . . .“

„Noch eine Minute Geduld, mein Vater . . . Nach den genommenen Maßregeln kannſt Du nicht zweifeln, daß man die Fräulein Simon wider ihren Willen, wider den Deinigen, zurückbehalten will.“

„Daran zweifle ich nicht . . . ich bin deſſen gewiß . . . um es dahin zu bringen, haben ſie meiner armen Frau den Kopf verdreht . . .“

„Dann, mein Vater, wird die Oberin Dir antworten, daß ſie nicht weiß, was Du ſagen willſt, und daß die Fräulein Simon nicht im Kloſter ſind.“

„Und ich werde ihr ſagen, daß ſie darin ſind, was Mayeur, was Rabat-joie bezeugen.“

„Die Oberin wird Dir ſagen, daß ſie Dich nicht kenne, daß ſie Dir keine Erklärungen zu geben habe … und wird ihren Schieber zu machen.“

„Dann ſpreng' ich die Thüre ein; … Du ſiehſt, daß dieß immer das Ende vom Liede ſeyn muß … laß mich … mordieu! laß mich …“

„Und der Pförtner, bei dieſem Getöſe, bei dieſer Gewaltthat, läuft fort, um die Wache zu holen; dieſe kommt, und man beginnt damit, Dich zu verhaften.“

„Und Ihre armen Kinder … was wird dann aus ihnen, Herr Dagobert? —“ fragte Mareur.

Agricola's Vater hatte zu viel geſunden Menſchenverſtand, um nicht die volle Richtigkeit der Bemerkungen ſeines Sohnes und der Mareur zu fühlen; aber er wußte auch, daß die Waiſen um jeden Preis vor dem andern Tage frei werden mußten. Dieſe Alternative war ſchrecklich, ſo ſchrecklich, daß Dagobert, mit beiden Händen an ſeine glühende Stirne greifend, auf eine ſteinerne Bank hinſank, wie vernichtet von einem unerbittlichen Geſchicke ſeiner Lage. Agricola und Mareur, von dieſer ſtummen Verzweiflung tief gerührt, wechſelten einen traurigen Blick. Der Hammerſchmid ſetzte ſich neben den alten Soldaten, und ſagte zu ihm: „Aber, mein Vater, beruhige Dich doch; … denk an das, was Mareur Dir ſo eben geſagt hat: … gehſt Du mit dieſem Ringe des Fräuleins von Cardoville zu dem Herrn, der ſehr einflußreich iſt, ſo können dieſe Fräulein, wie Du ſiehſt, morgen frei ſeyn … geſetzt auch, ſchlimmſten Falles, daß ſie Dir erſt übermorgen zurückgegeben würden . . .“

„Donner und Wetter! Ihr wollt mich ja toll machen!“ — rief Dagobert aus, von ſeiner Bank aufſpringend, und ſeinen Sohn und Mayeur mit einem ſo wilden, ſo verzweiflungsvollen Ausdrucke anſchauend, daß Agricola und die Arbeiterin mit eben ſo viel Beſtürzung als Unruhe zurückfuhren.

„Verzeiht mir, meine Kinder, —“ ſagte Dagobert, zu ſich kommend, nach langem Schweigen — „ich habe unrecht, mich zu ereifern; denn wir können uns nicht verſtehen . . . Was Ihr ſagt, iſt richtig . . . und doch hab' ich recht, ſo zu ſprechen, wie ich ſpreche . . . Hört mich an . . . Du biſt ein rechtſchaffener Junge, Agricola; Sie ſind ein rechtſchaffenes Mädchen, Mayeur . . . Was ich Euch ſagen werde, iſt für Euch allein . . . Ich habe dieſe Kinder tief aus Sibirien hergeführt; wißt Ihr warum? Damit ſie morgen in der Straße Saint-François ſich einfinden . . . Wenn ſie ſich dort nicht einfinden, hab' ich den letzten Wunſch ihrer ſterbenden Mutter verrathen.“

„Straße Saint-François, Nro. 3 —“ rief Agricola aus, ſeinen Vater unterbrechend.

„Ja . . . woher weißt Du dieſe Nummer?“ fragte Dagobert.

„Befindet ſich dieſes Datum nicht auf einer Medaille von Bronce?“

„Ja . . . —“ erwiederte Dagobert immer erſtaunter. — „Wer hat Dir dieß geſagt?“

„Mein Vater . . . einen Augenblick . . . —" rief Agricola aus. — „Laſſen Sie mich nachdenken . . . ich glaub's zu errathen; . . . ja . . . und Du, meine gute Mayeur, Du haſt mir geſagt, daß Fräulein von Cardoville nicht wahnſinnig ſei . . ."

„Nein . . . man hält ſie wider ihren Willen zurück . . . in jenem Hauſe, ohne ſie mit irgend Jemanden verkehren zu laſſen; . . . ſie hat beigefügt, daß ſie ſich, ſo wie die Töchter des Marſchalls Simon, für das Opfer eines niederträchtigen liſtigen Anſchlages halte."

„Ohne Zweifel, —" rief der Hammerſchmid aus. — „ich begreife nun alles . . . Das Fräulein von Cardoville hat das nämliche Intereſſe, wie die Fräulein Simon, ſich morgen in der Straße Saint-François einzufinden . . . und ſie weiß es vielleicht nicht."

„Wie?"

„Noch ein Wort, meine gute Mayeur . . . Hat das Fräulein von Cardoville geſagt, daß ſie ein mächtiges Intereſſe hätte, morgen frei zu ſeyn?"

„Nein . . . denn indem ſie mir dieſen Ring für den Grafen von Montbron gab, ſagte ſie zu mir: „„durch ſeinen Beiſtand werden ich und die Töchter des Marſchalls Simon morgen oder übermorgen frei ſeyn . . ."

„Aber erkläre Dich doch?" ſagte Dagobert mit Ungeduld zu ſeinem Sohne.

„Sogleich, —" erwiederte der Hammerſchmid; — „da Du mich im Gefängniſſe abholteſt, mein Vater, ſagte ich Dir, daß ich eine heilige Pflicht zu erfüllen hätte, und Dich zu Hauſe treffen würde …"

„Ja … und ich meinerſeits habe neue Schritte verſucht, von denen ich Euch unverzüglich erzählen werde."

„Ich lief ſogleich nach dem Pavillon in der Babylonſtraße, ohne zu wiſſen, daß das Fräulein von Cardoville wahnſinnig ſei, oder wenigſtens für wahnſinnig gelte … Ein Dienſtbote macht mir auf, und ſagt mir, das Fräulein habe einen plötzlichen Anfall von Wahnſinn bekommen … Du begreifſt, mein Vater, welch' ein Schlag dieß für mich war … ich frage, wo ſie ſei, und man antwortet mir, daß man es nicht wiſſe; ich frage, ob ich mit Jemanden von ihren Verwandten ſprechen könne. Da meine Blouſe kein großes Vertrauen einflößte, erhalt' ich zur Antwort, daß Niemand von ihrer Familie da ſei … ich war troſtlos; ein Gedanke kam mir … ich dachte mir: ſie iſt wahnſinnig; ihr Arzt muß wiſſen, wohin man ſie gebracht hat; iſt ſie im Stande, mich zu verſtehen, ſo wird er mich zu ihr führen; wo nicht, ſo würde ich, da keine Verwandten zu finden ſind, mit ihrem Arzte ſprechen; oft iſt ein Arzt ein Freund … Ich frage alſo den Dienſtboten, ob er mir den Arzt des Fräuleins von Cardoville bezeichnen könnte. Man giebt mir ohne Schwierigkeit ſeine Adreſſe: Herr Doctor Baleinier, Taranneſtraße Nro. 12. Ich laufe hin; er war ausgegangen; aber man ſagte mir in ſeiner Wohnung, daß ich ihn gegen fünf Uhr ohne Zweifel in ſeiner Heilanſtalt treffen würde; dieſes Haus ſtößt an das Kloſter... deßwegen ſind wir uns begegnet."

„Aber dieſe Medaille ... dieſe Medaille? —" fragte Dagobert ungeduldig, — „wo haſt Du ſie geſehen?"

„Gerade wegen dieſer, und noch wegen anderer Dinge, wünſchte ich, wie ich der Mayeur geſchrieben, dem Fräulein von Cardoville wichtige Entdeckungen zu machen."

„Und dieſe Entdeckungen?"

„Sind dieſe, mein Vater: ich war am Tage Ihrer Abreiſe zu ihr gegangen, um ſie zu bitten, für mich Caution zu leiſten; man war mir nachgefolgt; ſie erfährt es von einer ihrer Zofen; um mich von der Verhaftung zu ſchützen, läßt ſie mich in ein Verſteck ihres Pavillons führen; dieß war eine Art gewölbten Gemaches, das ſein Licht nur durch eine kaminförmige Röhre empfing; nach Verfluß weniger Augenblicke ſah ich darin ſehr klar. Da ich nichts Beſſeres zu thun hatte, als um mich herum zu ſchauen, ſchau' ich herum; die Wände waren mit Täfelwerk bedeckt; der Eingang zu dieſem Verſtecke beſtand aus einem Felde, auf eiſernen Geleiſen gleitend, mittelſt Gegengewichte und bewundernswerth gearbeiteter, verwickelter Verzahnungen; das iſt mein Handwerk; dieß intereſſirte mich; ich beginne, dieſes Getriebe, ungeachtet meiner Beſorgniſſe mit Neugierde zu unterſuchen; ich begriff zwar den Gang deſſelben; aber es war ein kupferner Knopf dabei, deſſen

Verrichtung ich nicht entdecken konnte; ich hatte ihn gut gegen mich her ziehen, rechts und links; die Springfedern rührten ſich nicht. Ich denke: dieſer Knopf gehört ohne Zweifel zu einem andern Räderwerke; dann kommt mir der Gedanke, anſtatt ihn gegen mich zu ziehen, ihn ſtark hineinzuſtoſſen; alſogleich vernehme ich ein ſchwaches Knarren, und ſehr plötzlich über dem Eingange des Verſteckes ein Feld von zwei Quadratfuß ſich aus dem Getäfel herabſenken, wie die Klappe eines Schreibpultes; dieſes Feld war in der Form eines Kaſtens; da ich die Springfeder ohne Zweifel zu heftig geſtoſſen hatte, ſo ließ die Erſchütterung eine kleine Medaille von Bronce nebſt ihrer Kette auf den Boden fallen.“

„Worauf Du die Adreſſe geleſen haſt . . . Der Straſſe Saint-François? —“ rief Dagobert aus.

„Ja, mein Vater, und mit dieſer Medaille war auch ein großer verſiegelter Umſchlag zu Boden gefallen … Indem ich ſie aufhob, hab' ich, ſo zu ſagen wider meinen Willen, in großen Buchſtaben geleſen: — Für Fräulein von Cardoville. Sie muß von dieſen Papieren in demſelben Augenblicke Einſicht nehmen, wo ſie ihr zugeſtellt werden. — Dann ſeh' ich, unter dieſen Worten, die Anfangsbuchſtaben R. und C., nebſt einem Namenszuge und dieſem Datum: Paris, den 12. November 1830. — Ich kehre den Umſchlag um, ich ſehe auf den zwei Siegeln, die es verſchließen, die nämlichen Anfangsbuchſtaben R. und C., von einer Krone überragt."

„Und dieſe Siegel waren unverletzt?" — fragte Mayeux.

„Vollkommen unverletzt."

„Kein Zweifel mehr dann; das Fräulein von Cardoville wußte die Exiſtenz dieſer Papiere nicht, —" ſagte die Arbeiterin.

„Dieß war mein erſter Gedanke, weil ihr empfohlen war, dieſen Umſchlag ſogleich zu öffnen, und weil, ungeachtet dieſer Empfehlung, die ſchon ſeit zwei Jahren vorlag, die Siegel unverletzt ſich zeigten."

„Das iſt offenbar," ſagte Dagobert, — „und was haſt Du hernach gethan?"

„Ich legte alles wieder in das geheime-Fach, mit dem Vorſatze, das Fräulein von Cardoville davon in Kenntniß zu ſetzen; allein einige Augenblicke danach iſt man in das Verſteck getreten, das entdeckt worden war; ich habe das Fräulein von Cardoville nicht mehr geſehen, ſondern nur einer ihrer Zofen einige doppelſinnige Worte über meinen Fund ſagen können, in der Hoffnung, dieß würde ihre Gebieterin aufmerkſam machen; ... endlich, ſobald es mir möglich war, an Dich zu ſchreiben, hab' ich es gethan, um Dich zu bitten, zu dem Fräulein von Cardoville zu gehen ..."

„Aber dieſe Medaille ... —" ſagte Dagobert, — „gleicht derjenigen, welche die Töchter des Generals Simon beſitzen: — wie geht das zu?"

„Nichts iſt einfacher, mein Vater . . . ich erinnere mich nun daran; das Fräulein von Cardoville iſt ihre Verwandte; ſie hat es mir geſagt.“

„Sie . . . verwandt mit Roſe und Blanche?“

„Ja, gewiß, —“ erwiederte Mayeux, — „auch mir hat ſie es ſo eben erſt geſagt.“

„Wohlan! begreifſt Du nun, —“ verſetzte Dagobert, angſtvoll ſeinen Sohn anblickend, — „warum ich meine Kinder heute noch haben will? Begreifſt Du alſo, was mir ihre arme Mutter ſterbend geſagt hat, daß ein Tag Verſpätung alles verderben würde? Begreifſt Du endlich, daß ich mich nicht begnügen kann mit einem „„vielleicht morgen,““ wenn ich tief aus Sibirien mit dieſen Kindern gekommen bin . . . um ſie morgen in die Straße Saint-François zu führen? . . . Begreifſt Du nun, daß ich ſie heute haben muß, und ſollte ich das Kloſter in Brand ſtecken!“

„Aber, mein Vater, noch einmal die Gewaltthätigkeit . . .“

„Aber, mordieu! weißt Du, was der Polizeikommiſſär mir dieſen Morgen geantwortet hat, als ich bei ihm wiederholt meine Klage gegen den Beichtvater Deiner armen Mutter ſtellte: „„Da kein Beweis vorliege, könne man nichts machen.““

„Aber jetzt liegen Beweiſe vor, mein Vater, oder wenigſtens weiß man, wo die jungen Mädchen ſind . . . Mit dieſer Gewißheit hat man ſchon einen feſten Grund . . . Sei ruhig. Das Geſetz iſt mächtiger, als alle Kloſteroberinnen auf der Welt.“

„Und iſt nicht der Graf von Montbron, an den ſich zu wenden das Fräulein von Cardoville Sie bittet, —“ ſagte Mayeur, — „ein mächtiger Mann? Sie werden ihm ſagen, aus welchen Gründen es ſo wichtig ſey, daß dieſe Fräulein noch heute Abend frei würden, wie auch das Fräulein von Cardoville, . . . welche, wie Sie ſehen, gleichfalls ein großes Intereſſe hat, morgen frei zu ſein . . . dann wird der Graf von Montbron gewiß die Einſchreitung der Juſtiz beſchleunigen, und noch heute Abend . . . werden Ihre Kinder wieder bei Ihnen ſein.“

„Mayeur hat recht, mein Vater . . . Geh zum Grafen; ich eile zum Commiſſär, um ihm zu ſagen, daß man jetzt weiß, wo dieſe jungen Mädchen zurückgehalten werden; Du, meine gute Mayeur, geh wieder nach Hauſe, und erwarte uns dort, nicht wahr, mein Vater? . . . Zu Hauſe wollen wir uns treffen.“

Dagobert war in Gedanken verſunken; plötzlich ſagte er zu Agricola: „Es ſei. — Ich will Eure Rathſchläge befolgen . . . Aber geſetzt, daß der Commiſſär Dir ſage: Man kann vor morgen nichts thun. Geſetzt, daß der Graf von Montbron mir das Nämliche ſage . . . Glaubſt Du, daß ich bis morgen früh müſſig warten werde?“

„Mein Vater . . .“

„Genug —“ erwiederte der Soldat kurz — „ich weiß, was ich will . . . Du, mein Junge, läufſt zum Commiſſär . . . Sie, meine gute Mayeur, erwarten uns zu Hauſe; ich gehe zum Grafen . . . Geben Sie mir den Ring. Jetzt die Adreſſe?"

„Vendomeplatz, Nro. 7, Graf von Montbron; . . . Sie kommen aus Auftrag des Fräuleins von Cardoville —" ſagte Mayeur.

„Ich hab' ein gutes Gedächtniß —" ſagte der Soldat — „alſo, ſo bald als möglich in der Straße Briſe-Miche."

„Ja, mein Vater, guten Muth . . . Du wirſt ſehen, daß das Geſetz rechtſchaffene Leute vertheidiget und beſchützt . . ."

„Deſto beſſer, —" entgegnete der Soldat, — „weil ſonſt die rechtſchaffenen Leute gezwungen wären, ſich ſelbſt zu beſchützen und zu vertheidigen . . . alſo, meine Kinder, auf baldiges Wiederſehen in der Straße Briſe-Miche." . . . .

Als Dagobert, Agricola und Mayeur ſich trennten, war die Nacht völlig angebrochen.

Zehntes Kapitel.

Beſuche.

Es iſt acht Uhr Abends; der Regen ſchlägt an die Fenſterſcheiben des Zimmers von Françoiſe Baudoin, Straße Briſe-Miche, während gewaltige Windſtöße die Thüre und die ſchlecht ſchließenden Fenſter erſchüttern. Die Unordnung und Sorgloſigkeit dieſer beſcheidenen Wohnung, worin gewöhnlich ſo viel Reinlichkeit herrſchte, zeugten von der Wichtigkeit trauriger Ereigniſſe, welche ein bisher in ihrer Abgeſchiedenheit ſo friedliches Daſein verſtört haben. Der mit Flieſen belegte Boden iſt voll Schmutz, eine dicke Staubſchichte hat die Meubel überzogen, die kurz zuvor reinlich gehalten glänzten. Seitdem der Commiſſär Françoiſe fortgeführt hatte, war das Bett nicht mehr gemacht worden; bei Nacht hatte ſich Dagobert auf einige Stunden ganz angekleidet darauf geworfen, als er, von Anſtrengung erſchöpft, von Verzweiflung vernichtet, nach neuen und vergeblichen Verſuchen, das Verſteck von Roſe und Blanche zu entdecken, heimkehrte; eine Flaſche, ein Glas, einige Brocken harten Brodes auf der Kommode, bewieſen die Frugalität des Soldaten, der, ſtatt aller Hülfsmittel, auf das vom Leihhauſe, nach der Verhaftung der Françoiſe, für von Mayeur verpfändete Gegenſtände geborgte Geld beſchränkt war. Bei dem bleichen Schimmer eines Lichtes, auf den kleinen Ofen von Gußeiſen geſtellt, nunmehr kalt wie ſeine Marmorplatte, weil der Holzvorrath ſeit langer Zeit erſchöpft iſt, ſieht man Mayeur, auf einem Stuhle ſitzend ſchlummern, den Kopf auf ihre Bruſt geneigt, ihre Hände unter ihre kleine Kattunſchürze verſteckt, und ihre Abſätze auf das unterſte Querholz des Stuhles geſtützt; von Zeit zu Zeit ſchaudert ſie in ihren feuchten Kleidern. Nach dieſem Tage voll Anſtrengungen, voll verſchiedener Gemüthsaufregungen, hatte das arme Geſchöpf nicht gegeſſen (wenn auch daran denkend, würde es kein Brod zu Hauſe gefunden haben); Dagobert's und Agricola's Heimkehr erwartend, befiel ſie ein unruhiger Schlaf, ach! ein ganz anderer, als ein ruhiger, guter und ſtärkender Schlaf. Bisweilen ſchlug Mayeur, beſorgt, halb die Augen auf, und blickte um ſich; dann von Neuem überwunden von einem unwiderſtehlichen Bedürfniſſe der Ruhe, ſank ihr Kopf wieder auf ihre Bruſt. Nach einem Schweigen von einigen Minuten, ließ ſich auf der Flur ein langſamer und ſchwerer Schritt vernehmen. Die Thüre ging auf. Dagobert trat ein, von Rabat-joie gefolgt. Aus dem Schlafe auffahrend, richtete Mayeur raſch den Kopf empor, ſtand auf, ging ſchnell auf Agricola's Vater zu, und ſagte:

„Nun denn, Herr Dagobert . . . haben Sie gute Nachrichten? . . . Haben Sie . . .“

Mayeur konnte nicht fortfahren, ſo beſtürzt war ſie über den finſteren Ausdruck der Züge des Soldaten; in Nachdenken verſunken, ſchien er Anfangs die Arbeiterin nicht zu gewahren, warf ſich niedergebeugt in einen Stuhl, legte ſeine Elbogen auf den Tiſch, und verhüllte ſein Geſicht mit den Händen. Nach ziemlich langer Ueberlegung, ſtand er auf, und ſagte halblaut: „Es muß ſein . . . es muß ſein . . .“ Dagobert machte dann einige Schritte im Zimmer, und ſchaute umher, als ob er etwas ſuchte; endlich, nach einem minutenlangen Forſchen, neben dem Ofen eine etwa zwei Fuß lange Eiſenſtange gewahrend, die zum Wegnehmen des Ofendeckels von Gußeiſen diente, wenn er zu heiß war, nahm er ſie, betrachtete ſie aufmerkſam, wog ſie in der Hand, und legte ſie dann mit zufriedener Miene auf den Tiſch.

Mayeux, über Dagobert's langes Schweigen erſtaunt, folgte ſeinen Bewegungen mit furchtſamer und unruhiger Neugierde, bald wich ihr Erſtaunen dem Schrecken, als ſie den Soldaten ſeinen auf einen Stuhl gelegten Mantelſack nehmen, ihn öffnen, und ein paar Taſchenpiſtolen herausziehen ſah, deren Zündpfanndeckel er vorſichtig ſpielen ließ. Von Schrecken erfaßt, konnte ſie ſich nicht enthalten, auszurufen:

„Mein Gott! ... Herr Dagobert ... was wollen Sie thun?“

Der Soldat ſchaute Mayeux an, wie wenn er ſie zum erſtenmale geſehen hätte, und ſagte zu ihr mit einem herzlichen, aber barſchen Tone: „Guten Abend, meine gute Tochter ... Wie viel Uhr iſt es?“

„Acht Uhr ... hat es ſo eben zu Saint-Merry geſchlagen, Herr Dagobert.“

„Acht Uhr ... —“ erwiederte der Soldat, wie mit ſich ſelbſt ſprechend, — „erſt acht Uhr!!.“

Und die Piſtolen neben die Eiſenſtange legend, ſchien er wieder nachzuſinnen, indem er umher ſchaute.

„Herr Dagobert, —“ wagte Mayeux zu fragen, — „Sie haben alſo keine guten Nachrichten?..“

„Nein . . .“ Dieſes einzige Wort wurde von dem Soldaten mit einem ſo kurzen Tone ausgeſprochen, daß Mayeur, die ſich nicht weiter zu fragen getraute, ſchweigend wieder Platz nahm. Rabat-joie hatte ſeinen Kopf auf die Knie des jungen Mädchens geſtützt, und beobachtete eben ſo neugierig, wie ſie ſelbſt, alle Bewegungen Dagobert's. Dieſer, nachdem er neuerdings einige Augenblicke im Nachdenken vertieft geblieben war, näherte ſich dem Bette, nahm ein Leintuch, ſchien die Länge deſſelben zu meſſen und zu berechnen, und ſagte dann zu Mayeur, ſich zu ihr wendend, „Eine Schere . . .“

„Aber, Herr Dagobert . . .“

„Nun, meine gute Tochter . . . eine Schere,“ wiederholte Dagobert mit einem wohlwollenden Tone, der jedoch ankündigte, daß er Gehorſam erwarte. Die Arbeiterin nahm die Schere aus dem Nähkörbchen von Françoiſe, und reichte ſie dem Soldaten.

„Nun nehmen Sie das andere Ende des Leintuches, und halten Sie es feſt . . .“

In einigen Minuten hatte Dagobert das Leintuch der Länge nach in vier Stücke geſchnitten, die er dann eng drehte, um eine Art von Stricken daraus zu machen, mittelſt leinener Bänder, welche ihm die Arbeiterin gab, die der Leinwand eingepreßte Drehung streckenweiſe befeſtigend; aus dieſen vier, unter ſich feſt zuſammengeknüpften Stücken, bereitete Dagobert einen Strick von wenigſtens zwanzig Fuß Länge; dieß genügte ihm nicht; denn er ſagte, mit ſich ſelbſt ſprechend: „Jetzt brauchte ich einen Hacken . . .“

Und er ſuchte wieder umher. Mareux, immer erſchrockener, da ſie an Dagobert's Abſichten nicht zweifeln konnte, ſagte ſchüchtern zu ihm:

„Aber, Herr Dagobert . . . Agricola iſt noch nicht heimgekehrt; . . wenn er ſo lange ſäumt . . . ſo geſchieht dieß ohne Zweifel, weil er gute Nachrichten hat.“

„Ja, —“ erwiederte der Soldat bitter, immer mit den Augen um ſich her den Gegenſtand ſuchend, der ihm fehlte, — „gute Nachrichten vom Schlage der meinigen . . . —“ Und er fügte bei: „Ich müßte doch einen ſtarken Eiſenhacken haben.“

Alle Winkel durchſtöbernd, fand der Soldat einen von den dicken grauen Leinwandſäcken, mit deren Nähen Françoiſe ſich beſchäftigte. Er nahm ihn, öffnete ihn, und ſagte zu Mareux:

„Meine Tochter, leg die Eiſenſtange und den Strick hinein; es iſt leichter zu tragen da unten.“

„Großer Gott! —“ rief Mareux aus, Dagobert gehorchend, — „Sie gehen fort, ohne Agricola zu erwarten, Herr Dagobert, der Ihnen vielleicht gute Nachrichten zu bringen hat?“

„Sei ruhig, meine Tochter, ich werde auf meinen Jungen warten; ich kann erſt um zehn Uhr von hier weggehen. Ich habe noch Zeit.“

„Ach! Herr Dagobert! haben Sie denn alle Hoffnung verloren?“

„Im Gegentheile ich habe gute Hoffnung, aber auf mich ſelbſt.“

Dieß ſagend, drehte Dagobert den obern Theil des Sackes, um ihn zu ſchließen, dann legte er ihn auf die Kommode neben ſeine Piſtolen.

„Sie werden wenigſtens Agricola erwarten, Herr Dagobert?“

„Ja, wenn er vor zehn Uhr kommt.“

„Alſo, mein Gott! ſind Sie feſt entſchloſſen?“

„Sehr entſchloſſen. — Und doch, wenn ich einfältig genug wäre, an Unglücksboten zu glauben.“

„Bisweilen, Herr Dagobert, täuſchen Ahnungen nicht,“ ſagte Mayeux, die nur daran dachte, den Soldaten von ſeinem gefährlichen Entſchluſſe abzubringen.

„Ja, —“ verſetzte Dagobert — „die alten Weiber ſagen dieß, und obwohl ich kein altes Weib bin, hat, was ich vorhin ſah, das Herz mir zuſammengepreßt. Im Grunde werde ich ohne Zweifel eine Regung des Zornes für eine Ahnung gehalten haben.“

„Und was haben Sie denn geſehen?“

„Ich kann Ihnen dieß erzählen, meine gute Tochter, es wird uns die Zeit vertreiben helfen, und ſie kommt mir lang vor, gewiß. —“ Dann ſich unterbrechend: „Hat es nicht eben halb geſchlagen?“

„Ja, Herr Dagobert, — es iſt halb neun Uhr.“

„Noch anderthalb Stunden —“ ſagte Dagobert, mit dumpfer Stimme; dann fügte er hinzu: „Hören Sie, was ich geſehen habe. Als ich vorher durch eine

Straße ging, ich weiß nicht welche, wurden meine Augen unwillkürlich von einem ungeheuern rothen Anſchlagzettel angezogen, auf dem man oben einen ſchwarzen Panther einen Schimmel zerreißen ſah. Bei dieſem Anblicke ſtockte mir das Blut, weil, wie Sie erfahren werden, meine gute Mayeux, ein ſchwarzer Panther einen armen alten Schimmel, den ich beſaß, zerriſſen hat, den Gefährten von Rabat-joie da, und der Jovial hieß."

Bei dieſem, ehemals ihm ſo bekannten Namen, hob der zu den Füßen der Mayeux liegende Rabat-joie haſtig den Kopf auf, und ſchaute Dagobert an.

„Sehen Sie die Thiere haben Gedächtniß; er erinnert ſich, —" ſagte der Soldat, ſelbſt bei dieſer Erinnerung ſeufzend; dann, gegen ſeinen Hund gewendet; „Erinnerſt Du Dich alſo noch an Jovial?"

Als Rabat-joie wiederholt dieſen Namen von ſeinem Herrn mit gerührter Stimme ausſprechen hörte, knurrte und bellte er leiſe, wie zur Beſtätigung, daß er ſeinen alten Reiſekameraden nicht vergeſſen habe.

„In der That, Herr Dagobert, —" ſagte Mayeux, — „dieß iſt ein trauriges Zuſammentreffen, oben an jenem Anſchlagzettel dieſen ein Pferd zerreiſſenden ſchwarzen Panther wieder zu finden."

„Das iſt noch nichts; hören Sie erſt das Uebrige. Ich trete näher zu dieſem Anſchlagzettel hin, und leſe daß ein gewiſſer Morok, aus Deutſchland kommend, verſchiedene, von ihm gezähmte wilde Thiere auf einem

Theater ſehen laſſen werde, und unter andern einen prächtigen Löwen, einen Tiger und einen ſchwarzen Panther aus Java, genannt der Tod.“

„Dieſer Name jagt Furcht ein, —“ ſagte Mayeur.

„Und er wird Ihnen noch mehr einjagen, mein Kind, wenn Sie wiſſen werden, daß dieſer Panther der nämliche iſt, der mein Pferd vor vier Monaten in der Nähe von Leipzig erwürgt hat.“

„Ah! mein Gott, Sie haben recht, Herr Dagobert, —“ ſagte Mayeur, — „das iſt ſchrecklich.“

„Warten Sie noch, —“ ſagte Dagobert, deſſen Züge ſich immer mehr verfinſterten, — „das iſt nicht Alles, wegen dieſes gewiſſen Morok, des Beſitzers dieſes Panthers, ſind ich und meine armen Kinder in Leipzig eingeſperrt worden.“

„Und dieſer böſe Menſch iſt in Paris? und er hat ſchlimme Abſichten auf Sie? —“ erwiederte Mayeur, — „o! Sie haben recht Herr Dagobert, Sie müſſen auf Ihrer Hut ſein; das iſt eine üble Vorbedeutung.“

„Ja, für dieſen Elenden wenn ich ihn treffe, —“ ſagte Dagobert mit dumpfer Stimme, — „denn wir haben alte Rechnungen miteinander abzumachen.“

„Herr Dagobert, —“ rief Mayeur horchend aus, — „es eilt Jemand die Treppe herauf; dieß iſt Agricola's Tritt, er hat gute Nachrichten, deſſen bin ich gewiß.“

„Der kommt mir gerade recht, —“ ſagte der Soldat raſch, ohne Mayeur zu antworten. „Agricola iſt ein Hammerſchmid, er wird mir den Eiſenhacken verſchaffen, den ich nöthig habe."

Einige Augenblicke danach trat Agricola wirklich ein; aber ach! mit dem erſten Blicke konnte die Arbeiterin in den beſtürzten Zügen des Arbeiters die Vereitelung der Hoffnungen leſen, worin ſie ſich gewiegt hatte."

„Wohlan! —" ſagte Dagobert zu ſeinem Sohne mit einem Tone, der das ſchwache Vertrauen deutlich ausdrückte, welches er auf den günſtigen Erfolg der von Agricola verſuchten Schritte geſetzt hatte, — „wohlan! Was bringſt Du Neues?"

„Ah! mein Vater, das iſt zum Wahnſinnigwerden, das iſt, um ſich den Kopf an der Mauer einzurennen," rief der Hammerſchmid aufbrauſend.

Dagobert wendete ſich zur Mayeur, und ſagte:

„Du ſiehſt, meine arme Tochter, ich wußte es ja."

„Aber Sie, mein Vater? —" ſagte Agricola, — „haben Sie mit dem Grafen von Montbron geſprochen?"

„Der Graf von Montbron iſt ſeit drei Tagen nach Lothringen gereiſet. Das ſind meine guten Nachrichten, —" antwortete der Soldat mit bitterer Ironie, — „laß die Deinigen hören, erzähle mir Alles; ich muß vollkommen überzeugt werden, daß, wenn man ſich an die Juſtiz wendet, welche, wie Du vorhin ſagteſt, immer rechtſchaffene Leute vertheidiget und beſchützt, es Fälle gebe, in denen ſie dieſelben den Schuften preisgibt. Ja, eine ſolche Ueberzeugung muß ich haben, und dernach einen Hacken . . . und ich habe auf Dich gerechnet in beiden Anliegen."

„Was willſt Du ſagen, mein Vater?"

„Erzähle mir zuerſt, welche Schritte Du gethan haſt, wir haben noch Zeit, es hat ſo eben erſt halb neun Uhr geſchlagen. Sag an: wohin biſt Du gegangen, als Du mich verließeſt?"

„Zu dem Commiſſär, der Ihre Anzeige bereits erhalten hatte." „Was hat er geſagt?"

„Nach ſehr artigem Anhören deſſen, wovon es ſich handelte, hat er mir geantwortet: „„Dieſe jungen Mädchen ſind im Grunde in einem ſehr achtungswerthen Hauſe untergebracht, in einem Kloſter, es iſt alſo nicht dringend, ſie daraus fortzubringen und zudem kann ich es nicht auf mich nehmen, auf Ihre einfache Ausſage hin eine geiſtliche Stätte zu verletzen; morgen werde ich auf dem Dienſtwege Bericht erſtatten, und ſpäterhin wird man Verfügung treffen.""

„Späterhin da ſeht Ihr's immer Aufſchub, —" ſagte der Soldat.

„Aber, mein Herr, hab' ich ihm geantwortet, —" fuhr Agricola fort, — „ſogleich, heute Abend, dieſe Nacht noch, muß eingeſchritten werden; denn wenn dieſe jungen Mädchen ſich nicht morgen früh in der Straße Saint-François einfinden, können ſie einen unberechenbaren Schaden erleiden. — „„Das iſt ſehr unangenehm, —"" hat mir der Commiſſär erwiedert; — „„aber noch einmal, ich kann weder auf Ihre einfache Angabe bin, noch auf jene Ihres Vaters, der eben ſo wenig als Sie mit dieſen jungen Perſonen verwandt iſt, den ausdrücklichen Beſtimmungen der Geſetze entgegentreten, die man ſelbſt auf das Anſuchen einer Familie nicht verletzen würde. Die Juſtiz hat ihre Verzögerungen und Förmlichkeiten, denen man ſich unterwerfen muß.““

„Gewiß, —“ ſagte Dagobert, — „man muß ſich ihnen unterwerfen, auf die Gefahr hin, ſich feige, verrätheriſch und undankbar zu zeigen.“

„Haſt Du auch wegen des Fräuleins von Cardoville mit ihm geſprochen? —“ fragte Mayeur.

„Ja; aber er hat mir hiewegen eben ſo geantwortet: „„dieß ſei ſehr ernſt; ich mache freilich eine Anzeige, bringe aber keinen Beweis zur Begründung meiner Angabe bei. — Eine dritte Perſon hat ihnen verſichert, daß das Fräulein von Cardoville behaupte, nicht wahnſinnig zu ſein, —““ ſagte der Commiſſär zu mir; — „„dieß genügt nicht; alle Narren behaupten, keine Narren zu ſein; ich kann daher eben ſo wenig auf Ihre bloße Angabe hin; in die Wohnung eines achtungswerthen Arztes eindringen: dennoch nehm' ich ſie an, und werde darüber berichten. Aber das Geſetz muß ſeinen Lauf haben.“

„Als ich vorhin handeln wollte, —“ ſagte Dagobert dumpf, — „hab' ich da nicht dieß alles vorausgeſehen? Dennoch war ich ſchwach genug, auf Euch zu hören.“

„Aber, mein Vater, was Du verſuchen wollteſt, war unmöglich, und Du ſetzeſt Dich allzu gefährlichen Folgen aus; Du haſt es ſelbſt eingeſehen.“

„Alſo,“ — fuhr der Soldat fort, ohne ſeinem Sohne zu antworten, — „man hat Dir ausdrücklich, beſtimmt geſagt, daß man nicht daran denken dürfte, die Freilaſſung von Roſe und Blanche heute Abend oder auch morgen früh, auf geſetzlichem Wege zu erhalten?“

„Ja, mein Vater; es liegt nichts Dringendes vor in den Augen des Geſetzes; der Fall wird vor zwei oder drei Tagen nicht können entſchieden werden.“

„Dieß iſt Alles, was ich wiſſen wollte,“ — ſagte Dagobert, indem er aufſtand, und im Zimmer auf und ab ging.

„Dennoch,“ — fuhr der Sohn fort, — „hielt ich mich noch nicht für geſchlagen. Verzweiflungsvoll, unfähig zu glauben, daß die Juſtiz gegen ſo gerechte Forderungen taub bleiben könnte, eilte ich in den Juſtiz-Palaſt, in der Hoffnung, daß ich vielleicht dort einen Richter finden würde, einen Beamten, der meine Klage annähme und ihr Folge gäbe.“

„Nun!“ — ſagte der Soldat, und blieb ſtehen.

„Man hat mir geſagt, das Büreau des Staatsprocurators werde täglich um fünf Uhr geöffnet, und um zehn Uhr geſchloſſen; eingedenk Ihrer Verzweiflung, der Lage des armen Fräuleins von Cardoville, wollte ich noch einen Schritt verſuchen; ich ging in eine unter dem Befehle eines Lieutenants ſtehende Wache von Linientruppen. Ich hab' ihm alles geſagt; er ſah mich ſo bewegt; ich ſprach zu ihm mit ſo viel Feuer, mit ſolcher Ueberzeugung, daß ich ſeine Theilnahme feſſelte.

„Herr Lieutenant,“ — ſagte ich zu ihm, — „gewähren Sie mir nur eine Gnade; ſenden Sie einen Unteroffizier und zwei Mann zum Kloſter, um geſetzlichen Eintritt dort zu erlangen. Man wird die Töchter des Marſchalls Simon zu ſehen begehren, man wird ihnen die Wahl laſſen, zu bleiben, oder zu meinem Vater zu gehen, der ſie aus Rußland hierhergebracht, und man wird ſehen, ob ſie nicht gegen ihren Willen zurückgehalten werden.“

„Und was hat er Dir geantwortet, Agricola?“ — fragte Mayeux, während Dagobert, die Achſeln zuckend, ſeinen Spaziergang fortſetzte.

„„Mein Junge,““ — ſagte er zu mir, — „„was Sie da von mir verlangen, iſt unmöglich; ich anerkenne Ihre Gründe; aber ich kann ein ſo ernſtes Einſchreiten nicht auf mich nehmen. Mit Gewalt in ein Kloſter eindringen, zöge mir Caſſation zu.““ — „Aber was iſt ſonſt zu thun, mein Herr? Das iſt ja zum Tollwerden.“ — „„Meiner Treu', ich weiß es nicht. Das Sicherſte iſt, zu warten...““ erwiederte mir der Lieutenant. — Dann, mein Vater, glaubte ich gethan zu haben, was menſchenmöglich wäre, und bin zurückgekehrt, in der Hoffnung, Du würdeſt glücklicher geweſen ſeyn, als ich; leider hab' ich mich getäuſcht.“

Dieß ſagend, warf ſich der Hammerſchmid, von Anſtrengung niedergebeugt, in einen Stuhl. Ein Moment tiefen Schweigens trat nach dieſen Worten Agricola's ein, welche die letzten Hoffnungen dieſer drei ſtummen, von dem Schlage eines unerbittlichen Verhängniſſes vernichteten Perſonen vereitelten. Ein neuer Zwiſchenfall verſtärkte noch den düſtern und ſchmerzlichen Character dieſer Scene.

Eilftes Kapitel.

Entdeckungen.

Die Thüre, welche Agricola zu ſchließen vergeſſen hatte, ging auf, ſo zu ſagen, ſchüchtern, und Françoiſe Baudoin, Dagobert's Frau, bleich, hinfällig, ſich kaum aufrecht haltend, erſchien auf der Schwelle. Der Soldat, Agricola und Mayeux waren in ſo tiefe Niedergeſchlagenheit verſunken, daß keine von dieſen drei Perſonen Anfangs den Eintritt von Françoiſe bemerkte. Dieſe that kaum zwei Schritte in's Zimmer, als ſie auf die Knie ſank, die Hände gefaltet, mit demüthiger und ſchwacher Stimme ſagend: „Mein armer Mann, Verzeihung!" Bei dieſen Worten wendeten ſich Agricola und Mayeux um, welche der Thüre den Rücken wieſen, und Dagobert hob raſch den Kopf empor.

„Meine Mutter!" — rief Agricola, und eilte auf Françoiſe zu.

„Meine Frau!" — rief Dagobert, ſtand auf, und machte gleichfalls einen Schritt zur Unglücklichen.

„Gute Mutter! Du, auf den Knien,“ — ſagte Agricola, ſich zu Françoiſe niederbeugend, und ſie zärtlich umarmend, — „ſteh doch auf!“

„Nein, mein Kind,“ — erwiederte Françoiſe mit eben ſo ſanftem als feſtem Tone, — „ich werde nicht aufſtehen, bevor nicht Dein Vater mir verziehen hat; ich habe großes Unrecht an ihm begangen; jetzt weiß ich es.“

„Dir verzeihen, arme Frau,“ — ſagte der Soldat gerührt, ihr ſich nähernd. — „Hab' ich Dich denn jemals beſchuldiget, mit Ausnahme des erſten Anfalles von Verzweiflung? Nein, nein, ſchlechte Prieſter ſind es, die ich beſchuldiget habe, und ich hatte recht. Endlich biſt Du da,“ — fügte er bei, indem er ſeinem Sohne Françoiſe aufheben half; — „das iſt ein Kummer weniger; man hat Dich alſo in Freiheit geſetzt? Geſtern konnte ich noch nicht erfahren, wo Dein Gefängniß ſey. Ich habe ſo viele Sorgen, daß ich an Dich nur denken konnte. Laß hören, liebe Frau, ſetze Dich da her.“

„Gute Mutter, wie ſchwach Du biſt, wie Dich friert, wie bleich Du biſt!“ — ſagte Agricola ängſtlich, die Augen voll Thränen.

„Warum haſt Du uns keine Nachricht geben laſſen?“ — fügte er hinzu; — „wir hätten Dich abgeholt; aber wie Du zitterſt! Liebe Mutter, Deine Hände ſind eiſig,“ — fuhr der Hammerſchmid fort, vor Françoiſe kniend.

Dann ſich zu Mayeur wendend: „Mach' doch gleich ein wenig Feuer.“

„Ich dachte daran, als Dein Vater kam, Agricola; aber es iſt weder Holz noch Kohle mehr da.“

„Wohlan! ich bitte Dich darum, meine gute Mayeur, geh hinab, und borge welches vom Vater Loriot, er iſt ſo großmüthig, daß er es Dir nicht abſchlagen wird. Meine arme Mutter könnte leicht krank werden; ſieh' nur, wie ſie ſchaudert.“

Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als Mayeur verſchwand. Der Hammerſchmid ſtand auf, holte die Bettdecke, und umhüllte damit ſorgfältig die Knie und Füſſe ſeiner Mutter; dann kniete er ſich wieder vor ſie hin, und ſagte zu ihr: „Deine Hände, liebe Mutter!“ Und Agricola nahm die ſchwachen Hände ſeiner Mutter in die ſeinigen, und ſuchte ſie mit ſeinem Athem zu erwärmen. Nichts war rührender als dieſes Gemälde; dieſen kräftigen Jungen mit dem energiſchen und entſchloſſenen Geſichte zu ſehen, worin ſich jetzt die innigſte Zärtlichkeit ausprägte, wie er mit der zartſinnigſten Aufmerkſamkeit dieſe arme, alte, bleiche und zitternde Mutter pflegte. Dagobert, gut wie ſein Sohn, holte ein Kiſſen, brachte es, und ſagte zu ſeiner Frau:

„Neige Dich ein wenig vorwärts; ich will dieſes Kiſſen hinter Dich legen; Du wirſt beſſer ſitzen, auch wird es Dich erwärmen.“

„Wie Ihr Beide mich verzärtelt!“ — indem ſie zu lächeln ſuchte; — „und vorzüglich Du, biſt ſo gut, nach allem Uebel, das ich Dir zugefügt habe!" — ſagte ſie zu Dagobert.

Und eine von ihren Händen aus jenen ihres Sohnes ziehend, faßte ſie die Hand des Soldaten, auf die ſie ihre thränenvollen Augen legte; dann ſagte ſie mit leiſer Stimme: „Im Gefängniſſe hab' ich große Reue gefühlt, glaub mir." *) Agricola's Herz brach bei dem Gedanken, daß ſeine Mutter eine Zeit lang in ihrem Gefängniſſe inmitten ſo vieler ſchlechten Menſchen habe leben müſſen; ſie, die fromme und würdige Frau, von ſo engelgleicher Reinheit. Er wollte, ſo zu ſagen, ſuchen, ſie über eine ſo ſchmerzliche Vergangenheit zu tröſten; aber er ſchwieg, bedenkend, daß dieß ein neuer Schlag für Dagobert ſeyn würde. Daher ſagte er:

„Und Gabriel, liebe Mutter? Wie geht es ihm, dieſem guten Bruder? Da Du ihn eben geſehen haſt, ſo erzähle uns Neues von ihm."

„Seit ſeiner Rückkunft," — erwiederte Françoiſe, ihre Augen trocknend, — „lebt er zurückgezogen. Seine Oberen haben ihm ſtrenge unterſagt, auszugehen. Zum Glücke hatten ſie ihm nicht verboten, mich zu empfangen; denn ſeine Worte, ſeine Rathſchläge, haben mir die Augen geöffnet; er iſt's, der mich belehrt hat, wie

---

*) Nach der folgenden Aeußerung Agricola's zu ſchließen, muß hier im Abdrucke des franzöſiſchen Originals, im Conſtitutionnel vom 26. October 1844, Spalte 2. des Feuilletons, eine Lücke ſeyn.

D. Ueb.

ſehr ich, ohne es zu wiſſen, gegen Dich, mein armer Mann, mich verfehlt habe.“

„Was willſt Du damit ſagen? —“ fragte Dagobert.

„Ei, Du darfſt denken, daß, wenn ich Dir ſo viel Kummer bereitete, dieß nicht aus Bosheit geſchah. Als ich Dich ſo verzweiflungsvoll ſah, litt ich faſt eben ſo ſehr, wie Du; aber ich getraute mir nicht, es Dir zu ſagen, aus Furcht, meinen Eid zu brechen. Ich wollte ihn halten, in dem Wahne, recht zu thun, in dem Wahne, daß dieß meine Pflicht ſei. Dennoch mahnte mich etwas, daß es nicht meine Pflicht ſeyn könne, Dich ſo zu betrüben. — Ach! mein Gott, erleuchte mich! — rief ich in meinem Gefängniſſe aus, kniete mich nieder und betete, ungeachtet der Spöttereien der andern Frauen; — „„wie kann eine gerechte und fromme, von meinem Beichtvater, dem achtungswürdigſten Manne, mir gebotene Handlung, mich und die Meinigen mit ſo vielen Leiden überhäufen? Habe Mitleiden mit mir, mein guter Gott; erfülle mich mit Deinem Geiſte, verkünde mir, ob ich unrecht gethan habe, ohne es zu wollen. Da ich mit Inbrunſt betete, hat Gott mich erhört; er hat mir den Gedanken eingegeben, mich an Gabriel zu wenden. Ich danke Dir, mein Gott, ich will Dir gehorchen, — dachte ich mir, Gabriel iſt gleichſam mein Kind, er iſt auch Prieſter; er iſt ein heiliger Märtyrer. Wenn Einer auf Erden dem göttlichen Erlöſer gleicht an chriſtlicher Liebe, an Güte, ſo iſt er es.

Wenn ich das Gefängniß verlaſſen werde, will ich ihn um Rath fragen, und er wird meine Zweifel löſen.“

„Liebe Mutter, Du haſt recht, —“ rief Agricola aus, — „dieß war eine Eingebung von oben, Gabriel iſt ein Engel, der reinſte, der muthigſte, der edelſte Menſch auf Erden! Er iſt das Vorbild des wahren Prieſters, des guten Prieſters.“

„Ah! arme Frau, —“ ſagte Dagobert bitter, — „hätteſt Du doch nie einen andern Beichtvater gehabt, als Gabriel!“

„Ich hatte vor ſeinen Reiſen wohl daran gedacht, —“ erwiederte Françoiſe treuherzig. „Ich würde dieſem meinem lieben Kinde ſo gerne gebeichtet haben . . . Aber, ſiehſt Du, ich habe gefürchtet, den Abbé Dubois zu kränken, und daß Gabriel gegen meine Sünden zu nachſichtig ſeyn möchte.“

„Deine Sünden, arme gute Mutter, —“ ſagte Agricola, — „haſt Du denn jemals auch nur eine einzige begangen?“

„Und was hat Gabriel zu Dir geſagt?“ fragte der Soldat.

„Ach, mein Freund, wenn ich doch früher eine ſolche Unterredung mit ihm gepflogen hätte! Was ich ihm vom Abbé Dubois erzählte, hat ſeinen Argwohn erregt; dann hat mich dieſes liebe Kind über viele Dinge gefragt, worüber es bisher mit mir nicht geſprochen hatte. Ich habe meinem Sohne mein ganzes Herz geöffnet; er hat mir auch das ſeinige aufgeſchloſſen, und wir haben traurige Entdeckungen in Bezug auf Perſonen gemacht, die wir immer für ſehr achtungswerth hielten, und die uns dennoch wider unſer beiderſeitiges Wiſſen täuſchten."

„Wie ſo?"

„Ja, man ſagte zu ihm, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, Dinge, als ob ſie von mir kämen, und mir vertraute man ebenfalls unter dem Siegel der Verſchwiegenheit Aeußerungen an, als wären ſie von ihm gemacht worden. So hat er mir geſtanden, daß er Anfangs keinen Beruf gefühlt habe, Prieſter zu werden. Man hat ihm aber verſichert, daß ich mein Seelenheil auf dieſer Welt und jenſeits nur dann für gewiß hielte, wenn er Geiſtlicher würde, indem ich überzeugt wäre, von Gott dafür belohnt zu werden, ihm einen ſo vortrefflichen Diener gegeben zu haben, und daß ich es dennoch nie wagen würde, Gabriel um einen ſolchen Beweis von Liebe anzugehen, obwohl ich ihm als Waiſe von der Straße weggenommen, und durch Entbehrungen und Arbeit wie meinen Sohn aufgezogen habe. Dann, was wollt Ihr? hat das arme liebe Kind, in der Meinung, alle meine Wünſche zu erfüllen, ſich aufgeopfert. Er iſt in das Prieſterſeminär getreten."

„Aber das iſt ja entſetzlich, —" ſagte Agricola, — „das iſt eine ſchändliche Liſt, und von den Prieſtern, die ſich deren ſchuldig gemacht, eine gotteslästerliche Lüge."

„Während dieſer Zeit, —" fuhr Françoiſe fort, —

„führte man gegen mich eine ganz andere Sprache; man ſagte mir, daß Gabriel den Beruf fühle, aber ihn nicht zu geſtehen wage, aus Furcht, ich möchte wegen Agricolas's neidiſch werden, der, fortwährend in dem Stande eines Arbeiters, die Vortheile nicht genießen würde, welche das Prieſteramt Gabriel zuſichern. Daher, als er mich um die Erlaubniß bat, in das Seminar zu gehen (das liebe Kind! es ging nur mit Bedauern hinein, glaubte aber, mich ſehr glücklich zu machen,) hab' ich ihn, anſtatt ihn von dieſem Gedanken abzubringen, im Gegentheile aus allen Kräften aufgemuntert, ihm zu folgen, mit der Verſicherung, daß er nichts Beſſeres thun könnte, und daß mir dieß eine große Freude machen würde. Ei! Ihr verſteht mich wohl, ich übertrieb, ſo ſehr beſorgte ich, er möchte mich Agricola's wegen für neidiſch halten.“

„Welche abſcheuliche Intrigue! —“ ſagte Agricola erſtaunt. — „Man ſpeculirte auf eine unwürdige Weiſe auf Eure wechſelſeitige Hingebung; alſo in der faſt erzwungenen Ermuthigung, die Du ſeinem Entſchluſſe gabſt, ſah Gabriel den Ausdruck Deines liebſten Wunſches.“

„Nach und nach jedoch, da Gabriel das beſte Herz iſt, das es auf der Welt giebt, iſt ihm der Beruf gekommen. Das iſt ganz einfach: diejenigen tröſten, welche leiden, ſich denjenigen hingeben, welche unglücklich ſind, dazu war er geboren, daher würde er mir, ohne unſere Unterredung von heute früh, nie etwas von der Vergangenheit geſagt haben. Nun aber ſah ich ihn, den ſonſt immer ſo Sanften, ſo Schüchternen, ſich entrüſten, vorzüglich gegen Herrn Rodin ſich ereifern, und gegen eine andere Perſon, die er beſchuldigt. Er hatte bereits gegen ſie, ſagte er mir, ernſte Beſchwerden; aber dieſe Entdeckungen machten das Maß voll."

Bei dieſen Worten von Françoiſe, machte Dagobert eine Bewegung, und fuhr raſch mit der Hand nach ſeiner Stirne, wie um ſeine Erinnerungen zu ſammeln. Seit einigen Minuten hörte er mit tiefem Erſtaunen und faſt mit Schrecken die Erzählung von dieſen unterwühlenden Schlichen, die mit einem ſo gewandten und gründlichen Betruge geleitet wurden.

Françoiſe fuhr fort:

„Endlich, als ich Gabriel geſtanden, daß ich, nach den Rathſchlägen des Herrn Abbé Dubois, meines Beichtvaters, einer fremden Perſon die Kinder ausgeliefert, die man meinem Manne anvertraut hatte, die Töchter des Generals Simon, hat mich das liebe Kind, ach! mit Bedauern, getadelt, nicht daß ich dieſe armen Kinder mit den Süſſigkeiten unſerer heiligen Religion habe bekannt machen wollen, ſondern daß ich meinen Mann nicht um Rath gefragt, der vor Gott und vor den Menſchen für das ihm anvertraute Gut allein verantwortlich ſei. Gabriel hat das Benehmen des Herrn Abbé Dubois lebhaft gerügt, der mir, wie er ſagte, ſchlechte und treuloſe Rathſchläge gegeben habe; dann hat dieſes liebe Kind mit ſeiner Engelſanftmuth mich getröſtet, und ermuthiget, heimzugehen, und alles zu ſagen. Mein armer Mann! er hätte mich gerne begleitet, denn ich habe an die Heimkehr kaum zu denken gewagt, ſo ganz untröſtlich war ich über mein Unrecht gegen Dich; aber leider war Gabriel nach den ſtrengſten Befehlen ſeiner Oberen im Seminar zurückgehalten; er konnte nicht mit mir gehen, und . . ."

Dagobert unterbrach haſtig ſeine Frau; eine große Aufregung ſchien ihn zu bewältigen.

„Ein Wort Françoiſe, —" ſagte er, — „denn wahrlich inmitten ſo vieler Sorgen, ſo ſchwarzer und teufliſcher Ränke, ſchwindet das Gedächtniß, der Kopf verwirrt ſich. Sagteſt Du mir nicht, an dem Tage, wo die Kinder verſchwanden, daß Du, bei Gabriel's Aufnahme, an ſeinem Halſe eine Medaille von Bronçe, und in ſeiner Taſche ein Portefeuille voll Papiere gefunden habeſt, die in einer fremden Sprache geſchrieben waren?"

„Ja, mein Freund."

„Daß Du dieſe Papiere und dieſe Medaille ſpäterhin Deinem Beichtvater gegeben?"

„Ja, mein Freund."

„Und hat Gabriel ſeitdem von dieſer Medaille und von dieſen Papieren nie mit Dir geſprochen?"

„Nein."

Agricola, dieſe Aeußerung ſeiner Mutter hörend, blickte ſie mit Erſtaunen an, und rief aus:

„Dann hat ja Gabriel das nämliche Intereſſe, wie die Töchter des Generals Simon und das Fräulein von Cardoville, ſich morgen in der Straße Saint-François einzufinden?“

„Gewiß, —“ erwiederte Dagobert: — „und erinnerſt Du Dich nun, daß er, ſeit meiner Ankunft, uns geſagt, er werde in einigen Tagen in einer wichtigen Sache unſer, unſeres Beiſtandes bedürfen?“

„Ja, mein Vater.“

„Und man hält ihn als Gefangenen in ſeinem Seminar zurück! Und er hat zu Deiner Mutter geſagt, daß er ſich über ſeine Oberen zu beklagen habe, und er hat um unſern Beiſtand uns erſucht, erinnerſt Du Dich deſſen noch? mit einer ſo traurigen und ernſten Miene, daß ich zu ihm geſagt habe:“

„Wenn es ſich um einen Zweikampf auf den Tod handelte, könnte er nicht anders mit uns ſprechen,“ verſetzte Agricola, Dagobert unterbrechend. — „Das iſt wahr, mein Vater, und doch, Du, der Du weißt, was Muth iſt, Du haſt Gabriel's Unerſchrockenheit der deinigen gleich anerkannt: um ſeine Oberen ſo ſehr zu fürchten, muß die Gefahr groß ſeyn.“

„Jetzt, da ich Deine Mutter gehört habe, begreif' ich Alles —“ ſagte Dagobert. „Gabriel iſt, wie Roſe und Blanche, wie das Fräulein von Cardoville, wie Deine Mutter, wie vielleicht wir Alle ſelbſt, das Opfer geheimer Intriguen ſchlechter Prieſter. Sieh, zur Stunde, da ich ihre finſteren Mittel, ihre hölliſche Beharrlichkeit kenne, ſeh' ich ein, —" fügte der Soldat leiſer ſprechend hinzu, — „muß man ſehr ſtark ſeyn, um mit ihnen zu kämpfen. Nein, ich hatte keine Idee von ihrer Macht."

„Du haſt recht, mein Vater, denn die Heuchler und Böſen können ebenſo viel Böſes thun, als die Guten und Chriſtlichliebenden, Gutes thun. Es giebt keinen unverſöhnlicheren Feind, als einen ſchlechten Prieſter."

„Ich glaub' Dir's, und dieß erſchreckt mich; denn es ſind ja doch meine armen Kinder in ihren Händen. Sollte man ſie ihnen ohne Kampf überlaſſen? Iſt denn Alles verloren? O! nein! nein! keine Schwäche, und dennoch, ſeit Deine Mutter dieſe teufliſchen Ränke mir enthüllt hat, fühl' ich mich, mir unerklärbar, weniger ſtark, weniger entſchloſſen. Alles, was um uns hervorgeht, dünkt mir erſchreckend. Die Entführung dieſer Kinder iſt keine einzelne Handlung mehr, ſondern die Verzweigung eines großen Complottes, das uns umgarnt und bedroht. Es ſcheint mir, wie wenn ich und jene, die ich liebe, durch die Nacht wanderten, mitten durch Schlangen, inmitten von Feinden und Schlingen, die man weder ſehen noch bekämpfen kann. Kurz, was ſoll ich Dir ſagen? ich habe den Tod nie gefürchtet, ich bin nicht feige. Wohlan! jetzt, ich geſteh's, ja, ich geſteh's, jagen mir dieſe Schwarzröcke Furcht ein, ja, ich fürchte mich vor ihnen."

Dagobert ſprach dieſe Worte mit einem ſo düſteren Tone aus, daß ſein Sohn ſchauderte; denn er theilte den nämlichen Eindruck. So mußte es ſeyn; die offenen, thatkräftigen, entſchloſſenen, am hellen Tage zu handeln und zu kämpfen gewohnten Charactere, können nur eine Furcht fühlen, jene, im Finſtern von unfaßbaren Feinden umſtrickt und getroffen zu werden; ſo hatte Dagobert zwanzigmal dem Tode getrotzt, und dennoch empfand der Soldat, der ſeine Frau das düſtere Gewebe von Verräthereien, Betrügereien, Lügen, Schlechtigkeiten, treuherzig entfalten ſah, einen unbeſtimmten Schrecken; und obwohl in den Verhältniſſen ſeines nächtlichen Unternehmens gegen das Kloſter nichts verändert war, erſchien es ihm doch in einem dunkleren und gefährlicheren Lichte. Das ſeit einigen Momenten geherrſchte Schweigen, wurde durch die Rückkehr von Mayeur unterbrochen. Da dieſe wußte, daß die Unterredung Dagoberts, deſſen Frau und Agricola's, keinen ungelegenen Zuhörer brauchte, klopfte ſie ſachte an die Thüre, indem ſie mit dem Vater Loriot draußen ſtehen blieb.

„Darf man hereinkommen, Madame Françoiſe? —“ fragte die Arbeiterin — „Hier iſt Vater Loriot, der Holz bringt.“

„Ja, ja, nur herein, meine gute Mayeur, —“ ſagte Agricola, während ſein Vater den kalten Schweiß zu trocknen ſuchte, der von ſeiner Stirne floß. Die Thüre ging auf, und man ſah den wackern Färber, deſſen Hände und Arme dießmal amarantfarben waren; er trug auf der einen Seite einen Korb mit Holz, auf der andern Kohlengluth auf einer Feuerſchaufel.

„Guten Abend allerſeits, —“ ſagte Vater Loriot, — „ich danke, daß Sie an mich gedacht haben, Madame Françoiſe; Sie wiſſen, daß mein Laden mit allem, was darin iſt, Ihnen zu Dienſten ſteht. Nachbaren helfen einander, wie billig; Sie waren vor dem, mein' ich, gütig genug gegen meine Frau.“ Dann legte der wackere Färber das Holz in einen Winkel, gab Agricola die Feuerſchaufel, und da er aus der traurigen und nachdenkenden Miene der verſchiedenen Theilnehmer dieſes Auftrittes errieth, daß es beſcheiden von ihm ſeyn würde, ſeinen Beſuch nicht zu verlängern, fügte er hinzu:

„Brauchen Sie ſonſt nichts, Madame Françoiſe?“

„Nein, Vater Loriot, ich danke.“

„Dann guten Abend allerſeits.“

Hierauf, gegen Mareux gewendet, ſetzte er bei: „Vergeſſen Sie den Brief für Herrn Dagobert nicht, ich hab' ihn nicht anzufaſſen gewagt, ich hätte die vier Finger und den Daumen amarantfarben eingedrückt. Guten Abend allerſeits!“ Und Vater Loriot ging fort.

„Herr Dagobert, hier iſt dieſer Brief, —“ ſagte Mareux. Und ſie beſchäftigte ſich mit Einheizen, während Agricola den alten Armſtuhl der Mutter dem Ofen näher rückte.

„Sieh, was dieß iſt, mein Junge, —“ ſagte Dagobert zu ſeinem Sohne, — „mein Kopf iſt ſo müde, daß ich kaum etwas davon ſehe.“

Agricola nahm den Brief, der nur einige Zeilen enthielt, und las, bevor er die Unterſchrift geſehen hatte:

Auf dem Meere, den 25. December 1831.

Ich benütze die Begegnung und den Verkehr während einiger Minuten mit einem Schiffe, das ſich unmittelbar nach Europa begiebt, um an Dich, mein alter Camerad, eilig dieſe Zeilen zu ſchreiben, die, wie ich hoffe, über Havre, und wahrſcheinlich vor meinen jüngſten Briefen aus Indien, Dir zukommen werden. Du mußt nun mit meiner Frau und meinem Kinde in Paris ſeyn, ſag ihnen . . . Ich kann nicht ſchließen, das Boot fährt ab, ein Wort in Eile. Ich komme nach Frankreich. Vergiß den 13. Februar nicht; die Zukunft meiner Frau und meines Kindes hangt davon ab. Lebe wohl, mein Freund, ewige Dankbarkeit.

Simon."

„Agricola, Dein Vater, ſchnell —" rief Mayeux aus.

Nach den erſten Worten dieſes Briefes, welchem die gegenwärtigen Umſtände eine ſo ſchmerzliche Bedeutung gaben, war Dagobert von einer tödtlichen Bläſſe befallen worden. Die Aufregung, die Anſtrengung, die Erſchöpfung, zu dieſem letzten Schlage geſellt, machten ihn wanken. Sein Sohn eilte auf ihn zu, und hielt ihn einen Augenblick in ſeinen Armen; aber bald verlor ſich dieſer flüchtige Anfall von Schwäche. Dagobert fuhr mit der Hand über ſeine Stirne, und richtete ſich nach ſeiner ganzen Länge empor; ſein Auge funkelte, ſeine rauhe Miene nahm einen Ausdruck beſtimmten Entſchluſſes an, und er rief in wilder Aufregung: „Nein, nein, ich werde kein Verräther, keine Memme ſeyn. Die Schwarzröcke jagen mir keine Furcht mehr ein, und Roſe und Blanche Simon ſollen noch heute Nacht befreit werden!“

Zwölftes Kapitel.

Das Strafgeſetzbuch.

Dagobert, einen Augenblick von den finſtern und unterwühlenden, von den Schwarzröcken, wie er ſagte, gegen Perſonen, die er liebte, ſo gefährlich betriebenen Anſchlägen erſchreckt, hatte einen Moment ſchwanken können, die Befreiung von Roſe und Blanche zu verſuchen; aber ſeine Unentſchiedenheit wich alſogleich nach dem Leſen des Briefes von Marſchall Simon, der ihn ſo unvermuthet an heilige Pflichten erinnerte. Der flüchtigen Niedergeſchlagenheit des Soldaten war eine Entſchloſſenheit von ruhiger, und ſo zu ſagen zuſammengeraffter Energie gefolgt.

„Agricola, wie viel Uhr iſt es? —“ fragte er ſeinen Sohn.

„Es hat ſo eben neun Uhr geſchlagen, mein Vater.“

„Du mußt mir ſogleich einen tüchtigen eiſernen Haken ſchmieden, feſt genug, um mein Gewicht zu tragen, und gebogen genug, um die Kante einer Mauer zu überklammern. Dieſer gußeiſerne Ofen wird Deine Schmiede und Dein Ambos ſeyn; einen Hammer wirſt Du im Hauſe finden, und, was das Eiſen betrifft, —" ſagte der Soldat zögernd und um ſich ſchauend, — „was das Eiſen betrifft, ſieh, da haſt Du welches."

Dieß ſagend, nahm der Soldat bei dem Ofen eine Feuerzange mit ſehr ſtarken Armen, reichte ſie ſeinem Sohne, und fügte bei: „Friſch, mordieu! mein Junge, ſchüre das Feuer, mach dieſes Eiſen glühend, und ſchmied' es mir!"

Bei dieſen Worten blickten ſich Françoiſe und Agricola erſtaunt an; der Hammerſchmid ſtand ſtumm und beſtürzt da, unkundig des Entſchluſſes ſeines Vaters, und der Vorbereitungen, welche dieſer mit Hülfe der Mayeux bereits getroffen hatte.

„Du verſtehſt mich alſo nicht, Agricola, —" wiederholte Dagobert, immer die Feuerzange in der Hand haltend. — „Du mußt mir ſogleich einen Haken aus dem hier machen."

„Einen Hacken, mein Vater, und wozu?"

„Um ihn unten an einem Stricke zu befeſtigen, den ich da habe. Er muß in eine Art Oehr auslaufen, weit genug, um ihn daran binden zu können."

„Aber dieſer Strick, dieſer Hacken, wozu dieſe?"

„Um die Mauern des Kloſters zu erſteigen, wenn ich nicht durch eine Thüre hineinkommen kann."

„Welches Kloſter? —" fragte Françoiſe ihren Sohn.

„Wie, mein Vater? —“ rief dieſer aus, haſtig aufſtehend, „Du denkſt noch an dieß?“

„Ah! woran, meinſt Du, ſoll ich denken?“

„Aber, mein Vater, das iſt unmöglich. Du wirſt ein ſolches Unternehmen nicht verſuchen“

„Aber was denn, mein Kind? —“ fragte Françoiſe ängſtlich; — „wohin will denn Dein Vater gehen?“

„Er will heute Nacht in das Kloſter, worin die Töchter des Marſchalls Simon eingeſchloſſen ſind, eindringen, und ſie entführen.“

„Großer Gott! mein armer Mann! ein Kirchenraub!“ rief Françoiſe aus, immer treu ihren frommen Ueberlieferungen, und die Hände faltend machte ſie eine Bewegung, um aufzuſtehen und ſich Dagobert zu nähern. Der Soldat, ahnend, daß er Bemerkungen, Bitten aller Art werde erdulden müſſen, und feſt entſchloſſen, nicht nachzugeben, wollte gleich von vorne herein dieſe vergeblichen Bitten, die ihm überdieß eine koſtbare Zeit raubten, kurz abſchneiden; er fuhr daher mit ernſter, ſtrenger, faſt feierlicher Miene fort, welcher die Unerſchütterlichkeit ſeines Entſchluſſes bezeugte: „Höre, meine Frau, und auch Du, mein Sohn; wenn man in meinem Alter, ſich zu etwas entſchließt, ſo weiß man warum, und hat man ſich einmal entſchloſſen, ſo bringt weder Frau noch Sohn davon ab; man thut, was man muß; dazu bin ich entſchloſſen; erſparet Euch alſo überflüſſige Worte; es iſt Eure Pflicht, ſo mit mir zu ſprechen; mag ſeyn; dieſe Pflicht habt Ihr erfüllt, ſprechen wir nicht mehr davon. Heute Abend will ich der Herr in meinem Hauſe ſeyn."

Françoiſe, furchtſam, erſchrocken, wagte kein Wort zu ſprechen: aber ſie wendete ihre flehenden Blicke gegen ihren Sohn.

„Mein Vater!" — ſagte dieſer, — „ein Wort noch . . nur ein Wort."

„Heraus mit dieſem Worte," — erwiederte Dagobert ungeduldig.

„Ich will Ihren Entſchluß nicht beſtreiten; aber ich werde Ihnen beweiſen, daß Sie nicht wiſſen, welchen Folgen Sie ſich ausſetzen."

„Ich weiß Alles!" — erwiederte der Soldat in barſchem Tone. — „Was ich verſuche, iſt bedenklich; aber man wird nicht ſagen, daß ich was immer für ein Mittel vernachläſſiget habe, zu vollbringen, was ich zu vollbringen verſprochen habe."

„Mein Vater, noch einmal, nimm Dich in Acht; Du weißt nicht, welchen Gefahren Du Dich bloßſtelleſt!" ſagte der Hammerſchmid mit bekümmerter Miene.

„Gut, laß uns von der Gefahr reden, von der Pförtnerflinte und Gärtnerſenſe," — verſetzte Dagobert, verächtlich die Achſeln zuckend; — „laß uns davon reden, und dann ſoll's aus ſeyn. Nun denn, geſetzt, ich laſſe meine Haut im Kloſter, bleibſt nicht Du noch Deiner Mutter? Zwanzig Jahre lang habt Ihr ſchon die Gewohnheit, ohne mich zu leben; das wird Euch weniger koſten . . ."

„Und ich, mein Gott! ich bin die Urſache von all' dieſem Unglücke!“ — rief die arme Mutter aus. — „Ah! Gabriel hatte wohl recht, mich zu tadeln!“

„Madame Françoiſe, beruhigen Sie ſich,“ — ſagte Mayeux ganz leiſe, die ſich Dagobert's Frau genähert hatte; — „Agricola wird ſeinen Vater nicht ſo der Gefahr ſich ausſetzen laſſen.“

Der Hammerſchmid entgegnete nach kurzem Zögern mit gerührter Stimme: „Ich kenne Dich zu gut, mein Vater, um daran zu denken, Dich durch Furcht vor Lebensgefahr zurückzuhalten.“

„Von welcher Gefahr ſprichſt Du dann?“

„Von einer Gefahr, vor welcher Du zurückbeben wirſt; ja, vor welcher Du zurückbeben wirſt, ſo muthig Du biſt,“ — ſagte der junge Mann mit überzeugendem Tone, der ſeinen Vater ergriff.

„Agricola,“ — ſagte der Soldat ſtreng und rauh, — „Du ſagſt eine Niederträchtigkeit, Du thuſt mir einen Schimpf an.“ — „Mein Vater!“

„Eine Niederträchtigkeit,“ — fuhr der Soldat erzürnt fort, — „weil es niederträchtig iſt, einen Mann von ſeiner Pflicht abbringen zu wollen, indem man ihn erſchreckt; eine Beſchimpfung, weil Du mich der Einſchüchterung zugänglich hältſt.“

„Ah! Herr Dagobert,“ — rief Mayeux aus, — „Sie verſtehen Agricola nicht.“

„Ich verſteh' ihn nur zu ſehr,“ — antwortete der Soldat mit Härte.

Schmerzlich bewegt von der Strenge ſeines Vaters, aber feſt in ſeinem, von ſeiner Liebe und Ehrerbietung eingeflößten Entſchluſſe, fuhr Agricola fort, nicht ohne heftiges Herzklopfen: „Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen ungehorſam bin, mein Vater; aber ſollten Sie mich auch haſſen, ſo ſollen Sie doch erfahren, welchen Gefahren Sie ſich ausſetzen, indem Sie bei Nacht die Mauern eines Kloſters erſteigen.“

„Mein Sohn! Du wagſt es . . .“ — rief Dagobert mit zornentbranntem Geſichte aus.

„Agricola,“ — rief Françoiſe heftig weinend, — mein Mann!“

„Herr Dagobert, hören Sie Agricola! er ſpricht zu Ihrem und aller Uebrigen Vortheile,“ — ſagte Mayeur.

„Kein Wort mehr!“ — antwortete der Soldat, vor Zorn mit dem Fuße ſtampfend.

„Ich ſage Ihnen, mein Vater, daß Sie faſt gewiß die Galeeren wagen!“ — rief der Hammerſchmid, furchtbar erbleichend.

„Unglücklicher!“ — erwiederte Dagobert, ſeinen Sohn am Arme faſſend, — „konnteſt Du mir dieß nicht lieber verſchweigen, als mich der Gefahr bloßſtellen, verrätheriſch und niederträchtig zu handeln!“ — Dann wiederholte der Soldat ſchaudernd: „Die Galeeren!“ — Und er neigte den Kopf, ſtumm, nachſinnend, und wie vernichtet von dieſen Donnerworten.

„Ja, in einen bewohnten Ort bei Nacht eindringen, mittelſt Erſteigung und Einbruches, das Geſetz lautet ausdrücklich, es verurtheilt zu den Galeeren!“ — rief Agricola aus, über die Niedergeſchlagenheit ſeines Vaters eben ſo erfreut als betrübt: — „ja, mein Vater, die Galeeren, wenn man Sie auf friſcher That ertappt; und daß es ſo ſeyn werde, verhält ſich wie Zehn gegen Eins. Denn das Kloſter iſt bewacht, wie es Ihnen Mayeux geſagt hat; hätten Sie heute früh am hellen Tage dieſe zwei jungen Fräulein zu entführen geſucht, ſo wären Sie verhaftet worden; dieſer offen geſchehene Verſuch hätte aber wenigſtens einen Character ehrlicher Kühnheit gehabt, und vielleicht ſpäterhin Ihre Freiſprechung begründet. Aber bei Nacht mittelſt Erſteigung eindringen, ich wiederhole es Ihnen, darauf ſtehen die Galeeren. Nun, mein Vater, entſchließen Sie ſich; was Sie thun werden, werd' ich auch thun; denn ich werde Sie nicht allein gehen laſſen. Sagen Sie ein Wort, ich ſchmiede Ihren Hacken; ich habe da unten im Schranke Hammer und Zange, und in einer Stunde gehen wir.“

Ein tiefes Schweigen folgte den Worten des Hammerſchmides, ein nur von dem verhaltenen Schluchzen der Françoiſe unterbrochenes Schweigen, die verzweiflungsvoll murmelte: „Ach! mein Gott, dieß alles geſchieht nur, weil ich den Abbé Dubois anhörte.“

Vergebens tröſtete Mayeux die Françoiſe; ſie fühlte ſich ſelbſt erſchreckt; denn der Soldat war im Stande, der Entehrung zu trotzen, und auch Agricola wollte die

Gefahren ſeines Vaters theilen. Dagobert, ungeachtet ſeines energiſchen und entſchloſſenen Characters, war ganz beſtürzt. Nach ſeinen militäriſchen Gewohnheiten hatte er in ſeinem nächtlichen Unternehmen nur eine Art Kriegsliſt geſehen, und ſich dazu durch ſein gutes Recht zunächſt, dann auch durch das unerbittliche Geſchick ſeiner Lage ermächtiget gehalten; aber die furchtbaren Worte ſeines Sohnes führten ihn zur Wirklichkeit zurück, zu einer ſchrecklichen Alternative, wobei er entweder das Vertrauen des Marſchalls Simon und die letzten Wünſche der Mutter der Waiſen verrathen, oder ſich einer entſetzlichen Entehrung, vorzüglich aber ſeinen Sohn . . . ſeinen Sohn!! ausſetzen mußte, und zwar ſelbſt ohne die Gewißheit, die Waiſen zu befreien.

Indem rief Françoiſe, ihre in Thränen zerfließenden Augen trocknend, wie von einer plötzlichen Eingebung ergriffen: „Aber mein Gott, da fällt mir etwas ein; es giebt vielleicht ein Mittel, die lieben Kinder ohne Gewaltthätigkeiten aus dem Kloſter zu bringen.“

„Wie ſo, meine Mutter?“ fragte Agricola raſch.

„Herr Abbé Dubois hat ſie hinführen laſſen; aber nach Gabriel's Vermuthung hat mein Beichtvater wahrſcheinlich nur nach den Rathſchlägen des Herrn Rodin gehandelt.“

„Und wenn es ſo wäre, meine liebe Mutter, hätte man ſich gut an Herrn Rodin wenden; man würde nichts von ihm erhalten.“

„Von ihm nicht; aber vielleicht von jenem ſo mächtigen Abbé, der Gabriel's Oberer iſt, und ihn ſeit ſeinem Eintritte in das Seminar immer beſchützt hat."

„Welcher Abbé, meine Mutter?"

„Der Herr Abbé von Aigrigny."

„In der That, liebe Mutter, bevor er Prieſter wurde, war er Soldat; vielleicht wär' er zugänglicher als ein Anderer, und doch . . ."

„Von Aigrigny!" — rief Dagobert mit einem Ausdrucke des Abſcheues und Haſſes. — „Giebt es hier, in dieſe Schlechtigkeiten verwickelt, einen Menſchen, der, bevor er Prieſter wurde, Soldat war, und von Aigrigny heißt?"

„Ja, mein Vater, der Marquis von Aigrigny, vor der Reſtauration, hat in Rußland gedient, und im Jahre 1815 haben ihm die Bourbons ein Regiment gegeben."

„Er iſt's!" — erwiederte Dagobert mit dumpfer Stimme. — „Wieder er! immer er!! wie ein böſer Geiſt, mag es ſich um die Mutter, den Vater oder die Kinder handeln."

„Was ſagſt Du, mein Vater?"

„Der Marquis von Aigrigny!" rief Dagobert aus. „Wißt Ihr, was für ein Menſch dieß iſt? Bevor er Prieſter wurde, iſt er der Henker der Mutter von Roſe und Blanche geweſen, die ſeine Liebe verſchmähte. Bevor er Prieſter wurde, hat er ſich gegen ſein Vaterland geſchlagen, und im Kriege zweimal dem General Simon gegenüber geſtanden. Ja, während der General Gefangener in Leipzig, bei Waterloo mit Wunden bedeckt war, triumphirte der Andere, der Renegat von Marquis, mit den Ruſſen und Engländern. Unter den Bourbons befand ſich der mit Ehren überhäufte Renegat wieder dem verfolgten Soldaten des Kaiſerreiches gegenüber. Zwiſchen ihnen gab es dießmal einen erbitterten Zweikampf. Der Marquis wurde verwundet; aber der General Simon, geächtet und zum Tode verurtheilt, ging in die Verbannung. Nun iſt der Renegat Prieſter, ſagt Ihr? Wohlan, nun bin ich überzeugt, daß er es iſt, der Roſe und Blanche entführen ließ, um an ihnen den Haß zu ſättigen, den er ſtets gegen ihre Mutter und gegen ihren Vater gehegt hat. Dieſer niederträchtige von Aigrigny hat ſie in ſeiner Gewalt. Nun muß ich nicht bloß mehr das Vermögen dieſer Kinder beſchützen, ſondern auch ihr Leben! Hört Ihr? Ihr Leben!"

„Mein Vater halten Sie dieſen Mann für fähig."

„Ein Verräther an ſeinem Vaterlande, der damit endet ein niederträchtiger Prieſter zu werden, iſt zu Allem fähig; ich ſage Euch, ſie tödten vielleicht zur Stunde die Kinder unter Qualen, —" rief der Soldat im herzzerreißendem Tone aus, — „denn ſie von einander trennen, heißt ſchon beginnen, ſie zu tödten." Dann fügte Dagobert mit unbeſchreiblicher Erbitterung bei: — „Die Töchter des Marſchalls Simon ſind in der Gewalt des Marquis von Aigrigny und ſeiner Bande, und ich kann zögern, ihre Rettung zu verſuchen, aus Furcht vor den Galeeren! Die Galeeren? —" ſetzte er mit einem Ausbruche krampfhaften Gelächters hinzu, — was kümmern mich die Galeeren? Schickt man die Leiche hin? Werde ich nach dieſem letzten Verſuche, wenn er mißlingt, nicht das Recht haben, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen? Leg dein Eiſen in's Feuer, mein Junge. Schnell, die Zeit drängt, ſchmiede, ſchmiede das Eiſen."

„Aber dein Sohn begleitet Dich, —" rief Françoiſe mit einem Schrei mütterlicher Verzweiflung aus, dann, aufſtehend, warf ſie ſich zu Dagobert's Füßen, und ſagte: — „Wenn Du verhaftet wirſt wird er es auch."

„Um ſich die Galeeren zu erſparen, wird er es machen, wie ich, ich habe zwei Piſtolen."

„Aber ich, —" rief die unglückliche Mutter, flehend ihre Hände nach ihm ausſtreckend, — „ohne Dich, ohne ihn, was wird aus mir werden?"

„Du haſt recht, ich war ſelbſtſüchtig, ich werde allein gehen, —" ſagte Dagobert.

„Du wirſt nicht allein gehen mein Vater, —" verſetzte Agricola.

„Aber Deine Mutter!"

„Mareux ſieht, was vorgeht; ſie wird zu Herrn Hardy, meinem Meiſter, gehen, und ihm alles ſagen, er iſt der hochherzigſte Mann; meine Mutter wird ein Obdach und Brod bekommen bis an das Ende ihrer Tage."

„Und ich, ich bin die Urſache von Allem, —" rief

Françoiſe, verzweiflungsvoll die Hände ringend. — „Strafe mich, mein Gott, ſtrafe mich, es iſt meine Schuld, ich habe dieſe Kinder ausgeliefert, ich werde durch den Tod meines Sohnes beſtraft werden!“

„Agricola Du wirſt mich nicht begleiten!! ich verbiete es Dir, —“ ſagte Dagobert, den Sohn heftig an ſeine Bruſt drückend.

„Ich, nachdem ich die Gefahr Dir gewieſen, ſollte zurückweichen? Das fällt Dir nicht ein, mein Vater. Hab' ich nicht auch Jemand zu befreien? Das ſo gute, ſo großmüthige Fräulein von Cardoville, die mich aus dem Gefängniſſe befreien wollte. Iſt ſie nicht auch eine Gefangene? Ich werde Dir folgen, mein Vater; es iſt mein Recht,, es iſt meine Pflicht, es iſt mein Wille.“ Dieß ſagend, legte Agricola in die Kohlengluth des gußeiſernen Ofens die Zange, aus welcher ein Hacken gemacht werden ſollte.

„Ach! mein Gott! habt Mitleiden mit uns Allen!!“ ſagte die arme Mutter ſchluchzend, immer knieend, während der Soldat einen gewaltigen inneren Kampf zu beſtehen ſchien.

„Weine nicht ſo, liebe Mutter, Du brichſt mir das Herz, —“ ſagte Agricola, mit Hülfe der Mayeur ſeine Mutter aufhebend, — „beruhige Dich. Ich mußte meinem, Vater die ſchlimmen Folgen des Unternehmens übertreiben; aber vereint, vorſichtig handelnd, kann es uns gelingen, faſt ohne etwas zu wagen, nicht wahr, mein Vater? —“ ſagte Agricola, indem er Dagobert einen Wink des Einverſtändniſſes zuwarf; — „noch einmal, beruhige Dich, gute Mutter, ich bürge für Alles. Wir werden die Töchter des Marſchalls Simon und das Fräulein von Cardoville befreien. Mayeur, gieb mir Zange und Hammer die in dieſem Schranke unten liegen.“

Die Arbeiterin, ihre Augen trockend, gehorchte Agricola, während dieſer, mit Hülfe eines Blasbalges die Kohlengluth, worin die Zange glühend gemacht wurde, ſtärker anfachte.

„Da ſind Deine Werkzeuge, Agricola,“ ſagte Mayeur mit tiefbewegter Stimme, indem ſie dieſe Gegenſtände mit zitternden Händen dem Hammerſchmide reichte, der mittelſt der Zange bald aus dem Feuer das weißglühende Eiſen zog, das er mit kräftigen Hammerſchlägen in einen Hacken umzugeſtalten begann, wobei er den gußeiſernen Ofen als Ambos benützte. Dagobert ſtand ſchweigend und ſinnend da. Plötzlich ſagte er zu Françoiſe, ſie bei der Hand faſſend: „Du kennſt deinen Sohn: ihn jetzt abzuhalten, mir zu folgen, iſt unmöglich. Aber beruhige Dich, liebe Frau, es wird uns gelingen, ich hoffe es. Wenn es uns nicht gelingt, wenn wir verhaftet werden, Agricola und ich; wohlan! nein keine Feigheit, keinen Selbſtmord. Vater und Sohn werden Arm in Arm in's Gefängniß gehen, mit offener Stirne, ſtolzen Blickes wie zwei Männer von Herz, die ihre Pflicht gethan haben bis auf's Aeußerſte. Der Tag des Gerichts wird kommen; wir werden Alles ſagen, ehrlich, freimüthig; wir werden ſagen, daß wir, zum letzten Aeußerſten getrieben, keine Hülfe findend, keine Unterſtützung durch das Geſetz, genöthiget waren, zur Gewalt unſere Zuflucht zu nehmen. Friſch, ſchmiede, mein Junge, —" fügte Dagobert bei, zu ſeinem Sohne ſich wendend, der das rothe Eiſen hämmerte, — „ſchmiede, ſchmiede ohne Furcht; die Richter ſind ehrliche Leute, ſie werden ehrliche Leute losſprechen."

„Ja, braver Vater, Du haſt recht; beruhige Dich, liebe Mutter, die Richter werden den Unterſchied einſehen zwiſchen Banditen, welche bei Nacht die Mauern erſteigen, um zu ſtehlen und einem alten Soldaten und ſeinem Sohne, die, mit dem Wagniſſe ihrer Freiheit, ihres Lebens, der Ehrloſigkeit, arme Opfer haben befreien wollen."

„Und wenn dieſe Sprache nicht verſtanden wird, —" erwiederte Dagobert — „deſto ſchlimmer! dann werden weder Dein Sohn noch Dein Mann in den Augen rechtſchaffener Leute entehrt ſein. Wenn man uns in den Bagno ſchickt, wenn wir den Muth haben, zu leben; wohlan! ſo werden der junge und der alte Verbrecher ſtolz ihre Kette tragen und der Renegat von Marquis, der infame Prieſter, wird beſchimpfter ſein, als wir. Geh, ſchmiede das Eiſen ohne Furcht, mein Junge! Es gibt etwas, was der Bagno nicht brandmarken kann: ein gutes Gewiſſen und die Ehre."

„Nun zwei Worte, meine gute Mayeux; die Zeit eilt, und drängt uns. Als Sie in den Garten hinabgingen haben Sie da nicht bemerkt, ob die Stockwerke des Kloſters hoch ſind?"

„Nein, nicht ſehr hoch, Herr Dagobert, beſonders auf der Seite gegenüber dem Irrenhauſe, worin das Fräulein von Cardoville eingeſchloſſen iſt."

„Wie haben Sie es gemacht, um mit dieſen Fräulein zu ſprechen?"

„Sie war auf der andern Seite eines in einer Planke angebrachten Schaugitters, die an dieſer Stelle die beiden Gärten trennt."

„Vortrefflich, —" ſagte Agricola, indem er fortfuhr, ſein Eiſen zu hämmern; — „wir werden leicht von dem einen Garten in den andern kommen, vielleicht wird es leichter und ſicherer ſein, durch das Irrenhaus zu gehen. Leider weißt Du nicht, wo das Zimmer des Fräuleins von Cardoville iſt."

„Doch," verſetzte Mayeur, ſich beſinnend: „ſie bewohnt einen viereckigen Pavillon, und über ihrem Fenſter, an dem ich ſie das erſtemal geſehen habe, befindet ſich eine Art vorragenden Schirmdaches, wie blau und weißer Zwillich angeſtrichen."

„Gut ich werde es nicht vergeſſen."

„Und wiſſen Sie nicht beiläufig, wo die Zimmer meiner armen Kinder ſind?" fragte Dagobert."

Nach kurzem Nachdenken erwiederte Mayeur: „Sie liegen dem vom Fräulein von Cardoville bewohnten Pavillon gegenüber; denn ſeit zwei Tagen hat ſie ihnen von ihrem Fenſter aus Zeichen gegeben, und ich erinnere mich nun, daß ſie mir ſagte, daß von den beiden, in verſchiedenen Stockwerken befindlichen Zimmern derſelben, das eine im Erdgeſchoße, das andere im erſten Stockwerke liege."

„Sind dieſe Fenſter vergittert?" fragte der Hammerſchmid.

„Ich weiß es nicht."

„Thut nichts; ich danke meine gute Tochter; nach dieſen Angaben können wir uns richten," ſagte Dagobert; „hinſichtlich des Uebrigen hab' ich meinen Plan."

„Meine kleine Mareux, Waſſer," ſagte Agricola, „um mein Eiſen abzukühlen. — Dann zu ſeinem Vater gewendet: „iſt dieſer Hacken ſo recht?"

„Ja, mein Junge; ſobald er abgekühlt iſt, binden wir den Strick daran."

Seit einiger Zeit kniete Françoiſe Baudoin, um mit Inbrunſt zu beten; ſie flehte zu Gott mit Agricola und Dagobert Mitleiden zu haben, die in ihrer unglücklichen Unwiſſenheit ein großes Verbrechen begehen würden; vorzüglich beſchwor ſie Gott, auf ſie allein ſeinen himmliſchen Zorn fallen zu laſſen, weil ſie allein die Urſache des traurigen Entſchluſſes ihres Sohnes und ihres Mannes ſei. Dagobert und Agricola vollendeten ſchweigend ihre Vorbereitungen; Beide waren ſehr blaß und voll feierlichen Ernſtes; ſie fühlten ganz, was in ihrem verzweifelten Unternehmen Gefährliches lag. Nach Verfluß einiger Minuten ſchlug es zu Saint-Merry zehn Uhr. Die Klänge der Uhr drangen nur ſchwach herüber, und bald übertäubt von dem Toſen der Windſtöße und des Regens die nicht aufgehört hatten.

„Zehn Uhr,“ ſagte Dagobert ſchaudernd, „es iſt keine Minute zu verlieren. Agricola, nimm den Sack!“

„Ja, mein Vater.“ Den Sack holend, näherte ſich Agricola der Mayeur, die ſich kaum auf den Füßen hielt, und ſagte zu ihr ganz ſtill und raſch:

„Wenn wir bis morgen früh nicht da ſind, empfehle ich Dir meine Mutter. Du wirſt zu Herrn Hardy gehen; vielleicht wird er von der Reiſe zurückgekehrt ſein. Alſo Schweſter, Muth, umarme mich. Ich laſſe Dir meine arme Mutter.“ Und der Hammerſchmid, tief gerührt, ſchloß Mayeur herzlich in ſeine Arme, die ſich einer Ohnmacht nahe fühlte.

„Auf, mein alter Rabat-joie, marſch!“ ſagte Dagobert, „Du ſollſt uns als Vorpoſten dienen.“ Dann ſeiner Frau ſich nähernd, die wieder aufgeſtanden war, und den Kopf ihres Sohnes an ihr Herz drückte, den ſie unter einem Strome von Thränen mit Küſſen bedeckte, ſagte der Soldat zu ihr, eben ſo viel Ruhe als Heiterkeit erkünſtelnd: „Nun, meine liebe Frau, ſei vernünftig; mach uns ein gutes Feuer, in zwei oder drei Stunden werden wir zwei arme Kinder und ein ſchönes Fräulein hierher führen. Umarme mich, dieß wird mir Glück bringen.“

Françoiſe warf ſich an den Hals ihres Mannes, ohne ein Wort zu ſprechen. Dieſe ſtumme Verzweiflung, durch dumpfes und krampfhaftes Schluchzen bezeichnet, war herzzerreißend. Dagobert ſah ſich genöthiget, aus den Armen ſeiner Frau ſich loszumachen, und, ſeine Rührung verbergend, ſagte er zu ſeinem Sohne mit bewegter Stimme: „Gehen wir, gehen wir, ſie zerreißt mir das Herz. Meine gute Mayeur, wache über ſie, Agricola komm!“ Und der Soldat, ſeine Piſtolen in die Taſche ſeines Oberrockes ſteckend, ſtürzte zur Thüre hinaus, gefolgt von Rabat-joie.

„Mein Sohn noch einmal! Laß Dich noch einmal umarmen! Ach! es iſt vielleicht das letztemal,“ rief die unglückliche Mutter aus, unfähig aufzuſtehen, und die Arme nach Agricola ausſtreckend. „Verzeihe mir; es iſt meine Schuld.“

Der Hammerſchmid kehrte um, vermiſchte ſeine Thränen mit den Thränen ſeiner Mutter, denn auch er weinte, und murmelte mit erſtickter Stimme:

„Lebe wohl, liebe Mutter, beruhige Dich, auf Wiederſehen!“ Dann den Umarmungen der Françoiſe ſich entwindend, traf er auf der Treppe wieder mit ſeinem Vater zuſammen. Françoiſe Baudoin ſtieß einen tiefen Seufzer aus, und ſank ſchier entſeelt in die Arme der Mayeur. Dagobert und Agricola verließen in mitten des Sturmes die Straße Briſe-Miche, und wendeten ſich mit großen Schritten nach dem Boulevard de l'Hôpital, gefolgt von Rabat-joie

Dreizehntes Kapitel.

Erſteigung und Einbruch.

Halb zwölf Uhr ſchlug es, als Dagobert und ſein Sohn auf dem Boulevard de l'Hôpital ankamen. Der Wind brauſete; der Regen ſtürzte herab; aber ungeachtet der dicken Regenwolken ſchien die Nacht ziemlich hell wegen des ſpäten Mondaufganges. Die großen ſchwarzen Bäume und weißen Mauern des Kloſtergartens, unterſchied man inmitten dieſes bleichen Scheines. Fernab ſchaukelte eine vom Winde bewegte Straßenlaterne, deren röthliches Licht man durch den Nebel und Regen kaum gewahrte, über dem kothigen Fahrwege dieſes öden Boulevard. In ſeltenen Zwiſchenräumen hörte man in der Ferne, ſehr in der Ferne, das dumpfe Rollen eines verſpäteten Wagens; dann ſank wieder Alles in ein düſteres Schweigen. Dagobert und ſein Sohn hatten, ſeit ihrem Weggehen aus der Straße Briſe-Miche, kaum einige Worte gewechſelt. Das Vorhaben dieſer zwei Männer von Herz, war edel großmüthig, und dennoch ſchlichen ſie, entſchloſſen aber nachdenkend, im Dunkel dahin, wie Banditen zur Stunde nächtlicher Verbrechen. Agricola trug auf ſeiner Schulter einen Sack, welcher den Strick, den Hacken und die Eiſenſtange enthielt; Dagobert ſtützte ſich auf den Arm ſeines Sohnes, und Rabat-joie folgte ſeinem Herrn.

„Die Bank, auf der wir vorhin ſaßen, muß da ſein,“ ſagte Dagobert ſtill ſtehend.

„Ja,“ erwiederte Agricola mit den Augen ſuchend, „da iſt ſie, mein Vater.“

„Es iſt erſt halb zwölf Uhr; wir müſſen Mitternacht erwarten,“ bemerkte Dagobert. „Setzen wir uns einen Augenblick, um auszuruhen, und unſer Thun zu verabreden.“

Nach kurzem Schweigen begann der Soldat wieder bewegt, die Hände ſeines Sohnes mit den ſeinigen umſchließend: „Agricola, mein Kind, noch iſt es Zeit ich bitte Dich darum, laß mich allein gehen, ich werde mir ſchon aus der Sache zu helfen wiſſen; je näher der Augenblick rückt, deſto mehr fürchte ich, bei dieſem gefährlichen Unternehmen Dich bloßzuſtellen.“

„Und ich, braver Vater, je näher der Augenblick rückt, deſto mehr glaub' ich, daß ich Dir zu irgend etwas nützlich ſeyn werde; ich will Dein Schickſal theilen, ſei's gut oder ſchlecht; unſer Zweck iſt lobenswerth, es iſt eine Ehrenſchuld, die Du bezahlen mußt, ich will die Hälfte davon abtragen. Nun werd' ich mich wohl nicht mehr davon wegſchrauben. Alſo, wackerer Vater, denken wir an unſern Feldzugsplan.“

„Wohl, ſo komm,“ ſagte Dagobert, einen Seufzer unterdrückend.

„Es muß uns alſo, wackerer Vater,“ entgegnete Agricola, „ohne Hinderniß gelingen, und es wird uns gelingen. Du hatteſt vorhin die kleine Thüre dieſes

Gartens bemerkt, hier, neben der Mauerecke. Das iſt ſchon vortrefflich; wir gehen durch dieſelbe in den Garten, u[illegible]uchen Gebäude, welche eine mit einem Schaugitter ve[illegible]ene Mauer trennt."

„Ja, denn auf der einen Seite dieſes Schaugitters iſt der vom Fräulein von Cardoville bewohnte Pavillon, auf der andern jener Theil des Kloſters, worin die Töchter des Generals eingeſchloſſen ſind."

In dieſem Moment ſtand der zu Dagobert's Füſſen kauernde Rabat-joie haſtig auf, indem er die Ohren ſpitzte und zu horchen ſchien.

„Man ſollte meinen, daß Rabat-joie etwas höre," ſagte Agricola; „laß uns horchen." Man hörte nichts, als das Toſen des Windes, der die großen Bäume des Boulevard rüttelte.

„Aber da fällt mir ein, mein Vater: iſt einmal die Gartenthüre offen, ſo nehmen wir Rabat-joie mit hinein?"

„Ja, ja; iſt ein Hofhund d'rin, ſo nimmt er's mit ihm auf; und dann meldet er uns das Nahen der Leute von der Runde, und wer weiß, er hat ſo viel Intelligenz, und iſt Roſe und Blanche ſo zugethan, daß er uns vielleicht den Ort wird entdecken helfen, wo ſie ſind; ich hab' ihn zwanzigmal mit wunderbarem Inſtinkte in den Wäldern ſie aufſuchen ſehen."

Ein langſames, ernſtes, ſonores Dröhnen, das Sauſen des Windes überbietend, begann Mitternacht zu verkünden. Dieſer Klang ſchien in Agricola's und ſeines Vaters Seele, ſchmerzlich zu wiederhallen; ſtumm, bewegt, ſchauderten ſie, in gleichzeitiger Regung faßten und drückten ſie ſich feſt die Hand. Wider ihren Willen richtete ſich jeder Schlag ihres Herzens nach jedem Schlage dieſer Uhr, deren Schwingungen inmitten des düſteren Schweigens der Nacht dahinbebten. Bei dem letzten Klange ſagte Dagobert zu ſeinem Sohne mit feſter Stimme: „Es iſt Mitternacht, umarme mich, und vorwärts.“ Vater und Sohn umarmten ſich. Der Moment war entſcheidend und feierlich.

„Nun, mein Vater,“ ſagte Agricola, „laß uns mit eben ſo viel Liſt und Kühnheit handeln, wie die Banditen, die eine Geldkiſte berauben wollen.“

Dieß ſagend nahm der Hammerſchmid den Strick und den Hacken aus dem Sacke. Dagobert bewaffnete ſich mit dem Brecheiſen, und Beide ſchritten vorſichtig die Mauer entlang, und wendeten ſich gegen die kleine Thüre, nicht weit von der durch die Straße und den Boulevard gebildeten Ecke entlegen, indem ſie von Zeit zu Zeit ſtehen blieben, um aufmerkſam zu horchen, und zu verſuchen, jedes nicht vom Regen und Sturmwinde verurſachte Geräuſch zu unterſcheiden. Da die Nacht immer hell genug blieb, um alle Gegenſtände vollkommen zu erkennen, gelangten der Hammerſchmid und der Soldat zur kleinen Pforte; die Bretter derſelben ſchienen verwittert und nicht ſehr feſt zu ſeyn.

„Gut,“ ſagte Agricola zu ſeinem Vater, „auf einen Druck wird ſie weichen.“

Und der Hammerſchmid wollte eben mit gebogenen Knien ſeine Schulter kräftig gegen die Pforte ſtemmen, als plötzlich Rabat-joie dumpf knurrte, und ſich ſo zu ſagen auf den Anſtand ſtellte. Mit einem Worte beſchwichtigte Dagobert den Hund, und ſagte, ſeinen Sohn am Arme faſſend, ganz leiſe zu ihm: „Rühren wir uns nicht, Rabat-joie hat Jemand gewittert, im Garten.“

Agricola und ſein Vater blieben einige Minuten unbeweglich, lauſchend, und den Athem an ſich haltend. Der Hund, ſeinem Herrn gehorchend, knurrte nicht mehr; aber ſeine Unruhe und Aufgeregtheit äußerten ſich immer mehr. Man hörte jedoch nichts.

„Der Hund wird ſich geirrt haben, mein Vater,“ ſagte Agricola ganz ſtill.

„Nein, deſſen bin ich gewiß; rühren wir uns nicht.“ Nach einigen Secunden wiederholten Wartens, legte ſich Rabat-joie plötzlich nieder, und ſchob ſeine Schnauze ſo weit als möglich durch die untere Oeffnung der Thüre, heftig ſchnaufend.

„Man kommt,“ ſagte Dagobert raſch zu ſeinem Sohne.

„Entfernen wir uns,“ erwiederte Agricola.

„Nein,“ ſagte ſein Vater; „laß uns horchen; zum Fliehen wird es Zeit ſeyn, wenn man die Thüre öffnet; hierher, Rabat-joie, hierher.“

Gehorchend ging der Hund von der Thüre weg, und legte ſich zu den Füſſen ſeines Herrn. Einige Secunden danach hörte man auf dem vom Regen durchweichten Boden eine Art Kothpatſchen, von ſchweren Tritten durch Waſſerpfützen verurſacht; dann ein Geräuſch von Worten, welche, vom Winde verweht, nicht bis zum Soldaten und Hammerſchmide gelangten.

„Das ſind die Leute von der Runde, von denen uns Mareux ſagte,“ bemerkte Agricola ſeinem Vater.

„Deſto beſſer; ſie werden bis zu ihrem zweiten Umgange eine Pauſe machen; dieß ſichert uns eine Ungeſtörtheit von wenigſtens zwei Stunden; nun iſt unſer Geſchäft ſicher.“

Wirklich wurde das Geräuſch nach und nach immer undeutlicher; dann verlor es ſich völlig.

„Auf, ſchnell, verlieren wir keine Zeit,“ ſagte Dagobert nach Verfluß von zehn Minuten zu ſeinem Sohne; „ſie ſind ferne; ſuchen wir nun dieſe Thüre zu öffnen.“

Agricola ſtemmte ſeine mächtige Schulter dagegen, drängte kräftig; aber die Pforte wich nicht trotz ihres Alters.

„Verdammt,“ ſagte Agricola, „ſie iſt von Innen verrammelt, das weiß ich gewiß; dieſe morſchen Bretter hätten ſonſt dem Drucke nicht widerſtanden.“

„Was iſt zu thun?“

„Ich will mit Hülfe des Strickes und Hackens über die Mauer ſteigen, und ſie von Innen öffnen.“

Mit dieſen Worten nahm Agricola den Strick, die Krampe, und nach mehrern Verſuchen gelang es ihm, den Hacken auf die Kante der Mauer zu ſchleudern.

„Nun, mein Vater, mach' mir die erſte Leiter; ich werde mir mit dem Stricke forthelfen; reit' ich einmal auf der Mauer, ſo dreh' ich die Krampe um, und es wird mir dann leicht werden, in den Garten hinabzuſteigen."

Der Soldat lehnte ſich mit dem Rücken an die Mauer, faltete ſeine beiden Hände, in deren Höhlung ſein Sohn einen Fuß ſetzte; dann von da auf die kräftigen Schultern ſeines Vaters ſteigend, wo er einen Stützpunkt fand, erreichte er mit Hülfe des Strickes und einiger Mauerlücken den Kamm derſelben. Leider hatte der Hammerſchmid nicht geſehen, daß der Kamm der Mauer mit Glasſcherben von zerbrochenen Flaſchen belegt war, die ihn an den Knien und Händen verwundeten; aber aus Furcht, Dagobert zu beunruhigen, hielt er den erſten Schmerzensſchrei zurück, drehte die Krampe um, wie er ſie brauchte, gleitete am Stricke hinab, und erreichte den Boden; die Pforte war nahe; er eilte zu ihr; wirklich verrammelte ſie inwendig ein ſtarkes Querholz, das Schloß war in einem ſo ſchlechten Zuſtande, daß es einer heftigen Anſtrengung Agricola's nicht widerſtand; die Thüre ging auf, Dagobert trat mit Rabat-joie in den Garten.

„Nun," ſagte der Soldat zu ſeinem Sohne, „iſt, Dank Dir, das Schwerſte gethan. Da haben wir ein geſichertes Fluchtmittel für meine armen Kinder und für das Fräulein von Cardoville. Jetzt kommt es vor Allem darauf an, ſie zu finden, ohne ein widriges Zuſammentreffen zu haben. Rabat-joie wird als Kundſchafter voran gehen. Geh, geh, mein guter Hund," fügte Dagobert bei, „und vorzüglich, ſey ſtumm, ſchweige!"

Alſogleich rückte das verſtändige Thier einige Schritte vor, ſchnuppernd, horchend, witternd, mit der Klugheit und umſichtigen Aufmerkſamkeit eines Spürhundes. — Im Dämmerlichte des wolkenumſchleierten Mondes gewahrten Dagobert und ſein Sohn um ſich her eine Gruppe ſehr hoher Bäume, in welche mehrere Alleen einmündeten. Unentſchloſſen, welche ſie einſchlagen ſollten, ſagte Agricola zu ſeinem Vater: „Gehen wir in die Allee an der Mauer hin; ſie wird uns gewiß zu einem Gebäude führen."

„Das iſt wahr, nur zu, und laß uns auf dem Rande des Raſens gehen, anſtatt in der kothigen Allee; unſere Tritte werden weniger Geräuſch machen."

Vater und Sohn, unter dem Vortritte von Rabatjoie, durcheilten eine Zeitlang eine Art Kreisallee, die ſich wenig von der Mauer entfernte; bisweilen blieben ſie ſtehen, um zu horchen, oder um ſich, bevor ſie ihren Weg fortſetzten, über die beweglichen Erſcheinungen von Bäumen und Geſträuchen vorſichtig aufzuklären, die, vom Winde geſchaukelt, und von des Mondes bleichem Lichte erleuchtet, oft wunderliche Formen annahmen. Halb ein Uhr ſchlug es, als Agricola und ſein Vater zu einem großen Eiſengitter kamen, welches zum Verſchluße des der Oberin des Kloſters vorbehaltenen Gartens diente, in welchen Mayeux am Morgen getreten war, nachdem ſie Roſe Simon mit Adriane von

Cardoville hatte ſprechen ſehen. Durch die Eiſenſtangen dieſes Gitters erblickten Agricola und ſein Vater, in geringer Entfernung, einen Bretterverſchlag mit Schaugitter, der an eine im Bau befindliche Capelle ſtieß, und jenſeits deſſelben einen kleinen viereckigen Pavillon.

„Dieß iſt ohne Zweifel der von dem Fräulein von Cardoville bewohnte Pavillon des Irrenhauſes,“ ſagte Agricola.

„Und das Gebäude, worin die Zimmer von Roſe und Blanche ſind, welches wir jedoch von hier aus nicht ſehen können, liegt ihm ſicher gegenüber,“ ſagte Dagobert. „Die armen Kinder ſind da, aber in Thränen und Verzweiflung,“ fügte er mit tiefer Rührung bei.

„Wenn dieſes Gitter offen wäre,“ ſagte Agricola.

„Wahrſcheinlich wird's ſo ſeyn; es liegt ja im Innern.“

„Laß uns ſachte fortgehen.“

Mit einigen Schritten erreichten Dagobert und ſein Sohn das nur durch den Riegel geſchloſſene Gitter.

Dagobert wollte es öffnen, als Agricola zu ihm ſagte: „Gieb Acht, daß es nicht in den Angeln ächzt.“

„Muß ich es ſachte oder ſchnell aufmachen?“

„Laß mich, ich übernehme es,“ ſagte Agricola.

Und er öffnete den Gitterflügel ſo raſch, daß er nur ſchwach kreiſchte; aber dennoch war das Geräuſch laut genug, um inmitten der ſchweigenden Nacht gehört zu werden, während einer von den Windſtöſſen gewährten Pauſe. Agricola und ſein Vater blieben einen

Augenblick unbeweglich, beſorgt, lauſchend ſtehen, und wagten es nicht, die Schwelle dieſer Gitterthüre zu überſchreiten, um ſich einen Rückzug zu ſichern. Nichts rührte ſich; Alles blieb ruhig, ſtill. Agricola und ſein Vater traten beruhigt in den vorbehaltenen Garten.

Kaum hatte der Hund dieſen Ort betreten, als er alle Zeichen einer außerordentlichen Freude gab; die Ohren geſpitzt, mit dem Schweife ſeine Weichen ſchlagend, mehr ſpringend als laufend, erreichte er bald die Scheidewand mit dem Schaugitter, wo am Morgen Roſe Simon einen Augenblick mit dem Fräulein von Cardoville geſprochen hatte; dann blieb er einen Moment an dieſer Stätte ſtehen, unruhig und geſchäftig, ſich drehend und wendend, wie ein Hund, welcher eine Fährte ſucht und aufſpürt. Dagobert und ſein Sohn überließen Rabat-joie ſeinem Inſtinkte, und beobachteten ſeine geringſten Bewegungen mit einer unausſprechlichen Theilnahme und Aengſtlichkeit, von ſeiner Intelligenz und Anhänglichkeit für die Waiſen Alles hoffend.

„Ohne Zweifel hat ſich Roſe bei dieſem Schaugitter befunden, als Mayeux ſie ſah,“ ſagte Dagobert. „Rabat-joie iſt ihr auf der Spur; laſſen wir ihn machen.“

Nach einigen Secunden wendete der Hund den Kopf zu Dagobert, ſprang im Galoppe davon, in der Richtung gegen eine im Erdgeſchoſſe des Gebäudes gelegene Thüre, die dem von Adriane bewohnten Pavillon gegenüber ſtand; dann, an dieſer Thüre angekommen, legte der Hund ſich nieder, und ſchien Dagobert zu erwarten.

„Kein Zweifel mehr! gewiß ſind die Kinder in dieſem Gebäude!“ ſagte Dagobert, indem er zu Rabat-Joie ging; „dort wird man Roſe vor Kurzem wieder eingeſperrt haben.“

„Nun wollen wir ſehen, ob die Fenſter nicht vergittert ſind,“ ſagte Agricola, ſeinem Vater folgend. — Beide kamen bei Rabat-joie an.

„Wohlan! mein Alter,“ ſagte der Soldat ganz leiſe zu ihm, ihm das Gebäude weiſend, „ſind alſo Roſe und Blanche da?“

Der Hund richtete den Kopf auf, und antwortete mit einem freudigen Kläſſen, wobei er zwei- oder dreimal bellte. Dagobert hatte kaum Zeit, die Kehle des Hundes mit ſeinen Händen zuzuhalten.

„Er wird Alles verderben!“ rief der Hammerſchmid. „Man wird ihn vielleicht gehört haben?“

„Nein,“ erwiederte Dagobert. „Aber kein Zweifel mehr, die Kinder ſind da . . .“

In dieſem Augenblicke ſchloß ſich die Eiſengitter-Thüre, durch welche der Soldat und ſein Sohn in den vorbehaltenen Garten getreten waren, und die ſie offen gelaſſen hatten, mit Geräuſch.

„Man ſperrt uns ein,“ ſagte Agricola raſch, „und kein anderer Ausgang!“

Während eines Momentes ſchauten ſich Vater und Sohn entſetzt an; aber Agricola entgegnete plötzlich:

„Vielleicht wird die Gitterthüre, auf ihren Angeln durch ihr eigenes Gewicht ſich drehend, zugefallen ſeyn; ich eile hin, mich zu überzeugen, und ſie wieder zu öffnen, wenn ich kann.“

„Geh, ſchnell, ich will die Fenſter unterſuchen.“

„Agricola lief eilig zur Gitterthüre, während Dagobert, die Mauer entlang ſchleichend, vor den Fenſtern des Erdgeſchoſſes ankam; es waren ihrer vier; zwei davon nicht vergittert; er betrachtete das erſte Stockwerk; es war nicht hoch, und keines ſeiner Fenſter mit Eiſenſtangen verwahrt; jene der beiden Schweſtern, die dieſes Stockwerk bewohnte, konnte alſo, einmal in Kenntniß geſetzt, ein Leintuch an den Fenſterbalken befeſtigen, und ſich ſachte herablaſſen, wie es die Waiſen gemacht hatten, um aus dem Wirthshauſe zum weißen Falken zu entfliehen; aber man mußte, eine ſchwierige Sache, zuvörderſt wiſſen, welches Zimmer ſie bewohnte. Dagobert dachte, er könnte dieß von jener der beiden Schweſtern erfahren, die im Erdgeſchoße wohnte; aber da, eine weitere Schwierigkeit, an welches unter dieſen vier Fenſtern ſollte er klopfen? Agricola kam haſtig zurück.

„Der Wind war's, ohne Zweifel, der die Gitterthüre zugeſchlagen,“ ſagte er, „ich habe ſie wieder geöffnet, und durch einen Stein feſtgehalten; aber wir müſſen eilen.“

„Und wie ſollen wir die Fenſter dieſer armen Kinder ausfindig machen?“ fragte Dagobert ängſtlich.

Das iſt wahr,“ erwiederte Agricola beſorgt; „was iſt zu thun?“

„Auf Gerathewohl anklopfen,“ ſagte Dagobert, „würde Aufmerkſamkeit erregen, wenn wir das rechte verfehlten.“

„Mein Gott, mein Gott,“ entgegnete Agricola mit ſteigender Angſt, „hier angekommen ſeyn, unter ihren Fenſtern, und nicht wiſſen . . .“

„Die Zeit drängt,“ ſagte Dagobert raſch, ſeinen Sohn unterbrechend, „wagen wir Alles für Alles.“

„Wie, mein Vater?“

„Ich werde mit lauter Stimme Roſe und Blanche rufen; in ihrer tiefen Betrübniß ſchlafen ſie nicht, deſſen bin ich gewiß; ſie werden bei meinem erſten Zurufe auf ſeyn. Mit Hülfe ihres an den Fenſterbalken befeſtigten Leintuches, wird jene, die im erſten Stockwerke wohnt, in fünf Minuten in unſern Armen liegen. Was jene im Erdgeſchoſſe betrifft, wenn ihr Fenſter nicht vergittert iſt, ſo iſt ſie in einer Secunde bei uns, andern Falles haben wir eine Eiſenſtange ſehr ſchnell losgemacht.“

„Aber, mein Vater, dieſer Zuruf mit lauter Stimme?“

„Vielleicht wird man ihn nicht hören.“

„Aber wenn man ihn hört, iſt Alles verloren.“

„Wer weiß? Bevor man Zeit hat, die Männer von der Runde zu holen, und mehrere Thüren zu öffnen, können die Kinder befreit ſeyn; wir erreichen den Ausgang auf den Boulevard, und ſind gerettet.“

„Das Mittel iſt gefährlich, aber ich ſehe kein anderes."

„Wenn nur zwei Männer da ſind, ſo übernehmen es ich und Rabat-joie, ſie aufzuhalten, wenn ſie herbeilaufen, bevor die Flucht vollbracht iſt, und während dieſer Zeit entführſt Du die Kinder."

„Mein Vater, ein Mittel, und ein ſicheres Mittel," rief plötzlich Agricola aus. „Nach dem, was Mayeur uns geſagt hat, hat das Fräulein von Cardoville mit Roſe und Blanche durch Zeichen correſpondirt."

„Ja."

„Sie weiß alſo, wo ſie wohnen, weil die armen Kinder von ihren Fenſtern aus ihr antworteten."

„Du haſt recht, wir brauchen alſo ſonſt nichts zu thun. Gehen wir zum Pavillon. Aber wie finden wir . . ."

„Mayeur hat mir geſagt, daß eine Art Schirmdach über dem Kreuzſtocke des Zimmers von Fräulein von Cardoville ſich befindet."

„Gehen wir ſchnell; da brauchen wir nur eine Oeffnung in die Planke zu brechen. Haſt Du das Brecheiſen?"

„Da iſt's."

„Schnell fort."

Mit wenigen Schritten erreichten Dagobert und ſein Sohn dieſe ſchwache Scheidewand; drei von Agricola weggeriſſene Bretter verſchafften ihnen einen leichten Durchgang.

„Bleib da, mein Vater, und ſpähe," ſagte er zu

Dagobert, indem er in den Garten des Doctors Baleinier trat.

Das von Mayeur bezeichnete Fenſter war leicht zu erkennen; es war hoch und breit, von einer Art Schirmdach überragt; denn dieſer Kreuzſtock war früherhin eine Thüre geweſen, die ſpäter bis auf ein Drittheil ihrer Höhe vermauert wurde; ziemlich weiträumige Eiſenſtangen verwahrten ihn. Seit einigen Augenblicken hatte der Regen aufgehört; der Mond, aus den Wolken aufgetaucht, die ihn kurz zuvor verdunkelten, erleuchtete jetzt völlig den Pavillon; als Agricola ſich dem Fenſter näherte, fand er das Zimmer im tiefſten Dunkel; aber im Hintergrunde dieſes Gemaches ließ eine halb offene Thüre ein ziemlich helles Licht hineinſchimmern. In der Hoffnung, daß das Fräulein von Cardoville noch wache, klopfte der Hammerſchmid leiſe an die Fenſterſcheiben. Nach einigen Augenblicken ging die Thüre im Hintergrunde ganz auf; das Fräulein von Cardoville, welches ſich noch nicht zu Bett gelegt hatte, trat in das zweite Zimmer, noch in der nämlichen Kleidung, wie bei ihrer Unterredung mit Mayeur; eine Wachskerze in Adrianens Hand beleuchtete ihre bezaubernden Züge; ſie drückten jetzt Ueberraſchuug und Unruhe aus. Das junge Mädchen ſtellte ihren kleinen Handleuchter auf einen Tiſch, und ſchien, gegen das Fenſter vortretend, aufmerkſam zu horchen. Aber plötzlich fuhr ſie zuſammen, und blieb ſtehen. Sie hatte undeutlich das Geſicht eines Mannes erblickt, der durch ihr Fenſter ſah. Agricola, aus Beſorgniß, das Fräulein von Cardoville möchte, erſchreckt, in das anſtoſſende Gemach fliehen, klopfte wieder, und ſagte, auf die Gefahr hin, von Außen gehört zu werden, mit ziemlich lauter Stimme: „Agricola Baudoin iſt's.“ Dieſe Worte gelangten zu Adrianen. Alſogleich an ihre Unterredung mit Mayeux ſich erinnernd, dachte ſie, daß Agricola und Dagobert in das Kloſter eingedrungen ſeien, um Roſe und Blanche zu entführen; als ſie dann zum Fenſter eilte, erkannte ſie Agricola deutlich bei der glänzenden Helle des Mondes, und öffnete vorſichtig ihr Fenſter.

„Fräulein,“ ſagte der Hammerſchmid ſchnell zu ihr, „es iſt kein Augenblick zu verlieren; der Graf von Montbron iſt nicht in Paris; mein Vater und ich kommen, Sie zu befreien.“

„Dank, Dank, Herr Agricola,“ erwiederte das Fräulein von Cardoville mit einer von der rührendſten Dankbarkeit durchwehten Stimme; „aber denken Sie zuerſt an die Töchter des Generals Simon.“

„Wir denken daran, Fräulein; ich kam auch, Sie zu fragen, wo ihre Fenſter ſind.“

„Das Eine iſt im Erdgeſchoſſe, das iſt das letzte nach dem Garten zu; das Andere liegt gerade über dieſem, im erſten Stockwerke.“

„Nun ſind ſie gerettet!“ rief der Hammerſchmid aus.

„Aber es fällt mir ein,“ verſetzte Adriane raſch, „das erſte Stockwerk iſt ziemlich hoch; Sie werden dort neben der gebaut werdenden Capelle, ſehr lange Stangen finden, von den Gerüſten herrührend; das wird Ihnen vielleicht nützen können.“

„Es wird mir eine Leiter erſetzen, um zum Fenſter des erſten Stockwerkes zu gelangen; nun handelt es ſich um Sie, Fräulein.“

„Denken Sie nur an die lieben Waiſen, die Zeit drängt. Wenn nur ſie heute Nacht frei werden, ſo iſt es mir gleichgültig, einen oder zwei Tage mehr in dieſem Hauſe zu bleiben.“

„Nein, Fräulein,“ rief der Hammerſchmid aus, „im Gegentheile iſt es für Sie von der höchſten Wichtigkeit, heute Nacht von hier wegzukommen, es handelt ſich um Intereſſen, die Sie nicht kennen; ich zweifle jetzt nicht mehr daran.“

„Was wollen Sie ſagen?“

„Ich habe keine Zeit, mich näher zu erklären; aber ich beſchwöre Sie, Fräulein, kommen Sie; ich kann zwei Fenſterſtangen losmachen; ich hole ſchnell ein Brecheiſen.“

„Das iſt überflüſſig. Man begnügt ſich, die Thüre dieſes Pavillons von Außen zu ſchließen und zu verriegeln; es wird Ihnen alſo leicht ſeyn, das Schloß zu erbrechen.“

„Und zehn Minuten danach werden wir auf dem Boulevard ſeyn,“ entgegnete der Hammerſchmid. „Schnell, Fräulein; machen Sie ſich bereit; nehmen Sie einen Shawl, einen Hut, denn die Nacht iſt ſehr kalt; ich komme ſogleich wieder.“

„Herr Agricola," ſagte Adriane mit Thränen in den Augen, — „ich weiß, was Sie für mich wagen. Ich werde Ihnen zeigen, hoff' ich, daß ich ein eben ſo gutes Gedächtniß habe, wie Sie. Ah! Sie und Ihre Adoptivſchweſter, Sie ſind edle und muthige Weſen. Es iſt mir angenehm, Ihnen Beiden ſo viel zu ſchulden. Aber kehren Sie nicht zurück, um mich abzuholen, bis die Töchter des Marſchalls Simon gerettet ſind."

Dieß iſt ſo viel als geſchehen, Dank Ihren Aufſchlüſſen, Fräulein: ich eile wieder zu meinem Vater, und wir kommen ſodann, Sie abzuholen."

Agricola, den vortrefflichen Rath des Fräuleins von Cardoville befolgend, holte, die Mauer der Capelle entlang, eine von den langen und ſtarken, zu Baugerüſten dienenden Stangen, trug ſie auf ſeinen kräftigen Schultern fort, und eilte ſchnell zu ſeinem Vater. Kaum war Agricola durch die Oeffnung der Planke geſchritten, um ſich gegen die ſchattenverhüllte Capelle zu wenden, als das Fräulein von Cardoville eine menſchliche Geſtalt aus einer von den Baumgruppen des Kloſtergartens hervortreten, ſchnell die Allee durchſchreiten, und hinter einer hohen Buchsbaumhecke verſchwinden zu ſehen glaubte. Vergebens rief Adriane, erſchreckt, mit leiſer Stimme Agricola, um ihn davon in Kenntniß zu ſetzen. Er konnte ſie nicht mehr hören; er war ſchon wieder bei ſeinem Vater, der, von Ungeduld gequält, horchend von einem Fenſter zum andern ging, mit fleigender Angſt. „Wir ſind gerettet!“ ſagte Agricola leiſe zu ihm; dieß ſind die Fenſter der armen Kinder: dieß hier im Erdgeſchoſſe, jenes dort im erſten Stockwerke.“

„Endlich!“ ſagte Dagobert mit einem unbeſchreiblichen Aufſchwunge von Freude. Und er eilte, die Fenſter zu unterſuchen. „Sie ſind nicht vergittert!“ rief er aus.

„Ueberzeugen wir uns zuerſt, ob das Eine der Kinder da iſt,“ ſagte Agricola; „dann ſtemme ich dieſe Stange gegen die Mauer, und klettere bis zum Fenſter des erſten Stockwerkes hinauf, das nicht hoch iſt.“

„Gut, mein Junge, biſt Du einmal dort, ſo wirſt Du an das Fenſter klopfen, Roſe oder Blanche rufen; hat ſie Dir geantwortet, ſo ſteigſt Du wieder herab; wir ſtemmen dann die Stange an den Fenſterbalken, und das arme Kind wird ſich herabgleiten laſſen; ſie ſind hurtig und beherzt. Schnell, ſchnell an's Werk! Und dann wollen wir das Fräulein von Cardoville befreien.“

Während Agricola, die Stange aufhebend, ſie paſſend ſtellte, und ſich anſchickte, an ihr emporzuklimmen, klopfte Dagobert an die Scheiben des letzten Fenſters des Erdgeſchoſſes, und rief laut: „Ich bin's, Dagobert.“ Roſe Simon bewohnte wirklich dieſes Zimmer. Das arme Kind, voll Verzweiflung, von ihrer Schweſter getrennt zu ſeyn, war von einem hitzigen Fieber befallen, ſchlief nicht, und benetzte ihr Kiſſen mit ihren Thränen. Bei dem Getöſe, welches Dagobert durch das Klopfen an das Fenſter machte, fuhr ſie zuerſt vor Schrecken zuſammen; dann, die Stimme des Soldaten vernehmend, dieſe ſo theure, ſo bekannte Stimme, richtete ſich das junge Mädchen in ihrem Bette auf, fuhr mit ihren Händen über ihre Stirne, um ſich zu überzeugen ob kein Traum ſein Spiel mit ihr treibe; dann, in ihr langes weißes Schlafkleid gehüllt, lief ſie an's Fenſter, einen Freudenſchrei ausſtoßend. Aber plötzlich, und bevor ſie ihr Fenſter geöffnet hatte, fielen zwei Schüſſe, von dem wiederholten Rufe begleitet: „Wache! Diebe!“ Die Waiſe blieb ſchreckenerſtarrt ſtehen, die Augen unwillkürlich auf das Fenſter heftend, durch welches ſie im Mondſcheine undeutlich mehrere Männer mit Erbitterung kämpfen ſah, während das wüthende Gebell von Rabat-joie die unaufhörlich wiederholten Rufe übertäubte: „Wache! Diebe! Mörder!“

Vierzehntes Kapitel.

Der Vorabend eines wichtigen Tages.

Etwa zwei Stunden früher, als die eben erwähnten Vorfälle im Kloſter Sainte-Marie ſich ereignet hatten, waren Rodin und der Pater von Aigrigny in dem Cabinete beiſammen, wo man ſie ſchon in der Straße du Milieu-des-Urſins geſehen. Seit der Julirevolution hatte Pater von Aigrigny geglaubt, die geheimen Archive und die Correſpondenz ſeines Ordens momentan in dieſe temporäre Wohnung bringen zu müſſen; denn er mußte befürchten, die ehrwürdigen Väter durch den Staat aus dem prächtigen Gebäude vertrieben zu ſehen, mit dem die Reſtauration ſie freigebig beſchenkt hatte. *)

---

*) Dieſe Furcht war überflüſſig: denn man las im Conſtitutionnel vom 1. Februar 1832 (ſeitdem ſind zwölf Jahre verfloſſen): „Als im Jahre 1822 Herr von Corbière auf eine brutale Weiſe jene glänzende Normalſchule vernichtete, die in wenigen Jahren ihrer Exiſtenz ſo viele verſchiedene Talente hervorgebracht oder entwickelt hat, wurde beſchloſſen, daß man zum Erſatze das Hôtel in der Poſtſtraße, wo ſie ihren Sitz gehabt, ankaufen, und der Heiligen Geiſt Congregation zum Geſchenke machen wolle. Der Marineminiſter lieferte die Fonds zu dieſer Acquiſition, und das Local wurde der Geſellſchaft zur Verfügung geſtellt, die damals über Frankreich herrſchte. Seit jener Epoche befand ſie ſich im ruhigen Beſitze jenes Poſtens, der zu einer Art von Gaſthof geworden war, worin der Jeſuitismus die zahlreichen Angehörigen beherbergte und bewirthete, die aus allen Theilen des Landes kamen, um ſich bei Pater Ronſin zu laben. So weit waren die Sachen getrieben, als die Julirevolution kam, welche die Congregation aus dieſem Locale vertreiben zu müſſen ſchien. Wer ſollte es glauben? Es geſchah nicht alſo; man unterdrückte den Geldzuſchuß, aber man ließ die Jeſuiten im Beſitze des Hôtels in der Poſtſtraße, und heute, am 31. Januar 1832, werden die Leute vom Heiligen Herzen auf Staatskoſten beherbergt, während die Normalſchule kein Obdach hat, und die neuorganiſirte Normalſchule ein ungeſundes Local in einem engen Winkel des Collège

Rodin, immer auf eine filzige Art gekleidet, immer unreinlich und ſchmuzig, ſchrieb beſcheiden an ſeinem

---

„Louis le Grand bewohnt.“ Dieß las man im Conſtitutionnel von 1832 bezüglich auf das Hôtel in der Poſtſtraße: wir wiſſen nicht, welche Verhandlungen ſeit jener Epoche zwiſchen den ehrwürdigen Vätern und der Regierung ſtattgefunden, aber wir finden in einem neuerlich in einem Journale über die Organiſation der Geſellſchaft Jeſu bekannt gemachten Artikel, das Hôtel in der Poſtſtraße als einen Theil der Grundbeſitzungen der Congregation wieder. Wir wollen einige Bruchſtücke aus dieſem Artikel mittheilen: „Hier iſt ein Verzeichniß von Grundſtücken, von denen man weiß, daß ſie dieſem Zweige der Geſellſchaft Jeſu angehören:

„Das Haus in der Poſtſtraße, vielleicht werth	500,000 Fr.
„Jenes in der Straße de Sèvres, geſchätzt auf	300,000 „
„Ein Landgut, zwei Meilen von Paris .	150,000 „
„Ein Haus und eine Kirche zu Bourges .	100,000 „
„Notre-Dame de Lieſſe, ein im Jahre 1843 „gemachtes Geſchenk	60,000 „
„Saint Acheuil, Noviciathaus	400,000 „
„Nantes, ein Haus	100,000 „
„Quimper, ebenſo	40,000 „
„Laval, Haus und Kirche	150,000 „
„Rennes, Haus	20,000 „
„Vannes, eben ſo	40,000 „
„Metz, desgleichen	40,000 „
„Straßburg, eben ſo	60,000 „
„Rouen, eben ſo	15,000 „

Man ſieht, daß dieſe verſchiedenen Grundbeſitzungen einen Werth von beinahe zwei Millionen haben. Der Unterricht iſt, außerdem, für die Jeſuiten eine reiche Quelle

Schreibtiſche, treu ſeiner demüthigen Secretärsrolle, welche, wie man geſehen hat, eine weit wichtigere Ver-

---

von Einkünften. Das einzige College Brugelette erträgt ihnen 200.000 Fr. Die beiden Provinzen Frankreichs, (der General der Jeſuiten in Rom hat Frankreich in zwei Sprengel getheilt, in jenen von Lyon und in jenem von Paris) beſitzen außerdem in Schatzbons und in öſterreichiſchen Metalliques eine Rente von mehr als 200.000 Fr. Jährlich liefert die Glaubens-Propaganda wenigſtens 40 bis 50.000 Fr. ein: die Prediger nehmen von ihren Predigten wohl 150.000 Fr. ein; die Almoſen für ein gutes Werk belaufen ſich nicht minder hoch. Dieß beträgt ein Einkommen von 340.000 Fr.: wohlan! dieſem Einkommen muß man noch den Erlös aus dem Verkaufe von Werken der Geſellſchaft beifügen, und den Gewinn, welchen man aus dem Bilderhandel zieht. Jede Platte kommt, Zeichnung und Stechen eingerechnet, auf 600 Fr., und liefert zehntauſend Exemplare, von denen, Druck und Papier, das tauſend 40 Fr. koſtet. Zahlt man nun dem verantwortlichen Herausgeber 250 Fr., ſo bleibt für jedes Tauſend ein Nettogewinn von 210 Fr. Nicht wahr, das iſt gut operirt? und man kann ſich denken, mit welcher Schnelligkeit dieß alles abgeſetzt wird. Die Väter ſind ſelbſt die Handelsreiſenden des Hauſes, und es würde ſchwer ſeyn, deren Eifrigere und Beharrlichere zu finden. Sie werden ſtets empfangen: ſie kennen die Widrigkeit der Abweiſung nicht. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Herausgeber einer von den ihrigen iſt. Der erſte, den ſie zu dieſer Rolle einer Zwiſchenperſon wählten, war der Socius des Anwalts N. — V. J. . . . Dieſer Socius hatte einiges Vermögen; ſie waren jedoch genöthiget, ihm zu den Koſten der erſten Einrichtung Vorſchüſſe zu machen. Als ſie das Gedeihen dieſer Induſtrie richtung verbarg, jene eines Socius, eine Verrichtung die nach den Beſtimmungen des Ordens, darin beſtand, ſeinen Obern nie zu verlaſſen, ihn zu überwachen, ſeine mindeſten Handlungen, ſeine leiſeſten Eindrücke zu belauern, und hierüber nach Rom zu berichten. Ungeachtet ſeiner gewohnten Unempfindlichkeit, ſchien Rodin ſichtbar unruhig und in Gedanken vertieft; er antwortete auf eine noch kürzere Art als gewöhnlich auf die Befehle oder Fragen des Paters von Aigrigny, der eben wieder zurückgekehrt war.

„Hat es während meiner Abweſenheit etwas Neues gegeben?“ fragte er Rodin. „Sind immer günſtige Berichte eingelaufen?“

„Sehr günſtige.“

„Leſen Sie ſie mir.“

„Bevor ich Eurer Hochwürden darüber vortrage,“ ſagte Rodin, „muß ich Ihnen eröffnen, daß Morok ſeit zwei Tagen hier iſt.“

„Er?“ verſetzte der Abbé von Aigrigny überraſcht. „Ich glaubte, daß er, nachdem er Deutſchland und die Schweiz verlaſſen, von Freiburg aus den Auftrag er-

---

geſichert ſahen, forderten ſie plötzlich ihre Vorſchüſſe zurück: der Herausgeber war nicht im Stande, die Rückzahlung zu leiſten: ſie wußten es wohl: aber ſie hatten ihm einen reichen Nachfolger zu geben, mit welchem ſie auf vortheilhaftere Bedingungen unterhandeln konnten, und ſie ruinirten ohne Erbarmen ihren Socius, die Stellung vernichtend, deren Fortdauer ſie ihm moraliſch garantirt hatten.“

halten habe, ſich nach dem Süden zu wenden. Zu Nimes, zu Avignon, hätte er in dieſem Augenblicke eine nützliche Mittelsperſon ſein können, denn die Proteſtanten rühren ſich, und man fürchtet eine Reaction gegen die Katholiken."

„Ich weiß nicht," erwiederte Rodin, „ob Morok beſondere Gründe gehabt hat, ſeine Reiſeroute zu verändern. Was ſeine ſcheinbaren Gründe betrifft, ſo hat er mir geſagt, daß er hier Vorſtellungen geben wolle."

„Wie ſo?"

„Ein dramatiſcher Agent hat ihn und ſeine Menagerie, auf ſeiner Durchreiſe durch Lyon, für das Theater an der Porte-Saint-Martin zu einem ſehr hohen Honorar engagirt. Er habe dieſen Vortheil nicht ablehnen zu dürfen geglaubt, fügte er bei."

„Es mag ſein," ſagte der Pater von Aigrigny die Achſeln zuckend; „aber durch den Vertrieb von Büchlein, durch den Verkauf von Roſenkränzen und Bildern, ſo wie durch den Einfluß, welchen er über religiöſe und wenig aufgeklärte Bevölkerungen, wie jene des ſüdlichen Frankreichs oder der Bretagne, ſicher ausgeübt hätte, konnte er Dienſte leiſten, die er in Paris nie leiſten wird."

„Er iſt unten mit einer Art Rieſe, der ihn begleitet; denn in ſeiner Eigenſchaft als ehemaliger Diener Eurer Hochwürden, hoffte Morok die Ehre zu haben, Ihnen heute Abend die Hand zu küſſen."

„Unmöglich, unmöglich, Sie wiſſen, wie viel Beſchäftigung dieſer Abend giebt. Iſt man in die Straße Saint-François gegangen?“

„Man iſt hingegangen. Der alte jüdiſche Aufſeher iſt, wie er ſagt, vom Notar in Kenntniß geſetzt worden. Morgen, um ſechs Uhr früh, werden Maurer die vermauerte Thüre öffnen, und dieſes Haus, zum erſtenmale ſeit **150** Jahren, offen ſein.

Der Vater von Aigrigny blieb einen Augenblick in Gedanken verſunken, dann ſagte er zu Rodin: „Am Vorabende eines ſo entſcheidenden Momentes muß man nichts vernachläſſigen, ſich wieder an Alles erinnern. Leſen Sie mir noch einmal die Abſchrift dieſer Note, welche vor anderthalb Jahrhunderten, in Bezug auf Herrn von Rennepont, in die Archive der Geſellſchaft aufgenommen wurde.“

Der Secretär nahm eine Note aus einem Fache, und las folgendes: „Am heutigen Tage, den **19.** Februar „**1682** hat der hochwürdige Vater Provincial Alexander Bourdon folgende Nachricht geſendet, mit dieſen „Worten am Rande: „„Aeußerſt bedeutend für „die Zukunft.““ „Man hat durch die Geſtändniſſe „eines Sterbenden, dem einer von unſern Vätern beigeſtanden, eine ſehr geheime Sache entdeckt. Herr Marius von Rennepont, einer der thätigſten und furchtbarſten Chefs der reformirten Religion, einer der erbittertſten Feinde unſerer heiligen Geſellſchaft, war ſcheinbar in den Schooß unſerer mütterlichen Kirche zurückgetreten, zu dem einzigen und alleinigen Zwecke, ſeine

„wegen ſeiner irreligiöſen und verdammlichen ſchlechten Aufführung mit Confiſcation bedrohten Güter zu retten; da die Beweiſe durch verſchiedene Perſonen unſerer Geſellſchaft waren geliefert worden, daß die Bekehrung des Herrn von Rennepont nicht aufrichtig war, ſondern einen gotteslästerlichen Köder verhülle, wurden die Güter des beſagten Herrn, von da an als rückfällig betrachtet, deßwegen von Seiner Majeſtät dem Könige Ludwig XIV. confiscirt, und beſagter Herr von Rennepont auf ewig zu den Galeeren *) verurtheilt, denen er durch einen freiwilligen Tod entging, wegen welches abſcheulichen Verbrechens er hinausgeſchleift, und ſein Leib den Hunden des Schindangers vorgeworfen worden iſt."

„Nach dieſer Einleitung kommt man zu der geheimen, für die Zukunft und das Intereſſe unſerer Geſellſchaft ſo äußerſt wichtigen Sache. Seine Majeſtät, Ludwig XIV. hatte, in ſeiner väterlichen und katholiſchen Güte gegen die Kirche und insbeſondere gegen unſern Orden, uns den Vortheil dieſer Confiſcation bewilliget, aus Dankbarkeit dafür, daß wir dazu bei-

---

*) Ludwig XIV., der große König ſtrafte mit ewigem Galeeren die Proteſtanten, die, nachdem ſie ſich oft aus Zwang bekehrt hatten, ihren vorigen Glauben wieder annahmen. Was die Proteſtanten betrifft, die ungeachtet der Strenge der Edicte in Frankreich blieben, ſo wurden ſie des Begräbniſſes beraubt, hinausgeſchleift, und den Hunden vorgeworfen.

„getragen hatten, den Herrn von Rennepont als infamen und gottesläſterlichen Rückfälligen zu entlarven. „Wir erfahren gewiß, daß dieſer Confiſcation, und folglich unſerer Geſellſchaft, ein Haus entzogen wurde, zu „Paris Straße Saint-François Nro. 3 gelegen, und „eine Summe von fünfzigtauſend Thalern in Gold. „Dieſes Haus wurde vor der Confiſcation, vermittelſt „eines Scheinverkaufes, an einen Freund des Herrn „von Rennepont abgetreten, einen ſehr guten Katholiken „jedoch, und zwar leider; denn man kann nicht ſtrenge „gegen ihn verfahren. Dieſes Haus, in Folge der ſträflichen aber unantaſtbaren Vergünſtigung jenes Freundes, iſt zugemauert worden, und ſoll erſt in anderthalb „Jahrhunderten wieder geöffnet werden, nach dem letzten Willen des Herrn von Rennepont. Was die fünfzigtauſend Thaler in Gold beträgt, ſo ſind ſie leider „in bisher unbekannten Händen niedergelegt, zu dem „Zwecke, daß ſie hundertfünfzig Jahre lang capitaliſirt „und ausgebeutet, dann nach Verlauf beſagter hundertfünfzig Jahre, unter die dann exiſtirenden Abkömmlinge des Herrn von Rennepont vertheilt werden ſollen, eine Summe, die, vermöge ſo vieler Anhäufungen „ungeheuer werden, und nothwendigerweiſe die Zahl „von vierzig oder fünfzig Millionen Livres Tournois „erreichen wird. Aus unbekannt gebliebenen Gründen, „die er in ſeinem Teſtamente angab, hat Herr von „Rennepont ſeiner durch die Edicte gegen die Proteſtan-

„ten aus Frankreich vertriebenen, und in Europa in „Verbannung lebenden Familie, die Unterbringung der „fünfzigtauſend Thaler verhehlt; nur trug er ſeinen „Verwandten auf, in ihrer Linie von Geſchlecht zu „Geſchlecht die Anempfehlung an die zuletzt Ueberlebenden immerwährend zu erhalten, in hundertfünfzig Jahren in Paris, Straße Saint-François, am 13. Februar 1832 vereinigt ſich einzufinden, und damit „dieſe Anempfehlung nicht vergeſſen werde, hat er einen Mann von unbekanntem Stande aber von bekannter Perſonalbeſchreibung, beauftragt, Medaillen von „Bronce, auf denen dieſer Wunſch und dieſes Datum „eingegraben ſind, anfertigen, und eine davon jeder Perſon ſeiner Familie zukommen zu laſſen, eine um ſo „nothwendigere Maßregel, als aus einem andern gleichfalls unbekannten Grunde, den man im Teſtamente „auch aufgenommen glaubt, die Erben gehalten ſein „ſollen, an erwähntem Tage, vor zwölf Uhr Mittags, „in Perſon und nicht durch Stellvertreter, zu erſcheinen, außerdem ſie von der Theilung ausgeſchloſſen „würden. Der unbekannte Menſch, welcher abgereiſet „iſt, um dieſe Medaillen unter die Mitglieder der Familie Rennepont zu vertheilen, iſt ein Mann von dreißig bis ſechsunddreißig Jahren, von kühner und finſterer Miene, von hohem Wuchſe; er hat ſchwarze, „dicke und ſonderbar zuſammengefügte Brauen; er läßt „ſich Joſeph nennen; man vermuthet ſtark, daß dieſer Reiſende ein thätiger und gefährlicher Emiſſär jener tol-

„len Republikaner und Reformirten in den ſieben vereinigten Provinzen ſei. Aus Vorſtehendem geht „hervor, daß dieſe von jenem Rückfälligen auf Schleichwegen einer unbekannten Hand anvertraute Summe, „der von unſerm vielgeliebten Könige uns überlaſſenen „Confiſcation entgangen iſt; das iſt alſo ein ungeheurer „Schaden, ein abſcheulicher Betrug, wofür wir uns zu „entſchädigen gehalten ſind, wenn nicht für jetzt, wenigſtens in Zukunft. Da unſer Orden zur größeren Ehre „Gottes und unſers heiligen Vaters, unvergänglich „iſt, wird es leicht ſein, durch die Verbindungen, welche „wir über die ganze Erde haben, durch die Miſſionen „und andere Anſtalten, von jetzt an die Abſtammung „dieſer Familie Rennepont von Geſchlecht zu Geſchlecht „zu verfolgen, ſie niemals aus den Augen zu verlieren, „damit in hundertfünfzig Jahren, im Augenblicke der „Theilung dieſes unermeßlichen aufgehäuften Vermögens „unſere Geſellſchaft von dieſem Eigenthume wieder Beſitz nehmen könne, per fas aut nefas, durch was immer für ein Mittel, ſelbſt durch Liſt oder Gewalt, indem unſere Geſellſchaft nicht gehalten iſt, gegen die „künftigen unrechtmäßigen Beſitzer unſeres von dem infamen und gottvergeſſenen Rückfälligen ſo argliſtig geſtohlenen Eigenthumes, anders zu handeln, weil es „denn doch geſetzlich iſt, ſein Habe durch alle Mittel zu „vertheidigen, zu bewahren und entſchädigend wieder beizutreiben, welche der Herr in unſere Hände legt. Bis „zur vollſtändigen Zurückerſtattung wird alſo dieſe Fa-

„milie von Rennepont verdammlich und verworſen ſein,
„als ein verfluchter Stamm jenes Kain von Rückfälli-
„gem, und es wird gut ſein, ſie ſtets außerordentlich
„zu überwachen. Um dieß zu thun, wird es dringend
„ſein, daß man alljährlich, von heute angefangen, eine
„Art von Unterſuchung über die ſucceſſive Lage dieſer
„Familie anſtelle.“

Rodin unterbrach ſich, und ſagte zu Vater von Aigrigny: „Nun folgt der Bericht, Jahr für Jahr, über die Lage dieſer Familie von 1682 bis auf unſere Zeit. Es iſt wohl überflüßig, Eurer Hochwürden ihn vorzuleſen?“

„Sehr überflüßig,“ erwiederte der Abbé von Aigrigny; „dieſe Note umfaßt die Thatſachen vollkommen.“ Dann, nach kurzem Schweigen, fuhr er mit einem Ausdrucke triumphirenden Stolzes fort: „Wie groß iſt die Macht der Verbündung, geſtützt auf die Ueberlieferung und die Fortdauer! In Folge dieſer ſeit anderthalb Jahrhunderten in unſern Archiven enthaltenen Note iſt dieſe Familie von Geſchlecht zu Geſchlecht überwacht worden; unſer Orden hat ſie immer im Auge behalten, und folgte ihr auf alle Punkte der Erde, wohin die Verbannung ſie ausgeſtreuet hatte. Morgen endlich werden wir wieder dieſes Guthaben überkommen, das Anfangs unbedeutend war, und durch hundertfünfzig Jahre in ein königliches Vermögen verwandelt worden iſt. Ja, es wird uns gelingen; denn ich glaube alle möglichen Fälle vorausgeſehen zu haben. Ein einziger Umſtand jedoch macht mich lebhaft beſorgt.“

„Welcher?“ fragte Rodin.

„Ich meine jene Aufſchlüſſe, die man bereits, aber vergebens, von dem Aufſieher des Hauſes in der Straße Saint-François zu erhalten verſucht hat. Iſt der Verſuch wiederholt worden, gemäß dem von mir ertheilten Befehle?“

„Man hat ihn wiederholt.“ — „Nun denn?“

„Dießmal, wie früher, iſt dieſer alte Jude undurchdringlich geblieben; er iſt übrigens faſt zum Kinde geworden, und ſeine Frau iſt nicht viel mehr werth, als er.“

„Wenn ich bedenke,“ fuhr der Vater von Aigrigny fort, „daß im Laufe von anderthalb Jahrhunderten, während welcher dieſes Haus in der Straſſe Saint-François vermauert und verſchloſſen geweſen iſt, die Beaufſichtigung deſſelben von Geſchlecht zu Geſchlecht in dieſer Familie Samuel ſich fortgeſetzt hat, kann ich nicht glauben, daß ſie Alle nicht gewußt hätten, wer die ſucceſſiven Verwahrer dieſer durch ihre Anhäufung unermeßlich gewordenen Gelder geweſen ſeyen, und ſind.“

„Sie haben,“ verſetzte Rodin, „aus den Noten der Actenſtücke über dieſe Angelegenheit erſehen, daß ſie der Orden ſeit 1682 immer ſehr ſorgfältig verfolgt hat. Zu verſchiedenen Zeiten hat man hierüber einige Aufſchlüſſe zu erhalten geſucht, welche die Note des Pater Bourdon nicht erörterte. Aber dieſer Schlag jüdiſcher Aufſieher iſt ſtumm geblieben, woraus man ſchließen muß, daß ſie nichts wußten.“

„Das iſt's, was mir immer unmöglich geſchienen; denn am Ende, der Urahn von allen dieſen Samuel iſt doch bei der Verſchließung dieſes Hauſes vor hundertfünfzig Jahren gegenwärtig geweſen. Er war, ſagt das Actenſtück, Vertrauter oder Diener des Herrn von Rennepont. Es iſt unmöglich, daß er nicht von vielen Umſtänden unterrichtet war, von denen die Ueberlieferung in ſeiner Familie ohne Zweifel fortgedauert haben wird."

„Wenn es mir erlaubt wäre, eine kleine Bemerkung zu wagen," ſagte Rodin demüthig.

„Sprechen Sie."

„Es ſind ſehr wenige Jahre verfloſſen, ſeitdem man durch eine Anvertrauung im Beichtſtuhle die Gewißheit erlangt hat, daß die Gelder exiſtiren, und zu einer ungeheuern Ziffer gediehen ſind."

„So iſt's; dieß hat auch die Aufmerkſamkeit des hochwürdigen Vater General wieder lebhaft auf dieſe Angelegenheit gezogen."

„Man kennt alſo, was wahrſcheinlich alle Abkömmlinge der Familie Rennepont nicht wiſſen, den unermeßlichen Werth dieſer Erbſchaft?"

„Ja," antwortete der Vater von Aigrigny, „die Perſon, welche dieſe Thatſache ihrem Beichtvater bezeugt hat, iſt vollkommen glaubwürdig. Erſt kürzlich hat ſie dieſe Erklärung erneuert; aber ungeachtet alles Zuredens ihres Gewiſſensrathes, anzugeben verweigert, in weſſen Händen die Gelder ſich befinden, jedoch bekräftiget, daß ſie in keinen redlicheren Händen liegen könnten."

„Dann dünkt mir," verſetzte Rodin, „daß man deſſen gewiß iſt, was zu wiſſen am wichtigſten iſt."

„Und wer weiß, ob der Verwahrer dieſer ungeheuern Summe ſich morgen einfinden wird, ungeachtet der Redlichkeit, die man ihm beilegt? Wider meinen Willen vermehrt ſich meine Bangigkeit, je näher der Moment rückt. Ah!" fuhr der Pater von Aigrigny nach kurzem Schweigen fort, „das macht, weil es ſich um ſo unermeßliche Intereſſen handelt, daß die Folgen des günſtigen Ausganges unberechenbar wären. Nun, wenigſtens wird Alles, was zu thun möglich war, verſucht worden ſeyn."

Auf dieſe Worte, welche der Pater von Aigrigny an Rodin richtete, wie um ſeine Beiſtimmung zu verlangen, antwortete der Socius nicht. — Der Abbé, ihn erſtaunt anblickend, ſagte zu ihm: „Sind Sie nicht dieſer Meinung? Konnte man mehr wagen? — Iſt man nicht bis an die äuſſerſte Grenze des Möglichen gegangen?"

Rodin verbeugte ſich ehrerbietig, blieb aber ſtumm.

„Wenn Sie meinen, daß man irgend eine Vorſicht unterlaſſen habe," rief der Pater von Aigrigny mit einer Art unruhiger Ungeduld aus, „ſagen Sie es. Noch iſt es Zeit. Noch einmal, glauben Sie, daß Alles, was zu thun möglich war, gethan worden iſt? Da endlich alle Abkömmlinge entfernt ſind, wird nich

Gabriel, wenn er ſich morgen in der Straße Saint-François einfindet, der einzige Repräſentant dieſer Familie, und folglich der einzige Eigenthümer dieſes unermeßlichen Vermögens ſeyn? In Gemäßheit ſeiner Verzichtleiſtung und unſerer Statuten, iſt es dann nicht er, ſondern unſer Orden, welcher in Beſitz treten wird. Konnte man beſſer oder anders handeln? Sprechen Sie freimüthig!"

„Ich kann mir nicht erlauben, eine Meinung hierüber abzugeben," entgegnete Rodin demüthig, und ſich von Neuem verbeugend; „der gute oder ſchlechte Erfolg wird Eurer Hochwürden antworten."

Der Pater von Aigrigny zuckte die Achſeln, und machte ſich Vorwürfe darüber, einen Rath von dieſer Schreibmaſchine verlangt zu haben, die ihm als Secretär diente, und nach ſeiner Meinung nur drei Eigenſchaften hatte: Gedächtniß, Verſchwiegenheit und Pünktlichkeit.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Erwurger.

Nach einer Pauſe fuhr der Pater von Aigrigny fort: „Leſen Sie mir die Tagsberichte über die Lage von jeder der bezeichneten Perſonen."

„Hier iſt jener von heute Abend; man hat ihn ſo eben gebracht."

„Laſſen Sie hören!“

Rodin las, wie folgt: „Jacques Rennepont, genannt Couche-tout-Nu, iſt im Innern des Schuld-Gefängniſſes heute Abend um acht Uhr geſehen worden . . .“

„Dieſer wird uns morgen nicht beunruhigen. Und von einem . . . fahren Sie fort!“

„Die Frau Oberin des Kloſters Sainte-Marie, aufmerkſam gemacht durch die Frau Prinzeſſin von Saint-Dizier, hat geglaubt, die Fräulein Roſe und Blanche Simon noch beſſer verwahren zu müſſen. Heute Abend um neun Uhr ſind ſie ſorgfältig in ihre Zelle eingeſchloſſen worden, und bewaffnete Runden werden bei Nacht im Kloſtergarten wachen.“

„Von dieſer Seite iſt eben ſo wenig zu fürchten; Dank ihren Vorſichtsmaßregeln,“ ſagte der Pater von Aigrigny; „fahren Sie fort!“

„Der Herr Doctor Baleinier, von der Frau Prinzeſſin von Saint-Dizier gleichfalls in Kenntniß geſetzt, fährt fort, das Fräulein von Cardoville ſehr ſtrenge überwachen zu laſſen; um drei Viertel auf neun Uhr iſt die Thüre ihres Pavillons verriegelt und geſchloſſen worden.“

„Wieder ein Grund zur Beſorgniß weniger.“

„Was Herrn Hardy betrifft,“ fuhr Rodin fort, „ſo hab' ich heute früh aus Toulouſe ein Billet von Herrn von Breſſac, ſeinem vertrauten Freunde, erhalten, der uns ſo glücklich den Dienſt geleiſtet hat, dieſen Mannfakturiſten ſeit einigen Tagen zu entfernen; dieſes Billet enthält einen Brief von Herrn Hardy, an eine vertraute Perſon adreſſirt. Herr von Breſſac hat geglaubt, dieſen Brief von ſeiner Beſtimmung abwenden, und uns als einen neuen Beweis der günſtigen Erfolge ſeiner Schritte ſchicken zu müſſen, welchen wir ihm, wie er hofft, anrechnen werden; denn, fügt er bei, um uns zu dienen, verrathe er ſeinen Freund auf die unwürdigſte Weiſe, eine abſcheuliche Comödie ſpielend. Daher zweifelt Herr von Breſſac nicht, daß man ihm nach ſeinen ausgezeichneten Dienſten die Papiere verabfolge, die in unbedingte Abhängigkeit von uns ihn ſtellen, weil dieſe Papiere eine Frau auf immer verderben können, die er mit ehebrecheriſcher und leidenſchaftlicher Liebe liebt. Er ſagt endlich, daß man mit der ſchrecklichen Alternative Erbarmen haben möge, in welche man ihn verſetzt, eine Frau, die er anbetet, verderben und entehren zu ſehen, oder auf eine infame Art ſeinen vertrauten Freund zu verrathen."

„Dieſe ehebrecheriſchen Jammerausbrüche verdienen kein Mitleiden," antwortete der Pater von Aigrigny verächtlich. „Uebrigens wird man erwägen. Herr von Breſſac kann uns noch nützlich werden. Aber hören wir dieſen Brief des Herrn Hardy, dieſes gottloſen und republikaniſchen Manufakturiſten, eines würdigen Sprößlings dieſes verfluchten Stammes, welchen zu entfernen ſo wichtig war:

„Dieß iſt der Brief des Herrn Hardy," erwiederte

Rodin; „man wird ihn morgen der Perſon zukommen laſſen, an die er adreſſirt iſt.“ Und Rodin las, wie folgt:

„Toulouſe, den 10. Februar.

„Endlich finde ich einen Augenblick, Ihnen zu ſchrei-
„ben, mein lieber Herr, und Ihnen die Urſache meiner
„ſo raſchen Abreiſe zu erklären, die Sie nicht beunruhi-
„gen ſondern in Erſtaunen ſetzen mußte; ich ſchreibe
„Ihnen auch, um Sie um eine Gefälligkeit zu bitten;
„in zwei Worten, die Sache iſt die: Ich habe oft mit
„Ihnen von Felix von Breſſac geſprochen, einem Came-
„raden aus meiner Kindheit, jedoch weit weniger alt
„als ich; wir haben uns immer zärtlich geliebt, und
„wechſelſeitig Beweiſe genug von ernſter Zuneigung aus-
„getauſcht, um auf einander rechnen zu können. Er
„iſt für mich ein Bruder. Sie wiſſen, was ich un-
„ter dieſen Worten verſtehe. Vor einigen Tagen hat
„er mir aus Toulouſe geſchrieben, wohin er auf eine
„Zeitlang gereiſet war: „„Wenn Du mich liebſt, ſo komm;
„„ich bedarf Deiner. Reiſe auf der Stelle ab. Deine
„„Tröſtungen werden mir vielleicht den Muth geben, zu
„„leben. Wenn Du zu ſpät kameſt verzeihe mir, und
„„denke bisweilen an denjenigen, der bis an's Ende
„„ſein wird Dein beſter Freund.““ Sie können ſich mei-
„nen Schmerz und meinen Schrecken denken; ich beſtelle
„unverzüglich Pferde; als mein Werkführer, ein Greis,
„den ich achte und verehre, der Vater des Generals
„Simon, vernimmt, daß ich in das ſüdliche Frankreich

„reiſe, bittet er mich, ihn mitzunehmen; ich ſollte ihn „einige Tage im Departement der Creuſe laſſen, wo er „erſt neuerlich in Betrieb geſetzte Maſchinen zu ſtudiren „wünſchte. Ich willigte um ſo lieber in dieſe Reiſe, „als ich wenigſtens den Kummer und die Bangigkeit „mittheilen konnte, welche mir Breſſac's Brief verurſachte. Ich komme in Toulouſe an; man ſagt mir, „daß er am vorigen Tage abgereiſet ſei, Waffen mitnehmend, und von der äußerſten Verzweiflung ergriffen. „Anfangs iſt es mir unmöglich, zu erfahren, wohin er „gegangen iſt; nach Verlauf von zwei Tagen führen „mich mit großer Mühe geſammelte Anzeigen auf ſeine „Spur; endlich, nach tauſend Nachforſchungen, entdecke „ich ihn in einem elenden Dorfe. Niemals, nein, niemals, ſah ich eine ſolche Verzweiflung: nichts Gewaltthätiges, aber eine finſtere Niedergeſchlagenheit, ein wildes Schweigen; Anfangs ſtieß er mich faſt von ſich; „dann nahm dieſer ſchreckliche Schmerz, nach erreichtem „Höhepunkte, nach und nach ab, und nach einer Viertelſtunde ſank er in meine Arme, in Thränen zerfließend. Neben ihm lagen ſeine geladenen Waffen. Einen Tag ſpäter und vielleicht war's um ihn geſchehen. „Ich kann Ihnen die Urſache ſeiner gräßlichen Verzweiflung nicht mittheilen; dieſes Geheimniß iſt nicht „das meinige; aber ſeine Verzweiflung hat mich nicht „in Erſtaunen geſetzt. Was ſoll ich Ihnen ſagen? Es „iſt eine vollſtändige Cur vorzunehmen. Jetzt muß man „dieſes arme, ſo grauſam zerriſſene Gemüth, beruhigen,

„pflegen, heilen. Die Freundſchaft allein kann dieſes „ſchwierige Geſchäft verſuchen, und ich habe gute Hoffnung. Ich hab' ihn bewogen, ſich zu entfernen, und „eine Reiſe auf einige Tage zu machen; die Bewegung, „die Zerſtreuung, werden ihm vortheilhaft ſein. Ich „führe ihn nach Nizza; morgen reiſen wir. Wenn er „dieſen Ausflug verlängern will, werden wir ihn verlängern; denn meine Geſchäfte rufen mich vor Ende „März nicht gebieteriſch nach Paris zurück. Was die „Gefälligkeit betrifft, um die ich Sie bitte, ſo iſt ſie „bedinglich. Die Sache verhält ſich ſo: Inhaltlich einiger Familienpapiere meiner Mutter ſcheint es, daß „ich ein gewiſſes Intereſſe gehabt hätte, mich am 13. „Februar in Paris, in der Straße Saint-François, „Nro. 3 einzufinden. Ich hatte mich erkundiget, aber „nichts erfahren, als daß dieſes Haus von ſehr altem „Ausſehen durch eine Wunderlichkeit von einem meiner „mütterlichen Ahnen ſeit hundertfünfzig Jahren verſchloſſen ſei, und am 13. dieſes Monats in Gegenwart der „Miterben geöffnet werden ſoll, die mir, wenn ich deren habe, unbekannt ſind. Da ich nicht dabei ſein „kann, hab' ich dem Vater des Generals Simon, meinem Werkmeiſter, geſchrieben, auf den ich alles Vertrauen habe, und den ich im Departement der Creuſe „zurückließ, nach Paris zu reiſen, um bei der Eröffnung „dieſes Hauſes anweſend zu ſein, nicht als mein Bevollmächtigter, dieß wäre überflüſſig, ſondern als ein „Neugieriger, und mir nach Nizza zu berichten, was aus

„dieſem romanhaſten Willen eines meiner Ureltern geworden ſei. Da es geſchehen kann, daß mein Werkmeiſter zu ſpät ankommt, um dieſe Miſſion zu vollziehen, ſo würde ich Ihnen unendlich verbunden ſein, wenn Sie in meiner Wohnung zu Pleiſſis nachfragen, ob er angekommen iſt, und gegentheiligen Falles ihn bei der Eröffnung des Hauſes in der Straße Saint-François erſetzen möchten. Ich glaube wohl, meinem armen Freunde Breſſac nur ein unbedeutendes Opfer gebracht zu haben, indem ich an dieſem Tage mich nicht in Paris befinde; wäre aber auch dieſes Opfer unermeßlich geweſen, ſo würde ich mir noch Glück dazu wünſchen; denn meine Pflege und meine Freundſchaft waren demjenigen nöthig, den ich als meinen Bruder betrachte. Geben Sie alſo zur Eröffnung dieſes Hauſes, ich bitte Sie darum, und erweiſen Sie mir die Güte, den Erfolg Ihrer Miſſion als Neugieriger, mit poste restante nach Nizza zu melden. ꝛc.“

François Hardy.

„Obwohl ſeine Gegenwart keine unangenehme Wichtigkeit haben könnte, wäre es doch beſſer, wenn der Vater des Marſchalls Simon morgen der Eröffnung dieſes Hauſes nicht beiwohnen würde,“ ſagte Vater von Aigrigny. „Doch es liegt nichts daran; Herr Hardy iſt ſicher entfernt: es handelt ſich nur noch um den jungen Indier.“ „Was dieſen betrifft,“ fuhr Vater von Aigrigny mit nachdenkender Miene fort, „hat man klug gehandelt, den Herrn Norval, als Ueberbringer der Geſchenke vom Fräulein von Cardoville für dieſen Prinzen reiſen zu laſſen. Der Arzt, welcher Herrn Norval begleitet, und von Herrn Baleinier gewählt worden iſt, wird auf dieſe Art keinen Verdacht einflößen."

„Keinen," erwiederte Rodin. „Sein geſtriger Brief war völlig beruhigend."

„Es iſt alſo auch vom indiſchen Prinzen nichts zu beſorgen," ſagte der Pater von Aigrigny; „alles geht auf's Beſte."

„Gabriel betreffend," bemerkte Rodin, „ſo hat er heute früh wieder geſchrieben, um von Eurer Hochwürden die Unterredung zu erhalten, um welche er ſeit drei Tagen vergebens nachſucht; er iſt von der Strenge der Strafe angegriffen, die man ihm auferlegt hat, indem man ihm ſeit fünf Tagen verboten hat, aus unſerem Hauſe zu gehen."

„Morgen wenn ich ihn in die Straße Saint-François führe, will ich ihn anhören, es wird Zeit ſein. Alſo zur Zeit," ſagte der Pater von Aigrigny mit der Miene triumphirender Zufriedenheit, „ſind alle Abkömmlinge dieſer Familie, deren Gegenwart unſere Pläne vereiteln könnte, in der Unmöglichkeit, ſich morgen vor zwölf Uhr Mittags in der Straße Saint-François einzufinden, während Gabriel allein dort ſein wird. Endlich gelangen wir an's Ziel."

Ein zweimaliges beſcheidenes Klopfen unterbrach den Pater von Aigrigny. „Herein," ſagte er. Ein alter ſchwarzgekleideter Diener erſchien, und ſagte: „Ein Mann iſt unten, welcher in einer ſehr dringenden Angelegenheit Herrn Rodin auf der Stelle zu ſprechen wünſcht."

„Sein Name?" fragte der Pater von Aigrigny.

„Er hat ſeinen Namen nicht genannt, aber geſagt, daß er aus Auftrag des Herrn Joſué, Kaufmanns auf der Inſel Java komme."

Der Pater von Aigrigny und Rodin wechſelten einen Blick der Beſtürzung, faſt des Schreckens.

„Sehen Sie, wer der Mann iſt," ſagte der Pater von Aigrigny zu Rodin, ohne ſeine Unruhe verhehlen zu können, und kommen Sie ſodann, mir darüber zu berichten." Dann zum Diener gewendet, der hinausging: „Man laſſe ihn eintreten." Dieß ſagend, verſchwand der Pater von Aigrigny, nach dem Austauſche eines bedeutungsvollen Blickes mit Rodin, durch eine Seitenthüre.

Eine Minute danach erſchien Faringhea, der Erchef der Sekte der Erwürger, vor Rodin, der ihn ſogleich, vom Schloße Cardoville her, wo er ihn geſehen, erkannte. Der Socius ſchauderte, aber er wollte nicht ſcheinen, ſich dieſer Perſon zu erinnern. Indeſſen ſchrieb er, immer über ſeinen Schreibtiſch gebückt, und ſich ſtellend, als ſehe er Faringhea nicht, alſogleich eilig einige Zeilen auf ein vor ihm liegendes Blatt Papier.

„Mein Herr," ſagte der Bediente, erſtaunt über Rodin's Schweigen, „da iſt dieſe Perſon."

Rodin legte das Billet zuſammen, welches er ſo eben haſtig geſchrieben hatte, und ſagte zum Diener:

„Laſſen Sie dieß an ſeine Adreſſe abgeben. Man wird mir die Antwort bringen.“

Der Diener verbeugte ſich und ging hinaus. Dann heftete Rodin, ohne aufzuſtehen, ſeine kleinen Schlangenaugen auf Faringhea, und ſagte höflich zu ihm: „Mit wem, mein Herr, hab' ich die Ehre zu ſprechen?“

Sechzehntes Kapitel.

Die beiden Bruder vom guten Werke.

Faringhea, geboren in Indien, hatte, wie ſchon geſagt, viele Reiſen gemacht, und die europäiſchen Niederlaſſungen in den verſchiedenen Gegenden Aſiens beſucht; gut Engliſch und Franzöſiſch ſprechend, voll Intelligenz und Scharfſinn, war er vollkommen civiliſirt. Anſtatt auf Rodin's Frage zu antworten, heftete er auf ihn einen ſtarren und durchdringenden Blick; der Socius, über dieſes Stillſchweigen ungeduldig, und mit dunkler Beſorgniß ahnend, daß Faringhea's Ankunft in irgend einer unmittelbaren oder mittelbaren Beziehung zu Djalma's Geſchicke ſtehe, wiederholte, die größte Kaltblütigkeit erkünſtelnd: „Mit wem, mein Herr, hab' ich die Ehre zu ſprechen?“

„Kennen Sie mich nicht mehr?“ erwiederte Faringhea, zwei Schritte zu Rodin's Stuhle vortretend.

„Ich glaube nicht, jemals die Ehre gehabt zu haben, Sie zu ſehen," antwortete dieſer kalt.

„Aber ich erkenne Sie wieder," ſagte Faringhea, „ich habe Sie im Schloße Cardoville am Tage des Schiffbruches des Dampfſchiffes und des Dreimaſters geſehen."

„Im Schloſſe Cardoville? Das iſt möglich, mein Herr, ich war wirklich an einem Schiffbruchtage dort."

„Und an jenem Tage hab ich Sie bei Ihrem Namen genannt. Sie haben mich gefragt, was ich von Ihnen wolle. Ich antwortete Ihnen: „„jetzt nichts, Bruder, ſpäter viel."" Die Zeit iſt gekommen. Ich verlange nun viel von Ihnen."

„Mein lieber Herr," ſagte Rodin, immer gleichgültig, „vor der Fortſetzung dieſer bisher ziemlich dunklen Unterredung, wünſchte ich zu wiſſen, ich wiederhole es Ihnen, mit wem ich das Glück habe zu ſprechen. Sie haben ſich hier eingeführt unter dem Vorwande eines Auftrages von Herrn Joſué Van-Daël, einem achtbaren Kaufmanne in Batavia, und . . ."

„Sie kennen die Handſchrift des Herrn Joſué?" ſagte Faringhea, Rodin unterbrechend.

„Ich kenne ſie vollkommen."

„Sehen Sie . . ." Und der Meſtize zog aus ſeiner Taſche (er war ziemlich ärmlich auf europäiſche Weiſe gekleidet) die lange Depeſche, welche er dem Schmuggler Mahal aus Java geraubt, nachdem er ihn am Strande bei Batavia erwürgt hatte, und hielt dieſe

Papiere Rodin vor die Augen, ohne ſie jedoch aus den Händen zu geben.

„Das iſt wirklich die Handſchrift des Herrn Joſué,“ ſagte Rodin, und ſtreckte die Hand nach dem Briefe aus, welchen Faringhea raſch und vorſichtig wieder in ſeine Taſche ſchob.

„Sie haben, mein lieber Herr, erlauben Sie mir, es Ihnen zu ſagen, eine ſonderbare Manier, Aufträge zu vollziehen,“ ſagte Rodin. „Da dieſer Brief an mich adreſſirt, und Ihnen von Herrn Joſué anvertraut iſt, ſollten Sie . . .“

„Dieſer Brief iſt mir nicht von Herrn Joſué anvertraut,“ ſagte Faringhea, Rodin unterbrechend.

„Wie kommt er in Ihre Hände?“

„Ein Schmuggler auf Java hatte mich verrathen, Joſué die Ueberfahrt dieſes Mannes nach Alexandrien in Richtigkeit gebracht, und ihm dieſen Brief übergeben, den er für die Poſt nach Europa an Bord bringen ſollte. Ich habe den Schmuggler erwürgt, den Brief genommen, die Ueberfahrt gemacht, und da bin ich.“ Der Erwürger hatte dieſe Worte mit wilder Prahlerei geſprochen; ſein fahles und kühnes Auge ſenkte ſich nicht vor dem durchdringenden Blicke Rodin's, der, bei dieſem ſonderbaren Geſtändniſſe raſch den Kopf aufgerichtet hatte, um dieſe Perſon zu betrachten. Faringhea glaubte durch dieſe Art von grimmiger Ruhmredigkeit Rodin in Staunen zu ſetzen oder einzuſchüchtern; aber zu ſeiner großen Ueberraſchung entgegnete ihm der

Socius, immer unempfindlich wie eine Leiche, einfach: „Ah! man erwürgt alſo auf Java?“

„Und anderswo auch, —“ erwiederte Faringhea mit bitterm Lächeln.“

„Ich will Ihnen nicht glauben; aber ich finde Sie erſtaunlich aufrichtig, mein Herr. Ihr Name?“

„Faringhea.“

„Wohlan! Herr Faringhea, wo wollen Sie damit hinaus? Sie haben ſich durch ein abſcheuliches Verbrechen eines an mich adreſſirten Briefes bemächtiget; nun zögern Sie, ihn mir auszuhändigen.“

„Weil ich ihn geleſen habe, und er mir nützen kann.“

„Ah! Sie haben ihn geleſen?“ ſagte Rodin, einen Augenblick verwirrt. Dann fuhr er fort: „Es iſt wahr, daß man nach Ihrer Manier, die Correſpondenzbeſorgung für Andere zu übernehmen, keine außerordentliche Verſchwiegenheit von ihnen erwarten darf. Und was haben Sie denn ſo Nützliches für Sie in dieſem Briefe des Herrn Joſué gefunden?“

„Ich habe erfahren, Bruder, daß Sie wie ich ein Sohn des guten Werkes ſind.“

„Von welchem guten Werke wollen Sie ſprechen?“ fragte Rodin ziemlich erſtaunt.

Faringhea antwortete mit einem Ausdrucke bitterer Ironie: „In ſeinem Briefe ſagt Joſué zu Ihnen: „„Gehorſam und Muth, Geheimniß und Geduld, Liſt und Kühnheit, Eintracht unter uns, die wir zum Vaterlande die Welt, zur

Familie die Mitglieder unſers Ordens, und Rom zur Königin haben.‘“

„Es iſt möglich, daß Herr Joſué mir dieß ſchreibt. Aber was ſchließen Sie daraus, mein Herr?“

„Unſer Werk hat, wie das Ihrige, Bruder, die Welt zum Vaterlande; wie Sie, haben wir zur Familie unſere Mitſchuldigen, und zur Königin Bohwanie.“

„Dieſe Heilige kenne ich nicht,“ ſagte Rodin demüthig.

„Das iſt unſer Rom,“ antwortete der Erwürger, und fuhr fort: „Joſué ſchreibt Ihnen auch von den Genoſſen Ihres Werkes, welche, über die ganze Erde verbreitet, zum Ruhme Rom's arbeiten, Ihrer Königin. Die Genoſſen von unſerm Werke arbeiten auch ſo in verſchiedenen Ländern zum Ruhme Bohwanie's.“

„Und wer ſind dieſe Söhne Bohwanie's, Herr Faringhea?“

„Entſchloſſene, kühne, geduldige, liſtige, hartnäckige Männer, die, um das gute Werk triumphiren zu machen, Vaterland, Vater und Mutter, Schweſter und Bruder opfern, und Alle als Feinde anſehen, die nicht zu den ihrigen gehören!“

„Es dünkt mir viel Gutes in dem beharrlichen, religiös ausſchließlichen Geiſte dieſes Werkes zu liegen,“ ſagte Rodin mit einer beſcheidenen und frömmelnden Miene. „Nur müßte man ſeine Abſichten und ſeinen Zweck kennen.“

„Wie Ihr, Brüder, machen wir Leichen.“

„Leichen!“ rief Rodin aus.

„In ſeinem Briefe,“ fuhr Faringhea fort, „ſagt Ihnen Joſué: „„Der größte Ruhm unſers Ordens iſt, aus dem Menſchen einen Leichnam zu machen.““ *) Unſer Werk macht auch aus dem Menſchen einen Leichnam. Der Tod der Menſchen iſt für Bohwanie ſüß.“

„Aber, mein Herr,“ erwiederte Rodin, „Herr Joſué ſpricht von der Seele, vom Willen, vom Gedanken, welche durch die Disciplin vernichtet werden müſſen.“

„Es iſt wahr, die Ihrigen tödten die Seele, wir tödten den Leib. Ihre Hand, Bruder. Ihr ſeyd, wie wir, Menſchenjäger.“

„Aber noch einmal, mein Herr, es handelt ſich darum, den Willen zu tödten, den Gedanken,“ ſagte Rodin.

„Und was ſind der Seele, des Willens, des Gedankens beraubte Leiber, wenn nicht Leichen? Geben Sie, geben Sie, Bruder, die durch unſere Schlinge Getödteten ſind nicht entſeelter, erſtarrter, als die von Eurer Disciplin Getödteten. Laſſen wir das, ſtimmen Sie bei, Bruder, Rom und Bohwanie ſind Schweſtern.“

Ungeachtet ſeiner ſcheinbaren Ruhe, ſah Rodin nicht

---

*) Wir erinnern den Leſer, daß die Lehre vom leidenden und unbedingten Gehorſam, dem Haupthebel der Geſellſchaft Jeſu, in den ſchrecklichen Worten des ſterbenden Loyola enthalten iſt: daß jedes Mitglied des Ordens in den Händen ſeiner Obern **wie eine Leiche** ſei.

ohne einen geheimen Schrecken einen Elenden von Faringhea's Schlage im Beſitze eines Briefes von Joſué, worin nothwendigerweiſe von Djalma die Rede ſeyn mußte. Freilich wähnte Rodin gewiß zu ſeyn, den jungen Indier in die Unmöglichkeit verſetzt zu haben, ſich am folgenden Tage in Paris zu befinden; aber der Beziehungen unkundig, die ſeit dem Schiffbruche zwiſchen dem Prinzen und dem Meſtizen konnten angeknüpft worden ſeyn, betrachtete er Faringhea als einen wahrſcheinlicherweiſe ſehr gefährlichen Menſchen. Je beſorgter der Socius innerlich war, deſto mehr erkünſtelte er den Anſchein der Ruhe und Geringſchätzung. Er entgegnete alſo: „Gewiß iſt dieſe Zuſammenſtellung von Rom und Bohwanie ſehr pikant. Aber was ſchließen Sie daraus, mein Herr?“

„Ich will Ihnen zeigen, Bruder, wer ich bin, weſſen ich fähig bin, um Sie zu überzeugen, daß es beſſer iſt, mich zum Freunde zu haben, als zum Feinde.“

„Mit andern Worten, mein Herr,“ verſetzte Rodin mit verachtender Ironie, „Sie gehören einer Mörderſecte Indiens an, und wollen auf verblümte Weiſe mich über das Geſchick des Menſchen nachdenken laſſen, dem Sie einen an mich adreſſirten Brief geraubt haben; ich meinerſeits werde mir erlauben, Ihnen in aller Demuth bemerklich zu machen, Herr Faringhea, daß man hier zu Lande Niemand erwürgt, und daß, wenn Sie der Laune nachgäben, irgend eine Perſon, aus Liebe zu Bohwanie, Ihrer Gottheit, in eine Leiche zu verwandeln, man Ihnen einer anderen Gottheit zu Liebe, gewöhnlich Juſtiz genannt, den Kopf abſchlagen würde."

„Und was würde man mir thun, wenn ich Jemand zu vergiften verſucht hätte?"

„Ich will Ihnen ferner ergebenſt bemerklich machen, daß ich keine Muße habe, Ihnen eine Vorleſung über das Criminalrecht zu halten. Nur glauben Sie mir, widerſtehen Sie der Verſuchung, irgend Jemand zu erwürgen oder zu vergiften. Ein letztes Wort: Wollen Sie mir den Brief von Herrn Joſué verabfolgen oder nicht?"

„Den auf den Prinzen Djalma bezüglichen Brief?" fragte der Meſtize, und ſchaute Rodin ſtarr an, der, ungeachtet einer lebhaften und plötzlichen Angſt, undurchdringlich blieb, und auf die einfachſte Weiſe von der Welt antwortete: „Des Inhaltes des Briefes unkundig, den Sie vorenthalten, mein Herr, iſt es mir unmöglich, Ihnen zu antworten. Ich bitte Sie, und wenn nöthig, fordere ich, daß Sie mir dieſen Brief zuſtellen, oder ſich von hier entfernen."

„Sie werden mich in einigen Minuten inſtändig bitten, hier zu bleiben, Bruder."

„Daran zweifle ich."

„Einige Worte werden dieſes Wunder bewirken. Wenn ich mit Ihnen ſo eben von Vergiftung ſprach, Bruder, ſo geſchah's, weil Sie einen Arzt in das Schloß Cardoville geſendet haben, um den Prinzen Djalma momentan zu vergiften."

Wider ſeinen Willen ſchauderte Rodin unmerkbar, und erwiederte:

„Ich verſtehe Sie nicht.“

„Freilich; ich bin ein armer Ausländer, und habe ohne Zweifel viel Accent; dennoch will ich beſſer zu ſprechen ſuchen. Ich weiß aus Joſué's Briefe, welches Intereſſe Sie daran haben, daß Prinz Djalma morgen nicht hier ſei, und was Sie zu dieſem Zwecke gethan haben. Verſtehen Sie mich?“

„Ich hab' Ihnen nichts zu antworten.“

Ein zweimaliges Klopfen an die Thüre unterbrach die Unterhaltung.

„Herein!“ ſagte Rodin. „Der Brief iſt an ſeine Adreſſe abgegeben worden, mein Herr,“ ſagte ein alter Diener, ſich verbeugend, „hier iſt die Antwort.“ Rodin nahm das Papier, das man ihm reichte, und ſagte, bevor er es öffnete, höflich zu Faringhea: „Erlauben Sie, mein Herr?“

„Geniren Sie ſich nicht,“ erwiederte der Meſtize.

„Sie ſind ſehr gütig,“ entgegnete Rodin, der, nachdem er geleſen, ſchnell einige Worte unter die Antwort ſchrieb, die man ihm brachte, und zum Diener ſagte, indem er ſie ihm zurückſtellte: „Schicken Sie dieß an die nämliche Addreſſe zurück.“

Der Diener verbeugte ſich ehrerbietig und verſchwand.

„Kann ich fortfahren?“ fragte der Meſtize Rodin.

„O ja.“

„Ich fahre alſo fort,“ erwiederte Faringhea. „Vorgeſtern, in dem Momente, da der Prinz, obgleich ſchwer verwundet, auf meinen Rath nach Paris reiſen wollte, iſt ein ſchöner Wagen mit prächtigen, von einem unbekannten Freunde für Djalma beſtimmten Geſchenken, angekommen. In dieſem Wagen ſaßen zwei Männer: der Eine der Abgeſandte des unbekannten Freundes; der Andere war ein Arzt, von Ihnen geſendet, um Djalma zu pflegen, und ihn auf der Reiſe nach Paris zu begleiten. Dieß war liebreich, nicht wahr, Bruder?“

„Fahren Sie in Ihrer Geſchichte fort, mein Herr.“

„Djalma iſt geſtern abgereiſet. Indem der Arzt erklärte, daß die Wunde des Prinzen auf eine ſehr bedenkliche Weiſe ſich verſchlimmern würde, wenn er nicht während der ganzen Reiſe im Wagen ausgeſtreckt bliebe, hat er ſich ſo den Abgeſendeten des unbekannten Freundes, der nach Paris zurückgereiſet iſt, vom Halſe und von der Seite geſchafft; auch mich wollte der Arzt entfernen; allein Djalma hat ſo ſehr darauf gedrungen, daß wir miteinander reiſeten, der Arzt, der Prinz und ich. Geſtern Abend machen wir die Hälfte des Weges; der Arzt findet, daß man die Nacht in einer Herberge zubringen muß; wir hätten, ſagte er, noch Zeit genug, heute Abend in Paris anzukommen, da der Prinz die Erklärung gegeben, daß er am 12. Abends durchaus in Paris ſeyn müſſe. Der Arzt hatte ſehr darauf gedrungen, allein mit dem Prinzen zu reiſen. Ich wußte aus Joſué's Briefe, wie viel Ihnen daran lag, daß

Djalma am 13. nicht hier ſey; ich ſchöpfte Argwohn; ich fragte den Arzt, ob er Sie kenne; er hat mir verlegen geantwortet; dann verwandelte ſich mein Argwohn in Gewißheit. Im Gaſthofe angekommen, während der Arzt bei Djalma war, ging ich in das Zimmer des Doctors, und unterſuchte ein Käſtchen, mit mehreren mitgebrachten Fläſchchen angefüllt; eines davon enthielt Opium. Ich habe errathen.“

„Was haben Sie errathen, mein Herr?“

„Sie werden es erfahren . . . Der Arzt ſagte zu Djalma, bevor er zu Bette ging: „„Ihre Wunde iſt in gutem Zuſtande, aber die Anſtrengung der Reiſe könnte ſie entzünden; es wird gut ſeyn, daß Sie morgen unter Tags einen beruhigenden Trank nehmen, den ich heute Abend bereiten will, um ihn ganz fertig im Wagen zu haben.““ Die Berechnung des Arztes war einfach,“ fügte Faringhea bei; „am folgenden Tage (der heute iſt) ſollte der Prinz den Trank gegen vier oder fünf Uhr Abends nehmen, bald würde er feſt einſchlafen. Beſorgt ließe der Arzt den Wagen am Abend halten, erklärte, es ſey gefährlich, den Weg fortzuſetzen, brächte die Nacht in einem Wirthshauſe zu, bliebe bei dem Prinzen, deſſen Betäubung erſt zu der Ihnen beliebigen Stunde aufgehört hätte. Dieß war Ihr Plan; er ſchien mir geſchickt angelegt; ich wollte ihn für mich ſelbſt benützen, und es iſt mir gelungen.“

„Alles, was Sie da ſagen, mein lieber Herr,“ ſagte

Rodin, an ſeinen Nägeln nagend, „kommt mir hebräiſch vor."

„Gewiß wieder wegen meines Accentes; aber ſagen Sie mir . . . kennen Sie die Array-mow?"

„Nein."

„Deſto ſchlimmer; ſie iſt ein bewundernswerthes Erzeugniß der an Giften ſo fruchtbaren Inſel Java."

„Ei, was liegt mir daran!" ſagte Rodin kurz, indem er ſeine ſteigende Angſt kaum verhehlen konnte.

„Es iſt Ihnen viel daran gelegen. Wir Söhne Bohwanie's haben Abſcheu vor dem Blutvergießen," erwiederte Faringhea; „aber um ungefährdet die Schlinge um den Hals unſerer Opfer zu werfen, warten wir, bis ſie eingeſchlafen ſind. Iſt ihr Schlaf nicht tief genug, ſo verſtärken wir ihn nach unſerem Belieben; wir ſind ſehr geſchickt in unſerm Werke; die Schlange iſt nicht geſchmeidiger, der Löwe nicht kühner. Djalma trägt unſer Zeichen. Die Array-mow iſt ein unfühlbares Pulver; läßt man einige Stäubchen davon während des Schlafes einathmen, oder miſcht man ſie unter den Tabak einer Pfeife, während man wacht, ſo bringt man ſein Opfer in eine Betäubung, aus der es nichts zu wecken vermag. Fürchtet man, eine zu ſtarke Doſe auf einmal zu geben, ſo läßt man während des Schlafes öfter davon einathmen, und kann auf dieſe Art ſo lange damit fortfahren, als der Menſch es ohne zu trinken und zu eſſen aushalten kann, etwa dreißig bis vierzig Stunden. Sie ſehen, wie unbehülflich der

Gebrauch des Opiums gegen dieſes göttliche Einſchläferungsmittel iſt. Ich hatte aus Java eine gewiſſe Menge davon mitgebracht, bloß der Seltenheit wegen, ohne das Gegengift zu vergeſſen.“

„Ah, es giebt ein Gegengift?“ ſagte Rodin unwillkürlich.

„Wie es Leute giebt, die ganz das Gegentheil von dem ſind, was wir ſind, Bruder vom guten Werke. Die Javaneſen nennen den Saft dieſer Wurzel Toubow; ſie zertheilt die durch die Array-mow verurſachte Betäubungen, wie die Sonne die Wolken zertheilt. Geſtern Abend nun, über die Anſchläge Ihres Emiſſärs auf Djalma im Reinen, wartete ich, bis der Arzt zu Bette gegangen, eingeſchlafen war. Kriechend gelangte ich in ſein Zimmer, und ließ ihn eine ſolche Doſis Array-mow einathmen, daß er noch ſchlafen muß.“

„Unglücklicher!“ rief Rodin, von dieſer Erzählung immer erſchreckter aus; denn Faringhea verſetzte den Umtrieben des Socius und ſeiner Freunde einen ſchrecklichen Schlag. „Aber Sie riskirten ja, dieſen Arzt zu vergiften.“

„Bruder, wie er riskirte, Djalma zu vergiften; heute früh ſind wir alſo abgereiſet, indem wir Ihren Arzt in tiefem Schlafe verſunken, im Wirthshauſe ließen. Ich befand mich allein im Wagen mit Djalma. Er rauchte, wie ein ächter Indier; einige Theilchen Array-mow, unter den Tabak gemiſcht, mit dem ich ſeine lange Pfeife ſtopfte, ſchläferten ihn zuerſt ein. Eine neue Doſis, die er einathmete, verſenkte ihn in tiefen Schlaf, und zur Stunde iſt er im Gaſthofe, wo wir abgeſtiegen ſind. Nun, Bruder, hängt es von mir ab, Djalma in ſeiner Schlaftrunkenheit zu laſſen, die bis morgen Abend dauern wird, oder ihn auf der Stelle daraus zu erwecken. Alſo, je nachdem Sie meinem Begehren entſprechen werden, oder nicht, wird Djalma morgen in der Straße Saint-François, Nr. 3., ſeyn, oder nicht ſeyn." Dieß ſagend, zog Faringhea aus ſeiner Taſche Djalma's Medaille, und ſagte zu Rodin, indem er ſie ihm zeigte: „Sie ſehen es, ich ſage Ihnen die Wahrheit ... Während des Schlafes Djalma's hab' ich ihm dieſe Medaille genommen, die einzige Bezeichnung des Ortes, wo er ſich morgen einfinden ſoll. Ich ſchließe alſo, womit ich begonnen, als ich Ihnen ſagte: „„Bruder, ich verlange nun viel von Ihnen!""

Seit einigen Augenblicken nagte Rodin, nach ſeiner Gewohnheit, wenn ein Anfall ſtummer und verbiſſener Wuth ſich ſeiner bemächtigte, an ſeinen Nägeln bis auf's Blut. In dieſem Augenblicke dröhnten von der Glocke der Portierſtube drei Schläge in Abſätzen von eigenthümlicher Art. Rodin ſchien auf dieſes Geräuſch nicht zu merken, und doch blitzte plötzlich ein Funke in ſeinen kleinen Schlangenaugen, während Faringhea, mit verſchränkten Armen, ihn mit einem Ausdrucke triumphirender und geringſchätziger Ueberlegenheit betrachtete. Der Socius neigte den Kopf, ſchwieg, nahm wie abſichtslos eine Feder auf ſeinem Schreibtiſche, und kaute einige Secunden am Barte derſelben, mit einer Miene, als ob er reiflich in Erwägung zöge, was Faringhea ihm ſo eben geſagt hatte. Endlich, die Feder auf das Pult werfend, kehrte er ſich haſtig nach dem Meſtizen um, und ſagte zu ihm mit tiefer Verachtung in ſeinen Zügen: „Ah, Herr Faringhea, wollen Sie mit Ihren Geſchichten die Leute foppen?“

Der Meſtize fuhr beſtürzt einen Schritt zurück, trotz ſeiner Verwegenheit.

„Wie, mein Herr?“ fuhr Rodin fort, „Sie kommen hierher, in ein achtbares Haus, und brüſten ſich damit, einen Brief geraubt, Einen erwürgt, Andere mit einem Einſchläferungsmittel vergiftet zu haben? Aber das iſt ja Wahnſinn, mein Herr; ich wollte Sie bis zum Ende anhören, um zu ſehen, wie weit Sie Ihre Keckheit treiben würden; denn nur ein ſchrecklicher Böſewicht kann hintreten, und mit ſo furchtbaren Verbrechen prahlen; ich will jedoch wohl glauben, daß dieſe nur in Ihrer Einbildung exiſtiren.“

Indem Rodin dieſe Worte mit einer Art von Aufregung ſprach, die ihm nicht gewöhnlich war, ſtand er auf, und näherte ſich auf- und abgehend nach und nach dem Kamine, während Faringhea, der von ſeiner Beſtürzung ſich nicht erholen konnte, ihn ſchweigend anſchaute; doch nach einigen Augenblicken erwiederte er mit finſterer und wilder Miene: — „Hüten Sie ſich, Bruder, zwingen Sie mich nicht, Ihnen zu beweiſen, daß ich die Wahrheit geſprochen habe."

„Gehen Sie doch, mein Herr, man muß von den Gegenfüßlern kommen, um zu glauben, die Franzoſen ſo leicht narren zu können. Sie haben, ſagen Sie, die Klugheit der Schlange und den Muth des Löwen. Ich weiß nicht, ob Sie ein muthiger Löwe ſind; aber die kluge Schlange . . . ſtell' ich in Abrede. Wie? Sie haben einen Brief von Herrn Joſué bei ſich, der mich bloßſtellen kann (angenommen, daß dieß alles kein Mährchen iſt;) Prinz Djalma iſt in eine Schlafſucht verſunken, die meinen Abſichten nützt, und aus der nur Sie ihn wecken können. Sie vermögen endlich, ſagen Sie, meinen Intereſſen einen furchtbaren Schlag zu verſetzen, und bedenken nicht, Sie ſchrecklicher Löwe, Sie geſchmeidige Schlange, daß es ſich für mich nur darum handelt, 24 Stunden zu gewinnen. Sie kommen tief aus Indien nach Paris, ſind ein Fremder und Allen unbekannt, halten mich für einen eben ſolchen Böſewicht, wie Sie, weil Sie mich Bruder nennen, und bedenken nicht, daß Sie hier in meiner Gewalt ſind, daß dieſe Straße öde iſt, dieſes Haus abgelegen, daß ich auf der Stelle drei oder vier Perſonen haben kann, die im Stande ſind, Sie in einer Secunde zu knebeln, wie ſehr Sie auch Erwürger ſein mögen? und dieß nur, indem ich dieſe Klingelſchnur ziehe," fügte Rodin bei, wirklich mit der Hand ſie ergreifend.

„Haben Sie aber keine Furcht," fuhr er mit einem teufliſchen Lächeln fort, als er Faringhea eine raſche Bewegung der Beſtürzung und des Schreckens machen ſah; „würde ich Sie zuvor davon unterrichten, wenn ich ſo gegen Sie verfahren wollte? Nun, antworten Sie, einmal geknebelt, und auf vierundzwanzig Stunden an einen ſicheren Ort gebracht, wie könnten Sie mir ſchaden? Wär' es mir dann nicht leicht, mich des Briefes von Joſué, der Medaille Djalma's zu bemächtigen, der, in ſeiner Betäubung bis morgen Abend verharrend, mich nicht mehr beunruhigen könnte? Sie ſehen alſo wohl, mein Herr, daß Ihre Drohungen eitel ſind, weil ſie auf Lügen beruhen, weil es nicht wahr iſt, daß der Prinz Djalma hier in Ihrer Gewalt iſt. Gehen Sie, entfernen Sie ſich von da, und ein anderesmal, wenn Sie wieder zu foppen wünſchen, adreſſen Sie ſich beſſer.“

Faringhea war von Beſtürzung ergriffen; alles was er eben gehört hatte, ſchien ihm ſehr wahrſcheinlich; Rodin konnte ſich ſeiner, des Briefes von Joſuè, der Medaille bemächtigen, und, ihn als Gefangenen zurückhaltend, Djalma's Aufweckung unmöglich machen, und doch befahl ihm Rodin, fortzugehen, ihm, Faringhea, der ſich ſo furchtbar dünkte. Nach den Beweggründen des unerklärbaren Benehmens des Socius forſchend, bildete der Meſtize ſich ein, und konnte auch in der That nichts Anderes denken, als daß Rodin, ungeachtet der ihm gelieferten Beweiſe, nicht glaubte, daß Djalma in ſeiner Gewalt ſei; hienach erklärte ſich die Geringſchätzung des Correſpondenten von Joſué natürlich. Rodin ſpielte einen Streich von großer Kühnheit und großer Geſchicklichkeit; daher beobachtete er, immer ſcheinend, mit grimmiger Miene zwiſchen den Zähnen zu murmeln, heimlich mit verzehrender Angſt die Phyſiognomie des Erwürgers. Dieſer, faſt gewiß, den geheimen Beweggrund von Rodin's Benehmen durchſchaut zu haben, erwiederte: „Ich will gehen, aber ein Wort noch, Sie glauben, daß ich lüge.“

„Davon bin ich überzeugt; Sie haben mir ein Gewebe von Mährchen aufgetiſcht; ich habe viel Zeit verloren, ſie anzuhören; verſchonen Sie mich mit dem Uebrigen. Es iſt ſpät; wollen Sie mich gütigſt allein laſſen.“

„Eine Minute noch, Sie ſind ein Mann, welchem man, ich ſehe es, nichts verhehlen darf,“ ſagte Faringhea; „zur Zeit kann ich von Djalma nichts erwarten, als eine Art von Almoſen und eine vernichtende Verachtung; denn bei ſeinem Charakter ihm ſagen: geben Sie mir viel, weil ich, obgleich ich Sie verrathen konnte, es nicht gethan habe, würde mir ſeinen Zorn und ſeine Verachtung zuziehen. Ich hätte ihn zwanzigmal tödten können; aber ſein Tag iſt noch nicht gekommen,“ ſagte der Erwürger mit finſterer Miene, „und um dieſen Tag zu erwarten und andere traurige Tage, brauch' ich Gold, viel Gold, Sie allein können es mir geben, indem Sie meinen Verrath an Djalma bezahlen, weil er Ihnen allein nützt. Sie weigern ſich, mich anzuhören, weil Sie mich für einen Lügner halten. Ich habe die

Adreſſe des Gaſthofes mitgenommen, in dem wir abgeſtiegen ſind; hier iſt ſie. Schicken Sie Jemand hin, um ſich von der Wahrheit deſſen zu überzeugen, was ich ſage, dann werden Sie mir glauben; aber der Preis meines Verrathes wird hoch ſein. Ich hab' es Ihnen geſagt, ich werde viel von Ihnen verlangen.“ Dieß ſagend, überreichte Faringhea dem Rodin eine gedruckte Adreſſe; der Socius, welcher mit dem Augenwinkel allen Bewegungen Faringhea's folgte, ſtellte ſich ganz in Gedanken verſunken, als höre er ihn nicht, und antwortete nicht. „Nehmen Sie dieſe Adreſſe und überzeugen Sie ſich, daß ich nicht lüge,“ fuhr Faringhea fort, Rodin wiederholt die Adreſſe reichend.

„He, was iſt das?“ ſagte dieſer, heimlich einen raſchen Blick auf die Adreſſe werfend, die er begierig las, aber ohne ſie zu berühren.

„Leſen Sie dieſe Adreſſe,“ wiederholte der Meſtize, „und Sie werden ſich überzeugen können daß . . .“

„In der That, mein Herr,“ rief Rodin aus, die Adreſſe mit der Hand wegſtoßend, „Ihre Unverſchämtheit verblüfft mich. Ich wiederhole Ihnen, daß ich nichts mit Ihnen gemein haben will. Zum letztenmale fordere ich Sie auf, fortzugehen. Ich weiß nichts von einem Prinzen Djalma. Sie können mir ſchaden, ſagen Sie; ſchaden Sie mir, geniren Sie ſich nicht; aber um's Himmelswillen gehen Sie fort von hier.“

Dieß ſagend, klingelte Rodin heftig. Faringhea machte eine Bewegung, wie wenn er ſich zur Vertheidigung bereit machen wollte. Ein alter Diener mit ſanftmüthigem und friedlichen Geſichte erſchien alſogleich.

„Lapierre leuchten Sie dem Herrn,“ ſagte Rodin, und wies ihm mit einer Geberde Faringhea.

Dieſer, von Rodin's Ruhe erſchreckt, zögerte zu gehen.

„Aber, mein Herr,“ ſagte Rodin zu ihm, ſeine Verwirrung und Unſchlüſſigkeit gewahrend, „was warten Sie? Ich wünſche allein zu ſein.“

„Alſo, mein Herr,“ erwiederte Faringhea, langſam und rücklings ſich entfernend, „Sie lehnen meine Anträge ab? Nehmen Sie ſich in Acht, morgen wird es zu ſpät ſein.“

„Mein Herr, ich habe die Ehre, Ihr ergebenſter Diener zu ſein.“

Und Rodin verbeugte ſich höflich. Der Erwürger ging fort. Die Thüre ſchloß ſich hinter ihm. Alſogleich erſchien der Pater von Aigrigny auf der Schwelle des anſtoßenden Gemaches. Sein Geſicht war bleich und verſtört. „Was haben Sie gethan?“ rief er aus, zu Rodin gewendet. „Ich habe Alles gehört. Dieſer Elende, deſſen bin ich leider gewiß, ſagte die Wahrheit, der Indier iſt in ſeiner Gewalt; er wird wieder zu ihm gehen.“

„Ich denke nicht,“ erwiederte Rodin demüthig, indem er ſich verbeugte, und ſeine finſtere und unterwürfige Miene wieder annahm.

„Und wer wird dieſen Menſchen verhindern, ſich wieder zum Prinzen zu begeben?“

„Erlauben Sie, als man dieſen abſcheulichen Böſewicht hier einführte, hab' ich ihn erkannt; daher, bevor ich mit ihm zu ſprechen begann, vorſichtig einige Zeilen an Morok geſchrieben, der auf die Muße Eurer Hochwürden mit Goliath im untern Saale wartete; ſpäter, als man mir während des Ganges der Unterredung Morok's Antwort brachte, der meiner Befehle gewärtig war, hab' ich ihm neue Verhaltsanweiſungen gegeben, ſobald ich ſah, welche Wendung die Sachen nahmen.“

„Und wozu nützt dieß Alles, da dieſer Menſch ſo eben das Haus verlaſſen hat?“

„Geruhen Euer Hochwürden zu bemerken, daß er erſt fortgegangen iſt, nachdem er mir die Adreſſe des Gaſthofes gegeben hatte, in welchem der Indier iſt, Dank meiner unſchuldigen Kriegsliſt der Geringſchätzung. Hätte Faringhea dieß nicht gethan, ſo wäre er jedenfalls Goliath und Morok in die Hände gefallen, die ihn eben auf der Straße, zwei Schritte von der Thüre, erwarteten. Wir wären aber ſehr verlegen geweſen; denn wir hätten nicht gewußt, wo Prinz Djalma wohne.“

„Wieder Gewaltthätigkeit!“ ſagte der Pater von Aigrigny mit Widerwillen.

„Das iſt zu bedauern, ſehr zu bedauern,“ entgegnete Rodin, „allein man mußte nach dem bisher angenommenen Syſteme verfahren.“

„Iſt dieß ein Vorwurf, den Sie an mich richten?“ ſagte der Pater von Aigrigny, der einzuſehen begann, daß Rodin etwas Anderes, als eine Schreibmaſchine ſei.

„Ich würde mir nicht erlauben, dergleichen an Euer Hochwürden zu richten,“ verſetzte Rodin, faſt bis auf den Boden ſich verbeugend; „aber es handelt ſich nur darum, dieſen Menſchen vierundzwanzig Stunden lang zurückzuhalten.“

„Und dann? Seine Beſchwerden?“

„Ein ſolcher Bandit wird es nicht wagen, ſich zu beſchweren; übrigens iſt er frei von hier fortgegangen. Morok und Goliath werden ihm die Augen verbinden, ſobald ſie ſich ſeiner bemächtiget haben. Das Haus hat einen Eingang in der Straße Vieille des Urſins. Um dieſe Zeit, und bei dieſer ſtürmiſchen Witterung, geht Niemand in dieſem öden Stadtviertel. Der gewählte Weg wird dem Elenden völlig irre machen, man wird ihn in einen Keller des neuen Gebäudes thun, und morgen, bei Nacht, zur ſelben Stunde, unter den nämlichen Vorſichtsmaßregeln, wieder frei laſſen. Was den Indier betrifft, ſo weiß man ihn nun zu finden; es handelt ſich davon, eine vertraute Perſon zu ihm zu ſchicken, und wenn er aus ſeiner Betäubung erwacht, gibt es ein ſehr einfaches, und vorzüglich durchaus nicht gewaltthätiges Mittel, nach meiner geringen Beurtheilungskraft," ſagte Rodin beſcheiden, „ihn morgen den ganzen Tag von der Straße Saint-François entfernt zu halten."

Der nämliche Diener mit dem ſanftmüthigen Geſichte, welcher Faringhea hereingeführt und fortbegleitet hatte, trat, nach beſcheidenem Anklopfen, wieder in das Cabinet; er hielt in der Hand eine Art kleiner Jagdtaſche von Dambirſchleder, die er Rodin einhändigte, indem er zu ihm ſagte: „Dieß hat Herr Morok ſo eben gebracht: er iſt durch die Straße Vieille eingetreten." Der Diener entfernte ſich. Rodin öffnete die Taſche, und ſagte zum Vater von Aigrigny, ihm dieſe Gegenſtände weiſend: Die Medaille und der Brief von Joſué, Morok iſt gewandt und hurtig geweſen."

„Wieder einer Gefahr ausgewichen," ſagte der Marquis; „es iſt unangenehm, dabei zu ſolchen Mitteln greifen zu müſſen."

„Wem ſind ſie vorzuwerfen, als dem Elenden, der uns in die Nothwendigkeit verſetzt, uns damit zu helfen? Ich will ſogleich Jemand in den Gaſthof des Indiers abordnen."

„Und um ſieben Uhr Morgens werden Sie Gabriel in die Straße Saint-François führen; dort werde ich die Unterredung mit ihm halten, um die er ſeit drei Tagen ſo inſtändig mich erſucht."

„Ich werde ihn heute Abend davon in Kenntniß ſetzen, und er wird Ihren Befehlen entſprechen.“

„Endlich,“ ſagte der Pater von Aigrigny, „nach ſo vielen Kämpfen, ſo vielen Befürchtungen, ſo vielen Mißgeſchicken, trennen uns jetzt nur noch wenige Stunden von dem ſo lange Zeit erwarteten Momente .....“

Wir werden den Leſer in das Haus in der Straße Saint-François führen.

Ende des vierten Theiles.

Der

ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Deutſch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Fünfter Theil.

Augsburg, 1845.
v. Jeniſch und Stage'ſche Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Der dreizehnte Februar.

Erſtes Kapitel.

Das Haus in der Straße Saint-François.

In die Straße Saint-Gervois durch die Straße Doré (im Marais) tretend, befand man ſich, zur Zeit dieſer Geſchichte, gegenüber einer ungemein hohen Mauer aus ſchwarzen und durch die Jahre verwitterten Steinen; dieſe Mauer, ſchier die ganze Länge dieſer öden Straße entlang ſich hindehnend, diente einer Terraſſe zur Widerlage, welche von hundertjährigen, auf dieſe Art gepflanzt das Straßenpflaſter um mehr als vierzig Fuß überragenden Bäumen umſchattet war; durch ihr dichtes Geäſte erſchienen der ſteinerne Giebel, das ſpitzige Dach, und die hohen Ziegelſchornſteine eines uralten Hauſes, deſſen Eingang in der Straße Saint-François, Nro. 3, nicht weit von der Ecke der Straße Saint-Gervais gelegen war. Es gab nichts trübſinnigeres, als das Aeußere dieſer Behauſung: auch auf dieſer Seite war eine ſehr hohe Mauer, durchbrochen von zwei oder drei ſchießſchartenförmigen, furchtbar vergitterten Lichtöffnungen. Ein Hausthor von maſſivem Eichenholze, mit Eiſen beſchlagen, mit gewaltigen Nägelköpfen geſtirnt, deſſen urſprüngliche Farbe ſeit langer Zeit unter einer dichten Kruſte von Schmutz, Staub und Roſt verſchwand, rundete ſich oben, und ſchmiegte ſich an den Bogen einer gewölbten Thüröffnung, einer tiefen Arcade gleich, von ſo mächtiger Dicke waren die Mauern; in dem einen der breiten Flügel dieſes maſſiven Thores, öffnete ſich eine zweite kleine Thüre, welche dem Juden Samuel, dem Aufſeher dieſes düſteren Hauſes, zum Eingange diente. Nach überſchrittener Schwelle kam man zu einer, durch das an die Straße ſtoſſende Gebäude gebildeten Wölbung. In dieſem Gebäude befand ſich Samuels Wohnung; die Fenſter gingen auf einen inneren, ſehr geräumigen, durch ein Gitter begrenzten Hof hinaus, hinter welchem man einen Garten ſah. In der Mitte dieſes Gartens erhob ſich ein zweiſtöckiges Haus von Bruchſteinen, ſo wunderlich erhöht, daß man eine Freitreppe, oder vielmehr eine Doppeltreppe von zwanzig Stufen erklimmen mußte, um zu der ſeit hundertundfünfzig Jahren vermauerten Eingangsthüre zu gelangen. Die Fenſterläden der Kreuzſtöcke dieſes Hauſes waren durch breite und dicke, hermetiſch verlöthete, und durch eiſerne in den Stein eingemauerte Rahmen befeſtigte Bleiplatten erſetzt worden. Noch mehr: um Luft und Licht vollſtändig abzuhalten, und auf dieſe Art jede innere oder äußere Beſchädigung zu verhüten, war das Dach mit dicken Bleiplatten bedeckt worden, ſo wie auch die Oeffnung der hohen, vorher verſtopften und vermauerten Ziegelſchornſteine. Man hatte das nämliche Verfahren zur Verſchließung eines kleinen, viereckigen, auf dem Firſte des Hauſes gelegenen Belvedere angewendet, ſein mit Fenſterſcheiben verſehenes Gehäuſe mit einer Art an das Dachwerk gelötheten Kappe überdeckend. Nur war, in Folge einer ſonderbaren Laune, jede der vier Bleiplatten, die, nach den vier Himmelsgegenden gewendet, die Seitenflächen dieſes Belvedere verhüllten, mit ſieben in Kreuzesform geordneten, kleinen runden Löchern durchbrochen, die man von Außen leicht erkannte. Ueberall ſonſt waren die verlötheten Füllungen der Kreuzſtöcke durchaus dicht. Vermöge dieſer Vorſichtsmaßregeln und des ſoliden Baues dieſes Hauſes, waren kaum einige äußere Ausbeſſerungen nöthig geworden, und die der Einwirkung der äußeren Luft völlig entzogenen Gemächer, mußten ſeit anderthalb Jahrhunderten eben ſo unverſehrt ſeyn, wie zur Zeit ihrer Verſchließung. Der Anblick riſſiger Mauern, wurmſtichiger und zerbrochener Fenſterläden, eines halb eingeſtürzten Dachwerkes, und von Mauerkraut durchrankter Kreuzſtöcke, wäre vielleicht minder trübſelig geweſen, als der Anblick dieſes ſteinernen, eiſen- und bleibeſchlagenen, wie ein Grab verwahrten Hauſes. Der gänzlich aufgegebene Garten, welchen der Aufſeher Samuel nur zum wochentlichen Nachſehen betrat, zeigte, beſonders im Sommer, ein unglaubliches Gewirr von Schmarotzerpflanzen und Geſträuchen. Die Bäume, ſich ſelbſt überlaſſen, hatten nach allen Richtungen hin getrieben, und ihre Zweige ineinander geflochten; einige entartete Weinſtöcke, durch Schößlinge fortgepflanzt, zuerſt auf dem Boden bis zum Fuße der Bäume kriechend, hatten dann deren Stämme erklimmt, umſchlungen, und über die höchſten Zweige das unentwirrbare Netz ihrer Ranken geworfen. Durch dieſen Urwald konnte man nur auf einem Fußpfade gelangen, vom Aufſeher angelegt, um vom Gitter in das Haus zu kommen, deſſen wegen des Ablaufes der Waſſer leicht geneigte Zugänge, in einer Breite von etwa zehn Fuß ſorgfältig mit Steinplatten belegt waren. Ein anderer kleiner, die Ringmauer entlang erhaltener Rundweg, wurde allnächtlich von zwei oder drei ungemein großen Pyrenäenhunden bewacht, deren treue Race ſich gleichfalls ſeit anderthalbhundert Jahren in dieſem Hauſe fortgepflanzt hatte. So war das den Abkömmlingen der Familie Rennepont zur Zuſammenkunft beſtimmte Gebäude beſchaffen.

Die Nacht, welche den 12. vom 13. Februar trennte, neigte ſich bald zu Ende. Die Windſtille war dem Sturme gefolgt; der Regen hatte aufgehört; der Himmel war rein, ſternenhell; der Mond, im Abnehmen, ſtrahlte im milden Glanze, und warf ein melancholiſches Licht auf dieſe verlaſſene, ſchweigſame Behauſung, deren Schwelle ſeit ſo vielen Jahren kein menſchlicher Fuß überſchritten hatte. Ein lebhafter Schimmer, durch eines von den Fenſtern der Wohnung des Aufſehers ſchlüpfend, zeigte, daß der Jude Samuel noch wach ſei. Man ſtelle ſich ein ziemlich weiträumiges Zimmer vor, von oben bis unten mit altem durch Alter braun, faſt ſchwarz gewordenen Getäfel von Nußbaumholz ausgelegt; zwei halb erloſchene Feuerbrände rauchen auf dem Herde inmitten erkalteter Aſche; auf dem Geſimſe dieſes ſteinernen granitgrau angeſtrichenen Kamines, ſteht man einen alten eiſernen Leuchter mit einem dünnen, von einem Löſchhütchen überragten Lichte, und daneben ein Paar doppelläufige Piſtolen und einen Hirſchfänger mit ſcharfgeſpitzter Klinge, deſſen ciſelirter Broncegriff dem ſiebenzehnten Jahrhunderte angehört; ferner war ein ſchwerer Karabiner an einen Pfeiler des Kamines gelehnt. Vier Schemel ohne Lehnen, ein alter Schrank von Eichenholz und ein viereckiger Tiſch mit gewundenen Füßen, waren die einzigen Meubeln dieſes Zimmers. An dem Getäfel hingen Schlüſſel von verſchiedener Größe in ſymetriſcher Reihe; ihre Form zeugte von ihrem Alter; an ihren Ringen waren ververſchiedene Bezeichnungszettel befeſtiget. Die geheime bewegliche Rückwand des alten Eichenholzſchrankes hatte man auf einer Fuge zur Seite geſchoben, und man gewahrte, in die Mauer eingeſetzt, einen breiten und tiefen eiſernen Kaſten, deſſen offener Deckel das wunderſame Getriebe eines jener florentiniſchen Schlöſſer des ſechzehnten Jahrhunderts zeigte, die beſſer als alle modernen Erfindungen der Erbrechung trotzten, und übergieß, nach den Anſichten jener Zeit, mittelſt eines dicken Unterfutters von Asbeſtleinwand, durch Golddrähte ziemlich weit von den Wänden des Kaſtens gehalten, im Falle eines Brandes die eingeſchloſſenen Gegenſtände unverbrennlich machten. Ein großes Käſtchen von Cedernholz, aus jenem Kaſten genommen und auf einen Schemel geſtellt, enthielt zahlreiche, ſorgfältig geordnete und mit Bezeichnungszetteln verſehene Papiere. Bei dem Scheine einer kupfernen Lampe iſt der alte Aufſeher Samuel beſchäftiget, in ein kleines Verzeichniß zu ſchreiben, was Bathſeba ſeine in einer Schreibtafel leſende Frau, ihm anſagt. Samuel war damals ungefähr zweiundachtzig Jahre alt, und ungeachtet dieſes hohen Alters, bedeckte ein Wald von grauen und krauſen Haaren ſeinen Kopf. Er war klein, mager, nervig, und die unwillkürliche Raſchheit ſeiner Bewegungen zeigte, daß die Jahre ſeine Energie und Thätigkeit nicht geſchwächt hatten, obwohl er in der Umgebung, wo er jedoch ſehr ſelten erſchien, ſich ſtellte, als wäre er faſt ein Kind, wie Rodin es auch dem Pater von Aigrigny geſagt hatte. Ein alter Schlafrock aus kaſtanienfarbenem Berkan mit weiten Aermeln, umhüllte den Greis gänzlich, und reichte bis auf ſeine Füße. Die Züge Samuel's zeigten das reine orientaliſche Gepräge ſeines Stammes: ſeine Geſichtsfarbe war matt und gelblich, ſeine Naſe adlerförmig, ſein Kinn von einem kleinen Büſchel weißer Barthaare umſchattet; ſeine hervorſpringenden Backenknochen warfen einen ziemlich harten Schatten auf ſeine hohlen und runzeligen Wangen. Seine Phyſiognomie war voll Intelligenz, Feinheit und Scharfſinn. Seine breite hohe Stirne verkündete Geradheit, Freimüthigkeit und Feſtigkeit; ſeine Augen, ſchwarz und glänzend wie die arabiſchen Augen, hatten einen durchdringenden und zugleich ſanften Blick. Seine Frau, Bathſeba, um fünfzehn Jahre jünger als er, war von hohem Wuchſe und durchaus ſchwarz gekleidet. Eine glatte Haube von geſtärktem Linon *), welche an den einfachen Kopfputz der ernſten holländiſchen Matronen erinnerte, umrahmte ihr bleiches und ſtrenges Geſicht, ehemals von ſeltener und hoher Schönheit, von einem ganz bibliſchen Character; einige Falten in der Stirne, die Folgen des faſt beſtändigen Runzelns ihrer grauen Augenbrauen, zeigten, daß dieſe Frau oft unter dem Gewichte tiefer Traurigkeit litt. Selbſt in dieſem Augenblicke verriethen Bathſeba's Züge einen unausſprechlichen Schmerz; ihr Blick war ſtarr, ihr Kopf auf ihre Bruſt geneigt; ihre rechte Hand, in der ſie eine kleine Schreibtafel hielt, hatte ſie auf ihre Knie ſinken laſſen; mit der andern Hand drückte ſie krampfhaft eine dicke Flechte von Haaren, ſchwarz wie Gagat, **) die ſie am Halſe trug. An dieſer dicken Haarflechte war eine goldene Schließe von der Größe eines Quadratzolles. Unter einer Kryſtallplatte, die ſie an der einen Seite wie ein Reliquienkäſtchen bedeckte, ſah man ein viereckig zuſammengelegtes, und faſt ganz mit dunkelrothen Flecken, der Farbe ſeit langer Zeit vertrockneten Blutes, beſpritztes Leinwandſtückchen.

---

*) Eine Art zarter, feiner Leinwand, beſonders in der Picardie gemacht. D. Ueb.

**) Bergwachs, ſchwarzes, glänzendes, elektriſches, polirbares Erdpech, das ehemals bei der aſiatiſchen Stadt Gaga in Lycien gegraben wurde.

D. Ueb.

Nach kurzem Schweigen, während deſſen Samuel in ſein Verzeichniß einſchrieb, ſagte er ganz laut, indem er wieder las, was er eben geſchrieben hatte: Andererſeits fünftauſend öſterreichiſche Metalliques zu tauſend Gulden, und unter dem Datum vom 19. Octb. 1826.

In Folge dieſer Aufzählung fügte Samuel bei, den Kopf erhebend, und zu ſeiner Frau gewendet: „Iſt's ſo richtig, Bathſeba? Haſt Du den Eintrag in der Schreibtafel verglichen?“

Bathſeba antwortete nicht. Samuel blickte ſie an, und da er ſie gramgebeugt ſah, ſagte er mit einem Ausdrucke beſorgter Zärtlichkeit zu ihr: „Was fehlt Dir? Mein Gott, was fehlt Dir?“

„Der 19. October 1826,“ antwortete ſie langſam, immer noch mit ſtarren Augen, und noch feſter in ihrer Hand die Flechte von ſchwarzen Haaren preſſend, welche ſie am Halſe trug. „Das iſt ein unglückſeliges Datum, Samuel, ſehr unglückſelig. Es iſt jenes des letzten Briefes, den wir erhalten haben von . . .“

Bathſeba konnte nicht fortfahren, ſie ſtieß einen tiefen Seufzer aus, und verbarg ihr Geſicht in ihren Händen.

„Ah! ich verſtehe Dich,“ erwiederte der Greis mit bewegter Stimme, „ein Vater kann durch ernſte Sorgen zerſtreut werden, aber, ach! das Herz einer Mutter bleibt immer wach."

Und ſeine Feder auf den Tiſch werfend, ſtützte Samuel betrübt ſeine Stirne auf die Hände. Bald erwiederte Bathſeba, wie mit ſchmerzlichem Wohlgefallen an dieſen peinlichen Erinnerungen: „Ja, dieſer Tag iſt der letzte, an welchem unſer Sohn, unſer Abel, uns aus Deutſchland geſchrieben hat, mit der Meldung, daß er die von hier mitgenommenen Gelder nach Deinen Anweiſungen verwendet habe, und daß er ſich wegen eines andern Unternehmens nach Polen begeben wolle."

„Und in Polen hat er den Tod eines Märtyrers gefunden," entgegnete Samuel, „ohne Grund, ohne Beweis; denn es war ganz falſch; man hat ihn ungerechterweiſe beſchuldiget, die Schmuggelei organiſirt zu haben, und der ruſſiſche Gouverneur, der ihn behandelte, wie man unſere Brüder in dieſem Lande grauſamer Tyrannei behandelt, hat ihn zur gräßlichen Qual der Knute verdammen laſſen, ohne ihn ſehen noch hören zu wollen. Wozu auch einen Juden hören? Was iſt ein Jude? Ein Geſchöpf, noch weit unter einem Leibeigenen. Wirft man ihnen in dieſem Lande nicht alle Laſter vor, welche die entwürdigende Knechtſchaft erzeugt, womit man ſie bedrückt? Ein unter dem Stocke ſterbender Jude! Wer möchte ſich darum bekümmern?"

„Und unſer armer Abel, ſo ſanft, ſo ehrlich, iſt unter der Peitſche geſtorben, halb aus Scham, halb aus Schmerz," ſagte Bathſeba ſchaudernd. „Einer unſerer polniſchen Brüder hat mit Mühe die Erlaubniß erhalten, ihn zu begraben. Er hat ſeine ſchönen ſchwarzen Haare abgeſchnitten und dieſe Haare mit dieſem Leinwandſtückchen, beſpritzt mit dem Blute unſers lieben Sohnes, iſt Alles, was uns von ihm bleibt," rief Bathſeba aus. Und krampfhaft bedeckte ſie die Haarflechte und das Reliquienkäſtchen mit Küſſen.

„Ach!" ſagte Samuel, ſeine Thränen trocknend, die gleichfalls dieſer herzzerreiſſenden Erinnerung gefloſſen waren, „der Herr hat uns wenigſtens unſer Kind erſt genommen, nachdem das von unſerer Familie ſeit anderthalb Jahrhunderten getreulich beſorgte Geſchäft ſich ſeinem Ende nahte. Wozu nützt fortan unſer Stamm auf der Erde?" fügte Samuel mit tiefer Bitterkeit hinzu, „iſt unſere Pflicht nicht erfüllt? Verſchließt nicht dieſer Kaſten ein königliches Vermögen? Wird nicht dieſes ſeit hundertundfünfzig Jahren vermauerte Haus, morgen den Nachkommen des Wohlthäters meines Großvaters geöffnet werden?" Dieſe Worte ſagend, wendete Samuel den Kopf traurig gegen das Haus, welches er von ſeinem Fenſter aus ſah. In dieſem Augenblicke brach die Morgenröthe an. Der Mond war eben untergegangen, das Belvedere, ſo wie das Dach und die Schornſteine, traten ſchwarz hervor gegen das düſtere Blau des geſtirnten Himmels. Plötzlich erblaßte Samuel, ſtand haſtig auf, und ſagte zu ſeiner Frau, indem er ihr das Haus wies, mit zitternder Stimme; „Bathſeba, die ſieben Lichtpunkte, wie vor dreißig Jahren . . . Sieh . . . Sieh! . . ." In der That, die ſieben runden, in Kreuzesform geordneten, ehemals in den Bleiplatten, welche die Fenſter des Belvedere bedeckten, angebrachten Oeffnungen, funkelten als ſieben Lichtpunkte, wie wenn Jemand von Innen zum Firſte des vermauerten Hauſes hinaufgeſtiegen wäre.

Zweites Kapitel.

Soll und Haben.

Während einiger Augenblicke blieben Samuel und Bathſeba regungslos, die Augen mit unruhigem Schrecken auf die ſieben Lichtpunkte geheftet, die im letzten Dunkel der Nacht auf dem Gipfel des Belvedere ſtrahlten, indeſſen am Horizonte, hinter dem Hauſe, ein blaßrother Schimmer die auftauchende Morgenröthe verkündigte. Samuel brach zuerſt das Schweigen, und ſagte zu ſeiner Frau, mit der Hand über ſeine Stirne fahrend: „Der Schmerz, welchen uns die Erinnerung an unſer armes Kind ſo eben verurſachte, hat uns verhindert, nachzudenken, und uns zu erinnern, daß im Grunde für uns nichts Erſchreckendes in dem liegt, was vorgeht."

„Was ſagſt Du, Samuel?"

„Hat mir mein Vater nicht erzählt, daß er und mein Großvater in langen Zwiſchenräumen öfter einen ſolchen Schimmer bemerkt hätten?"

„Ja, Samuel, aber ſie konnten ſich dieſen Schimmer eben ſo wenig erklären, wie wir.“

„Wir müſſen alſo glauben, wie mein Vater und mein Großvater, daß ein zu ihrer Zeit, wie auch jetzt noch, unbekannter Ausgang, Perſonen Zutritt gewährt, die gleichfalls irgend eine geheimnißvolle Pflicht in dieſem Hauſe zu vollziehen haben. Noch einmal, mein Vater hat mich verſtändiget, mich wegen dieſen ſeltſamen Umſtandes nicht zu beunruhigen, den er mir vorausgeſagt habe und der, ſeit dreißig Jahren, zum zweitenmale ſich erneuert.“

„Gleichviel Samuel, es erſchreckt, wie wenn es etwas Uebernatürliches wäre.“

„Die Zeit der Wunder iſt vorüber,“ ſagte der Jude, melancholiſch den Kopf ſchüttelnd, „viele alte Häuſer dieſes Stadtviertels haben unterirdiſche Verbindungen mit entfernten Punkten; einige ſagt man, reichen ſogar bis zur Seine und bis zu den Katakomben. Ohne Zweifel iſt dieſes Haus in einem gleichen Falle, und die Perſonen, welche ſo ſelten herkommen, treten auf dieſem Wege ein.“

„Aber das auch erleuchtete Belvedere.“

„Inhaltlich der Bemerkungen des Bauplanes weißt Du, daß dieſes Belvedere den Firſt oder die Kuppel des ſogenannten großen Trauerſaales bildet, der im letzten Stockwerke des Hauſes liegt. Da dort, wegen Verſchließung aller Fenſter, eine vollſtändige Finſterniß herrſcht, bedient man ſich nothwendigerweiſe des

Lichtes, um in jenen Trauerſaal hinaufzuſteigen, welcher, wie man ſagt, ſehr ſonderbare, ſehr unheimliche Dinge enthält,“ fügte der Jude ſchaudernd bei. Bathſeba ſchaute ſo aufmerkſam, wie ihr Mann, die ſieben Lichtpunkte an, deren Glanz nach Verhältniß des zunehmenden Tages ſchwächer wurde.

„Wie Du es ſagteſt, Samuel, das Geheimniß kann man auf dieſe Art erklären,“ verſetzte die Frau des Greiſes. „Uebrigens iſt dieſer Tag für die Familie von Rennepont ein ſo wichtiger Tag, daß unter ſolchen Umſtänden dieſe Erſcheinung uns nicht in Erſtaunen ſetzen ſoll.“

„Wobei zu bedenken iſt,“ erwiederte Samuel, „daß ſeit anderthalb Jahrhunderten dieſer Schimmer öfter erſchienen iſt! Es gibt alſo noch eine andere Familie, die von Geſchlecht zu Geſchlecht, wie die unſerige, der Erfüllung einer frommen Pflicht ſich geweiht hat.“

„Aber was für eine Pflicht iſt dieß? Vielleicht wird ſich heute Alles aufklären.“

„Komm, komm, Bathſeba,“ äußerte Samuel plötzlich, ſeinen Träumen ſich entreiſſend, und wie wenn er ſeinen Müſſiggang ſich zum Vorwurfe gemacht hätte, „der Tag iſt angebrochen, und vor acht Uhr muß dieſe Kaſſenüberſicht in's Reine gebracht, müſſen dieſe unermeßlichen Papierwerthe geordnet ſein,“ und er zeigte auf das große Käſtchen von Cedernholz, „damit ſie den Händen desjenigen, dem ſie von Rechtswegen gebühren, können verabfolgt werden.“

„Du haſt recht, Samuel; dieſer Tag gehört nicht uns, dieß iſt ein feierlicher Tag, und der ſchön wäre, o! ſehr ſchön für uns, wenn es für uns jetzt noch ſchöne Tage geben könnte,“ ſagte Bathſeba bitter, ihres Sohnes eingedenk.

„Bathſeba,“ ſagte Samuel traurig, ſeine Hand auf die Hand ſeiner Frau legend, „wir werden wenigſtens des ernſten Bewußtſeins erfüllter Pflicht uns erfreuen.“

„Iſt der Herr nicht ſehr gnädig gegen uns geweſen, obgleich uns ſchmerzlich prüfend durch den Tod unſers Sohnes? Iſt es nicht durch ſeine Vorſehung geſchehen, daß die drei Geſchlechter meiner Familie dieſes große Werk beginnen, fortſetzen und vollenden konnten?“

„Ja, Samuel,“ erwiederte liebreich die Jüdin, „und wenigſtens bei Dir werden ſich zu dieſem Bewußtſein Friede und Ruhe geſellen, denn wenn es zwölf Uhr ſchlagen wird, wirſt Du von einer ſehr ſchrecklichen Verantwortlichkeit befreit ſein.“ Und dieß ſagend, wies Bathſeba mit einer Geberde auf das Käſtchen von Cedernholz.

„Freilich,“ erwiederte der Greis, „ſehe ich dieſe unermeßlichen Reichthümer lieber in den Händen derjenigen, denen ſie gehören, als in den meinigen, aber heute noch werde ich nicht mehr ihr Verwahrer ſein, ich will alſo zum letztenmale den Beſtand dieſer Papierwerthe controliren, und dann wollen wir ihn nach meinem Verzeichniſſe und der Schreibtafel in Deiner Hand vergleichen.“

Bathſeba gab mit dem Kopfe ein bejahendes Zeichen, Samuel ergriff ſeine Feder wieder, und überließ ſich ſehr aufmerkſam ſeinen Kaſſenberechnungen; ſeine Frau verſank neuerdings, wider ihren Willen, in die peinlichen Erinnerungen, die ein verhängnißvolles Datum, ſie an den Tod ihres Sohnes mahnend, ſo eben erweckt hatte. Erzählen wir raſch die ſehr einfache, und dem Anſcheine nach doch ſo romanhafte, ſo merkwürdige Geſchichte dieſer fünfzigtauſend Thaler, welche, in Folge der Anhäufung und einer klugen, intelligenten und treuen Verwaltung, natürlicher oder vielmehr nothwendigerweiſe nach Ablauf von anderthalb Jahrhunderten zu einer weit größeren Summe anwachſen mußten, als zu vierzig Millionen, nach dem Ueberſchlage des Paters von Aigrigny, der, in dieſer Beziehung ſehr unvollſtändig aufgeklärt, und übrigens der unglücklichen Möglichkeiten eingedenk, der Verluſte, der Bankerotte, welche in ſo vielen Jahren die ſucceſſiven Verwahrer dieſer Gelder konnten getroffen haben, ſchon ungeheuer fand, die Summe von vierzig Millionen. Da die Geſchichte dieſes Vermögens nothwendig mit jener der Familie in Verbindung ſteht, ſo wird Samuel, der dieſe Gelder ſeit drei Generationen umgeſetzt hat, uns einige Worte von dieſer ſagen. Gegen das Jahr 1670, mehrere Jahre vor ſeinem Tode, hatte Herr Marius von Rennepont, zur Zeit einer Reiſe in Portugal, vermöge ſehr mächtiger Vermittler, einem unglücklichen, der Religion wegen von der Inquiſition zum Scheiterhaufen verurtheilten Juden, das Leben retten können. Dieſer Jude war **Iſaak Samuel**, Großvater vom Aufſeher des Hauſes in der Straße Saint-François. Hochherzige Menſchen werden oft den ihnen Dankpflichtigen wenigſtens eben ſo ſehr zugethan, als die Dankpflichtigen es ihren Wohlthätern ſind. Nachdem Herr von Rennepont ſich zunächſt überzeugt hatte, daß Iſaak, der zu Liſſabon ein kleines Wechſelgeſchäft betrieb, rechtſchaffen, thätig, arbeitſam, intelligent ſei, machte er, der damals große Beſitzungen in Frankreich hatte, dem Juden den Vorſchlag, ihn zu begleiten, und ſein Vermögen zu verwalten. Die Art von Abneigung und Mißtrauen, womit die Juden von jeher verfolgt wurden, war damals auf's Aeußerſte geſtiegen. Iſaak war alſo doppelt dankbar für den Beweis des Vertrauens, welchen ihm Herr von Rennepont gegeben hatte.

Er nahm das Anerbieten an, und gelobte ſich, von jenem Tage an ſein ganzes Daſein dem Dienſte desjenigen zu weihen, der, nachdem er ihm das Leben gerettet, auf ſeine Ehrlichkeit und Redlichkeit vertraute, obgleich er ein Jude ſey, und einem ſo allgemein beargwohnten, gehaßten und verachteten Stamme angehöre. Herr von Rennepont, ein hochherziger, einſichtsvoller und geiſtreicher Mann, hatte ſich in ſeiner Wahl nicht getäuſcht. Bis er ſeiner Güter entſetzt wurde, gediehen ſie wunderſam in Samuel's Händen, der, mit einem bewundernswerthen natürlichen Geſchicke zu Geſchäften begabt, es ausſchlüßlich zum Vortheile ſeines Herrn verwendete. Nun kamen die Verfolgung und der Untergang des Herrn von Rennepont, deſſen Güter confiſcirt, und den ehrwürdigen Vätern von der Geſellſchaft Jeſu, ſeinen Angebern, einige Tage vor ſeinem Tode überlaſſen wurden. In ſeinem Verſtecke verborgen, das er gewählt hatte, um dort ſein Leben gewaltſam zu enden, ließ er heimlich Iſaak Samuel dahin kommen, und übergab ihm 50,000 Thaler in Gold, die einzigen Trümmer ſeines früheren Vermögens; der treue Diener ſollte dieſe Summe anlegen, und die Intereſſen davon aufhäufen und unterbringen, ſodann einen Sohn, ihm die nämliche Verpflichtung übertragen; in Ermangelung eines Sohnes einen genügend redlichen Verwandten ſuchen, um dieſe Geſchäftsführung fortzuſetzen, womit übrigens eine anſtändige Vergütung verbunden war; dieſe Geſchäftsführung ſollte auf ſolche Art übergeben, und nach und nach bis zum Ablaufe von anderthalb Jahrhunderten fortgeſetzt werden. Herr von Rennepont hatte außerdem Iſaak gebeten, ſo lange er lebe der Aufſeher des Hauſes in der Straße Saint-François zu bleiben, wo er unentgeltlich wohnen könne, und dieſe Verrichtung ſeinen Nachkommen zu übertragen, wenn es möglich wäre. Selbſt wenn Iſaak Samuel keine Kinder bekommen hätte, würde der mächtige Geiſt der Geſammtheit, welcher oft gewiſſe Judenfamilien unter ſich verbündet, den letzten Willen des Herrn von Rennepont ausführbar gemacht haben. Die Verwandten Iſaaks würden ſich ſeiner Dankbarkeit gegen ſeinen Wohlthäter beigeſellt, und ſo, wie ihre nachfolgenden Geſchlechter, das einem der Ihrigen übertragene Geſchäft gewiſſenhaft vollzogen haben; aber Iſaak bekam einige Jahre nach dem Tode des Herrn von Rennepont einen Sohn.

Da dieſer Sohn, geboren im Jahre 1689, von ſeiner erſten Frau keine Kinder hatte, verheirathete er ſich wieder, in einem Alter von beinahe ſechzig Jahren, und im Jahre 1750 wurde ihm ein Sohn geboren: David Samuel, der Aufſeher des Hauſes in der Straße Saint-François, der im Jahre 1832 (zur Zeit dieſer Geſchichte) zweiundachtzig Jahre alt war, und eine eben ſo weit vorgerückte Lebensbahn zu erreichen verſprach, wie ſein im dreiundneunzigſten Jahre geſtorbener Vater; fügen wir ſchließlich bei, daß Abel Samuel, der Sohn, welchen Bathſeba ſo ſchmerzlich betrauerte, in einem Alter von ſechsundzwanzig Jahren unter der ruſſiſchen Knute geſtorben war.

Nach Erörterung dieſer beſcheidenen Genealogie wird man leicht begreifen, daß die lange Lebensdauer dieſer drei aufeinanderfolgenden Mitglieder der Familie Samuel, die nacheinander Aufſeher des vermauerten Hauſes geweſen waren, und ſo das neunzehnte Jahrhundert mit dem ſiebenzehnten verbanden, den Vollzug des letzten Willens des Herrn von Rennepont ganz beſonders vereinfacht und erleichtert hatte; von dieſem war übrigens dem Großvater Samuel's ausdrücklich erklärt worden, er wünſche, daß die Summe, die er zurücklaſſe, lediglich durch Beifügung der fünfprocentigen Intereſſen zum Kapitale vermehrt werde, damit dieſes Vermögen, rein von jeder gemeinen Speculation auf ſeine Nachkommen übergebe. Die Glaubensgenoſſen der Familie Samuel, erſte Erfinder des Wechſelbriefes, der ihnen im Mittelalter dazu diente, bedeutende Summen unbemerkt von dem einen Ende der Welt bis zum andern zu bringen, ihr Vermögen zu verheimlichen, und gegen die Raubſucht ihrer Feinde zu ſchützen, die Juden, ſagen wir, die faſt ganz allein den Wechſel- und Geldhandel bis zum Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts betrieben, halfen viel bei zu den geheimen Verhandlungen und Finanzoperationen der Familie Samuel, die, bis etwa zum Jahre 1820, immer ihre nach und nach unermeßlich gewordenen Gelder bei den reichſten iſraelitiſchen Bank- oder Wechſelhäuſern Europa's anlegte. Dieſe ſichere und verborgene Art zu verfahren, hatte dem gegenwärtigen Aufſeher in der Straße Saint-François geſtattet, ohne Jemand's Wiſſen, durch einfache Depoſiten oder Wechſel, ungeheure Geldumſätze zu bewirken; denn vorzüglich ſeit ſeiner Geſchäftsführung hatte die capitaliſirte Summe, durch die einzige Anhäufung, einen ſchier unberechenbaren Umfang erreicht, indeſſen ſein Vater, und insbeſondere ſein Großvater, im Vergleiche mit ihm, nur wenig Fonds zu beſorgen hatten.

Obgleich es ſich einfach nur darum handelte, fortwährend ſichere und unmittelbare Geldunterbringungs-Plätze zu finden, damit das Geld, ſo zu ſagen, nicht einen Tag liegen blieb, ohne Zinſen zu tragen, hatte es eines großen finanziellen Talentes bedurft, um zu dieſem Reſultate zu gelangen, vorzüglich als die Summe auf etwa fünfzig Millionen ſtieg; dieſes Talent bewährte der letzte, übrigens in der Schule ſeines Vaters unterrichtete Samuel, in einem hohen Grade, wie es die weiter unten entzifferten Erfolge zeigen werden. — Nichts erſcheint rührender, edler, achtungswerther, als das Benehmen der Mitglieder dieſer iſraelitiſchen Familie, welche, die von einem der Ihrigen eingegangene Dankbarkeitsverpflichtung gemeinſam übernehmend, ſich ſo viele Jahre lang mit eben ſo großer Uneigennützigkeit als Intelligenz und Redlichkeit, der langſamen Vergrößerung eines königlichen Vermögens ſich weihen, von dem ſie keinen Antheil erwarten, und das, durch ſie, rein und unermeßlich in die Hände der Nachkommen des Wohlthäters ihres Großvaters übergeben ſoll. — Nichts endlich iſt ehrenvoller für den Geächteten, der das Depoſitum macht, und für den Juden, der es empfängt, als dieſer einfache Austauſch des gegebenen Wortes, ohne eine andere Bürgſchaft, als wechſelſeitiges Vertrauen und Achtung, da es ſich um einen Erfolg handelt, der erſt nach Ablauf von hundert und fünfzig Jahren zum Vorſchein kommen ſoll . . .

Nachdem Samuel ſein Beſtandverzeichniß aufmerkſam wieder durchgeleſen hatte, ſagte er zu ſeiner Frau: „Ich bin von der Richtigkeit meiner Additionen überzeugt; ſey jetzt ſo gut, in der Schreibtafel, die Du in der Hand hältſt, die Angabe der Papierwerthe zu vergleichen, die ich ſo eben in dieſes Verzeichniß geſchrieben habe; ich will mir zugleich die Ueberzeugung verſchaffen, daß die Effecten in dieſem Käſtchen richtig geordnet ſind; denn ich muß dieſen Morgen alles dem Notar übergeben, wenn man das Teſtament öffnen wird."

„Fang an, mein Freund, ich folge Dir," ſagte Bathſeba.

Samuel las folgenden Stand, und beglaubigte ihn poſtenweiſe in der Kaſſe:

„Ueberſicht der Abrechnung für die Erben des Herrn von Rennepont, hergeſtellt von David Samuel:

Soll.

2,000,000 Fr. 5procentige franzöſiſche Renten, auf Namen und Inhaber eingeſchrieben, angekauft von **1825** bis **1832**, nach beigefügter Ueberſicht, zu einem Durchſchnittscurs von **99** Fr. **50** C.	**39,800,000** Fr.
900,000 Fr. **3**procentige Renten, in verſchiedenen Einſchreibungen, angekauft während der nämlichen Jahre zu einem Durchſchnittspreiſe von **74** Fr. **25** C.	**22,275,000** „
	Latus **62,075,000** Fr.

Transport	62,075,000 Fr.
5,000 Actien der Bank von Frankreich, gemeinſam angekauft zu 1900 Fr.	9,500,000 -
3,000 Actien der Vier-Kanäle, in einer Beſcheinigung der Depoſirung beſagter Actien bei der Geſellſchaft, angekauft zu einem Durchſchnitts-Curs von 1,115 Fr.	3,345,000 -
125,000 Dukaten, neapolitaniſche Renten, zum Durchſchnittscurs von 82 Fr. = 2,050,000 Dukaten, zu 4 Fr. 40 C. den Dukaten	9,020,000 -
5,000 öſterreichiſche Metalliques zu 1,000 fl., zum Durchſchnittscurs von 93 fl. = 4,650,000 fl., oder zum Wechſelcurs von 2 Fr. 50 C. den Gulden	11,625,000 -
75,000 Pfund Sterling, 3 procentige, engliſche conſolidirte Renten zu 88 3/4 = 2,218,750 Pfund Sterling, zu 25 Fr. das Pfund Sterl. . . .	55,468,750 -
1,200,000 fl. in 2 1/2 procentigen holländiſchen Integralen zu 60 Fr. = 28,860,000 fl. zu 2 Fr. 10 C. den holländiſchen Gulden	60,606,000 -
Ausgleichung in Bankbillets, Gold und Silber	535,250 -
Summa	212,175,000 Fr.

Haben.

150,000 Fr., empfangen von Herrn von Rennepont im Jahre 1682, durch Iſaak Samuel, meinen Großvater, und aufeinander folgend angelegt durch ihn, meinen Vater und mich, zu 5 procentigen Zinſen mit halbjähriger Abrechnung und Capitaliſirung der Zinſen, haben nach den beigefügten Rechnungen ergeben	**225,950,000** Fr.
Hievon ſind jedoch abzuziehen, nach dem beiliegenden Nachweiſe, für erlittene Verluſte bei Bankrotten, für Commiſſions- und Courtage-Gebühren, bezahlt an Verſchiedene, ſo wie auch für Beſoldungen der drei Generationen Geſchäftsführer	**13,775,000** -
	212,175,000 Fr.

Paris, am 12. Februar 1832.

„Richtig iſt's," ſagte Samuel, nachdem er die im Cedernholzkäſtchen aufbewahrten Effekten verglichen hatte. „Es bleibt in der Kaſſe zur Verfügung der Erben der Familie Rennepont, die Summe von zweihundert zwölf Millionen, einhundert fünf und ſiebenzig tauſend Franks." Und der Greis ſchaute ſeine Frau mit einem Ausdrucke wohl begründeten Stolzes an.

„Das iſt unglaublich!“ rief Bathſeba ganz erſtaunt aus; „ich wußte, daß Du unermeßliche Summen in Händen habeſt; aber nie hätte ich geglaubt, daß 150,000 Fr., vor hundertfünfzig Jahren zurückgelaſſen, die einzige Quelle dieſes ungeheuern Vermögens werden könnten.“

„Und doch ſind ſie die einzige Quelle, Bathſeba,“ erwiederte ſtolz der Greis. „Gewiß haben mein Großvater, mein Vater und ich, in der Verwaltung dieſer Gelder eben ſo viele Redlichkeit als Pünktlichkeit bethätiget; gewiß bedurfte es unſererſeits großen Scharfſinnes in der Wahl der Gelderanlegungsplätze zur Zeit der Revolution und der Handelscriſen; aber dieß war uns leicht, vermöge der Geſchäftsverbindungen mit unſern Glaubensgenoſſen in allen Ländern; allein nie haben weder ich noch die Meinigen uns erlaubt, Gelder zu Wucherzinſen auszuleihen, ja nicht einmal zu ſolchen, die nicht ein wenig unter dem geſetzlichen Zinsfuße ſtanden. Die ausdrücklichen Befehle des Herrn von Rennepont, von meinem Großvater übernommen, wollten es ſo, und es giebt kein reineres Vermögen auf der Welt, als dieſes. Ohne dieſe Uneigennützigkeit, und bloß durch Benützung einiger günſtigen Umſtände, würde die Ziffer von zweihundert zwölf Millionen vielleicht noch weit größer ausgefallen ſein.“

„Iſt dieß möglich? Mein Gott!“

„Es giebt nichts einfacheres, Bathſeba. Jedermann weiß, daß in vierzehn Jahren ein Capital durch die bloße Anhäufung und Wiederanlegung ſeiner Intereſſen zu fünf Procent verdoppelt wird; bedenke nun, daß in hundertfünfzig Jahren die vierzehn Jahre zehnmal enthalten ſind, daß dieſe urſprünglichen hundertfünfzigtauſend Franks auf dieſe Art verdoppelt, und das Verdoppelte immer wieder verdoppelt wurde; was Dein Erſtaunen erregt, wird Dir ganz einfach ſcheinen: im Jahre 1682 hat Herr von Rennepont meinem Großvater hundertfünfzigtauſend Franks anvertraut; dieſe Summe, ſo capitaliſirt, wie ich es Dir geſagt habe, mußte im Jahre 1696, vierzehn Jahre danach, 300,000 Fr. betragen. Dieſe, im Jahre 1710 verdoppelt, ſteigen auf 600,000 Fr. Bei dem Tode meines Großvaters, im Jahre 1719, betrug die rentirlich anzulegende Summe bereits faſt eine Million, ſie hätte entziffern müſſen: im Jahre 1724 zwölfhunderttauſend Franks; 1738: zwei Millionen viermal hunderttauſend Franks; 1752; zwei Jahre nach meiner Geburt, 4 Millionen 800,000 Fr.; 1766: 9 Millionen, 600,000 Fr.; 1780: 19 Millionen 200,000 Fr.; 1794: zwölf Jahre nach dem Tode meines Vaters, 38 Millionen 400,000 Fr.: 1808: 76 Millionen 800,000 Fr.; 1822: 153 Millionen 600,000 Fr; und heute mit Hinzuzählung der Zinſen, müßte ſie wenigſtens ungefähr 225 Millionen betragen. Aber Verluſte, Entwerthungen und unvermeidliche Koſten, worüber jedoch ein genauer Rechnungsnachweis hier beiliegt, haben dieſe Summe auf 212 Millionen 175,000 Fr. gemindert, die in Papierwerthen in dieſem Kaſten eingeſchloſſen ſind."

„Nun verſteh' ich Dich, mein Freund,“ verſetzte Bathſeba nachdenkend; „aber welche unglaubliche Macht liegt in der Anſammlung! Und was für bewundernswerthe Dinge könnte man mit ſchwachen Hülfsmitteln in der Gegenwart, für die Zukunft vollbringen!“

„Dieß iſt auch ohne Zweifel der Gedanke des Herrn von Rennepont geweſen; denn, wie mein Vater ſagte, der es von meinem Großvater hörte, war Herr von Rennepont einer der größten Männer ſeiner Zeit,“ erwiederte Samuel, das Käſtchen von Cedernholz verſchließend.

„Wolle Gott, daß ſeine Nachkommen dieſes königlichen Vermögens würdig ſeien, und einen edlen Gebrauch davon machen!“ ſagte Bathſeba aufſtehend. Der Tag war vollſtändig angebrochen: es ſchlug ſieben Uhr Morgens.

„Die Maurer werden bald kommen,“ ſagte Samuel indem er das Cedernholzkäſtchen wieder in den eiſernen Kaſten legte, welcher hinter dem Schranke von Eichenholz verſteckt war. „Wie Du, Bathſeba,“ fuhr er fort, „bin ich neugierig und unruhig, zu erfahren, wer die Nachkommen des Herrn von Rennepont ſind, welche ſich hier einfinden werden.“

Zwei oder drei mit dem eiſernen Klopfer kräftig geführte Schläge an das dicke Hofthor, erdröhnten im Hauſe. Das Gebell der wachenden Hunde antwortete auf dieſes Getöſe. Samuel ſagte zu ſeiner Frau: „Dieß ſind gewiß die Maurer, welche der Notar mit einem

Schreiber ſchickt; ich bitte Dich, mach aus allen dieſen Schlüſſeln mit ihren Bezeichnungszetteln einen Bund; ich komme hernach zurück, um ſie zu holen.“ Dieß ſagend, ging Samuel raſch die Treppe hinab, ungeachtet ſeines Alters, näherte ſich dem Thore, öffnete vorſichtig einen Schieber, und ſah drei Arbeitsleute in Maurerkleidern, begleitet von einem jungen Manne in ſchwarzem Anzuge.

„Was wollen Sie, meine Herren?“ fragte der Jude, bevor er aufſchloß, um ſich auch zu überzeugen, daß es die rechten Perſonen ſeien.

„Ich komme aus Auftrag des Herrn Notars Dumesnil,“ antwortete der Schreiber, „um der Eröffnung der vermauerten Thüre beizuwohnen; hier iſt ein Brief meines Herrn an Herrn Samuel, den Aufſeher des Hauſes.“

„Der bin ich, mein Herr,“ ſagte der Jude; „werfen Sie gefälligſt dieſen Brief in den Briefkaſten, aus dem ich ihn nehmen werde.“

Der Schreiber that, was Samuel wünſchte; aber er zuckte die Achſeln. Nichts ſchien ihm lächerlicher, als dieſes Verlangen des argwöhniſchen Greiſes. Der Aufſeher öffnete den Briefkaſten, nahm den Brief, ging an das Ende des Gewölbes, um ihn bei hellem Tageslichte zu leſen, und verglich ſorgfältig die Unterſchrift mit jener in einem andern Briefe des Notars, den er aus der Taſche ſeines weiten Oberrockes zog; dann, nach dieſen Vorſichtsmaßregeln, und nachdem er ſeine

Doggen an die Kette gelegt hatte, kam er endlich zurück, und öffnete den Thorflügel dem Schreiber und den Maurern.

„Zum Teufel, mein wackerer Mann," ſagte der Schreiber eintretend, „wenn es ſich darum handelte, das Thor einer Feſtung zu öffnen, ſo könnten nicht mehr Förmlichkeiten dabei angewendet werden."

Der Jude verbeugte ſich, ohne zu antworten.

„Sind Sie taub, mein Lieber?" ſchrie ihm der Schreiber in die Ohren.

„Nein, mein Herr," erwiederte Samuel, ſanft lächelnd, und trat einige Schritte aus dem Gewölbe; er fügte hinzu, auf das Haus weiſend:

„Hier, mein Herr, iſt die vermauerte Thüre, welche aufgemacht werden muß; es müſſen auch die eiſernen und bleiernen Rahmen vom zweiten Kreuzſtocke rechts abgelöſet werden."

„Warum ſollen nicht alle Fenſter geöffnet werden?" fragte der Schreiber.

„Weil die Befehle ſo lauten, die ich als Aufſeher dieſes Hauſes erhalten habe, mein Herr."

„Und wer hat Ihnen dieſe Befehle gegeben?"

„Mein Vater, mein Herr, dem ſie ſein Vater aus Auftrag des Beſitzers dieſes Hauſes ertheilt hat. Bin ich einmal nicht mehr der Aufſeher davon, und wird es in Beſitz des neuen Eigenthümers gekommen ſein, ſo mag dieſer nach ſeinem Gutdünken verfahren."

„Ja ſo," verſetzte der Schreiber ziemlich überraſcht.

Dann, gegen die Maurer gewendet, fügte er bei: „Das Uebrige geht Euch an, meine wackern Leute; macht die Thüre auf, und löſet die eiſernen Rahmen nur vom zweiten Kreuzſtocke rechts los!"

Während die Maurer unter Aufſicht des Schreibers des Notars ſich an die Arbeit machten, hielt ein Wagen vor dem Hausthore, und Rodin, von Gabriel begleitet, trat in das Haus in der Straße Saint-François.

Drittes Kapitel.

Der Erbe.

Samuel hatte Gabriel und Rodin das Thor geöffnet. Der Letztere ſagte zum Juden: „Sind Sie der Aufſeher dieſes Hauſes, mein Herr?"

„Ja, mein Herr," antwortete Samuel.

„Dieß iſt der Herr Abbé Gabriel von Rennepont," ſagte Rodin, auf ſeinen Gefährten weiſend, „ein Abkömmling der Familie von Rennepont."

„Ah! deſto beſſer, mein Herr," ſagte der Jude unwillkürlich, von Gabriel's engelgleichen Zügen überraſcht; denn den Adel und die Reinheit des Gemüthes des jungen Prieſters, las man in ſeinem Erzengelblicke, und auf ſeiner glatten und weißen, ſchon mit der Glorie des Märtyrers gekrönten Stirne.

Samuel ſchaute Gabriel mit einer Neugier voll

Wohlwollen und Theilnahme an; da er jedoch bald merkte, daß dieſe ſchweigende Betrachtung Gabriel verlegen machte, ſagte er zu ihm: „Der Notar, Herr Abbé, wird erſt um zehn Uhr kommen.“

Gabriel blickte ihn mit erſtaunter Miene an, und erwiederte: „Welcher Notar, mein Herr?“

„Vater von Aigrigny wird Ihnen dieß erklären,“ beeilte ſich Rodin zu ſagen, und fügte hinzu, gegen Samuel gewendet: „Wir ſind ein wenig zu früh daran. Könnten wir nicht irgendwo die Ankunft des Notars erwarten?“

„Wenn Sie ſich die Mühe nehmen wollen, in meine Wohnung zu kommen, ich will Sie hinbegleiten,“ ſagte Samuel.

„Ich danke Ihnen, mein Herr, und nehme Ihr Anerbieten an,“ antwortete Rodin.

„Wollen Sie mir alſo gefälligſt folgen, meine Herren,“ ſagte der Greis. Einige Augenblicke danach traten der junge Prieſter und der Socius, unter dem Vortritte Samuels, in eines von den Gemächern, welche dieſer gleichfalls im Erdgeſchoſſe des Gebäudes in der Straße bewohnte, das auf den Hof ging.

„Herr Abbé von Aigrigny, der des Herrn Gabriel Vormund geweſen, muß bald kommen, und nach uns fragen,“ fügte Rodin bei, „möchten Sie die Güte haben, mein Herr, ihn da herein zu führen?“

„Ich werde es nicht unterlaſſen,“ erwiederte Samuel fortgehend. Der Socius und Gabriel blieben allein.

Der anbetungswürdigen Sanftmuth; welche gewöhnlich den ſchönen Zügen des Miſſionärs einen ſo rührenden Zauber verlieh, folgte in dieſem Momente ein merkwürdiger Ausdruck von Traurigkeit, Entſchloſſenheit und Ernſt. Rodin, welcher Gabriel ſeit einigen Tagen nicht geſehen hatte, war über die Veränderung, die er an ihm gewahrte, ſehr beſtürzt; daher hatte er ihn während der Fahrt aus der Poſtſtraße in die Straße Saint-François ſchweigend beobachtet. Der junge Prieſter trug, wie gewöhnlich, einen langen ſchwarzen Prieſterrock, welcher die durchſichtige Bläſſe ſeines Geſichtes noch mehr hervortreten ließ. Als der Jude ſich entfernt hatte, ſagte er zu Rodin mit feſter Stimme: „Werden Sie mich endlich verſtändigen, mein Herr, warum es mir ſeit einigen Tagen unmöglich war, mit Seiner Hochwürden dem Pater von Aigrigny zu ſprechen, warum er dieſes Haus gewählt hat, um mir dieſe Unterredung zu gewähren?“

„Es iſt mir unmöglich, dieſe Fragen zu beantworten,“ entgegnete Rodin kalt. „Seine Hochwürden können nicht verfehlen, bald zu kommen; Dieſelben werden Sie hören. Alles was ich Ihnen ſagen kann, iſt: daß dieſe Unterredung unſerem hochwürdigen Pater eben ſo ſehr am Herzen liegt, wie Ihnen; wenn er dieſes Haus zu dieſer Unteredung gewählt hat, ſo geſchah's, weil Sie ein Intereſſe daran haben, ſich hier einzufinden. Sie wiſſen es wohl, obgleich Sie eine Art Erſtaunen erkünſtelt haben, als Sie den Aufſeher von einem Rodar ſprechen hörten.“ Dieß ſagend heftete Rodin einen forſchenden und anruhigen Blick auf Gabriel, deſſen Antlitz nur Ueberraſchung ausdrückte.

„Ich verſtehe Sie nicht,“ entgegnete er Rodin. „Welches Intereſſe kann ich haben, mich hier, in dieſem Hauſe, einzufinden?“

„Noch einmal, es iſt unmöglich, daß Sie es nicht wiſſen,“ erwiederte Rodin, immer mit Aufmerkſamkeit Gabriel betrachtend.

„Ich habe Ihnen geſagt, mein Herr, daß ich es nicht weiß,“ verſetzte dieſer, faſt verletzt von der Hartnäckigkeit des Socius.

„Und was hat Ihnen denn geſtern Ihre Adoptivmutter geſagt, als ſie zu Ihnen kam? Warum haben Sie ſich erlaubt, ſie ohne Ermächtigung des hochwürdigen Paters von Aigrigny zu empfangen, wie ich heute früh erfahren habe? Hat ſie nicht von gewiſſen Familienpapieren geſprochen, die ſie bei Ihnen fand, als ſie Sie annahm?“

„Nein, mein Herr,“ ſagte Gabriel. „Damals wurden jene Papiere dem Beichtvater meiner Adoptivmutter zugeſtellt, und ſpäter ſind ſie in die Hände des hochwürdigen Paters von Aigrigny gekommen. Zum erſtenmale, ſeit ſehr langer Zeit, hör' ich von dieſen Papieren ſprechen.“

„Alſo! Sie behaupten, daß nicht deßwegen Françoiſe Baudoin geſtern gekommen iſt, um mit Ihnen zu ſprechen?“ erwiederte Rodin beharrlich, langſam ſeine Worte betonend.

„Zum zweitenmale nun, mein Herr, ſcheinen Sie an dem zu zweifeln, was ich behaupte,“ verſetzte ſanft der junge Prieſter, eine Regung der Ungeduld unterdrückend. „Ich verſichere Ihnen, daß ich die Wahrheit rede.“

„Er weiß nichts,“ dachte Rodin; denn er kannte Gabriel's Aufrichtigkeit zur Genüge, um nach einer ſo beſtimmten Erklärung noch den mindeſten Zweifel zu hegen.

„Ich glaube Ihnen,“ fuhr der Socius fort. „Ich war auf dieſen Gedanken durch die Erwägung verfallen, welcher Grund wichtig genug hätte ſeyn können, Sie zur Uebertretung der Befehle des hochwürdigen Paters von Aigrigny hinſichtlich der unbedingten Abgeſchiedenheit zu verleiten, die er Ihnen aufgetragen, eine Abgeſchiedenheit, welche jeden äußeren Verkehr ausſchloß. Noch mehr, gegen alle Regeln unſeres Hauſes haben Sie ſich erlaubt, Ihre Thüre zu verſchließen, die immer offen oder halbgeöffnet bleiben ſoll, damit die wechſelſeitige Ueberwachung zwiſchen uns, die uns anbefohlen iſt, leichter geſchehen könne. Ich hatte mir Ihre großen Verſtöſſe gegen die Disciplin nur durch die Nothwendigkeit einer ſehr wichtigen Unterredung mit Ihrer Adoptivmutter erklärt.“

„Mit einem Prieſter und nicht mit ihrem Adoptivſohne, hat Madame Baudoin zu ſprechen gewünſcht,“ antwortete Gabriel ernſt, „und ich glaubte ſie hören zu können; wenn ich meine Thüre verſchloſſen habe, ſo geſchah es, weil es ſich um eine Beichte handelte.“

„Und was hatte Ihnen denn Françoiſe Baudoin ſo Dringendes zu beichten?“

„Dieß werden Sie ſogleich erfahren, wenn ich es Seiner Hochwürden ſagen werde, inſoferne es ihm beliebt, daß Sie mich hören,“ erwiederte Gabriel.

Dieſe Worte wurden vom Miſſionär mit einem ſo entſchiedenen Tone geſprochen, daß ein ziemlich langes Schweigen darauf folgte. Wir müſſen den Leſer daran erinnern, daß Gabriel von ſeinen Oberen bisher in der vollſtändigſten Unwiſſenheit hinſichtlich der Wichtigkeit der Familienintereſſen gehalten wurde, welche ſeine Anweſenheit in der Straße Saint-François erforderten. Am vorigen Tage hatte Françoiſe Baudoin, in Schmerz verſunken, nicht daran gedacht, ihm zu ſagen, daß auch die Waiſen bei dieſer Zuſammenkunft ſich einfinden ſollten, und hätte ſie übrigens auch daran gedacht, ſo würden Dagobert's ausdrückliche Anempfehlungen ſie verhindert haben, mit dem jungen Prieſter von dieſer Angelegenheit zu ſprechen. Gabriel wußte alſo durchaus nichts von den Familienbanden, beſtehend zwiſchen ihm und den Töchtern des Marſchalls Simon, dem Fräulein von Cardoville, Herrn Hardy, dem Prinzen Djalma und Couche-tout-Nu; mit einem Worte, wenn man ihm damals eröffnet hätte, daß er der Erbe des Herrn Marius von Rennepont ſei, ſo würde er ſich für den einzigen Abkömmling dieſer Familie gehalten haben. Während des kurzen Schweigens, welches auf ſein Geſpräch mit Robin folgte, ſah Gabriel durch die Fenſter des Erdgeſchoſſes den Arbeiten der Maurer zu, welche beſchäftiget waren, die Thüre von den Steinen freizumachen, mit denen ſie vermauert war. Als dieſe erſte Verrichtung zu Ende war, machten ſie ſich ſodann an die Entfernung der Eiſenſtangen, welche eine Bleiplatte auf dem äußern Theile der Thüre feſthielten. In dieſem Augenblicke trat Pater von Aigrigny, von Samuel begleitet, in das Zimmer. Bevor Gabriel ſich ümwendete, hatte Rodin Zeit, ganz leiſe zu Seiner Hochwürden zu ſagen: „Er weiß nichts, und der Indier iſt nicht mehr zu fürchten.“

Ungeachtet der erkünſtelten Ruhe des Paters von Aigrigny, waren ſeine Züge blaß und verzerrt, wie jene eines Spielers, der auf dem Punkte ſteht, eine Partie von außerordentlicher Wichtigkeit ſich entſcheiden zu ſehen. Bisher begünſtigte Alles die Anſchläge ſeiner Geſellſchaft; aber er dachte nicht ohne Schrecken an die vier Stunden, welche noch übrig blieben, um den verhängnißvollen Termin zu erwarten. Als Gabriel ſich umgewendet hatte, ſagte Pater von Aigrigny mit einem liebreichen und herzlichen Tone zu ihm, indem er ſich ihm näherte, das Lächeln auf den Lippen und die Hand reichend: „Mein lieber Sohn, es hat mir viel gekoſtet, Ihnen bis zu dieſem Augenblicke die Unterredung zu verweigern, welche Sie ſeit Ihrer Rückkehr wünſchten; nicht minder iſt es mir peinlich geweſen, Sie zu einer Abgeſchiedenheit auf einige Tage zu verpflichten. Obgleich ich Ihnen keine Erklärung hinſichtlich deſſen ſchuldig bin, was ich Ihnen befehle, ſo will ich Ihnen doch ſagen, daß ich nur in Ihrem Intereſſe gehandelt habe.“

„Ich muß Eurer Hochwürden glauben,“ antwortete Gabriel, ſich verbeugend.

Der junge Prieſter fühlte wider ſeinen Willen eine dunkle Anwandlung von Furcht; denn bis zu ſeiner Abreiſe als Miſſionär nach Amerika, hatte Pater von Aigrigny, in deſſen Händen er die furchtbaren Gelübde abgelegt hatte, die ihn unwiderruflich an die Geſellſchaft Jeſu ketteten, einen jener ſchrecklichen Einflüße auf ihn ausgeübt, welche, nur durch Despotismus, Unterdrückung und Einſchüchterung wirkend, alle lebendigen Kräfte der Seele lähmen, und ſie träge, zitternd und erſchreckt hinterlaſſen. Die Eindrücke der erſten Jugend ſind unauslöſchbar, und dieß war das erſtemal ſeit ſeiner Rückkehr aus Amerika, daß Gabriel mit Pater von Aigrigny wieder zuſammen kam; daher bedauert Gabriel, obgleich er ſeinen gefaßten Entſchluß nicht wanken fühlte, daß er nicht, wie er gehofft, in einer freimüthigen Unterredung mit Agricola und Dagobert, neue Kräfte habe ſchöpfen können. Pater von Aigrigny kannte die Menſchen zu gut, um nicht die Gemüthsbewegung des jungen Prieſters bemerkt, und ihre Veranlaſſung durchſchaut zu haben. Dieſer Eindruck ſchien ihm ein günſtiges Vorzeichen; er verdoppelte alſo ſeine Verführung, ſeine Zärtlichkeit und Anmuth, mit dem Vorbehalte, wenn es damit mißlänge, eine andere Maske vorzuſtecken. Er ſagte zu

Gabriel, indem er ſich ſetzte, während dieſer, wie auch Rodin, ehrerbietig ſtehen blieb: „Sie wünſchen, mein lieber Sohn, eine ſehr wichtige Unterredung mit mir zu haben?“

„Ja, mein Vater,“ erwiederte Gabriel, wider ſeinen Willen die Augen niederſchlagend vor dem glänzenden und großen grauen Augen ſeines Obern.

„Auch ich habe Ihnen Dinge von großem Intereſſe mitzutheilen; hören Sie mich alſo zuerſt, hernach werden Sie ſprechen.“

„Ich höre Sie an, mein Vater.“

„Es ſind ungefähr zwölf Jahre, mein lieber Sohn,“ ſagte Vater von Aigrigny wohlwollend, „daß der Beichtvater Ihrer Adoptivmutter, durch die Vermittlung des Herrn Rodin ſich an mich wendend, meine Aufmerkſamkeit auf Sie lenkte, indem er mit mir von den erſtaunlichen Fortſchritten ſprach, die Sie in der Schule der Brüder machten; ich erfuhr in der That, daß Ihre vortreffliche Aufführung, Ihr ſanfter und beſcheidener Character, Ihre frühreife Intelligenz, der zärtlichſten Theilnahme würdig wären; von dieſem Augenblicke an, verweilten die Augen auf Ihnen; nach einiger Zeit, da ich ſah, daß Sie nicht unwürdig wurden, ſchien es mir, daß Sie zu etwas Anderem berufen ſeien, als zu einem Handwerker; man verſtändigte ſich mit Ihrer Adoptivmutter, und durch meine Sorge wurden Sie in eine der Schulen unſerer Geſellſchaft unentgeltlich aufgenommen; ſo laſtete eine Bürde weniger auf der vortrefflichen Mutter, welche Sie adoptirt hatte, und ein Kind, welches ſchon große Hoffnungen erregte, empfing durch unſere väterliche Sorgfalt alle Wohlthaten einer religiöſen Erziehung. Iſt dieß nicht wahr, mein lieber Sohn?"

„Das iſt wahr, mein Vater," erwiederte Gabriel, die Augen niederſchlagend.

„Nach dem Verhältniſſe Ihres Heranwachſens, entwickelten ſich in Ihnen ausgezeichnete und ſeltene Vorzüge; Ihr Gehorſam, Ihre Sanftmuth vorzüglich, waren muſterhaft; Sie machten reiſſend ſchnelle Fortſchritte in Ihren Studien. Ich wußte damals nicht, welcher Laufbahn Sie ſich dereinſt widmen wollten. Jedenfalls aber war ich überzeugt, daß Sie, unter allen Verhältniſſen Ihres Lebens, immer ein vielgeliebter Sohn der Kirche bleiben würden. Ich hatte mich in meinen Hoffnungen nicht getäuſcht, oder vielmehr Sie haben ſie, mein lieber Sohn, weit übertroffen. Durch eine freundſchaftliche Anvertrauung erfahrend, daß Ihre Adoptivmutter ſehnlichſt wünſchte, Sie möchten in den geiſtlichen Stand treten, haben Sie auf eine edelmüthige und religiöſe Weiſe dem Wunſche der vortrefflichen Frau entſprochen, der Sie ſo viel verdankten. Wie aber der Herr immer gerecht iſt in ſeinen Belohnungen, wollte er, daß der rührendſte Beweis von Dankbarkeit, den Sie Ihrer Adoptivmutter geben konnten, Ihnen zu gleicher Zeit auf eine göttliche Art zum Vortheile gereiche, weil er Sie bewog, unter die ſtreitenden Mitglieder unſerer heiligen Kirche zu treten."

Bei dieſen Worten des Paters von Aigrigny, konnte

Gabriel eine Regung nicht unterdrücken, indem er ſich an die ſchmerzlichen Anvertrauungen von Françoiſe erinnerte; aber er faßte ſich, während Rodin, der ſich ſtehend mit den Elbogen auf die Ecke des Kamines lehnte, fortfuhr, ihn mit einer ſonderbaren und beharrlichen Aufmerkſamkeit zu betrachten. Der Pater von Aigrigny fuhr fort:

„Ich verhehle es Ihnen nicht, mein lieber Sohn, Ihr Entſchluß freute mich überaus; ich erblickte in Ihnen eines der künftigen Lichter der Kirche, und ich war eiferſüchtig darauf, es in der Mitte unſerer Geſellſchaft leuchten zu ſehen. Sie haben unſere ſo ſchweren, ſo peinlichen, ſo zahlreichen Prüfungen muthig beſtanden; Sie wurden würdig erachtet, uns anzugehören, und nachdem Sie in meine Hände einen unwiderruflichen und heiligen Eid geleiſtet hatten, der Sie zur größeren Ehre Gottes an unſere Geſellſchaft auf immer bindet, haben Sie gewünſcht, dem Aufrufe unſers Heiligen Vaters, den Seelen vom guten Willen, zu entſprechen, und als Miſſionär den Barbaren den katholiſchen Glauben zu predigen.*) Obgleich es uns ſchmerzlich fiel, von unſerem lieben Sohne uns zu trennen, mußten wir doch ſo gottſeligen Wünſchen beitreten; Sie ſind abgereiſet als ein demüthiger Miſſionär, Sie ſind zu uns zurückgekommen als ein glorreicher Märtyrer, und mit vollem Rechte ſind wir ſtolz darauf, Sie zu den Unſerigen zu zählen. Dieſe flüchtige Darſtellung der Vergangenheit war nothwendig, mein lieber Sohn, um auf das zu kommen, was folgt; denn es handelt ſich darum, wenn dieß möglich wäre, die Bande, welche Sie an uns knüpfen, noch feſter zu ziehen. Hören Sie mich alſo wohl an, mein lieber Sohn; dieß iſt vertraulich und von hoher Wichtigkeit, nicht nur für Sie, ſondern auch für unſere Geſellſchaft."

---

*) Die Jeſuiten anerkennen die Initiative des Papſtes in Bezug auf ihre Geſellſchaft nur hinſichtlich der Miſſionen. C. S.

„Dann mein Vater," rief Gabriel raſch aus, den Pater von Aigrigny unterbrechend, „kann ich, darf ich Sie nicht anhören!"

Und der junge Prieſter wurde blaß; man ſah an der Verſtörung ſeiner Züge, daß ein heftiger Kampf in ihm vorging; aber ſchnell ſeiner frühern Entſchloſſenheit wieder mächtig, hob er die Stirne empor, und fuhr fort, einen zuverſichtlichen Blick auf den Pater von Aigrigny und auf Rodin werfend, die vor Beſtürzung ſtumm einander anſchauten: „Ich wiederhole es Ihnen, mein Vater, wenn es ſich von vertraulichen Angelegenheiten, auf die Geſellſchaft bezüglich, handelt, iſt es mir unmöglich, Sie anzuhören."

„In Wahrheit mein lieber Sohn, Sie verurſachen mir ein tiefes Erſtaunen. Was fehlt Ihnen, mein Gott! Ihre Züge ſind verſtört, Ihre Gemüthsbewegung iſt ſichtbar. Laſſen Sie hören, reden Sie ohne Furcht. Warum können Sie mich nicht mehr anhören?"

„Ich kann es Ihnen nicht ſagen, mein Pater, bevor auch ich Ihnen die Vergangenheit raſch dargeſtellt habe, ſo wie ich ſeit einiger Zeit Anlaß fand, ſie zu beurtheilen. Sie werden dann begreifen mein Pater, daß ich kein Recht mehr auf Ihre Anvertrauungen habe, da ohne Zweifel bald ein Abgrund uns trennen wird."

Es iſt unmöglich den Blick zu ſchildern, den bei dieſen Worten Gabriel's, Rodin und der Pater von Aigrigny wechſelten; der Socius begann an ſeinen Nägeln zu kauen, ſein zornſprühendes Schlangenauge auf Gabriel heftend; der Pater von Aigrigny wurde erdfahl; ſeine Stirne bedeckte ſich mit einem kalten Schweiße. Er fragte ſich mit Schrecken, ob, im Augenblicke des Zielerreichens, das Hinderniß von Gabriel kommen würde, zu deſſen Gunſten alle Hinderniſſe waren entfernt worden. Dieſer Gedanke war in Verzweiflung ſetzend. Dennoch faßte ſich der hochwürdige Pater bewundernswürdig, blieb ruhig, und antwortete mit liebreicher Salbung: „Es iſt mir unmöglich zu glauben, mein lieber Sohn, daß Sie und ich jemals durch einen Abgrund getrennt ſeien, wenn nicht durch den Abgrund des Schmerzes, den mir irgend ein ſchwerer, gegen Ihr Seelenheil gerichteter Schlag verurſachen würde; doch ſprechen Sie, ich höre Sie."

„Es ſind in der That zwölf Jahre, mein Pater, —" erwiederte Gabriel mit feſter Stimme, und nach und nach ſich ermuthigend, — „daß ich durch Ihre Güte in ein Collegium der Geſellſchaft Jeſu getreten bin. Ich

trat in daſſelbe liebend, loyal und vertrauend. Wie hat man gleich Anfangs dieſe koſtbaren Antriebe der Kindheit ermuthiget? Hören Sie: Am Tage meiner Ankunft ſagte der Obere zu mir, indem er mir zwei Kinder bezeichnete, die etwas älter waren, als ich:
„„Dieß ſind die Genoſſen, denen Du den Vorzug geben
„„wirſt; Ihr werdet immer alle Drei miteinander ſpazieren
„„geben; die Hausordnung verbietet jedes Geſpräch
„„zwiſchen zwei Perſonen; dieſe Ordnung will auch, daß
„„Du aufmerkſam anhöreſt, was Deine Gefährten reden,
„„um es mir hinterbringen zu können; denn dieſe lieben
„„Kinder können, wider ihr Wiſſen, böſe Gedanken
„„haben, oder ſich vornehmen, Fehler zu begehen, wenn
„„Du nun Deine Kameraden liebſt, mußt Du mich von
„„den ſchlimmen Beſtrebungen derſelben in Kenntniß ſetzen,
„„damit meine väterlichen Vorſtellungen, ihren Fehlern
„„zuvorkommend, ihnen die Strafe erſparen; es iſt beſſer,
„„dem Uebel vorzubeugen, als es zu beſtrafen.““

„Das ſind in der That, mein lieber Sohn,“ ſagte der Pater von Aigrigny, die Regeln in unſern Ordenshäuſern und die Sprache, die man gegen alle Zöglinge führt, welche in ſie treten.“

‚Ich weiß es, mein Vater,“ erwiederte Gabriel bitter, „daher belauerte ich drei Tage danach, ich armes unterwürfiges und leichtgläubiges Kind, treuherzig meine Kameraden, hörte ihre Geſpräche an und merkte ſie mir, und hinterbrachte ſie dem Obern, der mir zu meinem Eifer Glück wünſchte. Was man zu thun mich verleitete, war unwürdig, und doch, Gott weiß es, glaubte ich eine Pflicht chriſtlicher Liebe zu erfüllen; ich war glücklich, den Befehlen eines Obern zu gehorchen, den ich ehrte, und deſſen Worte ich, in meinem kindlichen Glauben, anhörte, als hätte ich Gottes Worte angehört. Späterhin, eines Tages, da ich einer Verletzung der Hausordnung mich ſchuldig gemacht hatte, ſagte der Obere zu mir: „„Mein Kind, Du haſt eine ſtrenge Strafe verdient; aber ſie ſoll Dir erlaſſen werden, wenn es Dir gelingt, einen Deiner Kameraden auf dem nämlichen Vergeben zu ertappen, das Du begangen haſt.““ *) Und aus Furcht, daß ungeachtet meines Zutrauens und blinden Gehorſames dieſe Ermuthigung zu der auf perſönliches Intereſſe geſtützten Angebung, mir ſchmachvoll ſcheinen möchte, fügte der Obere hinzu: „„Ich ſpreche mit Dir, mein Kind, im Intereſſe des Seelenheiles Deines Kameraden; denn wenn er der Beſtrafung entginge, würde er ſich durch Ungeſtraftheit an das Böſe gewöhnen; ertappt man ihn nun auf dem Vergehen, und ziehſt Du ihm eine heilſame Züchtigung zu, ſo wirſt Du den doppelten Vortheil haben, zu ſeinem Seelenheile beizutragen, und Dich von einer verdien-

---

*) Dieſe Verpflichtungen zum Spioniren, und dieſe abſcheulichen Anreizungen zur Angebung, ſind die Grundlage der von den hochwürdigen Vätern gegebenen Erziehung.

C. S.

den Strafe zu befreien, deren Erlaſſung Dein Eifer für Deinen **Nächſten** Dir verſchaffen wird.““

„Gewiß,“ verſetzte der Pater von Aigrigny, immer beſtürzter über Gabriel's Sprache, „und in Wahrheit mein lieber Sohn, iſt dieß Alles übereinſtimmend mit der in unſern Collegien befolgten Regel, und mit den Gewohnheiten der Mitglieder unſerer Geſellſchaft: „„die ſich wechſelſeitig angeben, unbeſchadet der gegenſeitigen Zuneigung und chriſtlichen Liebe, und zu ihrem größeren geiſtigen Fortſchreiten, vorzüglich wenn der Obere es zur größern Ehre Gottes angeordnet oder verlangt hat.““*)

„Ich weiß es,“ rief Gabriel aus, „ich weiß es; es geſchah im Namen deſſen, was den Menſchen das Theuerſte und Heiligſte iſt, daß man mich ſo zum Böſen ermuthigte.“

„Mein lieber Sohn,“ ſagte Pater von Aigrigny, und ſuchte unter dem Anſcheine verletzter Würde ſeinen geheimen und ſteigenden Schrecken zu verbergen, „dieſe Worte, von Ihnen zu mir geſprochen ſind wenigſtens befremdend.“

In dieſem Momente verließ Rodin den Kamin, auf welchem er lehnte, und begann im Zimmer auf und ab zu gehen mit nachdenkender Miene, aber ohne aufzuhören, an ſeinen Nägeln zu kauen.

---

*) Dieß Alles iſt wörtlich aus den Constitutiones des Jésuites gezogen. Examen général. Theil 2. Seite 29. (Ausgabe: Paulin. 1843.)

„Es iſt mir ſchmerzlich,“ fügte der Pater von Aigrigny hinzu, „gezwungen zu ſein, Sie zu erinnern, mein lieber Sohn, daß Sie die Erziehung, welche Sie erhielten, uns zu verdanken haben.

„So waren ihre Früchte, mein Pater,“ entgegnete Gabriel. „Bis zu jener Zeit, hatte ich die andern Kinder mit einer Art von Uneigennützigkeit belauert, aber die Befehle des Obern hatten mich zu einem weiteren Schritte auf dieſem unwürdigen Wege getrieben. Ich war Angeber geworden, um einer verdienten Strafe zu entgehen. Und ſo groß waren mein Glaube, meine Demuth, mein Vertrauen, daß ich mich daran gewöhnte, mit Unſchuld und Treuherzigkeit eine doppelt verhaßte Rolle zu ſpielen: einmal jedoch, ich geſteh's gequält von undeutlichen Gewiſſenszweifeln, den letzten Regungen edelmüthiger Gefühle, die man in mir erſtickte, fragte ich mich, ob der religiöſe Zweck chriſtlicher Liebe, den man dieſen Angebungen, dieſem beſtändigen Spioniren unterſchob, genüge, um mich frei zu ſprechen; ich theilte meine Beſorgniſſe dem Oberen mit; er antwortete mir, daß ich nicht zu unterſcheiden, ſondern zu gehorchen hätte, und daß ihm allein die Verantwortlichkeit für meine Handlungen obliege.“

„Fahren Sie fort, mein lieber Sohn,“ ſagte der Pater von Aigrigny, unwillkürlich von einer tiefen Betrübniß ergriffen; „ach! ich hatte recht, mich Ihrer Reiſe nach Amerika widerſetzen zu wollen.“

„Und die Vorſehung hat gewollt, daß in dieſem neuen, fruchtbaren und freien Lande, durch einen ſonderbaren Zufall über Gegenwart und Vergangenheit aufgeklärt, meine Augen ſich endlich öffnen ſollten,“ rief Gabriel aus. „Ja, in Amerika war's, wo ich, aus dem finſtern Hauſe gekommen, wo ich ſo viele Jahre meiner Jugend verlebt hatte, und nun zum Erſtenmale der göttlichen Majeſtät Aug' im Auge gegenüber mich befindend, inmitten ungeheurer Wildniſſe, die ich durcheilte, von ſo viel Herrlichkeit und Größe überwältiget, geſchworen habe …“ Gabriel unterbrach ſich, und fuhr fort: „Sogleich, mein Vater, werde ich über meinen Schwur mich erklären; aber glauben Sie mir,“ fügte der Miſſionär mit einem überaus ſchmerzlichen Ausdrucke hinzu, „es war ein ſehr fataler, ſehr trauriger Tag, an dem ich das, was ich während ſo langer Zeit geprieſen und verehret hatte, fürchten und anklagen mußte. O! ich verſichere Ihnen, mein Vater,“ ſetzte Gabriel mit thränenfeuchten Augen bei, „daß ich damals nicht über mich allein geweint habe.“

„Ich kenne die Güte Ihres Herzens, mein lieber Sohn,“ verſetzte der Pater von Aigrigny, dem ein Hoffnungsſchimmer tagte, als er Gabriel's Gemüthsaufregung ſah; „ich fürchte, daß Sie irre geführt wurden; aber vertrauen Sie uns, als Ihren geiſtlichen Vätern, und ich hoffe, wir werden Ihren leider erſchütterten

Glauben wieder befeſtigen, wir werden die Finſterniſſe zerſtreuen, die Ihre Augen verdunkelt haben; denn, ach! mein lieber Sohn, in Ihrer Einbildung werden Sie einige Irrlichter für den reinen Glanz des Tages . . . gehalten haben. Fahren Sie fort!“

Während der Pater von Aigrigny ſo ſprach, blieb Rodin ſtehen, zog eine Schreibtafel aus ſeiner Taſche, und ſchrieb einige Bemerkungen. Gabriel wurde immer bläſſer und bewegter; er bedurfte eines großen Muthes, ſo zu ſprechen, wie er ſprach; denn ſeit ſeiner Reiſe nach Amerika hatte er die furchtbare Gewalt der Geſellſchaft kennen gelernt; aber da dieſe Erwähnung des Vergangenen, von dem Standpunkte einer aufgeklärteren Gegenwart aus in's Auge gefaßt, für den jungen Prieſter die Entſchuldigung, oder vielmehr die Urſache des Entſchluſſes war, den er ſeinen Obern zu eröffnen gedachte, wollte er die ganze Sache auf eine loyale Weiſe darſtellen, ungeachtet der Gefahr, welcher er wiſſentlich die Stirne bot. Er fuhr alſo mit bewegter Stimme fort: „Sie wiſſen es, mein Pater, das Ende meiner Kindheit, dieſes glücklichen Alters der Offenheit und der unſchuldigen, liebevollen Freude, verging in einer Atmoſphäre von Furcht, Unterdrückung und argwöhniſchem Spioniren. Ach! wie hätt' ich mich der leiſeſten Regung des Vertrauens und der Hingebung überlaſſen können, da man mir in jedem Augenblicke empfahl, die Blicke desjenigen zu vermeiden, der mit mir ſprach, um den Eindruck beſſer zu verbergen, den ſeine Worte auf mich machen könnten, alles zu verhehlen, was ich fühlte, alles zu beobachten, alles um mich herum zu hören? So erreichte ich das Alter von fünfzehn Jahren, nach und nach wurden die ſehr ſeltenen Beſuche, welche man mir, aber ſtets in Gegenwart eines unſerer Väter, meiner Adoptivmutter und meinem Bruder zu machen erlaubte, unterdrückt, in der Abſicht, mein Herz allen ſüßen und zärtlichen Regungen völlig zu verſchließen. Düſter, furchtſam, inmitten dieſes großen, traurigen, ſchweigſamen, eiſigen Hauſes, fühlte ich, daß man mich immer mehr von der wohlwollenden, freien Welt iſolirte; meine Zeit theilte ſich zwiſchen verſtümmelte Studien, ohne Zuſammenhang, ohne Zweck, und zwiſchen zahlreiche Stunden ängſtlicher Verrichtungen und andächtiger Uebungen. — Aber ich frage Sie, mein Vater, ſuchte man jemals unſere jungen Gemüther durch Worte, die das Gepräge der Zärtlichkeit und evangeliſcher Liebe trugen, zu entzünden? Ach, nein! Den anbetungswürdigen Worten des göttlichen Erlöſers: „„Liebet Euch einander!““ ſchien man dieſe unterſchoben zu haben: „„Mißtrauet einander!““ Endlich, mein Vater, ſagte man uns jemals ein Wort vom Vaterland oder von der Freiheit? Nein, o, nein! denn dieſe Worte machen das Herz ſchlagen, und das Herz ſoll nicht ſchlagen. Unſern Stunden des Studiums und der Praktik folgten, als einzige Zerſtreuung, einige Spaziergänge zu Dreien, nie zu Zweien, weil zu Dreien die wechſelſeitige Angebung ausführbarer iſt *), und weil, da unter Zweien die Vertraulichkeit leichter entſteht, jene heiligen, hochherzigen Freundſchaftsbeziehungen ſich anknüpfen könnten, die auch das Herz würden ſchlagen machen, und das Herz ſoll nicht ſchlagen. Daher iſt, durch die Unterdrückung deſſelben, ein Tag gekommen, an dem ich nicht mehr gefühlt habe; ſeit ſechs Monaten hatte ich weder meinen Bruder, noch meine Adoptivmutter geſehen; ſie kamen in das Collegium. Einige Jahre früher hätte ich ſie mit thränengemiſchter Wonnetrunkenheit empfangen. Dießmal blieben meine Augen trocken, mein Herz kalt; meine Mutter und mein Bruder verließen mich ganz in Thränen; der Anblick dieſes Schmerzes ergriff mich jedoch. Gewiſſen und Entſetzen durchſchauerten mich dann vor der eiſigen Gefühlloſigkeit, welche ſich meiner bemächtiget hatte, ſeitdem ich dieſes Grab bewohnte. Erſchrocken wollte ich es verlaſſen, ſo lange es noch in meiner Gewalt ſtand. Dann ſprach ich mit Ihnen, mein Vater, von der Wahl eines Berufes; denn

---

*) Die Strenge dieſer Anordnung iſt in dem Jeſuitencollegium ſo groß, daß, wenn drei Zöglinge miteinander ſpazierengehen, und Einer von den Dreien ſeine Cameraden einen Augenblick verläßt, die zwei Andern verbunden ſind, ſich auſſer Stimmweite von einander zu entfernen, bis zur Rückkehr des Dritten.

T. S.

während dieſer wenigen Momente des Erwachens hatte es mir gedünkt, von ferne das laute Treiben eines thätigen und fruchtbaren Lebens, eines arbeitſamen und freien Lebens, eines wohlwollenden, eines Familienlebens zu vernehmen. O! wie ſpäterhin, fühlte ich das Bedürfniß der Bewegung, der Freiheit, edler und glühender Antriebe; dort hätte ich wenigſtens das Leben der Seele wieder gefunden, das mich floh; ich ſagte es Ihnen, mein Vater, Ihre Knie umfaſſend, daß ich unter Strömen von Thränen das Leben eines Handwerkers oder Soldaten beneidete; Alles wäre mir recht geweſen; da geſchah es, daß Sie mir ſagten, daß meine Adoptivmutter, der ich das Leben verdankte, denn ſie hatte mich vor Elend ſterbend gefunden, hatte mir, ſelbſt arm, die Hälfte vom Brode ihres Kindes gegeben, bewundernswerthes Opfer für eine Mutter! da geſchah es,“ fuhr Gabriel fort, zögernd und die Augen niederſchlagend, denn er war eine von jenen edlen Naturen, die über die Niederträchtigkeiten, deren Opfer ſie ſind, erröthen und ſich ſchämen; „da geſchah es, mein Vater,“ wiederholte Gabriel nach neuem Zögern, „daß Sie mir ſagten, daß meine Adoptivmutter nur einen Zweck, einen Wunſch habe, jenen . . .“

„Jenen, Sie in den geiſtlichen Stand treten zu ſehen, mein lieber Sohn,“ erwiederte der Vater von Aigrigny; „indem dieſes fromme und vollkommene Weſen hoffte, daß, weil ſie ihr Seelenheil bewirkte, Sie das ihrige ſichern würden; aber ſie wagte es nicht, Ihnen ihren Gedanken zu geſtehen, befürchtend, Sie möchten eine eigennützige Abſicht ſehen in . . ."

„Genug, mein Vater," ſagte Gabriel, den Vater von Aigrigny mit einer Regung unwillkürlicher Entrüſtung unterbrechend; „es iſt mir ſchmerzlich, Sie einen Irrthum behaupten zu hören: Françoiſe Baudoin hat dieſen Gedanken nie gehabt . . ."

„Mein lieber Sohn, Sie ſind ſehr raſch in Ihren Urtheilen," verſetzte der Vater von Aigrigny ſanft; — „ich ſage Ihnen, ich, daß dieß der einzige und alleinige Gedanke Ihrer Adoptivmutter geweſen iſt."

„Geſtern, mein Vater, hat ſie mir Alles geſagt. Sie und ich, wir ſind wechſelſeitig getäuſcht worden."

„Alſo, mein lieber Sohn," ſagte der Vater von Aigrigny ſtrenge zu Gabriel; „meſſen Sie dem Worte Ihrer Adoptivmutter mehr Glauben bei, als dem meinigen? . . ."

„Erſparen Sie mir eine für Sie und mich peinliche Antwort, mein Vater," entgegnete Gabriel, die Augen niederſchlagend.

„Werden Sie mir nun ſagen," verſetzte der Vater von Aigrigny ängſtlich, „was Sie gedenken, mir . . ."

Der hochwürdige Vater konnte nicht ausreden. Samuel trat ein, und ſagte: „Ein betagter Mann wünſcht mit Herrn Rodin zu ſprechen."

„Der bin ich, mein Herr, ich danke Ihnen," erwiederte der Socius, ziemlich überraſcht. Dann, bevor er dem Juden folgte, überreichte er dem Vater von

Aigrigny einige mit Bleiſtift auf ein Blatt ſeiner Schreibtafel geſchriebene Worte. Rodin ging hinaus, ſehr unruhig, zu erfahren, wer kommen konnte, in der Straße Saint-François ihn aufzuſuchen. Der Pater von Aigrigny und Gabriel blieben allein.

Viertes Kapitel.

Der Bruch.

Der Pater von Aigrigny, von tödtlicher Angſt erfaßt, hatte unabſichtlich Rodin's Billet genommen, und hielt es in der Hand, ohne daran zu denken, es zu öffnen; der hochwürdige Pater fragte ſich mit Schrecken, welchen Schluß Gabriel ſeinen Gegenbeſchuldigungen hinſichtlich der Vergangenheit geben würde; er wagte es nicht, auf ſeine Vorwürfe zu antworten, aus Furcht, dieſen jungen Prieſter zu erzürnen, auf deſſen Haupte noch ſo unermeßliche Intereſſen ruhten. Gabriel konnte nach der Verfaſſung der Geſellſchaft Jeſu kein Eigenthum beſitzen; noch mehr, der hochwürdige Pater hatte Sorge getragen, von ihm, zu Gunſten des Ordens, eine ausdrückliche Verzichtleiſtung auf alles Vermögen zu erlangen, das ihm dereinſt zufallen könnte; aber der Beginn dieſer Unterredung ſchien eine ſo bedeutende Modification in der Anſicht Gabriels von der Geſellſchaft anzukündigen, daß dieſer die Bande konnte zerreiſſen wollen, die ihn an ſie knüpften; in dieſem Falle war er geſetzlich nicht verbunden, irgend eine von ſeinen Verpflichtungen zu erfüllen. *) Die Schenkung war faktiſch aufgehoben, und im Momente, durch den Beſitz des unermeßlichen Vermögens der Familie von Rennepont ſo glücklich verwirklicht zu werden, waren die Hoffnungen des Paters von Aigrigny völlig und auf immer vernichtet. Unter allen Verlegenheiten, in welche der hochwürdige Pater hinſichtlich dieſer Erbſchaft ſeit einiger Zeit gerathen, war keine unvorhergeſehener, ſchrecklicher geweſen. Sich fürchtend, Gabriel zu unterbrechen oder zu fragen, harrte der Pater von Aigrigny mit ſtummem Schrecken der Entwicklung dieſer bis jetzt ſo drohenden Unterredung. Der Miſſionär fuhr fort:

„Es iſt meine Pflicht, mein Pater, dieſe Darſtellung meines vergangenen Lebens bis zu dem Augenblicke meiner Abreiſe nach Amerika fortzuſetzen; Sie werden alſogleich begreifen, warum ich mir dieſe Verpflichtung auflege.“

Der Pater von Aigrigny gab ihm ein Zeichen, zu reden.

„Einmal von dem angeblichen Wunſche meiner Adoptivmutter in Kenntniß geſetzt, entſchloß ich mich,

---

*) Die Statuten enthalten ausdrücklich, daß die Geſellſchaft aus ihrem Schooße Mitglieder ausſtoſſen kann, die ihr unnütz oder gefährlich ſcheinen; aber es iſt keinem Mitgliede erlaubt, die Bande zu zerreiſſen, die ihn an die Geſellſchaft knüpfen, wenn dieſe es in ihrem Intereſſe erachtet, ihn zu behalten. A. S.

was es mir auch koſtete, ich verließ das traurige Haus, worin ich einen Theil meiner Kindheit und meiner erſten Jugend verlebt hatte, um in eines der Seminarien der Geſellſchaft zu treten. Mein Entſchluß war nicht von einem unwiderſtehlichen religiöſen Berufe eingegeben, ſondern von dem Verlangen, eine heilige Schuld gegen meine Adoptivmutter abzutragen. Der wahre Geiſt der Religion Chriſti iſt jedoch ſo belebend, daß ich von dem Gedanken mich beſeelt, entflammt fühlte, die anbetungswürdigen Lehren des göttlichen Erlöſers zu üben. In meiner Einbildung war ein Seminar, anſtatt dem Collegium zu gleichen, worin ich bisher gewohnt, ein geſegneter Ort, wo Alles, was es Reines und Inniges in der evangeliſchen Brüderſchaft giebt, auf das gemeinſchaftliche Leben angewendet war, oder wo man, zum Beiſpiele, unaufhörlich die glühende Liebe zur Menſchheit, die unausſprechlichen Wonnen des Erbarmens und der Duldung predigte; wo man das unſterbliche Wort Chriſti, in ſeinem weiteſten, fruchtbarſten Sinne auslegte; wo endlich man ſich, durch die gewohnte Ausdehnung der hochherzigſten Gefühle, zu dieſem herrlichen Apoſtelamte vorbereitete, die Reichen und Glücklichen zum Mitleiden zu bewegen mit den Herzensängſten und Leiden ihrer Brüder, das ſchreckliche Elend der Menſchheit ihnen enthüllend, eine erhabene und heilige Moral, welcher nichts widerſteht, wenn man ſie mit Thränen in den Augen prediget, mit vor Zärtlichkeit und chriſtlicher Liebe überfließendem

Herzen!" Als Gabriel dieſe letztern Worte mit tiefer Rührung ausſprach, wurden ſeine Augen feucht, ſein Antlitz wiederſtrahlte von engelgleicher Schönheit.

„So iſt wirklich, mein lieber Sohn, der Geiſt des Chriſtenthumes; aber man muß vorzüglich den Buchſtaben davon ſtudiren und auslegen," antwortete kalt der Pater von Aigrigny. „Zu dieſem Studium ſind die Seminare unſerer Geſellſchaft vorzüglich beſtimmt. Die Auslegung des Buchſtabens iſt ein Werk der Analyſe, der Disciplin, der Unterwürfigkeit, und nicht ein Werk des Herzens und des Gefühles."

„Ich habe dieß nur zu ſehr wahrgenommen, mein Pater. Bei meinem Eintritte in dieſes neue Haus ſah ich, ach! meine Hoffnungen getäuſcht; einen Augenblick aufgethan, verſchloß mein Herz ſich wieder; anſtatt eines Brennpunktes von Leben, Liebe und Jugend, den ich geträumt hatte, fand ich in dieſem ſchweigſamen und eiſigen Seminar den nämlichen Niederdruck jedes hochherzigen Aufſchwunges, die nämliche unerbittliche Disciplin wieder, das nämliche Syſtem gegenſeitiger Angebung, das nämliche Mißtrauen, die nämlichen Hinderniſſe jedes freundſchaftlichen Verhältniſſes. Daher wurde der Eifer ſchwächer, der einen Augenblick mein Gemüth durchglüht hatte; ich verſank nach und nach in die Gewohnheiten eines trägen, paſſiven, maſchinenmäßigen Lebens, das eine unbarmherzige Auctorität mit mechaniſcher Genauigkeit regelte, gerade ſo, wie man das ſeelenloſe Triebwerk einer Uhr regelt." —

„Das macht, weil die Ordnung, die Unterwürfigkeit, die Regelmäßigkeit, die erſten Grundlagen unſerer Geſellſchaft ſind, mein lieber Sohn.“

„Ach! mein Vater, der Tod war's und nicht das Leben, was man ſo regelte; inmitten dieſer Vernichtung jedes edelmüthigen Grundſatzes, weihte ich mich den Studien der Scholaſtik und Theologie. Düſtere und traurige Studien, eine argliſtige, drohende und feindliche Wiſſenſchaft, die immer Gedanken von Gefahr, Kampf, Krieg erweckt, aber niemals Gedanken von Frieden, Fortſchritt und Freiheit.“

„Die Theologie, mein lieber Sohn,“ ſagte der Pater von Aigrigny ſtreng, „iſt zugleich ein Küraß und ein Schwert; ein Küraß, um das katholiſche Dogma zu vertheidigen und zu ſchützen, ein Schwert, um die Ketzerei anzugreifen.“

„Dennoch, mein Vater, haben Chriſtus und ſeine Apoſtel dieſe finſtere Wiſſenſchaft nicht gekannt, und ihre einfachen und rührenden Worte erfüllten die Menſchen mit neuem Leben; die Freiheit folgte der Sclaverei. Genügt das Evangelium nicht, dieſes göttliche Geſetzbuch, die Menſchen ſich lieben zu lehren? Aber, ach! weit entfernt, uns dieſe Sprache hören zu laſſen, unterhielt man uns zu oft mit Religionskriegen, die Ströme von Blut aufzählend, die man vergießen mußte, um dem Herrn angenehm zu ſeyn, und die Ketzerei zu erſäufen. Dieſe ſchrecklichen Lehren machten unſer Leben noch trauriger. Je mehr wir uns der Zeit des Jünglingsalters näherten, nahmen unſere Seminarverhältniſſe einen Character von Bitterkeit, Eiferſucht und immer wachſendem Argwohne an. Die Gewohnheiten der Angebungen, auf ernſtere Beziehungen angewendet, erzeugten dumpfen Haß, tiefe Nachwehen. Ich war weder beſſer noch ſchlimmer, als die Anderen; wir Alle, ſeit Jahren unter das eiſerne Joch des paſſiven Gehorſames gezwängt, jeder Prüfung, jedem freien Willen entwöhnt, demüthig und zitternd vor unſern Obern, zeigten das nämliche blaſſe, mürriſche und verwiſchte Gepräge. Endlich nahm ich die Weihen: als ich Prieſter war, haben Sie mich eingeladen, in die Geſellſchaft Jeſu zu treten, oder vielmehr ſah ich mich unvermerkt, faſt wider mein Wiſſen, zu dieſem Entſchluſſe gebracht. Auf welche Art? Ich weiß es nicht; ſeit ſo langer Zeit gehörte mein Wille mir nicht mehr an. Ich beſtand alle Prüfungen; die ſchrecklichſte war entſcheidend: mehrere Monate hindurch hab' ich in meiner ſtillen Zelle gelebt, mit Ergebung die ſonderbare und geiſtloſe Uebung verrichtend, die Sie mir aufgetragen hatten, mein Vater. Mit Ausnahme Eurer Hochwürden nahte ſich mir Niemand während dieſes langen Zeitraumes; keine menſchliche Stimme, außer der Ihrigen, klang in mein Ohr; bei Nacht empfand ich bisweilen unbeſtimmte Schrecken: mein Geiſt, geſchwächt durch Faſten, durch Härte, durch die Einſamkeit, wurde damals von entſetzlichen Viſionen befallen; ein andersmal dagegen fühlte ich eine Niedergeſchlagenheit, voll von einer Art Ruhe, indem ich gedachte, daß ich durch Ablegung meiner Gelübde mich für immer von der Bürde des Willens und Gedankens befreien würde. Dann überließ ich mich einer unüberwindlichen Schlafſucht, gleich jenen Unglücklichen, die, vom Schneegeſtöber überfallen, der Erſtarrung eines tödlichen Schlafes nachgeben. Ich erwartete den verhängnißvollen Augenblick. Endlich, wie es die Disciplin wollte, mein Vater, erſtickend in meinem Todeskampfe, *) beſchleunigte ich den Augenblick, die letzte Handlung meines verſcheidenden Willens, zu vollziehen: das Gelübde, auf die Ausübung meines Willens zu verzichten."

„Erinnern Sie ſich, mein lieber Sohn," verſetzte der Vater von Aigrigny, blaß und von zunehmender Angſt gequält, „erinnern Sie ſich, daß ich Ihnen am Vortage des zur Ablegung Ihrer Gelübde beſtimmten Tages, nach der Satzung unſerer Geſellſchaft angeboten habe, zu verzichten, uns anzugehören, und Sie völlig frei zu laſſen; denn wir nehmen nur freiwillig Beitretende an."

„Es iſt wahr, mein Vater," erwiederte Gabriel mit ſchmerzlicher Bitterkeit, „als ich erſchöpft wie zerſchla-

---

*) „Etouffand dans mon agonie." Dieſer Ausdruck iſt wörtlich. Es iſt durch die Verfaſſung ausdrücklich anempfohlen, dieſen entſcheidenden Augenblick der Prüfung zu erwarten, und die Ablegung der Gelübde zu beſchleunigen.

C. S.

gen von dreimonatlicher Einſamkeit und Prüfungen, vernichtet war, unfähig, eine Bewegung zu machen, haben Sie die Thüre meiner Zelle geöffnet, und zu mir geſagt: „„Wenn Sie wollen, ſtehen Sie auf, gehen Sie fort, Sie ſind frei.““ Ach! die Kräfte gebrachen mir; der einzige Wunſch meiner trägen und ſeit ſo langer Zeit gelähmten Seele, war die Ruhe des Grabes, daher legte ich die unwiderruflichen Gelübde ab, und ſank in Ihre Arme, wie eine Leiche.“

„Und bis jetzt, mein lieber Sohn, ließen Sie es nie an dieſem Gehorſame einer Leiche fehlen, wie ihn auch, in der That, unſer glorreicher Gründer genannt hat, weil je unbedingter, deſto verdienſtlicher dieſer Gehorſam iſt.“

Nach kurzem Schweigen fuhr Gabriel fort: „Sie haben mir immer, mein Vater, die wahren Zwecke der Geſellſchaft verhehlt, in die ich trat. Die vollſtändige Aufgebung meines Willens, den ich meinen Oberen überließ, wurde zur größeren Ehre Gottes von mir verlangt; nach abgelegten Gelübden ſollte ich in Ihren Händen nur mehr ein gelehriges, gehorchendes Werkzeug ſein; aber ich ſollte, ſagten Sie mir, zu einem heiligen, ſchönen und großen Werke verwendet werden. Ich glaubte Ihnen, mein Vater; warum ſollte ich Ihnen nicht glauben? Ich wartete, ein trauriges Ereigniß veränderte mein Geſchick, eine ſchmerzliche Krankheit, veranlaßt durch . . .“

„Mein Sohn,“ rief der Vater von Aigrigny aus, Gabriel unterbrechend, „es iſt unnütz, an dieſe Umſtände zu erinnern.“

„Verzeihen Sie mir, mein Vater, ich muß Sie an Alles erinnern; ich habe das Recht, gehört zu werden; ich will keine von den Thatſachen mit Stillſchweigen übergehen, welche mir den unveränderlichen Entſchluß eingegeben haben, den ich Ihnen ankündigen werde.“

„Sprechen Sie alſo, mein Sohn,“ ſagte der Pater von Aigrigny, die Stirne runzelnd, und ſchien mit Schrecken zu vernehmen, was der junge Prieſter ſagen würde, deſſen bisher bleiche Wangen von lebhafter Röthe erglühten. „Sechs Monate vor meiner Abreiſe nach Amerika,“ fuhr Gabriel fort, die Augen niederſchlagend, „haben Sie mir eröffnet, daß Sie mich zur Beichte beſtimmten, und um mich zu dieſem heiligen Dienſte vorzubereiten, ein Buch gegeben.“ Gabriel ſtockte neuerdings. Seine Röthe nahm zu. Der Pater von Aigrigny unterdrückte kaum eine Regung der Ungeduld und des Zornes.

„Sie haben mir ein Buch gegeben,“ nahm der junge Prieſter wieder das Wort, ſich ſelbſt bezwingend, „ein Buch, die Fragen enthaltend, welche ein Beichtvater an junge Männer, an junge Mädchen, und an verheirathete Frauen richten kann, wenn ſie vor dem Tribunale der Buße erſcheinen. Mein Gott!!“ fügte Gabriel, bei dieſer Erinnerung ſchaudernd, hinzu, „ich werde dieſen ſchrecklichen Augenblick nie vergeſſen; es war Abend, ich ging in mein Zimmer, jenes Buch mitnehmend, verfaßt, wie Sie mir geſagt haben, von einem unſerer Väter, und vervollſtändiget von einem heiligen Biſchofe.*)

---

*) Es iſt uns unmöglich, aus Achtung für die Leſer, ſelbſt nicht in lateiniſcher Sprache, einen Begriff von dieſem ſchändlichen Buche zu geben. Folgendes zeigt, wie Herr Genin in ſeinem muthigen und vortrefflichen Werke: Des Jésuites et de l' Université, davon ſpricht: „Ich „fühle eine große Verlegenheit, indem ich dieſes Kapitel „beginne; es handelt ſich darum, ein Buch kennen zu lehren, das zu überſetzen unmöglich, wörtlich anzuführen „ſchwer iſt; denn dieſes Latein, verletzt die Ehrbarkeit „mit zu großer Schamloſigkeit. Jedenfalls rufe ich die „Nachſicht des Leſers an; ich verſpreche ihm dagegen, ſo „viele Unzüchtigkeiten ihm zu erſparen, als ich vermögen „werde.“ Weiterhin, gelegentlich der durch das compendium auferlegten Fragen, ruft Herr Genin mit edler Entrüſtung aus: „Was für Unterredungen werden „denn im Beichtſtuhle zwiſchen dem Prieſter und einer „verheiratheten Frau gehalten? Ich verzichte darauf, von „dem Uebrigen zu ſprechen.“

Endlich ſagt der Verfaſſer der Découvertes d'un Bibliophile, nachdem er eine große Zahl von Stellen aus dieſem ſcheußlichen Katechiſmus wörtlich angeführt hat: „Meine Feder ſträubt ſich, die Encyklopädie dieſer Schändlichkeiten noch weiter wieder zu geben. Eine Art Gewiſſensbiſſe erſchreckt mich, ſo weit gegangen zu ſein „Ich habe gut ſagen, daß ich nur abſchreibe; mir bleibt „das Entſetzen, welches man fühlt, wenn man Gift berührt hat. Inzwiſchen beruhiget mich gerade dieſes „Entſetzen ſelbſt. In der Kirche Jeſu Chriſti, nach der „von Gott eingeſetzten, bewunderuswürdigen Ordnung, „iſt, je größer das Uebel, wenn es ſich um Irrthum handelt, deſto bereiter das Gegenmittel, deſto wirkſamer.

Voll Ehrerbietung, Vertrauen und Glauben, öffne ich dieſes Buch. Anfangs verſtand ich nichts, dann endlich begriff' ich, dann wurde ich von Scham und Abſcheu erfaßt, erſtarrte vor Schrecken; kaum hatte ich die Kraft, mit zitternder Hand dieſes abſcheuliche Buch zuzumachen, und ich eilte zu Ihnen, mein Vater, mich anzuklagen, unwillkürlich die Augen auf dieſes unausſprechliche Buch geworfen zu haben, das Sie mir aus Verſehen in die Hände gegeben."

„Erinnern Sie ſich auch, mein lieber Sohn," ſagte der Vater von Aigrigny ernſt, „daß ich Ihre Gewiſſensſcrüpel beſchwichtigte; ich ſagte Ihnen, daß ein Prieſter, der beſtimmt iſt, unter dem Beichtſiegel Alles zu hören, Alles kennen müßte, Alles erfahren, Alles zu würdigen wiſſen; daß unſere Geſellſchaft das Leſen dieſes Compendiums, als eines claſſiſchen Werkes, den jungen Diakonen, den Seminariſten und den jungen Prieſtern, die ſich dem Beichtſtuhle widmen, anbefehle."

„Ich glaubte Ihnen, mein Vater; die Gewohnheit des unbedingten Gehorſames war ſo mächtig in mir, die Disciplin hatte mich aller Prüfung ſo entwöhnt, daß ich ungeachtet meines Abſcheues, den ich mir als ein ſchweres Vergehen vorwarf, an Ihre Worte mich erinnernd, das Buch wieder in mein Zimmer trug, und las. O! mein Vater, welche entſetzliche Offenbarung

---

„Die Heiligkeit der Moral kann nicht in Gefahr ſein, „ohne daß die Wahrheit ihre Stimme erhebt, und ſich „Gehör verſchafft." E. S.

deſſen, was die Unzucht in ihren Erkünſtelungen höchſt Verbrecheriſches, höchſt Zügelloſes hat! Und ich war voll jugendlicher Kraft, und bisher hatten meine Unwiſſenheit und die Hülfe Gottes allein, in den peinlichen Kämpfen mit der Sinnlichkeit mich aufrecht erhalten. O! welche Nacht! welche Nacht!! In dem Maße, als ich inmitten der tiefen Stille meiner Einſamkeit, vor Verwirrung und Schrecken ſchaudernd, dieſen Katechismus von gräßlichen, unerhörten, unbekannten Ausſchweifungen buchſtabirte, in dem Maße, als die unflätigen Schilderungen voll entſetzlicher Schlüpfrigkeit meine bisher keuſche und reine Phantaſie, du weißt es, mein Gott! umgaukelten, dünkte es mir, als ob ich meinen Verſtand ſchwach werden fühlte. Ja, er ſchwand mir völlig, denn bald wollte ich dieſes teufliſche Buch fliehen, und ich weiß nicht, welche furchtbare Lockung, welche verzehrende Neugierde mich zurückhielt, daß ich keuchend, ganz außer mir, vor dieſen infamen Blättern verweilte. Ich fühlte mich vor Verwirrung vergehen, vor Scham; und wieder meinen Willen entflammten meine Wangen; eine ätzende Gluth kreiſete in meinen Adern, dann erſchienen ſchreckliche Wahngebilde, meine Verrückung zu vollenden, es dünkte mir, unzüchtige Phantome aus dem verfluchten Buche auftauchen zu ſehen, und ich verlor das Bewußtſein, indem ich ihren brennenden Umarmungen zu entfliehen ſuchte."

„Sie ſprechen von dieſem Buche in tadelnswerthen Ausdrücken," entgegnete der Pater von Aigrigny ſtreng

„Sie waren ein Opfer ihrer zu lebhaften Einbildungskraft; dieſer müſſen Sie den widrigen Eindruck beimeſſen, erzeugt von einem in ſeiner Art vortrefflichen und tadelloſen, zudem von der Kirche genehmigten Buche."

„Alſo, mein Pater," erwiederte Gabriel mit tiefer Bitterkeit, „ich habe kein Recht mich zu beklagen, daß mein bisher unſchuldiger und jungfräulicher Sinn, ſeitdem durch Abſcheulichkeiten auf immer beſudelt war, die ich nie geahnet hätte; denn ich zweifle, daß jene, die ſich ſolcher Scheußlichkeiten ſchuldig machen, um Losſprechung von denſelben zum Prieſter kommen."

„Dieß ſind Fragen, welche zu beurtheilen Sie nicht befähigt ſind," antwortete der Pater von Aigrigny barſch.

„Ich werde nicht mehr davon ſprechen, mein Pater," ſagte Gabriel, und fuhr fort: „Eine lange Krankheit folgte auf dieſe ſchreckliche Nacht; öfter, ſagte man mir, fürchtete man, ich möchte den Verſtand verlieren. Als ich wieder zu mir kam, erſchien mir die Vergangenheit wie ein peinlicher Traum. Sie ſagten mir dann, mein Pater, daß ich noch nicht reif wäre für gewiſſe Verrichtungen. Da war's, daß ich Sie dringend bat, mich zu den Miſſionen in Amerika reiſen zu laſſen. Nachdem Sie die Gewährung meiner Bitte lange verweigert hatten, willigten Sie ein. Ich reiſete ab. Seit meiner Kindheit hatte ich immer, im Collegium wie im Seminar, in einer Lage der Unterdrückung und beſtändiger Unterwürfigkeit gelebt; durch die Angewöhnung, den Kopf und die Augen zu ſenken, war ich ſo zu ſagen entwöhnt, den Himmel zu betrachten, und die Herrlichkeit der Natur; welch' ein hohes, religiöſes Glück empfand ich daher, als ich plötzlich inmitten der ergreifenden Größe des Meeres mich befand, als ich, während der Ueberfahrt, zwiſchen Meer und Himmel mich erblickte! Dann glaubte ich, aus einem Orte dichter und ſchwerer Finſterniſſe zu kommen; zum Erſtenmale ſeit vielen Jahren fühlte ich mein Herz frei in meiner Bruſt ſchlagen! Zum Erſtenmale fühlte ich mich Herr meines Gedankens, und ich wagte, mein vergangenes Leben zu prüfen, wie man von der Höhe eines Berges in die Tiefe eines dunklen Thales ſchaut. Dann ſtiegen ſonderbare Zweifel in meinem Geiſte auf. Ich fragte mich, mit welchem Rechte, zu welchem Zwecke man während ſo langer Zeit den Gebrauch meines Willens, meiner Freiheit, meiner Vernunft, unterdrückt, vernichtet habe, da doch Gott mir Freiheit, Willen, Vernunft verliehen; aber ich ſagte mir, daß vielleicht die Zwecke dieſes großen, ſchönen und heiligen Werkes, zu dem ich mitwirken ſollte, mir eines Tages enthüllt, und mich für meinen Gehorſam und meine Reſignation belohnen würden."

In dieſem Augenblicke trat Rodin ein. Der Pater von Aigrigny fragte ihn mit einem bedeutungsvollen Blicke; der Socius näherte ſich ihm, und ſagte leiſe zu ihm, ohne daß Gabriel ihn hören konnte: „Nichts Wichtiges. Man hat mir nur gemeldet, daß der Vater des Marſchalls Simon in der Fabrik des Herrn Hardy angekommen ſey.“ Dann einen Blick auf Gabriel werfend, ſchien Rodin den Pater von Aigrigny zu fragen, welcher mit betrübter Miene den Kopf ſenkte. Dennoch erwiederte er, zu Gabriel gewendet, während Rodin ſich von Neuem mit den Elbogen auf den Kamin lehnte: „Fahren Sie fort, mein lieber Sohn, es drängt mich, den Entſchluß zu erfahren, den Sie gefaßt haben.“

„Ich werde Ihnen denſelben ſogleich ſagen, mein Pater. Ich kam zu Charlestown an. Der Obere unſerer Anſtalt in dieſer Stadt, dem ich meine Zweifel über den Zweck der Geſellſchaft mittheilte, übernahm es, ſie zu löſen; mit einer erſchreckenden Freimüthigkeit enthüllte er mir das Ziel, nach welchem vielleicht nicht alle Mitglieder der Geſellſchaft ſtreben möchten, denn eine große Zahl theilt meine Unwiſſenheit, welches aber ihre Häupter ſeit der Gründung des Ordens hartnäckig verfolgt haben. Ich entſetzte mich. Ich las die Caſuiſten. O! mein Pater, dieß war eine neue und erſchreckende Offenbarung, als ich auf jeder Seite dieſer von unſern Vätern geſchriebenen Bücher, die Entſchuldigung, die Rechtfertigung des Diebſtahles, der Verläumdung, der Nothzucht, des Ehebruches, des Meineides, des Mordes, des Königsmordes las. *) Als ich bedachte, daß ich, der Prieſter eines

---

*) Dieſe Behauptung hat nichts Gewagtes. Man ſehe die Auszüge aus dem Compendium zum Gebrauche der Se-

Gottes der chriſtlichen Liebe, der Gerechtigkeit, des Erbarmens und der Liebe, fortan einer Geſellſchaft angehöre, deren Häupter ſolche Lehren bekennen und ſich

---

minare, erſchienen in Straßburg im Jahre 1843 unter dem Titel: **Découverte d'un Bibliophile.** Man wird daraus erſehen, daß die Lehre der hochwürdigen Väter Gabriel wohl erſchrecken konnte.

„Der Meineid."

„Man fragt, wozu ein Menſch gehalten iſt, der einen Eid auf eine erdichtete Weiſe und um zu täuſchen geſchworen hat? Antwort: Er iſt zu nichts gehalten von Religions wegen, weil er keinen wahren Eid geleiſtet hat; aber von Juſtiz wegen iſt er zu thun gehalten, was er auf eine erdichtete Weiſe und um zu täuſchen geſchworen hat."

„Die Nothzucht."

„Derjenige, der durch Gewalt, Drohung, Betrug, oder Zudringlichkeit ſeiner Bitten, eine Jungfrau verführt hat, ohne ihr die Ehe zu verſprechen, iſt gehalten, das junge Mädchen und deſſen Eltern für allen Nachtheil zu entſchädigen, der für ſie daraus erfolgt iſt, indem er ſie ausſteuert, damit ſie heirathen kann, oder ſie ſelbſt heirathet, wenn er ſie nicht anders entſchädigen kann. Wenn jedoch ſein Verbrechen völlig geheim geblieben iſt, iſt es wahrſcheinlicher, daß vor dem inneren Richterſtuhle der Verführer zu keiner Vergütung gehalten iſt."

„Der Ehebruch."

„Wenn Jemand ſtrafbare Verbindungen mit einer verheiratheten Frau unterhält, nicht weil ſie verheirathet, ſondern weil ſie ſchön iſt, ſohin von dem ihrer rühmen, ſchwur ich zu Gott, auf immer die Bande zu zerreiſſen, die mich an ſie knüpften!“

Bei dieſen Worten Gabriel's wechſelten der Pater

Umſtande der Verheirathung Umgang nimmt, ſo begründen dieſe Verbindungen, nach mehrern Schriftſtellern, nicht die Sünde des Ehebruches, ſondern der einfachen Unzucht.“

„Der Selbſtmord.“

„Der Arzt verordnet einem Karthäuſer, der von einer ſchweren Krankheit befallen iſt, den Genuß von Fleiſch, als nothwendiges Heilmittel, um einen ſichern Tod zu vermeiden: iſt er gehalten, dem Arzte zu gehorchen? Antwort: Die Frage iſt ſtreitig; jedoch eine verneinende Entſcheidung ſcheint uns wahrſcheinlicher, ſie iſt auch gewöhnlicher bei den Lehrern.“

„Der Diebſtahl.“

„Der Diebſtahl iſt entſchuldigt, wenn er eine verborgene Ausgleichung bildet, durch welche der Gläubiger heimlich von dem Vermögen ſeines Schuldners einen Werth wegnimmt, gleich dem, den man ihm ſchuldet.“

„Der Mord.“

„Es iſt gewiß, daß es erlaubt iſt, einen Dieb zu tödten, um Güter zu bewahren, die zum Leben nothwendig ſind, weil dann der Angreifer nicht nur die Güter, ſondern mittelbar das Leben ſelbſt angreift. Aber es iſt zweifelhaft, ob es erlaubt iſt, denjenigen zu tödten, der ungerechter Weiſe Güter von großer Wichtigkeit ſich bemächtiget, die aber zum Leben nicht nothwendig ſind, wenn dieſe Güter nicht mit Erfolg vertheidiget werden können? Die Bejahung ſcheint wahrſcheinlicher. Der Grund liegt darin, daß die von Aigrigny und Rodin einen Blick des Entſetzens. Alles war verloren, ihre Beute entſchlüpfte ihnen.

Gabriel, tief gerührt von den Erinnerungen, die er heraufbeſchwor, gewahrte nicht dieſe Bewegung des hochwürdigen Paters und des Sockus, und fuhr fort:

„Ungeachtet meines Entſchluſſes, mein Pater, die Geſellſchaft zu verlaſſen, war mir die Entdeckung, welche ich gemacht hatte, ſehr ſchmerzlich. Ah! glauben Sie mir, für eine gerechte und gute Seele giebt es nichts Schrecklicheres, als das, was ſie lange Zeit verehrt hat, aufgeben und verläugnen zu müſſen. Ich litt ſo ſehr, daß ich bei dem Gedanken an die Gefahren meiner Miſſion, mit einer geheimen Freude hoffte, daß Gott vielleicht unter dieſen Umſtänden mich zu ſich rufen würde; aber im Gegentheile hat er mit der Sorgfalt der Vorſehung für mich gewacht.“

Und dieß ſagend, ſchauderte Gabriel bei der Erinnerung an die geheimnißvolle Frau, die ihm in Amerika das Leben gerettet hatte. Dann, nach einem Augenblicke des Schweigens, fuhr er fort: „Als meine Miſſion beendigt war, bin ich hierher zurückgekehrt, entſchloſſen, Sie zu bitten, mir die Freiheit wieder zu ge-

---

chriſtliche Liebe nicht fordert, daß Jemand einen anſehnlichen Verluſt an ſeinen Gütern leide, um das Leben ſeines Nächſten zu erhalten.“

„Was den Königsmord betrifft, lies Sanchez ꝛc. ꝛc.“

C. S.

den, und meiner Eide mich zu entbinden. Mehrmals, aber vergebens, erſuchte ich Sie um eine Unterredung, geſtern wollte die Vorſehung, daß ich eine lange Unterredung mit meiner Stiefmutter hatte; durch ſie hab' ich die Liſt erfahren, deren man ſich bediente, um meinen Beruf zu erzwingen, den gottesläſterlichen Mißbrauch, den man gemacht hat, um ſie zu bewegen, andern Perſonen, die Waiſen anzuvertrauen, welche eine ſterbende Mutter den Händen eines loyalen Soldaten übergeben hatte. Sie begreifen es, mein Vater; wenn ich noch hätte ſchwanken können, dieſe Bande zerreiſſen zu wollen, das, was ich geſtern erfuhr, würde meinen Entſchluß unwiderruflich gemacht haben. Aber in dieſem feierlichen Augenblicke, mein Vater, muß ich Ihnen ſagen, daß ich nicht die ganze Geſellſchaft anklage; gewiß ſind viele einfache, leichtgläubige und vertrauende Männer, wie ich, Mitglieder derſelben. In ihrer Verblendung, gelehrige Werkzeuge, kennen ſie das Werk nicht, zu welchem man ſie mitwirken läßt; ich beklage ſie, und werde Gott bitten, ſie zu erleuchten, wie er mich erleuchtet hat."

„Alſo, mein Sohn," ſagte der Pater von Aigrigny aufſtehend, erdfahl und vernichtet, „Sie erſuchen mich, die Bande zu zerreiſſen, welche Sie an die Geſellſchaft knüpfen."

„Ja, mein Vater, ich habe einen Eid in Ihre Hände abgelegt, und bitte Sie, mich dieſes Eides zu entbinden."

„Alſo, mein Sohn, Sie wollen, daß alle von Ihnen früherhin freiwillig übernommenen Verpflichtungen, als nichtig und nicht geſchehen ſollen betrachtet werden?“

„Ja, mein Vater.“

„Alſo, mein Sohn, ſoll fortan zwiſchen Ihnen und unſerer Geſellſchaft keine Gemeinſchaft mehr beſtehen?“

„Nein, mein Vater; weil ich Sie bitte, mich meiner Gelübde zu entbinden.“

„Aber Sie wiſſen, mein Sohn, daß die Geſellſchaft Sie entbinden kann. Sie aber nicht ſelbſt ſich ihrer entbinden können?“

„Mein Schritt beweiſet Ihnen, mein Vater, die Wichtigkeit, welche ich dem Eide beilege, weil ich Sie erſuche, mich deſſelben zu entbinden. Jedoch, wenn Sie es mir verweigern, werde ich mich nicht mehr für verpflichtet erachten, weder in den Augen Gottes, noch in den Augen der Menſchen.“

„Das iſt ganz deutlich,“ ſagte der Pater von Aigrigny zu Rodin, und ſeine Stimme erſtarb auf ſeinen Lippen, ſo groß war ſeine Verzweiflung. Plötzlich, während Gabriel mit niedergeſchlagenen Augen die Antwort des Paters von Aigrigny erwartete, der regungslos und ſtumm da ſtand, ſchien Rodin von einem raſchen Gedanken durchzuckt, und bemerkend, daß der hochwürdige Pater ſein mit Bleiſtift geſchriebenes Billet noch immer in der Hand hielt, näherte ſich der Socius ſchnell dem Pater von Aigrigny, und ſagte zu ihm ganz leiſe mit einer Miene des Zweifels und der Unruhe: „Sollten Sie mein Billet nicht geleſen haben?“

„Ich habe nicht daran gedacht,“ erwiederte der hochwürdige Vater mechaniſch.

Rodin ſchien eine große Anſtrengung zu machen, um eine Bewegung heftigen Zornes zu unterdrücken; dann ſagte er zu Vater von Aigrigny mit ruhiger Stimme: „Leſen Sie es doch, dann . . .“

Kaum hatte der hochwürdige Vater die Augen auf dieſes Billet geworfen, als ein lebhafter Hoffnungsſtrahl ſeine bisher verzweiflungsvolle Phyſiognomie verklärte; mit einem Ausdrucke inniger Dankbarkeit ſodann die Hand des Socius drückend, ſagte er mit leiſer Stimme zu ihm: „Sie haben recht, Gabriel iſt unſer.“

Fünftes Kapitel.

Die Rückkehr.

Der Vater von Aigrigny, bevor er das Wort an Gabriel richtete, ſammelte ſich völlig; ſeine ſo eben noch verſtörte Phyſiognomie heiterte ſich nach und nach auf. Er ſchien die Wirkungen der Beredſamkeit zu erwägen, zu berechnen, die er auf einen vortrefflichen, des Effektes ſichern Stoff anwenden wollte, den ihm der Socius, beſtürzt ob der Gefahr der Lage, in einigen ſchnell mit

Bleiſtift geſchriebenen Zeilen angedeutet, und der hochwürdige Vater in ſeiner Niedergeſchlagenheit Anfangs nicht beachtet hatte.

Rodin beſetzte wieder ſeinen Beobachtungspoſten bei dem Kamine, auf den er ſich mit dem Elbogen lehnte, nachdem er auf den hochwürdigen Vater von Aigrigny einen Blick geringſchätziger und zorniger Ueberlegenheit, begleitet von einem ſehr bezeichnenden Zucken der Achſeln, geworfen hatte. Nach dieſer unwillkürlichen und zum Glücke vom Vater von Aigrigny nicht bemerkten Geberde, nahm das Leichengeſicht des Socius ſeine eiſige Ruhe wieder an; ſeine ſchlaffen, einem Augenblick von Zorn und Ungeduld geſträubten Augenlieder, fielen wieder herab, und verhüllten halb ſeine kleinen trüben Augen. Man muß es geſtehen, der Vater von Aigrigny, ungeachtet ſeiner eleganten und leichten Sprache, ungeachtet der Verführung ſeiner auserleſenen Manieren, ungeachtet des Einnehmenden ſeines Geſichtes und ſeines Aeußern eines vollendeten und feinen Weltmannes, der Vater von Aigrigny wurde oft verdunkelt, beherrſcht von der unbarmherzigen Feſtigkeit, von der Argliſt und teufliſchen Unergründlichkeit Rodin's, dieſes alten, abſtoſſenden, ſchmutzigen, armſelig gekleideten Mannes, der doch ſehr ſelten aus ſeiner demüthigen Rolle eines Secretärs und ſtummen Zuhörers heraustrat. Der Einfluß der Erziehung iſt ſo mächtig, daß Gabriel, trotz des ſo eben eingeleiteten formellen Bruches, ſich noch in Gegenwart des Vaters von Aigrigny eingeſchüchtert fühlte, und mit ſchmerzlicher Bangigkeit die Antwort des hochwürdigen Vaters auf ſein ausdrückliches Geſuch, ihn ſeiner früheren Eide zu entbinden, erwartete. Nachdem Seine Hochwürden ohne Zweifel ihren Angriffsplan geſchickt entworfen hatten, brachen ſie endlich das Schweigen, ſtießen einen tiefen Seufzer aus, wußten ihrer eben erſt noch ſtrengen und zornverzerrten Phyſiognomie einen rührenden Ausdruck von Sanftmuth zu geben, und ſagten zu Gabriel mit liebreicher Stimme: „Verzeihen Sie mir, mein lieber Sohn, ſo lange geſchwiegen zu haben, aber Ihr raſcher Entſchluß hat mich ſo ſehr betäubt, hat in mir ſo viele peinliche Gedanken erregt, daß ich während einiger Augenblicke mich ſammeln mußte, um zu ſuchen, die Urſache Ihres Bruches zu erforſchen; ich glaube, daß es mir gelungen iſt. Alſo, mein lieber Sohn, Sie haben wohl erwogen, die Wichtigkeit Ihres Schrittes?"

„Ja, mein Vater."

„Sie ſind durchaus entſchloſſen, die Geſellſchaft zu verlaſſen, ſelbſt ohne meine Genehmigung?"

„Dieß wäre mir ſchmerzlich, mein Vater; aber ich würde mich darein ergeben."

„Es müßte Ihnen wirklich ſehr ſchmerzlich ſeyn, mein lieber Sohn; denn Sie haben freiwillig einen unwiderruflichen Eid geleiſtet, und dieſer Eid verpflichtete Sie, nach unſern Statuten, die Geſellſchaft nur mit Genehmigung Ihrer Oberen zu verlaſſen."

„Mein Vater, ich kannte damals, wie Sie wiſſen, die Natur der Verpflichtung nicht, die ich übernahm. Jetzt, beſſer aufgeklärt, verlange ich, mich zurückzuziehen; mein einziger Wunſch iſt, eine kleine Pfarre in irgend einem von Paris entfernten Dorfe zu erhalten. Ich fühle einen unwiderſtehlichen Beruf in mir zu dieſen beſcheidenen und nützlichen Verrichtungen; auf dem Lande herrſcht ein ſo gräßliches Elend, eine ſo betrübende Unwiſſenheit in Allem, was dazu beitragen könnte, die Lage des gemeinen Bauers ein wenig zu verbeſſern, deſſen Exiſtenz eben ſo unglücklich iſt, wie jene der Negerſclaven, denn wie iſt ſeine Freiheit beſchaffen? wie ſein Unterricht? mein Gott! daß es mir ſcheint, ich könnte mit Gottes Hülfe in einer Dorfpfarre der Menſchheit einige Dienſte leiſten. Es wäre mir daher ſchmerzlich, mein Vater, Sie mir das verweigern zu ſehen was . . ."

„O! beruhigen Sie ſich, mein Sohn," erwiederte der Pater von Aigrigny, „ich gedenke nicht länger Ihren Wunſch zu bekämpfen, ſich von uns zu trennen."

„Alſo, mein Vater, Sie entbinden mich meiner Gelübde?"

„Ich habe keine Macht dazu, mein lieber Sohn; aber ich will unmittelbar nach Rom ſchreiben, um die Ermächtigung hiezu bei unſerm Generale nachzuſuchen."

„Ich danke Ihnen, mein Vater."

„Bald, mein lieber Sohn, werden Sie von dieſen Banden befreit ſeyn, welche Sie drücken, und die Männer, welche Sie mit ſo großer Bitterkeit verläugnen, nicht weniger fortfahren, für Sie zu beten, damit Gott Sie vor größeren Verirrungen bewahren möge. Sie halten ſich entbunden von uns, mein lieber Sohn; aber wir halten uns nicht entbunden von Ihnen; bei uns vernichtet man nicht ſo die Gewohnheit eines väterlichen Wohlwollens. Was wollen Sie? Wir betrachten uns gegen unſere Geſchöpfe ſelbſt durch die Wohlthaten verpflichtet, womit wir ſie überhäuft haben. Sie waren arm, und Waiſe. Wir haben Ihnen die Hand gereicht, eben ſo ſehr wegen der Theilnahme, die Sie verdienten, mein lieber Sohn, als um Ihrer vortrefflichen Adoptivmutter eine allzu ſchwere Laſt zu erſparen."

„Mein Vater," ſagte Gabriel mit verhaltener Gemüthsaufregung, „ich bin nicht undankbar."

„Ich will es glauben, mein lieber Sohn; viele Jahre hindurch haben wir Ihnen, wie unſerm vielgeliebten Kinde, geiſtige und körperliche Nahrung gegeben; heute gefällt es Ihnen, uns zu verläugnen, zu verlaſſen; nicht nur willigen wir ein; jetzt, da ich die wahre Urſache Ihres Bruches durchſchaut habe, iſt es meine Pflicht, Sie Ihrer Eide zu entbinden."

„Von welcher Urſache wollen Sie ſprechen, mein Vater?"

„Ach! mein lieber Sohn, ich begreife Ihre Furcht. Zur Zeit drohen uns Gefahren. Sie wiſſen es wohl."

„Gefahren, mein Vater?" rief Gabriel aus.

„Es iſt unmöglich, mein lieber Sohn, daß Sie es nicht wüßten, daß ſeit dem Sturze unſerer legitimen

Herrſcher, unſerer natürlichen Stützen, die revolutionäre Gottſeligkeit immer drohender wird; man überhäuft uns mit Verfolgungen. Daher, mein lieber Sohn, begreife und würdige ich, wie ich muß, den Grund, der unter ſolchen Umſtänden Sie bewegt, ſich von uns zu trennen."

„Mein Vater!" rief Gabriel mit eben ſo viel Entrüſtung als Schmerz aus, „Sie denken dieß nicht von mir. Sie können es nicht denken."

Der Vater von Aigrigny, ohne auf Gabriel's Proteſtation Rückſicht zu nehmen, fuhr in der Schilderung erdichteter Gefahren der Geſellſchaft fort, die, weit entfernt gefährdet zu ſeyn, bereits anfing, heimlich ihres Einflußes ſich wieder zu bemächtigen.

„O! wenn unſere Geſellſchaft allmächtig wäre, wie ſie es noch vor wenigen Jahren war," nahm alſo der hochwürdige Vater wieder das Wort, „wenn ſie von Ehrerbietung und Huldigungen umgeben wäre, welche die wahren Gläubigen ihr ſchuldig ſind, ungeachtet ſo vieler abſcheulichen Verleumdungen, womit man uns verfolgt, dann vielleicht, mein lieber Sohn, hätten wir geſchwankt, Sie Ihrer Eide zu entbinden, Ihre Augen dem Lichte zu öffnen, Sie dem verderblichen Taumel zu entreißen, deſſen Beute Sie ſind; aber jetzt, da wir ſchwach, unterdrückt, von allen Seiten bedroht ſind, iſt es unſere Pflicht, liegt es in unſerer chriſtlichen Liebe, Sie nicht zur Theilung der Gefahren zu zwingen, denen Sie ſich kläglich entziehen wollen."

Dieſe Worte ſprechend, warf der Pater von Aigrigny einen raſchen Blick auf ſeinen Socius, der durch einen billigenden Wink antwortete, begleitet von einer Bewegung der Ungeduld, welche zu ſagen ſchien: Nur weiter! Nur weiter! Gabriel war erſchüttert; es gab auf der Welt kein edelmüthigeres, loyaleres, muthigeres Herz, als das ſeinige. Man urtheile, was er leiden mußte, als er ſeinen Entſchluß ſo deuten hörte. „Mein Pater,“ erwiederte er mit gerührter Stimme, die Augen voll Thränen, „Ihre Worte ſind grauſam, ſind ungerecht, denn, Sie wiſſen es, ich bin nicht feige.“

„Nein,“ ſagte Rodin mit ſeiner kurzen und einſchneidenden Stimme, indem er ſich zu Pater von Aigrigny wendete, und ihm Gabriel mit einem geringſchätzigen Blicke wies, „Ihr lieber Herr Sohn iſt vorſichtig.“

Bei dieſen Worten Rodin's ſchauderte Gabriel; eine leichte Röthe färbte ſeine bleichen Wangen; ſeine großen blauen Augen erglänzten von hochherziger Entrüſtung; dann, treu den Vorſchriften der Reſignation und chriſtlicher Demuth, bezwang er dieſen Moment der Aufwallung, neigte den Kopf, und ſchwieg, zu bewegt um zu antworten, und trocknete eine heimliche Thräne. Dieſe Thräne entſchlüpfte dem Socius nicht; er hielt es ohne Zweifel für ein günſtiges Zeichen; denn er wechſelte wiederholt einen Blick der Zufriedenheit mit dem Pater von Aigrigny. Dieſer war eben im Begriffe, einer ſehr wichtigen Angelegenheit zu erwähnen; daher, trotz ſeiner Herrſchaft über ſich, ſeine Stimme ein wenig bebte, als er von einem Blicke Rodin's, der außerordentlich aufmerkſam wurde, ſo zu ſagen ermuthiget, fortgedrängt, zu Gabriel ſagte:

„Noch ein anderer Grund verpflichtet uns, nicht zu zögern, Sie Ihrer Eide zu entbinden, mein lieber Sohn es iſt eine Sache von größtem Zartgefühle. Sie haben wahrſcheinlich geſtern von Ihrer Adoptivmutter erfahren, daß Sie vielleicht berufen würden, eine Erbſchaft in Empfang zu nehmen, deren Betrag man nicht kennt.“

Gabriel hob raſch den Kopf empor, und ſagte zu Pater von Aigrigny: „Meine Adoptivmutter hat, wie ich es Herrn Rodin bereits betheuerte, nur ihre Gewiſſenszweifel mir anvertraut, und ich weiß durchaus nichts von der Exiſtenz der Erbſchaft, von der Sie reden mein Vater.“ Der Ausdruck von Gleichgültigkeit, womit der junge Prieſter dieſe Worte ſprach, wurde von Rodin bemerkt.

„Es mag ſein,“ erwiederte der Pater von Aigrigny; „Sie wußten es nicht, ich will es glauben, obgleich aller Anſchein dahin zielt, das Gegentheil zu beweiſen, zu beweiſen endlich, daß die Kenntniß von dieſer Erbſchaft gleichfalls Ihrem Entſchluſſe, ſich von uns zu trennen, nicht fremd iſt.“

„Ich verſtehe Sie nicht, mein Vater.“

„Es iſt doch ſehr einfach, nach meiner Anſicht hat Ihr Bruch zwei Beweggründe: zunächſt weil mir bedroht ſind, und Sie es für vorſichtig erachten, uns zu verlaſſen.“

„Mein Vater.“

„Erlauben Sie mir auszureden, mein lieber Sohn, und zum zweiten Beweggrunde überzugehen; wenn ich mich täuſche werden Sie antworten. Die Sache verhält ſich ſo: Früherhin, und in der Vorausſetzung, daß Ihre Familie, deren Geſchick Sie nicht kannten, Ihnen einiges Vermögen hinterließe, hatten Sie, zur Vergütung der Sorgfalt, welche die Geſellſchaft Ihnen erwieſen, hatten Sie, ſag' ich, eine künftige Schenkung deſſen gemacht, was Sie beſitzen könnten, nicht für uns ſondern für die Armen, deren geborene Vormünder wir ſind.“

„Wohlan! mein Vater,“ erwiederte Gabriel, der noch nicht wußte, wohin dieſe Einleitung zielte.

„Wohlan, mein lieber Sohn, nun, da Sie ſicher ſind, einiger Wohlhabenheit ſich zu erfreuen, wollen Sie ohne Zweifel, indem Sie ſich von uns trennen, dieſe von Ihnen zu einer andern Zeit gemachte Schenkung für ungültig erklären.“ „Um gerade heraus zu ſprechen, Sie brechen Ihren Eid, weil wir verfolgt ſind, und weil Sie Ihr Geſchenk zurücknehmen wollen,“ fügte Rodin mit ſpitzigem Tone bei, wie um auf eine erſchöpfende und brutale Weiſe Gabriel's Verhältniß zur Geſellſchaft Jeſu in Kürze darzuſtellen.

Bei dieſer niederträchtigen Beſchuldigung, konnte Gabriel nur die Hände und Augen zum Himmel erheben, mit einem herzzerreißenden Tone ausrufend: „O! mein Gott!!! mein Gott!“

Der Pater von Aigrigny, nachdem er einen Blick des Einverſtändniſſes mit Rodin gewechſelt hatte, ſagte zu dieſem in einem ernſten Tone, um zu ſcheinen, als verweiſe er ihm ſeine allzu rauhe Freimüthigkeit: „Ich glaube, daß Sie zu weit gehen; unſer lieber Sohn hätte auf die liſtige und feige Art handeln können, von der Sie ſprechen, wenn er von ſeinem Verhältniſſe als Erbe unterrichtet geweſen wäre; aber da er das Gegentheil behauptet, muß man es glauben, ungeachtet des Anſcheines.“

„Mein Pater,“ ſagte endlich Gabriel, blaß, bewegt, zitternd, und ſeine ſchmerzliche Entrüſtung bekämpfend, „ich danke Ihnen, daß Sie Ihr Urtheil wenigſtens ausſetzen. Nein, ich bin nicht feige; denn Gott iſt mein Zeuge, daß ich die Gefahren nicht kannte, welche Ihre Geſellſchaft bedrohen; nein, ich bin nicht argliſtig, nein, ich bin nicht habſüchtig; denn Gott iſt mein Zeuge, daß ich erſt in dieſem Augenblicke von Ihnen erfahre, mein Pater, es ſei möglich, daß ich berufen werde, eine Erbſchaft zu erheben, und daß . . .“

„Ein Wort, mein lieber Sohn, ich bin kürzlich von dieſem Verhältniſſe durch den größten Zufall von der Welt in Kenntniß geſetzt worden,“ erwiederte der Pater von Aigrigny, Gabriel unterbrechend. „Und dieß durch die Familienpapiere, welche Ihre Adoptivmutter ihrem Beichtvater eingehändiget hatte, und die uns ſeit Ihrem Eintritte in unſer Collegium anvertraut worden ſind. Kurze Zeit vor Ihrer Rückkehr aus Amerika, als die Archive der Geſellſchaft geordnet wurden, iſt Ihr Akt in die Hände unſers hochwürdigen Pater Prokurators gerathen; man hat ihn geprüft, und ſomit erfahren, daß Einer Ihrer väterlichen Vorfahren, dem das Haus gehörte, worin wir ſind, ein Teſtament hinterlaſſen habe, welches heute Mittags zwölf Uhr eröffnet werde. Geſtern Abend noch hielten wir Sie für Einen von den Unſerigen; unſere Statuten wollen, daß wir nichts eigenthümlich beſitzen; Sie haben dieſe Statuten durch eine Schenkung zu Gunſten des Erbtheiles der Armen geſtärkt, das wir verwalten, Alſo waren es nicht mehr Sie, ſondern die Geſellſchaft, welche, in meiner Perſon, anſtatt Ihrer und an Ihrer Stelle, als Erbin auftrat, mit Ihren Rechtsanſprüchen verſehen, die ich hier, ganz genügend habe Aber nun, mein lieber Sohn, da Sie ſich von uns trennen, iſt es an Ihnen, aufzutreten; wir kamen nur als Bevollmächtigte der Armen hierher, denen Sie früherhin auf eine gottesfürchtige Weiſe die Güter überlaſſen hatten, die Sie dereinſt beſitzen könnten. Jetzt dagegen ändert die Hoffnung einigen Vermögens Ihre Geſinnungen; es ſteht Ihnen frei; nehmen Sie Ihre Geſchenke zurück!"

Gabriel hatte den Pater von Aigrigny mit einer ſchmerzlichen Ungeduld angehört; daher rief er aus: „Sie, mein Pater, Sie halten mich für fähig, eine freiwillig zu Gunſten der Geſellſchaft gemachte Schenkung, um mich meiner Schuldigkeit gegen ſie hinſichtlich der mir großmüthig gegebenen Erziehung zu entledigen, zu widerrufen? Sie endlich halten mich für niederträchtig genug, mein Wort abzuläugnen, weil ich vielleicht ein beſcheidenes Erbtheil beſitzen werde?“

„Dieſes Erbtheil, mein lieber Sohn, kann unbedeutend, kann auch beträchtlich ſein.“

„Ei, mein Vater, wenn es ſich von einem königlichen Vermögen handelte,“ rief Gabriel mit edler und ſtolzer Gleichgültigkeit aus, „würde ich nicht anders ſprechen, und ich habe, glaub' ich, das Recht, daß man mir glaube; hören Sie alſo meinen wohlgefaßten Entſchluß. Die Geſellſchaft, welcher ich angehöre, läuft Gefahr, ſagten Sie? Ich werde mich von dieſen Gefahren überzeugen: wenn ſie drohend ſind, feſt nun in meinem Entſchluſſe, der, moraliſch, von Ihnen mich trennt, mein Vater, werde ich warten, um nach dem Ende Ihrer Gefahren von Ihnen zu ſcheiden. Was dieſe Erbſchaft betrifft, nach der man mich für ſo begierig hält, überlaſſe ich Ihnen dieſelbe förmlich, mein Vater, wie ich hiezu früherhin freiwillig mich verpflichtet habe; mein ganzes Verlangen iſt nur, daß dieſes Vermögen zur Unterſtützung der Armen verwendet werde. Ich weiß nicht, wie groß dieſes Vermögen iſt; aber, klein oder groß, es gehört der Geſellſchaft, weil ich nur *ein* Wort habe. Ich hab' es Ihnen geſagt, mein Vater, mein einziger Wunſch iſt, eine beſcheidene Pfarre in irgend einem armen Dorfe zu erhalten, ja, vorzüglich in einem armen, weil dort meine Dienſte nützlicher ſein werden. Alſo, mein Vater, wenn ein Mann, der in ſeinem Leben nie gelogen hat, betheuert, daß er ſich nur nach einer ſo beſcheidenen, ſo uneigennützigen Exiſtenz ſehne, muß man ihn, glaub' ich, für unfähig halten, aus Habſucht die Geſchenke zurückzunehmen, die er gemacht hat."

Der Pater von Aigrigny hatte nun eben ſo große Mühe, ſeine Freude zu bezähmen, als er kurz zuvor Mühe hatte, ſeinen Schrecken zu verheimlichen; dennoch ſchien er ziemlich ruhig, und ſagte zu Gabriel: „Ich erwartete nichts Geringeres von Ihnen, mein lieber Sohn."

Dann winkte er Rodin, um ihn zu bewegen, in das Mittel zu treten. Dieſer verſtand ſeinen Obern vollſtändig; er verließ den Kamin, näherte ſich Gabrie ſtützte ſich auf einen Tiſch, auf dem man ein Schreibezeug und Papier ſah; dann, auf dem Pulte mit den Spitzen ſeiner knochigen Finger mit platten und ſchmutzigen Nägeln, mechaniſch zu trommeln beginnend, ſagte er zu Pater von Aigrigny: „Alles dieß iſt ſchön und gut; aber Ihr lieber Herr Sohn gibt Ihnen als einzige Bürgſchaft ſeines Verſprechens, einen Eid, und dieß iſt wenig."

„Mein Herr!" rief Gabriel aus.

„Erlauben Sie," erwiederte Rodin gelaſſen, „da das Geſetz unſere Exiſtenz nicht anerkennt, kann es auch die zu Gunſten der Geſellſchaft gemachten Geſchenke nicht anerkennen. Sie können alſo morgen zurücknehmen, was Sie heute werden gegeben haben."

„Und mein Eid, mein Herr!“ rief Gabriel aus.

Rodin ſchaute ihn ſtarr an, und erwiederte ihm: „Ihr Eid? aber Sie haben auch der Geſellſchaft den Eid ewigen Gehorſams geleiſtet; Sie haben geſchworen, ſich nie von ihr zu trennen; und welches Gewicht hat dieſer Eid heute für Sie?“

Gabriel war einen Augenblick verlegen; doch bald fühlend, wie falſch Rodin's Vergleich war, erhob er ſich ruhig und würdig, ſetzte ſich an das Schreibepult, nahm dort eine Feder und Papier, und ſchrieb, was folgt;

„Vor Gott, der mich ſieht und hört, vor Ihnen, „hochwürdiger Pater von Aigrigny und Herr Rodin, „Zeugen meines Schwures, erneuere ich jetzt frei und „aus eigenem Willen die gänzliche und unbedingte Schenkung, welche ich der Geſellſchaft Jeſu in der Perſon „des hochwürdigen Paters von Aigrigny von allen Gütern gemacht habe, die mir gehören werden, was auch „der Werth dieſer Güter ſeyn möge. Ich ſchwöre, bei „Strafe der Infamie, dieſes unwiderrufliche Verſprechen „zu halten, deſſen Erfüllung ich in meiner Seele und „in meinem Gewiſſen, als die Tilgung einer Schuld der „Dankbarkeit und einer heiligen Pflicht betrachte. Da „dieſe Schenkung zum Zwecke hat, frühere Gefälligkeiten „zu belohnen, und den Armen zu Hülfe zu kommen, ſo „kann die Zukunft, wie ſie auch ſeyn möge, nichts daran ändern; ſelbſt inſoferne als ich weiß, daß ich einſt „die Aufhebung der Verfügung, die ich jetzt mit meinem vollen Willen treffe, vereinſt geſetzlich verlan-

„gen könnte, erkläre ich, daß, wenn ich jemals dächte, in welcher Lage es auch wäre, ſie zu widerrufen, ich die Verachtung und den Abſcheu ehrlicher Leute verdienen würde. Zur Beglaubigung deſſen hab' ich dieß geſchrieben am 13. Februar 1832 zu Paris, im Augenblicke der Eröffnung des Teſtamentes von einem meiner väterlichen Vorfahren.

„Gabriel von Rennepont."

Dann, ſich erhebend, überreichte der junge Prieſter dieſe Urkunde Rodin ohne ein Wort zu ſagen. Der Socius las aufmerkſam, und verſetzte, immer unfühlend, indem er Gabriel anſchaute: „Wohlan! dieß iſt ein geſchriebener Eid . . . das iſt Alles."

Gabriel war betäubt ob Rodin's Keckheit, der ihm zu ſagen wagte, daß die Urkunde, worin er die Schenkung auf eine ſo loyale, ſo großmüthige, ſo freiwillige Weiſe erneuert hatte, keinen genügenden Werth beſitze. Der Socius brach zuerſt das Schweigen, und ſagte mit ſeiner kalten Unverſchämtheit, zu Pater von Aigrigny ſich wendend: „Von zwei Fällen einer: entweder hat Ihr lieber Herr Sohn Gabriel die Abſicht, dieſe Schenkung unbedingt gültig und unwiderruflich zu machen, oder . . ."

„Mein Herr," rief Gabriel aus, kaum ſich bezähmend und Rodin unterbrechend, „erſparen Sie ſich und erſparen Sie mir eine ſchimpfliche Vorausſetzung."

„Nun denn," erwiederte Rodin, immer unfühlend, „da Sie vollkommen entſchloſſen ſind, dieſe Schenkung ernſtlich zu machen, welche Einwendung hätten Sie dagegen, daß ſie geſetzlich verbürgt würde?“

„Keine, mein Herr,“ entgegnete Gabriel bitter, „da mein geſchriebenes und beſchworenes Wort Ihnen nicht genügt.“

„Mein lieber Sohn,“ ſagte der Pater von Aigrigny liebreich, „wenn es ſich nur um eine zu meinem Vortheile gemachte Schenkung handelte, glauben Sie, daß wenn ich ſie annähme, ich Ihr Wort für meine allerbeſte Bürgſchaft halten würde. Aber hier iſt es eine andere Sache: ich erſcheine, ſo wie ich es Ihnen geſagt habe, als der Bevollmächtigte der Geſellſchaft, oder vielmehr als der Vormund der Armen, denen Ihre großmüthige Ueberlaſſung frommen wird; man könnte alſo, im Intereſſe der Menſchenfreundlichkeit, dieſe Urkunde nicht genug mit geſetzlichen Bürgſchaften verſehen, damit daraus für unſere unglücklichen Schützlinge eine Gewißheit erfolge, anſtatt einer unbeſtimmten Hoffnung, welche die mindeſte Willensänderung umſtürzen kann, und dann . . . endlich kann Gott Sie zu ſich rufen, in jedem Augenblicke. Und wer ſagt, daß Ihre Erben ſich geneigt zeigen werden, den Schwur zu halten, den Sie gethan haben?“

„Sie haben recht, mein Vater,“ ſagte Gabriel traurig; „ich habe an dieſen, doch ſo wahrſcheinlichen Todesfall nicht gedacht.“

In dieſem Augenblicke öffnete Samuel die Thüre des Zimmers, und ſagte: „Meine Herren, der Notar iſt ſo eben gekommen, darf ich ihn hierher führen? — Schlag zehn Uhr wird Ihnen die Thüre des Hauſes geöffnet werden."

„Es wird uns um ſo angenehmer ſeyn, den Herrn Notar zu empfangen," ſagte Rodin, „als wir mit ihm zu verhandeln haben; haben Sie die Güte, ihn zu bitten, einzutreten."

„Ich will ihn ſogleich davon in Kenntniß ſetzen, mein Herr," ſagte Samuel, und ging hinaus.

„Der Notar kommt eben recht," ſagte Rodin zu Gabriel. „Wenn Sie noch die nämlichen Geſinnungen haben, können Sie vor dieſem öffentlichen Beamten Ihre Schenkung in Ordnung bringen, und ſich ſomit von einer großen Laſt für die Zukunft befreien."

„Mein Herr," ſagte Gabriel, „was auch geſchehe, ich werde mich eben ſo unwiderruflich durch dieſen geſchriebenen Eid verpflichtet erachten, den aufzubewahren ich Sie bitte, mein Pater," — und Gabriel gab das Papier dem Pater von Aigrigny; „als ich durch die authentiſche Urkunde mich verpflichtet erachten werde, die ich unterzeichnen will," fügte er bei, zu Rodin gewendet.

„Stille, mein lieber Sohn, da iſt der Notar," ſagte der Pater von Aigrigny. In der That erſchien der Notar im Zimmer. Während der Unterredung, die dieſer öffentliche Beamte mit Rodin, Gabriel und dem Pater von Aigrigny pflegen wird, werden wir den Leſer in das Innere des zugemauerten Hauſes führen.

Sechſtes Kapitel.

Der rothe Saal.

Wie Samuel es geſagt hatte, war die Eingangs-Thüre des zugemauerten Hauſes vom Mauerwerke, von der Bleiplatte und dem eiſernen Rahmen, die es verrammelten, befreiet worden; ihre Felder von geſchnitztem Eichenholze erſchienen eben ſo unverſehrt, wie an dem Tage, an welchem ſie der Einwirkung der Luft und der Zeit waren entzogen worden. Die Arbeits-Leute, nachdem ſie dieſe Aufbrechung beendiget hatten, waren auf der Freitreppe ſtehen geblieben, eben ſo ungeduldig neugierig, wie der Schreiber des Notars, der ihre Arbeiten überwacht hatte, bei der Eröffnung dieſer Thüre gegenwärtig zu ſeyn; denn ſie ſahen Samuel langſam durch den Garten kommen, in der Hand einen großen Bund Schlüſſel haltend.

„Jetzt, meine Freunde,“ ſagte der Greis, als er am Fuße der Freitreppe ſtand, „iſt Ihre Arbeit zu Ende; der Principal des Herrn Schreibers iſt beauftragt, Euch zu bezahlen; ich habe Euch nur noch an das Hausthor zu begleiten.“

„Gehen Sie doch, mein wackerer Mann,“ rief der Schreiber aus; „Sie denken nicht daran; da ſind wir im intereſſanteſten, neugierigſten Augenblicke: ich und dieſe braven Maurer, wir brennen vor Sehnſucht, das Innere dieſes geheimnißvollen Hauſes zu ſehen, und Sie hätten das Herz, uns fortzuſchicken? Das iſt unmöglich . . .“

„Ich bedauere ſehr, dazu gezwungen zu ſeyn, mein Herr; aber ich muß; ich ſoll zuerſt und ſchlechterdings allein in dieſe Wohnung treten, bevor ich die Erben zur Eröffnung des Teſtamentes hineinführe.“

„Aber wer hat Ihnen dieſe lächerlichen und grauſamen Befehle gegeben?“ rief der Schreiber ſonderbar mißvergnügt aus.

„Mein Vater, mein Herr.“

„Gewiß iſt nichts achtungswerther; aber ſeyen Sie ein gutmüthiger Mann, mein würdiger Aufſeher, mein vortrefflicher Aufſeher,“ fuhr der Schreiber fort; „laſſen Sie uns nur einen Blick durch die halbgeöffnete Thüre werfen!“

„O! ja, mein Herr, nur einen Blick,“ fügten die Genoſſen von der Mauerkelle mit flehender Miene bei.

„Es iſt mir unangenehm, es Ihnen zu verſagen, meine Herren,“ entgegnete Samuel; „aber ich werde dieſe Thüre nur aufmachen, wenn ich allein bin.“

Da die Maurer die Unbeugſamkeit des Greiſes ſahen, ſtiegen ſie mit Bedauern die Stufen der Treppe hinab; aber der Schreiber unternahm es, das Terrain Schritt für Schritt zu beſtreiten, und rief aus: „Ich warte auf meinen Principal; ich verlaſſe dieſes Haus nicht ohne ihn; er kann meiner bedürfen; ob ich nun auf dieſer Freitreppe oder anderswo bleibe, daran liegt Ihnen wenig, mein würdiger Aufſeher.“

Der Schreiber wurde in ſeinem Anſinnen durch ſeinen Principal unterbrochen, der ihm aus dem Hintergrunde des Hofes mit einer Geſchäftsmiene zurief:

„Herr Piſton! ſchnell! Herr Piſton, kommen Sie ſogleich!“

„Zum Teufel, was will er?“ rief der Schreiber wüthend aus; „da ruft er mir gerade in dem Augenblicke, da ich vielleicht ein wenig etwas geſehen hätte.“

„Herr Piſton,“ fuhr die Stimme, ſich nähernd, fort, „hören Sie mich denn nicht?“

Während Samuel die Maurer fortbegleitete, ſah der Schreiber, durch die Wendung eines dichten Gehölzes von grünen Bäumen ſeinen Principal, unbedeckten Kopfes und abſonderlich ſinnender Miene, erſcheinen und herbeieilen. Der Schreiber mußte alſo die Freitreppe hinabſteigen, um auf den Zuruf des Notars zu antworten, zu dem er ſich in ſehr übler Laune begab.

„Aber, mein Herr,“ ſagte Herr Dumesnil, „ich rufe nun ſchon eine Stunde mit unbedecktem Kopfe.“

„Mein Herr, ich hörte nicht,“ erwiederte Herr Piſton.

„Dann müſſen Sie taub ſein. Haben Sie Geld bei ſich?“

„Ja, mein Herr,“ antwortete der Schreiber ziemlich überraſcht.

„Nun denn, laufen Sie ſogleich zum nächſten Stempelamte, und holen Sie mir drei oder vier große Stempelbogen, um eine Urkunde zu errichten. Laufen Sie, es iſt ſehr dringend.“

„Ja, mein Herr,“ ſagte der Schreiber, indem er einen Blick verzweifelnden Bedauerns auf die Thüre des vermauerten Hauſes warf.

„Aber eilen Sie doch, Herr Piſton,“ entgegnete der Notar.

„Mein Herr, ich weiß nicht, wo ich Stempelpapier finden werde.“

„Da iſt der Aufſeher,“ ſagte Herr Dumesnil. „Er wird es Ihnen ohne Zweifel ſagen können.“ Wirklich kam Samuel zurück, nachdem er die Maurer bis an die Hausthüre begleitet hatte.

„Mein Herr,“ fragte ihn der Notar, „wollen Sie mir ſagen, wo man Stempelpapier bekommen könnte?“

„Hier nebenan, mein Herr,“ antwortete Samuel, „bei dem Tabakskrämer in der Straße Vieille-du Temple, Nummer 17.

„Sie hören, Herr Piſton?“ ſagte der Notar zu ſeinem Schreiber; „Sie werden welches bei dem Tabakskrämer in der Straße Vieille-du-Temple Nummer 17 bekommen. Laufen Sie ſchnell; denn dieſe Urkunde muß gleich auf der Stelle errichtet werden, und vor Eröffnung des Teſtamentes; die Zeit drängt.“

„Sehr wohl, mein Herr, ich will mich beeilen,“ antwortete der Schreiber verdrießlich. Und er folgte ſeinem Herrn, der eilig wieder in das Zimmer ſich begab, worin er Rodin, Gabriel und den Vater von Aigrigny gelaſſen hatte. Während dieſer Zeit war Samuel die Stufen der Freitreppe erklimmend, vor der ſo eben erſt von Stein, Eiſen und Blei, die ſie verſtopften, befreiten Thüre angekommen. Mit tiefer Rührung ſteckte der Greis, nachdem er in ſeinem Schlüſſelbunde denjenigen geſucht hatte, den er brauchte, den Schlüſſel in das Schloß, und ließ die Thüre ſich in ihren Angeln drehen. Alſogleich fühlte er ſich im Geſichte von einem ſchnellen Anpralle feuchter und kalter Luft getroffen, jener gleich die aus einem plötzlich geöffneten Keller hervorweht. Nachdem der Jude die Thüre von innen ſorgfältig und doppelt abgeſchloſſen hatte, ging er in der Hausflur voran, die von einer Art kleeförmigen Fenſters, über der Thürwölbung angebracht, erleuchtet wurde; die Scheiben hatten durch die Länge der Zeit ihre Durchſichtigkeit verloren, und glichen ſeines Glanzes beraubtem Glaſe. Dieſe Hausflur mit abwechſelnd weißen und ſchwarzen Marmorrauten gepflaſtert, war weit räumig ſchallend, und bildete das Gehäuſe einer großen Treppe, die in das erſte Stockwerk führte. Die Mauern von geglättetem und flachem Steine, zeigten nicht die geringſte Spur von Verwitterung oder Feuchtigkeit; das Geländer von geſchmiedetem Eiſen hatte nicht den mindeſten Roſtflecken; es war über der erſten Stufe an den Schaft einer Säule von grauen Granit geſchweißt, die eine Statue von ſchwarzem Marmor trug, vorſtellend einen Neger, einen Fackelſtuhl tragend. Der Anblick dieſes Geſichtes war ſeltſam; ſeine Augäpfel waren von weißem Marmor. Das Geräuſch des gewichtigen Ganges des Juden, wiederhallte unter der hohen

Kuppel dieſer Hausflur; den Enkel von Iſaak Samuel beſchlich ein melancholiſches Gefühl, indem er daran dachte, daß die Tritte ſeines Großvaters ohne Zweifel die letzten waren, die in dieſer Wohnung ertönten, deren Thüren er hundertfünfzig Jahre früher verſchloſſen hatte; denn der treue Freund, zu deſſen Gunſten Herr von Rennepont den Scheinverkauf dieſes Hauſes gemacht, hatte ſich dieſes unbeweglichen Gutes entäußert, um es auf den Namen des Großvaters von Samuel zu übertragen, der es ſo auf ſeine Nachkommen brachte, als hätte es ſich um ſein Erbe gehandelt. Zu dieſen Gedanken, in welche Samuel verſank, hatte ſich die Erinnerung an das Licht geſellt, das er am Morgen durch die ſieben Oeffnungen der Bleikappe des Belvedere geſehen; daher konnte der Greis, ungeachtet der Feſtigkeit ſeines Charakters, ſich nicht enthalten, zu ſchaudern, als er, nachdem er einen zweiten Schlüſſel von ſeinem Bunde genommen, einen Schlüſſel, auf deſſen Bezeichnungszettel man las: „Schlüſſel des rothen Saales,“ eine große Thüre mit zwei Flügeln öffnete, die in die inneren Gemächer führte.“

Das Fenſter, das einzige unter allen im Hauſe, welches offen geweſen war, erleuchtete dieſes große Gemach, mit Damaſt ausgeſchlagen, deſſen dunkelpurpurrothe Farbe nicht die mindeſte Veränderung erlitten hatte; ein dicker türkiſcher Teppich bedeckte den Fußboden; große Armſtühle von vergoldetem Holze im ernſten Style des Jahrhunderts Ludwigs XIV., waren die

Wände entlang ſymmetriſch geſtellt; eine zweite Thüre, in ein anderes Zimmer führend, ſtand der Eingangsthüre gegenüber; ihr Getäfel, wie das Karnieß, welches den Plafond umrahmte, war weiß, durch kleine Leiſten und Geſimſe von geglättetem Golde erhöht. Auf jeder Seite dieſer Thüre waren zwei große Möbel von Boulle, mit Kupfer und Zinn eingelegt, welche Garnituren von Gefäßen von Seladon trugen; das Fenſter, drapirt mit ſchweren Vorhängen von franſigem Damaſte, überragt von einem ausgeſchnittenen Kranze, von dem jeder Zacken in eine ſeidene Eichel auslief, ſtand dem Kamine von dunkelblauem Marmor gegenüber, geziert mit Geſimsſtäbchen von ciſelirtem Kupfer. Reiche Kandelaber und eine Pendeluhr vom nämlichen Style, wie die Zimmergeräthe, wiederſtrahlten im Venetianerſpiegel mit abgeſchliffenen Rändern. Ein großer runder Tiſch, mit einem Teppiche von carmeſinrothem Sammet überdeckt, ſtand in der Mitte dieſes Saales.

Indem Samuel ſich dieſem Tiſche näherte, ſah er ein Blatt Velinpapier, mit dieſen Worten beſchrieben:

„In dieſem Saale wird mein Teſtament eröffnet; die andern Gemächer ſollen bis nach dem Leſen meines letzten Willens geſchloſſen bleiben. **M. von R.**"

„Ja," ſagte der Jude, mit Rührung dieſe ſeit ſo langer Zeit geſchriebenen Zeilen betrachtend. „Dieſe Anempfehlung iſt auch dieſelbe, die mir von meinem

Bayeriſche Staatsbibliothek

Water gemacht wurde; denn es ſcheint, daß die andern Gemächer dieſes Hauſes mit Gegenſtänden angefüllt ſind, an denen Herrn von Rennepont ſehr viel gelegen war, nicht ihres Werthes, ſondern ihres Urſprunges wegen, und daß der Trauerſaal eine ſonderbare und geheimnißvolle Sache iſt."

„Aber," fügte Samuel hinzu, indem er aus der Taſche ſeines weiten Oberrockes ein Verzeichniß zog, in einem Umſchlage von ſchwarzem Sagrin, verſehen mit einer kupfernen Schließe mit Schloß, von dem er den Schlüſſel abzog, nachdem er es auf den Tiſch gelegt hatte, „hier iſt der Beſtand der Werthe in der Kaſſe, und es iſt mir aufgetragen worden, ihn vor Ankunft der Erben hierher zu bringen."

Das tiefſte Schweigen herrſchte in dieſem Saale in dem Augenblicke, da Samuel das Verzeichniß auf den Tiſch legte. Plötzlich weckte ihn die natürlichſte, jedoch zugleich erſchreckendſte Sache, aus ſeiner Träumerei. Er hörte eine Glocke hell, wie Silber klingend, im anſtoßenden Zimmer langſam zehn Uhr ſchlagen. Und wirklich war es zehn Uhr. Samuel beſaß zu viel geſunden Menſchenverſtand, um an einen immerwährenden Selbſtbeweger zu glauben, nämlich an eine ſeit hundertfünfzig Jahren fortgehende Uhr. Daher fragte er ſich mit eben ſo großem Erſtaunen als Schrecken, warum dieſe Pendeluhr ſeit ſo vielen Jahren nicht ſtill geſtanden, und vorzüglich wie ſie die gegenwärtige Stunde ſo pünktlich anzeigen konnte. Von einer unruhigen Neugierde getrieben, war der Greis im Begriffe, in jenes Zimmer zu gehn; aber ſich erinnernd an die ausdrücklichen Anempfehlungen ſeines Vaters, an die durch die wenigen Zeilen des Herrn von Rennepont, die er eben geleſen hatte, wiederholten Anempfehlungen, blieb er bei der Thüre ſtehen, und horchte mit der größten Aufmerkſamkeit.

Er hörte nichts, durchaus nichts, als die verklingende Schwingung der Glocke. Nachdem Samuel über dieſen ſonderbaren Umſtand lange nachgedacht, und ihn mit dem nicht minder außerordentlichen Umſtande jener am Morgen durch die Oeffnungen des Belevedere erblickten Helle zuſammengeſtellt hatte, ſchloß er daraus, daß eine gewiſſe Verbindung zwiſchen dieſen beiden Ereigniſſen beſtehen müſſe. Wenn auch der Greis die wahre Urſache dieſer erſtaunlichen Erſcheinungen nicht erforſchen konnte, erklärte er ſich wenigſtens das, was vor ſeinen Augen lag, indem er an die unterirdiſchen Wege dachte, die, nach der Ueberlieferung, zwiſchen den Kellern des Hauſes und ſehr entfernten Punkten beſtanden: geheimnißvolle und unbekannte Perſonen hatten alſo zwei oder dreimal während eines Jahrhunderts in das Innere dieſes Hauſes kommen können.

In dieſe Gedanken vertieft, näherte ſich Samuel dem Kamine, der, wie wir geſagt haben, genau dem Fenſter gegenüber ſtand. Ein heller Sonnenſtrahl, durch die Wolken brechend, erleuchtete zwei große Portraits, eines an jeder Seite des Kamines angebracht, die der Jude nicht bemerkt hatte, und welche in Lebensgröße gemalt, eine Frau und einen Mann vorſtellten. An dem eben ſo beſcheidenen als kräftigen Colorite, an ſeiner großen und markigen Pinſelführung erkannte man leicht ein vorzügliches Werk. Man hätte übrigens ſchwerlich geeignetere Modelle gefunden, einen großen Maler zu begeiſtern. Die Frau ſchien fünfundzwanzig bis dreißig Jahre alt zu ſeyn; ein prächtiges braunes goldglänzendes Haar krönte ihre weiße, edle und hohe Stirne; ihr Kopfputz, weit entfernt an jenen zu erinnern, welchen Frau von Sévigné während des Jahrhunderts Ludwigs XIV. in Mode gebracht hatte, erinnerte vielmehr an jene ſo merkwürdige Kopfzierden einiger Gemälde von Veroneſe, beſtehend aus breiten, wellenförmigen Stirnbändern, die Wangen umrahmend, und überragt von einer am Hinterhaupte zu einer Krone geſchlungenen Flechte; die ſehr zarten Augenbrauen wölbten ſich über großen Augen von funkelndem Saphirblau; die ſehr feine Naſe endete in leicht erweiterten Nüſtern; ein halbes, ſchier ſchmerzliches Lächeln zuckte unmerkbar um den Mund; das Geſicht war ein längliches Oval; der mattweiße Teint verſchwamm kaum gegen die Wangen zu in ein ſchwaches Roth; die Schwingung des Halſes, die Haltung des Kopfes, verkündeten ein ſeltenes Gemiſch von Anmuth und angeborener Würde; eine Art Tunika oder Kleid von ſchwarzem und glänzenden Stoffe, jungfräulich gemacht, wie man es nennt, reichte bis zum Urſprunge der Schultern, und ſank, nach Ausprägung einer ſchlanken und hohen Taille, bis auf die, durch die ein wenig ſchleppenden Falten dieſer Kleidung völlig verhüllten Füße hinab. Die Stellung dieſer Frau war voll Adel und Einfachheit. Der Kopf trat leuchtend und weiß aus einem düſtergrauen Himmel hervor, deſſen Horizont von einigen purpurrothen Wolken geſprenkelt war, auf denen ſich der Gipfel entfernter und ſchattenumhüllter Hügel abſpiegelte. Die Anordnung des Gemäldes, ſo wie die warmen und kräftigen Töne des Vordergrundes, welche ohne irgend einen Uebergang mit dieſem vertieften Hintergrunde endigten, ließen leicht einſehen, daß dieſe Frau auf einer Höhe geſtanden, von von wo ſie den ganzen Horizont beherrſchte. Die Phyſiognomie dieſer Frau war tiefſinnig und betrübt. Vorzüglich lag in ihren halb zum Himmel erhobenen Blicke, ein Ausdruck flehenden und ergebenen Schmerzes, den man wiederzugeben für unmöglich gehalten hätte.

Links- vom Kamine ſah man das andere, eben ſo kräftig gemalte Portrait. Es ſtellte einen Mann von dreißig bis fünfunddreißig Jahren vor, von hohem Wuchſe. Ein weiter brauner Mantel, womit er auf eine edle Art drapirt war, ließ eine Art ſchwarzen, bis zum Halſe zugeknöpften Wammſes ſehen, aus dem ein weißer ſtämmiger Hals ſich erhob. Der Kopf, ſchön und von großer Würde, war durch mächtige und ſtrenge Linien merkwürdig, welche jedoch einen bewundernswerthen Ausdruck von Leiden, von Ergebung, und vorzüglich von unausſprechlicher Güte, nicht ausſchloſſen; die Haare, wie der Bart und die Augenbraunen, waren ſchwarz; aber dieſe, durch eine wunderliche Laune der Natur, anſtatt getrennt zu ſeyn, und ſich um jeden Augenbrauenbogen zu gruppiren, dehnten ſich von einer Schläfe bis zur andern wie ein einziger Bogen aus, und ſchienen die Stirne dieſes Menſchen mit einem ſchwarzen Kennzeichen zu ſtreifen. Der Hintergrund des Gemäldes ſtellte auch einen ſtürmiſchen Himmel vor; aber jenſeits einiger Felſen erblickte man das Meer, welches am Horizonte mit den düſteren Wolken zu verſchwimmen ſchien.

Die Sonne, dieſe zwei merkwürdigen Geſichter völlig erleuchtend, die, wenn man ſie jemals geſehen, zu vergeßen unmöglich ſchien, vermehrte noch ihren Glanz.

Als Samuel aus ſeinen Träumen zu ſich kam, und zufällig ſeine Augen auf dieſe Portraite warf, wurde er beſtürzt; ſie ſchienen lebendig. „Welche edle und ſchöne Geſichter!“ rief er aus, ſich ihnen noch mehr nähernd, um ſie beſſer betrachten zu können. „Was für Portraite ſind dieß? Sie ſind nicht jene der Familie Rennepont; denn, nach dem was mein Vater mir geſagt hat, ſind ſie Alle im Trauerſaale. Ach!“ fügte der Greis hinzu, „nach der großen Traurigkeit, die in ihren Zügen ausgeprägt iſt, könnten auch ſie, wie mir dünkt, im Trauerſaale an ihrer Stelle ſeyn.“

Dann, nach kurzem Schweigen, fuhr Samuel fort: Nun muß ich daran denken, alles zu dieſer feierlichen Verſammlung vorzubereiten; denn es hat zehn Uhr geſchlagen." Dieß ſagend, ſtellte Samuel die Stühle von vergoldetem Holze um den runden Tiſch; dann fuhr er mit nachdenkender Miene fort: „Die Stunde naht, und von den Nachkommen des Wohlthäters meines Großvaters, iſt nur erſt der junge Prieſter hier, mit einem Engelsgeſichte. Sollte er denn der einzige Sprößling der Familie Rennepont ſeyn? Er iſt Prieſter, dieſe Familie wird alſo mit ihm erlöſchen? Endlich iſt der Augenblick angekommen, wo ich dieſe Thüre zum Leſen des Teſtamentes öffnen muß. Bathſeba wird den Notar hierher führen. Man klopft, das iſt ſie."

Und Samuel, nachdem er einen letzten Blick auf die Thüre des Zimmers geworfen, worin es zehn Uhr geſchlagen hatte, ging eilig gegen die Thüre der Hausflur, hinter welcher man ſprechen hörte. Der Schlüſſel drehte ſich zweimal im Schloſſe um, und er öffnete die beiden Flügel der Thüre. Zu ſeinem großen Kummer ſah er auf der Freitreppe nur Gabriel, der zu ſeiner Linken Rodin, und den Pater von Aigrigny zu ſeiner Rechten hatte. Der Notar und Bathſeba, welche die Führerin gemacht, hielten ſich hinter der Hauptgruppe. Samuel konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, und ſagte, auf der Thürſchwelle ſich verbeugend: „Meine Herren! Alles iſt bereit! Sie können eintreten."

Siebentes Kapitel.

Das Teſtament.

Als Gabriel, Rodin und der Vater von Aigrigny in den rothen Saal traten, ſchienen ſie Alle auf verſchiedene Weiſe angeregt. Gabriel, bleich und traurig, zeigte eine peinliche Ungeduld; er wünſchte recht bald dieſes Haus zu verlaſſen, und fühlte ſich einer großen Laſt überhoben, ſeitdem er durch eine, mit allen geſetzlichen Bürgſchaften verſehene, vor Herrn Dumesnil, dem Verlaſſenſchafts-Notare, errichtete Urkunde, auf alle ſeine Rechte zu Gunſten des Paters von Aigrigny verzichtet hatte.

Bisher war es dem jungen Prieſter nicht in den Sinn gekommen, daß der Vater von Aigrigny, indem er ihm die Sorgfalt angedeihen ließ, die er ſo großmüthig belohnte, und ihn zu ſeinem Berufe durch eine gotteslaͤſterliche Lüge zwang, die Abſicht hatte, die guten Erfolge einer finſtern Intrigue zu ſichern. Gabriel, ſo handelnd wie er that, meinte nicht, dadurch einem Gefühle übertriebenen Zartſinnes nachzugeben. Er hatte dieſe Schenkung mehrere Jahre früher freiwillig gemacht. Er würde es für eine Unwürdigkeit erachtet haben, ſie zurückzuziehen. Es war ihm ſchon ſchmerzlich genug geweſen, der Feigheit verdächtiget zu werden; um keinen Preis von der Welt hätte er den leiſeſten Vorwurf von Habſucht veranlaſſen mögen. Der

Miſſionär mußte mit einem ſehr ſeltenen und ſehr vortrefflichen Character begabt ſeyn, daß dieſe Blüthe gewiſſenhafter Rechtſchaf[illegible]heit nicht durch den Einfluß einer tödtlichen und e[illegible]ichenden Erziehung verwelkt war; aber zum Glücke, [illegible]erade wie die Kälte bisweilen vor Fäulniß bewahrt, hatte die eiſige Atmoſphäre, worin er einen Theil ſeiner Kindheit und ſeiner Jugend verlebte, ſeine edlen, bald durch den lebendigen und warmen Hauch der Luft und Freiheit neubeſeelten Eigenſchaften erſtarren gemacht, aber nicht verderbt.

Der Pater von Aigrigny, viel bleicher und bewegter als Gabriel, hatte ſeine Angſt zu erklären und zu entſchuldigen geſucht, indem er ſie dem Aerger zuſchrieb, den ihm der Bruch ſeines lieben Sohnes mit der Geſellſchaft Jeſu verurſachte.

Rodin, ruhig und vollkommen Herr ſeiner ſelbſt, ſah mit einem geheimen Zorne die lebhafte Gemüths-Aufregung des Paters von Aigrigny, welche einem minder vertrauenden Manne, als Gabriel, einen ſeltſamen Argwohn hätte einflößen können; dennoch war der Socius, ungeachtet ſeiner ſcheinbaren Kaltblütigkeit, vielleicht noch mehr als ſein Oberer vor Ungeduld brennend hinſichtlich des Gelingens dieſer wichtigen Angelegenheit.

Samuel ſchien vernichtet; kein anderer Erbe, als Gabriel, fand ſich ein. Gewiß fühlte der Greis eine lebhafte Sympathie für dieſen jungen Mann: aber dieſer junge Mann war Prieſter; mit ihm erloſch der

Name der Familie von Rennepont, und dieſes unermeßliche, ſo mühſam angeſammelte Vermögen würde dann ohne Zweifel nicht ſo [illegible]theilt oder verwendet, wie es der Erblaſſer gewünſ[illegible]tte.

Die verſchiedenen Theilneh[illegible] dieſer Scene ſtanden um den runden Tiſch herum. Im Augenblicke, da ſie, auf die Einladung des Notars, ſich niederſetzen wollten, ſagte Samuel, ihm das Verzeichniß im ſchwarzen Sagrin zeigend: „Mein Herr, es iſt mir aufgetragen, dieſes Verzeichniß hier zu hinterlegen; es iſt verſchloſſen; ich werde Ihnen den Schlüſſel dazu nach dem Leſen des Teſtamentes alſogleich übergeben.“

„Dieſes Verfahren iſt in der That in der Note angemerkt, welche dieſem Teſtamente beigefügt iſt,“ ſagte Herr Dumesnil, „als es im Jahre 1682 bei Meiſter Thomas Le Semeher, königlichem Rathe, Notar im Châtelet von Paris, damals Place-Royale, Nro. 13. wohnend, deponirt wurde.“

Und Herr Dumesnil nahm aus einem Portefeuille von rothem Marokin einen großen Umſchlag von durch die Jahre vergelbtem Pergamente; dieſem Umſchlage war eine Note, auch auf Pergament, mittelſt eines Seidenfadens angehängt. „Meine Herren,“ ſagte der Notar, „wenn Sie ſich die Mühe geben wollen, ſich zu ſetzen, ſo will ich die hier beigefügte Note leſen, welche die bei Eröffnung des Teſtamentes zu beobachtenden Formalitäten anordnet.“

Der Notar, Rodin, der Pater von Aigrigny und

Gabriel ſetzten ſich. Der junge Prieſter, dem Kamine den Rücken kehrend, konnte die beiden Portraits nicht ſehen. Samuel, ungeachtet der Einladung des Notars, blieb hinter dem Armſtuhle deſſelben ſtehen, der Folgendes las:

„Am 13. Februar 1832 wird mein Teſtament in „die Straße Saint-François Nro. 3. gebracht werden. „Punkt zehn Uhr wird die Thüre des rothen Saales, „im Erdgeſchoſſe gelegen, meinen Erben geöffnet, die, „in der Erwartung dieſes Tages ohne Zweifel ſeit langer Zeit in Paris angekommen, die nöthige Muße „werden gefunden haben, ihre Abſtammungsbeweiſe gültig zu machen. Sobald ſie verſammelt ſeyn werden, „wird man mein Teſtament vorleſen, und mit dem letzten Schlage der zwölften Mittagsſtunde die Erbfolge „beendiget, und zum Vortheile derjenigen geſchloſſen „ſeyn, welche, nach meiner Anempfehlung, die, hoffe ich, „durch Ueberlieferung während anderthalbhundert Jahre, „von heute an gerechnet, in meiner Familie fortwährend „wird fortgepflanzt worden ſeyn, in Perſon und nicht „durch Bevollmächtigte, am 13. Februar, vor Mittags „zwölf Uhr, in der Straße Saint-François ſich werden „eingefunden haben.“

Nachdem der Notar dieſe Zeilen mit ſonorer Stimme geleſen hatte, hielt er einen Augenblick ein, und fuhr in feierlichem Tone fort: „Da Herr Gabriel François Marie von Rennepont, Prieſter, durch Notariats-Urkunden ſeine väterliche Abſtammung und ſeine Eigenſchaft als hinterlaſſener Vetter des Erblaſſers dargethan hat, und bis jetzt der Einzige von den Nachkommen der Familie Rennepont iſt, der ſich hier eingefunden hat, eröffne ich das Teſtament in ſeiner Gegenwart, ſo wie es vorgeſchrieben iſt.“

Dieß ſagend, zog der Notar aus ſeinem Umſchlage das vom Präſidenten des Tribunals mit den vom Geſetze beſtimmten Formalitäten vorläufig geöffnete Teſtament. Der Pater von Aigrigny neigte ſich, und lehnte ſich mit dem Elbogen auf den Tiſch, ohne einen keuchenden Seufzer unterdrücken zu können. Gabriel ſchickte ſich an, mit mehr Neugierde als Theilnahme zuzuhören. Rodin hatte in einiger Entfernung vom Tiſche Platz genommen, zwiſchen den Knien ſeinen alten Hut haltend, in welchen er, halbverſteckt in den Falten eines Taſchentuches von blaugewürfelter Kattunleinwand ſeine Uhr gelegt hatte. Die ganze Aufmerkſamkeit des Socius war nun zwiſchen dem mindeſten Geräuſche, das er von Auſſen hörte, und der langſamen Bewegung der Zeiger ſeiner Uhr getheilt, deren Gang ſein kleines erzürntes Auge zu beſchleunigen ſchien, ſo groß war ſeine Ungeduld, die Mittagsſtunde kommen zu ſehen. Der Notar, den Pergamentbogen entfaltend, las, was folgt, inmitten ſehr großer Aufmerkſamkeit:

„Weiler Villetaneuſe, den 13. Febr. 1682.

„Ich will durch den Tod der Schande der Galeeren entgehen, zu denen mich die unverſöhnlichen Feinde meiner Familie als Rückfälligen haben verurtheilen laſſen.

Und dann… iſt mir das Leben zu ſchmerzlich, ſeitdem mein Sohn als Opfer eines geheimnißvollen Verbrechens geſtorben iſt. Geſtorben mit neunzehn Jahren, armer Heinrich; ſeine Mörder ſind unbekannt; nein, nicht unbekannt, wenn ich hiewegen meinen Ahnungen glaube. Um mein Vermögen dieſem Kinde zu erhalten, hab' ich den Proteſtantismus abzuſchwören mich geſtellt. So lange dieſes ſo geliebte Weſen gelebt hat, hab' ich den katholiſchen Schein gewiſſenhaft beobachtet. Dieſer Betrug empörte mich; aber es handelte ſich um meinen Sohn. Als man mir ihn getödtet hatte, iſt mir dieſer Zwang unerträglich geweſen. Ich wurde belauert; ich bin als Rückfälliger angeklagt und verurtheilt worden; mein Vermögen wurde confiſcirt, und ich zu den Galeeren verdammt. Dieß war eine ſchreckliche Zeit. Elend und Knechtſchaft! Blutiger Deſpotismus und religiöſe Intoleranz. Ah! es iſt ſüß, das Leben zu verlaſſen. So viele Uebel nicht mehr ſehen, ſo viele Schmerzen, welche Ruhe! Und in wenigen Stunden… werde ich dieſe Ruhe genießen. Ich werde ſterben, und will auf diejenigen von den Meinigen denken, die leben, oder vielmehr an jene, welche leben werden… vielleicht in beſſeren Zeiten. Eine Summe von fünfzigtauſend Thalern, ein einem Freunde anvertrautes Depoſitum, bleibt mir von ſo vielem Vermögen. Ich habe keine Kinder mehr, aber zahlreiche, in Europa zerſtreute Verwandte. Dieſe Summe von fünfzigtauſend Thalern, unter alle die Meinigen vertheilt, wäre eine geringe Hülfe für ſie geweſen. Ich habe anders darüber verfügt. Und dieß nach den klugen Rathſchlägen eines Mannes, den ich als das vollkommene Ebenbild Gottes auf Erden verehre; denn ſeine Intelligenz, ſeine Weisheit und ſeine Güte ſind faſt göttlich. Zweimal in meinem Leben hab' ich dieſen Mann geſehen, und unter ſehr traurigen Umſtänden; zweimal hab' ich ihm mein Heil verdankt: einmal das Seelenheil, einmal das Heil des Leibes. Ach! vielleicht hätte er mein armes Kind gerettet; aber er iſt zu ſpät gekommen, zu ſpät. Bevor er mich verließ, hat er mich vom Sterben abbringen wollen . . . denn er wußte Alles; aber ſeine Stimme war wirkungslos; ich empfand zu viel Schmerz, zu viel Leidweſen, zu viel Entmuthigung. Seltſame Sache! als er von meinem Entſchluſſe, mein Leben gewaltſam zu enden, völlig überzeugt war, iſt ihm ein Wort ſchrecklichen Schmerzes entſchlüpft, und brachte mich auf die Meinung, daß er mich um mein Schickſal beneidete, um meinen Tod. Iſt er denn zu leben verdammt, er? Ja, er hat ſich ohne Zweifel ſelbſt dazu verdammt, um der Menſchheit nützlich und hülfreich zu ſeyn, und doch iſt ihm das Leben eine Laſt; denn ich habe ihn eines Tages mit einem Ausdrucke verzweiflungsvoller Ermüdung, den ich niemals vergeſſen habe, ſagen hören: „„O, das Leben, das Leben! wer wird mich davon befreien!““ Es iſt ihm alſo wohl ſehr zur Laſt? Er iſt abgereiſet; ſeine letzten Worte ließen mich dem Tode mit Heiterkeit in's Antlitz ſchauen.

Dank ihm, mein Tod wird nicht unfruchtbar ſein. Dank ihm, dieſe in dieſem Augenblicke von einem Manne geſchriebenen Zeilen, der in wenigen Stunden zu leben aufgehört haben wird, werden vielleicht in anderthalb Jahrhunderten große Dinge zu Stande bringen, wenn mein Wille von meinen Nachkommen mit Pietät befolgt wird; denn an ſie von meinem künftigen Stamme wend' ich mich jetzt.

„Damit ſie meinen letzten Willen deſto beſſer begreifen und würdigen, den ich ausſpreche, und den zu erfüllen ich ſie inſtändig bitte; ſie die noch in dem Nichts ſind, in das ich zurückkehren will, müſſen ſie die Verfolger meiner Famille kennen lernen, damit ſie ihren Vorfahren rächen können, aber durch eine edle Rache. Mein Großvater war katholiſch; weniger von ſeinem religiöſen Eifer, als von treuloſen Rathſchlägen hingeriſſen, hat er ſich, obgleich Laie, mit einer Geſellſchaft verbündet, deren Macht immer ſchrecklich und geheimnißvoll geweſen iſt, mit der Geſellſchaft Jeſu.“

Bei dieſen Worten des Teſtamentes ſchauten ſich der Pater von Aigrigny, Rodin und Gabriel faſt unwillkürlich an. Der Notar, welcher dieſe Bewegung nicht bemerkt hatte, fuhr immer fort:

„Nach Verlauf einiger Jahre, während welcher er nicht aufgehört hatte, dieſer Geſellſchaft die unbedingteſte Hingebung zu bethätigen, wurde er plötzlich durch furchtbare Offenbarungen über das geheime Ziel, das ſie verfolgte, und über ihre Mittel, es zu erreichen, aufgeklärt. Dieß war im Jahre 1610, ein Monat vor der Ermordung Heinrich's IV. Mein Großvater, von dem Geheimniſſe erſchreckt, deſſen Verwahrer er wider ſeinen Willen war, und deſſen Bedeutung ſich ſpäterhin durch den Tod des Beſten der Könige vervollſtändigte, mein Großvater brach nicht nur mit der Geſellſchaft Jeſu, ſondern, wie wenn ihm der Katholizismus ſelbſt für die Verbrechen dieſer Geſellſchaft haftbar geſchienen hätte, verließ er die römiſche Religion, worin er bisher gelebt hatte, und wurde Proteſtant. Unwiderſprechliche Beweiſe, bezeugend die Nachſicht zweier Mitglieder dieſer Geſellſchaft mit Ravaillac, eine ſeit dem Verbrechen von Jean Chatel, dem Königsmörder, bewieſene Nachſicht, befanden ſich in den Händen meines Großvaters. Dieß war die urſprüngliche Urſache des erbitterten Haſſes dieſer Geſellſchaft gegen unſere Familie. Gott ſei Dank, dieſe Papiere ſind in Sicherheit gebracht; mein Vater hat ſie mir übergeben, und wenn mein letzter Wille vollzogen wird, wird man dieſe Papiere, bezeichnet A. M. C. D. G. im Ebenholzkäſtchen des Trauerſaales in der Straße Saint-François finden. Mein Vater war auch heimlichen Verfolgungen ausgeſetzt; ſein Ruin, ſein Tod vielleicht, wären die Folge davon geweſen, ohne die Dazwiſchenkunft einer engelgleichen Frau, für welche er eine faſt religiöſe Verehrung bewahret hat. Das Portrait dieſer Frau, die ich vor wenigen Jahren wieder geſehen habe, ſo wie jenes des Mannes, dem ich eine tiefe Ehrfurcht geweiht, wurden von mir aus der Erinnerung gemalt, und befinden ſich im rothen Saale der Straße Saint-François. Beide werden, hoff' ich, für die Nachkommen meiner Familie der Gegenſtand dankbarer Verehrung ſein."

Seit einigen Augenblicken war Gabriel bei dem Leſen des Teſtamentes immer aufmerkſamer geworden; er dachte, daß durch ein ſonderbares Zuſammentreffen, einer von ſeinen Vorfahren zwei Jahrhunderte früher, mit der Geſellſchaft Jeſu gebrochen hatte, wie er ſelbſt ſeit einer Stunde, und daß von jenem Bruche, der vor zwei Jahrhunderten geſchah, auch jene Art von Haß ſich herſchrieb, womit die Geſellſchaft Jeſu immer ſeine Familie verfolgt hatte. Der junge Prieſter fand es nicht minder ſonderbar, daß dieſe auf ihn gekommene Erbſchaft, nach einem Verlaufe von hundert fünfzig Jahren, durch einen ſeiner, das Opfer der Geſellſchaft Jeſu gewordenen Verwandten, in Folge freiwilliger Ueberlaſſung, wozu er, Gabriel, ſich ſo eben verpflichtet hatte, wieder zur nämlichen Geſellſchaft zurückkehrte. Nachdem der Notar die auf die beiden Portraite bezügliche Stelle geleſen hatte, machte Gabriel, welcher, wie der Pater von Aigrigny, dieſen Gemälden den Rücken kehrte, eine Bewegung, ſie zu ſehen. Kaum hatte der Miſſionär die Augen auf das Portrait der Frau geworfen, als er einen lauten Schrei des Erſtaunens und faſt des Schreckens ausſtieß.

Der Notar unterbrach alſogleich das Vorleſen des Teſtamentes, und ſchaute den jungen Prieſter mit Unruhe an.

Achtes Kapitel.

Der letzte Schlag von zwölf Uhr Mittags.

Auf den von Gabriel ausgeſtoßenen Schrei, hatte der Notar das Vorleſen des Teſtamentes unterbrochen, und der Pater von Aigrigny ſich raſch dem jungen Prieſter genähert. Dieſer ſtand zitternd da, und betrachtete das Portrait der Frau mit ſteigendem Erſtaunen.

Bald ſagte er mit leiſer Stimme, und wie mit ſich ſelbſt ſprechend: „Iſt es möglich, mein Gott! daß der Zufall ſolche Aehnlichkeit erzeuge! Dieſe Augen, ſo ſtolz und ſo traurig zumal . . . das ſind die ihrigen; und dieſe Stirne, und dieſe Bläſſe! ja, dieß ſind ihre Züge!“

„Mein lieber Sohn, was fehlt Ihnen?“ fragte der Pater von Aigrigny, eben ſo erſtaunt, wie Samuel und der Notar.

„Vor acht Monaten,“ erwiederte der Miſſionär mit tief gerührter Stimme, ohne ſeine Augen von dem Bildniſſe abzuwenden, „war ich in der Gewalt der Indianer, inmitten der Felſenberge. Man hatte mich an's Kreuz geſchlagen, man fing an, mich zu ſcalpiren, ich ſollte ſterben, als die göttliche Vorſehung mir eine unerwartete Hülfe ſendete. Ja, und dieſe Frau iſt's, die mich gerettet hat.“

„Dieſe Frau!“ riefen Samuel, der Pater von Aigrigny, und der Notar zugleich aus.

Rodin allein ſchien der Epiſode des Portraits völlig fremd, das Geſicht von zorniger Ungeduld verzerrt, nagte er heftig an ſeinen Nägeln, mit Angſt den langſamen Gang der Zeiger ſeiner Uhr betrachtend.

„Wie! welche Frau hat Ihnen das Leben gerettet?“ fragte der Pater von Aigrigny.

„Ja, dieſe Frau iſt's,“ fuhr Gabriel mit leiſerer und faſt erſchrockener Stimme fort; „dieſe Frau oder vielmehr eine Frau, die ihr ſo ſehr glich, daß wenn dieſes Bildniß nicht ſeit anderthalb Jahrhunderten hier wäre, ich glauben würde, es ſei nach ihr gemalt worden, denn ich kann mir nicht erklären, wie eine ſo auffallende Aehnlichkeit die Wirkung des Zufalles ſein kann. Jedoch,“ fügte er nach kurzem Schweigen mit einem tiefen Seufzer bei; „die Geheimniſſe der Natur und der Wille Gottes ſind unerforſchlich.“

Und Gabriel ſank niedergeſchlagen in ſeinen Lehnſtuhl, inmitten einer tiefen Stille, welche der Pater von Aigrigny bald unterbrach, indem er ſagte: „Das iſt ein Ereigniß außerordentlicher Aehnlichkeit, und weiter nichts mein lieber Sohn; nur gibt die ſehr natürliche Dankbarkeit, welche Sie für ihre Befreierin fühlen, dieſem wunderlichen Naturſpiele ein großes Intereſſe für Sie.“

Rodin, von Ungeduld verzehrt, ſagte zum Notar, zu deſſen Seite er ſich befand: „Es ſcheint mir, mein Herr, daß dieſer ganze kleine Roman dem Teſtamente ziemlich fremd iſt?“

„Sie haben recht,“ antwortete der Notar, indem er ſich wieder ſetzte; „aber dieſes Ereigniß iſt ſo außerordentlich, ſo romanhaft, wie Sie es nennen, daß man ſich nicht enthalten kann, das tiefe Erſtaunen des Herrn da zu theilen."

Und er wies auf Gabriel, der, auf einen der Arme des Stuhles gelehnt, ſeine Stirne auf ſeine Hand ſtützte, und völlig verſunken zu ſein ſchien. Der Notar fuhr mit dem Vorleſen des Teſtamentes fort, wie folgt:

„So waren die Verfolgungen, denen meine Familie von Seiten der Geſellſchaft Jeſu ausgeſetzt geweſen iſt. Dieſe Geſellſchaft beſitzt zur Stunde durch Confiſcation meine Güter. Ich werde ſterben. Möge ihr Haß in meinem Tode erlöſchen, und meines Stammes ſchonen, meines Stammes, deſſen Schickſal in dieſem feierlichen Augenblicke mein einziger, mein letzter Gedanke iſt. Dieſen Morgen hab' ich einen Bekannten von längſt erprobter Redlichkeit hierher kommen laſſen, Iſaak Samuel. Er verdankt mir ſein Leben, und täglich hab' ich mir Glück gewünſcht der Welt ein ſo ehrliches, ein ſo vortreffliches Weſen erhalten gekonnt zu haben. Vor der Confiſcation meiner Güter, hatte ſie Iſaak Samuel immer mit eben ſo viel Intelligenz als Rechtſchaffenheit verwaltet. Ich habe ihm die fünfzigtauſend Thaler anvertraut, welche ein treuer Verwahrer mir zurückgegeben hatte. Iſaak Samuel, und nach ihm ſeine Abkömmlinge, denen er dieſe Pflicht der Dankbarkeit vermachen wird, werden es auf ſich nehmen, dieſe Summe bis zum Ablaufe des hundertfünfzigſten Jahres von heute an gerechnet, rentirlich zu machen und anzuſammeln. Dieſe auf ſolche Art angeſammelte Summe kann ungeheuer werden, ein königliches Vermögen bilden, wenn die Ereigniſſe ihrer Verwaltung nicht widrig ſind. Möchten meine Wünſche hinſichtlich der Theilung und Verwendung dieſes unermeßlichen Vermögens, von meinen Nachkommen erfüllt werden; Es ereignen ſich leider in anderthalb Jahrhunderten ſo viele Vermögenswechſel, Veränderungen und Zerrüttungen, unter den aufeinanderfolgenden Geſchlechtern einer Familie, daß in hundertfünfzig Jahren meine Nachkommen wahrſcheinlich verſchiedenen Klaſſen im Staate angehören, und ſo die verſchiedenen ſocialen Elemente ihrer Zeit repräſentiren werden. Vielleicht werden ſich unter ihnen Männer befinden, begabt mit großer Intelligenz, oder mit großem Muthe, oder mit großer Tugend; vielleicht Weiſe, berühmte Namen im Kriege, oder in den Künſten; vielleicht auch geringe Handwerker, beſcheidene Bürger; vielleicht auch, ach! große Verbrecher. Was auch geſchehen möge, mein glühendſter, mein theuerſter Wunſch iſt, daß meine Nachkommen ſich nähern, und meine Familie durch eine enge und aufrichtige Vereinigung wieder herſtellen, indem ſie jene göttlichen Worte unter ſich in Anwendung bringen: „„Liebet Euch einander.““

Dieſe Vereinigung würde ein heilſames Beiſpiel geben, denn es ſcheint mir, daß aus der Union, aus der Aſſociation der Menſchen unter ſich, das künftige

Glück der Menſchheit entſpringen muß. Die Geſellſchaft, welche ſo lange Zeit meine Familie verfolgt hat, iſt eines der auffallendſten Beiſpiele der Allmacht der Aſſociation, ſelbſt in ihrer Anwendung auf das Böſe. Es liegt etwas ſo Fruchtbares, ſo Göttliches in dieſem Grundſatze, daß es bisweilen die ſchlechteſten, die gefährlichſten Aſſociationen zum Guten zwingt. So haben die Miſſionen ſpärliche, aber reine, edelmüthige Lichtſtrahlen auf dieſe finſtere Geſellſchaft Jeſu geworfen, gegründet jedoch zu dem abſcheulichen und verruchten Zwecke, durch eine mörderiſche Erziehung, allen Willen, alles Denken, alle Freiheit, alle Intelligenz bei den Völkern zu vernichten, um ſie zitternd, abergläubiſch, verdummt und entwaffnet dem Despotismus der Könige zu überliefern, welche durch ihre Beichtväter zu beherrſchen die Geſellſchaft ihrerſeits ſich vorbehielt."

Bei dieſer Stelle des Teſtamentes wurde zwiſchen Gabriel und dem Pater von Aigrigny ein neuer und ſonderbarer Blick gewechſelt. Der Notar fuhr fort:

„Wenn eine verderbte Aſſociation, gegründet auf die Verſchlechterung der Menſchen, auf die Furcht, auf den Despotismus, und vom Fluche der Völker verfolgt, Jahrhunderte hindurch beſtanden, und oft durch Liſt und Schrecken die Welt beherrſcht hat; was würde eine Aſſociation ſeyn, die, von der Brüderſchaft, von der evangeliſchen Liebe ausgehend, zum Zwecke hätte, den Mann und die Frau von jeder entwürdigenden Knechtſchaft zu befreien, diejenigen hier auf Erden dem Glücke zuzuführen, welche vom Leben nur die Leiden und das Elend gekannt haben, die nährende Arbeit zu verherrlichen und zu bereichern? diejenigen aufzuklären, welche die Unwiſſenheit verderbt? die freie Entwicklung aller Antriebe zu begünſtigen, die Gott, in ſeiner unendlichen Weisheit, in ſeiner unerſchöpflichen Güte, dem Menſchen als eben ſo viele mächtige Hebel zugetheilt hat? Alles zu heiligen, was von Gott kommt, die Liebe wie die Mutterſchaft, die Kraft wie die Intelligenz, die Schönheit wie das Genie? endlich die Menſchen wahrhaft religiös und innig dankbar gegen ihren Schöpfer zu machen, ihnen Kunde von der Pracht der Natur und ihren verdienten Antheil an den Schätzen verſchaffend, womit ſie uns überhäuft? O! wenn der Himmel will, daß in anderthalb Jahrhunderten die Nachkommen meiner Familie, getreu dem letzten Willen eines der Menſchheit wohlwollenden Herzens, ſo in einer heiligen Gemeinſchaft ſich vereinen! Wenn der Himmel will, daß unter ihnen liebreiche Seelen ſich befinden, voll innigen Mitleidens mit dem Leidenden; erhabene Geiſter, die Freiheit liebend; beredte und glühende Herzen; entſchloſſene Charactere; Frauen, Schönheit, Geiſt und Güte vereinend, wie fruchtbar und mächtig wird dieſer harmoniſche Verein ſeyn von allen dieſen Ideen, dieſen Einflüſſen, von allen dieſen Kräften, von allen dieſen um ein königliches Vermögen gruppirten Anziehungen, welches, durch die Aſſociation zuſammengehalten und klug verwaltet, die bewundernswertheſten Utopien ausſichtbar machen wird! Welch' wunderbarer Herd fruchtbarer, hochherziger Gedanken! Welche heilſame und belebende Strahlen würden unaufhörlich aus dieſem Mittelpunkte von chriſtlicher Liebe, Emancipation und Liebe hervorſprühen! Was für große Dinge wären zu verſuchen, welche herrliche Beiſpiele durch die Ausübung der Welt zu geben! Endlich, welchen unwiderſtehlichen Aufſchwung zum Guten, könnte der ganzen Menſchheit eine ſo gruppirte Familie geben, über ſolche Mittel der Wirkſamkeit verfügend! Und dann wäre dieſe Aſſociation für das Gute im Stande, die traurige Aſſociation zu bekämpfen, deren Opfer ich bin, und die vielleicht in anderthalb Jahrhunderten von ihrer furchtbaren Gewalt nichts wird verloren haben. Dann könnten dieſem Werke der Finſterniſſe, des Druckes und des Despotismus, das auf der chriſtlichen Welt laſtet, die Meinigen ein Werk des Lichtes, der Ausdehnung und der Freiheit entgegenſetzen. Der Geiſt des Guten und der Geiſt des Böſen ſtänden ſich gegenüber. Der Kampf würde beginnen, und Gott die Gerechten beſchützen. Und damit die unermeßlichen Geldmittel, die meiner Familie ſo viel Macht gegeben hätten, ſich nicht erſchöpfen, und ſich mit den Jahren erneuern, ſollten meine Erben, meinem Willen entſprechend, unter den nämlichen Bedingungen der Anſammlung, das Doppelte der Summe anlegen, die ich angelegt habe. Dann, anderthalb Jahrhunderte nach ihnen, welche neue Quelle von Macht und Wirkſamkeit!! für ihre Nachkommen!! welche Verewigung im Guten!! Man wird übrigens im großen Ebenholzſchranke des Trauerſaales einige praktiſche Ideen hinſichtlich dieſer Aſſociation finden.

„Dieß iſt mein letzter Wille, oder vielmehr meine letzte Hoffnung. Wenn ich durchaus verlange, daß meine Nachkommen ſich in Perſon in der Straße Saint-François einfinden, am Tage der Eröffnung des Teſtamentes, ſo iſt's, damit ſie, in dieſem feierlichen Augenblicke verſammelt, ſich ſehen, ſich kennen; vielleicht werden dann meine Worte ſie ergreifen; anſtatt getrennt zu leben, werden ſie ſich vereinigen: ihr Intereſſe ſelbſt wird dabei gewinnen, und mein Wille vollzogen werden. Indem ich vor wenigen Tagen an jene Mitglieder meiner Familie, welche die Verbannung in Europa zerſtreut hat, eine Medaille geſendet habe, auf welcher das Datum dieſer Zuſammenberufung meiner Erben in anderthalb Jahrhunderten von dieſem Tage an, gravirt iſt, mußte ich den wahren Beweggrund geheim halten, und ſagte nur, daß meine Nachkommenſchaft ein großes Intereſſe habe, bei jener Zuſammenkunft ſich einzufinden. Ich habe ſo gehandelt, weil ich die Liſt und Beharrlichkeit der Geſellſchaft kenne, deren Opfer ich bin; hätte ſie erfahren können, daß zu jener Zeit meine Nachkommen ſo unermeßliche Summen unter ſich würden zu vertheilen haben, ſo hätten vielleicht große Betrügereien, große Gefahren meine Familie bedroht; denn böſe Anempfehlungen wären von Jahrhundert zu Jahrhundert in dieſer Geſellſchaft Jeſu fortgepflanzt worden.

„Möge dieſe Vorſicht wirkſam ſeyn! Möge mein auf den Medaillen ausgedrückter Wunſch getreulich von Geſchlecht zu Geſchlecht gelangen! Wenn ich den Tag und die verhängnißvolle Stunde feſtſetze, da meine Erbfolge unwiderruflich zu Gunſten jener von meinen Nachkommen geſchloſſen ſeyn ſoll, welche ſich in der Straße Saint-François, am 13. Februar 1832, vor zwölf Uhr Mittags werden eingefunden haben, ſo geſchieht dieß, weil jede Friſt ein Ende haben muß, und meine Erben ſeit ſo vielen Jahren hinreichend unterrichtet ſeyn werden, um bei dieſer Zuſammenkunft nicht zu fehlen. Nach dem Vorleſen meines Teſtamentes wird die, jene angeſammelten Fonds verwahrende Perſon, den Werth und die Ziffer derſelben bekannt machen, damit bei dem letzten Schlage der zwölften Mittagsſtunde, dieſe Summen als Eigenthum unter die anweſenden Erben vertheilt werden. Dann ſoll man ihnen die Gemächer des Hauſes öffnen. Sie werden darin ihrer Theilnahme, ihres Mitleidens, ihrer Ehrfurcht würdige Dinge ſehen, vorzüglich im Trauerſaale. Mein Wunſch iſt, daß dieſes Haus nicht verkauft werde, daß es ſo möblirt bleibe, und daß es meinen Nachkommen zum Vereinigungspunkte diene, wenn ſie, wie ich hoffe, meine letzte Bitte befolgen. Wenn dagegen ſie ſich trennen, anſtatt ſich zu vereinigen, um zu einem der hochherzigſten Unternehmungen mitzuwirken, welche jemals ein Jahrhundert ausgezeichnet haben, eigenſüchtigen Antrieben fröhnen; wenn ſie die unfruchtbare Individualität der fruchtbaren

Aſſociation vorziehen; wenn ſie in dieſem unermeßlichen Vermögen nur eine Gelegenheit zu frivoler Verſchwendung oder ſchmutziger Zuſammenſcharrung ſehen, ſollen ſie von allen Denjenigen verflucht werden, die ſie hätten lieben, unterſtützen, mündig machen können; ſoll dieſes Haus niedergeriſſen und dem Erdboden gleich gemacht, ſollen alle Papiere, deren Verzeichniß Iſaak Samuel wird zurückgelaſſen haben, wie auch die beiden Porträte des rothen Saales, durch den Aufſeher des Hauſes verbrannt werden.

„Ich habe es geſagt. Nun iſt meine Pflicht erfüllt. In allem dieſem hab' ich die Rathſchläge des Mannes befolgt, den ich verehre, und den ich liebe als das wahre Ebenbild Gottes auf Erden. Der treue Freund, welcher mir die fünfzigtauſend Thaler zurückgegeben, den Reſt meines Vermögens, weiß allein den Gebrauch, den ich davon machen will; ich habe ſeiner ſo bewährten Freundſchaft dieſen Beweis von Vertrauen nicht verſagen können; aber ich mußte ihm den Namen von Iſaak Samuel verſchweigen, ſonſt hätte ich dieſen Letzteren, und vorzüglich ſeine Nachkommen, großen Gefahren ausgeſetzt. Alſogleich wird dieſer Freund, der nicht weiß, daß mein Entſchluß, zu ſterben, ſeinen Vollzug erhalten wird, mit meinem Notar hier ſeyn; in ihre Hände werde ich, nach den gewöhnlichen Förmlichkeiten, dieſes verſiegelte Teſtament niederlegen. Dieß iſt mein letzter Wille. Ich ſtelle ſeinen Vollzug unter den Schutz der Vorſehung. Gott kann dieſe Wünſche der Liebe, des

Friedens, der Vereinigung und der Freiheit... nur beſchützen.

„Da dieſes myſtiſche *) Teſtament von mir freiwillig gemacht, und gänzlich eigenhändig geſchrieben worden iſt, ſo mein' ich und will, daß es nach ſeinem Geiſte und Buchſtaben gewiſſenhaft vollzogen werde.

„Am heutigen Tage, den 13. Februar 1682, um ein Uhr Nachmittags.

„Marius von Rennepont."

In dem Maße, als der Notar im Vorleſen des Teſtaments fortfuhr, wurde Gabriel nach und nach von peinlichen und verſchiedenen Eindrücken ergriffen. Zunächſt, wie erwähnt, hatte er es auffallend gefunden, daß das Schickſal wollte, daß dieſes unermeßliche Vermögen, von einem Opfer der Geſellſchaft herrührend, in die Hände derſelben durch eine Schenkung falle, die er ſo eben erneuert hatte. Dann ließ ihn ſeine liebreiche und erhabene Seele alſogleich begreifen, daß ſie der bewundernswerthe Halt der edelmüthigen, von Marius von Rennepont ſo dringend anempfohlenen Familienaſſociation hätte werden können; er dachte mit tiefem Schmerze, daß, in Folge ſeiner Verzichtleiſtung und der Abweſenheit jedes andern Erben, dieſer große Gedanke unausführbar wäre, und daß dieſes viel beträcht-

---

*) Dieß iſt der von der Rechtsgelehrſamkeit geweihte Ausdruck.

E. S.

lichere Vermögen, als er geglaubt hätte, in die Hände einer verderbten Geſellſchaft fallen würde, die ſich deſſelben alsmeines ſchrecklichen Mittels der Wirkſamkeit bedienen könnte. Aber, man muß es ſagen, Gabriel's Seele war ſo ſchön, ſo rein, daß er nicht die mindeſte perſönliche Reue fühlte, als er vernahm, daß das Vermögen, auf das er verzichtet hatte, von ſo großem Werthe ſeyn konnte; er gefiel ſich ſogar darin, vermöge eines rührenden Contraſtes, der beſcheidenen Pfarrwohnung zu gedenken, wo er bald in der Uebung der heiligſten evangeliſchen Tugenden zu leben hoffte. Dieſe Gedanken trieben ſich verworren in ſeinem Geiſte herum. Der Anblick des Porträtes der Frau, die im Teſtamente enthaltenen traurigen Offenbarungen, die Erhabenheit der Anſichten, welche ſich im letzten Willen des Herrn von Rennepont kund gegeben, ſo viele außerordentliche Zwiſchenfälle, warfen Gabriel in eine Art von Betäubung des Erſtaunens, in welche er noch verſunken war, als Samuel zum Notar ſagte, den Schlüſſel zum Kaſſenbuche ihm überreichend: „Sie werden, mein Herr, in dieſem Kaſſenbuche den gegenwärtigen Stand der Summen finden, die in Folge der Capitaliſirung und Anſammlung der vom Herrn Marius von Rennepont meinem Großvater anvertrauten 150,000 Fr. in meinem Beſitze ſind.“

„Ihr Großvater!“ — rief Pater von Aigrigny in höchſter Ueberraſchung aus; „Ihre Familie iſt's alſo, welche dieſe Summe fortwährend rentirlich erhalten hat?“

„Ja, mein Herr, und meine Frau wird in wenigen Augenblicken das Käſtchen hierher bringen, welches die Papierwerthe verſchließt.“

„Und auf welche Ziffer belaufen ſich dieſe Papierwerthe?“ fragte Rodin mit der gleichgültigſten Miene von der Welt.

„Wie der Herr Notar durch dieſen Stand ſich überzeugen kann,“ antwortete Samuel mit einer vollkommenen Einfachheit, und wie wenn es ſich nur um die urſprünglichen 150,000 Fr. gehandelt hätte, „hab' ich in der Kaſſe an curshabenden Papierwerthen die Summe von zweihundert zwölf Millionen … hundertſechzig …“

„Sie ſagen, mein Herr!“ rief der Pater von Aigrigny, ohne Samuel ausreden zu laſſen; denn am Ausgleichungsgelde war dem hochwürdigen Pater wenig gelegen.

„Ja, die Ziffer!“ — fügte Rodin mit verſagender Stimme bei, und verlor vielleicht zum Erſtenmale in ſeinem Leben ſeine Kaltblütigkeit, — „die Ziffer, die Ziffer, die Ziffer . . .“

„Ich ſagte, mein Herr,“ erwiederte der Greis, „daß ich in der Kaſſe für 212 Millionen, 175 tauſend Franks Papierwerthe habe, theils auf Namen, theils auf den Inhaber lautend, wovon Sie ſich überzeugen können, Herr Notar; denn da bringt ſie meine Frau eben.“

Wirklich trat in dieſem Augenblicke Bathſeba ein, in ihren Händen das Käſtchen von Cedernholz haltend, worin dieſe Papierwerthe verſchloſſen waren, ſtellte es auf den Tiſch, und entfernte ſich nach Austauſch eines liebevollen Blickes mit Samuel. Als dieſer die ungeheure Ziffer der fraglichen Summe verkündet hatte, erregten ſeine Worte ein Schweigen des Erſtarrens. — Außer Samuel glaubten alle Theilnehmer dieſer Scene das Spiel eines Traumes zu ſeyn. — Der Pater von Aigrigny und Rodin rechneten auf vierzig Millionen. Dieſe ohnehin ſchon ungeheure Summe war mehr als verfünffacht. Als Gabriel den Notar die Stellen des Teſtamentes vorleſen hörte, worin von einem königlichen Vermögen die Rede war, und der Wunder der Capitaliſirung unkundig, hatte er dieſes Vermögen auf drei bis vier Millionen geſchätzt. Daher betäubte ihn die ihm eben geoffenbarte unermeßliche Ziffer. Und ungeachtet ſeiner bewundernswerthen Uneigennützigkeit und gewiſſenhaften Loyalität, empfand er eine Art von Blendung, von Schwindel, bei dem Gedanken, daß dieſes unermeßliche Vermögen ihm hätte gehören können, ihm allein. Der Notar, faſt eben ſo betäubt, wie er, prüfte den Kaſſenbeſtand Samuel's, und ſchien hiewegen kaum ſeinen Augen zu trauen. Der Jude, auch ſtumm, war von dem Gedanken ſchmerzlich ergriffen, daß kein anderer Erbe ſich einfand. Inmitten dieſes tiefen Schweigens begann die im anſtoſſenden Zimmer befindliche Pendeluhr langſam zwölf Uhr zu ſchlagen. Samuel ſchauderte; dann ſtieß er einen tiefen Seufzer aus. Einige Sekunden noch, und die entſcheidende Friſt war abgelaufen. Rodin, der Pater von Aigrigny, Gabriel und der Notar unterlagen dem Einfluße einer ſo tiefen Beſtürzung, daß Keiner von ihnen das Auffallende bemerkte, dieſe Pendeluhr ſchlagen zu hören.

„Zwölf Uhr!“ rief Rodin aus, und legte in unwillkürlicher Bewegung haſtig ſeine beiden Hände auf das Käſtchen, als wollte er es in Beſitz nehmen.

„Endlich!“ rief der Pater von Aigrigny mit einem Ausdrucke der Freude, des Triumphes, der Wonnetrunkenheit, unmöglich zu ſchildern; dann fügte er bei, ſich in Gabriel's Arme ſtürzend, den er mit Exaltation umarmte: „Ah! mein lieber Sohn, wie werden die Armen Sie ſegnen! Sie ſind ein heiliger Vincenz von Paul. Sie werden heilig geſprochen, ich ſchwör' es Ihnen . . .“

„Laſſen Sie uns zunächſt der Vorſehung danken,“ ſagte Rodin mit einem ernſten und bewegten Tone, auf die Knie ſinkend; „laſſen Sie uns der Vorſehung danken, daß ſie geſtattet hat, daß ein ſo großes Vermögen zur größeren Ehre Gottes verwendet werde.“

Der Pater von Aigrigny, nachdem er Gabriel wieder umarmt hatte, faßte ihn bei der Hand, und ſagte zu ihm: „Rodin hat recht. Auf die Knie, mein lieber Sohn, und danken wir der Vorſehung!“

Dieß ſagend, kniete ſich der Pater von Aigrigny nieder, Gabriel zu ſich ziehend, der, betäubt, verwirrt, ſeiner Beſinnung nicht mehr mächtig, ſo ſehr überſtürzten ſich die Ereigniſſe, ſich mechaniſch niederkniete. Der letzte Schlag der zwölften Stunde dröhnte. Alle ſtanden auf. Dann ſprach der Notar mit leicht bewegter Stimme; denn es lag etwas Außerordentliches und Feierliches in dieſer Scene:

„Da kein anderer Erbe des Herrn Marius von Rennepont vor zwölf Uhr Mittags ſich eingefunden hat, vollziehe ich den Willen des Erblaſſers, erklärend, im Namen der Gerechtigkeit und des Geſetzes, Herrn François Marie Gabriel von Rennepont, hier anweſend, als einzigen und alleinigen Erben und Eigenthümer des beweglichen und unbeweglichen Vermögens und der Papierwerthe aller Art, herrührend aus der Verlaſſenſchaft des Erblaſſers, mit welchem Vermögen Herr Gabriel von Rennepont, Prieſter, freiwillig und ungezwungen, durch Notariatsurkunde, dem Herrn Frédéric Emanuel von Bordeville, Marquis von Aigrigny, Prieſter, ein Geſchenk gemacht hat, der, durch die nämliche Urkunde, es angenommen, und ſohin geſetzlicher Eigenthümer deſſelben iſt, anſtatt des beſagten Gabriel von Rennepont, durch Vollzug dieſer Schenkung unter Lebenden, ausgefertiget von mir dieſen Morgen, und unterzeichnet Gabriel von Rennepont und Frédéric von Aigrigny, Prieſter."

In dieſem Augenblicke hörte man im Garten einen lauten Lärm von Stimmen. Bathſeba trat eilig ein, und ſagte zu ihrem Manne mit bewegter Stimme:

„Samuel . . . ein Soldat . . . er will . . ."

Bathſeba konnte mehr nicht darüber ſagen. An der Thüre des rothen Saales erſchien Dagobert. Der Soldat war ſchrecklich blaß; er ſchien faſt ohnmächtig, trug ſeinen linken Arm in einer Binde, und ſtützte ſich auf Agricola. Bei Dagobert's Anblicke ſchwollen die ſchwachen und matten Augenlieder Rodin's plötzlich an, als wäre all ſein Blut ihm in das Gehirn zurückgeſtrömt. Dann ſtürzte ſich der Socius auf das Käſtchen mit einer Bewegung des Zornes und ſo grimmiger Habſucht, daß man ihn für entſchloſſen hätte halten mögen, daſſelbe, indem er es mit ſeinem Leibe bedeckte, mit Gefahr ſeines Lebens zu vertheidigen.

Neuntes Kapitel.

Die Schenkung unter Lebenden.

Der Pater von Aigrigny kannte Dagobert nicht, und hatte Agricola niemals geſehen; daher begriff er Anfangs die Art zornigen Schreckens nicht, welche Rodin äuſſerte; aber der hochwürdige Pater begriff Alles, als er Gabriel einen Freudenſchrei ausſtoſſen hörte, und ſich in die Arme des Hammerſchmides mit den Worten ſtürzen ſah: „Du, mein Bruder? und Sie, mein zweiter Vater? Ah! Gott iſt's, der Euch ſendet.“

Nachdem Dagobert Gabriel die Hand gedrückt hatte, näherte er ſich dem Pater von Aigrigny mit einem raſchen, obgleich ein wenig wankenden Schritte. Die drohende Phyſiognomie des Soldaten gewahrend, trat der hochwürdige Pater, ſtark durch die erworbenen

Rechte, und im Grunde ſeit Mittags zwölf Uhr zu Hauſe ſich fühlend, einen Schritt zurück, und ſagte zu dem Veteranen: „Wer ſind Sie, mein Herr, was wollen Sie?“

Anſtatt ihm zu antworten, machte der Soldat noch einige Schritte; dann, dem Pater von Aigrigny Aug' in Auge gegenüber ſtehen bleibend, betrachtete er ihn während einer Secunde mit einem ſo erſchreckenden Gemiſche von Neugier, Verachtung, Abneigung und Kühnheit, daß der Eroberſt der Huſaren, einen Augenblick verblüfft, vor dem bleichen Geſichte und funkelndem Blicke des Veteranen, die Augen niederſchlug.

Der Notar und Samuel, von Erſtaunen ergriffen, blieben ſtumme Zuſchauer dieſer Scene, während Agricola und Gabriel mit Angſt den mindeſten Bewegungen Dagobert's folgten. Was Rodin betrifft, ſo hatte er ſich geſtellt, als ſtütze er ſich auf das Käſtchen, um es beſſer mit ſeinem Leibe bedecken zu können. Die Verlegenheit endlich bemeiſternd, welche ihm der ſtarre Blick des Soldaten verurſachte, richtete der Pater von Aigrigny den Kopf empor, und wiederholte: „Ich frage Sie, mein Herr, wer Sie ſind, und was Sie wollen?“

„Sie kennen mich alſo nicht?“ ſagte Dagobert, kaum ſich bezähmend.

„Nein, mein Herr.“

„In der That,“ erwiederte der Soldat mit tiefer Geringſchätzung, „Sie ſchlugen die Augen aus Scham nieder, als bei Leipzig, wo Sie mit den Ruſſen gegen die Franzoſen kämpften, der General Simon, mit Wunden bedeckt, Ihnen geantwortet hat, Ihnen, Renegat, der Sie ihm den Degen abforderten: „„Ich übergebe meinen Degen keinem Verräther,““ und ſich bis zu einem ruſſiſchen Grenadier fortſchleppte, dem er ihn gegeben. An der Seite des Generals Simon war ein Soldat, auch bleſſirt; dieſer Soldat war ich.“

„Nun denn, mein Herr, was wollen Sie?“ fragte der Pater von Aigrigny, mit Mühe ſich zurückhaltend.

„Ich will Sie entlarven, Sie, der Sie ein eben ſo infamer, eben ſo verfluchter Prieſter ſind, als Gabriel da ein bewundernswerther und von Allen geſegneter Prieſter iſt.“

„Mein Herr,“ rief der Marquis aus, und ward erdfahl vor Zorn und Gemüthsaufregung.

„Ich ſage Ihnen, daß Sie ein Niederträchtiger ſind,“ verſetzte der Soldat noch kräftiger. „Um die Töchter des Marſchalls Simon, Gabriel und das Fräulein von Cardoville ihrer Erbſchaft zu berauben, haben Sie ſich der abſcheulichſten Mittel bedient.“

„Was ſagen Sie?“ rief Gabriel aus; „die Töchter des Marſchalls Simon?“

„Sind Deine Verwandte, mein braves Kind, wie auch dieſes würdige Fräulein von Cardoville, Agricola's Wohlthäterin. Dieſer Prieſter,“ und er wies auf den Pater von Aigrigny, „hat dieſe, als wahnſinnig, in ein Irrenhaus einſperren, und die Waiſen in einem Kloſter zurückhalten laſſen. Was Dich betrifft, mein braves

Kind, ſo hoffte ich nicht, Dich hier zu ſehen, in der Meinung, daß man Dich, wie die Andern, verhindert hätte, Dich dieſen Morgen hier einzufinden; aber, Gott ſei Dank, Du biſt da, und ich komme zu rechter Zeit; ich bin wegen meiner Wunde nicht früher gekommen. Ich habe ſo viel Blut verloren, daß mich den ganzen Morgen hindurch Ohnmachten befielen."

„Wahrhaftig," rief Gabriel mit Beſorgniß aus, „ich hatte Ihren Arm in der Binde nicht bemerkt. Woher kommt dieſe Wunde?"

Auf einen Wink Agricola's erwiederte Dagobert: „Es iſt nichts, die Folge eines Sturzes. Aber da bin ich! Wohlan, Niederträchtigkeiten werden an den Tag kommen."

Es iſt unmöglich, die Neugier, die Angſt, die Beſtürzung oder Beſorgniſſe der verſchiedenen Theilnehmer dieſer Scene zu ſchildern, als ſie dieſe drohenden Worte Dagobert's hörten. Unter Allen war Gabriel am meiſten erſchüttert. Sein Engelgeſicht verſtörte ſich, ſeine Knie zitterten. Niedergedonnert durch Dagobert's Entdeckung, wodurch er, während weniger Minuten, die Exiſtenz anderer Erben erfuhr, konnte er kein Wort hervorbringen; endlich rief er mit herzzerreiſſender Stimme aus: „Und ich bin's, mein Gott, ich bin's der an der Beraubung dieſer Familie Schuld iſt!"

„Du, mein Bruder?" fragte Agricola.

„Hat man Dich nicht auch berauben wollen?" fügte Dagobert bei.

„Das Teſtament,“ erwiederte Gabriel mit ſteigender Angſt, „beſtimmte, daß die Erbſchaft jenen Erben gehören ſollte, die ſich vor zwölf Uhr Mittags einfinden würden.“

„Nun denn!“ ſagte Dagobert, von der Gemüthsbewegung des jungen Prieſters erſchreckt.

„Es ſchlug zwölf Uhr,“ fuhr dieſer fort. „Ich war der Einzige hier Anweſende von der Familie; begreifen Sie jetzt? Die Friſt iſt verſtrichen, die Erben ſind durch mich außer Beſitz geſetzt!“

„Durch Dich,“ rief Dagobert freudeſtammelnd aus, „durch Dich, mein braves Kind. Alles iſt dann gerettet!“

„Ja, aber . . .“

„Alles iſt gerettet!“ entgegnete Dagobert ſeelenvergnügt, Gabriel unterbrechend; „Du wirſt mit den Andern theilen. Ich kenne Dich.“

„Aber ich habe dieſes ganze Vermögen auf eine unwiderrufliche Weiſe abgetreten,“ rief Gabriel mit Verzweiflung aus.

„Abgetreten dieſes Vermögen!“ ſagte Dagobert erſtarrend; „aber wem? wem?“

„Dieſem Herrn,“ antwortete Gabriel, auf den Pater von Aigrigny weiſend.

„Ihm!“ rief Dagobert vernichtet aus, „ihm! dem Renegaten, immer der böſe Geiſt dieſer Familie!“

„Aber, mein Bruder,“ ſagte Agricola, „Du kannteſt doch Deine Rechte auf dieſe Erbſchaft?“

„Nein,“ erwiederte der junge Prieſter betrübt, „nein, ich habe ſie erſt dieſen Morgen vom Vater von Aigrigny erfahren, er wäre, ſagte er mir, von meinen Rechten kürzlich durch Familienpapiere in Kenntniß geſetzt worden, die früherhin bei mir gefunden, und von unſerer Mutter ihrem Beichtvater zugeſendet wurden.“

Der Hammerſchmid ſchien von einem Lichtſtrahle erhellt, und rief aus: „Ich begreife nun Alles, man wird aus dieſen Papieren erſehen haben, daß Du einſt reich werden könnteſt; dann hat man ſich für Dich intereſſirt; man hat Dich in das Collegium gethan, wo wir Dich niemals ſehen konnten, und ſpäter hat man Dich wegen Deines Berufes getäuſcht, um Dich zu zwingen, Prieſter zu werden, und Dich ſofort dahin zu bringen, dieſe Schenkung zu machen. Ah! mein Herr,“ fuhr Agricola fort, mit Entrüſtung gegen den Vater von Aigrigny gewendet, „mein Vater hat recht, eine ſolche Argliſt iſt niederträchtig!“

Während dieſes Auftrittes hatten der hochwürdige Vater und ſein Socius, Anfangs erſchrocken und in ihrer Keckheit erſchüttert, nach und nach ihre vollkommene Kaltblütigkeit wieder gewonnen. Rodin, immer auf das Käſtchen geſtützt, hatte einige Worte zu Vater von Aigrigny mit leiſer Stimme geſprochen, Als dieſem daher Agricola, von Entrüſtung hingeriſſen, ſeine niederträchtige Argliſt vorgeworfen, neigte der Vater den Kopf und entgegnete beſcheiden: „Wir müſſen Unbilden verzeihen, und ſie dem Herrn als einen Beweis unſerer Demuth aufopfern.“

Dagobert, betäubt, vernichtet von Allem, was er ſo eben gehört hatte, fühlte faſt ſeinen Verſtand ſich verwirren; nach ſo vielen Aengſten gebrach ihm die Kraft bei dieſem neuen und ſchrecklichen Schlage. Die wahren und verſtändigen Worte Agricola's, verglichen mit gewiſſen Stellen des Teſtamentes, klärten Gabriel plötzlich über den Zweck auf, welchen der Pater von Aigrigny in's Auge gefaßt hatte, als er zuerſt ſeine Erziehung übernahm, und ihn dann in die Geſellſchaft Jeſu zog. Zum erſtenmale in ſeinem Leben konnte Gabriel mit einem Blicke alle Triebfedern der finſtern Intrigue durchſchauen, deren Opfer er war; dann, indem Entrüſtung und Verzweiflung ſeine gewöhnliche Schüchternheit überwältigten, rief der Miſſionär mit funkelndem Auge, mit von edlem Zorne erglühten Wangen, zum Pater von Aigrigny gewendet, aus:

„Alſo, mein Pater, da Sie mich in eines Ihrer Collegien gethan haben, geſchah es nicht aus Theilnahme oder Mitleiden, es geſchah nur in der Hoffnung, mich dahin zu bringen, eines Tages zu Gunſten Ihres Ordens auf meinen Theil an dieſer Erbſchaft zu verzichten, und es genügte Ihnen nicht, mich Ihrer Habſucht zu opfern: Sie mußten mich auch zum unwillkürlichen Werkzeuge einer unwürdigen Beraubung machen! Wenn es ſich nur um mich handeln würde, um meine Rechte auf dieſe Reichthümer, nach denen es Sie gelüſtet, würde ich keine Forderung machen; ich bin Diener einer Religion, welche die Armuth verherrlichet, geheiliget hat; die Schenkung, in welche ich eingewilliget, iſt Ihr Eigenthum, ich mache keinen Anſpruch darauf, ich werde nie einen Anſpruch darauf machen; aber es handelt ſich um ein Vermögen, welches den von meinem Adoptivvater aus der Ferne eines Verbannungsortes hierhergeführten armen Waiſen gehört, und ich will nicht, daß Sie dieſelben aus dem Beſitze treiben. Aber es handelt ſich um die Wohlthäterin meines Adoptivbruders, und ich will nicht, daß Sie dieſelbe aus dem Beſitze treiben; aber es handelt ſich um den letzten Willen eines Sterbenden, der, in ſeiner glühenden Liebe zur Menſchheit, ſeinen Nachkommen eine evangeliſche Miſſion vermacht hat, eine bewundernswerthe Miſſion des Fortſchrittes, der Liebe, der Vereinigung, der Freiheit, und ich will nicht, daß dieſe Miſſion in ihrem Keime erſtickt werde. Nein, nein, und ich ſage Ihnen, daß dieſe Miſſion wird erfüllt werden, und müßte ich die Schenkung widerrufen, die ich gemacht habe.“

Bei dieſen Worten ſchauten ſich der Pater von Aigrigny und Rodin mit leichtem Achſelzucken an. Auf einen Wink des Socius nahm der hochwürdige Pater das Wort mit einer unerſchütterlichen Ruhe, und ſprach alſo mit langſamer, ſalbungsvoller Stimme, immer mit ſorgfältig niedergeſchlagenen Augen: „Es ſtellen ſich gelegentlich der Erbſchaft des Herrn von Rennepont mehrere, dem Anſcheine nach ſehr verwickelte Zwiſchenfälle ein, mehrere, dem Anſcheine nach ſehr drohende Phantome; dennoch iſt nichts einfacher, nichts natürlicher, als dieß Alles. Verfahren wir der Ordnung gemäß, laſſen wir die verleumderiſchen Beſchuldigungen aus dem Spiele; wir werden darauf zurückkommen. Der Herr Abbé Gabriel von Rennepont, und ich bitte ihn inſtändig, meinen Worten zu widerſprechen oder ſie zu berichtigen, wenn ich im Geringſten von der ſtrengſten Wahrheit mich entfernen ſollte, der Herr Abbé Gabriel, aus Dankbarkeit für die Sorgfalt, welche ihm früherhin die Geſellſchaft Jeſu erwieſen, der ich anzugehören die Ehre habe, hatte mir, als Repräſentanten dieſer Geſellſchaft, freiwillig, ungezwungen, ein Geſchenk mit dem Vermögen gemacht, welches ihm einſt zukommen könnte, und deſſen Werth ihm, wie mir, unbekannt war."

Der Pater von Aigrigny fragte Gabriel mit dem Blicke, wie um ihn zum Zeugen dieſer Worte zu nehmen.

„Das iſt wahr," ſagte der junge Prieſter, „ich habe dieſes Geſchenk freiwillig gemacht."

„Dieſen Morgen, in Folge einer beſonders vertrauten Unterredung, deren Gegenſtand ich verſchweigen will, zum voraus der Billigung des Herrn Abbé Gabriel gewiß."

„In der That," erwiederte Gabriel edelmüthig, „an dem Gegenſtande dieſer Unterredung iſt wenig gelegen."

„Es geſchah alſo in Folge dieſer Unterredung, daß Herr Abbé Gabriel mir von Neuem den Wunſch ausgedrückt hat, dieſe Schenkung aufrecht zu halten; ich will nicht ſagen zu meinen Gunſten, denn die irdiſchen Güter kümmern mich ſehr wenig, ſondern zu Gunſten heiliger und liebevoller Werke, deren Ausſpenderin unſere Geſellſchaft ſeyn würde. Ich berufe mich hiewegen auf die Loyalität des Herrn Abbé Gabriel, indem ich ihn dringend bitte, zu erklären, ob er ſich verpflichtet habe, oder nicht, nicht nur durch den furchtbarſten Eid, ſondern auch durch eine völlig geſetzliche, vor dem Meiſter Dumesnil hier errichtete Urkunde."

„Es iſt wahr," verſetzte Gabriel.

„Die Urkunde iſt von mir errichtet worden," fügte der Notar bei.

„Aber Gabriel hat Ihnen nur das abgetreten, was ihm gehörte," rief Dagobert aus. „Dieſes brave Kind konnte nicht vorausſetzen, daß Sie ſich ſeiner bedienen würden, um die Andern zu berauben!"

„Haben Sie die Güte, mein Herr, mir zu erlauben, mich zu erklären," verſetzte der Vater von Aigrigny höflich, „Sie werden hernach antworten."

Dagobert bezwang mit Mühe eine Bewegung ſchmerzlicher Ungeduld. Der hochwürdige Vater fuhr fort:

„Der Herr Abbé Gabriel hat alſo, durch die doppelte Verpflichtung einer Urkunde und eines Eides, ſeine Schenkung bekräftiget; noch mehr," ſprach der Vater von Aigrigny weiter, „als zu ſeinem großen Erſtaunen, wie zu unſerem, die ungeheuere Ziffer der Erbſchaft bekannt wurde, hat der Herr Abbé Gabriel, treu ſeiner bewundernswerthen Großmuth, weit entfernt, ſein Geſchenk zu bereuen, es durch eine fromme Regung der Dankbarkeit gegen die Vorſehung, wiederholt, ſo zu ſagen geheiligt; denn der Herr Notar wird ſich gewiß erinnern, daß ich, nachdem ich Herrn Abbé Gabriel mit Innigkeit umarmt und zu ihm geſagt hatte, daß er für die chriſtliche Liebe ein zweiter heiliger Vincenz von Paul ſei, ihn bei der Hand gefaßt habe, und daß er ſo mit mir niederkniete, um dem Himmel für die Eingebung des Entſchluſſes zu danken, dieſes unermeßliche Vermögen zur größeren Ehre Gottes verwenden zu laſſen."

„Das iſt wahr," erwiederte Gabriel auf loyale Weiſe; „ſo lang es ſich nur um mich gehandelt hat, ungeachtet eines Momentes der Betäubung, verurſacht durch die Offenbarung eines ſo ungeheuern Vermögens, hab' ich keinen Augenblick daran gedacht, auf die Schenkung zurückzukommen, die ich freiwillig gemacht habe."

„Unter dieſen Umſtänden," fuhr der Pater von Aigrigny fort, „da die Stunde, mit welcher die Erbfolge mußte geſchloſſen werden, geſchlagen hatte, der Herr Abbé Gabriel der einzige anweſende Erbe war, ſo erſchien er nothwendigerweiſe unausweichlich, als der einzige geſetzliche Eigenthümer dieſes unermeßlichen, ungeheuern Vermögens, ohne Zweifel; und ich erfreue mich darob in meiner chriſtlichen Liebe, daß es ungeheuer iſt, weil vermittelſt deſſelben viele Unglückliche unterſtützt, viele Thränen getrocknet werden können.

„Da rennt plötzlich der Herr," und der Pater von

Aigrigny wies auf Dagobert, „der Herr herbei, in einer Verirrung, die ich ihm aus der tiefſten Tiefe meiner Seele verzeihe,, und die er ſich, deſſen bin ich gewiß, zum Vorwurfe machen wird, die Beſchimpfung, die Drohung im Munde, und beſchuldiget mich, daß ich, ich weiß nicht wo, ich weiß nicht welche Verwandte, habe einſperren laſſen, um ſie zu verhindern, ſich hier einzufinden, zur rechten Zeit.“

„Ja, ich beſchuldige Sie dieſer Niederträchtigkeit!“ rief der Soldat aus, durch die Ruhe und Keckheit des hochwürdigen Paters erbittert. Ja, und ich werde ...“

„Noch einmal, mein Herr, ich beſchwöre Sie darum, ſeien Sie ſo gut, mich fortfahren zu laſſen. Sie werden mir hernach antworten,“ ſagte der Pater von Aigrigny mit der ſanfteſten, honigſüſſeſten Stimme.

„Ja, ich werde Ihnen antworten und Sie beſchämen,“ rief Dagobert aus.

„Sei ruhig, ſei ruhig, mein Vater,“ ſagte Agricola; „Du wirſt ſogleich ſprechen.“

Der Soldat ſchwieg. Der Pater von Aigrigny fuhr mit neuer Zuverſicht fort:

„Gewiß, wenn noch andere Erben vorhanden ſind, als der Herr Abbé Gabriel, iſt es für ſie unangenehm, daß ſie ſich nicht zur rechten Zeit hier einfinden konnten. Ei, mein Gott! wenn ich anſtatt die Sache der Leidenden und Dürftigen zu vertheidigen, meine Intereſſen vertheidigte, wär' ich weit entfernt, mir dieſen dem Zufall verdankten Vortheil zu Nutze zu machen;

aber als Bevollmächtigter der großen Familie der Armen, bin ich gezwungen, meine unbedingten Rechte auf dieſe Erbſchaft zu behaupten, und ich zweiſle nicht, daß der Herr Notar die Gültigkeit meiner Anſprüche anerkenne, indem er mich in den Beſitz dieſer Papierwerthe einweiſet, die mir im Grunde geſetzlich gehören."

„Meine einzige Miſſion," entgegnete der Notar mit bewegter Stimme, „iſt, den Willen des Erblaſſers getreulich zu vollziehen. Der Herr Abbé Gabriel von Rennepont iſt der einzige Erbe, der ſich vor der letzten, zur Schließung der Erbfolge beſtimmten Friſt, eingefunden hat. Die Schenkungsurkunde iſt in der Ordnung; ich kann alſo nicht verweigern, ihm in der Perſon des Schenkgebers den Betrag der Erbſchaft zu verabfolgen."

Bei dieſen Worten verbarg Samuel ſein Geſicht in ſeinen Händen, einen tiefen Seufzer ausſtoſſend; er war gezwungen, die ſtrenge Gerechtigkeit der Bemerkungen des Notars anzuerkennen.

„Aber, mein Herr," verſetzte Dagobert, ſich an den Geſetzesmann wendend, „dieß kann nicht ſeyn. Sie können zwei arme Waiſen nicht ſo berauben laſſen ... Im Namen ihres Vaters, ihrer Mutter ſpreche ich mit Ihnen. Ich ſchwöre Ihnen auf Ehre, auf meine Soldatenehre, daß man das Vertrauen und die Schwachheit meiner Frau mißbraucht hat, um die Töchter des Marſchalls Simon in's Kloſter zu bringen, und mich dadurch zu verhindern, ſie dieſen Morgen hierher zu führen. Dieß iſt ſo wahr, daß ich meine Klage bei einem Beamten geſtellt habe."

„Wohlan! was hat er Ihnen geantwortet?" ſagte der Notar.

„Daß meine Angabe nicht genüge, um dieſe jungen Mädchen aus dem Kloſter zu nehmen, worin ſie ſeyen, und daß die Juſtiz unterſuchen würde."

„Ja, mein Herr," erwiederte Agricola „So war's auch hinſichtlich des Fräuleins von Cardoville, die man als wahnſinnig in einer Heilanſtalt zurückhält, und die ſich doch ihrer vollen Vernunft erfreut; ſie hat, wie die Töchter des Marſchalls Simon, Rechte auf dieſe Erbſchaft. Ich habe für ſie die nämlichen Schritte gethan, wie mein Vater ſie für die Töchter des Marſchalls Simon gethan hat."

„Nun denn?" fragte der Notar.

„Leider, mein Herr," antwortete Agricola, „hat man mir geſagt, wie meinem Vater, daß man, auf meine einfache Angabe hin, nicht handeln könnte, und daß man bedacht ſeyn würde."

Da in dieſem Augenblicke Bathſeba an dem Hausthore klingeln gehört hatte, verließ ſie auf einen Wink Samuel's den rothen Saal.

Der Notar nahm das Wort, ſich an Agricola und deſſen Vater wendend: „Ferne von mir, meine Herren, ſey der Gedanke, Ihre Loyalität in Zweifel zu ſetzen; aber es iſt mir unmöglich, zu meinem großen Bedauern, Ihren Beſchuldigungen, deren Wirklichkeit mir nichts beweiſet, genug Wichtigkeit beizulegen, um den geſetzlichen Gang der Dinge aufzuhalten; denn nach Ihrem eigenen Geſtändniſſe, meine Herren, hat ja die richterliche Gewalt, an die Sie ſich gewendet haben, nicht geglaubt, Ihren Angaben Folge geben zu müſſen, und Ihnen geſagt, daß man unterſuchen, und daß man bedacht ſeyn würde; auf mein Gewiſſen wend' ich mich nun an Sie, meine Herren, kann ich, in einem ſo ſchweren Falle, eine Verantwortlichkeit auf mich nehmen, welche obrigkeitliche Perſonen nicht auf ſich zu nehmen gewagt haben?"

„Ja, im Namen der Gerechtigkeit, der Ehre, müſſen Sie es," rief Dagobert aus.

„Vielleicht nach Ihrer Anſicht, mein Herr; aber nach der meinigen bleib ich der Gerechtigkeit und der Ehre treu, indem ich getreulich das vollziehe, was durch den geheiligten Willen eines Sterbenden vorgeſchrieben iſt. Uebrigens iſt für Sie nicht alle Hoffnung verloren. Wenn die Perſonen, für die Sie ſich intereſſiren, ſich verletzt glauben, ſo wird dieß ſpäterhin Gelegenheit zu einem rechtlichen Verfahren geben, zu einem Regreſſe an den Schenkgeber Herrn Abbé Gabriel. Aber inzwiſchen iſt es meine Pflicht, ihn in den unmittelbaren Beſitz der Papierwerthe zu ſetzen. Ich würde mich ernſtlich bloßſtellen, wenn ich anders handeln wollte."

Die Bemerkungen des Notars ſchienen ſo gemäß dem ſtrengen Rechte, daß Samuel, Dagobert und Agricola beſtürzt da ſtanden. Gabriel, nach kurzem Nachſinnen, ſchien einen verzweifelten Entſchluß zu faſſen, und ſagte zum Notar mit feſter Stimme: „Weil das Geſetz, in dieſem Falle, unvermögend iſt, das gute Recht zu unterſtützen, will ich, mein Herr, ein äußerſtes Mittel ergreifen; bevor ich dazu mich entſchließe, frag' ich zum Letztenmale den Herrn Abbé von Aigrigny, ob er ſich mit dem begnügen wolle, was von dieſem Vermögen mir zufällt, unter der Bedingung, daß die andern Theile der Erbſchaft in ſichern Händen verbleiben, bis die Erben, in deren Namen man reclamirt, ihre Rechts-Anſprüche werden dargethan haben können.“

„Auf dieſen Antrag werde ich antworten, was ich ſchon geſagt habe,“ erwiederte der Pater von Aigrigny. „Es handelt ſich hier nicht um mich, ſondern um ein unermeßliches Intereſſe der chriſtlichen Liebe; ich bin alſo gezwungen, das theilweiſe Anerbieten des Herrn Abbé Gabriel abzulehnen, und ihn an ſeine Verpflichtungen aller Art zu erinnern.“

„Alſo, mein Herr, Sie lehnen dieſen Vergleich ab?“ ſagte Gabriel mit bewegter Stimme.

„Die chriſtliche Liebe gebietet es mir.“

„Sie lehnen ab — unbedingt.“

„Ich denke an alle die heiligen Werke, welche dieſe Schätze zur größeren Ehre Gottes gründen werden, und ich fühle weder den Muth noch den Willen in mir, die mindeſte Bewilligung zu machen.“

„Dann, mein Herr,“ entgegnete der junge Prieſter mit bewegter Stimme, „weil Sie mich dazu zwingen, widerrufe ich meine Schenkung; ich habe mich nur für das verpflichten wollen, was mein gehört, und nicht für das, was Andern gebührt.“

„Nehmen Sie ſich in Acht, Herr Abbé,“ erwiederte der Pater von Aigrigny, „ich will Ihnen bemerken, daß ich einen geſchriebenen, förmlichen Eid in Händen habe.“

„Ich weiß es, mein Herr, Sie haben eine Schrift, laut welcher ich ſchwöre, niemals dieſe Schenkung zu widerrufen, unter welchem Vorwande es ſey, bei Strafe des Abſcheues und der Verachtung aller ehrlichen Leute. Wohlan, mein Herr, es ſey,“ ſagte Gabriel mit tiefer Bitterkeit, „ich werde mich allen Folgen meines Meineides ausſetzen; Sie werden ihn überall verkünden; ich werde der Verachtung, dem Abſcheue Aller preisgegeben ſeyn; aber Gott wird mich richten.“ Und der junge Prieſter trocknete eine Thräne, die aus ſeinen Augen quoll.

„O, beruhige Dich, mein braves Kind!“ rief Dagobert, Hoffnung ſchöpfend; „alle ehrlichen Leute werden Dir beiſtimmen!“

„Gut, gut! mein Bruder,“ ſagte Agricola.

„Herr Notar, machen Sie doch dem Herrn Abbé Gabriel begreiflich, daß er meineidig werden kann, ſo oft es ihm beliebt, daß aber das Civilgeſetzbuch weniger bequem zu verletzen iſt, als ein Verſprechen, einfach ... und nur ... geweiht!“

„Sprechen Sie, mein Herr,“ ſagte Gabriel.

„Belehren Sie alſo den Herrn Abbé Gabriel,“ fuhr

Rodin fort, „daß eine Schenkung unter Lebenden, wie dieſe, welche er dem hochwürdigen Pater von Aigrigny gemacht hat, nur aus drei Gründen widerruflich iſt, nicht wahr?“

„Ja, mein Herr, aus drei Gründen,“ ſagte der Notar.

„Der erſte iſt wegen unvermutheter Dazukunft eines Kindes,“ verſetzte Rodin, „und ich müßte erröthen, mit Herrn Abbé Gabriel von dieſem Nichtigkeitsgrunde zu ſprechen. Der zweite Grund der Annullirung würde die Undankbarkeit des Beſchenkten ſeyn. Nun, Herr Abbé Gabriel kann unſerer innigen und ewigen Dankbarkeit gewiß ſeyn. Endlich der dritte Nichtigkeitsgrund iſt der Nichtvollzug der Wünſche des Schenkgebers, hinſichtlich der Verwendung ſeiner Geſchenke. Nun, eine ſo ſchlechte Meinung auch Herr Abbé Gabriel von uns plötzlich gefaßt haben mag, wird er uns wenigſtens einige Probezeit bewilligen, um ihn zu überzeugen, daß ſeine Geſchenke, wie er es wünſcht, zu Werken angewendet werden, welche die größere Ehre Gottes zum Zwecke haben.“

„Jetzt, Herr Notar,“ nahm der Pater von Aigrigny das Wort, „iſt es an Ihnen, zu verkünden und zu ſagen, ob Herr Abbé Gabriel die Schenkung, die er mir gemacht hat, widerrufen kann, oder nicht.“

Im Augenblicke, da der Notar antworten wollte, trat Bathſeba wieder ein, zwei neuen Perſonen vorausgehend, die ſich im rothen Saale, in kurzen Zwiſchenräumen, einfanden.

Zehntes Kapitel.

Ein guter Geiſt.

Die erſte der beiden Perſonen, welche die Antwort des Notars unterbrochen hatten, war Faringhea. Bei dem Anblicke dieſes Mannes mit finſterem Geſichte näherte ſich Samuel, und ſagte zu ihm: „Wer ſind Sie, mein Herr?"

Nachdem er einen durchdringenden Blick auf Rodin geworfen hatte, der unmerklich ſchauderte, und bald wieder ſeine gewohnte Kaltblütigkeit gewann, antwortete Faringhea Samuel: „Der Prinz Djalma iſt ſeit kurzer Zeit aus Indien angekommen, um ſich heute hier einzufinden, ſo wie es ihm auf der Inſchrift einer Medaille anempfohlen war, die er am Halſe trug."

„Auch er," rief Gabriel aus, der, wie man weiß, der Schiffahrtsgefährte des Indiers von den Azoriſchen Inſeln her geweſen war, wo das aus Alexandrien kommende Schiff ſich vor Anker gelegt hatte, — „auch er Erbe . . . In der That, während der Ueberfahrt hat der Prinz mir geſagt, daß ſeine Mutter von franzöſiſcher Abkunft war. Aber ohne Zweifel hat er geglaubt, mir den Zweck ſeiner Reiſe verhehlen zu müſſen . . . O! das iſt ein edler und muthiger junger Mann, dieſer Indier, wo iſt er?"

Der Erwürger warf einen neuen Blick auf Rodin, und ſagte, ſeine Worte langſam betonend: „Ich habe den Prinzen geſtern Abend verlaſſen, er hat mir anvertraut, daß, obgleich er ein ziemlich großes Intereſſe habe, ſich hier einzufinden, es geſchehen könnte, daß er dieſes Intereſſe andern Verhältniſſen aufopfern würde; ich habe in dem nämlichen Gaſthofe, wo er geblieben, übernachtet. Dieſen Morgen, da ich zu ihm ging, um mit ihm zu ſprechen, ſagte man mir, daß er ſchon ausgegangen ſei. Meine Freundſchaft für ihn hat mich verpflichtet, in dieſes Haus zu kommen, in der Hoffnung, daß die Aufſchlüſſe, die ich über den Prinzen geben könnte, nützlich ſeyn möchten."

Indem er kein Wort von dem Hinterhalte ſagte, in den er am Vorabende gefallen war, die Anſchläge Rodin's hinſichtlich Djalma's verſchwieg, und zudem die Abweſenheit dieſes Letztern einer freiwilligen Urſache zuſchrieb, wollte der Erwürger offenbar dem Socius dienen, wohl darauf rechnend, daß dieſer ihn für ſeine Verſchwiegenheit zu belohnen wüßte. Es iſt überflüßig, zu ſagen, daß Faringhea unverſchämt log. Nachdem es am Morgen ihm gelungen war, durch ein Wunder von Liſt, Gewandtheit und Keckheit, ſeiner Haft zu entſpringen, war er in das Hôtel geeilt, worin er Djalma gelaſſen hatte; hier hatte er erfahren, daß ein Mann und eine Frau, von achtungswerthem Alter und Ausſehen, welche ſich Verwandte des jungen Indiers genannt, mit ihm zu ſprechen verlangten, und erſchreckt von dem Zuſtande gefährlicher Schlafſucht, in welche er verſunken ſchim, ihn in ihren Wagen bringen ließen, um ihn in ihre Wohnung mitzunehmen, und alle nöthige Pflege ihm zu verſchaffen.

„Es iſt unangenehm," ſagte der Notar, „daß dieſer Erbe ſich eben ſo wenig eingefunden; aber leider hat er alle ſeine Rechte auf die unermeßliche Erbſchaft verloren, um die es ſich handelt."

„Ah! es handelte ſich um eine unermeßliche Erbſchaft," ſagte Faringhea, Rodin ſtarr anblickend, der klüglich ſein Geſicht abwendete.

Die Zweite der Perſonen, von denen wir geſprochen haben, trat in dieſem Augenblicke ein.

Dieß war der Vater des Marſchalls Simon, ein Greis von hoher Geſtalt, noch munter und kräftig für ſein Alter; ſeine Haare waren weiß und kurz; ſein leicht geröthetes Geſicht drückte Feinheit, Sanftmuth und Energie aus. Agricola ging ihm raſch entgegen.

„Sie hier, Herr Simon?" rief er aus.

„Ja, mein Junge," erwiederte der Vater des Marſchalls Simon, Agricola's Hand herzlich drückend, „ſo eben komme ich von der Reiſe an. Herr Hardy ſollte ſich hier einfinden, wie er vermuthet in einer Erbſchaftsſache; aber da er noch einige Zeit von Paris abweſend iſt, hat er mich beauftragt, zu . . ."

„Auch er, Erbe, Herr François Hardy," rief Agricola aus, den alten Arbeiter unterbrechend.

„Aber wie bleich und verſtört Du biſt, mein Junge! Was giebt's denn?" entgegnete der Vater des Marſchalls, erſtaunt um ſich blickend, „um was handelt ſich's denn?“

„Um was es ſich handelt? Um Ihre Enkelinnen, die man beraubt hat,“ rief Dagobert verzweiflungsvoll aus, dem Werkführer ſich nähernd, „und um bei dieſer Abſcheulichkeit gegenwärtig zu ſeyn, hab' ich ſie aus dem Innern Sibiriens hierher geführt.“

„Sie,“ erwiederte der alte Arbeiter, indem er die Züge des Soldaten zu erkennen ſuchte, „Sie ſind alſo . . .“

„Dagobert!“

„Sie, Sie, der meinem Sohne ſo edelmüthig Ergebene,“ rief der Vater des Marſchalls aus, und drückte Dagobert mit aller Herzlichkeit die Hände, „aber haben Sie nicht von Simons Tochter geſprochen?“

„Von ſeinen Töchtern, denn er iſt glücklicher, als er glaubt,“ ſagte Dagobert, „dieſe armen Kinder ſind Zwillinge.“

„Und wo ſind ſie?“ fragte der Greis.

„Im Kloſter.“

„Im Kloſter!“

„Ja, durch die Verrätherei dieſes Mannes da, der, indem er ſie dort zurück hielt, ſie enterben ließ.“

„Welcher Mann?“

„Der Marquis von Aigrigny.“

„Der grimmigſte Feind meines Sohnes,“ rief der alte Arbeiter aus, einen Blick des Abſcheues auf den Vater von Aigrigny werfend, deſſen Keckheit ſich nicht verläugnete.

„Und dieß iſt nicht Alles,“ erwiederte Agricola; „Herr Hardy, mein würdiger und braver Principal, hat leider auch ſeine Rechte auf dieſe unermeßliche Erbſchaft verloren.“

„Was ſagſt Du?“ rief der Vater des Marſchalls Simon aus; „aber Herr Hardy wußte nicht, daß es ſich um ſo wichtige Intereſſen für ihn handelte. Er iſt eilig fortgereiſet, um ſich zu einem ſeiner Freunde zu begeben, der ſeiner bedurfte.“

Bei jeder dieſer aufeinander folgenden Offenbarungen, fühlte Samuel ſeine Verzweiflung zunehmen; doch konnte er nur ſeufzen; denn leider war der Wille des Erblaſſes ausdrücklich. Der Vater von Aigrigny, welcher dieſem Auftritte ein Ende zu machen wünſchte, der ihn ungeachtet ſeiner ſcheinbaren Ruhe in peinliche Verlegenheit ſetzte, ſagte zum Notar mit ernſter und eindringlicher Stimme:

„Dieß Alles muß denn doch ein Ziel haben, mein Herr; wenn die Verleumdung mich erreichen könnte, würde ich durch die Thatſachen, die ſich ergeben haben, ſiegreich darauf antworten. Warum niedrigen Anſchlägen die Abweſenheit der Erben zuſchreiben, in deren Namen dieſer Soldat und ſein Sohn ſo beſchimpfend Forderungen machen? Warum ſollte ihre Abweſenheit weniger erklärbar ſeyn, als jene des jungen Indiers? als jene des Herrn Hardy, welcher, wie ſein Vertraute ſagt, die Wichtigkeit der Intereſſen nicht kannte, die ihn hierher beriefen? „Iſt es nicht wahrſcheinlicher, daß die Töchter des Herrn Marſchalls Simon, daß das Fräulein von Cardoville, aus ſehr natürlichen Gründen, dieſen Morgen ſich hier nicht einfinden konnten? Noch einmal, dieß hat zu lang gedauert; ich glaube, der Herr Notar werde denken, wie ich, daß dieſe Entdeckung von neuen Erben durchaus nichts an der Frage ändert, welche ich die Ehre hatte ſo eben an ihn zu ſtellen, nämlich: daß ich als Bevollmächtigter der Armen, denen der Herr Abbé Gabriel mit Allem ein Geſchenk gemacht hat, was er beſaß, ungeachtet ſeiner ſpäten und ungeſetzlichen Einwendung, einziger Beſitzer dieſes Vermögens bleibe, das zur größeren Ehre Gottes anzuwenden ich mich verpflichtet habe, und Angeſichts Aller in dieſem feierlichen Augenblicke mich wieder verpflichte. Belieben Sie unumwunden zu antworten, Herr Notar, und dadurch eine für Alle peinliche Scene zu endigen.“

„Mein Herr,“ erwiederte der Notar mit feierlicher Stimme, „bei meiner Seele und nach meinem Gewiſſen, im Namen der Gerechtigkeit und des Geſetzes, als treuer und unparteiiſcher Vollſtrecker des letzten Willens des Herrn Marius von Rennepont, erkläre ich, daß, durch die Thatſache der Schenkung des Herrn Abbé Gabriel von Rennepont, Sie Herr Abbé von Aigrigny, der einzige Eigenthümer dieſes Vermögens ſind, in deſſen Genuß ich Sie hiemit alſogleich einweiſe, damit Sie darüber nach dem Wunſche des Schenkgebers verfügen mögen.“

Dieſe mit Ueberzeugung und Ernſt ausgeſprochenen

Worte, vernichteten die letzten und unbeſtimmten Hoffnungen, welche die Vertheidiger der Erben noch hätten hegen können.

Samuel wurde bläſſer, als er gewöhnlich war; krampfhaft drückte er Bathſeba's Hand, die ſich ihm genähert hatte, und ſchwere Thränen floßen langſam über die Wangen der beiden Alten.

Dagobert und Agricola waren in finſtere Niedergeſchlagenheit verſunken; über die Gründe des Notars beſtürzt, der ſagte, daß er weder Glauben noch Wirkung mehr ihren Forderungen zugeſtehen könne, welche die obrigkeitlichen Perſonen ſelbſt ihnen nicht zugeſtanden hatten, ſahen ſie ſich gezwungen, auf alle Hoffnung zu verzichten.

Gabriel litt mehr, als Jemand; er empfand ſchreckliche Gewiſſensbiſſe, bedenkend, daß er durch ſeine Verblendung die Urſache und das unwillkürliche Werkzeug dieſer abſcheulichen Beraubung war.

Daher, als der Notar, nachdem er ſich vom Betrage der im Käſtchen von Cedernholz verſchloſſenen Papierwerthe überzeugt hatte, zu Pater von Aigrigny ſagte:

„Nehmen Sie von dieſem Käſtchen Beſitz, mein Herr,“ rief Gabriel mit ſchmerzlicher Entmuthigung, in tiefer Verzweiflung aus: „Ach! unter dieſen Umſtänden ſollte man ſagen, daß ein unerbittliches Verhängniß auf allen Denjenigen laſte, die der Theilnahme, des Wohlwollens oder der Achtung würdig ſind. O! mein

Gott," fügte der junge Prieſter hinzu, mit Inbrunſt die Hände faltend, „Deine höchſte Gerechtigkeit kann den Triumph einer ſolchen Ungerechtigkeit nicht zulaſſen!!!"

Man hätte ſagen können, daß der Himmel die Bitte des Miſſionärs erhörte. Kaum hatte er geſprochen, als ein ſeltſames Ereigniß eintrat.

Rodin, ohne das Ende von Gabriels Anrufung zu erwarten, hatte, gemäß der Ermächtigung des Notars, das Käſtchen unter ſeinen Arm genommen, ohne ein heftiges Aufathmen der Freude und des Triumphes zurückhalten zu können. Gerade in dieſem Augenblicke, da der Pater von Aigrigny und der Socius endlich Eigenthümer des Schatzes zu ſeyn glaubten, ging plötzlich die Thüre des Gemaches auf, worin man die Pendeluhr hatte ſchlagen hören.

Eine Frau erſchien auf der Schwelle. Bei ihrem Anblicke ſtieß Gabriel einen lauten Schrei aus, und blieb wie niedergedonnert ſtehen.

Samuel und Bathſeba ſanken mit gefalteten Händen auf die Knie. Die beiden Iſraeliten fühlten ſich durch eine unerklärbare Hoffnung neu belebt. Alle übrigen Theilnehmer dieſes Auftrittes waren von Erſtaunen ergriffen. Rodin, ſelbſt Rodin, fuhr zwei Schritte zurück, und ſtellte das Käſtchen mit zitternder Hand wieder auf den Tiſch.

Obwohl in dieſem Zwiſchenfalle nur ſehr Natürliches lag: eine Frau, auf der Schwelle der Thüre erſcheinend, die ſie geöffnet hatte, ſo trat doch ein Moment tiefen, feierlichen Schweigens ein. Jede Bruſt war beklommen, keuchend. Alle endlich, bei dem Anblicke dieſer Frau, empfanden ein mit dumpfem Schrecken, mit unerklärbarer Angſt gemiſchtes Erſtaunen; denn dieſe Frau ſchien das lebende Original des ſeit hundert fünfzig Jahren in dieſem Saale befindlichen Porträtes. Dieß war der nämliche Kopfputz, das nämliche Kleid mit etwas ſchleppenden Falten, die nämliche Phyſiognomie mit dem Gepräge einer tiefen und ergebenen Traurigkeit.

Dieſe Frau ſchritt langſam vor, und ohne zu ſcheinen, als ob ſie den gewaltigen Eindruck bemerke, den ihre Gegenwart hervorbrachte.

Sie näherte ſich einem der mit Kupfer und Zinn ausgelegten Schränke, drückte eine in den Geſimſen von vergoldeter Bronce verborgene Feder, öffnete ſo die obere Schublade dieſes Schrankes, zog einen verſiegelten Pergamentumſchlag heraus, und legte dann, dem Tiſche ſich nähernd, dieſes Papier vor den Notar hin, welcher, bisher unbeweglich und ſtumm, es mechaniſch nahm.

Nachdem dieſe Frau auf Gabriel, der durch ihre Anweſenheit bezaubert ſchien, einen langen melancholiſchen und ſanften Blick geworfen hatte, wendete ſie ſich gegen die offen gebliebene Thüre der Hausflur.

An Samuel und Bathſeba, die immer noch auf den Knien lagen, vorübergehend, blieb ſie einen Augenblick ſtehen, neigte ihr ſchönes Haupt gegen die beiden Alten, und betrachtete ſie mit zärtlicher Sorgfalt; dann, nachdem ſie ihnen ihre Hände zu küßen gegeben hatte, verſchwand ſie eben ſo langſam, als ſie erſchienen war, nach einem letzten Blicke auf Gabriel.

Die Entfernung dieſer Frau ſchien den Zauber zu löſen, von welchem alle Anweſenden während einiger Minuten befangen waren.

Gabriel brach zuerſt das Schweigen, mit bewegter Stimme murmelnd: „Sie iſt es! wieder ſie, hier, in dieſem Hauſe?“

„Wer, ſie . . . mein Bruder?“ ſagte Agricola, unruhig wegen der Bläſſe und faſt verwirrten Miene des Miſſionärs; denn der Hammerſchmid, der bisher die auffallende Aehnlichkeit dieſer Frau mit dem Porträte nicht bemerkt hatte, theilte doch, ohne ſich davon Rechenſchaft geben zu können, die allgemeine Beſtürzung. Dagobert und Faringhea befanden ſich in einem ähnlichen geiſtigen Zuſtande.

„Wer iſt dieſe Frau?“ fragte Agricola, Gabriel's Hand faſſend, die er feucht und eiſig fühlte.

„Sieh hin!“ erwiederte der junge Prieſter; „ſeit mehr als anderthalb Jahrhunderten ſind dieſe Gemälde da.“

Und mit der Hand wies er auf die beiden Porträte, vor denen er eben ſaß. Bei Gabriel's Bewegung erhoben Agricola, Dagobert und Faringhea ihre Blicke zu den beiden Porträten, die rechts und links vom Kamine hingen. Drei Ausrufungen ließen ſich zumal hören.

„Sie iſt's, ſie iſt die nämliche Frau!“ rief der Hammerſchmid erſtaunt aus; „und ſeit hundertfünfzig Jahren iſt ihr Porträt hier!“

„Was ſeh' ich? der Freund und Emiſſär des Marſchalls Simon!“ rief Dagobert aus, das Porträt des Mannes betrachtend. „Ja, wohl iſt es das Geſicht desjenigen, der im vorigen Jahre in Sibirien zu uns gekommen iſt. O! ich erkenne ihn an ſeiner traurigen und ſanften Miene; und auch an ſeinen Augenbrauen, die nur eine bilden.“

„Meine Augen täuſchen mich nicht, nein, dieß iſt der Mann mit der ſchwarzgeſtreiften Stirne, den wir am Ufer des Ganges erwürgt und eingeſcharrt haben,“ ſagte Faringhea ganz leiſe für ſich, vor Schrecken zitternd, „der Mann, welchen einer von Bohwanie's Söhnen im verfloſſenen Jahre, zu Java, in den Ruinen von Tchandi, ſeit der Ermordung in der Nähe eines Thores von Bombay getroffen zu haben verſicherte, und ſeit anderthalb Jahrhunderten exiſtirt dieſes Bildniß.“ Und ſo wie Dagobert und Agricola, konnte der Erwürger ſeine Augen von dieſem ſeltſamen Porträte nicht abwenden.

„Welche geheimnißvolle Aehnlichkeit!“ dachte der Pater von Aigrigny, dann, wie von einer plötzlichen Idee durchzuckt, ſagte er zu Gabriel: „Iſt dieſe Frau die nämliche, welche Ihnen in Amerika das Leben gerettet hat?“

„Die nämliche,“ antwortete Gabriel ſchaudernd, —

„und ſie hatte mir doch geſagt, daß ſie nach dem nördlichen Amerika gehen würde,“ fügte der junge Prieſter, zu ſich ſelbſt ſprechend, bei.

„Aber wie kommt ſie in dieſes Haus?“ ſagte der Pater von Aigrigny, ſich zu Samuel wendend. „Antworten Sie, Aufſeher. Dieſe Frau war alſo vor oder mit uns hereingekommen?“

„Ich bin hier zuerſt und allein eingetreten, als, zum Erſtenmale ſeit anderthalb Jahrhunderten, die Thüre geöffnet worden iſt,“ ſagte Samuel ernſt.

„Wie erklären Sie dann die Anweſenheit dieſer Frau hier?“ ſetzte der Pater von Aigrigny hinzu.

„Ich ſuche nichts zu erklären,“ erwiederte der Jude; „ich ſehe, ich glaube, und jetzt hoffe ich,“ fügte er bei, indem er Bathſeba mit einem unerklärbaren Ausdrucke anſchaute.

„Aber, noch einmal, Sie müſſen die Anweſenheit dieſer Frau erklären,“ ſagte der Pater von Aigrigny, von einer dunklen Beſorgniß ergriffen; „wer iſt ſie? Wie kommt ſie hierher?“

„Alles, was ich weiß, mein Herr, iſt, daß nach dem, was mir mein Vater oft geſagt hat, unterirdiſche Verbindungen zwiſchen dieſem Hauſe und entfernten Punkten dieſes Stadtviertels beſtehen.“

„Ah! nun iſt nichts einfacher,“ entgegnete der Pater von Aigrigny; „es iſt nur noch zu wiſſen übrig, welcher Zweck dieſe Frau bewogen hat, ſich ſo in dieſes Haus zu verfügen. Was die ſonderbare Aehnlichkeit mit dieſem Porträte betrifft, ſo iſt ſie ein Naturſpiel.“

Rodin hatte die allgemeine Gemüthsaufregung hinſichtlich der Erſcheinung dieſer geheimnißvollen Frau getheilt; als er ſie aber dem Notar ein verſiegeltes Packet zuſtellen ſah, war der Socius, anſtatt ſich um das Auffallende dieſer Erſcheinung zu bekümmern, nur mehr von dem drängenden Wunſche erfüllt, mit dem fortan der Geſellſchaft gehörenden Schatze dieſes Haus zu verlaſſen; er empfand eine unbeſtimmte Unruhe bei dem Anblicke des ſchwarzverſiegelten Umſchlages, welchen Gabriel's Beſchützerin dem Notar eingehändiget hatte, und den dieſer mechaniſch in ſeinen Händen hielt.

Der Socius, welcher es für ſehr gelegen und ſehr rathſam hielt, inmitten der noch immer fortdauernden Beſtürzung und des Schweigens mit dem Käſtchen zu verſchwinden, ſtieß den Pater von Aigrigny ſachte mit dem Elbogen, gab ihm einen Wink des Einverſtändniſſes, nahm das Käſtchen von Cedernholz unter ſeinen Arm, und ſchlich ſich der Thüre zu.

„Einen Augenblick, mein Herr,“ ſagte Samuel zu ihm, und vertrat ihm den Weg, „ich bitte den Herrn Notar, den ihm ſo eben überreichten Umſchlag zu prüfen; Sie werden hernach fortgehen.“

„Aber, mein Herr,“ entgegnete Rodin, indem er den Durchgang zu erzwingen ſuchte, „in der Sache iſt zu Gunſten des Paters von Aigrigny definitiv geſprochen. Erlauben Sie alſo . . .“

„Ich ſage Ihnen, mein Herr," verſetzte der Greis mit einer wiederhallenden Stimme, „daß dieſes Käſtchen nicht von hier fortkommen wird, bevor nicht der Herr Notar vom Umſchlage, den man ihm ſo eben zugeſtellt hat, Kenntniß wird genommen haben."

Dieſe Worte Samuel's zogen die Aufmerkſamkeit Aller auf ſich.

Rodin mußte wieder umkehren.

Ungeachtet ſeiner Feſtigkeit bebte der Jude bei dem unverſöhnlichen Blicke, welchen in dieſem Augenblicke Rodin ihm zuſchleuderte.

Der Notar, Samuel's Wunſche entſprechend, prüfte den Umſchlag mit Aufmerkſamkeit.

„Himmel!" rief er plötzlich aus, „was ſeh' ich? Ah! deſto beſſer!"

Bei dem Ausrufe des Notars, wendeten ſich alle Blicke gegen ihn.

„O! leſen Sie, leſen Sie, mein Herr," rief Samuel die Hände faltend, „meine Ahnungen werden mich vielleicht nicht getäuſcht haben!"

„Aber, mein Herr," ſagte der Pater von Aigrigny zum Notar, indem er Rodin's Angſt zu theilen begann; „aber, mein Herr, was für ein Papier iſt dieß?"

„Ein Kodizill," erwiederte der Notar, „ein Kodizill, welches Alles wieder in Frage ſtellt."

„Wie, mein Herr," rief der Pater von Aigrigny wüthend aus, raſch dem Notar ſich nähernd, „Alles iſt in Frage geſtellt? Und mit welchem Rechte?"

„Das iſt unmöglich,“ fügte Rodin bei, „wir proteſtiren.“

„Gabriel, mein Vater! Höret doch, —“ rief Agricola aus, — „es iſt nicht Alles verloren, es bleibt Hoffnung, Gabriel, hörſt Du? es bleibt Hoffnung.“

„Was ſagſt Du —“ verſetzte der junge Prieſter aufſtehend, und den Worten ſeines Adoptivbruders kaum glaubend.

„Meine Herren, —“ ſagte der Notar, — „ich muß Ihnen die Aufſchrift dieſes Umſchlages vorleſen, Sie ändert oder vielmehr vertagt alle Teſtamentsverfügungen.“

„Gabriel,“ — rief Agricola aus, dem Miſſionär um den Hals fallend, — „Alles iſt vertagt, nichts iſt verloren!!“

„Meine Herren, hören Sie, —“ fuhr der Notar fort, und las, was folgt:

„Dieß iſt ein Kodizill, welches aus Gründen die man unter dieſem Umſchlage ausgeführt finden wird, vertagt und aufſchiebt bis 1. Juni 1832, aber ohne ſie irgendwie zu ändern, alle die in dieſem, von mir heute Nachmittags ein Uhr gemachten Teſtamente enthaltenen Verfügungen. Das Haus wird wieder verſchloſſen, und die Gelder ſollen immer dem Verwahrer belaſſen bleiben, um am 1. Juni 1832 an die Berechtigten vertheilt zu werden.

Villetaneuſe, am heutigen Tage den 13. Februar 1682., um eilf Uhr Nachts.

„Marius von Rennepont."

„Ich behaupte gerichtlich, daß dieſes Kodizill falſch ſey!" rief der Pater von Aigrigny, erdfahl vor Verzweiflung und Wuth.

„Die Frau, welche es dem Notar übergeben hat, iſt uns verdächtig," fügte Rodin bei. „Dieſes Kodizill iſt falſch."

„Nein, mein Herr," ſagte der Notar ernſt; „denn ich habe ſo eben die beiden Unterſchriften verglichen, und ſie ſind durchaus gleich. Uebrigens, was ich dieſen Morgen wegen der nicht anweſenden Erben ſagte, iſt auf Sie anwendbar. Sie werden die Aechtheit dieſes Kodizills angreifen können; aber Alles bleibt ausgeſetzt und wie nicht geſchehen, weil die Friſt für die Schließung der Erbfolge auf vierthalb Monate verſchoben iſt."

Als der Notar dieſe letztern Worte ausgeſprochen hatte, waren Rodins Nägel blutend; zum erſtenmale ſchienen ſeine bleichen Lippen roth.

„O! mein Gott! Du haſt mich gehört. Du haſt mich erhört," rief Gabriel aus, knieend, und mit religiöſer Inbrunſt die Hände faltend, und ſein Engelsgeſicht zum Himmel wendend; „Deine höchſte Gerechtigkeit konnte die Ungerechtigkeit nicht triumphiren laſſen."

„Was ſagſt Du, mein braves Kind?" rief Dagobert aus, der im erſten Freudentaumel den Inhalt dieſes Kodizills nicht recht verſtanden hatte.

„Alles iſt zurückgegangen, mein Vater,“ ſagte der Hammerſchmid, „die Friſt, ſich einzufinden, iſt auf viertehalb Monate, von heute an gerechnet, feſtgeſetzt. Und nun ſind dieſe Leute da entlarvt.“ Agricola wies auf Rodin und den Vater von Aigrigny. „Es iſt nichts mehr von ihnen zu fürchten; man wird auf ſeiner Hut ſeyn, und die Waiſen, das Fräulein von Cardoville, mein würdiger Principal, Herr Hardy, und der junge Indier, werden in den Beſitz ihres Vermögens treten.“ ...

Man muß darauf verzichten, die Wonnetrunkenheit den Freudentaumel von Gabriel und Agricola, von Dagobert und dem Vater des Marſchalls Simon, von Samuel und Bathſeba zu ſchildern.

Faringhea allein blieb mürriſch und düſter vor dem Porträte des Mannes mit der ſchwarzgeſtreiften Stirne ſtehen. Was die Wuth des Paters von Aigrigny und Rodin's betrifft, als ſie Samuel wieder das Käſtchen von Cedernholz nehmen ſahen, ſo muß man der Schilderung derſelben gleichfalls entſagen.

Auf die Bemerkung des Notars, der das Kodizill forttrug, um es nach den geſetzlichen Formen öffnen zu laſſen, begriff Samuel, daß es vorſichtiger ſey, die unermeßlichen Papierwerthe, als deren Verwahrer man ihn kannte, in der Bank von Frankreich zu deponiren.

Während alle edelmüthigen Herzen, die einen Augenblick ſo viel gelitten, von Glück, Hoffnung und

Freude überfloſſen, verließen der Vater von Aigrigny und Rodin dieſes Haus, mit Wuth und Tod im Herzen. Der hochwürdige Vater ſtieg in ſeinen Wagen, und ſagte zu ſeinen Leuten: „In's Hôtel Saint-Dizier." Dann ſank er, ganz außer ſich, vernichtet, auf die Kiſſen, ſein Geſicht mit ſeinen Händen verhüllend, und einen tiefen Seufzer ausſtoßend. Rodin ſetzte ſich neben ihn, und betrachtete mit einer Miſchung von Zorn und Verachtung dieſen ſo niedergeſchlagenen und zu Boden gedrückten Mann.

„Der Feige," ſagte er ganz leiſe für ſich. „Er verzweifelt; dennoch" . . . .

Nach einer Viertelſtunde kam der Wagen in der Babylonſtraſſe an, und fuhr in den Hof des Hôtels Saint-Dizier.

Eilftes Kapitel.

Die Erſten ſind die Letzten, die Letzten ſind die Erſten.

Der Wagen des Vaters von Aigrigny kam raſch im Hôtel Saint-Dizier an. Während der Fahrt blieb Rodin ſtumm, und begnügte ſich, den Vater von Aigrigny aufmerkſam zu beobachten und anzuhören, welcher den Schmerzen und der Wuth über ſeine Täuſchungen in einem langen Monologe, unterbrochen von Ausrufungen, Wehklagen, Entrüſtungen hinſichtlich der unerbittlichen Schläge des Schickſales Luft machte, die in einem Augenblicke die beſtgegründeten Hoffnungen zu Grunde richten. Als der Wagen des Vaters von Aigrigny in den Hof fuhr, und vor der Säulenhalle des Hötels Saint-Dizier hielt, konnte man hinter den Scheiben eines Fenſters, und durch die Falten eines Vorhanges halb verborgen, das Geſicht der Prinzeſſin ſehen; in ihrer gewaltigen Angſt wollte ſie ſehen, ob es der Vater von Aigrigny wäre, der ankam. Noch mehr, jeder Schicklichkeit zum Hohne, verließ dieſe vornehme Dame, in der Regel für Schein und Förmlichkeiten ſo ſehr eingenommen, haſtig ihr Gemach, und ſtieg einige Stuffen der Treppe hinab, um dem Vater von Aigrigny entgegen zu eilen, der mit niedergeſchlagener Miene die Stuffen erklimmte.

Die Prinzeſſin blieb bei dem Anblicke der erdfahlen, verſtörten Phyſiognomie des hochwürdigen Vaters plötzlich ſtehen und erblaßte; ſie vermuthete, daß Alles verloren ſey. Ein raſcher, mit ihrem ehemaligen Geliebten gewechſelter Blick, ließ ihr über den Ausgang, welchen ſie befürchtete, keinen Zweifel mehr.

Rodin folgte demüthig dem hochwürdigen Vater. Beide, unter dem Vortritte der Prinzeſſin, traten bald in ihr Kabinet. Nach verſchloſſener Thüre wendete ſich die Prinzeſſin mit unſäglicher Angſt zu Vater von Aigrigny, und rief aus: „Was iſt denn geſchehen?"

Anſtatt auf dieſe Frage zu antworten, ſchaute der hochwürdige Vater mit zornfunkelnden Augen, bleichen

Lippen, verzerrten Zügen, der Prinzeſſin in's Geſicht, und ſagte zu ihr: „Wiſſen Sie, wie hoch ſich dieſe Erbſchaft beläuft, die wir auf vierzig Millionen anſchlugen?“

„Ich verſtehe,“ rief die Prinzeſſin aus, „man hat uns getäuſcht, dieſe Erbſchaft wird zu Waſſer; Sie haben ſich vergeblich bemüht.“

„Ja, wir haben uns vergeblich bemüht,“ erwiederte der Pater von Aigrigny, vor Zorn mit den Zähnen knirſchend, „Vergeblich!!! und es handelte ſich nicht um vierzig Millionen; ſondern um zwei hundert zwölf Millionen.“

„Zwei hundert zwölf Millionen,“ wiederholte die Prinzeſſin, betäubt einen Schritt zurücktretend; „das iſt unmöglich.“

„Ich habe ſie geſehen, ſag' ich Ihnen, in Papierwerthen in einem Käſtchen eingeſchloſſen, vom Notare aufgezeichnet.“

„Zweihundert zwölf Millionen!“ verſetzte die Prinzeſſin niedergeſchlagen; „aber dieß wäre eine unermeßliche, königliche Macht. Und Sie haben verzichtet, und Sie haben nicht gekämpft, mit allen möglichen Mitteln, bis zum letzten Momente?“

„Ei, Madame, ich habe Alles gethan, was ich konnte!!! ungeachtet der Verrätherei Gabriel's, der, dieſen Morgen erſt, erklärt hat, daß er uns verlaſſen, ſich von der Geſellſchaft trennen würde.“

„Der Undankbare!“ ſagte die Prinzeſſin treuherzig.

„Die Schenkungsurkunde, welche ich aus Vorſicht durch den Notar hatte legaliſiren laſſen, war in ſo guter Form, daß trotz der Einwendungen jenes wüthenden Soldaten und deſſen Sohnes, der Notar mich in den Beſitz dieſes Schatzes eingewieſen hatte.“

„Zweihundert zwölf Millionen!“ wiederholte die Prinzeſſin, die Hände faltend. „Wahrlich! das iſt wie ein Traum.“

„Ja,“ entgegnete gramvoll der Pater von Aigrigny, „für uns iſt dieſer Beſitz ein Traum geweſen; denn man hat ein Kodizill entdeckt, welches alle teſtamentariſchen Verfügungen auf vierthalb Monate verſchob; nun iſt die Nachricht, gerade durch unſere Vorſichtsmaßregeln, jener Bande von Erben gegeben; ſie kennen den ungeheuern Betrag der Summe; ſie ſind auf ihrer Hut; Alles iſt verloren.“

„Aber dieſes Kodizill, welches verfluchte Weſen hat es denn bekannt gemacht?“

„Eine Frau?“

„Welche Frau?“

„Ich weiß nicht welche herumziehende Creatur, welche dieſer Gabriel, ſagt er, ſchon in Amerika getroffen, und die ihm das Leben gerettet hat.“

„Und wie kam denn dieſe Frau dahin? Wie wußte ſie die Exiſtenz dieſes Kodizilles?“

„Dieß Alles, glaub' ich, war mit einem elenden Juden verabredet, dem Wächter dieſes Hauſes, deſſen Familie Verwahrerin dieſer Fonds ſeit drei Generationen iſt; ohne Zweifel hatte er irgend eine geheime Inſtruktion, für den Fall, daß man argwöhnen ſollte, die Erben würden zurückgehalten; denn in ſeinem Teſtamente, hatte dieſer Marius von Rennepont vorausgeſehen, daß die Geſellſchaft ſeinen Stamm überwachen würde.“

„Aber kann man nicht die Gültigkeit dieſes Kodizills beſtreiten?“

„Prozeſſiren, zur jetzigen Zeit? Prozeſſiren wegen einer Teſtamentsangelegenheit? Uns ohne Gewißheit eines günſtigen Erfolges ſich tauſend Nachreden ausſetzen? Es iſt wohl ſchon unangenehm genug, daß dieß Alles ruchbar werden muß. Ah! das iſt entſetzlich, und im Augenblicke des Zielerreichens, nach ſo vielen Mühen! eine mit ſo viel Sorgfalt, ſo viel Beharrlichkeit, ſeit anderthalb Jahrhunderten verfolgte Angelegenheit.“

„212 Millionen,“ ſagte die Prinzeſſin; „da würde ſich der Orden nicht mehr in fremden Ländern anſiedeln, ſondern mit ſolchen Hülfsmitteln in Frankreich, im Herzen Frankreichs Ehrfurcht einflößen.“

„Ja,“ erwiederte der Pater von Aigrigny mit Aerger, — „und durch die Erziehung hätten wir uns des ganzen heranwachſenden Geſchlechtes bemächtiget. Dieß wäre in politiſcher Beziehung von unberechenbarer Wichtigkeit;“ dann, mit den Füſſen ſtampfend, fuhr er fort: „Ich ſage Ihnen, dieß iſt zum wahnſinnig werden vor Wuth. Eine ſo klug, ſo geſchickt, ſo geduldig geführte Angelegenheit!“

„Alſo, keine Hoffnung?“

„Die einzige iſt, daß Gabriel ſeine Schenkung nicht zurückzieht, in ſoweit ſie ihn betrifft. Dieſe wäre ſchon beträchtlich; denn ſein Antheil allein würde ſich auf 30 Millionen belaufen.“

„Aber das iſt ungeheuer, aber dieß iſt faſt ſo viel, als Sie hofften,“ rief die Prinzeſſin aus; „warum wollen Sie dann verzweifeln?“

„Weil es offenbar iſt, daß Gabriel dieſe Schenkung beſtreiten wird; ſo geſetzlich ſie auch iſt, wird er Mittel finden, ihre Aufhebung zu bewirken, jetzt, da er frei, über uns aufgeklärt, und von ſeiner Adoptivfamilie umgeben iſt; ich ſage Ihnen, daß Alles verloren iſt; es bleibt keine Hoffnung mehr. Ich halte es ſelbſt für klug, nach Rom zu ſchreiben, um die Erlaubniß zu erhalten, Paris auf einige Zeit zu verlaſſen. Dieſe Stadt iſt mir verhaßt.“

„O! ja, ich ſeh' es; es muß keine Hoffnung mehr ſeyn, weil Sie, mein Freund, Sie ſich entſchließen, faſt zu fliehen.“

Und der Vater von Aigrigny ſtand völlig vernichtet, demoraliſirt da; dieſer ſchreckliche Schlag hatte jede Springfeder, alle Energie in ihm gebrochen; er warf ſich niedergeſchlagen in einen Lehnſtuhl.

Während dieſer Unterredung war Rodin beſcheiden bei der Thüre ſtehen geblieben, ſeinen alten Hut in der

Hand haltend. Einigemale, bei gewiſſen Stellen der Unterredung des Paters von Aigrigny und der Prinzeſſin, hatte ſich das leichenhafte Geſicht des Socius, der von verhaltenem Zorne erfaßt ſchien, leicht geröthet, ſeine ſchlaffen Augenlieder waren roth geworden, wie wenn ihm in Folge eines heftigen inneren Kampfes das Blut in den Kopf geſtiegen wäre; dann hatte ſein düſteres Antlitz wieder ſeine bleiche Farbe angenommen.

„Ich muß alſogleich nach Rom ſchreiben, um dieſe Niederlage anzuzeigen, welche ein Ereigniß von höchſter Wichtigkeit wird, weil ſie unermeßliche Hoffnungen vernichtet,“ ſagte der Pater von Aigrigny gramgebeugt.

Der hochwürdige Pater war ſitzen geblieben; mit einer Geberde Rodin einen Tiſch zeigend, ſagte er zu ihm mit barſcher und hochmüthiger Stimme:

„Schreiben Sie.“

Der Socius legte ſeinen Hut auf den Boden, antwortete durch eine ehrerbietige Verbeugung auf den Befehl des hochwürdigen Paters, und mit verdrehtem Halſe, geſenktem Kopfe, ſchrägem Gange, ſetzte er ſich auf den Rand des vor dem Schreibepulte ſtehenden Lehnſtuhles; dann Papier und eine Feder nehmend, ſchweigend und regungslos, erwartete er das Vorſagen ſeines Obern.

„Sie erlauben, Prinzeſſin?“ ſagte der Pater von Aigrigny zu Frau von Saint-Dizier.

Dieſe antwortete durch eine Bewegung der Ungeduld, welche dem Pater von Aigrigny ſeine Förmlichkeitsfrage zu rügen ſchien. Der hochwürdige Pater neigte ſich, und dictirte mit dumpfer und gepreßter Stimme dieſe Worte:

„Alle unſere Hoffnungen, kürzlich faſt zu Gewißheiten gediehen, ſind plötzlich vereitelt worden. Die Angelegenheit Rennepont, trotz aller unſerer Sorgfalt, trotz aller bisher angewendeten Geſchicklichkeit, iſt vollſtändig und rettungslos mißlungen. Auf dem Punkte, auf welchem die Sachen ſtehen, iſt dieß leider mehr als ein mißlungenes Unternehmen; es iſt eines der traurigſten Ereigniſſe für die Geſellſchaft, deren Rechte übrigens auf dieſes, einer zu ihren Gunſten verfügten Confiscation auf eine betrügeriſche Art entzogenen Vermögens, moraliſch offenbar waren. Ich habe wenigſtens das Bewußtſeyn, Alles gethan zu haben, bis zum letzten Augenblicke, um unſere Rechte zu vertheidigen und zu beſchützen. Aber man muß, ich wiederhole es, dieſe wichtige Angelegenheit als unbedingt und für immer verloren betrachten, und nicht mehr daran denken.“

Der Pater von Aigrigny dictirte dieß, Rodin den Rücken wendend.

Bei der raſchen Bewegung, welche der Socius machte, indem er aufſtand und ſeine Feder auf den Tiſch warf, anſtatt fortzuſchreiben, kehrte ſich der hochwürdige Pater um, und ſagte zu Rodin, mit großem Erſtaunen ihn anblickend:

„Nun denn! Was machen Sie?“

„Es muß ein Ende nehmen, dieſer Mann faſelt!!" ſagte Rodin zu ſich ſelbſt ſprechend, langſam dem Kamine ſich nähernd.

„Wie! Sie verlaſſen Ihren Platz? Sie ſchreiben nicht?" ſagte der hochwürdige Pater erſtaunt. Dann, ſich zur Prinzeſſin wendend, die ſeine Beſtürzung theilte, fügte er bei, mit einem verächtlichen Blicke auf den Socius weiſend: „Ah! er verliert den Kopf."

„Verzeihen Sie ihm," erwiederte Frau von Saint-Dizier, „gewiß iſt dieß der Kummer, den ihm der Ruin dieſer Angelegenheit verurſacht."

„Danken Sie der Frau Prinzeſſin, kehren Sie an Ihren Platz zurück, und ſchreiben Sie fort," ſagte der Pater von Aigrigny zu Rodin mit einem Tone geringſchätzigen Mitleidens, und zeigte ihm mit einem gebieteriſchen Finger den Tiſch.

Der Socius, völlig gleichgültig gegen dieſen neuen Befehl, näherte ſich dem Kamine, dem er den Rücken wendete, richtete ſeinen gekrümmten Rücken auf, pflanzte ſich auf ſeine Beine hin, ſtieß den Teppich mit dem Abſatze ſeiner dicken, ölgetränkten Schuhe, kreuzte die Hände hinter den Schöſſen ſeines alten, ſchmierigen Oberrockes, und ſchaute, den Kopf erhebend, den Pater von Aigrigny ſtarr an.

Der Socius hatte nicht ein Wort geſagt; aber ſeine gräßlichen, eben leicht gerötheten Züge, offenbarten plötzlich ein ſolches Bewußtſeyn ſeiner Ueberlegenheit, eine ſo ſouveräne Verachtung des Paters von

Aigrigny, eine ſo ruhige, und ſo zu ſagen ſo heitere Kühnheit, daß der hochwürdige Vater und die Prinzeſſin verwirrt da ſtanden. Sie fühlten ſich ſonderbar beherrſcht und imponirt von dieſem alten, kleinen, ſo häßlichen und ſo ſchmutzigen Manne.

Der Vater von Aigrigny kannte zu gut die Gebräuche ſeiner Geſellſchaft, um ſeinen demüthigen Sekretär für fähig zu halten, plötzlich, ohne Grund, oder vielmehr ohne ein beſtimmtes Recht, dieſe Miene allgemeiner Ueberlegenheit anzunehmen; ſehr ſpät, zu ſpät ſah der hochwürdige Vater ein, daß dieſer Untergebene wohl ein Spion und eine Art gewiegten Hülfsmannes ſeyn konnte, der, nach der Verfaſſung des Ordens, Macht und Auftrag hatte, in gewiſſen dringenden Fällen, den unfähigen Agenten abzuſetzen und proviſoriſch zu erſetzen, bei dem man ihn vorläufig als Ueberwacher anſtellte.

Der hochwürdige Vater irrte ſich nicht; vom General bis zu den Provinzalien, bis zu den Rectoren der Collegien, haben alle höheren Mitglieder der Geſellſchaft, um ſich, oft heimlich, wider ihr Wiſſen, bei den, dem Anſcheine nach unbedeutendſten Verrichtungen, Männer, ſehr fähig, in einem gegebenen Momente ihre Dienſtleiſtungen zu vollziehen, und die zu dieſem Zwecke unaufhörlich und unmittelbar mit Rom correſpondiren.

Von dem Augenblicke an, wo Rodin dieſe Stellung angenommen hatte, änderten ſich die gewöhnlich hochmüthigen Manieren des Vaters von Aigrigny alſogleich; obwohl es ihm viel koſtete, ſagte er zu ihm mit einem Stocken voll Willfährigkeit: „Sie haben ohne Zweifel Vollmacht, mir zu befehlen, mir, der ich bisher Ihnen befohlen habe?“

Rodin, ohne zu antworten, zog aus ſeiner ſchmierigen und vergriffenen Brieftaſche ein auf zwei Seiten geſtempeltes Papier, auf welchem einige Zeilen lateiniſch geſchrieben ſtanden.“

Nachdem der Pater von Aigrigny ſie geleſen hatte, näherte er dieſes Papier auf eine ehrerbietig, religiöſe Weiſe ſeinen Lippen, dann reichte er es Rodin, ſich tief vor ihm verbeugend.

Als der Pater von Aigrigny den Kopf erhob, war er purpurroth vor Aerger und Scham; ungeachtet ſeiner Gewohnheit des paſſiven Gehorſams und unwandelbaren Ehrerbietung gegen den Willen des Ordens, empfand er doch einen bittern, einen heftigen Zorn, ſich ſo bariſch aus dem Beſitze geſetzt zu ſehen. Dieß war noch nicht Alles. Obwohl ſeit ſehr langer Zeit jedes galante Verhältniß zwiſchen ihm und Frau von Saint-Dizier aufgehört hatte, war dieſe für ihn deßwegen nicht minder eine Frau, und eine demüthigende Niederlage vor einer Frau erleiden, war ihm doppelt peinlich; denn trotz ſeines Eintrittes in den Orden, hatte er den Weltmann nicht völlig ausgezogen.

Noch mehr, die Prinzeſſin, anſtatt über dieſe plötzliche Verwandlung des Obern in einen Untergebenen, und des Untergebenen in einen Obern, bekümmert, aufgebracht zu ſeyn, blickte ſie Rodin mit einer Art von Neugier, vermiſcht mit Theilnahme, an. Als Frau, und als eine ſehr ehrſüchtige Frau, bemüht, ſich allen großen Einflüßen beizugeſellen, liebte die Prinzeſſin dieſe Arten von Contraſten; ſie fand es mit Recht ſonderbar und intereſſant, dieſen Mann, faſt in Lumpen, armſelig und von gemeiner Häßlichkeit, vor Kurzem noch der demüthigſte Untergebene, mit dem ganzen Gewichte der Intelligenz, die man ihm nothwendig zugeſtand, den Pater von Aigrigny beherrſchen zu ſehen, den großen Herrn durch ſeine Geburt, durch die Eleganz ſeiner Manieren, und erſt kürzlich noch ein ſo angeſehenes Mitglied ſeiner Geſellſchaft. Von dieſem Augenblicke an löſchte Rodin, als wichtige Perſon, den Pater von Aigrigny im Geiſte der Prinzeſſin völlig aus.

Nach der erſten Bewegung der Demüthigung, bot der hochwürdige Pater von Aigrigny, obgleich mit ſchwer verletztem Hochmuthe, ſeine ganze Eigenliebe dagegen auf, ſeine ganze Lebensart eines feingebildeten Mannes, die Höflichkeit gegen Rodin zu verdoppeln, der durch eine ſo plötzliche Glückswendung ſein Oberer geworden war. Aber der *Erſocius*, unfähig, dieſe zarten Aufmerkſamkeiten zu würdigen, oder vielmehr zu erkennen, ſetzte ſich in ſeiner neuen Stellung viereckig, brutal und gebieteriſch feſt, nicht durch eine Gegenwirkung verwundeten Stolzes, ſondern durch das Bewußtſeyn ſeines Werthes; eine lange Geſchäftsführung des

Paters von Aigrigny hatte ihm deſſen untergeordnete Fähigkeit dargethan.

„Sie haben die Feder weggeworfen,“ ſagte der Pater von Aigrigny zu Rodin mit der äußerſten Nachgiebigkeit, „als ich Ihnen dieſe Note nach Rom dictirte; möchten Sie die Güte haben, mich zu belehren; worin ich übel gethan habe.“

„Alſogleich,“ erwiederte Rodin mit ſeiner ſpitzigen und einſchneidenden Stimme; „während einer langen Zeit, obgleich dieſe Angelegenheit mir Ihre Kräfte zu überſteigen ſchien, hab' ich mich enthalten, und doch welche Fehler! welche arme Erfindung.“

„War der günſtige Erfolg ohne dieſes Kodizill nicht gewiß? Haben Sie nicht ſelbſt dazu beigetragen, zu dieſen Maßregeln, die Sie jetzt tadeln?“

„Sie geboten damals, und ich gehorchte; Sie waren übrigens auf dem Punkte des Gelingens, nicht durch die Mittel, deren Sie ſich bedient haben, ſondern trotz dieſer Mittel, einer empörenden Ungeſchicklichkeit und Rohheit.“

„Mein Herr! Sie ſind ſtreng,“ ſagte der Pater von Aigrigny.

„Ich bin gerecht. Bedarf es denn Wunder der Geſchicklichkeit, um Jemand in ein Zimmer einzuſchlieſſen, und dann die Thüre doppelt abzuſperren? He? Nun denn! Haben Sie etwas Anderes gethan? Nein, gewiß! Die Töchter des Generals Simon? in Leipzig in das Gefängniß geſetzt; in Paris in's Kloſter geſperrt; Adriane von Cardoville; eingeſchloſſen; Couche-tout-Nud? im Gefängniße. Djalma? ein Schlaftrunk. Ein einziges ſinnreiches Mittel, und tauſendmal ſicherer, weil es moraliſch und nicht materiell wirkte, iſt angewendet worden, um Herrn Hardy zu entfernen.

„Was Ihre übrigen Verfahrungsarten betrifft, gehen Sie doch! ſchlecht, unſicher, gefährlich. Warum? weil ſie gewaltſam waren, und weil man der Gewalt die Gewalt entgegenſetzt; das iſt dann nicht mehr ein Kampf von ſchlauen, gewandten, hartnäckigen Männern, im Finſtern ſehend, worin ſie immer wandeln, es iſt eine Balgerei zwiſchen Austrägern am hellen Tage.

„Wie? Wenn auch unaufhörlich wirkſam, müſſen wir vor Allem uns zurückziehen, verſchwinden, und Sie finden nichts Klügeres, als durch erbärmliche Mittel der Derbheit und des Lärmmachens, die Aufmerkſamkeit auf uns zu ziehen. Zu noch größerer Geheimhaltung iſt es die Wache, iſt es der Polizeicommiſſär, ſind es die Kerkermeiſter, die Sie zu Mitſchuldigen nehmen. Dieß erregt Erbarmen, mein Herr. Nur wegen eines günſtigen Erfolges konnte man Ihnen dieſe Armſeligkeiten verzeihen!! und dieſen Erfolg haben Sie nicht erreicht.“

„Mein Herr!“ erwiederte der Pater von Aigrigny, empfindlich verletzt; denn Frau von Saint-Dizier, welche eine Art von Bewunderung nicht verhehlen konnte, die ihr Rodin's klare und entſchiedene Sprache verurſachte, ſchaute ihren ehemaligen Geliebten mit einer Miene an, welche zu ſagen ſchien: er hat recht; „mein Herr, Sie ſind mehr als ſtreng in Ihrem Urtheile, und ungeachtet der Nachgiebigkeit, die ich Ihnen ſchulde, muß [illegible] Ihnen ſagen, daß ich nicht gewohnt bin . . .“

„Es giebt wohl noch andere Dinge, meiner Treu! die Sie nicht gewohnt ſind,“ entgegnete Rodin hart, den hochwürdigen Pater unterbrechend; „aber Sie werden ſich daran gewöhnen. Sie haben ſich bisher eine falſche Vorſtellung von Ihrem Werthe gemacht; es liegt in Ihnen ein alter Haudegen- und Weltmenſchſauerteig, der immer gährt, und Ihrem Verſtande die Kaltblütigkeit, die Helle, das Durchdringende raubt, welches er haben ſoll; Sie ſind ein guter Militär geweſen, munter und einnehmend; Sie ſind Kriegen nachgelaufen, Feſten, Vergnügungen, Frauen. Dieſe Dinge haben Sie zur Hälfte abgenützt. Sie werden nun nie etwas Anderes ſeyn, als ein Untergebener; Sie ſind gerichtet. Immer wird Ihnen jene Kraft fehlen, jene Zuſammendrängung des Geiſtes in Einen Mittelpunkt, der die Menſchen und die Ereigniſſe beherrſcht. Dieſe Kraft, dieſe Zuſammendrängung des Geiſtes in Einen Mittelpunkt, wenn ich ſie habe, und ich, ich habe ſie, wiſſen Sie warum? Weil ich einzig nur dem Dienſte der Geſellſchaft hingegeben, immer häßlich geweſen bin, unſauber und jungherrlich; ja, jungherrlich, meine ganze Mannheit iſt da.“

Indem Rodin dieſe Worte mit ſtolzem Cynismus ſprach, war er erſchreckend.

Die Prinzeſſin von Saint-Dizier fand ihn faſt ſchön ob ſeiner Kühnheit und Energie.

Der Pater von Aigrigny, welcher ſich von dieſem teufliſchen Weſen auf eine unüberwindliche, unerbittliche Weiſe beherrſcht fühlte, wollte eine letzte Anſtrengung der Empörung verſuchen, und rief aus: „Ei, mein Herr, dieſe Großſprechereien ſind keine Beweiſe von Kraft und Macht; am Werke wird man Sie erkennen.“

„Man wird mich daran erkennen,“ erwiederte Rodin kaltblütig, „und wiſſen Sie, an welchem Werke? (Rodin liebte dieſe fragende Formel beſonders); „an jenem, das Sie ſo feige aufgeben.“

„Was ſagen Sie?“ rief die Prinzeſſin von Saint-Dizier aus; denn der Pater von Aigrigny, verblüfft von Rodin's Kühnheit, fand kein Wort.

„Ich ſage,“ verſetzte Rodin langſam, „ich ſage, daß ich es auf mich nehme, die Angelegenheit der Erbſchaft Rennepont, welche Sie für hoffnungslos halten, gelingen zu machen.“

„Sie?“ rief der Pater von Aigrigny aus, „Sie?“

„Ich.“

„Aber man wird Ihr Verfahren entlarven.“

„Deſto beſſer; man wird genöthiget ſeyn, ein geſchickteres zu erfinden.“

„Aber man wird Ihnen mißtrauen.“

„Deſto beſſer; die ſchwierigen Erfolge ſind die ſicherſten.“

„Wie! Sie hoffen, Gabriel zu bewegen, ſeine Schenkung nicht zu widerrufen, die übrigens vielleicht an Geſetzwidrigkeit leidet?“

„Ich werde in die Kaſſen der Geſellſchaft die 212 Millionen bringen, um die man ſie prellen will. Iſt dieß klar?“

„Das iſt eben ſo klar als unmöglich.“

„Und ich ſage Ihnen, ich, daß dieß möglich iſt, und daß es möglich ſeyn muß, verſtehen Sie? Aber begreifen Sie denn nicht, Sie kurzſichtiger Geiſt,“ rief Rodin aus, ſich ſo ſehr ereifernd, daß ſein leichenhaftes Geſicht ſich leicht röthete, „begreifen Sie denn nicht, daß jetzt nicht mehr zu erwägen iſt: entweder werden die 212 Millionen unſer ſeyn, und dann wird dieß die geſicherte Wiederherſtellung unſers ſouveränen Einfluſſes in Frankreich ſeyn; denn, mit ſolchen Summen, bei der herrſchenden Feilheit, kauft man eine Regierung, und wenn ſie zu theuer oder ungefügig iſt, entflammt man den Bürgerkrieg, man ſtürzt ſie und ſtellt die Legitimität wieder her, welche nach Allem unſere wahre Mitte iſt, und, uns vor Allem, uns, Alles Preis geben wird.“

„Das iſt offenbar,“ ſagte die Prinzeſſin, vor Bewunderung die Hände faltend.

„Wenn dagegen,“ fuhr Rodin fort, „dieſe 212 Millionen in den Händen der Familie Rennepont bleiben, ſo iſt dieß unſer Ruin, unſer Untergang; dieß hieße einen Stamm erbitterter, unverſöhnlicher Feinde gründen. Haben Sie denn nicht die verfluchten Wünſche dieſes Rennepont hinſichtlich jener Aſſociation gehört, die er empfiehlt, und welche durch ein unerhörtes Mißgeſchick ſein verdammtes Geſchlecht auf eine wunderbare Weiſe verwirklichen kann?

„Aber denken Sie nur an die unermeßlichen Kräfte, die ſich dann um dieſe Millionen gruppiren würden; da iſt der Marſchall Simon, im Namen ſeiner Töchter handelnd, das heißt: der Mann des Volkes, zum Herzoge erhoben, ohne eitler zu werden, was ſeinen Einfluß auf die Maſſen ſichert; denn der militäriſche Geiſt und der eingefleiſchte Bonapartismus, repräſentiren noch, in den Augen des Volkes, die Ueberlieferung der Ehre und des Nationalruhmes. Dann iſt der François Hardy da, der freiſinnige, unabhängige, aufgeklärte Bürger, das Vorbild eines großen Manufakturers, ein Freund des Fortſchrittes und Wohlſtandes der Handwerker! Dann dieſer Gabriel, der gute Prieſter, wie ſie ſagen, der Apoſtel des urſprünglichen Evangeliums, der Repräſentant der Demokratie der Kirche, gegen die Ariſtokratie der Kirche, des armen Landpfarrers gegen den reichen Biſchof, das heißt, in ihrem Kauderwälſch, der Arbeiter im heiligen Weinberge gegen den müßigen Despoten, der geborne Verbreiter aller Ideen von Brüderſchaft, Emancipation und Fortſchritt; wie ſie gleichfalls ſagen, und dieß nicht im Namen einer revolutionären, mordbrenneriſchen Politik, ſondern im Namen Chriſti, im Namen einer Religion voll chriſtlicher Liebe, Liebe und Frieden, um zu reden, wie ſie reden.

„Dann kommt Adriane von Cardoville, das Vorbild von Eleganz, Anmuth, Schönheit, die Prieſterin aller ſinnlichen Empfindungen, welche ſie durch Verfeinern und Ausbilden göttlich zu verehren behauptet. Ich ſage Ihnen nichts von ihrem Geiſte, von ihrer Kühnheit; Sie kennen ſie nur zu gut. Daher kann uns nichts gefährlicher werden, als dieſes Geſchöpf, Patrizierin durch das Blut, mit einem Herzen für das Volk, Dichterin durch die Einbildungskraft.

„Endlich dieſer Prinz Djalma, ritterlich, kühn, zu Allem bereit, weil er von dem civiliſirten Leben nichts weiß; unverſöhnlich in ſeinem Haſſe, wie in ſeiner Zuneigung, ein ſchreckliches Werkzeug für denjenigen, der ſich ſeiner zu bedienen wiſſen wird.

„In dieſer abſcheulichen Familie iſt nur noch dieſer elende Couche-tout-Nud, welcher, iſolirt, keine Kraft hat, aber geläutert, wieder aufgerichtet, neu geboren durch die Berührung dieſer edelmüthigen, um ſich greifenden Naturen, wie ſie dieß nennen, einen bedeutenden Antheil an dem Einfluſſe dieſer Geſellſchaft, als Repräſentant des Handwerkers, haben kann.

„Glauben Sie nun, daß alle dieſe Leute da, ſchon erbittert gegen uns, weil, ſagen ſie, wir ſie berauben wollten, die abſcheulichen Rathſchläge dieſes Rennepont befolgen, und ſie werden ſie befolgen, ich ſtehe Ihnen gut dafür; glauben Sie, daß ſie, wenn ſie alle ihre Kräfte vereinigen, alle Wirkſamkeit, über die ſie im Beſitze dieſes ungeheuren Vermögens verfügen, das ſie

Macht verhundertfachen wird; glauben Sie, daß ſie, wenn ſie uns und unſern Grundſätzen einen erbitterten Krieg erklären, nicht die gefährlichſten Feinde ſeyn werden, die wir jemals gehabt haben? Aber ich ſage Ihnen, ich, daß die Geſellſchaft nie ernſtlicher bedroht geweſen ſey; ja, es iſt nun für ſie eine Frage um Leben oder Tod; es handelt ſich jetzt nicht mehr darum, ſich zu vertheidigen, ſondern anzugreifen, um zur Vernichtung dieſes verfluchten Geſchlechtes von Rennepont, und zum Beſitze dieſer Millionen zu gelangen."

Bei dieſer Schilderung, von Rodin mit einer fieberhaften, um ſo einflußreicheren Beſeelung vorgetragen, weil ſie ſeltener war, ſchauten ſich die Prinzeſſin und der Pater von Aigrigny beſtürzt an.

„Ich geſteh' es," ſagte der hochwürdige Pater zu Rodin, „ich hatte nicht an alle die gefährlichen Folgen dieſer von Herrn von Rennepont empfohlenen Aſſociation zum Guten gedacht; ich glaube, daß ſeine Erben wirklich, nach der Kenntniß, die wir von ihrem Character haben, ſich's werden ſehr angelegen ſeyn laſſen, dieſes Utopien zu verwirklichen. Die Gefahr iſt ſehr groß, ſehr drohend; aber, um ſie zu beſchwören, was thun?"

„Wie, mein Herr? Sie haben auf unwiſſende, heroiſche und exaltirte Naturen zu wirken, wie Djalma; auf ſinnliche und überſpannte, wie Adriane von Cardoville; auf naive und treuherzige, wie Roſe und Blanche Simon; auf loyale und freimüthige, wie François

Hardy; auf engelgleiche und reine, wie Gabriel; auf rohe und dumme, wie Couche-tout-Nud, und Sie fragen: Was thun?“

„Wahrhaftig, ich verſtehe Sie nicht,“ ſagte der Pater von Aigrigny.

„Ich glaub' es wohl, Ihr früheres Benehmen in allem dem, beweiſet es mir zur Genüge,“ erwiederte Rodin geringſchätzig; „Sie haben zu rohen materiellen Mitteln Ihre Zuflucht genommen, anſtatt auf edle, hochherzige, erhabene Leidenſchaften zu wirken, welche, eines Tages vereinigt, einen furchtbaren Bündel bilden werden; aber die, jetzt getheilt, iſolirt, allen Liſten, allen Verführungen, allen Verlockungen, allen Angriffen, Blöſſen bieten werden! Begreifen Sie endlich? Nein, noch nicht?“ Und Rodin zuckte die Achſeln. „Sagen Sie, ſtirbt man aus Verzweiflung?“

„Ja.“

Kann die Dankbarkeit glücklicher Liebe bis an die äuſſerſten Grenzen der wahnſinnigſten Hochherzigkeit gehen?“

„Ja.“

„Giebt es nicht ſo ſchreckliche Täuſchungen, daß der Selbſtmord die einzige Zuflucht gegen gräßliche Wirklichkeit iſt?“

„Ja.“

„Kann das Uebermaß ſinnlicher Genüſſe und in langſamem und wollüſtigen Todeskampfe in das Grab ſtürzen?“

„Ja.“

„Giebt es im Leben ſo entſetzliche Verhältniſſe, daß die weltlichſten, die feſteſten, oder die verruchteſten Charactere, ſich blindlings, gebrochen, vernichtet, in die Arme der Religion ſtürzen, und die größten Güter dieſer Welt für das Bußkleid, das Gebet und die Entrückung der Seele hingeben?“

„Ja.“

„Giebt es endlich nicht tauſend Umſtände, unter denen die Gegenwirkung der Leidenſchaften die außerordentlichſten Umgeſtaltungen, die traurigſten Entwicklungen ein Daſeyn des Mannes oder der Frau herbeiführen?“

„Ohne Zweifel.“

„Wohlan, wozu mich fragen: was thun? Und was würden Sie ſagen, wenn, zum Beiſpiele, die gefährlichſten Mitglieder dieſer Familie Rennepont vor drei Monaten kommen, und auf den Knien um die Gunſt bitten würden: in dieſe Geſellſchaft zu treten, die ſie verabſcheuen, und von der ſich Gabriel heute getrennt hat?“

„Eine ſolche Bekehrung iſt unmöglich,“ rief der Pater von Aigrigny aus.

„Unmöglich! Und was waren denn Sie vor fünfzehn Jahren, mein Herr?“ ſagte Rodin, „ein Weltmenſch, ein Gottloſer, ein Lüſtling, und Sie ſind zu uns gekommen, und Ihr Vermögen iſt das unſerige geworden. Wie! wir haben Fürſten, Könige, Päpſte gebändiget; wir haben in unſere Einheit herrliche Talente verſchlungen und ausgelöſcht, die, außerhalb uns, mit zu großer Helle leuchteten; wir haben faſt die beiden Welten beherrſcht; wir haben uns lebenskräftig, reich und furchtbar inmitten aller Arten von Haß und Aechtungen bis auf unſere Zeit erhalten, und wir ſollten eine Familie nicht bezwingen, die uns ſo gefährlich bedroht, und deren, unſerer Geſellſchaft entzogenes Vermögen, für uns eine Hauptnothwendigkeit iſt? Wie! wir ſollten nicht gewandt genug ſeyn, um dieſen Erfolg ohne ungeſchickte Gewaltthätigkeiten, ohne compromittirende Verbrechen zu erreichen? Sie kennen alſo nicht die unermeßlichen Hülfsmittel wechſelſeitiger oder theilweiſer Vernichtung, welche das Spiel geſchickt angefädelter, einander entgegengeſtellter, gehinderter, entfeſſelter, aufgeſtachelter menſchlicher Leidenſchaften darbieten kann, und vorzüglich wenn vielleicht mittelſt eines allmächtigen Bundesgenoſſen," fügte Rodin mit ſeltſamem Lächeln bei, „dieſe Leidenſchaften an Gluth und Heftigkeit ſich verdoppeln können."

„Und dieſer Bundesgenoß, wer iſt er?" fragte der Pater von Aigrigny, der, wie die Prinzeſſin von Saint-Dizier, dabei eine Art ſchreckengemiſchter Bewunderung fühlte.

„Ja," fuhr Rodin fort, ohne dem hochwürdigen Pater zu antworten, „denn dieſer furchtbare Bundesgenoß, wenn er uns zu Hülfe kommt, kann niederdonnernde Umgeſtaltungen herbeiführen, die Unbezähmbarſten kleinmüthig, die Gottloſeſten gläubig, grimmig, die Engelgleicheſten machen.“

„Aber dieſer Bundesgenoß,“ rief die Prinzeſſin aus, von einem dunklen Schrecken gepreßt, „dieſer ſo mächtige, ſo furchtbare Bundesgenoß, wer iſt er?“

„Wenn er endlich ankommt,“ nahm Rodin wieder das Wort, immer unempfindſam und erdfahl, „werden die Jüngſten, die Kräftigſten zu jeder Minute des Tages in Lebensgefahr ſchweben, in ſo bevorſtehender, wie ein Sterbender in ſeiner letzten Minute.“

„Aber dieſer Bundesgenoß,“ wiederholte der Pater von Aigrigny, immer erſchreckter; denn je mehr Rodin dieſes klägliche Gemälde verdüſterte, deſto leichenhafter wurde ſein Geſicht.

„Dieſer Bundesgenoß endlich wird wohl Bevölkerungen decimiren, in dem Leichentuche, das er hinter ſich nachſchleppt, eine ganze verfluchte Familie forttragen können; aber er wird gezwungen ſeyn, das Leben dieſes großen, unwandelbaren Körpers zu achten, den der Tod ſeiner Glieder niemals ſchwächt, weil ſein Geiſt, der Geiſt der Geſellſchaft Jeſu, unvergänglich iſt.“

„Nun! dieſer Bundesgenoß?“

„Wohlan! dieſer Bundesgenoß,“ verſetzte Rodin, „dieſer Bundesgenoß, der ſich nähert, ſich nähert mit langſamen Schritten, und deſſen ſchreckliches Kommen überall verbreitete, traurige Vorgefühle verkünden“

„Iſt . . .“

„Die Cholera.“

Bei dieſem von Rodin mit kurzer und ziſchender Stimme ausgeſprochenem Worte, erblaßten und ſchauderten die Prinzeſſin und der Pater von Aigrigny. Rodin's Blick war düſter, eiſig; man hätte ihn für ein Geſpenſt gehalten.

Während einiger Augenblicke herrſchte Grabesſtille im Saale.

Rodin unterbrach ſie zuerſt. Immer unempfindſam, wies er dem Pater von Aigrigny mit einer gebieteriſchen Geberde den Tiſch, an welchem einige Minuten früher er, Rodin, beſcheiden geſeſſen, und ſagte zu ihm mit kurzer Stimme:

„Schreiben Sie!!"

Der hochwürdige Pater ſchauderte Anfangs vor Beſtürzung, dann ſich erinnernd, daß er aus einem Oberen ein Untergebener geworden, ſtand er auf, verbeugte ſich vor Rodin, als er an ihm vorüberging, ſetzte ſich an den Tiſch, nahm die Feder, und ſagte, zu Rodin gewendet:

„Ich bin bereit."

Rodin dictirte, was folgt, und der hochwürdige Pater ſchrieb:

„Durch den Unverſtand des hochwürdigen Paters „von Aigrigny, iſt die Erbſchaftsangelegenheit von Rennepont heute ernſtlich bloßgeſtellt worden. „Die Verlaſſenſchaft belauft ſich auf 212 Millionen. Ungeachtet dieſer Niederlage, glaubt man ſich ausdrücklich verpflichten zu können, die Familie Rennepont außer

„Stand zu ſetzen, der Geſellſchaft zu ſchaden, und beſagter Geſellſchaft die 212 Millionen wieder erſtatten „zu laſſen, die ihr geſetzlich gehören. Man verlangt „nur die vollſtändigſten und umfaſſendſten Vollmachten."

Eine Viertelſtunde nach dieſem Auftritte, verließ Rodin das Hôtel Saint-Dizier, mit dem Elbogen ſeinen alten ſchmierigen Hut bürſtend, den er abzog, um einen Gruß des Portiers mit einer tiefen Verbeugung zu erwiedern.

Ende des fünften Theiles.

Der

ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Deutſch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Sechster Theil.

Augsburg, 1845.
v. Jeniſch und Stage'ſche Buchhandlung.

[illegible]

Der Beſchützer.

Erſtes Kapitel.

Der Unbekannte.

Die ſolgende Scene ereignete ſich am nächſten Tage nach dem Tage, an welchem der Pater von Aigrigny von Rodin auf eine ſo barſche Weiſe in die vor Kurzem vom Socius eingenommene ſubalterne Stellung war zurückgeworfen worden. Die Straße Clovis iſt, wie man weiß, einer der einſamſten Orte des Stadtviertels de la Montagne-Sainte-Geneviève, zur Zeit dieſer Erzählung beſtand das Haus mit der Nummer 4 in dieſer Straße aus einem Hauptgebäude mit einem anſtoſſenden finſtern Gange, der in einen kleinen düſtern Hof führte, in deſſen Hintergrunde ſich ein zweites auffallend elendes und verfallenes Gebäude erhob. Das Erdgeſchoß der Vorderſeite bildete eine halbunterirdiſche Boutique, worin man Kohlen, Holz in Bündeln, einige Gemüſe und Milch verkaufte. Es ſchlug neun Uhr Morgens; die Händlerin, Mutter Arſene genannt, eine alte Frau mit einem ſanften und kränklichen Geſichte, ein braunes Barchentkleid und ein rothes Tuch von

Rouenerſtoff auf dem Kopfe tragend, war auf die letzte Stufe der Treppe geſtiegen, die in ihre Höhle führte, und beendigte ihre Ausſtellung, darin beſtehend, daß ſie auf die eine Seite ihrer Thüre einen weißblechernen Milcheimer, und auf die andere einige Gebünde verwelkter Gemüſe neben gelbliche Kohlköpfe ſtellte; am Fuße der Treppe, im Halbſchatten dieſer Höhle ſah man den Wiederſtrahl der Kohlengluth eines kleinen Ofens leuchten. Dieſe dicht bei dem Gange liegende Boutique diente zur Portierloge, und die Gemüſehändlerin machte die Portierin.

Bald ſchwebte ein artiges kleines Geſchöpf, aus dem Hauſe tretend, leicht und hüpfend zur Mutter Arſene hinein. Dieſes junge Mädchen war Rose-Pompon, die vertraute Freundin der Bacchusfeſt-Königin. Rose-Pompon, momentan Wittwe, deren bacchiſcher aber achtungswerther Cicisbeo wie man weiß Nini-Moulin, dieſer orthodoxe Chicard, war, der mißlingenden Falles, nach dem Trinken in Jacques Dumoulin, den religiöſen Schriftſteller, ſich verwandelte, und ſo hurtig vom tollen Tanze zur ultramontanen Polemik, von der Sturmtulpe zu einem katholiſchen Pamphlete überging.

Rose-Pompon hatte ihr Bett in ſolcher Weiſe verlaſſen, daß ſie im Negligé ihrer frühen und bizarren Toilette erſchien; ohne Zweifel aus Mangel an einem andern Kopfputze, trug ſie auf ihren charmanten blonden, wohlgeglätteten und gekämmten Haaren, eine der koquetten Ausladertracht entnommene Soldatenmütze; es gab nichts Muthwilligeres, als dieſe Miene von ſiebenzehn Jahren, roſig, friſch, rund, glänzend beſeelt von zwei blauen, heitern und funkelnden Augen; **Rose-Pompon** hüllte ſich ſo dicht vom Halſe bis zu den Füſſen in ihren etwas abgetragenen, roth und grün gewürfelten ſchottiſchen Mantel, daß man eine verſchämte Anſicht errieth; ihre nackten Füſſe, ſo weiß, daß man nicht wußte, ob ſie Strümpfe hatte, oder nicht, ſtacken in kleinen Schuhen von rothem Marokin mit verſilberten Schnallen. Man konnte leicht bemerken, daß ihr Mantel einen Gegenſtand verbarg, den ſie in der Hand hielt.

„Guten Morgen, Mademoiſelle Rose-Pompon, —“ ſagte die Mutter Arſene mit artiger Miene — „Sie ſind heute früh auf, Sie haben alſo geſtern nicht getanzt?“

„Sprechen Sie mir nicht davon, Mutter Arſene; ich hatte nicht viel Luſt zum Tanze; die arme Cephyſe, die Bacchusfeſt-Königin, Schweſter der Mayeux, hat die ganze Nacht geweint; ſie kann ſich nicht darüber tröſten, daß ihr Geliebter im Gefängniſſe iſt!“

„Hören Sie, Mademoiſelle,“ ſagte die Gemüſehändlerin, „ich muß Ihnen hinſichtlich Ihrer Freundin Cephyſe etwas ſagen. Wird es Sie nicht verdrießen?“

„Kann mich etwas verdrießen?“ erwiederte Rose-Pompon, die Achſeln zuckend.

„Glauben Sie nicht, daß Herr Philemon bei ſeiner Rückkehr mich auszanken wird?“

„Sie auszanken? Warum?“

„Wegen ſeiner Wohnung, die Sie innehaben.“

„Ah, Mutter Arſene, im Gegentheile, hat Ihnen Philemon nicht geſagt, daß ich während ſeiner Abweſenheit die Beſitzerin ſeiner zwei Zimmer ſeyn ſollte, wie ich es ſeiner ſelbſt war?“

„Ich ſpreche nicht von Ihnen, Mademoiſelle, ſondern von Ihrer Freundin Cephyſe, die Sie auch in die Wohnung des Herrn Philemon mitgebracht haben.“

„Wohin wäre ſie gegangen, meine gute Mutter Arſene? Seitdem ihr Geliebter verhaftet wurde, hat ſie es nicht gewagt, zu ihr nach Hauſe zu gehen, weil ſie dort alle Arten von Friſten ſchuldig waren. Ihren Kummer gewahrend, ſagte ich zu ihr: „„Du kannſt immerhin bei Philemon wohnen. Nach ſeiner Rückkehr wollen wir ſehen, wo wir Dich anderswo unterbringen.“

„Ei, Mademoiſelle, wenn Sie mir verſichern, daß Herr Philemon nicht darüber böſe ſeyn wird, dann wohl.“

„Böſe, und worüber? Daß man ihm ſeine Einrichtung verdirbt? Seine Einrichtung iſt ſo hübſch! Geſtern hab' ich die letzte Taſſe zerbrochen, und da ſehen Sie nun, in welcher drolligen Sache ich jetzt Milch zu holen gezwungen bin.“ Und Rose-Pompon, laut auflachend, ſtreckte ihren hübſchen kleinen weißen Arm aus ihrem Mantel hervor, und ließ Mutter Arſene eines jener Champagnergläſer von coloſſaler Weite ſehen, die faſt eine Flaſche halten.

„Ah! mein Gott!“ ſagte die Gemüſehändlerin erſtaunt, „man ſollte meinen, es wäre eine Trompete von Kryſtall?"

„Das iſt das große Belehnungsglas Philemon's, womit man ihn geſchmückt hat, da er als Zweimaßnachenführer aufgenommen wurde," erwiederte **Rose-Pompon** ernſthaft.

„Zu ſagen, daß Sie Ihre Milch da hinein thun müſſen, beſchämt mich ganz," verſetzte die Mutter Arſene.

„Und ich erſt, wenn ich Jemanden auf der Treppe begegnete, dieſes Glas wie eine Wachskerze in der Hand haltend. Ich würde zu ſehr lachen, das letzte Stück aus Philemon's Bazar zerbrechen, und er mir ſeine Verwünſchung geben."

„Sie laufen nicht Gefahr, Jemanden zu begegnen; der Erſte iſt ſchon ausgegangen, und der Zweite ſteht erſt ſehr ſpät auf."

„Apropos, das Miethen betreffend," ſagte **Rose-Pompon**, „iſt kein Zimmer im zweiten Stockwerke zu vermiethen, hinten im Hofe? Ich denke daran für Cephyſen, wenn einmal Philemon zurückgekehrt ſeyn wird."

„Ja, es iſt ein ſchlechtes kleines Cabinet dort unter dem Dache, oberhalb der beiden Zimmer des guten alten Mannes, der ſo geheimnißvoll iſt," entgegnete die Mutter Arſene.

„Ah! ja, der Vater Charlemagne, wiſſen Sie ſonſt nichts von ihm zu erzählen?"

„Mein Gott, nein, Mademoiſelle, als daß er heute früh mit Tagesanbruch gekommen iſt; er hat an die

Fenſterläden geklopft. „„Haben Sie geſtern einen Brief für mich bekommen, meine liebe Frau?““ hat er zu mir geſagt (er iſt immer ſo artig, dieſer würdige Mann) „Nein, mein Herr,“ hab' ich ihm geantwortet. „„Gut, gut, dann laſſen Sie ſich nicht ſtören, meine liebe Frau, ich will wiederkommen.““ und er iſt fortgegangen.

„Schläft er alſo niemals im Hauſe?“

„Niemals. Wahrſcheinlich wohnt er anderswo; denn er bringt hier alle vier oder fünf Tage nur einige Stunden des Tages zu.“

„Und er kommt allein?“

„Immer allein.“

„Sind Sie deſſen gewiß? Läßt er nicht mitunter ein hübſches Frauenzimmer en minon-minette hereinſchlüpfen? Denn dann würde Philemon Ihnen aufſagen,“ ſagte Rose-Pompon mit einer poſſirlich verſchämten Miene.

„Herr Charlemagne!!! Ein Frauenzimmer, bei ihm? Ah! der arme liebe Mann,“ erwiederte die Gemüſehändlerin, die Hände zum Himmel erhebend; „wenn Sie ihn ſehen, mit ſeinem ſchmutzigen Hute, ſeinem alten Oberrocke, ſeinem geflickten Regenſchirme, und ſeinem einfältig guten Geſichte; er ſieht eher einem Heiligen gleich, als etwas Anderem.“

„Aber, Mutter Arſene, was kann er dann ſtundenlange in dieſem Neſte hinten im Hofe treiben, wo man kaum am hellen Mittage deutlich ſieht?“

„Dieß frag' ich mich ſelbſt, Mademoiſelle, was er dort treiben kann? Denn daß er nur kommt, um das Vergnügen zu haben, unter ſeinen Möbeln zu ſeyn, iſt nicht möglich; in Allem befinden ſich bei ihm: ein Gurtbett, ein Tiſch, ein Ofen, ein Stuhl, und ein alter Koffer."

„Das iſt im Werthe von Philemon's Einrichtung," ſagte Rose-Pompon.

„Wohlan! deſſenungeachtet, Mademoiſelle, fürchtet er eben ſo ſehr, man möchte zu ihm hineingehen, wie wenn wir Diebe wären, und er Möbel von maſſivem Golde hätte; er hat auf ſeine Koſten ein Sicherheitsſchloß vorlegen laſſen; niemals läßt er mir ſeinen Schlüſſel; auch heizt er lieber ſelbſt in ſeinem Ofen ein, als daß er irgend Jemand zu ſich hineinließe"

„Und Sie ſagen, daß er alt iſt?"

„Ja, Mademoiſelle, fünfzig bis ſechzig Jahre alt."

„Und häßlich?"

„Stellen Sie ſich zwei kleine Vipernaugen vor, mit einem Bohrer in ein ganz bleiches Geſicht, wie eines Todten, gebohrt, kurz ſo bleich, daß ſeine Lippen weiß ſind: ſo ſieht ſein Geſicht aus. Was ſeinen Character betrifft, ſo iſt der gute alte Mann ſo artig, er zieht ſo oft ſeinen Hut vor Einem ab, mit einer tiefen Verbeugung, daß er in Verlegenheit ſetzt."

„Aber ich komme immer darauf zurück," fuhr Rose-Pompon fort, „was er ganz allein in ſeinen zwei Zimmern treiben kann? Sei dem wie immer, wenn Cephyſe das Cabinet oberhalb nimmt, wenn Philemon zurückgekehrt ſeyn wird, werden wir uns damit unterhalten, etwas davon zu erfahren. Und wie theuer will man jenes Cabinet vermiethen?“

„Ei Mademoiſelle, es iſt in ſo ſchlechtem Zuſtande, daß der Eigenthümer es, glaub' ich, für 50 oder 55 Francs jährlich ablaſſen würde; denn es hat kaum ſo viel Platz, einen Ofen darin anzubringen, und wird nur von einer kleinen tabaksdoſengroßen Dachlucke erleuchtet.“

„Arme Cephyſe!“ ſagte Rose-Pompon ſeufzend und traurig den Kopf ſchüttelnd; „nach ſo vielen Ergötzungen und Geldverſchwendungen mit Jacques Rennepont, dort wohnen und ſich bequemen, von ihrer Arbeit zu leben! Dazu gehört Muth!“

„Je nun, von dieſem Cabinet iſt's weit bis zum vierſpännigen Wagen, worin Mademoiſelle Cephyſe Sie kürzlich mit allen jenen ſchönen Masken abgeholt hat, die ſo fröhlich waren; beſonders jener Dicke mit Silberpapierhelm, Federbuſch und Stülpſtiefeln. Welch' ein luſtiger Bruder!“

„Ja, Nini-Moulin; es giebt nicht ſeines Gleichen, um die verbotene Frucht zu tanzen. Man mußte ihn Cephyſen, der Bacchusfeſt-Königin, gegenüber ſehen. Arme Lacherin! Arme Lärmerin! Wenn ſie jetzt Lärm macht, ſo geſchieht's durch Weinen....“

„Ah! die Jugend! die Jugend!“ ſagte die Gemüſehändlerin.

„Hören Sie, Mutter Arſene, Sie ſind auch jung geweſen... Sie.“

„Meiner Treu, dieß iſt auch Alles, und die Wahrheit zu ſagen, ich habe mich immer beinahe ſo geſehen, wie Sie mich ſehen."

„Und die Liebhaber, Mutter Arſene?"

„Die Liebhaber? Ah, nun ja, erſtens war ich häßlich, und dann zu gut behütet."

„Ihre Mutter überwachte Sie alſo ſehr?"

„Nein, Mademoiſelle; aber ich war angeſpannt."

„Wie ſo angeſpannt?" rief **Rose-Pompon** erſtaunt, die Gemüſehändlerin unterbrechend.

„Ja, Mademoiſelle, mit meinem Bruder an ein Waſſerträgerfaß angeſpannt. Daher, ſehen Sie, wenn wir wie zwei wirkliche Pferde acht oder zehn Stunden lang täglich gezogen hatten, fühlte ich wenig Luſt, an ſolche luſtige Poſſen zu denken."

„Arme Mutter Arſene, welch' ein hartes Gewerbe!" ſagte **Rose-Pompon** mit Theilnahme.

„Beſonders im Winter, auf gefrorenem Boden, da war's am härteſten, ich und mein Bruder mußten uns wegen des Glatteiſes mit Eisnägeln beſchlagen laſſen."

„Und zudem ein Frauenzimmer dieſes Geſchäft da betreiben! das iſt herzzerreiſſend, und man verbietet, Hunde anzuſpannen! *)" fügte **Rose-Pompon** ſehr gefühlvoll hinzu.

---

*) Man weiß, daß wirklich Verordnungen voll rührender Theilnahme für das Geſchlecht der Hunde beſtehen, welche das Anſpannen der Hunde verbieten.

E. S.

„Ei, das iſt wahr,“ fuhr die Mutter Arſene fort, „die Thiere ſind bisweilen glücklicher, als die Leute; aber was wollen Sie? Man muß leben. Wo das Thier angeſpannt iſt, muß es ſein Futter bekommen; allein dieß war hart. Ich zog mir dadurch ein Lungenübel zu; das war nicht meine Schuld! Dieſe Art von Pferdgeſchirr, womit ich angeſpannt geweſen, ziehend, ſehen Sie, preßte mich, preßte meine Bruſt ſo ſehr, daß ich nicht athmen konnte. Daher hab' ich das Ziehen aufgegeben, und eine Boutique genommen. Damit will ich Ihnen ſagen, daß ich, hätte ich Gelegenheit und körperliche Vorzüge gehabt, wie ſo viele junge Leute geweſen wäre, welche anfingen mit Lachen, und aufhörten . . .“

„Gerade mit dem Gegentheile, das iſt wahr, Mutter Arſene; aber auch nicht Jedermann hätte den Muth, ſich anzuſpannen, um ordentlich zu bleiben. Dann ſpiegelt man ſich etwas vor; man denkt, daß man ſich unterhalten müſſe, ſo lange man jung und hübſch ſei, und dann, da man nicht immer ſiebenzehn Jahre alt iſt... wohlan! . . . hernach . . . hernach . . . das Ende der Welt oder man verheirathet ſich auch . . .“

„Sagen Sie, Mademoiſelle, ob es vielleicht nicht beſſer geweſen wäre, damit anzufangen.“

„Ja; aber man iſt zu dumm; man verſteht es nicht, die Männer durch Schmeicheleien anzulocken, oder ihnen Furcht einzujagen; man iſt einfältig, vertrauend, und ſie machen ſich über uns luſtig. Sehen Sie, Mutter

Arſene, ich wäre ein Beiſpiel, um die Natur beben zu machen, wenn ich wollte; aber es iſt genug, Kummer gehabt zu haben, ohne ſich noch damit zu ergötzen, Stoff zu Erinnerungen daraus zu machen."

„Wie ſo denn, Mademoiſelle. Sie, ſo jung, ſo munter, Sie haben Kummer gehabt?"

„Ah! Mutter Arſene, ich glaube wohl, mit fünfzehn und einem halben Jahre hab' ich angefangen, Thränen zu vergießen, die erſt mit ſechzehn Jahren verſiegt ſind. Dieß war ziemlich hübſch, hoff' ich?"

„Hat man Sie betrogen, Mademoiſelle?"

„Man hat mir's noch ärger gemacht, wie man es ſo vielen andern armen Mädchen gemacht hat, die, eben ſo wenig, als ich, Anfangs Luſt hatten, Böſes zu thun. Meine Geſchichte iſt nicht lang. Mein Vater und meine Mutter ſind Landleute aus der Gegend von Saint-Valery, aber ſo arm, ſo arm, daß ſie von uns fünf Kindern mich mit acht Jahren zu meiner Tante ſchicken mußten, welche hier in Paris Wirthſchafterin war.

„Die gute Frau hat mich aus chriſtlicher Liebe aufgenommen, und dieß war ſchön von ihr, denn ſie verdiente ſich nicht viel. Mit eilf Jahren ſchickte ſie mich zum Arbeiten in eine der Manufakturen der Vorſtadt Saint-Antoine. Nicht um den Fabrikherren Böſes nachzuſagen, aber es liegt ihnen nichts daran, daß die kleinen Mädchen und die kleinen Knaben mit jungen Mädchen und Jünglingen von achtzehn bis zwanzig Jahren, auch kunterbunt unter ſich, zuſammen ſind.

„Dann begreifen Sie wohl, es giebt darin, wie überall, ſchlechte Subjekte; ſie geniren ſich nicht in Wort und That, und ich frage Sie, was für ein Beiſpiel für die Kinder daraus hervorgeht, die mehr ſehen und hören, als ſie danach ausſehen. Nun, was wollen Sie? Man gewöhnt ſich, heranwachſend, täglich Dinge zu hören und zu ſehen, die ſpäterhin nicht mehr erröthen machen.“

„Das iſt wahr, wenigſtens, was Sie da ſagen, Mademoiſelle Rose-Pompon; arme Kinder! Wer kümmert ſich um ſie? Weder der Vater, noch die Mutter; ſie ſind bei ihrem Tagewerke.“

„Ja, ja, Mutter Arſene, es iſt ſchnell über ein junges Mädchen abgeſprochen, daß ſie ſchlecht geworden; das iſt ein dieß, das iſt ein das; wüßte man aber das Warum der Dinge, ſo würde man ſie eher beklagen, als tadeln. Kurz, um auf mich zurückzukommen, mit fünfzehn Jahren war ich ſehr hübſch. Eines Tages hatte ich bei dem erſten Commis der Fabrik mich zu beſchweren. Ich ſuche ihn in ſeinem Cabinete auf; er ſagt mir, daß er mein Recht mir gewähren, und ſogar mich beſchützen werde, wenn ich ihn hören wolle, und beginnt damit, mich umarmen zu wollen. Ich wehre mich. Dann ſagt er zu mir: „„Du ſchlägſt mich aus, Du wirſt keine Arbeit mehr bekommen; ich entlaſſe Dich aus der Fabrik.““

„Oh! der ſchlechte Menſch,“ ſagte die Mutter Arſene.

„Ich gehe ganz in Thränen nach Hauſe; meine arme Tante ermuthiget mich, nicht nachzugeben, und anderswo Unterkunft zu ſuchen. Ja, aber unmöglich; die Fabriken waren überfüllt. Nie kommt ein Unglück allein; meine Tante wird krank; kein Sou im Hauſe; ich raſſe meinen ganzen Muth zuſammen; ich kehre in die Fabrik zurück, den Commis zu bitten. Ich richtete nichts aus. „„Deſto ſchlimmer für Dich,““ ſagte er zu mir; „„Du ſtoſſeſt Dein Glück von Dir; denn wenn Du hätteſt artig ſeyn wollen, würde ich Dich vielleicht ſpäterhin geheirathet haben.““ Was ſoll ich Ihnen ſagen, Mutter Arſene? Das Elend war da; ich hatte keine Arbeit; meine Tante war krank; der Commis ſagte, daß er mich heirathen würde. Ich hab' es gemacht, wie ſo viele Andere.“

„Und als Sie ihn ſpäter um das Heirathen angingen?“

„Er hat mir in's Geſicht gelacht, wohlverſtanden, und nach ſechs Monaten hat er mich da ſitzen laſſen. Dann hab' ich ſo ſehr alle Thränen meines Leibes geweint, daß mir keine mehr übrig blieb. Ich verfiel in eine Krankheit, und zuletzt dann, wie man ſich über Alles tröſtet, hab' ich mich getröſtet, nach und nach, ich lernte Philemon kennen. An ſeiner Perſon räch' ich mich an den Andern. Ich bin ſein Tyrann,“ fügte Rose-Pompon mit tragiſcher Miene bei, und man ſah die Traurigkeitswolke entſchweben, welche ihr hübſches Geſicht, während ſie der Mutter Arſene erzählte, umdüſtert hatte.

„Es iſt doch wahr,“ ſagte Mutter Arſene nachdenkend. „Man betrügt ein armes Mädchen; wer beſchützt ſie? Wer vertheidigt ſie? Ah, ja, ſehr oft kommt das Böſe, welches man thut, nicht von Ihnen, und . . .“

„Sieh da! Nini-Moulin?“ rief Rose-Pompon aus, die Gemüſehändlerin unterbrechend, und auf die andere Seite der Straße ſchauend, „der iſt früh auf! Was kann er mir wollen?“ — Und Rose-Pompon hüllte ſich immer züchtiger in ihren Mantel. Wirklich näherte ſich Jacques Dumoulin, den Hut auf dem Ohre, mit kupferiger Naſe und leuchtendem Auge; er trug einen Paletot-Sak, der die Rundheit ſeines Wanſtes heraushob; ſeine zwei Hände, von denen die Eine einen dicken Stock gewehrartig hielt, waren in die weiten Taſchen dieſer Kleidung geſteckt. Im Augenblicke; wo er über die Schwelle der Boutique trat, ohne Zweifel, um die Portierin zu befragen, gewahrte er Rose-Pompon.

„Wie! meine Mündel ſchon aufgeſtanden! Das macht ſich ſauber! Ich kam, um ſie bei dem Anbruche der Morgenröthe zu ſegnen!“ Und Nini-Moulin ging mit offenen Armen auf Rose-Pompon zu, die einen Schritt zurücktrat.

„Wie! undankbares Kind,“ — fuhr der religiöſe Schriftſteller fort, — „Sie weiſen meine frühmorgendliche und väterliche Umarmung ab?“

„Ich nehme nur von Philemon väterliche Umarmungen an. Ich habe heute einen Brief von ihm bekommen mit einem kleinen Faſſe eingemachter Trauben, zwei Gänſen, einem Kruge Familienratafia, und einem Aale. He! ein lächerliches Geſchenk! Ich habe den Ratafia behalten, und das Uebrige für zwei Liebſchaften lebendiger Tauben vertauſcht, die ich in Philemon's Cabinete unterbrachte, das mir ein recht hübſches kleines Taubenhaus abgiebt. Zudem kommt mein Gemahl mit 700 Franks an, die er von ſeiner achtungswürdigen Familie unter dem Vorwande verlangt hat, die Baßgeige, das Klapphorn und das Sprachrohr zu lernen, um in Geſellſchaft verführeriſch zu ſeyn, und eine Heirath zu finden, eine Kniffheirath, wie Sie ſagen, gutes Subjekt."

„Wohlan, meine geliebte Mündel, wir werden den Familienratafia koſten, und inzwiſchen Philemon und deſſen 700 Franks feiern können." — Alſo ſprechend, klopfte Nini-Moulin auf die Taſchen ſeiner Weſte, welche einen Metallklang von ſich gaben, und fügte bei: „Ich kam, um Ihnen vorzuſchlagen, mein Leben heute, und auch morgen, und ſogar übermorgen zu verſchönern, wenn Sie Luſt dazu haben."

„Wenn es anſtändige und väterliche Unterhaltungen ſind, ſagt mein Herz nicht nein."

„Seyen Sie ruhig, ich werde für Sie ein Großvater, ein Urgroßvater, ein Familienportrait ſeyn. Hören Sie, Spaziergang, Diné, Theater, coſtümirter Ball, und dann Soupé; ſind Sie damit verſtanden?"

„Unter der Bedingung, daß dieſe arme Cephyſe dabei ſeyn wird. Dieß wird ſie zerſtreuen.“

„Es gilt für Cephyſe.“

„Ah! Sie haben alſo eine Erbſchaft gemacht, dicker, luſtiger Bruder?“

„Mehr als dieß, o roſigſte von allen Roses-Pompons. Ich bin Redacteur-en-Chef eines religiöſen Journals, und da man in dieſer reſpektablen Boutique Haltung bedarf, begehr' ich alle Monate ein Monat voraus, und drei Tage frei; unter dieſer Bedingung willige ich ein, ſieben und zwanzig Tage lang unter dreißig den Heiligen zu ſpielen, und immer ernſt und umbringeriſch zu ſeyn, wie dieſes Journal.“

„Ein Journal, Sie? Das wird ein drolliges ſeyn, und ganz allein auf den Tiſchen der Cafés verbotene Tänze tanzen.“

„Ja, es wird drollig ſeyn, aber nicht für Jedermann! Es ſind lauter wohlhabende Sacriſtane, welche die Koſten beſtreiten; ſie werden das Geld nicht achten, wenn nur das Journal beißt, zerreißt, brennt, zerſtoßt, vertilgt und meuchelt. Mein Ehrenwort! ich werde nie raſender geweſen ſeyn,“ fügte Nini-Moulin bei, laut auflachend; „ich werde die ganz friſchen Wunden mit meines Giftes erſtem Abhube, oder mit meiner ſtarkmouſſirenden Galle begießen!!!“

Und zum Beſchluſſe ſeiner Rede ahmte Nini-Moulin das Geräuſch nach, welches der ſpringende Pfropf einer Champagnerweinflaſche verurſacht. Darüber mußte Rose-Pompon viel lachen.

„Und wie wird Ihr Sacriſtanjournal heißen?“ fuhr ſie fort.

„Es heißt die Nächſtenliebe.“

„So iſt's recht! Das iſt ein hübſcher Name!“

„Warten Sie, es hat auch einen zweiten.“

„Laſſen Sie den zweiten hören.“

„Die Nächſtenliebe, oder der Vertilger der Ungläubigen, der Gleichgültigen, der Lauen und Anderer, mit dem Sinnſpruche des großen Boſſuet: „„Jene, die nicht mit uns ſind, ſind gegen uns.““

„Das iſt's, was auch Philemon immer ſagt, wenn er in ſeinen Bataillen in der Chaumière mit dem Stocke dreinſchlägt.“

„Dieß beweiſet, daß das Genie des Adlers von Meaux univerſell iſt. Ich tadle nur das Einzige an ihm, daß er auf Molière eiferſüchtig geweſen iſt.

„Bah! Schauſpielereiferſucht,“ erwiederte **Rose-Pompon.**

„Boshafte,“ fuhr **Nini-Moulin** fort, ihr mit dem Finger drohend.

„Ah! Sie wollen alſo Frau von Sainte-Colombe vertilgen, denn ſie iſt ein wenig lau. Und Ihre Ehe?“

„Mein Journal nützt ihr im Gegentheile. Bedenken Sie nur, Redacteur-en-Chef. Das iſt eine ſuperbe Stellung; die Sacriſtane loben, drängen, ſtützen, ſegnen mich. Ich bekomme die Sainte-Colombe in meine Klauen, und dann ein Leben ein Götterleben.“

In dieſem Augenblicke trat ein Briefträger in die Boutique, und gab der Gemüſehändlerin einen Brief mit den Worten:

„Für Herrn Charlemagne, franco nichts zu bezahlen.“

„Hören Sie,“ ſagte Rose-Pompon, „der gehört dem kleinen, ſo geheimnißvollen Alten, der außerordentliche Gänge hat. Kommt er weit her?“

„Das glaub' ich; der kommt aus Italien, von Rom,“ verſetzte Nini-Moulin, ſeinerſeits den Brief anſchauend, welchen die Gemüſehändlerin in der Hand hielt.

„Ah,“ ſetzte er hinzu, „wer iſt denn dieſer erſtaunliche kleine Alte, von dem Sie ſprechen?“

„Stellen Sie ſich, mein dicker luſtiger Bruder,“ erwiederte Rose-Pompon, „einen guten alten Mann vor, der zwei Zimmer hinten im Hofe hat; er ſchläft nie darin, und er kommt von Zeit zu Zeit, um ſich ſtundenlange dort einzuſchließen, ohne Jemand zu ſich hinauf zu laſſen, und ohne daß man weiß, was er daſelbſt treibt.“

„Das iſt ein Verſchwörer oder ein Falſchmünzer,“ ſagte Nini-Moulin lachend.

„Armer lieber Mann,“ äußerte die Mutter Arſene, „wo wäre denn ſein falſches Geld? Er bezahlt mich immer in dicken Sous für das Stück Brod und den ſchwarzen Rettig, was ich ihm zum Frühſtücke liefere, wenn er frühſtückt.“

„Und wie heißt dieſer geheimnißvolle Hinfällige?“ fragte Dumoulin.

„Herr Charlemagne,“ antwortete die Gemüſehändlerin. „Doch, halt, wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt.“

„Wo rennt er denn, dieſer Wolf?“

„Sehen Sie, dieſen kleinen Alten da unten, das Haus entlang; er geht mit ſchiefem Halſe dahin, mit ſeinem Regenſchirme unter dem Arme.

„Herr Rodin!“ rief Nini-Moulin aus, und raſch zurückfahrend, ging er eilig drei Stufen über die Treppe hinab, um nicht geſehen zu werden. Dann fügte er bei: „Und Sie ſagen, dieſer Mann heiße —“

„Herr Charlemagne. Kennen Sie ihn?“ fragte die Gemüſehändlerin.

„Was Teufel will er denn hier treiben, unter einem falſchen Namen?“ ſagte Jacques Dumoulin, leiſe zu ſich ſelbſt ſprechend.

„Sie kennen ihn alſo?“ wiederholte Rose-Pompon mit Ungeduld. „Sie ſind ja ganz beſtürzt.“

„Und dieſer Herr hat als Abſteigquartier zwei Zimmer in dieſem Hauſe? Und er kömmt geheimnißvoll hin?“ fragte Jacques Dumoulin immer erſtaunter.

„Ja,“ erwiederte Rose-Pompon, „man ſieht ſeine Fenſter von Philemon's Taubenſchlage aus.“

„Schnell! ſchnell! Gehen wir durch den Gang, damit er mir nicht begegne,“ ſagte Dumoulin.

Und ohne von Rodin bemerkt worden zu ſeyn, trat er von der Boutique in den Gang, und ſtieg vom Gange aus die Treppe hinauf, welche zur Wohnung der Rose-Pompon führte.

„Guten Morgen, Herr Charlemagne,“ ſagte die Mutter Arſene zu Rodin, der ſich nun der Thürſchwelle näherte, „Sie kommen zweimal an einem Tage, das iſt recht, [illegible] Sie machen ſich hübſch ſelten.“

„Sie ſind zu gütig, meine liebe Frau,“ ſagte Rodin mit einer ſehr höflichen Verbeugung. Und er trat in die Boutique der Gemüſehändlerin.

Zweites Kapitel.

Das Verſteck.

Rodin's Phyſiognomie, als er bei der Mutter Arſene eingetreten war, drückte die harmloſeſte Einfalt aus; er ſtützte ſeine beiden Hände auf den Griff ſeines Regenſchirmes, und ſagte: „Ich bedauere ſehr, meine liebe Frau, Sie dieſen Morgen ſo gar früh geweckt zu haben.“

„Sie kommen ohnehin ſelten genug, mein würdiger Herr, als daß ich Ihnen Vorwürfe machen könnte.“

„Was wollen Sie, liebe Frau; ich wohne auf dem Lande, und kann nur von Zeit zu Zeit in dieſes Abſteigquartier kommen, um meine kleinen Angelegenheiten zu beſorgen.“

„Was dieſe betrifft, mein Herr, ſo iſt der Brief, den Sie geſtern erwarteten, dieſen Morgen angekommen; er iſt dick und kommt weit her. Da iſt er,“ ſagte die Gemüſehändlerin, ihn aus ihrer Taſche ziehend, „er hat kein Porto gekoſtet.“

„Ich danke, meine liebe Frau,“ erwiederte Robin, indem er den Brief mit anſcheinender Gleichgültigkeit nahm, und in die Seitentaſche ſeines Oberrockes ſteckte, den er ſodann wieder ſorgfältig zuknöpfte.

„Gehen Sie in Ihre Wohnung hinauf, mein Herr?“

„Ja, meine liebe Frau.“

„Dann will ich mit Ihren kleinen Mundvorräthen mich beſchäftigen,“ verſetzte die Mutter Arſene. „Immer wie gewöhnlich, mein würdiger Herr?“

„Immer wie gewöhnlich.“

„Ich werde in einem Augenblicke fertig ſeyn.“ Alſo ſprechend, nahm die Gemüſehändlerin einen alten Korb; nachdem ſie einige Lohkuchen zum Verbrennen, ein kleines Bündelchen Reiſer, einige Stücke Kohlen hineingelegt hatte, bedeckte ſie dieſe Brennſtoffe mit einem Kohlblatte; dann in den Hintergrund ihrer Boutique gehend, zog ſie aus einer Truhe einen dicken Laib Brod, ſchnitt ein Stück davon ab, und wählte hierauf mit einer Kennermiene einen prächtigen ſchwarzen Rettig aus mehreren ſolchen Wurzelgewächſen, machte zwei Hälften daraus, und ein Loch, das ſie mit grobem grauen Salze füllte, paßte dann die beiden Stücke wieder aufeinander, und legte ſie ſorgfältig zu dem Brode auf das Kohlblatt, welches das Brennbare von dem Eßbaren ſchied. Endlich aus ihrem Ofen einige glühende Kohlen nehmend, legte ſie dieſelben in einen kleinen mit Aſche gefüllten Holzſchuh, und auch dieſen in den Korb. Als ſie dann auf die letzte Stufe ihrer Treppe trat, ſagte die Mutter Arſene zu Rodin: „Hier iſt Ihr Korb, mein Herr!“

„Tauſend Dank, liebe Frau,“ antwortete Rodin, und die Hand in ſeine Hoſentaſche ſteckend, zog er acht Sous daraus hervor, die er einem nach dem andern der Gemüſehändlerin gab, indem er, den Korb forttragend, zu ihr ſagte: „Sobald ich wieder herunterkomme, werde ich Ihnen, wie gewöhnlich, den Korb zurückgeben.“

„Zu Ihren Dienſten, mein wackerer Herr, zu Ihren Dienſten,“ entgegnete die Mutter Arſene.

Rodin nahm ſeinen Regenſchirm unter den linken Arm, hob mit der rechten Hand den Korb der Gemüſehändlerin auf, trat in den finſtern Gang, durchſchritt einen kleinen Hof, und ging mit leichtem Schritte in das zweite Stockwerk eines ſehr verfallenen Hintergebäudes hinauf; dort angekommen, zog er einen Schlüſſel aus ſeiner Taſche, und öffnete eine erſte Thüre, die er dann hinter ſich ſorgfältig verſchloß. Das erſte der beiden Zimmer, die er inne hatte, war völlig ausgeräumt; das zweite betreffend, könnte man ſich kein Verſteck von einem traurigeren und armſeligeren Anblicke denken. Eine ſo verſchobene, verwitterte, zerriſſene Papiertapete, daß man ihre urſprüngliche Farbe nicht erkennen konnte, bedeckte die Wände; ein wackeliges Gurtbett, mit einer ſchlechten Matratze und einer von Würmern zerfreſſenen wollenen Decke verſehen, ein Tabouret, ein kleiner Tiſch von wurmſtichigem Holze, ein Ofen von graulichem Fayence, ſo rißig, wie japaniſches Porcellan, ein alter Koffer mit Vorhängſchloß unter dem Bette, dieß war die Einrichtung dieſer verfallenen Spelunke. Ein ſchmales Fenſter mit ſchmutzigen Scheiben erleuchtete kaum dieſe Kammer, welche der Luft und des Tageslichtes durch die Höhe des auf die Straße gehenden Gebäudes faſt beraubt war; zwei alte, durch Stecknadeln aneinander befeſtigte Tabakstaſchentücher, die nach Belieben auf einem vor dem Fenſter ausgeſpannten Bindfaden gleiten konnten, dienten als Vorhänge; endlich der getrennte, gebrochene Boden der den Mörtel ſeiner Unterlage ſehen ließ, zeugte von der äuſſerſten Sorgloſigkeit des Miethmannes dieſer Behauſung. Nach dem Verſchluſſe der Thüre, warf Rodin ſeinen Hut und ſeinen Regenſchirm auf das Gurtbett, ſtellte ſeinen Korb auf den Boden, nahm den ſchwarzen Rettig und das Brod heraus, welches er auf den Tiſch legte, dann, vor den Ofen hinknieend, ſchob er die Brennſtoffe hinein, und zündete ſie an, mit mächtiger und kräftiger Lunge auf die im Holzſchuhe mitgebrachte Kohlengluth blaſend. Als, nach herkömmlichem Ausdrucke, ſein Ofen zog, breitete Rodin die beiden Tabakstaſchentücher, die ihm als Vorhänge dienten, über ihren Bindfaden; dann, in der Meinung, vor allen Augen wohl verborgen zu ſeyn, zog er aus der Seitentaſche ſeines Oberrockes den Brief, welchen die Mutter Arſene ihm zugeſtellt hatte. Mit dieſer Bewegung brachte er mehrere Papiere und verſchiedene Gegenſtände hervor; eines dieſer Papiere, ſchmierig und zerknittert, als ein kleines Päckchen zuſammengelegt, fiel auf den Tiſch und öffnete ſich; es verſchloß ein Kreuz der Ehrenlegion in zeitgeſchwärztem Silber; das rothe Band dieſes Kreuzes hatte faſt ſeine urſprüngliche Farbe verloren. Bei dem Anblicke dieſes Kreuzes, das er mit der Medaille, welche Faringhea dem Djalma geraubt, wieder in ſeine Taſche ſteckte, zuckte Rodin die Achſeln mit einer verachtenden und ſardoniſchen Miene lächelnd; dann zog er ſeine dicke ſilberne Uhr, und legte ſie auf den Tiſch neben den Brief aus Rom. Er betrachtete dieſen Brief mit einem ſonderbaren Gemiſche von Mißtrauen und Hoffnung, von Furcht und ungeduldiger Neugier. Nach kurzem Nachſinnen ſchickte er ſich an, dieſen Umſchlag zu entſiegeln; aber er warf ihn raſch auf den Tiſch, wie wenn er, aus ſonderbarer Laune, die Angſt einer eben ſo ſtechenden, eben ſo aufſtachelnden Ungewißheit, wie die Gemüthsaufregung des Spieles um einige Augenblicke hätte verzögern wollen. Auf ſeine Uhr ſchauend, beſchloß Rodin, den Brief erſt dann zu öffnen, wenn der Zeiger auf halb zehn Uhr ſtehen würde; dazu fehlten noch ſieben Minuten. Aus einer jener kindiſchen Fataliſten-Bizarrerien, von denen ſehr große Geiſter nicht frei geblieben ſind, dachte ſich Rodin: „Ich brenne vor Verlangen, dieſen Brief zu öffnen. Wenn ich ihn erſt um halb zehn Uhr öffne, werden die Nachrichten, die er mir bringt, günſtig ſeyn.“ Um dieſe Minuten zu verwenden, machte Rodin einige Schritte in ſeinem Zimmer, und blieb, ſo zu ſagen in bewundernder Betrachtung, vor zwei alten gelblichen, vom Zahne der Zeit benagten, mit zwei verroſteten Nägeln an die Mauer befeſtigten Bildern ſtehen. Der erſte dieſer Kunſtgegenſtände, der einzigen Verzierungen, womit Rodin jemals dieſe Spelunke geſchmückt hatte, war eines von jenen grob gezeichneten, roth, gelb, grün und blau illuminirten Bildern, wie man ſie auf Jahrmärkten verkauft; eine italieniſche Inſchrift verkündete, daß dieſes Bild in Rom gemacht worden ſey. Es ſtellte eine mit Lumpen bedeckte Frau vor, einen Querſack tragend, und auf ihren Knien ein kleines Kind; eine gräßliche Wahrſagerin hielt in ihren Händen die Hand des kleinen Kindes, und ſchien die Zukunft darin zu leſen; denn dieſe Worte gingen in großen blauen Buchſtaben aus ihrem Munde: „Sarà Papa" (er wird Papſt werden). Der zweite von dieſen Kunſtgegenſtänden, welche Rodin die tiefen Betrachtungen einzuflößen ſchienen, war ein vortrefflicher Kupferſtich, deſſen köſtliche Ausführung, die eben ſo kühne als correcte Zeichnung, mit der plumpen Illuminirung des andern Bildes ſonderbar contraſtirten. Dieſer ſeltene und prächtige Kupferſtich, von Rodin mit ſechs Louisd'or bezahlt (enormer Luxus) ſtellte einen jungen in Lumpen gekleideten Knaben vor. Die Häßlichkeit ſeiner Züge war durch den geiſtvollen Ausdruck ſeiner kräftig charakteriſirten Phyſiognomie ausgeglichen; auf einem Steine ſitzend, da und dort von einer Schweinherde umgeben, die er hütete, ließ er ſein ganzes Geſicht ſehen, mit dem Elbogen auf ſein Knie gelehnt, und ſein Kinn auf die flache Hand ſtützend. Die denkende, nachſinnende Stellung dieſes, wie ein Bettler gekleideten Jungen; das Gewaltige ſeiner breiten Stirne, die Feinheit ſeines durchdringenden Blickes, die Feſtigkeit ſeines liſtigen Mundes, ſchienen eine unbändige Entſchloſſenheit, vereint mit überlegener Intelligenz und verſchmitzter Gewandtheit zu offenbaren. Unter dieſer Geſtalt umkreiſeten die päpſtlichen Attribute ein Medaillon, in deſſen Mitte man den Kopf eines Greiſes erblickte, deſſen ſtark ausgeprägte Züge, ungeachtet ihres Alters, auf eine auffallende Weiſe an die Züge des jungen Schweinhirten erinnerten. Dieſer Kupferſtich hatte übrigens die Aufſchrift: „Die Jugend von Sixtus V.“ *) und das illuminirte Bild „die Wahrſagung.“

Durch immer näheres Betrachten dieſer Bilder, mit einem immer eifrigen und fragenderen Blicke, wie wenn er von dieſen Bildern Eingebungen oder Hoffnungen verlangt hätte, hatte ſich ihnen Rodin ſo ſehr genähert, daß er ſich, fortwährend ſtehend, und den rechten Arm hinter ſeinem Kopfe krümmend, ſo zu ſagen an die Mauer ſtützte und lehnte, während er, ſeine linke Hand in der Taſche ſeines ſchwarzen Beinkleides verſteckend, ſo die Schöſſe ſeines alten, olivengrünen Oberrockes zurückſchlug. Mehrere Minuten lang blieb er in dieſer

---

*) Nach der Tradition wäre der Mutter von Sixtus V. geweiſſagt worden, daß er Papſt würde, und er ſoll in ſeiner früheſten Jugend Schweinhirt geweſen ſeyn.

C. S.

nachdenkenden Stellung. Rodin kam, wie geſagt, ſelten in dieſe Wohnung; nach den Regeln ſeines Ordens hatte er bisher immer bei dem Pater von Aigrigny gewohnt, deſſen Ueberwachung ihm ſpeciell anvertraut war; kein Mitglied der Congregation, vorzüglich in der ſubalternen Stellung, worin Rodin ſich bisher befunden, durfte ſich weder in ſeiner Wohnung einſchließen, noch auch einen verſchließbaren Schrank beſitzen; auf dieſe Art hinderte nichts die Ausübung einer wechſelſeitigen fortwährenden Spionerie, eines der mächtigſten, von der Geſellſchaft Jeſu angewendeten Mittel der Wirkſamkeit und Unterjochung. In Folge verſchiedener, ihn ganz perſönlich berührender Combinationen, die jedoch in einigen Beziehungen mit den allgemeinen Intereſſen ſeines Ordens zuſammenhingen, hatte Rodin wider Wiſſen Aller dieſes Abſteigquartier in der Straße Clovis gemiethet. Von dem Winkel dieſes unbekannten Verſteckes aus, correſpondirte der Socius unmittelbar mit den vornehmſten und einflußreichſten Perſonen des heiligen Collegiums. Man erinnert ſich vielleicht, daß im Beginne dieſer Geſchichte, da Rodin nach Rom ſchrieb, daß der Pater von Aigrigny, nach Empfang des Befehles, Frankreich zu verlaſſen, ohne ſeine ſterbende Mutter zu ſehen, abzureiſen unſchlüſſig geweſen ſei; man erinnert ſich, ſagen wir, daß Rodin in Form eines **post-scriptum**, unten am Briefe der dem Ordensgenerale die Unſchlüſſigkeit des Paters von Aigrigny verrieth, beigefügt: „Sagen Sie dem Cardinal-

Prinzen, daß er auf mich zählen kann, daß er aber auch ſeinerſeits mir thätig diene.“

Dieſe vertrauliche Correſpondenzart mit dem mächtigſten Würdenträger des Ordens; der faſt gönnerhafte Ton der Empfehlung, den Rodin an einem Cardinal-Prinzen richtete, bewies hinlänglich, daß der Socius, ungeachtet ſeiner anſcheinend untergeordneten Stellung, zu jener Zeit, für einen ſehr wichtigen Mann von mehreren Kirchenfürſten und andern Würdenträgern gehalten wurde, die an ihn, unter einem falſchen Namen, übrigens mit gewohnter Vorſicht und Beſonnenheit, chiffrirte Briefe nach Paris ſchrieben.

Nach mehrern, in betrachtendem Sinnen vor dem Porträte Sixtus V. verfloſſenen Augenblicken, kehrte Rodin langſam an ſeinen Tiſch zurück, auf welchem jener Brief lag, deſſen Oeffnen er aus einer Art abergläubiſchen Verzögerns, ungeachtet ſeiner lebhaften Neugier, verſchoben hatte. Da es noch einiger Minuten bedurfte, damit der Zeiger ſeiner Uhr auf halb zehn Uhr ſtand, traf Rodin, um keine Zeit zu verlieren, methodiſch die Vorbereitungen zu ſeinem frugalen Frühſtücke; er legte auf den Tiſch, neben einen mit Federn beſteckten Schreibezeug, das Brod und den ſchwarzen Rettig; dann ſetzte er ſich auf ſein Tabouret, und hatte, ſo zu ſagen, den Ofen zwiſchen ſeinen Beinen, zog aus ſeiner Hoſentaſche ein Meſſer mit einem Hornhefte, deſſen ſpitzige Klinge zu drei Viertheilen abgenützt war, ſchnitt abwechſelnd ein Stück Brod und ein Stück Rettig ab, und begann ſein frugales Mahl mit einem tüchtigen Appetite, mit ſtarrem Blicke auf ſeinen Uhrzeiger. Als die verhängnißvolle Stunde gekommen war, entſiegelte Rodin den Umſchlag mit zitternder Hand. Er enthielt zwei Briefe.

Der erſte ſchien ihn mittelmäßig zu befriedigen; denn nach einigen Minuten zuckte er die Achſeln, ſtieß mit dem Hefte ſeines Meſſers ungeduldig auf den Tiſch, ſchob dieſen Brief verächtlich mit der Rückſeite ſeiner ſchmierigen Hand weg, und durchlief den zweiten Brief, mit der einen Hand ſein Brod haltend, und mit der andern, in mechaniſcher Bewegung, eine Rettigſchnitte in das auf eine Ecke des Tiſches geſtreute graue Salz tunkend.

Plötzlich erſtarrte Rodin's Hand. Je weiter er las, deſto mehr ſchien er geſpannt, überraſcht, betroffen. Raſch aufſtehend eilte er an das Fenſter, wie um durch eine zweite Prüfung der Chiffern des Briefes ſich zu überzeugen, daß er ſich nicht geirrt habe; ſo ſehr unerwartet dünkte ihm, was man ihm meldete. Ohne Zweifel erkannte Rodin, daß er gut dechifferirt hatte; denn, ſeine Arme ſinken laſſend, nicht mit Niedergeſchlagenheit, ſondern mit der Betäubung einer eben ſo unvorhergeſehenen als außerordentlichen Zufriedenſtellung, blieb er eine Zeitlang ſtehen, mit geſenktem Kopfe ſtarren, verſunkenen Blicke; das einzige Zeichen von Freude, das er von ſich gab, offenbarte ſich durch eine Art ſonoren, häufigen und verlängerten Athemholens. In ihrer Eiferſucht eben ſo kühne, als in ihrem unterirdiſchen Wühlen geduldige und beharrliche Menſchen, ſind über ihr Gelingen erſtaunt, wenn dieſes Gelingen ihre klugen und vorſichtigen Vorherſehungen unglaublich übertrifft und überſteigt. Rodin befand ſich in dieſem Falle. Durch Wunder von Liſt, Gewandtheit und Verſtellung; durch mächtige Beſtechungsverheiſſungen; endlich durch ein ſonderbares Gemiſch von Bewunderung, Schrecken und Vertrauen, welches ſein Genie mehreren einflußreichen Perſonen einflößte, erfuhr Rodin von der päpſtlichen Regierung, daß er, nach einer möglichen und wahrſcheinlichen Eventualität, zu einer gewiſſen Zeit, mit Ausſicht auf glücklichen Erfolg, auf eine Stellung rechnen dürfte, welche nur allzuoft die Furcht, den Haß oder den Neid gar vieler Souveraine erregt hat, und bisweilen von großen, rechtſchaffenen Männern, von abſcheulichen Böſewichten und von Leuten aus den unterſten Claſſen des Staates war eingenommen worden. Damit aber Rodin dieſes Ziel um ſo ſicherer erreiche, mußte ihm ſchlechterdings das gelingen, zu deſſen Vollbringung er ſich verpflichtet hatte, ohne Gewaltthätigkeit, und lediglich durch das Spiel und die Springfeder geſchickt gehandhabten Leidenſchaften, nämlich:

„Der Geſellſchaft Jeſu den Beſitz des Vermögens der Familie Rennepont zu ſichern.“

Ein Beſitz, der, auf dieſe Art, von doppelter und unermeßlicher Folge war; denn Rodin dachte, nach ſeimen perſönlichen Plänen, aus ſeinem Orden (deſſen Chef zu ſeiner Verfügung ſtand) ſich einen Fußſchemel und ein Einſchüchterungsmittel zu machen. Als ſein erſter Eindruck des Erſtaunens vorüber war, ein Eindruck, der ſo zu ſagen nur eine Art von Ehrfurchtsbeſcheidenheit, von Mißtrauen auf ſich war, bei wirklich überlegenen Männern etwas ziemlich Gewöhnliches, machte ſich Rodin, die Sachen kälter, logiſcher in's Auge faſſend, beinahe Vorwürfe über ſein Erſtaunen. Dennoch bald danach, aus einem bizarren Widerſpruche, wieder einer jener kindiſchen, abſurden Ideen nachgebend, denen der Menſch oft gehorcht, wenn er ſich ganz allein und verborgen weiß oder wähnt, ſtand Rodin raſch auf, nahm den Brief, der ihm eine ſo glückliche Ueberraſchung veranlaßt hatte, und unterbreitete ihn, ſo zu ſagen, den Augen des jungen, Papſt gewordenen Hirten; dann, ſtolz, triumphirend den Kopf ſchüttelnd, ſeinen Schlangenblick auf das Porträt werfend, murmelte er zwiſchen den Zähnen, mit ſeinem ſchmierigen Finger das päpſtliche Sinnbild tippend: „Hm? Bruder? und ich auch ... vielleicht."

Nach dieſer lächerlichen Frageſtellung kehrte Rodin an ſeinen Platz zurück, und wie wenn die glückliche, ſo eben erhaltene Nachricht, ſeinen Appetit aufgeſtachelt hätte, legte er den Brief vor ſich hin, um ihn noch einmal zu leſen, und mit den Augen ihn verſchlingend begann er mit einer Art freudiger Wuth in ſein hartes Brod und in ſeinem ſchwarzen Rettig zu beißen, eine alte Litaneimelodie ſingend. Es lag etwas Sonderbares, Großes, und insbeſondere Erſchreckendes in der Oppoſition dieſer ungeheuern, ſchon durch die Ereigniſſe faſt gerechtfertigten und verhaltenen Ehrſucht, wenn man in einem ſo armſeligen Verſtecke ſich ſo ausdrücken kann.

Der Pater von Aigrigny, ein wo nicht ſehr überlegener Mann, wenigſtens von wirklichem Werthe, ein vornehmer Herr von Geburt, ſehr ſtolz, in der beſten Geſellſchaft ſich bewegend, hätte niemals auch nur den Gedanken zu faſſen gewagt, nach dem zu ſtreben, was Rodin mit dem erſten Sprunge erſtrebte; das einzige Ziel des Paters von Aigrigny, das er für unbeſcheiden hielt, war, es einſt dahin zu bringen, zum Generale ſeines Ordens, dieſes die Welt umſchlingenden Ordens, gewählt zu werden. Die Verſchiedenheit der ehrſüchtigen Geſchicke dieſer beiden Perſonen iſt begreiflich. Wenn ein Mann von hervorragendem Geiſte, von einer geſunden und lebhaften Natur, alle Kräfte ſeiner Seele und ſeines Leibes auf einen einzigen Gedanken zuſammendrängend, ſo beharrlich, wie Rodin, die Keuſchheit, die Nüchternheit, kurz die freiwillige Verzichtung auf jede Zufriedenſtellung des Herzens oder der Sinne übet, ſo empört ſich ein ſolcher Mann gegen die vom Schöpfer geheiligten Wünſche, nur zum Vortheile irgend einer ungeheuern und verzehrenden Leidenſchaft, einer hölliſchen Gottheit, die, durch einen gottesvergeſſenen Vertrag, für eine furchtbare Macht, die die Vertilgung aller edlen Neigungen verlangt, aller unausſprechlichen Erſehnungen, aller zärtlichen Triebe, womit der Herr, in ſeiner ewigen Weisheit, in ſeiner unerſchöpflichen Freigebigkeit; das Geſchöpf ſo väterlich beſchenkt hat. Während der von uns ſo eben geſchilderten Scene hatte Rodin nicht bemerkt, daß die Vorhänge von einem der im dritten Stockwerke des Gebäudes befindlichen Fenſter, welches das von ihm bewohnte Hauptgebäude beherrſchte, leicht zur Seite geſchoben wurden, und die ſchelmiſche Miene von Rose-Pompon und das volle Geſicht von Nini-Moulin zur Hälfte enthüllten. Daraus folgte, daß Rodin, ungeachtet ſeines Walles von Tabakstaſchentüchern, vor der indiscreten und neugierigen Prüfung von Seite der beiden Coryphäen der ſtürmiſchen Tulpe keineswegs geſchützt geweſen war.

Drittes Kapitel.

Ein unerwarteter Beſuch.

Obwohl Rodin bei dem Leſen des zweiten Briefes aus Rom von großen Erſtaunen ergriffen war, ſo wollte er doch nicht, daß ſeine Antwort von dieſem Erſtaunen zeuge. Nach Beendigung ſeines frugalen Frühſtückes nahm er ein Blatt Papier, und chiffrirte ſchnell die folgende Note in jenem rauhen und ſchneidenden Tone, den ihm eigen war, ſeitdem er ſich nicht mehr zu bezwingen brauchte.

„Was man mir meldet, überraſcht mich nicht. Ich hatte Alles vorhergeſehen. Unſchlüſſigkeit und Feigheit tragen immer ſolche Früchte. Das iſt nicht genug. — Das ketzeriſche Rußland erwürgt das katholiſche Polen. Rom ſegnet die Mörder und verflucht die Opfer. *)

„Dieß paßt mir. Dagegen garantirte Rußland durch Oeſterreich die blutige Unterdrückung der Truppen in der Romagna. Dieß paßt mir immerhin. Die Würgerbanden des guten Cardinals Albani genügen nicht mehr zum Niedermetzeln der gottloſen Liberalen; ſie ſind müde. Dieß paßt mir nicht mehr. Sie müſſen marſchiren.“

---

*) Man lieſt in den „Affaires de Rome“ dieſes bewundernswerthe Requiſiterium gegen Rom, das wir dem wahrhaft am meiſten evangeliſchen Genie unſers Jahrhunderts verdanken: „So lange der Ausgang des Kampfes zwiſchen Polen und deſſen Unterdrückern zweifelhaft blieb, enthielt das offizielle römiſche Journal nicht ein Wort, welches das in ſo vielen Schlachten ſiegreiche Volk verletzen konnte; aber kaum hatte es unterlegen, kaum die wilde Rache des Czars die lange Qual einer ganzen, dem Schwerte, der Verbannung, der Knechtſchaft geweihten Volkes begonnen, als das nämliche Journal nicht genug beleidigende Ausdrücke fand, um jene zu brandmarken, welche das Glück verlaſſen hatte. Man thäte jedoch Unrecht, dieſe unwürdige Feigheit der päpſtlichen Regierung unmittelbar zuzuſchreiben; ſie gehorchte dem ihr von Rußland auferlegten Gebote; dieſes hatte zu ihr geſagt; „„Willſt du leben? Halte dich da bei dem Schaffotte und in dem Maße als ſie vorübergehen werden verfluche die Opfer!!!““

(Lamenais, affaires de Rome, p. 110. Pagnerre, 1844.)

In dem Augenblicke, da Rodin dieſe letzteren Worte geſchrieben hatte, wurde ſeine Aufmerkſamkeit plötzlich durch die friſche und ſonore Stimme von Rose-Pompon abgelenkt, die, ihren Beranger auswendig wiſſend, Philemon's Fenſter geöffnet hatte, und, auf der Brüſtung ſitzend, mit viel Anmuth und Lieblichkeit dieſe Strophe des unſterblichen Sängers ſang:

„Doch welch' ein Irrthum! Gott herrſcht nicht im Zorne.
Wenn Alles er erſchuf . . . er alles ſtützt:
Der Wein, die Freundſchaft fließt aus ſeinem Borne,
Die Liebe, welche, nach ihm ſchaffend, nützt;
Leiht Eure Anmuth meiner Art zu denken,
Den Traumgeiſt zu verbannen, der betrübt,
Müßt Ihr, das Glas zur Hand, Vertrauen ſchenken
Dem Gott' der gute Menſchen liebt.“

Dieſes Lied von göttlicher Sanftmuth contraſtirte ſo ſonderbar mit der kalten Grauſamkeit der wenigen von Rodin geſchriebenen Zeilen, daß er zuſammenfuhr, und ſich vor Wuth auf die Lippen biß, als er dieſe Strophe des großen, wahrhaft chriſtlichen Dichters erkannte, welcher der ſchlechten Kirche ſo herbe Schläge verſetzt hatte. Rodin wartete einige Augenblicke mit zorniger Ungeduld, in der Meinung, der Geſang würde fortgeſetzt; aber Rose-Pompon ſchwieg, oder trällerte wenigſtens nur mehr, und ſtimmte bald eine andere Melodie an, jene vom guten Papſte, die ſie vocaliſirte oder ohne Worte. Rodin, ohne es zu wagen, durch das Fenſter zu ſehen, wer dieſe ungelegene Sängerin ſey, zuckte die Achſeln, ergriff wieder ſeine Feder, und fuhr fort:

„Etwas Anderes: Man müßte die Unabhängigen „in allen Ländern erbittern, — Europa's afterphiloſophiſche Wuth aufſtacheln, den Liberalismus ſchäumen machen, alle Schreier gegen Rom aufhetzen. Dazu: „Im Angeſichte der Welt die drei folgenden Sätze verkünden:

1) „Es iſt eine abſcheuliche Behauptung, „daß man ſein Seelenheil in was immer „für einem Glaubensbekenntniſſe erzielen könne, wenn nur die Sitten rein „ſind.
2) „Es iſt ärgerlich und abſurd, den Völkern Gewiſſensfreiheit zu bewilligen.
3) „Man könnte nicht genug Abſcheu vor „der Preßfreiheit haben." *)

---

*) Man liest die folgenden Stellen in dem von gegenwärtigen Papſte an alle Biſchöfe Frankreichs im Jahre 1832 gerichteten encycliſchen Sendſchreiben, damit ſie ſich und ihre Beichtkinder an dieſe Inſtruktionen halten, obgleich ſie in direktem Widerſpruche mit den Geſetzen des Landes und den Rechten der Bürger ſtehen. Iſt es zu ſagen nöthig, daß Herr von Lamenais mit der ganzen Macht ſeines Genie's und ſeines erhabenen Herzens gegen ſo haſſenswürdige Grundſätze proteſtirt hat, wie ſie hier in ihrer ganzen ultramentanen Nacktheit folgen:

„Man muß den ſchwachen Mann dahin bringen, „dieſe Sätze in allen Punkten für rechtgläubig zu hal-

---

„Wir kommen nun (ſagt der Heilige Vater) zu einem „andern Gegenſtande, von dem wir in dieſem Augenblicke „die Kirche ſeufzend betrübt ſehen. Es iſt nämlich von „jener Gleichgültigkeit oder verkehrten Meinung die Rede, welche ſich nach allen Seiten hin durch „die Kunſtgriffe der Böſen verbreitet hat, und wonach „man das ewige Seelenheil in was immer „für einem Glaubensbekenntniſſe erzielen „könnte, wenn nur die Sitten recht und ehrbar wären. Es wird Euch nicht ſchwer ſeyn, in einer ſo klaren und augenfälligen Sache einen für die „Eurer Fürſorge anvertrauten Völker ſo fatalen Irrthum „zu beſeitigen."

Iſt dieß klar genug? Eine Warnung für uns, die wir der Fürſorge der Paſtoren anvertraut ſind. Dieß iſt nicht Alles. Man ſehe, wie ein italieniſcher Mönch, der ultramontane Chef unſerer Biſchöfe, mit einem Zuge ſeiner Feder eines unſerer heiligſten Rechte durchſtreicht, ein Recht, welches dem Lande Ströme von Blut, in den Religionskriegen vergoſſen, gekoſtet hat.

„Aus dieſer von der Gleichgültigkeit angeſteckten Quelle" „(fährt der Heilige Vater fort) „entſpringt jene abſurde „und irrthümliche Maxime, oder vielmehr jener Wahnſinn, daß man Jedermann, wer er auch ſey, „**Gewiſſensfreiheit** verheißen und garantiren „müſſe. Man bereitet den Weg zu dieſem verderblichen „Irrthume durch die volle und unbeſchränkte Freiheit der „Meinungen, die ſich zum Unglücke der religiöſen und „bürgerlichen Geſellſchaft weithin verzweiget."

Es iſt offenbar, daß der Heilige Vater unſern Biſchöfen befiehlt, ihren Beichtkindern Abſcheu vor einem der ken, ihm ihre guten Wirkungen auf deſpotiſche Regierungen rühmen, auf die ächten Katholiken, auf die Volksmaulkorbanleger. Er wird in die Falle gehen. Sind die Sätze formulirt, ſo bricht der Sturm aus. Allgemeine Schilderhebung gegen Rom, tiefe Spaltung, das heilige Collegium zerfällt in drei Parteien. Die Eine billiget, die Andere tadelt, die Dritte zittert. Der ſchwache Mann, noch erſchrockener, als er es jetzt darüber iſt, daß er Polen hatte hinſchlachten laſſen, bebt vor dem Aufſchreien, den Vorwürfen, den Drohungen, den heftigen Spaltungen zurück, die ſich erheben. Dieß paßt mir immerhin, und ſehr. Dann iſt's an unſerm guten hochwürdigen Vater General, das Gewiſſen des ſchwachen Mannes zu erſchüttern, ſeinen Geiſt zu beunruhigen, ſeine Seele zu erſchrecken. Zuſammengefaßt: Ihn mit Eckel erfüllen, ſeinen Rath uneinsmachen, ihn iſoliren, erſchrecken, den wilden Eifer des guten Albani verdoppeln, den Appetit der

---

Grundgeſetze unſeres Staates einzuflößen. Schließen wir mit einem nicht minder heftigen, und nicht minder bündigen Ausfalle des beſagten Heiligen Vaters auf den Drachen der Preſſe: „Hieher bezieht ſich jene traurige Freiheit, vor welcher man nicht genug Abſcheu fühlen kann, **die Freiheit des Buchhandels zur Herausgabe von was immer für einem Werke,** eine Freiheit, welche Einige mit eben ſo großem Lärme als Eifer zu verlangen und auszudehnen wagen.“

Encycliſches Sendſchreiben des Papſtes Gregor XVI. an die Biſchöfe von Frankreich. C. S.

„Sanfediſten *) wieder anfachen, ihnen zur Stillung „ihres Hungers Liberale geben, Plünderung, Nothzucht, „Metzelei wie zu Ceſena, eine wahre ſteigende Fluth „von Carbonariblut, der ſchwache Mann wird den „Eckel daran bekommen, ſo viele Tödtungen in ſeinem „Namen!! er wird zurückbeben, er wird zurückbeben … „jeder ſeiner Tage wird ſeine Gewiſſensbiſſe haben, jede

---

*) Kaum hatte Papſt Gregor XVI. den päpſtlichen Thron beſtiegen, als er die Empörung von Bologna erfuhr. Seine erſte Maßregel war, die Oeſterreicher herbei zu rufen, und die Sanfediſten aufzuſtacheln. Der Cardinal Albani ſchlug die Liberalen bei Ceſena, ſeine Soldaten raubten die Kirchen aus, plünderten die Stadt, ſchändeten die Frauen. Zu Forli begingen die Banden mit kaltem Blute Meuchelmorde. Im Jahre 1832 zeigten ſich die Sanfediſten am hellen Tagen mit Medaillen mit den Bildniſſen des Herzogs von Modena und des Heiligen Vaters, mit offenen Briefen im Namen der apoſtoliſchen Congregation, mit Privilegien, mit Abläſſen. Die Sanfediſten leiſteten buchſtäblich den folgenden Schwur: „Ich ſchwöre, den Thron und den Altar auf den Gebeinen der infamen Liberalen zu erheben, und ſie, ohne Erbarmen mit dem Geſchrei der Kinder und den Thränen der Greiſe und Weiber, zu vertilgen." Die von dieſen Räubern begangenen Ausſchweifungen überſtiegen alle Grenzen; der römiſche Hof regulirte die Anarchie, organiſirte die Sanfediſten in Freiwilligencorps, denen er neue Privilegien bewilligte.

(La Révolution et les Révolutionnaires en Italie. Revue des Deux-Mondes, 15 Novembre 1844.)

C. E.

„Nacht ihren Schrecken, jede Minute ihre Todesangſt. „Und die Abdankung, womit er bereits droht, wird endlich „erfolgen, vielleicht zu früh. Dieß iſt jetzt die einzige „Gefahr; Ihre Sache iſt's dagegen Vorkehrung zu treffen.

„Für den Fall der Abdankung... hat mich der „Großpönitentiär verſtanden. — Anſtatt den Befehl über „unſern Orden, die beſte Miliz des heiligen Stuhles, „einem Generale anzuvertrauen, befehlige ich ſie ſelbſt. „Fortan beunruhigt mich dieſe Miliz nicht mehr — ein „Beiſpiel... Die Janitſcharen und die Prätorianer waren der Staatsgewalt immer gefährlich; — warum? „Weil ſie ſich als Vertheidiger der Gewalt außerhalb „der Gewalt organiſiren konnten; daher ihre Einſchüchterungsmacht. — Clemens XIV.? Ein Einfältiger. „Unſere Geſellſchaft brandmarken, aufheben, ein abſurder „Fehler. — Sie beſchützen, für unſchuldig erklären, „ſich zu ihrem Generale machen, — dieß hätte er thun „ſollen. Die Geſellſchaft, dann in ſeiner Gewalt, hätte „in Alles eingewilliget; er würde uns abſorbirt, uns „dem heiligen Stuhle einverleibt haben, der — unſere „Dienſte!! — nicht mehr zu fürchten braucht. — „Clemens XIV. iſt an der Kolik geſtorben. — Wer's „glaubt, wird ſelig! Wenn es ſich ereignen ſollte, „werde ich nicht dieſes Todes ſterben."

Die klingende und reine Stimme von Roſe-Pompon ertönte wieder. Rodin ſprang vor Zorn von ſeinem Stuhle auf; aber bald und je weiter er die folgende Strophe hörte, die er nicht kannte, (er beſaß ſeinen **Beranger** nicht, wie Philemon's **Wittwe**), blieb der Jeſuit, gewiſſen bizar-abergläubiſchen Ideen zugänglich, beſtürzt ſtehen, faſt erſchreckt ob dieſem ſonderbaren Zuſammentreffen.

(Der gute Papſt von Beranger iſt's, welcher ſpricht.)

„Was ſind Gebieter? Arme Thoren,
Wohl Räuber auch, die, ſtolzgebläht,
Die Laſter zu Verdienſten ſich erkoren,
Ein Jeder gern den Andern mäht.
Für Goldtribut kann ich ſie abſolviren,
Ihr Scepter wandeln in den Pilgerſtab.
Mein Püppchen!
Lache doch,
Hüpfe doch!
Sieh mich den Blitzſtrahl expediren,
Was ich als Jovis Erbe kann,
Ich ganzer Mann.“

Rodin horchte noch, halb von ſeinem Stuhle erhoben, mit geſtrecktem Halſe, ſtarren Blickes, als **Rose-Pompon**, gleich einer Biene, von einer Blume ihres Repertoirs zur andern gaukelnd, bereits das entzückende Lied von **Colibri** ſang. Nichts mehr hörend, ſetzte ſich der Jeſuit wieder in einer Art von Betäubung; aber nach einigen Minuten des Nachdenkens, ſtrahlte ſein Geſicht plötzlich, er erblickte eine glückliche Vorbedeutung in dieſem ſonderbaren Zwiſchenfalle. Er nahm ſeine Feder wieder, und ſeine erſten Worte hatten noch, ſo zu ſagen, einen Nachklang von jenem wunderlichem Vertrauen auf das Verhängniß.

„Nie hab' ich mehr an einen glücklichen Erfolg ge-
„glaubt, als in dieſem Augenblicke. Ein Grund mehr,
„nichts zu vernachläßigen. Jede Ahnung gebietet eine
„Verdoppelung des Eifers. Ich bin geſtern auf einen
„neuen Gedanken gerathen. Man wird hier einſtimmig
„handeln. Ich habe ein ultra-katholiſches Journal
„gegründet: die Nächſtenliebe. Nach ſeiner ultra-
„montanen, tyranniſchen, freiheitsmörderiſchen Wuth —
„wird man es für ein Organ Rom's halten. Ich werde
„dieſe Gerüchte beglaubigen. Neue Wuthausbrüche. —
„Dieß paßt mir." — Ich werde die Frage über die
„Freiheit des Unterrichtes aufwerfen; die aufgeſchoſ-
„ſenen Liberalen werden uns unterſtützen. Die Dumm-
„köpfe ſprechen uns Rechtsgleichheit zu, während unſere
„Privilegien, unſere Freiheiten, unſer Beichtſtuhleinfluß,
„unſer Rom geweihter Gehorſam, uns durch die Vor-
„theile, deren wir uns erfreuen, außerhalb der Rechts-
„gleichheit ſtellen. Doppelte Dummköpfe; ſie wähnen
„uns entwaffnet, weil ſie es, uns gegenüber, ſelbſt ſind.
„Hitzige Streitfrage; aufreizendes Geſchrei; neuer Ueber-
„druß für den ſchwachen Mann. Jeder Bach ver-
„größert den Strom. Dieß paßt mir immer. Um es
„mit wenigen Worten zuſammenzufaſſen: Der Zweck
„iſt die Abdankung. Das Mittel: beſtändiges Necken,
„unabläſſige Qual. — Die Rennepont'ſche Erbſchaft
„bezahlt die Wahl. — Gemachte Preiſe, verkaufte
„Waare."

Rodin hörte plötzlich zu ſchreiben auf, weil er irgend ein Geräuſch an ſeiner Zimmerthüre gehört zu haben glaubte, die auf die Treppe ging; er horchte, hielt den Athem an ſich; Alles wurde wieder ſtill; er glaubte, ſich geirrt zu haben, und nahm die Feder wieder.

„Ich übernehme die Angelegenheit Rennepont, die „einzige Angel unſerer zeitlichen Combinationen; — „man muß ſie unter der Hand wieder aufnehmen, das „Spiel der Intereſſen, die Springfeder der Leidenſchaften ſtatt der dummen Keulenſchläge des Paters von „Aigrigny in Bewegung ſetzen; er hätte beinahe Alles „bloßgeſtellt; dennoch hat er gute Seiten; beſitzt Welt, „Verführungskunſt, im erſten Anblicke, aber eine einzige Tonleiter, und iſt auch nicht groß genug, um zu „wiſſen, wie er ſich klein zu machen habe. — In ſeiner wahren Mitte werde ich Vortheil daraus ziehen, „die Stücke davon ſind gut. Ich habe von der Vollmacht des hochwürdigen Paters General zu rechter Zeit „Gebrauch gemacht; ich werde, wenn es nöthig iſt, „den Pater von Aigrigny von den geheimen Verpflichtungen in Kenntniß ſetzen, die der General gegen mich „übernommen hat; bisher hat man ihn für dieſe Erbſchaft ſchmieden laſſen die Beſtimmung, welche Sie „wiſſen, guter Gedanke, aber zur Unzeit, das nämliche „Ziel, auf einem andern Wege. Die Aufſchlüſſe: falſch, „es ſind mehr als 200 Millionen, bei fehlſchlagender Eventualität, das Zweifelhafte iſt gewiß, — „bleibt ein unermeßlicher Spielraum. — Die Angelegenheit Rennepont iſt zur Zeit zweimal mein, vor drei

„Monaten werden dieſe 200 Millionen uns gehören —
„durch den freien Willen der Erben; es muß ſo kom-
„men. Denn fehlt dieß, entſchlüpft mir die zeitliche
„Partie, ſo vermindern ſich meine Ausſichten um die
„Hälfte. Ich habe Vollmacht verlangt; die Zeit drängt;
„ich handle, wie wenn ich ſie hätte. Ein Aufſchluß iſt
„mir unentbehrlich für meine Entwürfe; ich erwarte
„ihn von Ihnen; ich muß ihn haben, Sie verſte-
„hen mich? — Der hohe Einfluß Ihres Bruders am
„Wienerhofe wird Ihnen nützlich ſeyn. — Ich will die
„genaueſten Details über die gegenwärtige Stellung des
„Herzogs von Reichſtadt haben, des Napoleon II.
„der Kaiſerlichgeſinnten. Kann man, ja oder nein, durch
„Ihren Bruder, eine geheime Correſpondenz mit dem
„Prinzen wider Wiſſen ſeiner Umgebung anknüpfen?
„Benachrichten Sie mich ſchnell, — dieß iſt dringend;
„dieſe Note geht heute ab, — ich werde ſie morgen
„vervollſtändigen. Sie wird Ihnen, wie immer, durch
„den kleinen Kaufmann zukommen.“

Im Augenblicke, da Rodin dieſen Brief mit einem doppelten Umſchlage verſehen und verſiegelt hatte, glaubte er wieder, drauſſen ein Geräuſch zu hören. Er horchte. Nach einigen Momenten der Stille ertönten mehrere Schläge an ſeine Thüre in das Zimmer. Rodin fuhr zuſammen. Zum Erſtenmale klopfte man an ſeine Thüre ſeit beinahe einem Jahre ſeines Innehabens dieſer Wohnung. Den ſo eben geſchriebenen Brief ſchnell in die Taſche ſeines Oberrockes ſteckend, öffnete der Jeſuit den alten, unter dem Gurtbette verborgenen Koffer, nahm ein Packet Papiere heraus, das mit einem zerfetzten Tabakstaſchentuche umwickelt war, legte in dieſen Act die beiden eben empfangenen chiffrirten Briefe, und verſchloß den Koffer ſorgfältig mit einem Vorlegſchloſſe. Drauſſen fuhr man fort mit verdoppelter Ungeduld zu klopfen. Rodin nahm den Korb der Gemüſehändlerin in die Hand, ſeinen Regenſchirm unter ſeinen Arm, und wollte, ziemlich unruhig, ſehen, wer dieſer indiscrete Beſucher wäre. — Er öffnete die Thüre, und ſtand der **Rose-Pompon** gegenüber, der ungelegenen Sängerin, die, mit einer höflichen und artigen Verneigung, ihn mit einer völlig treuherzigen Miene fragte: „Herr Rodin, wenn's beliebt?"

Viertes Kapitel.

Ein Freundſchaftsdienſt.

Rodin, ungeachtet ſeiner Ueberraſchung und Unruhe, veränderte ſein Geſicht nicht; er verſchloß zuerſt die Thüre hinter ſich, den neugierigen Umblick des jungen Mädchens bemerkend; dann ſagte er zu ihr mit Gutmüthigkeit: „Wen ſuchen Sie, mein liebes Mädchen?"

„Herrn Rodin," erwiederte **Rose-Pompon** geradezu, indem ſie ihre ſchönen blauen Augen ſo weit als möglich aufmachte, und Rodin in's Geſicht ſchaute.

„Er iſt nicht da," — ſagte er, mit einem Schritte vorwärts, um hinabzugehen. — „Ich kenn' ihn nicht. Sehen Sie weiter oben, oder weiter unten.“

„O! das iſt hübſch! Wir wollen ſehen. Sie führen ſich ſehr artig auf, in Ihrem Alter,“ verſetzte Rose-Pompon, die Achſeln zuckend; „als wüßte man nicht, daß Sie es ſind, welcher Herr Rodin heißt.“

„Charlemagne,“ entgegnete der Socius, ſich verbeugend, „Charlemagne, Ihnen zu dienen, wenn ich dazu fähig wäre.“

„Sie ſind nicht dazu fähig,“ erwiederte Rose-Pompon mit einem majeſtätiſchen Tone, und fügte mit einer verſchmitzten Miene bei: — „Wir haben alſo Schlupfwinkel à la Minon-Minette? weil wir die Namen ändern ... Wir fürchten uns, daß Mama Rodin uns belauere.“

„Sehen Sie, mein liebes Mädchen,“ ſagte der Socius, mit einer väterlichen Miene lächelnd, „Sie haben ſich gut adreſſirt: ich bin ein guter alter Mann, der die Jugend liebt, die luſtige Jugend. Machen Sie ſich alſo einen Spaß, ſelbſt auf meine Koſten; aber laſſen Sie mich fortgehen, denn ich habe Eile.“

Und Rodin that wieder einen Schrit gegen die Treppe hin.

„Herr Rodin,“ ſagte Rose-Pompon mit feierlicher Stimme, „ich habe Ihnen wichtige Sachen mitzutheilen und muß Sie in einer Herzensangelegenheit um Rath fragen.“

„Ah! ſeht mir doch, kleines Närrchen, Sie finden alſo in Ihrem Hauſe Niemand, den Sie quälen können, weil Sie in dieſes kommen?“

„Aber ich wohne hier, Herr Rodin,“ antwortete **Rose-Pompon**, den Namen ihres Opfers malitiös betonend.

„Sie? ah! bah! ich wußte nichts von einer ſo hübſchen Nachbarſchaft.“

„Ja, ich wohne ſeit ſechs Monaten hier, Herr Rodin.“

„Wirklich! und wo denn?“

„Im dritten Stockwerke, im Vordergebäude, Herr Rodin. . . .“

„Alſo haben Sie ſo eben erſt ſo gut geſungen?“

„Ich ſelbſt, mein Herr.“

„Sie haben mir in der That das größte Vergnügen verſchafft.“

„Sie ſind ſehr artig, Herr Rodin.“

„Und Sie wohnen vermuthlich bei Ihrer achtungswerthen Familie?“

„Ich glaube wohl, Herr Rodin,“ erwiederte **Rose-Pompon**, mit treuherziger Miene die Augen niederſchlagend; „ich wohne bei Großpapa Philemon, und bei Großmama Bacchanal einer Königin, nichts Geringeres.“

Rodin war bisher ziemlich ernſtlich beunruhigt geweſen, da er nicht wußte, auf welche Weiſe **Rose-Pompon** hinter ſeinen wahren Namen gekommen; als er jedoch die Bacchusfeſt-Königin nennen hörte, und erfuhr, daß ſie in dieſem Hauſe wohne, galt ihm dieß für eine Vergütung des durch Rose-Pompon's Erſcheinen eingetretenen, unangenehmen Zwiſchenfalls; wirklich lag Rodin viel daran, zu erfahren, wo die Bacchusfeſt-Königin zu finden ſey, die Geliebte von Couche-tout-Nu und Schweſter der Mayeux, der als gefährlich bezeichneten Mayeux, ſeit ihrer Unterredung mit der Oberin des Kloſters, und ſeit ihrer Theilnahme an den Fluchtplänen des Fräuleins von Cardoville. Ferner hoffte Rodin, durch das, was er ſo eben erfahren, Rose-Pompon auf eine feine Art dahin zu bringen, ihm den Namen der Perſon zu geſtehen, von welcher ſie Kenntniß erhalten, daß Herr Charlemagne eigentlich Herr Rodin heiße. Kaum hatte das junge Mädchen den Namen der Bacchusfeſt-Königin ausgeſprochen, als Rodin die Hände faltete, und eben ſo erſtaunt, als lebhaft theilnehmend ſchien.

„Ah! mein liebes Mädchen,“ rief er aus, „ich beſchwöre Sie, ſpaſſen wir nicht. Sollte es ſich zufällig um ein junges Mädchen handeln, welches dieſen Spitznamen führt, und die Schweſter einer verwachſenen Arbeiterin iſt?“

„Ja, mein Herr, Bacchusfeſt-Königin iſt ihr Spitzname,“ verſetzte Rose-Pompon, ihrerſeits ziemlich erſtaunt; „ſie heißt Cephyſe Soliveau; ſie iſt meine Freundin.“

„Ah! ſie iſt ihre Freundin?“ ſagte Rodin nachſinnend.

„Ja, mein Herr, meine vertraute Freundin.“

„Und Sie lieben ſie?

„Wie eine Schweſter. Das arme Mädchen! ich thue für ſie, was ich kann, und das iſt nicht viel. Aber woher kennt ein achtungswerther Mann von Ihrem Alter die Bacchusfeſt-Königin? Ah, ah! da liegt's, warum Sie falſche Namen annehmen."

„Mein liebes Mädchen, ich habe jetzt keine Luſt mehr zu lachen," entgegnete Rodin ſo traurig, daß **Rose-Pompon**, ihren Scherz bereuend, zu ihm ſagte: „Aber nun denn, woher kennen Sie Cephyſen?"

„Ach! nicht ſie kenne ich, ſondern einen braven, jungen Menſchen, der ſie närriſch liebt."

„Jacques Rennepont?"

„Sonſt **Couche-tout-Nu** genannt. Zur Zeit iſt er im Gefängniſſe wegen Schulden;" fuhr Rodin ſeufzend fort. „Ich hab' ihn geſtern dort geſehen."

„Sie haben ihn geſtern geſehen? Aber wie's nur ſo ſeyn will!" ſagte **Rose-Pompon**, in ihre Hände ſchlagend; „dann kommen Sie ſchnell, kommen Sie ſogleich zu Philemon; Sie können Cephyſen Nachrichten von ihrem Geliebten bringen, ſie iſt ſo beſorgt!"

„Mein liebes Mädchen, ich möchte ihr nur gute Nachrichten von dieſem wackern Jungen bringen, den ich ungeachtet ſeiner Thorheiten liebe — (denn wer hat deren nicht begangen ... Thorheiten?" fügte Rodin mit nachſichtiger Gutmüthigkeit bei).

„Pardieu," ſagte **Rose-Pompon**, auf ihren Hüften ſich wiegend, wie wenn ſie noch im Ausladercoſtüm geweſen wäre.

„Ich will mehr ſagen," ſetzte Rodin hinzu; „ich liebe ihn wegen ſeiner Thorheiten; denn ſehen Sie, man hat gut reden, mein liebes Mädchen; es findet ſich immer eine gute Grundlage, ein gutes Herz, kurz etwas bei denjenigen, welche ihr Geld großmüthig für Andere ausgeben."

„Nun denn! ſehen Sie, Sie ſind ein ſehr wackerer Mann, Sie!" verſetzte Rose-Pompon, von Rodin's Philoſophie entzückt. „Aber warum wollen Sie Cephyſen nicht beſuchen, um mit ihr von Jacques zu ſprechen?"

„Wozu ihr ſagen, was ſie ſchon weiß? Daß Jacques im Gefängniſſe iſt? Was ich wünſchte, wäre: dieſen ordentlichen jungen Menſchen aus einer ſo üblen Lage zu ziehen."

„O! mein Herr, thun Sie dieß, befreien Sie Jacques aus dem Gefängniſſe," rief Rose-Pompon lebhaft aus, „und wir umarmen Sie, wir zwei Cephyſen."

„Dieß wäre verlorenes Gut, liebes kleines Närrchen," erwiederte Rodin ſeufzend; „aber beruhigen Sie ſich, ich bedarf keiner Belohnung, um ein wenig Gutes zu thun, wenn ich es vermag."

„Sie hoffen alſo, Jacques aus dem Gefängniſſe zu bringen?"

Rodin ſchüttelte den Kopf mit einer über ein Hinderniß ärgerlichen Miene. „Ich hoffte es. Gewiß, ich hoffte es; aber jetzt... ſehen Sie, ändert ſich Alles."

„Und warum denn?“ fragte **Rose-Pompon** beſtürzt.

„Der ſchlechte Spaß, den Sie trieben, indem Sie mich Herr Rodin nannten, muß Ihnen ſehr luſtig ſcheinen, mein liebes Mädchen; ich begreife es; Sie ſind dabei nur ein Echo. Jemand wird zu Ihnen geſagt haben: „„Sagen Sie Herrn Charlemagne, daß er Herr Rodin heißt; das wird recht drollig ſeyn.““

„Gewiß wär' ich nicht auf den Gedanken gerathen, Sie Herr Rodin zu nennen; einen Namen, wie dieſer da, erfindet man nicht ſelbſt,“ — antwortete **Rose-Pompon**.

„Wohlan! Dieſe Perſon hat mit ihren ſchlechten Späſſen, ohne es zu wiſſen, dem armen Jacques Rennepont viel geſchadet.“

„Ah, mein Gott! und dieß, weil ich Sie Herr Rodin ſtatt Herr Charlemagne genannt habe!“ — rief **Rose-Pompon** ganz betrübt aus, nun den Scherz bereuend, den ſie auf Anſtiftung des **Nini-Moulin** getrieben. — „Aber, mein Herr,“ fuhr ſie fort, „in welcher Verbindung ſteht denn dieſer Scherz mit der Gefälligkeit, welche Sie dem Jacques erweiſen wollten?“

„Es iſt mir nicht erlaubt, es Ihnen zu ſagen, mein liebes Mädchen. In der That bin ich über alles dieß wegen des armen Jacques untröſtlich, glauben Sie es ſicher; doch erlauben Sie mir, hinabzugehen.“

„Mein Herr, hören Sie mich an, ich bitte Sie darum,“ ſagte **Rose-Pompon**, „würden Sie ſich, wenn ich Ihnen den Namen der Perſon nennte, welche mich verleitet hat, Sie Herr Rodin zu nennen, jedenfalls für Jacques ſich intereſſiren?".

„Ich ſuche Niemanden ſeine Geheimniſſe abzulocken, mein liebes Mädchen; Sie ſind in allem dem der Spielball oder das Echo von vielleicht ſehr gefährlichen Perſonen geweſen, und, meiner Treu! ungeachtet der Theilnahme, welche Jacques Rennepont mir einflößt, hab' ich nicht Luſt, wie Sie wohl einſehen, mir Feinde zu machen, ich armer Mann. Gott bewahre mich davor!"

Rose-Pompon begriff Rodin's Beſorgniſſe nicht, und er verließ ſich mit Recht darauf; denn nach einer Sekunde des Nachſinnens ſagte das junge Mädchen zu ihm: „Sehen Sie, mein Herr, das iſt mir zu hoch; ich verſtehe nichts davon; aber ſo viel iſt gewiß, daß ich untröſtlich wäre, durch einen Scherz einem braven Jungen geſchadet zu haben; ich will Ihnen alſo geradezu ſagen, wer dabei im Spiele iſt; meine Freimüthigkeit wird vielleicht zu irgend etwas nützlich ſeyn."

„Die Freimüthigkeit kläret oft die dunkelſten Sachen auf," erwiederte Rodin ſentenziös.

„Nach alle dem," ſagte Rose-Pompon „deſto ſchlimmer für Nini-Moulin. Warum verleitet er mich, Dummheiten zu ſagen, die dem Geliebten dieſer armen Cephyſe ſchaden können? Hören Sie, mein Herr, wie es zuging: Nini-Moulin, ein dicker Poſſenreißer, hat Sie eben vorher auf der Straße geſehen; die Portierin ſagte ihm, daß Sie Herr Charlemagne hießen. Er ſagte zu mir: „Nein, er heißt Rodin; man muß ihm einen Poſſen ſpielen; **Rose-Pompon**, gehen Sie an ſeine Thüre, klopfen Sie an, nennen Sie ihn Herr Robin. Sie werden ſehen, was für ein drolliges Geſicht er machen wird. Ich hatte **Nini-Moulin** verſprochen, ihn nicht zu nennen; allein, da ich nun weiß, ich würde dadurch riskiren, Jacques zu ſchaden... deſto ſchlimmer, ich nenne ihn.“

Bei dem Namen **Nini-Moulin** hatte Rodin eine Bewegung der Ueberraſchung nicht verhehlen können. Dieſer Flugſchriftenſchreiber, dem er die Redaktion der „Nächſtenliebe“ hatte übertragen laſſen, war nicht perſönlich zu fürchten; aber **Nini-Moulin**, ſehr geſchwätzig, und nach dem Trinken über Alles ſich verbreitend, konnte beunruhigend, hinderlich werden, beſonders wenn Rodin, wie es wahrſcheinlich war, öfter in dieſes Haus kommen mußte, um ſeine Anſchläge gegen **Couche-tout-Nu** zu verwirklichen, durch Vermittelung der Bacchusfeſt-Königin. Der Socius hoffte alſo, dieſer Widrigkeit abzuhelfen.

„Alſo, mein liebes Mädchen,“ ſagte er zu **Rose-Pompon**, „ein Herr Desmoulins iſt's, der Sie verleitet hat, dieſen ſchlechten Spaß mit mir zu treiben?“

„Nicht Desmoulins, ſondern Dumoulin,“ fuhr **Rose-Pompon** fort. „Er ſchreibt in die Journale der Sacriſtane, und vertheidiget die Andächtigen für Geld, das man ihm giebt; denn wenn **Nini-Moulin** ein Heiliger iſt, ſind ſeine Schutzpatrone der heilige Soiffard und der heilige Chicard, wie er ſelbſt ſagt.“

„Dieſer Herr ſcheint mir ſehr luſtig.“

„O, ein ſehr gutes Kind!“

„Aber warten Sie doch, warten Sie doch,“ fuhr Rodin fort, indem er ſein Gedächtniß zu ſammeln ſchien; „iſt er nicht ein Mann von ſechs und dreißig bis vierzig Jahren, dick, ein gefärbtes Geſicht?“

„Gefärbt, wie ein Glas Rothwein,“ verſetzte Rose-Pompon, „und darin die finnige Naſe, wie eine Himbeere...“

„Der iſt's wohl, der Herr Dumoulin. O! nun beruhigen Sie mich völlig, meine liebe Tochter; der Scherz verurſacht mir nicht viel Beſorgniß mehr; aber er iſt ein ſehr wackerer Mann, dieſer Herr Dumoulin; nur liebt er vielleicht das Vergnügen ein wenig gar zu ſehr.“

„Alſo, mein Herr, Sie werden jedenfalls ſuchen, Jacques nützlich zu ſeyn? Die Dummheit mit Nini-Moulin's Scherze wird Sie nicht daran hindern?“

„Nein, ich hoffe es.“

„Ah! Ich brauche Nini-Moulin nicht zu ſagen, daß Sie es wiſſen, daß er es iſt, der mir geſagt hat, Sie Herr Rodin zu nennen, nicht wahr, mein Herr?“

„Warum nicht? In allen Dingen, meine liebe Tochter, muß man immer freimüthig die Wahrheit ſagen.“

„Aber, mein Herr, Nini-Moulin hat mir ſo ſehr aufgetragen, Ihnen ihn nicht zu nennen.“

„Indem Sie mir ihn nannten, geſchah es aus einem ſehr guten Grunde; warum es ihm nicht geſtehen?...

Uebrigens, mein liebes Mädchen, geht dieß Sie an, und nicht mich. Machen Sie es, wie Sie wollen.“

„Und werde ich Cephyſen Ihre guten Abſichten wegen Jacques mittheilen dürfen?“

„Die Freimüthigkeit, mein liebes Mädchen, immer die Freimüthigkeit. Man riskirt niemals etwas, wenn man ſagt, wie die Sache iſt.“

„Wie glücklich wird die arme Cephyſe ſeyn!“ ſagte Rose-Pompon lebhaft; „und dieß wird ihr gerade erwünſcht kommen.“

„Nur muß ſie dieſes Glück nicht gar zu hoch anſchlagen; ich verſpreche nicht beſtimmt, dieſem braven jungen Menſchen die Thüre ſeines Gefängniſſes zu öffnen; ich ſagte, daß ich trachten werde; aber was ich beſtimmt verſpreche ... denn ſeit der Einſperrung von Jacques denke ich mir Ihre Freundin in einer ſehr bedrängten Lage.“

„Ach, mein Herr!“

„Was ich verſpreche, ſag' ich, iſt eine kleine Unterſtützung, welche Ihre Freundin heute erhalten wird, damit ſie im Stande ſey, anſtändig zu leben, und iſt ſie ordentlich, wohlan! iſt ſie ordentlich, wird man ſpäter ſchon ſehen ...“

„Ah, mein Herr, Sie wiſſen nicht, wie gelegen Sie dieſer armen Cephyſe zu Hülfe kommen. Man könnte ſagen, daß Sie wahrhaftig ihr guter Engel ſind. Meiner Treu, mögen Sie Herr Robin oder Herr Charlemagne heißen, jedenfalls kann ich ſchwören, daß Sie ein vortrefflicher ...“

„Gehen Sie, gehen Sie, übertreiben wir nichts, ſagte Rodin, indem er Rose-Pompon unterbrach, „ſagen Sie: ein guter alter braver Mann, und ſonſt nichts, mein liebes Mädchen. Aber ſehen Sie doch, wie die Umſtände ſich bisweilen verketten! Ich frage Sie nur, wer mir geſagt hätte, als ich Sie an meine Thüre klopfen hörte, was mich ſehr ungeduldig machte, ich geſteh's, wer mir geſagt hätte, daß es eine kleine Nachbarin wäre, welche, unter dem Vorwande eines ſchlechten Witzes, mich auf den Weg zu einer guten Handlung führen würde? Alſo, ſprechen Sie Ihrer Freundin Muth zu, heute Abend wird ſie eine Unterſtützung erhalten, und auf mein Wort, Vertrauen und Hoffnung. Gott ſey Dank, es giebt noch gute Menſchen auf Erden.“

„Ah! mein Herr! Sie beweiſen es wohl.“

„Was wollen Sie? Das iſt ganz einfach; das Glück der Alten iſt, das Glück der Jungen zu ſehen.“

Dieß ſprach Rodin mit einer ſo vollkommenen Gutmüthigkeit, daß Rose-Pompon Thränen in ihren Augen ſpürte, und ganz gerührt erwiederte: „Sehen Sie, mein Herr, Cephyſe und ich, wir ſind nur arme Mädchen; es giebt tugendhaftere, auch dieß iſt wahr; aber wir haben, ich darf es ſagen, ein gutes Herz; daher, ſehen Sie, wenn Sie jemals krank würden, rufen Sie uns; es giebt keine guten Schweſtern, welche Sie beſſer pflegen würden, als wir. Dieß iſt Alles, was wir Ihnen anbieten können, Philemon ungerechnet, den ich dahin brächte, ſich für Sie in vier Stücke zerſägen zu laſſen; ich verpflichte mich dazu, auf meine Ehre, wie auch Cephyſe, das weiß ich gewiß, für Jacques ſich verbindlich machen würde, der Ihnen auf Leben und Tod ergeben wäre.“

„Sie ſehen alſo wohl, meine Tochter, daß ich Recht hatte, zu ſagen: toller Kopf, gutes Herz. Adieu und auf Wiederſehen!“

Hierauf ſchickte ſich Rodin an, ſeinen Korb wieder ergreifend, den er auf den Boden neben ſeinen Regenſchirm geſtellt hatte, die Treppe hinabzuſteigen.

„Vor Allem werden Sie mir dieſen Korb da geben, er würde Sie im Hinabgehen geniren,“ ſagte Rose-Pompon, indem ſie wirklich Rodin den Korb aus den Händen nahm, ungeachtet ſeines Widerſtrebens. Dann fügte ſie bei: „Stützen Sie ſich auf meinen Arm; die Treppe iſt ſo finſter; Sie könnten einen Fehltritt thun.“

„Meiner Treu, ich nehme Ihr Anerbieten an, mein liebes Mädchen: denn ich bin nicht ſehr kräftig.“ Und ſich väterlich auf den rechten Arm von Rose-Pompon ſtützend, die den Korb mit der linken Hand trug, ging Rodin die Treppe hinab, und ſchritt durch den Hof.

„Sehen Sie da oben, im dritten Stockwerke, dieſes dicke, an die Fenſterſcheiben gelehnte Geſicht,“ ſagte plötzlich Rose-Pompon zu Rodin, indem ſie in der Mitte des kleinen Hofes ſtehen blieb, „das iſt Nini-Moulin. Erkennen Sie ihn? Iſt's derjenige, den Sie meinen?“

„Der iſt's,“ verſetzte Rodin, nachdem er emporgeſchaut hatte, und er grüßte ſehr wohlwollend mit der

Hand Jacques Dumoulin, der, betäubt, raſch vom Fenſter ſich zurückzog.

„Der arme Junge! Ich bin überzeugt, daß er ſich vor mir fürchtet ſeit ſeinem ſchlechten Spaſſe,“ ſagte Rodin lächelnd, „er hat ſehr Unrecht.“ Und er begleitete die Worte: „er hat ſehr Unrecht,“ mit einem widrigen Kneifen der Lippen, das Rose-Pompon nicht bemerken konnte. „Ah! mein liebes Mädchen,“ ſagte er zu ihr, als ſie Beide in den Gang traten, „ich bedarf Ihrer Hülfe nicht mehr; gehen Sie ſchnell zu Ihrer Freundin hinauf, um ihr die guten Nachrichten zu bringen, die Sie wiſſen.“

„Ja, mein Herr, Sie haben Recht; denn ich brenne vor Ungeduld, ihr zu ſagen, was für ein braver Mann Sie ſind!“ Und Rose-Pompon flog der Treppe zu.

„Nun denn! nun denn! und meinen Korb trägt das kleine Närrchen auch fort!“ ſagte Rodin.

„Ah! es iſt wahr. Um Vergebung, mein Herr, da iſt er. Wie vergnügt wird die arme Cephyſe ſeyn! Adieu, mein Herr!“

Und das hübſche Geſicht der Rose-Pompon verſchwand in der Vorhalle der Treppe, welche ſie mit leichtem und ungeduldigen Schritte erſtieg. Rodin trat aus dem Gange.

„Hier iſt Ihr Korb, liebe Frau,“ ſagte er, indem er auf der Schwelle der Boutique der Mutter Arſene ſtehen blieb. „Ich mache Ihnen meine gehorſamſte Dankſagung für Ihre Gefälligkeit.“

„Wüßte nicht, warum, mein würdiger Herr! es ſteht Ihnen Alles zu Dienſten. Wohlan! war der Rettig gut?“

„Saftig, meine liebe Frau, ſaftig und vortrefflich.“

„Ah! dieß freut mich ſehr. Wird man Sie bald wieder ſehen?

„Ich hoffe ja. Aber könnten Sie mir ein Poſtbüreau in der Nähe bezeichnen?“

„Wenn Sie dieſe Straße zur Linken einſchlagen, das dritte Haus, bei dem Krämer.“

„Tauſend Dank!“

„Ich wette, daß dieß ein Liebesbrief für Ihre gute Freundin iſt,“ ſagte die Mutter Arſene, wahrſcheinlich durch die Berührung von **Rose-Pompon** und **Nini-Moulin** in Heiterkeit verſetzt.

„Ei! ei! ei! dieſe liebe Frau,“ erwiederte Rodin grinſend; dann plötzlich vollkommen ernſt werdend, machte er der Gemüſehändlerin eine tiefe Verbeugung, und ſagte zu ihr: „Ihr Diener von ganzem Herzen.“ Und er trat auf die Straße. Wir werden den Leſer jetzt in das Haus des Doctors Baleinier führen, in welchem das Fräulein von Cardoville noch eingeſperrt war.

Fünftes Kapitel.

Die Rathſchläge.

Adriane von Cardoville war im Hauſe des Doctors Baleinier noch viel ſorgfältiger eingeſperrt worden ſeit dem nächtlichen Doppelverſuche Agricola's und Dagobert's, nach welchem es dem ziemlich ſchwer verwundeten Soldaten durch Agricola's furchtloſe Hingebung, unter Beiſtand des heldenmüthigen Rabat-joie, gelungen war, die kleine Gartenthüre des Kloſters zu erreichen, und mit dem jungen Hammerſchmide auf dem Wege des äußern Boulevard zu entfliehen.

Es hatte eben vier Uhr geſchlagen; Adriane war ſeit dem vorigen Tage in ein Zimmer des zweiten Stockwerkes der Heilanſtalt gebracht worden; das vergitterte Fenſter, äußerlich durch ein Schirmdach verwahrt, ließ nur ein ſchwaches Tageslicht in dieſes Gemach dringen. Seit ihrer Unterredung mit der Mayeux, hoffte das junge Mädchen von einem Tage zum andern, durch die Vermittlung ihrer Freunde befreit zu werden; aber ſie empfand eine ſchmerzliche Unruhe hinſichtlich Agricola's und Dagobert's; völlig unkundig des Ausganges des während einer der vorausgegangenen Nächte von ihren Befreiern mit den Leuten des Irrenhauſes und jenen des Kloſters begonnenen Kampfes, hatte ſie vergebens ihre Wächterinnen befragt; dieſe waren ſtumm geblieben. Dieſe neuen Zwiſchenfälle ſteigerten noch die bittere Stimmung Adrianens gegen die Prinzeſſin von Saint-Dizier, den Pater von Aigrigny und deren Creaturen. Die leichte Bläſſe des Antlitzes des Fräuleins von Cardoville, ihre ſchönen, ein wenig matten Augen, verriethen neuerliches Herzeleid; an einem kleinen Tiſche ſitzend, ihre Stirne in eine ihrer Hände ſtützend, halb verſchleiert von den langen Locken ihrer goldigen Haare blätterte ſie in einem Buche. Plötzlich ging die Thüre auf, und Herr Baleinier trat ein. Der Doctor, Jeſuit in kurzer Robe, gelehriges und paſſives Werkzeug der Befehle des Ordens, genoß, wie geſagt, nur halb das Vertrauen des Paters von Aigrigny und der Prinzeſſin von Saint-Dizier. Er hatte den Zweck der Freiheitsberaubung des Fräuleins von Cardoville nicht gekannt; er wußte auch nichts von dem ſchnellen Wechſel der Stellung, der am Tage vorher zwiſchen dem Pater von Aigrigny und Rodin, nach dem Verleſen des Teſtamentes des Marius von Rennepont, Statt gefunden; der Doctor hatte, erſt am vorigen Tage, vom Pater von Aigrigny, (damals den Eingebungen Rodin's gehorchend,) den Auftrag erhalten, das Fräulein in noch engeren Gewahrſam zu bringen, hinſichtlich ihrer die Strenge zu verdoppeln, und endlich zu trachten, ſie zu vermögen, man wird ſehen durch welche Mittel, auf die gerichtlichen Klagen zu verzichten, welche ſie ſpäterhin gegen ihre Verfolger zu ſtellen ſich vorgenommen. Bei dem Anblicke des Doctors konnte das Fräulein von Cardoville die Abneigung und die Geringſchätzung nicht verhehlen, welche dieſer Mann ihr einflößte. Herr Baleinier dagegen, immer lächelnd, immer ſüßlich, näherte ſich Adrianen mit Ungezwungenheit, mit völliger Zuverſicht, und blieb einige Schritte vor ihr ſtehen, wie um aufmerkſam die Züge des jungen Mädchens zu erforſchen; dann ſagte er, gleichſam von den eben gemachten Bemerkungen befriediget: „Siehe da, die unglücklichen Ereigniſſe der vorgeſtrigen Nacht werden einen minder ungünſtigen Einfluß haben, als ich befürchtete. Es geht vortrefflich, der Teint iſt lebhafter, die Haltung ruhiger, die Augen ſind wieder ein wenig friſcher, aber nicht mehr von einem normalwidrigen Glanze. Es ſtand ſo gut mit Ihnen! Nun iſt die Zeit Ihrer Heilung weiter hinaus geſchoben, denn was unglücklicherweiſe in der vorgeſtrigen Nacht ſich ereignete, hat Sie in eine um ſo ſchädlichere Exaltation verſetzt, da Sie kein Bewußtſeyn davon gehabt haben. Aber zum Glücke wird Ihre Geneſung, unter dem Beiſtande unſerer Pflege, nur auf kurze Zeit, hoff' ich, vertagt ſeyn.“

So gewöhnt ſie an die Keckheit des Congregationslayen war, konnte doch das Fräulein von Cardoville nicht umhin, mit einem Lächeln bitterer Geringſchätzung zu erwiedern: „Welche unverſchämte Rechtſchaffenheit Sie doch beſitzen! Welche Frechheit liegt in Ihrem Eifer, Ihr Geld wohl zu verdienen! Sie erſcheinen keinen Augenblick ohne Ihre Maske: immer die Liſt, die Lüge auf den Lippen. Wahrlich, wenn dieſes ſchändliche Poſſenſpiel Sie eben ſo ermüdet, wie es mir Eckel und Verachtung erregt, bezahlt man Sie nicht zu theuer.“

„Ach!“ ſagte der Doctor mit einem eindringlichen Tone, „immer dieſe widrige Einbildung, zu glauben, daß Sie unſerer Pflege nicht bedürften! daß ich ein Poſſenſpiel treibe, wenn ich von dem betrübenden Zuſtande ſpreche, worin ſie ſich befanden, als man gezwungen war, Sie wider Ihr Wiſſen hieher zu bringen. Aber, abgeſehen von dieſem kleinen Zeichen eines hartnäckigen Unwohlſeyns, hat Ihr Zuſtand ſich wunderſam verbeſſert; Sie gehen einer vollſtändigen Heilung entgegen. Späterhin wird Ihr vortreffliches Herz die gebührende Gerechtigkeit mir widerfahren laſſen, und einſt werde ich beurtheilt werden, wie ich es werden muß."

„Ich glaub' es, mein Herr; ja, der Tag rückt heran, an welchem Sie beurtheilt werden, wie Sie es werden müſſen," entgegnete Adriane, dieſe Worte betonend.

„Immer auch dieſe fixe Idee," ſagte der Doctor mit einer Art von Mitleiden. „Seyen Sie doch vernünftig. Denken Sie nicht mehr an dieſe kindiſche Albernheit."

„Verzichten, von den Gerichtshöfen Satisfaction für mich, und Brandmarkung für Sie und Ihre Mitſchuldigen zu verlangen, niemals, mein Herr, o! niemals."

„Gut!! —" verſetzte der Doctor, die Achſeln zuckend, „einmal draußen, Gott ſey Dank! werden Sie wohl an andere Dinge zu denken haben, meine ſchöne Feindin."

„Sie vergeſſen vortrefflich, ich weiß es, das Uebel, das Sie thun. Aber ich, mein Herr beſitze ein beſſeres Gedächtniß."

„Laſſen Sie uns ernſthaft ſprechen: Hegen Sie wirklich den Gedanken, ſich an die Gerichtshöfe zu wenden?" fuhr der Doctor mit ernſtem Tone fort.

„Ja, mein Herr. Und Sie wiſſen es: was ich will, will ich feſt."

„Wohlan! Ich bitte Sie, ich beſchwöre Sie, dieſer Idee keine Folge zu geben," fügte der Doctor mit einem immer eindringlicheren Tone bei; „ich bitte Sie darum als um eine Gunſt, und zwar im Namen ihres eigenen Vortheiles."

„Ich glaube, mein Herr, daß Sie ihre Intereſſen ein wenig zu ſehr mit den meinigen vermengen."

„Wir wollen ſehen," erwiederte der Doctor mit erkünſtelter Ungeduld, und als ob er gewiß geweſen wäre, das Fräulein von Cardoville alſogleich zu überzeugen; „wir wollen ſehen, hätten Sie den traurigen Muth, zwei Perſonen voll Hochherzigkeit und Edelmuth in Verzweiflung zu ſtürzen?"

„Nur zwei? Der Scherz wäre vollſtändiger, wenn Sie deren Drei zählten: Sie, mein Herr, meine Tante und den Abbé von Aigrigny; denn dieſe ſind ohne Zweifel jene edelmüthigen Perſonen, in deren Namen Sie mein Mitleiden anrufen."

„Ei! mein Fräulein, es handelt ſich weder um mich noch um Ihre Tante, noch um den Abbé von Aigrigny."

„Von welchen ſonſt iſt alſo die Rede, mein Herr?" ſagte das Fräulein von Cardoville beſtürzt.

„Es handelt ſich um zwei arme Teufel, die, ohne Zweifel von jenen abgeſendet, welche Sie Ihre Freunde nennen, während der vorigen Nacht in das anſtoſſende Kloſter ſich begaben, und vom Kloſter in dieſen Garten gekommen ſind. Die Schüſſe, welche ſie gehört haben, wurden auf ſie gethan."

„Ach! ich vermuthete es. Und man hat ſich geweigert, mir zu ſagen, ob ſie verwundet wurden!“ entgegnete Adriane mit ſchmerzlicher Gemüthsbewegung.

„Der Eine von Beiden hat wirklich eine, obwohl nicht gefährliche Wunde erhalten, da er noch gehen, und den verfolgenden Leuten entrinnen konnte.“

„Gott ſey gelobt!“ rief das Fräulein von Cardoville aus, freudig die Hände faltend.

„Nichts iſt lobenswerther, als Ihre Freude bei der Nachricht, daß ſie entronnen ſind; aber aus was für einem ſeltſamen Widerſpruche wollen Sie nun das Gericht auf ihre Fährte leiten? Eine ſonderbare Manier, wahrhaftig ihre Hingebung zu vergelten!“

„Was ſagen Sie, mein Herr?“ fragte das Fräulein von Cardoville.

„Denn zuletzt, wenn ſie verhaftet ſind,“ fuhr der Doctor Baleinier fort, ohne ihr zu antworten, „da ſie ſich nächtlicher Einſteigung und Einbrechung ſchuldig gemacht, wird es ſich um die Galeeren für ſie handeln.“

„Himmel! und dieß meinetwegen;“

„Es geſchähe für Sie, und was ſchlimmer iſt, durch Sie, daß ſie verurtheilt werden.“

„Durch mich, mein Herr?“

„Gewiß, wenn Sie Ihren Rachegedanken gegen Ihre Tante und den Abbé von Aigrigny (ich ſpreche nicht von mir, ich bin geſchützt) nachgeben, mit einem Worte, wenn Sie darauf beharren würden, bei Gericht zu klagen, daß Sie ungerechter Weiſe in dieſem Hauſe eingeſchloſſen waren."

„Mein Herr, ich verſtehe Sie nicht. Erklären Sie ſich," ſagte Adriane mit ſteigender Beſorgniß.

„Aber, Sie Kind," rief der Jeſuit in kurzer Robe mit einer Miene der Ueberzeugung aus, „glauben Sie denn, wenn das Gericht einmal eine Unterſuchung eingeleitet hat, daß man den Gang derſelben einſtelle, wo man will, und wie man will? Wenn Sie von hier fortgehen, werden Sie eine Klage gegen mich und Ihre Familie anhängig machen, nicht wahr? Gut! Was geſchieht? Das Gericht miſcht ſich ein; es unterſucht, es läßt die Zeugen vorladen, es nimmt die genaueſten Nachforſchungen vor. Was folgt dann daraus? Daß dieſe nächtliche Erſteigung, welche die Oberin des Kloſters aus Furcht vor Scandal geheim zu halten ein Intereſſe hat; daß dieſer nächtliche Verſuch, ſag' ich, den ich eben ſo wenig ruchbar machen wollte, mit Gewalt unter die Leute gebracht wird, und da es ſich um ein ſehr ſchweres Verbrechen handelt, welches eine entehrende Strafe nach ſich zieht, ergreift das Gericht die Initiative, ſpürt jenen Unglücklichen nach, und wenn ſie, wie es wahrſcheinlich iſt, durch irgend welche Pflichten in Paris zurückgehalten ſind, ſey's durch ihre Profeſſion, ſey's ſogar in trügeriſcher Sicherheit, in die ſie ſich wiegen, vermuthlich überzeugt, aus einem ehrenhaften Beweggrunde gehandelt zu haben, findet man ſie, verhaftet man ſie; und wer wird dieſe Verhaftung herausgefordert haben? Sie ſelbſt, durch Ihre Klage gegen uns.“

„Ah! mein Herr, dieß wäre ſchrecklich. Das iſt unmöglich.“

„Im Gegentheile würde dieß ſehr möglich ſeyn,“ fuhr Herr Baleinier fort, „alſo, während ich und die Oberin des Kloſters, die wir im Grunde allein das Recht haben, uns zu beklagen, weiter nichts verlangen, als dieſe widrige Geſchichte zu vertuſchen zu ſuchen ſind Sie es, Sie für die jene Unglücklichen die Galeeren riskirt haben, ſind Sie es, welche ſie dem Gerichte ausliefern will.“

Obwohl das Fräulein von Cardoville vom Jeſuiten in kurzer Robe ſich nicht völlig täuſchen ließ, ſah ſie doch ein, daß die Gefühle der Milde, mit denen er hinſichtlich Dagobert's und deſſen Sohnes verfahren zu wollen ſchien, ſchlechterdings von dem Entſchluſſe abhangen würden, den ſie zu faſſen gedenke: ihre geſetzliche Rache, welche ſie bei dem Gerichte verlangen wollte, aufzugeben, oder nicht. In der That war Rodin, deſſen Inſtructionen der Doctor vollzog, ohne es zu wiſſen, zu gewandt, um zu dem Fräulein von Cardoville ſagen zu laſſen: „Wenn Sie irgend eine Klage verſuchen, zeigt man Dagobert und deſſen Sohn an,“ während man den nämlichen Zweck erreichte, wenn man Adrianen genügende Beſorgniſſe hinſichtlich ihrer beiden Befreier einflößte, um ſie von jeder Klage abzubringen. Ohne die Beſtimmung des Geſetzes zu kennen, beſaß das Fräulein von Cardoville zu viel geſunden Verſtand, um nicht einzuſehen, daß Dagobert und Agricola wegen ihres nächtlichen Verſuches wirklich ſehr gefährlich könnten beunruhiget werden, und ſomit in eine ſchreckliche Lage gerathen. Und dennoch hielt es Adriane, eingedenk alles deſſen, was ſie in dieſem Hauſe gelitten, die Gefühle einer gerechten Rache erwägend, die in der Tiefe ihres Herzens ſich angehäuft, für ſchmerzlich auf das erhabene Vergnügen zu verzichten, vor dem Lichte des Tages ſo ſchändliche Umtriebe zu entſchleiern und zu brandmarken. Der Doctor Baleiner beobachtete jene, die er für ſeine Getäuſchte hielt, mit einer tückiſchen Aufmerkſamkeit, überzeugt, die Urſache des Schweigens und der Unſchlüſſigkeit des Fräuleins von Cardoville zu wiſſen.

„Aber nun, mein Herr,“ fuhr ſie fort, ohne ihre Unruhe verbergen zu können, „angenommen, daß ich geneigt ſey, aus was immer für einem Grunde, keine Klage zu ſtellen, das Böſe zu vergeſſen, das man mir gethan hat, wann werde ich von hier fortkommen?“

„Dieß weiß ich nicht; denn ich kann nicht wiſſen, zu welcher Zeit Sie völlig geheilt ſeyn werden,“ erwiederte der Doctor liebreich. „Sie ſind auf einem herrlichen Wege; aber . . .“

„Immer dieſes unverſchämte und thörichte Poſſenſpiel,“ rief das Fräulein von Cardoville aus, den Doctor mit Entrüſtung unterbrechend, „ich fordere Sie auf und wenn es ſeyn muß bitte ich Sie, mir zu ſagen, wie lang' ich noch in dieſem entſetzlichen Hauſe eingeſperrt ſeyn muß? denn endlich werd' ich es doch verlaſſen vermuthlich?"

„Gewiß, ich hoff' es wohl," antwortete der Jeſuit in kurzer Robe mit Salbung; „aber wann? ich weiß es nicht. Uebrigens muß ich Ihnen freimüthig geſtehen, daß alle Vorſichtsmaßregeln genommen ſind, daß ähnliche Verſuche, wie der in jener Nacht, ſich nicht mehr erneuern; die ſtrengſte Ueberwachung iſt angeordnet, damit Sie keine Verbindung mit Außen haben. Und dieß in Ihrem Intereſſe, damit Ihr armer Kopf nicht wiederholt gefährlich aufgeregt werde."

„Alſo, mein Herr," erwiederte Adriane faſt erſchrocken, „im Vergleiche zu dem, was mich erwartet, waren die verfloſſenen Tage, Tage der Freiheit."

„Ihr Intereſſe vor Allem," entgegnete der Doctor mit eindringlichem Tone.

Indem das Fräulein von Cardoville die Ohnmacht ihres Unwillens und ihrer tiefen Betrübniß fühlte, ſtieß ſie einen herzzerreiſſenden Ton aus, und verbarg ihr Antlitz in ihren Händen In dieſem Augenblicke hörte man eilige Schritte vor der Thüre; eine Wächterin des Hauſes, nachdem ſie angeklopft hatte, trat ein.

„Mein Herr," ſagte ſie zum Doctor mit einer erſchrockenen Miene, „zwei Herren ſind unten, die Sie unverzüglich zu ſprechen wünſchen, ſo wie auch das Fräulein." — Adriane blickte raſch empor; ihre Augen waren in Thränen gebadet.

„Wie heißen dieſe Perſonen?“ fragte Herr Baleinier ſehr erſtaunt.

„Der Eine von ihnen hat zu mir geſagt,“ fuhr die Wächterin fort, „ſagen Sie dem Herrn Doctor, daß ich ein Gerichtsbeamter bin, und daß ich komme, um in dieſem Hauſe einen das Fräulein von Cardoville betreffenden gerichtlichen Auftrag zu vollziehen.“

„Ein Gerichtsbeamte!“ — rief der Jeſuit in kurzer Robe aus, purpurroth werdend, und unfähig, ſeine Beſtürzung und Unruhe zu bemeiſtern.

„Ah! Gott ſey gelobt!“ rief Adriane aus, ſich lebhaft erhebend, das Geſicht von Hoffnung ſtrahlend unter Thränen; „meine Freunde ſind rechtzeitig in Kenntniß geſetzt worden! Die Stunde der Gerechtigkeit iſt gekommen!“

„Bitten Sie dieſe Herren, heraufzukommen,“ ſagte der Doctor Baleinier zur Wächterin nach kurzem Nachdenken.

Dann, mit immer bewegterer und unruhigerer Phyſiognomie ſich Adrianen mit einer harten, faſt drohenden Miene nähernd, die mit der gewöhnlichen Ruhe ſeines heuchleriſchen Lächelns contraſtirte, ſagte der Jeſuit in kurzer Robe leiſe zu ihr: „Hüten Sie ſich, mein Fräulein! jubeln Sie nicht zu früh!“

„Ich fürchte Sie jetzt nicht mehr!“ erwiederte das Fräulein von Cardoville, mit blitzendem und freudeſtrahlendem Auge. „Herr von Montbron wird, nach Paris zurückgekehrt, ohne Zweifel rechtzeitig in Kenntniß geſetzt worden ſeyn; er begleitet den Gerichtsbeamten; er kommt, mich zu befreien!“ Dann fügte Adriane mit einem Tone bitterer Ironie hinzu: „Ich bedauere Sie, mein Herr, Sie und Ihre Genoſſen.

„Mein Fräulein,“ rief Doctor Baleinier aus, der ſeine ſteigende Angſt nicht mehr verhehlen konnte, „ich wiederhole es Ihnen, hüten Sie ſich, denken Sie an das, was ich Ihnen geſagt habe. Ihre Klage wird nothwendig ... Sie verſtehen ... wird nothwendig die Offenbarung deſſen nach ſich ziehen, was während der neulichen Nacht geſchehen iſt. Hüten Sie ſich! das Schickſal, die Ehre jenes Soldaten und ſeines Sohnes liegt in Ihren Händen. Denken Sie daran, die Galeeren drohen ihnen.“

„O! ich laſſe mich von Ihnen nicht täuſchen, mein Herr, Sie machen mir eine verfehlte Drohung; zeigen Sie alſo wenigſtens den Muth, mir zu ſagen, ob Sie, wenn ich bei dieſem Gerichtsbeamten mich beklage, alſogleich den Soldaten und ſeinen Sohn anzeigen werden?“

„Ich wiederhole Ihnen, daß, wenn ſie Klage ſtellen, dieſe Leute da verloren ſind,“ antwortete der Jeſuit in kurzer Robe auf zweideutige Weiſe.

Erſchüttert von dem, was wirklich Gefährliches in des Doctors Drohungen lag, rief Adriane aus: „Aber mein Herr, glauben Sie, daß ich lügen werde, wenn dieſer Gerichtsbeamte mich ausfragt?“

„Sie werden antworten, was wahr iſt. Uebrigens,“

beeilte ſich der Doctor Baleinier in der Hoffnung ſeinen Zweck zu erreichen, zu ſagen: „Sie werden antworten, daß Sie ſich vor einigen Tagen in einem ſolchen Zuſtande geiſtiger Exaltation befanden, daß man in Ihrem eigenen Intereſſe zu glauben veranlaßt war, Sie wider ihr Wiſſen hieher bringen zu müſſen, daß aber jetzt Ihr Zuſtand ſich ſehr verbeſſert habe, daß Sie das Nützliche der Maßregel anerkennen, welche man in Ihrem Intereſſe ergreifen mußte. Ich werde dieſe Worte beſtätigen; denn im Grunde iſt dieß die Wahrheit.“

„Niemals!“ rief das Fräulein von Cardoville mit Entrüſtung aus, „niemals werde ich die Mitſchuldige einer ſo infamen Lüge ſeyn, niemals werde ich die Niederträchtigkeit begehen, auf ſolche Art die abſcheuliche Behandlung zu rechtfertigen, durch die ich ſo ſehr gelitten habe.“

„Da kommt der Gerichtsbeamte,“ ſagte Herr Baleinier, ein Geräuſch von Tritten vor der Thüre vernehmend. „Hüten Sie ſich.“

Wirklich ging die Thüre auf, und zum unausſprechlichen Erſtaunen des Doctors erſchien Rodin, begleitet von einem Manne in ſchwarzem Anzuge, von würdiger und ernſter Phyſiognomie. Rodin, im Intereſſe ſeiner Pläne, und aus Gründen argliſtiger Klugheit, wie man ſpäter erfahren wird, weit entfernt, den Pater von Aigrigny und folglich den Doctor von dem unerwarteten Beſuche in Kenntniß zu ſetzen, den er mit einem Gerichtsbeamten in der Heilanſtalt zu machen gedachte, hatte im Gegentheile am Tage vorher, wie ſchon geſagt dem Herrn Baleinier auftragen laſſen, das Fräulein von Cardoville noch enger zu verwahren. Man begreift ſohin das doppelte Erſtaunen des Doctors, als er dieſen Gerichtsbeamten, deſſen unvorhergeſehene Anweſenheit und imponirende Phyſiognomie ihn ſchon außerordentlich beunruhigten, als er, ſagen wir, ihn an der Seite Rodin's eintreten ſah, des demüthigen und unbedeutenden Secretärs des Abbé von Aigrigny.

Gleich an der Thüre hatte Rodin, ſchmutzig gekleidet, wie immer, mit einer zugleich ehrerbietigen und theilnehmenden Geberde, das Fräulein von Cardoville dem Gerichtsbeamten gewieſen. Dann während dieſer, oder bei dem Anblicke der ſeltenen Schönheit Adrianens eine Bewegung der Bewunderung nicht verhalten konnte, ſie mit eben ſo großem Erſtaunen als Intereſſe zu betrachten ſchien, zog ſich der Jeſuit beſcheiden einige Schritte zurück. Der Doctor Baleinier, vom höchſten Erſtaunen ergriffen, in der Hoffnung, ſich Rodin verſtändlich zu machen, gab ihm unaufhörlich Zeichen des Einverſtändniſſes, indem er ihn ſo über die unvermuthete Ankunft des Gerichtsbeamten zu befragen ſuchte. Ein weiterer Grund zur Beſtürzung für Herrn Baleinier: Rodin ſchien ihn nicht zu kennen, von ſeiner ausdrucksvollen Pantomime nichts zu verſtehen, und betrachtete ihn mit einer erkünſtelten Verwunderung. Endlich, in dem Augenblicke, da der Doctor, ungeduldig geworden, ſeine ſtummen Fragen verdoppelte, näherte ſich Rodin um einen Schritt, ſtreckte ſeinen ſchiefen Hals gegen ihn, und ſagte zu ihm mit ſehr lauter Stimme:

„Was beliebt, Herr Doctor?“

Bei dieſen Worten, welche Baleinier völlig aus der Faſſung brachten, und das ſeit einigen Sekunden geherrſchte Schweigen brachen, kehrte ſich der Gerichtsbeamte um, und Rodin fügte mit unſtörbarer Kaltblütigkeit hinzu: „Seit unſerer Ankunft giebt mir der Herr Doctor alle Arten geheimnißvoller Zeichen. Ich denke, daß er mir etwas ſehr Vertrauliches mitzutheilen habe. Da ich nichts Geheimes habe, bitte ich ihn, ſich ganz laut zu erklären.“

Dieſe Erwiederung, welche Herrn Baleinier ſo ſehr in Verlegenheit ſetzen mußte, mit einem angreifenden Tone ausgeſprochen, und begleitet von einem Blicke voll eiſiger Kälte, ſtürzte den Arzt in eine neue und ſo tiefe Betäubung, daß er einige Augenblicke da ſtand, ohne zu antworten. Sicherlich war der Gerichtsbeamte über dieſen Zwiſchenfall und das ihm folgende Schweigen betroffen; denn er warf auf Herrn Baleinier einen ſehr ſtrengen Blick. Das Fräulein von Cardoville, welches Herrn von Montbron eintreten zu ſehen erwartete, war gleichfalls außerordentlich erſtaunt.

Sechstes Kapitel.

Der Ankläger.

Herr Valeinier, durch die unvermuthete Gegenwart eines Gerichtsbeamten, und durch Rodin's unerklärbares Benehmen einen Augenblick verwirrt, gewann bald ſeine Kaltblütigkeit wieder, und ſagte zu ſeinem Mitbruder in langer Robe: „Daß ich verſuchte, Ihnen mich durch Zeichen verſtändlich zu machen, geſchah nur, weil ich das Schweigen zu reſpektiren wünſchte, welches der Herr in mein Zimmer tretend beobachtete (der Doctor wies mit einem Blicke auf den Gerichtsbeamten) und Ihnen doch meine Ueberraſchung über einen Beſuch bezeigen wollte, auf deſſen Ehre ich nicht gefaßt war.“

„Dem Fräulein werde ich den Grund meines Schweigens erklären, mein Herr, und ſie um gefällige Entſchuldigung hiewegen bitten,“ erwiederte der Gerichts-Beamte, verbeugte ſich leicht vor Adrianen, und fuhr fort, gegen ſie gewendet, zu ſprechen: „So eben iſt mir, Sie betreffend, eine ſo wichtige Anzeige gemacht worden, daß ich mich nicht enthalten konnte, bei Ihrem Anblicke einen Augenblick ſtumm und nachſinnend zu bleiben, indem ich in Ihrer Phyſiognomie zu leſen ſuchte, in Ihrem Benehmen, ob die Anklage, welche man in meine Hände niedergelegt, gegründet ſey, und ich habe alle Urſache zu glauben, daß ſie es wirklich iſt.“

„Werde ich nun wohl erfahren können, mein Herr,“

ſagte der Doctor Baleinier in einem durchaus artigen, aber feſten Tone, — „Mit wem ich die Ehre habe, zu ſprechen?"

„Mein Herr, ich bin Unterſuchungsrichter, und komme, meine Anſicht über eine mir bezeichnete Thatſache aufzuklären."

„Mein Herr, wollen Sie mir die Ehre erweiſen, ſich zu erklären," entgegnete der Doctor, ſich verbeugend.

„Mein Herr," erwiederte der Gerichtsbeamte, Namens Herr von Gernande, ein Mann von etwa fünfzig Jahren, voll Feſtigkeit, Redlichkeit, der die ſtrengen Pflichten ſeines Berufes mit wohlwollender Artigkeit zu verbinden wußte, „mein Herr, man beſchuldiget Sie, einen ſehr ſchweren Irrthum, um nicht einen härteren Ausdruck zu gebrauchen, begangen zu haben. Was die Art dieſes Irrthumes betrifft, ſo will ich lieber glauben, daß Sie, mein Herr, einer der Vorzüglichſten in der Wiſſenſchaft, in der Würdigung eines mediciniſchen Falles ſich vollſtändig irren konnten, als vermuthen, daß Sie Alles vergeſſen hätten, was Heiliges in der Ausübung eines Berufes liegt, der faſt ein Prieſteramt iſt..."

„Wenn Sie mir die Thatſachen werden einzeln angegeben haben, mein Herr," verſetzte der Jeſuit in kurzer Robe mit einem gewiſſen Hochmuthe, „wird es mir leicht ſeyn, zu beweiſen, daß ſowohl mein wiſſenſchaftliches Bewußtſeyn, als mein Bewußtſeyn eines ehrlichen Mannes, gegen jeden Vorwurf geſchützt iſt."

„Mein Fräulein," ſagte Herr von Gernande, an Adrianen ſich wendend, „iſt es wahr, daß Sie auf eine liſtige Weiſe in dieſes Haus gebracht worden ſind?"

„Mein Herr!" rief Herr Baleinier aus, „erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß die Art, auf welche Sie dieſe Frage ſtellen, für mich höchſt beleidigend iſt."

„Mein Herr, das Fräulein iſt's, an welches ich das Wort zu richten die Ehre habe," entgegnete Herr von Gernande ſtreng; „und ich allein bin Richter über die Schicklichkeit meiner Fragen."

Adriane wollte auf die Frage des Gerichtsbeamten bejahend antworten, als ein ausdrucksvoller Blick des Doctors Baleinier ſie erinnerte, daß ſie Dagobert und deſſen Sohn harten Verfolgungen ausſetzen würde. Kein gemeines und niedriges Rachegefühl beſeelte Adrianen, ſondern eine gerechte Entrüſtung über abſcheuliche Heucheleien; ſie hätte es für eine Feigheit gehalten, ſie nicht zu entlarven; da ſie aber den Verſuch machen wollte, Alles auszugleichen, ſagte ſie zum Gerichtsbeamten mit einem Tone voll Milde und Würde: „Mein Herr, erlauben Sie auch mir, eine Frage an Sie zu ſtellen."

„Sprechen Sie, mein Fräulein."

„Wird die Antwort, die ich Ihnen geben werde, von Ihnen für eine förmliche Anklage gehalten?"

„Ich komme hieher, mein Fräulein, um vor Allem die Wahrheit zu erforſchen; keine Rückſicht darf Sie verleiten, ſie zu verhehlen."

„Es mag ſeyn, mein Herr,“ entgegnete Adriane; „aber ſetzen Sie den Fall, ich hätte gerechte Urſachen zur Klage, ich brächte ſie bei Ihnen vor, um die Ermächtigung zu erhalten, dieſes Haus zu verlaſſen. Würde es mir dann erlaubt ſeyn, meiner Ihnen gemachten Erklärung keine Folge zu geben?“

„Sie werden ohne Zweifel von jeder Verfolgung abſtehen können, mein Fräulein; aber das Gericht wird die Sache im Namen der Geſellſchaft aufnehmen, wenn dieſe in Ihrer Perſon verletzt worden iſt.“

„Wäre die Verzeihung mir unterſagt, mein Herr? Würde ein verachtendes Vergeſſen des Böſen, das man mir zugefügt, mich nicht hinlänglich rächen?“

„Sie werden perſönlich verzeihen, vergeſſen können, mein Fräulein; aber ich habe die Ehre, es Ihnen zu wiederholen, die Geſellſchaft kann in dem Falle, daß Sie das Opfer eines ſtrafbaren, liſtigen Anſchlages geweſen wären, nicht die nämliche Nachſicht zeigen, und ich habe allen Grund, zu beſorgen, daß es ſich ſo verhalten habe. Die Art, wie Sie ſich ausdrücken, der Edelmuth Ihrer Geſinnungen, die Ruhe, die Würde Ihres Benehmens, Alles zwingt mich, zu glauben, daß man mir die Wahrheit geſagt habe.“

„Ich hoffe, mein Herr,“ ſagte der Doctor Baleinier, ſeine Kaltblütigkeit wieder gewinnend, „daß Sie mir mindeſtens die gegen mich erhobene Anklage mittheilen werden?“

„Man hat mir behauptet, mein Herr,“ erwiederte der Gerichtsbeamte mit einem ſtrengen Tone, „daß das Fräulein von Cardoville auf eine liſtige Weiſe hieher gebracht worden ſey.“

„Auf eine liſtige Weiſe?“

„Ja, mein Herr.“

„Es iſt wahr, das Fräulein iſt auf eine liſtige Weiſe hieher gebracht worden,“ verſetzte der Jeſuit in kurzer Robe nach einem Momente des Schweigens.

„Sie geſtehen es ein,“ fragte Herr von Gernande.

„Ja, mein Herr, ich geſtehe ein, zu einem Mittel Zuflucht genommen zu haben, das man leider anwenden muß, wenn die Perſonen, die unſerer Pflege bedürfen, kein Bewußtſeyn ihres traurigen Zuſtandes haben.“

„Aber, mein Herr,“ entgegnete der Gerichtsbeamte, „man hat mir angezeigt, daß das Fräulein von Cardoville Ihrer Pflege niemals bedurft hatte.“

„Dieß iſt eine Frage geſetzlicher Arzneiwiſſenſchaft, über welche zu entſcheiden das Gericht nicht allein berufen iſt, mein Herr, und die contradictoriſch geprüft und debattirt werden muß,“ ſagte Herr Baleinier, ſeine ganze Zuverſicht wieder aufraffend.

„Dieſe Frage wird in der That, mein Herr, um ſo ernſtlicher debattirt werden, da man Sie beſchuldiget, das Fräulein von Cardoville hier eingeſperrt zu haben, obwohl ſie im Beſitze ihrer vollen Vernunft war.“

„Und darf ich Sie fragen,“ ſagte Herr Baleinier mit einem leichten Achſelzucken und mit ironiſchem Tone, „zu welchem Zwecke, in welchem Intereſſe ich eine ſolche

Unwürdigkeit begangen hätte, geſetzt, daß mein Ruf mich nicht über eine ſo abſcheuliche und ſo abſurde Anklage erheben würde?“

„Sie hätten, mein Herr, zu dem Zwecke gehandelt, ein im Intereſſe der Habſucht gegen das Fräulein von Cardoville angeſponnenes Familiencomplott zu begünſtigen.“

„Und wer hat es gewagt, mein Herr, eine ſo verleumderiſche Anklage zu ſtellen?“ rief der Doctor Baleinier mit aufwallendem Unwillen aus; „wer hat die Keckheit gehabt, einen achtungswürdigen, und, ich darf es ſagen, in jeder Beziehung geachteten Mann anzuklagen, der Mitſchuldige dieſer Niederträchtigkeit geweſen zu ſeyn?“

„Ich bin's,“ ſagte Rodin kalt.

„Sie!“ rief der Doctor Baleinier aus, und blieb, zwei Schritte zurückprallend, wie niedergedonnert.

„Ich bin's, der Sie anklagt,“ fuhr Rodin fort, mit deutlicher und kurzer Stimme.

„Ja, dieſer Herr iſt es, welcher erſt heute früh, mit genügenden Beweiſen verſehen, gekommen iſt, meine Einſchreitung zu Gunſten des Fräuleins von Cardoville zu verlangen,“ ſagte der Gerichtsbeamte, einen Schritt zurücktretend, damit Adriane ihren Vertheidiger ſehen konnte.

Bis jetzt war bei dieſem Auftritte Rodin's Name noch nicht genannt worden; das Fräulein von Cardoville hatte oft vom Sekretäre des Abbé von Aigrigny ſprechen hören, unter widrigen Beziehungen; aber da ſie ihn nie geſehen hatte, wußte ſie nicht, daß ihr Befreier kein Anderer war, als jener Jeſuit; daher warf ſie ſogleich auf ihn einen mit Neugier, Theilnahme, Erſtaunen und Dankbarkeit gemiſchten Blick. — Rodin's leichenhaftes Geſicht, ſeine abſtoſſende Häßlichkeit, ſeine ſchmutzige Kleidung hätten einige Tage früher Adrianen vielleicht einen unüberwindlichen Eckel erregt; aber da das junge Mädchen ſich erinnerte, daß die arme, ſchwächliche, mißgeſtaltete und faſt in Lumpen gekleidete Mayeur, ungeachtet ihres unangenehmen Aeußern eines der edelſten Herzen beſaß, die man bewundern konnte, war dieſe Erinnerung dem Jeſuiten beſonders günſtig. Das Fräulein von Cardoville vergaß, daß er häßlich und ſchmutzig war, um zu bedenken, daß er alt war, daß er arm ſchien, und ihr zu Hülfe kam. Der Doctor Baleinier, ungeachtet ſeiner Liſt, ſeiner kecken Heuchelei, ſeiner Geiſtesgegenwart, konnte nicht verhehlen, wie ſehr Rodin's Anklage ihn beſtürzt machte; ſein Kopf verwirrte ſich bei dem Gedanken, daß gerade am folgenden Tage nach der Verwahrung Adrianens in dieſem Hauſe, der unverſöhnliche Zuruf Rodin's durch den Schieber an der Zimmerthüre es war, der ihn, Baleinier, verhinderte, dem Mitleiden nachzugeben, das ihm der verzweiflungsvolle Schmerz dieſes faſt zum Zweifel an ihrer Vernunft gebrachten unglücklichen jungen Mädchens einflößte.

Und Rodin war's, der ſo Unerbittliche, der Bentraute, der ergebene Diener des Paters von Aigrigny, welcher den Doctor anklagte, und einen Gerichtsbeamten mitbrachte, um Adrianens Freilaſſung zu erhalten während noch am Abende vorher der Pater von Aigrigny angeordnet hatte, die Strenge gegen ſie zu verdoppeln! Der Jeſuit in kurzer Robe bildete ſich ein, daß Rodin den Pater von Aigrigny auf eine abſcheuliche Art verrathe, und daß die Freunde des Fräuleins von Cardoville dieſen armſeligen Secretär beſtochen und in Sold genommen hätten; daher Herr Baleinier, durch das erbittert, was er für einen entſetzlichen Verrath hielt, von Neuem mit Entrüſtung und mit von Zorn unterbrochener Stimme ausrief: „Und Sie ſind's, mein Herr. Sie, der es wagt, mich anzuklagen, Sie der noch vor wenigen Tagen. —“

Dann, erwägend, daß, Rodin der Mitſchuld anklagen ſich ſelbſt anklagen hieße, gab er ſich die Miene, einer allzu lebhaften Gemüthsaufregung nachzugeben, und fuhr mit Bitterkeit fort: „Ah! mein Herr, mein Herr. Sie ſind die letzte Perſon, die ich einer ſo abſcheulichen Anklage fähig gehalten hätte, das iſt ſchändlich!“

„Und wer konnte denn beſſer, als ich, dieſe Nichtswürdigkeit anzeigen? —“ antwortete Rodin mit einem rauhen und ſpröden Tone. „War ich nicht in der Lage zu erfahren, aber leider zu ſpät, von welchem liſtigen Anſchlage das Fräulein von Cardoville und noch Andere die Opfer waren? Was war ſodann meine Pflicht als ein rechtſchaffener Mann? Den Herrn Gerichtsbeamten in Kenntniß zu ſetzen, ihm zu beweiſen, was ich vorbrachte, und ihn hieher zu begleiten. Dieß iſt's was ich gethan habe."

„Alſo, Herr Gerichtsbeamte," fuhr der Doctor Baleinier fort, „ich bin nicht der Einzige, den dieſer Mann anklagt, ſondern er wagt es auch noch anzuklagen. —"

„Ich klage den Herrn Abbé von Aigrigny an," erwiederte Rodin mit lauter und ſchneidender Stimme, den Doctor unterbrechend, „ich klage die Frau von Saint-Dizier an, ich klage Sie an, Sie, mein Herr, aus einem niedrigen Intereſſe das Fräulein von Cardoville in dieſes Haus, und die Töchter des Herrn Marſchalls Simon in das anſtoſſende Kloſter eingeſperrt zu haben. Iſt dieß klar?"

„Ach! dieß iſt nur allzuwahr," ſagte Adriane lebhaft; „ich habe dieſe armen, ſehr verweinten Kinder, mir Verzweiflungszeichen geben ſehen."

Rodin's Anklage bezüglich auf die Waiſen, war für den Doctor Baleinier ein neuer und furchtbarer Schlag. Es war nun mehr als überflüſſig bewieſen, daß der Verräther völlig in das feindliche Lager übergegangen war. Da er dieſem in Verlegenheit ſetzenden Auftritte bald ein Ende zu machen wünſchte, ſagte er zum Gerichtsbeamten, bemüht, gute Faſſung zu zeigen, ungeachtet ſeiner lebhaften Gemüthsbewegung: „Ich könnte mich, mein Herr, darauf beſchränken, Schweigen zu beobachten und derlei Anſchuldigungen zu verachten, bis Ihnen ein richterlicher Ausſpruch irgend eine Auctorität verließen hätte. Aber rein in meinem Gewiſſen, wende ich mich an das Fräulein von Cardoville ſelbſt, und bitte ſie, zu ſagen, ob ich ihr nicht erſt noch dieſen Morgen ankündigte, daß ihre Geſundheit bald in einem hinreichend entſprechenden Zuſtande ſeyn würde, um dieſes Haus verlaſſen zu können. Ich beſchwöre das Fräulein im Namen ihrer wohlbekannten Loyalität, mir zu antworten, ob ich nicht ſo geſprochen, ob ich, alſo ſprechend, mich nicht allein mit ihr befunden habe, und ob —

„Gehen Sie doch, mein Herr!“ ſagte Rodin, Baleinier grob unterbrechend; „ſetzen Sie den Fall, daß dieſes liebe Fräulein dieß aus purer Großmuth bejaht, was beweiſet es zu Ihren Gunſten? Gar nichts.“

„Wie, mein Herr“ rief der Doctor aus, „Sie erlauben ſich. . .“

„Ich erlaube mir, Sie ohne Ihre Genehmigung zu entlarven; freilich iſt dieß eine Unannehmlichkeit; aber was haben Sie uns denn eben geſagt? daß Sie, allein mit dem Fräulein von Cardoville, mit ihr geſprochen haben, als wäre ſie wahrhaftig wahnſinnig. Parbleu! das iſt doch ſehr beweiſend!“

„Aber, mein Herr“ ſagte der Doctor.

„Aber, mein Herr,“ fuhr Rodin fort, ohne ihn weiter ſprechen zu laſſen, „es iſt offenbar, daß Sie in der Vorausſicht deſſen, was heute geſchieht, um ſich eine Ausflucht zu bereiten, von Ihrer abſcheulichen Lüge überzeugt zu ſeyn ſich ſtellten, gerade in den Augen dieſes armen Fräuleins, um ſpäterhin Ihre angebliche Ueberzeugung als ein Rechtsmittel vorbringen zu können. Gehen Sie doch! Perſonen von geſundem Verſtande und geradem Herzen erzählt man keine ſolchen Mährchen.“

„Ah, mein Herr!“ rief Baleinier zornig aus.

„Ah, mein Herr,“ fuhr Robin mit einer lauteren Stimme, und immer jene des Doctors dominirenden, fort: „iſt es wahr oder nicht, daß Sie die Ausflucht ſich vorbehalten, dieſe abſcheuliche Freiheitsberaubung auf einen wiſſenſchaftlichen Irrthum zu ſchieben? Ich ſage ja, und füge bei, daß Sie ſich aus dem Handel gezogen wähnen, weil Sie nun ſagen: durch meine Bemühungen hat das Fräulein ihre Vernunft wieder erhalten: was will man mehr?“

„Ich ſage dieß, mein Herr, und behaupte es.“

„Sie behaupten eine Unwahrheit; denn es iſt bewieſen, daß die Vernunft des Fräuleins nie einen Augenblick verirrt geweſen iſt.“

„Und ich, mein Herr, behaupte, daß ſie es geweſen iſt.“

„Und ich, mein Herr, werde das Gegentheil beweiſen,“ ſagte Robin.

„Sie? und wie ſo?“ rief der Doctor aus.

„Ich werde mich wohl hüten, Ihnen dieß vor der Hand zu ſagen, wie Sie wohl denken;“ antwortete Robin mit einem ironiſchen Lächeln; dann fügte er mit Unwillen hinzu: „Aber ſehen Sie, mein Herr, Sie ſollten vor Scham vergehen, daß Sie es wagen, eine ſolche Streitfrage in Anweſenheit des Fräuleins anzuregen; erſparen Sie ihr wenigſtens eine ſolche Erörterung.“

„Mein Herr!“

„Gehen Sie doch! Pfui, mein Herr, ſag ich Ihnen, pfui! dieß vor dem Fräulein zu behaupten, iſt abſcheulich; abſcheulich, wenn Sie die Wahrheit ſagen, abſcheulich, wenn Sie lügen,“ fuhr Rodin mit Ekel fort.

„Aber dieß iſt eine unbegreifliche Erbitterung,“ rief der Jeſuit in kurzer Robe erzürnt aus; „und es dünkt mir, daß der Herr Gerichtsbeamte Parteilichkeit zeigt, indem er ſo grelle Verleumdungen gegen mich aufhäufen läßt!“

„Mein Herr,“ erwiederte Herr von Gernande ſtreng, „ich habe nicht nur das Recht, zu hören, ſondern auch jedes contradictoriſche Geſpräch zu veranlaſſen, ſobald es zur Aufklärung der Sache dient, aus allem dem, ſelbſt nach Ihrer Anſicht, Herr Doctor, geht hervor daß der Geſundheitszuſtand des Fräuleins von Cardoville befriedigend genug iſt, daß ſie gleich heute zu ihrer Familie zurückkehren kann.“

„Mindeſtens ſeh' ich darin keine ſehr wichtige Unzuläſſigkeit, mein Herr,“ ſagte der Doctor; „nur behaupte ich, daß die Heilung nicht ſo vollſtändig ſei, als ſie hätte ſeyn können, und ich lehne jede Verantwortlichkeit für die Zukunft in dieſer Beziehung ab.“

„Sie können dieß um ſo leichter,“ ſagte Rodin, — „als es zweifelhaft iſt, ob das Fräulein fortan ſich an Ihre honetten Kenntniſſe wenden werde.“

„Es iſt alſo überflüſſig, von meiner Initiative Gebrauch zu machen, um von Ihnen zu verlangen, dem

Fräulein von Cardoville die Thüre dieſes Hauſes unverzüglich zu öffnen," ſagte der Gerichtsbeamte zum Doctor.

„Das Fräulein iſt frei," erwiederte Baleinier, „vollkommen frei."

„Was die Frage betrifft, zu wiſſen, ob Sie das Fräulein vermittelſt eines Vorwandes von Wahnſinn ihrer Freiheit beraubt haben, iſt dieſelbe bei dem Gerichte anhängig, mein Herr; Sie werden gehört werden."

„Ich bin ruhig, mein Herr," verſetzte Baleinier, ſich wohl gefaßt ſtellend, „mein Gewiſſen wirft mir nichts vor."

„Ich wünſche es, mein Herr," ſagte Herr von Gernande. „Wie gewichtig auch der Anſchein ſeyn möge, und vorzüglich wenn es ſich um Perſonen in einer Stellung handelt, wie die Ihrige, mein Herr, wünſchen wir immer Unſchuldige zu finden." Dann ſprach er zu Adrianen: „Ich begreife Alles, mein Fräulein, was dieſe Scene für Ihr Zartgefühl und für Ihren Edelmuth Peinliches und Verletzendes hat, es wird ſpäterhin von Ihnen abhangen, eine Civilklage gegen Herrn Baleinier zu ſtellen, oder der Gerechtigkeit ihren Lauf zu laſſen. . . "

„Noch ein Wort, der Mann von Herz und Loyalität (der Gerichtsbeamte wies auf Rodin) der Ihre Vertheidigung auf eine ſo freimüthige, ſo uneigennützige Weiſe übernommen hat, ſagte mir, er glaube zu wiſſen, daß Sie vielleicht der Töchter des Herrn Marſchalls Simon ſich vorläufig anzunehmen wünſchten, ich werde ſie ſogleich dem Kloſter abfordern, wohin ſie gleichfalls auf eine liſtige Weiſe gebracht worden ſind.“

„In der That, mein Herr,“ entgegnete Adriane, „war es, ſo wie ich die Ankunft der Töchter des Herrn Marſchalls Simon in Paris erfahren habe, meine Abſicht geweſen, ihnen eine Wohnung bei mir anzubieten. Die Fräulein Simon ſind meine nahen Verwandten. Es iſt für mich eine Pflicht, und zugleich ein Vergnügen, ſie als meine Schweſtern zu behandeln. Ich werde Ihnen alſo, mein Herr, doppelt dankbar ſeyn, wenn Sie ſie mir anvertrauen wollen.“

„Ich glaube, in ihrem Intereſſe nichts Beſſeres thun zu können,“ verſetzte Herr von Gernande.

Dann ſagte er zu Herrn Baleinier: „Werden Sie einwilligen, mein Herr, daß ich die Fräulein Simon alſogleich hieher bringe? Ich will ſie holen, während das Fräulein von Cardoville die Vorbereitungen zum Abgange treffen wird; Sie werden dann dieſes Haus mit ihren Verwandten verlaſſen können.

„Ich bitte das Fräulein von Gardoville, über dieſes Haus bis zum Momente ihres Abganges, wie über das ihrige zu verfügen, —“ verſetzte Herr Baleinier. „Mein Wagen wird ihr zu Befehl ſtehen, um ſie fortzuführen.“

„Mein Fräulein,“ ſagte der Gerichtsbeamte, ſich Adrianen nähernd, „ohne vorläufig über den Fall zu entſcheiden, der nächſtens bei Gericht verhandelt werden wird, darf ich Ihnen doch mein Bedauern ausdrücken, nicht früher zu Ihnen gerufen worden zu ſeyn; ich hätte

Ihnen einige Tage peinlichen Leidens erſparen können, denn Ihre Lage muß wohl peinlich geweſen ſeyn.“

„Mindeſtens wird mir inmitten dieſer traurigen Tage, mein Herr,“ ſagte Adriane mit anmuthvoller Würde, „eine gute und rührende Erinnerung bleiben, jene der Theilnahme, die Sie mir bezeigt haben, und ich hoffe, daß Sie mich wohl in den Stand ſetzen werden, Ihnen in meinem Hauſe zu danken, nicht für die Gerechtigkeit, die Sie mir gewährt, ſondern für die ſo wohlwollende, und ich darf ſagen, ſo väterliche Art, womit Sie ſie mir bethätigt haben. Und dann, mein Herr,“ fügte das Fräulein von Cardoville huldvoll lächelnd bei, „liegt mir daran, Ihnen zu beweiſen, daß meine ſogenannte Heilung eine ſehr wirkliche iſt.“ Herr von Gernande verbeugte ſich ehrerbietig vor dem Fräulein von Cardoville. Während der kurzen Unterredung des Gerichtsbeamten und Adrianens, hatten beide dem Herrn Baleinier und Rodin völlig den Rücken gewendet. Der Letztere, dieſen Moment benützend, ſteckte dem Doktor raſch ein Billet in die Hand, welches er ſo eben mit Bleiſtift auf dem Boden ſeines Hutes geſchrieben hatte. Baleinier blickte Rodin erſtaunt, betäubt an. Dieſer machte ein geheimes Zeichen, indem er mit dem Daumen an ſeine Stirne fuhr, die er zweimal ſenkrecht furchte, und dann unempfindſam blieb. Dieß war ſo ſchnell geſchehen, daß als Herr von Gernande ſich umkehrte, Rodin, einige Schritte vom Doktor Baleinier entfernt, das Fräulein von Cardoville mit achtungsvoller Theilnahme anſchaute.

„Erlauben Sie mir, Sie zu begleiten, mein Herr,“ ſagte der Doktor, dem Gerichtsbeamten vorangehend, welchen das Fräulein von Cardoville voll Leutſeligkeit grüßte.

Beide gingen fort. Rodin blieb bei dem Fräulein von Cardoville allein. Nachdem Herr Baleinier den Herrn von Gernande bis zum äußern Hausthore begleitet hatte, beeilte er ſich, das von Rodin mit Bleiſtift geſchriebene Billet zu leſen, welches folgenden Inhaltes war:

„Der Gerichtsbeamte geht auf der Straße in's Kloſter, „eilen Sie durch den Garten dahin, ſagen Sie der Oberin, „die Weiſung zu vollziehen, welche ich hinſichtlich der „beiden jungen Mädchen ertheilt habe; dieß iſt von höchſter Wichtigkeit.“

Das von Rodin ihm gemachte geheime Zeichen, und der Inhalt dieſes Billettes, bewieſen dem Doktor Baleinier, der an dieſem Tage von Verwunderung zu Erſtaunen überging, daß der Secretär des hochwürdigen Paters, weit entfernt, zu verrathen, immer zur größeren Ehre Gottes handelte. Nur ſuchte Herr Baleinier, immer völlig gehorſam, den Beweggrund des unerklärbaren Verfahrens Rodin's vergebens zu begreifen, der ſoeben eine Sache vor Gericht gezogen hatte, die man lieber vertuſchen ſollte, und welche für den Pater von Aigrigny, für das Fräulein von Saint-Dizier, und für Baleinier ſelbſt, die unangenehmſten Folgen nach ſich ziehen konnte. Doch kehren wir zu Rodin zurück, der bei dem Fräulein von Cardoville allein geblieben war

Siebentes Kapitel.

Der Secretär des Paters von Aigrigny.

Kaum hatten ſich der Gerichtsbeamte und der Doktor Baleinier entfernt, als das Fräulein von Cardoville, deren Antlitz von Glück ſtrahlte, Rodin mit einer Miſchung von Achtung und Dankbarkeit anblickend, ausrief: „Endlich, Dank Ihnen, mein Herr, bin ich frei, frei. O! nie hab' ich es ſo ganz gefühlt, welches Behagen, welche Fülle von Wonne, welcher Herzensaufſchwung in dieſem anbetungswürdigen Worte liegt: Freiheit!!“

Und Adrianens Herz pochte; ihre roſigen Nüſtern erweiterten ſich, ihre Purpurlippen öffneten ſich halb, wie wenn ſie mit Entzücken eine belebende und reine Luft geathmet hätte.

„Ich bin ſeit wenigen Tagen in dieſem entſetzlichen Hauſe,“ fuhr ſie fort, „aber ich habe in meiner Gefangenſchaft gelitten genug, um das Gelübde zu thun, jährlich einige arme, wegen Schulden Gefangene, freizukaufen. Dieſes Gelübde dünkt Ihnen ohne Zweifel ein wenig *mittelalterlich*,“ fügte ſie lächelnd bei. „aber man muß aus jener edlen Epoche nicht bloß ſeine Möbel und ſeine Kirchenfenſter nehmen. Doppelten Dank alſo, mein Herr; denn ich mache Sie zum Theilnehmer an dieſem Gedanken der *Befreiung*, der, wie Sie ſehen, inmitten des Glückes, das ich Ihnen verdanke, auftaucht, und von dem Sie bewegt, gerührt ſcheinen, Ach! möge meine Freude Ihnen meine Dankbarkeit ausdrücken, und Ihnen Ihre edelmüthige Hülfe vergelten!“ ſagte das junge Mädchen mit Begeiſterung.

Wirklich bemerkte das Fräulein von Cardoville eine völlige Verwandlung in Rodin's Phyſiognomie. Dieſer eben erſt noch ſo harte, ſo ſchneidende, hinſichtlich des Doktors Baleinier ſo unbeugſame Mann, ſchien von den ſanfteſten, liebreichſten Gefühlen beſeelt. Seine kleinen halb verſchleierten Vipernaugen hefteten ſich auf Adrianen mit einem Ausdrucke unausſprechlicher Theilnahme. Dann, wie um ſich plötzlich dieſen Eindrücken zu entziehen, ſagte er, mit ſich ſelbſt ſprechend: „Weg, weg, keine Rührung. Die Zeit iſt zu koſtbar; meine Miſſion iſt nicht vollbracht; nein, ſie iſt es nicht. Mein liebes Fräulein,“ fügte er hinzu, ſich dann zu Adrianen wendend, „alſo glauben Sie mir, wir werden ſpäterhin von Dankbarkeit ſprechen. Laſſen Sie uns ſchnell vom Gegenwärtigen reden, für Sie und für Ihre Familie ſo wichtig. Wiſſen Sie, was vorgeht?“

Adriane blickte den Jeſuiten erſtaunt an, und erwiederte: „Was geht denn vor, mein Herr?“

„Wiſſen Sie den wahren Beweggrund Ihrer Einſchließung in dieſes Haus? Wiſſen Sie, was Frau von Saint-Dizier und den Abbé von Aigrigny zu handeln veranlaßt hat?“

Indem das Fräulein von Cardoville dieſe verhaßten Namen ausſprechen hörte, verdüſterten ſich ihre eben erſt ſo glücklich freudigen Züge, und ſie antwortete mit Bitterkeit: „Der Haß, mein Herr, hat ohne Zweifel Frau von Saint-Dizier gegen mich aufgereizt.“

„Ja, der Haß, und noch mehr der Wunſch, Sie ungeſtraft eines unermeßlichen Vermögens zu berauben.“

„Mich, mein Herr? und wie?“

„Sie kennen alſo, mein liebes Fräulein, das Intereſſe nicht, welches ſie hatten, ſich am 13. Februar in der Straße Saint-François wegen einer Erbſchaft einzufinden?“

„Ich kannte dieſes Datum und dieſe Details nicht, mein Herr; aber ich wußte unvollſtändig aus einigen Familienpapieren, und in Folge eines ziemlich außerordentlichen Umſtandes, daß einer unſerer Vorfahren“

„Eine ungeheure Summe zur Vertheilung unter ſeine Nachkommen hinterlaſſen habe, nicht wahr?“

„Ja, mein Herr.“

„Was Sie leider nicht wußten, mein liebes Fräulein, war, daß die Erben gehalten waren, am 13. Februar zu einer beſtimmten Stunde zuſammen zu kommen; nach Verfluß dieſes Tages und dieſer Stunde, ſollten die Saumſeligen aus dem Beſitze geſetzt werden. Begreifen Sie nun, warum man Sie hier eingeſperrt hat, mein liebes Fräulein?“

„O! ja, ich begreife,“ rief das Fräulein von Cardoville aus; „zu dem Haſſe, den meine Tante gegen mich hegte, geſellte ſich die Habſucht. Alles erklärt ſich. Die Töchter des Marſchalls Simon, Erbinnen, wie ich, ſind ihrer Freiheit beraubt worden, wie ich.“

„Und doch,“ erwiderte Rodin, „ſind Sie und jene nicht die einzigen Opfer.“

„Wer ſind denn die andern, mein Herr?“

„Ein junger Indier.“

„Der Prinz Djalma?“ fragte Adriane raſch.

„Er wäre beinahe durch einen Schlaftrunk verziftet worden, im nämlichen Intereſſe.“

„Großer Gott!“ rief das junge Mädchen aus, erſchrocken die Hände faltend. „Das iſt entſetzlich! er, er, dieſer junge Prinz, der einen ſo edlen, ſo großmüthigen Charakter beſitzen ſoll. Aber ich ſendete in das Schloß Cardoville. —“

„Einen vertrauten Mann, beauftragt, den Prinzen nach Paris zu bringen, ich weiß dieß, mein liebes Fräulein; allein mittelſt einer Liſt iſt dieſer Mann entfernt, und der junge Indier ſeinen Feinden ausgeliefert worden.“

„Und zur Zeit, wo iſt er?“

„Ich beſitze nur unbeſtimmte Aufſchlüſſe; ich weiß bloß, daß er ſich in Paris befindet; aber verzweifle nicht, ihn zu finden; ich werde dieſe Nachforſchungen mit einem faſt väterlichen Eifer betreiben; denn man könnte die ſeltenen Eigenſchaften dieſes armen Königsſohnes nicht genug lieben. Welches Herz, mein liebes Fräulein! welches Herz! o, das iſt ein Herz von Gold, glänzend und rein, wie das Gold ſeiner Heimath.“

„Aber man muß den Prinzen finden, mein Herr!“ ſagte Adriane mit Gemüthsbewegung. „Man muß hiewegen nichts verſäumen, ich beſchwöre Sie darum; er iſt mein Verwandter, er iſt allein hier, ohne Stütze ohne Hülfe.“

„Gewiß,“ entgegnete Rodin mitleidig, „das arme Kind, denn er iſt faſt ein Kind, achtzehn oder neunzehn Jahre alt, mitten in den Strudel von Paris geworfen, welchen Gefahren wäre er nicht ausgeſetzt mit ſeinen neuen, glühenden, wilden Leidenſchaften!“

„Doch es handelt ſich zunächſt darum, ihn zu finden, mein Herr,“ ſagte Adriane lebhaft, „dann werden wir ihn dieſen Gefahren entziehen. Da ich, vor meiner Einſperrung hier, ſeine Ankunft in Frankreich erfuhr, hatte ich einen vertrauten Mann abgeſendet, um ihm die Dienſte eines unbekannten Freundes anzubieten; ich ſehe nun, daß dieſe wahnſinnige Idee, die man mir ſo ſehr zum Vorwurfe gemacht, ſehr vernünftig war. Daher leg' ich mehr als jemals Werth darauf; der Prinz gehört zu meiner Familie, ich ſchulde ihm eine großmümüthige Gaſtfreundſchaft; ich beſtimmte für ihn den Pavillon, den ich bei meiner Tante bewohnte.

„Doch Sie, mein liebes Fräulein?“

„Heute noch will ich ein Haus beziehen, welches ich ſeit einiger Zeit herrichten ließ, feſt entſchloſſen, Frau von Saint-Dizier zu verlaſſen, und allein zu leben nach meinem Belieben. Alſo, mein Herr, da es Ihre Miſſion iſt, der gute Genius unſerer Familie zu ſeyn, ſo ſeyen Sie eben ſo großmüthig gegen den Prinzen Djalma, wie Sie es gegen mich, gegen die Töchter des Marſchalls Simon geweſen ſind; ich beſchwöre Sie darum, ſuchen Sie den Aufenthaltsort dieſes armen Königsſohnes, wie Sie ſagen, zu entdecken; bewahren Sie das Geheimniß, und laſſen Sie in jenen Pavillon ihn führen, den ein unbekannter Freund ihm anbietet; er möge ſich um nichts kümmern; man wird für alle ſeine Bedürfniſſe ſorgen; er wird leben, wie er leben ſoll, wie ein Prinz.“

„Ja, er wird wie ein Prinz leben, Dank Ihrer königlichen Freigebigkeit. Aber nie wird eine rührende Theilnahme beſſer an ihrem Platze ſeyn. Es genügt, ſein ſchönes und melancholiſches Antlitz zu ſehen, wie ich es geſehen habe, um —“

„Sie haben ihn alſo geſehen, mein Herr?“ fragte Adriane, Rodin unterbrechend.

„Ja, mein liebes Fräulein, ich hab' ihn etwa zwei Stunden lang geſehen, und ich brauchte mehr nicht, um ihn zu beurtheilen; ſeine anmuthigen Züge ſind der Spiegel ſeiner Seele.“

„Und wo haben Sie ihn geſehen, mein Herr?“

„In Ihrem ehemaligen Schloſſe Cardoville, mein liebes Fräulein, nicht weit von welchem der Sturm ihn geworfen, und wohin ich mich begeben hatte, um —“

Dann, nach einem Momente von Unſchlüſſigkeit, ſprach Rodin weiter, wie von ſeiner Freimüthigkeit wider ſeinen Willen fortgeriſſen.

„Ei, mein Gott, wohin ich mich begeben hatte, um eine ſchlechte, ſchändliche und elende Handlung zu verüben, ich muß es wohl geſtehen.“

„Sie mein Herr? im Schloſſe Cardoville? wegen einer ſchlechten Handlung! —“ rief Adriane äußerſt beſtürzt aus. . .

„Ach! ja, mein liebes Fräulein,“ antwortete Rodin treuherzig. „Mit einem Worte, ich hatte den Auftrag vom Herrn Abbé von Aigrigny, Ihrem ehemaligen Verwalter die Wahl zu laſſen, fortgeſchickt zu werden, oder ſich zu einer Nichtswürdigkeit zu verſtehen, ja zu etwas, was einer Spionerie und Verleumdung ſehr ähnlich ſah; aber der ehrliche und würdige Mann hat abgelehnt.“

„Aber wer ſind Sie denn, mein Herr?“ fragte das Fräulein von Cardoville immer erſtaunter.

„Ich bin Rodin, Exſecretär des Herrn Abbé von Aigrigny; ſehr wenig, wie Sie ſehen.“

Wir müſſen darauf verzichten, den eben ſo demüthigen als treuherzigen Ausdruck des Jeſuiten zu ſchildern, womit er dieſe Worte ſprach, die er mit einer ehrerbietigen Verbeugung begleitete. Bei dieſer Offenbarung fuhr das Fräulein von Cardoville haſtig zurück. Wie geſagt, das Fräulein von Cardoville hatte manchmal von Rodin ſprechen hören, dem demüthigen Sekretäre des Abbé von Aigrigny, wie von einer Art gehorchender und paſſiver Maſchine. Dieß war nicht Alles: der Verwalter des Landgutes Cardoville, als er an Adrianen wegen des Prinzen Djalma ſchrieb, hatte ſich über die treuloſen und niedrigen Vorſchläge Rodin's beklagt. Sie fühlte alſo ein unbeſtimmtes Mißtrauen rege werden, als ſie erfuhr, daß ihr Befreier der Mann ſey, der eine ſo abſcheuliche Rolle geſpielt hatte. Uebrigens wurde dieſes ungünſtige Gefühl durch jenes aufgewogen, das ſie Rodin ſchuldete, und durch die Anklage, die er gegen den Abbé von Aigrigny eben erſt vor dem Gerichtsbeamten ſo deutlich geſtellt hatte, und dann endlich durch das Geſtändniß des Jeſuiten ſelbſt, der ſich ſelbſt anklagend, ſomit dem Vorwurfe zuvorkommen wollte, den man ihm machen konnte. Dennoch ſetzte das Fräulein von Cardoville nur mit einer Art kalter Zurückhaltung dieſes von ihr mit eben ſo viel Freimüthigkeit, als Vertrauen und Sympathie begonnene Geſpräch fort. Rodin gewahrte den von ihm verurſachten Eindruck; er war ſeiner gewärtig; er verlor ſeine Faſſung nicht im mindeſten, als das Fräulein von Cardoville, ihm in's Geſicht ſchauend, und einen durchdringenden Blick auf ihn heftend, ſagte: „Ah! Sie ſind Herr Rodin, der Secretär des Herrn Abbé von Aigrigny?“

„Sagen Sie Exſecretär, wenn es Ihnen gefällig iſt, mein liebes Fräulein,“ antwortete der Jeſuit; „denn Sie fühlen wohl, daß ich niemals mehr über die Schwelle des Abbé von Aigrigny treten werde. Ich habe ihn zu meinem unverſöhnlichen Feinde gemacht, und bin auſſer Dienſt. Aber es liegt mir nichts daran. Was ſag' ich? Aber deſto beſſer, weil um dieſen Preis Böſewichte entlarvt und ehrliche Leute gerettet worden ſind.“

Dieſe ſehr einfach und ſehr würdig geſprochenen Worte, führten wieder das Mitleiden in Adrianens Herz zurück. Sie dachte, daß im Grunde dieſer arme alte Mann die Wahrheit ſagte. Der Haß des auf ſolche Art entlarvten Abbé von Aigrigny mußte unerbittlich ſeyn, und zudem hatte Rodin ihm getrotzt, um eine edelmüthige Offenbarung zu machen. Dennoch erwiederte das Fräulein von Cardoville kalt:

„Da Sie, mein Herr, die ſo ſchändlichen, ſo treuloſen Vorſchläge kannten, die Sie dem Verwalter des Landgutes Cardoville zu machen beauftragt waren, warum haben Sie einwilligen können, dieſelben zu übernehmen?“

„Warum? Warum?“ verſetzte Rodin mit einer Art peinlicher Ungeduld. „Ei! mein Gott! weil ich von dem Abbé von Aigrigny völlig behext war, einem der außerordentlich gewandteſten Männer, die ich kenne, und was ich erſt geſtern erfahren habe, einem der außerordentlich gefährlichſten Männer, die es auf der Welt giebt; er hatte meine Gewiſſenszweifel beſchwichtiget, indem er mich überredete, daß der Zweck die Mittel rechtfertige. Und ich muß geſtehen, der Zweck, den er zu erſtreben ſchien, war ſchön und groß; aber vorgeſtern bin ich grauſam enttäuſcht worden, ein Donnerſchlag hat mich erweckt. Sehen Sie, mein liebes Fräulein,“ fügte Rodin mit einer Art von Verlegenheit und Verwirrung bei, „ſprechen wir nicht mehr von meiner ärgerlichen Reiſe nach Cardoville. Obgleich ich nur ein unwiſſendes und blindes Werkzeug geweſen bin, ſo fühl' ich darob doch ſo viel Scham und Kummer, als hätte ich ſelbſtſtändig gehandelt. Dieß laſtet auf mir, und drückt mich zu Boden. Ich bitte Sie, ſprechen wir

Ueber von Ihnen, von dem, was Sie intereſſirt; denn die Seele erweitert ſich bei großmüthigen Gedanken, wie die Bruſt in reiner und geſunder Luft ſich erweitert."

Rodin hatte ſo eben aus ſo freiem Antriebe das Geſtändniß ſeines Fehlers gemacht; er erklärte ihn ſo natürlich; er ſchien darüber ſo beſtürzt, daß Adriane, deren Argwohn übrigens keine andern Gründe hatte, ihr Mißtrauen ſehr ſich vermindern fühlte.

„Alſo," fuhr ſie fort, immer Rodin erforſchend, „in Cardoville haben Sie den Prinzen Djalma geſehen?"

„Ja, mein Fräulein, und von dieſer ſchnellen Zuſammenkunft rührt mein Wohlwollen für ihn her; daher werde ich meine Aufgabe vollſtändig löſen; ſeyen Sie ruhig, mein liebes Fräulein, eben ſo wenig, wie Sie, eben ſo wenig, wie die Töchter des Marſchalls Simon, wird der Prinz ein Opfer dieſes abſcheulichen Komplottes werden, das leider dabei nicht ſtehen geblieben iſt."

„Und wen ſonſt noch hat es bedroht?"

Herr Hardy, ein Mann voll Ehre und Rechtſchaffenheit, auch ein Verwandter von Ihnen, auch bei jener Verlaſſenſchaft betheiliget, iſt durch eine niederträchtige Verrätherei aus Paris entfernt worden. Endlich, ein letzter Erbe, ein unglüklicher Handwerker, in eine geſchickt geſtellte Falle gehend, wurde wegen Schulden in ein Gefängniß geworfen."

„Aber, mein Herr," fragte Adriane plötzlich, zu weſſen Vortheile iſt denn dieſes abſcheuliche Komplott, das mich in der That erſchreckt, angeſponnen worden?"

„Zum Vortheile des Herrn Abbé von Aigrigny!“ antwortete Rodin.

„Er! und warum? mit welchem Rechte? er war kein Erbe?“

„Es würde zu lange währen, Ihnen dieß auseinander zu ſetzen, mein liebes Fräulein; Sie werden einſt Alles erfahren; nur ſeyen Sie überzeugt, daß Ihre Familie keinen erbitteteren Feind hatte, als den Abbé von Aigrigny.“

„Mein Herr,“ erwiederte Adriane, wieder von einem Argwohne erfaßt, „ich will freimüthig mit Ihnen ſprechen. Wie konnte ich die lebhafte Theilnahme, die Sie mir bezeigen, und die Sie ſogar auf alle Perſonen meiner Familie ausdehnen, verdienen oder Ihnen einflößen?“

„Mein Gott, mein liebes Fräulein,“ antwortete Rodin lächelnd, „wenn ich es Ihnen ſage, werden Sie ſich über mich luſtig machen, oder mich nicht begreifen.“

„Sprechen Sie, ich bitte Sie, mein Herr. Zweifeln Sie weder an mir, noch an Ihnen.

„Wohlan! ich habe mich für Sie intereſſirt, mich Ihrer angenommen, weil Ihr Herz edelmüthig, Ihr Geiſt erhaben, Ihr Character unabhängig und muthig iſt. Einmal Ihnen zugethan, meiner Treu! waren mir die Ihrigen, welche zudem der Theilnahme ſehr würdig ſind, nicht mehr gleichgültig: denſelben nützlich ſeyn, hieß auch Ihnen nützen.“

„Aber, mein Herr, geſetzt, daß Sie mich der allzu ſchmeichelhaften Lobſprüche würdig hielten, die Sie an mich richten, wie haben Sie über mein Herz, über meinen Geiſt, über meinen Character urtheilen können?“

„Ich werde es Ihnen ſagen, mein liebes Fräulein; aber zuvor muß ich Ihnen wieder ein Geſtändniß machen, darob ich mich ſehr ſchäme. Selbſt wenn Sie nicht ſo wunderſam begabt wären, müßte, was Sie ſeit Ihrem Eintritte in dieſes Haus gelitten haben, genügen, Ihnen die Theilnahme eines jeden fühlenden Menſchen zu bewirken, nicht wahr?“

„Ich glaub es, mein Herr.“

„Ich könnte alſo auf dieſe Art meine Theilnahme für Sie erklären. Wohlan! dennoch, ich geſteh' es, hätte mir dieß nicht genügt; Sie wären einfach das Fräulein von Cardoville geweſen, ein ſehr reiches, ſehr edles, und ſehr ſchönes junges Mädchen, und Ihr Unglück hätte mich ohne Zweifel mit innigem Mitleiden erfüllt; allein ich würde gedacht haben: dieſes arme Fräulein iſt ſehr zu bedauern, es mag ſeyn; aber was kann ich armer Mann dabei thun? Meine einzige Hülfsquelle iſt meine Stelle eines Secretärs des Abbé von Aigrigny, und dieſer iſt's, den ich zunächſt angreifen muß. Er iſt allmächtig, und ich bin nichts; mit ihm kämpfen, heißt: mich zu Grunde richten, ohne Hoffnung, dieſe Unglückliche zu retten, während ich dagegen, Ihren Werth erkennend, mein liebes Fräulein, meiner Treu, in meiner Unbedeutenheit mich empört habe. Nein, nein, dachte ich, tauſendmal nein! Eine ſo ſchöne Intelligenz, ein ſo edles

Herz, ſollen nicht die Opfer eines abſcheulichen Komplottes werden. Vielleicht werde ich im Kampfe vernichtet, aber wenigſtens zu kämpfen verſucht haben.“

Es iſt unmöglich zu ſagen, mit welcher Feinheit, Energie und Empfindſamkeit Rodin dieſe Worte betont hatte. Auffallend widerwärtigen und abſtoſſenden Leuten begegnet es häufig, ſobald es ihnen gelungen iſt, ihre Häßlichkeit vergeſſen zu machen, daß gerade dieſe Häßlichkeit ein Beweggrund der Theilnahme, des Mitleidens wird, und daß man denkt: wie Schade, daß ein ſolcher Geiſt, daß eine ſolche Seele in einem ſolchen Leibe wohnt, und man fühlt ſich durch dieſen Contraſt ergriffen, faſt gerührt. Dieß war's auch, was das Fräulein von Cardoville für Rodin zu empfinden begann; denn ſo brutal und inſolent er ſich gegen den Doctor Baleinier benahm, ſo einfach und liebreich war er gegen ſie. Ein einziger Umſtand erregte lebhaft die Neugier des Fräuleins von Cardoville, nämlich zu erfahren, wie Rodin zu der Hingebung und Bewunderung gekommen, die ſie ihm einflößte.

„Verzeihen Sie mir meine indiscrete und hartnäckige Neugier, mein Herr; aber ich wünſchte zu wiſſen …“

„Wie Sie mir moraliſch geoffenbaret wurden, nicht wahr? Mein Gott! mein liebes Fräulein, es giebt nichts Einfacheres. Die Sache, mich kurz zu faſſen, verhält ſich ſo: Der Abbé von Aigrigny hielt mich nur für ein willenloſes, ſtummes und blindes Werkzeug.“

„Ich hielt den Herrn von Aigrigny für weit ſcharfſichtiger.“

„Und Sie haben Recht, mein liebes Fräulein, er iſt ein Mann von unerhörtem Scharfſinne; aber ich täuſchte ihn, indem ich mich mehr als einfältig ſtellte. Deßwegen dürfen Sie mich nicht für falſch halten . . . Nein, ich bin ſtolz . . . ja, ſtolz . . . nach meiner Weiſe, und mein Stolz beſteht darin, niemals höher zu ſcheinen, als meine Stellung, wie ſubaltern dieſe auch ſeyn möge! Wiſſen Sie, warum? Weil ich dann, wie hochmüthig meine Oberen auch ſeyen, denke: Sie kennen meinen Werth nicht; nicht ich bin es alſo, ſondern die Unbedeutenheit der Stellung, welche ſie demüthigen. Dabei gewinne ich zwei Sachen: meine Eigenliebe bleibt unangetaſtet, und ich brauche Niemand zu haſſen.“

„Ja, ich begreife dieſe Art von Stolz,“ — ſagte Adriane, immer erſtaunter über die originelle Richtung von Rodin's Geiſte.

Doch kommen wir auf das zurück, was Sie betrifft, mein liebes Fräulein. Am Vortage des 13. Februar giebt mir der Herr Abbé von Aigrigny ein ſtenographirtes Papier, und ſagt zu mir: „„Schreiben Sie dieſes Verhör ab, und fügen Sie bei, daß dieſes Aktenſtück die Entſcheidung eines Familienrathes unterſtützt, welcher, nach dem Berichte des Doctors Baleinier, den Geiſteszuſtand des Fräuleins von Cardoville für genügend beunruhigend erklärt, um ihre Einſchließung in eine Heilanſtalt zu erfordern.““

„Ja," erwiederte Adriane mit Bitterkeit, „es handelte ſich um eine lange Unterredung, die ich mit Frau von Saint-Dizier, meiner Tante, gehabt habe, und die man ohne mein Wiſſen niederſchrieb."

„Mein ſtenographirter Aufſatz liegt alſo vor mir; ich beginne ihn abzuſchreiben. Nach zehn Zeilen fühl' ich mich von Staunen ergriffen, ich weiß nicht, ob ich träume oder ob ich wache. — Wie! wahnſinnig! — rief ich aus, — das Fräulein von Cardoville wahnſinnig? Aber die Wahnſinnigen ſind jene, die etwas ſo Ungeheures zu behaupten wagen! Immer theilnehmender fahre ich im Leſen fort; ich bin fertig. O! dann, was werde ich Ihnen ſagen? Was ich empfunden habe, ſehen Sie, mein liebes Fräulein, läßt ſich nicht ausdrücken; es war Rührung, Freude, Enthuſiasmus!"

„Mein Herr ..." ſagte Adriane.

„Ja, mein liebes Fräulein, Enthuſiasmus! Möge dieſes Wort Ihrer Beſcheidenheit nicht zu nahe treten; wiſſen Sie alſo, daß dieſe ſo neuen, ſo unabhängigen, ſo muthigen Ideen, welche Sie mit ſo vielem Glanze vor Ihrer Tante entwickelten, wider Ihr Wiſſen faſt dieſelben ſind, wie jene einer Perſon, für welche Sie einſt die zärtlichſte, die religiöſeſte Achtung fühlen werden."

„Und von wem wollen Sie ſprechen, mein Herr?" rief das Fräulein von Cardoville immer theilnehmender aus.

Nach einem Momente anſcheinender Unſchlüſſigkeit fuhr Rodin fort: „Nein, nein, es iſt jetzt nicht an der

Zeit, Sie davon zu unterrichten. Alles, was ich Ihnen ſagen kann, mein liebes Fräulein, iſt, daß ich, mit dem Leſen fertig geworden, zu dem Abbé von Aigrigny eilte, um ihn von dem Irrthume zu überzeugen, worin ich ihn hinſichtlich Ihrer erblickte. Es war unmöglich, ihn zu treffen. Doch geſtern früh hab' ich ihm lebhaft meine Art zu denken mitgetheilt; er ſchien nur über Eines zu ſtaunen: daß ich dachte. Mit verächtlichem Schweigen nahm er alle meine dringenden Vorſtellungen auf. Ich hielt ſeine Redlichkeit für überliſtet; ich wurde noch dringender; aber vergebens; er befahl mir, ihm in das Haus zu folgen, worin das Teſtament Ihres Großvaters eröffnet werden ſollte. Ich war hinſichtlich des Abbé von Aigrigny ſo verblendet, daß es, um mir die Augen zu öffnen, der ſucceſſiven Ankunft des Soldaten, ſeines Sohnes, dann des Vaters des Marſchalls Simon bedurfte. Ihre Entrüſtung enthüllte mir den Umfang eines ſchon lange mit erſchreckender Geſchicklichkeit angeſponnenen Komplottes. Nun begriff ich, warum man Sie hier zurückhielt, indem man Sie für wahnſinnig ausgab; nun begriff ich, warum die Töchter des Marſchalls Simon in das Kloſter waren gebracht worden. Nun endlich ſtiegen tauſend Erinnerungen in meinem Innern auf; Bruchſtücke von Briefen, Aufſätze, die man mir zum Abſchreiben oder Chiffriren gegeben, und deren Bedeutung ich bisher nicht eingeſehen, brachten mich auf die Spur jenes abſcheulichen liſtigen Anſchlages. Gleich in der Verſammlung den plötzlichen Abſcheu, den ich vor dieſen Nichtswürdigkeiten empfand, äußern, hieße Alles verderben; ich beging dieſen Fehler nicht. Ich wetteiferte an Liſt mit dem Abbé von Aigrigny; ich ſchien noch habſüchtiger, als er. Dieſe unermeßliche Erbſchaft hätte mein gehören dürfen, meine Gier würde nicht ſchärfer, nicht unbarmherziger ſich haben zeigen können. In Folge dieſer Kriegsliſt argwohnte der Abbé von Aigrigny nichts; als eine Fügung der Vorſehung dieſe Erbſchaft aus ſeinen Händen rettete, verließ er das Haus in tiefer Beſtürzung. Mit unausſprechlicher Freude... denn ich beſaß das Mittel, Sie zu retten, Sie zu rächen, mein liebes Fräulein, begab ich mich geſtern Abends wie gewöhnlich in mein Büreau. Während der Abweſenheit des Abbé war es mir leicht, ſeine ganze, auf die Erbſchaft bezügliche Correſpondenz zu durchgehen; auf dieſe Art konnte ich alle Fäden dieſes ungeheuern Komplottes zuſammenfaſſen. O! dann, mein liebes Fräulein, ſtand ich, den Entdeckungen gegenüber, die ich machte, und ohne dieſen Zufall niemals gemacht hätte, vernichtet, entſetzt da."

„Welche Entdeckungen, mein Herr?"

„Sie ſind ſchreckliche Geheimniſſe für den, der ſie beſitzt. Dringen Sie alſo nicht darauf, mein liebes Fräulein; aber bei dieſer Erforſchung erſchien mir die von einer unerſättlichen Habgier gegen Sie und Ihre Verwandten gebildete Verbündung in ihrer ganzen tiefern Verwegenheit. Dann ſteigerte ſich noch die lebhafte und innige Theilnahme, die ich ſchon für Sie gefühlt hatte, mein liebes Fräulein, und dehnte ſich auf die übrigen unſchuldigen Opfer dieſes hölliſchen Komplottes aus. Ungeachtet meiner Unbedeutenheit, gelobte ich mir, Alles zu wagen, um den Abbé von Aigrigny zu entlarven. Ich ſtellte alle nothwendigen Beweiſe zuſammen, um meiner Anklage bei dem Gerichte eine genügende Autorität zu geben. Und heute früh verließ ich das Haus des Abbe, ohne ihm meine Pläne zu offenbaren. Er konnte, um mich zurückzuhalten, irgend ein gewaltſames Mittel anwenden; dennoch wäre es niederträchtig von meiner Seite geweſen, ihn anzugreifen, ohne ihn zuvor davon in Kenntniß zu ſetzen. Einmal aus ſeinem Hauſe ... ſchrieb ich ihm, daß ich hinlängliche Beweiſe ſeiner Nichtswürdigkeiten in Händen habe, um ihn ehrlich am hellen Tage anzugreifen; ich würde ihn anklagen; er würde ſich vertheidigen. Ich bin zu einem Gerichtsbeamten gegangen, und Sie wiſſen . . .“

In dieſem Augenblicke ging die Thüre auf; eine von den Wächterinnen erſchien, und ſagte zu Rodin: „Mein Herr, der Commiſſionär, den Sie und der Herr Gerichtsbeamte in die Straße Briſe-Miche geſchickt haben, iſt zurückgekommen.“

„Hat er den Brief übergeben?“

„Ja, mein Herr, man hat ihn ſogleich hinaufgetragen.“

„Gut, verlaſſen Sie uns.“ Die Wächterin entfernte ſich.

Achtes Kapitel.

Die Sympathie.

Wenn das Fräulein von Cardoville noch irgend einen Verdacht gegen die Aufrichtigkeit von Rodin's Ergebenheit hegen konnte, ſo hätte er dieſem leider ſehr natürlichen und faſt unwiderſprechlichen Raiſonnement gegenüber ſchwinden müſſen: Wie läßt ſich das mindeſte Einverſtändniß zwiſchen dem Abbé von Aigrigny und deſſen Secretär argwöhnen, da doch dieſer, die Umtriebe ſeines Gebieters völlig aufdeckend, ihn den Gerichten überlieferte? Da doch Rodin weiter hierin ging, als es das Fräulein von Cardoville ſelbſt gethan hätte? Welcher Rückhaltsgedanke läßt ſich dem Jeſuiten zumuthen? Höchſtens jener, daß er für ſeine Dienſte die vortheilhafte Protektion des jungen Mädchens zu gewinnen ſuche? Hatte er aber nicht ſo eben gegen dieſe Zumuthung durch die Erklärung proteſtirt, daß er nicht dem ſchönen, edlen, reichen Fräulein von Cardoville, ſondern dem jungen Mädchen mit dem ſtolzen und großmüthigen Herzen ſich geweiht habe? Und dann endlich, wie Rodin ſelbſt äußerte, welcher Mann, wenn nicht ein Elender, würde ſich nicht für Adrianens Schickſal intereſſirt haben? Ein ſonderbares, bizarres Gefühl, ein Gemiſch von Neugier, Erſtaunen und Theilnahme, geſellte ſich zur Dankbarkeit des Fräuleins von Cardoville für Rodin; dennoch, einen überlegenen Geiſt unter dieſer unſcheinbaren Hülle erkennend, ſtieg plötzlich ein ſchwerer Verdacht in ihrem Innern auf.

„Mein Herr,“ ſagte ſie zu Rodin, „Perſonen, die ich achte, geſteh' ich immer die ſchlimmen Zweifel, welche ſie mir einflößen, damit ſie ſich rechtfertigen, und mich entſchuldigen, wenn ich mich irre.“

Rodin blickte das Fräulein von Cardoville betroffen an, und indem er im Geiſte den Verdacht aufzuſuchen ſchien, den er ihr hätte einflößen können, entwortete er nach kurzem Schweigen: „Vielleicht wollen Sie von meiner Reiſe nach Cardoville ſprechen, von meinen ſchlechten Anträgen an Ihren braven und würdigen Verwalter? Mein Gott! ich —“

„Nein, nein, mein Herr,“ erwiederte Adriane, ihn unterbrechend, „Sie haben mir dieſes Geſtändniß freiwillig gemacht, und bei Ihrer Verblendung in Bezug auf Herrn von Aigrigny, begreife ich, daß Sie auf paſſive Weiſe Inſtruktionen vollzogen haben, gegen die das Zartgefühl ſich ſträubte. Aber wie kommt es, daß Sie ungeachtet Ihres unbeſtreitbaren Werthes, bei ihm, und ſo lange, eine ſo ſubalterne Stellung eingenommen haben?“

„Es iſt wahr,“ entgegnete Rodin lächelnd, „dieß muß Sie auf eine widrige Art überraſchen, mein liebes Fräulein; denn ein Mann von einiger Fähigkeit, der lange Zeit in einer geringen Stellung bleibt, hat offenbar irgend einen Hauptfehler, irgend eine ſchlimme oder niedrige Leidenſchaft.“

„Dieß, mein Herr, iſt im Allgemeinen wahr.“

„Und perſönlich wahr, was mich betrifft.“

„Alſo, mein Herr, Sie geſtehen?

„Ach! ich geſtehe, daß ich eine ſchlimme Leidenſchaft habe, der ich ſeit vierzig Jahren alle Ausſichten geopfert habe, in eine angemeſſene Lage zu kommen.“

„Und dieſe Leidenſchaft, mein Herr?“

„Iſt, weil ich Ihnen denn dieſes garſtige Geſtändniß machen muß, die Trägheit, ja, die Trägheit, der Abſcheu vor jeder Thätigkeit des Geiſtes, vor jeder moraliſchen Verantwortlichkeit, vor jeder Initiative. Mit den 1200 Livres, welche mir der Abbé von Aigrigny gab, war ich der glücklichſte Menſch auf der Welt; ich vertraute auf den Adel ſeiner Anſichten; ſein Gedanke war der meinige, ſein Wille war der meinige. Nach Vollendung meines Tagewerkes kehrte ich in mein armſeliges Zimmer zurück; ich heizte meinen Ofen, ſpeiſete Mittags Wurzeln; dann nahm ich irgend ein ſehr unbekanntes philoſophiſches Werk, und darüber brütend, ließ ich meinem Geiſte den Zügel, der, täglich niedergehalten, mich mitten durch die Theorien, durch die ergötzlichſten Utopien fortriß. Dann, von der ganzen Höhe meiner durch die Kühnheit meiner Gedanken Gott weiß wohin emporgetragenen Intelligenz, dünkte er mir meinen Gebieter und die größten Genie's der Erde zu beherrſchen. Dieſes Fieber währte wohl, meiner Treu, drei oder vier Stunden, hierauf ſchlief ich die ganze Nacht; an jedem Morgen begab ich mich fröhlich an meine Arbeit, ſicher meines Brodes am folgenden Tage, ohne Sorge um die Zukunft, mit Wenig lebend, mit Ungeduld der Freuden meines einſamen Abends harrend, und im Stillen denkend, indem ich kritzelte, wie eine geiſtloſe Maſchine, ei! ei! dennoch, wenn ich wollte —"

„Gewiß hätten Sie wie ein Anderer, vielleicht beſſer als ein Anderer, zu einer hohen Stellung gelangen können," ſagte Adriane, von Rodin's praktiſcher Philoſophie ſonderbar ergriffen.

„Ja, ich glaub' es, ich hätte es dahin bringen können, aber wenn ich es auch konnte, wozu? Sehen Sie, mein liebes Fräulein, was oft Perſonen von irgend einem Werthe für Alletagsmenſchen unerklärbar macht, iſt: daß ſie ſich oft zu ſagen begnügen: Wenn ich wollte!"

„Aber, mein Herr, ohne viel auf Lebensgenüſſe zu halten, gibt es doch einen gewiſſen Wohlſtand, den das Alter faſt unerläßlich macht, und auf den ſie unbedingt verzichten."

„Enttäuſchen Sie ſich gefälligſt, mein liebes Fräulein," ſagte Rodin fein lächelnd, „ich bin ein großer Sybarit; ich muß ſchlechterdings eine gute Kleidung haben, einen guten Ofen, eine gute Matratze, ein gutes Stück Brod, einen guten, recht pikanten Rettig, mit gutem grauem Salze gewürzt, gutes klares Waſſer, und dennoch, ungeachtet meiner vielen Gelüſte, genügen mir meine zwölfhundert Francs, und darüber hinaus, da ich einige Erſparniſſe machen kann."

„Und wie wollen Sie nun leben, ohne Dienſt, mein

Herr?“ fragte Adriane, immer mehr von der Wunderlichkeit dieſes Mannes angezogen, und Willens, ſeine Uneigennützigkeit auf die Probe zu ſtellen.

„Ich beſitze einen kleinen Sparpfennig; er wird mir hinreichen, um hier zu bleiben, bis ich das ſchwarze Gewebe des Paters von Aigrigny bis auf den letzten Faden entwirrt habe; ich bin, als der von ihm Getäuſchte, dieſe Genugthuung mir ſchuldig; drei oder vier Tage, hoff' ich, werden zu dieſem Geſchäfte ausreichen, Sodann hab' ich die Gewißheit, ein beſcheidenes Plätzchen in meiner Provinz zu finden, bei einem Privatſteuereinnehmer; erſt kürzlich hat mir ſchon Einer, der mir geneigt war, dieſen Antrag machen laſſen; aber ich hatte den Abbé von Aigrigny, ungeachtet der großen Vortheile, die man mir in Ausſicht ſtellte, nicht verlaſſen wollen. Denken Sie ſich nur, mein liebes Fräulein, achthundert Francs, Koſt und Wohnung. Da ich ein weinig leutſcheu bin, wär' es mir lieber geweſen, wo anders zu wohnen, aber Sie ſehen wohl, man gibt mir ſchon ſo viel, daß ich über dieſe kleine Unbequemlichkeit hinweggehen werde.“

Man muß darauf verzichten, die Treuherzigkeit zu ſchildern, womit Rodin dem Fräulein von Cardoville, die ihren letzten Verdacht verſchwinden ſah, dieſe kleinen, und insbeſondere heillos lügneriſchen Hausweſensanvertrauungen machte.

„Wie, mein Herr, —“ ſagte ſie mit Theilnahme zu dem Jeſuiten, — „in drei oder vier Tagen werden Sie Paris verlaſſen haben?“

„Ich hoffe es wohl, mein liebes Fräulein, und zwar,“ fügte er mit einem geheimnißvollen Tone bei, „und zwar aus mehreren Gründen; doch was ich für etwas ſehr Köſtliches erachten würde,“ fuhr er mit ernſtem und eindringlichen Tone fort, Adrianen mit Rührung betrachtend, „wäre, wenigſtens dieſe Ueberzeugung mit mir fortzunehmen, daß Sie mir einigen Dank darob wiſſen, daß ich bei dem bloßen Leſen Ihres Geſpräches mit der Prinzeſſin von Saint-Dizier, in Ihnen, bei einer jungen Perſon Ihres Alters und Ihres Standes, einen Werth, in unſerer Zeit vielleicht ohne Gleichen, erkannt habe“

„Ah, mein Herr!“ verſetzte Adriane lächelnd, „halten Sie ſich nicht verpflichtet, mir ſo bald das aufrichtige Lob zurückzugeben, das ich Ihrer Geiſtesüberlegenheit geſpendet habe. Ich zöge Undankbarkeit vor.“

„Ei, mein Gott, ich ſchmeichle Ihnen nicht, mein liebes Fräulein; wozu? Wir ſollen uns nicht wieder ſehen. Nein, ich ſchmeichle Ihnen nicht, ich begreife Sie, das iſt Alles, und was Ihnen wunderlich dünken wird, iſt, daß Ihr Anblick die Vorſtellung vervollſtändigt, die ich mir von Ihnen gemacht hatte, mein liebes Fräulein, indem ich Ihr Geſpräch mit Ihrer Tante las; ſo ſind einige, mir bisher dunkel gebliebenen Seiten Ihres Charakters, nun klar erhellt.“

„In Wahrheit, mein Herr, Sie ſetzen mich immer mehr in Erſtaunen.“

„Was wollen Sie? Ich ſage Ihnen treuherzig meine Eindrücke, jetzt erkläre ich mir vollkommen, zum Beiſpiele, Ihre leidenſchaftliche Liebe für das Schöne, Ihre religiöſe Verehrung raffinirter Sinnengenüſſe, Ihr glühendes Sehnen nach einer beſſern Welt, Ihre muthige Verachtung entwürdigender, ſerviler Gewohnheiten, denen das Weib unterworfen iſt; ja, jetzt begreif' ich den edlen Stolz noch beſſer, womit Sie dieſe Fluth eitler, eingebildeter, lächerlicher Männer betrachten, denen das Weib ein ihnen heimgefallenes Geſchöpf iſt, kraft der Geſetze, die ſie *nach ihrem Ebenbilde*, das nicht ſchön iſt, gemacht haben. Soll nicht nach dieſen kleinen Tyrannen das Weib, eine geringere Menſchengattung, welcher ein Concilium von Cardinälen mit einer Mehrheit von zwei Stimmen eine Seele zuzuerkennen geruht hat, ſich tauſendmal glücklich ſchätzen, die Magd dieſer kleinen, mit dreißig Jahren alten, athemloſen, abgelebten, blaſirten Paſcha's zu ſeyn, die, aller Ausſchweifungen ſatt, in ihrer Erſchöpfung auszuruhen gedenkend, darauf ſinnen, wie man ſagt, *ein Ende zu machen*, was ſie durch die Heirath eines armen jungen Mädchens bewerkſtelligen, welches im Gegentheile *einen Anfang zu machen* wünſcht."

Das Fräulein von Cardoville würde bei Rodin's ſatyriſchen Zügen gewiß gelächelt haben, wäre ſie nicht ſonderbar betroffen geweſen, ihn Geſinnungen ausdrücken zu hören, welche ihren eigenen Ideen ſo anpaſſend waren, da ſie zum erſtenmale in ihrem Leben dieſen gefährlichen Mann ſah. Adriane vergaß, oder vielmehr wußte nicht, daß ſie mit einem Jeſuiten von ſeltener Intelligenz zu thun hatte, und daß dieſe die geheimnißvollen Kenntniſſe und Hülfsquellen eines Polizeiſpions mit dem tiefen Scharfſinne eines Beichtvaters vereinigen; teufliſche Prieſter, welche vermittelſt einiger Aufſchlüſſe, einiger Geſtändniſſe, einiger Briefe, einen Character wieder zuſammenſetzen, wie Cuvier aus einigen zoologiſchen Bruchſtücken wieder einen Leib zuſammenſetzte. Adriane, weit entfernt, Rodin zu unterbrechen, hörte ihm mit ſteigender Neugier zu. Der Wirkung gewiß, die er herbrachte, fuhr dieſer mit entrüſtetem Tone fort: „Und Ihre Tante und Abbé von Aigrigny behandelten Sie wie eine Wahnſinnige, weil Sie ſich gegen das fernere Joch dieſer kleinen Tyrannen empörten! Weil Sie aus Unwillen über die ſchimpfliche Schmach der Sclaverei mit den loyalen Eigenſchaften der Unabhängigkeit unabhängig ſeyn wollten, frei mit den ſtolzen Tugenden der Freiheit.“

„Aber, mein Herr,“ ſagte Adriane immer erſtaunter, „wie können Sie mit meinen Ideen ſo vertraut ſeyn?“

„Erſtens kannte ich Sie vollkommen durch Ihr Geſpräch mit Frau von Saint-Dizier, und dann, wenn wir beide das nämliche Ziel, obgleich durch verſchiedene Mittel, anſtrebten,“ fuhr Rodin liſtig fort, das Fräulein von Cardoville mit einer Miene des Einverſtändniſſes anblickend, „warum ſollten unſere Ueberzeugungen nicht die nämlichen ſeyn?“

„Ich verſtehe Sie nicht, mein Herr. Von welchem Ziele wollen Sie denn ſprechen!

„Von dem Ziele, welches alle erhabenen, großmüthigen, unabhängigen Geiſter unabläſſig anſtreben. Die Einen handelnd, wie Sie, mein liebes Fräulein, aus Leidenſchaft, aus Inſtinkt, ohne vielleicht von der hohen Miſſion ſich Rechenſchaft zu geben, die zu erfüllen ſie berufen ſind. So zum Beiſpiele, wenn Sie an den raffinirteſten Vergnügungen Gefallen finden, wenn ſie ſich mit Allem umgeben, was den Sinnen ſchmeichelt, glauben Sie nur dem Reize des Schönen nachzugeben? nur einem Bedürfniſſe auserleſener Genüſſe? Nein, nein, tauſendmal nein, denn dann wären Sie nur ein unvollkommenes, widrig perſönliches Geſchöpf, eine trockene Egoiſtin von ſehr auserleſenem Geſchmacke, mehr nicht, und in Ihrem Alter wäre dieß abſcheulich, mein liebes Fräulein, es wäre abſcheulich.“

„Mein Herr, wenden Sie denn dieſes ſtrenge Urtheil auf mich an?“ fragte Adriane unruhig, ſo ſehr imponirte ihr ſchon dieſer Mann wider ihren Willen.

„Gewiß würde ich es auf Sie anwenden, wenn Sie den Luxus des Luxus wegen liebten; aber nein, nein, ein ganz anderes Gefühl beſeelt Sie,“ fuhr der Jeſuit fort; „laſſen Sie uns dieß ein wenig erörtern: das leidenſchaftliche Bedürfniß aller dieſer Genüſſe empfindend, fühlen Sie den Werth oder das Vermiſſen derſelben lebhafter, als irgend Jemand, nicht wahr?“

„In der That, mein Herr,“ erwiederte Adriane lebhaft intereſſirt.

„Ihre Dankbarkeit und Ihre Theilnahme ſind alſo ſchon nothwendigerweiſe denjenigen zugewendet, welche, arm, fleißig, unbekannt, Ihnen dieſe Wunder des Luxus verſchaffen, die Sie nicht entbehren können?“

„Dieſes Gefühl von Dankbarkeit iſt in mir ſo lebhaft, mein Herr,“ entgegnete Adriane, immer entzückter, ſich ſo gut verſtanden oder errathen zu ſehen, „daß ich einſt auf ein Meiſterſtück von Goldſchmidsarbeit, anſtatt den Namen ſeines Verkäufers, den Namen ſeines Verfertigers, eines armen, bis dahin unbekannten Künſtlers, ſetzen ließ, der ſeitdem ſeine ihm gebührende Stellung erlangt hat.“

„Sie ſehen es, ich täuſchte mich nicht,“ erwiederte Rodin, „die Liebe zu dieſen Genüſſen macht Sie gegen diejenigen dankbar, die ſie Ihnen verſchaffen; und dieß iſt nicht Alles: da bin ich, zum Beiſpiele, nicht beſſer, nicht ſchlimmer, als ein Anderer, aber gewohnt, unter Entbehrungen zu leben, die mir nicht im mindeſten ſchwer fallen. Nun denn, die Entbehrungen meines Nächſten rühren mich nothwendigerweiſe weit weniger, als Sie, mein liebes Fräulein; denn dieſe Gewohnheiten des Wohlſtandes machen Sie mit Gewalt mitleidiger gegen das Unglück, als jede Andere. Sie würden zu ſehr bei dieſem Elende leiden, um diejenigen nicht zu beklagen und zu unterſtützen, die dadurch leiden.“

„Mein Gott! mein Herr,“ ſagte Adriane, welche die Einwirkung von Rodin's finſterem Zauber zu fühlen begann, „je länger ich Sie höre, deſto überzeugter bin ich, daß Sie tauſendmal beſſer, als ich, jene Ideen vertheidigen, welche von Frau von Saint-Dizier und dem Abbé von Aigrigny mir ſo ſehr zum Vorwurfe gemacht wurden. O! ſprechen Sie, ſprechen Sie, mein Herr, ich kann Ihnen nicht ſagen, mit welchem Glücke, mit welchem Stolze ich Sie anhöre.“

Und aufmerkſam, bewegt die Augen auf den Jeſuiten heftend, mit eben ſo großer Theilnahme als Sympathie und Neugier, ſchüttelte Adriane, durch eine reizende, ihr eigenthümliche Bewegung des Kopfes, die langen Locken ihres goldigen Haares zurück, wie um Rodin beſſer zu verſtehen, welcher fortfuhr: „Und Sie erſtaunen darüber, mein liebes Fräulein, weder von Ihrer Tante, noch vom Abbé von Aigrigny verſtanden worden zu ſeyn? Welchen Berührungspunkt hatten Sie denn mit dieſen heuchleriſchen, mißgünſtigen, liſtigen Geiſtern, ſo wie ich ſie jetzt beurtheilen kann? Wollen Sie einen neuen Beweis ihrer feindſeligen Verblendung? Welche war unter Ihren ungeheuern Unſinnigkeiten, wie ſie ſie nannten, die ruchloſeſte, die verdammlichſte? Ihr Entſchluß war's, fortan allein und nach Ihrem Gefallen zu leben, frei zu verfügen über Ihre Gegenwart und Ihre Zukunft; ſie fanden dieß verhaßt, abſcheulich unmoraliſch. Und war denn Ihr Entſchluß von einer thörichten Freiheitsliebe eingegeben? Nein! Von einer unordentlichen Abneigung vor jedem Joche, vor jedem Zwange? Nein! Nur von dem Wunſche, die Sonder-

Ungin zu ſpielen? Nein! denn dann hätte ich Sie ſcharf getadelt.“

„In der That haben mich andere Gründe geleitet, mein Herr, ich verſichere es Ihnen,“ ſagte Adriane, indem ſie auf die Achtung ſehr eiferſüchtig wurde, welche ihr Character Rodin einflößen konnte.“

„Ei, ich weiß es wohl, Ihre Beweggründe waren vortrefflich, und konnten nicht anders ſeyn,“ fuhr der Jeſuit fort. „Warum faſſen Sie dieſen ſo angegriffenen Entſchluß? Etwa um dem gültigen Herkommen zu trotzen? Nein! Sie haben es ſo ſehr geachtet, daß der Haß der Frau von Saint-Dizier Sie nicht vermocht hat, ihrer unbarmherzigen Vormundſchaft ſich zu entziehen. Wollen Sie allein leben, um der Ueberwachung der Leute zu entgehen? Nein, Sie würden in dieſem ausnahmsweiſen Leben hundertmal mehr der Beobachtung zugänglich ſeyn, als in jeder anderen Lage! Wollen Sie etwa dieſe Freiheit übel anwenden? Nein, tauſendmal nein; um Böſes zu thun, ſucht man das Dunkel, die Iſolirung; im Gegentheile werden in Ihrer Stellung alle eiferſüchtigen und neidiſchen Augen des gemeinen Haufens beſtändig auf Sie gerichtet ſeyn. Warum denn endlich faſſen Sie dieſen ſo muthigen, ſo ſeltenen Entſchluß, daß er bei einer jungen Perſon Ihres Alters einzig erſcheint? Wollen Sie, daß ich es Ihnen ſage, mein liebes Fräulein? Wohlan, Sie wollen durch Ihr Beiſpiel beweiſen, daß eine Frau von reinem Herzen, geſundem Verſtande, feſtem Character, unabhängigem Geiſte, edel und ſtolz aus der demüthigenden Vormundſchaft heraustreten könne, welche das Herkommen ihr aufbürdet! Ja, anſtatt das Leben eines Sclaven in der Empörung, das verhängnißweiſe der Heuchelei oder dem Laſter geweihte Leben zu führen, wollen Sie vor Aller Augen unabhängig, loyal und geachtet leben. Sie wollen endlich, wie der Mann, den freien Willen, die volle Verantwortlichkeit aller Handlungen Ihres Lebens haben, um ſomit darzuthun, daß eine völlig ſich ſelbſt überlaſſene Frau, dem Manne an Vernunft, an Klugheit, an Rechtlichkeit gleichen, und an Zartſinn und Würde ihn übertreffen kann. Das iſt Ihre Abſicht, mein liebes Fräulein. Ihr Beiſpiel iſt edel, iſt groß; wird es nachgeahmt werden? Ich hoffe es! Aber, geſchähe dieß auch nicht, Ihr edelmüthiger Verſuch wird Sie jedenfalls hoch ſtellen, glauben Sie mir."

Die Augen des Fräuleins von Cardoville ſtrahlten von einem ſtolzen und ſanften Glanze, ihre Wangen rötheten ſich leicht, ihr Herz pochte, ſie richtete ihren holdſeligen Kopf mit einer Bewegung unwillkürlichen Stolzes empor; endlich, völlig unter dem Zauber dieſes teufliſchen Mannes, rief ſie aus: „Aber, mein Herr, wer ſind Sie denn, um ſo meine geheimen Gedanken zu kennen und zu zergliedern, um in meiner Seele deutlicher zu leſen, als ich ſelbſt darin leſe, um ein neues Leben, einen neuen Aufſchwung jenen Ideen von Unabhängigkeit zu verleihen, die ſeit ſo langer Zeit in mir gähren? Wer ſind Sie denn endlich, um in meinen eigenen Augen ſo ſehr mich zu erheben, daß ich mir jetzt bewußt bin, eine für mich ehrenvolle, und vielleicht für jene von meinen Schweſtern nützliche Miſſion zu erfüllen, die in harter Knechtſchaft ſchmachten, noch einmal, wer ſind Sie, mein Herr?“

„Wer ich bin, mein Fräulein?“ antwortete Rodin mit einem Lächeln liebenswürdiger Gutmüthigkeit: „ich hab' es Ihnen ſchon geſagt, ich bin ein armer alter guter Mann, der ſeit vierzig Jahren, nachdem er den Tag hindurch als Maſchine gedient hat, die Ideen Anderer zu ſchreiben, an jedem Abende in ſein Verſteck zurückgekehrt, wo er ſich dann erlaubt, ſeine eigenen Ideen zu haben; ein braver Mann, der, von ſeiner Dachſtube aus, mit einiger Theilnahme den Bewegungen hochherziger Geiſter ſich anſchließt, die einem vielleicht näheren Ziele, als man gewöhnlich denkt, entgegengehen. Daher, mein liebes Fräulein, ſagte ich Ihnen eben erſt, Sie und ich, wir erſtreben die nämlichen Zwecke, Sie ohne daran zu denken, und fortfahrend, Ihren ſeltenen und göttlichen Antrieben zu gehorchen. Daher, glauben Sie mir, leben Sie, leben Sie immer ſchön, immer frei, immer glücklich! Dieß iſt Ihre Miſſion; ſie iſt mehr ein Ausſtrahl der Vorſehung, als Sie denken; ja, fahren Sie fort, ſich mit allen Wundern des Luxus und der Künſte zu umgeben; verfeinern Sie noch Ihre Sinne; veredeln Sie noch mehr Ihren Geſchmack in der auserleſenen Wahl Ihrer Genüſſe; beherrſchen Sie durch den Geiſt, durch die Grazie, durch die Sittenreinheit, jenen ſchwachköpfigen und widrigen Männertrupp, der von morgen an, Sie allein und frei ſehend, Sie umſchwärmen wird; ſie werden Sie für eine leichte Beute halten, preisgegeben ihrer Habgier, ihrer Selbſtſucht, ihrer dummen Albernheit. Verſpotten, verwunden Sie dieſe einfältigen und ſchmutzigen Anmaſſungen; ſeien Sie Königin dieſer Welt, und würdig, wie eine Königin geehrt zu werden. Lieben Sie, glänzen Sie, genießen Sie, dieß iſt Ihre Rolle hienieden; zweifeln Sie nicht daran! Alle dieſe Blüthen, womit Gott Sie verſchwenderiſch überhäuft hat, werden einſt herrliche Früchte tragen. Sie werden geglaubt haben, nur dem Vergnügen zu leben, Sie werden für den edelſten Zweck gelebt haben, den eine große und ſchöne Seele erſtreben kann. Daher werden wir uns vielleicht in einigen Jahren von heute an, wieder treffen: Sie, immer ſchöner und gefeierter, ich, immer älter und unbekannter; aber es liegt nichts daran, eine geheime Stimme ſagt Ihnen jetzt, deſſen bin ich gewiß, daß zwiſchen uns Beiden, ſo Ungleichen, ein verborgenes Band beſteht, eine geheimnißvolle Gemeinſchaft, welche fortan nichts wird zerſtören können.“

Die letzteren Worte mit ſo tief bewegtem Tone ſprechend, daß Adriane darob bebte, hatte Rodin ſich ihr genähert, ohne daß ſie es gewahrte, und, ſo zu ſagen, ohne zu gehen, mit ſchleifendem Tritte, und über das Getäfel mit einer Art von Schlangenwindung gleitend; er hatte mit einem ſolchen Aufſchwunge, mit ſolchem Feuer geſprochen, daß ſein bleiches Geſicht ſich leicht röthete, und ſeine abſtoſſende Häßlichkeit vor dem funkelnden Glanze ſeiner kleinen, fahlen, nun offenen, runden und ſtarren Augen, die er fortwährend auf Adrianen heftete, faſt verſchwand; dieſe, vorgeneigt, mit halbgeöffneten Augen, verhaltenem Athem, konnte ihre Blicke von jenen des Jeſuiten nicht losmachen; er ſprach nicht mehr, und ſie horchte noch. Was dieſes ſchöne, junge, ſo elegante Mädchen bei dem Anblicke dieſes alten, kleinen, armſeligen, häßlichen und ſchmutzigen Mannes empfand, war unerklärbar. Die ſo gewöhnliche und doch ſo wahre Vergleichung mit der erſchreckenden Verblendung des Vogels durch die Schlange, könnte füglich eine Idee von dieſem ſeltſamen Eindrucke geben. Rodin's Taktik war gewandt und ſicher. Bisher hatte das Fräulein von Cardoville weder über ihren Geſchmack, noch über ihre Neigungen nachgedacht, und ſich ihnen überlaſſen, weil ſie harmlos und anmuthig waren. Wie glücklich und ſtolz mußte ſie alſo ſeyn, einen mit überlegenem Geiſte begabten Mann nicht nur ihre Beſtrebungen, worüber ſie erſt kürzlich ſo bitter war getadelt worden, nicht bloß loben, ſondern darob auch, wie wegen einer großen, edlen und göttlichen Sache, ſich beglückwünſchen zu hören. Hätte Rodin ſich nur an Adrianens Eigenliebe gewendet, ſo wären ihm ſeine treuloſen Schliche mißlungen; denn ſie beſaß nicht die mindeſte Eitelkeit; aber er wendete ſich an Alles, was Begeiſtertes, Großmüthiges, im Herzen dieſes jungen Mädchens glühte; was er zu ermuthigen, an ihr zu bewundern ſchien, war wirklich der Ermuthigung und der Bewunderung würdig. Wie hätte dieſe Sprache ſie nicht täuſchen ſollen, welche ſo finſtere, ſo heilloſe Pläne verbarg?“ Betroffen ob dieſer ſeltenen Intelligenz des Jeſuiten, mit lebhaft erregter Neugier durch einige geheimnißvolle Worte, welche jener abſichtlich geſprochen, unfähig, ſich die ſonderbare Wirkung zu erklären, die dieſer verderbliche Mann bereits auf ihren Geiſt ausübte, mit dem Gefühle eines achtungsvollen Mitleidens bei dem Gedanken, daß ein Mann von dieſem Alter, von dieſer Intelligenz, in der prekärſten Lage ſich befand, ſagte Adriane mit ihrer natürlichen Herzlichkeit zu ihm: „Ein Mann von Ihrem Verdienſte und Herzen, mein Herr, ſoll nicht der Laune der Umſtände Preis gegeben ſeyn; einige Ihrer Worte haben meinen Augen neue Geſichtskreiſe geöffnet; ich fühle, daß Ihre Rathſchläge in mancherlei Beziehungen mir künftig ſehr nützlich ſeyn können; kurz, indem Sie mich aus dieſem Hauſe erlöſet haben, und den übrigen Perſonen meiner Familie ſich weihen, haben Sie mir Beweiſe von Theilnahme gegeben, die ich ohne Undankbarkeit nicht vergeſſen kann. Eine zwar beſcheidene, aber geſicherte Stellung, iſt Ihnen entzogen worden, erlauben Sie mir, Ihnen —“

„Kein Wort mehr, mein liebes Fräulein,“ erwiederte Rodin, das Fräulein von Cardoville mit grämlicher Miene unterbrechend, „ich fühle für Sie eine innige

Sympathie; ich mache mir eine Ehre daraus, die Gemeinſchaft der Ideen mit Ihnen zu theilen; ich glaube endlich feſt, daß Sie dereinſt in der Lage ſeyn werden, den armen alten Philoſophen um Rath zu fragen; wegen alles deſſen muß ich, will ich Ihnen gegenüber die vollſtändigſte Unabhängigkeit bewahren."

„Aber, mein Herr, im Gegentheile, ich wäre Ihnen verbunden, wenn Sie annehmen wollten, was ich ſo ſehr wünſchte Ihnen anzubieten."

„O! mein liebes Fräulein," ſagte Rodin lächelnd, „ich weiß, daß Ihre Großmuth die Dankbarkeit immer leicht und angenehm zu machen wiſſen wird; aber noch einmal, ich kann nichts von Ihnen annehmen. Einſt vielleicht werden Sie erfahren, warum."

„Einſt?"

„Es iſt mir unmöglich, Ihnen mehr zu ſagen. Und dann, geſetzt, daß ich Ihnen irgend verbindlich wäre, wie könnte ich Ihnen hernach Alles ſagen, was in Ihnen gut und ſchön iſt? Später, wenn Sie mir für meine Rathſchläge Dank ſchulden, deſto beſſer, ich werde Sie deßwegen um ſo leichter tadeln können, wenn ich an Ihnen etwas zu tadeln finde."

„Aber ſomit, mein Herr, iſt mir ja die Dankbarkeit gegen Sie verboten."

„Nein, nein," verſetzte Rodin mit ſcheinbarer Gemüthsbewegung. „O! glauben Sie mir, es wird ein feierlicher Moment kommen, wo Sie auf eine Ihrer und meiner würdige Weiſe Ihrer Schuld ſich werden entledigen können."

Dieſes Geſpräch wurde durch die Wächterin unterbrochen, welche eintretend zu Adrianen ſagte: „Mein Fräulein, eine kleine bucklige Arbeiterin iſt unten, welche mit Ihnen zu ſprechen wünſcht; da es Ihnen nach den neuen Weiſungen des Herrn Doctors frei ſteht, zu empfangen, wenn Sie wollen, ſo komm' ich, um zu fragen, ob ich ſie heraufgehen laſſen muß. Sie iſt ſo ſchlecht gekleidet, daß ich es nicht gewagt habe.“

„Sie ſoll heraufgehen,“ entgegnete Adriane, welche Mayeux an der von der Wächterin gemachten Schilderung erkannte, „ſie ſoll heraufgehen.“

„Auch hat der Herr Doctor den Auftrag ertheilt, ſeinen Wagen zur Verfügung des Fräuleins zu ſtellen; ſoll angeſpannt werden?“

„Ja, in einer Viertelſtunde,“ antwortete Adriane der Wächterin, die ſich entfernte; dann zu Rodin gewendet: „Nun kann der Gerichtsbeamte nicht zögern, glaub' ich, die Fräulein Simon hierher zu führen“

„Ich glaube wohl, mein liebes Fräulein; aber wer iſt dieſe junge bucklige Arbeiterin?“ fragte Rodin mit gleichgültiger Miene.

„Sie iſt die Adoptivſchweſter eines braven Handwerkers, der Alles gewagt hat, um mich aus dieſem Hauſe zu befreien, mein Herr,“ antwortete Adriane mit Rührung. „Dieſe junge Arbeiterin iſt ein ſeltenes und vortreffliches Weſen; nie war eine erhabenere Geſinnung, nie ein edelmüthigeres Herz, unter einem Aeußern verborgen, das minder...“

Doch ſich unterbrechend, indem ſie an Rodin dachte, der ihr beiläufig die nämlichen körperlichen und moraliſchen Contraſte zu vereinigen ſchien, wie Mayeux, fügte Adriane bei, den über dieſes plötzliche Zurückhalten ziemlich erſtaunten Jeſuiten mit unnachahmlicher Huld anblickend: „Nein, dieſes edle Mädchen iſt nicht die einzige Perſon, welche beweiſet, wie ſehr der Adel des Gemüthes, wie ſehr die Ueberlegenheit des Geiſtes die nur dem Zufalle oder dem Reichthume verdankten, nichtigen Vorzüge mit Gleichgültigkeit hinnehmen läßt.“

In dem Augenblicke, da Adriane dieſe letzteren Worte ſprach, trat Mayeux in das Zimmer.

Neuntes Kapitel.

Der Verdacht.

Das Fräulein von Cardoville ging der Mayeux raſch entgegen, und ſagte zu ihr mit gerührter Stimme, die Hände ihr reichend: „Kommen Sie, kommen Sie, jetzt iſt kein Gitter mehr da, das uns trennt!“

Bei dieſer Anſpielung, welche ſie erinnerte, daß vor Kurzem ihre arme aber fleißige Hand von dieſer ſchönen und reichen Patrizierin achtungsvoll war geküßt worden, empfand die junge Arbeiterin ein eben ſo unausſprechliches als ſtolzes Gefühl von Dankbarkeit. Als ſie auf Adrianens herzlichen Empfang zu antworten zögerte, umarmte ſie dieſe mit rührender Innigkeit. Da Mayeur von den reizenden Armen des Fräuleins von Cardoville ſich umſchlungen ſah; da ſie die friſchen und blühenden Lippen des jungen Mädchens ſchweſterlich auf ihre bleichen und kränklichen Wangen ſich drücken fühlte, brach ſie in Thränen aus, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

Rodin, in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen, ſchaute mit einem geheimen Mißbehagen auf dieſe Scene; von der würdevollen Weigerung unterrichtet, welche Mayeur den treuloſen Verſuchungen der Oberin des Kloſters Sainte-Marie entgegengeſtellt hatte, der innigen Hingebung dieſes edelmüthigen Weſens für Agricola kundig, einer Hingebung, die ſie ſeit einigen Tagen dem Fräulein von Cardoville ſo muthig zugewendet, ſah dieſe der Jeſuit ungern es ſich angelegen ſeyn laſſen, dieſe Zuneigung noch zu vermehren. Er dachte klug, daß man nie einen Feind oder Freund, wie unbedeutend ſie auch ſeyn mögen, gering ſchätzen dürfe. Sein Feind war derjenige, der ſich dem Fräulein von Cardoville weihte; zudem verband, wie man weiß, Rodin mit einer ſeltenen Feſtigkeit des Characters gewiſſe abergläubige Schwächen, und fühlte ſich durch den beſondern Eindruck von Furcht beunruhiget, welche Mayeur ihm einflößte; er beſchloß, auf dieſe Ahnung oder Vorherſehung zu achten. Zartfühlende Herzen haben bisweilen in den unbedeutendſten Dingen Regungen von bezaubernder Huld und Güte. So nahm Adriane, als Mayeur reichliche und ſüße Thränen der Dankbarkeit vergoſſen hatte, ihr reich garnirtes Taſchentuch, und trocknete mit Pietät die Zähren, die über das ſchwermüthige Antlitz der jungen Arbeiterin floſſen. Dieſer ſo treuherzig freiwillige Einfall erſparte der Mayeux eine Demüthigung; denn, ach! Demüthigung und Leiden ſind die beiden Abgründe, die dem Unglücke unaufhörlich zur Seite ſtehen; daher iſt für das Unglück die geringſte zartſinnige Zuvorkommenheit faſt immer eine doppelte Wohlthat. Vielleicht wird man über das kindiſche Detail geringſchätzig lächeln, das wir als Beiſpiel aufſtellen; aber die arme Mayeux, welche es nicht wagte, ihr altes, kleines, zerfetztes Sacktuch aus ihrer Taſche zu ziehen, wäre lange von ihren Thränen geblendet geblieben, hätte das Fräulein von Cardoville ſie ihr nicht getrocknet.

„Sie ſind gut. O! Sie ſind auf eine edle Art liebreich! mein Fräulein!“ Dieß iſt Alles, was die Arbeiterin mit tief bewegter Stimme ſagen konnte, und noch gerührter von der Aufmerkſamkeit des Fräuleins von Cardoville, als ſie es vielleicht von einem geleiſteten Dienſte hätte ſeyn können.

„Sehen Sie ſie an, mein Herr,“ ſagte Adriane zu Robin, der ſich raſch näherte. „Ja,“ fügte die junge Patrizierin mit Stolz hinzu, „ſie iſt ein Schatz, den ich gefunden habe. Sehen Sie ſie an, mein Herr, und lieben Sie ſie, wie ich ſie liebe, ehren Sie ſie, wie ich ſie ehre. Sie iſt eines von jenen Herzen, wie wir ſie ſuchen.“

„Und wie wir ſie finden, Gott ſey Dank, mein liebes Fräulein,“ erwiederte Rodin Adrianen, vor der Arbeiterin ſich verbeugend. Dieſe ſchlug die Augen langſam zu dem Jeſuiten auf; bei dem Anblicke dieſes leichenhaften Geſichtes, das ihr mit Güte zulächelte, ſchauderte das junge Mädchen; ſonderbar! ſie hatte dieſen Mann nie geſehen, und auf der Stelle empfand ſie ihm gegenüber den nämlichen Eindruck von Furcht, von Widerwillen, welchen er hinſichtlich ihrer gefühlt hatte. Gewöhnlich furchtſam und verwirrt, konnte Mayeux ihren Blick von jenem Rodin's nicht abwenden; ihr Herz ſchlug mächtig, wie bei dem Herannahen einer großen Gefahr, und weil das herrliche Weſen nur für jene fürchtete, die ſie liebte, näherte ſie ſich unwillkürlich Adrianen, immer ihre Augen auf Rodin richtend. Dieſer, zu ſehr Geſichtskundiger, um den furchtbaren Eindruck nicht zu bemerken, den er verurſachte, fühlte ſeine inſtinktmäßige Abneigung gegen die Arbeiterin ſich vermehren. Anſtatt die Augen vor ihr niederzuſchlagen, ſchien er ſie mit ſo anhaltender Aufmerkſamkeit zu erforſchen, daß das Fräulein von Cardoville darüber erſtaunt war.

„Um Vergebung, mein liebes Mädchen,“ ſagte Rodin, mit einer Miene, wie wenn er ſeine Erinnerungen zuſammenraffe, und gegen Mayeux gewendet, „um Vergebung, aber ich glaube, daß ich mich nicht irre: ſind Sie nicht vor einigen Tagen in das Kloſter Sainte-Marie gegangen, hier in der Nähe?“

„Ja, mein Herr. . .“

„Kein Zweifel mehr, Sie ſind's! Wo hatte ich doch den Kopf?“ rief Rodin aus. „Ja, Sie ſind's. Das hätte mir früher einfallen ſollen.“

„Um was handelt es ſich denn, mein Herr?“ fragte Adriane.

„Ah! Sie haben ſehr Recht, mein liebes Fräulein,“ verſetzte Rodin, mit einer Geberde auf Mayeux weiſend. „Das iſt ein Herz, ein edles Herz, wie wir es ſuchen. Wenn Sie wüßten, mit welcher Würde, mit welchem Muthe dieſes arme Kind, das keine Arbeit hatte, und für ſie iſt Arbeitsmangel Mangel an Allem, wenn Sie wüßten, ſag' ich, mit welcher Würde ſie den ſchimpflichen Lohn ausgeſchlagen, welchen die Oberin des Kloſters ihr anzubieten die Nichtswürdigkeit hatte, um ſie zu bewegen, eine Familie auszukundſchaften, wohin ſie zu bringen ſie ihr den Antrag machte!“

„Ah! das iſt niederträchtig!“ rief das Fräulein von Cardoville mit Entrüſtung aus. „Einen ſolchen Antrag dieſem unglücklichen Kinde, ihr!“

„Mein Fräulein,“ ſagte Mayeux kummervoll, „ich hatte keine Arbeit, ich war arm; man kannte mich nicht; man hat geglaubt, mir jeden Antrag machen zu dürfen.“

„Und ich, ich ſage,“ fuhr Rodin fort, „daß es eine doppelte Nichtswürdigkeit von Seite der Oberin geweſen, das Elend in Verſuchung zu führen, und doppelt ſchön von Ihnen, ſich geweigert zu haben.“

„Mein Herr," erwiederte Mayeux mit beſcheidener Verlegenheit.

„O! o! man ſchüchtert mich nicht ein," entgegnete Rodin; „Lob oder Tadel, ich ſag' es gerade heraus, was ich auf dem Herzen habe. Fragen Sie dieſes liebe Fräulein." Und er wies mit dem Blicke auf Adrianen. „Ich will Ihnen alſo ganz laut ſagen, daß ich eben ſo viel Gutes von Ihnen denke, als das Fräulein von Cardoville ſelbſt von Ihnen denkt."

„Glauben Sie mir, mein Kind," ſagte Adriane, „es giebt Lobſprüche, welche ehren, belohnen, ermuthigen, und jene des Herrn Rodin gehören zu dieſer Zahl. Ich weiß es, o! ja ich weiß es."

„Uebrigens, mein liebes Fräulein, muß man mir nicht die ganze Ehre dieſes Urtheiles beimeſſen."

„Wie ſo, mein Herr?"

„Iſt dieſes liebe Mädchen nicht die Adoptivſchweſter von Agricola Baudoin, dem braven Arbeiter, dem energiſchen und populären Dichter? Wohlan! iſt die Zuneigung eines ſolchen Mannes nicht die beſte Bürgſchaft, und erlaubt ſie nicht, ſo zu ſagen, nach der äußern Aufſchrift zu urtheilen?" fügte Rodin lächelnd bei.

„Sie haben Recht, mein Herr," erwiederte Adriane; „denn ohne dieſes liebe Kind zu kennen, hab' ich für ihr Schickſal ſehr lebhaft von dem Tage an mich zu intereſſiren begonnen, an welchem ihr Adoptivbruder von ihr mit mir geſprochen hat. Er drückte ſich mit ſolchem Feuer, mit ſolcher Hingebung aus, daß ich ſogleich das junge, eine ſo edle Zuneigung einzuflößen fähige Mädchen, geachtet habe."

Dieſe Worte Adrianens, einem andern Umſtande beigeſellt, verwirrten Mayeux ſo lebhaft, daß ihr bleiches Geſicht purpurroth wurde. Man weiß es, die Unglückliche liebte Agricola mit einer eben ſo leidenſchaftlichen, als ſchmerzlichen und verhehlten Liebe; jede, ſelbſt mittelbare Anſpielung auf dieſes fatale Gefühl, verurſachte dem jungen Mädchen eine peinliche Verlegenheit.

In dem Augenblicke nun, da das Fräulein von Cardoville von der Zuneigung Agricola's für Mayeux geſprochen hatte, war dieſe dem auf ſie gerichteten, beobachtenden und durchdringenden Blicke Rodin's begegnet; mit Adrianen allein, hätte das junge Mädchen, von dem Hammerſchmide ſprechen hörend, nur ein vorübergehendes Gefühl von Qual empfunden; aber es ſchien, daß der Jeſuit, welcher ihr ſchon einen unwillkürlichen Schrecken einflößte, leider in ihrem Herzen geleſen, und das Geheimniß der traurigen Liebe darin erſpäht hatte, deren Opfer ſie war 'Daher das auffallende Erröthen der Unglücklichen, daher ihre ſo ſichtbare, ſo peinliche Verlegenheit, daß Adriane davon überraſcht wurde. Ein ſo liſtiger und behender Geiſt, wie jener Rodin's ſucht bei der mindeſten Wirkung alſogleich die Urſache. Nach Zuſammenſtellung verfahrend, ſah der Jeſuit auf der einen Seite ein ungeſtaltetes, aber ſehr intelligentes, und einer leidenſchaftlichen Hingebung fähiges Mädchen; von der andern, einen jungen, ſchönen, kühnen, geiſtvollen und freimüthigen Arbeiter. „Miteinander auferzogen, in „vielen Beziehungen wechſelſeitig ſympathiſirend, müſſen „ſie ſich geſchwiſterlich lieben;“ dachte er ſich; „aber „wegen einer ſchweſterlichen Liebe erröthet man nicht, „und Mayeur iſt vor meinem Blicke erröthet und verwirrt „geworden; ſollte ſie Agricola auf andere Weiſe lieben?“

Auf der Fährte dieſer Entdeckung, wollte Rodin ſeine Nachforſchung bis an's Ziel fortſetzen. Das Erſtaunen gewahrend, welches die ſichtbare Verwirrung der Mayeur Adrianen verurſachte, ſagte er zu dieſer lächelnd, und durch ein Zeichen des Einverſtändniſſes auf Mayeur weiſend: „Hm? ſehen Sie, mein liebes Fräulein, wie ſie erröthet, dieſe arme Kleine, wenn man von der lebhaften Zuneigung dieſes braven Arbeiters für ſie ſpricht?“

Mayeur ſenkte den Kopf, von Verwirrung vernichtet. Nach einer ſecundenlangen Pauſe, während welcher Rodin ſchwieg, um dem ſcharfen Pfeile Zeit zu laſſen, tief in das Herz der Unglücklichen zu dringen, fuhr der Henker fort: „Aber ſehen Sie doch dieſes liebe Mädchen, wie es ſich verwirrt!“ Dann, nach einem zweiten Schweigen, und bemerkend, daß die Purpurröthe der Mayeur einer tödtlichen Bläſſe wich, und ſie an allen ihren Gliedern zitterte, fürchtete der Jeſuit, zu weit gegangen zu ſeyn; denn Adriane ſagte theilnehmend zu Mayeur: „Mein liebes Kind, warum ſind Sie denn ſo verwirrt?“

„Ei, das iſt ganz einfach,“ erwiederte Rodin mit einer vollkommenen Einfalt, denn da er wußte, was er zu wiſſen wünſchte, wollte er nichts zu vermuthen ſcheinen: „Ei, das iſt ganz einfach; dieſes liebe Mädchen beſitzt die Beſcheidenheit einer gegen ihren Bruder guten und zärtlichen Schweſter. Da ſie ihn liebt, da ſie ſich ihm gleich achtet, dünkt es ihr, wenn man ihn lobt, daß man ſie ſelbſt lobe.“

„Und da ſie eben ſo beſcheiden als vortrefflich iſt,“ fügte Adriane bei, die Hände der Mayeux faſſend, „ſo verwirrt ſie das mindeſte Lob, für ihren Adoptivbruder, oder für ſie, in dem Grade, wie wir ſie ſehen; dieß iſt wahrhaft kindiſch, und ich werde ſie deßwegen tüchtig auszanken.“

Das Fräulein von Cardoville ſprach in ſehr gutem Glauben, da die von Rodin gegebene Erläuterung ihr ſehr annehmbar dünkte, und es auch wirklich war.

Wie alle Perſonen, welche, in jeder Minute fürchtend, ihr ſchmerzliches Geheimniß erforſcht zu ſehen, ſich eben ſo ſchnell beruhigen, als ſie erſchrecken, beredete ſich Mayeux, fühlte das Bedürfniß, ſich zu bereden, um nicht vor Scham zu ſterben, daß die letzteren Worte Rodin's aufrichtig waren, und er die Liebe nicht muthmaßte, die ſie für Agricola fühlte. Dann verminderte ſich ihre Angſt, und ſie fühlte ſich im Stande, einige Worte au das Fräulein von Cardoville zu richten. „Entſchuldigen Sie mich, mein Fräulein,“ ſagte ſie ſchüchtern „ich bin an ein Wohlwollen, jenem gleich, womit Sie mich überhäufen, ſo wenig gewöhnt, daß ich Ihrer Güte gegen mich ſchlecht entſpreche.“

„Meine Güte, armes Kind?“ erwiederte Adriane, „ich habe noch nichts für Sie gethan. Aber, Gott ſey Dank! von heute an werde ich mein Verſprechen halten Ihre Hingebung für mich, Ihre muthige Reſignation, Ihre heilige Liebe zur Arbeit belohnen können, und die Würde, von der Sie ſo viele Beweiſe inmitten der peinlichſten Zuſtände gegeben haben; kurz von heute an, wenn es Ihnen anſtändig iſt, werden wir uns nicht mehr trennen.“

„Mein Fräulein, das iſt zu viel Güte,“ verſetzte Mayeux mit bebender Stimme, „aber ich —“

„Ah! beruhigen Sie ſich,“ ſagte Adriane, ſie unterbrechend und errathend, „wenn Sie einwilligen, werde ich mit meinem etwas ſelbſtſüchtigen Wunſche, Sie bei mir zu haben, die Unabhängigkeit Ihres Characters, Ihre Arbeitsgewohnheiten, Ihren Geſchmack an der Einſamkeit, und Ihr Bedürfniß, ſich Allem zu weihen, was Mitleiden verdient, zu vereinigen wiſſen; und ſelbſt dadurch, ich verhehle es Ihnen nicht, daß ich Ihnen insbeſondere die Mittel verſchaffe, dieſen hochherzigen Neigungen zu genügen, rechne ich darauf, Sie zu verlocken und bei mir feſt zu halten.“

„Aber was hab' ich denn gethan, mein Fräulein?“ entgegnete Mayeux, „um ſo viel Dankbarkeit von Ihrer Seite zu verdienen? Im Gegentheile, haben nicht Sie zuerſt ſo großmüthig gegen meinen Adoptivbruder ſich benommen?“

„O! ich ſpreche nicht von Dankbarkeit mit Ihnen,“ ſagte Adriane, „wir ſind quitt; ſondern ich ſpreche von der Zuneigung, von der aufrichtigen Freundſchaft mit Ihnen, die ich Ihnen anbiete.“

„Von der Freundſchaft zu mir, mein Fräulein?“

„Gehen Sie, gehen Sie!“ verſetzte Adriane mit einem reizenden Lächeln, „ſeyen Sie nicht hochmüthig, weil Sie den Vortheil der Stellung haben; und dann hab' ich mir in den Kopf geſetzt, daß Sie meine Freundin ſeyn würden, und Sie werden es ſehen, dieß wird ſo ſeyn; aber, nun denk' ich daran, und zwar ein wenig ſpät; welcher glückliche Zufall führt Sie hierher?“

„Heute früh hat Herr Dagobert einen Brief erhalten worin man ihn bat, hierher zu kommen, wo er, wie es lautete, gute Nachrichten hinſichtlich deſſen finden würde, was ihn am meiſten auf der Welt intereſſire. In der Meinung, daß es ſich um die Fräulein Simon handelte, ſagte er zu mir: „„Mayeux, Sie haben ſo viel Intereſſe an dem genommen, was dieſe lieben Kinder betrifft, daß Sie mit mir gehen müſſen; Sie werden meine Freude ſehen, wenn ich ſie wieder finde; dieß wird Ihre Belohnung ſeyn.““

Adriane blickte Rodin an. Dieſer nickte beſtätigend mit dem Kopfe, und ſagte: „Ja, ja, liebes Fräulein, ich bin's, der an dieſen braven Soldaten geſchrieben hat; aber ohne zu unterzeichnen, und ohne mich näher zu erklären; Sie werden erfahren warum.“

„Warum aber ſind Sie dann allein gekommen, mein liebes Kind?“ fragte Adriane.

„Ach! mein Fräulein, ich bin bei meiner Ankunft von Ihrem Empfange ſo gerührt geweſen, daß ich Ihnen meine Beſorgniſſe nicht ſagen konnte.“

„Welche Beſorgniſſe?“ fragte Rodin.

„Da ich wußte, daß Sie hier wohnten, mein Fräulein, hab' ich vermuthet, Sie hätten jenen Brief dem Herrn Dagobert zukommen laſſen: ich hab' es ihm geſagt; er theilte meine Meinung. Hier angekommen, war ſeine Ungeduld ſo groß, daß er gleich am Thore fragte, ob die Waiſen in dieſem Hauſe ſeyen, und ſie beſchrieb. Man verneinte es ihm. Dann hat er, ungeachtet meiner dringenden Vorſtellungen in's Kloſter gehen wollen, um ſich nach ihnen zu erkundigen.“

Welche Unvorſichtigkeit!“ rief Adriane aus.

„Nach dem, was heute Nacht geſchehen iſt?“ fügte Rodin bei, die Achſeln zuckend.

„Ich hatte ihm gut bemerken,“ fuhr Mayeur fort, „daß der Brief ihm nicht beſtimmt melde, man würde ihm die Waiſen zurückgeben, ſondern daß man ihm ohne Zweifel Aufſchlüſſe über ſie zu ertheilen gedenke; er wollte mich nicht anhören, und ſagte mir: „„wenn ich nichts erfahre, werde ich ſie aufſuchen; aber ſie waren vorgeſtern im Kloſter; nun iſt Alles entdeckt, man kann ſie mir nicht verweigern.““

„Und mit einem ſolchen Kopfe,“ verſetzte Rodin lächelnd, „iſt keine Erörterung möglich.“

„Mein Gott, wenn er nur nicht erkannt wird!“ ſagte Adriane, der Drohungen des Herrn Baleinier eingedenk.

„Das iſt nicht muthmaßlich,“ verſetzte Rodin; „man wird ihm den Eintritt verweigern. Dieß iſt, hoff’ ich, das größte Mißgeſchick, das ihn erwarten wird; übrigens kann der Gerichtsbeamte nun nicht lange ſäumen, mit den jungen Mädchen zurückzukommen. Meine Anweſenheit hier iſt nicht mehr nöthig, andere Sorgen rufen mich fort. Ich muß mich nach dem Prinzen Djalma erkundigen, daher wollen Sie mir gefälligſt ſagen, wann und wo ich Sie werde ſehen können, mein liebes Fräulein, um Sie von meinen Nachforſchungen ſtets in Kenntniß zu erhalten, und über Alles Rückſprache zu pflegen, was den jungen Prinzen betrifft, wenn, wie ich es hoffe, dieſe Nachforſchungen gute Erfolge haben.“

„Sie werden mich daheim finden, in meinem neuen Hauſe, wohin ich von hier weg mich begeben will, Straße Anjou, im alten Hôtel Beaulieu. Aber es fällt mir ein,“ ſagte Adriane plötzlich nach einigen Momenten des Nachſinnens, „es ſcheint mir weder paſſend, noch vielleicht vorſichtig, aus mehrern Gründen, den Prinzen Djalma in den Pavillon einzulogiren, den ich früher im Hôtel Saint-Dizier bewohnte. Ich habe kürzlich ein charmantes kleines, ganz möblirtes, ganz bereites Haus geſehen, einige in vierundzwanzig Stunden ausführbare Verſchönerungen, werden einen ſehr hübſchen Aufenthalt daraus machen. Ja, dieß wird tauſendmal paſſender ſeyn, fügte das Fräulein von Cardoville nach einem neuen Schweigen hinzu: „und auf dieſe Art dann werde ich gewiß das ſtrengſte Incognito beobachten können.“

„Wie!“ rief Rodin aus, deſſen Projekte durch dieſen neuen Entſchluß des jungen Mädchens gefährlich durchkreuzt wurden, „Sie wollen, daß er es nicht wiſſe.“

„Ich will, daß der Prinz Djalma durchaus nicht wiſſe, wer der unbekannte Freund iſt, der ihm zu Hülfe kommt; ich wünſche, daß mein Name ihm nicht genannt werde, und daß er ſogar nicht erfahre, daß ich exiſtire, für jetzt wenigſtens. Später, vielleicht in einem Monate, werde ich ſehen; die Verhältniſſe werden mich leiten.“

„Aber wird dieſes Incognito,“ ſagte Rodin, ſein lebhaftes Mißvergnügen verhehlend, „nicht ſehr ſchwer zu bewahren ſeyn?“

„Wenn der Prinz meinen Pavillon bewohnt hätte, bin ich Ihrer Meinung; die Nähe meiner Tante hätte ihn aufklären können; und dieſe Beſorgniß iſt eine von den Gründen, welche mich auf meinen erſten Plan verzichten machen. Aber der Prinz wird in einem ziemlich entfernten Stadtviertel wohnen, Straße Blanche. Wer ſollte ihn von dem unterrichten, was er nicht wiſſen ſoll? Einer von meinen alten Freunden, Herr Norval, Sie, mein Herr, und dieſes würdige Mädchen,“ ſie wies auf Mayeux, „auf deren Verſchwiegenheit ich zählen darf, wie auf die Ihrige, Sie allein kennen mein Geheimniß; es wird alſo vollkommen bewahrt ſeyn. Uebrigens werden wir morgen noch länger über dieſen Gegenſtand ſprechen; zuvörderſt müſſen Sie es dahin bringen, dieſen unglücklichen jungen Prinzen wieder zu finden."

Rodin, obgleich über Adrianens plötzlichen Entſchluß hinſichtlich Djalma's ſehr erzürnt, blieb in guter Faſſung, und antwortete: „Ihre Abſichten werden gewiſſenhaft befolgt werden, mein liebes Fräulein, und morgen, wenn Sie es erlauben, werde ich Ihnen gute Rechenſchaft ablegen von dem, was Sie eben erſt meine Miſſion durch Fügung der Vorſehung zu nennen beliebten."

„Morgen alſo, und ich werde Sie mit Ungeduld erwarten," ſagte Adriane liebreich zu Rodin. „Erlauben Sie mir, immer auf Sie zu zählen, wie Sie von dieſem Tage an auf mich zählen können. Sie werden mit mir nachſichtig ſeyn müſſen, mein Herr; denn ich ſehe voraus, daß ich noch oft in der Lage ſeyn werde, Sie um Ihre Rathſchläge, um Ihre Gefälligkeiten zu bitten, ich, die ich Ihnen bereits ſo viel ſchulde."

„Sie werden mir nie genug ſchulden, mein liebes Fräulein, nie genug‘" verſetzte Rodin, indem er, nach einer Verbeugung vor Adrianen, beſcheiden der Thüre zu ſchritt.

In dem Augenblicke, da er hinausgehen wollte, befand er ſich Aug' im Auge mit Dagobert. „Ah! endlich hab' ich Einen von ihnen," rief der Soldat aus, den Jeſuiten mit kräftiger Hand am Kragen packend.

Zehntes Kapitel.

Die Entſchuldigungen.

Als das Fräulein von Cardoville Dagobert auf ſo barſche Weiſe Rodin am Kragen packen ſah, rief ſie mit Schrecken aus, indem ſie mit einigen Schritten dem Soldaten ſich näherte: „Um Gotteswillen, mein Herr, was machen Sie?“

„Was ich mache!“ antwortete der Soldat rauh ohne Rodin loszulaſſen, und den Kopf gegen Adrianen wendend, die er nicht kannte; „ich benütze die Gelegenheit, um die Kehle von Einem der Elenden der Bande des Renegaten ſo lange zuſammenzudrücken, bis er mir geſagt hat, wo meine armen Kinder ſind.“

„Sie erwürgen mich,“ — ſagte der Jeſuit mit gekrampfter Stimme, indem er ſich vom Soldaten loszumachen ſuchte.

„Wo ſind die Waiſen, da ſie nicht hier ſind, und man mir die Kloſterpforte verſchloſſen hielt, ohne mir antworten zu wollen!“ ſchrie Dagobert mit donnernder Stimme.

„Zu Hülfe!“ murmelte Rodin.

„Ah! das iſt abſcheulich!“ ſagte Adriane.

Und bleich, zitternd, an Dagobert ſich wendend, mit gefalteten Händen: „Haben Sie die Güte, mein Herr, hören Sie mich an... hören Sie ihn an.“

„Herr Dagobert," rief Mayeux aus, indem ſie eilig mit ihren ſchwachen Händen Dagobert's Arm faßte, und ihm Adrianen wies; „dieß iſt das Fräulein von Cardoville. Welche Gewaltthätigkeit in ihrer Gegenwart! Und dann irren Sie ſich, ohne Zweifel."

Bei dem Namen des Fräuleins von Cardoville, der Wohlthäterin ſeines Sohnes, kehrte ſich der Soldat raſch um, und ließ Rodin los; dieſer, durch den Zorn und die Erſtickung carmeſinroth geworden, beeilte ſich, ſeinen Kragen und ſeine Cravate wieder zu ordnen.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein," ſagte Dagobert, ſich der noch ſchreckenbleichen Adriane nähernd; „ich wußte nicht, wer Sie ſeyen; aber die erſte Aufwallung hat mich wider meinen Willen fortgeriſſen."

„Aber, mein Gott, was haben Sie denn gegen dieſen Herrn?" erwiederte Adriane. „Hätten Sie mich angehört, ſo würden Sie erfahren haben . . ."

„Entſchuldigen Sie mich, daß ich Sie unterbreche, mein Fräulein," ſagte der Soldat zu Adrianen mit gemäßigter Stimme. Dann, ſich zu Rodin wendend, der ſeine Kaltblütigkeit wieder gewonnen: „Danken Sie dem Fräulein, und gehen Sie fort; wenn Sie hier bleiben, ſteh' ich für mich nicht gut."

„Nur ein Wort, mein lieber Herr," ſagte Rodin; „ich . . ."

„Ich ſage Ihnen, daß ich für mich nicht gut ſtehe, wenn Sie hier bleiben!" rief Dagobert aus, mit dem Fuße ſtampfend.

„Aber um's Himmelswillen, ſagen Sie wenigſtens die Urſache dieſes Zornes," fuhr Adriane fort; „und trauen Sie beſonders dem Scheine nicht; beruhigen Sie ſich, und hören Sie uns an."

„Ich mich beruhigen, mein Fräulein!" rief Dagobert mit Verzweiflung aus; „aber ich denke nur Eines, mein Fräulein, an die Ankunft des Marſchalls Simon; er wird heute oder morgen in Paris ſeyn."

„Wär's möglich!" ſagte Adriane. Rodin machte eine Bewegung des Erſtaunens und der Freude.

„Geſtern Abends," fuhr Dagobert fort, „hab' ich einen Brief vom Marſchalle erhalten; er iſt in Havre gelandet; ſeit drei Tagen hab' ich Schritte über Schritte gethan, in der Hoffnung, daß die Waiſen mir zurückgegeben würden, weil die Umtriebe dieſer Elenden geſcheitert ſind" (und er wies auf Rodin mit einer neuen Geberde des Zornes). „Nun denn, nein ... Sie brüten noch irgend eine Niederträchtigkeit aus. Ich bin auf Alles gefaßt."

„Aber, mein Herr," ſagte Rodin vortretend, „erlauben Sie mir, Ihnen . . ."

„Hinaus!" rief Dagobert, deſſen Aufgereiztheit und Angſt ſich bei dem Gedanken verdoppelten, daß der Marſchall Simon in jedem Augenblicke in Paris ankommen konnte; „hinaus, denn, ohne das Fräulein, hätt' ich wenigſtens an Einen mich gerächt."

Rodin machte Adrianen ein Zeichen des Einverſtändniſſes, näherte ſich ihr vorſichtig, zeigte ihr Dagobert mit einer Geberde rührenden Mitleidens, und ſagte zu Letzterem: „Ich werde alſo fortgehen, mein Herr, und um ſo lieber, als ich dieſes Zimmer verließ, da Sie eintraten.“ Dann ſich völlig dem Fräulein von Cardoville nähernd, ſagte der Jeſuit mit leiſer Stimme zu ihr: „Der arme Soldat! der Schmerz verwirrt ihn; er wäre unfähig, mich anzuhören. Erklären Sie ihm Alles, mein liebes Fräulein; er wird bald belehrt ſeyn,“ fügte er mit liſtiger Miene bei; „doch inzwiſchen,“ fuhr Rodin fort, in der Seitentaſche ſeines Oberrockes wühlend, und aus derſelben ein kleines Packet ziehend, — „ſtellen Sie ihm dieß zu, ich bitte Sie, mein liebes Fräulein; das iſt meine Rache; ſie wird gut ſeyn.“

Und als Adriane, das kleine Packet in ihrer Hand haltend, den Jeſuiten mit Erſtaunen anblickte, legte dieſer ſeinen Zeigefinger auf ſeine Lippe, wie um dem jungen Mädchen Schweigen zu empfehlen, gewann die Thüre, indem er auf den Fußſpitzen rückwärts ſchritt, und ging hinaus, nachdem er noch mit einer Geberde des Mitleidens auf Dagobert gewieſen, welcher, in düſterer Niedergeſchlagenheit, mit geſenktem Kopfe, auf der Bruſt gekreuzten Armen, bei den eifrigen Tröſtungen der Mayeux ſtumm blieb. Nach Rodin’s Entfernung aus dem Zimmer ſagte Adriane, ſich dem Soldaten nähernd, mit ihrer ſanften Stimme, und mit dem Ausdrucke inniger Theilnahme: „Ihr raſches Eintreten hat mich verhindert, eine für mich ſehr intereſſante Frage an Sie zu ſtellen. Und Ihre Wunde?“

„Ich danke, mein Fräulein,“ erwiederte Dagobert, aus ſeinem peinlichen Brüten erwachend; „ich danke! Es iſt nicht viel daran, und ich habe keine Zeit, darauf zu denken. Es ärgert mich, daß ich in Ihrer Gegenwart ſo brutal geweſen bin, dieſen Elenden fortgejagt zu haben; aber dieß iſt ſtärker, als ich; bei dem Anblicke dieſer Leute da kommt mein Blut in Wallung.“

„Und doch, glauben Sie mir, haben Sie zu vorſchnell geurtheilt über die Perſon, welche ſo eben hier war.“

„Zu vorſchnell, mein Fräulein; aber ich kenne ihn ja nicht erſt ſeit heute. Er war bei dem Renegaten Abbé von Aigrigny.“

„Gewiß, dieß hindert ihn aber nicht, ein rechtſchaffener und vortrefflicher Mann zu ſeyn.“

„Er!“ rief Dagobert aus.

„Ja, und gerade in dieſem Augenblicke iſt er mit einer einzigen Sache beſchäftiget, zu machen, daß Ihnen Ihre lieben Kinder zurückgegeben werden.“

„Er!“ erwiederte Dagobert, indem er Adrianen anblickte, wie wenn er das nicht glauben könnte, was er hörte; „er, mir meine Kinder zurückgeben!“

„Ja, früher vielleicht, als Sie es denken.“

„Mein Fräulein,“ ſagte Dagobert plötzlich; — „er täuſcht Sie. Sie ſind die Betrogene dieſes alten Schuftes da . . .“

„Nein,“ entgegnete Adriane, den Kopf ſchüttelnd und lächelnd, „ich habe Beweiſe ſeiner Aufrichtigkeit; erſtens iſt er es, der mich aus dieſem Hauſe befreiet hat.“

„Wär's wahr?“ verſetzte Dagobert verwirrt.

„Sehr wahr, und noch mehr, hier iſt etwas, was Sie vielleicht mit ihm ausſöhnen wird,“ ſagte Adriane, indem ſie Dagobert das kleine Packet überreichte, welches ihr Rodin im Augenblicke ſeines Fortgehens gegeben hatte; „um Sie durch ſeine Gegenwart nicht länger zu erbittern, hat er zu mir geſagt: „„Mein Fräulein, geben Sie dieß dieſem braven Soldaten, dieß wird meine Rache ſeyn.““

Dagobert blickte das Fräulein von Cardoville beſtürzt an, mechaniſch das kleine Packet öffnend. Als er es enthüllt, und ſein von den Jahren geſchwärztes ſilbernes Kreuz erkannt hatte, und das alte, rothe, verblichene Band, das man ihm im Wirthshauſe zum weißen Falken ſammt ſeinen Papieren geraubt hatte, rief er mit gebrochener Stimme und pochendem Herzen aus: „Mein Kreuz! mein Kreuz! Dieß iſt mein Kreuz!!“ Und im Uebermaße ſeiner Freude drückte er den ſilbernen Stern an ſeinen grauen Knebelbart. Adriane und Mayeux fühlten ſich von der Gemüthsaufregung des Soldaten tief gerührt, der, zur Thüre eilend, durch welche Rodin ſo eben fortgegangen war, ausrief: „Nach einem dem Marſchalle Simon, meiner Frau oder meinem Sohne geleiſteten Dienſte, konnte man mehr nicht für mich thun. Und Sie bürgen für dieſen braven Mann, mein Fräulein? Und ich hab' ihn beleidiget, mißhandelt vor Ihnen? Er hat Anſpruch auf Genugthuung, er wird ſie bekommen. O, er wird ſie bekommen.“

Mit dieſen Worten eilte Dagobert ſchnell aus dem Zimmer, rannte durch zwei Gemächer, erreichte die Treppe, ſtieg raſch über ſie hinab, und erwiſchte Rodin auf der letzten Stufe. „Mein Herr,“ ſagte der Soldat mit bewegter Stimme zu ihm, indem er ihn am Arme faßte, „Sie müſſen ſogleich wieder hinauf gehen.“

„Es wäre doch gut, wenn Sie ſich für irgend etwas entſcheiden möchten, mein lieber Herr,“ erwiederte Rodin, ſtehen bleibend, mit Gutmüthigkeit; „noch vor einem Augenblicke befahlen Sie mir, fortzugehen, nun iſt vom Zurückkehren die Rede... Warum verweilen wir da?“

„So eben erſt, mein Herr, hatte ich Unrecht, und wenn ich Unrecht habe, mach' ich es gut. Ich habe Sie vor Zeugen beleidiget, mißhandelt ... Ich werde Sie vor Zeugen um Verzeihung bitten.“

„Aber, mein lieber Herr, ich danke Ihnen; ich habe Eile ...“

„Was kümmert es mich, daß Sie Eile haben? Ich ſage Ihnen, daß Sie ſogleich wieder hinaufgehen werden... oder wo nicht... oder wo nicht,“ fuhr Dagobert fort, die Hand des Jeſuiten faſſend, und ſie mit eben ſo großer Herzlichkeit als Rührung drückend, „oder wo nicht, wird das Glück, das Sie mir durch die Rückgabe meines Kreuzes bereiten, nicht vollſtändig ſeyn.“

„An mir ſoll's dann nicht liegen, mein guter Freund; gehen wir wieder hinauf, gehen wir wieder hinauf.“

„Und nicht nur haben Sie mir mein Kreuz wieder gegeben, ſo daß ich … ei ja wohl! geweint habe, ſehen Sie, ohne es Jemanden zu ſagen,“ rief Dagobert mit überſtrömendem Herzen aus; aber dieſes Fräulein hat mir auch geſagt, daß durch Sie dieſe armen Kinder? Hören Sie, keine falſche Freude. Iſt es auch wahr? Mein Gott! Iſt es auch wahr?“

„Ei, ei! ſeht doch den Neugierigen,“ entgegnete Rodin mit Feinheit lächelnd. Dann fügte er bei, „nun, nun, ſeyen Sie ruhig; man wird Ihnen Ihre zwei Engel zurückgeben, Sie alter Erzteufel.“ Und der Jeſuit ſtieg die Treppe hinauf.

„Man wird ſie mir zurückgeben … heute? …“ rief Dagobert aus. Und in dem Augenblicke, da Rodin die Treppe hinaufging, hielt er ihn raſch am Aermel feſt.

„Ah, mein guter Freund,“ ſagte der Jeſuit, „gewiß, bleiben wir ſtehen? Gehen wir hinauf? Gehen wir hinunter? Nichts für ungut, Sie laſſen mich wie einen Negertambour gehen.“

„Das iſt recht; da oben werden wir uns beſſer erklären. Kommen Sie, kommen Sie nun ſchnell …“ ſagte Dagobert. Dann, Rodin unter dem Arme faſſend, zog er ihn haſtig fort, und führte ihn triumphirend in das Zimmer, worin Adriane und Mayeux geblieben waren, ſehr erſtaunt über das Verſchwinden des Soldaten.

„Da iſt er, da iſt er,“ rief Dagobert eintretend aus. „Zum Glücke hab' ich ihn unten an der Treppe erwiſcht.“

„Und Sie ließen mich tüchtig heraufſteigen,“ fügte Rodin bei, ziemlich athemlos.

„Nun, mein Herr,“ — ſagte Dagobert mit ernſter Stimme, — „erkläre ich vor dem Fräulein, daß ich Unrecht gehabt habe, Ihnen grob zu begegnen, Sie zu beleidigen; ich bitte Sie hiewegen um Verzeihung, mein Herr, und erkenne mit Freude, was ich Ihnen ſchulde. O! viel, ja viel, und ich ſchwör' es Ihnen, wenn ich ſchulde — bezahl' ich.“ Und Dagobert reichte wieder Rodin ſeine loyale Hand, der ſie auf eine ſehr freundliche Weiſe drückte, beifügend: „Ei, mein guter Gott! Um was handelt es ſich denn? Was iſt denn dieß für ein großer Dienſt, von dem Sie ſprechen?“

„Und dieß!“ erwiederte Dagobert, indem er ſein Kreuz vor Rodin's Augen funkeln ließ: „Aber Sie wiſſen nicht, welchen Werth dieſes Kreuz für mich hat!“

„Im Gegentheile, in der Vermuthung, daß es Ihnen theuer ſei, rechnete ich darauf, das Vergnügen zu haben, es Ihnen ſelbſt wieder zuzuſtellen. Deßwegen hatte ich es hierher gebracht. Doch, unter uns, Sie haben mich, ſeit Ihrer Ankunft, ſo... familiär behandelt, daß ich keine Zeit fand, um...“

„Mein Herr,“ entgegnete Dagobert verwirrt, „ich verſichere Ihnen, daß ich ſchmerzlich bereue, was ich gethan habe.“

„Ich weiß es, mein guter Freund, ſprechen wir alſo nicht mehr davon. Ah, Sie hielten alſo viel auf dieſes Kreuz!“

„Ob ich etwas darauf hielt, mein Herr!“ rief Dagobert aus; „dieſes Kreuz,“ und er küßte es wieder, „iſt für mich eine Reliquie. Derjenige, von dem es kam, war mein Heiliger, mein Gott, und er hatte es berührt …“

„Wie,“ fragte Rodin, indem er ſich ſtellte, als ob er das Kreuz mit eben ſo großer Neugier als achtungsvoller Bewunderung betrachte, „wie! Napoleon … der große Napoleon hätte mit ſeiner eigenen Hand, mit ſeiner ſiegreichen Hand, dieſen edlen Stern der Ehre berührt?“

„Ja, mein Herr, mit ſeiner Hand; er hatte ihn hier, auf meiner blutenden Bruſt, als Verband für meine fünfte Wunde befeſtiget. Daher, ſehen Sie, glaub' ich, daß in der Lage, Hungers zu ſterben, zwiſchen Brod und meinem Kreuze ich nicht geſchwankt hätte, um es ſterbend auf dem Herzen zu haben. Aber genug, genug. Sprechen wir von etwas Anderm. Es iſt etwas Dummes um einen alten Soldaten, nicht wahr?“ fügte Dagobert bei, mit der Hand über ſeine Augen fahrend; dann, wie aus Scham, zu läugnen, was er empfand; fuhr er fort, indem er raſch den Kopf emporhob, und eine Thräne nicht zu verhehlen ſuchte, die über ſeine Wange floß: „Wohlan, ja, ja, ich weine vor Freude, mein Kreuz wieder gefunden zu haben, mein Kreuz, welches der Kaiſer mir gegeben hatte, mit ſeiner ſiegreichen Hand, wie dieſer würdige Mann ſagt.“

„Geſegnet ſei alſo meine arme Hand, Ihnen dieſen glorreichen Schatz wieder gegeben zu haben,“ ſagte Rodin mit Rührung. Und er ſetzte hinzu: „Meiner Treu, der Tag wird für Jedermann gut ſeyn; daher meldete ich Ihnen dieſen Morgen in meinem Briefe . . .“

„Dieſer Brief, ohne Unterſchrift,“ fragte der Soldat immer beſtürzter, „war von Ihnen?“

„Ich war's, der Ihnen denſelben ſchrieb. Nur aus Beſorgniß vor irgend einer neuen Falle des Abbé von Aigrigny, hab' ich mich, Sie verſtehen wohl, nicht deutlicher erklären wollen.“

„Alſo, meine Waiſen werde ich wiederſehen.“

Rodin nickte mit dem Kopfe bejahend, voll Gutmüthigkeit.

„Ja, alſogleich, vielleicht in einem Augenblicke,“ ſagte Adriane lächelnd. „Wohlan, hatte ich Recht, Ihnen zu ſagen, daß Sie dieſen Herrn ſchlecht beurtheilen?“

„Und wie konnte ich mir dieß denken, als ich eintrat?“ rief Dagobert freudetrunken aus.

„Hiewegen lag ein Hinderniß vor, mein guter Freund,“ verſetzte Rodin, „nämlich, weil Sie bei Ihrem Eintritte mich erwürgen wollten.“

„Es iſt wahr, ich bin zu vorſchnell geweſen; noch einmal, verzeihen Sie mir; aber was wollen Sie, daß ich Ihnen ſage? Ich hatte Sie immer mit dem Abbé von Aigrigny gegen uns geſehen, und im erſten Augenblicke . . .“

„Das Fräulein,“ ſagte Rodin, vor Adrianen ſich verbeugend, „dieſes liebe Fräulein wird Ihnen ſagen, daß ich, ohne es zu wiſſen, Mitſchuldiger von manchen Treuloſigkeiten war; aber ſobald ich in dieſem Dunkel hell ſehen konnte, hab' ich den ſchlechten Weg verlaſſen, auf welchen ich wider meinen Willen verlockt war, um auf jenem zu wandeln, der ehrlich, recht und gerecht war.“ Adriane nickte dem Dagobert, der ſie mit einem Blicke zu fragen ſchien, bejahend mit dem Kopfe.

„Daß ich den Brief nicht unterzeichnete, den ich Ihnen geſchrieben, mein guter Freund, geſchah aus Beſorgniß, daß mein Name Ihnen einen ſchlimmen Verdacht einflößen möchte; wenn ich endlich Sie gebeten habe, hierher zu kommen und nicht in's Kloſter, ſo that ich's, weil ich fürchtete, daß Sie von dem Kloſterpförtner oder dem Gärtner erkannt, und Ihr unüberlegter Streich in neulicher Nacht dieſes Erkennen gefährlich machen könnte.“

„Aber Herr Baleinier iſt von Allem unterrichtet, eben denk' ich daran,“ ſagte Adriane beſorgt; „er hat mir gedroht, Herrn Dagobert und deſſen Sohn anzuzeigen, wenn ich Klage ſtellen würde.“

„Seyen Sie ruhig, mein liebes Fräulein; nun ſind Sie es, welche die Bedingungen dictiren wird,“ verſetzte Rodin. „Verlaſſen Sie ſich auf mich; was Sie betrifft, mein guter Freund, ſo ſind Ihre Leiden zu Ende.“

„Ja,“ ſagte Adriane, „ein Gerichtsbeamte voll Rechtſchaffenheit und Wohlwollen, iſt in das Kloſter gegangen, um die Töchter des Marſchalls Simon zu holen; er wird ſie hierher führen; aber er hat gedacht, wie ich, daß es paſſender wäre, wenn ſie in meinem Hauſe wohnen würden. Ich kann jedoch dieſen Entſchluß nicht ohne Ihre Beiſtimmung faſſen, denn Ihnen ſind dieſe Waiſen durch ihre Mutter anvertraut worden."

„Sie wollen ſie bei ihnen erſetzen, mein Fräulein," entgegnete Dagobert; „ich kann Ihnen für mich und dieſe Kinder nur dafür danken. Bloß, weil die Lection hart geweſen iſt, werde ich Sie bitten, die Thüre ihres Zimmers weder bei Tag noch bei Nacht verlaſſen zu dürfen. Wenn ſie mit Ihnen ausgehen, werden Sie mir erlauben, denſelben auf einige Schritte zu folgen, ohne ſie aus dem Auge zu verlieren, nicht mehr und nicht weniger, als Rabat-joie thun würde, der ſich als einen beſſeren Wächter bewieſen hat, als ich. Iſt einmal der Marſchall angekommen, und dieß kann täglich geſchehen, dann wird die Ueberwachung aufgehoben ſeyn. Wolle Gott, daß er bald komme!"

„Ja," erwiederte Rodin mit feſter Stimme, „wolle Gott, daß er bald komme; denn er wird wegen der Verfolgung ſeiner Töchter dem Abbé von Aigrigny eine ſchreckliche Rechenſchaft abzufordern haben, und dennoch weiß der Herr Marſchall noch nicht Alles."

„Und Sie zittern nicht für den Renegaten?" verſetzte Dagobert, indem er dachte, daß der Marquis vielleicht Aug' in Auge dem Marſchalle gegenüber ſtehen würde."

„Ich zittere weder für die Niederträchtigen, noch für die Verräther," antwortete Rodin. „Und wenn der Herr Marſchall Simon zurückgekehrt ſein wird —" Dann, einige Augenblicke ſchweigend, fuhr er fort: „Möge der Herr Marſchall mir die Ehre erweiſen, mich zu hören, und er wird von dem Betragen des Abbé von Aigrigny erbaut ſein. Der Herr Marſchall wird erfahren, daß ſeine theuerſten Freunde eben ſo ſehr, wie er ſelbſt, dem Haſſe dieſes ſo gefährlichen Mannes ausgeſetzt ſind.“

„Wie denn ſo?“ fragte Dagobert.

„Ei, mein Gott! Sie ſelbſt,“ erwiederte Rodin, „ſind ein Beiſpiel von dem, was ich erwähne. Glauben Sie, daß der Zufall allein die Scene im Wirthshauſe zum weißen Falken, in der Nähe von Leipzig, herbeigeführt habe?“

„Wer hat Ihnen von jener Scene erzählt?“ fragte Dagobert beſtürzt.

„Entweder Sie nahmen Morok’s Ausforderung an,“ fuhr der Jeſuit fort, ohne Dagobert zu antworten, „und fielen in einen Hinterhalt, oder Sie ſchlugen ſie aus, und wurden dann aus Mangel an Ausweis verhaftet, wie es Ihnen geſchehen iſt, hierauf als Vagabund mit dieſen armen Waiſen in das Gefängniß geworfen. Wiſſen Sie jetzt, was der Zweck jener Gewaltthätigkeit war? Sie zu verhindern, am 13. Februar hier zu ſeyn.“

„Aber je länger ich Sie anhöre, mein Herr,“ ſagte Adriane, „deſto erſchrockener bin ich über die Verwegenheit des Abbé von Aigrigny, und den Umfang der Mittel, über die er verfügt. In Wahrheit,“ fuhr ſie mit tiefem Erſtaunen fort, „wenn Ihre Worte nicht allen Glauben verdienten —“

„So würden Sie daran zweifeln, nicht wahr, mein Fräulein," ſagte Dagobert; „ſo iſt mir's auch; ich kann nicht glauben, daß dieſer Renegat, wie böſe er auch ſei, Einverſtändniſſe mit einem Thierezeiger tief in Sachſen habe; und dann, wie hätte er gewußt, daß ich und die Kinder nach Leipzig gehen ſollten? Das iſt unmöglich, mein wackerer Mann."

„In der That, mein Herr," äußerte Adriane, „fürchte ich, daß Ihre, übrigens ſehr gegründete Abneigung gegen den Abbé von Aigrigny, Sie irre führe, und daß Sie ihm eine Macht und einen Umfang von ſchier fabelhaften Verbindungen beimeſſen." Nach einem kurzen Schweigen, während deſſen Rodin wechſelweiſe Adrianen und Dagobert mit einer Art von Mitleiden anſchaute, fuhr er fort: „Und wie hätte der Herr Abbé von Aigrigny Ihr Kreuz in ſeinem Beſitze gehabt, ohne ſeine Verbindungen mit Morok?" fragte Rodin den Soldaten.

„Wahrhaftig, mein Herr," entgegnete Dagobert, „die Freude hat mich verhindert, nachzudenken; woher kommt es, daß mein Kreuz ſich in Ihren Händen befindet?"

„Gerade weil der Abbé von Aigrigny zu Leipzig die Verbindungen hatte, welche Sie und dieſes liebe Fräulein zu bezweifeln ſcheinen."

„Aber wie iſt mein Kreuz zu Ihnen nach Paris gekommen?"

„Sagen Sie mir, ſind Sie nicht in Leipzig wegen Mangels an Ausweis verhaftet worden?"

„Ja, aber ich habe niemals begreifen können, wie meine Papiere und mein Geld aus meinem Torniſter verſchwunden ſind. Ich glaubte das Unglück gehabt zu haben, ſie zu verlieren.“

Rodin zuckte die Achſeln, und fuhr fort: „Sie wurden Ihnen im Wirthshauſe zum weißen Falken von Goliath, einem der Vertrauten Morok's, geſtohlen, und dieſer hat die Papiere und das Kreuz dem Abbé von Aigrigny geſendet, um ihm zu beweiſen, daß es ihm gelungen ſei, die Befehle zu vollziehen, welche die Waiſen und Sie ſelbſt betrafen; vorgeſtern hab' ich den Schlüſſel zu dieſem finſtern Komplotte erhalten: Kreuz und Papiere fanden ſich in den Archiven des Abbé von Aigrigny; die Papiere bildeten einen ſehr beträchtlichen Band; man hätte ihre Wegnahme bemerkt; aber inhaltlich meines Briefes hoffend, Sie heute früh zu ſehen, und überzeugt, wie viel ein Soldat des Kaiſers auf ſein Kreuz hält, eine heilige Reliquie, wie Sie ſagten, mein guter Freund, meiner Treu, hab' ich nicht geſchwankt; ich ſteckte die Reliquie in meine Taſche. Im Grunde, dachte ich mir, iſt dieß nur eine Zurückgabe, und mein Zartgefühl vergrößert ſich vielleicht die Anſicht von dieſem Mißbrauche des Vertrauens.“

„Sie konnten keine beſſere Handlung ausüben,“ ſagte Adriane, „und für meinen Theil, in Erwägung meiner Theilnahme für Herrn Dagobert, bin ich Ihnen perſönlich dafür dankbar.“ Dann, nach kurzem Schweigen, fuhr ſie ängſtlich fort: „Aber, mein Herr, über welche ſchreckliche Macht verfügt alſo Herr von Aigrigny, um in fremden Ländern ſo ausgebreitete und furchtbare Verbindungen zu haben?"

„Stille," rief Rodin mit leiſer Stimme aus, mit erſchrockener Miene um ſich ſchauend, „Stille, Stille, um's Himmelswillen befragen Sie mich darüber nicht!!!"

Eilftes Kapitel.

Offenbarungen.

Das Fräulein von Cardoville, ſehr erſtaunt über Rodin's Schrecken, als ſie ihn um einige Erklärun hinſichtlich der ſo furchtbaren, ſo ausgebreiteten Macht, worüber der Abbé von Aigrigny verfügte, erſucht hatte, ſagte zu ihm: „Aber, mein Herr, was liegt denn ſo Sonderbares in der Frage, die ich ſo eben an Sie geſtellt habe?"

Rodin, nach kurzem Schweigen, mit einer vollkommen erkünſtelten Beſorgniß um ſich ſchauend, antwortete mit gedämpfter Stimme: „Noch einmal, mein Fräulein, fragen Sie mich nicht über einen ſo furchtbaren Gegenſtand; die Mauern dieſes Hauſes haben Ohren, wie man gewöhnlich ſagt."

Adriane und Dagobert blickten ſich mit wachſendem Erſtaunen an. Mayeur, aus einem Inſtinkte unglaublicher Beharrlichkeit, fuhr fort, ein Gefühl unüberwindlichen Mißtrauens gegen Rodin zu empfinden. Bisweilen blickte ſie ihn lange verſtohlen an, bemüht, hinter die Maske dieſes Mannes zu bringen, der ſie erſchreckte. Einen Moment begegnete der Jeſuit dem beſorgten, hartnäckig auf ihn gerichteteten Blicke der Mayeux; alſogleich machte er ihr mit dem Kopfe ein klei[illegible] Zeichen voll Güte; das junge Mädchen, erſchrocken, ſich ertappt zu ſehen, wendete ſchaudernd die Augen ab. „Nein, nein, mein liebes Fräulein,“ fuhr Rodin mit einem Seufzer fort, als er das Fräulein von Cardoville über ſein Schweigen ſtaunen ſah, „fragen Sie mich nicht hinſichtlich der Macht des Abbé von Aigrigny.“

„Aber, noch einmal, mein Herr,“ erwiederte Adriane, „warum dieſe Unſchlüſſigkeit, mir zu antworten? Was fürchten Sie?“

„Ah! mein liebes Fräulein,“ ſagte Rodin ſchaudernd, „dieſe Leute ſind ſo mächtig! ihr Zorn iſt ſo ſchrecklich!“

„Beruhigen Sie ſich, mein Herr, ich ſchulde Ihnen zu viel, als daß Ihnen meine Stütze jemals fehlen ſollte.“

„Ei, mein liebes Fräulein,“ rief Rodin faſt gekränkt aus, „urtheilen Sie beſſer von mir, ich bitte Sie darum. Fürchte ich denn für mich? Nein, nein, ich bin zu unbedeutend, zu harmlos; aber Sie, der Herr Marſchall Simon, die übrigen Perſonen Ihrer Familie, ſind es, welche Alles zu fürchten haben. Ah! mein liebes Fräulein, noch einmal, fragen Sie mich nicht; es giebt Geheimniße, welche für diejenigen unheilvoll ſind, die ſie beſitzen.“

„Iſt es aber im Grunde nicht beſſer, mein Herr, die Gefahren zu kennen, von welchen man bedroht iſt?“

„Wenn man das Manoeuvre ſeines Feindes kennt, kann man ſich vertheidigen,“ ſagte Dagobert. „Beſſer ein Angriff am hellen Tage, als ein Hinterhalt.“

„Dann, ich verſichere Ihnen,“ äußerte Adriane, „flößen mir auch die wenigen Worte, die Sie mir geſagt haben, eine unbeſtimmte Beſorgniß ein.“

„Nun denn, weil es ſeyn muß, mein liebes Fräulein,“ fuhr der Jeſuit mit dem Anſcheine einer großen Selbſtüberwindung fort, „weil Sie Halbausgeſprochenes nicht verſtehen, werde ich deutlicher mich erklären; doch erinnern Sie ſich,“ fügte er mit ernſtem Tone bei, „erinnern Sie ſich, daß Ihr Drängen mich zwingt, Ihnen mitzutheilen, was nicht zu wiſſen vielleicht beſſer wäre.“

„Sprechen Sie gefälligſt, mein Herr, ſprechen Sie,“ erwiederte Adriane. Rodin, indem er Adrianen, Dagobert und Mayeux um ſich her verſammelte, ſagte zu ihnen mit gedämpfter Stimme und geheimnißvoller Miene: „Haben Sie denn niemals von einer mächtigen Aſſociation ſprechen hören, die ihr Netz über die ganze Erde ausbreitet, die in allen Claſſen des Staatsleben Layen, Seiden, Fanatiker zählt, die oft das Ohr der Könige und Großen beherrſcht hat und noch beherrſcht, von einer allmächtigen Aſſociation, die mit einem Worte ihre Geſchöpfe zu den höchſten Stellen erhebt, und mit einem Worte ſie auch in das Nichts wieder zurückſchleudert, aus dem ſie allein ſie hat ziehen können?"

„Mein Gott! mein Herr," entgegnete Adriane, „was iſt denn dieß für eine furchtbare Aſſociation! Bisher hab' ich nie davon ſprechen hören."

„Ich glaub' es Ihnen, und dennoch erſtaune ich über Ihre Unwiſſenheit in dieſer Beziehung im höchſten Grade, mein liebes Fräulein."

„Und woher dieſes Erſtaunen?"

„Weil Sie lange mit Ihrer Frau Tante gelebt, und oft den Abbé von Aigrigny geſehen haben."

„Ich habe bei Frau von Saint-Dizier, aber nicht mit ihr gelebt, weil ſie mir aus tauſend Gründen eine gerechte Abneigung einflößte."

„Aber in der That, mein liebes Fräulein, meine Bemerkung war nicht richtig; denn da mußte man, mehr als anderswo, beſonders vor Ihnen, das Schweigen über dieſe Aſſociation beobachten, und doch hat nur durch dieſe die Frau von Saint-Dizier in der großen Welt, unter der vorigen Regierung, einen ſo furchtbaren Einfluß geübt. Wohlan, erfahren Sie es alſo! Die Mitwirkung dieſer Aſſociation iſt es, welche den Abbé von Aigrigny zu einem ſo gefährlichen Manne macht; durch ſie konnte er verſchiedene Mitglieder Ihrer Familie überwachen, verfolgen, erreichen, die Einen in Sibirien, die Andern tief in Indien, die Uebrigen endlich inmitten der Gebirge von Amerika; denn, wie ich es Ihnen geſagt habe, der Zufall hat mich vorgeſtern, als ich die

Papiere des Abbé von Aigrigny durchſtöberte, auf die Spur geführt, dann von ſeiner Verbindung mit dieſer Geſellſchaft überzeugt, deren thätigſtes und fähigſtes Oberhaupt er iſt."

„Aber, mein Herr, der Name, der Name dieſer Geſellſchaft," ſagte Adriane.

„Wohlan! er iſt —" und Rodin ſchwieg.

„Er iſt," fuhr Adriane fort, eben ſo geſpannt, wie Dagobert und Mayeur, „er iſt —" Rodin blickte umher, führte durch einen Wink die übrigen Theilnehmer dieſer Scene noch näher zu ſich, und ſagte leiſe, ſeine Worte langſam betonend: „Er iſt die Geſellſchaft Jeſu." Und er ſchauderte.

„Die Jeſuiten," rief das Fräulein von Cardoville, und konnte ein um ſo freimüthigeres lautes Gelächter um ſo weniger zurückhalten, als ſie, nach den geheimnißvollen, redneriſchen Vorſichtsmaßregeln Rodin's ihrer Meinung nach eine viel ſchrecklichere Offenbarung erwartete, „die Jeſuiten!" fuhr ſie, immer lachend, fort; „aber ſie exiſtiren ja nur in den Büchern; ſie ſind hiſtoriſche, ſehr furchtbare Perſonen, ich glaub' es; allein warum Frau von Saint-Dizier und Herrn von Aigrigny in dieſe Maske ſtecken? Rechtfertigen ſie nicht ſchon ſo, wie ſie ſind, genügend meine Abneigung und meine Geringſchätzung?"

Nachdem Rodin das Fräulein von Cardoville ſchweigend angehört hatte, erwiederte er mit einer wichtigen und eindringlichen Miene: „Ihre Verblendung erſchreckt dlich, mein liebes Fräulein; die Vergangenheit hätte Ihnen Furcht vor der Zukunft einflößen ſollen; denn Sie haben mehr, als ſonſt Jemand, bereits durch die unheilvolle Wirkſamkeit dieſer Geſellſchaft gelitten, deren Exiſtenz Sie für ein Hirngeſpinſt halten."

„Ich, mein Herr?" verſetzte Adriane lächelnd, obgleich ein wenig beſtürzt.

„Sie . . ."

„Und in welcher Beziehung?"

„Sie fragen mich darum, mein liebes Fräulein, Sie fragen mich darum? und ſind hier als wahnſinnig eingeſperrt geweſen? Sehen Sie denn nicht ein, daß der Herr dieſes Hauſes eines von den jener Geſellſchaft ergebenſten Mitgliedern iſt, und als ſolches das blinde Werkzeug des Abbé von Aigrigny?"

„Alſo," ſagte Adriane, ohne dießmal zu lächeln, — „Herr Baleinier?"

„Gehorchte dem Abbé von Aigrigny, dem furchtbarſten Oberhaupte jener furchtbarſten Geſellſchaft, er wendet ſein Genie zum Böſen an; aber man muß es geſtehen, er iſt ein Mann von Genie, daher iſt vorzüglich er es, auf den Sie und die Ihrigen, ſobald Sie einmal von hier weg ſind, Ihre ganze Wachſamkeit, Ihr volles Mißtrauen richten müſſen; denn, glauben Sie mir, ich kenne ihn, er hält die Partie nicht für verloren; Sie müſſen ſich auf neue Angriffe gefaßt machen, ohne Zweifel von anderer Art, aber eben deßwegen vielleicht noch gefährlichere.

„Zum Glücke, werden Sie uns warnen, mein braver Herr," ſagte Dagobert, „und zu uns halten."

„Ich vermag ſehr wenig, mein guter Freund; aber dieſes Wenige ſteht rechtſchaffenen Leuten zu Gebote," erwiederte Rodin.

„Nun erklär' ich mir," äußerte Adriane mit nachdenkender Miene, völlig überzeugt durch Rodins Zuverſicht, „den unbegreiflichen Einfluß, welchen meine Tante auf die vornehme Welt ausübte; ich ſchrieb ihn nur ihren Verbindungen mit mächtigen Perſonen bei; ich glaubte wohl, daß ſie, wie der Abbé von Aigrigny, in finſtere Intriguen verflochten ſey, denen die Religion zum Deckmantel diente; aber ich war weit entfernt, an das zu glauben, was Sie mir mittheilen."

„Und wie viele Dinge wiſſen Sie noch nicht! —" entgegnete Rodin. — „Wenn Sie wüßten, mein liebes Fräulein, mit welcher Kunſt dieſe Leute, wider Ihr Wiſſen, mit Agenten Sie umringen, die ihnen ergeben ſind! Wenn ſie ein Intereſſe daran haben, davon Kenntniß zu erhalten, entgeht ihnen keiner Ihrer Schritte. Dann, nach und nach, handeln ſie langſam, vorſichtig, und im Dunkeln; ſie überliſten Sie durch alle möglichen Mittel, von der Schmeichelei bis zum Schrecken, verführen Sie, oder ſchüchtern Sie ein, um Sie dann zu beherrſchen, ohne daß Sie etwas von ihrer Macht wiſſen; dieß iſt ihr Zweck, und ſie erreichen ihn oft, man muß es geſtehen, mit einer fluchwürdigen Geſchicklichkeit."

Robin hatte mit ſo großer Aufrichtigkeit geſprochen daß Adriane ſchauderte; dann verſetzte ſie, über dieſe Furcht ärgerlich: „Und doch, nein, nein, nie werde ich an eine ſo hölliſche Macht glauben können; noch einmal, die Gewalt dieſer ehrſüchtigen Prieſter iſt aus einem andern Zeitalter. Gott ſey gelobt, ſie ſind auf immer verſchwunden. Ja, gewiß, ſie ſind verſchwunden; denn ſie wiſſen ſich zu vertheilen und zu verſchwinden, unter beſondern Verhältniſſen; aber vorzüglich dann ſind ſie ſehr gefährlich; denn das Mißtrauen, welches ſie einflößten, vergeht, und ſie wachen immer, im Finſtern. Ah! mein liebes Fräulein, wenn Sie ihre entſetzliche Gewandtheit kennen würden! In meinem Haſſe gegen Alles, was unterdrückend, niederträchtig und heuchleriſch iſt, hatte ich die Geſchichte dieſer ſchrecklichen Geſellſchaft ſtudirt, bevor ich noch wußte, daß der Abbé von Aigrigny ihr angehöre.“ „Ah! das iſt zum Entſetzen. Wenn Sie wüßten, welche Mittel ſie anwenden! Wenn ich Ihnen ſagen werde, daß in Folge ihrer teufliſchen Ränke, der lauterſte, ergebenſte Schein oft die furchtbarſten Schlingen verhüllt. —“ Und Rodin's Blicke ſchienen *zufällig* auf Mayeur zu haften; da er aber ſah, daß Adriane auf dieſe Inſinuation nicht merkte, fuhr der Jeſuit fort: — „Kurz, ſind Sie ihren Verfolgungen ausgeſetzt, haben ſie ein Intereſſe daran, Sie auf eine feine Art zu gewinnen? O! von dieſem Augenblicke an mißtrauen Sie Allem, was Sie umgiebt, hegen Sie Verdacht gegen die edelſte Anhänglichkeit, gegen die zärtlichſten Neigungen; denn dieſen Ungeheuern gelingt es bisweilen, Ihre beſten Freunde zu beſtechen, und aus ihnen gegen Sie um ſo ſchrecklichere Bundesgenoſſen ſich zu machen, je blinder ihr Vertrauen iſt.“

„Ah! das iſt unmöglich, —“ rief Adriane empört aus, — „Sie übertreiben. Nein, nein, die Hölle hätte nichts furchtbareres ausgebrütet, als ſolche Verräthereien.“

„Ach! mein liebes Fräulein. Einer Ihrer Verwandten, Herr Hardy, das loyalſte, das großmüthigſte Herz, iſt ſo das Opfer der niederträchtigſten Verrätherei geworden. Kurz, wiſſen Sie, was das Vorleſen des Teſtamentes Ihres Großvaters uns gelehrt hat? Daß er als ein Opfer des Haſſes dieſer Leute geſtorben iſt, und daß zur Stunde, nach einem Zeitraume von hundertfünfzig Jahren, ſeine Nachkommen noch dem Haſſe jener unzerſtörlichen Geſellſchaft ausgeſetzt ſind.“

„Ah! mein Herr, das iſt entſetzlich, —“ entgegnete Adriane, die ihr Herz ſich krampfen fühlte. — „Aber giebt es denn keine Waffen gegen ſolche Angriffe?“

„Die Vorſicht, mein liebes Fräulein, die aufmerkſamſte Behutſamkeit, die unaufhörlich mißtrauendſte Prüfung alles deſſen, was ſich Ihnen nähert.“

„Aber ein ſolches Leben iſt ein abſcheuliches Leben, mein Herr! es iſt ja eine Qual, fortwährend den

Verdachte, den Zweifeln und Beſorgniſſen preisgegeben zu ſeyn!“

„Ei! freilich! ſie wiſſen es wohl, die Elenden. Dieß eben macht ihre Stärke aus; oft triumphiren ſie gerade durch das Uebermaß der Vorſichtsmaßregeln, die man gegen ſie ergreift. Daher, mein liebes Fräulein, und Sie, würdiger und braver Soldat, im Namen deſſen, was Ihnen theuer iſt, mißtrauen Sie, wagen Sie nicht leichtſinnig Ihr Vertrauen; hüten Sie ſich wohl; Sie waren nahe daran, ein Opfer dieſer Leute zu werden; Sie werden ſie immer zu unverſöhnlichen Feinden haben. Und auch Sie, armes und intereſſantes Mädchen,“ fügte der Jeſuit bei, an Mayeux ſich wendend, „folgen Sie meinem Rathe, fürchten Sie ſie, ſchlafen Sie nur mit einem Auge, wie das Sprichwort ſagt.

„Ich, mein Herr,“ erwiederte Mayeux; „was hab' ich gethan, was hab' ich zu fürchten?“

„Was Sie gethan haben? Ei, mein Gott. Lieben Sie nicht zärtlich dieſes liebe Fräulein, Ihre Gönnerin? Haben Sie es nicht verſucht, ihr zu Hülfe zu kommen? Sind Sie nicht die Adoptivſchweſter des Sohnes dieſes unerſchrockenen Soldaten, des braven Agricola? Ach! armes Mädchen, ſind dieß nicht Gründe genug zu ihrem Haſſe, ungeachtet Ihrer Unbedeutenheit? Ah! mein liebes Fräulein, glauben Sie nicht, daß ich übertreibe. Ueberlegen Sie, überlegen Sie. Denken Sie an das, woran ich den treuen Waffengefährten des Marſchalls

Simon, hinſichtlich ſeiner Einſperrung in Leipzig, ſo eben erinnert habe; denken Sie an das, was Ihnen ſelbſt begegnet iſt, indem man es gewagt hat, jedes Geſetz und jede Gerechtigkeit verhöhnend, Sie hierher zu bringen? Und dann werden ſie ſehen, daß in dieſer Schilderung der verborgenen Macht jener Geſellſchaft nichts übertrieben iſt. Seyen Sie immer auf Ihrer Hut, und vorzüglich, mein liebes Fräulein, fürchten Sie in allen zweifelhaften Fällen nicht, ſich an mich zu wenden. In drei Tagen werde ich aus eigener Erfahrung über ihre Art zu handeln genug vernommen haben, um Ihnen eine Falle, eine Liſt, eine Gefahr bezeichnen, und Sie davor ſchützen zu können.“

„Würde in einem ſolchen Falle, mein Herr, —“ verſetzte das Fräulein von Cardoville, — „abgeſehen von Dankbarkeit, nicht ſchon mein Intereſſe Sie als meinen beſten Rathgeber bezeichnen?“

Nach der gewöhnlichen Taktik der Söhne Loyola's, welche bald ſelbſt ihre eigene Exiſtenz läugnen, um ihren Gegnern zu entrinnen, bald, im Gegentheile, mit Kühnheit die große Macht ihrer Organiſation verkünden, um die Schwachen einzuſchüchtern, hatte Rodin dem Verwalter des Landgutes Cardoville in's Geſicht gelacht, als dieſes von der Exiſtenz der Jeſuiten geſprochen, während er in dieſem Augenblicke, auf ſolche Art ihre Wirkſamkeitsmittel ſchildernd, verſuchte, — und es war ihm gelungen, — einige Schreckenskeime in den Geiſt des Fräuleins von Cardoville zu bringen, die nach und nach durch Nachſinnen ſich entwickeln, und ſpäterhin den finſtern Anſchlägen dienen ſollten, die er brütete. Mayeur fühlte immer eine große Furcht hinſichtlich Rodin's; dennoch, ſeitdem ſie ihn Adrianen die unheilvolle Macht des Ordens, den er als ſo fürchterlich hinſtellte, hatte enthüllen hören, wußte ihm die junge Arbeiterin, weit entfernt, dem Jeſuiten die Verwegenheit zuzutrauen, ſo von einer Aſſociation zu ſprechen, deren Mitglied er war, faſt wider ihren Willen Dank für die wichtigen Rathſchläge, die er ſo eben dem Fräulein von Cardoville ertheilt hatte. Der neue Blick, den ſie verſtohlen auf ihn warf (und welchen Rodin gleichfalls erſpähte, denn er beobachtete das Mädchen mit anhaltender Aufmerkſamkeit) trug das Gepräge einer ſo zu ſagen erſtaunten Dankbarkeit. Dieſen Eindruck errathend, und willens, ihn noch zu verbeſſern, die widrigen vorgefaßten Meinungen der Mayeur zu zerſtören zu ſuchen, und insbeſondere einer Entdeckung zuvorzukommen, welche früher oder ſpäter gemacht werden mußte, ſtellte ſich der Jeſuit, als habe er etwas ſehr Wichtiges vergeſſen, und rief aus, die Stirne ſich reibend: „Wo dacht' ich doch hin? —" Dann, zu Mayeur gewendet: „Wiſſen Sie, mein liebes Mädchen, wo Ihre Schweſter iſt?" Ob dieſer unerwarteten Frage eben ſo beſtürzt als betrübt, antwortete Mayeur tief erröthend, denn ſie erinnerte ſich ihrer letzten Zuſammenkunft mit der glänzenden Bacchusfeſt-Königin: „Ich habe ſeit einigen Tagen meine Schweſter nicht mehr geſehen, mein Herr."

„Nun denn, mein liebes Mädchen, ſie iſt nicht glücklich, —“ entgegnete Rodin; — „ich habe einer ihrer Freundinnen verſprochen, ihr eine kleine Unterſtützung zu ſenden; ich habe mich an eine mildthätige Perſon gewendet; ſehen Sie hier, was man mir für ſie gegeben hat. —“ Und er zog aus ſeiner Taſche eine verſiegelte Rolle, die er der eben ſo erſtaunten als gerührten Mayeux überreichte. „Sie haben eine unglückliche Schweſter, und ich weiß nichts davon, —“ ſagte Adriane lebhaft zur Arbeiterin; — „ah! mein Kind, das iſt nicht recht!“

„Tadeln Sie ſie nicht, —“ äußerte Rodin. — „Erſtens wußte ſie nicht, daß ihre Schweſter unglücklich ſey, und dann konnte ſie nicht an Sie, mein liebes Fräulein, mit der Bitte ſich wenden, ihrer ſich anzunehmen.“ Und als das Fräulein von Cardoville Rodin mit Erſtaunen anblickte, ſetzte er hinzu, an Mayeux ſich wendend: „Nicht wahr, mein liebes Mädchen?“

„Ja, mein Herr, —“ antwortete die Arbeiterin, die Augen niederſchlagend, und wiederholt erröthend; dann fügte ſie raſch und ängſtlich bei: „Aber, mein Herr, wo haben Sie meine Schweſter geſehen? Wo iſt ſie? Wodurch iſt ſie unglücklich?“

„Es würde zu lange währen, Ihnen dieß Alles zu ſagen, meine liebe Tochter; gehen Sie ſo bald als möglich in die Straße Clovis, in das Haus der Gemüſehändlerin, verlangen Sie mit Ihrer Schweſter zu ſprechen von Seite des Herrn Charlemagne oder des Herrn Rodin, wie es Ihnen beliebt; denn ich bin in jenem Abſteigquartier eben ſo gut unter meinem Taufnamen, wie unter meinem Familiennamen bekannt, und Sie werden das Uebrige erfahren. Nur ſagen Sie zu Ihrer Schweſter, daß man, wenn ſie ordentlich iſt, und auf ihren guten Entſchlüſſen beharret, fortfahren werde, für ſie zu ſorgen."

Mayeux, immer erſtaunter, wollte Rodin antworten, als die Thüre aufging, und Herr von Gernande wieder eintrat. Das Geſicht des Gerichtsbeamten war ernſt und traurig. „Und die Töchter des Marſchalls Simon!" rief das Fräulein von Cardoville aus.

„Leider bring' ich ſie Ihnen nicht mit," antwortete der Richter.

„Und wo ſind ſie, mein Herr? Was hat man damit angefangen? Vorgeſtern waren ſie noch in dieſem Kloſter!" rief Dagobert aus, niedergedonnert von dieſer völligen Vernichtung ſeiner Hoffnungen.

Kaum hatte der Soldat dieſe Worte geſprochen, als Rodin, die Bewegung benützend, welche die Theilnehmer dieſer Scene um den Gerichtsbeamten gruppirte, einige Schritte zurücktrat, ſachte die Thüre erreichte, und verſchwand, ohne daß Jemand ſeine Entfernung bemerkt hatte. Während der Soldat, ſomit plötzlich in die tiefſte Tiefe ſeiner Verzweiflung zurückgeſchleudert, Herrn von Gernande anblickte, ängſtlich ſeiner Antwort harrend, ſagte Adriane zum Gerichtsbeamten: „Aber, mein Gott! mein Herr, als Sie im Kloſter erſchienen, was hat Ihnen die Oberin hinſichtlich dieſer jungen Mädchen geantwortet?“

„Die Oberin hat es abgelehnt, ſich zu erklären, mein Fräulein. „„Sie behaupten, mein Herr,““ hat ſie zu mir geſagt, „„daß die jungen Perſonen, von denen Sie ſprechen, hier wider ihren Willen zurückgehalten werden; da Ihnen das Geſetz dießmal das Recht giebt, in dieſes Haus einzudringen, ſo durchſuchen Sie es.““ Aber, Madame, antworten Sie mir gefälligſt mit Beſtimmtheit, hab' ich zur Oberin geſagt, behaupten Sie, der Freiheitsberaubung dieſer jungen Mädchen, die ich ſo eben zurückfordere, völlig fremd zu ſeyn? „„Ich habe in dieſer Beziehung nichts zu ſagen, mein Herr. Sie erklären ſich ermächtiget, gerichtliche Nachforſchungen zu machen; machen Sie ſie.““ — Da ich keine andern Aufſchlüſſe erhalten konnte,“ fügte der Gerichtsbeamte bei, „durcheilte ich das Kloſter nach allen ſeinen Richtungen; ich ließ mir alle Zimmer öffnen; aber leider hab' ich keine Spur von dieſen jungen Mädchen gefunden.“

„Sie werden ſie an einen andern Ort gebracht haben,“ rief Dagobert aus, „und wer weiß … vielleicht ſehr krank … Sie werden ſie tödten!“ ſeufzte er mit einem herzzerreiſſenden Tone.

„Nach einer ſolchen Weigerung, was iſt zu machen, mein Gott! welcher Entſchluß zu faſſen? Ah, haben Sie die Güte, mein Herr, und Ihren Rath, Ihre Maßregeln mitzutheilen,“ ſagte Adriane, ſich umkehrend, um mit Rodin zu ſprechen, den ſie hinter ihr glaubte. — „Was wäre Ihr ...“ — Da ſie nun bemerkte, daß der Jeſuit plötzlich verſchwunden ſey, ſagte ſie zur Mayeur mit Beſorgniß: „Wo iſt denn Herr Rodin?“

„Ich weiß es nicht, mein Fräulein,“ — antwortete Mayeur um ſich ſchauend; „er iſt nicht mehr da.“

„Das iſt ſonderbar,“ äußerte Adriane, „ſo plötzlich zu verſchwinden!“

„Wenn ich Ihnen ſage, daß er ein Verräther ſey,“ rief Dagobert aus, vor Wuth mit dem Fuße ſtampfend; „kennen ſich Alle aus ...“

„Nein, nein,“ verſetzte das Fräulein von Cardoville, „glauben Sie dieß nicht; aber die Entfernung des Herrn Rodin iſt deßwegen nicht weniger bedauerlich; denn in dieſer ſchwierigen Lage hätte Herr Rodin, in Folge der Stellung, die er bei Herrn von Aigrigny eingenommen, vielleicht nützliche Aufſchlüſſe geben können.“

„Ich will Ihnen geſtehen, mein Fräulein, daß ich faſt darauf rechnete,“ ſagte Herr von Gernande, „und ich war hierher zurückgekehrt; eben-ſo ſehr, um Ihnen den ungünſtigen Erfolg meiner Nachforſchungen mitzutheilen, als um dieſen Mann von Herz und Rechtlichkeit, welcher abſcheuliche Anſchläge ſo muthig enthüllt hat, zu erſuchen, uns in dieſer Lage mit ſeinem Rathe aufzuklären.“

Eine ſehr ſonderbare Sache! Seit einigen Augenblicken ſchenkte Dagobert, tief in ſich verſunken, den für ihn ſo wichtigen Worten des Gerichtsbeamten keine Aufmerkſamkeit mehr. Er gewahrte ſogar nicht das Fortgehen des Herrn von Gernande, der ſich entfernte, nachdem er Adrianen verſprochen hatte, nichts zu verſäumen, um zur Kenntniß der Wahrheit hinſichtlich des Verſchwindens der Waiſen zu gelangen. Von dieſem Schweigen beunruhiget, geſonnen, alſogleich das Haus zu verlaſſen, und Dagobert anzugeben, ſie zu begleiten, näherte ſich Adriane, nach einem mit Mayeux gewechſelten Blicke des Einverſtändniſſes, dem Soldaten, als man vor dem Zimmer draußen eilige Schritte, und eine männliche und ſonore Stimme mit Ungeduld ausrufen hörte: „Wo iſt? wo iſt er?" Bei dieſer Stimme ſchien Dagobert plötzlich vor Schrecken aus dem Schlafe aufzufahren, machte einen Sprung, ſtieß einen Schrei aus, und ſtürzte der Thüre zu. Sie ging auf. Der Marſchall Simon erſchien auf ihrer Schwelle.

Zwölftes Kapitel.

Pierre Simon.

Der Marſchall Pierre Simon, Herzog von Ligny, war von hohem Wuchſe, einfach angethan mit einem blauen Oberrocke, bis zum letzten Knopfloche geſchloſſen, aus dem die Spitze eines rothen Bandes hervorragte. Man konnte keine loyalere, offenere Phyſiognomie von einem ritterlicheren Charakter ſehen, als jene des Marſchalls; er hatte eine breite Stirne, eine Adlernaſe, ein feſt ausgeprägtes Kinn, und einen von der Sonne Indiens verbrannten Teint. Seine ſehr glatt geſchorenen Haare wurden an den Schläfen grau; aber ſeine Augenbrauen waren noch ſo ſchwarz, wie ſein breiter, zurückfallender Knebelbart; ſein freier kühner Gang, ſeine entſchiedenen Bewegungen, zeugten von ſeinem militäriſchen Ungeſtüm; Mann des Volkes, Mann des Krieges und Aufſchwunges, gewann die angeboren-feurige Herzlichkeit ſeiner Worte Wohlwollen und Sympathie; eben ſo aufgeklärt als unerſchrocken, eben ſo edelmüthig als aufrichtig, bemerkte man an ihm vorzüglich einen männlichen plebejiſchen Stolz; wie Andere auf eine hohe Geburt ſtolz ſind, war er auf ſeine geringe Abkunft ſtolz, weil ſie durch den großen Charakter ſeines Vaters verherrlichet war, eines ſtrengen Republikaners, eines intelligenten und fleißigen Handwerkers, ſeit vierzig Jahren die Ehre, das Vorbild, die Verherrlichung der Arbeiter. Mit Dankbarkeit die ariſtokratiſche Würde annehmend, womit der Kaiſer ihn geſchmückt, hatte Pierre Simon wie jene zartſinnigen Menſchen gehandelt, welche, von liebreicher Freundſchaft ein völlig unnützes Geſchenk empfangend, es aus Rückſicht für die Hand, die es ihnen bietet, dankbar annehmen. Pierre Simon's religiöſe Verehrung ſeines Kaiſers, war nie eine blinde geweſen; ſo ſehr ſeine Ergebenheit, ſeine glühende Liebe für ſeinen Abgott inſtinktmäßig und ſo zu ſagen Geſchicksbeſtimmung war, eben ſo ſehr war ſeine Bewunderung ernſt und überlegt. Weit entfernt, jenen Säbelſchleppern zu gleichen, welche die Schlacht nur der Schlacht wegen lieben, bewunderte Marſchall Simon ſeinen Helden nicht bloß als den größten Kriegsmeiſter der Welt, ſondern er bewunderte ihn vorzüglich, weil er wußte, daß der Kaiſer den Krieg nur in der Hoffnung begonnen oder angenommen hatte, dereinſt der Welt den Frieden aufzulegen; denn wenn der von Ruhm und Macht erzielte Friede groß, fruchtbar und herrlich iſt, iſt der von Schwäche und Feigheit erzielte Friede unfruchtbar, traurig und entehrend. Als Sohn eines Handwerkers bewunderte Pierre Simon den Kaiſer auch, weil dieſer kaiſerliche Emporkömmling es immer verſtanden hatte, die volksthümliche Fiber auf eine edle Weiſe in Schwingung zu bringen, und weil er, des Volkes eingedenk, aus dem er hervorgegangen, es brüderlich eingeladen, allen Prunk der Ariſtokratie und des Königsthums zu genießen. . . .

Als der Marſchall Simon in das Zimmer trat, drückten ſeine Züge Beklommenheit aus; bei Dagobert's Anblicke verklärte ein Strahl der Freude ſein Antlitz; er ſtürzte auf den Soldaten hin, und rief, ihn umarmend: „Mein Freund!! mein alter Freund. . . .“

Dagobert antwortete mit einer ſtummen Herzensergießung auf dieſe liebreiche Umarmung; dann machte der Marſchall ſich aus ſeinen Armen los, heftete auf ihn ſeine thränenfeuchten Augen, und ſagte zu ihm mit einer von Gemüthsbewegung ſo gekrampften Stimme, daß ſeine Lippen bebten: „Wohlan! biſt du rechtzeitig zum 18. Februar gekommen?“ „Ja mein General, aber Alles iſt auf vier Monate vertagt;“ Und meine Frau? mein Kind.“

Bei dieſer Frage fuhr Dagobert zuſammen, ſenkte den Kopf, und blieb ſtumm.

„Sie ſind alſo nicht hier?“ fragte Pierre Simon mit mehr Ueberraſchung als Unruhe. — „Man hat bei Dir zu Hauſe mir geſagt, daß weder meine Frau noch mein Kind dort ſeyen, daß ich dich aber in dieſem Hauſe finden würde; ich bin hergeeilt, ſind ſie alſo nicht da?“

„Mein General, —“ erwiederte Dagobert ſehr erbleichend, — „mein General.“ Dann verſuchte er die Tropfen des kalten Schweißes zu trocknen, die über ſeine Stirne perleten; er konnte kein Wort mehr hervorbringen; ſeine Stimme ſtockte in ſeiner ausgetrockneten Kehle.

„Du jagſt mir Furcht ein!“ rief Pierre Simon aus, bleich werdend, wie ſein Soldat, und ihn am Arm faſſend.

In dieſem Augenblicke näherte ſich Adriane, in ihren Zügen das Gepräge von Traurigkeit und Rührung; Dagobert's peinliche Verlegenheit bemerkend, wollte ſie ihm zu Hülfe kommen, und ſagte zu Pierre Simon mit ſanfter und bewegter Stimme: „Herr Marſchall, ich bin das Fräulein von Cardoville eine Verwandte von Ihren lieben Kindern.“

Pierre Simon kehrte ſich raſch um, eben ſo überraſcht von der blendenden Schönheit Adrianens, als von den Worten, die ſie ſo eben geſprochen. Er ſtammelte in ſeiner Beſtürzung: „Sie, mein Fräulein, verwandt mit meinen Kindern.“ Und er betonte dieſe Worte, Dagobert erſtaunt anblickend.

„Ja, Herr Marſchall, Ihre Kinder —“ beeilte ſich Adriane zu ſagen, — „und die Liebe dieſer holdſeligen Zwillingsſchweſtern“

„Zwillingsſchweſtern! —“ rief Pierre Simon aus das Fräulein von Cardoville mit einem unbeſchreiblichen Freudenausbruche unterbrechend. „Zwei Töchter ſtatt einer. Ah! wie glücklich muß ihre Mutter ſeyn. —“ Dann fügte er bei, zu Adrianen gewendet: „Verzeihen Sie, mein Fräulein; daß ich ſo unartig bin, für Ihre Mittheilung Ihnen ſo ſchlecht zu danken; aber, Sie begreifen, es ſind ſiebenzehn Jahre, daß ich meine Frau nicht mehr geſehen habe. Ich komme an, und anſtatt zwei geliebte Weſen zu finden, ſind ich deren drei. Um Vergebung, mein Fräulein, ich wünſchte die ganze Dankbarkeit zu kennen, die ich Ihnen ſchulde. Sie ſind unſere Verwandte; ich bin hier ohne Zweifel in Ihrem Hauſe. Meine Frau, meine Kinder ſind da, nicht wahr? Fürchten Sie nicht, daß meine raſche Erſcheinung ihnen ſchade? Ich will warten; aber, ſehen Sie, mein Fräulein, ich bin überzeugt, daß Sie eben ſo gut als ſchön ſind. Haben Sie Mitleiden mit meiner Ungeduld, bereiten Sie recht ſchnell alle Drei vor, mich wieder zu ſehen.“

Dagobert, immer gerührter, vermied die Blicke des Marſchalls, und zitterte wie ein Eſpenlaub. Adriane ſchlug die Augen nieder, ohne zu antworten; ihr Herz brach bei dem Gedanken, dem Marſchalle Simon einen ſo ſchrecklichen Schlag zu verſetzen. Dieſer erſtaunte bald über dieſes Schweigen; abwechſelnd Adrianen und den Soldaten mit einer zuerſt beſorgten und gleich darauf erſchrockenen Miene anſchauend, rief er aus: „Dagobert, du verhehlſt mir etwas“

„Mein General, —“ antwortete er ſtammelnd, — „ich verſichere Ihnen, ich, ich.“

„Mein Fräulein, —“ erwiederte Pierre Simon, — „aus Barmherzigkeit, ich beſchwöre Sie darum, ſprechen Sie freimüthig mit mir, meine Angſt iſt ſchrecklich. Meine früheren Befürchtungen kehren zurück. Was giebt es hier? Meine Töchter, meine Frau, ſind ſie krank? Sind ſie in Gefahr? O! ſprechen Sie! ſprechen Sie!“

„Ihre Töchter, Herr Marſchall, —“ verſetzte Adriane, „ſind ein wenig leidend geweſen, in Folge ihrer langen Reiſe; aber ihr Zuſtand hat nichts Beunruhigendes.“

„Mein Gott! es iſt meine Frau, es iſt meine Frau, die in Gefahr ſchwebt.“

„Muth, mein Herr, —“ erwiederte das Fräulein von Cardoville traurig. — „Ach! Sie müſſen Troſt in der Zärtlichkeit der beiden Engel ſuchen, die Ihnen bleiben.“

„Mein General, —“ ſagte Dagobert mit feſter und ernſter Stimme, — „ich bin aus Sibirien gekommen, allein, mit Ihren zwei Töchtern.“

„Und ihre Mutter! ihre Mutter! —“ rief Pierre Simon mit herzzerreiſſendem Tone aus.

„Am nächſten Tage nach ihrem Tode, hab' ich mit den beiden Waiſen mich auf den Weg gemacht, —“ antwortete der Soldat.

„Todt! —“ rief Pierre Simon vernichtet aus, — „todt. —“ Ein düſteres Schweigen antwortete ihm. Bei dieſem unerwarteten Schlage ſchwankte der Marſchall, ſtützte ſich auf die Lehne eines Stuhles, in den er ſank, ſein Geſicht mit ſeinen Händen verhüllend. Einige Minuten lang hörte man nur erſticktes Schluchzen; denn nicht nur liebte Pierre Simon ſeine Frau abgöttiſch, aus allen jenen Gründen, deren wir im Beginnen dieſer Geſchichte erwähnten; ſondern er hatte auch, aus einer jener ſonderbaren Abfindungen, welche der lange und ſchmerzlich geprüfte Mann, ſo zu ſagen, mit dem Schickſale macht, als Fataliſt, wie alle zärtlichen Seelen, der Meinung, ein Recht zu haben, nach ſo vielen Leidensjahren endlich auf Glück zählen dürfen, keinen Augenblick gezweifelt, daß er ſeine Frau und ſein Kind wieder finden würde; den doppelten Troſt, welchen das Schickſal ihm nach ſo großen Mißgeſchicken ſchuldete. Im Gegenſatze mit gewiſſen Leuten, welche die Gewohnheit an Unglück minder begehrlich macht, hatte Pierre Simon auf ein eben ſo vollſtändiges Glück gerechnet, als ſein Unglück geweſen war. Seine Frau und ſein Kind, dieſe waren die einzigen, unumgänglichen Bedingungen der Glückſeligkeit, die er erwartete; hätte ſeine Frau ſeine Töchter überlebt, ſie würde ſie ihm eben ſo wenig erſetzt haben, als dieſe in ſeinen Augen ihre Mutter erſetzten; war's Schwäche oder Habſucht des Herzens, es war ſo; wir erwähnen dieſer Sonderbarkeit, weil die Folgen dieſes unaufhörlichen und ſchmerzlichen Grames, einen großen Einfluß auf die Zukunft des Marſchalls Simon ausübten. Adriane und Dagobert hatten den niederbeugenden Schmerz dieſes unglücklichen Mannes geachtet. Nachdem er ſeinen Thränen freien Lauf gelaſſen, richtete er ſein männliches, nun marmorblaſſes Antlitz empor, fuhr mit der Hand über ſeine gerötheten Augen, erhob ſich, und ſagte zu Adriane: „Verzeihen Sie, mein Fräulein; ich habe meine erſte Gemüthsaufregung nicht überwinden können. Erlauben Sie mir, mich zu entfernen. Ich muß um peinliche Einzelheiten meinen würdigen Freund fragen, der meine Frau nur nach ihrem letzten Athemzuge verlaſſen hat. Haben Sie gefälligſt die Güte, mich zu meinen Kindern führen zu laſſen, zu meinen armen Waiſen!“ Und die Stimme des Marſchalls bebte wieder.

„Herr Marſchall,“ entgegnete das Fräulein von Cardoville, „ſo eben noch erwarteten wir Ihre lieben Kinder hier, leider iſt unſere Hoffnung getäuſcht worden.“

Pierre Simon ſchaute zuvörderſt Adrianen an, ohne ihr zu antworten, und wie wenn er ſie nicht gehört oder verſtanden hätte.

„Aber beruhigen Sie ſich,“ fuhr das junge Mädchen fort, „Sie müſſen noch nicht verzweifeln.“

„Verzweifeln?“ wiederholte mechaniſch der Marſchall, abwechſelnd das Fräulein von Cardoville und Dagobert anblickend, „verzweifeln! und warum? mein Gott!“

„Ihre Kinder wieder zu ſehen, Herr Marſchall, —“ verſetzte Adriane, „Ihre Anweſenheit, ihr Vater, wird die Nachforſchungen viel wirkſamer machen.“

„Die Nachforſchungen!“ rief Pierre Simon aus. Meine Töchter ſind alſo nicht hier?“

„Nein, mein Herr,“ ſagte endlich Adriane, „man hat ſie der Liebe dieſes vortrefflichen Mannes entführt, der ſie tief aus Rußland hierhergeleitet hatte, und in ein Kloſter gebracht.“

„Unglücklicher!“ rief Pierre Zimon aus, drohend und ſchrecklich ſich Dagobert nähernd; „Du wirſt mir für Alles haften . . .“

„Ah! mein Herr! klagen Sie ihn nicht an!“ entgegnete das Fräulein von Cardoville.

„Mein General,“ ſagte Dagobert mit kurzer, aber ſchmerzlich reſignirter Stimme, „ich verdiene Ihren Zorn, es iſt meine Schuld; gezwungen, mich von Paris zu entfernen, hab' ich die Kinder meiner Frau anvertraut; ihr Beichtvater hat ihr den Kopf verrückt, und ſie beredet, daß Ihre Töchter in einem Kloſter beſſer aufgehoben ſeyen, als bei uns; ſie hat ihm geglaubt, ſie hat ſie hinbringen laſſen; nun, ſagt man im Kloſter, daß man nicht wiſſe, wo ſie ſind; dieß iſt die Wahrheit, machen Sie mit mir, was Sie wollen, ich habe nur zu ſchweigen und zu ertragen.“

„Aber das iſt niederträchtig!“ rief Pierre Simon aus, auf Dagobert mit einer Geberde verzweiflungsvoller Entrüſtung weiſend; „auf wen ſoll man ſich denn verlaſſen, wenn dieſer da mich betrogen hat, mein Gott!“

„Ah! Herr Marſchall, klagen Sie ihn nicht an,“ äußerte das Fräulein von Cardoville, „glauben Sie ihm nicht; er hat ſein Leben, ſeine Ehre gewagt, um Ihre Kinder dieſem Kloſter zu entreißen, und er iſt nicht der Einzige, der bei dieſem Verſuche geſcheitert iſt; noch eben erſt iſt ein Gerichtsbeamte, ungeachtet des Characters, ungeachtet des Anſehens, womit er bekleidet iſt, nicht glücklicher geweſen. Seine Feſtigkeit, ſeine genaueſten Nachforſchungen im Kloſter, waren vergeblich; bisher war es unmöglich, dieſe unglücklichen Kinder wieder zu finden.“

„Aber dieſes Kloſter,“ fragte der Marſchall, mit blaſſem, ſchmerz- und zornverwirrtem Antlitze ſich aufrichtend, „dieſes Kloſter, wo iſt es? die Leute dort wiſſen alſo nicht, was ein Vater vermag, dem man ſeine Kinder weggenommen hat?“

In dem Augenblicke, da der Marſchall Simon, gegen Dagobert gewendet, dieſe Worte ſprach, erſchien Rodin, Roſe und Blanche an der Hand führend, an der offengelaſſenen Thüre. Den Ausruf des Marſchalls vernehmend, fuhr er vor Ueberraſchung zuſammen; ein Blitzſtrahl hölliſcher Freude erleuchtete ſein finſteres Geſicht; denn er erwartete nicht, Pierre Simon ſo gerade zur rechten Zeit zu treffen. Das Fräulein von Cardoville bemerkte zuerſt die Anweſenheit Rodin's. Sie rief aus, auf ihn zueilend: „Ah! ich täuſchte mich nicht, unſere Vorſehung, immer, immer.“

„Meine armen Kleinen,“ ſagte Rodin ganz leiſe zu den jungen Mädchen, indem er ihnen Pierre Simon zeigte: „dieß iſt Euer Vater.“

„Mein Herr!“ rief Adriane, raſch den Schritten von Roſe und Blanche folgend, „Ihre Kinder! da ſind ſie!“

In dem Momente, da Pierre Simon ſich haſtig umkehrte, ſtürzten ſeine beiden Töchter in ſeine Arme; eine tiefe Stille trat ein, und man hörte nur von Küſſen und Ausrufungen der Freude unterbrochenes Schluchzen.

„So kommen Sie doch wenigſtens, um ſich des Guten zu erfreuen, das Sie gethan haben!“ ſagte das Fräulein von Cardoville, ihre Augen trocknend, und zu Rodin zurückkehrend, der, in der Vertiefung der Thüre verweilend, an die er ſich lehnte, dieſe Scene mit tiefer Rührung zu betrachten ſchien. Dagobert, bei dem Anblicke des die Kinder wiederbringenden Rodin Anfangs von Erſtaunen gebannt, hatte keine Bewegung machen können; dann, Adrianens Worte vernehmend, und von einem Aufſchwunge ſo zu ſagen wahnſinniger Dankbarkeit hingeriſſen, ſtürzte er dem Jeſuiten zu Füßen, faltete ſeine Hände wie zum Gebete, und rief mit gebrochener Stimme aus: „Sie haben mich gerettet, indem Sie dieſe Kinder wieder brachten.“

„Ah! mein Herr, ſeyen Sie geſegnet,“ ſagte Mayeux, dem allgemeinen Freudentaumel folgend.

„Meine guten Freunde, das iſt zu viel,“ erwiederte Rodin, wie wenn ſo ſtarke Gemüthsbewegungen ſeine Kräfte überſtiegen; „dieß iſt in Wahrheit zu viel für mich; entſchuldigen Sie mich bei dem Marſchalle, und ſagen Sie ihm, daß ich durch den Anblick ſeines Glückes genügend belohnt bin.“

„Mein Herr, erlauben Sie,“ ſagte Adriane, „daß der Marſchall Sie kenne, daß er Sie wenigſtens ſehe.“

„O! bleiben Sie, Sie, der uns Alle gerettet hat,“ rief Dagobert aus, und verſuchte gleichfalls, Rodin zurückzuhalten.

„Die Vorſehung, mein liebes Fräulein, kümmert ſich nicht mehr um das Gute, das ſie gethan hat, ſondern um das Gute, welches noch zu thun übrig bleibt,“ entgegnete Rodin mit einem Tone voll Feinheit und Güte. „Muß ich nicht jetzt an den Prinzen Djalma denken? Meine Aufgabe iſt noch nicht gelöſet, und die Augenblicke ſind koſtbar. Nun denn, fügte er bei, von Dagobert's Umſchließung ſachte ſich loswindend, „nun denn, der Tag iſt ſo gut geweſen, als ich ihn hoffte: der Abbé von Aigrigny iſt entlarvt, Sie ſind frei, mein liebes Fräulein; Sie haben Ihr Kreuz wieder gefunden, mein braver Soldat; Mayeux iſt einer Gönnerin verſichert, und der Herr Marſchall umarmt ſeine Kinder. Ich habe einen kleinen Antheil an allen dieſen Freuden da, mein Theil iſt ſchön, mein Herz zufrieden. Auf

Wiederſehen, meine Freunde, auf Wiederſehen.“ Alſo ſprechend, grüßte Rodin achtungsvoll mit der Hand Adrianen, dann Mayeux und Dagobert, und verſchwand, nachdem er noch mit einem entzückten Blicke auf den Marſchall Simon gewieſen hatte, der, auf dem Stuhle ſitzend, und ſeine beiden Töchter mit Thränen und Küſſen bedeckend, ſie dicht umſchlungen hielt, und Allem fremd blieb, was um ihn her vorging. Eine Stunde nach dieſer Scene hatten das Fräulein von Cardoville und Mayeux, der Marſchall Simon, ſeine beiden Töchter und Dagobert, das Haus des Doctors Baleinier verlaſſen. Dieſe Epiſode ſchließend, noch zwei Worte der Moralität hinſichtlich der Irrenhäuſer und der Klöſter. Wir haben es geſagt, und wir wiederholen es, die Geſetzgebung, welche die Ueberwachung der Irrenhäuſer anordnet, ſcheint uns ungenügend.

Neuerlich vor die Gerichtshöfe gebrachte Thatſachen, andere Fälle von hoher Wichtigkeit, welche uns anvertraut wurden, ſcheinen uns dieſe Unzulänglichkeit offenbar zu beweiſen. Allerdings iſt den Gerichtsbehörden die volle Befugniß ertheilt, die Irrenhäuſer zu unterſuchen; dieſe Unterſuchung iſt ihnen ſogar anempfohlen; aber wir wiſſen aus ſicherer Quelle, daß die zahlreichen und unaufhörlichen Geſchäfte der Gerichtsbehörden, deren Perſonal übrigens ſehr oft außer Verhältniß mit den ſie überladenden Arbeiten ſteht, dieſe Inſpectionen ſo ſelten machen, daß ſie ſo zu ſagen illuſoriſch ſind. Es würde uns alſo nützlich ſcheinen, wen nigſtens halbmonatliche Jn[illegible] [illegible]zuordnen, vorzüglich auf die Ueberwachung der [illegible]renhäuſer berechnet, und zuſammengeſetzt aus einem Arzte und einem Gerichtsbeamten, damit die Reclamationen einer contradictoriſchen Prüfung unterworfen würden. Gewiß, das Gericht läßt es nie fehlen, wenn es genügend unterrichtet iſt; aber wie viele Förmlichkeiten, wie viele Schwierigkeiten, damit ſie es werde, und beſonders, wenn der Unglückliche, der ſeine Hülfe anflehen muß, in einem Zuſtande des Verdachtes, der Abſonderung, gewaltſamer Freiheitsberaubung ſich befindend, drauſſen keinen Freund beſitzt, um ſeine Vertheidigung zu übernehmen, und in ſeinem Namen bei der Behörde zu reclamiren! Iſt es nicht Sache der Civilgewalt, durch eine kräftig organiſirte periodiſche Ueberwachung ſolchen Reclamationen entgegen zu kommen? Und was wir von den Irrenhäuſern ſagen, läßt ſich vielleicht noch nothgedrungener auf die Frauenklöſter, auf die Seminarien, und auf die von Congregationen bewohnten Häuſer anwenden. Gleichfalls ſehr neuerliche, ſehr offenbare Thatſachen, von denen ganz Frankreich wiederhallte, haben leider bewieſen, daß die Gewaltthätigkeit, daß die Freiheitsberaubungen, daß die barbariſchen Behandlungen, daß die Beiſeiteſchaffungen von Minderjährigen, daß die ungeſetzliche, mit Qual verbundene Einſperrung, in den religiöſen Häuſern wo nicht häufige, ſo doch mögliche Fälle waren. Es hat ſonderbarer Zufälle, verwegener und cyniſcher Brutalitäten bedurft, daß dieſe abſcheulichen Handlungen zur Kenntniß des Publikums kommen. Wie viele andere Opfer ſind in jenen großen ſchweigſamen Häuſern begraben geweſen, und ſind es vielleicht noch, in welche nie ein profaner Blick dringt, und die, in Folge der Freiheiten des Clerus, der Ueberwachung der Civilgewalt entgehen! Iſt es nicht bedauernswürdig, daß dieſe Behauſungen nicht gleichfalls einer periodiſchen Inſpection unterworfen ſind, beſtehend, wenn man will, aus einem Almoſenier, einem Gerichtsbeamten oder irgend einem Abgeordneten der Municipalbehörde?

Wenn nur Erlaubtes, Menſchliches, Liebreiches in dieſen Anſtalten vor ſich geht, die den ganzen Charakter und folglich die volle Verantwortlichkeit öffentlicher Anſtalten haben, warum dieſer Aufruhr, warum dieſe heftig ergrimmte Entrüſtung der Prieſterpartei, wenn es ſich darum handelt, das anzugreifen, was ſie ihre Freiheiten nennt? Es giebt eine Sache, die höher ſteht, als die in Rom berathenen und verkündeten Satzungen: es iſt das franzöſiſche Geſetz, das Allen gemeinſame Geſetz, welches Allen Schutz bewilliget, aber dagegen Allen Ehrfurcht und Gehorſam auferlegt.

Dreizehntes Kapitel.

Der Indier in Paris.

Seit drei Tagen hatte das Fräulein von Cardoville das Haus des Doctors Baleinier verlaſſen. Die folgende Scene ereignete ſich in einem kleinen Hauſe der Straſſe Blanche, wohin Djalma im Namen eines unbekannten Gönners war geführt worden. Man ſtelle ſich einen hübſchen, runden Salon vor, ausgeſchlagen mit indiſchem Stoffe, perlfarbenen Grundes mit purpurrothen, von einigen Golddrähten mäßig erhöhten Zeichnungen; der Plafond verſchwindet gegen ſeine Mitte unter gleichen geſchlungenen und durch eine dicke ſeidene Schnur wieder vereinigten Draperien; an jedem der beiden ungleich herabfallenden Enden dieſer Schnur hangt in Eichelform eine kleine indiſche Lampe von Goldfiligran, wunderſam gearbeitet. Durch eine jener ſinnreichen, in den barbariſchen Ländern ſo häufigen Verbindungen, dienen dieſe Lampen zugleich als Parfümbrände; kleine Platten von blauem Kryſtalle, eingerahmt in jede von der Phantaſie der Arabesken gelaſſene Lücke, und von einem inneren Lichte erleuchtet, funkeln von ſo klarem Azur, daß dieſe goldenen Lampen aus durchſichtigen Saphiren zuſammengefügt ſcheinen; leichte Wölkchen von weißlichem Dunſte erheben-ſich unaufhörlich aus dieſen beiden Lampen, und verbreiten im Raume ihren balſamiſchen Duft. Der Tag dringt in dieſen Salon (es iſt ungefähr zwei Uhr Nachmittags) nur durch ein kleines Treibhaus, das man durch ein Spiegelglas ohne Folie ſehen kann, welches eine Fenſterthüre bildet, und in die Mauer zu verſchwinden vermag, eine in den Fußboden angebrachte Fuge entlang gleitend. Ein chineſiſcher Rollvorhang kann, herabgelaſſen, dieſes

Spiegelglas verhüllen oder erſetzen. Einige Zwergpalmen, Piſange und andere Gewächſe Indiens mit mächtigen Blättern und von einem metalliſchen Grün, in dieſem Treibhauſe in Luſtgebüſche geordnet, dienen zur Ausſicht, und ſo zu ſagen als Hintergrund zwei breiten buntfärbigen Beeten von exotiſchen Blumen, getrennt durch einen kleinen, mit gelbem und blauem japaniſchen Fayence ausgelegten Pfad, der ſich bis zum Fuße des Spiegelglaſes erſtreckt. Das Tageslicht, ſchon durch das Blätternetz, durch das es dringt, bedeutend geſchwächt, nimmt eine Abſtufung von ſonderbarer Milde an, indem es ſich mit dem laſurblauen Schimmer der Parfümlampen, und mit der rothen Helle des glühenden Herdes eines hohen Kamines von orientaliſchem Porphyr verbindet. In dieſem etwas düſterm Gemache, das von Wohlgerüchen ganz durchweht iſt, die ſich mit dem Dufte des perſiſchen Tabakes vermiſchen, kniet ein Mann mit braunen und ſchlaffen Haaren, in einem langen dunkelgrünen, um die Lenden mit einem buntbemalten Gürtel geſchloſſenen Rocke, auf einem prächtigen türkiſchen Teppiche; ſorgfältig ſchürt er den goldenen Kopf eines Houka; das biegſame und lange Rohr dieſer Pfeife, nachdem ſie, gleich einer ſilberſchuppigen Scharlachſchlange, ihre Ringe auf dem Teppiche entrollt hat, läuft zwiſchen den runden und feinen Fingern des nachläſſig auf den Divan hingeſtreckten Djalma aus. Der junge Prinz iſt barhaupt; ſeine Gagathaare mit bläulichem Schimmer, mitten auf ſeiner Stirne geſcheitelt, umwogen wellig und weich ſein Antlitz und ſeinen Hals von antiker Schönheit und von heißer, durchſichtiger Farbe, goldig wie der Ambra oder der Topas; mit dem Elbogen auf einen Polſter gelehnt, ſtützt er ſein Kinn auf ſeine flache rechte Hand; der breite Aermel ſeines Rockes, faſt bis zum Buge zurückfallend, läßt auf ſeinem Arme, von der Rundung eines Frauenarmes, die ehedem in Indien durch die Nadel des Erwürgers tättowirten geheimnißvollen Zeichen ſehen. Der Sohn von Khadja-Sing hält mit ſeiner linken Hand die Ambraſpitze ſeiner Pfeife. Sein Rock von prächtigem weißen Kaſchmir, deſſen gepalmtes Gebräme von tauſend Farben bis zu ſeinen Knien reicht, iſt an ſeiner ſchmalen und angeſchmiegten Taille von den weiten Falten eines orangefarbigen Shawl's geſchloſſen; die elegante und reine Form von dem Einen der Beine dieſes aſiatiſchen Antinous, von einer Falte ſeines Rockes halb enthüllt, prägt ſich aus unter einer Art von leichter, ſehr knapper, ſilbergeſtickter, karmeſinrother Sammetſtiefelette, bogenförmig ausgeſchweift auf der Fußbiege eines kleinen Pantoffels von weißem Marokin mit rothem Abſatze. Djalma's Phyſiognomie, ſanft und zugleich männlich, drückte jene melancholiſche und beſchauliche Ruhe aus, die den Indiern und Arabern eigenthümlich iſt, dieſen bevorzugt Glücklichen, welche, durch eine ſeltene Miſchung, die nachſinnende Theilnahmsloſigkeit des Träumers mit der aufbrauſenden

Energie des Mannes der That vereinigen; bald weichlich, nervös, eindrucksfähig wie Frauen, bald kühn, wild und blutdürſtig wie Banditen. Und dieſe auf das Moraliſche der Araber und Indier angewendete halbweibliche Vergleichung, ſo lange ſie nicht vom Schwunge der Schlacht oder vom Feuer der Metzelei hingeriſſen werden, kann auch faſt für das Phyſiſche derſelben gelten; denn wenn ſie auch, gleich den Frauen von reiner Raçe, zierliche äußerſte Körpertheile beſitzen, die zarten Bänder, die eben ſo feinen als geſchmeidigen Formen, verbirgt doch dieſe weichliche und oft anmuthige Hülle Muskeln von Stahl, von einer ganz männlichen Spannkraft und Stärke. Djalma's große Augen, ſchwarzen Diamanten ähnlich, in eine bläuliche Perlenmutter eingerahmt, ſchweifen mechaniſch von den exotiſchen Blumen zum Plafond; von Zeit zu Zeit nähert er ſeinem Munde die Ambraſpitze des Houka; dann, nach einem langſamen Zuge, ſeine rothen Lippen halb öffnend, die von dem blendenden Schmelze ſeiner Zähne ſcharf abſcheiden, haucht er ein kleines ſpiralförmiges, vom Streifen durch Roſenwaſſer friſchgewürztes Rauchwölkchen.

„Muß ich wieder Tabak in die Houka ſtopfen?" fragt der knieende Mann, zu Djalma gewendet, und die ausgeprägten finſteren Züge Faringhea's, des Erwürgers, zeigend.

Der junge Prinz blieb ſtumm, ſey's, daß er in ſeiner orientaliſchen Verachtung gewiſſer Raçen, dem Meſtigen zu antworten verſchmähte, ſey's, daß er, in ſeine Träumereien verſunken, ihn nicht gehört hatte. Der Erwürger ſchwieg, kauerte auf dem Teppiche, dann erwartete er, die Beine kreuzend, die Elbogen auf ſeine Knie ſtützend, ſein Kinn in beiden Händen, mit den Augen unabläſſig Djalma anſtarrend, die Antwort oder die Befehle desjenigen, deſſen Vater den Beinamen trug: der Vater des Großmüthigen. Warum hatte Faringhea, dieſer eifrige Anhänger von Bohwanie, der Gottheit des Mordes, ſo niedrige Verrichtungen übernommen oder nachgeſucht? Warum hatte dieſer Mann von ſo ungemeiner geiſtiger Tragweite, dieſer Mann, deſſen leidenſchaftliche Beredſamkeit, deſſen wilde Energie dem guten Werke ſo viele Seïden verſchaffte, zu einer ſo ſubalternen Stellung ſich bequemt? Warum endlich ſchonte dieſer Mann, welcher, die Verblendung des jungen Prinzen hinſichtlich ſeiner benützend, der Bohwanie eine ſo ſchöne Beute bieten konnte, des Lebens des Sohnes von Khadja-Sing? Warum endlich ſetzte er ſich der häufigen Begegnung Rodin's aus, von dem er unter widrigen frühern Vorgängen gekannt war? Die Fortſetzung dieſer Erzählung wird dieſe Fragen beantworten. Zur Zeit kann man nur ſagen, daß der Erwürger nach einer langen Unterredung zwei Tage früher mit Rodin, ihn mit geſenktem Auge und beſcheidener Haltung verlaſſen hatte. Nachdem Djalma eine Zeitlang geſchwiegen, immer mit dem Blicke dem Wölkchen bläulichen Rauches folgend, das er ſo eben in den

Raum geblaſen, ſagte er zu Faringhea, ohne die Augen auf ihn zu richten, in jener eben ſo überſpannten als gedrängten, den Orientalen genügend geläufigen Sprache: „Die Zeit vergeht; der Alte mit dem guten Herzen kommt nicht; aber er wird kommen. Sein Wort iſt ſein Wort."

„Sein Wort iſt ſein Wort, gnädiger Herr," wiederholte Faringhea mit beſtätigendem Tone; „als er Sie vor drei Tagen in dieſem Hauſe beſuchte, wohin jene Elenden, zu ihren böſen Abſichten, Sie, verrätheriſch in Schlaf verſenkt, gebracht hatten, wie ſie auch mich ſelbſt einſchläferten, mich, Ihren wachſamen und ergebenen Diener, hat er zu Ihnen geſagt: „„Der unbekannte Freund, der Sie im Schloſſe Cardoville abholen ließ, ſendet mich zu Ihnen, Prinz; haben Sie Vertrauen, folgen Sie mir, eine Ihrer würdige Wohnung iſt für Sie in Bereitſchaft geſetzt."" Auch hat er zu Ihnen, gnädiger Herr, geſagt: „„Willigen Sie ein, dieſes Haus bis zu meiner Rückkehr nicht zu verlaſſen; Ihr Intereſſe erfordert dieß; in drei Tagen werden Sie mich wieder ſehen; dann wird Ihnen jede Freiheit wieder gelaſſen."" Sie haben eingewilliget, gnädiger Herr, und ſeit drei Tagen dieſes Haus nicht verlaſſen."

„Und ich erwarte den Alten mit Ungeduld," ſagte Djalma; „denn dieſe Einſamkeit iſt mir zur Laſt. Es muß in Paris ſo viele bewundernswürdige Dinge geben. Und vorzüglich . . ." Djalma vollendete nicht, und verſank wieder in ſeine Träumerei. Nach einigen

Momenten des Schweigens, ſagte der Sohn von Khadja-Sing zu Faringhea plötzlich mit dem Tone eines ungeduldigen und müſſigen Sultans: „Sprich mit mir.“

„Wovon ſoll ich mit Ihnen ſprechen, gnädiger Herr?“

„Wovon Du willſt, —“ erwiederte Djalma mit ſorgloſer Geringſchätzung, ſeine von Sehnſucht halbverſchleierten Augen zum Plafond wendend; — „ein Gedanke verfolgt mich; ich will ihn verſcheuchen, ſprich mit mir.“

Faringhea warf einen durchdringenden Blick auf die Züge des jungen Indiers; er ſah ſie von einer leichten Röthe gefärbt. „Gnädiger Herr, —“ verſetzte der Meſtize, — „Ihren Gedanken errath' ich.“

Djalma ſchüttelte den Kopf, ohne den Erwürger anzublicken. Dieſer fuhr fort: „Sie denken an die Frauen von Paris, gnädiger Herr.“

„Schweig, Sclave, —“ ſagte Djalma. Und er kehrte ſich haſtig auf dem Sofa um, wie wenn man das Fleiſch einer ſchmerzlichen Wunde berührt hätte. Faringhea ſchwieg. Nach einigen Augenblicken ſagte Djalma, das Rohr des Houka weit von ſich ſchleudernd, und ſeine beiden Augen mit ſeinen Händen verhüllend: „Deine Worte ſind noch beſſer, als dieſes Schweigen. Verflucht ſeyen meine Gedanken, verflucht mein Geiſt, der jene Fantome hervorruft.“

„Warum dieſe Gedanken fliehen, gnädiger Herr? Sie zählen neunzehn Jahre; Sie haben Ihre ganze Jugend im Kriege oder im Gefängniſſe verlebt, und ſind bis zu dieſem Tage ſo keuſch geblieben, wie Gabriel, dieſer junge chriſtliche Prieſter, unſer Reiſegefährte.“ Obgleich Faringhea ſeine ehrerbietige Unterwürfigkeit gegen den Prinzen durchaus nicht verletzte, fühlte dieſer doch eine leichte Ironie durch den Ton des Meſtizen dringen, als er das Wort keuſch ausſprach. Djalma erwiederte ihm mit einer Miſchung von Stolz und Strenge: „Ich will bei dieſen Civiliſirten nicht für einen Barbaren gelten, wie ſie uns nennen; daher rühme ich mich, keuſch zu ſeyn.“

„Ich verſtehe Sie nicht, gnädiger Herr.“

„Ich werde vielleicht ein reines Mädchen lieben, wie es meine Mutter war, da ſie meinen Vater geheirathet hat, und hier muß man, um die Reinheit eines Mädchens zu verlangen, keuſch ſeyn, wie ſie.“

Bei dieſer Unerhörtheit konnte Faringhea ein ſardoniſches Lächeln nicht verhehlen.

„Warum lachſt Du, Sclave? —“ fragte gebieteriſch der junge Prinz.

„Bei den Civiliſirten, wie Sie ſagten, gnädiger Herr, würde ein in der vollen Blüthe ſeiner Unſchuld heirathender Mann, ſich tödtlich lächerlich machen.“

„Du lügſt, Sclave; er würde ſich nur lächerlich machen, wenn er ein junges Mädchen heirathete, das nicht ſo rein wäre, wie er.“

„Dann, gnädiger Herr, würde ihm das Lächerliche, anſtatt ihn tödtlich zu treffen, gleich das Garaus machen; denn er fiele zweimal einem unbarmherzigen Spotte anheim.“

„Du lügſt! Du lügſt; oder, wenn Du wahr ſprichſt, wer hat Dich unterrichtet?“

„Ich hatte Pariſerfrauenzimmer zu Isle de France und Pondichery geſehen, gnädiger Herr; dann hab' ich gelegentlich unſerer Ueberfahrt viel erfahren; ich ſprach mit einem jungen Officier, während Sie mit dem jungen Prieſter ſprachen.“

„Alſo fordern, wie die Sultane unſerer Hareme, die Civiliſirten von den Mädchen eine Unſchuld, die ſie ſelbſt nicht mehr beſitzen.“

„Sie fordern ſie um ſo mehr, je weniger ſie ſie ſelbſt beſitzen, gnädiger Herr.“

„Das fordern, was man nicht bewilliget, heißt als Herr gegen den Sclaven handeln, und mit welchem Rechte geſchieht dieß hier?“

„Mit dem Rechte, das ſich derjenige nimmt, der das Recht macht, es iſt wie bei uns, gnädiger Herr.“

„Und was thun die Frauenzimmer?“

„Sie verhindern die Bräutigame, ſich vor den Augen der Welt allzu lächerlich zu machen, wenn ſie ſich verheirathen.“

„Und tödtet man hier eine Frau,“ welche betrügt?“ fragte Djalma, raſch ſich aufrichtend, und auf Faringhea einen wilden Blick heftend, der plötzlich von düſterer Gluth funkelte.

„Man tödtet ſie, gnädiger Herr, immer wie bei uns: eine ertappte Frau, eine todte Frau.“

„Warum ſperren die Civiliſirten, Despoten wie wir, ihre Frauen nicht ein, wie wir, um ſie zu einer Treue zu zwingen, die ſie nicht beobachten?"

„Weil ſie civiliſirt ſind, wie Barbaren, und barbariſch, wie Civiliſirte, gnädiger Herr."

„Dieß Alles iſt traurig, wenn Du wahr ſprichſt —" erwiederte Djalma mit nachdenkender Miene. — Dann fügte er mit einer gewiſſen Ueberſpanntheit bei, und, nach ſeiner Gewohnheit, von der etwas myſtiſchen und bildlichen, den Genoſſen ſeiner Heimath eigenthümlichen Sprache Gebrauch machend: „Ja, was Du mir ſagſt, betrübt mich, Sclave, denn zwei Tropfen Himmelsthau im Kelche einer Blume ineinander ſchmelzend, ſind zwei in jungfräulicher und reiner Liebe verbundene Herzen, zwei Lichtſtrahlen in eine unauslöſchliche Flamme ſich vereinend, ſind glühende und ewige Wonnen von zwei Liebenden, welche Gatten geworden ſind."

Als Djalma von den züchtigen Genüſſen der Seele mit einem unausſprechlichen Zauber ſprach, ein minder ideales Glück ſchildernd, leuchteten ſeine Augen wie Sterne; er bebte leicht; ſeine Nüſtern ſchwollen, das bleiche Gold ſeines Teints röthete ſich, und der junge Prinz verſank wieder in tiefes Träumen. Faringhea, dieſe letztere Gemüthsbewegung bemerkend, äußerte: „Und wenn Sie, wie der ſtolze und funkelnde **Königsvogel***) unſeres Landes, der Sultan unſerer Wälder, zahlreiche und abwechſelnde Vergnügungen den einzigen und einſamen Liebſchaften vorzögen, ſchön, jung, reich, wie Sie ſind, gnädiger Herr; wenn Sie verführeriſche Pariſerinnen aufſuchten, Sie wiſſen jene wollüſtigen Fantome Ihrer Nächte, jene reizenden Quälerinnen Ihrer Träume; wenn Sie, wie eine Ausforderung, kühne Blicke auf ſie würfen, flehende, wie eine Bitte, oder glühende, wie ein Verlangen, glauben Sie nicht, daß manche halbverſchleierte Augen an der Flamme Ihrer Blicke ſich entzünden würden? Dann wären dieß nicht mehr die einförmigen Wonnen einer einzigen Liebe. Die drückende Kette unſeres Lebens; nein, dieß wären die tauſend Genüſſe des Harems, aber des von freien und ſtolzen Frauen belebten Harems, welche die glückliche Liebe zu Ihren Sclavinnen machen würde; da Sie bis jetzt rein und enthaltſam geweſen, kann es für Sie kein Uebermaß geben, glauben Sie mir alſo, Sie, der glühende herrliche Sohn unſers Landes, werden die Liebe, der Stolz, der Abgott dieſer Frauen werden, und dieſe verführeriſcheſten Frauen auf der ganzen Welt bald nur noch für Sie ſehnſuchtvolle und leidenſchaftliche Blicke haben!"

---

*) Eine Abart des Paradiesvogels, ein ſehr verliebtes Hühnergeſchlecht.

Djalma hatte Faringhea mit gierigem Schweigen angehört. Der Ausdruck der Züge des jungen Indiers war völlig verändert; dieß war nicht mehr jener melancholiſche und träumeriſche Jüngling, das heilige Andenken ſeiner Mutter anrufend, und nur im Himmelsthaue, nur im Blumenkelche Bilder findend, rein genug, die

Keuſchheit zu ſchildern, die Liebe, die er träumte; dieß war nicht mehr der junge Mann, in züchtiger Gluth bei dem Gedanken an die erlaubten Wonnen einer geſetzlichen Ehe erröthend. Nein, nein, Faringhea's Anreizungen hatten plötzlich ein unterirdiſches Feuer zum Ausbruche getrieben; Djalma's entflammtes Antlitz, ſeine abwechſelnd funkelnden und verſchleierten Augen, das männliche und ſonore Athmen ſeiner Bruſt, verkündeten den Aufruhr ſeines Blutes und das Aufwallen ſeiner um ſo ſtürmiſcheren Leidenſchaften, je mehr ſie bisher zurückgehalten waren. Daher, plötzlich vom Divan behende, kräftig und leicht wie ein junger Tiger aufſpringend, packte Djalma Faringhea an der Kehle, ausrufend: „Deine Worte ſind brennendes Gift!"

„Gnädiger Herr, —" erwiederte Faringhea, ohne den mindeſten Widerſtand entgegenzuſetzen, „Ihr Sclave iſt Ihr Sclave." Dieſe Unterwürfigkeit entwaffnete den Prinzen. „Mein Leben gehört Ihnen," wiederholte der Meſtize.

„Ich gehöre Dir, Sclave! —" rief Djalma aus, ihn von ſich ſtoſſend. — „So eben erſt hing ich an Deinen Lippen. Deine gefährlichen Lügen verſchlingend!"

„Lügen, gnädiger Herr? Zeigen Sie ſich bloß den Augen jener Frauen, ihre Blicke werden meine Worte beſtätigen."

„Jene Frauen ſollten mich lieben; mich, der ich nur im Kriege und in Wäldern gelebt habe."

„Bei dem Gedanken, daß Sie, noch ſo jung, ſchon eine blutige Jagd auf Menſchen und Tiger gemacht haben, werden ſie Sie anbeten, gnädiger Herr."

„Du lügſt."

„Ich ſag' es Ihnen, gnädiger Herr, Ihre Hand ſehend, die, ſo zart wie die ihrige, ſich ſo oft in feindliches Blut getaucht, werden ſie ſie küſſen wollen, und wieder küſſen bei dem Gedanken, daß Sie in unſern Wäldern, Ihren geladenen Carabiner, Ihren Dolch zwiſchen Ihren Zähnen, bei dem Brüllen des Löwen oder des Panthers gelächelt haben, den Sie erwarteten."

„Aber ich bin ein Wilder, ein Barbar."

„Und gerade deßwegen werden ſie zu Ihren Füßen liegen, ſich zugleich erſchreckt und entzückt fühlen bei dem Gedanken an alle Gewaltthätigkeiten, an alle Wuthausbrüche, an alle Aufbrauſungen der Eiferſucht, der Leidenſchaft und der Liebe, denen ein Mann von Ihrem Blute, von Ihrer Jugend, und von Ihrem Feuer ſich überlaſſen kann. Heute ſanft und zärtlich, morgen argwöhniſch und wild, ein anderesmal glühend und leidenſchaftlich, ſo werden Sie ſeyn, ſo muß man ſeyn, um ſie zu feſſeln. Ja, ja, ein Wuthſchrei entſchlüpfe zwiſchen zwei Küſſen, ein Dolch blitze zwiſchen zwei Liebkoſungen, damit ſie endlich vernichtet zurückſinken, keuchend vor Luſt, Liebe und Schrecken, und Sie werden nicht mehr ein Mann für ſie ſeyn, ſondern ein Gott."

„Glaubſt Du? —" rief Djalma, wider ſeinen Willen von der wilden Beredſamkeit des Erwürgers fortgeriſſen.

„Sie wiſſen, Sie fühlen, daß ich wahr ſpreche, —" erwiederte Faringhea, die Arme gegen den jungen Indier ausſtreckend.

„Wohlan, ja, —" verſetzte Djalma mit funkelnden Blicke, ſchwellenden Nüſtern, ſo zu ſagen ſprungweiſe und in wilden Sätzen den Salon durcheilend. — „Ich weiß nicht, ob ich bei Sinnen oder trunken bin; aber es dünkt mir, daß Du wahr ſprichſt; ja, ich fühl' es, man wird mich mit Wahnſinn, mit Wuth lieben, weil ich mit Wahnſinn, mit Wuth lieben werde; man wird vor Luſt, vor Schrecken ſchaudern, weil ich ſelbſt daran denkend, vor Glück und Schrecken ſchaudere. Sclave, Du ſprichſt wahr, es wird etwas Berauſchendes, Schreckliches um dieſe Liebe ſeyn." Dieſe Worte ſprechend, ſah Djalma herrlich aus in gebieteriſcher Sinnlichkeit; eine ſchöne und ſeltene Sache war der Mann, rein und enthaltſam bis zu dem Alter geblieben, in welchem ſich in ihrer allmächtigen Energie die bewundernswürdigen Liebestriebe entwickeln ſollen, die Gott in das Geſchöpf gelegt hat, Triebe, welche, unterdrückt, auf Abwege geleitet oder verderbt, die Vernunft erſchüttern, oder in zügelloſe Ausſchweifungen, in entſetzliche Verbrechen ſich verirren, aber auf eine große und edle Liebe gelenkt, gerade in Folge ihrer Heftigkeit, den Mann durch Hingebung und Zärtlichkeit zu den Grenzen des Ideales erheben können und müſſen. „O! dieſes weibliche Weſen, dieſes weibliche Weſen, vor dem ich zittern werde, und das vor mir zittern wird, wo iſt es denn? —" rief

Djalma mit verdoppelter Wonnetrunkenheit aus. — „Werd' ich es jemals finden?"

„Eines, das iſt viel, gnädiger Herr, —" entgegnete Faringhea mit ſeiner ſardoniſchen Kälte; — „wer ein weibliches Weſen ſucht, findet ſelten in dieſem Lande; wer mehrere ſucht, iſt in der Wahl verlegen."

Im Augenblicke, da der Meſtize Djalma dieſe unverſchämte Antwort gab, ſah man an der kleinen Gartenthüre dieſes Hauſes, eine Thüre die zu einer kleinen öden Straße führte, einen zweiſitzigen Wagen von höchſter Eleganz halten, mit laſurblauem Kaſten und weißem Geſtelle, gleichfalls von blauem Grunde gehoben; dieſer Wagen war bewundernswerth beſpannt mit zwei ſchönen goldbraunen Vollblutpferden mit ſchwarzen Mähnen; das Beſchläge des Pferdegeſchirres war von Silber, wie die Knöpfe an der Livrée der Bedienten, einer hellblauen Livrée mit weißem Kragen; auf der Schabracke, auch blau mit weißem Gebräme, ſo wie auf den Feldern der Kutſchenſchläge, gewahrte man die rautenförmigen Wappen ohne Helmſchmuck und Krone, wie dieß für die jungen Mädchen üblich iſt. Zwei Frauenzimmer waren in dieſem Wagen, das Fräulein von Cardoville und Florine.

Vierzehntes Kapitel.

Das Erwachen.

Um die Ankunft des Fräuleins von Cardoville an der Gartenthüre des von Djalma bewohnten Hauſes zu erklären, müſſen wir einen zurückſchauenden Blick auf die Ereigniſſe werfen. Als das Fräulein von Cardoville das Haus des Doctors Baleinier verließ, bezog ſie ihr Hôtel in der Straße Anjou. Während der letzten Monate ihres Aufenthaltes bei ihrer Tante, hatte Adriane dieſe ſchöne Wohnung heimlich herrichten und möbliren laſſen, deren Luxus und Eleganz noch mit allen Wundern des Pavillons des Hôtels Saint-Dizier waren vermehrt worden. Die Welt fand es ſehr außerordentlich, daß ein junges Mädchen von dem Alter und der Stellung des Fräuleins von Cardoville den Entſchluß gefaßt hatte, vollkommen allein, frei zu leben, und ihr Haus zu machen, nicht mehr und nicht weniger, als ein volljähriger Jüngling, eine ganz junge Wittwe, oder ein Großjährigerklärter. Die Welt that, als ſchiene ſie nicht zu wiſſen, daß das Fräulein von Cardoville das beſaß, was nicht alle mündigen und zweimal mündigen Männer beſitzen: einen feſten Character, einen erhabenen Geiſt, ein edelmüthiges Herz, einen ſehr geſunden und ſehr richtigen Verſtand. Einſehend, daß ſie zur ſubalternen Leitung und zur innern Ueberwachung ihres Hauſes treuer Perſonen bedürfe, hatte Adriane dem Verwalter des Landgutes Cardoville und ſeiner Frau, den ehemaligen Dienern der Familie, geſchrieben, unverzüglich nach Paris zu kommen; Herr Dupont ſollte die Verrichtungen eines Intendanten, und Madame Dupont jene einer Beſchließerin übernehmen; ein ehemaliger Freund des Vaters des Fräuleins von Cardoville, der

Graf von Montbron, einer der geiſtreicheſten Greiſe, früher ein Mann ſehr nach der Mode, aber noch immer ein ſehr großer Kenner aller Arten von Eleganz, hatte Adrianen gerathen, wie eine Prinzeſſin aufzutreten, und einen Stallmeiſter zu nehmen, zu deſſen Dienſtleiſtungen er ihr einen ſehr wohlerzogenen Mann empfahl, von mehr als reifem Alter, der, ein großer Liebhaber von Pferden, nachdem er ſich in England zu Newmarket und bei Taterſall *) zu Grunde gerichtet hatte, dahin gebracht worden war, wie es den Gentlemen jenes Landes oft begegnet, die Poſtwägen mit großen Lenkſeilen zu führen, in dieſem Geſchäfte einen ehrlichen Broderwerb und ein Mittel findend, ſeinem Geſchmacke an Pferden zu genügen.

Dieß war Herr von Bonneville, der Schützling des Grafen von Montbron. In Folge ſeines Alters und ſeiner gewohnten feinen Lebensart, konnte dieſer Stallmeiſter das Fräulein von Cardoville zu Pferd begleiten, und, beſſer als irgend Jemand, den Stall und die Beſorgung der Wagen überwachen. Er nahm alſo dieſe Verwendung mit Dankbarkeit an, und ſeinen umſichtigen Bemühungen war es zu verdanken, daß des Fräuleins von Cardoville Geſpann mit Allem, was ſich in Paris Eleganteſtes dieſer Art befand, wetteifern konnte.

Das Fräulein von Cardoville hatte ihre Zofen wieder genommen, Hebe, Georgette und Florine. Dieſe

---

*) Ein berühmter Händler und Einſteller von Jagdpferden ꝛc. ꝛc. in London.

hatte zuerſt bei der Prinzeſſin von Saint-Dizier in Dienſt treten müſſen, um daſelbſt ihre Rolle als Ueberwacherin zum Vortheile der Oberin des Kloſters Sainte-Marie fortzuſetzen; aber in Folge der von Rodin der Angelegenheit Rennepont gegebenen neuen Leitung, ward beſchloſſen, daß Florine, wenn es ſich machen ließe, wieder bei dem Fräulein von Cardoville einſtehen ſollte. Dieſer Platz des Vertrauens, indem er dieſes unglückliche Geſchöpf in den Stand ſetzte, jenen Leuten, die ihr Schickſal in ihren Händen hielten, wichtige und finſtere Dienſte zu leiſten, zwang ſie zu einer niederträchtigen Verrätherei. Leider hatte Alles dieſen böſen Anſchlag begünſtiget. Man weiß es: Florine, in einer Unterredung mit Mayeux, wenige Tage nach der Einſperrung des Fräuleins von Cardoville bei dem Doctor Baleinier, Florine, einer Regung der Reue nachgebend, hatte der Arbeiterin ſehr nützliche Rathſchläge im Intereſſe Adrianens gegeben, indem ſie dem Agricola ſagen ließ, er ſolle der Frau von Saint-Dizier die Papiere nicht geben, die er im Verſtecke des Pavillons gefunden hatte, ſondern ſie nur dem Fräulein von Cardoville ſelbſt verabfolgen. Dieſe, ſpäterhin von dieſem Detail durch Mayeux verſtändiget, fühlte eine Verdoppelung des Vertrauens und der Theilnahme für Florine, nahm ſie faſt mit Dankbarkeit wieder in ihre Dienſte, und übertrug ihr beinahe alſogleich eine ganz vertrauliche Miſſion, nämlich die Ueberwachung der Einrichtungen des zu Djalma's Wohnung gemietheten Hauſes.

Mayeur betreffend, hatte dieſe, den Bitten des Fräuleins von Cardoville ſich fügend, da ſie ſah, daß ſie Dagobert's Frau, von der wir ſpäterhin ſprechen werden, nicht mehr nützen konnte, eingewilliget, im Hôtel der Straße Anjou, bei Adrianen zu wohnen, welche mit jenem ſeltenen Scharfblicke des Herzens, der ſie characteriſirte, der jungen Arbeiterin, die ihr zugleich als Secretär diente, das Departement der Unterſtützungen und Almoſen anvertraute. Das Fräulein von Cardoville hatte Anfangs gedacht, Mayeur einfach unter dem Titel einer Freundin bei ſich zu behalten, des Willens, auf ſolche Art in ihr die Rechtſchaffenheit in der Arbeit, die Reſignation im Leiden, und die Intelligenz in der Armuth zu ehren und zu verherrlichen; aber die natürliche Würde des jungen Mädchens kennend, fürchtete ſie mit Recht, daß ungeachtet der zartſinnigen Umſicht, womit dieſe ganz ſchweſterliche Gaſtfreundſchaft der Mayeur geboten würde, ſie darin nur ein verkleidetes Almoſen ſähe; Adriane zog es alſo vor immer ſie als Freundin behandelnd, ihr ein ganz vertrautes Amt zu geben. Auf dieſe Weiſe würde die gerechte Empfindlichkeit der Arbeiterin geſchont, weil ſie in Vollziehung von Verrichtungen, die ihren ſo verehrungswürdig liebreichen Neigungen entſprächen, ihr Brod verdienen könnte. In der That konnte Mayeur mehr als ſonſt Jemand die heilige Miſſion annehmen, welche Adriane ihr gab; ihre grauſame Erfahrung des Mißgeſchickes, die Güte ihrer engelgleichen Seele, die Erhabenheit ihres Geiſtes, ihre ſeltene Thätigkeit, ihre Scharfſichtigkeit in Bezug auf die peinlichen Geheimniſſe des Unglückes, ihre vollkommene Kenntniß der armen und fleißigen Claſſen, ſagten hinreichend, mit welchem Takte, mit welcher Intelligenz, das vortreffliche Weſen die großmüthigen Abſichten des Fräuleins von Cardoville unterſtützen würde. Sprechen wir jetzt von den verſchiedenen Ereigniſſen, die, an dieſem Tage, der Ankunft des Fräuleins von Cardoville an der Gartenthüre des Hauſes in der Straße Blanche vorausgegangen waren. Gegen zehn Uhr Morgens ließen die hermetiſch verſchloſſenen Fenſterläden von Adrianens Schlafzimmer keinen Strahl des Tagslichtes in dieſes Gemach dringen, das nur von dem Schimmer einer ſphäriſchen, am Plafond an drei langen ſilbernen Ketten hangenden Lampe von orientaliſchem Alabaſter erleuchtet war. Dieſes in eine Kuppel auslaufende Gemach, hatte die Form eines Zeltes von acht abgetheilten Seiten; vom Gewölbe bis auf den Boden war es mit weißer Seide ausgeſchlagen, und bedeckt mit langen Draperien von weißem Muſſelin, gleichfalls reich mit Bandroſen beſetzt, und die Wände entlang über Halte geſchlungen, die in Zwiſchenräumen an breiten Opferſchalen von Elfenbein befeſtiget waren. Zwei Thüren, auch von Elfenbein, wunderſam mit Perlenmutter ausgelegt, führten, die eine in den Badeſaal, die andere in das Toilettenzimmer, eine Art von kleinem dem Cultus der Schönheit geweihten Tempel, möblirt, wie er es im Pavillon des Hôtels Saint-Dizier war. Zwei andere Seiten waren von Fenſtern, unter Draperien völlig verſteckt, eingenommen; dem Bette gegenüber ſah man, glänzende Feuerböcke von ciſelirtem Silber umrahmend, einen Kamin von penteliſchem Marmor, anzuſchauen wie kryſtalliſirter Schnee, in welchen man zwei entzückende Karyatiden, und einen Fries, Vögel und Blumen vorſtellend, gemeißelt hatte; oberhalb dieſes Frieſes befand ſich, in den Marmor mit höchſter Zartheit durchbrochen gearbeitet, eine Art ovalen Korbes von anmuthigem Umriſſe, die Kaminplatte erſetzend, und geziert mit einer Menge Camellienroſen; ihre Blätter von einem glänzenden Grün, ihre Blumen von ſanfter Carminſchattirung, waren die einzigen Farben, welche wie zufällig in die harmoniſche Weiße dieſer jungfräulichen Wohnung geriethen. Endlich, halb umgeben von Fluthen weißen Muſſelins, die wie leichte Wolken von der Kuppel herabwogten, gewahrte man das ſehr niedere Bett auf reich geſchnitzten Elfenbeinfüſſen, auf dem Hermelinteppiche ruhend, der den Boden bedeckte. Außer einem gleichfalls aus Elfenbein bewundernswürdig gearbeiteten, und von Perlenmutter erhöhten Fußgeſimſe am Getäfel, war dieſes Bett durchaus mit weißem Atlaße gefüttert, wattirt und abgenäht, wie ein ungeheures Riechkiſſen. Die mit Spitzen von Valenciennes garnirten Bettücher von Batiſt, ein wenig in Unordnung gekommen, enthüllten theilweiſe eine mit weißem Taffet überzogene Matratze, und eine leichte Decke von Mohr *); denn es herrſchte in dieſem Gemache unaufhörlich eine gleiche und lauwarme Temperatur, wie jene eines ſchönen Frühlingstages.

In Folge eines ſonderbaren Gewiſſenszweifels, von dem nämlichen Gefühle hervorgerufen, welches Adrianen bewogen, auf ein Meiſterſtück der Goldſchmiedsarbeit den Namen ſeines Verfertigers anſtatt des Namens ſeines Verkäufers ſetzen zu laſſen, hatte ſie gewollt, daß alle dieſe Gegenſtände von ſo auserleſener Pracht, von Handwerkern gemacht würden, die man unter den intelligenteſten, fleißigſten und redlichſten auswählte, denen ſie die Urſtoffe liefern ließ; auf dieſe Art war man in den Stand geſetzt, ihrem Arbeitslohne dasjenige beizufügen, was die Zwiſchenperſonen, auf ihre Arbeit ſpeculirend, in die Taſche geſteckt hätten; dieſe beträchtliche Lohnerhöhung hatte einiges Glück und einige Wohlhabenheit in hundert dürftigen Familien verbreitet, welche, ſomit Adrianens Pracht ſegnend, ihr, wie ſie ſagte, das Recht gaben, ſich ihres Luxus als einer gerechten und guten Handlung zu erfreuen. Man konnte nichts Friſcheres, nichts Reizenderes ſehen, als das Innere dieſes Schlafzimmers.

Das Fräulein von Cardoville war ſo eben erwacht; ſie ruhte inmitten jener Wogen von Mouſſelin, Spitzen, Batiſt und weißer Seide, in einer Stellung voll Weich-

---

*) Moire = ein dichter Seidenzeug.

A. d. Ueb.

Heit und Grazie; während der Nacht bedeckte ſie niemals ihre bewundernswürdig goldigen Haare (ein ſicheres Verfahren, um ſie lange Zeit in ihrer ganzen Pracht zu erhalten, ſagten die Griechen); Abends ſchlangen ihre Zofen die langen Locken ihres ſeidenweichen Haares in mehrere platte Flechten, aus denen ſie zwei breite und dichte Binden bildeten, die, weit genug herabreichend, um ihr kleines Ohr faſt ganz zu verbergen, von dem man nur das roſige Läppchen ſah, in das hinter ihrem Kopfe gewundene Haarneſt eingefügt wurden. Dieſe Haartracht, dem griechiſchen Alterthume entlehnt, ſtand auch entzückend ſchön zu den ſo reinen, ſo zarten Zügen des Fräuleins von Cardoville, und ſchien ſie dergeſtalt zu verjüngen, daß man ſie, anſtatt achtzehn Jahre alt, kaum fünfzehn Jahre alt gehalten hätte; auf ſolche Art zuſammengefaßt, und die Schläfen dicht umrahmend, würden ihre Haare, den hellen und glänzenden Teint verlierend, faſt braun geſchienen haben, ohne die lebhaft goldigen Lichter, die hier und da auf der Wellenform der Flechten aufblitzten.

In jene Schläfrigkeit der Morgenſtunde verſunken, deren ſanftes Ermatten ſüſſen Träumereien ſo günſtig iſt, ſtützte ſich Adriane mit dem Elbogen auf ihren Pfühl, den Kopf ein wenig geneigt, wodurch der idealiſche Umriß ihres Halſes und ihrer nackten Schultern noch gehoben wurde; ihre lächelnden, feuchten und roſigen Lippen waren, wie ihre Wangen, ſo kalt, als hätte ſie ſie ſo eben in Eiswaſſer gebadet; ihre weißen

Augenlieder verſchleierten zur Hälfte mit einem braunen und ſammetartigem Schwarz ihre großen Augen, die bald ſehnſuchtsvoll in den leeren Raum ſchauten, bald mit Wohlgefallen auf den Blumenroſen und auf den grünen Blättern des Camellienkorbes verweilten. Wer vermöchte die unausſprechliche Heiterkeit von Adrianens Erwachen zu ſchildern, das Erwachen einer ſo ſchönen und ſo keuſchen Seele, in einem ſo keuſchen und ſo ſchönen Leibe! das Erwachen eines ſo reinen Herzens, wie der friſche und jugendlich-balſamiſche Athemzug, der ſanft dieſen jungfräulichen Buſen ſchwellte, jungfräulich und weiß, wie der unbefleckte Schnee. Welcher Glaube! Welcher Lehrſatz! Welche Formel, welches religiöſe Symbol, o väterlicher, o göttlicher Schöpfer, wird jemals eine anbetungswürdigere Idee von Deiner harmoniſchen und unausſprechlichen Macht geben, als eine junge Jungfrau, die, alſo erwachend in der ganzen Blüte ihrer Schönheit, in der ganzen Anmuth ihrer Züchtigkeit, womit Du ſie beſchenkt haſt, in ihrer träumeriſchen Unſchuld das Geheimniß jenes himmliſchen Liebesinſtinktes ſucht, den Du in ſie gelegt haſt, wie in alle Geſchöpfe, o Du, der Du nur die ewige Liebe, die unendliche Güte biſt! Die bunten Gedanken, welche, ſeit Adrianens Erwachen, ſie ſanft zu bewegen ſchienen, bemächtigten ſich ihrer immer mehr; ihr Kopf neigte ſich auf ihre Bruſt; ihr ſchöner Arm ſank auf das Bett zurück; dann nahmen ihre Züge, ohne jedoch düſter zu werden, einen Ausdruck rührender Melancholie an. Ihr lebhafteſter Wunſch war erfüllt: ſie lebte unabhängig und allein. Aber dieſes liebevolle, zartſinnige, mittheilſame und wunderbar vollkommene Weſen fühlte, daß Gott ſie nicht mit den ſeltenſten Schätzen überhäuft habe, um ſie in eine kalte und ſelbſtſüchtige Einſamkeit zu vergraben; ſie fühlte alles das, was die Liebe Großes, Schönes, ihr ſelbſt und demjenigen einflößen könnte, der ihrer würdig zu ſeyn verſtände. Vertrauend in dem Muthe, in dem Adel ihres Characters, auf das Beiſpiel ſtolz, das ſie andern Frauen geben wollte, wiſſend, daß alle Augen mit Neid auf ſie gerichtet ſeyn würden, fühlte ſie ſich, ſo zu ſagen, ihrer ſelbſt nur zu gewiß; weit entfernt, eine üble Wahl zu beſorgen, fürchtete ſie, nichts Wahlwürdiges zu finden, ſo geläutert war ihr Geſchmack; dann, hätte ſie auch ihr Ideal getroffen, beſaß ſie auch eine ſo ſonderbare und doch ſo richtige, ſo außerordentliche und doch ſo vernünftige Anſicht von der Unabhängigkeit und Würde, welche die Frau, nach ihrer Meinung, hinſichtlich des Mannes bewahren ſollte, daß ſie, unerbittlich entſchloſſen, in dieſer Beziehung keine Conceſſion zu machen, ſich fragte, ob der Mann ihrer Wahl jemals die bis jetzt unerhörten Bedingungen eingehen dürfte, die ſie ihm ſtellen würde. Die möglichen Bewerber in ihr Gedächtniß zurückrufend, die ſie bisher in der Welt geſehen, erinnerte ſie ſich der leider ſehr wahren Schilderung, welche Rodin hinſichtlich der Heirathsluſtigen mit beißendem Schwunge entworfen hatte. Sie erinnerte ſich auch, nicht ohne einen gewiſſen Stolz, der Ermuthigungen, die dieſer Mann gegeben, nicht indem er ihr ſchmeichelte, ſondern ſie aufforderte, die Erfüllung eines wahrhaft großen, hochherzigen und ſchönen Planes zu betreiben. Der Gang oder die Laune von Adrianens Gedanken brachte ſie bald dahin, an Djalma zu denken. Indem ſie ſich durchaus Glück wünſchte, gegen ihren Verwandten aus königlichem Geblüte die Pflichten einer königlichen Gaſtfreundſchaft zu vollziehen, war das junge Mädchen weit entfernt, aus dem Prinzen den Helden ihrer Zukunft zu machen. Zuvörderſt dachte ſie, nicht ohne Grund, daß dieſer halb wilde Jüngling, mit wo nicht unbezähmbaren, doch wenigſtens unbezähmten Leidenſchaften, plötzlich mitten in eine raffinirte Civiliſation verſetzt, unvermeidlich heftigen Verſuchen und ſtürmiſchen Umbildungen entgegen ging. Nun aber fühlte das Fräulein von Cardoville, die nichts Männliches, nichts Herriſches in ibrem Character beſaß, keine Luſt, dieſen jungen Wilden zu civiliſiren. Daher war ſie, ungeachtet oder vielmehr wegen der Theilnahme, die ſie dem jungen Indier ſchenkte, feſt entſchloſſen, ſich ihm vor zwei oder drei Monaten nicht zu erkennen zu geben; entſchloſſen auch, wenn durch Zufall Djalma erführe, daß ſie ſeine Verwandte ſey, ihn nicht zu empfangen. Sie wünſchte alſo, wo nicht ihn zu prüfen, mindeſtens in ſeinen Handlungen, in ſeinem Willen ihm Freiheit zu laſſen, damit er die erſte Lebhaftigkeit ſeiner guten oder ſchlimmen Leidenſchaften ablegen konnte. Da ſie ihn jedoch nicht allen Gefahren des Pariſerlebens unbeſchützt preisgeben wollte, hatte ſie dem Grafen von Montbron im Vertrauen gebeten, den Prinzen Djalma in die beſte Geſellſchaft von Paris einzuführen, und ihn mit den Rathſchlägen ſeiner langen Erfahrung zu erleuchten. Herr von Montbron hatte das Anſuchen des Fräuleins von Cardoville mit dem größten Vergnügen entgegengenommen, indem es ihm, wie er ſagte, eine Freude mache, ſeinen jungen Königstiger in die Salons zu ſchleudern, und ihn mit der Blüte der Eleganten und Schönen in Paris in Hader zu bringen, mit dem Anerbieten, Alles, was man wollte, für ſeinen wilden Mündel zu wetten und zu halten.

„Was mich betrifft, mein lieber Graf,“ hatte ſie mit ihrer gewohnten Freimüthigkeit zu Herrn von Montbron geſagt, „iſt mein Entſchluß unerſchütterlich; Sie ſelbſt „haben mit mir von der Wirkung geſprochen, welche „das Erſcheinen des Prinzen Djalma in der Geſellſchaft „hervorbringen wird, eines Indiers von neunzehn Jah„ren, von überraſchender Schönheit, ſtolz und wild wie „ein junger, aus ſeinem Walde kommender Löwe; das „iſt neu, das iſt außerordentlich, haben Sie beigefügt; „daher werden die Coquetterien der Civiliſirinnen, „ihn mit einer Hingebung verfolgen, die mich für ihn „erſchreckt; nun kann mir aber ernſtlich geſprochen, mein „lieber Graf, der Schein nicht behagen, an Bravour mit ſo „vielen ſchönen Damen wetteifern zu wollen, die ſich

„den Klauen Ihres jungen Tigers unerſchrocken ausſetzen „werden. Ich intereſſire mich ſehr für ihn, weil er „mein Vetter iſt, weil er ſchön iſt, weil er brav iſt, „aber vorzüglich, weil er nicht nach der ſchrecklichen europäiſchen Mode gekleidet iſt. Gewiß ſind dieß ſeltene „Eigenſchaften; aber ſie genügten bisher nicht, mich zu „einer Aenderung meines Beſchluſſes zu bewegen. Uebrigens hat mir der gute alte Philoſoph, mein neuer „Freund, hinſichtlich unſers Indiers einen von Ihnen „gebilligten Rath ertheilt, von Ihnen, der Sie kein „Philoſoph ſind, mein lieber Graf, nämlich: eine Zeitlang in meinem Hauſe zu empfangen, aber zu Niemanden zu gehen; was mir zunächſt die Inconvenienz, „meinen königlichen Vetter zu treffen, erſparen, und ſodann erlauben wird, eine ſtrenge Auswahl zu machen, „ſelbſt unter meiner gewöhnlichen Geſellſchaft; da mein „Haus vortrefflich, meine Stellung ſehr originell ſeyn, „und man argwöhnen wird, alle Arten von ſchlimmen „Geheimniſſen bei mir zu erforſchen, werden die Neugierigen beiderlei Geſchlechtes mir nicht fehlen, was „mich ſehr ergötzen wird, ich verſichere Ihnen.“

Und auf die Frage des Herrn von Montbron, ob das Exil des armen jungen indiſchen Tigers lange dauern würde, hatte Adriane ihm geantwortet: „Beinahe „alle Perſonen der Geſellſchaft empfangend, wohin Sie „ihn werden geführt haben, werd' ich es ſehr pikant „finden, auf dieſe Art verſchiedene Urtheile über ihn zu „hören. Wenn gewiſſe Männer viel Gutes von ihm

„ſagen, gewiſſe Frauen viel Böſes, werde ich gute Hoffnung haben. Kurz, die Meinung, die ich mir bilden „werde, das Wahre ſo vom Falſchen ſcheidend, vertrauen „Sie auf meinen Scharfſinn hiewegen, wird demnach, „wie Sie es nennen, das Exil meines königlichen Vetters abkürzen oder verlängern."

Dieß waren noch die beſtimmten Abſichten des Fräuleins von Cardoville hinſichtlich Djalma's an dem nämlichen Tage, an welchem ſie mit Florine in das Haus ſich begeben ſollte, das er bewohnte; kurz, ſie war durchaus entſchloſſen, ſich vor einigen Monaten ihm nicht zu erkennen zu geben.

Nachdem Adriane an dieſem Morgen auf ſolche Art lange an die Wechſelfälle gedacht hatte, welche die Zukunft den Bedürfniſſen ihres Herzens bieten konnte, verſank ſie in neues und tiefes Sinnen.

Dieſes entzückende Weſen, voll Leben, Feuer und Jugend, ſtieß einen leiſen Seufzer aus, ſchlang ihre beiden reizenden Arme über ihren Kopf, mit dem Profile auf ihrem Kiſſen ruhend, und blieb einige Augenblicke wie tief betrübt, wie vernichtet. Alſo regungslos unter den weißen Geweben, die ſie umhüllten, glich ſie einer bewundernswürdigen Marmorſtatue, unter einer leichten Schneeſchichte halb hervorragend. Plötzlich ſetzte ſich Adriane raſch im Bette auf, fuhr mit der Hand über ihre Stirne, und klingelte ihren Zofen. Bei dem erſten Silberklange der Klingel, öffneten ſich die beiden Thüren von Elfenbein. Georgette erſchien auf der Schwelle des Toilettenzimmers, aus welchem Lutine, die kleine glänzend-ſchwarze Hündin mit dem goldenen Halsbande, mit freudigem Bellen ſchlüpfte. Hebe ſtand auf der Schwelle des Badezimmers. Im Hintergrunde dieſes von oben erhellten Gemaches, ſah man auf einem Teppiche von grünem Corduanleder mit goldenen Einſetzroſen eine große Badewanne von Kryſtall in Form einer verlängerten Muſchel. Die einzigen drei Löthungen dieſes kühnen Meiſterſtückes der Glasmacherkunſt, verſchwanden unter der eleganten Krümmung von mehreren großen ſilbernen Schilfrohren, die aufſchoſſen von dem breiten Sockel der Badewanne, gleichfalls aus ciſelirtem Silber, und Kinder und Delphine vorſtellend, ſpielend inmitten natürlicher Corallenzweige und laſurblauer Muſcheln. Es gab keine lieblichere Wirkung, als die Einlegung dieſer purpurrothen Aeſte und dieſer himmelblauen Muſcheln in den matten Grund des getriebenen Silbers; der balſamiſche Dunſt, der aus dem lauwarmen, klaren und parfümirten Waſſer aufſtieg, womit die Kryſtallmuſchel angefüllt war, verbreitete ſich im Badeſaale, und quoll wie ein leichter Nebel in das Schlafzimmer. Als ſie Hebe in ihrer friſchen und hübſchen Kleidung, auf einem ihrer nackten und üppigen Arme einen langen Bademantel bringen ſah, ſagte ſie zu ihr: „Wo iſt denn Florine, mein Kind?“

„Mein Fräulein, vor zwei Stunden iſt ſie hinabgegangen; man hat ſie wegen einer ſehr dringenden Sache rufen laſſen.“

„Und wer hat ſie rufen laſſen?“

„Die junge Perſon, welche dem Fräulein als Sekretär dient. Sie war dieſen Morgen ſehr früh ausgegangen; gleich nach ihrer Heimkehr hat ſie Florinen rufen laſſen, die ſeitdem nicht zurückgekommen iſt.“

„Dieſe Abweſenheit bezieht ſich ohne Zweifel auf irgend eine wichtige Angelegenheit meines engelgleichen Miniſters der Unterſtützungen und Almoſen, —“ erwiederte Adriane lächelnd und an Mayeur denkend. Dann winkte ſie der Hebe, ſich ihrem Bette zu nähern. Etwa zwei Stunden nach ihrem Aufſtehen, als Adriane, wie gewöhnlich, mit ſeltener Eleganz ſich hatte ankleiden laſſen, ſchickte ſie ihre Zofen fort, und ließ Mayeur rufen, die ſie mit ausgezeichneter Aufmerkſamkeit behandelte, indem ſie dieſelbe immer allein empfing.

Die junge Arbeiterin trat raſch ein, mit bleichem Geſichte, bewegt, und ſagte zu ihr mit zitternder Stimme: „Ah! mein Fräulein, meine Ahnungen waren gegründet; man verräth Sie.“

„Von welchen Ahnungen ſprechen Sie, mein liebes Kind? —“ verſetzte Adriane betroffen, — „und wer verräth mich?“

„Herr Rodin, —“ antwortete Mayeur.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Zweifel.

Als das Fräulein von Cardoville die von Mayeur gegen Rodin erhobene Anklage vernahm, ſchaute ſie das junge Mädchen, mit neuem Erſtaunen an. Vor der Fortſetzung dieſer Scene bemerken wir, daß Mayeux ihre ärmlichen alten Kleider abgelegt, und ſich mit eben ſo viel Einfachheit als Geſchmack ſchwarz gekleidet hatte. Dieſe traurige Farbe ſchien ihre Verzichtung auf jede menſchliche Eitelkeit, die ewige Trauer ihres Herzens, und die ſtrengen Pflichten zu bezeichnen, die ihre Hingebung für alle Unglücklichen ihr auferlegte. Zu dieſem ſchwarzen Kleide trug Mayeux einen breiten liegenden Kragen, weiß und nett, wie ihre kleine Florhaube mit grauen Bändern, welche; indem ſie die beiden Scheitelhälften von ſchönen braunen Haaren ſehen ließ, ihr bleiches und melancholiſches Antlitz mit den ſanften blauen Augen umrahmte; ihre langen und ſchwächlichen Hände, durch Handſchuhe vor der Kälte bewahrt, waren nicht mehr, wie noch vor Kurzem, violett und geſprenkelt, ſondern von einer faſt durchſichtigen Weiße. Die beſtürzten Züge der Mayeux drückten eine lebhafte Unruhe aus. Das Fräulein von Cardoville, im höchſten Grade betroffen; rief aus; „Was ſagen Sie?“

„Herr Rodin verräth Sie; mein Fräulein.“

„Er! Das iſt unmöglich.“

„Ah! mein Fräulein, meine Ahnungen hatten mich nicht getäuſcht.“

„Ihre Ahnungen?“

„Das erſtemal, da ich in Gegenwart des Herrn Rodin mich befand, war ich, wider meinen Willen von Schrecken ergriffen; mein Herz war ſchrecklich gepreßt, ich fürchtete für Sie mein Fräulein.“

„Für mich? —“ erwiederte Adriane, — „und warum haben Sie nicht für ſich gefürchtet, meine arme Freundin?“

„Ich weiß es nicht, mein Fräulein; aber ſo war meine erſte Regung, und dieſer Schrecken ſo unüberwindlich, daß Herr Rodin, ungeachtet des Wohlwollens, das er mir für meine Schweſter bezeigte, mich immer erſchreckte.“

„Dieß iſt ſonderbar. Beſſer als irgend Jemand begreife ich die faſt unwiderſtehliche Einwirkung der Sympathien oder Abneigungen; aber in dieſem Falle. Jedoch, —“ fuhr Adriane nach kurzem Nachſinnen fort, „es liegt nichts daran; wie hat ſich heute Ihr Verdacht in Gewißheit verwandelt?“

„Geſtern war ich ausgegangen, um meiner Schweſter Cephyſe die Unterſtützung zu bringen, die Herr Rodin mir für ſie im Namen einer mildthätigen Perſon gegeben hatte. Ich traf Cephyſen bei der Freundin nicht, welche ſie aufgenommen. Ich bat die Portierin des Hauſes, meiner Schweſter zu ſagen, daß ich dieſen Morgen wieder kommen würde. Dieß hab ich gethan. Aber, verzeihen Sie mir, mein Fräulein, einige nöthige Details.“

„Sprechen Sie, ſprechen Sie, meine Freundin.“

„Das junge Mädchen, welches meine Schweſter bei ſich aufgenommen, —“ ſagte die arme Mayeur, ſehr verlegen, die Augen niederſchlagend und erröthend, —" führt kein ſehr regelmäßiges Betragen. Eine Perſon, mit der ſie mehrere Luſtpartien gemacht hat, Namens Herr Dumoulin, hatte ihr den eigentlichen Namen des Herrn Rodin geſagt, der, ein Abſteigquartier in jenem Hauſe beſitzend, ſich dort Herr Charlemagne nennen ließ."

„Dieß hat er uns bei Herrn Baleinier geſagt, dann, vorgeſtern, auf dieſen Umſtand zurückkommend, mir die Nothwendigkeit erklärt, worin er ſich aus gewiſſen Gründen befunden, dieſe beſcheidene Wohnung in jenem abgelegenen Stadtviertel zu haben, und ich konnte ſie nur billigen."

„Wohlan, geſtern hat Herr Rodin den Herrn Abbé von Aigrigny bei ſich empfangen."

„Den Abbé von Aigrigny! —" rief das Fräulein von Cardoville aus.

„Ja, mein Fräulein; er blieb zwei Stunden lang mit Herrn Rodin eingeſchloſſen."

„Mein Kind, man wird Sie getäuſcht haben."

„Vernehmen Sie, was ich erfahren habe, mein Fräulein: Der Abbé von Aigrigny war am Morgen gekommen, um Herrn Rodin zu beſuchen; da er ihn nicht traf, hatte er bei der Portierin ſeinen Namen auf Papier geſchrieben, nebſt dieſen Worten: — „„Ich werde in zwei Stunden wieder kommen."" Das junge Mädchen, von dem ich Ihnen geſagt habe, — mein Fräulein, — hat dieſes Papier geſehen. Da Alles was Herrn Rodin betrifft, ziemlich geheimnißvoll ſcheint, hat ſie die Neugier gehabt, den Herrn Abbé von Aigrigny bei der Portierin zu erwarten, um ihn eintreten zu ſehen, und, in der That, zwei Stunden darnach iſt er wieder gekommen, und hat Herrn Rodin zu Hauſe getroffen.“

„Nein, nein, —“ entgegnete Adriane ſchaudernd, — „das iſt unmöglich, es waltet ein Irrthum ob. . .“

„Ich glaub' es nicht, mein Fräulein; denn da ich wußte, wie wichtig dieſe Offenbarung ſey, hab' ich das junge Mädchen gebeten, mir beiläufig das Portrait des Abbé von Aigrigny zu entwerfen.“

„Nun denn?“

„Der Abbé von Aigrigny, —“ hat ſie mir geſagt, — „iſt etwa vierzig Jahre alt, von hohem und ſchlankem Wuchſe, einfach, aber mit Sorgfalt gekleidet; ſeine Augen ſind grau, ſehr groß und ſehr durchdringend, ſeine Augenbrauen dicht, ſeine Haare kaſtanienbraun, ſein Geſicht völlig glatt, und ſeine Haltung ſehr zuverſichtlich.“

„Das iſt wahr, —“ erwiederte Adriane, die nicht glauben konnte, was ſie hörte. — „Dieſe Perſonalbeſchreibung iſt genau.“

„Da mir daran gelegen war, die möglichſten Details zu erhalten, —“ fuhr Mayeux fort, — „hab' ich die Portierin gefragt, ob Herr Rodin und der Abbé von Aigrigny gegeneinander erzürnt zu ſeyn ſcheinen, als ſie dieſelben das Haus verlaſſen ſah; ſie hat mir geantwortet, nein; der Abbé hätte bloß zu Herrn Rodin geſagt, als er ihn an der Hausthüre verließ: „‚Morgen werde ich Ihnen ſchreiben, es bleibt dabei.“

„Iſt denn dieß ein Traum? mein Gott! —“ entgegnete Adriane, in einer Art von Betäubung mit beiden Händen über ihre Stirne fahrend; — „ich zweifle nicht mehr an ihren Worten, meine arme Freundin, und doch hat Herr Rodin ſelbſt Sie in jenes Haus geſchickt, um ihrer Schweſter Unterſtützung dorthin zu bringen; er hätte ſich alſo ausgeſetzt, ſeine geheimen Zuſammenkünfte mit dem Abbé von Aigrigny durch Sie erſpäht zu ſehen! Für einen Verräther, wäre dieß ſehr ungeſchickt.“

„Es iſt wahr, ich habe auch dieſe Erwägung gemacht. Und doch hat mir die Zuſammenkunft dieſer beiden Männer für Sie ſo drohend geſchienen, mein Fräulein, daß mich ein großer Schrecken ergriffen hat.“

Charactere von höchſter Loyalität entſchließen ſich ſchwer, an Verräthereien zu glauben; je niederträchtiger dieſe ſind, deſto mehr zweifeln ſie daran; zu dieſer Zahl gehörte Adrianens Character, und überdieß war die Geradheit eine von den Eigenſchaften ihres Geiſtes; daher, obgleich die Erzählung der Mayeux einen ſehr großen Eindruck auf ſie machte, erwiederte ſie: „Nun, meine Freundin, erſchrecken wir nicht mit Unrecht, beeilen wir uns nicht zu ſehr, an das Böſe zu glauben. Suchen wir beide, uns durch Vernunftſchlüſſe aufzuklären: erinnern wir uns der Thatſachen. Herr Rodin hat mir die Thore des Hauſes des Herrn Baleinier geöffnet; er hat in meiner Gegenwart Klage gegen den Abbé von Aigrigny geſtellt; er hat durch ſeine Drohungen die Oberin des Kloſters genöthigt, ihm die Töchter des Marſchalls Simon auszuliefern; es iſt ihm gelungen, den Aufenthalt des Prinzen Djalma zu entdecken; er hat meine Pläne hinſichtlich meines jungen Verwandten getreulich vollzogen; noch geſtern hat er mir die nützlichſten Rathſchläge ertheilt. Alles dieß iſt ſehr reell, nicht wahr?“

„Gewiß, mein Fräulein.“

„Daß Herr Rodin, indem er nun die Sachen in's ſchlimmſte Licht ſtellt, einen Rückhaltgedanken habe, daß er hoffe, von uns großmüthig belohnt zu werden, mag ſeyn; allein bisher iſt ſeine Uneigennützigkeit vollſtändig geweſen.“

„Auch dieß iſt wahr, —“ ſagte die arme Mayeux, gezwungen, wie Adriane, die Evidenz vollbrachter Thatſachen anzuerkennen.

„Laſſen Sie uns nun die Möglichkeit einer Verrätherei prüfen. Er ſoll ſich mit dem Abbé von Aigrigny vereinigen, um mich zu verrathen? Aber mich verrathen: wo? wie? in welcher Hinſicht? was hab' ich zu fürchten? Im Gegentheile, werden nicht der Abbé von Aigrigny und Frau von Saint-Dizier dem Gerichte eine unangenehme Rechenſchaft über das Böſe ablegen müſſen; das ſie mir zugefügt haben?“

„Wie läßt ſich aber dann, mein Fräulein, die Zuſammenkunft dieſer beiden Männer erklären, die ſo viele

Gründe zur Abneigung und Geſchiedenheit haben? Liegt übrigens nicht irgend ein finſterer Anſchlag darunter verborgen? Und dann, mein Fräulein, bin ich nicht die Einzige, die ſo denkt."

„Wie ſo?"

„Dieſen Morgen, heimgekehrt, war ich ſo bewegt, daß Mademoiſelle Florine mich um die Urſache meiner Unruhe gefragt hat; ich weiß, mein Fräulein, wie anhänglich ſie Ihnen iſt."

„Es iſt unmöglich, mir ergebener zu ſeyn; vor kurzem noch haben Sie mich ſelbſt von dem ausgezeichneten Dienſte in Kenntniß geſetzt, den ſie mir während meiner Einſperrung bei Herrn Baleinier geleiſtet hat."

„Nun denn, mein Fräulein, dieſen Morgen, bei meiner Heimkehr, indem ich es für nöthig hielt, Ihnen ſobald als möglich Nachricht davon zu geben, hab' ich der Mademoiſelle Florine Alles geſagt. Wie ich, vielleicht mehr, als ich, war ſie über die Zuſammenkunft von Rodin und dem Herrn von Aigrigny erſchrocken. Nach kurzem Nachſinnen ſagte ſie zu mir: „„Ich glaube, daß es überflüßig iſt, das Fräulein zu wecken; ob ſie von dieſer Verrätherei zwei oder drei Stunden früher oder ſpäter in Kenntniß geſetzt werde, daran liegt wenig; während dieſer drei Stunden werde ich vielleicht etwas entdecken können. Ich habe eine Idee, die ich für gut halte; entſchuldigen Sie mich bei dem Fräulein; ich komme bald zurück."" — Dann hat Mademoiſelle einen Wagen vorfahren laſſen, und ſich fortbegeben."

„Florine iſt ein vortreffliches Mädchen,“ entgegnete das Fräulein von Cardoville lächelnd; denn die Erwägung beruhigte ſie vollſtändig; aber in dieſem Falle, glaub' ich, haben ihr Eifer und ihr gutes Herz ſie irre geleitet, wie Sie, meine arme Freundin; wiſſen Sie, daß wir Beide zwei Unbeſonnene ſind, Sie und ich, indem wir bisher nicht an einen Umſtand gedacht haben, der uns ſogleich beruhiget hätte?“

„Wie ſo denn, mein Fräulein?“

„Der Abbé von Aigrigny fürchtet nun Herrn Rodin ſehr; er wird in jener Behauſung ihn aufgeſucht haben, um ihn um Gnade zu bitten. Halten Sie nicht, wie ich, dieſe Erklärung nicht nur für genügend, ſondern auch für die einzige vernünftige?“

„Vielleicht, mein Fräulein,“ erwiederte Mayeur nach kurzem Nachſinnen. „Ja, dieß iſt wahrſcheinlich.“ — Dann, nach einem neuen Schweigen, und wie einer höheren Ueberzeugung, als alle möglichen Vernunftſchlüſſe, nachgebend, rief ſie aus: „Und dennoch, nein, nein, glauben Sie mir, mein Fräulein, man täuſcht Sie, ich fühle es... aller Schein iſt gegen das, was ich behaupte; aber, glauben Sie mir, dieſe Ahnungen ſind zu lebhaft, um nicht wahr zu ſeyn. Und dann endlich, errathen Sie nicht zu gut die geheimſten Antriebe meines Herzens, als daß nicht auch ich die Gefahren errathe, die Sie bedrohen?“

„Was ſagen Sie? Was hab' ich denn errathen?“ entgegnete das Fräulein von Cardoville, unwillkürlich bewegt und betroffen von dem überzeugten und beunruhigten Tone der Mayeux, welche fortfuhr:

„Was Sie errathen haben? Ach! alle ſcheuen Empfindlichkeiten eines unglücklichen Geſchöpfes, dem das Schickſal ein ausgeſchiedenes Leben zugetheilt hat, und Sie müſſen wohl erfahren, daß, wenn ich bisher geſchwiegen, dieß nicht aus Unwiſſenheit deſſen geſchah, was ich Ihnen verdanke; denn wer eigentlich hat Ihnen geſagt, mein Fräulein, daß das einzige Mittel, mich zu bewegen, Ihre Wohlthaten anzunehmen, ohne zu erröthen, darin beſtände, ſie an Verrichtungen zu knüpfen, welche mich Unglücklichen nützlich und hülfreich machen könnten, deren Loos ich ſo lange getheilt habe? Wer hat Ihnen geſagt, da Sie wollten, daß ich fortan an Ihrer Tafel Platz nehmen ſollte, als Ihre Freundin, ich, die arme Arbeiterin, in welcher Sie die Arbeit, die Reſignation und die Redlichkeit zu verherrlichen gedachten; wer hat Ihnen geſagt, da ich durch Thränen der Dankbarkeit und des Bedauerns antwortete, daß es keine falſche Beſcheidenheit, ſondern das Bewußtſeyn meiner lächerlichen Ungeſtaltheit ſey, das mich zur Ablehnung bewog? Wer hat Ihnen geſagt, daß ich außerdem mit Stolz im Namen meiner Schweſtern aus dem Volke eingewilliget hätte? Denn Sie haben mir mit dieſen rührenden Worten geantwortet: „„Ich begreife Ihre Ablehnung, meine Freundin; es iſt keine falſche Beſcheidenheit, die ſie eingiebt, ſondern ein Gefühl von Würde, das ich liebe und das ich achte.““ Wer hat Ihnen denn ferner geſagt,“ fuhr Mayeux mit ſteigender Beſeelung fort, „daß ich ſehr glücklich wäre, ein kleines einſames Kämmerlein in dieſem prächtigen Hauſe zu finden, deſſen Glanz mich blendet? Wer hat Ihnen dieß geſagt, damit Sie die Güte hätten, wie Sie es gethan, die viel zu ſchöne Wohnung zu wählen, die Sie für mich beſtimmt haben? Wer hat Ihnen weiter geſagt, daß ich, ohne die Eleganz der anmuthigen Weſen zu beneiden, die Sie umgeben, und die ich ſchon liebe, weil ſie Sie lieben, mich immer durch eine unwillkürliche Vergleichung in Gegenwart derſelben verlegen, beſchämt fühlen würde? Wer hat Ihnen dieß geſagt, um immer daran zu denken, ſie zu entfernen, wenn Sie mich hierher beſchieden, mein Fräulein? Ja, wer endlich hat Ihnen alle die peinlichen und geheimen Empfindlichkeiten einer ausnahmsweiſen Lage, wie die meinige, geoffenbaret? Wer hat ſie Ihnen geoffenbaret? Ohne Zweifel Gott, er, der in ſeiner unendlichen Größe für die Schöpfung der Welten ſorgt, und eben ſo väterlich mit dem armen, kleinen, im Graſe verborgenen Inſekte ſich zu beſchäftigen weiß. Und Sie wollen nicht, daß die Dankbarkeit eines Herzens, das Sie ſo gut errathen, ſich ſeinerſeits zur Wahrſagung deſſen erhebt, was Ihnen ſchaden kann? Nein, nein, mein Fräulein, die Einen haben den Inſtinkt der Selbſterhaltung, die Andern . . . glücklicher . . . haben den Inſtinkt der Erhaltung derjenigen, die ſie lieben. Dieſen Inſtinkt hat mir Gott gegeben. Man verräth Sie, ſag' ich Ihnen, man verräth Sie!“

Und Mayeux, mit beſeeltem Blicke, mit von der Gemüthsaufregung leicht gerötheten Wangen, betonte dieſe letzteren Worte ſo energiſch, begleitete ſie mit einer ſo bekräftigenden Geberde, daß das Fräulein von Cardoville, durch die ſchwungvollen Aeußerungen des jungen Mädchens bereits erſchüttert, dahin kam, ihre Beſorgniſſe zu theilen. Ferner hatte das Fräulein von Cardoville, obgleich ſie ſchon in der Lage geweſen, die höhere Intelligenz, den merkwürdigen Geiſt dieſes armen Kindes aus dem Volke zu würdigen, Mayeux niemals mit ſolcher Beredſamkeit ſich ausdrücken hören, zudem mit ſo rührender Beredſamkeit, deren Quelle im edelſten Gefühle lag. Dieſer Umſtand erhöhte noch den Eindruck, welchen Adriane fühlte. In dem Augenblicke, da ſie der Mayeux antworten wollte, klopfte man an der Thüre des Salons, worin dieſe Scene Statt fand, und Florine trat ein. Die beſtürzte Phyſiognomie ihrer Zofe gewahrend, ſagte das Fräulein von Cardoville raſch zu ihr: „Nun denn, Florine, was giebt's Neues? Woher kommſt Du, mein Kind?“

„Aus dem Hôtel Saint-Dizier, mein Fräulein.“

„Und warum biſt Du hingegangen?“ fragte das Fräulein von Cardoville überraſcht.

„Dieſen Morgen hat Mademoiſelle (und Florine wies auf Mayeux) ihren Argwohn, ihre Beſorgniſſe mir anvertraut; ich habe ſie getheilt. Der Beſuch des

Herrn Abbé von Aigrigny bei Herrn Rodin ſchien mir ſchon ſehr bedeutſam; ich dachte, daß, wenn Herr Rodin ſeit einigen Tagen in das Hôtel Saint-Dizier ſich begeben hätte, an ſeiner Verrätherei nicht mehr zu zweifeln wäre."

„In der That," erwiederte Adriane, immer beſorgter, „nun denn?"

„Als das Fräulein mir die Ueberwachung des Ausräumens des Pavillons übertragen hatten, blieben mehrere Gegenſtände dort; um mir die Wohnung öffnen zu laſſen, mußte ich an Madame Grivois mich wenden; ich hatte alſo einen Vorwand, in das Hôtel zurückzukehren."

„Weiter, Florine, weiter?"

„Ich ſuchte Madame Grivois dahin zu bringen, über Herrn Rodin zu ſprechen; aber dieß war vergebens."

„Sie mißtraute Ihnen, Mademoiſelle," ſagte Mayeux. „Dieß war zu erwarten."

„Ich fragte ſie," fuhr Florine fort, „ob man Herrn Rodin ſeit einigen Tagen im Hôtel geſehen habe. Sie antwortete ausweichend. Dann, verzweifelnd etwas zu erfahren, verließ ich Madame Grivois, und damit mein Beſuch keinen Verdacht errege, begab ich mich nach dem Pavillon; um die Ecke einer Allee biegend, wen ſeh' ich, einige Schritte von mir der kleinen Gartenthüre zuſchreitend? Herrn Rodin, der ohne Zweifel auf dieſe Art unbemerkter fortzugehen glaubte."

„Mein Fräulein! Sie hören es, —" rief Mayeux mit flehender Miene die Hände faltend aus, — „laſſen Sie ſich von der Augenſcheinlichkeit überzeugen.“

„Es! bei der Prinzeſſin von Saint-Dizier, —“ rief das Fräulein von Cardoville aus, deren gewöhnlich ſo ſanfter Blick plötzlich von heftiger Entrüſtung blitzte; dann fügte ſie mit leicht alterirter Stimme bei: „Fahr fort, Florine.“

„Bei Rodin's Anblicke blieb ich ſtehen, —“ erwiederte Florine, — „und alſogleich zurücktretend, erreichte ich ungeſehen den Pavillon, und trat ſchnell in die kleine Hausflur der Straße. Ihre Fenſter gehen neben der Gartenthüre hinaus; ich öffne ſie, laſſe die Sommerläden geſchloſſen; ich ſehe einen Fiacker; er erwartete Herrn Rodin; denn einige Minuten danach ſteigt er ein, dem Kutſcher zurufend: „„Straße Blanche, Nro. 39.““

„Zum Prinzen! —“ rief das Fräulein von Cardoville aus.

„Ja, mein Fräulein.“

„In der That, Herr Rodin ſollte ihn heute beſuchen, —“ ſagte Adriane nachdenkend.

„Kein Zweifel, daß er Sie verräth, mein Fräulein, er verräth auch den Prinzen, der wohl leichter, als Sie, ſein Opfer werden wird.“

„Infamie! Infamie! Infamie! —“ rief plötzlich das Fräulein von Cardoville aufſtehend aus, mit von ſchmerzlichem Zorne gekrampften Zügen. — „Eine ſolche Verrätherei! Ah! da möchte man an Allem zweifeln, da möchte man an ſich ſelbſt zweifeln.“

„O! mein Fräulein, — das iſt erſchreckend, nicht wahr? —“ ſagte Mayeux ſchaudernd.

„Dann aber, warum hat er mich gerettet, mich und die meinigen, und Anklage gegen den Abbé von Aigrigny erhoben? —“ verſetzte das Fräulein von Cardoville. — „In Wahrheit, da bleibt der Verſtand ſtehen. Das iſt ein Abgrund. O der Zweifel iſt etwas Entſetzliches!“

„Zurückkehrend, —“ ſagte Florine, mit einem Blicke der Rührung und Ergebenheit auf ihre Gebieterin, — „hatte ich auf ein Mittel gedacht, welches dem Fräulein geſtatten würde, ſich zu überzeugen, was daran iſt, aber es wäre dabei keine Minute zu verſäumen.“

„Was willſt Du ſagen?“ — entgegnete Adriane, Florinen erſtaunt anblickend.

„Herr Rodin wird bald bei dem Prinzen allein ſeyn. —“ ſagte Florine.

„Gewiß, —“ verſetzte Adriane.

„Jenes Treibhaus, das ich nach den Befehlen des Fräuleins herſtellen ließ, hat ſeinen einzigen Ausgang durch eine kleine Thüre, die an eine kleine Straße ſtößt; durch ſie tritt der Gärtner täglich Morgens ein, um nicht durch die Gemächer zu gehen. Iſt ſeine Arbeit einmal zu Ende, ſo kommt er den Tag über nicht wieder.“

„Was willſt Du ſagen? Welchen Plan haſt Du? —“ fragte Adriane, Florinen immer erſtaunter anblickend.

„Die Pflanzengebüſche ſind dergeſtalt angelegt, daß es mir dünkt, man könnte, glaub' ich, ſelbſt wenn der Rollvorhang, der das Spiegelglas verhüllen kann, welches den Salon vom Treibhauſe trennt, nicht herabgelaſſen wäre, ungeſehen ſich hinreichend nähern, um zu hören, was man in jenem Gemache ſpricht. Immer durch die Thüre des Treibhauſes trat ich dieſer Tage ein, um die Herrichtung deſſelben zu überwachen. Der Gärtner hatte einen Schlüſſel, ich auch einen. Zum Glücke hab' ich ihm denſelben noch nicht zurückgegeben. Bevor eine Stunde vergeht, können das Fräulein erfahren, woran Sie ſich hinſichtlich Herrn Rodin's zu halten haben; denn, verräth er den Prinzen, verräth er auch das Fräulein."

„Was ſagſt Du? —" rief das Fräulein von Cardoville aus.

„Das Fräulein begeben ſich ſogleich mit mir fort; wir kommen an der Thüre der kleinen Straße an. Zu größerer Vorſicht geh' ich allein hinein, und wenn die Gelegenheit mir günſtig ſcheint, komm' ich zurück."

„Spionerie, —" ſagte das Fräulein von Cardoville mit Stolz, Florinen unterbrechend. — „Sie denken nicht daran."

„Um Vergebung, mein Fräulein, —" ſagte das junge Mädchen, die Augen mit verwirrter und höchſt betrübter Miene niederſchlagend, — „einiger Verdacht bliebe in Ihnen zurück; dieſes Mittel ſchien mir das einzige, welches ihn beſtätigen oder vernichten kann."

„Sich erniedrigen bis zur Erlauerung eines Geſpräches? niemals, —" entgegnete Adriane.

„Mein Fräulein, —" ſagte plötzlich die ſeit einiger

Zeit nachdenkende Mayeux, — „erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß Mademoiſelle Florine Recht hat, dieſes Mittel iſt peinlich. Aber nur dieſes wird vielleicht für immer Ihre Meinung von Herrn Rodin feſtſtellen. Und dann endlich, ungeachtet der Augenſcheinlichkeit der Thatſachen, ungeachtet meiner Ahnungen, die faſt Gewißheit ſind, kann der überwältigendſte Schein täuſchen. Ich bin's, die zuerſt Herrn Rodin bei Ihnen angeklagt hat. Ich würde mir's zeitlebens nicht verzeihen, ihn mit Unrecht beſchuldiget zu haben. Gewiß iſt es, ſo wie Sie ſagten, mein Fräulein, peinlich zu ſpioniren, eine Unterredung zu belauern.“ Dann, mit einer heftigen und ſchmerzlichen Selbſtüberwindung, ſetzte Mayeux hinzu, indem ſie die Thränen der Scham zu verhalten ſuchte, welche ihre Augen umſchleierten: „Jedoch, da es ſich vielleicht darum handelt, Sie zu retten, mein Fräulein, denn wenn dieß eine Verrätherei iſt, iſt die Zukunft ſchrecklich, will ich, wenn Sie wollen, an Ihrer Stelle gehen, und . . .“

„Kein Wort mehr, ich bitte Sie darum, —“ rief das Fräulein von Cardoville aus, Mayeux unterbrechend. — „Ich ſollte Sie thun laſſen, meine arme Freundin, und lediglich in meinem Intereſſe, was mir entwürdigend ſcheint? Niemals!“ Dann, zu Florinen gewendet: „Geh und erſuche Herrn von Bonneville, ſogleich meinen Wagen ausſpannen zu laſſen.“

„Sie willigen ein! —“ rief Florine, die Hände faltend, aus, ohne ihre Freude zu verhalten zu ſuchen, und auch ihre Augen wurden thränenfeucht.

„Ja, ich willige ein, —“ antwortete Adriane mit bewegter Stimme, — „wenn dieß ein Krieg iſt, ein erbitterter Krieg, den man gegen mich führen will, muß man ſich darauf vorbereiten, und im Grunde wäre es Schwäche und Einfältigkeit, nicht auf ſeiner Hut zu ſeyn. Gewiß, dieſer Schritt iſt mir zuwider, er fällt mir ſchwer; aber er iſt das einzige Mittel, dadurch dem Verdachte ein Ende zu machen, der für mich eine beſtändige Qual wäre, und vielleicht großen Uebeln zuvorzukommen. Ferner kann, aus ſehr wichtigen Gründen, dieſe Unterredung des Herrn Rodin und des Prinzen Djalma, für mich vielleicht doppelt entſcheidend werden, in Bezug auf das Vertrauen oder auf den unerbittlichen Haß, womit ich gegen Herrn Rodin erfüllt ſeyn werde. Alſo ſchnell, Florine, einen Mantel, einen Hut und meinen Wagen, Du wirſt mich begleiten. Sie, meine Freundin, erwarten mich hier, ich bitte Sie, —“ fügte ſie bei, zur Mayeux gewendet. Eine halbe Stunde nach dieſer Unterredung, hielt Adrianens Wagen, wie man geſehen hat, an der kleinen Gartenthüre der Straße Blanche. Florine trat in das Treibhaus, und kam bald zurück, um ihrer Gebieterin zu ſagen: „Der Rollvorhang iſt herabgelaſſen, mein Fräulein, Herr Rodin ſo eben in den Salon getreten, worin ſich der Prinz befindet.“

Das Fräulein von Cardoville wohnte alſo unſichtbar der folgenden Scene an, die zwiſchen Rodin und Djalma Statt fand.

Sechzehntes Kapitel.

Der Brief.

Einige Augenblicke vor dem Eintritte des Fräuleins von Cardoville in das Treibhaus, war Rodin von Faringhea bei dem Prinzen eingeführt worden, der, noch unter der Gewalt jener leidenſchaftlichen Aufregung, in welche die Worte des Meſtizen ihn verſetzt hatten, die Ankunſt des Jeſuiten nicht zu bemerken ſchien. Dieſer, betroffen über die Beſeelung von Djalma's Zügen, über ſeine faſt verwirrte Miene, machte Faringhea ein fragendes Zeichen, der gleichfalls heimlich und auf folgende ſinnbildliche Art antwortete: Nachdem er ſeinen Zeigefinger auf ſein Herz und ſeine Stirne gelegt hatte, wies er mit dem Finger auf die feurige Kohlengluth, die im Kamine brannte; dieſe Pantomine bezeichnete, daß der Kopf und das Herz Djalma's in Flammen ſtänden. Rodin verſtand ihn ohne Zweifel; denn ein unmerkbares Lächeln der Befriedigung zuckte über ſeine bleichen Lippen; dann ſagte er ganz laut zu Faringhea: „Ich wünſche mit dem Prinzen allein zu ſeyn; laſſen Sie den Rollvorhang herab, und wachen Sie, damit wir nicht unterbrochen werden.“

Der Meſtize verbeugte ſich, berührte eine neben dem Spiegelglaſe ohne Folie angebrachte Feder, und dieſes ging in die Dicke der Mauer in dem Maße, als der Rollvorhang ſich ſenkte; noch einmal ſich verbeugend, verließ der Meſtize den Salon. Kurze Zeit nach ſeiner

Entfernung alſo, kamen das Fräulein von Cardoville und Florine im Treibhauſe an, das von dem Gemache, worin Djalma ſich befand, nur mehr durch das durchſichtige Gewebe des weißſeidenen, mit großen farbigen Vögeln geſtickten Rollvorhanges getrennt war. Das Geräuſch der Thüre, welche Faringhea hinausgehend ſchloß, ſchien den jungen Indier an ſich zu erinnern; ſeine noch leicht bewegten Züge zeigten jedoch wieder den gewöhnlichen Ausdruck von Ruhe und Sanftmuth; er ſchauderte, fuhr mit der Hand über ſeine Stirne, blickte um ſich, wie aus einem tiefen Traume erwachend, dann ſich Rodin mit eben ſo achtungsvoller als verwirrter Miene nähernd, ſagte er zu ihm, indem er von einem Ausdrucke Gebrauch machte, der ſeinen Landsleuten gegen die Greiſe eigen iſt. „Um Vergebung, mein Vater."

Und immer nach der Gewohnheit der jungen Leute gegen die Greiſe, voll Ehrerbietung, wollte er Rodin's Hand faſſen, um ſie an ſeine Lippen zu drücken, eine Ehrfurchtsbezeigung, gegen welche der Jeſuit, einen Schritt zurücktretend, ſich ſträubte.

„Und worüber bitten Sie mich um Vergebung, mein lieber Prinz?" ſagte er zu Djalma.

„Als Sie eintraten, war ich in Gedanken verſunken; ich bin Ihnen nicht ſogleich entgegen gekommen. Noch einmal um Vergebung, mein Vater."

„Und ich vergebe Ihnen von Neuem, mein lieber

Prinz; aber plaudern wir, wenn Sie wollen; nehmen Sie wieder Ihren Platz auf dieſem Canapé, und ſelbſt Ihre Pfeife, wenn Sie Luſt dazu fühlen."

Aber Djalma, anſtatt der Einladung Rodin's zu folgen, und ſich nach ſeiner Gewohnheit, auf den Divan hinzuſtrecken, ſetzte ſich in einen Armſtuhl, ungeachtet der dringenden Bitten des Alten mit dem guten Herzen, wie er den Jeſuiten nannte.

„In der That, Ihre Formalitäten betrüben mich ſehr, mein lieber Prinz," ſagte Rodin zu ihm, "Sie ſind hier zu Hauſe, tief in Indien, oder wenigſtens wünſchen wir, daß Sie dort zu ſeyn glauben möchten."

„Viele Dinge hier erinnern mich an meine Heimath," erwiederte Djalma mit ſanfter und ernſter Stimme. „Ihre Güte erinnert mich an meinen Vater, und an denjenigen, der ihn bei mir erſetzt hat," fügte der Indier bei, an den Marſchall Simon denkend, deſſen Ankunft man ihm bisher, aus gewiſſen Gründen, nicht mitgetheilt hatte. Nach kurzem Schweigen fuhr er in einem Tone voll Hingebung fort, Rodin ſeine Hand reichend. „Sie ſind da! Ich bin glücklich."

„Ich begreife Ihre Freude, mein lieber Prinz, denn ich komme, Ihrer Gefangenſchaft ein Ende zu machen. Ihren Käfig zu öffnen. Ich hatte Sie gebeten, ſich dieſer kleinen freiwilligen Abſchließung zu unterwerfen, durchaus in Ihrem Intereſſe."

„Werde ich morgen ausgehen können?"

„Heute noch, mein lieber Prinz."

Der junge Indier dachte einen Augenblick nach, und verſetzte: „Ich habe Freunde, weil ich hier in dieſem Palaſte bin, der nicht mein gehört?“

„So iſt's. Sie haben Freunde, vortreffliche Freunde, —“ antwortete Rodin. Bei dieſen Worten ſchien Djalma's Antlitz ſich noch zu verſchönern. Die edelſten Geſinnungen prägten ſich plötzlich in dieſer beweglichen und reizenden Phyſiognomie aus; ſeine großen ſchwarzen Augen wurden etwas feucht; nach kurzem Schweigen ſtand er auf, und ſagte zu Rodin mit bewegter Stimme: „Kommen Sie.“

„Wohin, lieber Prinz? —“ fragte der Andere erſtaunt.

„Meinen Freunden zu danken, ich habe drei Tage gewartet; das iſt lang.“

„Erlauben Sie, lieber Prinz, erlauben Sie, ich habe Ihnen in dieſer Beziehung ſehr vieles zu ſagen; wollen Sie ſich gefälligſt wieder ſetzen.“

Djalma ſetzte ſich wieder gefügig in ſeinen Armſtuhl. Rodin fuhr fort: „Es iſt wahr, Sie haben Freunde, oder vielmehr ſie haben einen Freund; die Freunde ſind ſelten.“

„Aber Sie?“

„Richtig, Sie haben alſo zwei Freunde, mein lieber Prinz, mich den Sie kennen, und einen Andern, den Sie nicht kennen, und der Ihnen unbekannt zu bleiben wünſcht.“

„Warum?“

„Warum? —“ antwortete Rodin, einen Augenblick verlegen, — „weil das Glück, welches er fühlt, Ihnen Beweiſe ſeiner Freundſchaft zu geben, weil ſeine Ruhe an dieſes Geheimniß geknüpft ſind.“

„Warum ſich verbergen, wenn man Gutes thut?“

„Bisweilen um das Gute zu verbergen, das man thut, mein lieber Prinz.“

„Ich benütze dieſe Freundſchaft; warum ſich vor mir verbergen?“

Die wiederholten warum des jungen Indiers, ſchienen Rodin ziemlich zu beirren, der jedoch entgegnete: „Ich hab' es Ihnen geſagt, lieber Prinz, Ihr geheimer Freund würde vielleicht ſeine Ruhe bloßgeſtellt ſehen, wenn er bekannt wäre.“

„Wenn er bekannt wäre, als mein Freund?“

„So iſt's, lieber Prinz.“

Djalma's Züge nahmen alſogleich einen Ausdruck trauriger Würde an; ſtolz hob er ſeinen Kopf empor, und ſagte mit hochmüthigem und ſtrengem Tone: „Da dieſer Freund ſich verbirgt, ſo geſchieht es, weil er über mich erröthet, oder weil ich über ihn erröthen muß. Ich nehme Gaſtfreundſchaft nur von Leuten an, deren ich würdig bin, oder die meiner würdig ſind; ich verlaſſe dieſes Haus.“

Alſo ſprechend, ſtand Djalma ſo entſchloſſen auf, daß Rodin ausrief: „Aber hören ſie mich nur an, mein lieber Prinz. Sie ſind, erlauben Sie mir, es Ihnen zu ſagen; von einer unglaublichen Heftigkeit und

Empfindlichkeit. Obgleich wir geſucht haben, Sie an Ihre ſchöne Heimath zu erinnern, ſo ſind wir doch hier im Herzen von Europa, im Herzen von Frankreich, im Herzen von Paris; dieſe Erwägung muß Ihre Art, zu ſehen, ein wenig ändern; ich beſchwöre Sie darum, hören Sie mich an."

Djalma, trotz ſeiner völligen Unwiſſenheit hinſichtlich gewiſſer ſocialer Uebereinkünfte, beſaß zu viel geſunden Verſtand, zu viel Geradheit, um ſich nicht der Vernunft zu fügen, wenn ſie ihm vernünftig ſchien; Rodin's Worte beruhigten ihn. Mit jener treuherzigen Beſcheidenheit, womit die Naturen voll Kraft und Großmuth faſt immer begabt ſind, antwortete er ſanft: „Mein Vater, Sie haben Recht, ich bin nicht mehr in meinem Lande; hier ſind die Gewohnheiten verſchieden; ich will nachdenken."

Trotz ſeiner Liſt und Ränkegewandtheit, wurde Rodin doch bisweilen durch das wilde Verfahren und durch das Unvorhergeſehene der Ideen des jungen Indiers, aus der Faſſung gebracht. Daher ſah er ihn, zu ſeiner großen Beſtürzung, einige Minuten lang nachſinnen, wonach Djalma mit einem ruhigen, aber feſt überzeugten Tone fortfuhr: „Ich hab' Ihnen gehorcht, ich habe nachgedacht, mein Vater."

„Nun denn, mein lieber Prinz."

„In keinem Lande der Welt, unter keinem Vorwande, ſoll ein Mann von Ehre, der Freundſchaft für einen andern Mann von Ehre fühlt, ſie verheimlichen."

„Aber wenn es mit Gefahr für ihn verbunden iſt, dieſe Freundſchaft zu geſtehen, —“ ſagte Rodin, über die Wendung, welche das Geſpräch nahm, ſehr beunruhigt.

Djalma ſchaute den Jeſuiten mit einem geringſchätzigen Erſtaunen an, und erwiderte nichts.

„Ich begreife Ihr Schweigen, mein lieber Prinz; ein muthiger Mann muß der Gefahr trotzen, es mag ſeyn; aber wenn Sie es wären, dem die Gefahr drohte, im Falle der Entdeckung dieſer Freundſchaft, würde dieſer Mann von Ehre nicht zu entſchuldigen, ja ſelbſt zu loben ſeyn, unbekannt bleiben zu wollen?

„Ich nehme nichts von einem Freunde an, der mich für fähig hält, ihm aus Feigheit zu verläugnen.“

„Lieber Prinz, hören Sie mich an.“

„Adieu, mein Vater.“

„Denken Sie nach.“

„Ich habe geſprochen,“ verſetzte Djalma mit einem kurzen und faſt ſouverainen Tone, zur Thüre gehend.

„Ei! mein Gott! wenn von einer Frau die Rede wäre! —“ rief Rodin aus, auf's Aeußerſte gedrängt, und ihm nacheilend; denn er fürchtete wirklich, Djalma möchte das Haus verlaſſen, und ſomit alle ſeine Anſchläge rettungslos vereiteln. Bei Rodin's letzten Worten blieb der Indier raſch ſtehen.

„Eine Frau? —“ fragte er bebend und erröthend, — „von einer Frau iſt die Rede?“

„Nun denn ja! Wenn von einer Frau die Rede wäre,“ fuhr Rodin fort, „würden Sie ihre Zurückhaltung, das Geheimniß begreifen, womit ſie die Beweiſe der Zuneigung zu umgeben genöthigt iſt, die ſie Ihnen zu bethätigen wünſcht?“

„Eine Frau?“ wiederholte Djalma mit zitternder Stimme, die Hände mit Anbetung faltend. Und ſein entzückendes Antlitz drückte ein tiefes, unausſprechliches Ergriffenſeyn aus. „Eine Frau?“ fragte er wieder, „eine Pariſerin?“

„Ja, mein lieber Prinz, weil ſie mich denn zu dieſer Indiscretion zwingen, muß ich es Ihnen wohl geſtehen; es iſt die Rede von einer verehrungswürdigen Pariſerin, von einer würdigen Matrone voll Tugenden, und deren hohes Alter Ihre ganze Ehrfurcht verdient.“

„Sie iſt ſehr alt?“ rief der arme Djalma aus, deſſen reizender Traum plötzlich verſchwand.

„Sie möchte einige Jahre älter ſeyn, als ich,“ antwortete Rodin mit einem ſardoniſchen Lächeln, in der Erwartung, den jungen Mann eine Art komiſchen Aergers oder zornigen Leidweſens ausdrücken zu ſehen. Nichts von dem geſchah. Der verliebten, leidenſchaftlichen Begeiſterung, welche einen Augenblick in den Zügen des Prinzen geleuchtet hatte, folgte ein ehrerbietiger und rührender Ausdruck; er ſchaute Rodin weichgeſtimmt an, und ſagte zu ihm mit bewegter Stimme: „Dieſe Frau iſt alſo für mich eine Mutter?“

Es iſt unmöglich, zu ſchildern, mit welcher zugleich frommen, melancholiſchen und zärtlichen Anmuth der Indier das Wort betonte: eine Mutter!

„Sie haben es geſagt, mein lieber Prinz, dieſe achtungswerthe Dame will eine Mutter für Sie ſeyn. Aber ich kann Ihnen die Urſache ihrer Zuneigung für Sie nicht offenbaren. Nur iſt, glauben Sie mir, dieſe Zuneigung aufrichtig; die Urſache davon iſt ehrenvoll; wenn ich Ihnen dieſes Geheimniß nicht ſage, ſo geſchieht es, weil bei uns die Geheimniſſe der Frauen, der jungen oder alten, heilig ſind.“

„Das iſt recht, und ihr Geheimniß wird mir heilig ſeyn; ohne ſie zu ſehen, werde ich ſie mit Ehrerbietung lieben. So liebt man Gott, ohne ihn zu ſehen.“

„Nun, lieber Prinz, laſſen Sie mich Ihnen ſagen, was die Abſichten Ihrer mütterlichen Freundin ſind. Dieſes Haus wird ſtets zu Ihrer Verfügung bleiben, wenn es Ihnen darin gefällt; franzöſiſche Dienerſchaft, ein Wagen und Pferde werden Ihnen zu Dienſten ſtehen; man wird die Rechnungen Ihres Hauſes übernehmen. Ferner, da ein Königsſohn königlich leben ſoll, hab' ich im anſtoßenden Zimmer eine Schatulle gelaſſen, fünfhundert Louisd'or enthaltend; in jedem Monate wird Ihnen eine gleiche Summe ausbezahlt werden; wenn Sie Ihnen zu dem nicht genügt, was wir Ihr Taſchengeld nennen, werden Sie mir es ſagen, und man wird es vermehren.“

Auf eine Bewegung Djalma's, beeilte ſich Rodin beizufügen: „Ich muß Ihnen ſogleich ſagen, mein lieber Prinz, daß Ihr Zartgefühl vollkommen ruhig ſeyn darf. Zuvörderſt nimmt man von einer Mutter Alles an, dann, da Sie ungefähr in drei Monaten im Beſitze einer ungeheuern Erbſchaft ſeyn werden, wird es Ihnen leicht ſeyn, wenn dieſe Verbindlichkeit Sie drückt (und im höchſten Anſchlage wird ſich die Summe kaum auf vier- oder fünftauſend Louisd'or belaufen), wird es Ihnen leicht ſeyn, dieſe Vorſchüſſe zurückzubezahlen; ſparen Sie alſo nicht, genügen Sie allen Ihren Phantaſien, man wünſcht, daß Sie in der vornehmſten Welt von Paris erſcheinen möchten, wie der Sohn eines Königs, genannt der Vater des Großmüthigen. Alſo, noch einmal, ich beſchwöre Sie darum, laſſen Sie ſich von keinem falſchen Zartgefühle abhalten; wenn Ihnen dieſe Summe nicht genügt —“

„Werde ich mehr verlangen; meine Mutter hat Recht, ein Königsſohn ſoll königlich leben.“

Dieß war die Antwort, welche der Indier gab, mit einer vollkommenen Einfalt, ohne über dieſe prächtigen Anerbietungen im Mindeſten erſtaunt zu ſeyn; und ſo mußte es ſeyn: Djalma hätte gethan, was man für ihn that; denn man kennt die Erzählungen von der verſchwenderiſchen Pracht und der glänzenden Gaſtfreundſchaft der indiſchen Fürſten. Djalma war eben ſo gerührt als dankbar, da er vernahm, daß eine Frau ihn mit mütterlicher Zuneigung liebte. Den Luxus betreffend, womit ſie ihn umgeben wollte, nahm er ihn ohne Ueberraſchung und ohne Bedenken an. Dieſe Reſignation war eine weitere Widerwärtigkeit für Rodin, der mehrere vortreffliche Beweisgründe vorbereitet hatte, um den Indier zur Annahme zu bewegen.

„Darüber ſind wir alſo im Reinen, mein lieber Prinz,“ bemerkte der Jeſuit; „nun, da Sie die Welt ſehen, und durch die beſte Thüre, wie wir ſagen, in dieſelbe treten müſſen, wird einer von den Freunden Ihrer mütterlichen Gönnerin, der Herr Graf von Montbron, ein Greis voll Erfahrung, und der höchſten Geſellſchaft angehörend, Sie in der Elite der Pariſerhäuſer vorſtellen.“

„Warum ſtellen nicht Sie mich darin vor, Sie, mein Vater?“ „Ach! mein lieber Prinz, ſehen Sie mich nur an, ſagen Sie, ob dieß für mich paſſend wäre. Nein, nein, ich lebe allein und zurückgezogen. Und dann,“ fügte Rodin nach kurzem Schweigen bei, auf den jungen Prinzen einen durchdringenden, aufmerkſamen und neugierigen Blick heftend, wie wenn er ihn einer Art von Prüfung über die folgenden Worte hätte unterwerfen wollen, „und dann, ſehen Sie, Herr von Montbron wird beſſer im Stande ſeyn, in der Welt, wohin er geht, Sie über die Fallen zu belehren, die man Ihnen ſtellen könnte. Denn wenn Sie Freunde haben, haben Sie auch Feinde. Sie wiſſen es, niederträchtige Feinde, die auf eine infame Weiſe Ihr Vertrauen mißbraucht, die Ihrer geſpottet haben. Und da leider ihre Macht ihrer Schlechtheit gleicht, wäre es vielleicht vorſichtiger von Ihrer Seite, zu ſuchen ſie zu vermeiden, ſie zu fliehen, anſtatt ihnen Aug' in Auge zu widerſtehen.“

Bei der Erinnerung an ſeine Feinde, bei dem Gedanken, ſie zu fliehen, ſchauderte Djalma an ſeinem ganzen Leibe; ſeine Züge nahmen plötzlich eine erdfahle Bläſſe an; ſeine übermäßig aufſtarrenden Augen, deren Apfel einen weißen Kreis bildete, funkelten von düſterem Feuer; nie brachen Verachtung, Haß, Rachedurſt, in einem menſchlichen Antlitze ſchrecklicher los. Seine blutrothe Oberlippe, welche ſeine kleinen weißen und zuſammengepreßten Zähne ſehen ließ, ſtülpte ſich beweglich, krampfhaft, und verlieh ſeiner kurz zuvor ſo anmuthigen Phyſiognomie, einen Ausdruck von ſo thieriſcher Wildheit, daß Rodin von ſeinem Stuhle ſich erhob, und ausrief: „Was fehlt Ihnen, Prinz? Sie erſchrecken mich.“

Djalma antwortete nicht; halb über ſeinen Stuhl geneigt, ſeine beiden wuthgekrampften Hände aufeinanderſtützend, ſchien er ſich an einen von den Armen des Stuhles zu klammern, aus Furcht, einem Anfalle von entſetzlicher Wuth nachzugeben. In dieſem Momente wollte der Zufall, daß die Ambraſpitze des Houkarohres unter ſeine Füſſe gerollt war; die heftige Spannung, welche alle Nerven des Indiers zuſammenzog, war ſo gewaltig; er beſaß, ungeachtet ſeiner Jugend und ſeines unſcheinbaren Aeußern, eine ſolche Kraft, daß er mit einer raſchen Bewegung den Ambraſpitz, ungeachtet deſſen äußerſter Härte, zu Staub zermalmte.

„Aber um's Himmelswillen, was fehlt Ihnen, Prinz?“ rief Rodin aus.

„So werde ich meine niederträchtigen Feinde vernichten,“ rief Djalma aus, mit drohendem und flammenden Blicke.

Dann, wie wenn ſeine Worte ſeine Wuth auf's Aeußerſte geſtachelt hätten, ſprang er von ſeinem Stuhle auf, und durchrannte mit wilden Augen einige Secunden lang den Salon nach allen Richtungen hin und her, von Zeit zu Zeit eine Art rauhen Geſchreies ausſtoſſend, das er zu erſticken ſuchte, indem er ſeine beiden geballten Fäuſte an ſeinen Mund hielt, während ſeine Kinnlade krampfhaft zitterte. Dieß war die ohnmächtige Wuth des wilden, von Blutſucht geſpornten Thieres. Der junge Indier beſaß alſo eine große und wilde Schönheit; man fühlte, daß dieſe göttlichen Triebe von blutgieriger Gluth und blinder Unerſchrockenheit, ſodann zu dieſer Höhe geſteigert durch den Schrecken der Verrätherei und der Feigheit, ſobald ſie auf den Krieg oder auf jene rieſigen Jagden Indiens angewendet wurden, die noch mördiſcher ſind, als die Schlacht, aus Djalma machen mußten, was er war: einen Helden. Rodin bewunderte mit großer und hämiſcher Freude den aufbrauſenden Ungeſtüm der Leidenſchaften dieſes jungen Indiers, die, unter gegebenen Umſtänden, ſchreckliche Ausbrüche machen mußten. Plötzlich, zum großen Erſtaunen des Jeſuiten, legte ſich dieſer Sturm. Djalma's Wuth ſchwand faſt augenblicklich, weil das Nachdenken ihm bald das Vergebliche derſelben wies. Dann, wegen dieſes kindiſchen Aufbrauſens ſich ſchämend, ſchlug er die Augen nieder. Sein Geſicht blieb bleich und düſter; hierauf ſagte er zu Rodin, mit einer kalten Ruhe, die noch furchtbarer war, als der Ungeſtüm, zu dem er ſo eben ſich hatte hinreiſſen laſſen: „Mein Vater, Sie werden mich heute meinen Feinden unter die Augen führen.“

„Und zu welchem Zwecke, mein lieber Prinz? Was wollen Sie?“

„Dieſe Niederträchtigen tödten!“

„Sie tödten!!! Sie denken nicht daran.“

„Faringhea wird mir helfen.“

„Noch einmal, bedenken Sie doch, daß Sie hier nicht an den Ufern des Ganges ſind, wo man ſeinen Feind tödtet, wie man einen Tiger auf der Jagd tödtet.“

„Man ſchlägt ſich mit einem loyalen Feinde, einen Verräther tödtet man wie einen verfluchten Hund,“ erwiederte Djalma mit eben ſo viel Ueberzeugung als Ruhe.

„Ah! Prinz, Sie, deſſen Vater der Vater des Großmüthigen genannt worden iſt,“ entgegnete Rodin mit ernſter Stimme, „welche Freude werden Sie daran haben, eben ſo niederträchtige als böſe Geſchöpfe zu züchtigen?“

„Gefährliches zu vernichten, iſt eine Pflicht.“

„Alſo . . . Prinz . . . die Rache?“

„Ich räche mich an keiner Schlange,“ ſagte der Indier mit bitterem Stolze, „ich vernichte ſie.“

„Aber, mein lieber Prinz, hier ſchafft man ſich ſeine Feinde nicht auf ſolche Art vom Halſe, wenn man ſich über ſie zu beſchweren hat.“

„Weiber und Kinder beſchweren ſich,“ verſetzte Djalma, Rodin unterbrechend, „Männer ſchlagen d'rein.“

„Wohl an den Ufern des Ganges, mein lieber Prinz; aber nicht hier. Hier nimmt der Staat Ihre Angelegenheit zur Hand, prüft ſie, entſcheidet darüber, und ſtraft, wenn Grund dazu da iſt.“

„Als beleidigter Theil bin ich Richter und Nachrichter.“

„Hören Sie mich gefälligſt an: Sie ſind den ſchändlichen Fallen Ihrer Feinde entgangen, nicht wahr? Nun denn! geſetzt, daß dieß in Folge der Hingebung der verehrungswürdigen Frau geſchehen wäre, welche für Sie die Zärtlichkeit einer Mutter fühlt; wenn ſie nun ihre Begnadigung von Ihnen erbäte, ſie, die Sie von denſelben errettet hat, was würden Sie thun?“

Der Indier ſenkte den Kopf, und verweilte einige Augenblicke, ohne zu antworten. Dieſe Unſchlüſſigkeit benützend, fuhr Rodin fort: „Ich könnte Ihnen ſagen: Prinz, ich kenne Ihre Feinde; aber aus Furcht, daß Sie irgend eine ſchreckliche Unvorſichtigkeit begehen möchten, werde ich Ihnen ihre Namen für immer verſchweigen. Wohlan, nein, ich ſchwöre Ihnen, daß wenn die achtungswerthe Perſon, welche Sie wie einen Sohn liebt, es für recht und nützlich hält, daß ich Ihnen dieſe Namen ſage, werde ich ſie Ihnen ſagen, doch bis zu ihrer Aeußerung hierüber ſchweigen.“

Djalma blickte Rodin mit düſterer und zorniger Miene an. In dieſem Momente trat Faringhea ein, und ſagte zu Rodin: „Ein Mann, Ueberbringer eines Briefes, iſt in Ihre Wohnung gegangen. Man hat ihm geſagt, daß Sie hier wären. Er iſt gekommen. Soll ich dieſen Brief annehmen? Er ſagt, daß er aus Auftrag des Herrn Abbé von Aigrigny …"

„Gewiß," entgegnete Rodin; dann fügte er hinzu: „wenn der Prinz es erlaubt."

Djalma nickte mit dem Kopfe. Faringhea ging hinaus.

„Sie verzeihen, lieber Prinz, ich erwartete dieſen Morgen einen ſehr wichtigen Brief; da er lange ausblieb, und ich nicht unterlaſſen wollte, Sie zu beſuchen, hab' ich zu Hauſe befohlen, mir dieſen Brief hierher zu ſenden."

Einige Momente danach, kam Faringhea wieder mit einem Briefe, den er Rodin übergab; hierauf entfernte ſich der Meſtize.

Siebenzehntes Kapitel.

Adriane und Djalma.

Als Faringhea den Salon verlaſſen hatte nahm Rodin den Brief des Abbé von Aigrigny mit der einen Hand, und ſchien mit der andern etwas zu ſuchen, zuerſt in der Seitentaſche ſeines Oberrockes, dann in ſeiner hintern Taſche, dann in ſeiner Pantalontaſche; endlich, da er nichts fand, legte er den Brief auf das fadenſcheinige

Knie ſeines ſchwarzen langen Beinkleides, und betaſtete ſich überall mit beiden Händen, mit einer Miene des Bedauerns und der Unruhe.

Die verſchiedenen, mit einer vollkommenen Gutmüthigkeit geſpielten Bewegungen dieſer Pantomime, wurden durch folgenden Ausruf gekrönt: „Ah! mein Gott!! das iſt fatal!“

„Was fehlt Ihnen?“ fragte ihn Djalma, aus dem düſtern Schweigen zu ſich kommend, in welches er ſeit einigen Augenblicken verſunken war.

„Ach! mein lieber Prinz,“ verſetzte Rodin, „es begegnet mir die alltäglichſte, einfachſte Sache, deßwegen aber doch für mich eine überaus unangenehme, ich habe meine Augengläſer vergeſſen oder verloren; nun aber iſt es mir, bei dieſem Halbdunkel, und beſonders wegen meines ſchwachen Augenlichtes, eine Folge der Arbeit und der Jahre, ſchlechterdings unmöglich, dieſen ſehr wichtigen Brief zu leſen; denn man erwartet von mir eine ſehr pünktliche, ſehr einfache und ſehr beſtimmte Antwort, ein ja oder ein nein. Die Zeit drängt; das iſt zum Verzweifeln. Wenn doch,“ fügte Rodin bei, dieſe Worte betonend, ohne Djalma anzublicken, aber ſo, daß dieſer es bemerkte, „wenn doch Jemand mir die Gefälligkeit erweiſen könnte, ſtatt meiner zu leſen, aber nein, Niemand, Niemand.“

„Mein Vater,“ erwiederte ihm Djalma verbindlich, „wollen Sie, daß ich ſtatt Ihrer leſe? Iſt das Leſen vorbei, werde ich vergeſſen haben, was ich geleſen.“

„Sie?“ rief Rodin aus, wie wenn der Antrag des Indiers ihm außerordentlich und zugleich gefährlich geſchienen hätte, „das iſt unmöglich, Prinz, Sie dieſen Brief leſen . . .“

„Dann entſchuldigen Sie mein Anerbieten,“ verſetzte Djalma ſanft.

„Aber, im Grunde,“ entgegnete Rodin nach kurzem Nachſinnen und mit ſich ſelbſt ſprechend, „warum nicht?“

Und er fügte bei, zu Djalma gewendet: „Wahrhaftig, Sie hätten dieſe Gefälligkeit, mein lieber Prinz? Ich würde es nicht gewagt haben, Sie darum zu bitten.“

Alſo ſprechend, reichte Rodin den Brief Djalma, der ihn laut las. Dieſer Brief enthielt Folgendes: „Ihr „Beſuch dieſen Morgen im Hôtel Saint-Dizier, nach „dem, was man mir davon berichtet hat, muß als ein „neuer Angriff von Ihrer Seite betrachtet werden. Ver„nehmen Sie das letzte Anerbieten, das man Ihnen „eröffnet hat; vielleicht wird es eben ſo fruchtlos ſeyn, „als der Schritt, den ich geſtern verſuchen wollte, in„dem ich in die Straße Clovis mich begab.

„Nach jener langen und peinlichen Erklärung hab' „ich Ihnen geſagt, daß ich Ihnen ſchreiben würde; ich „halte mein Verſprechen; hier alſo mein Ultimatum. „Und zuerſt eine Warnung: Hüten Sie ſich. Wenn „Sie hartnäckig auf einem ungleichen Kampfe beſtehen, „werden Sie ſelbſt dem Haſſe derjenigen ausgeſetzt ſeyn, „welche Sie thörichterweiſe beſchützen wollen. Man hat „tauſend Mittel, Sie bei denſelben zu verderben, indem

„Man ſie über Ihre Projekte aufklärt. Man wird ihnen beweiſen, daß Sie an dem Komplotte Theil genommen haben, das Sie jetzt zu enthüllen vorgeben, „und zwar nicht aus Edelmuth, ſondern aus Habſucht.“

Obgleich Djalma das vollkommene Zartgefühl beſaß, einzuſehen, daß die mindeſte Frage an Rodin, bezüglich auf dieſen Brief, eine große Indiſcretion ſeyn würde, konnte er ſich doch nicht enthalten, dieſe Stelle leſend, raſch den Kopf gegen den Jeſuiten zu wenden.

„Mein Gott! ja; von mir iſt die Rede, von mir ſelbſt. So wie Sie mich ſehen, mein lieber Prinz,“ fügte er mit einer Anſpielung auf ſeine ſchmutzigen Kleider bei, „beſchuldigt man mich der Habſucht.“

„Und wer ſind jene Leute, die Sie beſchützen?“

„Meine Schützlinge?“ erwiederte Rodin, einige Unſchlüſſigkeit heuchelnd, wie wenn er verlegen geweſen wäre, zu antworten, „wer meine Schützlinge ſind? Hm, hm, ich will's Ihnen ſagen. Es ſind, es ſind arme Teufel ohne irgend eine Hülfsquelle, Habenichts, aber rechtſchaffene Leute, nichts beſitzend als ihr gutes Recht in einem Prozeſſe, den ſie führen; ſie ſind bedroht, von mächtigen Perſonen, ſehr mächtigen, vernichtet zu werden. Zum Glücke kenne ich dieſe hinreichend, um ſie zum Vortheile meiner Schützlinge entlarven zu können. Was wollen Sie? arm und gering, halte ich natürlich zur Partei der Armen und Geringen. Aber, fahren Sie fort, ich bitte Sie. Djalma fuhr fort:

„Sie haben alſo Alles zu fürchten, wenn Sie fort-

„fahren, gegen uns feindſelig zu ſeyn, und nichts zu „gewinnen, wenn Sie zur Partei derjenigen halten, die „Sie Ihre Freunde nennen; weit paſſender würden ſie „Ihre Trüglinge *) genannt werden; denn Ihre Uneigennützigkeit, wäre ſie aufrichtig, würde unerklärbar „ſeyn. Sie muß alſo, ich wiederhole es, Rückhaltsgedanken von Habſucht verbergen, und verbirgt ſie. Wohlan! „gerade in dieſer Beziehung, kann man Ihnen eine „reichliche Entſchädigung anbieten, mit dieſem Unterſchiede, daß Ihre Hoffnungen lediglich auf die wahrſcheinliche Dankbarkeit Ihrer Freunde gegründet ſind, „eine ſehr unbeſtimmte Eventualität, während unſere „Anerbietungen gleich auf der Stelle realiſirt werden: „und deutlich zu ſprechen, hören Sie, was man von „Ihnen verlangt, was man von Ihnen fordert. Noch „heute Abend, vor Mitternacht als äußerſter Verzug, „werden Sie Paris verlaſſen haben, und ſich verpflichten, vor ſechs Monaten nicht mehr dahin zurückzukehren.“

Djalma konnte eine Bewegung des Erſtaunens nicht verhalten, und blickte Rodin an.

„Das iſt ganz einfach,“ erwiederte dieſer; „der Prozeß meiner armen Schützlinge wird vor jenem Zeitpunkte entſchieden ſeyn, und, indem man mich entfernt, verhindert man mich, über ſie zu wachen; Sie verſtehen, mein lieber Prinz,“ ſagte Rodin mit bitterer Entrüſtung. „Wollen Sie gefälligſt fortfahren, und mich entſchuldi-

---

*) dupes.

gen, Sie unterbrochen zu haben; aber ſo viel Unverſchämtheit empört mich."

Djalma fuhr fort: „Um Ihrer Entfernung von „Paris während ſechs Monate verſichert zu ſeyn, werden Sie ſich zu einem unſerer Freunde in Deutſchland „begeben; Sie werden bei ihm eine großmüthige Gaſtfreundſchaft finden; allein Sie müßen dort gezwungenerweiſe bis zum Ablaufe des Termines verweilen."

„Ja, ein freiwilliges Gefängniß," bemerkte Rodin.

„Unter dieſen Bedingungen werden Sie eine Penſion „von 1000 Francs monatlich, von Ihrer Abreiſe von „Paris anfangend, 10,000 Francs baar, und 20,000 Francs „nach Verfluß der ſechs Monate empfangen. Alles „wird Ihnen genügend garantirt werden. Endlich, am „Schluſſe der ſechs Monate, wird man Ihnen eine eben „ſo ehrenvolle als unabhängige Stellung ſichern."

Als Djalma mit einer Regung unwillkürlicher Entrüſtung einhielt, ſagte Rodin zu ihm: „Fahren Sie fort, ich bitte Sie, lieber Prinz, Sie müſſen bis zu Ende leſen; dieß wird Ihnen eine Vorſtellung von dem geben, was inmitten unſerer Civiliſation vorgeht."

Djalma las fort: „Sie kennen hinlänglich den Gang „der Dinge und das, was wir ſind, um zu wiſſen, daß „wir, Sie entfernend, uns nur einen wenig gefährlichen, „aber ſehr ungelegenen Feind vom Halſe ſchaffen wollen; „laſſen Sie ſich von Ihrem erſten Erfolge nicht verblenden. Die Folgen Ihrer Anklage werden unterdrückt werden, weil ſie verleumderiſch iſt, der Richter,

„welcher ſie angenommen, wird ſeine gehäſſige Parteilichkeit tief bereuen. Sie können von dieſem Briefe „jeden beliebigen Gebrauch machen. Wir wiſſen, was „wir ſchreiben, wem wir ſchreiben, und warum wir „ſchreiben. Sie werden dieſen Brief um drei Uhr erhalten. Wenn wir nicht um vier Uhr Ihre eigenhändige ganze und vollſtändige Annahme bekommen, unten in dieſem Briefe, beginnt der Krieg wieder, nicht „morgen, ſondern dieſen Abend."

Da der Brief zu Ende war, blickte Djalma Rodin an, der zu ihm ſagte: „Erlauben Sie mir, Faringhea zu rufen." Dieß ſagend, ſchellte er. Der Meſtize erſchien. Rodin empfing den Brief aus Djalma's Händen, zerriß ihn in zwei Stücke, zerknitterte ihn zwiſchen ſeinen Fingern, um eine Art von Kugel daraus zu machen, und ſagte zu dem Meſtizen, ihm ihn überreichend: „Sie werden dieſen Fetzen Papier der Perſon geben, welche wartet, und ihr ſagen, daß dieß meine Antwort auf dieſen nichtswürdigen und inſolenten Brief ſey; verſtehen Sie wohl, auf dieſen nichtswürdigen und inſolenten Brief."

„Ich verſtehe wohl," entgegnete der Meſtize, und entfernte ſich.

„Dieß iſt vielleicht ein für Sie gefährlicher Krieg, mein Vater," äußerte der Indier mit Theilnahme.

„Ja, lieber Prinz, vielleicht gefährlich. Aber ich mache es nicht, wie Sie, ich will meine Feinde nicht tödten, weil ſie niederträchtig und böſe ſind; ich bekämpfe ſie, unter dem Schutze des Geſetzes: ahmen Sie mir alſo nach.“ Dann, als er Djalma's Züge ſich verdüſtern ſah, fügte Rodin bei: „Ich habe Unrecht; ich will Ihnen in dieſer Beziehung nicht mehr rathen. Nur wollen wir übereinkommen, dieſe Frage lediglich dem Urtheile Ihrer würdigen und mütterlichen Gönnerin anheimzuſtellen. Morgen werde ich ſie ſehen; wenn ſie einwilliget, werde ich Ihnen die Namen Ihrer Feinde nennen. Wenn nicht . . . nicht.“

„Und beſitzt dieſe Frau, dieſe zweite Mutter,“ fragte Djalma, „einen ſolchen Character, daß ich ihrem Urtheile mich werde unterwerfen können?“

„Sie,“ rief Rodin aus, die Hände faltend, und mit ſteigender Begeiſterung fortfahrend; „ſie, ſie iſt ja das Edelſte, das Großmüthigſte, das Muthigſte, was es auf Erden giebt! ſie, Ihre Gönnerin! aber wären Sie wirklich ihr Sohn, ſie würde Sie mit aller Heftigkeit mütterlicher Liebe lieben, doch, wenn es ſich für Sie darum handelte, zwiſchen einer Feigheit und dem Tode zu wählen, zu Ihnen ſagen: „„Stirb!““ bereit, mit Ihnen zu ſterben.“

„O! edle Frau! meine Mutter wäre ſo!“ rief Djalma mit Begeiſterung aus.

„Sie,“ fuhr Rodin mit wachſendem Enthuſiasmus fort, und ſich dem durch den Rollvorhang verborgenen Fenſter nähernd, auf den er heimlich einen beſorgten Blick warf. „Ihre Gönnerin! aber ſtellen Sie ſich doch den Muth, die Redlichkeit, die Loyalität in Perſon vor

O! vorzüglich loyal! Ja, das iſt die ritterliche Freimüthigkeit des Mannes von erhabenem Herzen, verbunden mit der ſtolzen Würde einer Frau, die, zeitlebens, nicht nur nicht gelogen, nicht nur nie einen ihrer Gedanken verhehlt hat, ſondern die lieber ſtürbe, als den mindeſten von jenen kleinen Regungen von Argliſt, Verſtellung oder Trug nachzugeben, wozu gewöhnliche Frauen durch ihre Lage ſelbſt gewöhnlich gezwungen ſind.“

Es iſt ſchwer, die Bewunderung auszudrücken, welche Djalma's Antlitz verklärte, als er die von Rodin entworfene Schilderung vernahm; ſeine Augen glänzten, ſeine Wangen rötheten ſich, ſein Herz pochte vor Begeiſterung.

„Ja, ja, edles Herz,“ ſagte Rodin zu ihm, einen neuen Schritt gegen den Rollvorhang machend, „ich ſehe gerne Ihre ſchöne Seele in Ihren ſchönen Zügen wiederſtrahlen, indem Sie mich ſo von Ihrer unbekannten Gönnerin ſprechen hören. Ach! dieß geſchieht, weil ſie jener heiligen Anbetung würdig iſt, welche die edlen Herzen, die großen Charaktere einflößen.“

„O! ich glaube Ihnen,“ rief Djalma mit Exaltation aus, „mein Herz iſt von Bewunderung durchdrungen, und auch von Erſtaunen; denn meine Mutter lebt nicht mehr, und eine ſolche Frau exiſtirt?“

„O! ja, zum Troſte der Betrübten exiſtirt ſie; ja, zum Stolze ihres Geſchlechtes exiſtirt ſie; ja, um zu machen, daß man die Wahrheit anbete, die Lüge verfluche, exiſtirt ſie. Die Lüge, vorzüglich die Verſtellung, haben nie dieſe Loyalität, glänzend und heldenmüthig wie der Degen eines Cavaliers, getrübt. Sehen Sie, vor wenigen Tagen hat dieſe edle Frau bewundernswerthe Worte zu mir geſagt, die ich zeitlebens nicht vergeſſen werde: — Mein Herr, ſobald ich ich auf Jemand, den ich liebe oder achte, einen Verdacht habe —“

Robin ſprach nicht zu Ende. Der Rollvorhang, von Auſſen ſo heftig geſchüttelt, daß ſeine Springfeder brach, ſtieg raſch empor, zu großem Erſtaunen Djalma's, der das Fräulein von Cardoville ſeinen Augen erſcheinen ſah. Adrianens Mantel war von ihren Schultern gegleitet, und bei der heftigen Bewegung, welche ſie, dem Rollverhange ſich nähernd, machte, der Hut, deſſen Bänder aufgelöſet waren, gefallen. Da ſie ſchnell heraustrat, und nur noch ſo viel Zeit fand, einen Pelz über das maleriſche und reizende Coſtüm zu werfen, in welches ſie ſich zu Hauſe aus Laune oft kleidete, erſchien ſie den verblendeten Augen Djalma's, unter dieſen Blättern und Blumen, ſo ſtrahlend von Schönheit, daß der Indier ſich unter der Herrſchaft eines Traumes wähnte. Mit gefalteten Händen, die großen Augen geöffnet, den Leib leicht vorgeneigt, als hätte er ihn gebogen, um zu beten, blieb er vor Verwunderung verſteinert ſtehen. Das Fräulein von Cardoville, gerührt, das Geſicht durch die Gemüthsaufregung leicht gefärbt, verweilte, ohne in den Salon zu treten, auf der Thürſchwelle des Treibhauſes. Dieß Alles war in kürzerer Zeit geſchehen, als man deren bedarf, um es niederzuſchreiben; daher, als der Rollvorhang ſich kaum erhoben hatte, Rodin, den Erſtaunten ſpielend, ausrief: „Sie hier, Fräulein?“

„Ja, mein Herr“ ſagte Adriane mit veränderter Stimme, „ich komme, um den Satz zu ſchließen, den Sie begonnen haben; ich hatte Ihnen geſagt, daß wenn ein Verdacht in meinem Innern aufſtiege, ich ihn der Perſon, die ihn mir einflößte, frei heraus ſagen würde. Wohlan, ich geſteh's, gegen dieſe Loyalität hab' ich gefehlt: ich war gekommen, um Sie zu belauſchen, gerade in dem Augenblicke, wo Ihre Antwort an den Abbé von Aigrigny mir ein neues Unterpfand Ihrer Ergebenheit und Ihrer Aufrichtigkeit gab; ich zweifelte an Ihrer Redlichkeit gerade in dem Augenblicke, da Sie meine Freimüthigkeit bezeugten. Zum erſtenmale in meinem Leben hab' ich zur Liſt mich erniedriget; dieſe Schwäche verdient eine Strafe; ich erdulde ſie; eine Genugthuung, ich leiſte ſie Ihnen; Entſchuldigungen, ich biete ſie Ihnen an“ dann, zu Djalma gewendet, fügte ſie hinzu: „Jetzt, Prinz, iſt das Geheimniß nicht mehr erlaubt, ich bin Ihre Verwandte, Fräulein von Cardoville, und ich hoffe, daß Sie von einer Schweſter die Gaſtfreundſchaft annehmen werden, die Sie von einer Mutter annahmen.“ Djalma antwortete nicht. Verſunken in eine ſeelenentrückende Anſchauung dieſer plötzlichen Erſcheinung, welche ſeine tollſten, ſeine blendendſten Traumſichte übertraf, empfand er eine Art von

Trunkenheit, die das Denken, das Nachſinnen in ihm lähmend, die ganze Macht ſeines Weſens in dem Blicke zuſammendrängte, und eben ſo, wie man einen unauslöſchlichen Durſt vergebens zu ſtillen ſucht, ſog des Indiers flammendes Auge ſo zu ſagen mit verſchlingender Gier alle die ſeltenen Vollkommenheiten dieſes jungen Mädchens ein. In der That nie hatten zwei göttlichere Vorbilder einander gegenüber geſtanden. Adriane und Djalma boten das Ideal der Schönheit des Mannes und der Schönheit des Weibes. Es ſchien etwas Verhängnißvolles, eine Fügung der Vorſehung, in dem Zuſammentreffen dieſer zwei ſo jungen und ſo lebhaften, ſo großmüthigen und ſo leidenſchaftlichen, ſo heldenmüthigen und ſo ſtolzen Weſen zu liegen, welche, ein ſonderbarer Umſtand, bevor ſie ſich ſahen, ſchon ihren ganzen moraliſchen Werth kannten; denn wenn bei Rodin's Worten, Djalma in ſeinem Herzen eine eben ſo plötzliche als lebendige und tiefe Bewunderung der erhabenen und edelmüthigen Eigenſchaften dieſer unbekannten Wohlthäterin, die er an dem Fräulein von Cardoville fand, erwachen gefühlt hatte, war dieſe wechſelweiſe ergriffen, gerührt oder erſchreckt worden von dem Geſpräche zwiſchen Rodin und Djalma, das ſie ſo eben belauſcht, worin dieſer den Adel ſeiner Seele, die zartſinnige Güte ſeines Herzens, oder das ſchreckliche Aufbrauſen ſeines Characters gezeigt hatte; ferner war ſie nicht im Stande geweſen, eine Regung des Erſtaunens, faſt der Bewunderung bei dem Anblicke der überraſchenden Schönheit des Prinzen zu verhalten, und bald danach hatte ein ſeltſames, ſchmerzliches Gefühl, eine Art elektriſchen Schlages ihr ganzes Weſen erſchüttert, als ihre Augen jenen Djalma's begegnet waren. Dann peinlich beunruhigt und leidend ob dieſer Verwirrung, die ſie verwünſchte, hatte ſie dieſen tiefen Eindruck zu verhehlen geſucht, zu Rodin mit der Entſchuldigung gewendet, ihn beargwohnt zu haben. Aber das beharrliche Schweigen, welches der Indier beobachtete, hatte die quälende Verlegenheit des jungen Mädchens verdoppelt. Von Neuem die Augen zum Prinzen erhebend, um ihn zu veranlaſſen, auf ihr ſchweſterliches Anerbieten zu antworten, und wieder ſeinem wild und glühendſtarren Blicke begegnend, ſchlug Adriane die Augen nieder mit einer Miſchung von Schrecken, von Traurigkeit und von verletztem Stolze; dann wünſchte ſie ſich Glück, die unerbittliche Nothwendigkeit erkannt zu haben, worin ſie ſich ſah, Djalma fortan von ſich entfernt zu halten, ſo große Beſorgniſſe erregte ihr ſchon dieſer glühende und aufbrauſende Charakter. Des Willens, dieſer peinlichen Lage ein Ende zu machen, ſagte ſie zu Rodin mit leiſer und zitternder Stimme: „Mein Herr, ſprechen Sie gefälligſt mit dem Prinzen, wiederholen Sie ihm mein Anerbietungen. Ich kann nicht länger hier bleiben.“

Dieß ſagend, that Adriane einen Schritt; um ſich an Florinen anzuſchließen. Bei der erſten Bewegung Adrianens ſtürzte Djalma mit einem Sprunge auf ſie hin, wie ein Tiger auf die Beute, die man ihm entreißen will. Das junge Mädchen, von dem Ausdrucke der wilden Glut erſchreckt, welche die Züge des Indiers entflammte, fuhr zurück, indem ſie einen lauten Schrei ausſtieß. Bei dieſem Schrei kam Djalma wieder zu ſich, und erinnerte ſich alles deſſen, was ſo eben geſchehen war; dann, blaß vor Reue und Scham, zitternd, ganz auſſer ſich, die Augen in Thränen gebadet, mit verzerrten Zügen, die das Gepräge der rührendſten Verzweiflung trugen, fiel er vor Adrianen auf die Knie, und ſeine gefalteten Hände zu ihr erhebend, ſagte er mit einer überaus ſanften, flehenden und ſchüchternen Stimme: „O! bleiben Sie, bleiben Sie, verlaſſen Sie mich nicht, ſeit ſo langer Zeit harre ich Ihrer.“

Bei dieſer mit der furchtſamen Treuherzigkeit eines Kindes geſtellten Bitte, mit einer Reſignation, die ſo ſonderbar mit der wilden Aufwallung contraſtirte, von welcher Adriane ſo eben ſo ſehr erſchreckt worden war, antwortete ſie, indem ſie Florinen winkte, ſich zum Fortgehen bereit zu halten: „Prinz, es iſt mir unmöglich, länger hier zu bleiben.

„Aber Sie werden wiederkommen?“ fragte Djalma, ſeine Thränen verhaltend, „ich werde Sie wiederſehen?“

„O! nein, niemals! niemals!“ erwiederte das Fräulein von Cardoville mit erloſchener Stimme; dann, die Beſtürzung benützend, in welche ihre Antwort Djalma verſetzt hatte, verſchwand Adriane raſch hinter einem der Gebüſche des Treibhauſes. Im Augenblicke, da Florine, um ſich eilig an ihre Gebieterin anzuſchließen, an Rodin vorüberging, ſagte dieſer leiſe und ſchnell zu ihr: „Mit Mayeux muß man morgen ein Ende machen.“ Florine ſchauderte an ihrem ganzen Leibe, und verſchwand, ohne Rodin zu antworten, wie Adriane, hinter einem der Gebüſche. Djalma, zerſchmettert, vernichtet, war auf den Knieen geblieben, den Kopf auf ſeine Bruſt geſenkt; ſeine entzückende Phyſiognomie drückte weder Zorn noch Aufbrauſen aus; aber eine herzzerreißende Betäubung; er weinte ſchweigend. Als er Rodin ihm ſich nähern ſah, ſtand er auf; doch er zitterte ſo ſtark, daß er kaum mit wankendem Schritte den Divan erreichen konnte, auf den er ſank, ſein Geſicht mit ſeinen Händen verhüllend.

Hinzutretend, ſagte dann Rodin zu ihm mit einem ſüßlichen und eindringlichen Tone: „Ach! ich befürchtete das, was geſchieht; ich wollte Sie mit Ihrer Wohlthäterin nicht bekannt machen, und ich habe Ihnen ſogar geſagt, daß ſie alt ſey; wiſſen Sie warum, lieber Prinz?“

Djalma, ohne zu antworten, ließ ſeine Hände auf ſeine Knie ſinken, und wendete gegen Rodin ſein noch von Thränen überſtrömtes Geſicht.

„Ich wußte, daß das Fräulein von Cardoville reizend iſt; ich wußte, daß man in Ihrem Alter leicht verliebt wird,“ fuhr Rodin fort, „und ich wollte Ihnen dieſe unglückliche Inkonvenienz erſparen, mein lieber Prinz, denn Ihre ſchöne Gönnerin liebt im höchſten Grade einen ſchönen jungen Mann in dieſer Stadt…“

Bei dieſen Worten fuhr Djalma raſch mit beiden Händen nach ſeinem Herzen, als wäre dort eben ein mächtiger Stich eingedrungen, und ſtieß einen wilden Schmerzensſchrei aus; ſein Kopf ſank nackenwärts, und er fiel ohnmächtig auf den Divan. Rodin ſchaute ihn einige Sekunden lang kaltblütig an, und ſagte fortgehend, indem er mit dem Aermel ſeinen alten Hut bürſtete: „Nun denn … dieß ätzt … dieß ätzt.“

Achtzehntes Kapitel.

Die Rathſchläge.

Es iſt Nacht. Neun Uhr hat es eben geſchlagen. Es iſt der Abend des Tages, an welchem das Fräulein von Cardoville zum erſtenmale mit Djalma zuſammengekommen war; Florine, bleich, bewegt, zitternd, iſt ſo eben in ein einfach, aber ſehr bequem möblirtes Schlafzimmer getreten. Dieſes Gemach bildet einen Beſtandtheil der von Mayeux bei Adrianen bezogenen Wohnung; ſie liegt im Erdgeſchoſſe und hat zwei Eingänge. Der Eine führt in den Garten, der Andere in den Hof; auf letzterer Seite treten die Perſonen ein, welche ſich an Mayeux wenden, um Unterſtützungen zu erhalten; ein Vorzimmer, worin man wartet, ein Salon, worin ſie die Bitten anhört, ſind die von Mayeux bewohnten Gemächer, und durch das Schlafzimmer vervollſtändiget, in welches Florine ſo eben mit einer beſorgten, faſt beunruhigten Miene getreten iſt, den Teppich kaum mit den Spitzen ihrer atlaßbeſchuhten Füße berührend, mit verhaltenem Athem, und dem leiſeſten Geräuſche lauſchend. Ihren kleinen Handleuchter auf den Kamin ſtellend, näherte ſich die Zofe, nach einem raſchen Umblicke im Zimmer, einem Schreibepulte von Acajouholze, auf welchem eine hübſche, wohl verſehene Bibliothek ſtand; der Schlüſſel ſtack an den Schubläden dieſes Schrankes; Florine durchſuchte ſie alle drei. Sie enthielten verſchiedene Unterſtützungsgeſuche, einige von der Hand der Mayeux geſchriebene Bemerkungen. Dieß war's nicht, was Florine ſuchte. Ein Käſtchen mit drei Carton's trennte die Tafel vom kleinen Bibliothek-Geſtelle; dieſe Carton's wurden gleichfalls vergebens durchſpäht; Florine machte eine Geberde verdrießlichen Aergers, blickte um ſich, horchte wieder ängſtlich, dann eine Commode gewahrend, ſtellte ſie auch in derſelben neue und fruchtloſe Nachforſchungen an. Am Fuße des Bettes war eine kleine Thüre, die zu einem großen Toilettekabinete führte; Florine ging hinein, ſuchte zunächſt ohne Erfolg in einem geräumigen Schranke, worin mehrere ſchwarze Kleider hingen, welche Mayeux erſt kürzlich auf Anordnung des Fräuleins von Cardoville angefertiget hatte. Als Florine unten, und im Hintergrunde dieſes Schrankes, unter einem Mantel halb verſteckt, einen kleinen ſchlechten Koffer bemerkte, öffnete ſie ihn raſch, und fand darin die alten armſeligen Kleidungsſtücke ſorgfältig zuſammengelegt, womit Mayeux angethan geweſen, als ſie in dieſes reiche Haus gekommen war. Florine ſchauderte; eine unwillkürliche Gemüthsbewegung durchzuckte ihre Züge; eingedenk, daß es ſich nicht darum handle, ſich einer Rührung zu überlaſſen, ſondern Rodin's unverſöhnlichen Befehlen zu gehorchen, ſchloß ſie haſtig den kleinen Koffer und den Schrank wieder, verließ das Toilettekabinet, und ging in das Schlafzimmer zurück. Nach wiederholter Durchſuchung des Schreibpultes kam ihr ein plötzlicher Gedanke. Nicht zufrieden, die Carton's von Neuem zu durchwühlen, zog ſie das Erſte des Käſtchens völlig zurück, in der Hoffnung, das Geſuchte vielleicht zwiſchen dem Rücken dieſes Cartons und dem Hintergrunde dieſes Möbels zu finden; allein ſie ſah nichts. Ihr zweiter Verſuch war glücklicher; ſie fand, wo ſie es vermuthete, ein ziemlich dickes Heft Papiere verborgen. Sie machte eine Bewegung der Ueberraſchung; denn ſie erwartete etwas Anderes; dennoch nahm ſie dieſes Manuſcript, öffnete und durchblätterte es ſchnell. Nach dem flüchtigen Durchleſen mehrerer Blätter drückte ſie ihre Zufriedenheit aus, und ſchickte ſich an, dieſes Heft in ihre Taſche zu ſtecken; aber nach kurzem Nachſinnen legte ſie es wieder hin, wo es zuvor war, brachte Alles in Ordnung, nahm wieder ihren kleinen Handleuchter, und verließ die Wohnung, ohne überraſcht worden zu ſeyn, worauf ſie ſich auch verlaſſen hatte, da ſie wußte, daß Mayeux auf einige Stunden bei dem Fräulein von Cardoville ſich befinde.

Am folgenden Tage, nach Florinens Nachforſchungen, ſaß Mayeux, allein in ihrem Zimmer, in einem Lehnſtuhle, an der Ecke eines Kamines, worin ein tüchtiges Feuer loderte; ein dichter Teppich bedeckte den Fußboden; durch die Vorhänge der Fenſter gewahrte man den Raſen eines großen Gartens; die tiefe Stille wurde nur durch das regelmäßige Picken der Unruhe einer Pendeluhr und durch das Kniſtern der Herdflamme unterbrochen. Mayeux, die beiden Hände auf die Arme des Lehnſtuhles ſtützend, überließ ſich einem Gefühle von Glück, das ſie, ſeitdem ſie in dieſem Hôtel wohnte, nie ſo vollſtändig empfunden hatte. Für ſie, die ſo lange an peinliche Entbehrungen Gewöhnte, lag ein unausſprechlicher Reiz in der Ruhe dieſer Behauſung, in dem lieblichen Anblicke des Gartens, und vorzüglich in dem Bewußtſeyn, den Wohlſtand, den ſie genoß, der Reſignation und Energie zu verdanken, welche ſie inmitten ſo vieler harten, glücklicherweiſe beendigter Prüfungen, bethätiget hatte. Eine ältliche Frau von ſanfter und guter Miene, nach Adrianens ausdrücklichem Willen der Mayeux zur Bedienung beigegeben, trat ein, und ſagte zu ihr: „Mademoiſelle, ein junger Mann iſt da, der in einer ſehr dringenden Angelegenheit ſogleich mit Ihnen zu ſprechen wünſcht; er heißt Agricola Baudoin.“

Bei dieſem Namen ſtieß Mayeux einen leiſen Ruf der Freude und Ueberraſchung aus, erröthete leicht, ſtand auf und eilte zur Thüre, die in den Salon führte, worin Agricola ſich befand.

„Guten Morgen, meine gute Mayeux,“ ſagte der Hammerſchmid, herzlich das junge Mädchen umarmend, deren Wangen unter dieſen brüderlichen Küſſen glühend und carmeſinroth wurden.

„Ah, mein Gott!“ rief plötzlich die Arbeiterin aus, indem ſie Agricola ängſtlich anblickte, „und dieſe ſchwarze Binde, die Du an Deiner Stirne haſt? Du biſt alſo verwundet worden?“

„Es hat nichts zu bedeuten,“ erwiederte der Hammerſchmid, „durchaus nichts; denk' nicht daran, ich werde Dir's gleich ſagen, wie mir dieß begegnet iſt; aber zuvor hab' ich Dir ſehr wichtige Sachen anzuvertrauen.“

„So komm in mein Zimmer; wir werden allein ſeyn;“ verſetzte Mayeux, dem Agricola vorangehend. — Ungeachtet der ziemlich großen Unruhe, die in Agricola's Zügen ausgeprägt war, konnte er ein Lächeln der Befriedigung nicht verhalten, als er in das Zimmer des jungen Mädchens trat, und um ſich blickte.

„Das laß' ich mir gefallen, meine arme Mayeux, in einer ſolchen Wohnung hätt' ich Dich von jeher gerne geſehen; daran erkenn' ich wohl das Fräulein von Cardoville. Welches Herz! Welches Gemüth!... Du weißt nicht... ſie hat mir vorgeſtern geſchrieben, um mir für das zu danken, was ich für ſie gethan habe, indem ſie mir eine ſehr einfache goldene Buſennadel ſchickte, die ich annehmen könnte, hat ſie mir geſchrieben, da ſie keinen andern Werth hätte, als daß ihre Mutter ſie getragen. Wenn Du wüßteſt, wie gerührt ich von der Zartſinnigkeit dieſes Geſchenkes geweſen bin.“

„Von einem Herzen, wie das ihrige, darf nichts in Erſtaunen ſetzen,“ entgegnete Mayeux. „Aber Deine Wunde... Deine Wunde...“

„Gleich, meine gute Mayeux; ich habe Dir ſo viele Sachen zu erzählen! Fangen wir mit dem dringendſten an; denn es handelt ſich darum, mir in einer ſehr wichtigen Angelegenheit einen guten Rath zu ertheilen... Du weißt, welch' ein großes Vertrauen ich zu Deinem vortrefflichen Herzen und zu Deiner Beurtheilungskraft habe. Und dann, hernach, werde ich Dich erſuchen, mir eine Gefälligkeit zu erweiſen; o, ja, eine große Gefälligkeit,“ fügte der Hammerſchmid mit einem eindringlichen, faſt feierlichen Tone bei, welcher Mayeux in Erſtaunen ſetzte, hierauf fuhr er fort: „Aber beginnen wir mit dem, was mich nicht perſönlich angeht.“

„Sprich ſchnell!“

„Seitdem meine Mutter mit Gabriel fortgereiſet iſt, um ſich auf die kleine Landpfarre zu begeben, die er erhalten hat, und ſeitdem mein Vater bei Herrn Marſchall Simon und deſſen Fräulein wohnt, hab' ich, wie Du weißt, in der Fabrik des Herrn Hardy mit meinen Kameraden im gemeinſchaftlichen Hauſe gewohnt. Nun aber, dieſen Morgen, ah! ich muß Dir ſagen, daß Herr Hardy, von einer neulich unternommenen langen Reiſe heimgekehrt, ſeit einigen Tagen in Geſchäften neuerdings verreiſet iſt. Dieſen Morgen alſo, zur Frühſtücksſtunde, war ich nach dem letzten Glockenſchlage noch ein wenig bei der Arbeit geblieben; ich verließ die Fabrikgebäude, um in unſern Speiſeſaal zu gehen, als ich eine Frau in den Hof treten ſah, die ſo eben aus einem Fiacker geſtiegen war; ſie geht raſch auf mich zu; ich bemerke, daß ſie blond iſt, ungeachtet ihres zur Hälfte herabgelaſſenen Schleiers, daß ſie ein ebenſo ſanftes als hübſches Geſicht hat, und wie eine ſehr vornehme Perſon angezogen iſt. Aber über ihre Bläſſe, über ihre unruhige, erſchrockene Miene betroffen, frag' ich ſie, was ſie wünſcht. „„Mein Herr,"" erwiederte ſie mir mit einer zitternden Stimme, und mit dem Anſcheine einer Selbſtüberwindung, „„ſind Sie Einer von den Arbeitern dieſer Fabrik?"" „Ja, Madame." „„Herr Hardy iſt alſo in Gefahr?"" rief ſie aus. „Herr Hardy, Madame? Er iſt ja in die Fabrik noch nicht zurückgekehrt." „„Wie!"" entgegnete ſie, „„Herr Hardy iſt geſtern Abends nicht heimgekommen? Iſt er nicht, die Werkſtätten beſuchend, durch eine Maſchine ſehr gefährlich am Kopfe verwundet worden?"" Dieſe Worte ausſprechend, bebten die Lippen dieſer armen jungen Dame ſehr, und ich ſah ſchwere Thränen aus ihren Augen fließen. „Gott ſey Dank, Madame, es giebt nichts Unwahreres, als alles dieß," ſagte ich zu ihr; „denn Herr Hardy iſt nicht heimgekommen; nur kündiget man ſeine Ankunft auf morgen oder übermorgen an." „„Alſo, mein Herr, Sie ſprechen gewiß wahr, Herr Hardy iſt nicht angekommen?" nicht verwundet?"" fuhr die hübſche Dame fort, ihre Augen trocknend. „Ich ſage Ihnen die Wahrheit, Madame; wäre Herr Hardy in Gefahr, ſo würde ich nicht ſo ruhig ſeyn, indem ich mit Ihnen von ihm ſpräche." „„Ah, Dank, mein Gott! Dank!"" rief die junge Dame aus. Dann drückte ſie mir ihre Dankbarkeit mit einer ſo glücklichen, ſo gerührten Miene aus, daß ich davon bewegt wurde. Aber plötzlich, wie aus Scham wegen des Schrittes, den ſie ſo eben gethan, ließ ſie wieder ihren Schleier herab, ſchied raſch von mir, ging zum Hofe hinaus, und ſtieg wieder in den Fiacker, der ſie hergebracht hatte. Ich dachte mir: ſie iſt eine Dame, die für Herrn Hardy ſich intereſſirt, und durch ein falſches Gerücht wird beunruhiget worden ſeyn.

„Ohne Zweifel liebt ſie ihn," verſetzte Mayeux gerührt, „und wird, in ihrer Beſorgniß, vielleicht eine Unvorſichtigkeit begangen haben, indem ſie kam, um ſich nach ihm zu erkundigen."

„Du ſprichſt nur zu wahr. Ich ſehe ſie mit Theilnahme wieder in ihren Fiacker ſteigen; denn ihre Gemüthsbewegung hatte mich für ſie eingenommen. Der Fiacker fährt fort; aber was ſeh' ich einige Augenblicke danach? ein Miethkabriolet, welches die junge Dame nicht hatte bemerken können, weil es durch die Ecke einer Mauer verborgen war; und im Momente, wo es um dieſelbe biegt, erkenne ich deutlich einen Mann, an der Seite des Kutſchers ſitzend, dem er ein Zeichen giebt, den nämlichen Weg zu nehmen, wie der Fiacker."

„Man folgte dieſer armen jungen Dame,“ ſagte Mayeux mit Beſorgniß.

„Gewiß; daher ſtürze ich dem Fiacker nach; ich hole ihn ein, und ſage durch die herabgelaſſenen Rollvorhänge zur jungen Dame, am Kutſchenſchlage laufend: „Madame, nehmen Sie ſich in Acht, ein Kabriolet folgt Ihnen.“

„Gut! gut! Agricola, und hat ſie geantwortet?“

„Ich habe ſie rufen hören: „„Großer Gott!““ mit einem herzzerreiſſenden Tone. Und der Fiacker hat ſeine Fahrt fortgeſetzt. Bald iſt das Kabriolet an mir vorbeigefahren; ich habe an der Seite des Kutſchers einen großen, dicken und rothen Mann geſehen, der, als er mich dem Fiacker nachlaufen ſah, vielleicht etwas vermuthete; denn er hat mich mit einer unruhigen Miene angeblickt.“

„Und wann kommt Herr Hardy an?“ fragte Mayeux.

„Morgen oder übermorgen; nun, meine gute Mayeux, rathe mir. Dieſe junge Dame liebt Herrn Hardy, dieß iſt klar. Sie iſt ohne Zweifel verheirathet, weil ihre Miene ſehr verlegen war, als ſie mit mir ſprach, und ſie einen Schrei des Schreckens ausſtieß, als ſie vernahm, daß man ihr folge. Was ſoll ich thun? Ich hatte Luſt, den Vater Simon zu fragen; aber er iſt ſo ſtrenge! Und dann zu ſeinem Alter, eine Liebesangelegenheit! Dagegen Du, meine gute Mayeux, die Du ſo zartſinnig und fühlend biſt, es begreifen wirſt.“

Das junge Mädchen bebte, gramvoll lächelnd; Agricola bemerkte es nicht, und fuhr fort: „Daher hab' ich gedacht: Nur Mayeux kann mir rathen. Angenommen, daß Herr Hardy morgen zurückkomme, ſoll ich ihm ſagen, was vorgegangen iſt, oder nicht?“

„Wart doch,“ rief Mayeux plötzlich aus, Agricola unterbrechend, indem ſie ſich zu beſinnen ſchien, „als ich in das Kloſter Sainte-Marie ging, um die Oberin um Arbeit zu erſuchen, machte ſie mir den Vorſchlag, als Tagsarbeiterin in ein Haus zu gehen, wo ich überwachen, recht zu ſagen, ſpioniren ſollte.“

„Die Elende!“

„Und weißt Du,“ fuhr Mayeux fort, „weißt Du, zu wem zu gehen man mir vorſchlug, um dieſes nichtswürdige Metier zu treiben? Zu einer Frau von Fremont oder Bremont, ich erinnere mich nicht mehr genau, einer äußerſt religiöſen Frau, deren Tochter jedoch, eine junge verheirathete Dame, die ich vorzüglich belauern ſollte, wie die Oberin mir ſagte, allzu eifrige Beſuche von einem Manufakturherrn empfinge.“

„Was ſagſt Du?“ rief Agricola aus, „dieſer Manufakturherr wäre?“

„Herr Hardy, ich hatte zu viele Gründe, dieſen von der Oberin ausgeſprochenen Namen nicht zu vergeſſen. Seit jenem Tage haben ſich ſo viele Ereigniſſe zugetragen, daß dieſer Umſtand meinem Gedächtniſſe entfiel. Daher iſt es wahrſcheinlich, daß jene junge Dame die nämliche iſt, von der man im Kloſter mit mir geſprochen hatte.“

„Und welches Intereſſe bewog die Oberin des Kloſters zu dieſer Spionerie?“ fragte der Hammerſchmid.

„Ich weiß es nicht; aber, Du ſiehſt es, das Intereſſe, welches ſie zu handeln antrieb, beſteht noch immer, weil jene junge Dame belauert, und vielleicht in dieſem Augenblicke verrathen, beſchimpft wird. Ah! das iſt abſcheulich!“ Dann, als Mayeux Agricola heftig zuſammenfahren ſah, fügte ſie bei: „Aber was fehlt Dir denn?“

„Und warum nicht?“ dachte der Hammerſchmid, mit ſich ſelbſt ſprechend, „wenn alles dieß von der nämlichen Hand käme! Die Oberin eines Kloſters kann ſich wohl mit einem Abbé verſtehen. Aber dann zu welchem Zwecke.“

„Erkläre Dich doch, Agricola,“ äußerte Mayeux. „Und dann auch Deine Wunde, wie haſt Du ſie bekommen? ich beſchwöre Dich darum, beruhige mich.“

„Und gerade von meiner Wunde will ich mit Dir ſprechen; denn wahrhaftig, je länger ich daran denke, deſto mehr ſcheint mir das Abenteuer jener jungen Dame mit andern Ereigniſſen in Verbindung zu ſtehen.“

„Was ſagſt Du?“

„Wiſſe, daß ſeit einigen Tagen ſonderbare Dinge in der Umgebung unſerer Fabrik geſchehen: zuvörderſt, da wir in der Faſten ſind, iſt ſchon, ſagt man, ein Abbé, ein großer ſchöner Mann, von Paris zum Predigen in das kleine Dorf Villiers gekommen, das nur eine Viertelmeile von unſern Werkſtätten liegt. Dieſer Abbé hat ſeine Predigt dazu benützt, Herrn Hardy zu verleumden und anzugreifen.“

„Wie ſo?“

„Herr Hardy hat eine Art Reglement drucken laſſen, bezüglich auf unſere Arbeit, und auf die Anſprüche auf die von ihm uns bewilligten Vortheile; dieſem Reglement ſind mehrere eben ſo edle als einfache Grundſätze beigefügt, einige für Jedermann verſtändliche Vorſchriften der Brüderſchaft, Auszüge aus verſchiedenen Philoſophen und aus verſchiedenen Religionen. Daraus, daß Herr Hardy das Reinſte aus den verſchiedenen religiöſen Vorſchriften gewählt, hat der Herr Abbé geſchloſſen, daß Herr Hardy gar keine Religion habe, und iſt von dieſem Satze ausgegangen, nicht nur, um ihn von der Kanzel herab anzugreifen, ſondern auch um unſere Fabrik als einen Heerd des Verderbens, der Verdammniß und der Verführung zu bezeichnen, weil am Sonntage, anſtatt ſeine Predigten anzuhören, oder in's Wirthshaus zu gehen, unſere Kameraden, ihre Frauen und Kinder, den Tag damit zubringen, ihre kleinen Gärten zu pflegen, zu leſen, im Chor zu ſingen, oder unter ſich in unſerm gemeinſchaftlichen Hauſe zu tanzen; der Abbé iſt ſelbſt ſo weit gegangen, zu ſagen, daß die Nachbarſchaft eines ſolchen Haufens von Gottesläugnern, ſo nennt er uns, den Zorn des Himmels über ein Land bringen könne, daß man viel von der Cholera ſpreche, die heranrücke, und das es möglich wäre, daß, in Folge unſerer gottloſen Nachbarſchaft, die ganze Umgebung von dieſer rächenden Landplage heimgeſucht würde."

„Aber ſolche Sachen unwiſſenden Leuten ſagen," rief Mayeur aus, „heißt riskiren, ſie zu verderblichen Handlungen aufzureizen."

„Gerade dieß wollte der Abbé."

„Was ſagſt Du?"

„Die Bewohner der Umgegend, ohne Zweifel durch einige Führer wieder aufgehetzt, zeigen ſich gegen die Arbeiter unſerer Fabrik feindſelig; man hat, wo nicht ihren Haß, mindeſtens ihren Neid ausgebeutet. In der That, indem ſie uns gemeinſchaftlich leben ſahen, gut beherbergt, gut genährt, gut erwärmt, gut gekleidet, thätig, fröhlich und arbeitſam, iſt ihre Mißgunſt durch die Predigten des Abbé, und durch die heimlichen Schliche einiger ſchlechten Subjekte, die ich als die ſchlechteſten Arbeiter des Hern Tripeaud, unſers Mitbewerbers, erkannte, noch ärger geworden. Alle dieſe Aufreizungen beginnen ihre Früchte zu tragen; es hat ſchon ein paarmal zwiſchen uns und den Bewohnern der Umgegend Händel abgeſetzt. Bei einer dieſer Schlägereien hab' ich einen Steinwurf an den Kopf bekommen."

„Iſt er nicht gefährlich, Agricola, gewiß?" fragte Mayeur beſorgt.

„Durchaus nicht, ſag' ich Dir; aber die Feinde des Herrn Hardy haben ſich nicht auf die Predigten beſchränkt: ſie haben etwas viel Gefährlicheres in's Werk geſetzt."

„Und was noch?"

„Ich und faſt alle meine Kameraden, wir haben im Juli tüchtig geſchoſſen; aber es convenirt uns nicht, und zwar aus gewiſſen Gründen, auch jetzt noch die Waffen wieder zu ergreifen; ſo denkt nicht Jedermann, es mag ſeyn; wir tadeln Niemand, aber wir haben unſere eigene Idee; und der Vater Simon, der tapfer iſt, wie ſein Sohn, und ein ſo guter Patriot, wie irgend Jemand, lobt und leitet uns. Nun denn! ſeit einigen Tagen findet man, um die ganze Fabrik herum, im Garten, in den Höfen, Druckſchriften, worin man uns ſagt: „„Ihr „ſeyd Memmen, Selbſtſüchtige; weil der Zufall Euch „einen guten Herrn gegeben hat, bleibt Ihr gleichgül„tig gegen das Unglück Eurer Brüder, und gegen die „Mittel, ſie zu emancipiren; das materielle Wohlergehen „entnervt Euch.""

„Mein Gott! Agricola, welche ſchreckliche Beharrlichkeit in der Bosheit!"

„Ja, und leider haben dieſe Schliche einigen Einfluß auf mehrere von unſern jüngſten Kameraden zu äußern begonnen; da man ſich dabei an hochherzige und ſtolze Gefühle wendete, gab es Wiederhall, ſchon haben ſich in unſern, bisher ſo brüderlich verbundenen Werkſtätten einige Spaltungskeime entwickelt; man merkt es, daß eine dumpfe Gährung darin herrſcht; ein kaltes Mißtrauen iſt bei Einigen an die Stelle gewohnter Herzlichkeit getreten. Nun, wenn ich Dir ſage, daß ich beinahe gewiß weiß, daß dieſe über die Mauern der Fabrik geworfenen Druckſchriften, welche einige Gährungsſtoffe der Zwietracht zwiſchen uns zum Ausbruche brachten, durch Emiſſäre des predigenden Abbé verbreitet wurden, findeſt Du nicht, daß alles dieß, mit dem zuſammentreffend, was dieſen Morgen jener jungen Dame begegnet iſt, beweiſe, daß Herr Hardy ſeit Kurzem zahlreiche Feinde habe?“

„Wie Du, find' ich dieß ſchrecklich, Agricola,“ entgegnete Mayeur, „und es iſt ſo wichtig, daß nur Herr Hardy ſelbſt hiewegen einen Beſchluß wird faſſen können. Hinſichtlich deſſen, was dieſen Morgen jener jungen Dame begegnet iſt, dünkt mir, daß gleich nach der Heimkehr des Herrn Hardy, Du ihn um eine Unterredung erſuchen, und ihm, wie delicat auch eine ſolche Eröffnung ſeyn mag, Alles ſagen mußt, was geſchehen iſt.“

„Dieß ſetzt mich in Verlegenheit. Fürchteſt Du nicht, daß ich ſo in ſeine Geheimniſſe einzudringen ſcheinen wolle?“

„Wenn Niemand jener Dame gefolgt wäre, hätte ich Dein Bedenken getheilt. Aber man hat ſie belauert; eine Gefahr droht ihr, nach meiner Anſicht iſt es Deine Pflicht, Herrn Hardy in Kenntniß zu ſetzen. Setze den Fall, wie es wahrſcheinlich iſt, daß jene Dame verheirathet ſey, iſt es nicht aus tauſend Gründen beſſer, daß Herr Hardy von Allem unterrichtet wird.“

„Es iſt wahr, meine gute Mayeur; ich werde Deinen Rath befolgen; Herr Hardy wird Alles erfahren. Nun, da wir von Andern geſprochen, ſprechen wir von mir, ja, von mir, denn es handelt ſich um eine Sache, von der das Glück meines Lebens abhangen kann," fügte der Hammerſchmid mit einem ernſten Tone bei, welcher Mayeux befremdete. „Du weißt," fuhr Agricola nach kurzem Schweigen fort, „daß ich Dir ſeit meiner Kindheit nichts verborgen, daß ich Dir Alles geſagt habe, durchaus Alles?"

„Ich weiß es, Agricola, ich weiß es," verſetzte Mayeux, ihre weiße und ſchwächliche Hand dem Hammerſchmide reichend, der ſie herzlich drückte, und fortfuhr: „Wenn ich ſage, daß ich Dir nichts verborgen habe, irre ich mich, ich habe Dir immer meine kleinen Liebſchaften verhehlt, und zwar, weil es, wiewohl man einer Schweſter Alles ſagen kann, dennoch Dinge giebt, von denen man mit einem würdigen und ehrbaren Mädchen, wie Du biſt, nicht ſprechen ſoll."

„Ich danke Dir, Agricola; ich hatte dieſe Zurückhaltung von Deiner Seite bemerkt," erwiederte Mayeux, die Augen niederſchlagend, und heldenmüthig den Schmerz verhaltend, den ſie fühlte, „ich danke Dir dafür."

„Aber gerade deßwegen, weil ich es mir vorgenommen, niemals mit Dir von meinen kleinen Liebſchaften zu ſprechen, hatte ich mir gedacht: wenn mir etwas Ernſtliches begegnet, kurz, eine Liebſchaft, die mich an's Heirathen denken ließe! o! dann, wie man zuerſt einer Schweſter das anvertraut, was man erſt hernach ſeinem Vater und ſeiner Mutter geſteht, wird meine gute Mayeux zuerſt davon Kenntniß erhalten."

„Du biſt ſehr gut, Agricola.“

„Wohlan: dieſes Ernſtliche iſt mir begegnet, ich bin verliebt, wie ein Narr, und ich denke an die Heirath.“ Bei dieſen Worten Agricola's fühlte die arme Mayeux ſich einen Augenblick lang gelähmt; es dünkte ihr, daß ihr Blut ſtocke, und in ihren Adern zu Eis gerinne; während einiger Secunden glaubte ſie zu ſterben, ihr Herz hörte auf, zu ſchlagen, ſie fühlte es — nicht brechen, ſondern einſtürzen, ſich vernichten. Dann, als dieſe niederdonnernde Gemüthsaufregung vorüber war, gleich den Märtyrern, die gerade in dem Uebermaße eines grimmigen Schmerzens jene ſchreckliche Macht fanden, die ſie inmitten von Qualen lächeln ließ, fand das unglückliche Mädchen in der Beſorgniß, das Geheimniß ihrer lächerlichen und unheilvollen Liebe zu verrathen, eine unglaubliche Kraft; ſie hob den Kopf empor, blickte den Hammerſchmid mit Ruhe, ſchier mit Heiterkeit an, und ſagte mit feſter Stimme zu ihm: „Ah! Du liebſt Jemand, ernſtlich.“

„Das heißt, meine gute Mayeux, daß ich ſeit vier Tagen nur durch dieſe Liebe lebte, oder vielmehr lebe.“

„Nur erſt ſeit vier Tagen biſt Du verliebt?“

„Nicht länger; doch die Zeit thut nichts zur Sache.“

„Und *ſie* iſt recht hübſch?“

„Brünette, mit einer Nymphentaille, weiß wie eine Lilie, mit blauen Augen, ſo groß, und ſo ſanft, ſo gut wie die Deinigen.“

„Du ſchmeichelſt mir, Agricola.“

„Nein, nein, Angele iſt's, der ich ſchmeichle; denn ſo heißt ſie. Welch' ein hübſcher Name! nicht wahr, meine gute Mayeux?“

„Das iſt ein lieblicher Name,“ entgegnete das arme Mädchen mit bitterem Schmerze den Contraſt dieſes holdſeligen Namens mit dem Spottnamen Mayeux vergleichend, den der wackere Agricola ihr gab, ohne daran zu denken. Sie fuhr mit ſchrecklicher Ruhe fort: „Angele, ja, das iſt ein lieblicher Name!“

„Wohlan! denke Dir, daß dieſer Name nicht nur das Bild ihres Geſichtes, ſondern auch ihres Herzens zu ſeyn ſcheint. Kurz, es iſt ein Herz, glaub' ich, das mindeſtens dem Deinigen die Wage hält.“

„Sie hat meine Augen, ſie hat mein Herz,“ ſagte Mayeux lächelnd, „es iſt auffallend, wie wir uns gleichen.“

Agricola fühlte die Ironie der Verzweiflung nicht, welche die Worte der Mayeux verbargen, und er fuhr mit einer eben ſo aufrichtigen als unerbittlichen Zärtlichkeit fort: „Glaubſt Du, meine gute Mayeux, daß ich ernſtlich mich würde verliebt haben, wenn nicht im Charakter, im Herzen, im Geiſte derjenigen, die ich liebe, viel von Dir läge?“

„Geh, Bruder,“ verſetzte Mayeux lächelnd, ja, die Unglückliche hatte den Muth, hatte die Kraft, zu lächeln; „geh, Bruder, Du biſt heute im Zuge, galant zu ſeyn, und wo haſt Du dieſe hübſche Perſon kennen gelernt?“

„Sie iſt ganz einfach die Schweſter von einem meiner Kameraden; ihre Mutter hat die Leitung der gemeinſchaftlichen Wäſchkammer der Arbeiter; ſie bedurfte einer Gehülfin, und weil man, nach der Gewohnheit der Verbündung, vorzugsweiſe die Verwandten der Geſellſchaftsglieder verwendet, hat Madame Bertin, dieß iſt der Name der Mutter meines Kameraden, ihre Tochter aus Lille kommen laſſen, wo ſie bei einer ihrer Tanten war, und ſeit fünf Tagen iſt ſie in der Wäſchkammer. „Am erſten Tage, da ich ſie ſah, brachte ich drei Stunden in der Abendgeſellſchaft zu, mit ihr, ihrer Mutter und ihrem Bruder plaudernd; ich fühlte mich am andern Tage im Innerſten meines Herzens ergriffen; am zweiten Tage darauf nahm es nur zu; und jetzt bin ich in ſie vernarrt, feſt entſchloſſen, zu heirathen, je nachdem Du Dich äußern wirſt. Indeſſen, ja; Du ſtauneſt darüber, hängt aber Alles von Dir ab; ich werde die Erlaubniß von meinem Vater und von meiner Mutter erſt erholen, wenn Du wirſt geſprochen haben."

„Ich verſtehe Dich nicht, Agricola."

„Du kennſt das unbedingte Vertrauen, das ich zu dem unglaublichen Inſtinkte Deines Herzens habe; gar oft haſt Du zu mir geſagt: „„Agricola, mißtraue jenem, liebe dieſen, vertraue jenem Andern."" Nie haſt Du Dich geirrt. Wohlan, Du mußt mir die nämliche Gefälligkeit erweiſen. Du wirſt das Fräulein von Cardoville um die Erlaubniß bitten, Dich wegzubegeben; ich werde Dich in die Fabrik führen; ich habe von Dir, als von meiner lieben Schweſter, mit Madame Bertin und ihrer Tochter geſprochen; und je nach dem Eindrucke, den Du fühlen wirſt, wenn Du Angele geſehen haſt, werd' ich mich erklären, oder werd' ich mich nicht erklären. Es iſt, wenn Du willſt, eine Alfanzerei, ein Aberglaube von meiner Seite; aber ich bin ſo."

„Es ſey," entgegnete Mayeur mit heldenmüthigem Muthe, „ich will Mademoiſelle Angele ſehen, und Dir ſagen, was ich davon denke; und zwar, verſtehſt Du, aufrichtig."

„Ich weiß es wohl. Und wann wirſt Du kommen?"

„Ich muß das Fräulein von Cardoville fragen, an welchem Tage ſie meiner nicht bedürfen wird; ich werde es Dir zu wiſſen machen."

„Dank! meine gute Mayeur," ſagte Agricola ſeelenvergnügt; dann ſetzte er lächelnd hinzu: „und nimm Deine beſte Beurtheilung, Deine Feſttagsbeurtheilung."

„Scherze nicht, Bruder," entgegnete Mayeur mit ſanfter und trauriger Stimme, „das iſt wichtig, es handelt ſich um das Glück Deines ganzen Lebens. In dieſem Augenblicke klopfte man ſachte an die Thüre.

„Herein," ſagte Mayeur. Florine erſchien. „Das Fräulein erſucht Sie, zu ihr zu kommen, wenn Sie nicht beſchäftiget ſind," ſagte Florine zu Mayeur.

Dieſe ſtand auf, und ſagte zum Hammerſchmide. „Willſt Du einen Augenblick warten, Agricola? Ich will das Fräulein von Cardoville fragen, über welchen Tag ich werde verfügen können, und wieder kommen, um es Dir zu ſagen."

Mit dieſen Worten ging das junge Mädchen hinaus, und ließ Agricola bei Florinen. „Ich hätte ſehr gewünſcht, dem Fräulein von Cardoville heute zu danken,“ äußerte Agricola, „aber ich fürchtete, indiscret zu ſeyn.“

„Das Fräulein iſt ein wenig leidend,“ verſetzte Florine, „und hat Niemand empfangen wollen, mein Herr; aber ich bin überzeugt, daß es ihr, ſobald es beſſer mit ihr geht, zum Vergnügen gereichen wird, Sie zu ſehen.“

Mayeux kam zurück, und ſagte zu Agricola: „Wenn Du mich morgen gegen drei Uhr abholen willſt, um nicht den ganzen Tag zu verlieren, werden wir in die Fabrik gehen, und Du mich Abends heimbegleiten.“

„Alſo morgen, um drei Uhr, meine gute Mayeux.“

„Morgen, um drei Uhr, Agricola.“

Am Abende des nämlichen Tages, als im Hôtel Alles ruhig war, kehrte Mayeux, die bis zehn Uhr bei dem Fräulein von Cardoville geblieben war, in ihr Schlafzimmer zurück, verſchloß ihre Thüre mit dem Schlüſſel, warf ſich ſodann, endlich frei und zwanglos, vor einem Lehnſtuhle auf die Knie, und brach in Thränen aus. Das junge Mädchen weinte lange, ſehr lange. Als ihre Thränen verſiegt waren, trocknete ſie ihre Augen, näherte ſich ihrem Schreibepulte, nahm das Carton des Käſtchens heraus, ergriff in dieſem Verſtecke das Manuſcript, welches Florine am vorigen Abende durchblättert hatte, und ſchrieb während eines Theiles der Nacht in dieſes Heft.

Ende des ſechsten Theiles.

Bruckbräu, Der belletristische
Europa. 4

Der

ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Deutſch
von
Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Siebenter Theil.

Augsburg, 1845.
v. Jeniſch und Stage'ſche Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Erſtes Kapitel.

Das Tagebuch der Mayeux.

Wir haben es geſagt, daß Mayeux während eines Theiles der Nacht in das am Vorabende von Florinen entdeckte und durchblätterte Heft geſchrieben habe, die es nicht gewagt, es früher zu rauben, bevor ſie nicht vom Inhalte deſſelben die Perſonen in Kenntniß geſetzt, die ihr Thun leiteten, und ohne in dieſer Beziehung ihre letzten Befehle empfangen zu haben. Erklären wir die Exiſtenz dieſes Manuſcriptes, bevor wir es dem Leſer öffnen. An dem Tage, an welchem Mayeux ihre Liebe zu Agricola gewahrte, war das erſte Wort dieſes Manuſcriptes geſchrieben worden. Begabt mit einem weſentlich mittheilſamen Character, und doch immer durch den Schrecken vor dem Lächerlichen ſich beengt fühlend, einen Schrecken, deſſen ſchmerzliche Uebertreibung die einzige Schwäche der Mayeux war, wem hätte dieſe Unglückliche das Geheimniß ihrer beklagenswürdigen Liebe anvertrauen ſollen, wenn nicht dem Papiere . . . dieſem ſtummem Vertrauten ſcheuer oder verwundeter Herzen, dieſem geduldigen, ſchweigenden und kalten Freunde, der, wenn er auch auf herzzerreiſſende Klagen nicht antwortet, doch immer anhört, doch immer ſich erinnert? Als ihr Herz von bald traurigen und ſanften, bald kummervollen und ſtürmiſchen Gemüthsaufregungen überfloß, hatte ſie die arme Arbeiterin, einen melancholiſchen Reiz findend in dieſen ſtummen und einſamen Ergießungen, bald in eine einfache und rührende poetiſche Form eingekleidet, bald in treuherziger Proſa geſchrieben, nach und nach daran gewöhnt, dieſe Anvertrauungen nicht auf das, was Agricola betraf, zu beſchränken; obwohl er allen ihren Gedanken zum Grunde lag, trugen doch gewiſſe Betrachtungen, welche der Anblick der Schönheit, der glücklichen Liebe, des Mutterſtandes, des Reichthumes und des Unglückes in ihr entſtehen ließen, ſo zu ſagen, zu ſehr das Gepräge ihrer ſo unglücklicherweiſe ausnahmsweiſen Perſönlichkeit, als daß ſie es auch nur wagte, ſie dem Agricola mitzutheilen. So demnach war dieſes Tagebuch einer armen, ſchwächlichen, ungeſtalten und armſeligen, aber mit einer engelgleichen Seele und einer ſchönen, durch Leſen, durch Nachdenken, durch Einſamkeit entwickelten Intelligenz begabten Tochter des Volkes, unbekannte Blätter, die jedoch ergreifende und tiefe Anſichten über Menſchen und Dinge enthielten, von dem beſondern Standpunkte aus aufgefaßt, auf welchen das Verhängniß dieſe Unglückliche geſtellt hatte. Die folgenden Zeilen, hier und da haſtig unterbrochen, oder von Thränen befleckt, je nach dem Verlaufe der Gemüthsbewegungen, welche Mayeux am Vorabende, Agricola's innige Liebe zu

Angele vernehmend, gefühlt hatte, bildeten die letzten Blätter dieſes Tagebuches.

„Freitag, den 3. März 1832.

„... Meine Nacht iſt durch keinen peinlichen Traum „beunruhiget worden; dieſen Morgen bin ich ohne irgend eine traurige Ahnung aufgeſtanden. — Ich war „ruhig, ſtill, als Agricola kam. — Er ſchien mir nicht „bewegt; er iſt, wie immer, einfach, liebreich geweſen. „Er hat zuerſt mit mir von einem auf Herrn Hardy „bezüglichen Ereigniſſe geſprochen, und dann, ohne Einleitung, ohne Unſchlüſſigkeit, zu mir geſagt: „„Seit „vier Tagen bin ich ſterblich verliebt. Dieſes „Gefühl iſt ſo ernſthaft, daß ich zu heirathen „gedenke. Ich komme, um Dich um Rath zu „fragen.""

„Dieſe für mich niederbeugende Mittheilung iſt mir „natürlich, herzlich gemacht worden; ich ſtand auf der „einen Seite des Kamines, Agricola auf der andern, „als hätten wir von gleichgültigen Dingen geplaudert. „Es bedarf aber nicht mehr, um einem das Herz zu „brechen. Jemand tritt ein, umarmt einen brüderlich, „ſetzt ſich nieder, ſpricht mit einem, und dann... O! „mein Gott, mein Gott... ich komme von Sinnen...

„Ich fühle mich ruhiger. Auf, Muth, armes Herz, „Muth, wenn einſt das Unglück mich wieder zu Boden „drückt, will ich dieſe Zeilen wieder leſen, geſchrieben „unter dem Eindrucke des grauſamſten Schmerzens, den „ich jemals fühlen kann, und mir denken: Was iſt der

„gegenwärtige Kummer gegen den vergangenen Kummer? Wie grauſam iſt mein Schmerz! Er iſt ungerecht, lächerlich, beſchämend; ich würde es nicht wagen, ihn ſelbſt der zärtlichſten, der nachſichtigſten Mutter zu geſtehen. Ach! es giebt gräßliche Leiden, über die man doch mit Fug und Recht aus Mitleiden oder Geringſchätzung die Achſeln zuckt. Ach! es giebt verbotenes Unglück. Agricola hat mich erſucht, morgen das junge Mädchen zu beſuchen, in das er ſo leidenſchaftlich verliebt iſt, und das er heirathen wird, wenn der Inſtinkt meines Herzens ihm dieſe Heirath räth. Dieſer Gedanke iſt der ſchmerzlichſte von allen, die mich gequält haben, ſeitdem er mir dieſe Liebe ſo unbarmherzig eröffnet hat. Unbarmherzig, nein, Agricola; nein, nein, Bruder, verzeihe mir dieſen ungerechten Aufſchrei meines Leidens! Weißt Du es, kannſt Du es vermuthen, daß ich Dich ſtärker liebe, als Du jenes reizende Weſen liebſt und jemals lieben wirſt? — „Brünette, mit einer Nymphentaille, weiß wie eine Lilie, mit blauen Augen, ſo groß, und faſt eben ſo ſanft, wie die Deinigen!"" So ſprach er, als er mir ihr Porträt entwarf. Der arme Agricola, wie würde er gelitten haben, mein Gott! wenn er gewußt hätte, daß jedes ſeiner Worte mir das Herz zerriß! Nie mächtiger, als in dieſem Augenblicke, hab' ich das innige Erbarmen, das zärtliche Mitleiden gefühlt, welches uns ein liebreiches und gutes Weſen einflößt, das in ſeiner aufrichtigen

„Unwiſſenheit uns tödtlich verletzt und dazu lächelt … Daher tadelt man es, nein, man beklagt es mit dem ganzen Schmerze, den es, das Böſe entdeckend, ſo es uns zufügt, empfinden würde. Sonderbar! nie hatte Agricola mir ſchöner geſchienen, als dieſen Morgen. Wie ſanft gerührt war ſein männliches Antlitz, als er mit mir von den Beſorgniſſen jener jungen und hübſchen Dame ſprach! Als ich ihn von der Angſt einer Frau mir erzählen hörte, die für den Mann, den ſie liebt, ſich zu Grunde zu richten riskirt, fühlte ich mein Herz heftig pochen, meine Hände glühend werden, ein weiches Sehnen meiner ſich bemächtigen … Lächerlich und ſpottwürdig! Hab' ich ein Recht, alſo gerührt zu ſeyn? Ich erinnere mich, daß ich, während er ſprach, einen raſchen Blick in den Spiegel geworfen hatte; ich war ſtolz, ſo gut gekleidet zu ſeyn; er hat es nicht einmal bemerkt; aber es liegt nichts daran; es dünkte mir, daß mein Häubchen mir gut ſtand, daß meine Haare glänzten, daß mein Blick ſanft war. Ich fand Agricola ſo ſchön, daß ich veranlaßt wurde, mich minder häßlich zu finden, als gewöhnlich! ohne Zweifel, um mich in meinen eigenen Augen zu entſchuldigen, daß ich es wage, ihn zu lieben. Im Grunde mußte, was heute ſich ereignet, früher oder ſpäter ſich ereignen. Ja, und dieß iſt ſo tröſtend, wie dieſer Gedanke — für jene, die das Leben lieben — daß der Tod nichts iſt, weil er früher oder ſpäter kommen muß. Was mich immer vor dem Selbſtmorde be-

„wahrt hat; dieſem letzten Worte des Unglücklichen, der „lieber zu Gott geht, als unter deſſen Geſchöpfen bleibt, „iſt das Gefühl der Pflicht. Man muß nur auf ſich denken.“

„Und ich dachte mir auch: Gott iſt gut, immer gut, „weil die enterbteſten Weſen immer noch etwas zu lieben finden, ſich hinzugeben. Woher kommt es, daß „es mir ſo ſchwachem und ſo gebrechlichem Geſchöpfe „immer vergönnt war, irgend Jemanden hülfreich und „nützlich zu ſeyn?“

„So heute war ich ſehr verſucht, dem Leben ein „Ende zu machen; weder Agricola noch ſeine Mutter „bedurften meiner mehr. Ja, aber jene Unglücklichen, „zu deren Vorſehung das Fräulein von Cardoville mich „gemacht hat? Aber meine Wohlthäterin ſelbſt, obwohl „ſie mich liebreich ausgezankt hat wegen der Hartnäckigkeit meines Verdachtes gegen jenem Mann? Mehr „als jemals fürchte ich für ſie. Mehr als jemals fühle „ich ſie bedroht; mehr als jemals glaub' ich an den „Nutzen meiner Anweſenheit bei ihr. Ich muß alſo „leben. Leben, um morgen jenes junge Mädchen zu „beſuchen, in welches Agricola ſo ſterblich verliebt iſt? „Mein Gott! warum hab' ich denn immer den Schmerz „gekannt, und niemals den Haß? Es muß ein bitterer „Genuß im Haſſe liegen. So viele Menſchen haſſen!! „Vielleicht werde ich es haſſen, jenes junge Mädchen, „Angele, wie er es genannt hat, als er treuherzig zu „mir ſagte: „„Ein hübſcher Name, Angele, nicht „wahr, Mayeur?““

„Dieſen Namen, der an eine Vorſtellung voll Anmuth erinnert, neben jenen Spottnamen zu ſtellen, das ironiſche Sinnbild meiner Ungeſtaltheit. Armer Agricola, armer Bruder. Sprich! die Güte iſt alſo bisweilen eben ſo unbarmherzig blind, wie die Schlechtheit! Als ich mit den Folgerungen meiner Häßlichkeit noch nicht bekannt war, fragte ich mich mit bitterer Neugier, warum der Schöpfer ſeine Geſchöpfe ſo ungleich ausgeſtattet habe. Die Gewöhnheit an gewiſſe Leiden hat mir erlaubt, mit Ruhe nachzudenken; ich kam zuletzt zur Ueberzeugung, und ich glaube, daß der Häßlichkeit und der Schönheit die zwei edelſten Gemüthsbewegungen zu eigen ſind, die Bewunderung und das Mitleiden! Jene, die ſind, wie ich, bewundern jene, die ſchön ſind, wie Angele, wie Agricola, und dieſe empfinden ihrerſeits ein rührendes Mitleiden für jene, die mir gleichen. Man hegt bisweilen, wider ſeinen Willen, ſehr unſinnige Hoffnungen. Deßwegen, weil Agricola, aus Schicklichkeitsgefühl, nie mit mir von ſeinen kleinen Liebſchaften ſprach, wie er ſie nannte, beredete ich mich manchmal, daß er deren keine hätte, daß er mich liebte, daß aber für ihn das Lächerliche, wie für mich, das Hinderniß eines jeden Geſtändniſſes wäre. Ja, und ich habe in dieſem Betreffe ſogar Verſe gemacht. Dieſe ſind, glaub' ich, von allen die am wenigſten ſchlechten. Eine ſonderbare Lage iſt die meinige! Wenn ich liebe, bin ich lächerlich; wenn man mich liebt, iſt man noch lächerlicher."

„Wie hab' ich alles dieß genügend vergeſſen können, „um gelitten zu haben, um zu leiden, wie ich jetzt leide? „Aber geſegnet ſey dieſes Leiden, weil es den Haß nicht „erzeugt; nein, denn ich werde jenes Mädchen nicht „haſſen; ich werde meine Schweſterpflicht bis zum Ende „erfüllen; ich werde wohl auf mein Herz horchen; ich „beſitze den Inſtinkt der Bewahrung Anderer; er wird „mich leiten, er wird mich erleuchten. Meine einzige „Beſorgniß iſt, bei dem Anblicke jenes jungen Mädchens „in Thränen auszubrechen, meine Gemüthsaufregung nicht „überwinden zu können. Aber dann, mein Gott! welche „Entdeckung werden für Agricola meine Thränen ſeyn!! „Ihm die thörichte Liebe entdecken, die er mir einflößt; „o! niemals: der Tag, an dem er ſie erführe, würde „der letzte meines Lebens ſeyn. Dann gäbe es für mich „etwas Höheres, als die Pflicht, den Willen, der Scham „zu entgehen, einer unheilbaren Scham, die ich immer „brennend wie glühendes Eiſen fühlen würde. Nein, „nein, ich werde ruhig ſeyn. Hab' ich übrigens nicht „kürzlich, in ſeiner Gegenwart, eine ſchreckliche Prüfung „beſtanden? Ich werde ruhig ſeyn; zudem darf meine „Perſönlichkeit jenes, für die, welche ich liebe, ſo hellſehende zweite Geſicht nicht verdunkeln. O! peinliche, „peinliche Aufgabe. Denn iſt es nicht auch nothwendig, daß gerade die Beſorgniß, unwillkürlich einem widrigen Gefühle nachzugeben, mich gegen jenes junge „Mädchen nicht allzu nachſichtig mache? Ich könnte auf „dieſe Art Agricola's Zukunft gefährden, da meine Ent-

„ſcheidung allein, ſagte er, ihn leiten ſoll. Armes Geſchöpf, das ich bin. Wie ich mich täuſche! Agricola verlangt meinen Rath, weil er glaubt, daß ich nicht den traurigen Muth haben werde, ſeiner Liebe entgegen zu ſeyn; oder er wird wohl zu mir ſagen: „„Es liegt nichts daran, ich liebe, und ich trotze der Zukunft.““ Aber dann, wenn meine Rathſchläge, wenn der Inſtinkt meines Herzens ihn nicht leiten ſollen, wenn ſein Entſchluß zum voraus gefaßt iſt, wozu nützt morgen dieſe für mich ſo peinliche Miſſion?“

„Wozu ſie nützt? Ihm zu gehorchen? Hat er nicht zu mir geſagt: Komm! An meine Ergebenheit für ihn denkend, wie oft hab' ich im geheimſten, im tiefſten Grunde meines Herzens mich gefragt, ob ihm jemals der Gedanke gekommen ſey, mich anders zu lieben, denn als eine Schweſter? ob er ſich jemals gedacht hätte, welch' eine ergebene Frau er an mir bekäme? Und warum ſollte er ſich dieß gedacht haben? So oft er es gewollt hat, ſo oft er es wollen wird, bin ich ihm eben ſo ergeben geweſen, und werde es ſeyn, wie wenn ich ſeine Frau, ſeine Schweſter, ſeine Mutter wäre? Warum ſollte jener Gedanke ihm gekommen ſeyn? Denke man jemals daran, zu wünſchen, was man beſitzt? Ich mit ihm verheirathet! mein Gott! Dieſes eben ſo unſinnige als unausſprechliche Hirngeſpinſt, ſind mir dieſe Gedanken einer himmliſchen Wonne, welche alle Gefühle von der Liebe bis zum Mutterſtande umfaſſen, ſind mir dieſe Gedanken und dieſe Ge-

„fühle nicht verboten, auf die Gefahr hin, mich nicht
„mehr und nicht weniger lächerlich zu machen, als wenn
„ich Kleider oder Putzſachen trüge, die meine Häßlichkeit
„und meine Ungeſtaltheit mir verwehren? Ich möchte
„wiſſen, ob ich, wenn ich in die ſchmerzlichſte Traurigkeit
„verſenkt wäre, mehr würde gelitten haben, als ich
„jetzt leide, indem ich Agricola's Heirath vernehme?
„Hätten der Hunger, die Kälte, das Elend mich von
„dieſem grimmigen Schmerze abgezogen, oder wohl dieſer
„grimmige Schmerz Kälte, Hunger und Elend von mir
„abgehalten? Nein, nein, dieſe Ironie iſt bitter; es iſt
„nicht gut für mich, ſo zu ſprechen. Woher dieſer ſo
„tiefe Schmerz? Worin haben ſich Agricola's Wohlwollen,
„Achtung, Hochſchätzung gegen mich geändert?
„Ich beklage mich. Und was wäre es denn, großer
„Gott! wenn ich, was man, ach! zu häufig iſt, ſchön,
„liebend, ergeben ſeyn würde, und er mir ein minder
„ſchönes, minder liebendes, minder ergebenes Mädchen,
„als ich bin, vorgezogen hätte! Wär' ich nicht noch tauſendmal
„unglücklicher? Denn ich könnte, ich müßte ſie
„tadeln, während ich nicht auf ihn ungehalten ſeyn kann,
„niemals an eine wegen des Lächerlichen unmögliche
„Heirath gedacht zu haben. Und hätte er ſie gewollt,
„würde ich jemals die Selbſtſucht gehabt haben, darein
„zu willigen? Ich habe viele Seiten dieſes Tagebuches
„zu ſchreiben begonnen, wie ich dieſe begonnen habe,
„mit gramgebeugtem Herzen, und faſt immer in dem
„Maße, als ich dem Papiere anvertraute, was ich Nie-

„manden zu ſagen gewagt hätte, mein Gemüth beruhigte „ſich, dann kam die Reſignation, die Reſignation meine „Heilige, die, mit thränenvollen Augen lächelnd, leidet, „liebt, und niemals hofft!!“

Dieſe Worte waren die letzten des Tagebuches.

Man erkannte es an der häufigen Thränenſpur, daß die Unglückliche oft in Schluchzen mußte ausgebrochen ſeyn. In der That hatte Mayeux, von ſo ſtarken Gemüthsaufregungen erſchöpft, zu Ende der Nacht, das Heft wieder hinter das Carton gelegt, nicht in der Meinung, daß es dort ſicherer ſey, als ſonſt irgendwo (ſie konnte nicht den mindeſten Mißbrauch des Vertrauens argwohnen), ſondern daß es dort weniger in die Augen falle, als in einer der Schubladen ihres Schreibepultes, die ſie häufig vor Aller Blicken öffnete. So wie das muthige Mädchen es ſich gelobt hatte, ihre Aufgabe bis an deren Ende würdig zu verrichten, hatte ſie am andern Tage Agricola erwartet, und wohl beſtärkt in ihrem heldenmüthigen Entſchluſſe, ſich mit dem Hammerſchmide in die Fabrik des Herrn Hardy begeben. Florine, die von dem Fortgehen der Mayeur unterrichtet, aber einen Theil des Tages hindurch dienſtlich bei dem Fräulein von Cardoville zurückgehalten war, und lieber die Nacht erwarten wollte, um die neuen Befehle zu vollziehen, die ſie verlangt und erhalten, ſeitdem ſie in einem Briefe den Inhalt vom Tagebuche der Mayeur mitgetheilt hatte, Florine, ſicher, nicht überraſcht zu werden, trat, nach völligem Anbruche der

Nacht, in das Zimmer der jungen Arbeiterin. Den Platz kennend, wo ſie das Manuſcript finden würde, ging ſie gerade auf das Schreibepult zu, nahm das Carton von ſeiner Stelle, dann, einen verſiegelten Brief aus ihrer Taſche ziehend, ſchickte ſie ſich an, ihn an die Stelle des Manuſcriptes zu legen, das ſie rauben mußte. In dieſem Momente zitterte ſie ſo ſtark, daß ſie ſich einen Augenblick auf die Tafel ſtützen mußte. Wie geſagt, jedes gute Gefühl war in Florinens Herzen nicht erloſchen; ſie gehorchte verhängnißvoll empfangenen Befehlen; aber ſie fühlte ſchmerzlich Alles, was Schreckliches und Niederträchtiges in ihrem Benehmen lag. Hätte es ſich durchaus nur um ſie gehandelt, würde ſie gewiß den Muth gehabt haben, lieber Allem zu trotzen, als eine ſo abſcheuliche Beherrſchung zu dulden; allein leider war es nicht ſo, und ihr Verderben würde eine Perſon, die ſie mehr als das Leben liebte, in entſetzliche Verzweiflung geſtürzt haben; ſie unterzog ſich alſo, nicht ohne peinliche Angſt, abſcheulichen Verräthereien. Obgleich ſie faſt immer nicht wußte, zu welchem Zwecke man ſie handeln ließ, und namentlich hinſichtlich des Raubes des Tagebuches der Mayeux, ahnete ſie unbeſtimmt, daß die Unterſchiebung dieſes verſiegelten Briefes ſtatt des Manuſcriptes, für Mayeux traurige Folgen haben müßte; denn ſie erinnerte ſich jener am vorigen Tage von Rodin ausgeſprochenen böſen Worte: „„Man muß morgen ein Ende machen mit Mayeux.““ Was verſtand er unter dieſen Worten? Wie trug der

Brief, den er ihr an die Stelle des Tagebuches zu legen befohlen hatte, zu dieſem Zwecke bei? Sie wußte es nicht, aber ſie begriff, daß die ſo hellſehende Ergebenheit der Mayeux den Feinden des Fräuleins von Cardoville einen gerechten Argwohn veranlaßte, und daß ſie ſelbſt, Florine, von einem Tage zum andern ihre Treuloſigkeiten durch die junge Arbeiterin entdeckt zu ſehen riskirte. Dieſe letztere Furcht verdrängte Florinens Unſchlüſſigkeit; ſie legte den Brief hinter das Carton, ſtellte dieſes wieder an ſeinen Platz, und, das Manuſcript unter ihrer Schürze verbergend, ſtahl ſie ſich aus dem Zimmer der Mayeux.

Florine, in ihr Zimmer zurückgekommen, einige Stunden danach, als ſie darin das in der Wohnung der Mayeux geraubte Manuſcript verſteckt hatte, wollte es, von Neugier verlockt, durchgehen. Bald fühlte ſie ein ſteigendes Intereſſe, eine unwillkürliche Gemüthsaufregung, indem ſie dieſe vertraulichen Mittheilungen der jungen Arbeiterin las. Unter mehreren Gedichten, die alle eine leidenſchaftliche Liebe zu Agricola athmeten, eine ſo tiefe, ſo treuherzige, ſo aufrichtige Liebe, daß Florine davon gerührt wurde, und die lächerliche Ungeſtaltheit der Mayeux vergaß; unter mehreren Gedichten, ſagen wir, befanden ſich verſchiedene Bruchſtücke, Gedanken oder Erzählungen, auf verſchiedene Ereigniſſe bezüglich. Wir werden einige davon mittheilen, um den tiefen Eindruck zu rechtfertigen, den dieſe Lektüre auf Florinen hervorbrachte.

Bruchſtücke aus dem Tagebuche der Mayeux.

„.... Heute war mein Namenstag. Bis dieſen Abend „hab' ich eine thörichte Hoffnung gehegt. Geſtern war „ich zu Frau Baudoin hinabgegangen, um eine leichte „Wunde zu verbinden, die ſie am Beine hatte. Als ich „eintrat, war Agricola da. Gewiß ſprach er von mir „mit ſeiner Mutter; denn ſie haben plötzlich geſchwiegen, ein Lächeln des Einverſtändniſſes wechſelnd, und „dann hab' ich, bei der Commode vorbeigehend, eine „hübſche Pappſchachtel mit einem Nähkiſſen auf deren „Deckel bemerkt.... Ich fühlte mich vor Glück erröthen. „Ich habe geglaubt, daß dieſes kleine Geſchenk für mich „beſtimmt ſey, aber mich geſtellt, als ob ich es nicht ſehe.

„Während ich vor Agricola's Mutter kniete, iſt er „hinausgegangen; ich bemerkte, daß er die hübſche Schachtel mitnahm. Nie iſt Frau Baudoin zärtlicher, mütterlicher gegen mich geweſen, als an dieſem Abende. „Es hat mir gedünkt, daß ſie frühzeitiger, als gewöhnlich, zu Bette ging. Dieß geſchieht, um mich ſchneller „zu entlaſſen, hab ich gedacht, damit ich früher der von „Agricola mir bereiteten Ueberraſchung mich erfreue. „Wie pochte daher mein Herz, als ich ſchnell, ſchnell in „mein Kämmerlein hinaufeilte! Ich bin einen Augenblick ſtehen geblieben, ohne die Thüre zu öffnen, um „meinem Glücke eine längere Dauer zu geben. Endlich „bin ich eingetreten, die Augen von Freudenthränen verſchleiert; ich habe auf meinen Tiſch, auf meinen Stuhl, „auf mein Bett geſchaut, nichts; die kleine Schachtel

„war nicht da. Mein Herz hat ſich gekrampft; dann „hab' ich mir gedacht: ich werde ſie morgen bekommen, „denn heute iſt erſt der Vorabend meines Namenstages. „Der Tag iſt vorübergegangen. Dieſer Abend iſt gekommen. Nichts. Die hübſche Schachtel war nicht „für mich. Es war ein Nähkiſſen auf ihrem Deckel. „Dieß konnte ſich nur für ein Frauenzimmer eignen. „Wem hat ſie Agricola gegeben? In dieſem Augenblicke „leide ich ſehr. Die Idee, welche ich mit der Erwartung verband, daß Agricola mir zu meinem Namenstage Glück wünſchen würde, iſt kindiſch; ich ſchäme „mich, ſie mir zu geſtehen; aber es hätte mir bewieſen, „daß er nicht vergeſſen, daß ich einen andern Namen „habe, als jenen der Mayeur, den man mir immer „giebt. Meine Empfindlichkeit in dieſer Beziehung iſt „ſo unglücklich, ſo hartnäckig, daß es mir unmöglich iſt, „nicht einen Moment von Scham und Kummer zu fühlen, ſo oft man mich: Mayeur nennt. Und doch „hab' ich, ſeit meiner Kindheit keinen andern Namen „gehabt. Deßwegen wär' ich ſehr glücklich geweſen, „wenn Agricola die Gelegenheit meines Namensfeſtes „benützt hätte, um mich ein einzigesmal bei meinem „beſcheidenen Namen Magdalena zu nennen.

„Zum Glücke erfuhr er nie dieſen Wunſch und dieſes Bedauern."

Florine, bei dem Leſen dieſer Stelle von ſo ſchmerzlicher Einfachheit immer gerührter, ſchlug einige Blätter um, und fuhr fort: „Ich bin ſo eben bei der Beerdi-

„gung der armen kleinen Victoria Herbin, unſerer Nachbarin, geweſen. Ihr Vater, Tapeziergeſelle iſt weit „von Paris auf monatweiſe Arbeit gegangen. Sie iſt „mit neunzehn Jahren geſtorben, ohne Eltern um ſich „herum, ihr Todeskampf war nicht ſchmerzlich; die „brave Frau, die bis zum letzten Augenblicke bei ihr „wachte, hat uns geſagt, daß ſie keine andere Worte „geſprochen, als dieſe; „„— Endlich ... endlich ...““ „Und dieß wie mit Zufriedenheit,“ fügte die Wächterin bei. „Das liebe Kind! ſie war ſehr kränklich ge„worden; aber mit fünfzehn Jahren war ſie eine Ro„ſenknoſpe, und ſo hübſch, ſo friſch, blonde Haare, zart „wie Seide; doch nach und nach iſt ſie hingewelkt; ihr „Gewerb als Matratzenwollkämmerin hat ſie getödtet, „Sie war, ſo zu ſagen, mit der Zeit durch die Aus„dünſtungen der Wolle vergiftet worden *), ihr Gewerbe

---

*) Man lieſt folgende Details in der Ruche Populaire, einer vortrefflichen, von Arbeitern redigirten Sammlung, von der wir ſchon geſprochen haben: „Matratzenwollkämmerinnen. Der Staub, welcher aus der Wolle aufſteigt, macht das Wollkämmen zu einem der Geſundheit ſchädlichen Gewerbe, deſſen Gefahr jedoch durch die Verfälſchungen im Handel noch vermehrt wird. Iſt ein Hammel getödtet, ſo wird die Halswolle mit Blut gefärbt; man muß ſie entfärben, um ſie verkaufen zu können. Zu dieſem Zwecke weicht man ſie in Kalk ein, der, nach bewirktem Weißmachen, theilweiſe darin bleibt; die Arbeiterin leidet dadurch; denn, wenn ſie dieſe Arbeit verrichtet, legt ſich der Kalk, welcher in Staubform aufſteigt, durch deſſen Einathmen ihr auf die Bruſt, und verurſacht

„war um ſo ungeſunder und gefährlicher, als ſie für „arme Haushaltungen arbeitete, die zur Füllung immer „Ausſchuß nehmen.

„Sie beſaß den Muth eines Löwen, und die Reſignation eines Engels; ſie ſagte immer zu mir, mit ihrer kleinen ſanften Stimme, bisweilen von einem trockenen „und häufigen Huſten unterbrochen: „„Geh, ich werde nicht „„lange mehr Vitriol- und Kalkſtaub den ganzen Tag „„einzuathmen brauchen; ich breche Blut, und habe Magenkrämpfe, daß ich ohnmächtig werde.““

„So wähle ein anderes Gewerbe,“ erwiederte ich ihr.

---

ihr am Häufigſten Magenkrämpfe und Erbrechen, die ſie in einen bedauernswerthen Zuſtand verſetzen; die meiſten von ihnen geben dieſe Arbeit auf; jene, die dabei verharren, bekommen wenigſtens einen Catarrh oder ein Aſthma das ſie bis zum Tode nicht verläßt. Dann kommt das Roßhaar, wovon ſogar das theuerſte, welches man Muſterhaar nennt, nicht rein iſt. Man kann hieraus ſchließen, wie das gemeine ſeyn muß, das die Arbeiter Vitriol-Roßhaar nennen, und welches aus dem Ausſchuſſe von Geis- und Bockshaaren und Wildſchweinborſten beſteht, die man zuerſt mit Vitriol behandelt, ſodann färbt, um die nicht dazu gehörigen Beſtandtheile zu verbrennen und wegzuſchaffen, wie z. B. Stroh, Dörner, und ſelbſt Hautſtücke, auf deren Abſonderung keine Mühe verwendet wird, und die man oft noch erkennt, wenn man dieſes Roßhaar arbeitet, aus dem ein Staub ſich erhebt, der eben ſo große Verheerungen bewirkt, wie jener der Kalkwolle.“

„„Und die Zeit, in eine andere Lehre zu treten?““ entgegnete ſie mir, „„und dann iſt es jetzt zu ſpät, ich bin weg, ich fühle es wohl; ich bin nicht daran Schuld,““ fügte das gute Geſchöpf hinzu, „„denn ich habe meinen Stand nicht ſelbſt gewählt; mein Vater hat es ſo gewollt; zum Glücke bedarf er meiner nicht. Und übrigens braucht man, wenn man todt iſt, ſich um nichts mehr zu bekümmern, und fürchtet den Arbeitsſtillſtand nicht.““ „Victoria äuſſerte dieſen traurigen Gemeinplatz ſehr aufrichtig, und mit einer Art von Befriedigung. Daher iſt ſie auch mit den Worten geſtorben: Endlich, endlich. Es iſt jedoch ein recht peinlicher Gedanke, daß die Arbeit, womit der Arme ſein Brod zu ſuchen gezwungen iſt, oft ein langſamer Selbſtmord wird! Ich ſagte dieß neulich zu Agricola; er antwortete mir, daß es viele andere tödtliche Gewerbe gebe: die Arbeiter in Scheidewaſſer, in Bleiweiß und in Mennig unter andern bekommen vorausgeſehene und unheilbare Krankheiten, an denen ſie ſterben. „„Weißt Du,““ ſetzte Agricola hinzu, „„weißt Du, was ſie ſagen, wenn ſie in dieſe mörderiſchen Werkſtätten gehen? Wir gehen zur Schlachtbank!““

„Dieſes Wort von einer entſetzlichen Wahrheit, hat mich beben gemacht. „Und dieß geſchieht in unſern Tagen!“ hab' ich ihm mit blutendem Herzen erwiedert; „und man weiß dieß? Und unter ſo vielen mächtigen Leuten denkt Niemand an dieſe Sterblichkeit, die ſeine

„Brüder decimirt, die gezwungen ſind, auf ſolche Art ein mörderiſches Brod zu eſſen?“

„„Was willſt Du, meine arme Mayeux?““ entgegnete mir Agricola, „„ſo lang es ſich darum handelt, Regimenter aus dem Volke zu bilden, um es im Kriege tödten zu laſſen, beſchäftiget man ſich damit nur zu ſehr; handelt es ſich darum, es zu organiſiren, damit es leben könne, ſo denkt Niemand daran, ausgenommen Herrn Hardy, meinen Meiſter. Und man ſagt: Bah — der Hunger, das Elend oder das Leiden der Arbeiter, was thut dieß? Das iſt nichts Politiſches. Man irrt ſich,““ fügte Agricola hinzu, „„dieß iſt mehr, als Politik!““

„Da Viktoria nichts hinterlaſſen hatte, um einen Gottesdienſt zu bezahlen, geſchah nur die Ausſtellung der Leiche unter der Kirchenhalle; denn für den Armen giebt es nicht einmal eine einfache Todtenmeſſe, und dann, da man dem Pfarrer nicht 18 Franks entrichten konnte, hat kein Geiſtlicher den Leichenwagen der Armen zum gemeinſchaftlichen Grabe begleitet. Wenn ſo abgekürzte, ſo eingeſchränkte, ſo verſtümmelte Leichenbegängniſſe vom religiöſen Geſichtspunkte aus genügen, wozu andere erſinnen? Geſchieht's alſo aus Habſucht? Wenn ſie dagegen nicht genügen, warum nur den Dürftigen zum Opfer dieſes Ungenügenden machen? Aber wozu nützt es, ſich um dieſen Pomp, dieſen Weihrauch, dieſe Geſänge zu bekümmern, womit man ſich mehr oder weniger verſchwenderiſch oder

„geizig zeigt? Wozu nützt es? Wozu nützt es? Dieß
„ſind nur eitle und irdiſche Dinge, um welche die Seele
„ſich nicht mehr bekümmert, wenn ſie ſtrahlend zu ihrem
„Schöpfer emporſtrebt.

„Geſtern hat Agricola mir einen Journalartikel leſen
„laſſen, worin man abwechſelnd den heftigen Tadel
„oder die bittere und geringſchätzige Ironie anwendete,
„um das anzugreifen, was man das heilloſe Streben
„einiger Leute aus dem Volke nennt, zu ſchreiben,
„Dichter zu leſen, und bisweilen Verſe zu machen.
„Die materiellen Genüſſe ſind uns durch die Armuth
„verwehrt. Iſt es menſchlich, uns darüber Vorwürfe
„zu machen, daß wir geiſtige Genüſſe ſuchen? Welches
„Uebel kann daraus entſpringen, daß es mir an jedem
„Abende, nach fleißiger Tagesarbeit, von jedem Vergnügen,
„von jeder Zerſtreuung abgeſchnitten, gefällt,
„ohne Jemand's Wiſſen, einige Verſe zu machen, oder
„in dieſes Tagebuch die guten oder ſchlimmen Eindrücke
„zu ſchreiben, die ich gefühlt habe? Iſt Agricola deßwegen
„ein minder guter Arbeiter, weil er, zu ſeiner
„Mutter heimgekehrt, am Sonntage ſeinen Tag dazu
„verwendet, einige von jenen volksthümlichen Liedern zu
„dichten, welche die nährenden Arbeiter des Handwerkers
„verherrlichen, und zu Allen ſagen: Hoffnung und
„Brüderſchaft! Macht er von ſeiner Zeit nicht einen
„würdigerern Gebrauch, als wenn er ſie in der Schenke
„zubrächte? Ah! jene, die unſere unſchuldigen und edlen
„Erholungen von unſern peinlichen Arbeiten und Leiden

„tadeln, täuſchen ſich, wenn ſie glauben, daß in dem,
„Maße, als unſere Intelligenz ſich erhöhe und läutere,
„man ungeduldiger die Entbehrungen, das Elend ertrage,
„und daß die Aufregung gegen die Glücklichen der
„Welt dadurch zunehme! . . .

„Geſetzt, es ſey ſo, und es iſt nicht ſo, wär' es
„nicht beſſer, einen intellegenten, aufgeklärten Feind zu
„haben, an deſſen Vernunft und Herz man ſich wenden
„kann, als einen dummen, wilden, und unverſöhnlichen
„Feind? Aber nein, im Gegentheile, die Feindſchaften
„verlieren ſich in dem Maße, als der Geiſt ſich entwickelt,
„der Geſichtskreis des Mitleidens ſich erweitert;
„man gelangt ſo dahin, die moraliſchen Leiden zu begreifen;
„man erkennt dann, daß oft auch die Reichen
„ſchreckliche Leiden haben, und die Unglücksbrüderſchaft
„iſt ſchon ein ſympathetiſcher Einklang. Ach! auch ſie
„verlieren und beweinen bitterlich vergötterte Kinder,
„geliebte Frauen, anbetungswürdige Mütter; auch bei
„ihnen, vorzüglich unter den Frauen, giebt es, inmitten
„des Luxus und der Herrlichkeit, viele gebrochene Herzen,
„viele leidende Gemüther, viele heimlich verſchluckte
„Thränen. Mögen ſie ſich alſo nicht fürchten. Indem
„das Volk ſich aufklärt, an Intelligenz ihnen gleich
„wird, lernt es die Reichen beklagen, wenn ſie unglücklich
„und gut, und ſie noch mehr beklagen, wenn ſie
„glücklich und böſe ſind.“

„Welches Glück! welch' ein ſchöner Tag! Ich weiß
„mich vor Freude nicht zu faſſen. O! ja, der Menſch

„iſt gut, iſt menſchlich, iſt liebreich. O! ja, der Schöpfer hat alle edelmüthigen Inſtinkte in ihn gelegt, und woferne er eine entſetzliche Ausnahme macht, thut er das Böſe niemals willkürlich. Hier folgt, was ich ſo eben geſehen habe; ich warte nicht bis auf den Abend, um es niederzuſchreiben; es würde, ſo zu ſagen, in meinem Herzen verkühlen."

„Ich war ausgegangen, um eine dringende Arbeit zu überbringen; ich ging über den Tempelplatz; einige Schritte vor mir, führte ein Kind von höchſtens zwölf Jahren, Kopf und Füſſe nackt, ungeachtet der Kälte, angethan mit einem Pantalon und einem zerfetzten Kittel, am Zügel einen großen und dicken, ausgeſpannten Karrengaul, der aber ſein Pferdegeſchirr noch trug, von Zeit zu Zeit machte das Pferd plötzlich halt, und weigerte ſich, fortzugehen; das Kind, welches keine Peitſche hatte, um es zu zwingen, weiter zu gehen, zerrte es vergebens am Zügel; das Pferd blieb unbeweglich. Dann rief der arme Kleine aus: O mein Gott! mein Gott! und weinte heiße Thränen, und blickte um ſich, von den Vorübergehenden irgend einen Beiſtand zu erflehen."

„Sein liebes kleines Geſicht trug das Gepräge eines fleiſchenden Schmerzens, daß ich, ohne mich zu beſinnen, eine Sache unternahm, über welche zu lächeln ich jetzt mich nicht enthalten kann; denn ich mußte einen wunderlichen Anblick bieten. Ich ſage eine entſetzliche Furcht vor Schrecken, und eine noch größere

„Furcht, mit ihnen zu thun haben. Es lag mir nichts „daran; ich waffnete mich mit Muth; ich hatte einen „Regenſchirm in der Hand, ich näherte mich dem Pferde, „und mit der Heftigkeit einer Ameiſe, die einen dicken „Stein mit einem Strohhalme erſchüttern möchte, that „ich aus allen Kräften einen gewaltigen Schlag mit „dem Regenſchirme auf das Kreuz des widerſpänſtigen „Thieres. Ah! ich danke! meine gute Frau, rief das „Kind aus, ſeine Thränen trocknend, ſchlagen Sie es „gefälligſt noch einmal; es wird ſich vielleicht auf die „Beine machen. Ich verdoppelte heldenmüthig; aber „ach! das Pferd, ſei's Bosheit, ſei's Faulheit, beugte „die Knie, legte ſich nieder, wälzte ſich auf dem Pflaſter; „dann in ſein Geſchirr ſich verwirrend, zerſchlug „und brach es ſein großes hölzernes Kummet; ich hatte „mich ſehr ſchnell entfernt, aus Beſorgniß, einige Hufſchläge „zu bekommen. Das Kind konnte, bei dieſem „neuen Mißgeſchicke, nur mitten auf die Straße niederknien; „dann, ſchluchzend die Hände faltend, rief es mit „verzweiflungsvoller Stimme: „„Zu Hülfe! zu Hülfe!““

„Dieſes Geſchrei wurde gehört; mehrere Vorübergehende „liefen zuſammen; eine viel wirkſamere Züchtigung, „als die meinige, wurde über das ſtätige Pferd „verhängt, welches aufſtand, aber in welchem Zuſtande, „großer Gott! da es kein Pferdgeſchirr hatte! „Mein „Herr wird mich ſchlagen,“ ſchrie der arme Kleine mit „verdoppeltem Schluchzen, „ich bin ſchon um zwei Stun-

„den zurück; denn das Pferd wollte nicht gehen, und
„nun iſt ſein Geſchirr zerbrochen. Mein Herr wird
„mich ſchlagen, wird mich davon jagen. Was wird
„aus mir werden, mein Gott! ich habe weder Vater,
„noch Mutter mehr. Bei dieſen mit einem herzzerreiſ-
„ſenden Ausrufe geſprochenen Worten, rief eine wackere
„Trödlerin aus dem Tempel, die unter den Neugierigen
„war, mit gerührter Miene: Weder Vater noch Mutter
„mehr! Sei nicht troſtlos, mein armer Kleiner, im Tempel
„giebt's Hülfsmittel, man wird Dein Pferdegeſchirr wie-
„der ausbeſſern, und wenn meine Gevatterinnen ſind, wie
„ich, ſo wirſt Du nicht mit nackten Füſſen und bloſſem
„Kopfe bei einer ſolchen Witterung von dannen gehen."

„Dieſer Vorſchlag wurde mit Acclamation aufge-
„nommen; man führte das Kind und das Pferd fort;
„die Einen beſchäftigten ſich mit der Ausbeſſerung des
„Pferdegeſchirres, dann lieferte die eine Trödlerin eine
„Kappe, die Andere ein Paar Strümpfe, jene Schuhe,
„dieſe eine gute Weſte; in einer Viertelſtunde war das
„Kind recht warm gekleidet, das Pferdegeſchirr ausge-
„beſſert, und ein großer Junge von achtzehn Jahren,
„eine Peitſche ſchwingend, die er an den Ohren des
„Pferdes ankündigungsweiſe knallen ließ, ſagte zu dem
„Kinde, welches, wechſelweiſe ſeine guten Kleidungsſtücke
„und die Trödlerinnen anſchauend, der Held eines Feen-
„mährchens zu ſeyn wähnte: „„Wo wohnt dein Herr,
„mein Kleiner?"" „„Am Kai des Canals Saint-Martin,
„mein Herr,"" antwortete er mit gerührter und vor

„Freude zitternder Stimme. „Gut!“ erwiederte der junge „Mann, ich werde Dir Dein Pferd heimführen helfen, „das, mit mir, gerade aus gehen wird, und Deinem „Herrn ſagen, daß Dein Spätkommen ſeine Schuld „iſt. Ein ſtätiges Pferd vertraut man nicht einem Kinde „von Deinem Alter an.“

„Im Augenblicke des Fortgehens, ſagte der arme „Kleine, ſeine Kappe abnehmend, ſchüchtern zur Trödlerin: „„Madame, wollen Sie erlauben, daß ich Sie „umarme?““ Und ſeine Augen füllten ſich mit Dankesthränen. Es war ein Herz in dieſem Kinde. Dieſe „Scene volksthümlicher Liebe hatte mich köſtlich gerührt; „ich folgte mit den Augen, ſo lang' ich konnte, dem „großen jungen Menſchen, und dem Kinde, das dießmal „den Schritten des aus Furcht vor der Peitſche plötzlich „folgſam gewordenen Pferdes kaum nachkommen konnte. „Wohlan! ja, ich wiederhole es mit Stolz, das Geſchöpf „iſt von Natur aus gut und hülfreich; nichts war freiwilliger, als jene Regung von Mitleiden, von Zärtlichkeit in jener Menge, als dieſer arme Kleine ausrief: Was wird aus mir werden! ich habe weder Vater „noch Mutter mehr! Unglückliches Kind! es iſt wahr, „weder Vater noch Mutter, dachte ich. Einem brutalem „Herrn preisgegeben, der es kaum mit einigen Lumpen „bedeckt und mißhandelt; ohne Zweifel in einem Winkel „des Stalles ſchlafend, der arme Kleine! er iſt noch „ſanft und gut, trotz des Elendes und Unglückes. Ich „hab's wohl geſehen, er war über das Gute, was man

„ihm that, dankbarer als erfreut. Aber vielleicht wird „dieſe gute Natur, verlaſſen, ohne Stütze, ohne Rath, „ohne Beiſtand, durch die ſchlechte Behandlung erbittert, „ſich verdrehen, verſchlimmern. Dann wird das Alter „der Leidenſchaften kommen, dann die böſen Aufreizungen. Ah! bei dem enterbten Armen, iſt die Tugend „doppelt heilig und achtungswürdig."

„Dieſen Morgen hat Agricola's Mutter, nachdem „ſie mich ſanft, wie immer, darüber ausgezankt hatte, „daß ich nicht in die Meſſe gehe, dieſe in ihrem ſo treuherzig glaubenden Munde ſo rührenden Worte zu mir „geſagt: „„Zum Glücke bete ich für Dich, wie für mich, „„meine arme Mayeur; der gute Gott wird mich erhören, und Du, hoff' ich, nur in's Fegefeuer „„kommen."" 'Die gute Mutter, die engelgleiche Seele, „hat dieſe Worte mit einer ſo wichtigen und ſo eindringlichen Milde, mit einem ſo ernſten Glauben an „den glücklichen Erfolg ihrer frommen Vermittelung „zu mir geſprochen, daß ich meine Augen feucht werden „fühlte, und mich eben ſo ernſt, ſo aufrichtig dankbar „an ihren Hals geworfen habe, als hätte ich an das „Fegefeuer geglaubt. Dieſer Tag iſt für mich glücklich „geweſen; ich werde, hoff' ich, Arbeit gefunden haben, und „dieſes Glück einer jungen Perſon voll Herz und Güte „verdanken; ſie ſoll mich morgen in's Kloſter Sainte-Marie führen, wo man mich, wie ſie glaubt, wird „verwenden können."

Florine, ſchon durch das Leſen dieſes Tagebuches

tief gerührt, ſchauderte bei dieſer Stelle, wo die Mayeux von ihr ſprach, und fuhr fort: „Nie werde ich vergeſſen,
„mit welcher rührenden Theilnahme, mit welchem zart-
„ſinnigen Wohlwollen dieſes ſchöne junge Mädchen mich
„aufgenommen hat, mich ſo Arme und ſo Unglückliche.
„Dieß befremdet mich übrigens nicht; ſie war bei dem
„Fräulein von Cardoville. Sie mußte würdig ſeyn,
„ſich Agricola's Wohlthäterin zu nähern. Es wird mir
„immer lieb und theuer ſeyn, mich ihres Namens zu
„erinnern; er iſt lieblich und hübſch, wie ihr Geſicht;
„ſie heißt Florine. Ich bin nichts, ich beſitze nichts;
„aber wenn die glühenden Wünſche eines von Dank-
„barkeit durchdrungenen Herzens erhört werden könnten,
„würde Mademoiſelle Florine glücklich, ſehr glücklich
„ſeyn. Ach! ich bin darauf beſchränkt, Wünſche für
„ſie zu hegen, nur Wünſche, denn ich kann nur mich
„erinnern und ſie lieben.“

Dieſe Zeilen, welche ſo einfach die aufrichtige Dankbarkeit der Mayeux ausdrückten, verſetzten Florinens Unſchlüſſigkeit den letzten Schlag; ſie konnte der edelmüthigen Verſuchung, die ſie empfand, nicht länger widerſtehen. In dem Maße, als ſie die verſchiedenen Bruchſtücke dieſes Tagebuches geleſen, hatte ihre Achtung für Mayeux neue Fortſchritte gemacht; mehr als jemals fühlte ſie die Niederträchtigkeit ihres Benehmens, die geheimſten Gedanken dieſer Unglücklichen vielleicht den beiſſenden Spötteleien und der Geringſchätzung auszuliefern. Zum Glücke iſt das Gute oft ſo anſteckend, wie das Böſe. Erſchüttert von allem dem, was Herzliches, Edles und Erhabenes auf den Blättern ſtand, die ſie ſo eben geleſen, verließ Florine, nachdem ſie ihre ſchwach gewordene Tugend in dieſer belebenden und reinen Quelle wieder geſtählt hatte, zuletzt einer jener guten Regungen weichend, die ſie bisweilen fortriſſen, ihr Zimmer, das Manuſcript mitnehmend, feſt entſchloſſen, wenn Mayeur noch nicht heimgekehrt wäre, es wieder hinzulegen, wo ſie es genommen, auch, Rodin zu ſagen, daß dieſes zweite Mal ihre Nachforſchungen hinſichtlich des Tagebuches fruchtlos geweſen ſeyen, da Mayeur ohne Zweifel den erſten Raubverſuch bemerkt habe.

Zweites Kapitel.

Die Entdeckung.

Kurze Zeit, bevor Florine ſich entſchloſſen, ihren unwürdigen Vertrauensmißbrauch wieder gut zu machen war Mayeur aus der Fabrik zurückgekommen, nachdem ſie eine ſchmerzliche Pflicht bis zu ihrem Ende vollzogen hatte. In Folge einer langen Unterredung mit Angele, ergriffen, wie Agricola, von der treuherzigen Anmuth, von dem Verſtande und der Güte, womit dieſes junge Mädchen begabt war, hatte Mayeur die muthige Offenheit gehabt, den Hammerſchmid zu dieſer Heirath zu vermögen. Die folgende Scene ereignete ſich ſohin, als Florine, mit dem Durchleſen des Tagebuches der jungen Arbeiterin fertig geworden, noch nicht zu dem lobenswürdigen Entſchluſſe gekommen war es zurückzutragen.

Es war zehn Uhr Abends. Mayeur, in's Hôtel Cardoville zurückgekehrt, war ſo eben in ihr Zimmer getreten, und von ſo vielen Gemüthsaufregungen erſchüttert, in einen Lehnſtuhl geſunken. Die tiefeſte Stille herrſchte im Hauſe; ſie wurde nur bisweilen von dem Brauſen eines heftigen Windes unterbrochen, der drauſſen die Bäume des Gartens ſchüttelte. Ein einziges Wachslicht erleuchtete das mit einem dunkelgrünen Stoffe ausgeſchlagene Zimmer. Dieſe düſteren Farben und die ſchwarzen Kleider der Mayeur, ließen ihre Bläſſe noch ſtärker erſcheinen.

In einem Lehnſtuhle an der Ecke des Feuers ſitzend, mit auf die Bruſt geſenktem Kopfe, die Hände auf ihren Knien gekreuzt, war die Phyſiognomie des jungen Mädchens melancholiſch und reſignirt; man las darin die ſtrenge Zufriedenheit, welche das Bewußtſeyn erfüllter Pflicht zurückläßt. Wie alle jene, die, in der erbarmenloſen Schule des Unglücks auferzogen, das Gefühl ihres Kummers nicht mehr übertreiben, dieſes allzu familiären, allzu fleißigen Gaſtes, um ihn mit Luxus zu bewirthen, war Mayeur unfähig, hinſichtlich einer vollbrachten Thatſache ſich vergeblichem und verzweiflungsvollem Bedauern hinzugeben. Gewiß, der Schlag war plötzlich, gräßlich geweſen; gewiß mußte er ein ſchmerzliches und langes Nachweh im Herzen der Mayeur zurücklaſſen, aber er mußte, wenn man dieß ſagen kann, bald in den Zuſtand der chroniſchen, faſt zu einem ergänzenden Beſtandtheile des Lebens gewordenen Leiden übergeben. Und dann fand das edle, gegen das Schickſal ſo nachſichtige Weſen, noch Tröſtungen für ihren bitteren Gram; daher hatte ſie ſich von den Beweiſen der Zuneigung lebhaft gerührt gefühlt, die ihr Angele, Agricola's Braut, gegeben, und eine Art Herzensſtolz empfunden, als ſie ſah, mit welchem blinden Vertrauen, mit welcher unausſprechlichen Freude, der Hammerſchmid die glücklichen Ahnungen hingenommen, die ſeines Glückes Weibe zu fern ſchienen. Mayeur dachte auch: „Wenigſtens werde ich nicht mehr wider meinen Willen, nicht von Hoffnungen, ſondern von eben ſo lächerlichen als unſinnigen Vermuthungen, beunruhiget werden. Agricola's Heirath macht allen nichtigen Hirngeſpinſten meines armen Kopfes ein Ende.“

Und dann endlich fand Mayeur vorzüglich einen wirklichen, innigen Troſt in der erlangten Gewißheit, jener ſchrecklichen Prüfung widerſtehen, und Agricola die Liebe verhehlen gekonnt zu haben, die ſie für ihn fühlte; denn man weiß, wie furchtbar, wie entſetzlich für die Unglückliche die Ideen von dem Lächerlichen und Beſchämenden waren, die ſie mit der Entdeckung ihrer thörichten Liebe verbunden wähnte. Nachdem Mayeur eine Zeitlang in Gedanken vertieft geblieben, ſtand ſie auf, und ging langſam zu ihrem Schreibepulte. „Meine einzige Belohnung,“ ſagte ſie, das Nöthige zum Schreiben herrichtend, „wird ſeyn, dem traurigen und ſtummen Zeugen meiner Leiden, dieſen neuen Schmerz anzuvertrauen; mindeſtens werde ich das mir ſelbſt gegebene Verſprechen gehalten haben; da ich, im Grunde meiner Seele, dieſes junge Mädchen für geeignet hielt, Agricola's Glück zu ſichern, hab' ich es ihm aufrichtig geſagt. Einſt, nach ſehr langer Zeit, dieſe Blätter wieder leſend, werde ich darin vielleicht eine Vergütung für das finden, was ich jezt leide."

Alſo ſprechend, zog Mayeux das Carton des Käſtchens zurück.

Da ſie ihr Manuſcript nicht darin fand, ſtieß ſie zunächſt einen Schrei des Erſtaunens aus. Aber wie groß war ihr Schrecken, als ſie an der Stelle ihres Tagebuches einen Brief unter ihrer Adreſſe erblickte! Das junge Mädchen wurde tödtlich blaß; ihre Knie bebten; ſie wäre beinahe ohnmächtig geworden; aber da ihr ſteigender Schrecken eine erkünſtelte Energie ihr verlieh, hatte ſie die Kraft, das Siegel dieſes Briefes zu brechen. Eine Banknote zu 500 Francs, welche darin lag, fiel auf die Tafel, und Mayeux las folgendes:

„Mademoiſelle!"

„Es iſt etwas ſo Originelles und Hübſches, in „Ihren Memoiren die Geſchichte Ihrer Liebe zu Agricola zu leſen, daß man das Vergnügen ſich nicht verſagen kann, ihn von dieſer großen Liebe in Kenntniß „zu ſetzen, die er nicht wohl vermuthet, und von welcher ſich gerührt zu zeigen er nicht ermangeln kann.

„Man wird dieſe Gelegenheit benützen, um einer Menge
„anderer Perſonen die ergötzliche Lektüre Ihres Tage-
„buches zu verſchaffen, die derſelben unglücklicherweiſe
„beraubt geweſen wären. Wenn die Abſchriften und
„Auszüge nicht hinreichen, wird man es drucken laſſen;
„die ſchönen Sachen kann man nicht genug verbreiten;
„die Einen werden weinen, die Andern lachen; was
„jenen herrlich ſcheint, wird dieſe zu lautem Gelächter
„veranlaſſen; ſo geht's auf der Welt; jedenfalls aber
„iſt es gewiß, daß Ihr Tagebuch großes Aufſehen ma-
„chen wird; man garantirt Ihnen dafür. Da Sie im
„Stande ſind, ſich Ihrem Triumphe zu entziehen, und
„nichts als Lumpen hatten, als Sie, aus Barmherzig-
„keit, in dieſes Haus kamen, wo Sie herrſchen und die
„Frau ſpielen wollen, was aus mehr als einem Grunde
„nicht zu Ihrer Taille paßt, ſendet man Ihnen durch
„den gegenwärtigen Brief 500 Francs, um Ihnen Ihr
„Papier zu bezahlen, und damit Sie nicht ohne Hülfs-
„mittel ſind, im Falle Sie beſcheiden genug wären, die
„Glückswünſche zu fürchten, mit denen Sie, von mor-
„gen an, überhäuft werden, da zur Stunde Ihr Tage-
„buch ſchon im Umlaufe iſt."

„Einer Ihrer Genoſſen,
„Ein wahrer Mayeur."

Der grob ſpöttiſche und inſolente Ton dieſes Briefes, welcher abſichtlich von einem über die Aufnahme des unglücklichen Geſchöpfes in dem Hauſe neidiſchen Lakaien geſchrieben zu ſeyn ſchien, war mit hölliſcher

Geſchicklichkeit berechnet, und mußte unfehlbar die davon gehoffte Wirkung hervorbringen.

„O! mein Gott!“ Dieß waren die einzigen Worte, welche das junge Mädchen in ihrer Betäubung und in ihrem Schrecken hervorbringen konnte. Nun, wenn man ſich erinnert, mit welchen leidenſchaftlichen Worten die Liebe dieſer Unglücklichen zu ihrem Adoptivbruder ausgedrückt war; wenn man mehrere Stellen dieſes Manuſcriptes bemerkt hat, worin ſie ſchmerzliche Wunden offenbarte, die Agricola ihr oft ohne ſein Wiſſen geſchlagen; wenn man endlich ſich erinnert, wie groß ihr Schrecken vor dem Lächerlichen war, wird man ihre äuſſerſte Verzweiflung nach dem Leſen dieſes niederträchtigen Briefes begreifen. Mayeux dachte nicht einen Augenblick an alle die edlen Worte, an alle die rührenden Erzählungen, welche ihr Tagebuch enthielt; die einzige und furchtbare Idee, welche den verwirrten Geiſt dieſer Unglücklichen niederdonnerte, war jene, daß am folgenden Tage Agricola, das Fräulein von Cardoville, und eine inſolente und ſpöttiſche Menge, von dieſer höchſt lächerlichen Liebe, welche, wie ſie glaubte, durch Verwirrung und Scham ſie vernichten müßte, Kenntniß erhalten und unterrichtet ſeyn würden. Dieſer neue Schlag war ſo betäubend, daß Mayeux einen Augenblick dieſem unvorhergeſehenen Stoße erlag. Einige Minuten lang blieb ſie völlig regungslos, vernichtet; dann kam ihr, durch das Nachdenken, plötzlich das Bewußtſeyn einer ſchrecklichen Nothwendigkeit. Dieſes ſo gaſtfreundliche Haus, worin ſie, nach ſo vielen Mißgeſchicken, eine geſicherte Zuflucht fand, mußte ſie für immer verlaſſen. Die furchtſame Schüchternheit, das ſcheue Zartgefühl des armen Geſchöpfes, geſtatteten ihr nicht, eine Minute länger in dieſer Wohnung zu bleiben, worin die geheimſten Gedanken ihrer Seele ſo belauert, profanirt, und ohne Zweifel beiſſenden Spötteleien und der Verachtung preisgegeben wurden. Sie dachte nicht daran, Gerechtigkeit und Genugthuung vom Fräulein von Cardoville zu verlangen: einen Gährungsſtoff von Unruhe und Aufreizung in dieſes Haus in dem Augenblicke bringen, wo ſie es verließ, dünkte ihr Undankbarkeit gegen ihre Wohlthäterin. Sie ſuchte nicht zu erforſchen, wer der Urheber oder was der Beweggrund eines ſo abſcheulichen Raubes und eines ſo beſchimpfenden Briefes ſeyn konnte. Wozu nüzte es? entſchloſſen, wie ſie war, die Demüthigungen zu fliehen, mit denen man ſie bedrohte. Es ſchien ihr unbeſtimmt (wie man es gehofft hatte) daß dieſe Nichtswürdigkeit das Werk von einigen, ob des liebreichen Wohlwollens, welches das Fräulein von Cardoville ihr bewies, neidiſchen Subalternen ſeyn müßte, ſo dachte Mayeux in ſchrecklicher Verzweiflung. Dieſe ſo ſchmerzlich vertraulichen Blätter, die ſie der zärtlichſten, nachſichtigſten Mutter mitzutheilen nicht gewagt hätte, weil ſie, ſo zu ſagen, mit dem Blute ihrer Wunden geſchrieben, mit einer allzugrauſamen Treue die tauſend geheimen Wunden ihrer ſchmerzgebeugten Seele wiederſtrahlten, dieſe Blätter ſollten dienen; dienten vielleicht zur Stunde ſchon, zum Spielzeuge, zum Geſpötte der Hôteldiener.

Das in dieſem Brief eingeſchloſſene Geld, und die beſchimpfende Art, womit es ihr geboten war, beſtärkten noch ihren Verdacht. Man wollte, daß die Furcht vor Elend für ſie kein Hinderniß ſey, das Haus zu verlaſſen.

Mayeux faßte ihren Entſchluß mit jener ruhigen und entſchiedenen Reſignation, die ihr eigen war. Sie ſtand auf; ihre glänzenden und ein wenig verſtörten Augen, vergoſſen keine Thräne; ſeit dem vorigen Tage hatte ſie zu viel geweint; mit zitternder und eiſiger Hand ſchrieb ſie dieſe Worte auf ein Papier, welches ſie neben der Banknote zu 500 Francs liegen ließ: „Möge das Fräulein von Cardoville für das „Gute geſegnet ſeyn, das ſie mir erwieſen „hat, und mir verzeihen, ihr Haus verlaſſen „zu haben, worin ich fortan nicht bleiben „kann.“

Nachdem ſie dieß geſchrieben, warf Mayeux den niederträchtigen Brief in's Feuer, der ihr in den Händen zu brennen ſchien. Dann, mit einem letzten Blicke auf dieſes faſt mit Luxus möblirte Zimmer, zitterte ſie unwillkürlich bei dem Gedanken an das Elend, das von Neuem ihrer harrte, ein noch gräßlicheres Elend, als jenes, deſſen Opfer ſie bis dahin geweſen, weil Agricola's Mutter mit Gabriel fortgereiſt war, und das unglückliche Kind nicht einmal mehr, wie ſonſt, in ihrem

Herzeleide von der faſt mütterlichen Zuneigung von Dagobert's Frau ſollte getröſtet werden. Allein leben, ganz allein, mit dem Gedanken, daß ihre unheilvolle Liebe zu Agricola von Allen verſpottet wurde, und vielleicht auch von ihm, dieß war die Zukunft der Mayeur. Dieſe Zukunft, dieſer Abgrund erſchreckte ſie, ein finſterer Gedanke tauchte in ihrer Seele auf; ſie ſchauderte, und der Ausdruck einer bitteren Freude krampfte ihre Züge. Entſchloſſen zu gehen, that ſie einige Schritte, um die Thüre zu erreichen, und erblickte ſich, am Kamine vorübergehend unwillkürlich im Spiegel, bleich wie eine Leiche, und ſchwarz gekleidet; dann fiel es ihr ein, daß ſie eine Kleidung trüge, die ihr nicht angehörte, und erinnerte ſich jener Stelle des Briefes, worin man ihr die Lumpen vorwarf, die ſie vor ihrem Eintritte in dieſes Haus trug.

„Richtig!“ ſagte ſie mit einem herzzerreiſſenden Lächeln, auf ihr ſchwarzes Kleid blickend, „ſie würden mich eine Diebin heißen.“ Und das junge Mädchen ergriff ihren kleinen Handleuchter, trat in das Toilettecabinet, und nahm ihre armſeligen alten Kleidungsſtücke wieder, die ſie als eine Art frommen Andenkens an ihr Unglück hatte aufbewahren wollen. Nur in dieſem Augenblicke floſſen die Thränen der Mayeur reichlich. Sie weinte, nicht aus Verzweiflung, wieder die Livrée des Elendes anzuziehen, ſondern ſie weinte aus Dankbarkeit; denn dieſe Umgebung des Wohlſtandes, der ſie ein ewiges Lebewohl ſagte, erinnerte ſie bei jedem

Schritte an das Zartgefühl und die Güte des Fräuleins von Cardoville; daher ſank ſie, einer ſchier unwillkürlichen Regung nachgebend, nachdem ſie ihre armſeligen alten Kleidungsſtücke wieder angezogen hatte, mitten im Zimmer auf die Knie, und rief, in Gedanken zu Fräulein von Cardoville ſich wendend, mit einer von krampfhaftem Schluchzen unterbrochenen Stimme aus: „Leben Sie wohl, und leben Sie wohl für immer! Sie, die Sie mich Ihre Freundin nannten, Ihre Schweſter.“

Plötzlich erhob ſich Mayeur mit Schrecken; ſie hatte ſachte gehen hören im Corridor, welcher vom Garten zu einer der Thüren ihrer Wohnung führte, während die andere Thüre an den Salon ſtieß. Florine war's, die, ach! zu ſpät, das Manuſcript zurückbrachte. Ganz außer ſich, vom Geräuſche dieſer Schritte erſchreckt, im Wahne, ſchon das Geſpötte des Hauſes zu ſeyn, ſtürzte Mayeur, das Zimmer verlaſſend, in den Salon, durcheilte ihn, wie auch das Vorzimmer, erreichte den Hof, klopfte an das Fenſter des Portiers. Die Thüre ging auf, und verſchloß ſich wieder hinter ihr. Und Mayeur hatte das Hôtel Cardoville verlaſſen.

Adriane war ſo einer ergebenen, getreuen und wachſamen Behüterin beraubt Rodin hatte ſich einer thätigen und durchdringenden Gegnerin entlediget, die er immer, und mit Recht, gefürchtet. Nach der Erforſchung der Liebe der Mayeur zu Agricola, wie man geſehen, und wiſſend, daß ſie Dichterin ſey, vermuthete der Jeſuit logiſch, daß ſie heimlich einige Gedichte mit dem Gepräge dieſer verhängnißvollen und geheimen Liebe müßte geſchrieben haben. Daher der Florinen ertheilte Befehl, einige ſchriftliche Beweiſe dieſer Liebe zu entdecken zu ſuchen; daher dieſer in ſeiner Grobheit ſo furchtbar gut berechnete Brief, deſſen weſentlichen Inhalt, man muß es ſagen, Florine nicht kannte, da ſie ihn nach kurzgefaßter Mittheilung des Inhaltes des Manuſcriptes erhalten hatte, mit deſſen Durchblätterung, ohne es zu entwenden, ſie das erſtemal ſich begnügte.

Wir haben es geſagt, Florine, zu ſpät einer edelmüthigen Reue nachgebend, war in dem Augenblicke zu Mayeux gekommen, da dieſe, erſchrocken, das Hôtel verließ. Die Zofe, im Toilettecabinette ein Licht bemerkend, eilte hin; ſie ſah auf einem Stuhle die ſchwarze, von Mayeux ſo eben abgelegte Kleidung, und einige Schritte davon, offen und leer, den ſchlechten kleinen Koffer, worin ſie bisher ihre armſeligen Kleidungsſtücke aufbewahrt hatte. Florinens Herz brach; ſie eilte an das Schreibepult: die Unordnung der Carton's, die Banknote zu 500 Francs, neben einigen an das Fräulein von Cardoville geſchriebenen Zeilen liegen gelaſſen, Alles bewies ihr, daß ihr Gehorſam gegen Rodin's Befehle traurige Früchte getragen, und Mayeux das Haus für immer verlaſſen habe. Florine, das Vergebliche ihres ſpäten Entſchluſſes erkennend, ergab ſich ſeufzend darein, Rodin das Manuſcript zukommen zu laſſen; dann, durch das Verhängniß ihrer unglücklichen Lage gezwungen, ſich über das Böſe durch das Böſe ſelbſt zu tröſten, dachte ſie ſich, daß wenigſtens ihre Verrätherei durch das Fortgehen der Mayeur minder gefährlich werden würde.

Zwei Tage nach dieſen Ereigniſſen empfing Adriane dieſes Billet von Rodin als Antwort auf einen Brief, den ſie ihm geſchrieben, um ihn von dem unerklärbaren Fortgehen der Mayeur in Kenntniß zu ſetzen.

„Mein liebes Fräulein!“

„Gezwungen, gerade dieſen Morgen in die Fabrik „des vortrefflichen Herrn Hardy mich zu begeben, wohin mich eine ſehr wichtige Angelegenheit ruft, iſt es „mir unmöglich, zu Ihnen zu kommen, um Ihnen meine „unterthänige Aufwartung zu machen Sie fragen mich: „Was von dem Verſchwinden dieſes armen Mädchens „zu halten ſey? Ich weiß wahrhaftig nichts darüber zu „ſagen. Die Zukunft wird Alles zu ihrem Vortheile „aufklären, ich zweifle nicht daran. Nur erinnern Sie „ſich an das, was ich Ihnen bei dem Doctor Baleinier „hinſichtlich einer gewiſſen Geſellſchaft und von „geheimen Emiſſären geſagt habe, mit denen ſie ſo treulos die Perſonen zu umgeben weiß, welche belauern „zu laſſen ſie ein Intereſſe hat. Ich beſchuldige Niemand; aber erinnern wir uns einfach der Thatſachen. „Dieſes arme Mädchen hat mich angeklagt, und ich bin, „Sie wiſſen es, der Treueſte Ihrer Diener. Sie beſaß „nichts, und man hat 500 Francs in ihrem Schreibepulte gefunden. Sie haben ſie mit Wohlthaten über-

„häuft, und ſie hat Ihr Haus verlaſſen, ohne es zu „wagen, die Urſache ihrer unbegreiflichen Flucht zu er„klären. Ich mache keinen Schluß daraus, mein liebes „Fräulein; es widerſteht mir immer, anzuklagen ohne „Beweiſe, aber denken Sie nach, und ſetzen Sie wohl „auf Ihrer Hut; Sie ſind vielleicht einer großen Ge„fahr entgangen. Verdoppeln Sie Umſicht und Miß„trauen; dieß iſt wenigſtens die ehrerbietige Meinung „Ihres unterthänigſten und gehorſamſten Dieners

„Rodin.“

Die Fabrik.

Drittes Kapitel.

Das Rendez-vous der Wölfe.

Es war ein Sonntagsmorgen. Der nämliche Tag, an welchem das Fräulein von Cardoville Rodin's Brief erhalten hatte, den auf das Verſchwinden der Mayeur bezüglichen Brief. Zwei Männer plauderten miteinander, am Tiſche in einer der Schenken des kleinen, nicht weit von der Fabrik des Herrn Hardy gelegenen Dorfes Villiers. Dieſes Dorf war hauptſächlich von Steinbrucharbeitern und Steinmetzen bewohnt, die zur Ausbeutung der benachbarten Steinbrüche verwendet wurden. Es giebt nichts Härtetes, Müheſameres, und weniger Einträgliches, als die Arbeiten dieſer Handwerker;

daher ſtellten ſie, wie Agricola der Mayeux geſagt hatte, einen für ſie peinlichen Vergleich an zwiſchen ihrem immer elenden Schickſale, und dem faſt unglaublichen Wohlſtande und reichlichen Auskommen, deſſen ſich die Arbeiter des Herrn Hardy ſowohl in Folge ihrer großmüthigen und intelligenten Direction, als auch der Grundſätze der Aſſociation und Gemeinſchaft, die ſie unter ſich in Ausübung brachten, erfreuten. Das Unglück und die Unwiſſenheit verurſachen immer große Uebel. Das Unglück erbittert ſich leicht, und die Unwiſſenheit folgt bisweilen treuloſen Rathſchlägen; lange Zeit war das Glück der Arbeiter des Herrn Hardy natürlicher Weiſe beneidet worden; aber die Mißgunſt ſtieg nicht bis zum Haſſe. So wie die finſtern Feinde des Fabrikanten, um Herrn Tripeaud, ſeinen Mitbewerber, geſchaart, ein Intereſſe daran fanden, daß dieſer friedliche Stand der Dinge ſich ändere, änderte er ſich. Mit einer teufliſchen Geſchicklichkeit und Beharrlichkeit brachte man es dahin, die ſchlechteſten Leidenſchaften zu entzünden; man wendete ſich, durch auserwählte Emiſſäre, an einige Steinbrucharbeiter oder Steinmetzen der Nachbarſchaft, deren üble Aufführung ihr Elend noch verſchlimmert hatte. Notoriſch bekannt wegen ihres Ungeſtüms, verwegen und energiſch, konnten dieſe Menſchen einen gefährlichen Einfluß auf die Mehrzahl ihrer friedlichen, fleißigen, ordentlichen, aber durch Gewaltthätigkeit leicht einzuſchüchternden Gefährten ausüben. Dieſen unruhigen, ſchon durch das Unglück erbitterten Arbeitern, übertrieb man noch das Glück der Arbeiter des Herrn Hardy, wodurch man den Zweck erreichte, in ihnen eine gehäſſige Mißgunſt aufzureizen. Man ging noch weiter: die mordbrenneriſchen Predigten eines Abbé, Mitgliedes der Congregation, eigens aus Paris gekommen, um während der Faſtenzeit gegen Herrn Hardy zu predigen, wirkten mächtig auf die Weiber dieſer Arbeiter, welche, während ihre Männer fleißig das Wirthshaus beſuchten, ſich zur Predigt drängten. Die ſteigende Furcht benützend, die damals das Herannahen der Cholera einflößte, erſchreckte man ihre ſchwache und leichtgläubige Einbildungskraft durch Hinweiſen auf die Fabrik des Herrn Hardy, als einen Herd des Verderbens, der Verdammniß, geeignet die Rache des Himmels, und folglich die rächende Landplage auf den Bezirk herabzuziehen. Die ſchon vom Neide ſehr aufgereizten Männer, wurden noch unaufhörlich von ihren Weibern aufgehetzt, welche, durch die Predigt des Abbé exaltirt, jenen Haufen von Gottesläugnern verfluchten, die ſo viel Unglück über das Land bringen konnten. Einige ſchlechte Subjekte, den Werkſtätten des Barons Tripeaud angehörend, und von ihm beſoldet, (wir haben geſagt, welches Intereſſe dieſer ehrenwerthe Fabrikant an dem Ruine des Herrn Hardy fand), hatten noch die allgemeine Aufregung vermehrt, und das Maß vollgemacht, indem ſie eine von jenen ſchrecklichen Fragen der Geſellenverbündung zur Sprache brachten, die, in unſern Tagen, leider bisweilen noch ſo viel

Blut fließen machen! Eine ſehr große Anzahl von Arbeitern des Herrn Hardy waren, vor ihrem Dienſtantritte bei ihm, Mitglieder einer Geſellenverbündung, genannt die Verſchlinger, während mehrere Steinmetzen und Steinbrucharbeiter der Umgegend der Geſellſchaft, genannt die Wölfe, angehörten; nun haben aber von jeher oft unverſöhnliche Rivalitäten zwiſchen den Wölfen und den Verſchlingern beſtanden, und mörderiſche, um ſo bedauerlichere Kämpfe veranlaßt, als in vieler Hinſicht die Einrichtung der Geſellenverbündung vortrefflich iſt, in ſo ferne ſie ſich auf den ſo fruchtbaren, ſo mächtigen Grundſatz der Aſſociation gründet; leider zerfällt die Geſellenverbündung anſtatt alle Gewerbs-Innungen in einer einzigen brüderlichen Gemeinſchaft zuſammenzufaſſen, in collective und unterſchiedene Geſellſchaften, deren Rivalitäten manchmal blutige Kolliſionen herbeiführen.*)

---

*) Wir ſagen es zum Lobe der Arbeiter, daß dieſe grauſamen Scenen um ſo ſeltener werden, je mehr Aufklärung und Bewußtſeyn ihrer Würde ſie erlangen. Man muß dieſes beſſere Streben auch dem gerechten Einfluße eines vortrefflichen Werkes über die Geſellenverbündung zuſchreiben, herausgegeben von Herrn Agricola Perdiguier, genannt Avignonnais-la-Vertu, Tiſchlergeſelle. (Paris, Pagnerre, 1841. Zwei Bände in 18.) In dieſem Werke voll Unterweiſung und ſonderbarer Details über die verſchiedenen Arten von Geſellenverbündung, erhebt ſich Herr Agricola Perdiguier mit der Entrüſtung des redlichen Mannes gegen dieſe Scenen

Seit acht Tagen, aufgeregt von ſo vielem verſchiedenen Zureden, brannten alſo die Wölfe vor Begierde, eine Gelegenheit oder einen Vorwand zu finden, mit

---

von Gewaltthätigkeit, geeignet, demjenigen zu ſchaden, was es Nützliches und Praktiſches in der Geſellenverbündung giebt. — Dieſes Buch, mit einer merkwürdigen Geradheit, Vernunft und Mäßigung geſchrieben, iſt nicht nur ein gutes Buch, ſondern auch eine edle und muthige Handlung; denn Herr Agricola Perdiguier hat lange und muthig kämpfen müſſen, um ſeine Brüder zu klugen und friedlichen Ideen zurückzuführen. — Wir ſagen endlich, daß Herr Perdiguier, lediglich mit ſeinen eigenen Hülfsmitteln, in der Vorſtadt Saint-Antoine ein beſcheidenes Etabliſſement vom größten Nutzen für die arbeitende Claſſe gegründet hat. — In ſeinem Hauſe beherbergt er, ein Muſter von Ordnung und Rechtſchaffenheit, ungefähr vierzig oder fünfzig Tiſchlergeſellen, denen er alle Abende, nach der Tagesarbeit, Unterricht in der Geometrie und Architectur, auf den Schnitt des Holzes angewendet, ertheilt. Wir haben einem ſolchen Unterrichte angewohnt, und es iſt unmöglich, mit größerer Klarheit zu lehren, und, man muß es ſagen, mit mehr Intelligenz verſtanden zu werden. Um zehn Uhr Abends, nach einer gemeinſchaftlichen Lektüre, begeben ſich alle Gäſte des Herrn Perdiguier in ihr beſcheidenes Gelaß (ſie ſind durch die geringen Arbeitslöhne gezwungen, gewöhnlich zu Vieren in der nämlichen kleinen Kammer zu ſchlafen). Herr Perdiguier ſagte uns, Studieren und Unterricht ſeyen ſo mächtige Sittenverbeſſerungsmittel, daß er ſeit ſechs Jahren nur einen Einzigen ſeiner Miethmänner habe wegſchicken dürfen. — „Nach einigen Taden Verſchlingern handgemein zu werden; aber dieſe kamen nicht oft in die Schenken, und da ſie die Woche hindurch faſt niemals die Fabrik verließen, hatten ſie dieſes Zuſammentreffen unmöglich gemacht, und die Wölfe ſich gezwungen geſehen, den Sonntag mit wilder Ungeduld zu erwarten. Da übrigens eine große Zahl von Steinbrucharbeitern und Steinmetzen, friedliche Leute und gute Arbeiter, obgleich ſelbſt Wölfe, ſich geweigert hatten, dieſem feindlichen Verfahren gegen die Verſchlinger in der Fabrik des Herrn Hardy beizutreten, hatten die Anführer ſich gezwungen geſehen, ſich mit mehrern Vagabunden und Müſſiggängern der Barrieren zu recrutiren, welche die Lockſpeiſe des Tumultes und der Unordnung leicht unter die Fahne der kriegsluſtigen Wölfe gebracht hatte. So war alſo die dumpfe Gährung beſchaffen, die das kleine Dorf Villiers aufregte, während die beiden Männer, von denen wir geſprochen, am Tiſche einer Schenke beiſammenſaſſen. Dieſe Männer hatten ein Cabinet begehrt, um allein zu ſeyn. Einer von Beiden war noch jung, und ziemlich gut gekleidet; aber die Entblöſſung von Hals und

---

gen. —“ ſagte er uns. — „fühlen die ſchlechten Subjekte, daß hier nicht ihr Platz ſey, und gehen von ſelbſt fort.“ Wir ſchätzen uns glücklich, hier öffentlich dieſe Huldigung einem Manne voll Wiſſen, Rechtlichkeit und der edelſten Hingebung für die arbeitende Claſſe, bringen zu können. E. S.

Bruſt, ſeine lockere, halb losgeknüpfte Cravate, ſein weinbefleckttes Hemde, ſein verworrenes Haar, ſeine ſchlaffen Züge, ſein geſprenkelter Teint, ſeine gerötheten Augen verriethen, daß ein ſchwelgeriſches Nachtgelage dieſem Morgen vorangegangen ſey, während ſeine ungeſtüme und rohe Geberde, ſeine heiſere Stimme, ſein manchmal funkelnder oder dummer Blick bewieſen, daß zu den letzten Dünſten des vorabendlichen Rauſches ſich ſchon die erſten Anfälle einer neuen Trunkenheit geſellten. Der Gefährte dieſes Mannes, ſagte zu ihm, mit ſeinem Glaſe an das ſeinige ſtoßend: „Auf Eure Geſundheit, mein Junge!“ „Auf die Eurige!“ antwortete der junge Mann, „obgleich Ihr mir vorkommet, als wäret Ihr der Teufel.“

„Ich? der Teufel?“

„Ja.“

„Und warum?“ „Woher kennt Ihr mich?“ „Bereut Ihr es, mich gekannt zu haben?“

„Wer hat Euch geſagt, daß ich Gefangener zu Sainte-Pélagie wäre?“

„Hab' ich Euch aus dem Gefängniſſe gezogen?“

„Warum habt Ihr mich herausgezogen?“

„Weil ich ein gutes Herz habe.“

„Ihr liebt mich vielleicht, wie der Schlächter den Ochſen liebt, den er zur Schlachtbank führt.“

„Ihr ſeyd ein Narr.“

„Man bezahlt nicht für Jemand ohne Grund 10,000 Francs.“

„Ich habe einen Grund.“

„Welchen? Was wollt Ihr aus mir machen?“

„Einen luſtigen Geſellſchafter, der flott Geld verputzt, ohne etwas zu thun, und alle Nächte verlebt, wie die letzte. Guten Wein, gute Mahlzeit, hübſche Mädchen und luſtige Lieder. Iſt dieß ein ſo übles Metier?“

Nachdem der junge Mann eine Weile keine Antwort gegeben hatte, erwiederte er mit düſterer Miene: „Warum habt Ihr am Vortage meines Austrittes aus dem Gefängniſſe, mir zur Bedingung meiner Freiheit gemacht, meiner Geliebten zu ſchreiben, daß ich ſie nie mehr ſehen wolle? Warum habt Ihr verlangt, daß ich Euch dieſen Brief gebe?“

„Ein Seufzer! Ihr denkt noch daran?“

„Immer.“

„Ihr habt Unrecht. Eure Geliebte iſt zur Stunde ferne von Paris. Ich habe ſie in den Poſtwagen ſteigen ſehen, bevor ich zurückkam, Euch aus Sainte-Pelagie zu holen.“

„Ja, ich erſtickte in dieſem Gefängniſſe; ich hätte, um herauszukommen, meine Seele dem Teufel gegeben; Ihr werdet es vermuthet haben, und gekommen ſeyn; nur habt Ihr ſtatt meiner Seele Cephyſen mir genommen. Arme Bacchusfeſt-Königin! Und warum? Tauſend Donner! Werdet Ihr es mir endlich ſagen?“

„Ein Mann, der eine Geliebte hat, die ihn ſo an ihr Herz feſſelt, wie Euch die Eurige, iſt kein Mann mehr; bei Gelegenheit fehlt's ihm an Energie."

„Bei welcher Gelegenheit?"

„Trinken wir."

„Ihr verleitet mich, zu viel Branntwein zu trinken."

„Bah! da, ſeht mich."

„Dieß iſt's, was mich erſchreckt, und mir teufliſch ſcheint. Eine Flaſche Branntwein bringt es nicht dahin, daß Ihr Euer Geſicht im mindeſten verändert. Ihr habt alſo eine Eiſenbruſt und einen Marmorkopf."

„Ich bin lange in Rußland gereiſet; dort trinkt man, um wieder warm zu werden."

„Hier, um warm zu werden. Geht, trinken wir, aber Wein."

„Geht doch! Der Wein iſt gut für die Kinder, der Branntwein für Männer, wie wir."

„Meinethalben Branntwein, das brennt, aber der Kopf flammt, und man ſieht dann alle Flammen der Hölle!"

„So gefällt Ihr mir, mordieu!"

„So eben, da Ihr ſagtet, ich ſey zu ſehr an meine Geliebte gefeſſelt, und daß es mir bei Gelegenheit an Energie gefehlt hätte, von welcher Gelegenheit wolltet Ihr ſprechen?"

„Trinken wir."

„Einen Augenblick. Sehet, mein Kamerad, ich bin nicht dümmer, als ein Anderer. Aus Euern halben Worten hab' ich etwas errathen."

„Laßt hören.“

„Ihr wißt, daß ich ein Arbeiter geweſen bin, daß ich viele Kameraden kenne, daß ich ein guter Burſche bin, daß man mich ſehr liebt, und Ihr wollt mich als Lockſpeiſe benützen, um Andere zu ködern.“

„Dann?“

„Ihr müßt irgend ein Emeutenmäkler ſeyn, irgend ein Aufſtandescommiſſionär.“

„Hernach?“

„Und Ihr reiſet für eine anonyme Geſellſchaft, die in Flintenſchüſſen Geſchäfte macht?“

„Seyd Ihr eine feige Memme?“

„Ich? ich habe im Juli Pulver verpufft, und feſt!“

„Ihr werdet deſſen wohl wieder verpuffen?“

„So viel Feuerwerk, als ein Anderer. Aber die Revolutionen ſind mehr angenehm als nützlich; denn Alles, was mir die Barricaden der drei Tage einbrachten, war das Verbrennen meines Beinkleides und der Verluſt meiner Weſte. Dieß iſt's, was das Volk in meiner Perſon gewonnen hat. Ah! ſeht, ehe wir vorwärts marſchiren! um was ſich's dreht.“

„Ihr kennt mehrere Arbeiter des Herrn Hardy?“

„Ah! habt Ihr deßwegen mich hierher geführt?“

„Ja, Ihr werdet mit mehrern Arbeitern ſeiner Fabrik zuſammentreffen.“

„Mit Kameraden aus dem Hauſe des Herrn Hardy, die an der Emeute anbeißen? Dazu ſind ſie zu glücklich, Ihr täuſcht Euch.“

„Ihr werde ſie gleich ſehen.“

„Sie, die ſo Glücklichen! Was haben ſie denn zu fordern?“

„Und ihre Brüder? Und jene, die, da ſie keinen ſo guten Herrn haben, vor Hunger und Elend ſterben, und ſie herbeirufen, ſich zu ihnen zu geſellen? Glaubt Ihr, daß ſie für ihren Aufruf taub bleiben werden? Herr Hardy iſt die Ausnahme. Möge das Volk eine tüchtige neue Anſtrengung machen, dann wird die Ausnahme zur Regel, und Jedermann iſt zufrieden.“

„Es liegt Wahres in dem, was Ihr da ſagt; nur muß die neue Anſtrengung drollig ſeyn, um meinen Schuft von Herrn, den Baron Tripeaud, der mich zu dem gebracht hat, was ich bin, ein vollendeter Tagedieb, jemals gut und honnet zu machen.“

„Die Arbeiter des Herrn Hardy werden kommen; Ihr ſeyd ihr Kamerad, Ihr habt kein Intereſſe, ſie zu täuſchen; ſie werden Euch glauben. Schließt Euch an mich an, um ſie zu vermögen.“

„Wozu?“

„Dieſe Fabrik zu verlaſſen, worin ſie ſich verweichlichen, worin ſie durch Selbſtſucht ſich entnerven, ohne an ihre Brüder zu denken.“

„Aber wenn ſie die Fabrik verlaſſen, wovon werden ſie leben?“

„Man wird dafür ſorgen, bis zum großen Tage.“

„Und was thun bis dorthin?“

„Was Ihr heute Nacht gethan habt. Eſſen, trinken und ſingen, und danach, ſtatt aller Arbeit, im Zimmer an die Handhabung der Waffen ſich gewöhnen."

„Und wer macht, daß dieſe Arbeiter hierher kommen?"

„Es hat ſchon Jemand mit ihnen geſprochen; man hat ihnen Druckſchriften zukommen laſſen, worin man ihnen ihre Gleichgültigkeit gegen ihre Brüder vorwarf. Laßt hören, werdet Ihr mir beiſtehen?"

„Ich werde Euch beiſtehen, um ſomehr, als ich anfange, ſelbſt mit Mühe ſtehen zu können. Ich liebte auf der Welt nur Cephyſen; ich fühle, daß ich an einem böſen Abhange bin. Ihr werdet mir noch einen Stoß verſetzen. Kopfüber Deinen Buckel! So oder ſo zum Teufel fahren, das iſt mir gleich. Trinken wir."

„Trinken wir auf das Saufgelage der nächſten Nacht; die letzte war nur ein Novizen-Saufgelag."

„Aus was ſeyd Ihr denn gemacht, Ihr? Ich betrachtete Euch; keinen Augenblick hab' ich Euch erröthen oder lächeln ſehen, oder bewegt werden; Ihr waret da, hingepflanzt wie ein eiſerner Mann."

„Ich bin nicht mehr fünfzehn Jahre alt; es bedarf anderer Dinge, um mich zum Lachen zu bringen; aber heute Nacht werde ich lachen."

„Ich weiß nicht, ob's der Branntwein iſt; aber der Teufel wiege mich, wenn Ihr mir nicht Furcht einjagt, indem Ihr verkündet, daß Ihr heute Nacht lachen werdet!"

Dieß ſprechend, ſtand der junge Mann ſtolpernd auf; er begann von Neuem betrunken zu werden. Man klopfte an die Thüre. „Herein!" Der Schenkwirth erſchien. — „Was giebt's?"

„Ein junger Mann iſt unten, Namens Olivier; er fragt nach Herrn Morok."

„Der bin ich; laßt ihn heraufkommen." Der Wirth entfernte ſich.

„Der iſt einer von unſern Leuten; aber er iſt allein," ſagte Morok, deſſen hartes Geſicht die getäuſchte Erwartung ausdrückte. „Allein, dieß wundert mich, ich erwartete ihrer mehrere; kennt Ihr ihn?"

„Olivier? ja, ein Blonder, dünkt mir."

„Wir werden bald ſehen, da iſt er."

In der That, ein junger Mann von offenem, kühnen und intelligenten Geſichte, trat in das Cabinet.

„Sieh doch, Couche-tout-Nu?" rief er bei dem Anblicke von Morok's Mitgaſte aus.

„Ich ſelbſt. Jahrhunderte ſind's, daß man Dich nicht mehr geſehen hat, Olivier."

„Das iſt ganz einfach, mein Junge; wir arbeiten nicht am nämlichen Orte."

„Aber Ihr ſeyd allein?" ſagte Morok.

Und auf Couche-tout-Nu weiſend, fügte er bei: „Man kann in ſeiner Gegenwart reden, er gehört zu den Unſerigen. Doch warum ſeyd Ihr allein?"

„Ich komme allein; aber ich komme im Namen meiner Kameraden."

„Ah!" erwiederte Morok mit einem Seufzer der Befriedigung, „ſie willigen ein."

„Sie weigern ſich, und ich auch."

„Wie, mordieu! ſie weigern ſich? Sie haben alſo nicht mehr Verſtand, als Weiber?" rief Morok aus, vor Wuth mit den Zähnen knirſchend.

„Hört mich an," entgegnete Olivier kalt: „Wir haben Eure Briefe empfangen, Euern Agenten geſehen; wir haben den Beweis erhalten, daß er wirklich geheimen Geſellſchaften angehörte, von denen wir mehrere Perſonen kennen."

„Wohlan! warum ſeyd Ihr unſchlüſſig?"

„Zuvörderſt beweiſet uns nichts, daß dieſe Geſellſchaften zu einer Bewegung bereit ſeyen."

„Ich ſag's Euch, ich."

„Er es, ſagt er, —" ſagte Couche-tout-Nu ſtammelnd.

„Und ich, beſtätige es. Vorwärts, laßt uns marſchiren!"

„Dieß genügt nicht," verſetzte Olivier, „und zudem haben wir es überlegt. Acht Tage lang herrſchte Uneinigkeit in der Werkſtätte; noch geſtern war die Erörterung lebhaft, peinlich; aber heute früh hat uns Vater Simon kommen laſſen; man hat ſich in ſeiner Gegenwart erklärt; er hat uns überzeugt; wir werden warten; wenn die Bewegung losbricht, werden wir ſehen."

„Iſt dieß Euer letztes Wort?"

„Es iſt unſer letztes Wort."

„Stille!" rief plötzlich Couche-tout-Nu horchend aus, auf ſeinen weinſeligen Beinen balancirend; „man ſollte meinen, von ferne das Geſchrei einer Menge zu hören.“

Wirklich hörte man einen entfernten Lärm Anfangs ſummen, dann von Moment zu Moment zunehmen, und nach und nach furchtbar werden. „Was iſt dieß?“ fragte Olivier beſtürzt.

„Nun erinnere ich mich,“ äußerte Morok, mit düſterer Miene lächelnd, „daß mir der Wirth bei meinem Eintritte geſagt hat, es herrſche im Dorfe eine große Gährung gegen die Fabrik. Wenn Ihr und Eure Kameraden Euch von den andern Arbeitern des Herrn Hardy getrennt hättet, wie ich es glaubte, ſo würden dieſe Leute, die zu heulen beginnen, für Euch geweſen ſeyn, anſtatt gegen Euch zu ſeyn!“

„Dieſes Rendez-vous war alſo ein hinterliſtiger Streich, veranſtaltet, die Arbeiter des Herrn Hardy gegen einander zu bewaffnen?“ rief Olivier aus; „Ihr hofftet alſo, daß wir gemeinſchaftliche Sache mit den Leuten gemacht hätten, die man gegen die Fabrik aufhetzt, und daß . . .“

Der junge Mann konnte nicht ausreden. Ein ſchrecklicher Ausbruch von Geſchrei, Geheul und Pfeifen erſchütterte die Schenke. Im nämlichen Augenblicke flog die Thüre raſch auf, und der Schenkwirth, bleich, zitternd, ſtürzte in das Cabinet mit dem Ausrufe: „Meine Herren! iſt Einer unter Ihnen, der zur Fabrik des Herrn Hardy gehört?“

„Ich,“ antwortete Olivier.

„Dann ſind Sie verloren! die Wölfe kommen in Maſſe an; ſie ſchreien, daß hier Verſchlinger aus dem Hauſe des Herrn Hardy ſeyen, und verlangen eine Schlacht, woferne die Verſchlinger nicht der Fabrik entſagen, und ſich ihnen anſchließen.“

„Kein Zweifel mehr, es war eine Falle!“ rief Olivier aus, Morok und Couche-tout-Nu mit drohender Miene anblickend, „man rechnete darauf, uns zu compromittiren, wenn meine Kameraden gekommen wären!“

„Eine Falle, ich? Olivier,“ erwiederte Couche-tout-Nu ſtammelnd, „niemals!“

„Eine Schlacht mit den Verſchlingern! Oder ſie ſollen zu den Wölfen halten!“ ſchrie einſtimmig die aufgereizte Menge, welche das Haus zu erſtürmen ſchien.

„Kommen Sie!“ rief der Schenkwirth, und ohne dem Olivier Zeit zu laſſen, ihm zu antworten, faßte er ihn am Arme, und ſagte zu ihm, ein Fenſter öffnend, welches auf das Dach eines nicht hohen angebauten Schoppens ging: „Retten Sie ſich durch dieſes Fenſter, laſſen Sie ſich hinunter, und eilen Sie den Feldern zu; es iſt Zeit.“

Und als der junge Arbeiter zögerte, fügte der Schenkwirth mit Schrecken bei: „Allein gegen zweihundert, was wollen Sie machen? Eine Minute noch, und Sie ſind verloren. Hören Sie ſie? Sie ſind in den Hof gezogen, ſie kommen herauf.“

Wirklich verdoppelten ſich in dieſem Momente Ziſchen, Pfeifen und Schreien; die hölzerne Treppe, die in das erſte Stockwerk führte, erſchütterte unter den eiligen Schritten mehrerer Perſonen, und durchdringend und nahe ertönte das Geſchrei: „Schlacht den Verſchlingern!“

„Rette Dich, Olivier,“ rief Couche-tout-Nu, durch die Gefahr faſt nüchtern geworden. Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, als die Thüre des großen Saales, der zum Cabinete führte, mit einem furchtbaren Krachen aufflog.

„Da ſind ſie,“ ſagte der Schenkwirth, erſchrocken die Hände ringend. Dann zu Olivier eilend, ſtieß er ihn, ſo zu ſagen, durch das Fenſter; denn mit dem einen Beine auf dem Geſimſe, zauderte der Arbeiter noch. Nach wieder geſchloſſenem Fenſter kehrte der Wirth in dem Augenblicke zu Morok zurück, da dieſer aus dem Cabinete in den großen Saal trat, in welchen die Anführer der Wölfe ſo eben eingebrochen waren, während ihre Gefährten im Hofe und auf der Treppe aus vollem Halſe ſchrien. Acht oder zehn von dieſen Unſinnigen, die man ohne ihr Wiſſen zu dieſen Scenen der Unordnung hetzte, waren zuerſt in den Saal geſtürzt, mit wein- und zornentflammten Zügen, die Meiſten mit langen Stöcken bewaffnet. Ein Steinbrucharbeiter von herkuliſcher Geſtalt und Stärke, um den Kopf ein ſchlechtes rothes Taſchentuch gewunden, deſſen Fetzen auf die Schultern wehten, elend angethan mit einem halb abgenützten Ziegenfelle, ſchwang ein ſchweres eiſernes Brecheiſen, und ſchien die Bewegung zu leiten; mit blutgeſtriemten Augen, drohender und wilder Phyſiognomie, näherte er ſich dem Cabinete, machte Miene, Morok wegzuſtoſſen, und ſchrie mit donnernder Stimme: „Wo ſind die Verſchlinger! die Wölfe wollen ſie freſſen!“

Der Schenkwirth beeilte ſich, die Thüre des Cabinetes zu öffnen, indem er ſagte: „Es iſt Niemand darin, meine Freunde, es iſt Niemand darin. Schauet ſelbſt.“

„Es iſt wahr,“ erwiederte der Steinbrucharbeiter überraſcht, nachdem er einen Blick in das Cabinet geworfen hatte, „wo ſind ſie denn? Man ſagte uns, daß ihrer wohl fünfzehn hier wären. Entweder hätten ſie mit uns gegen die Fabrik marſchiren müſſen, oder es würde eine Schlacht gegeben, und die Wölfe würden gebiſſen haben!“

„Wenn ſie nicht gekommen ſind,“ ſagte ein Anderer, „werden ſie kommen; man muß ſie erwarten.“

„Ja, ja, erwarten wir ſie.“

„Man wird ſich in der Nähe ſehen!“

„Da die Wölfe die Verſchlinger ſehen wollen,“ ſagte Morok, „warum geh'n ſie nicht hin, und umheulen die Fabrik dieſer Ungläubigen, dieſer Gottesläugner? bei dem erſten Geheule der Wölfe werden ſie herauskommen, und es gäbe dort eine Schlacht.“

„Es gäbe dort eine Schlacht,“ widerholte mechaniſch Couche-tout-Nu.

„Wenn anders die Wölfe keine Furcht vor den Verſchlingern haben!“ fügte Morok hinzu.

„Weil Du von Furcht ſprichſt. Du! wirſt Du mit uns marſchiren, und uns handgemein ſehen!“ rief der furchtbare Steinbrucharbeiter mit einer Donnerſtimme aus, ſich Morok nähernd. Und viele Stimmen ſchloſſen ſich der Stimme des Steinbrucharbeiters an: „Die Wölfe Furcht haben vor den Verſchlingern! Dieß wäre das erſtemal.“ „Die Schlacht, die Schlacht! und macht der Sache einmal ein Ende.“ „Dieß bringt uns zuletzt ganz um. Warum ſo viel Elend für uns, und ſo viel Glück für ſie?“

„Sie haben geſagt, die Steinbrucharbeiter wären rohe Thiere, gut, in die Triebräder zu ſteigen, wie die Bratenwenderhunde,“ äußerte ein Emiſſär des Barons Tripeaud.

„Und daß ſie, die Verſchlinger, ſich Kappen aus dem Felle der Wölfe machen würden,“ ſetzte ein Anderer bei.

„Weder ſie noch ihre Weiber gehen jemals in die Meſſe. Das ſind Heiden, wahre Hunde!“ rief ein Emiſſär des predigenden Abbé.

„Sie, das laß ich mir gefallen, müſſen nach ihrer Art Sonntag machen; aber daß ihre Weiber nicht in die Meſſe gehen! dieß ſchreit nach Rache. Daher hat der Pfarrer geſagt, daß dieſe Fabrik, wegen ihrer Gräuel, fähig wäre, die Cholera über das Land zu bringen.

„Es iſt wahr. Er hat's in der Predigt geſagt.“ „Unſere Weiber haben es gehört!“

„Ja, ja, nieder mit den Verſchlingern, welche die Cholera über das Land bringen wollten!“ „Schlacht! Schlacht!“ brüllten Alle.

„In die Fabrik alſo, meine braven Wölfe!“ ſchrie Morok mit einer Stentorſtimme, „in die Fabrik!“

„Ja! In die Fabrik! In die Fabrik!“ wiederholte der Haufen mit wüthendem Trampen; denn nach und nach hatten ſich Alle, die in den großen Saal oder auf die Treppe gelangen, und ſich darin halten konnten, daſelbſt angehäuft. Dieſes wüthende Geſchrei brachte Couche-tout-Nu einen Augenblick zu ſich; er ſagte ganz leiſe zu Morok:

„Ihr wollt alſo ein Gemetzel? Da bin ich nicht mehr dabei.“

„Wir werden Zeit haben, früher die Fabrik zu erreichen. Wir wollen ſie unterwegs verlaſſen,“ erwiderte ihm Morok. Dann ſchrie er ganz laut, an den von dieſem Tumulte erſchreckten Wirth ſich wendend: „Branntwein! Man muß auf die Geſundheit dieſer braven Wölfe trinken können! Ich regalire!“ Und er warf Geld dem Schenkwirthe hin, welcher verſchwand, und bald mit mehrern Flaſchen Branntwein und einigen Gläſern zurückkehrte.

„Geht doch! Gläſer!“ rief Morok aus; „trinken Kameraden, wie wir, aus Gläſern?“ Und den Pfropf einer Flaſche wegſchnellend, brachte er den Hals derſelben an ſeine Lippen, trank, und reichte ſie dann dem rieſigen Steinbrucharbeiter.

„Das laß ich mir gefallen,“ verſetzte der Steinbrucharbeiter, „auf die Regalirung! ein Schelm, der ſein Wort widerruft! Dieß wird die Zähne der Wölfe ſchärfen!“

„Für Euch Andere, Kameraden!“ ſagte Morok, die Flaſchen vertheilend.

„Am Schluße von allem dem wird's Blut geben,“ murmelte Couche-tout-Nu, der, ungeachtet ſeines Zuſtandes von Betrunkenheit, die ganze Gefahr dieſer traurigen Aufhetzungen erkannte.

Wirklich verließ die zahlreiche Verſammlung bald den Hof der Schenke, um in Maſſe nach der Fabrik des Herrn Hardy zu eilen. Jene von den Arbeitern und Dorfbewohnern, die an dieſer feindſeligen Bewegung keinen Antheil hatten nehmen wollen (und ſie bildeten die Mehrzahl) erſchienen nicht in dem Augenblicke, da der drohende Trupp die Hauptſtraße überſchritt; aber eine ziemlich große Zahl von Weibern, durch die Predigten des Abbé fanatiſirt, ermuthigte durch ihr Geſchrei die ſtreitende Schaar. An der Spitze derſelben marſchirte der rieſige Steinbrucharbeiter, ſein furchtbares Brecheiſen ſchwingend; hinter ihm folgte, unter einander, die Einen mit Stöcken, die Andern mit Steinen bewaffnet, der Haupttrupp. Die noch vom ſo eben genoſſenen Branntwein exaltirten Köpfe, waren in einen erſchreckenden Zuſtand von Aufbrauſen gerathen. Die

Phyſiognomien waren wild, entflammt, ſchrecklich. Dieſe Entfeſſelung der ſchlimmſten Leidenſchaften ließ bedauernswerthe Folgen ahnen. Arm in Arm, und in Gliedern zu vier oder fünf Mann marſchirend, reizten ſich die Wölfe durch ihre Kriegsgeſänge noch mehr auf, mit ſteigender Entflammung wiederholt, wovon hier die Schlußſtrophe:

„Drauf los mit vollem Selbſtvertrauen,
Laßt ſehen, was der Arm noch taug';
Die Nachſicht iſt, auf die ſie bauen,
:|: Erſchöpft; wohlan! nun Aug' in Aug'. :|:
Des ruhmgekrönten Königs Erben*)
Sind wir, die heute furchtlos kühn
Zum Siege oder Tod' erglühn:
Zum Tod', wenn ſie nicht Sieg erwerben!
Als Salomons, des großen Königs, muth'ge Kinder,
Voran, voran, im edlen Schwung der That,
Wir werden ſeyn die Ueberwinder!“

Morok und Couche-tout-Nu waren verſchwunden, während der Trupp tumultuariſch die Schenke verließ, um nach der Fabrik zu ziehen.

Viertes Kapitel.

Das gemeinſchaftliche Haus.

Während die Wölfe, wie man eben geſehen hat, ſich zu einem wilden Angriffe auf die Verſchlinger vorbereiteten, zeigte die Fabrik des Herrn Hardy an dieſem Morgen ein feſtliches Ausſehen, im vollkommenen Einklange mit der Heiterkeit des Himmels; denn der Wind blies von Norden und die Kälte war zu einem ſchönen Märztage pikant genug. Es hatte eben die neunte Stunde auf der Uhr des durch einen breiten, mit Bäumen bepflanzten Weg von den Werkſtätten getrennten gemeinſchaftlichen Hauſes der Arbeiter geſchlagen. Die aufgehende Sonne umwogte mit ihren Strahlen dieſe impoſante Maſſe von Gebäuden, eine Meile von Paris, in einer eben ſo reizenden als geſunden Lage, von wo man die waldichten und maleriſchen Abhänge bemerkte, die von dieſer Seite die große Stadt beherrſchen. Es gab keinen einfachern und heiterern Anblick, als das gemeinſchaftliche Haus der Arbeiter. Sein Schweizerdach mit rothen Ziegeln ragte über weiße Mauern hinaus, die hier und da von breiten Backſteinſchichten durchſchnitten waren, welche mit der grünen Farbe der Sommerläden des erſten und zweiten Stockwerkes anmuthig contraſtirten. Dieſe gegen Mittag und Aufgang gelegenen Gebäude, waren von einem großen Garten von zehn Morgen umgeben, hier rautenförmig mit Bäumen bepflanzt, dort in Kü-

---

*) Die „Loups“ und „Gavots“ unter Andern, führen die

Inſtitution ihrer Geſellenverbündung bis zu König Salomon zurück. (Man ſehe wegen der Details das intereſſante Werk des Herrn Agricola Perdiguier, welches wir bereits citirt haben, und aus dem dieſes Kriegslied entlehnt iſt). E. S.

chengarten und Obſtgarten abgetheilt. Vor der Fortſetzung dieſer Beſchreibung, die vielleicht ein wenig feenhaft ſcheinen wird, bemerken wir zunächſt, daß die Wunder, deren Schilderung wir entwerfen wollen, nicht für Utopien, für Träume, gehalten werden dürfen; nichts im Gegentheile war poſitiver, und dieſe Wunder, beeilen wir uns, es zu ſagen und vorzüglich es zu beweiſen (zur gegenwärtigen Zeit wird eine ſolche Beſtätigung der Sache ein beſonderes Gewicht und Intereſſe verleihen), waren ſogar die Folge einer vortrefflichen Speculation, und repräſentirten in ihrer Geſammtheit eine eben ſo einträgliche als geſicherte Geldanlegung. Eine ſchöne, nützliche und große Sache unternehmen; einer beträchtlichen Zahl menſchlicher Weſen einen idealen Wohlſtand verſchaffen, im Vergleiche mit dem gräßlichen, faſt mörderiſchen Schickſale, zu dem ſie ſchier immer verdammt ſind; ſie unterrichten, ſie in ihren eigenen Augen erheben; bewirken, daß ſie den rohen Vergnügungen der Schenke, oder vielmehr jenen traurigen Betäubungen, welche jene Unglücklichen dort verhängnißvoll ſuchen, um dem Bewußtſeyn ihres bedauernswerthen Looſes zu entgehen, die Vergnügungen der Intelligenz, die Erholung der Künſte vorziehen; kurz, den Menſchen durch das Glück moraliſch machen; endlich, durch eine großmüthige Initiative, durch das Beiſpiel einer leichten Uebung unter die Wohlthäter der Menſchheit ſich reihen, und zugleich, ſo zu ſagen, mit Gewalt ein vortreffliches Geſchäft machen, dieß ſcheint fabelhaft. Dieß war jedoch das Geheimniß der Wunder, von denen wir ſprechen. Treten wir in das Innere der Fabrik.

Agricola, des ſchmerzlichen Verſchwindens der Mayeux unkundig, überließ ſich den glücklichſten Gefühlen, an Angelen denkend, und vollendete ſeine Toilette mit einer gewiſſen Koquetterie, um ſeine Braut zu beſuchen. Sprechen wir noch einige Worte von der Wohnung des Hammerſchmides im gemeinſchaftlichen Hauſe, in Beziehung auf den unglaublich geringen Preis von jährlichen fünfundſiebenzig Francs, wie die andern Ledigen. Dieſe im zweiten Stockwerke gelegene Wohnung, beſtand aus einem ſchönen Zimmer und einem Cabinete, ganz gegen Mittag, mit der Ausſicht in den Garten; der Fußboden von Tannenholz war völlig weiß, das eiſerne Bett mit einem Strohſacke von Maisblättern, mit einer vortrefflichen Matratze, und mit weichen Decken verſehen; die Gasröhre und die Mündung eines Wärmebehälters, gaben, nach dem Bedürfniſſe, Licht oder eine ſanfte Wärme in dieſem mit perſiſchen Papiere tapezirten, und mit eben ſolchen Vorhängen geſchmückten Zimmer; eine Commode, ein Tiſch von Nußbaumholze, einige Seſſel, eine kleine Bibliothek, bildeten Agricola's Einrichtung; endlich befanden ſich in dem ſehr großen und ſehr hellen Cabinete eine Wandvertiefung zum Verſchließen der Kleider, ein Tiſch zu den Toilettengegenſtänden, und ein großes Becken von Zink unter einem Hahne, der nach Belieben Waſſer gab.

Vergleicht man dieſe angenehme, geſunde und bequeme Wohnung, mit der finſtern, eiſigen und ſchlechten Dachbehauſung, wofür der wackere Junge jährlich neunzig Francs im Hauſe ſeiner Mutter bezahlte, und wohin er allabendlich einen Weg von anderthalb Meilen machen mußte, ſo wird man das Opfer einſehen, das er ſeiner Liebe zu dieſer vortrefflichen Frau brachte. Nach einem letzten, ziemlich befriedigten Blicke in ſeinen Spiegel, ſeinen Knebel- und Rundbart kämmend, verließ er ſein Zimmer, um zu Angelen in die gemeinſchaftliche Wäſchkammer zu gehen; der Corridor, durch welchen er ſchritt, war breit, von oben erleuchtet, mit einem Fußboden von Tannenholze von äuſſerſter Reinlichkeit. Trotz einiger ſeit Kurzem von den Feinden des Herrn Hardy mitten in die Aſſociation der Arbeiter, die bisher ſo brüderlich vereiniget geweſen, geworfenen Zwietrachtgährungsmittel, hörte man doch fröhliche Geſänge faſt in allen Zimmern, welche an den Corridor ſtießen, und Agricola, vor mehrern offenen Thüren vorübergehend, wechſelte herzlich einen frühen guten Morgen mit mehrern von ſeinen Kameraden. Der Hammerſchmid ſtieg eilig die Treppe hinab, ſchritt über den Raſenplatzhof, mit Bäumen bepflanzt, in deren Mitte ein Springbrunnen von friſchem Waſſer ſprudelte, und gelangte in den andern Flügel des Gebäudes. Hier befand ſich die Werkſtätte, wo ein Theil der Frauen und der Töchter der verbündeten Arbeiter, die nicht in der Fabrik beſchäftiget waren, die Gegenſtände der Wäſchkammer verfertigten. Dieſe Arbeit, im Vereine mit der außerordentlichen Erſparniß durch den Ankauf der Leinwand im Großen, unmittelbar in den Fabriken durch die Aſſociation, verminderte unglaublich den Koſtenbetrag jeder Sache. Nachdem Agricola durch die Werkſtätte der Wäſchkammer, einen in den Garten gehenden, zur Sommerszeit wohl gelüfteten,*) im Winter gut geheizten, geräumigen Saal gegangen war, klopfte er an die Thüre von Angelens Mutter. Wenn wir einige Worte von dieſer im erſten Stockwerke gegen Sonnenaufgang gelegenen, und in den Garten gehenden Wohnung ſprechen, geſchieht es, weil ſie, ſo zu ſagen, das Muſter der Wohnung des Hausweſens in der Aſſociation bot, zu dem jedenfalls unglaublich geringen Preiſe von 125 Francs jährlich. Eine Art von kleinem Eingange, der an den Corridor ſtieß, führte zu einem ſehr großen Zimmer, dem zu jeder Seite ein minder großes Zimmer ſich befand, für ihre Familie beſtimmt, wenn Mädchen oder Knaben zu groß waren, um ferner in einem der beiden hergeſtellten Schlafſäle zu ſchlafen, gleich den Penſionsſchlafſälen, und für die Kinder der beiden Geſchlechter beſtimmt. In jeder Nacht war die Ueberwachung dieſer Schlafſäle einem Familienvater oder einer Familienmutter, zur Aſſociation gehörig, anvertraut. Da die Wohnung, von der wir ſprechen, wie alle andern, durchaus kein Küchengeräthe enthielt, indem die Küche im Großen und gemeinſchaftlich in einer andern Abtheilung des Gebäudes beſorgt wurde, konnte ſie in äuſſerſter Reinlichkeit erhalten werden. Ein ziemlich großer Teppich, ein guter Lehnſtuhl, einige hübſche Porcellangeſchirre auf einem Geſtelle von weißem, gut gewichsten Holze, mehrere an den Wänden hangende Kupferſtiche, eine Pendeluhr von vergoldeter Bronce, ein Bett, eine Commode, und ein Schreibepult von Acajouholze zeigten an, daß die Miethleute dieſer Wohnung dem Wohlſtande ein wenig vom Ueberfluſſe beifügten.

---

*) Herr Adolph Bobierre, in einem kleinen, kürzlich herausgegebenen Buche: „Von der Luft, in Beziehung auf die Geſundheit betrachtet,“ geht in die ſonderbarſten und poſitiveſten Details hinſichtlich der unerläßlichen Erneuerung der Luft zur Bewahrung der Geſundheit ein. Aus den Erfahrungen der Wiſſenſchaft ergiebt ſich die unwiderſprechliche Thatſache, daß, damit der Menſch in ſeinem normalen Zuſtande ſich befinde, er ſtündlich von ſechs bis zehn kubiſchen Metres friſcher und erneuerter Luft bedürfe. Nun aber ſchaudert man bei dem Gedanken an die dunklen und ſtickenden Werkſtätten, in welche oft eine Menge Arbeiter eingepfercht ſind. Unter den vortrefflichen Schlußfolgerungen der Broſchüre des Herrn Bobierre, citiren wir nachſtehende, und ſchließen uns ihm an, um auf dieſen Antrag die Aufmerkſamkeit des Geſundheitsrathes zu lenken, welcher täglich große Dienſte leiſtet.

„Sobald eine Werkſtätte mehr als zehn Arbeiter enthalten ſoll, wird ſie der Inſpection von Abgeordneten des Geſundheitsrathes unterworfen, welche zu beſtätigen haben, daß ihr Zuſtand nicht von der Art iſt, die Geſundheit der darin eingeſchloſſenen Arbeiter zu beeinträchtigen.“

E. S.

Angele, welche man von dieſem Augenblicke an Agricola's Braut nennen konnte, rechtfertigte in jeder Beziehung das ſchmeichelhafte Bild, das der Hammerſchmid von ihr in ſeiner Unterredung mit der armen Mayeur entworfen hatte; dieſes holdſelige junge Mädchen von höchſtens ſiebenzehn Jahren, mit eben ſo viel Einfachheit als Friſche gekleidet, ſaß an der Seite ihrer Mutter. Als Agricola eintrat, erröthete ſie ſanft bei ſeinem Anblicke.

„Mademoiſelle,“ ſagte der Hammerſchmid, „ich komme mein Verſprechen zu erfüllen, wenn Ihre Mutter es erlaubt.“

„Gewiß, Herr Agricola, ich erlaube es,“ erwiederte herzlich die Mutter des jungen Mädchens. „Sie hat das gemeinſchaftliche Haus und deſſen Nebentheile, weder mit ihrem Vater, noch mit ihrem Bruder, noch mit mir beſuchen wollen, um das Vergnügen zu haben, es heute, am Sonntage, mit Ihnen zu beſuchen. Es iſt wohl das Wenigſte, daß Sie, der Sie ſo gut ſprechen, dieſer neuen Ankömmlingin die Honneurs des Hauſes machen; ſie erwartet Sie ſchon ſeit einer Stunde, und mit welcher Ungeduld.“

„Mademoiſelle, entſchuldigen Sie mich,“ verſetzte Agricola fröhlich: „an das Vergnügen denkend, Sie zu ſehen, hab' ich die Stunde vergeſſen. Dieß iſt meine einzige Entſchuldigung.“

„Ah! Mama," ſagte das junge Mädchen zu ihrer Mutter mit einem Tone ſanften Vorwurfes, erröthend wie eine Kirſche, „warum haben Sie dieß geſagt?"

„Iſt's wahr, ja oder nein? Ich mache Dir keinen Vorwurf darüber, im Gegentheile; geh', mein Kind, Herr Agricola wird Dir auch beſſer als ich erklären können, was alle Arbeiter der Fabrik dem Herrn Hardy verdanken."

„Herr Agricola," ſagte Angele, die Bänder ihres hübſchen Häubchens knüpfend, „wie Schade, daß Ihre gute kleine Adoptivſchweſter nicht bei uns iſt!"

„Mayeux? Sie haben Recht, Mademoiſelle; aber dieß iſt nur aufgeſchoben, und der Beſuch, den ſie uns geſtern gemacht, wird nicht der letzte ſeyn."

Nachdem das junge Mädchen ihre Mutter geküßt hatte, ging ſie mit Agricola fort, deſſen Arm ſie nahm. „Mein Gott! Herr Agricola," ſagte Angele, „wenn Sie wüßten, wie erſtaunt ich war, als ich in dieſes ſchöne Haus trat, ich, die ich gewohnt war, ſo viel Elend bei den armen Arbeitern in unſerer Provinz zu ſehen, ein Elend, das auch ich getheilt habe, während hier Jedermann ſo glücklich, ſo zufrieden ausſieht! Es iſt wie ein Zauberwerk, wahrhaftig; ich glaube zu träumen, und wenn ich meine Mutter um die Erklärung dieſes Zauberwerkes bitte, antwortet ſie mir: „„Herr Agricola wird Dir dieß erklären.""

„Wiſſen Sie, warum ich mich von dem angenehmen Geſchäfte, das ich vollziehen will, ſo beglückt fühle, Mademoiſelle?“ fragte Agricola mit einem wichtigen und zugleich zärtlichen Tone, „weil nichts gelegener kommen konnte.“

„Wie ſo, Herr Agricola?“

„Ihnen dieſes Haus weiſen, Sie alle Hülfsmittel unſerer Aſſociation kennen lehren, heißt Ihnen ſagen können: Hier, Mademoiſelle, iſt der Arbeiter, der Gegenwart ſicher, der Zukunft ſicher, nicht gezwungen, wie ſo viele ſeiner armen Brüder, oft auf das ſüſſeſte Bedürfniß des Herzens zu verzichten, auf den Wunſch, ſich eine Lebensgefährtin zu wählen, und zwar aus Furcht, ſein Elend mit einem andern Elende zu vereinigen.“

Angele ſchlug die Augen nieder, und erröthete.

„Hier kann der Arbeiter, ohne Beſorgniß der Hoffnung ſüſſer Familienfreuden ſich überlaſſen, vollkommen geſichert gegen einen ſpäteren, herzzerreiſſenden Anblick ſchrecklicher Entbehrungen derjenigen, die ihm theuer ſind; hier, Dank der Ordnung, der Arbeit, der klugen Verwendung der Kräfte von Jedem, leben Männer, Weiber, Kinder glücklich und zufrieden; mit einem Worte, Ihnen dieß Alles erklären,“ fügte Agricola mit zärtlicherer Miene bei, „heißt: Ihnen beweiſen, Mademoiſelle, daß man hier nichts Vernünftigeres thun kann, als ſich zu lieben, und nicht Weiſeres, als ſich zu verheirathen.“

„Herr Agricola,“ erwiederte Angele mit ſanft bewegter Stimme, und noch mehr erröthend, „wenn wir unſern Spaziergang anfingen.“

„Sogleich, Mademoiſelle,“ entgegnete der Hammerſchmid, ob der Verwirrung glücklich, in welche er dieſes treuherzige Gemüth geſetzt hatte. „Doch, ſehen Sie, wir ſind ganz nahe bei dem Schlafſaale der kleinen Mädchen. Dieſe zwitſchernden Vögel ſind ſchon lange ausgeflogen; gehen wir hinein.“

„Gerne, Herr Agricola.“

Der junge Hammerſchmid und Angele traten nun in einen geräumigen Schlafſaal, ähnlich jenem einer vortrefflichen Penſion.*) Die kleinen eiſernen Betten waren ſymetriſch gereiht; an jedem von den äuſſerſten Enden ſah man die Betten von zwei Familienmüttern, die abwechſelnd die Ueberwachung beſorgten.

„Mein Gott, wie gut iſt dieſer Schlafſaal eingetheilt, Herr Agricola, und welche Reinlichkeit! Wer beſorgt denn dieß ſo vortrefflich?“

„Die Kinder ſelbſt; es giebt keine Dienſtboten hier; unter dieſen lieben Kindern beſteht ein unglaublicher Wetteifer; wer ſein Bett am beſten gemacht haben wird, ergötzt ſie mindeſtens eben ſo ſehr, als das Bett ihrer Puppe zu machen. Die kleinen Mädchen, Sie wiſſen es, haben das Hausweſenſpielen überaus gern. Wohlan, hier ſpielen ſie es im Ernſt, und das Hausweſen wird vortrefflich beſorgt.“

„Ah! ich begreife, man macht ihren natürlichen

---

*) Erziehungs-Inſtitut. A. d. Ueb.

Geſchmack für alle dieſe Arten von Unterhaltungen nutzbar.“

„Dieß iſt das ganze Geheimniß; Sie werden ſie überall nützlich beſchäftiget, und von der Wichtigkeit entzückt ſehen, welche dieſe Beſchäftigungen ihnen geben.“

„Ah! Herr Agricola,“ erwiederte Angele ſchüchtern, „wenn man dieſe ſchönen, ſo geſunden, ſo warmen Schlafſäle, mit jenen entſetzlichen, eiſigen Dachſtuben vergleicht, worin die Kinder unter einander auf einem ſchlechten Strohſacke gehäuft ſind, vor Kälte mit den Zähnen klappernd, wie dieß der Fall in den Wohnungen faſt aller Arbeiter in unſerer Heimath iſt!“

„Und erſt in Paris, Mademoiſelle, da iſt's vielleicht noch ärger.“

„Ah! wie gut, großmüthig, und vorzüglich reich muß Herr Hardy ſeyn, ſo viel Geld aufzuwenden, um Gutes zu thun!“

„Ich werde Sie noch mehr in Erſtaunen ſetzen, Mademoiſelle,“ entgegnete Agricola lächelnd, „Sie ſo in Erſtaunen ſetzen, daß Sie mir vielleicht nicht glauben werden.“

„Warum denn, Herr Agricola?“

„Es giebt gewiß auf der Welt keinen Mann von beſſerem und großmüthigeren Herzen, als Herrn Hardy; er thut das Gute des Guten wegen, ohne an ſein Intereſſe zu denken; nun denn, bilden Sie ſich ein, Mademoiſelle Angele, daß er der eigenſüchtigſte, der intereſſirteſte, der geizigſte Mann wäre, er fände dennoch einen ungeheuern Gewinn darin, uns in den Stand zu ſetzen, ſo glücklich zu ſeyn, als wir ſind."

„Iſt dieß möglich, Herr Agricola? Sie ſagen es mir, ich glaube Ihnen; aber wenn das Gute ſo leicht, und ſogar ſo vortheilhaft zu thun iſt, warum thut man es nicht öfter?"

„Ah! Mademoiſelle, weil drei bei der nämlichen Perſon ſehr ſelten zu treffende Bedingungen dazu gehören: Verſtehen, Können, Wollen."

„Ach! ja: jene, die es verſtehen, können nicht."

„Und jene, welche können, verſtehen oder wollen nicht."

„Aber wie findet Herr Hardy ſo viel Vortheil bei dem Guten, deſſen Genuß er Ihnen verſchafft?"

„Ich werde Ihnen dieß ſogleich erklären, Mademoiſelle."

„Ah! welch' ein guter und lieblicher Duft von Früchten!" ſagte Angele plötzlich.

„Dieß macht die gemeinſchaftliche Obſtkammer, die nicht ferne iſt; ich wette, daß Sie dort noch die meiſten von unſern kleinen Vögeln des Schlafſaales beſchäftiget finden werden, nicht zum Beute machen, ſondern um zu arbeiten, wohlgemerkt."

Und Agricola, eine Thüre öffnend, ließ Angelen in einen ziemlich großen, mit Geſtellen verſehenen Saal treten, auf denen die Winterfrüchte ſymetriſch geordnet waren; mehrere Kinder von ſieben bis acht Jahren, reinlich und warm gekleidet, von Geſundheit ſtrahlend, beſchäftigten ſich fröhlich, unter der Aufſicht einer Frau, die verdorbenen Früchte auszuſuchen und zu trennen."

„Sie ſehen," ſagte Agricola, „überall, ſo ſehr als möglich, machen wir die Kinder nutzbar; dieſe Beſchäftigungen ſind Unterhaltungen für ſie, entſprechen dem Bedürfniſſe der Bewegung, der Thätigkeit ihres Alters, und auf ſolche Art verlangt man von den jungen Mädchen und Frauen keine beſſere Anwendung der Zeit."

„Es iſt wahr, Herr Agricola; wie verſtändig dieß Alles angeordnet iſt!"

„Und wenn Sie dieſe lieben Kinder in der Küche ſähen, welche Dienſte ſie leiſten! Unter der Leitung von ein paar Frauen, thun ſie die Arbeit von acht oder zehn Mägden."

„Im Grunde," erwiederte Angele lächelnd, „ſpielt man in dieſem Alter ſo gerne Aufkochen! Sie müſſen entzückt ſeyn."

„Richtig, und eben ſo unter dem Vorwande Gärtchen zu ſpielen, jäten ſie den Garten aus, ſammeln Früchte und Gemüſe, begießen die Blumen, harken die Alleen, u. ſ. w.; kurz, dieſe Armee von Kleinkinderarbeitern, die in der Regel zehn bis zwölf Jahre alt werden, ohne irgend einen Dienſt zu leiſten, iſt hier ſehr nützlich; außer drei Stunden Schule, welche für ſie bei einem Alter von ſechs oder ſieben Jahren genügen, haben ihre Erholungen eine ſehr ernſtliche Richtung, und gewiß tragen dieſe lieben kleinen Weſen durch die Erſparung großer Arme, welche ihre

Arbeiten bewirken, viel mehr ein, als ſie koſten, und dann endlich, Mademoiſelle, finden Sie nicht, daß in der Gegenwart der auf ſolche Art mit allen Arbeiten beſchäftigten Kinder, etwas Sanftes, Reines, ſchier Heiliges liege, welches den Worten, den Handlungen eine immer heilſame Zurückhaltung auferlegt? Der roheſte Menſch achtet die Kindheit."

„In dem Maße, als man nachdenkt, ſieht man wirklich, daß hier Alles auf das Glück Aller berechnet iſt!" verſetzte Angele mit Bewunderung.

„Und dieß geſchah nicht ohne Mühe: die Vorurtheile, der Schlendrian mußten überwunden werden. Aber ſehen Sie, Mademoiſelle Angele, wir ſind bei der gemeinſchaftlichen Küche," fügte der Hammerſchmid lächelnd bei, „überzeugen Sie ſich, ob ſie nicht eben ſo impoſant iſt, wie die Küche einer Caſerne oder einer großen Erziehungsanſtalt!"

In der That war die Küche des gemeinſchaftlichen Hauſes außerordentlich groß; alle Küchengeräthe funkelten vor Reinheit; dann, in Folge eines eben ſo bewunderungswürdigen als ökonomiſchen Verfahrens der modernen Wiſſenſchaft (den armen Klaſſen immer unzugänglich, denen es unentbehrlich wäre, weil es nur in einem großen Maßſtabe anwendbar iſt); werden nicht nur der Herd und die Oefen mit einer zweimal geringeren Quantität Brennmaterial verſehen, als jede Haushaltung einzeln verbraucht hätte, ſondern der Ueberſchuß des Wärmeſtoffes genügte, vermittelſt eines vortrefflich angelegten Wärmebehälters, eine gleiche Wärme in allen Zimmern des gemeinſchaftlichen Hauſes zu verbreiten.“ Auch hier leiſteten Kinder, unter der Leitung von zwei Wirthſchafterinnen, zahlreiche Dienſte. Nichts Komiſcheres, als der Ernſt, womit ſie ihre Küchenverrichtungen vollzogen; ihre Mithülfe erſtreckte ſich auch auf die Bäckerei, wo man mit außerordentlicher Erſparniß [man kaufte das Mehl im Großen*)] das vortreffliche Hausbrod buk, ein geſundes und nährendes Gemiſch von reinem Weizen und Korn, ſo vorziehbar jenem weißen und leichten Brode, daß dieſe Eigenſchaften oft nur durch Beimengung ſchädlicher Beſtandtheile erhält.

„Guten Morgen, Madame Bertrand,“ ſagte Agricola heiter zu einer wackern Matrone, welche die langſamen Bewegungen einiger, der Hochzeit von Gamache würdigen Bratenwender ernſthaft betrachtete, ſo ſtattlich befrachtet waren ſie mit Stücken von Rind-, Hammel- und Kalbfleiſch, welche eine höchſt appetitliche goldbraune Farbe anzunehmen begannen, „guten Morgen, Madame Bertrand,“ fuhr Agricola fort, „nach dem Reglement überſchreite ich die Schwelle der Küche nicht; ich will ſie nur Mademoiſelle bewundern laſſen, die erſt ſeit wenigen Tagen hier angekommen iſt.“

„Bewundern Sie, mein Junge, bewundern Sie, und

---

*) Die Erſparniß iſt unſtreitig noch größer, wenn man das Getreid kauft, und auf der Mühle mahlen läßt.
A. d. Ueb.

vorzüglich ſehen Sie, wie dieſer Schwarm kleiner Kinder ordentlich iſt und gut arbeitet!"

Alſo ſprechend, wies die Matrone mit dem Ende des Bratpfannelöffels, der ihr als Scepter diente, auf eine Anzahl von fünfzehn lieben Kindern beiderlei Geſchlechtes, die um einen Tiſch ſaſſen, ganz vertieft in die Ausübung ihrer Verrichtungen, welche darin beſtanden, Kartoffel zu ſchälen und Kräuter zu ſäubern.

„Wir werden alſo ein wahres Balthaſarfeſtmahl bekommen, Madame Bertrand?" fragte Agricola lachend.

„Meiner Treu! ein wahres Feſtmahl, wie immer, mein Junge. Da iſt die Karte für heute Mittag: eine gute Bouillonſuppe von Gemüſen, gebratenes Rindfleiſch, mit Kartoffeln umlegt, Salat, Obſt, Käſe, und als Sonntagsextragericht Torten von eingemachten Trauben, welche die Mutter Denis in der Bäckerei bereitet, die, gelegentlich zu ſprechen, eben jetzt den Ofen heizt."

„Was Sie mir da ſagen, Madame Bertrand, macht mir raſenden Appetit," entgegnete Agricola fröhlich. „Uebrigens merkt man es wohl, wenn die Reihe, in der Küche zu ſeyn, an Ihnen iſt," fügte er mit ſchmeichelnder Miene bei.

„Gehen Sie, gehen Sie, Hauptſpötter!" verſetzte das blaue Band*) der Küche.

---

*) Cordon-bleu, das blaue Ordensband der ehemaligen Heiligengeiſtritter; hier zur Andeutung der Auszeichnung im Kochen gebraucht. A. d. Ueb.

„Was wieder ſo ſehr mein Erſtaunen erregt, Herr Agricola,“ ſagte Angele zu Agricola, an ſeiner Seite fortgehend, „iſt das Vergleichen der ſo ungenügenden, ſo ungeſunden Nahrung der Arbeiter in unſerer Gegend, mit jener, die man hier bekommt.“

„Und doch bezahlen wir nur fünfundzwanzig Sous täglich, um viel beſſer genährt zu werden, als wir es in Paris für drei Francs würden.“

„Aber dieß iſt ja kaum zu glauben, Herr Agricola. Wie iſt denn dieß möglich.“

„Immer durch den Zauberſtab des Herrn Hardy. Ich werde es Ihnen ſogleich erklären.“

„Ah! mit welcher Ungeduld wünſche ich Herrn Hardy zu ſehen!“

„Sie werden ihn bald ſehen; vielleicht heute; denn man erwartet ihn in jedem Augenblicke. Doch ſehen Sie den Speiſeſaal, den Sie nicht kennen, weil Ihre Familie, wie andere Haushaltungen, ſich das Eſſen lieber in's Haus bringen ließ. Sehen Sie nur, wie ſchön dieſes Gemach iſt, und ſo heiter auf den Garten hinaus, dem Springbrunnen gegenüber!“

Es war in der That ein geräumiger Saal, in Gallerieform gebaut, und durch zehn Fenſter erleuchtet, die in den Garten gingen; mit hellglänzender Wachsleinwand überzogene Tiſche waren an den Wänden gereiht, ſo, daß während des Winters dieſes Gemach Abends, nach den Arbeiten, zum Verſammlungs- und Abendgeſellſchaftsſaale für die Arbeiter diente, die den Abend lieber beiſammen zubrachten, als allein in ihren Zimmern oder bei ihren Familien. Dann laſen Einige in dieſem ungeheuer großen, durch den Wärmebehälter gut geheizten, durch Gas glänzend erhellten Saale, Andere ſpielten Karte, oder plauderten, oder beſchäftigten ſich mit kleinen Arbeiten.

„Dieß iſt nicht Alles,“ ſagte Agricola zu dem jungen Mädchen, „Sie werden, deſſen bin ich gewiß, dieſes Gemach noch ſchöner finden, wenn Sie erfahren, daß es ſich Donnerſtags und Sonntags in einen Ballſaal, und Dienſtags und Sonnabends in einen Concertſaal verwandelt!“

„Wahrhaftig!“

„Gewiß,“ antwortete der Hammerſchmid ſtolz. „Wir haben unter uns ausübende Muſiker, ſehr befähiget, zum Tanze aufzuſpielen; noch mehr, zweimal wöchentlich ſingen wir faſt Alle im Chor, Männer, Weiber, Kinder.*) Leider haben einige in dieſer Woche in der Fabrik eingetretene Wirren unſere Concerte verhindert.“

„So viele Stimmen! Dieß muß herrlich ſeyn.“

„Es iſt ſehr ſchön, ich verſichere Ihnen. Herr Hardy hat bei uns dieſe Erholung von ſo mächtiger Wirkung auf den Geiſt und die Sitten, ſagt er, immer ermuthiget, und er hat Recht. Während eines Winters hat er zwei Zöglinge des berühmten Herrn Wilhelm auf ſeine Koſten hierher kommen laſſen, und ſeitdem hat unſere Schule große Fortſchritte gemacht; in der That verſichere ich Ihnen, Mademoiſelle Angele, daß es, ohne uns zu ſchmeicheln, etwas ſehr Rührendes iſt, ungefähr zweihundert verſchiedene Stimmen im Chor irgend einen Lobgeſang auf die Arbeit oder die Freiheit ſingen zu hören. Sie werden dieß hören, und finden, deſſen bin ich gewiß, daß etwas Großartiges, und ſo zu ſagen, Herzerhebendes in dem brüderlichen Einklange aller dieſer auf einen einzigen, ernſten, ſonoren und imposanten Ton ſich gründender Stimmen liegt."

---

*) Jene werden uns verſtehen, welche die bewunderungswürdigen Orpheonsconcerte gehört haben, worin mehr als tauſend Arbeiter, Männer, Weiber und Kinder, mit einem vortrefflichen Enſemble ſingen. E. S.

„O! ich glaub' es; aber welches Glück, hier zu wohnen! Es giebt bier nur Freuden; denn die Arbeit, auf ſolche Weiſe mit Vergnügungen vermiſcht, wird ein Glück."

„Ach! es giebt hier, wie überall, Thränen und Schmerzen," erwiederte Agricola traurig. „Sehen Sie da, ſehen ſie da dieſes alleinſtehende, gut gelegene Gebäude!"

„Ja, wozu dient es?"

„Es iſt unſer Krankenſaal. Zum Glücke, Dank unſerer geſunden und zuträglichen Lebensordnung, iſt er nicht oft vollzählig; unſer jährlicher Anſchlag erlaubt uns, einen ſehr guten Arzt zu haben; ferner iſt eine Kaſſe wechſelſeitiger Unterſtützung ſo organiſirt, daß im Erkrankungsfalle jeder von uns zwei Dritttheile von dem empfängt, was er als geſund erhält."

„Wie dieß Alles ſo gut eingerichtet iſt! Und da unten, Herr Agricola, auf der andern Seite des Raſenplatzes?"

„Dieß iſt das Waſchhaus und das Becken mit laufendem Waſſer, warm und kalt, und dann, unter jenem Wagenſchoppen befindet ſich der Trockenplatz, und weiterhin ſtehen die Ställe und die Scheunen mit dem Futter für die Dienſtpferde der Fabrik."

„Aber, Herr Agricola, ſagen Sie mir doch das Geheimniß dieſer Wunder?"

„In zehn Minuten werden Sie es begreifen, Mademoiſelle."

Leider wurde Angelens Neugier in dieſem Augenblicke getäuſcht: das junge Mädchen befand ſich mit Agricola bei einer Barrière mit Schaugitter, welche, neben der großen, die Werkſtätten von dem gemeinſchaftlichen Hauſe trennenden Allee, den Garten ſchloß. Plötzlich brachte ein Windſtoß den ſehr fernen Schall kriegeriſchen Trompetengeſchmetters und einer militäriſchen Muſik; dann hörte man den dröhnenden Galopp von zwei Pferden, die raſch ſich näherten, und bald kam auf einem ſchönen Rappen mit wehendem Langſchweife und carmeſinrother Schabrake, ein General; wie unter dem Kaiſerreiche, trug er Kanonenſtiefel und ein weißes Beinkleid; ſeine blaue Uniform funkelte von Goldſtickereien, das große rothe Band der Ehrenlegion lief über ſeine rechte, vierfach ſilbergeſtirnte Epaulette, und ſein breit mit Gold bordirter Hut war mit einem weißen Federbuſche geſchmückt, dieſer den Marſchällen von Frankreich vorbehaltenen Auszeichnung. Man konnte keinen Krieger von martialiſcherer, ritterlicherer Haltung und ſtolzer auf ſeinem Schlachtroſſe ſitzen ſehen. Im Augenblicke, wo der Marſchall Simon, denn er war es, bei Angelen und Agricola ankam, hielt er ſein Pferd raſch mit einem Rucke an, ſchwang ſich hurtig aus dem Sattel, und warf die goldenen Zügel einem Livréebedienten zu, der ihm zu Pferde folgte.

„Wo muß ich den Herrn Herzog erwarten?“ fragte der Reitknecht.

„Am Ende der Allee,“ antwortete der Marſchall.

Und mit Achtung ſein Haupt entblöſſend, kam er raſch näher, den Hut in der Hand, einer Perſon entgegen, welche Angele und Agricola noch nicht ſahen. Dieſe Perſon erſchien bald an einer Krümmung der Allee; es war ein Greis von energiſchem und intelligenten Geſichte; er trug eine ſehr reinliche Blouſe, eine Tuchkappe auf ſeinen langen weißen Haaren, und rauchte, die Hände in ſeinen Taſchen, gemüthlich aus einer alten Meerſchaumpfeife.

„Guten Morgen, mein guter Vater,“ ſagte der Marſchall ehrerbietig, den alten Arbeiter mit Herzlichkeit umarmend, der, nach zärtlicher Erwiederung dieſer Umarmung, und bemerkend, daß jener ſeinen Hut in der Hand behielt, zu ihm ſagte:

„Bedecke Dich doch, mein Sohn. Aber wie ſchön Du biſt!“ fügte er lächelnd bei.

„Mein Vater, dieß-iſt, weil ich eben einer Muſterung hier ganz in der Nähe angewohnt habe, und ich benützte dieſe Gelegenheit, um früher bei Ihnen zu ſeyn.“

„Ah! wird die Gelegenheit mich verhindern, meine Enkelinnen heute zu küſſen, wie an allen Sonntagen?“

„Nein, mein Vater, ſie werden zu Wagen kommen, von Dagobert begleitet.“

„Aber, was fehlt Dir denn? Du ſcheinſt mir ſorgenvoll.“

„Weil ich in der That, mein Vater,“ erwiederte der Marſchall mit einer ſchmerzlich bewegten Miene, „wichtige Dinge Ihnen mitzutheilen habe.“

„Dann komm in meine Wohnung,“ entgegnete der Greis ziemlich beſorgt. Und der Marſchall und ſein Vater verſchwanden bei der Krümmung der Allee. Angele war darüber, daß dieſer glänzende General, den man Herr Herzog nannte, einen alten Arbeiter im Blouſenanzuge zum Vater hatte, ſo erſtaunt, daß ſie zu Agricola, mit beſtürzter Miene ihn anblickend, ſagte: „Wie! Herr Agricola, dieſer alte Arbeiter?“

„Iſt der Vater des Herrn Marſchalls, Herzogs von Ligny, des Freundes; ja, ich kann es ſagen,“ ſetzte Agricola mit gerührter Miene hinzu, „des Freundes meines Vaters, der zwanzig Jahre lang unter ſeinen Befehlen den Krieg mitgemacht hat.“

„So hochgeſtellt ſeyn, und ſich ſo ehrerbietig, ſo zärtlich gegen ſeinen Vater benehmen!“ ſagte Angele.

„Der Marſchall muß ein ſehr edles Herz haben; aber warum läßt er ſeinen Vater Arbeiter bleiben?“

„Weil der Vater Simon ſeinen Stand und die Fabrik um keinen Preis von der Welt verlaſſen würde; er iſt als Arbeiter geboren, er will als Arbeiter ſterben, obgleich er einen Herzog, einen Marſchall von Frankreich zum Sohne hat.“

Fünftes Kapitel.

Das Geheimniß.

Als das ſehr natürliche Erſtaunen vorüber war, welches die Ankunft des Marſchalls Simon Angelen verurſacht hatte, ſagte Agricola lächelnd zu ihr: „Ich wünſche nicht, dieſen Umſtand, Mademoiſelle Angele, zu benützen, um es mir zu erſparen, Ihnen das Geheimniß aller Wunder unſeres gemeinſchaftlichen Hauſes zu ſagen.“

„O! ich hätte Sie dennoch Ihr Verſprechen nicht vergeſſen laſſen, Herr Agricola,“ erwiederte Angele; „da mich das, was Sie mir ſchon geſagt haben, zu ſehr intereſſirt.“

„Hören Sie mir alſo zu, Mademoiſelle. Herr Hardy hat, als ein wahrhaftiger Zauberer, drei cabaliſtiſche Worte ausgeſprochen: Aſſociation, Gemeinſchaftlichkeit, Brüderſchaft. Wir haben den Sinn dieſer Worte begriffen, und die Wunder, welche Sie ſehen, ſind zu unſerm großen Vortheile, und auch, ich wiederhole es Ihnen, zum großen Vortheile des Herrn Hardy geſchaffen worden."

„Dieß iſt's was mir immer außerordentlich ſcheint, Herr Agricola."

„Setzen Sie den Fall, Mademoiſelle, daß Herr Hardy, anſtatt das zu ſeyn, was er iſt, lediglich ein Speculant mit trockenem Herzen geweſen wäre, nur den Ertrag kennend und erwägend: damit meine Fabrik mir viel ertrage, was iſt nöthig? vollkommene Arbeit, große Oekonomie in den Urſtoffen, vollſtändige Verwendung der Zeit der Arbeiter; kurz, Fabrikations-Oekonomie, um ſehr wohlfeil zu erzeugen, Vortrefflichkeit der Produkte, um ſehr theuer zu verkaufen."

„Gewiß, Herr Agricola, mehr kann ein Fabrikant nicht verlangen."

„Nun denn! Mademoiſelle, dieſe Forderungen wären befriediget worden, wie ſie es geworden ſind; aber wie? So Herr Hardy, lediglich Speculant, hätte ſich zuvörderſt gedacht: Entfernt von meiner Fabrik, werden meine Arbeiter Mühe haben, hinzukommen; ſtehen ſie früher auf, ſo werden ſie weniger ſchlafen; den Arbeitern an dem ſo nöthigen Schlafe abbrechen? eine ſchlechte Berechnung! ſie werden ſchwächer, die Arbeit entgilt es; die üble Witterung der Jahreszeiten wird dieſen weitern Gang verſchlimmern; der Arbeiter wird durchnäßt ankommen, zitternd vor Kälte, vor der Arbeit entnervt, und dann, welche Arbeit!"

„Dieß iſt leider wahr, Herr Agricola; wenn ich zu Lille von einem kalten Regen ganz durchnäßt in der Manufaktur ankam, zitterte ich davon bisweilen den ganzen Tag bei meinem Geſchäfte."

„Daher, Mademoiſelle Angele, wird der Speculant ſagen: Meine Arbeiter an der Thüre meiner Fabrik einquartiren, heißt jener Unbequemlichkeit vorbeugen. Rechnen wir: Der verheirathete Arbeiter bezahlt im Durchſchnitte in Paris 250 Francs jährlich*) für ein oder zwei Zimmer und ein Cabinet, Alles dunkel, eng, ungeſund, in irgend einer finſtern und ſtinkenden Straße; dort lebt er mit ſeiner Familie eingepferchtt; daher welche zerrüttete Geſundheiten! immer fieberhaft, immer kränklich; und welche Arbeit darf man von einem Fieberhaften, von einem Kränklichen erwarten? Was die ledigen Arbeiter betrifft, ſo bezahlen ſie für eine minder große, aber eben ſo ungeſunde Wohnung, ungefähr 150 Francs. Nun aber zählen wir zuſammen: ich verwende 146 verheirathete Arbeiter; ſie bezahlen alſo Alle mit einander für ihre abſcheulichen Spelunken jährlich 36,500 Fr.; andererſeits beſchäftige ich 115 ledige Arbeiter, die gleichfalls jährlich 17,280 Fr. bezahlen, in Allem etwa 50,000 Fr. Miethzins, den Ertrag einer Million."

„Mein Gott, Herr Agricola, welche große Summe betragen doch alle dieſe geringen kleinen Miethzinſe zuſammen!"

---

*) Dieß iſt wirklich der Durchſchnittspreis einer Arbeiterwohnung, beſtehend höchſtens aus zwei kleinen Gemächern und einem Cabinete, im dritten oder vierten Stockwerke. E. S.

„Sie ſehen, Mademoiſelle, 50.000 Fr. jährlich! Der Preis einer Millionärswohnung; was denkt dann unſer Speculant? Um meine Arbeiter zu vermögen, ihre Wohnung in Paris zu verlaſſen, werde ich ihnen unermeßliche Vortheile bieten. Ich werde ſo weit gehen, ihren Miethzins auf die Hälfte herabzuſetzen, und ſie werden, ſtatt der ungeſunden Zimmer, geräumige, wohl gelüftete, gut gelegene und leicht geheizte, und mit wenigen Koſten erleuchtete Wohnungen bekommen; wenn mir alſo 146 Haushaltungen nur 125 Fr. Miethzins bezahlen, und 115 Ledige 75 Fr., hab' ich eine Summe von 26 bis 27.000 Fr. Ein ziemlich geräumiges Gebäude, um alle dieſe Leute unterzubringen, wird mir nur allerhöchſtens 500.000 Fr. koſten.*) Ich werde alſo mein Geld mindeſtens zu 5 pCt., und vollkommen geſichert, angelegt haben, weil die Arbeitslöhne mir den Miethzins garantiren werden.“

---

*) Dieſe Ziffer iſt genau, vielleicht ſogar übertrieben. Ein ſolches Gebäude, eine Meile von Paris, gegen Montronge, nebſt allen großen dazu gehörigen Bauten, Küche, Waſchhaus, Becken u. ſ. w., Gasbehälter, Brunnenwaſſer, Wärmebehälter ꝛc., umgeben von einem Garten zu zehn Morgen, hätte zur Zeit dieſer Geſchichte kaum 500.000 Francs gekoſtet. Ein erfahrener Baumeiſter war ſo gefällig, uns einen detaillirten Bauanſchlag zu machen, der unſere Behauptung beſtätiget. Man ſieht alſo, daß man ſelbſt bei gleichem Preiſe deſſen, was die Arbeiter gewöhnlich bezahlen, ihnen ganz geſunde Wohnungen verſchaffen, und dennoch ſein Geld zu 10 Procent anlegen könnte. E. S.

„Ah! Herr Agricola, ich beginne einzuſehen, wie es bisweilen vortheilhaft ſeyn kann, das Gute zu thun, ſelbſt in einem Geldintereſſe.“

„Und ich, Mademoiſelle, bin faſt überzeugt, daß mit der Zeit alle mit Rechtlichkeit und Loyalität gemachten Geſchäfte immer gut ſind. Doch kehren wir zu unſerm Speculanten zurück. Sehen Sie alſo, wird er ſagen, meine Arbeiter an der Thüre meiner Fabrik untergebracht, gut einquartirt, gut gewärmt, und immer kräftig in die Werkſtätte kommen. Dieß iſt nicht Alles, der engliſche Arbeiter, welcher gutes Rindfleiſch ißt, gutes Bier trinkt, verrichtet in derſelben Zeit, zweimal die Arbeit des franzöſiſchen Arbeiters,*) der auf eine abſcheuliche Nahrung beſchränkt iſt, mehr ſchwächend als ſtärkend, in Folge der Vergiftung der Nahrungsmittel. Meine Arbeiter würden alſo weit mehr arbeiten, wenn ſie weit beſſer eſſen würden. Was iſt zu thun, ohne von dem Meinigen zuzuſetzen? Doch mir fällt die Lebensweiſe der Caſernen, der Penſionsanſtalten, und ſelbſt der Gefängniſſe ein; worin beſteht ſie? In der Vereinigung individueller Hülfsquellen, die ſo eine Summe von Wohlſtand verſchaffen, welche ohne dieſe Aſſociation unmöglich zu realiſiren wäre. Nun aber, wenn meine zweihundert ſechzig Arbeiter, anſtatt zweihundert ſechzig abſcheuliche Küchen zu unterhalten, ſich verbänden, um nur eine für Alle, aber eine ſehr gute, in Folge von Erſparniſſen aller Art, zu unterhalten, welcher Vortheil für mich und für ſie! Zwei oder drei Wirthſchafterinnen, mit Beihülfe von Kindern, würden täglich hinreichen, die Mahlzeiten zu bereiten; anſtatt das Holz, die Kohle im Kleinen zu kaufen, und dafür das Doppelte*) des Werthes zu bezahlen, würde die Aſſociation meiner Arbeiter, unter meiner Bürgſchaft (ihre Arbeitslöhne wären Deckung für mich) große Vorräthe an Holz, Mehl, Butter, Oel, Weinen ꝛc., anſchaffen, unmittelbar an die Erzeuger ſich wendend. Sie würden alſo drei oder vier Sous für die Flaſche reinen und geſunden Weines bezahlen, anſtatt zwölf oder fünfzehn Sous für ein vergiftetes Getränk zu bezahlen. Wöchentlich würde die Aſſociation einen lebendigen Ochſen, und einige Hämmel kaufen, die Wirthſchafterinnen würden das Brod backen, wie auf dem Lande; kurz, mit dieſen Hülfsquellen der Ordnung und Oekonomie, hätten meine Arbeiter, für zwanzig bis fünfundzwanzig Sous täglich, eine geſunde, angenehme und hinreichende Nahrung.“

---

*) Die Thatſache wurde ſeit den Arbeiten an der Eiſenbahn von Rouen durch Verſuch ermittelt. Die franzöſiſchen Arbeiter, die keine Familien hatten, ſohin die Lebensweiſe der Engländer annehmen konnten, haben dann mindeſtens eben ſo viel Arbeit verrichtet, geſtärkt, wie ſie waren, durch eine geſunde und hinreichende Nahrung. E. S.

---

*) Wir haben geſagt, daß die Fuhre Holz in Bünden oder Wieden dem Armen auf neunzig Francs zu ſtehen kam; es iſt derſelbe Fall bei allen im Detail genommenen Verzehrungsgegenſtänden, da dieſe Verſplitterung und der Abgang ihm zum Nachtheile gereichen. C. S.

„Ah! nun erklärt ſich Alles, Herr Agricola!“

„Das iſt noch nicht Alles Mademoiſelle,“ entgegnete er, die Rolle des Speculanten mit dem trockenen Herzen fortſetzend: „Sehen Sie hier meine Arbeiter gut einquartirt, gut gewärmt, gut genährt, mit der Hälfte Erſparniß; werden ſie eben ſo warm gekleidet, ſo hat ihre Geſundheit alle Ausſicht, eine dauernde zu ſeyn, und die Geſundheit iſt Arbeit. Die Aſſociation wird alſo im Großen und zum Fabrikpreiſe (immer unter meiner Bürgſchaft, wofür die Arbeitslöhne mich decken) warme und dauerhafte Stoffe, gute und ſtarke Leinwand kaufen, aus welchen ein Theil der Frauen der Arbeiter eben ſo gut, wie Schneider, Kleidungsſtücke verfertigen wird. Endlich, da die Lieferungen der Kopf- und Fußbekleidungen bedeutend iſt, wird die Aſſociation vom Unternehmer einen anſehnlichen Rabatt erhalten. Nun denn, Mademoiſelle Angele, was ſagen Sie von unſerm Speculanten?“

„Ich ſage, Herr Agricola,“ antwortete das junge Mädchen mit treuherziger Bewunderung, „daß es unglaublich dünkt, und doch ſo einfach iſt!“

„Gewiß giebt es nichts Einfacheres, als das Gute, als das Schöne, und gewöhnlich denkt man nicht viel daran. Bemerken Sie auch, daß unſer Mann durchaus nur aus dem Geſichtspunkte ſeines Privatintereſſe ſpricht. Nur die materielle Seite der Sache betrachtend; für nichts zählend die Gewohnheit der Brüderſchaft, der Unterſtützung, der Solidarität, die unvermeidlich aus dem gemeinſchaftlichen Leben entſpringt; nicht erwägend, daß der Wohlſtand den Character des Menſchen moraliſch verbeſſert und ſanfter macht; uneingedenk, daß die Starken den Schwachen Hülfe und Belehrung ſchuldig ſind, daß im Grunde der ehrliche, thätige und fleißige Menſch das Recht, das poſitive Recht hat, vom Staate Arbeit und einen den Bedürfniſſen ſeiner Lage angemeſſenen Arbeitslohne zu fordern; nein, unſer Speculant denkt nur an den rohen Ertrag; wohlan! Sie ſehen es, nicht nur legt er ſein Geld auf Häuſer zu fünf Procent an, ſondern er findet auch große Vortheile an dem materiellen Vortheile ſeiner Arbeiter.“

„Das iſt richtig, Herr Agricola.“

„Und was werden Sie dann ſagen, Mademoiſelle, wenn ich Ihnen werde bewieſen haben, daß unſer Speculant auch einen großen Vortheil dabei hat, ſeinen Arbeitern außer ihrem regelmäßigen Lohne einen verhältnißmäßigen Antheile an ſeinem Gewinne zu geben!“

„Dieß ſcheint mir noch ſchwieriger, Herr Agricola.“

„Hören Sie mich noch einige Minuten an, und Sie werden überzeugt ſeyn.“

Alſo mit einander ſprechend, waren Angele und Agricola in die Nähe der Gartenthüre des gemeinſchaftlichen Hauſes gekommen. Eine betagte Frau, ſehr einfach aber ſorgfältig angezogen, näherte ſich Agricola, und ſagte zu ihm: „Iſt Herr Hardy in ſeine Fabrik heimgekommen, mein Herr?“

„Nein, Madame; aber man erwartet ihn alle Augenblicke.“ — „Heute vielleicht?“

„Heute oder morgen, Madame.“

„Weiß man nicht, bis zu welcher Stunde er hier ſeyn wird, mein Herr?“

„Ich glaube nicht, daß man es weiß, Madame; aber der Portier der Fabrik, der zugleich der Portier des Hauſes des Herrn Hardy iſt, kann Ihnen vielleicht Aufſchluß darüber geben.“

„Ich danke Ihnen, mein Herr.“

„Zu Ihren Dienſten, Madame.“

„Herr Agricola,“ ſagte Angele, als die Frau, welche den Hammerſchmid ſo eben gefragt hatte, fortgegangen war, „finden Sie nicht, daß dieſe Dame ſehr blaß war, und ſehr bewegt ausſah?“

„Ich hab' es bemerkt, wie Sie, Mademoiſelle; es dünkte mir ſogar, eine Thräne in ihren Augen ſchimmern geſehen zu haben.“

„Ja, ſie hatte ein ſehr verweintes Ausſehen. Die arme Frau! Vielleicht will ſie Herrn Hardy um einige Unterſtützung bitten. Aber was fehlt Ihnen, Herr Agricola? Sie ſcheinen ganz tiefſinnig.“

Agricola ahnete unbeſtimmt, daß der Beſuch dieſer betagten Frau mit dem ſo traurigen Geſichte, in irgend einer Beziehung zu dem Abenteuer der jungen und hübſchen blonden Dame ſtehen müſſe, welche drei Tage früher ſo verweint, ſo bewegt gekommen war, um ſich nach Herrn Hardy zu erkundigen, und vielleicht zu ſpät erfahren hatte, daß ſie gefolgt und belauert worden war.

„Verzeihen Sie, Mademoiſelle," ſagte Agricola zu Angelen; „aber die Gegenwart dieſer Frau erinnerte mich an einen Umſtand, von dem ich leider nicht mit Ihnen ſprechen kann, da dieſes Geheimniß nicht mir allein angehört."

„O! beruhigen Sie ſich, Herr Agricola," erwiederte das junge Mädchen lächelnd, „ich bin nicht neugierig, und das, wovon Sie mir Kenntniß geben, intereſſirt mich ſo ſehr, daß ich Sie von keiner andern Sache ſprechen zu hören wünſche."

„Wohlan denn, Mademoiſelle, einige Worte noch, und Sie werden, wie ich, alle Geheimniſſe unſerer Aſſociation kennen."

„Ich höre Sie an, Herr Agricola."

„Laſſen Sie uns immer nach dem Standpunkte des intereſſirten Speculanten ſprechen. Er denkt ſich: Meine Arbeiter ſind in den möglichſt-beſten Verhältniſſen, viel zu arbeiten; was iſt nun zu thun, um große Vortheile zu erlangen? Wohlfeil fabriziren, ſehr theuer verkaufen. Es giebt aber keine Wohlfeilheit ohne Erſparniß an den

Urſtoffen, ohne Vervollkommnung des Fabrikationsverfahrens, ohne Schnelligkeit der Arbeit. Wie kann ich nun aber, ungeachtet meiner Ueberwachung, meine Arbeiter verhindern, den Urſtoff zu verſchwenden? wie ſie vermögen, jeden in ſeinem Fache, einfachere, minder beſchwerliche Verfahrensarten zu ſuchen?“

„Es iſt wahr, Herr Agricola, was iſt zu thun?“

„Und dieß iſt nicht Alles, wird unſer Mann ſagen, um meine Produkte ſehr theuer zu verkaufen; ſie müſſen tadellos, ausgezeichnet ſeyn. Meine Arbeiter arbeiten hinreichend gut; das iſt nicht genug; ſie müſſen mir Meiſterſtücke liefern.“

„Aber, Herr Agricola, wenn die Arbeiter einmal ihre Arbeit hinreichend verrichtet haben, welches Intereſſe hätten ſie, ſich viele Mühe zu geben, um Meiſterſtücke zu fabriziren.“

„Das eben iſt's, Mademoiſelle Angele, welches Intereſſe haben ſie? Auch unſer Speculant denkt bald: Meine Arbeiter ſollen ein Intereſſe haben, am Urſtoffe zu ſparen, ein Intereſſe, ihre Zeit gut anzuwenden, ein Intereſſe, beſſere Fabrikationsverfahrensarten zu ſuchen, ein Intereſſe daran, daß ein Meiſterſtück aus ihren Händen hervorgehe, dann iſt mein Zweck erreicht. Wohlan! ich will meine Arbeiter bei dem Gewinne intereſſiren, den mir ihr Sparen, ihre Thätigkeit, ihr Eifer, ihre Geſchicklichkeit verſchaffen werden; je beſſer ſie fabriziren werden, deſto beſſer werde ich verkaufen; deſto größer wird der Antheil ſeyn, und auch der meinige.“

„Ah! nun begreife ich, Herr Agricola."

„Und unſer Speculant ſpeculirte gut; bevor der Arbeiter dabei intereſſirt war, dachte er ſich: Mir liegt wenig daran, daß ich des Tages mehr arbeite, daß ich die Arbeit beſſer mache. Was hab' ich davon? Nichts! Wohlan! ſchmaler Lohn, ſchmale Pflicht. Nun hab' ich im Gegentheile ein Intereſſe, Eifer, Erſparung zu erzielen. O! nun ändert ſich Alles; ich verdoppele meine Thätigkeit, und rege jene der andern an; iſt ein Arbeiter träge, verurſacht er der Fabrik irgend einen Schaden? Ich habe das Recht, zu ihm zu ſagen: „„Bruder, wir Alle leiden mehr oder weniger durch Deine Faulheit oder durch den Schaden, den Du der gemeinſchaftlichen Sache zufügeſt.""

„Und wie muß man dann mit Eifer, mit Muth, mit Hoffnung arbeiten, Herr Agricola!"

„Dieß iſt's auch, worauf unſer Speculant gerechnet hat, und er wird ſich ferner denken: Erfahrungsſchätze, praktiſches Wiſſen, ſind oft in den Werkſtätten vergraben, aus Mangel an gutem Willen, an Gelegenheit oder Ermuthigung: vortreffliche Arbeiter, anſtatt zu vervollkommnen, Neuerungen einzuführen, wie ſie könnten, treiben gleichgültig ihren Schlendrian fort. Welcher Schaden! Denn ein intelligenter Menſch, ſein ganzes Leben hindurch mit einer ſpeziellen Arbeit beſchäftiget, muß mit der Zeit tauſend Mittel entdecken, beſſer oder ſchneller zu arbeiten; ich werde alſo eine Art von be-

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

rathendem Ausſchuſſe bilden, ich werde in denſelben meine Werkführer und meine geſchickteſten Arbeiter berufen; unſer Intereſſe iſt nun gemeinſam; von dieſem Herde praktiſcher Intelligenzen werden nothwendigerweiſe lebhafte Lichter aufſprühen. Der Speculant täuſcht ſich nicht, bald erſtaunt über unglaubliche Hülfsquellen, über tauſend neue, ſinnreiche, vollkommene, von den Arbeitern plötzlich geoffenbarte Verfahrensarten. „„Aber, Unglückliche!““ ruft er aus, „„Sie wußten dieß, und ſagten es mir nicht? Was mir ſeit zehn Jahren zu fabriziren hundert Francs koſtet, hätte mir nur fünfzig gekoſtet, eine enorme Zeiterſparniß ungerechnet.““ „Mein Meiſter,“ antwortet der Arbeiter, der nicht dümmer iſt, als ein Anderer, „welches Intereſſe hatte ich daran, ob Sie an dieſem oder jenem eine Erſparniß von 50 pCt. machten oder nicht? Keines; jetzt iſt's eine andere Sache: Sie geben mir, außer meinem Arbeitslohne, einen Theil an Ihrem Gewinne; Sie erheben mich in meinen eigenen Augen, meine Erfahrung, mein Wiſſen befragend; anſtatt mich als eine geringere Menſchengattung zu behandeln, treten Sie in Verbindung mit mir; es liegt in meinem Intereſſe, es iſt meine Pflicht, Ihnen Alles zu ſagen, was ich weiß, und noch nach Erwerb zu ſtreben.“ „Hier ſehen Sie, Mademoiſelle Angele, wie der Speculant die Werkſtätten organiſiren würde, um ſeine Mitbewerber mit Scham und Neid zu erfüllen. Wenn es ſich nun, anſtatt dieſes Rechners mit trockenem Herzen, um einen Mann handeln würde, der, mit der

Kenntniß der Zahlen die zärtlichen und großmüthigen Sympathien eines evangeliſchen Herzens, und die Erhabenheit eines eminenten Geiſtes verbindend, ſeine eifrige Sorgfalt nicht bloß auf den materiellen Wohlſtand, ſondern auch auf die moraliſche Emancipation der Arbeiter ausdehnen würde, bemüht, durch alle möglichen Mittel ihre Intelligenz zu entwickeln, ihr Herz zu erheben, und der, Kraft des Anſehens, das ſeine Wohlthaten ihm gäben, zudem fühlend, daß jener, von welchem das Glück oder Unglück von drei hundert menſchlichen Geſchöpfen abhangt, auch Seelenauftrag hat, jene, die er nicht mehr ſeine Arbeiter, ſondern ſeine Brüder nennen möchte, auf den geradeſten, edelſten Wegen führen, und trachten würde, in ihnen Geſchmack an Unterricht, an Künſten zu erregen, wodurch ſie zuletzt ſich glücklich und auf einen Stand ſtolz fühlten, der von Andern oft nur mit den Thränen der Verwünſchung und Verzweiflung ergriffen wird; wohlan! Mademoiſelle Angele, dieſer Mann iſt... Aber ſehen Sie, mein Gott! er konnte nur inmitten einer Segnung unter uns ankommen. Da iſt er! Dieß iſt Herr Hardy!"

„Ah! Herr Agricola," ſagte Angele gerührt, ihre Thränen trocknend, „man ſollte ihn mit dankbar gefalteten Händen empfangen."

„Nun, ſehen Sie, ob dieſes ſo edle und ſanfte Geſicht, "nicht das Ebenbild ſeines bewunderungswürdigen Gemüthes iſt!"

In der That fuhr in dieſem Augenblicke ein Poſtwagen, worin ſich Herr Hardy mit Herrn von Bleſſac befand, dem nichtswürdigen Freunde, der ihn auf eine ſo niederträchtige Weiſe verrieth, in den Hof der Fabrik.

Nur noch einige Worte über die Thatſachen, welche wir ſo eben dramatiſch darzuſtellen verſucht haben, und die ſich auf die Organiſation der Arbeit, dieſe Hauptfrage beziehen, mit der wir uns noch vor dem Ende dieſes Buches beſchäftigen werden. Ungeachtet der mehr oder minder offiziellen Reden der mehr oder minder *ernſthaften* Leute (es dünkt uns, daß man dieſes gewichtige Beiwort ein wenig mißbraucht) über den *zunehmenden Wohlſtand des Landes*, bleibt eine Thatſache außer aller Erörterung: Zu wiſſen, daß die arbeitenden Claſſen im Staate niemals elender geweſen ſind; denn niemals waren die Arbeitslöhne geringer im Verhältniſſe zu den doch mehr als beſcheidenen Bedürfniſſen der Arbeiter. Ein unverwerflicher Beweis für das, was wir behaupten, iſt das Streben und man kann es nicht würdig genug loben, iſt das fortſchreitende Streben der reichen Claſſen, denjenigen zu Hülfe zu kommen, die ſo grauſam leiden. Die Bewahranſtalten aller Art für die armen kleinen Kinder, die philantropiſchen Stiftungen ꝛc., beweiſen hinreichend, daß die Glücklichen auf Erden ahnen, daß, trotz der offiziellen Verſicherungen hinſichtlich des *allgemeinen Wohlſtandes*, ſchreckliche, drohende Uebel auf dem Grunde des Staates gähren. Wie großmüthig auch dieſe iſolirten, individuellen Verſuche ſeyn mögen, ſie ſind mehr als unzulänglich, und müſſen es ſeyn. Die Regierenden allein könnten eine wirkſame Initiation ergreifen, aber ſie hüten ſich wohl davor. Die ernſthaften Leuten erörtern ernſthaft die Wichtigkeit unſerer diplomatiſchen Verhältniſſe mit Monomotapa,*) oder jede andere eben ſo ernſthafte Angelegenheit, und überlaſſen den Wechſelfällen des Privatmitleidens, den Zufällen des guten oder ſchlechten Willens der Kapitaliſten und Fabrikanten, das mehr oder weniger bedauernswürdige Geſchick eines ganzen unermeßlichen, intelligenten, arbeitſamen, über ſeine Rechte und über ſeine Kraft immer mehr ſich aufklärenden, aber durch das Mißgeſchick einer unbarmherzigen Conkurrenz ſo ausgehungerten Volkes, daß es oft die Arbeit nicht leiſten kann, von der es kaum zu leben hat! „Sey's, die ernſthaften Leute geruhen nicht, an dieſes entletzliche Elend zu denken." Die Staatsmänner lächeln mitleidig bei dem bloßen Gedanken, ihren Namen an eine Initiative zu knüpfen, die ſie mit einer wohlthätigen und fruchtbaren Popularität umgeben würde. Sey's, Alle erwarten lieber den Moment, wo die ſociale Frage wie ein Donnerſchlag losbrechen wird; dann inmitten dieſer furchtbaren Bewegung, welche die Welt erſchüttern wird, wird man ſehen, was aus den ernſthaften Fragen und aus den ernſthaften Leuten dieſer Zeit werden wird. Um dieſe unheilvolle Zukunft zu beſchwören oder wenigſtens vielleicht zu vertagen, muß man ſich alſo wieder an die Privatſympathien wenden, im Namen des Glückes, im Namen der Ruhe, im Namen der Wohlfahrt Aller. Vor langer Zeit haben wir geſagt: Wenn die Reichen wüßten! Nun denn, wiederholen wir es zum Lobe der Menſchenfreundlichkeit, wenn die Reichen wiſſen, thun ſie oft das Gute mit Intelligenz und Edelmuth. Suchen wir ihnen zu beweiſen, und auch jenen, von welchen das Schickſal einer unermeßlichen Anzahl von Arbeitern abhangt, daß ſie geſegnet, angebetet werden können, ſo zu ſagen, ohne die Börſe zu ziehen. Wir haben von gemeinſchaftlichen Häuſern geſprochen, in welchen die Arbeiter, zu den geringſten Preiſen, geſunde und gut gewärmte Wohnungen finden könnten. Dieſe vortreffliche Einrichtung ſtand auf dem Punkte, im Jahre 1829 verwirklichet zu werden, Dank den liebevollen Abſichten des Fräuleins Amalie von Vitrolles.*) Zur Zeit hat ſich in England Lord Ashley an die Spitze einer Geſellſchaft geſtellt, welche den nämlichen Zweck verfolgt, und den Actionären ein garantirtes Minimum von 4 pCt. bieten wird.

---

*) Ein Reich in Südafrika, jetzt zerſtückelt.

D. Ueb.

Warum befolgte man nicht in Frankreich ein gleiches Beiſpiel, ein Beiſpiel, welches überdieß den Vortheil gehabt hätte, den armen Claſſen die erſten Anfangsgründe und die erſten Aſſociationsmittel zu geben? Die unermeßlichen Vortheile des gemeinſchaftlichen Lebens ſind offenbar; ſie ſind Jedermann einleuchtend; aber das Volk iſt nicht im Stande, die zu dieſen Gemeinſchaftlichkeiten unumgänglichen Anlagen zu gründen. Welche außerordentlich große Dienſte würde alſo der Reiche erweiſen, wenn er die Arbeiter in die Lage brächte, dieſe koſtbaren Vortheile zu genießen! Was läge ihm daran, ein taugliches Haus bauen zu laſſen, das fünfzig Haushaltungen eine geſunde Wohnung böte, wenn nur ſeine Einkünfte geſichert wären? Und es würde ſehr leicht ſeyn, ſie ihm zu garantiren. Warum ſollte nicht das Inſtitut, welches jährlich als Conkursſtoff den jungen Architekten Pläne zu Paläſten, Kirchen, Theatern ꝛc., aufgiebt, bisweilen den Plan zu einem großen Gebäude, zur Unterbringung der arbeitenden Claſſen beſtimmt, verlangen, das alle wünſchenswerthen Bedingungen der Sparſamkeit und Geſundheit vereinigen müßte? Warum ſollte nicht der Municipalrath von Paris, deſſen vortrefflicher Wille, deſſen väterliche Sorgfalt für die leidenden Claſſen, ſo vielfältig bewundernswürdig ſich bethätiget hat, in den volkreicheſten Bezirken *Muſter gemeinſchaftlicher Häuſer* anlegen, worin man die erſten Anwendungen des Lebens in Gemeinſchaft machen würde? Der Wunſch, in dieſe Anſtalten aufgenommen zu werden, wäre ein mächtiger

---

*) Siehe die „Democratie pacifique“ vom 19. October 1844. E. S.

Hebel der Nacheiferung, der moraliſchen Verbeſſerung, und auch eine tröſtende Hoffnung der Arbeiter. Nun aber iſt die Hoffnung immer etwas. Die Stadt Paris würde ſo eine gute Geldanlegung, eine gute Handlung vollziehen, und ihr Beiſpiel vielleicht die Regierenden vermögen, aus ihrer unbarmherzigen Gleichgültigkeit herauszutreten. Warum endlich ſollten die Kapitaliſten, welche Manufakturen anlegen, nicht dieſen Aufſchluß benützen, um mit ihren Werkſtätten oder Fabriken gemeinſchaftliche Arbeiterhäuſer zu verbinden? Daraus würde, in dieſer Zeit verzweifelter Conkurrenz, für die Fabrikanten ein ſehr beträchtlicher Vortheil ſich ergeben. Und zwar ſo: Die Verminderung des Arbeitslohnes iſt für den Arbeiter um ſo trauriger, um ſo unerträglicher, als ſie ihn zwingt, ſich oft die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe zu verſagen; wenn nun, für ſich lebend, drei Francs ihm kaum genügen, um zu leben, und der Fabrikant ihm das Mittel erleichtert, mit dreißig Sous zu leben, durch die Aſſociation wird der Arbeitslohn des Handwerkers, im Momente einer Handelscriſis um die Hälfte vermindert werden können, ohne daß dieſe, jedenfalls einem Arbeitsſtillſtande vorziehbare Verminderung ihm allzu ſchwer ſiele, und der Fabrikant wird nicht gezwungen ſeyn, ſeine Arbeiten einzuſtellen. Wir hoffen den Vortheil, den Nutzen, die Leichtigkeit einer Anlegung von gemeinſchaftlichen Arbeiterhäuſern dargethan zu haben. Wir haben ferner behauptet: Daß es nicht nur der ſtrengſten Billigkeit gemäß ſey, daß der Arbeiter an dem Gewinne, der Frucht ſeiner Arbeit und Intelligenz, Theil nehme, ſondern daß dieſe gerechte Vertheilung dem Fabrikanten ſelbſt nützen würde. Hier handelt es ſich nicht mehr um Hypotheſen, um übrigens vollkommen ausführbare Projekte, es handelt ſich um vollbrachte Thatſachen. Einer unſerer beſten Freunde, ein ſehr großer Fabrikant, gleich trefflichen Herzens und Verſtandes, hat einen berathenden Ausſchuß von Arbeitern gebildet, und ihnen (außer ihrem Lohne) den Genuß eines verhältnißmäßigen Antheiles am Gewinne aus ſeinem Geſchäfte zugeſichert. Um dieſes vortreffliche Beiſpiel mit allen möglichen Vollzugserleichterungen für den Fall zu umgeben, daß einige verſtändige und zugleich edelmüthige Männer ihm nachahmen möchten, geben wir in einer Note die Grundlagen dieſer Organiſation.*)

---

*) Dem Reglement, welches von den Verrichtungen des Ausſchuſſes ſpricht, gehen folgende Betrachtungen voraus, die für den Fabrikanten eben ſo ehrenvoll ſind, wie für ſeine Arbeiter: „Wir anerkennen es gerne, daß jeder Aufſeher, jeder Abtheilungschef und jeder Arbeiter, in der Sphäre ſeiner Arbeit, zu den Eigenſchaften mitwirkt, welche die Produkte unſerer Manufaktur empfehlen. Sie ſollen alſo an dem Gewinne Theil nehmen, den ſie einbringt, und fortfahren, ſich den Fortſchritten zu weihen, die zu machen übrig ſind; es iſt offenbar, daß ein großes Gut aus der Verbindung der Einſichten und Ideen eines Jeden reſultiren wird. Wir haben, zu dieſem Zwecke, den Ausſchuß eingeſetzt, deſſen Be-

Wir wollen nur bemerken, daß die gegenwärtigen Zuſtände der Induſtrie und andere Erwägungen, nicht

ſtand und Wirkungskreis nachſtehend regulirt werden. Bei dieſer Einſetzung haben wir auch den Zweck gehabt, durch einen häufigen Ideenaustauſch zwiſchen den Arbeitern, die bisher faſt Alle abgeſondert lebten und arbeiteten, die Summe der Kenntniſſe eines Jeden zu vermehren, und ſie in die allgemeinen Grundſätze einer vernünftigen und guten Adminiſtration aufzunehmen. Aus dieſem Vereine der lebendigen Kräfte der Werkſtätte um den Herrn der Anſtalt, wird der doppelte Vortheil der intellektuellen und materiellen Verbeſſerung der Arbeiter, und das Zunehmen des Wohlſtandes der Manufaktur hervorgehen. Zugeſtehend übrigens, wie billig, daß der Antheil eines Jeden an den Bemühungen belohnt werde, haben wir beſchloſſen, daß von dem Nettogewinne des Hauſes zum voraus eine Prämie von fünf Procent erhoben, und zu gleichem Theile unter alle Ausſchußmitglieder, mit Ausnahme des Präſidenten, des Vicepräſidenten und Sekretärs vertheilt, und ihnen jährlich am 31. December verabfolgt werde. Dieſe Prämie wird um ein Procent erhöht, ſo oft der Ausſchuß drei neue Mitglieder wird aufgenommen haben. Die Moralität, die gute Aufführung, die Geſchicklichkeit, und die verſchiedenen natürlichen Anlagen zur Arbeit, haben meine Wahl bei der Bezeichnung der Arbeiter geleitet, die wir zur Bildung des Ausſchuſſes berufen. Den Mitgliedern deſſelben die Befugniß bewilligend, die Aufnahme neuer Mitglieder vorzuſchlagen, deren Zulaſſung die nämlichen Qualificationen zur Baſis haben wird, und welche vom dem Ausſchuſſe auserwählt werden, wollen wir allen Arbeitern in unſeren Werkerlaubt haben, gleich Anfangs ſämmtliche Arbeiter an dieſem Gewinne Theil nehmen zu laſſen, der ihnen übri-

---

ſtätten ein Ziel ausſtellen, das ein wenig früher oder ein wenig ſpäter zu erreichen von ihnen abhangen wird. Die Befliſſenheit, alle ihre Pflichten durch die vollkommenſte Vollendung ihrer Arbeiten, und durch ihre Aufführung außer der Arbeit zu vollziehen, wird ihnen nach und nach die Thüre des Ausſchuſſes öffnen. Auch ſie ſind berufen, einen billigen und anſehnlichen Antheil an dem aus jenen Erfolgen hervorgehenden Gewinne zu genießen, welche die Produkte unſerer Manufaktur haben werden, jene Erfolge, zu denen ſie werden beigetragen haben, und die durch die gute Intelligenz und durch den fruchtbaren Wetteifer, welche, wie wir nicht zweifeln, unter den Ausſchußmitgliedern herrſchen werden, nur werden zunehmen können.“

Auszug aus den Beſtimmungen, bezüglich auf den berathenden Ausſchuß, beſtehend aus einem Präſidenten (dem Chef der Fabrik), einem Vicepräſidenten, einem Sekretär, und aus vierzehn Mitgliedern, worunter vier Werkführer, und zehn der intelligenteſten Arbeiter aus jedem Fache.

Art. 6. Drei verſammelte Mitglieder werden das Recht haben, die Aufnahme eines neuen Mitgliedes vorzuſchlagen, deſſen Name angeſchlagen wird, damit in der nächſten Sitzung über ſeine Zulaſſung berathen werde. Dieſe Zulaſſung wird ausgeſprochen, wenn bei der geheimen Abſtimmung das vorgeſchlagene Mitglied zwei Drittheile der Wahlſtimmen der anweſenden Mitglieder wird erhalten haben.

Art. 7. Der Ausſchuß wird ſich in ſeinen monatgens aus freiem Willen gewährt iſt, und woran einſt Alle Theil nehmen werden. Wir können beſtätigen, daß ſeit der vierten Sitzung des berathenden Ausſchuſſes, der ehrenwerthe Fabrikant, von dem wir ſprechen, von dem an die praktiſchen Kenntniſſe ſeiner Arbeiter ge-

---

lichen Sitzungen beſchäftigen: 1) Die Mittel zu finden, den Unzuträglichkeiten abzuhelfen, die ſich täglich in ſeiner Fabrikation zeigen; 2) Die beſten und am wenigſten koſtſpieligen Mittel zu beantragen, eine ſpezielle, für die überſeeiſchen Länder beſtimmte Fabrikation herzuſtellen, und ſomit durch die Ueberlegenheit unſerer Anordnung, die auswärtige Conkurrenz wirkſam zu bekämpfen; 3) Mittel, um die größte Erſparung in der Verwendung der Materialien zu erzielen, ohne der Solidität und der Qualität der fabrizirten Gegenſtände zu ſchaden; 4) Die Vorſchläge auszuarbeiten und zu erörtern, welche vom Präſidenten oder den verſchiedenen Mitgliedern des Ausſchuſſes, bezüglich auf Verbeſſerungen und Vervollkommnungen der Fabrikation, gemacht werden; 5) Endlich den Preis der Arbeit in Verhältniß zum wirklichen Werthe der gefertigten Gegenſtände ſetzen.

Wir fügen bei, daß nach Aufſchlüſſen, welche Herr *** uns gefälligſt ertheilt hat, der Antheil am Gewinne von Jedem ſeiner Arbeiter (außer ſeinem gewöhnlichen Lohne) mindeſtens dreihundert bis dreihundertfünzig Francs jährlich ſeyn wird. Wie bedauern herzlich, daß beſcheidene Bedenken uns nicht erlauben, hier den eben ſo ehrenwerthen als geehrten Namen des rechtſchaffenen Mannes zu nennen, der dieſe großmüthige Initiative ergriffen hat. C. S.

machten Aufrufe ſolche Erfolge erhalten hatte, daß er den Gewinn der theils durch Erſparung, theils durch Vervollkommnung der Fabrikation ſich ergeben dürfte, **bereits auf ungefähr 30,000 Fr. jährlich anſchlagen konnte.** Faſſen wir das Ganze zuſammen.

Es giebt in jeder Induſtrie drei Kräfte, drei Agenten, drei Beweger, deren Rechte gleichmäßig achtbar ſind:

Der Kapitaliſt, welcher das Geld liefert;

Der intelligente Mann, welcher den Betrieb leitet;

Der Arbeiter, welcher ausführt.

Bisher hat der Arbeiter nur einen ſehr kleinen, für ſeine Bedürfniſſe unzulänglichen Theil bezogen; wär' es nicht gerecht, menſchenfreundlich, ihn beſſer zu belohnen, und zwar unmittelbar oder mittelbar, entweder den Wohlſtand ihm erleichternd, welchen die Aſſociation verſchafft, oder ihm einen Antheil an dem Gewinne gebend, den man theilweiſe ſeinen Arbeiten verdankt? Geſetzt auch den ſchlimmſten Fall, und in Erwägung der traurigen Wirkungen einer anarchiſchen Conkurrenz, daß dieſe Vergrößerung des Arbeitslohnes den Antheil des Kapitaliſten und des Geſchäftsbetreibers ein wenig vermindern müßte, würden ſie nicht dennoch nicht nur etwas Edelmüthiges und Billiges, ſondern auch etwas Vortheilhaftes thun, indem ſie ihr Vermögen, ihre Induſtrie vor jedem Umſturze ſchützten, weil ſie den Arbeitern jeden legitimen Vorwand zu Unruhen, zu ſchmerzlichen und gerechten Gegenbeſchuldigungen, entziehen würden? Kurz, jene ſcheinen uns immer abſonderlich verſtändig, die ihre Beſitzungen gegen Brand verſichern.

Wir haben es geſagt: Herr Hardy und Herr von Bleſſac waren in der Fabrik angekommen. Bald danach ſah man von weitem, von Paris her, einen beſcheidenen kleinen Fiacker gleichfalls in der Richtung gegen die Fabrik fahren. In dieſem Fiacker befand ſich Rodin.

Sechstes Kapitel.

Enthüllungen.

Während Angele und Agricola das gemeinſchaftliche Haus beſuchten, hatte die Bande der Wölfe unterwegs durch eine ziemlich große Zahl von Wirthshauslungerern ſich verſtärkend, ihren Marſch nach der Fabrik fortgeſetzt, wohin auch der Fiacker, welcher Rodin von Paris herführte, langſam ſeinen Weg nahm. Herr Hardy, mit ſeinem Freunde, Herrn von Bleſſac, aus dem Wagen ſteigend, war in den Salon des Hauſes getreten, das er neben der Manufaktur bewohnte. Herr Hardy hatte eine mittlere, elegante und zarte Geſtalt, welche eine weſentlich nervöſe und eindrucksfähige Natur verrieth. Seine Stirne war breit und offen, ſein Teint blaß, ſeine ſchwarzen Augen waren ſanft und zugleich durchdringend, ſeine Phyſiognomie loyal, geiſtvoll und anziehend. Ein einziges Wort wird den Charakter des Herrn Hardy ſchildern: ſeine Mutter nannte ihn die Sinnpflanze; er war eine von jenen Organiſationen von auserleſener Feinheit und Zartheit, eben ſo mittheilſam, eben ſo liebend, als edel und großmüthig; aber von ſolcher Empfindlichkeit, daß ſie bei der mindeſten Berührung ſich wieder zuſammenfalten, und in ſich verſchließen. Fügt man zu dieſer übermäßigen Empfindlichkeit eine leidenſchaftliche Liebe zu den Künſten, eine ausgezeichnete Intelligenz, einen weſentlich gebildeten und geläuterten Geſchmack, und denkt man an die tauſend zahlloſen Gefährden oder Treuloſigkeiten, deren Opfer Herr Hardy in ſeiner induſtriellen Laufbahn ſeyn mußte, ſo fragt man ſich, warum dieſes ſo feinfühlende, ſo zarte Herz, in dieſem unaufhörlichen Kampfe mit den unbarmherzigſten Intereſſen nicht tauſendmal gebrochen wurde. Herr Hardy hatte in der That viel gelitten: genöthiget, die induſtrielle Laufbahn zu betreten, um ſich der Geſchäfte anzunehmen, welche ſein Vater, ein Muſter von Rechtlichkeit und Rechtſchaffenheit, in Folge der Ereigniſſe von 1815 in einiger Stockung zurückgelaſſen hatte, war es ihm durch Arbeit und Fähigkeit gelungen, eine von den ehrenvollſten Stellungen in der Induſtrie einzunehmen; aber, um an dieſes Ziel zu gelangen, wie viele nichtswürdige, boshafte Streiche mußte er erdulden, wie viele heimtückiſche Mitbewerbungen bekämpfen, wie vieler gehäſſiger Rivalitäten überdrüſſig werden! Eindrucksfähig, wie er war, hätte Herr Hardy ſeinen häufigen Anfällen von ſchmerzlicher Entrüſtung über die Niederträchtigkeit, bitterer Empörung über die Unredlichkeit, tauſendmal unterliegen müſſen, ohne die kluge und feſte Stütze ſeiner Mutter; nach einem Tage peinlichen Kampfes oder abſcheulicher Gefährden, zu ſeiner Mutter heimgekehrt, fühlte er ſich plötzlich in eine Atmosphäre von ſo wohlthuender Reinheit, von ſo ſtrahlender Heiterkeit verſetzt, daß er faſt augenblicklich die Erinnerung an jene widrigen Dinge verlor, von denen er den Tag über ſo grauſam heimgeſucht worden; der an ſeinem Herzen nagende Kummer beſänftigte ſich bloß durch den Verkehr mit der großen und ſchönen Seele ſeiner Mutter; daher war ſeine Liebe für ſie eine wahre Abgötterei. Als er ſie verlor, empfand er jenen ſtillen, tiefen Gram, wie der Gram iſt, der nie endet, und der, ſo zu ſagen einen Beſtandtheil unſeres Lebens bildend, ſelbſt bisweilen ſeine Tage melancholiſcher Sanftheit hat. Kurze Zeit nach jenem gräßlichen Unglücke, näherte ſich Herr Hardy mehr ſeinen Arbeitern; er war immer gerecht und gut gegen ſie geweſen; aber obgleich die Lücke, welche ſeine Mutter in ſeinem Herzen zurückgelaſſen, auf immer unausgefüllt bleiben mußte, fühlte er ſo zu ſagen eine Verdoppelung von liebreichem Wohlwollen, um ſo mehr das Bedürfniß, glückliche Menſchen um ſich zu ſehen empfindend, da er mehr litt; bald dienten die wunderbaren Verbeſſerungen, die er dem phyſiſchen und moraliſchen Wohlergehen von Allem, was ihn umgab, zuwendete, ſeinem Schmerze, nicht zur Zerſtreuung, ſondern zur Beſchäftigung. Nach und nach zog er ſich daher von der Welt zurück, und beſchränkte ſein Leben auf drei Neigungen: auf eine zärtliche, ergebene Freundſchaft, die alle ſeine früheren freundſchaftlichen Gefühle zuſammenzufaſſen ſchien, auf eine Liebe, glühend und aufrichtig, wie eine letzte Liebe, und auf eine väterliche Zuneigung für ſeine Arbeiter. Seine Tage verfloſſen ſo inmitten dieſer kleinen Welt voll Dankbarkeit, voll Verehrung für ihn, eine Welt die er ſo zu ſagen nach ſeinem Ebenbilde erſchaffen, um darin eine Zuflucht gegen die ſchmerzlichen Wirklichkeiten zu finden, vor denen er einen Abſcheu fühlte, und ſich ſofort nur mit guten, intelligenten, glücklichen Weſen zu umgeben, fähig, allen den edlen Gedanken zu entſprechen, die für ihn ſo zu ſagen immer unerläßlicher wurden. So, nach vielen Leiden, zur Reife des Alters gelangt, im Beſitze eines aufrichtigen Freundes, einer ſeiner Liebe würdigen Geliebten, und von der leidenſchaftlichen Zuneigung ſeiner Arbeiter völlig überzeugt, hatte demnach Herr Hardy, zur Zeit dieſer Geſchichte, die ganze Summe von Glückſeligkeit erworben, auf die er ſeit dem Tode ſeiner Mutter Anſpruch machen konnte.

Herr von Bleſſac, der vertraute Freund des Herrn Hardy, war dieſer rührenden und brüderlichen Liebe lange Zeit würdig geweſen; aber man hat geſehen, durch welches teufliſche Mittel es dem Pater von Aigrigny und Rodin gelungen war, aus dem bisher rechtlichen und aufrichtigen Bleſſac das Werkzeug ihrer liſtigen Anſchläge zu machen. Die beiden Freunde, welche unterwegs ein wenig die pikante Schärfe des Nordwindes empfunden hatten, erwärmten ſich an einem guten, im kleinen Salon des Herrn Hardy gemachten Feuer.

„Ah! mein guter Marcel, ich beginne entſchieden zu altern,“ ſagte Herr Hardy lächelnd, und zu Herrn von Bleſſac gewendet, „ich fühle immer mehr das Bedürfniß heimzukehren. Meine Gewohnheiten verlaſſen, wird mir durchaus peinlich, und ich verwünſche Alles, was mich nöthiget, aus dieſem glücklichen kleinen Winkel der Erde herauszutreten.“

„Und wenn ich bedenke,“ antwortete Herr von Bleſſac, unfähig, einem leichten Erröthen zu widerſtehen, „wenn ich bedenke, mein Freund, daß Sie vor einiger Zeit dieſe lange Reiſe für mich unternommen haben!“

„Wohlan! mein lieber Marcel, haben Sie nicht Ihrerſeits auf einem Ausfluge mich begleitet, der, ohne Sie, eben ſo langweilig geweſen wäre, als er unterhaltend war?“

„Mein Freund, welcher Unterſchied! ich habe, Ihnen gegenüber, eine Schuld übernommen, die ich niemals würdig werde abtragen können.“

„Gehen Sie doch, mein lieber Marcel, beſteht denn zwiſchen uns eine Ausſcheidung von Dein und Mein? Iſt es in Bezug auf Ergebenheit nicht eben ſo ſüß, eben ſo gut, zu geben, als zu empfangen?“

„Edles Herz, edles Herz!“

„Sagen Sie: glückliches Herz; o! ja, ſehr glücklich ob den letzten Neigungen, für die es ſchlägt.“

„Und wer, großer Gott! würde das Glück hienieden verdienen, wenn nicht Sie, mein Freund?“

„Wem verdanke ich dieſes Glück? jenen Zuneigungen, die ich hier fand, bereit, mich zu unterſtützen, als ich, der Stütze meiner Mutter beraubt, die meine ganze Kraft war, ich geſtehe meine Schwäche, mich faſt unfähig fühlte, die Widerwärtigkeit zu ertragen.“

„Sie, mein Freund, von einem ſo feſten, ſo entſchloſſenen Charakter, um das Gute zu thun, Sie, den ich mit eben ſo viel Energie als Muth habe kämpfen ſehen, um den Triumph einer ehrlichen und gerechten Idee zu bewirken?“

„Ja; allein je weiter ich auf meiner Laufbahn vorrücke, deſto mehr Abneigung erregen mir dieſe häßlichen, ſchimpflichen Umſtände, und deſto weniger fühle ich den Muth, ihnen die Stirne zu bieten.“

„Wenn's darauf ankäme, hätten Sie mehr Muth, mein Freund.“

„Mein guter Marcel,“ erwiederte Herr Hardy mit einer ſanften und verhaltenen Gemüthsbewegung, „ſehr oft hab' ich zu Ihnen geſagt: Meine Mutter war mein Muth. Sehen Sie, Freund, wenn ich zu ihr kam, das Herz durch irgend eine ſchreckliche Undankbarkeit zerriſſen, oder empört über irgend eine ſchmutzige Betrügerei, und ſie meine beiden Hände in ihre verehrungswürdigen Hände nahm, ſagte ſie zu mir mit ihrer zärtlichen und ernſten Stimme: „„An den Undankbaren und Schurken iſt es, Herzensqual zu empfinden; beklagen wir die Böſen; vergeſſen wir das Böſe; denken wir nur an das Gute.““ Dann, Freund, that mein ſchmerzlich gekrampftes Herz der heiligen Einwirkung dieſes mütterlichen Wortes ſich auf, und täglich fand ich bei ihr die nöthige Kraft, um am andern Tage wieder einen quälenden Kampf mit den traurigen Nothwendigkeiten meines Standes zu beginnen; zum Glücke hat Gott gewollt, daß ich nach dem Verluſte dieſer geliebten Mutter, mein Leben wieder an jene Neigungen knüpfen konnte, ohne die, ich geſteh' es, ich ſchwach und entwaffnet mich fühlen würde; denn Sie glauben nicht, Marcel, welche Stütze, welche Kraft ich in Ihrer Freundſchaft finde.“

„Sprechen wir nicht von mir, mein Freund,“ entgegnete Herr von Bleſſac, ſeine Verlegenheit verhehlend. „Sprechen wir von einer andern, faſt eben ſo ſüſſen und eben ſo zärtlichen Neigung, wie jene einer Mutter.“

„Ich verſtehe Sie, mein guter Marcel,“ verſetzte Herr Hardy, „ich konnte Ihnen nichts verheimlichen, da ich in einem ſehr wichtigen Verhältniſſe an die Rathſchläge Ihrer Freundſchaft mich gewendet habe. Nun denn! ja ich glaube, daß jeder Tag meines Lebens meine Verehrung für jene Frau noch vermehrt, die Einzige, welche ich leidenſchaftlich geliebt habe, die Einzige, die ich nun jemals lieben werde, und dann endlich, ich muß Ihnen Alles ſagen, hat meine Mutter, ohne zu wiſſen, was Margaretha mir war, ſo oft ihr Lob ausgeſprochen, daß dieß dieſe Liebe in meinen Augen faſt heiliget.“

„Und dann beſtehen ſo auffallende Aehnlichkeiten zwiſchem dem Charakter der Frau von Noiſy, und dem Ihrigen, mein Freund, vorzüglich ihre vergötternde Liebe zu ihrer Mutter!“

„Es iſt wahr, Marcel, dieſe Entſagung Margarethens hat oft meine Bewunderung und meine Qual erregt! Wie oft hat ſie mit ihrer gewöhnlichen Freimüthigkeit zu mir geſagt: „„Ich habe Ihnen Alles geopfert; aber ich würde Sie meiner Mutter opfern.““

„Gott ſey Dank! mein Freund, Sie werden nie zu befürchten haben, Frau von Noiſy einem ſo ſchmerzlichen Kampfe ausgeſetzt zu ſehen. Ihre Mutter hat, wie Sie mir geſagt haben, ſeit langer Zeit auf die Idee verzichtet, nach Amerika zurückzukehren, wo Herr von Noiſy, um ſeine Frau völlig unbekümmert, ſich für immer fixirt zu haben ſcheint. Dank der beſcheidenen Ergebenheit dieſer vortrefflichen Frau, welche Margarethen erzogen hat, iſt Ihre Liebe in das tiefeſte Geheimniß gehüllt; was könnte ſie zur Zeit beunruhigen?“

„Nichts! o nichts,“ rief Herr Hardy aus; „ich habe ſogar Bürgſchaften für ihre Dauer.“

„Was wollen Sie damit ſagen, mein Freund?“

„Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen mittheilen ſoll.“

„Bin ich indiscret geweſen, mein Freund?“

„Sie, mein guter Marcel, können Sie es denken?“ erwiederte Herr Hardy mit einem Tone freundſchaftlichen Vorwurfes; „nein, nur weil ich Ihnen mein Glück bloß zu erzählen wünſche, wenn es vollſtändig iſt, und es fehlt noch etwas zur Entſchiedenheit eines gewiſſen herrlichen Projektes.“

Ein Bedienter, der in dieſem Augenblicke eintrat, ſagte zu Herrn Hardy: „Mein Herr, ein alter Herr iſt da, der in einer ſehr wichtigen Angelegenheit mit Ihnen zu ſprechen wünſcht.“

„Schon!“ entgegnete Herr Hardy mit einer leichten Ungeduld. „Sie erlauben, mein Freund?“ Dann, nach einer von Herrn von Bleſſac gemachten Bewegung, um in ein anſtoſſendes Zimmer zu gehen, fuhr Herr Hardy lächelnd fort: „Nein, nein, bleiben Sie; Ihre Gegenwart wird die Unterredung beſchleunigen.“

„Aber wenn es ſich um Geſchäfte handelt, mein Freund?“

„Ich mache ſie bei hellem Tage ab, Sie wiſſen es.“ Dann, zum Bedienten gewendet: „Bitten Sie dieſen Herrn, einzutreten.“

„Der Poſtillon fragt, ob er fortfahren kann?“ ſagte der Bediente.

„Nein, er wird Herrn von Bleſſac nach Paris zurückführen, er ſoll warten.“ Der Bediente ging hinaus, und kam alſogleich zurück, Rodin einführend, welchen Herr von Bleſſac nicht kannte, da ſeine Verrätherei durch einen andern Vermittler verhandelt worden war.

„Herr Hardy?“ ſagte Rodin, achtungsvoll grüſſend, und die beiden Freunde abwechſelnd mit dem Blicke fragend.

„Ich bin's; mein Herr, was wollen Sie?“ erwiederte der Fabrikant mit Wohlwollen; bei dem Anblicke dieſes alten, demüthigen und ſchlecht gekleideten Mannes, erwartete er eine Unterſtützungsbitte.

„Herr François Hardy?“ wiederholte Rodin, wie um ſich der Identität der Perſon zu verſichern.

„Ich habe die Ehre gehabt, Ihnen zu ſagen, daß ich es bin, mein Herr.“

„Mein Herr, ich hätte Ihnen eine beſondere Mittheilung zu machen,“ ſagte Rodin.

„Sie können ſprechen: der Herr da iſt mein Freund,“ verſetzte Herr Hardy, auf Herrn von Bleſſac weiſend.

„Aber mit Ihnen allein wünſchte ich zu ſprechen, mein Herr,“ fuhr Rodin fort.

Herr von Bleſſac wollte ſich entfernen, als Herr Hardy durch einen Wink ihn zurückhielt, und zu Rodin, fürchtend, daß die Anweſenheit eines Dritten ihn verletzte, wenn er etwa Almoſen erbitten ſollte, mit Güte ſagte: „Mein Herr, erlauben Sie mir, Sie zu fragen, ob Sie Ihretwegen oder meinetwegen dieſe Unterredung geheim zu halten wünſchen?“

„Ihretwegen, mein Herr; durchaus Ihretwegen,“ antwortete Rodin.

„Dann, mein Herr,“ ſagte Herr Hardy ziemlich erſtaunt, „können Sie ſprechen; ich habe keine Geheimniſſe vor dem Herrn.“ Nach einer Pauſe ſagte Rodin, ſich an Herrn Hardy wendend: „Mein Herr, Sie ſind würdig, ich weiß es, des vielen Guten, das man von Ihnen ſagt, und als Solcher verdienen Sie die Sympathie eines jeden ehrlichen Mannes.“

„Ich glaub' es, mein Herr.“

„Nun aber will ich als ein ehrlicher Mann Ihnen einen Dienſt erweiſen.“

„Und dieſer Dienſt, mein Herr?“

„Ich komme, Ihnen eine niederträchtige Verrätherei zu enthüllen, deren Opfer Sie geweſen ſind.“

„Ich glaube, daß Sie ſich irren, mein Herr.“

„Ich beſitze die Beweiſe deſſen, was ich behaupte.“

„Die Beweiſe?“

„Die ſchriftlichen Beweiſe der Verrätherei, die ich enthüllt habe, ich habe ſie hier,“ erwiederte Rodin; „mit einem Worte, ein Mann, den Sie für Ihren Freund gehalten haben, hat Sie nichtswürdig betrogen, mein Herr.“

„Und der Name dieſes Mannes?“

„Herr Marcel von Bleſſac,“ verſetzte Rodin.“

Bei dieſen Worten fuhr Herr von Bleſſac zuſammen, wurde erdfahl, und blieb wie niedergedonnert ſtehen. Kaum konnte er mit veränderter Stimme murmeln: „Mein Herr.“

Herr Hardy, ohne ſeinen Freund anzublicken, ohne ſeine ſchreckliche Verwirrung zu bemerken, faßte ihn bei der Hand, und ſagte raſch zu ihm: „Ruhig! mein Freund." Dann mit vor Entrüſtung funkelndem Auge, und zu Rodin gewendet, dem er immer gerade in das Geſicht geſehen, ſagte er zu ihm mit vernichtender Verachtung:

„Ah! Sie beſchuldigen Herrn von Bleſſac?"

„Ich beſchuldige ihn," antwortete Rodin deutlich.

„Kennen Sie ihn?"

„Ich habe ihn nie geſehen."

„Und weſſen beſchuldigen Sie ihn? Und warum wagen Sie zu ſagen, daß er mich verrathen habe?"

„Mein Herr, zwei Worte," entgegnete Rodin mit einer Gemüthsbewegung, die er ſchwer zu verhalten ſchien, „ein Mann von Ehre, der einen andern Mann von Ehre auf dem Punkte ſieht, durch einen Böſewicht erwürgt zu werden, ſoll er, ja oder nein, Mord rufen?"

„Ja, mein Herr, aber welche Beziehung."

„In meinen Augen, mein Herr, ſind gewiſſe Verräthereien eben ſo verbrecheriſch, als Mordthaten. Und ich komme, um mich zwiſchen den Henker und deſſen Opfer zu ſtellen."

„Der Henker? Das Opfer?" fragte Herr Hardy, immer erſtaunter.

„Sie kennen ohne Zweifel die Schrift des Herrn von Bleſſac?" erwiederte Rodin.

„Ja, mein Herr."

„Leſen Sie alſo dieß.“ Und Rodin zog aus ſeiner Taſche einen Brief, den er dem Herrn Hardy übergab. Und nun erſt, und zum erſtenmale die Augen auf Herrn von Bleſſac werfend, fuhr der Fabrikant einen Schritt zurück, erſchreckt von der tödtlichen Bläſſe dieſes Mannes, der, von Schande verſteinert, kein Wort fand; denn er war weit entfernt, die verwegene Unverſchämtheit ſeiner Verrätherei zu beſitzen.“

„Marcel!“ rief Herr Hardy mit Entſetzen, und mit durch dieſen unvermutheten Schlag verſtörten Zügen aus, „Marcel! wie bleich Sie ſind, Sie antworten nicht.“

„Marcel! Sie ſind Herr von Bleſſac!“ rief Rodin aus, ein ſchmerzliches Erſtaunen heuchelnd, „ah! mein Herr, wenn ich gewußt hätte.“

„Aber, hören Sie denn dieſen Mann nicht, Marcel?“ fragte Herr Hardy. „Er ſagt, daß Sie mich auf eine infame Art verrathen haben.“ Und er faßte die Hand des Herrn von Bleſſac. Dieſe Hand war eiſig.

„O! mein Gott! mein Gott!“ ſagte Herr Hardy, mit Entſetzen zurückfahrend. „Er antwortet nichts, nichts.“

„Da ich dem Herrn von Bleſſac gegenüberſtehe,“ ſagte Rodin, „bin ich genöthiget, ihn zu fragen, ob er es zu läugnen wage, mehrere Briefe Straße du Milien des Urſins in Paris unter Couvert an Herrn Rodin adreſſirt zu haben.“

Herr von Bleſſac blieb ſtumm. Herr Hardy, der dem, was er ſah, dem, was er hörte, noch nicht glauben wollte, öffnete krampfhaft den Brief, welchen Rodin ihm ſo eben überreicht hatte, und las darin einige Zeilen, ſein Leſen ſtellenweiſe mit Ausrufungen vermengend, die ſein ſchmerzliches Erſtaunen ſchilderten. Er hatte nicht nöthig, den Brief ganz zu leſen, um ſich von der entſetzlichen Verrätherei des Herrn von Bleſſac zu überzeugen. Herr Hardy ſchwankte; einen Augenblick verließen ihn ſeine Sinne bei dieſer ſchrecklichen Entdeckung; er fühlte ſich von einem Schwindel erfaßt, ſein Kopf wirbelte bei dem erſten Blicke, den er in dieſen Abgrund von Niederträchtigkeit warf. Der abſcheuliche Brief entſank ſeinen zitternden Händen. Aber bald folgten Entrüſtung, Zorn, Verachtung dieſem Schmerze; er ſtürzte blaß, ſchrecklich auf Herrn von Bleſſac. „Elender!!! —“ rief er mit einer drohenden Geberde aus. Dann, ſich faſſend im Augenblicke des Schlagens, ſagte er mit ſchrecklicher Ruhe: „Nein, ich würde meine Hand beflecken.“ Und er fügte bei, gegen Rodin gewendet, der ſich raſch genähert hatte, um in das Mittel zu treten: „Nicht die Wange eines Niederträchtigen iſt es, die ich beohrfeigen ſoll; Ihre loyale Hand iſt's, die ich drücken ſoll, mein Herr; denn Sie haben den Muth gehabt, einen Verräther und eine feige Memme zu entlarven.“

„Mein Herr! —“ rief Herr von Bleſſac aus, ganz außer ſich vor Scham, — „ich ſtehe zu Ihren Dienſten, und . . .“

Er konnte nicht ausreden. Ein Lärm von Stimmen ertönte außerhalb der Thüre, die heftig auffuhr, und eine betagte Frau trat ein, ungeachtet der Abwehrungen eines Bedienten, und ſagte mit alterirter Stimme: „Ich ſage Ihnen, daß ich mit Ihrem Herrn auf der Stelle ſprechen muß.“

Bei dieſer Stimme, bei dem Anblicke dieſer blaſſen, abgehärmten, verweinten Frau, fuhr Herr Hardy, Herrn von Bleſſac, Rodin, die niederträchtige Verrätherei vergeſſend, einen Schritt zurück, ausrufend: „Madame Duparc! Sie hier! Was giebt es?“

„Ah! mein Herr, ein großes Unglück.“

„Margarethe! — “ rief Herr Hardy mit herzzerreiſſender Stimme aus.

„Sie iſt fort! mein Herr.“

„Fort!“ erwiederte Herr Hardy, eben ſo erſchreckt, als hätte der Blitz zu ſeinen Füſſen eingeſchlagen.

„Margaretha iſt fort! — “ wiederholte er.

„Alles iſt entdeckt. Ihre Mutter hat ſie fortgebracht, vor drei Tagen! — “ ſagte die unglückliche Frau mit ſchwacher Stimme.

„Fort ... Margaretha ... das iſt nicht wahr! Man täuſcht mich — “ rief Herr Hardy aus. Und ohne etwas zu hören, außer ſich, entſetzt, ſtürzte er zum Hauſe hinaus, rannte zum Wagenſchoppen, und in den Wagen ſpringend, der, mit zwei Poſtpferden beſpannt, Herrn von Bleſſac erwartete, ſchrie er dem Poſtillion zu: „Nach Paris, im vollen Rennen!“

Im Augenblicke, da der Wagen blitzſchnell auf die Straße nach Paris flog, brachte der ziemlich heftige Wind das ferne Getöſe des Kriegsliedes der Wölfe, die ſich eilig der Fabrik näherten.

Siebentes Kapitel.

Der Angriff.

Als Herr Hardy die Fabrik verlaſſen hatte, begab ſich Rodin, der übrigens auf dieſes raſche Fortgehen nicht gefaßt war, nach ſeinem Fiacker, aber plötzlich blieb er einen Augenblick ſtehen, von freudiger Ueberraſchung durchzuckt, als er in einiger Entfernung den Marſchall Simon und deſſen Vater nach einem der Flügel des gemeinſchaftlichen Hauſes gehen ſah; denn ein zufälliger Umſtand hatte bisher die Unterredung des Vaters und Sohnes verzögert.

„Sehr gut!“ ſagte Rodin, „immer beſſer; wenn nun nur mein Mann jene kleine Rose-Pompon vertrieben und zum Entſchluſſe gebracht hat!“ Und Rodin beeilte ſich, ſeinen Fiacker zu erreichen. In dieſem Augenblicke trug der Wind, welcher fortfuhr, ſich zu erheben, bis zum Ohre des Jeſuiten das näher gekommene Getöſe des Kriegsliedes der Wölfe. Nachdem Rodin, den Fuß auf dem Wagentritte, dieſem entfernten Lärmen einen Moment aufmerkſam gelauſcht hatte, ſagte er, ſich in den Wagen ſetzend: „Zu dieſer Stunde vermuthet der würdige Joſue Van-Daël in Java ſchwerlich, daß in dieſem Augenblicke ſeine Schuldforderungen an den Baron Tripeaud im Begriffe ſind, vortrefflich zu werden.“ Und der Fiacker nahm den Weg nach der Barrière. Mehrere Arbeiter, auf dem Punkte ſich nach Paris zu begeben, um die Antwort ihrer Kammeraden auf andere, geheime Geſellſchaften betreffende Vorſchläge, zu überbringen, hatten mit dem Vater des Marſchalls Simon bei Seite ſich benehmen müſſen; daher die Verzögerung ſeiner Unterredung mit ſeinem Sohne. Der alte Arbeiter, Aufſeher der Fabrik, bewohnte zwei ſchöne, im Erdgeſchoße gelegene Zimmer, am Ende von einem der Flügel des gemeinſchaftlichen Hauſes; ein kleiner Garten von vierzig Toiſen *), deſſen Pflege ſeine Unterhaltung war, lag unter ſeinen Fenſtern; da die Glasthüre, welche zu dieſem Blumenbeete führte, offen geblieben war, ließ ſie die ſchon warmen Strahlen der Märzſonne in die beſcheidene Wohnung dringen, in die der Arbeiter in der Blouſe und der Marſchall von Frankreich in großer Galla getreten waren. Nun ſagte der Marſchall, indem er die Hände ſeines Vaters in die ſeinigen nahm, mit einer ſo tief bewegten Stimme daß der Alte darob erbebte, zu ihm: „Mein Vater, ich bin ſehr unglücklich.“

Und ein ſchmerzlicher, bis jetzt verhaltener Ausdruck, verdüſterte plötzlich die edle Phyſiognomie des Marſchalls.

---

*) Eine Toiſe iſt ein Längenmaß von 6 Fuß. D. U.

„Du unglücklich,“ rief der Vater Simon beſorgt aus, näher tretend.

„Ich werde Ihnen Alles ſagen, mein Vater,“ antwortete der Marſchall mit alterirter Stimme, „denn ich bedarf der Rathſchläge Ihrer unbeugſamen Rechtlichkeit.“

„Im Punkte der Ehre, der Loyalität, brauchſt Du von Niemanden Rathſchläge zu verlangen!“

„Ja, mein Vater, Sie allein können mich aus einer Ungewißheit ziehen, die für mich eine grimmige Qual iſt.“

„Erkläre Dich, ich beſchwöre Dich darum.“

„Seit einigen Tagen ſcheinen meine Töchter beklommen, vertieft. Während der erſten Momente unſerer Wiedervereinigung waren ſie närriſch vor Freude und Glück. Plötzlich hat ſich dieß geändert; ſie werden immer trauriger. Geſtern erſt hab' ich eine Thräne in ihren Augen bemerkt; dann hab' ich ſie, tief gerührt, an mein Herz gedrückt, und ſie gebeten, mir ihren Kummer anzuvertrauen. Ohne mir zu antworten, haben ſie ihre Arme um meinen Hals geſchlungen, und mein Geſicht mit ihren Thränen benetzt.“

„Dieß iſt ſonderbar! aber was mag an dieſer Veränderung Schuld ſeyn?“

„Bisweilen fürchte ich, ihnen den Schmerz nicht genug verhehlt zu haben, den mir der Tod ihrer Mutter verurſacht, und dieſe armen Engel betrüben ſich vielleicht, ſich ungenügend für mein Glück zu ſehen.

„Dennoch eine unerklärbare Sache! ſcheinen ſie nicht nur meinen Schmerz zu begreifen, ſondern ihn auch zu theilen. Noch geſtern ſagte Blanche zu mir. Wie glücklicher wären wir Alle, wenn unſere Mutter bei uns wäre!"

„Sie theilen Deinen Schmerz; ſie können ihn Dir nicht verargen. Die Urſache ihres Kummers liegt nicht da."

„Dieß hab' ich mir auch gedacht, mein Vater; aber was iſt die Urſache? Mein Verſtand erſchöpft ſich vergebens, ſie zu ſuchen. Was werd' ich Ihnen ſagen? Manchmal bild ich mir ſogar ein, daß ſich ein böſer Dämon zwiſchen meine Kinder und mich gedrängt hat. Dieſer Gedanke iſt dumm, abſurd, ich weiß es; aber, was wollen Sie? wenn Vernunftgründe fehlen, überläßt man ſich zuletzt den unſinnigſten Vermuthungen."

„Wer kann ſich zwiſchen Deine Töchter und Dich drängen wollen?"

„Niemand, ich weiß es."

„Alſo, Pierre," erwiederte der alte Arbeiter väterlich, warte, faſſe Geduld, überwache, belauere dieſe armen jungen Herzen mit der Sorgfalt, welche Dir eigen iſt, und Du wirſt, deſſen bin ich gewiß, irgend ein ohne Zweifel ſehr unſchuldiges Geheimniß entdecken."

„Ja," entgegnete der Marſchall, ſeinen Vater feſt anblickend, „ja; aber um dieſes Geheimniß zu erforſchen; darf ich ſie nicht verlaſſen."

„Warum wollteſt Du ſie verlaſſen? —" fragte der Alte obder düſteren Miene ſeines Sohnes beſtürzt, — „biſt Du jetzt nicht für immer bei ihnen, bei mir."

„Wer weiß? —" verſetzte der Marſchall mit einem Seufzer.

„Was ſagſt Du?..."

„Erfahren Sie zuvörderſt, mein Vater, alle Pflichten, die mich hier zurückhalten; ich werde Ihnen dann jene mittheilen, die mich von Ihnen, von meinen Kindern, und von meinem andern Kinde entfernen könnten."

„Welches Kind?"

„Der Sohn meines alten Freundes, der indiſche Prinz."

„Djalma? Was iſt's mit ihm?"

„Mein Vater, er erſchreckt mich!"

„Er?" Plötzlich erſcholl von weitem ein furchtbares, von einem heftigen Windſtoße herbeigeführtes Getöſe; dieſer Lärm war ſo gewaltig, daß der Marſchall ſich unterbrach, und zu ſeinem Vater ſagte: „Was iſt dieß?"

Nachdem er einen Augenblick dem dumpfen Geſchrei gelauſcht hatte, das mit dem Schwunge des Windes ſchwächer wurde und verhallte, antwortete der Greis: „Einige weinbenebelte Sänger von den Barrièren, die auf's Land eilen."

„Dieß glich dem Geſchrei eines zahlreichen Haufens," erwiederte der Marſchall.

Er und ſein Vater horchten von Neuem; das Getöſe hatte aufgehört,

„Was ſagteſt Du zu mir?" fuhr der alte Arbeiter fort; „daß dieſer junge Indier Dich erſchrecke? Und warum?"

„Ich habe Ihnen geſagt, mein Vater, ſeine wahnſinnige und unglückliche Leidenſchaft für das Fräulein von Cardoville.“

„Und dieß erſchreckt Dich, mein Sohn?“ entgegnete der Alte, ſeinen Sohn erſtaunt anblickend; „Djalma zählt nur achtzehn Jahre, und in dieſem Alter jagt eine Liebſchaft die andere.“

„Wenn es ſich nur um eine gewöhnliche Liebſchaft handelt, ja, mein Vater. Aber bedenken Sie doch, daß das Fräulein von Cardoville, wie Sie wiſſen, eine ideale Schönheit mit dem edelſten, dem großmüthigſten Charakter verbindet, und daß in Folge fataler, o! leider ſehr fataler Umſtände, Djalma den ſeltenen Werth dieſer ſchönen Seele hat würdigen können.“

„Du haſt Recht; dieß iſt wichtiger, als ich dachte.“

„Sie haben keine Idee, wie ſchrecklich dieſe Leidenſchaft auf dieſen glühenden und unzähmbaren Jüngling einwirkt; bisweilen folgen auf ſeine ſchmerzliche Niedergeſchlagenheit Ausbrüche grimmiger Wildheit. Geſtern traf ich ihn, durch unvermuthete Ueberraſchung, funkelnden Auges und mit wuthgekrampften Zügen; einem Anfalle raſenden Zornes nachgebend, durchlöcherte er mit Dolchſtichen ein Kiſſen von rothem Tuche, mit keuchender Stimme ausrufend: — „„Ah!... Blut,... ich habe ſein Blut. —““ Unglücklicher“ ſagte ich zu ihm, „was iſt dieß für ein unſinniger Wuthausbruch? — „„Ich bringe den Mann um,““ antwortete er mir mit dumpfer Stimme und verwirrter Miene. So bezeichnet er den Nebenbuhler, den er zu haben glaubt.“

„Es iſt wirklich etwas Schreckliches um eine ſolche Leidenſchaft, in einem ſolchen Herzen," entgegnete der Alte.

„Zu einer andern Zeit," fuhr der Marſchall fort, „bricht ſeine Wuth gegen das Fräulein von Cardoville los. Ich war gezwungen, ſeine Waffen aus dem Wege zu räumen; denn ein mit ihm aus Java gekommener Mann, der ihm ſehr anhänglich ſchien, hat mir mitgetheilt, daß er irgend einen Selbſtmordgedanken bei ihm vermuthe."

„Unglücklicher Jüngling!..."

„Nun denn, mein Vater," ſagte der Marſchall mit tiefem Kummer, „in dem Momente, da meine Töchter, da dieſes Adoptivkind, meine ganze Sorgfalt in Anſpruch nehmen, ſteh' ich vielleicht auf dem Punkte, ſie zu verlaſſen."

„Sie zu verlaſſen?"

„Ja, um einer vielleicht heiligeren Pflicht zu genügen, als jene, welche die Freundſchaft, die Familie auferlegen," verſetzte der Marſchall mit einem ſo ernſten und zugleich ſo feierlichen Tone, daß ſein Vater, tief bewegt, ausrief: „Aber welche Pflicht iſt dieß?"

„Mein Vater," antwortete der Marſchall nach einem Augenblicke des Nachſinnens, „wer hat mich zu dem gemacht, was ich bin? Wer hat mir den Herzogstitel, den Marſchallsſtab gegeben?"

„Napoleon."

„Für Sie, ſtrenger Republicaner, ich weiß es, hat er ſein ganzes Blendwerk verloren, da er vom erſten Bürger einer Republick ſich zum Kaiſer machte."

„Ich habe ſeine Schwäche verwünſcht," ſagte der Vater Simon traurig; „der Halbgott wurde ein Menſch.

„Aber für mich, mein Vater, für mich, den Soldaten, der ich mich ſtets an ſeiner Seite, unter ſeinen Augen geſchlagen habe, für mich, den er vom letzten Range in der Armee zum erſten erhoben hat, für mich, den er mit Wohlthaten, mit Wohlwollen überhäuft, iſt er mehr als Held, iſt er ein Freund geweſen, und in meiner Abgötterei für ihn lag eben ſo viel Dankbarkeit als Bewunderung. Des Verbannten Verbannung wollte ich theilen; man hat mir dieſe Gnade verſagt; dann hab' ich conſpirirt, dann hab' ich den Degen gegen diejenigen gezogen, welche ſeinen Sohn der ihm von Frankreich gegebenen Krone beraubt hatten."

„Und in Deiner Stellung haſt Du wohl gethan Pierre; ohne Deine Bewunderung zu theilen, hab' ich Deine Dankbarkeit verſtanden. Verbannungsprojekte, Verſchwörung, ich habe Alles gebilliget. Du weißt es."

„Wohlan! dieſes enterbte Kind, in deſſen Namen ich vor ſiebenzehn Jahren conſpirirt habe, iſt nun fähig, den Degen ſeines Vaters zu führen."

„Napoleon II.!" rief der Greis aus, ſeinen Sohn mit äußerſter Beſtürzung und Angſt anblickend;" der König von Rom!!!"

„König!!! nein, er iſt nicht mehr König Napoleon, nein, er heißt nicht mehr Napoleon; ſie haben ihm ich weiß nicht mehr welchen öſtereichiſchen Namen gegeben, denn der andere Name jagte ihnen Furcht ein. Daher, wiſſen Sie, was ſie mit dem Sohne des Kaiſers thun?“ fuhr der Marſchall mit ſchmerzlicher Exaltation fort, „ſie quälen ihn, ſie tödten ihn langſam.“

„Wer hat Dir's geſagt? ...

„O! Jemand, der es weiß, und der wahr! ſehr wahr geſprochen hat. Ja, der Sohn des Kaiſers kämpft aus allen ſeinen Kräften gegen einen frühzeitigen Tod; die Augen gegen Frankreich gewendet, harret er und Niemand kommt, Niemand... nein... Unter allen jenen Männern, die ſein Vater eben ſo groß gemacht hat, als ſie klein waren, denkt nicht Einer, nicht ein Einziger an dieſes geheiligte Kind, das man unterdrückt, und das ſtirbt.“

„Und Du, Du denkſt daran.“

„Ja; aber um daran zu denken mußte ich Kunde erhalten. O! es iſt nicht daran zu zweifeln; denn nicht aus der nämlichen Quelle hab' ich alle meine Aufſchlüſſe geſchöpft, mußte ich von dem grauſamen Looſe dieſes Kindes Kunde erhalten, dem ich auch Treue geſchworen habe, ich, denn eines Tages, ich hab' es Ihnen erzählt, ſagte der Kaiſer, ein ſtolzer und glücklicher Vater, indem er ihn mir in der Wiege wies, zu mir: „„Mein alter Freund, Du wirſt dem Sohne ſeyn, was Du dem Vater geweſen biſt; denn, wer uns liebt, liebt unſer Frankreich.“

„Ja, ich weiß es, gar oft haſt Du mich an dieſe Worte erinnert, und wie Du, bin ich gerührt geweſen."

„Wohlan, mein Vater, wenn ich, von dem unterrichtet, was der Sohn des Kaiſers leidet, geſehen, und mit Gewißheit die evidenteſten Beweiſe geſehen habe, daß man mich nicht täuſchte, wenn ich einen Brief von einer hohen Perſon am Wienerhofe geſehen habe, die einem der Verehrung des Kaiſers treuem Manne, die Mittel bot, mit dem Könige von Rom in Verbindung zu treten, und vielleicht ihn ſeinen Henkern zu entführen."

„Und dann," fragte der Handwenker, ſeinen Sohn feſt anblickend, „wenn Napoleon II. einmal frei iſt."

„Dann!!... —" rief der Marſchall aus. Hierauf ſagte er zum Greiſe mit verhaltener Stimme: — „Sehen Sie, mein Vater, halten Sie Frankreich für gefühllos gegen die Demüthigungen, welche es erduldet? Halten Sie das Andenken des Kaiſers für erloſchen? Nein, nein, vorzüglich in dieſer Zeit der Erniedrigung für das Land, wird ſein geheiligter Name ganz leiſe angerufen. Wie wäre es denn, wenn dieſer glorreiche Name, in ſeinem Sohne wieder auflebend, an der Grenze erſchiene? Glauben Sie nicht, daß das Herz von ganz Frankreich für ihn ſchlagen würde?"

„Das iſt eine Verſchwörung wider die gegenwärtige Regierung, mit Napoleon II. als Fahne," entgegnete der Arbeiter; „das iſt ernſt."

„Mein Vater, ich hab' Ihnen geſagt, daß ich ſehr unglücklich ſey; wohlan, urtheilen Sie darüber," rief der Marſchall aus. „Nicht nur frag' ich mich, ob ich meine Kinder und Sie verlaſſen ſoll, um mich den Wechſelfällen einer ſo kühnen Unternehmung auszuſetzen, ſondern ich frage auch, ob ich keine Verpflichtung gegen die gegenwärtige Regierung habe, welche, meinen Titel und meinen Grad anerkennend, mir keine Gunſt bewilliget; ſondern im Grunde mir nur Gerechtigkeit erwieſen hat. Was ſoll ich thun? Alles verlaſſen, was ich liebe, oder gefühllos bleiben gegen die Qualen des Sohnes des Kaiſers... des Kaiſers, dem ich Alles verdanke, dem ich perſönlich Treue geſchworen, für ihn und ſein Kind? Darf ich dieſe einzige Gelegenheit verlieren, ihn vielleicht zu retten, oder ſoll ich wohl für ihn conſpiriren; ſagen Sie mir, ob ich in dem übertreibe, was ich dem Andenken des Kaiſers ſchuldig bin? Sprechen Sie, mein Vater, entſcheiden Sie; während einer ganzen ſchlafloſen Nacht, hab' ich geſucht, inmitten dieſes Chaos die von der Ehre vorgezeichnete Linie aufzufinden; ich gerieth nur von Unſchlüſſigkeiten in Unſchlüſſigkeiten. Sie allein, mein Vater, ich wiederhole es, Sie allein, Sie können mich führen."

Nach einigen Momenten des Nachſinnens, wollte der Greis ſeinem Sohne antworten, als Jemand, durch den kleinen Garten geeilt, die Thüre des Erdgeſchoßes öffnete, und ganz außer ſich in das Zimmer trat, worin ſich der Marſchall Simon und ſein Vater befanden. Olivier war's, der junge Arbeiter, dem es gelungen, aus der Dorfſchenke zu fliehen, worin ſich die Wölfe verſammelt hatten. „Herr Simon! Herr Simon! — “ ſchrie er blaß und keuchend, — „da ſind ſie, ſie kommen, ſie werden die Fabrik angreifen.“

„Wer denn?... — “ rief der Greis aus, haſtig aufſtehend.

„Die Wölfe, einige Steinbrucharbeiter und Steinmetzen, denen ſich unterwegs ein Haufen Leute aus der Umgegend, und Barrièrenlandſtreicher beigeſellt haben. Da, hören Sie ſie? ſie ſchreien: Tod den Verſchlingern!“ In der That näherte ſich das Geſchrei immer unterſcheidbarer.

„Dieß iſt das Getöſe, das ich ſo eben gehört hatte,“ ſagte der Marſchall, gleichfalls aufſtehend.

„Es ſind ihrer mehr als zweihundert, Herr Simon,“ ſagte Olivier; ſie ſind mit Steinen, mit Stöcken bewaffnet, und zum Unglücke iſt die Mehrzahl der Arbeiter in Paris. In Allem ſind unſer nicht vierzig hier; die Frauen und die Kinder flüchten ſich ſchon in die Zimmer, Schreckensrufe ausſtoßend. Hören Sie ſie?“ Wirklich dröhnte der Plafond von eiligen Strampeln.

„Würde dieſer Angriff bedeutend ſeyn?“ fragte der Marſchall ſeinen Vater, der immer beſorgter ſchien.

„Sehr bedeutend,“ erwiederte der Greis;“ es giebt nichts Schrecklicheres, als die Händel der Geſellenverbindung, und zudem wendet man ſeit einiger Zeit Alles an, um die Leute der Umgegend gegen die Fabrik aufzuhetzen.“

„Wenn ſie an Zahl Euch ſehr überlegen ſind,“

erwiederte der Marſchall, „muß man zunächſt alle Thüren barricadiren, und dann …“ Er konnte nicht ausreden. Ein Ausbruch raſenden Geſchreies machte die Fenſter des Zimmers erklirren, und donnerte ſo nahe und mit ſolcher Gewalt, daß der Marſchall, ſein Vater und der junge Arbeiter, alſogleich in den kleinen Garten gingen, den auf der einen Seite eine ziemlich hohe Mauer begrenzte, welche auf die Felder ging. Plötzlich, und bei verdoppeltem Ungeſtüme des Geſchreies, zerſchmetterte ein Hagel von Steinen und ungeheuern Kieſeln, beſtimmt, die Fenſterſcheiben des Hauſes zu zertrümmern, einige Kreuzſtöcke des erſten Stockwerkes; ſie prallten auf der Mauer ab, und fielen in den Garten um den Marſchall und ſeinen Vater herum. Verhängniß! der Greis, am Kopfe von einem dicken Steine getroffen, ſchwankte, neigte ſich vorwärts, und glitt ganz blutend in die Arme des Marſchalls Simon, in dem Augenblicke, als drauſſen mit einer ſteigenden Wuth die wilden Schreie erſchollen: Schlacht und Tod den Verſchlingern!

Achtes Kapitel.

Die Wölfe und die Verſchlinger.

Es war etwas Schreckliches, dieſe aufgehetzte Schaar zu ſehen, deren erſte Feindſeligkeiten für den Vater des Marſchalls Simon ſo traurig geweſen waren. Ein Flügel des gemeinſchaftlichen Hauſes, wo von dieſer Seite die Gartenmauer auslief, ging auf die Felder; hier hatten die Wölfe ihren Angriff begonnen. Die Eile des Marſches; das Einkehren des Truppes in zwei Wirthshäuſern an der Straße; die glühende Ungeduld nach dem Kampfe der ſich näherte, hatten dieſe Menſchen voll wilder Erbitterung immer mehr erhitzt. Nach der erſten Steinſchleuderung, ſuchten die meiſten Angreifer auf dem Boden neue Munition; die Einen, um gemächlicher ſich zu verſehen, hielten ihre Stöcke mit den Zähnen, Andere hatten ſie die Mauer entlang hingelegt; hier und da bildeten ſich auch mehrere Gruppen tumultuariſch um die Hauptführer der Bande; die am beſten Gekleideten unter dieſen Leuten, trugen Blouſen oder Wämſer und Kappen, Andere waren faſt mit Lumpen bedeckt; denn, wir haben es geſagt, eine ziemlich große Zahl von Barrièrenlandſtreichern und von Vagabunden mit widrigen und galgenmäßigen Geſichtern, hatte ſich, wohl oder übel, der Schaar der Wölfe beigeſellt; einige abſcheuliche, zerlumpte Weiber, die immer hinter den Schritten jener Elenden aufzutauchen ſcheinen, begleiteten ſie, und hetzten noch durch ihre Zurufe, durch ihre Herausforderungen, die entflammten Gemüther auf; Eine unter ihnen, groß, handfeſt, mit purpurrothem Teint, weintrunkenem Auge, zahnloſem Munde, hatte auf dem Kopfe ein Murmelthierfell, unter dem gelbliche und ſtruppige Haare ſich hervorſtrahlen; ſie trug auf ihrem zerfetzten Kleide einen alten braunen gewürfelten Wollenſtoffe auf ihrer Bruſt gekreuzt, und hinten auf ihrem Rücken geknüpft. Dieſe Furie ſchien wuthbeſeſſen. Sie hatte ihre halbzerlumpten Aermel aufgeſtülpt; mit der einen Hand ſchwang ſie einen Stock, in der andern hielt ſie einen großen Stein: ihre Genoſſen nannte ſie Ciboule.*) Das ſchreckliche Geſchöpf ſchrie mit rauher Stimme: „Ich will mich in dieſe Fabrikweiber verbeißen; ich will ihnen Blut abzapfen.“

Dieſe wilden Worte wurden von ihren Genoſſen mit lautem Beifalle und mit dem raſenden Geſchrei aufgenommen: Es lebe Ciboule! das ſie bis zum Wahnſinne aufreizte. Unter den andern Führern war ein ein kleiner, dürrer, blaſſer Mann mit einem Wieſelgeſichte und ſchwarzen Halsbarte; er trug eine griechiſche, ſcharlachrothe Mütze, und ſeine lange neue Blouſe ließ ein Pantalon von ſehr reinlichem Tuche, und ſeine Stiefel ſehen. Offenbar gehörte dieſer Mann einem andern Stande an, als die übrigen Leute des Truppes: vorzüglich er war's, der die aufregendſten und beſchimpfendſten Aeußerungen gegen die Bewohner der Umgegend den Arbeitern der Fabrik in den Mund legte; er ſchrie viel, aber er trug weder Stein noch Stock. Ein Mann mit vollem, gerötheten Geſichte, und deſſen furchtbare Stimme von tiefem Tenor einem Kirchenſänger anzugehören ſchien, ſagte zu ihm: „Du willſt alſo auf dieſe gottloſen Hunde nicht Feuer geben, die im Stande ſind, die Cholera über das Land zu bringen, wie der Herr Pfarrer geſagt hat?"

---

*) Die kleine Zwiebel, Zipolle. A. d. Ueb.

„Ich werde Feuer geben, beſſer als Du," antwortete der kleine Mann mit dem Wieſelgeſichte, mit einem ſonderbaren und widrigen Lächeln.

„Und womit wirſt Du Feuer geben?"

„Mit dieſem Steine wahrſcheinlich," verſetzte der kleine Mann, einen großen Kieſel aufraffend; doch im Augenblicke, da er ſich bückte, entfiel ihm ein voller, aber ſehr leichter Sack, den er unter ſeiner Blouſe angeheftet zu halten ſchien.

„Sieh, Du verlierſt Deinen Sack und deine Kegel," ſagte der Andere. „Es ſchien nicht ſchwer zu ſeyn."

„Es ſind Wollmuſter," entgegnete der Mann mit dem Wieſelgeſichte, indem er ſchnell den Sack aufhob, und unter ſeine Blouſe ſteckte; dann fügte er bei: „Doch, aufgepaßt, ich glaube, daß der Steinbrucharbeiter ſpricht."

In der That war der ſchreckliche Steinbrucharbeiter derjenige, welcher über dieſe erbitterte Schaar die vollſtändigſte Gewalt ausübte; ſeine rieſige Geſtalt überragte dergeſtalt die Menge, daß man immer ſeinen dicken, mit einem zerfetzten rothen Tuche umwundenen Kopf, und ſeine herkuliſchen, mit rehfarbenem Ziegenfelle bedeckten Schultern, ſich erheben ſah über die düſtere, wimmelnde, und nur hier und da von Weiberhauben, wie von eben ſo vielen weißen Punkten durchſäete Bande.

Als die kleine Zahl von honneten aber irregeführten Arbeitern, die ſich zu dieſem gefährlichen Unternehmen unter dem Vorwande eines Geſellenverbündungsſtreites hatten hinreiſſen laſſen, ſahen, bis auf welchen Grad die Erbitterung der Gemüther geſtiegen war, verſuchten ſie, die Folgen des Kampfes fürchtend, aber zu ſpät, den Haupttrupp zu verlaſſen; nahe zuſammengedrängt, und ſo zu ſagen von feindlichen Gruppen umrahmt, aus Beſorgniß, für Memmen zu gelten, oder der ſchlechten Behandlung von Seite der überwiegenden Mehrzahl ausgeſetzt zu ſeyn, beſchloſſen ſie, einen zur Flucht günſtigeren Moment zu erwarten. Auf das wilde Geſchrei, welches die erſte Steinſchleuderung begleitet hatte, folgte eine tiefe, von der Stentorſtimme des Steinbrucharbeiters verlangte Stille. „Die Wölfe haben geheult," rief er aus; „man muß warten und ſehen, wie die Verſchlinger antworten und die Schlacht veranlaſſen wollen."

„Man muß ſie aus ihrer Fabrik ganz herauslocken, und das Treffen auf einem neutralen Felde liefern," ſagte der kleine Mann mit dem Wieſelgeſichte, welcher der Rechtsgelehrte der Bande zu ſeyn ſchien; „ſonſt wär' es Verletzung ihrer Wohnung."

„Verletzen! Was thut uns das Verletzen? ſchrie die furchtbare Furie mit dem Zuname Ciboule; „drauſſen oder drinnen, ich muß mich mit den Hausmarderinnen der Fabrik herumzerren."

„Ja, ja," ſchrien andere gräßliche, eben ſo zerlumpte

Geſchöpfe, wie Ciboule, „die Männer müſſen nicht Alles haben.“

„Wir wollen auch unſern Zweck erreichen!“

„Die Fabrikweiber ſagen, daß alle Weiber der Umgegend Säuferinnen und Landläuferinnen ſeyen,“ ſchrie der kleine Mann mit dem Wieſelgeſichte.

„Gut, das ſoll ihnen bezahlt werden.“

„Die Weiber müſſen ſich dreinmiſchen.“

„Das geht uns an.“

„Weil ſie die Sängerinnen in ihrem gemeinſchaftlichen Hauſe machen,“ rief Ciboule aus, „werden wir ſie die Arie lehren von: „Zu Hülf', man bringt mich um!“

Dieſer barbariſche Spaß wurde mit Geſchrei, mit Hohngelächter, mit raſendem Stampfen mit den Füßen aufgenommen, dem die Sentorſtimme des Steinbrucharbeiters ein Ende machte, indem er ſchrie: „Stille!“

„Stille! Stille!“ entgegnete die Schaar, „höret den Steinbrucharbeiter an!“

„Wenn die Verſchlinger feige genug ſind, nach einem zweiten Steinregen ſich nicht herauszukommen wagen, ſo iſt da unten eine Thüre; wir werden ſie einſprengen, und ſie in ihren Löchern umzingeln.“

„Es wäre beſſer, ſie zur Schlacht herauszulocken, und daß Keiner davon im Inneren der Fabrik bliebe,“ ſagte der kleine Mann mit dem Wieſelgeſichte, der einen Hinterhaltgedanken zu haben ſchien.

„Man ſchlägt ſich, wo man kann,“ ſchrie der Steinbrucharbeiter mit einer Donnerſtimme; „wenn man ſich nur packt, geht Alles. Man würde ſich auf dem Firſte eines Daches, oder auf einer Mauer oben riſſeln, nicht wahr, meine Wölfe?"

„Ja! ja!" erwiederte die von dieſen wilden Worten elektriſirte Schaar; „wenn ſie nicht herausgehen, dringen wir mit Gewalt ein. Man wird ihren Palaſt ſehen!"

„Dieſe Heiden haben nicht einmal eine Capelle," ſagte die Stimme mit den tiefen Tenor, „der Herr Pfarrer hat ſie verdammt."

„Warum ſollten ſie einen Palaſt haben, und wir Hundeſtälle!"

„Die Arbeiter des Herrn Hardy behaupten, daß Hundeſtälle für Canaillen, wie Ihr, noch zu gut ſeyen," ſchrie der kleine Mann mit dem Wieſelgeſichte.

„Ja! ja! ſie haben es geſagt."

„Dann wird man bei ihnen Alles zertrümmern! Man wird ihren Bazar niederreiſſen. Man wird das Haus durch die Fenſter hinauswerfen. Und wenn man die Hausmarderinnen, welche die albernen, gezierten Weibsbilder ſpielen, wird ſingen gemacht haben," rief Ciboule aus, „wird man ſie nach Steinſchlägen auf den Kopf tanzen laſſen."

„Auf Wölfe, aufgepaßt," ſchrie der Steinbrucharbeiter mit einer Sentorſtimme, „noch eine Steinſchleuderung, und wenn die Verſchlinger nicht herausgehen, nieder mit der Thüre!" Dieſer Vorſchlag wurde mit dem Geheule wilder Heftigkeit aufgenommen, und der Steinbrucharbeiter, deſſen Stimme den Tumult übertäubte, ſchrie mit der ganzen Kraft ſeiner herkuliſchen Lunge: „Achtung! Wölfe, Stein in die Hand, und zugleich fertig?“

„Ja! ja! wir ſind fertig.“

„An! Feuer!“

Und zum zweitenmale brauſete eine Wolke von Steinen und ungeheuer Kieſeln gegen die Vorderſeite des gemeinſchaftlichen Hauſes, die auf die Felder ging; ein Theil dieſes Geſchoſſes zerſchmetterte die Fenſter, welche bei dem erſten Wurfe verſchont geblieben; zu dem ſonoren und ſchrillenden Klirren der zerbrochenem Scheiben, geſellte ſich das von dieſer, durch ihre eigenen Frevel berauſchten Menge, wie ein furchtbarer Chor gemeinſam ausgeſtoſſene Geſchrei: „Schlacht und Tod den Verſchlingern!“

Aber bald wurde dieſes Geſchrei raſend, als die Angreifer, durch die eingeſchlagenen Fenſter Frauen erblickten, die erſchrocken hin und her eilten, die Einen Kinder tragend, Andere mit zum Himmel gerungenen Händen um Hülfe rufend, Andere endlich, Kühnere, ſich zum Fenſter hinaus lehnend, um zu verſuchen, die Sommerläden zu verſchließen.“

„Ah! ſiehe da, die Ameiſen ziehen aus!“ rief Ciboule, ſich bückend, um einen Stein aufzuheben, „ich muß ihnen mit Kieſelwurf helfen!“ Und der Stein, von der mannhaften und ſichern Hand der Furie geſchleudert, traf eine unglückliche Frau, die über das Geſims des Kreuzſtockes geneigt, einen Fenſterladen zu ſich zu ziehen ſuchte.

„Getroffen, ich habe in das Weiße getroffen,“ ſchrie das ſcheußliche Geſchöpf.

„Sehr gut genannt Ciboule. Du triffſt mit der Kugel,“*) ſagte eine Stimme.

„Es lebe Ciboule! Geht doch heraus, he! Ihr Verſchlinger, wenn Ihr Euch traut! Sie, die hundertmal geſagt haben, daß die Leute der Umgegend zu feige wären, zu kommen, um nur ihr Haus anzuſehen,“ ſagte der kleine Mann mit dem Wieſelgeſichte. „Und zu dieſer Stunde meſſen ſie mit der Elle!“

„Sie wollen nicht herausgehen,“ ſchrie der Steinbrucharbeiter mit einer Donnerſtimme, „laßt ſie uns räuchern!“

„Ja, ja! Laßt uns die Thüre einſprengen. Wir werden ſie ſchon finden. Auf, auf.“

Und die Schaar, mit dem Steinbrucharbeiter an der Spitze, nicht weit von welchem Ciboule ging, einen Stock ſchwingend, näherte ſich mit Umgeſtüm einer nicht weit entfernten großen Thüre. Der ſonore Boden dröhnte unter dem haſtigen Strampeln des Haufens, der nun nicht mehr ſchrie; dieſer verworrene, ſo zu ſagen unterirdiſche Lärm, ſchien vielleicht noch unheilvoller,

---

*) Boule-Kugel. Wortſpiel mit dem Namen Ciboule.
A. d. Ueb.

als das tobende Geſchrei. Die Wölfe gelangten bald zu jener Thüre von maſſiven Eichenholze. Im Momente, da der Steinbrucharbeiter gegen einen der Thürflügel einen furchtbaren Steinmetzhammer ſchwang, öffnete ſich raſch dieſer Flügel. Einige von den entſchloſſenſten Arbeitern wollten durch dieſen Eingang ſtürzen; aber der Steinbrucharbeiter trat, die Arme ausſtreckend, zurück, wie um dieſe Hitze zu mäſſigen, und den Seinigen Stille zu gebieten; dann gruppirten und ſchaarten ſich dieſe um ihn. Die halbgeöffnete Thüre ließ einen Trupp leider wenig zahlreicher Arbeiter gewahren, deren Haltung jedoch Entſchloſſenheit verkündete; ſie hatten ſich in der Eile mit großen Gabeln, Brecheiſen, Stöcken bewaffnet; Agricola, an ihrer Spitze ſtehend, hielt ſeinen ſchweren Schmidhammer in der Hand. Der junge Arbeiter war ſehr blaß; man ſah an dem Feuer ſeiner Augen, an ſeiner herausfordernden Phyſiognomie, an ſeiner unerſchrockenen Sicherheit, daß das Blut ſeines Vaters in ſeinen Adern rollte, und daß er, in einem gleichen Streite, furchtbar werden konnte. Dennoch gelang es ihm, ſich zu bezwingen, und er ſagte zum Steinbrucharbeiter: „Was wollt Ihr?“

„Schlacht!“ ſchrie der Steinbrucharbeiter mit einer Donnerſtimme.

„Ja, ja, Schlacht!“ wiederholte der Haufen.

„Stille! meine Wölfe,“ ſchrie der Steinbrucharbeiter, indem er ſich umkehrte, und ſeine breite Hand gegen die Menge ausſtreckte.

Dann ſich zu Agricola wendend: „Die Wölfe haben Schlacht begehrt.“

„Mit wem?“

„Mit den Verſchlingern.“

„Hier giebt es keine Verſchlinger,“ erwiederte Agricola, „hier giebt es ruhige Arbeiter, geht von dannen.“

„Wohlan! Hier ſind Wölfe, welche die ruhigen Arbeiter freſſen werden.“

„Die Wölfe werden Niemand freſſen,“ entgegnete Agricola, dem Steinbrucharbeiter in's Geſicht ſchauend, der ſich ihm mit drohender Miene näherte, „und die Wölfe werden nur den kleinen Kindern Furcht einjagen.“

„Ah! Du glaubſt?“ ſagte der Steinbrucharbeiter mit grimmigem Hohnlächeln. Dann, ſeinen ſchweren Steinmetzhammer aufhebend, hielt er ihn ſo zu ſagen dem Agricola unter die Naſe, indem er zu ihm ſagte: „Und dieß? Iſt dieß zum Lachen?“

„Und dieß?“ verſetzte Agricola, der mit einer raſchen Bewegung mit ſeinem Schmidhammer den Steinmetzhammer ſtieß und kräftig wegdrängte.

„Eiſen gegen Eiſen, Hammer gegen Hammer, das gefällt mir,“ ſagte der Steinbrucharbeiter.

„Es handelt ſich nicht um das, was Euch gefällt,“ erwiederte Agricola, kaum ſich bezwingend; „Ihr habt unſere Fenſter zerſchmettert, unſere Frauen erſchreckt, und vielleicht tödtlich, den älteſten Arbeiter der Fabrik verwundet, der in dieſem Augenblicke in den Armen ſeines Sohnes liegt,“ und Agricola's Stimme brach wieder ſeinen Willen, „das iſt genug, glaub' ich.“

„Nein! die Wölfe haben einen ſtärkeren Hunger, als dieſen,“ antwortete der Steinbrucharbeiter, „Ihr müßt von hier herausgehen Schelmenpack, und da auf die Ebene kommen, und die Schlacht liefern.“

„Ja! ja! Schlacht! ſie ſollen herausgehen,“ ſchrie der Trupp, heulend, pfeifend, ſeine Stöcke ſchwingend, und durch Zuſammendrängen den kleinen Raum noch verengend, der ihn von der Thüre trennte.

„Wir wollen keine Schlacht,“ entgegnete Agricola; „wir werden aus unſerm Hauſe nicht herausgehen; aber wenn Ihr es wagt, dieß zu überſchreiten,“ und Agricola warf ſeine Kappe auf die Schwelle, und ſetzte mit unerſchrockener Miene ſeinen Fuß darauf, „ja, wenn Ihr dieß überſchreitet, dann werdet Ihr uns in unſerm Hauſe angreifen, und für Alles haften, was ſich ereignen wird.“

„Bei Dir d'rin, oder anderswo werden wir Schlacht halten; die Wölfe wollen die Verſchlinger freſſen! Sieh, da iſt Dein Angriff!“ rief der Steinbrucharbeiter, ſeinen Hammer gegen Agricola ſchwingend. Aber dieſer, durch eine raſche Rückbeugung des Leibes ſich ſeitwärts werfend, wich dem Schlag' aus, und ſchleuderte ſeinen Hammer gerade gegen die Bruſt des Steinbrucharbeiters, der einen Augenblick ſchwankte, aber bald wieder feſt auf ſeinen Beinen, ſich wüthend auf Agricola ſtürzte, ſchreiend: „Hierher, Wölfe!“

Neuntes Kapitel.

Die Rückkehr.

Sobald der Kampf zwiſchen Agricola und dem Steinhauerarbeiter begonnen hatte, wurde das Handgemenge ſchrecklich, heiß, unverſöhnlich; eine Flotte von Angreifern der Ferſe des Steinbrucharbeiters folgend, ſtürzte durch die Thüre mit einer unwiderſtehlichen Wuth; Andere, nicht im Stande, durch dieſes furchtbare Gedränge zu kommen, wo die Ungeſtümſten die minder Stürmiſchen über den Haufen warfen, zu Boden drückten, zerquetſchten, machten einen ziemlich langen Umweg, zerſchmetterten ein an eine Hecke geſtütztes Gatter mit Schaugitter, und nahmen ſo zu ſagen die Fabrikarbeiter zwiſchen zwei Feuer; die Einen widerſtanden muthig; Andere, als ſie Ciboule, gefolgt von einigen ihrer gräßlichen Genoſſinen und mehreren Barrièrenlandſtreichern mit finſtern Geſichtern, in das gemeinſchaftliche Haus eilen ſahen, wohin ſich die Frauen und die Kinder geflüchtet hatten, rannten jener Bande verfolgend nach; da aber einige Gefährtinen der Furie ſich auf einmal umkehrten, Fronte machten, und den Eingang zur Treppe gegen die Arbeiter herzhaft vertheidigten, konnten Ciboule, drei oder vier ihres Gleichen, und eben ſo viele nicht minder nichtswürdige Männer, in mehrere Zimmer ſtürzen, die Einen um zu plündern, die Andern um Alles zu zertrümmern. Eine Thüre, die Anfangs ihren Anſtrengungen widerſtanden, wurde bald eingeſprengt; Ciboule ſtürzte in dieſes Gemach, ihren Stock in der Hand mit fliegenden Haaren, wüthend, vom Lärmen und Tumulte berauſcht. Ein ſchönes junges Mädchen (Angele war's), die den Eingang in ein zweites Zimmer vertheidigen zu wollen ſchien, warf ſich auf die Knie, blaß, flehend, mit gefalteten Händen ausrufend: „Thut meiner Mutter nichts zu Leide!"

„Ich werde Dir zuerſt einen Denkzettel geben, und dann Deiner Mutter;" ſchrie das ſchreckliche Weib, indem es ſich auf das unglückliche Kind warf, und ihm das Geſicht mit den Nägeln zu verkratzen ſuchte, währeno die Barrièrenlandſtreicher den Spiegel, die Pendeluhr, mit Stockſchlägen zerſchlugen, und Andere einiger Habſeligkeiten ſich bemächtigten. Angele ſtieß Schmerzensſchreie aus, auf alle Weiſe gegen Ciboule ſich wehrend, und ſuchte ſtets das Zimmer zu vertheidigen, wohin ihre Mutter ſich geflüchtet hatte, und, zum Fenſter hinaus geneigt, Agricola zu Hülfe rief. Der Hammerſchmid war neuerdings mit dem ſchrecklichen Steinbrucharbeiter handgemein. In dieſem Kampfe Leib an Leib, waren ihre Hämmer unnütz geworden; mit blutunterlaufenem Auge, gepreßten Zähnen, Bruſt an Bruſt, ineinandergeſchlungen und geringelt wie zwei Schlangen, machten ſie unerhörte Anſtrengungen, um ſich zu Boden zu werfen; Agricola, gebückt, hielt mit ſeiner rechten Fauſt die linke Kniekehle des Steinbrucharbeiters, da es ihm gelungen war, ſo das Bein zu faſſen, einen ſchrecklichen Fußſtoß parirend; aber ſo groß war die herkuliſche Kraft des Anführers der Wölfe, daß er, obgleich nur auf ein einziges Bein geſtützt, unerſchütterlich blieb, wie ein Thurm. Mit ſeiner freien Hand, (die andere war von Agricola gepreßt, wie in einem Schraubſtocke) ſuchte er, durch Fauſtſchläge, von unten aufgeführt, die Kinnlade des Hammerſchmides zu zerſchmettern, der, mit geneigtem Kopfe, ſeine Stirne an die Vertiefung der Bruſt ſeines Gegners ſtemmte.

„Der Wolf wird dem Verſchlinger die Zähne einſchlagen, der nichts mehr verſchlingen wird,“ ſagte der Steinbrucharbeiter.

„Du biſt kein ächter Wolf,“ antwortete der Hammerſchmid, ſeine Anſtrengungen verdoppelnd; die ächten Wölfe ſind wackere Geſellen, die nicht zu Zehn über Einen herfallen.“

„Aecht oder falſch, ich werde Dir die Zähne einſchlagen.“

„Und ich Dir das Bein brechen.“ Dieß ſagend, drückte der Hammerſchmid mit einer ſo gewaltigen Seitenbewegung auf das Bein des Steinbrucharbeiters, daß dieſer einen grimmigen Schmerzensſchrei ausſtieß, und mit der Wuth eines wilden Thieres ungeſtümm ſeinen Kopf verlängernd, gelang es ihm, Agricola in der Nähe des Halſes zu beißen. Bei dieſem ſcharfen Biſſe machte der Hammerſchmid eine Bewegung, die dem Steinbrucharbeiter erlaubte, ſein Bein loszumachen; dann, durch eine übermenſchliche Anſtrengung, ſtürzte er ſich mit ſeinem ganzen Gewichte auf Agricola, machte ihn ſchwanken, ſtraucheln, und unter ihn fallen. In dieſem Momente ſchrie Angelens Mutter, zu einem der Fenſter des gemeinſchaftlichen Hauſes hinausgeneigt, mit einer herzzerreiſſenden Stimme: „Zu Hilfe, Herr Agricola man tödtet meine Tochter.

„Laß mich los, auf Mannes Wort, wir werden uns morgen ſchlagen, wenn Du wollen wirſt,“ ſagte Agricola mit keuchender Stimme.

„Nichts aufgewärmtes, ich freſſe warm,“ erwiederte der Steinbrucharbeiter, und den Hammerſchmid mit einer ſeiner entſetzlichen Fäuſte an der Kehle packend, bemühte er ſich, ihm das Knie auf die Bruſt zu ſetzen.

„Zu Hilfe! man tödtet meine Tochter!“ ſchrie Angelens Mutter mit verzweiflungsvoller Stimme.

„Gnade! ich bitte Dich um Gnade! Laß mich fort,“ ſagte Agricola mit unerhörten Anſtrengungen, um ſeinem Gegner zu entrinnen.

„Ich habe zu viel Hunger,“ erwiderte der Steinbrucharbeiter.

Agricola, durch den Schrecken aufgeſtachelt, den Angelens Gefahr ihm einjagte, verdoppelte ſeine Anſtrengungen, als der Steinbrucharbeiter ſich am Schenkel von ſpitzigen Hakenzähnen gepackt fühlte, und zu gleicher Zeit einige Stockſchläge auf den Kopf erhielt, von einer kräftigen Hand geführt. Er ließ ſeine Beute los, und fiel betäubt auf ein Knie und eine Hand, mit der andern die Hiebe abzuwehren ſuchend, die man ihm verſetzte, und welche aufhörten, ſobald Agricola befreit war.

„Mein Vater, Sie retten mich. Wenn es nur für Angelen nicht zu ſpät iſt!“ rief der Hammerſchmid aus, ſich erhebend.

„Lauf, geh, beſchäftige Dich nicht mit mir,“ erwiederte Dagobert. Und Agricola ſtürzte in das gemeinſchaftliche Haus. Dagobert, von Rabat-joie begleitet, hatte, wie geſagt, die Töchter des Marſchalls Simon zu ihrem Großvater geführt. Inmitten des Tumultes angekommen, hatte Dagobert einige Arbeiter geſammelt, um den Eingang des Zimmers zu vertheidigen, wohin der verſcheidende Vater des Marſchalls gebracht worden war, und von dieſem Poſten aus Agricolas Gefahr geſehen. Bald trennte ein anderes Wogen des Handgemenges Dagobert vom Steinbrucharbeiter, der einige Augenblicke lang bewußtlos blieb. Agricola, in wenigen Sätzen das gemeinſchaftliche Haus erreichend, war es gelungen, die Menſchen zu Boden zu werfen, welche die Treppe vertheidigten, um ſich in den Corridor zu ſtürzen, an den Angelens Zimmer ſtieß. Im Augenblicke ſeines Ankommens beſchützte das unglückliche Kind ihr Geſicht mit ihren beiden Händen gegen Ciboule, die es ihr, gleich einer Hyäne über ihrer Beute grimmig über ihr fletſchend, zu zerkratzen ſuchte. Sich auf die ſchreckliche Furie ſtürzen, ſie bei ihrer gelblichen Mähne packen, mit einer unwiderſtehlichen Kraft, ſie zurückreiſſen und dann mit einem heftigen Stoße des Stiefelabſatzes auf die Bruſt ſie auf den Rücken hinſchleudern, dieß Alles war von Agricola mit der Schnelligkeit des Gedankens gethan. Ciboule, hart getroffen, aber durch die Wuth erbittert, ſtand alſogleich auf; in dieſem Augenblicke konnten einige, Agricola auf dem Fuße nachgeeilte Arbeiter, mit Erfolg kämpfen, und während der Hammerſchmid die halb ohnmächtige Angele aufhob, und in das anſtoßende Zimmer trug, wurden Ciboule und ihre Bande aus dieſem Theile des Hauſes verjagt. Nach dem erſten Feuer des Angriffes, ſchlug ſich die ſehr kleine Zahl ächter Wölfe, wie Agricola ſagte, die, übrigens honnette Arbeiter, die Schwäche gehabt hatten, ſich zu dieſem Unternehmen unter dem Vorwande eines Geſellenverbindungsſtreites hinreißen zu laſſen, die Ausſchweifungen gewahrend, welche dieſe Vagabunden zu begehen anfingen, die ſich, faſt wider ihren Willen, zu ihnen geſellten, dieſe ächten Wölfe, ſagen wir, ſchlugen ſich plötzlich zur Partei der Verſchlinger.

„Es giebt hier keine Wölfe und Verſchlinger mehr!“ hatte einer der entſchloſſenſten Wölfe zu Olivier geſagt, mit dem er ſo eben derb und loyal ſich geſchlagen, „es giebt jetzt nur mehr honette Arbeiter, welche ſich vereinigen müſſen, um die Räuber auf einen Haufen zuſammen zu klopfen, die nur hierher gekommen ſind, um zu zertrümmern und zu plündern.“

„Ja,“ verſetzte ein Anderer, „man hat wider unſern Willen angefangen, die Fenſter Ihres Hauſes einzuwerfen.“

„Der Steinbrucharbeiter iſt es, der Alles in Gang gebracht hat,“ äußerte ein Anderer, „die ächten Wölfe verläugnen ihn; er wird ſeinen Theil bekommen.“

„Alle Tage riſſelt man ſich tüchtig, aber man achtet ſich *).“

Dieſer Abfall eines Theiles der Angreifer, leider des kleinſten Theiles, gab jedoch den Fabrikarbeitern einen neuen Schwung, und Alle, Wölfe und Ver-

---

*) Wir wünſchen, dem Leſer klar begreiflich zu machen, daß nur die Nothwendigkeit unſerer Fabel den Wölfen die Rolle der Angreifer zugetheilt hat. Lediglich verſuchend, einen von den Mißbräuchen der Geſellenverbindung zu zeigen, Mißbräuche, die übrigens von Tag zu Tag zu verſchwinden ſtreben, wollten wir nicht einer Partei mehr als der andern, den Wölfen mehr als den Verſchlingern, einen Charakter wilder Feindſeligkeit beizumeſſen ſcheinen. Die Wölfe, Steinmetzgeſellen, ſind im Allgemeinen ſehr fleißige, ſehr intelligente Arbeiter, und ihre Lage iſt der Theilnahme um ſo würdiger, als nicht nur ihre Arbeiten, von einer faſt mathematiſchen Genauigkeit, zu den härteſten und mühſamſten gehören, ſondern ihnen ſogar drei oder vier Monate des Jahres fehlen, da ihre Profeſſion leider eine von denjenigen iſt, welche der Winter mit einem unvermeidlichen Arbeitsſtillſtande trifft. Eine ziemlich große Zahl von Wölfen beſucht, um ſich in ihrem Metier zu vervollkommnen, an jedem Abende einen Curſus der Geometrie, angewendet auf den Schnitt der Steine, demjenigen ähnlich, welchen Herr Agricola Perdiguier für die Tiſchler hält; mehrere Steinmetzgeſellen hatten ſogar bei der jüngſten Ausſtellung ein baukünſtleriſches Modell vorgelegt. E. S.

ſchlinger, obwohl an Zahl weit geringer, vereinten ſich gegen die Barrièrenlandſtreicher und andere Vagabunden, die das Vorſpiel zu bedauernswerthen Scenen machten. Eine Bande dieſer Elenden, aufgereizt und fortgeriſſen von jenem kleinen Manne mit dem Wieſelgeſichte, einem geheimen Emiſſäre des Barons Tripeaud, ſtrömte in Maſſe in die Werkſtätten des Herrn Hardy. Dann begann eine klägliche Verwüſtung; dieſe Leute, vom Schwindel der Zerſtörungswuth erfaßt, zertrümmerten ohne Erbarmen Maſchinen vom höchſten Werthe, Werkſtühle von äußerſter Feinheit: halb fabrizirte Waaren wurden ſchonungslos vernichtet; da ein wilder Wetteifer dieſe Barbaren exaltirte, wieſen dieſe Werkſtätten, vor Kurzem Muſter von Ordnung und Oekonomie der Arbeit, bald nur mehr Trümmer; die Höfe wurden mit Gegenſtänden aller Art bedeckt, die man mit grimmigen Geſchrei, mit wilden Gelächter-Ausbrüchen durch die Fenſter warf. Hierauf, immer in Folge der Aufreizungen des kleinen Mannes mit dem Wieſelgeſichte, wurden die Handelsbücher des Herrn Hardy, dieſe induſtriellen, dem Kaufmanne ſo unentbehrlichen Archive, in den Wind geſtreut, zerriſſen, unter die Füße getreten von einer Art hölliſcher Runde, zuſammengewürfelt aus dem Abſchaume dieſes Geſindels, ſchmutzige, zerlumpte, unheimliche Männer und Weiber, die Hand in Hand herumliefen, entſetzliche Schreie ausſtoßend. Sonderbarer und ſchmerzlicher Abſtand! Bei den betäubenden Lärme dieſer ſchrecklichen Scenen des Tumultes und der Verwüſtung, ereignete ſich eine Scene von ergreifender und trauriger Stille im Zimmer des Vaters des Marſchalls Simon, welches einige ergebene Männer bewachten. Der alte Arbeiter lag auf ſeinem Bette ausgeſtreckt, den Kopf mit einer Binde umwunden, die ſeine weißen, blutbefleckten Haare ſehen ließ; ſeine Züge waren erdfahl, ſein Athem unterdrückt, ſeine Augen ſtarr, faſt ohne Blick. Der Marſchall Simon, am Pfühle des Bettes ſtehend, über ſeinen Vater gebückt, lauſchte mit verzweiflungsvoller Angſt dem mindeſten Zeichen von Bewußtſeyn des Sterbenden, dem ein Arzt an den ſchwachen Puls fühlte. Roſe und Blanche, von Dagobert herbeigeführt, knieten vor dem Bette, mit gefalteten Händen, die Augen in Thränen gebadet, ein wenig weiter weg, halb verhüllt im Dunkel des Zimmers, denn die Stunden waren enteilt, und die Nacht brach an, ſtand Dagobert, die Arme auf ſeiner Bruſt gekreuzt, mit ſchmerzlich gekrampften Zügen. In dieſem Gemache herrſchte eine tiefe, feierliche Stille, hier und da durch das erſtickte Schluchzen von Roſe und Blanche, oder durch das mühſame Athmen des Vaters Simon unterbrochen. Die Augen des Marſchalls waren düſter und glühend; er wendete ſie von dem Geſichte ſeines Vaters nur ab, um den Arzt mit einem Blicke zu fragen. Es giebt ſeltſame Schickſalsfügungen. Dieſer Arzt war Herr Baleinier. Da die Heilanſtalt des Doctors ziemlich nahe bei der Barrière lag, welche am nächſten an die Fabrik grenzte, und in der Umgegend berühmt war, ſo war man zuvörderſt dorthin geeilt, um Hilfe zu holen. Plötzlich machte der Doctor Baleinier eine Bewegung; der Marſchall Simon, der ihn nicht aus den Augen ließ, rief aus: „Hoffnung!“

„Wenigſtens, Herr Herzog, hebt ſich der Puls ein wenig.“

„Er iſt gerettet!“ ſagte der Marſchall.

„Keine eitlen Hoffnungen, Herr Herzog,“ erwiederte der Doctor ernſt, „der Puls hebt ſich; dieß iſt die Wirkung der heftigen örtlichen Heilmittel, die ich an den Füßen anwenden ließ; aber ich weiß nicht, welchen Ausgang dieſe Kriſis nehmen wird.“

„Mein Vater! Mein Vater! Hören Sie mich?“ rief der Marſchall aus, als er den Greis eine leichte Kopfbewegung machen, und ein ſchwaches Zucken ſeiner Wimpern ſah. Wirklich öffnete er bald die Augen; dießmal leuchtete die Intelligenz darin.

„Mein Vater, Du lebſt, Du erkennſt mich,“ rief der Marſchall freude- und hoffnungstrunken aus.

„Pierre, Du biſt da?“ verſetzte der Greis mit ſchwacher Stimme, „Deine Hand ... gieb ...“ Und er machte eine leichte Bewegung.

„Da iſt ſie, mein Vater,“ erwiederte der Marſchall, die Hand des Greiſes in die ſeinige ſchließend. Dann, einer Regung unwillkührlicher Wonnetrunkenheit nachgebend, ſtürzte er über ſeinen Vater hin, und bedeckte ſeine Hände, ſein Geſicht, ſeine Haare mit Küſſen, indem er ausrief: „Er lebt! ... mein Gott! ... er lebt! Er iſt gerettet! ...“

In dieſem Augenblicke dröhnten die Schreie des Kampfes, der ſich neuerdings zwiſchen den Vagabunden, den Wölfen und den Verzehrern entſpann, in die Ohren des Sterbenden.

„Dieſer Lärm! dieſer Lärm!“ ſagte er, „man ſchlägt ſich alſo?“

„Es läßt nach, glaub' ich,“ verſetzte der Marſchall, um ſeinen Vater nicht zu beunruhigen.

„Pierre,“ ſagte der Greis mit ſchwacher und unterbrochener Stimme, „es bleibt mir nicht mehr viel Zeit.“

„Mein Vater ...“

„Mein Kind laß mich reden ... woferne ich ... Dir kann ... Alles ... ſagen.“

„Mein Herr,“ ſagte Baleinier mit ſalbungsvoller Miene zum alten Arbeiter, „der Himmel wird vielleicht zu Ihren Gunſten ein Wunder wirken; zeigen Sie ſich dankbar, und ein Prieſter —“

„Ein Prieſter? Ich danke mein Herr, ich habe meinen Sohn,“ erwiederte der Greis, „in ſeinen Armen will ich dieſe Seele zurückgeben, die immer ehrlich und rechtſchaffen geweſen iſt.“

„Sterben ... Du,“ rief der Marſchall aus, „o! nein, nein.“

„Pierre,“ ſagte der Greis mit einer Stimme, die, Anfangs ziemlich kräftig, nach und nach ſchwächer wurde, „Du haſt mich vorhin um Rath gefragt, in einer ſehr wichtigen Sache. Es dünkt mir, daß der Wunſch Dich über Deine Pflicht aufzuklären ... mich einen Augenblick in das Leben zurückgerufen hat … denn ich würde ſehr unglücklich ſterben … wenn ich Dich wüßte … auf einem Wege … unwürdig Deiner und meiner …

„Höre alſo, mein Sohn, … mein loyaler Sohn, … in dieſem letzten Augenblicke; … ein Vater täuſcht ſich nicht, … Du haſt eine große Pflicht zu erfüllen … auf die Gefahr hin nicht als ein Mann von Ehre zu handeln, auf die Gefahr hin … zu verkennen meinen letzten Willen … Du mußt ohne … ohne Zögern …“

Die Stimme des Greiſes war immer ſchwächer geworden, als er dieſe letztern Worte ausſprach, wurde ſie völlig unverſtändlich. Die einzigen Worten, welche der Marſchall Simon unterſcheiden konnte, waren dieſe: „Napoleon II … Eid … Schande, mein Sohn …“

Dann bewegte der alte Arbeiter noch mechaniſch die Lippen, und Alles war vorüber. Im Augenblicke, da er verſchied, war die Nacht völlig angebrochen, und die ſchrecklichen Schreie wiederhallten plötzlich von außen. „Feuer! … Feuer! …“

Der Brand brach mitten in einem der Gebäude der Werkſtätten aus, angefüllt mit entzündbaren Gegenſtänden, wohin der kleine Mann mit dem Wieſelgeſichte geſchlüpft war. Zu gleicher Zeit hörte man von weitem das Wirbeln der Trommeln, welche die Ankunft eines Truppendetaſchement von der Barrière her verkündete.

Seit einer Stunde, und ungeachtet aller Anſtrengungen, verzehrt das Feuer die Fabrik. Die Nacht iſt klar, kalt, ſternhell; der Nordwind iſt heftig; er bläst, er brauſet. Ein Mann, quer über das Feld ſchreitend, gedeckt durch eine ziemlich hohe Krümme des Bodens, die ihm den Brand verbirgt, nähert ſich mit langſamen und ungleichen Schritten. Dieſer Mann iſt Herr Hardy.

Er hat zu Fuß über das Feld heimkehren wollen, hoffend, daß das Gehen ſein Fieber beſänftigen würde, ein eiſiges Fieber, wie der Schauder eines Sterbenden. Man hatte ihn nicht getäuſcht; dieſe angebetete Geliebte, dieſe edle Frau, bei wecher er nach der furchtbaren Gefährde, die ihn ſo eben getroffen, eine Zuflucht hätte finden können, dieſe Frau hat Frankreich verlaſſen. Er kann nicht daran zweifeln: Margaretha iſt nach Amerika gereiſet, ihre Mutter hat von ihr, zur Abbüßung ihres Vergehens, begehrt, daß ſie ihm kein einziges Abſchiedswort ſchreibe, ihm, für den ſie ihre Pflichten als Gattin geopfert hatte. Margarethe hat gehorcht. Sie hatte es ihm übrigens oft geſagt: „Zwiſchen meiner Mutter und Ihnen, werde ich nicht ſchwanken.“ Sie hat nicht geſchwankt. Es giebt alſo keine Hoffnung, keine einzige Hoffnung mehr; der Ocean würde ihn von Margarethen nicht trennen, die er ihrer Mutter blindlings unterwürfig zu gut kannte, um überzeugt zu ſeyn, daß eben ſo Alles abgebrochen ſey, Alles für immer abgebrochen. Es iſt gut, er rechnet nicht mehr auf dieſes Herz, dieſes Herz, ſeine letzte Zuflucht. So ſind denn die zwei lebenskräftigſten Wurzeln ſeines Daſeyns ausgeriſſen, durch den nämlichen Schlag zerbrochen, am nämlichen Tage, faſt zugleich. Was bleibt Dir alſo, arme Sinnpflanze, wie Deine zärtliche Mutter Dich nannte? Was bleibt Dir, um Dich zu tröſten über dieſe verlorene letzte Liebe, über dieſe Freundſchaft, welche die Niederträchtigkeit in Deinem Herzen getödtet hat? O! Dir bleibt jener nach Deiner Vorſtellung geſchaffene Winkel dieſer Erde, jene kleine, ſo friedliche, ſo blühende Colonie, wo, Dank Dir, die Arbeit ihre Freude und ihre Belohnung mit ſich führt; jene würdigen Handwerker, die Du ſo glücklich, ſo gut, ſo dankbar gemacht haſt, werden Dir nicht fehlen, ſie… Auch dort iſt eine heilige und große Liebe; möge ſie Deine Zuflucht ſeyn inmitten jener gräßlichen Zerſtörung Deiner heiligſten Gefühle. Die Stille jener angenehmen und lieblichen Stätte; der Anblik des Glückes ohne Gleichen, welches Deine Geſchöpfe dort genießen, wird Dein armes, ſchmerzdurchwühltes Gemüth beruhigen, das ſo blutende, daß es nur noch durch Leiden lebt.

Auf! bald biſt Du auf dem Gipfel der kleinen Anhöhe, von wo aus Du von weitem, in der Ebene, jenes Paradies der Arbeiter erblicken kannſt, deren geſegneter und angebeteter Gott Du biſt. Herr Hardy war auf der Höhe des Hügels angekommen.

In dieſem Momente brach der eine Zeitlang verhaltene Brand mit neuer Wuth im gemeinſchaftlichen Hauſe aus, das er erreicht hatte. Ein lebhafter Schimmer, Anfangs weißlich, dann roth, dann kupferfarben, erhellte von ferne den Horizont. Herr Hardy ſah dieß mit einer Art ungläubigen, faſt ſtumpfen Erſtaunens. Plötzlich ſchoß eine ungeheuere Flammengarbe empor, inmitten eines Rauchwirbels, von einer Wolke von Funken umſprüht, ſchwang ſich himmelwärts, und warf über das ganze Feld, und bis zu den Füßen des Herrn Hardy glühende Widerſcheine. Die Heftigkeit des Nordwindes, die Flammen jagend und hinſtreckend, die unter dem Nordoſtwinde wogten, brachte bald zu den Ohren des Herrn Hardy die eiligen Klänge der Sturmglocke ſeiner brennenden Fabrik.

Der ſchwarze Panther von Java.

Zehntes Kapitel.

Der Unterhändler.

Seit dem Brande in der Fabrik des Herrn Hardy, ſind wenige Tage verfloſſen. Die folgende Scene ereignet ſich in der Straße Clovis, im Hauſe, worin Rodin ein nun verlaſſenes Erdgeſchoß hatte, und auch Rose-Pompon wohnte, welche ohne das mindeſte Bedenken, von der Haushaltung ihres Freundes Philemon Gebrauch machte. Es war ungefähr Mittag; Rose-Pompon, allein im Zimmer des noch immer abweſenden Studenten, frühſtückte ſehr heiter in der Ecke ihres

Feuers; aber welch' ein ſonderbares Frühſtück, welch' ein ſeltſames Feuer, welch' ein wunderliches Zimmer! Man ſtelle ſich ein ziemlich geräumiges Gemach vor, von zwei Fenſtern ohne Vorhänge erhellt; denn da dieſe Kreuzſtöcke auf weite Strecken gingen, hatte der Inhaber der Wohnung keine indiscreten Blicke zu befürchten. Die eine Seite des Zimmers diente zur Kleiderkammer: man ſah daſelbſt an einem Mantelholze das galante Auslavercoſtüm von Rose-Pompon hangen, nicht weit von Philemons Nachenführerjacke, und deſſen gleichfalls getheerten weiten Hoſen von grober grauer Leinwand; tauſend Stückpforten! tauſend Hayfiſche! tauſend Wallfiſche! wenn nun dieſer unerſchrockene Matroſe den großen Maſtkorb einer Fregatte während einer Weltumſeglungsreiſe bewohnt hätte. Ein Kleid von Rose-Pompon drapirte ſich anmuthig über den Beinen eines langen Pantalons, die unter dem Weiberrocke hervorzukommen ſchienen. Auf dem letzten Bücherbrete einer kleinen, abſonderlich ſtaubigen und vernachläßigten Bibliothek, ſah man neben drei alten Stiefeln (warum drei Stiefel?) und mehrern leeren Flaſchen, einen Todtenkopf ſtehen, ein Andenken der Knochenlehre und Freundſchaft, von einem Studenten der Medicin, einem Freunde Philemon's, dieſem zurückgelaſſen. In Folge eines im lateiniſchen Quartier ſehr beliebten Spaſſes, hielt dieſer Kopf zwiſchen ſeinen blendend weißen Zähnen, eine irdene Pfeife mit geſchwärztem Kopfe; ferner verſchwand ſeine glänzende Hirnſchale zur Hälfte unter einem alten, flott ſchief aufgeſetzten, und ganz mit Blumen und verblichenen Bändern bedeckten Zauberhute; wenn Philemon betrunken war, betrachtete er lange dieſes Knochengehäuſe, und verlor ſich in höchſt dithyrambiſche Selbſtgeſpräche, gelegentlich dieſer philoſophiſchen Annäherung zwiſchem dem Tode, und den thörichten Freuden des Lebens. Einige Gypsmasken, mit mehr oder weniger lückigen Naſen und Kinnen, an Wandnägeln aufgehangen, zeugten von der flüchtigen Wißbegierde Philemon's hinſichtlich der phrenologiſchen Wiſſenſchaft, geduldbedingende und überlegſame Studien, woraus er dieſe ſtrenge Schlußfolgerung gezogen: Daß, wer die Schuldenbeule habe, ſich in das Verhängniß ſeiner Organiſation ergeben müſſe, welche ihm den Gläubiger wie eine Lebens-Nothwendigkeit auferlege. Auf dem Kamine ragte unverſehrt und in ſeiner Majeſtät, das rieſige Gallaglas des Nachenführers empor, neben einer Theekanne von Porcellan mit violett und weißgeſtreiftem Halſe, und einem Tintenfaße mit der unter einer Schichte von grünlicher und mooſiger Vegetation halbverſteckten Mündung. Von Zeit zu Zeit wurde die Stille dieſes Aufenthaltes von dem Girren der Tauben unterbrochen, denen Rose-Pompon in Philemon's Arbeitscabinete eine herzliche Gaſtfreundſchaft bereitet hatte.

Froſtig wie eine Wachtel, ſaß Rose-Pompon in der Ecke dieſes Kamines, und ſchien ſich auch in der ſüßen Wärme eines kräftigen Strahles der Sonne gütlich zu thun, welche ſie mit einem goldigen Lichte umwogte. Dieſes drollige kleine Geſchöpf trug eines der barokeſten Coſtüme, das jedoch die blühende Friſche ihrer ſiebenzehn Jahre, ihre pikante Phyſiognomie, und ihr entzückendes Geſichtchen, gekrönt mit hübſchen blonden, immer ſchon morgens ſorgfältig geglätteten und gekämmten Haaren, vortheilhaft hervorhob.

Nach Art eines Schlafrockes hatte Rose-Pompon das große, ſchlarlachrothe wollene Hemd Philemons, einen Theil ſeines amtlichen Nachenführercoſtüms, ſinnreich über ihr Hemd gezogen; der offene und umgeſtülpte Kragen ließ die Weiße der Leinwand des erſten Kleidungsſtückes des jungen Mädchens ſehen, wie auch ihren Hals, den Urſprung ihres runden Buſens und ihre Grübchenſchultern, ſüſſe Schätze von ſo feſtem und glatten Atlaße, daß das ſcharlachrothe Hemd auf der Haut in einer roſigen Färbung zu wiederſtrahlen ſchien; die friſchen und üppigen Arme der Griſette quollen zur Hälfte aus weiten, zurückgeſtülpten Aermeln hervor, und eben ſo ſah man halb, und eines über das andere gekreuzt, ihre ſchönen Beine, ſchon am frühen Morgen mit einem ſtraffgezogenen weißen Strumpfe angethan, am Knöchel durch einen kleinen Halbſtiefel umſchloſſen. Eine ſchwarzſeidene Cravate, das ſcharlachrothe Hemd an der Weſpentaille Rose-Pompon's über ihren, der religiöſen Begeiſterung eines modernen Phidias würdigen Hüften ſchließend, verlieh dieſer, vielleicht ein wenig zu wollüſtig ausprägenden Bekleidung, eine ſehr originelle Anmuth.

Wir haben geſagt, daß das Feuer, an welchem **Rose-Pompon** ſich wärmte, ſeltſam war. Man urtheile darüber: Da die Unverſchämte, die Verſchwenderin, nicht genug Holz hatte, heizte ſie ökonomiſch mit Philemon's Stiefelhölzern ein, die übrigens dem Auge einen Brennſtoff von bewundernswürdiger Regelmäßigkeit zeigten.

Wir haben geſagt, daß das Frühſtück von **Rose-Pompon** ſonderbar war. Man urtheile darüber. Auf einem kleinen vor ihr ſtehenden Tiſche, ſtand ein Schwänkkeſſel, worin ſie kurz zuvor ihr Geſicht getaucht hatte, in ein, wie dieſes, friſches Waſſer; aus dieſem, gefällig in eine Salatſchüſſel verwandelten Schwänkkeſſel, zog **Rose-Pompon**, man muß es geſtehen, mit der Spitze ihrer Finger große Blätter von wieſengrünen Salate, mit Eſſig zum Erwürgen angemacht; dann knarpelte ſie dieſes grüne Zeug aus allen Kräften ihrer kleinen weißen Zähne, von einem zu unveränderlichen Schmelze, um ſtumpf zu werden; zum Getränke hatte ſie ein Glas Waſſer mit Johannisbeerſyrup zubereitet, deſſen Miſchung ſie mit einem kleinen hölzernen Senftopflöffel in Gang brachte. Endlich, als Nebengericht, erblickte man ein Dutzend Oliven, in einem jener Ringkäſtchen von blauem und undurchſichtigen Glaſe zu fünfundzwanzig Sous; ihr Deſert beſtand aus Nüſſen, die ſie als Zubereitung auf einer am Feuer von Philemon's Stiefelhölzern geglühten Schaufel halb röſten ließ. Daß **Rose-Pompon** bei einer Nahrung von ſo unglaublicher und ſo wilder Wahl, durch die Friſche ihres Teints ihres Namens*) würdig war, iſt eines von jenen göttlichen Wundern, welche die Allmacht der Jugend und Geſundheit offenbaren.

Als Rose-Pompon ihren Salat geknarpelt hatte, wollte ſie ihre Oliven knarpeln, als man ſachte an die von innen züchtig verriegelte Thüre klopfte.

„Wer iſt da?“ fragte Rose-Pompon.

„Ein Freund, ein alter der alten Frau,“ antwortete eine ſonore und fröhliche Stimme. „Sie ſperren ſich alſo ein?“

„Ei! Sie ſind's, Nini-Moulin?“

„Ja, meine liebe Mündel. Machen Sie mir ſchnell auf. Es iſt dringend.“

„Ihnen aufmachen? Ah wohl! zum Beiſpiele! in meinem Aufzuge. Das wäre hübſch!“

„Ich glaube wohl, daß es wie auch Ihr Aufzug ſeyn möge, hübſch wäre, und noch dazu ſehr hübſch, o roſigſte von allen Pompons, womit jemals Amor ſeinen Köcher geſchmückt hat!“

„Halten Sie Faſten- und Moralpredigten in Ihrem Journal, dicker loſer Vogel!“ erwiederte Rose-Pompon, indem ſie das ſcharlachrothe Hemd wieder dem Coſtüme Philemon's zurückſtellte.

„Ah! werden wir noch lange ſo durch die Thüre miteinander plaudern, zur größten Erbauung unſerer Nachbarn?“ ſagte Nini-Moulin. „Bedenken Sie, daß ich Ihnen wichtige Sachen mitzutheilen habe, Sachen, die Sie verrückt machen werden.“

---

*) Rose-Pompon, Schmuckroſe: pompon bezeichnet eigentlich allerlei kleine Zierathen zum Kopfputze eines Frauenzimmers. D. Ueb.

„Laſſen Sie mir doch Zeit, ein Kleid anzuziehen, dicker Quälgeiſt!“

„Wenn dieß wegen meiner Schamhaftigkeit geſchieht, ſo übertreiben Sie die Empfindlichkeit derſelben nicht; ich bin kein albernes, geziertes Weibsbild; ich werde Sie ſehr gerne annehmen, wie Sie ſind.“

„Und ſagen, daß ein ſolches Ungeheuer der Liebling aller Sacriſtane iſt,“ erwiederte Rose-Pompon, die Thüre öffnend, eben fertig mit dem Anhäkeln eines Kleides an ihre Nymphentaille.

„Ah! Sind Sie einmal in das Taubenhaus zurückgekehrt, hübſcher Zugvogel!“ ſagte Nini-Moulin, die Arme kreuzend, und Rose-Pompon mit komiſchem Ernſte grüßend. „Und wo kommen Sie her, wenn's Ihnen gefällig iſt? Drei Tage ſind's ſchon, daß Sie hier nicht geniſtet haben, garſtige kleine Taube.“

„Das iſt wahr, erſt ſeit geſtern Abend bin ich zurück. Sie ſind alſo während meiner Abweſenheit gekommen?“

„Ich bin alle Tage gekommen, und öfter zweimal als einmal, Mademoiſelle; denn ich habe Ihnen ſehr wichtige Sachen zu ſagen.“

„Wichtige Sachen? Dann werden wir hübſch lachen.“

„Keineswegs, es iſt ſehr ernſt,“ entgegnete Nini-Moulin, ſich ſetzend. „Aber vor Allem, was haben Sie während dieſer drei Tage gethan, ſeit denen Sie aus der ehelichen und Philemoniſchen Wohnung deſertirt ſind? Ich muß dieß erfahren, bevor ich Ihnen mehr ſage.“

„Wollen Sie Oliven?“ fragte Rose-Pompon, eine von dieſen Oehligen knarpelnd.

„Dieß Ihre Antwort, ich verſtehe. Unglücklicher Philemon!“

„Es giebt keinen unglücklichen Philemon da d'rin, Läſterzunge: Clara hat einen Todten in ihrem Hauſe, und während der erſten Tage, die auf die Beerdigung folgten, ſich gefürchtet, die Nächte ganz allein zuzubringen.“

„Ich hielt Clara für ſehr hinlänglich verſorgt gegen dieſe Befürchtungen da.“

„Sie irren ſich, enorme Viper! da ich zu dieſem armen Mädchen gegangen bin, um ihr Geſellſchaft zu leiſten.“

Auf dieſe Bekräftigung ſang der religiöſe Schriftſteller zwiſchen ſeinen Zähnen mit einer völlig ungläubigen und durchtriebenen Miene.

„Das heißt, ich habe Philemon Zugleinen gemacht,“ rief Rose-Pompon aus, eine Nuß mit dem Unwillen einer ungerecht in Verdacht gezogenen Tugend aufſchlagend.

„Ich ſpreche nicht von Zugleinen, ſondern von einem einzigen kleinen niedlichen Zuge, und von der Farbe der Rose-Pompon.“

„Ich ſage Ihnen, daß ich nicht zu meinem Vergnügen von hier mich entfernt habe, im Gegentheile, denn während dieſer Zeit iſt die arme Cephyſe verſchwunden.“

„Ja, die Bacchusfeſt-Königin iſt verreiſet, die Mutter Arſene hat es mir geſagt; aber wenn ich mit Ihnen von Philemon ſpreche, antworten Sie mir mit Cephyſen, das iſt nicht deutlich.“

„Der ſchwarze Panther freſſe mich, den man an dem Thore Saint-Martin zeigt, wenn ich Ihnen nicht die Wahrheit ſage. Und, gerade recht hiewegen, Sie werden zwei Plätze miethen müſſen, um mich zu jenen Beſtien zu führen, mein kleiner Nini-Moulin? Man ſagt, daß es etwas Liebes um wilde Thiere ſey.“

„Ah! ſind Sie närriſch?“

„Wie ſo?“

„Daß ich Ihre Jugend leite wie ein luſtiger Großvater inmitten mehr oder minder ſtürmiſcher Tulpen, das laß' ich mir gefallen; ich riskire nicht, meine religiöſen Bürger dabei zu treffen, aber Sie gerade zu einem Faſtenſpectakel zu führen, da nur die Vorſtellung wilder Thiere iſt, brauchte ich dort nur meinen Sacriſtanen zu begegnen, um mich hübſch auszunehmen, mit Ihnen unterm Arme.“

„Stecken Sie eine falſche Naſe vor, und Sprungriemen an Ihr Pantalon, mein dicker Nini; man wird Sie nicht erkennen."

„Es iſt nicht von der falſchen Naſe die Rede, ſondern von dem, was ich Ihnen mitzutheilen habe, da Sie mir verſichern, daß Sie keine Intrigue haben."

„Ich ſchwör' es Ihnen," erwiederte Rose-Pompon feierlich, ihre linke Hand horizontal ausſtreckend, während ſie mit der rechten eine Nuß zwiſchen die Zähne brachte; dann fügte ſie mit einer erſtaunten Miene bei, indem ſie den Paletot-Sac von Nini-Moulin betrachtete: „Ah! mein Gott! was für bauſchige Taſchen Sie haben. Was iſt denn da d'rin?"

„Es ſind Sachen darin, die Sie betreffen, Rose-Pompon," ſagte Dumoulin ernſthaft.

„Mich?"

„Rose-Pompon," fragte plötzlich Nini-Moulin mit einer majeſtätiſchen Miene, „wollen Sie Equipage haben? Wollen Sie, anſtatt dieſes abſcheuliche Neſt zu bewohnen, eine angenehme Wohnung bekommen? Wollen Sie endlich angezogen ſeyn, wie eine Herzogin?"

„Gehen Sie, wieder Albernheiten, hören Sie, wollen Sie Oliven? wo nicht, eſſ' ich ſie alle; es iſt nur eine davon übrig." Nini-Moulin wühlte, ohne auf dieſes gaſtronomiſche Anerbieten zu antworten, in einer von ſeinen Taſchen, zog ein Schmuckkäſtchen heraus, das ein ſehr hübſches Armband verſchloß, und ließ dieſes vor den Augen des jungen Mädchens ſpiegeln.

„Ah! das köſtliche Armband!" rief ſie aus, mit ihren kleinen Händen klatſchend. „Eine kleine Schlange, die ſich in den Schweif beißt. Das Sinnbild meiner Liebe zu Philemon.“

„Sprechen Sie mir nicht von Philemon, das genirt mich,“ ſagte Nini-Moulin, das Armband an das Handgelenk von Rose-Pompon häkelnd, die es, wie eine Närrin lachend, geſchehen ließ, und zu ihm ſagte: „Dieß iſt ein Einkauf, den man Ihnen aufgebürdet hat, dicker luſtiger Bruder, und wovon Sie die Wirkung ſehen wollen. Wohlan! dieſes Kleinod iſt charmant!“

„Rose-Pompon,“ fuhr Nini-Moulin fort, „wollen Sie, ja oder nein, Dienerſchaft, eine Loge in der Oper, und tauſend Francs monatlich zu Ihrer Toilette?“

„Immer den nämlichen Spaß? Gut, gehen Sie,“ ſagte das junge Mädchen, indem ſie, immer fort Nüſſe eſſend, das Armband blitzen ließ; „warum immer die nämliche Poſſe, und keine andern auftiſchen?“

Nini-Moulin ſteckte von Neuem ſeine Hand in ſeine Taſche, und zog dießmal eine entzückende Burgfraukette hervor, die er der Rose-Pompon um den Hals ſchlang.

„O! die ſchöne Kette!“ rief das junge Mädchen aus, wechſelweiſe das funkelnde Kleinod und den religiöſen Schriftſteller betrachtend. „Wenn Sie auch dieß gewählt haben, haben Sie einen vortrefflichen Geſchmack; aber geſtehen Sie, daß ich ein gutes Mädchen bin, Ihnen ſo zum Schaukaſten von Schmuckſachen zu dienen.“

„Rose-Pompon!“ fuhr Nini-Moulin immer majeſtätiſcher fort, „dieſe Kleinigkeiten ſind nichts gegen das, was Sie in Anſpruch nehmen können, wenn Sie die Rathſchläge Ihres alten Freundes anhören.“

Rose-Pompon begann Dumoulin mit Erſtaunen anzuſchauen, und ſagte zu ihm: „Was bedeutet dieß, Nini-Moulin? Erklären Sie ſich doch? was ſind dieß für Rathſchläge?“

Dumoulin antwortete nichts, ſteckte ſeine Hand wieder in ſeine unverſiegbaren Taſchen, und zog dießmal ein Packet heraus, das er ſorgfältig enthüllte; es war eine prächtige Mantille von ſchwarzen Spitzen. Rose-Pompon war aufgeſtanden, von einer neuen Bewunderung ergriffen. Dumoulin warf ſchnell die reiche Mantille über die Schultern des jungen Mädchens.

„Aber dieß iſt herrlich! Ich habe nie etwas Aehnliches geſehen! Welche Zeichnungen! Welche Stickereien!“ ſagte Rose-Pompon, Alles mit treuherziger Neugier unterſuchend, und, man muß es geſtehen, völlig uneigennützig, dann fügte ſie hinzu: „Aber Ihre Taſche iſt ja eine Boutique? Wie kommen Sie zu ſo vielen ſchönen Sachen?“ Dann in ein lautes Gelächter ausbrechend, welches ihr liebliches Geſicht röthete, rief ſie aus: „Ich hab's, Ich hab's, es iſt der Brautſchmuck von Madame Sainte-Colombe! Ich mache Ihnen mein Compliment dazu! Das heißt gewählt!“

„Und wo Teufel wollen Sie denn, daß ich fiſche, um alle dieſe Wunder zu kaufen?“ fragte Nini-Moulin.

„Alles dieß, ich wiederhole es, gehört Ihnen, wenn Sie wollen, und wenn Sie mich anhören!“

„Wie,“ verſetzte Rose-Pompon mit einer Art von Betäubung, „was Sie mir ſagen, iſt ernſtlich?“

„Sehr ernſtlich.“

„Dieſe Anträge, als vornehme Dame zu leben?“

„Dieſe Kleinodien ſind Ihnen Bürgen für die Wirklichkeit dieſer Anerbietungen.“

„Und Sie ſchlagen mir dieß für einen Andern vor, mein armer Nini-Moulin?“

„Einen Augenblick,“ rief der religiöſe Schriftſteller mit einer komiſchen Schamhaftigkeit aus, „Sie ſollen mich zur Genüge kennen, o meine geliebte Mündel! um überzeugt zu ſeyn, daß ich unfähig wäre, Sie zu einer unehrbaren oder indecenten Handlung zu verleiten. Ich achte mich zu ſehr, um ſo etwas zu thun, abgeſehen davon, daß dieß eine Hintergehung Philemons wäre, der mir die Bewachung Ihrer Tugenden anvertraut hat.“

„Dann, Nini-Moulin,“ entgegnete Rose-Pompon, immer erſtaunter, „kenn’ ich mich dabei gar nicht mehr aus, mein Ehrenwort.“

„Es iſt doch ſehr einfach, ich …“

„Ah! ich hab’s,“ rief Rose-Pompon, Nini-Moulin unterbrechend, „es iſt ein Herr, der mir ſeine Hand anbieten will, ſein Herz, und etwas dazu thun. Konnten Sie mir dieß nicht ſogleich ſagen?“

„Eine Heirath? ah ja wohl!“ ſagte Dumoulin, die Achſeln zuckend.

„Es iſt von Heirath nicht die Rede?“ fragte **Rose-Pompon**, in ihr früheres Erſtaunen zurückfindend.

„Nein.“

„Und die Anträge, die Sie mir machen, ſind ehrbar, mein dicker loſer Vogel?“

„Es giebt keine ehrbarern.“ (Und Dumoulin ſprach wahr).

„Ich werde Philemon nicht untreu zu werden brauchen?“

„Nein.“

„Oder irgend Einem treu?“

„Eben ſo wenig.“

Rose-Pompon ſtand verwirrt da; dann fuhr ſie fort: „Ah! laſſen Sie hören, ſpaſſen wir nicht. Ich bin nicht ſo dumm, mir einzubilden, daß man mich als Herzogin wird leben laſſen, Alles nur meiner ſchönen Augen wegen, wenn es mir erlaubt iſt, mich alſo auszudrücken,“ fügte die Duckmäuſerin mit heuchleriſcher Beſcheidenheit bei.

„Sie können ſich völlig ſo ausdrücken.“

„Doch,“ ſagte **Rose-Pompon** immer verlegener, „was werde ich dagegen geben müſſen?“

„Gar nichts.“

„Nichts?“

„Nicht einmal ſo viel,“ und **Nini-Moulin** biß die Spitze ſeines Nagels ab.

„Aber was werde ich dann thun müſſen?“

„Sie werden ſich ſo hübſch als möglich machen müſſen, ſich gütlich thun, ſich ergötzen, ſpazierenfahren. Sie ſehen, dieß iſt nicht ſehr ermüdend, ungerechnet daß Sie zu einem guten Werke beitragen werden."

„Indem ich als Herzogin lebe?"

„Ja; entſchließen Sie ſich alſo; verlangen Sie keine weiteren Details von mir; ich könnte ſie Ihnen nicht geben; übrigens werden Sie nicht wider Ihren Willen zurückgehalten ſeyn; verſuchen Sie es mit dem Leben, das ich Ihnen vorſchlage; wenn es Ihnen entſpricht, werden Sie es fortſetzen; wo nicht, werden Sie in Ihre Philemoniſche Haushaltung zurückkehren."

„Im Grunde —"

„Verſuchen Sie es immerhin, was riskiren Sie?"

„Nichts; aber ich kann nicht glauben, daß dieß Alles wahr iſt. Und dann," ſetzte ſie zögernd hinzu, „weiß ich nicht, ob ich ſoll."

Nini-Moulin ging an's Fenſter, öffnete es, und ſagte zu Rose-Pompon, die hinzueilte: „Sehen Sie, an der Hausthüre."

„Ein ſehr hübſcher Wagen, meiner Treu! Gott! wie gut muß es da d'rin ſitzen ſeyn!"

„Dieſer Wagen gehört Ihnen. Er erwartet Sie"

„Wie! ererwartet mich?" ſagte Rose-Pompon, „ich müßte mich alſogleich entſchließen?"

„Oder gar nicht."

„Heute?"

„Auf der Stelle."

„Aber wohin führen Sie mich?"

„Weiß ich es?"

„Sie wiſſen nicht, wohin Sie mich führen?"

„Nein," (und Dumoulin ſprach wieder wahr), „der Kutſcher hat Befehle."

„Wiſſen Sie, daß dieß Alles hübſch drollig iſt, Nini-Moulin!"

„Ich hoffe es wohl, wenn es nicht drollig wäre, wo bliebe das Vergnügen?"

„Sie haben Recht."

„Alſo, Sie willigen ein. Daß laß ich mir gefallen; ich bin entzückt für Sie und für mich."

„Für Sie?"

„Ja, weil Sie mir durch Ihre Einwilligung eine große Gefälligkeit erweiſen."

„Ihnen? und warum?"

„Daran liegt Ihnen wenig, wenn ich Ihnen nur verbunden bin."

„Das iſt wahr."

„Alſo, gehen wir?"

„Bah! Im Grunde wird man mich nicht eſſen," ſagte Rose-Pompon entſchloſſen.

Und hüpfend nahm ſie einen Bibi,*) roſig wie ihr hübſches Geſicht, und ſetzte ihn, vor einen zerſprungenen Spiegel tretend, keck à la chien auf ihre Scheitel von blonden Haaren, was, ihren weißen Hals, ſo wie die ſeidenzarte Wurzel ihres dichten Chignons enthüllend, zu gleicher Zeit ihrer hübſchen ſchelmiſchen Miene den muthwilligſten, wir möchten nicht ſagen den leichtfertigſten Ausdruck verlieh. „Meinen Mantel!“ ſagte ſie zu Nini-Moulin, welcher von einer großen Unruhe befreit zu ſeyn ſchien, ſeitdem ſie eingewilliget hatte.

---

*) Ein Hütchen nach damaliger Mode. D. Ueb.

„Pfui doch! einen Mantel,“ erwiederte der Cicisbeo, zum letztenmale in einer letzten Taſche wühlend, einem wahren Querſacke, und zog daraus einen ſehr ſchönen Kaſchemirſhawl hervor, welchen er um die Schultern von Rose-Pompon ſchlang.

„Ein Kaſchemir!“ rief das junge Mädchen aus, ganz zitternd vor Freude und fröhlicher Ueberraſchung. Dann fügte ſie mit heldenmüthiger Faſſung bei: „Beſchloſſen iſt's! Ich wag' es.“

Und ſie ging hurtig hinunter, gefolgt von Nini-Moulin.

Die brave Obſt- und Kohlenhändlerin war in ihrem Laden.

„Guten Morgen, Mademoiſelle, Sie ſind heute früh auf,“ ſagte ſie zum jungen Mädchen.

„Ja, Mutter Arſene, da iſt mein Schlüſſel.“

„Ich danke, Mademoiſelle.“

„Ah! mein Gott! eben denk' ich daran,“ ſagte Rose-Pompon plötzlich mit leiſer Stimme, indem ſie zu Nini-Moulin ſich wendete, und von der Portierin entfernte, „und Philemon?“

„Philemon?“

„Wenn er kommt!"

„Ah! Teufel!" ſagte **Nini-Moulin**, ſich das Ohr kratzend.

„Ja, wenn Philemon kommt, was wird man ihm ſagen? denn ich werde vielleicht lange abweſend ſeyn."

„Drei oder vier Monate, vermuthlich."

„Nicht länger?"

„Ich glaube nicht."

„Dann iſt's gut," erwiederte **Rose-Pompon**; hierauf nach kurzem Nachſinnen, zur Kohlenhändlerin zurückkehrend, ſagte ſie zu ihr: „Mutter Arſene, wenn Philemon kommt, werden Sie ihm ſagen, daß ich ausgegangen bin in Geſchäften."

„Ja, Mademoiſelle."

„Daß er auf mich warten ſoll, aber ohne ungeduldig zu werden."

„Ja, Mademoiſelle."

„Und daß er nicht vergeſſen möge, meine Tauben zu füttern, die in ſeinem Cabinete ſind."

„Ja, Mademoiſelle."

„Adieu, Mutter Arſene."

„Adieu, Mademoiſelle." Und **Rose-Pompon** ſtieg mit **Nini-Moulin** triumphirend in den Wagen. „Der Teufel ſoll mich holen, wenn ich weiß, wo dieß Alles hinaus will," dachte Jacques Dumoulin, während der Wagen ſchnell aus der Straße Clovis fuhr. „Ich habe meine Dummheit wieder gut gemacht; nun mach' ich mir aus dem Uebrigen nichts."

Eilftes Kapitel.

Das Geheimniß.

Die folgende Scene ereignete ſich wenige Tage nach der Entführung Rose-Pompon's durch Nini-Moulin. Das Fräulein von Cardoville ſaß träumeriſch in ihrem, mit einem grünen chineſiſchen Seidenzeuge ausgeſchlagenen und mit einer Bibliothek von Ebenholze, erhöht von großen Karyatiden von vergoldeter Bronce, möblirten Arbeitszimmer. Aus einigen bedeutungsvollen Anzeichen errieth man, daß das Fräulein von Cardoville in den Künſten Erholung von wichtigen und traurigen Gedanken geſucht hatte. Neben einem offenen Claviere ſtand eine Harfe vor einem Muſikpulte; weiterhin ſah man auf einem von Schachteln mit Farbenſtiften und Waſſerfarben bedeckten Tiſche, mehrere Velinblätter mit ſehr lebhaft colorirten Skizzen. Die meiſten ſtellten auserleſene aſiatiſche Landſchaften vor, in der Gluth aller Flammen der Sonne des Orients. Ihrer Laune getreu, zu Hauſe auf eine maleriſche Weiſe ſich zu kleiden, glich das Fräulein von Cardoville an dieſem Tage, in ihrer ſo edlen und ſtrengen Haltung, einem von jenen ſtolzen Porträten von Velasquez. Ihr Kleid war von ſchwarzem Moor mit reich ausgeſtofften Rocke, mit ſehr langer Taille, und mit Aermeln, beſetzt mit Schlitzſpangen von Roſaatlaß, die ſchnürförmig mit Agatſlindern geſtickt waren. Eine wohl geſteifte Krauſe nach ſpaniſcher Sitte, reichte bis an ihr Kinn, und war durch ein breites Roſaband um den Hals befeſtiget. Dieſe Krauſe, ſanft gehoben, wölbte ſich über die eleganten Rundungen eines Vorleibchens von Roſaatlaß, mit Agatperlenſchnüren durchflochten, und am Gürtel in eine Spitze auslaufend. Es iſt unmöglich zu ſagen, wie ſehr dieſe ſchwarze Kleidung mit den weiten und leuchtenden Falten, vom Roſa und blitzenden Agat gehoben, mit der blendenden Weiße der Haut Adrianens, und den Goldwogen ihres ſchönen Haares harmonirte, deſſen ſeidenzarte und lange Locken bis auf ihren Buſen quollen. Das junge Mädchen lag zur Hälfte, mit dem Elbogen auf eine mit grünen chineſiſchen Seidenzeuge überzogene Cauſeuſe*) ſich lehnend; die an der Seite des Kamines ziemlich erhöhte Lehne ſenkte ſich unmerkbar bis zum Fuße dieſes Möbels. Eine Art leichten Gitterwerkes von vergoldeter Bronce, halb kreisförmig, etwa fünf Fuß hoch, mit blühenden Lianen tapezirt (wunderbare viereckige Paſſionsblumen, gepflanzt in einen Blumenbehälter von Ebenholz, aus welchem dieſes Gitter emporſtieg), umgab jenes Sofa mit einer Art von Laubwerkſchirm, bunt durch große Blumen, grün von außen, purpurroth von innen; und von ſo glänzendem Schmelze, wie die Porcellanblumen, welche Sachſen uns ſendet. Ein lieblicher

---

*) Bezeichnung eines kleinen Sofa von verſchiedenen Formen.
D. Ueb.

und leichter Duft, wie eine ſchwache Miſchung von Veilchen und Jasmine, wehte aus der Blumenkrone jener bewunderungswürdigen Paſſionsblumen. Eine ſehr ſonderbare Sache! Eine große Menge ganz neuer Bücher (Adriane hatte ſie ſeit einigen Tagen kaufen laſſen) und eben erſt aufgeſchnitten, waren auf der Cauſeuſe um ſie her zerſtreuet, einige auf einem kleinen Gueridon, andere endlich, unter denen ſich mehrere große Atlaſſe mit Kupferſtichen befanden, lagen auf dem prächtigen Marderteppiche, der bis zum Fuße des Divans reichte. Eine noch ſonderbarere Sache, dieſe Bücher, von verſchiedenen Formaten und Verfaſſern, handelten alle vom nämlichen Gegenſtande. Adrianens Stellung offenbarte eine Art melancholiſcher Niedergeſchlagenheit; ihre Wangen waren blaß; eine bläuliche Glorie, die ihre großen, ſchwarzen, halbverſchleierten Augen umkreiſete, verlieh ihnen einen Ausdruck von tiefer Betrübniß. Viele Gründe veranlaßten dieſe Betrübniß, unter andern das Verſchwinden der Mayeur. Ohne eben an die treuloſen Einflüſterungen Robin's zu glauben, der zu verſtehen gab, daß ſie, aus Beſorgniß von ihm entlarvt zu werden, nicht gewagt habe im Hauſe zu bleiben, empfand Adriane eine peinliche Beklemmung des Herzens bei dem Gedanken, daß dieſes junge Mädchen, auf welches ſie ſo viel Vertrauen geſetzt, ihrer faſt ſchweſterlichen Gaſtfreundſchaft entflohen ſey, ohne ein einziges Wort der Dankbarkeit an ſie zu richten; in der That hatte man ſich wohl gehütet, die von der armen Arbeiterin im Augenblicke des Fortgehens eilig an ihre Wohlthäterin geſchriebenen wenigen Zeilen vorzuweiſen; man hatte nur von der in ihrem Schreibepulte gefundenen Banknote zu 500 Francs geſprochen, und dieſer letztere, ſo zu ſagen unerklärbare Umſtand auch beigetragen, im Gemüthe des Fräuleins von Cardoville ſchmerzliche Muthmaſſungen zu erregen. Bereits fühlte ſie die traurigen Wirkungen dieſes Mißtrauens gegen Alles und gegen Alle, von Rodin ihr empfohlen; jenes Gefühl von Mißtrauen, von Zurückhaltung, ſtrebte um ſo mächtiger zu werden, als das Fräulein von Cardoville, biſher dem Truge fremd, zum erſtenmale in ihrem Leben ein Geheimniß zu bewahren hatte, ein Geheimniß, welches zu gleicher Zeit ihr Glück, ihre Scham und ihre Qual ausmachte.

Halb liegend auf ihrem Divan, nachdenkend, niedergeſchlagen, durchlief Adriane, oft zerſtreut, eines von jenen erſt kürzlich gekauften Werken; plötzlich ſtieß ſie einen leichten Schrei der Ueberraſchung aus; ihre Hand, welche das Buch hielt, zitterte wie das Laub, und von dieſem Momente an ſchien ſie mit einer leidenſchaftlichen Aufmerkſamkeit, mit einer verzehrenden Neugier zu leſen. Bald glänzten ihre Augen voll Begeiſterung; ihr Lächeln wurde unausſprechlich holdſelig; ſie ſchien zumal ſtolz, glücklich und entzückt; doch in dem Augenblicke, da ſie ein letztes Blatt umgeſchlagen hatte, drückten ihre Züge getäuſchte Erwartung und Unwillen aus. Nun begann ſie von Neuem dieſe Lektüre, die ihr eine ſo ſüße Trunkenheit gewährt; aber dießmal las ſie mit einer berechneten Langſamkeit jede Seite wieder, ſo zu ſagen jede Zeile buchſtabirend, jedes Wort; dann unterbrach ſie ſich von Zeit zu Zeit, und ſchien ſofort, nachſinnend, ihre Stirne auf ihre ſchöne Hand geneigt und geſtützt, in tiefer Träumerei die eben mit einer zärtlichen und religiöſen Liebe geleſenen Stellen auszulegen. Bald bei einer Stelle angelangt, die einen ſolchen Eindruck auf ſie machte, daß eine Thräne in ihren Augen glänzte, kehrte ſie raſch den Band um, um auf ſeinen Umſchlage den Namen ſeines Verfaſſers zu ſehen. Einige Secunden lang betrachtete ſie dieſen Namen mit einem Ausdrucke ſonderbarer Dankbarkeit, und konnte ſich nicht enthalten, die Seite, worauf ſie ihn gedruckt gefunden, raſch an ihre roſigen Lippen zu drücken. Nachdem ſie mehreremale wieder die Zeilen geleſen hatte, von denen ſie ſo überraſcht worden war, ohne Zweifel den Buchſtaben des Geiſtes wegen vergeſſen, begann ſie ſo eifrig nachzudenken, daß das Buch ihrer Hand entgleitete, und auf den Teppich fiel. Während der Dauer dieſes Träumerei, hatte der Blick des jungen Mädchens Anfangs mechaniſch auf einem bewundernswerthen Basrelief verweilt, von einem Ebenholzgeſtelle getragen, und neben einem der Kreuzſtöcke ſtehend. Dieſe herrliche Broncefigur, kürzlich nach einem nach der Antike gemachten Gypsabguße gegoſſen, ſtellte den Triumph des indiſchen Bacchus vor. Nie vielleicht war die griechiſche Kunſt zu einer ſo ſeltenen Vollkommenheit gelangt.

Der junge Eroberer, zur Hälfte mit einer Löwenhaut angethan, welche die jugendliche und anmuthige Reinheit ſeiner Formen bewundern ließ, ſtrahlte von einer göttlichen Schönheit. Aufrecht in einem von zwei Tigern gezogenen Wagen, mit ſanfter und zugleich ſtolzer Miene, ſtützte er ſich mit der einen Hand auf einen Thyrſus,*) und mit der andern lenkte er in ruhiger Majeſtät ſein wildes Geſpann. An dieſer ſeltenen Miſchung von Anmuth, Kraft und Heiterkeit erkannte man den Helden, welcher ſo ſchwere Kämpfe den Menſchen und den Ungeheuern der Wälder geliefert hatte. In Folge des fahlen Tones des Reliefs, ließ das Licht, dieſes Bildhauerwerk von der Seite beleuchtend, das Geſicht des jungen Gottes bewundernswürdig hervortreten, der, faſt in hocherhabener Arbeit gemeißelt, und ſo erhellt, wiederſtrahlte wie eine prächtige Statue von blaſſem Golde auf dem dunklen und bewegten Grunde der Bronce. Bei dem erſten Verweilen von Adrianens Blicke auf dieſem ſeltenen Vereine göttlicher Vollkommenheiten, waren ihre Züge ruhig, träumeriſch; aber da dieſe Anfangs faſt mechaniſche Betrachtung immer aufmerkſamer und ſinnender wurde, ſtand das junge Mädchen plötzlich von ihrem Sitze auf, und näherte ſich langſam dem Basrelief, indem ſie der unwiderſtehlichen anziehenden Kraft einer außerordentlichen Aehnlichkeit nachzugeben ſchien. Dann begann eine leichte Röthe über die Wangen des Fräuleins von Cardoville zu hauchen, überzog nach und nach ihr Geſicht, und verbreitete ſich raſch über ihre Stirne und ihren Hals. Sie näherte ſich dem Basrelief noch mehr, und nach einem verſtohlenen, ſchier geſchämigen Blicke um ſich her, wie aus Beſorgniß, über einer tadelhaften Handlung überraſcht zu werden, näherte ſie zweimal ihre vor Gemüthsbewegung zitternde Hand, nur um mit der Spitze ihrer anmuthigen Finger die Bronceſtirne des indiſchen Bacchus obenhin zu berühren. Aber zweimal hielt eine Art geſchämiger Unſchlüſſigkeit ſie zurück. Endlich ward die Verſuchung zu ſtark. Sie unterlag ihr, und ihr alabaſterner Finger ſtützte ſich, nach einer zarten Liebkoſung des goldbleichen Geſichtes des jungen Gottes, eine Secunde lang kühner auf ſeine edle und reine Stirne. Bei dieſem obgleich ſehr leichten Drucke, ſchien Adriane eine Art elektriſchen Schlages zu fühlen; ſie bebte am ganzen Leibe; ihre Augen wurden ſehnend, erhoben ſich, nachdem ſie einen Augenblick in ihrer feuchten und glänzendem Muſchel geſchwommen, zum Himmel, und ſchloſſen ſich, ſchwer geworden, zur Hälfte, dann lehnte ſich der Kopf des jungen Mädchens ein wenig zurück; ihre Knie wankten unmerkbar, ihre roſigen Lippen öffneten ſich halb ihrem glühenden Athem zum Durchzuge; denn ihr Buſen hob ſich mit Gewalt, wie wenn der Saft der Jugend und des Lebens die Schläge ihres Herzens beſchleuniget, und ihr Blut ſieden gemacht hätte; bald endlich verrieth das flammende Geſicht Adrianens wider ihren Willen eine Art von zugleich ſchüchternen und leidenſchaftlichen, keuſchen und ſinnlichen Entzücken, deſſen Ausdruck nicht unausſprechlicher und rührender ſeyn konnte. Ein unausſprechlicher und rührender Anblick in der That iſt jener einer jungen Jungfrau, deren ſchamhafte Stirne bei der erſten Regung eines geheimen Sehnens erröthet. Beſeelt nicht der Schöpfer aller Dinge eben ſo den Leib wie die Seele mit ſeinem göttlichen Funken? Soll er nicht religiös verherrlichet werden in der Intelligenz wie in den Sinnen, womit er ſeine Geſchöpfe ſo väterlich beſchenkt hat? Verruchte, Gottesläſterer ſind alſo diejenigen, welche dieſe himmliſchen Sinne zu erſticken ſuchen, anſtatt ihren göttlichen Schwung zu leiten, in Einklang zu bringen.

---

*) Der mit Epheu und Weinreben umwundene Stab, welchen Bacchus und die Bacchantinnen ſchwärmend in der Hand trugen. D. Ueb.

Plötzlich fuhr das Fräulein von Cardoville zuſammen, richtete den Kopf empor, öffnete die Augen, wie aus einem Traume erwachend, trat haſtig zurück, entfernte ſich vom Basrelief, und machte mit innerer Aufregung einige Schritte im Zimmer, indem ſie mit ihren heißen Händen nach ihrer Stirne fuhr. Dann, ſo zu ſagen vernichtet wieder auf ihren Sitz ſinkend, floßen ihre Thränen reichlich; der bitterſte Schmerz brach in ihren Zügen aus, die nun die tiefſte Herzensangſt des peinlichen Kampfes offenbarten, welcher in ihrem Innern entſtand. Hierauf verſiegten die Thränen ein wenig. Und dieſer Kriſis ſo nagenden Kummers folgte eine Art heftigen Aergers, zorniger Entrüſtung gegen ihre eigene Perſon, die ſich in den ihr entſchlüpften Worten kundgaben: „Zum erſtenmale in meinem Leben fühl' ich mich ſchwach und feige; o! ja, feige! ſehr feige!“

Das Geräuſch einer Thüre, die auf und zu ging, zog das Fräulein von Cardoville aus ihren bitterem Nachſinnen. Georgette trat ein, und ſagte zu ihrer Gebieterin: „Können das Fräulein den Herrn Grafen von Montbron empfangen?“

Adriane, zu taktvoll, um vor ihren Zofen die Art von Ungeduld zu verrathen, die ihr ein ungelegener Beſuch verurſachte, erwiederte Georgetten: „Haben Sie dem Herrn Grafen geſagt, daß ich zu Hauſe ſey?“

„Ja, mein Fräulein.“

„Bitten Sie ihn, einzutreten.“

Obgleich das Fräulein in dieſem Augenblicke ein ziemlich lebhaftes Mißvergnügen über den Beſuch des Herrn von Montbron fühlte, ſo müſſen wir doch ſogleich beifügen, daß ſie ein faſt kindliches Wohlwollen für ihn hegte, eine innige Achtung, und dennoch war ſie, aus einem übrigens ſehr häufigen Contraſte, ſchier immer einer anderen Meinung, als er, woraus, nachdem das Fräulein von Cardoville einmal die ganze Freiheit ihres Geiſtes beſaß, die tollſten luſtigſten oder die lebhafteſten Erörterungen ſich entſpannen, bei denen Herr von Montbron, ungeachtet ſeines ſpöttiſchen an Allem zweifelnden Geiſtes, ſeiner bewährten Erfahrung, ſeiner ſeltenen Kenntniß der Menſchen und Dinge, kurz nennen wir das Wort: ſeiner Abgedrehtheit von guter Geſellſchaft, nicht immer den Vortheil auf ſeiner Seite hatte, und ſeine Niederlage heiter geſtand. So, nur um eine Idee von den ungleichen Meinungen des Grafen und Adrianens zu geben, hatte er, bevor er ſich, wie er fröhlich ſagte, zu ihrem Mitſchuldigen machte, immer (aus andern Gründen, als den von Frau von Saint-Dizier vorgebrachten) ihren Willen bekämpft, allein und nach ihrem Belieben zu leben, während im Gegentheile Rodin, den Entſchlüſſen des jungen Mädchens in dieſer Beziehung einen Zweck voll Erhabenheit unterſtellend, eine Art von Einfluß auf ſie gewonnen hatte. Damals ſechzig Jahre vorüber, war der Graf von Montbron einer der brillanteſten Männer des Directoriums, des Conſulats und des Kaiſerreiches geweſen; ſeine Verſchwendungen, ſeine witzigen Einfälle, ſeine Derbheiten, ſeine Duelle, ſeine Liebſchaften, ſeine Verluſte im Spiele, hatten faſt immer die Unterhaltungen der Geſellſchaft ſeiner Zeit erheitert. Hinſichtlich ſeines Charakters, ſeines Herzens und ſeines Umganges, müſſen wir ſagen, daß er immer in den Grenzen der aufrichtigſten Freundſchaft mit faſt Allen von ſeinen ehemaligen Geliebten geblieben war. Zur Zeit, da wir ihn dem Leſer vorführen, war er noch ein ſehr ſtarker und ſehr ſchöner Spieler; er hatte, wie man ehedem ſagte, eine ſehr vornehme Miene, ein entſchloſſenes, feines und ſpöttiſches Ausſehen; ſeine Manieren waren jene des beſten Tones, mit einem Anfluge angreifender Derbheit gegen Leute, die er nicht liebte; er war groß, ſehr ſchmächtig, und von einer leichten, faſt jugendlichen Haltung; ſeine Stirne hoch und kahl, die Haare weiß und kurz, der graue Backenbart halbmondförmig geſchnitten, das Geſicht mit der Adlernaſe lang, die blauen Augen ſehr durchdringend, und die Zähne noch ſehr ſchön.

„Der Herr Graf von Montbron!“ ſagte Georgette, die Thüre öffnend.

Der Graf trat ein, und küßte die Hand Adrianens mit einer Art von väterlicher Vertraulichkeit. „Wohlan!“ dachte ſich Herr von Montbron, „trachten wir die Wahrheit zu erfahren, die ich ſuchen will, um vielleicht ein großes Unglück zu verhüten.“

Zwölftes Kapitel.

Die Geſtändniſſe.

Da das Fräulein von Cardoville die Urſache der heftigen Gefühle, welche ſie beſtürmten, nicht wollte erforſchen laſſen, empfing ſie Herrn von Montbron mit einer erkünſtelten und erzwungenen Heiterkeit; dieſer ſeinerſeits, ungeachtet ſeiner großen Gewandtheit im Umgange, ſehr in Verlegenheit, einen Gegenſtand zur Sprache zu bringen, über den er mit Adrianen ſich zu benehmen wünſchte, beſchloß zuvor, wie man gewöhnlich ſagt, das Terrain zu ſondiren, bevor er ſich auf eine ernſtliche Unterredung einlaſſen wollte. Nachdem Herr von Montbron das junge Mädchen einige Secunden lang betrachtet hatte, ſchüttelte er den Kopf, und ſagte mit einem Seufzer des Bedauerns: „Mein liebes Kind, ich bin nicht zufrieden.“

„Irgend eine Herzens- oder Flortrauer, mein lieber Graf?“ erwiederte Adriane lächelnd.

„Eine Herzenstrauer!“ verſetzte Herr von Montbron.

„Wie, Sie, ein ſo ſchöner Spieler, ſollten ſich mehr um den Fall eines weiblichen Kopfes, als um einen Würfelfall kümmern?“

„Ich habe einen Herzenskummer, und Sie ſind's, die ihn verurſacht, mein liebes Kind.“

„Herr von Montbron, Sie wollen mich recht ſtolz machen,“ entgegnete Adriane lächelnd.

„Und Sie hätten ſehr unrecht; denn mein Herzenskummer rührt gerade davon her, ich ſag's Ihnen ganz offen, daß Sie Ihre Schönheit vernachläßigen. Ja, ſehen Sie Ihre blaſſen, niedergeſchlagenen, ermüdeten Züge an; ſeit einigen Tagen ſind Sie traurig. Sie haben irgend einen Kummer, deſſen bin ich gewiß.“

„Mein lieber Herr von Montbron, Sie beſitzen ſo viel Scharfſichtigkeit, daß es Ihnen erlaubt iſt, einmal daran Mangel zu leiden; und dieß begegnet Ihnen heute. Ich bin nicht traurig, ich habe gar keinen Kummer, und ich will Ihnen eine ſehr enorme, eine ſehr hochmüthige Ungebührlichkeit ſagen: ich habe mich nie ſo hübſch gefunden.“

„Im Gegentheile, es giebt nichts Beſcheideneres, als dieſe Behauptung. Und wer hat Ihnen dieſe Lüge geſagt? Ein Frauenzimmer?“

„Nein mein Herz, und es hat wahr geſprochen,“ erwiederte Adriane mit einer leichten Gemüthsbewegung; dann fügte ſie bei: „Begreifen Sie, wenn Sie können.“

„Behaupten Sie dadurch, daß Sie auf die Veränderung Ihrer Züge ſtolz ſind, weil Sie auf die Leiden Ihres Herzens ſtolz ſind?“ ſagte Herr von Montbron. Adrianen aufmerkſam betrachtend. „Es ſey; ich hatte alſo Recht; Sie haben einen Kummer. Ich beharre darauf,“ ſetzte der Graf mit einem wahrhaft durchdrungenen Tone hinzu, „weil mir dieß ſchmerzlich fällt.“

„Beruhigen Sie ſich; man kann nicht glücklicher ſeyn, als ich es bin; denn in jedem Augenblicke erfreue ich mich dieſes Gedankens: daß ich in meinem Alter frei bin, durchaus frei.“

„Ja, frei, ſich zu quälen; frei, ganz nach Belieben unglücklich zu ſeyn.“

„Gehen Sie, gehen Sie, mein lieber Graf,“ ſagte Adriane, „das iſt Ihr alter Streit, der ſich wieder belebt, ich finde an Ihnen den Bundesgenoſſen meiner Tante wieder, und des Abbé von Aigrigny.“

„Ich? ja, ungefähr wie die Rupublikaner die Bundesgenoſſen der Legitimiſten ſind; ſie verſtehen ſich, um ſich ſpäterhin zu verſchlingen. Eben recht wegen Ihrer abſcheulichen Tante; man ſagt, daß ſeit einigen Tagen bei ihr eine Art von Kirchenverſammlung gehalten wird, die ſehr rührig iſt, eine wahrhafte geiſtliche Emeute. Ihre Tante iſt auf gutem Wege.“

„Warum nicht? Sie hätten ſie ehedem um die Rolle der Göttin der Vernunft ſich bewerben ſehen. Heut zu Tage werden wir ſie vielleicht heilig geſprochen ſehen. Hat ſie nicht ſchon den erſten Theil des Lebens der heiligen Magdalena vollführt?“

„Sie werden nie ſo viel Uebles von ihr ſagen, als ſie deſſen wirklich thut, mein liebes Kind. Dennoch, obgleich aus entgegengeſetzten Gründen, dachte ich wie ſie, hinſichtlich Ihres Einfalles, allein* zu leben.“

„Ich weiß es.“

„Ja, und gerade deßwegen wünſchte ich, Sie noch tauſendmal freier zu ſehen, als Sie es ſind, und möchte Ihnen ganz aufrichtig rathen.“

„Mich zu verheirathen.“

„Gewiß, auf dieſe Art würde Ihre liebe Freiheit mit ihren Conſequenzen, anſtatt Fräulein von Cardoville zu heißen, Frau von …, den Sie eben möchten, heißen. Wir hätten für Sie einen vortrefflichen Mann gefunden, der verantwortlich geweſen wäre für Ihre Unabhängigkeit.“

„Und wer wäre verantwortlich geweſen für dieſen lächerlichen Mann? Und wer hätte ſich ſo weit herabgewürdiget, einen von Allen verſpotteten, geſchmähten

Namen zu tragen? Ich vielleicht?" fragte Adriane, ſich leiſe beſeelend. „Nein, nein, mein lieber Graf; im Guten oder Böſen werde ich immer allein für meine Handlungen haften; an meinen Namen wird ſich, gut oder ſchlecht, eine Meinung knüpfen, die ich wenigſtens allein werde gebildet haben; denn es wäre mir ebenſo unmöglich, auf eine niederträchtige Weiſe einen Namen zu entehren, der nicht der meinige wäre, als ihn zu führen, wenn er nicht fortwährend von der innigen Achtung umgeben wäre, die ich verlange. Nun aber, da man nur für ſich bürgt, werde ich meinen Namen behalten."

„Solche Ideen haben auf der Welt nur Sie."

„Warum?" verſetzte Adriane lachend, „weil es mir widerwärtig ſcheint, ein armes junges Mädchen ſich ſo zu ſagen einfleiſchen und verſchwinden zu ſehen in irgend einen ſehr häßlichen und ſehr ſelbſtſüchtigen Mann, und, wie man es ſagt, ohne zu lachen, ſomit ſanft und hübſch, wie es iſt, plötzlich die Hälfte dieſer häßlichen Sache werden. Ja, auf dieſe Art, ſie die friſche und anmuthige Roſe, geſetzt den Fall, die Hälfte einer abſcheulichen Diſtel! Gehen Sie, mein lieber Graf, geſtehen Sie es, dieſe eheliche Seelenwanderung iſt etwas ſehr Unausſtehliches," fügte Adriane mit lautem Lachen bei.

Die gekünſtelte, ein wenig fieberhafte Heiterkeit Adrianens, contraſtirte auf eine ſo herzzerfleiſchende Weiſe mit der Bläſſe und der Entſtellung ihrer Züge; es war ſo leicht zu ſehen, daß ſie durch dieſes erzwungene Lachen einen tiefen Gram zu betäuben ſuchte, daß Herr von Montbron ſchmerzlich davon gerührt wurde; aber ſeine Gemüthsbewegung verhehlend, ſchien er einen Augenblick nachzuſinnen, und nahm mechaniſch eines von den erſt kürzlich gekauften und aufgeſchnittenen Büchern, von denen Adriane umgeben war, nach einem zerſtreuten Blicke auf dieſen Band, fuhr er fort, die peinliche Gemüthsbewegung verbergend, welche ihm das erzwungene Lachen des Fräulein von Cardoville verurſachte.

„Nun denn, liebes Tollköpfchen, das Sie ſind, eine Thorheit mehr. Setzen wir den Fall, daß ich zwanzig Jahre zählte, und Sie mir die Ehre erwieſen, mich zu heirathen, würde man Sie Frau von Montbron nennen, denk' ich?“

„Vielleicht.“

„Wie, vielleicht? obgleich verheirathet, wollten Sie meinen Namen nicht führen?“

„Mein lieber Graf,“ verſetzte Adriane lächelnd, „verfolgen wir keine Hypotheſe, die mir nur Leidweſen zurücklaſſen kann.“

Plötzlich machte Herr von Montbron eine raſche Bewegung, und blickte das Fräulein von Cardoville mit einem Ausdrucke mächtiger Ueberraſchung an. Seit mehrern Augenblicken, immer mit Adrianen plaudernd, hatte der Graf mechaniſch einige hier und da auf der Cauſeuſe verſtreute Bände genommen, und wieder mechaniſch die Augen auf dieſe Werke geworfen. Das erſte hatte den Titel: Neue Geſchichte von Indien; das zweite: Reiſe in Indien; das dritte: Briefe über Indien. Immer erſtaunter, hatte Herr von Montbron ſeine Nachforſchung fortgeſetzt, und dieſes indiſche Namenregiſter durch den vierten Band: Spaziergänge in Indien, ſich vervollſtändigen ſehen; der fünfte Erinnerungen aus Hinduſtan; der ſechste: Bemerkungen eines Reiſenden in Oſtindien.

Sein Erſtaunen hierüber, aus mehreren ſehr wichtigen Gründen, hatte Herr von Montbron nicht länger verbergen können, was auch Adrianen ſeine Blicke bezeugten. Dieſe, welche auf die Gegenwart der ſie umgebenden verrätheriſchen Bücher völlig vergeſſen hatte, einer Bewegung unwillkürlichen Aergers nachgebend, erröthete leicht; ſo wie ihr feſter und entſchloſſener Charakter wieder die Oberhand gewann, ſagte ſie zu Herrn von Montbron, ihm gerade in's Geſicht ſchauend: „Nun denn! mein lieber Graf, worüber erſtaunen Sie?“

Anſtatt zu antworten, ſchien Herr von Montbron immer vertiefter, nachdenkender, das junge Mädchen betrachtend, und er konnte ſich nicht enthalten, mit ſich ſelbſt ſprechend zu ſagen: „Nein, nein, das iſt unmöglich, und doch.“

„Es möchte vielleicht indiscret von mir ſeyn, Ihrem Monologe anzuwohnen, mein lieber Graf,“ ſagte Adriane.

„Entſchuldigen Sie mich, mein liebes Kind, aber was ich ſehe, überraſcht mich ſo ſehr.“

„Und was ſehen Sie? Ich bitte Sie.“

„Die Spuren einer eben ſo lebhaften und großen als neuen Beſchäftigung mit Allem, was auf Indien Bezug hat,“ entgegnete Herr von Montbron, langſam ſeine Worte betonend, und mit einem durchdringenden Blicke auf das junge Mädchen.

„Nun denn!“ ſagte Adriane herzhaft.

„Nun denn! ich ſuche die Urſache dieſer plötzlichen Liebe.“

„Zur Geographie?“ fragte das Fräulein von Cardoville, Herrn von Montbron unterbrechend; „Sie finden dieſe Liebe vielleicht ein wenig ernſthaft für mein Alter, mein lieber Graf; aber man muß doch ſeine müſſigen Stunden ausfüllen, und da ich übrigens einen Vetter habe, der ein wenig indiſcher Prinz iſt, hat mich die Luſt angewandelt, eine Idee von dieſem glücklichen Lande zu haben, aus dem mir dieſe wilde Verwandſchaft zugekommen iſt.“

Dieſe letzteren Worte wurden mit einer Bitterkeit ausgeſprochen, worüber Herr von Montbron betroffen war; daher erwiederter er, Adrianen aufmerkſam beobachtend: „Es dünkt mir, daß Sie von dem Prinzen mit ein wenig Bitterkeit ſprechen.“

„Nein, ich ſpreche mit Gleichgültigkeit von ihm.“

„Dennoch dürfte er ein ganz anderes Gefühl verdienen.“

„Von einer ganz andern Perſon vielleicht,“ entgegnete trocken Adriane.

„Er iſt ſo unglücklich!“ äußerte Herr von Montbron, mit einem aufrichtig durchdrungenen Tone. „Noch vor zwei Tagen hab' ich ihn geſehen, es hat mir das Herz zerriſſen.“

„Und was gehen mich dieſe Zerreiſſungen an?“ rief Adriane mit einer ſchmerzlichen, faſt zornigen Ungeduld aus.

„Ich wünſchte, daß ſo grauſame Qualen Ihnen wenigſtens Mitleiden einflößten,“ erwiederte ernſthaft der Graf.

„Mir Mitleiden!“ rief Adriane mit einer Miene empörten Stolzes aus. Dann ſich faſſend, ſetzte ſie kalt hinzu: „Ah! Herr von Montbron, es iſt ein Scherz? Es iſt nicht ernſtlich gemeint, daß Sie von mir verlangen, mich für die verliebten Qualen Ihres Prinzen zu intereſſiren.“

Es lag eine ſo eiſige Verachtung in den letztern Worten Adrianens; ihre blaſſen und peinlich gekrampften Züge verriethen einen ſo bittern Hochmuth, daß Herr von Montbron traurig erwiederte: „Alſo es iſt wahr, man hatte mich nicht betrogen. Ich, der ich durch meine alte und ſtandhafte Freundſchaft einige Rechte, glaub' ich, auf Ihr Vertrauen beſaß, ich habe nichts erfahren, während Sie einem Andern Alles geſagt haben. Dieß fällt mir ſchmerzlich, ſehr ſchmerzlich.“

„Ich verſtehe Sie nicht, Herr von Montbron.“

„Ei, mein Gott! nun brauch' ich keine Schonung mehr zu beobachten,“ rief der Graf aus. „Es giebt, ich ſeh's, keine Hoffnung mehr für jenen unglücklichen Jüngling; Sie lieben irgend Einen.“

Und als Adriane eine Bewegung machte: „O! da läßt ſich nichts läugnen,“ äußerte der Graf, „Ihre Bläſſe, Ihre Traurigkeit ſeit einigen Tagen, Ihre unverſöhnliche Gleichgültigkeit gegen den Prinzen, Alles ſagt es mir, Alles beweiſet es mir, Sie lieben.“

Das Fräulein von Cardoville, von der Art verletzt, womit der Graf von dem Gefühle ſprach, das er in ihr vermuthete, entgegnete mit ſtolzer Würde: „Sie müſſen wiſſen, Herr von Montbron, daß ein abgelocktes Geheimniß keine Anvertrauung iſt. Und Ihre Sprache befremdet mich.“

„Ei! meine liebe Freundin, wenn ich von dem traurigen Privilegium der Erfahrung Gebrauch mache; wenn ich errathe, wenn ich Ihnen ſage, daß Sie lieben; wenn ich ſogar faſt ſo weit gehe, dieſe Liebe Ihnen zum Vorwurfe zu machen, ſo geſchieht's, weil es ſich, ſo zu ſagen, um Leben und Tod jenes armen jungen Prinzen handelt, der, Sie wiſſen es, mich jetzt eben ſo ſehr intereſſirt, wie wenn er mein Sohn wäre; denn es iſt unmöglich, ihn zu kennen, ohne das zärtlichſte Intereſſe an ihm zu nehmen!“

„Es wäre ſonderbar,“ verſetzte Adriane mit verdoppelter Kälte und bitterer Ironie, „wenn meine Liebe, geſetzt, daß ich eine Liebe im Herzen trüge, einen ſo ſeltſamen Einfluß auf den Prinzen Djalma hätte. Was liegt ihm daran, wenn ich liebe!“ fügte ſie mit einer faſt ſchmerzlichen Geringſchätzung bei.

„Was ihm daran liegt! Aber in Wahrheit, meine liebe Freundin, erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, Sie ſcherzen grauſam. Wie! dieſer unglückliche Jüngling liebt Sie mit der ganzen blinden Gluth einer erſten Liebe; zweimal ſchon hat er durch Selbſtmord der ſchrecklichen Qual ein Ende machen wollen, welche ihm ſeine Leidenſchaft für Sie verurſacht; und Sie finden es ſeltſam, daß Ihre Liebe zu einem Andern eine Lebens- oder Todesfrage für ihn ſey!“

„Er liebt mich alſo!“ rief das junge Mädchen mit einem unausſprechlichen Tone aus.

„Zum Sterben, ſag' ich Ihnen; ich hab' ihn geſehen.“

Adriane machte eine Bewegung des Erſtaunens: ihre Bläſſe verwandelte ſich in Purpur; dann verſchwand dieſe Röthe, ihre Lippen wurde weiß, und bebten; ihre Gemüthsaufregung war ſo lebhaft, daß ſie einige Momente verweilte, ohne ſprechen zu können, und die Hand auf ihr Herz legte, wie um die Schläge deſſelben zuſammenzupreſſen. Herr von Montbron, faſt erſchrocken über den plötzlichen Wechſel von Adrianens Phyſiognomie, über die zunehmende Entſtellung ihrer Züge, näherte ſich ihr raſch, und ſagte: „Mein Gott! mein armes Kind, was fehlt Ihnen?“

Anſtatt ihm zu antworten, machte ihm Adriane ein Zeichen mit der Hand, wie um ihn zu beruhigen; der Graf beruhigte ſich wirklich, denn das ſchöne Geſicht des jungen Mädchens, kurz zuvor von Schmerz, Ironie und Geringſchätzung gekrampft, ſchien inmitten der ſüßeſten unausſprechlichſten Gemüthsbewegungen wieder aufzublühen; der Eindruck, den ſie empfand, war ſo berauſchend, daß ſie ihm zu liebkoſen, und zu fürchten ſchien, das leiſeſte Gefühl deſſelben zu verlieren; dann, vom Nachdenken belehrt, daß ſie vielleicht die von einer Einbildung oder einer Lüge Getäuſchte ſeyn könnte, rief ſie plötzlich ängſtlich aus, an Herrn von Montbron ſich wendend: „Aber was Sie mir ſagen, iſt wahr wenigſtens.“

„Was ich Ihnen ſage!“

„Ja, daß der Prinz Djalma —“

„Sie wie ein Wahnſinniger liebt? Ach! dieß iſt nur zu wahr.“

„Nein, nein,“ rief Adriane mit einem entzückenden Ausdrucke von Treuherzigkeit aus, „dieß könnte niemals allzuwahr ſeyn.“

„Was ſagen Sie?“ ſagte der Graf.

„Nun, jene Dame?“ fragte Adriane, wie wenn dieſes Wort ihr auf den Lippen gebrannt hätte.

„Welche Dame?“

„Jene, welche an jenen ſo ſchmerzlichen Herzzerreiſſungen Urſache war.“

„Jene Dame? wer ſonſt ſoll's denn ſeyn, wenn nicht Sie?“

„Ich! o! ja, ich war's; nicht wahr? ſonſt Niemand, als ich!“

„Auf Ehre. Glauben Sie hiewegen meiner Erfahrung; nie hab' ich eine aufrichtigere und rührendere Leidenſchaft geſehen."

„O! nicht wahr, nie hat er eine andere Liebe im Herzen getragen, als die meinige?"

„Er! niemals."

„Dennoch hat man es mir geſagt."

„Wer?"

„Herr Rodin."

„Daß Djalma —?"

„Zwei Tage, nachdem er mich geſehen, von einer wahnſinnigen Liebe ergriffen worden ſey."

„Herr Rodin hat Ihnen dieß geſagt," rief Herr von Montbron aus, indem er von einer plötzlichen Idee durchzuckt zu ſeyn ſchien. „Doch er iſt's auch, welcher zu Djalma geſagt, daß Sie in Jemand verliebt ſeyen."

„Ich."

„Und dieß iſt's, was die gräßliche Verzweiflung jenes unglücklichen Jünglings veranlaßte."

„Und dieß iſt's auch, was meine Verzweiflung verurſachte!"

„Sie lieben ihn alſo eben ſo ſehr, als er Sie liebt!" rief Herr von Montbron, außer ſich vor Freude.

„Ob ich ihn liebe!" erwiederte das Fräulein von Cardoville.

Einige Schläge ſachten Klopfens an die Thüre, unterbrachen Adrianen.

„Ihre Leute, ohne Zweifel. Faſſen Sie ſich,“ ſagte der Graf.

„Herein!“ ſagte Adriane mit bewegter Stimme. Florine erſchien.

„Was giebt’s?“ fragte das Fräulein von Cardoville.

„Herr Rodin iſt ſo eben gekommen. Aus Beſorgniß, das Fräulein zu ſtören, wollte er nicht eintreten; aber er wird in einer halben Stunde wieder kommen. Werden das Fräulein ihn empfangen wollen?“

„Ja, ja,“ ſagte der Graf zu Florinen, „und ſelbſt wenn ich noch bei dem Fräulein wäre, führen Sie ihn ein. Iſt dieß nicht Ihre Meinung?“ fragte Herr von Montbron Adrianen.

„Das iſt meine Meinung,“ antwortete das junge Mädchen. Und ein Blitz der Entrüſtung funkelte in ihren Augen, bei dem Gedanken an dieſe Treuloſigkeit Rodin’s.

„Ah! der alte Schuft!“ ſagte Herr von Montbron. „Ich habe dieſem verdrehten Halſe immer mißtraut!“

Florine ging hinaus, den Grafen bei ihrer Gebieterin laſſend.

Dreizehntes Kapitel.

Liebe.

Das Fräulein von Cardoville war verklärt: zum erſtenmale ſtrahlte ihre Schönheit in ihrem vollen Glanze.

Bisher durch die Gleichgültigkeit verſchleiert, oder durch den Schmerz verdüſtert, erhellte ſie plötzlich ein blendender Sonnenſtrahl. Die leichte, durch Rodin's Treuloſigkeit verurſachte Erregung war wie ein unmerkbarer Schatten über die Stirne des jungen Mädchens gezogen. Was lag ihr jetzt an dieſen Lügen, dieſen Treuloſigkeiten? Waren ſie nicht vereitelt? Und für die Zukunft, welche menſchliche Gewalt konnte ſich zwiſchen ſie und Djalma drängen, Eines des Andern ſo gewiß? Wer möchte es wagen, mit dieſen zwei entſchloſſenen, und durch die unwiderſtehliche Macht der Jugend, der Liebe und der Freiheit ſtarken Weſen zu kämpfen? Wer möchte den Verſuch wagen, ihnen in jene glühende Sphäre zu folgen, wo ſie, ſo ſchön, ſo glücklich, in unauslöſchlicher Lie[illegible]ch vereinigen wollten, beſchützt und vertheidiget von [illegible]em Glücke, dieſer allbewährten Rüſtung? Kaum war Florine hinausgegangen, als Adriane ſich Herrn von Montbron raſchen Schrittes näherte; ſie ſchien größer geworden; ſah man ſie leicht, triumphirend und ſtrahlend dahin ſchweben, ſo hätte man ſie für eine auf Wolken wandelnde Gottheit halten mögen.

„Wann werde ich ihn wieder ſehen?"

Dieß war ihr erſtes Wort zu Herrn von Montbron.

„Nun morgen; ich muß ihn auf ſo viel Glück vorbereiten; bei einer ſo feurigen Natur kann eine ſo plötzliche, ſo unerwartete Freude ſchrecklich ſeyn."

Adriane dachte einen Augenblick nach, und erwiederte plötzlich: „Morgen, ja, nicht vor Morgen; ich habe einen Herzensaberglauben.“

„Welchen?“

„Sie werden ihn erfahren, er liebt mich; dieſe Worte ſagen Alles, umfaſſen Alles, begreifen Alles in ſich, ſind Alles, und doch hab' ich tauſend Fragen auf den Lippen hinſichtlich ſeiner; ich werde deren keine vor Morgen an Sie ſtellen; nein, weil in Folge eines erfreulichen Geſchickes, morgen für mich ein heiliger Jahrestag iſt. Von heute an werde ich ein Jahrhundert leben, glücklich, ich kann warten. Sehen Sie.“

Dann Herrn von Montbron winkend, führte ſie ihn zu dem indiſchem Bacchus. „Wie er ihm gleicht!“ ſagte ſie zum Grafen.

„In der That,“ rief dieſer aus, „das iſt ſonderbar!“

„Sonderbar?“ entgegnete Adriane, mit ſanftem Stolze lächelnd, „ſonderbar, daß ein Held, ein Halbgott, ein Ideal von Schönheit Djalma gleicht?“

„Wie ſehr lieben Sie ihn!“ erwiederte Herr von Montbron tief gerührt, und von der Glückſeligkeit faſt geblendet, die auf Adrianens Antlitze ſtrahlte.

„Ich mußte viel leiden, nicht wahr?“ ſagte ſie zu ihm nach einer kurzen Pauſe.

„Aber wenn ich mich nicht in meiner Herzensangſt entſchloſſen hätte, heute hierher zu kommen, was wäre geſchehen?“

„Ich weiß es nicht; ich wäre vielleicht geſtorben;

denn ich bin hier (und ſie legte die Hand auf ihr Herz) auf eine unheilbare Art getroffen. Aber was mein Tod geweſen wäre, wird mein Leben ſeyn.“

„Es wäre ſchrecklich!“ verſetzte der Graf ſchaudernd, „eine ſolche in Ihnen verhaltene Liebe, ſtolz, wie Sie ſind.“

„Ja, ſtolz! aber nicht hochmüthig. Daher, als ich ſeine Liebe zu einer Andern erfuhr; als ich erfuhr, daß der Eindruck, den ich bei unſerer erſten Zuſammenkunft auf ihn gemacht zu haben wähnte; alſogleich ſich verwiſcht habe, hab' ich auf jede Hoffnung verzichtet, ohne auf meine Liebe verzichten zu können; anſtatt ſein Andenken zu fliehen, hab' ich mit Allem mich umgeben, was mich an ihn erinnern konnte. Entbehrt man auch des Glückes, ſo gewährt es noch einen bitteren Genuß, durch das zu leiden, was man liebt.“

„Nun begreife ich Ihre indiſche Bibliothek.“

Adriane, ohne dem Grafen zu antworten, holte auf dem Gueridon eines von den erſt aufgeſchnittenen Büchern, und es Herrn von Montbron bringend, ſagte ſie lächelnd zu ihm, mit einem Ausdrucke von Freude und himmliſchem Glücke: „Ich hatte Unrecht, es zu verläugnen; ich bin hochmüthig. Da, leſen Sie dieß ganz laut, ich bitte Sie darum; ich ſage Ihnen, daß ich bis morgen warten kann.“

Und mit der Spitze ihres anmuthigen Fingers wies ſie dem Grafen die Stelle, das Buch ihm überreichend. Dann ging ſie zu ihrer Cauſeuſe, um darin ſo zu ſagen zu kauern, und da, in einer geſpannt-aufmerkſamen, geſammelten Stellung, den Leib vorwärts geneigt, die Hände auf dem Polſter gekreuzt, ihr Kinn auf ihre Hände geſtützt, ihre großen Augen mit einer Art von Anbetung auf den indiſchen Bacchus, ihr gegenüber, geheftet, ſchien ſie in dieſer leidenſchaftlichen Anſchauung ſich vorzubereiten, Herrn von Montbron vorleſen zu hören. Dieſer, ſehr erſtaunt, begann, nach einem Blicke auf Adrianen, die mit ihrer ſchmeichelnden Stimme zu ihm ſagte: „Und recht ſachte, ich beſchwöre Sie darum.“

Herr von Montbron las folgende Stelle aus dem Tagebuche eines Reiſenden in Indien:

„Als ich im Jahre 1829 zu Bombay mich befand, „ſprach man in jeder engliſchen Geſellſchaft nur von „einem jungen Helden, dem Sohne von. . .“

Da der Graf ſich wegen der barbariſchen Ausſprache des Namens von Djalma's Vater, einen Augenblick unterbrochen hatte, ſagte Adriane mit ihrer ſüſſen Stimme raſch zu ihm: „Sohne von Kadja-Sing.“

„Welches Gedächtniß!“ äußerte der Graf lächelnd.

Und er fuhr fort: „Ein junger Held, der Sohn „von Kadja-Sing, König von Mundi. Von einer weiten und blutigen Expedition in den Bergen, gegen jenen „indiſchen König, war der Oberſt Drake voll Begeiſterung für den Sohn von Kadja-Sing, Namens Djalma, „zurückgekehrt. Kaum der Kindheit entwachſen, hat dieſer „junge Prinz in dieſem unverſöhnlichen Kriege Beweiſe

„einer ſo ritterlichen Unerſchrockenheit, eines ſo edlen „Charakters gegeben, daß man ſeinem Vater den Beinamen: der Vater des Großmüthigen gegeben hat."

„Dieſe Sitte iſt rührend," ſagte der Graf. „Den Vater ſo zu ſagen belohnen, ihm einen glorreichen Namen ſeines Sohnes wegen gebend, das iſt groß. Aber welch' ein wunderlicher Fund iſt dieſes Buch!" bemerkte der Graf erſtaunt, „es iſt geeignet, ich begreife es, den kälteſten Kopf zu exaltiren."

„O! Sie werden erſt ſehen! Sie werden erſt ſehen!" ſagte Adriane.

Der Graf fuhr fort zu leſen: „Der Oberſt Drake, „einer der tapferſten und beſten Offiziere der engliſchen „Armee, ſagte geſtern in meiner Gegenwart, daß er, „ſchwer verwundet, und vom Prinzen Djalma, nach „einem energiſchen Widerſtande, zum Gefangenen gemacht, in das Lager abgeführt worden ſey, welches „aufgeſchlagen war im Dorfe —"

Hier das nämliche Stocken von Seite des Grafen wegen eines noch viel wilderen Namens, als der erſte; daher, nicht geneigt, ſein Heil zu verſuchen, unterbrach er ſich, und ſagte zu Adrianen: „Was dieſen Namen betrifft, verzichte ich darauf."

„Dennoch iſt er ſo leicht!" erwiederte Adriane, und ſprach mit unausſprechlicher Anmuth den folgenden, übrigens ſehr ſanften Namen aus: „Im Dorfe Shumshabad."

„Das iſt ein unfehlbares, gedächtnißkünſtleriſches

Verfahren, die geographiſchen Namen zu behalten,“ ſagte der Graf, und fuhr fort: „Einmal im Lager angekommen, wurde der Oberſt Drake mit der rührendſten „Gaſtfreundſchaft behandelt, und Prinz Djalma erwies „ihm die Sorgfalt eines Sohnes. Hier war's, wo der „Oberſt Kunde von einigen Thatſachen erhielt, welche „ſeine Begeiſterung für den Prinzen Djalma auf's Höchſte „ſteigerten. Er hat in meiner Gegenwart die zwei folgenden erzählt: In einem der Treffen war der Prinz „von einem jungen Indier von etwa zwölf Jahren begleitet, den er zärtlich liebte, und der ihm als Page „diente, indem er ihm zu Pferd folgte, und ſeine Vorrathwaffen trug; dieſer Knabe ward von ſeiner Mutter vergöttert; im Augenblicke der Expedition hatte ſie „ihren Sohn dem Prinzen Djalma anvertraut, indem „ſie mit einem des Alterthumes würdigen Stoicismus zu „ihm ſagte: „„Möge er Ihr Bruder ſeyn.““ „„Er „wird mein Bruder ſeyn,““ hatte der Prinz geantwortet. Inmitten einer mörderiſchen verwirrten Flucht, „wird der Knabe ſchwer verwundet, ſein Pferd getödtet; der Prinz, mit Gefahr ſeines Lebens, ungeachtet „der gewaltigen Eile eines gezwungenen Rückzuges, „machte ihn los, nimmt ihn hinter ſich auf das Pferd, „und flieht; man verfolgt ſie; ein Schuß trifft ihr „Pferd; aber es kann ein dichtes Gehölz erreichen, in „deſſen Mitte es, nach einigen vergeblichen Anſtrengungen, erſchöpft zuſammenſtürzt. Da der Knabe nicht „im Stande iſt, zu gehen, trägt ihn der Prinz fort,

„und verbirgt ſich mit ihm im ſtärkſten Dickicht. Die „Engländer kommen, durchſuchen die Waldung; die beiden Opfer entrinnen. Nach einer Nacht und einem „Tage von Märſchen, von Gegenmärſchen, von liſtigen „Anſchlägen, von Mühen, von unerhörten Gefahren, „gelingt es dem Prinzen, immer den Knaben tragend, „dem eines ſeiner Beine faſt zerbrochen war, das Lager „ſeines Vaters zu erreichen, und er ſagt einfach: „„Ich „hatte ſeiner Mutter verſprochen, daß er mein „Bruder ſeyn ſollte; ich habe als Bruder gehandelt.““

„Das iſt bewundernswürdig!“ rief der Graf aus.

„Fahren Sie fort, o! fahren Sie fort,“ ſagte Adriane, eine Thräne trocknend, ohne ihre Augen vom Basrelief abzuwenden, welches ſie mit zunehmender Anbetung zu betrachten fortfuhr.

Der Graf las weiter: „Ein andersmal begiebt ſich „Prinz Djalma, von zwei ſchwarzen Sclaven gefolgt, „vor Sonnenaufgang an einen ſehr wilden Ort, um „ſich eines Wurfes von zwei, erſt einige Tage alten, „kleinen Tigern zu bemächtigen. Die Höhle war ſignaliſirt worden. Der Tiger und ſein Weibchen waren „noch drauſſen zum Fraße. Einer von den Schwarzen „ſchlüpfte durch eine enge Oeffnung in die Höhle; der „Andere, mit Djalma's Beiſtand, haut mit Beilhieben „ein ziemlich dickes Stück vom Baume, um eine Falle „zum Fange des Tigers, oder deſſen Weibchens zu machen. Auf der Seite der Mündung war die Höhle faſt

„ſenkrecht. Der Prinz ſteigt mit Leichtigkeit hinauf, „um die Falle mit Hülfe des andern Schwarzen anzubringen; plötzlich erdröhnt ein erſchreckliches Gebrüll; „in wenigen Sprüngen erreicht das vom Fraße zurückkehrende Weibchen die Mündung der Höhle. Dem „Schwarzen, der mit dem Prinzen die Falle legte, reißt „ein Biß die Hirnſchale auf; der Baum fällt quer vor „den engen Eingang der Höhle, und verhindert das „Weibchen hineinzudringen, und verſperrt zugleich den „Ausgang dem Schwarzen, der mit den kleinen Tigern „herbeilief. Oberhalb, ungefähr zwanzig Fuß hoch, auf „einem platten Dache von Felſen, betrachtete der Prinz, „auf flachem Bauche liegend, dieſes gräßliche Schauſpiel. „Die Tigerin, durch das Geſchrei ihrer Jungen wüthend gemacht, zerfleiſchte die Hände des Schwarzen, „der, von Innern der Höhle aus, das Baumſtück feſtzuhalten ſuchte, ſein einziges Bollwerk, und Jammerſchreie ausſtieß.“

„Das iſt ſchrecklich!“ äußerte der Graf.

„O! fahren Sie fort, fahren Sie fort,“ entgegnete Adriane mit Begeiſterung; „Sie werden ſehen, was der Heldenmuth der Güte vermag.“

Der Graf las weiter: „Plötzlich nimmt der Prinz „ſeinen Dolch zwiſchen ſeine Zähne, befeſtiget ſeine Gürtel an einen Felſenblock, faßt die Axt mit der einen „Hand, gleitet mit der andern an dieſem improviſirten „Strickwerke herab, erreicht den Boden einige Schritte „von dem wilden Thiere entfernt, ſtürzt auf daſſelbe,

„und verſetzte ihm blitzſchnell, Schlag auf Schlag, zwei „tödtliche Wunden, in dem Augenblicke, da der Schwarze, „ſeine Kräfte verlierend, das Baumſtück fahren laſſend, „daran war, in Stücke zerriſſen zu werden.“

„Und Sie ſtaunten über ſeine Aehnlichkeit mit dieſem Halbgotte, dem ſelbſt die Dichtung keine ſo großmüthige Hingebung beilegt!“ rief das junge Mädchen mit ſteigender Begeiſterung aus.

„Ich erſtaune nicht mehr, ich bewundere,“ verſetzte der Graf mit gerührter Stimme, „und dieſen zwei edlen Zügen ſchlägt mein Herz voll Enthuſiasmus, wie wenn ich zwanzig Jahre zählte.“

„Und das edle Herz dieſes Reiſenden, hat bei dieſer Erzählung wie das Ihrige geſchlagen,“ ſagte Adriane; „Sie werden es ſehen.“

„Was die Unerſchrockenheit des Prinzen bewundernswürdig macht, iſt: daß nach den Grundſätzen der „indiſchen Kaſten, das Leben eines Sclaven keine Wichtigkeit hat; daher gehorchte ein Königsſohn, ſein Leben „für das Wohl eines armen, ſo niedrigſten Geſchöpfes „wagend, einem heldenmüthigen Inſtinkte wahrhaft chriſtlicher, in dieſem Lande bisher unerhörter Nächſtenliebe. „Zwei ſolche Züge, ſagte mit Recht der Oberſt Drake, „genügen, einen Mann zu ſchildern; daher hab' ich unbekannter Reiſender mit einem Gefühle inniger Hochachtung und rührender Bewunderung, den Namen des „Prinzen Djalma in dieſes Reiſebuch geſchrieben, jedoch „eine Art von Traurigkeit empfindend, indem ich mich

„fragte, welche Zukunft wohl dieſem Prinzen bevorſtände, hingeſchleudert in die Tiefe dieſes wilden, immer vom Kriege verwüſteten Landes. Wie beſcheiden auch die Huldigung ſeyn möge, die ich dieſem den heroiſchen Zeiten würdigen Charakter bringe, ſein Name wenigſtens wird von allen Herzen, die mit dem Hochherzigen und Großen ſympathiſiren, mit einem hochherzigen Enthuſiasmus genannt werden.“

„Und ſo eben, dieſe ſo einfachen, ſo rührenden Zeilen leſend,“ entgegnete Adriane, „konnt' ich mich nicht enthalten, den Namen dieſes Reiſenden an meine Lippen zu drücken.“

„Ja, hier iſt er ſo geſchildert, wie ich ihn beurtheilt hatte,“ ſagte der Graf, immer gerührter, Adrianen das Buch zurückgebend, welche ernſt und rührend ſich erhob, und zu ihm ſagte:

„Hier iſt er, wie ich ihn von Ihnen gekannt wünſchte, damit Sie meine liebevolle Verehrung für ihn begreifen möchten; denn dieſer Muth, dieſe heldenmüthige Güte, hatte ich bei einer wider meinen Willen belauerten Unterredung, bevor ich mich ihm zeigte, durchſchaut. Von jenem Tage an, wußte ich, daß er eben ſo großmüthig als unerſchrocken, eben ſo zärtlich, eben ſo anbetungswürdig empfindbar, als energiſch und entſchloſſen ſey; aber als ich ſah, daß er ſo wunderbar ſchön, und durch den edlen Charakter ſeiner Phyſiognomie, ſelbſt durch ſeinen Anzug, von Allem ſo verſchieden ſey, was ich bisher getroffen; als ich den Eindruck ſah, den ich auf ihn machte, und den ich vielleicht noch heftiger empfand, fühlte ich mein Leben an dieſe Liebe gefeſſelt."

„Und welche Pläne hegen Sie jetzt?"

„Göttliche, ſtrahlende wie mein Herz. Sein Glück erfahrend, will ich, daß Djalma die nämliche Blendung empfinde, von der ich getroffen bin, und die mir noch nicht anzuſchauen erlaubt... meine Sonne gegenüber; denn ich wiederhole es Ihnen, von heute bis morgen hab' ich ein Jahrhundert zu leben. Ja, eine ſeltſame Sache! ich hätte geglaubt, nach einer ſolchen Offenbarung das Bedürfniß zu fühlen, allein zu bleiben, in dieſen Ocean berauſchender Gedanken verſunken. Wohlan! nein, nein, von heute bis morgen fürchte ich die Einſamkeit. Ich empfinde, ich weiß nicht was für eine fieberhafte, unruhige, brennende Ungeduld. O! geſegnet wäre die Fee, welche, mit ihrem Zauberſtabe mich berührend, mich von dieſer Stunde bis morgen in Schlaf verſenken möchte."

„Ich werde dieſe wohlthätige Fee ſeyn," ſagte der Herr Graf plötzlich lächelnd.

„Sie?"

„Ich."

„Und wie?"

„Sehen Sie die Macht meines Zauberſtabes; ich will Sie von einem Theile Ihrer Gedanken abbringen, indem ich ſie Ihnen materiell ſichtbar mache."

„Erklären Sie ſich gefälligſt."

„Und zudem wird mein Plan noch einen andern

Vortheil für Sie haben. Hören Sie mich an: Sie ſind ſo glücklich, daß Sie Alles hören können. Ihre abſcheuliche Tante und Ihre abſcheulichen Freunde verbreiten das Gerücht, daß Ihr Aufenthalt bei Herrn Baleinier . . ."

„Nothwendigkeit geweſen ſey, wegen der Schwäche meines Geiſtes," ſagte Adriane lächelnd. „Darauf war ich gefaßt."

„Es iſt dumm; aber da Ihr Entſchluß, allein zu leben, Ihnen Neider und Feinde macht, fühlen Sie, daß es nicht an Leuten fehlen wird, die vollkommen geneigt ſind, allen dieſen möglichen Dummheiten Glauben beizumeſſen."

„Ich hoffe es ſogar. In den Augen der Dummen für närriſch zu gelten, iſt ſehr ſchmeichelhaft."

„Ja, aber den Dummen beweiſen, daß ſie dumm ſind, und dieß im Angeſichte von ganz Paris, iſt ziemlich ergötzlich; nun aber beginnt man, ſich über Ihr Verſchwinden zu beunruhigen; Sie haben Ihre gewöhnlichen Spazierfahrten unterbrochen; meine Nichte erſcheint ſeit langer Zeit allein in unſerer Loge bei den Italienern; Sie wollen die Zeit bis morgen tödten, verbrennen. Da iſt eine vortreffliche Gelegenheit dazu; es iſt zwei Uhr, um halb vier Uhr fährt meine Nichte hier vor; der Tag iſt prächtig; es wird im Boulogner-Hölzchen von Leuten wimmeln; Sie machen eine charmante Promenade; man ſieht Sie ſchon dort; dann werden die friſche Luft, die Bewegung, Ihr Glücksfieber mildern. Und heute Abend beginnt meine Zauberei; ich führe Sie nach Indien…"

„Nach Indien?"

„In die Mitte von einem jener wilden Wälder, worin man die Löwen, die Panther und die Tiger brüllen hört. Jener heroiſche Kampf, der Sie eben erſt ſo ſehr gerührt hat; wir werden ihn vor unſern Augen wirklich und ſchrecklich haben."

„Offenherzig, mein lieber Graf, das iſt ein Scherz."

„Keineswegs; ich verſpreche Ihnen, wirkliche wilde Thiere Ihnen ſehen zu laſſen, furchtbare Gäſte des Landes unſers Halbgottes, grollende Tiger, brüllende Löwen. Wird dieß nicht Ihre Bücher aufwiegen?"

„Aber noch . . ."

„Nun, ich muß Ihnen das Geheimniß meiner übernatürlichen Gewalt enthüllen; nach der Rückkehr von Ihrer Promenade diniren Sie bei meiner Nichte, und dann gehen wir zu einem ſehr ſeltſamen Spektakel, das in Porte-Saint-Martin gegeben wird. Einer der außerordentlichſten Thierbändiger zeigt dort völlig wilde Thiere inmitten eines Waldes (hierin allein beginnt die Täuſchung) und ſtellt mit ihnen, mit Tigern, Löwen und Panthern, zum Scheine furchtbare Kämpfe vor. Ganz Paris rennt zu dieſen Vorſtellungen, und ganz Paris wird Sie dort ſchöner und reizender als jemals ſehen."

„Einverſtanden, einverſtanden," erwiederte Adriane mit kindiſcher Freude. „Ja, Sie haben Recht, ich werde ein ſeltſames Vergnügen empfinden, dieſe wilden Ungeheuer zu ſehen, die mich an jene erinnern werden, welche mein Halbgott ſo heldenmüthig bekämpft hat. Noch einmal einverſtanden, weil ich, zum Erſtenmale in meinem Leben, vor Verlangen brenne, ſehr ſchön gefunden zu werden, ſelbſt von Jedermann . . . Einverſtanden endlich, weil . . .“

Das Fräulein von Cardoville wurde zuerſt von einem ſachten Klopfen an die Thüre unterbrochen, dann von Florinen, welche eintrat, und Herrn Rodin meldete.

Vierzehntes Kapitel.

Exekution.

Rodin trat ein; aus einem einzigen raſchen, auf das Fräulein von Cardoville und Herrn von Montbron geworfenen Blicke errieth er, daß er in einer ſchwierigen Lage ſich befinden würde. In der That ſchien für ihn nichts weniger **beruhigend**, als die Haltung Adrianens und des Grafen. Dieſer, wenn er die Leute nicht liebte, offenbarte, wie geſagt, ſeine Antipathie auf eine Art angreifender, übrigens von einer beträchtlichen Anzahl von Duellen unterſtützter Impertinenz; daher nahmen, bei Rodin's Anblicke, ſeine Züge plötzlich einen inſolenten und harten Ausdruck an; mit dem Elbogen auf den Kamin gelehnt, und mit Adrianen ſprechend, wendete er den Kopf verächtlich über ſeine Schulter, ohne die tiefe Verbeugung des Jeſuiten zu erwiedern. Das Fräulein von Cardoville fühlte ſich faſt darüber betroffen, bei dem Anblicke dieſes Mannes keine Regung der Anreizung oder des Haſſes zu empfinden. Die glänzende Flamme, welche in ihrem Herzen loderte, reinigte es von jedem rachſüchtigen Gefühle. Im Gegentheile, ſie lächelte: denn nach einem ſtolzen und ſüßen Blicke auf den indiſchen Bacchus, dann auf ſich ſelbſt, fragte ſie ſich, was zwei ſo junge, ſo ſchöne, ſo freie, ſo liebende Weſen, zur Stunde von dieſem alten, ſchmutzigen Manne mit der gemeinen und niedrigen Miene zu befürchten hätten, der ſich mit krummen Schlangenwindungen näherte. Kurz, weit entfernt, Zorn oder Widerwillen gegen Rodin zu hegen, empfand das junge Mädchen nur einen Anfall ſpöttiſcher Heiterkeit, und ihre bereits vor Glückſeligkeit blitzenden großen Augen funkelten bald vor Schalkheit und Ironie. Rodin fühlte ſich unbehaglich. Die Leute von ſeiner Robe haben es viel lieber mit heftigen, als mit ſpöttiſchen Freunden zu thun; bald entſchlüpfen ſie den gegen ſie entfeſſelten Zornausbrüchen, indem ſie auf die Knie fallen, weinen, ſtöhnen; bald dagegen, indem ſie ihnen trotzen, ausgerüſtet und unverſöhnlich Stand haltend; aber dem beißenden Spotte gegenüber verlieren ſie leicht die Faſſung; ſo ging's auch Rodin; er ahnete, daß es ihm, zwiſchen Adrianen von Cardoville und Herrn von Montbron geſtellt, wie man im gemeinen Leben ſagt, eine Viertelſtunde lang ſehr ſchlecht gehen würde.

Der Graf eröffnete das Feuer; den Kopf über ſeine Schulter wendend, ſagte er zu Rodin: „Ah! ah! Sie hier, rechtſchaffener Herr?"

„Treten Sie näher, mein Herr, treten Sie doch näher," äußerte Adriane mit einem ſpöttiſchen Lächeln; „Sie Perle der Freunde, Sie Muſter der Philoſophen, Sie erklärter Feind jeder Betrügerei, jeder Lüge, ich muß Ihnen tauſend Complimente ſagen."

„Ich nehme Alles von Ihnen an, mein liebes Fräulein, ſelbſt unverdiente Complimente," erwiederte der Jeſuit mit erzwungenem Lächeln, und dadurch ſeine garſtigen, gelben und ſchadhaften Zähne weiſend. „Aber kann ich erfahren, wofür ich Ihre Complimente verdiene?"

„Für Ihre Scharfſichtigkeit, mein Herr; denn ſie iſt ſelten," entgegnete Adriane.

„Und ich, mein Herr," ſagte der Graf, „ich huldige Ihrer nicht weniger ſeltenen, vielleicht allzuſeltenen Wahrheitsliebe."

„Ich ſcharfſichtig? worin, mein liebes Fräulein?" verſetzte Rodin kaltblütig; — „ich wahrheitsliebend? worin, Herr Graf?" fügte er bei, ſich ſofort zu Herrn von Montbron wendend.

„Worin, mein Herr?" fragte Adriane; „Sie haben ja ein von Schwierigkeiten, von zahlloſen Verhüllungen umgebenes Geheimniß errathen. Mit einem Worte, Sie haben in der tiefſten Tiefe eines weiblichen Herzens zu leſen verſtanden."

„Ich, mein liebes Fräulein?"

„Sie ſelbſt, mein Herr, und freuen Sie ſich, Ihre Scharfſichtigkeit hat die glücklichſten Erfolge gehabt."

„Und Ihre Wahrheitsliebe hat Wunder gewirkt," fügte der Graf hinzu.

„Es iſt dem Herzen ſüß, Gutes zu thun, ſelbſt ohne es zu wiſſen," erwiederte Rodin, indem er ſich immer vertheidigend verhielt, und immer abwechſelnd mit ſchielendem Blicke den Grafen und Adrianen belauerte; „aber dürfte ich wiſſen, weßwegen man mich lobt?"

„Die Dankbarkeit verpflichtet mich, Sie davon in Kenntniß zu ſetzen, mein Herr," entgegnete Adriane maliziös; „Sie haben entdeckt und dem Prinzen Djalma geſagt, daß ich leidenſchaftlich liebe ... irgend Einen ... Wohlan! rühmen Sie Ihre Scharfſichtigkeit . . . es war wahr . . ."

„Sie haben entdeckt und dem Fräulein geſagt, daß der Prinz Djalma leidenſchaftlich liebe . . . irgend Eine . . ." bemerkte der Graf; „wohlan! rühmen Sie Ihre Scharfſichtigkeit, mein lieber Herr, es war wahr."

Rodin ſtand verwirrt, beſtürzt da.

„Dieſer irgend Einer, den ich ſo leidenſchaftlich liebe," ſagte Adriane, „war der Prinz . . ."

„Jene Perſon, die der Prinz ſo leidenſchaftlich liebt," äußerte der Graf, „war das Fräulein . . ."

Dieſe ernſtlich beunruhigenden, und Schlag auf Schlag gemachten Offenbarungen betäubten Rodin; er blieb ſtumm, erſchrocken, der Zukunft gedenkend.

„Begreifen Sie nun, mein Herr, unſere Dankbarkeit gegen Sie?“ fuhr Adriane mit immer ſpöttiſcherem Tone fort. „Dank Ihrem Scharfſinne, Dank Ihrer rührenden Theilnahme, die Sie für uns fühlten, verdanken wir Ihnen, der Prinz und ich, über unſere wechſelſeitigen Gefühle aufgeklärt worden zu ſeyn.“

Der Jeſuit gewann nach und nach ſeine Kaltblütigkeit wieder, und ſeine ſcheinbare Ruhe reizte ſehr den Herrn von Montbron, der, ohne Adrianens Gegenwart, der Spöttelei eine ganz andere Wendung gegeben hätte.

„Es obwaltet ein Irrthum,“ erwiederte Rodin, „in dem, mit deſſen Mittheilung Sie mich beehren, mein liebes Fräulein. Nie hab' ich von dem übrigens höchſt ſchicklichen und achtungswürdigen Gefühle geſprochen, das Sie für den Prinzen Djalma konnten gehegt haben.“

„Es iſt wahr,“ verſetzte Adriane, „aus einem Bedenken zartſinniger Discretion, als Sie mit mir von der innigen Liebe ſprachen, welche Prinz Djalma fühle, trieben Sie die Zurückhaltung, die Delicateſſe ſo weit, mir zu ſagen, daß nicht ich es ſey, die er liebe.“

„Und das nämliche Bedenken bewog Sie, dem Prinzen zu ſagen, daß das Fräulein von Cardoville leidenſchaftlich irgend Einen liebe, der nicht er ſey.“

„Herr Graf,“ entgegnete Rodin trocken, „ich ſollte nicht nöthig haben, Ihnen zu ſagen, daß ich ziemlich wenig das Bedürfniß fühle, mich in Liebesintriguen zu miſchen.“

„Gehen Sie doch; es iſt Beſcheidenheit oder Eigenliebe,“ ſagte der Graf derb. „In Ihrem Intereſſe, wenn's beliebt . . . keine ſolche Ungeſchicklichkeit . . . wenn man Sie beim Worte nähme? Wenn dieß ſich verbreitete? Betreiben Sie alſo behutſamer Ihre honetten kleinen Gewerbe, womit Sie ſich ohne Zweifel abgeben.“

„Wenigſtens iſt eines unter ihnen,“ erwiederte Rodin, eben ſo angreifend verfahrend, wie Herr von Montbron, „deſſen harte Lehrzeit ich Ihnen verdanken werde, Herr Graf, nämlich das läſtige Gewerbe, Ihr Zuhörer zu ſeyn.“

„Ah! mein lieber Herr,“ verſetzte der Graf mit Verachtung, „wiſſen Sie nicht, daß es alle Arten von Mitteln giebt, die Flegel und die Betrüger zu züchtigen?“

„Mein lieber Graf!“ ſagte Adriane zu Herrn von Montbron mit einem Tone des Vorwurfes.

Rodin antwortete mit vollkommenem Pflegma: „Ich ſehe nicht gar ſehr ein, Herr Graf, erſtens: was Muthiges darin liegt, einen armen, alten, gutmüthigen Mann, wie ich, zu bedrohen und Flegel zu heißen; zweitens . . .“

„Herr Rodin,“ ſagte der Graf, den Jeſuiten unterbrechend, — „erſtens iſt ein armer, alter, gutmüthiger Mann, wie Sie, der das Böſe thut, indem er ſich hinter ſein Alter verſchanzt, das er entehrt, feige und boshaft zugleich; er verdient eine doppelte Züchtigung; zweitens, das Alter anlangend, weiß ich nicht, ob die Wolfsjäger und die Gend'armen vor dem grauen Balge der alten Wölfe, und vor den weißen Haaren der alten Spitzbuben ſich mit Reſpekt verbeugen; was denken Sie davon, lieber Herr?“

Rodin, immer unempfindſam, zog ſein mattes Augenlied in die Höhe, heftete kaum eine Secunde lang ſein kleines Schlangenauge auf den Grafen und ſchleuderte ihm einen raſchen Blick zu, kalt und ſpitzig wie ein Pfeil; dann ſank das erdfahle Augenlied wieder über das düſtere Auge dieſes Mannes mit dem Leichengeſichte herab. „Da ich der Unannehmlichkeit überhoben bin, ein alter Wolf zu ſeyn, und noch weniger ein alter Spitzbube,“ entgegnete Rodin gelaſſen, „werden Sie mir erlauben, Herr Graf, mich über Verfolgungen von Wolfsjägern und Gend'armen nicht allzuviel zu beunruhigen; was die Vorwürfe anlangt, die man mir macht, beſitze ich eine ſehr einfache Art zu antworten, ich ſage nicht, mich zu rechtfertigen … ich rechtfertige mich niemals.“

„Wahrhaftig!“ ſagte der Graf.

„Niemals,“ verſetzte Rodin kalt; „dieß überlaſſe ich meinen Handlungen; ich will alſo einfach antworten, daß, als ich den tiefen, heftigen, faſt erſchreckenden, durch das Fräulein auf den Prinzen bewirkten Eindruck …“

„Möge dieſe Verſicherung, die Sie mir von der Liebe des Prinzen geben,“ äußerte Adriane mit einem bezaubernden Lächeln, Rodin unterbrechend, „Sie von dem Böſen abſolviren, das Sie mir zufügen wollten.

Der Anblick unſers nahen Glückes ſoll Ihre einzige Strafe ſeyn."

„Vielleicht bedarf ich weder Abſolution noch Strafe; denn, wie ich die Ehre gehabt habe, dem Herrn Grafen zu bemerken, mein liebes Fräulein, die Zukunft wird meine Handlungen rechtfertigen. — Ja, ich habe dem Prinzen ſagen müſſen, daß Sie eine andere Perſon lieben, als ihn, wie ich Ihnen habe ſagen müſſen, daß er eine andere Perſon liebe, als Sie, und dieß in Ihrem wechſelſeitigen Intereſſe. Möge meine Anhänglichkeit für Sie mich irre geführt haben; dieß kann ſeyn; ich bin nicht unfehlbar; aber nach meinem vorausgegangenen Benehmen gegen Sie, mein liebes Fräulein, hab' ich vielleicht das Recht, zu ſtaunen, ſo behandelt zu werden. Dieß iſt keine Klage. Wenn ich mich niemals rechtfertige, beklage ich mich noch weniger jemals . . ."

„Parbleu, das iſt etwas Heldenmüthiges, mein lieber Herr; Sie belieben nicht, ſich zu beklagen, oder über das Böſe zu rechtfertigen, das Sie thun."

„Ueber Böſes, das ich thue?" Und Rodin ſtarrte den Grafen an. „Sprechen wir in Räthſeln?"

„Iſt denn dieß nichts, mein Herr," rief der Graf mit Entrüſtung aus, „durch ihre Lügen den Prinzen in eine ſo gräßliche Verzweiflung geſtürzt zu haben, daß er zweimal Hand an ſich legen wollte; iſt es nichts, durch Ihre Lügen das Fräulein zu einem ſo ſchmerzlichen und ſo vollſtändigen Irrthume verleitet zu haben, daß dieſer Irrthum, ohne den von mir heute gefaßten Entſchluß, die traurigſten Folgen gehabt hätte?"

„Könnten Sie mir wohl die Ehre erweiſen, mir zu ſagen, Herr Graf, welches Intereſſe ich an dieſen Verzweiflungen, an dieſen Irrthümern habe, geſetzt ſogar, daß ich ſie habe veranlaſſen wollen?"

„Ohne Zweifel ein großes Intereſſe," erwiederte der Graf hart, „und ein um ſo gefährlicheres, als es verborgener iſt; denn Sie gehören zu jenen, wie ich ſehe, denen das Uebel eines Andern Vergnügen und Vortheil verſchaffen muß."

„Das iſt zu viel, Herr Graf; ich würde mich mit dem Vortheile begnügen," ſagte Rodin, ſich verbeugend.

„Ihre unverſchämte Kaltblütigkeit wird mich nicht täuſchen. Alles dieß iſt wichtig," verſetzte der Graf. „Unmöglich kann ein ſo treuloſer Betrug eine iſolirte Handlung ſeyn. Wer weiß, ob dieß nicht wieder eine von den Wirkungen des Haſſes iſt, von dem Frau von Saint-Dizier gegen das Fräulein von Cardoville erfüllt iſt?"

Adriane hatte die vorausgehende Erörterung mit geſpannter Aufmerkſamkeit angehört. Plötzlich fuhr ſie zuſammen, wie von einer augenblicklichen Offenbarung erleuchtet. Nach einer kurzen Pauſe ſagte ſie zu Rodin, ohne Bitterkeit, ohne Zorn, ſondern mit einer Ruhe voll Sanftmuth und Heiterkeit: „Man ſagt, mein Herr, daß glückliche Liebe Wunder wirkt. Ich wäre verſucht, es zu glauben; denn nach einigen Minuten des Nachdenkens, und an gewiſſe Umſtände mich erinnernd, erſcheint mir Ihr Benehmen in einem ganz neuen Lichte."

„Worin beſtände denn dieſe neue Anſicht, mein liebes Fräulein?"

„Um Ihnen meinen Geſichtspunkt zu bezeichnen, mein Herr, erlauben Sie mir, mich auf einige Thatſachen zu ſtützen: Mayeux war mir hochherzig zugethan; ſie hatte mir unverwerfliche Beweiſe von Anhänglichkeit gegeben; ihr Geiſt war ihres Herzens würdig; aber ſie empfand gegen Sie eine unüberwindliche Abneigung. Plötzlich verſchwand ſie geheimnißvoll aus meinem Hauſe, und es lag nicht an Ihnen, daß ich nicht einen abſcheulichen Verdacht wider ſie ſchöpfte. Herr von Montbron fühlt ein väterliches Wohlwollen für mich; aber, ich muß es Ihnen geſtehen, wenig Sympathie für Sie; daher haben Sie das Mißtrauen zwiſchen ihm und mir anzufachen geſucht. Prinz Djalma endlich bethätiget ein inniges Gefühl für mich, und Sie wenden den treuloſeſten Betrug an, um dieſes Gefühl zu tödten; zu welchem Zwecke handeln Sie ſo? ich weiß es nicht; aber ſicher iſt er ein mir feindlicher."

„Es dünkt mir, mein Fräulein," entgegnete Rodin ſtreng, „daß Ihrer Unwiſſenheit das Vergeſſen geleiſteter Dienſte ſich beigeſellt."

„Ich will nicht läugnen, mein Herr, daß Sie mich aus dem Hauſe des Herrn Baleinier befreiet haben; aber jedenfalls wär' ich einige Tage ſpäter von Herrn von Montbron da, unfehlbar erlöſet worden."

„Sie haben Recht, mein liebes Kind," ſagte der Graf; „wohl möglich, daß man das Verdienſt deſſen ſich aneignen wollte, was ohnehin demnächſt, vermittelſt Ihrer wahren Freunde mit Gewalt geſchehen mußte."

„Sie ertrinken; ich rette Sie; ſind Sie mir dafür dankbar? Irrthum," erwiederte Rodin mit Bitterkeit; „ein anderer Vorübergehender hätte Sie ohne Zweifel ſpäter gerettet."

„Dieſe Vergleichung hinkt ein wenig," ſagte Adriane lächelnd; „eine Heilanſtalt iſt kein Fluß, und obgleich ich Sie nun für ſehr fähig halte, mein Herr, zwiſchen zwei Wäſſern zu ſchwimmen, iſt Ihnen doch die Schwimmkunſt in dieſem Falle unnütz geweſen, und Sie haben mir einfach eine Thüre aufgethan, die ſpäter unvermeidlich ſich aufthun mußte."

„Sehr gut, mein liebes Kind," äußerte der Graf, über Adrianens Antwort laut auflachend.

„Ich weiß, mein Herr, daß Sie Ihre vortrefflichen Bemühungen nicht bloß auf mich beſchränkt haben. Die Töchter des Herrn Marſchalls Simon ſind ihm von Ihnen zurückgebracht worden; aber es iſt nicht zu zweifeln, daß die Reclamationen des Herrn Marſchalls, Herzogs von Ligny, hinſichtlich ſeiner Kinder, nicht vergeblich geweſen wären; Sie haben ſogar einem alten Soldaten ſein kaiſerliches Kreuz, für ihn eine wahre heilige Reliquie, zurückgegeben; dieß iſt ſehr rührend. Sie haben endlich den Abbé von Aigrigny und Herrn Baleinier entlarvt, aber ich ſelbſt war entſchloſſen, ſie zu entlarven. Uebrigens beweiſet dieß Alles, daß Sie, mein Herr, ein Mann von unendlich viel Geiſt ſind.“

„Ah! mein Fräulein!“ verſetzte Rodin.

„Voll von Hülfsmitteln und Erfindungsgabe.“

„Ah! mein Fräulein!“

„Es iſt nicht meine Schuld, wenn Sie, in unſerer langen Unterredung bei Herrn Baleinier, jene Ueberlegenheit verrathen haben, die mich befremdet, ich geſtehe es, ſehr befremdet hat, und wegen der Sie jetzt ziemlich verlegen ſcheinen. Was wollen Sie, mein Herr? Es iſt für einen ſo ſeltenen Geiſt, wie der Ihrige, ſehr ſchwer, das Incognito zu bewahren; dennoch, da es auf verſchiedenen, o! ſehr verſchiedenen Wegen, ſich ereignen könnte,“ fügte das junge Mädchen maliziös bei, „daß wir im Streben nach dem gleichen Ziele zuſammenträfen (immer zu Folge unſerer Unterredung bei Herrn Baleinier), will ich Ihnen, im Intereſſe unſerer künftigen Gemeinſchaft, wie Sie ſagten, einen Rath ertheilen und freimüthig mit Ihnen ſprechen.“

Rodin hatte dem Fräulein von Cardoville mit anſcheinender Unempfindſamkeit zugehört, ſeinen Hut unter ſeinem Arme haltend, ſeine Hände auf ſeiner Weſte gekreuzt, und ſeine Daumen um einander drehend; das einzige äußerliche Zeichen der ſchrecklichen Verwirrung, in welche Adrianens ruhige Worte ihn ſtürzten, gab ſich dadurch kund, daß die erdfahlen, heuchleriſch geſenkten Augenlieder des Jeſuiten, nach und nach ſehr roth wurden, ſo heftig quoll das Blut dahin. Dennoch antwortete er dem Fräulein von Cardoville mit zuverſichtlicher Stimme und tiefer Verbeugung: „Ein guter Rath und ein freimüthiges Wort, ſind immer vortreffliche Dinge.“

„Sie ſehen, mein Herr,“ fuhr Adriane mit leichter Exaltation fort, „die glückliche Liebe verleiht eine ſolche Scharfſichtigkeit, eine ſolche Energie, einen ſolchen Muth, daß man mit Gefahren ſpielt, Schlingen entdeckt, dem Haſſe trotzt. Glauben Sie mir, die göttliche Klarheit, welche zwei wahrhaft liebende Herzen umſtrahlt, genügt, um alle Finſterniſſe zu zerſtreuen, alle Fallen zu erhellen.“

„Sehen Sie, in Indien, entſchuldigen Sie dieſe Schwachheit, ich rede ſehr gerne von Indien,“ fügte das junge Mädchen mit einem Lächeln von unausſprechlicher Anmuth und Feinheit bei, „in Indien zünden die Reiſenden, zur Sicherſtellung ihrer Ruhe, während der Nacht ein großes Feuer um ihre Ajoupa herum an (verzeihen Sie auch dieſem Anflug von Localfärbung), und ſo weit der leuchtende Flammenkreis reicht, jagt er bloß durch ſeine Klarheit alle unreinen, giftigen Schlangen in die Flucht, welche das Licht erſchreckt, und die nur im Finſtern leben.“

„Der Sinn der Vergleichung iſt mir bis jetzt entgangen,“ entgegnete Rodin, indem er ſein Daumendrehen fortſetzte, und ſeine von Blut mehr anſchwellenden Augenlieder halb aufzog.

„Ich will deutlicher ſprechen,“ ſagte Adriane lächelnd, Setzen Sie den Fall, mein Herr, daß der jüngſte Dienſt, den Sie mir und dem Prinzen erwieſen haben, denn Sie haben es nur mit geleiſteten Dienſten zu thun, dieß iſt ſehr neu und ſehr gewandt; ich erkenne es an."

„Bravo, mein liebes Kind," äußerte der Graf freudig, „die Exekution wird vollſtändig ſeyn."

„Ah! es iſt eine Exekution!" erwiederte Rodin, immer unempfindſam.

„Nein, mein Herr," entgegnete Adriane lächelnd, „es iſt eine einfache Unterredung zwiſchen einem jungen Mädchen und einem alten Philoſophen, einem Freunde der Rechtſchaffenheit. Setzen Sie alſo den Fall, daß die häufigen Dienſte, welche Sie mir und den Meinigen erwieſen, mir plötzlich die Augen geöffnet, oder vielmehr," ſetzte das Mädchen mit ernſtem Tone hinzu, „ſetzen Sie den Fall, daß Gott, welcher der Mutter den Inſtinkt verleiht, ihr Kind zu vertheidigen, mir mit meinem Glücke den Inſtinkt der Erhaltung dieſes Glückes gegeben, und ich weiß nicht welche Ahnung, tauſend bisher dunkle Umſtände erhellend, mir plötzlich geoffenbaret habe, daß Sie, anſtatt mein Freund zu ſeyn, vielleicht mein und meiner Familie gefährlichſter Feind ſind."

„Alſo gehen wir von der Exekution zu den Vorausſetzungen über," bemerkte Rodin, immer unſtörbar.

„Und von der Vorausſetzung mein Herr, weil ich es ſagen muß, zur Gewißheit," fuhr Adriane mit würdiger und heiterer Feſtigkeit fort; „ja, nun glaub' ich es, daß ich eine Zeitlang die von Ihnen Betrogene war, und ich ſag' es Ihnen ohne Haß, ohne Zorn, aber mit Bedauern, mein Herr; es iſt peinlich, einen Mann von Ihrer Intelligenz, von Ihrem Geiſte zu ſolchen liſtigen Anſchlägen ſich erniedrigen zu ſehen, und nachdem Sie ſo viele teufliſche Springfedern ſpielen gelaſſen, zuletzt nichts Anderes zu erzwecken, als ſich lächerlich zu machen; denn giebt es etwas Lächerlicheres für einen Mann, wie Sie, als von einem jungen Mädchen beſiegt zu werden, das keine andern Waffen, keine andern Einſichten zur Vertheidigung hat als ſeine Liebe? Mit einem Worte, mein Herr, ich betrachte Sie von heute an als einen unverſöhnlichen und gefährlichen Feind; denn ich durchſchaue Ihren Zweck, ohne zu errathen, durch welche Mittel Sie ihn erreichen wollen; ohne Zweifel werden dieſe Mittel des Vergangenen würdig ſeyn; wohlan! ungeachtet alles deſſen fürcht' ich Sie nicht; von morgen an wird meine Familie von Allem unterrichtet ſeyn, und eine thätige, intelligente, entſchloſſene Verbündung uns auf der Hut ſeyn laſſen; denn es handelt ſich nothwendigerweiſe von jener ungeheuern Erbſchaft, die man uns beinahe ſchon geraubt hätte. Welche Beziehungen mögen nun zwiſchen den Beeinträchtigungen, die ich Ihnen zum Vorwurfe mache, und dem völlig pekuniären Zwecke Statt finden, den man ſich vorſetzt? Ich weiß es durchaus nicht, aber Sie haben es mir ſelbſt geſagt, meine Feinde ſind ſo gefährlich gewandt, ihre liſtigen Anſchläge immer ſo abgelehrt, daß man ſich auf Alles gefaßt machen, Alles vorherſehen muß; ich werde mich der Lektion erinnern. Ich habe Ihnen Freimüthigkeit verſprochen, mein Herr, und Wort gehalten, vermuth' ich."

„Es wäre wenigſtens unvorſichtig, wenn ich, nach erkannter Freimüthigkeit, Ihr Feind ſeyn würde," ſagte Rodin, immer unempfindſam. „Aber Sie hatten mir auch einen Rath verſprochen, mein liebes Fräulein."

„Der Rath wird kurz ſeyn; verſuchen Sie es nicht, mit mir zu kämpfen, weil es, wie Sie ſehen, etwas Stärkeres giebt, als Sie und die Ihrigen: dieß iſt ein weibliches Weſen, das ſein Glück vertheidiget." Adriane betonte dieſe letzteren Worte mit einer ſo ſouveränen Zuverſicht; ihr ſchönes Auge ſtrahlte, ſo zu ſagen, von ſo unerſchrockener Glückſeligkeit, daß Rodin, ungeachtet ſeiner phlegmatiſchen Kühnheit, einen Augenblick erſchrack. Indeſſen ſchien er keineswegs außer Faſſung gebracht, und erwiederte, nach einer kurzen Pauſe, mit einer Miene faſt verachtenden Mitleidens: „Mein liebes Fräulein, wir werden uns wahrſcheinlich niemals wiederſehen, erinnern Sie ſich lediglich einer Sache, die ich Ihnen wiederhole: ich rechtfertige mich nie; dieß übernimmt die Zukunft. Ungeachtet deſſen, mein liebes Fräulein, bin ich Ihr ſehr ergebener Diener." Und er verbeugte ſich. „Herr Graf, ich mache Ihnen meine ehrerbietigſte Anfwartung," fügte er bei, noch demüthiger vor Herrn von Montbron ſich verbeugend, und entfernte ſich.

Kaum war Robin fort, als Adriane an ihren Schreibtiſch eilte, haſtig einige Worte ſchrieb, das Billet verſiegelte, und zu Herrn von Montbron ſagte: „Ich werde den Prinzen vor Morgen nicht ſehen, eben ſo ſehr aus Herzensaberglauben, als weil es für meine Pläne nöthig iſt, dieſe Zuſammenkunft mit einiger Feierlichkeit zu umgeben. Sie werden Alles erfahren; aber ich will ihm ſogleich ſchreiben; denn einem ſolchen Feinde gegenüber, wie Herr Robin, muß man Allem vorbauen.“

„Sie haben Recht, mein liebes Kind; ſchnell dieſen Brief.“ Adriane gab ihm denſelben.

„Ich habe ihm genug geſagt, um ſeinen Schmerz zu beſchwichtigen, und nicht genug, um mich des köſtlichen Glückes der Ueberraſchung zu berauben, die ich ihm auf morgen bereite.“

„Dieß Alles iſt voll Vernunft und Herz; ich eile zum Prinzen, ihm Ihr Billet zu überreichen. Ich will ihn nicht ſehen; ich könnte für mich nicht gut ſtehen. Ah! bei unſerer bevorſtehenden Promenade, bei unſerm Spectakel heute Abend, verbleibt es jedenfalls!“

„Gewiß; ich habe mehr als jemals nöthig, mich bis morgen zu betäuben; auch wird mir, ich fühle es die friſche Luft wohl thun; dieſe Unterredung mit Herrn Robin hat mich ein wenig aufgeregt.“

„Der alte Elende! Doch, wir werden ſpäter davon ſprechen. Ich eile zum Prinzen und kehre zurück, um mit Frau von Morinval Sie nach den Elyſäiſchen Feldern abzuholen.“ Und der Graf von Montbron ging raſch fort, eben ſo freudig, als er traurig und betrübt gekommen war.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Elyſäiſchen Felder.

Zwei Stunden waren ſeit der Unterredung Rodin's und des Fräuleins von Cardoville verfloſſen; zahlreiche Spaziergänger von der Heiterkeit eines ſchönen Frühlingstages (der Monat März neigte ſich zu Ende) auf die Elyſäiſchen Felder hinaus gelockt, blieben ſtehen, um eine entzückende Equipage zu bewundern. Man ſtelle ſich eine azurblaue Kaleſche vor, mit weißem, gleichfalls durch Blau gehobenen Geſtelle, beſpannt mit vier prächtigen goldbraunen Racepferden mit ſchwarzen Mähnen und von Silberzierathen funkelnden Geſchirren, en Daumont geleitet von zwei kleinen Poſtillonen völlig gleichen Wuchſes, angethan mit einer Kappe von ſchwarzem Sammet, Weſte von hellblauem Caſimir mit weißen Krägen, ledernem Beinkleide und Stülpſtiefeln; zwei große gepuderte Bediente, gleichfalls in hellblauer Livrée mit weißen Krägen und Aufſchlägen, ſaſſen auf dem Hinterſitze. Man konnte nichts beſſer Geführtes, nichts beſſer Beſpanntes ſehen; die Pferde, voll Raçe, Kraft und Feuer, von den Poſtillonen geſchickt geleitet, hielten einen abſonderlich gleichen Schritt ein, mit Anmuth im Takte bleibend, in ihr ſchaumbedecktes Gebiß beiſſend, und von Zeit zu Zeit ihre Kopfbüſche von blauer und weißer Seide mit flatternden Bändern ſchüttelnd, in deren Mitte eine ſchöne Roſe ſich entfaltete. Ein Mann zu Pferd, mit eleganter Einfachheit angezogen, der andern Seite der Anfahrt folgend, betrachtete mit einer Art ſtolzer Befriedigung dieſes Geſpann, welches er ſo zu ſagen geſchaffen hatte; dieſer Mann war Herr von Bonneville, Adrianens Stallmeiſter, wie Herr von Montbron ſagte, denn dieſer Wagen gehörte dem jungen Mädchen.

Im Programme des magiſchen Tages war eine Aenderung eingetreten. Herr von Montbron hatte Djalma das Billet des Fräuleins von Cardoville nicht zuſtellen können, da er, nach Faringhea's Ausſage, am Morgen mit dem Marſchalle Simon auf's Land gegangen war; er ſollte jedoch gegen Abend wieder zurückkommen, und ihm dann bei ſeiner Heimkehr das Billet übergeben werden. Hinſichtlich Djalmas völlig beruhiget, indem ſie wußte, daß er einige Zeilen fände, die, ohne ihn von dem Glücke zu unterrichten, das ſeiner harrte, wenigſtens eine Ahnung ihm veranlaſſen würden, hatte Adriane, dem Rathe des Herrn von Montbron folgend, die Spazierfahrt in ihrem Wagen gemacht, um vor den Augen der Welt zu zeigen, daß ſie feſt entſchloſſen ſey, ungeachtet der von Frau von Saint-Dizier wiederholten treuloſen Gerüchte, an ihrem Entſchluſſe, allein zu leben und ein Haus zu machen, nichts zu ändern. Adriane trug einen kleinen weißen Hut mit einem Halbſchleier von Blonden, der ihr roſiges Antlitz und ihre goldigen Haare umrahmte; ihr bis zum Halſe reichendes Kleid von granatfarbenem Sammet, verſchwand faſt unter einem großen grünen Kaſchmirſhawl. Die junge Marquiſe von Morinvall, ebenfalls ſehr hübſch, ſehr elegant, ſaß zu ihrer Rechten, Herr von Montbron Beiden gegenüber auf dem Vordertheile der Kaleſche.

Jene, welche die Pariſerwelt kennen, oder vielmehr jenen unmerkbaren Bruchtheil der Pariſerwelt, die an jedem ſchönen ſonnigen Tage einige Stunden lang auf die Elyſäiſchen Felder geht, um zu ſehen oder geſehen zu werden, werden begreifen, daß die Anweſenheit des Fräuleins von Cardoville auf dieſer glänzenden Promenade, ein außerordentliches Ereigniß, etwas Unerhörtes ſeyn mußte. Was man die Welt nennt, konnte ſeinen Augen nicht trauen, als ſie dieſes millionenreiche, dem höchſten Adel angehörende Mädchen, kommen ſah, um ſo zu ſagen vor den Blicken Aller, im Wagen ſich zeigend, zu beweiſen, daß ſie wirklich völlig frei und unabhängig lebe, allen Gewohnheiten, allen Schicklichkeiten entgegen. Dieſe Art von Emancipation ſchien etwas Ungeheures, und man war darüber faſt erſtaunt, daß die Haltung des jungen Mädchens, voll Anmuth und Würde, die von Frau von Saint-Dizier und deren Freunden hinſichtlich der angeblichen Verrücktheit ihrer Nichte verbreiteten Verleumdungen vollkommen Lügen ſtrafte. Einige Schöne, ihre Bekanntſchaft mit der Marquiſe von Morinval oder mit Herrn von Montbron benützend, kamen wechſelweiſe, ſie zu begrüßen, und gingen einige Minuten lang im Schritte ihrer Pferde neben der Kaleſche, um Gelegenheit zu bekommen, das Fräulein von Cardoville zu ſehen, zu bewundern, und vielleicht zu hören; ſie erfüllte alle dieſe Wünſche, indem ſie mit ihrem gewöhnlichen Zauber und Geiſte ſprach; dann erreichten das Erſtaunen, der Enthuſiasmus den höchſten Grad; was man Anfangs für faſt unſinnige Bizarrerie gehalten, wurde eine anmuthige Originalität, und es wäre nur auf das Fräulein von Cardoville angekommen, von dieſem Tage an zur Königin der Eleganz und der Mode erklärt zu werden. Das junge Mädchen erkannte den Eindruck wohl, den ſie hervorbrachte; an Djalma denkend, war ſie darob glücklich und ſtolz; indem ſie mit dieſen Männern nach der Mode ihn verglich, nahm ihr Glück noch zu. Und in der That ſchienen ihr dieſe jungen Leute, wovon die Meiſten Paris nie verlaſſen, oder höchſtens bis Neapel oder Baden ſich gewagt, ſehr blaß neben Djalma, der, in ſeinem Alter, ſo oft in blutigen Kriegen ſiegreich commandirt und gekämpft hatte, und von deſſen Muthe und heldenthümlicher, von Reiſenden mit Bewunderung erwähnten Großmuth, der Ruf tief aus Indien bis nach Paris drang. Und konnten ſich übrigens die charmanteſten Elegants mit ihren kleinen Hüten, ihren knappen Oberröcken, ihren großen Cravaten, dem indiſchen Prinzen an die Seite ſtellen, deſſen holdſelige und männliche Schönheit durch den Glanz einer ſo reichen und zugleich ſo maleriſchen Tracht noch gehoben war? Alles war alſo an dieſem Tage für Adrianen Glück, Freude und Liebe; die Sonne, an einem glänzend heiteren Himmel untergehend, umwogte die Promenade mit ihren goldigen Strahlen; die Luft war lau; die Wagen kreuzten ſich nach allen Richtungen; die Pferde der Reiter kehrten raſch und munter hin und her; ein leichter Wind bewegte die Eſcharpen der Damen, die Federn auf ihren Hüten; kurz überall Geräuſch, Bewegung, Licht. Adriane ergötzte ſich, vom Fond ihres Wagens aus, vor ihren Augen dieſen vom ganzen Pariſerluxus funkelnden Wirbel ſpiegeln zu ſehen; aber inmitten dieſes glänzende Chaos, ſah ſie in Gedanken das melancholiſche und ſanfte Geſicht Djalma's, als etwas auf ihre Knie fiel, ſie fuhr zuſammen. Es war ein Strauß von etwas verwelkten Veilchen. In demſelben Augenblicke hörte ſie eine Kinderſtimme, welche, der Kaleſche folgend, zu ihr ſagte: „Um Gotteswillen meine gute Dame, einen kleinen Sou."

Adriane wendete den Kopf, und erblickte ein armes, kleines, blaſſes und abgezehrtes Mädchen von ſanftem und traurigen Geſichte, kaum mit Lumpen angethan, mit emporgeſchlagenen flehenden Augen die Hand ausſtreckend. Obgleich dieſer auffallende Contraſt des höchſtens Elendes ſelbſt im Schooße des höchſten Luxus ſo alltäglich war, daß er nichts Bemerkenswerthes mehr bot, wurde Adriane doppelt davon ergriffen; die Erinnerung an Mayeux, die vielleicht eben dem gräßlichſten Elende preisgegeben war, tauchte in ihrem Innern auf. „Ah! wenigſtens möge dieſer Tag,“ dachte das junge Mädchen, „nicht für mich allein ein freudeſtrahlender Tag ſeyn.“

Indem ſie ein wenig zum Wagen ſich hinausneigte, ſagte ſie zu dem kleinen Mädchen: „Haſt Du eine Mutter, mein Kind?“

„Nein, Madame; ich habe weder Mutter noch Vater mehr.“

„Wer nimmt ſich um Dich an?“

„Niemand, Madame. Man giebt mir Blumenſträuſſe zu verkaufen; ich muß Sous zurückbringen, ſonſt ſchlägt man mich.“

„Arme Kleine!“

„Einen Sou, meine gute Dame, einen Sou um Gotteswillen,“ ſagte das Kind, welches fortwährend neben der Kaleſche ging, die nun ihren Schritt einhielt.

„Mein lieber Graf,“ ſagte Adriane, ſich lächelnd zu Herrn von Montbron wendend, „Sie haben es hier leider nicht mit Ihrer erſten Entführung zu thun, neigen Sie ſich zum Kutſchenſchlage hinaus, reichen Sie Ihre beiden Hände dieſem Kinde; heben Sie es ſchnell in die Höhe; wir werden es flugs zwiſchen Frau von Morinval und mir verſtecken und die Promenade verlaſſen, ohne daß Jemand dieſe kühne Entführung bemerken wird.“

„Wie?“ fragte der Graf erſtaunt, „Sie wollen…“

„Ja, ich bitte Sie darum.“

„Welche Thorheit!“

„Geſtern vielleicht hätten Sie dieſen Einfall noch Thorheit ſchmähen können, aber heute,“ und Adriane betonte dieſes Wort, Herrn von Montbron anblickend, mit einer Miene des Einverſtändniſſes; „aber heute müſſen Sie begreifen, daß dieß faſt eine Pflicht iſt.“

„Ja, ich begreife es, gutes und edles Herz,“ erwiederte der Graf mit gerührter Miene, während Frau von Morinval, die von der Liebe des Fräuleins von Cardoville für Djalma durchaus nichts wußte, den Grafen und das junge Mädchen mit eben ſo viel Erſtaunen als Neugier betrachtete. Herr von Montbron legte ſich nun über den Kutſchenſchlag hinaus, reichte ſeine beiden Hände dem Kinde, und ſagte zu ihm: „Gieb mir Deine zwei Hände, Kleine.“

Obwohl ſehr erſtaunt, gehorchte das Kind mechaniſch, und ſtreckte ſeine zwei kleinen Arme aus; hierauf faßte es der Graf bei den Handgelenken, und hob es ſehr gewandt empor, mit um ſo größerer Leichtigkeit, als der Wagen ſehr niedrig war, und wie geſagt, im Schritte ging. Das Kind, mehr betäubt als erſchrocken, ſagte kein Wort. Adriane und Frau von Morinval rückten aus einander; in dieſem Raum wurde das kleine Mädchen gethan, das bald unter den Shawlflügeln der beiden jungen Damen verſchwand. Dieß Alles wurde ſo ſchnell ausgeführt, daß kaum einige Perſonen, die in den Seitenalleen gingen, dieſe Entführung gewahrten.

„Nun, mein lieber Graf," ſagte Adriane freudeſtrahlend, „begeben wir uns mit unſerer Beute raſch nach Hauſe."

Herr von Montbron erhob ſich halb, und ſagte zu den Poſtillionen: „Nach dem Hôtel."

Und die vier Pferde griffen aus in einem flüchtigen und zumal gleichen Trabe. „Es dünkt mir, daß dieſer Glückstag nun geheiliget, und mein Luxus entſchuldiget iſt," dachte Adriane; „in Erwartung, die arme Mayeur wieder zu finden, wozu ich von heute an tauſend Nachforſchungen anſtellen laſſe, wird wenigſtens ihr Platz nicht unbeſetzt ſeyn."

Es giebt oft ſonderbare Wiederannäherungen. Im Augenblicke, da dieſer gute Gedanke für Mayeur in Adrianens Geiſte auftauchte, bemerkte man eine große Bewegung der Menge in einer der Seitenalleen; mehrere Vorübergehende ſchaarten ſich; bald eilten andere Perſonen herbei, dieſer Gruppe ſich anzuſchließen.

„Sehen Sie doch, mein Onkel," ſagte Frau von Morinval, „wie die Menge da unten zuſammenſtrömt! Was kann dieß ſeyn? Wenn man den Wagen halten ließe, und hinſchickte, um die Urſache dieſes Drängens zu erfahren?"

„Meine Liebe, es thut mir ſehr leid, aber Ihre Neugier wird nicht befriediget werden," erwiederte der

Graf, ſeine Uhr ziehend; „es iſt bald ſechs Uhr; die Vorſtellung der wilden Thiere wird um acht Uhr beginnen; wir haben gerade noch Zeit, nach Hauſe zu kommen und zu diniren. Sind Sie damit verſtanden, mein liebes Kind?“ fragte er Adrianen.

„Auch Sie, Julie?“ ſagte das Fräulein von Cardoville zur Marquiſe.

„Allerdings,“ antwortete die junge Frau.

„Ich werde Ihnen übrigens für unſere Nichtverſpätung um ſo mehr Dank wiſſen,“ verſetzte der Graf, „als ich genöthiget ſeyn werde, ſobald ich Sie nach Porte-Saint-Martin geführt habe, auf eine halbe Stunde in den Club zu gehen, um dort für Lord Campbell, den ich erſetze, zu votiren.“

„Wir werden alſo, Adriane und ich, allein der Vorſtellung anwohnen, mein Onkel?“

„Ihr Mann wird Sie ja begleiten, denk' ich.“

„Sie haben Recht, mein Onkel; verlaſſen Sie uns deßwegen nicht zu ſehr.“

„Zählen Sie darauf; denn ich bin mindeſtens eben ſo neugierig, wie Sie, dieſe ſchrecklichen Thiere und den berühmten Morok zu ſehen, den unvergleichlichen Thierbändiger.“

Einige Minuten danach hatte der Wagen des Fräuleins von Cardoville die Elyſäiſchen Felder verlaſſen, das kleine Mädchen fortführend, in der Richtung nach der Straße Anjou. Im Momente des Verſchwindens der brillanten Equipage war der erwähnte Zuſammenlauf noch größer geworden; ein dichter Haufen umdrängte einen der großen Bäume der Elyſäiſchen Felder, und man hörte hier und da aus dieſer Gruppe Ausrufe des Mitleidens ertönen. Ein Spaziergänger näherte ſich einem jungen Manne, der in der hinterſten Reihe der Menge ſtand, und ſagte zu ihm: „Was giebt es denn da?“

„Man ſagt, es ſey eine Arme, ein junges, buckliges Mädchen, das aus Entkräftung zuſammengeſunken iſt.“

„Eine Bucklige ... kein großer Schaden! Es giebt noch immer Bucklige genug,“ verſetzte der Spaziergänger brutal mit rohem Gelächter.

„Bucklig oder nicht ... wenn ſie vor Hunger ſtirbt,“ erwiederte der junge Mann, kaum ſeinen Unwillen bezwingend, „ſo iſt es deßwegen nicht weniger traurig, und es giebt da nichts zu lachen, mein Herr!“

„Vor Hunger ſterben, bah!“ ſagte der Spaziergänger, die Achſeln zuckend. „Nur die Canaille, die nicht arbeiten will, ſtirbt vor Hunger, und der geſchieht Recht.“

„Und ich, mein Herr, ich wette, daß es einen Tod giebt, den Sie niemals ſterben werden,“ rief der junge Mann aus, über die grauſame Inſolenz des Spaziergängers entrüſtet.

„Was wollen Sie ſagen?“ — fragte der Spaziergänger hochmüthig.

„Ich will ſagen, mein Herr, daß das Herz Sie nie erſticken wird.“

„Mein Herr!“ — rief der Spaziergänger zornigen Tones aus.

„Wohlan! was? mein Herr!“ entgegnete der junge Mann, dem Sprecher gerade in’s Geſicht ſchauend.

„Nichts …“ erwiederte der Spaziergänger, und begab ſich, haſtig auf den Abſätzen ſich umdrehend, immer brummend, zu einem Cabriolete mit orangefarbenem Kaſten, auf welchem man ein ungeheures, von einem Baronsbaldachine überragtes Wappen ſah.

Ein Bedienter, Gold auf Grün lächerlich bordirt, und mit einer enormen Neſtelſchnur geſchmückt, die ihm die Waden ſchlug, ſtand neben dem Pferde, und bemerkte ſeinen Herrn nicht.

„Du haſt alſo Maulaffen feil, dummer Grobian,“ ſagte der Spaziergänger zu ihm, indem er ihn mit der Spitze ſeines Stockes ſtieß.

Der Bediente kehrte ſich verwirrt um. „Mein Herr, ich habe nur . . .“

„Wirſt Du denn niemals ſagen lernen: Herr Baron? Lump!“ rief der Spaziergänger ergrimmt aus. „Nun, öffne den Kutſchenſchlag!“

Der Spaziergänger war Herr Tripeaud, induſtrieller Baron, Luchs, Wucherer. Die arme Bucklige war Mayeux, welche in der That, von Elend und Noth entkräftet, in dem Augenblicke zu Boden gefallen war, da ſie ſich zu Fräulein von Cardoville begab. Das unglückliche Geſchöpf hatte den Muth gefunden, der Scham und den grauſamen Spötteleien zu trotzen, welche ſie, in dieſes Haus zurückkehrend, fürchtete, aus dem ſie ſich freiwillig verbannt hatte; dießmal handelte es ſich nicht um ſie, ſondern um ihre Schweſter Cephyſe . . . die Bacchusfeſt-Königin, ſeit dem vorigen Tage wieder in Paris angekommen, und welche Mayeux durch Adrianen dem gräßlichſten Schickſale entreißen wollte.

Zwei Stunden nach dieſen verſchiedenen Scenen drängte ſich eine ungeheure Menge bei den Eingängen von Porte-Saint-Martin, um Morok's Schauſtellungen anzuwohnen, der einen Scheinkampf mit dem berühmten ſchwarzen Panther von Java, genannt der Tod, vorſtellen wollte. Bald ſtiegen Adriane, Herr und Frau von Morinval vor dem Eingange des Theaters aus dem Wagen; dort ſollte der Graf von Montbron zu ihnen kommen, den ſie vorbeifahrend im Club gelaſſen hatten.

Sechszehntes Kapitel.

Hinter dem Vorhange.

Der ungeheure Saal von Porte-Saint-Martin war mit einer ungeduldigen Menge angefüllt. Wie Herr von Montbron zum Fräulein von Cardoville geſagt hatte, ganz Paris drängte ſich zu Morok's Vorſtellungen; es bedarf keiner Erwähnung, daß der Thierbändiger den kleinen Handel mit religiöſen Spielſachen, den er im Wirthshauſe zum weißen Falken bei Leipzig ſo ſchwunghaft betrieben, völlig aufgegeben hatte; ſo wie auch die großen Schaubilder, auf denen die ſo wunderlich gemalten Wirkungen von Morok's plötzlicher Bekehrung zu ſehen waren; dieſe veralteten Mittelchen wären in Paris nicht brauchbar geweſen.

Morok vollendete ſeinen Anzug in einer der ihm angewieſenen Schauſpielerlogen; über ſeinem Panzerhemde, ſeinen Arm- und Beinſchienen trug er ein weites, rohes, mit Ringen von vergoldetem Kupfer an ſeine Fußknöchel befeſtigtes Pantalon. Sein langer, ſchwarzer Kaftan von broſchirtem Stoffe, Gold und Purpur, war mit andern großen Ringen, gleichfalls von vergoldetem Metalle, an ſeiner Taille und an ſeinen Handgelenken geſchloſſen. Dieſe düſtere Tracht verlieh dem Thierbändiger eine noch finſterere Phyſiognomie. Sein dichter und gelblicher Bart floß ſtromweiſe über ſeine Bruſt herab, und würdevoll umwand er ſeine rothe Mütze mit einem langen Stücke weißen Muſſelins. Andächtiger Prophet in Deutſchland, Comödiant in Paris, wußte Morok, wie ſeine Gönner, ſich trefflich in die Umſtände zu ſchicken. In einer Ecke der Loge, und ihn mit einer Art ſtupider Bewunderung betrachtend, befand ſich Jacques Rennepont, genannt Couche-tout-Nu. Seit dem Tage, an welchem der Brand die Fabrik des Herrn Hardy zerſtörte, war Jacques nicht mehr von Morok gewichen, jede Nacht bei Gelagen zubringend, deren verderblichen Einwirkung die eiſerne Natur des Thierbändigers trotzte. Jacques dagegen begann eine auffallende Veränderung ſeiner Züge zu leiden: ſeine hohlen Wangen, ſeine Marmorbläſſe, ſein manchmal blödſinniger, manchmal von einem düſteren Feuer auflodernder Blick verriethen die Verheerungen der Ausſchweifung; eine Art bitteren und ſardoniſchen Lächelns zuckte faſt beſtändig über ſeine ausgedörrten Lippen. Dieſe einſt lebhafte und heitere Intelligenz kämpfte noch ein wenig mit der niederdrückenden Verdummung einer faſt unaufhörlichen Betrunkenheit. Der Arbeit entwöhnt, nicht mehr im Stande, rohe Vergnügungen zu entbehren, bemüht, einen Reſt von Ehrbarkeit, der in ihm ſich empörte, im Weine zu ertränken, war Jacques dahin gekommen, ohne Scham die reichliche Spende verdummender ſinnlicher Genüſſe anzunehmen, die ihm Morok reichte, der die ziemlich beträchtlichen Koſten ihrer Gelage beſtritt, aber ihm niemals Geld gab, um ihn ſtets in Abhängigkeit zu erhalten.

Nachdem Jacques eine Zeitlang Morok mit Erſtaunen betrachtet hatte, ſagte er zu ihm: „Gleichviel, Du treibſt ein kühnes Metier... (ſie duzten ſich jetzt); „Du kannſt Dich rühmen, daß es zu dieſer Stunde auf der ganzen Welt nicht zwei Männer giebt, wie Dich; und dieß iſt ſchmeichelhaft. Es iſt Schade, daß Du Dich nicht auf dieſes ſchöne Metier beſchränkeſt."

„Was willſt Du ſagen?"

„Jene Verſchwörung, auf deren Koſten Du mich alle Tage und alle Nächte hochzeitlich leben läßt."

„Dieß macht heiß; aber der Augenblick iſt noch nicht gekommen, deßwegen will ich Dich bis zum wichtigen Tage immer in meiner Gewalt haben. Beklagſt Du Dich darüber?"

„Nein, mordieu!" erwiederte Jacques; „was ſollte ich machen? Vom Branntweine verbrannt, wie ich es bin, hätte ich auch den Willen, zu arbeiten, ſo würde ich nicht mehr die Kraft dazu haben; ich beſitze nicht, wie Du, einen Kopf von Marmor und einen Leib von Eiſen; doch mich mit Schnapps zu betrinken, anſtatt mit etwas Anderem, das gefällt mir; ich tauge nur noch zu dieſer Arbeit; und dann verhindert mich dieß auch, zu denken."

„An was?"

„Du weißt wohl, daß ich, wenn ich denke, nur an eine Sache denke," verſetzte Jacques mit düſterer Miene.

„An die Bacchusfeſt-Königin? Noch?" ſagte Morok mit Geringſchätzung.

„Immer . . . ein wenig; daß ich gar nicht mehr daran denken werde, wird geſchehen, wenn ich todt oder völlig verdummt ſeyn werde. Dämon!"

„Du haſt Dich nie beſſer befunden, und nie haſt Du mehr Geiſt gehabt, Einfaltspinſel!" — entgegnete Morok, ſeinen Turban befeſtigend.

Die Unterredung ward unterbrochen. Goliath trat ſchnell in die Loge. Die rieſige Geſtalt dieſes Herkules war noch breitſchulteriger geworden; er war wie Alkides *) angezogen; ſeine enormen, von daumendicken

---

*) Beiname des Herkules. D. Ueb.

Adern gefurchten Glieder ſchwollen unter einem fleiſchfarbenen Tricot, gegen das ein rothes Beinkleid abſtach.

„Warum trittſt Du hier wie im Sturm ein?“ — ſagte Morok zu ihm.

„Im Saale giebt's wohl einen andern Sturm; ſie fangen an ungeduldig zu werden, und ſchreien wie Beſeſſene; aber wenn's nur dieß wäre!“

„Was giebt's noch?“

„Der Tod wird heute Abend nicht ſpielen können.“

Morok kehrte ſich raſch um, ſchier mit Beſorgniß. „Warum nicht?“ rief er aus.

„Ich hab' ihn ſo eben geſehen; er duckt ſich ganz hinten in ſeinem Käfige; ſeine Ohren ſchmiegen ſich ſo ſehr an ſeinen Kopf, daß man meinen ſollte, man habe ſie ihm abgeſchnitten. Ihr wißt, was dieß bedeutet.“

„Iſt dieß Alles?“ verſetzte Morok, ſich zum Spiegel umwendend, um ſeinen Kopfputz zu vollenden.

„Das iſt wohl genug, weil er einen ſeiner Wuthanfälle hat. Seit jener Nacht in Deutſchland, wo er jener Mähre von einem Schimmel den Bauch aufgeriſſen hat, ſah ich ihn nicht ſo grimmig d'rein ſchauen; ſeine Augen leuchten wie zwei Kerzen.“

„Dann wird man ihm ſein ſchönes Halstuch umthun,“ bemerkte Morok einfach.

„Sein ſchönes Halstuch?“

„Ja, ſein Halsband mit Springfeder.“

„Und ich werde Euch als Kammerzofe helfen müſſen,“ entgegnete der Rieſe; „die hübſche Toilette zu machen.“

„Schweig."

„Dieß iſt nicht Alles," fuhr Goliath mit verlegener Miene fort.

„Was noch?"

„Ich möcht' es Euch eben ſo gerne ſagen . . . ſogleich . . ."

„Wirſt Du ſprechen?"

„Wohlan! er iſt da."

„Wer? dummes Thier!"

„Der Engländer!"

Morok fuhr zuſammen, ſeine Arme ſanken ſeinen Körper entlang herab. Jacques war ob der Bläſſe und Verzerrung der Züge des Thierbändigers betroffen.

„Haſt Du den Engländer geſehen?" rief Morok aus, zu Goliath gewendet; „biſt Du deſſen gewiß?"

„Sehr gewiß. Ich ſchaute durch das Loch des Vorhanges; ich hab' ihn in einer kleinen Loge faſt auf dem Theater geſehen; er will die Sachen in der Nähe ſehen; er iſt leicht kennbar an ſeiner ſpitzigen Stirne, an ſeiner großen Naſe, und an ſeinen runden Augen."

Morok fuhr wieder zuſammen. Dieſer Mann, ſonſt von wilder Unempfindſamkeit, ſchien immer verwirrter und ſo erſchrocken, daß Jacques zu ihm ſagte: „Was iſt's denn mit dieſem Engländer?"

„Er folgte mir ſeit Straßburg, wo er mich getroffen hatte," antwortete Morok, ohne ſeine Erſchütterung verhehlen zu können; „er reiſete in kleinen Tagemärſchen, wie ich, mit ſeinen Pferden; verweilte, wo ich verweilte, um niemals bei einer von meinen Vorſtellungen zu fehlen. Aber zwei Tage vor meiner Ankunft in Paris hatte er mich verlaſſen; ich hielt mich für befreiet von ihm," fügte Morok ſeufzend bei.

„Befreiet ... wie Du ſo ſprichſt," verſetzte Jacques erſtaunt, „eine ſo gute Kundſchaft, ein ſolcher Bewunderer!"

„Ja," ſagte Morok, immer düſterer und niedergebeugter, „dieſer Elende da hat eine ungeheure Summe gewettet, daß ich während einer von meinen Schauſtellungen vor ſeinen Augen würde zerriſſen werden; er hofft, ſeine Wette zu gewinnen; deßwegen verläßt er mich nicht."

Couche-tout-Nu fand die Idee des Engländers von ſo ergötzlicher Ueberſpanntheit, daß er zum erſtenmal ſeit langer Zeit in ein überaus lautes Gelächter ausbrach. Morok, vor Wuth erbleichend, ſtürzte mit einer ſo drohenden Miene über ihn her, daß Goliath dazwiſchen treten mußte.

„Geh doch, geh doch," ſagte Jacques, „ärgere Dich nicht; da dieß ernſthaft iſt, lach' ich nicht mehr."

Morok beſänftigte ſich, und fragte Couche-tout-Nu mit dumpfer Stimme: „Hältſt Du mich für feige?"

„Nein, pardieu!"

„Wohlan! dennoch erſchreckt mich dieſer Engländer mit dem grotesken Geſichte mehr, als mein Tiger oder mein Panther."

„Du ſagſt mir's ... ich glaube Dir," erwiederte

Jacques; „aber ich begreife nicht, warum die Gegenwart dieſes Mannes Dich erſchreckt.“

„Aber bedenke doch, Elender!“ rief Morok aus, „daß während ich gezwungen bin, unaufhörlich die mindeſte Bewegung des wilden Thieres zu belauern, welches ich durch meine Geberde und meinen Blick gebändigt halte, für mich etwas Erſchreckendes in dem Bewußtſeyn liegt, daß zwei Augen da ſind, immer da... ſtarr, indeſſen die geringſte Zerſtreutheit den Zähnen der Thiere mich überliefert!“

„Nun begreif' ich,“ entgegnete Jacques, und fuhr auch zuſammen. „Dieß jagt Furcht ein.“

„Ja, denn einmal da, hilft es mir nichts, ihn nicht anzublicken, dieſen Unglücksengländer; es dünkt mir immer, ſeine zwei runden, ſtarren und weit geöffneten Augen vor mir zu ſehen. Mein Tiger Caïn hätte mir ſchon einmal beinahe den Arm verſchlungen, während einer Zerſtreutheit, die dieſer Engländer mir verurſachte, den die Hölle verwirren möge! Donner und Wetter!“ rief Morok aus, „dieſer Mann wird mir Unheil bringen!...“ Und Morok ging in ſeiner Loge aufgeregt hin und her.

„Abgeſehen davon, daß der Tod heute Abend ſeine Ohren platt auf ſeinem Schädel hat,“ bemerkte Goliath roh. „Wenn Ihr halsſtärrig ſeyd, ich bin's, der es Euch ſagt, wird der Engländer heute Abend ſeine Wette gewinnen.“

„Hinaus da, dummes Thier, ſchrei mir nicht den

Kopf voll mit Deinen Unglücksweiſſagungen," — rief Morok aus, — „ſondern geh', und richte das Halsband des Todes her."

„Nun, jeder nach ſeinem Geſchmacke. Ihr wollet, daß der Panther Geſchmack an Euch finde," ſagte der Rieſe, indem er nach dieſem Scherze ſchwerfällig fortging.

„Aber da Du Dich fürchteſt," äußerte Couche-tout-Nu, „warum ſagſt Du nicht, daß der Panther krank iſt?"

Morok zuckte die Achſeln, und antwortete mit einer Art von wilder Exaltation: „Haſt Du von der Luſt des Spielers ſprechen hören, der ſeine Ehre, ſein Leben auf eine Karte ſetzt? Wohlan! auch ich finde bei dieſen täglichen Uebungen, wobei mein Leben auf dem Spiele ſteht, ein wildes und gieriges Vergnügen, dem Tode zu trotzen vor einer bebenden, über meine Kühnheit erſtaunten Menge. Ja ſogar im Schrecken, den mir dieſer Engländer einflößt, finde ich bisweilen wider meinen Willen, ich weiß nicht welche ſchreckliche Anfeuerung, die ich verabſcheue und dulde."

Der Regiſſeur, in die Loge des Thierbändigers tretend, unterbrach ihn. „Darf man die drei Schläge thun, Herr Morok?" ſagte er zu ihm. „Die Ouvertüre wird nur zehn Minuten dauern."

„Ja," antwortete Morok.

„Der Herr Polizeicommiſſär hat wiederholt die für den Panther beſtimmte doppelte Kette, und die in den Fußboden des Theaters genietete Ringſchraube, im Hintergrunde der Höhle, beſichtiget," fügte der Regiſſeur bei; „Alles iſt von ſehr beruhigender Solidität befunden worden."

„Ja... beruhigend... ausgenommen für mich..." murmelte der Thierbändiger.

„Alſo, Herr Morok, darf man klopfen?"

„Man darf klopfen," erwiederte Morok. Und der Regiſſeur ging hinaus.

Siebenzehntes Kapitel.

Das Aufgehen des Vorhanges.

Die gewöhnlichen drei Schläge wiederhallten feierlich hinter dem Vorhange, die Ouvertüre begann, und, man muß es geſtehen, erhielt wenig Aufmerkſamkeit. Im Innern bot der Saal einen ſehr belebten Anblick. Mit Ausnahme der zwei Vorbühnen des erſten Ranges, die eine rechts, die andere links des Zuſchauers, waren alle Plätze beſetzt. Eine große Zahl ſehr eleganter Damen, wie immer von der wilden Seltſamkeit des Schauſpieles angelockt, füllte die Logen. Auf den Sitzen drängten ſich die meiſten jungen Leute, die am Morgen in den Elyſäiſchen Feldern zu Pferd paradirt hatten. Einige von einem Sitze zum andern gewechſelte Worte werden eine Idee von ihrer Unterredung geben.

„Wiſſen Sie, meine Liebe, daß es, um Athalie zu ſehen, weder eine ſolche Menge, noch einen ſo gut beſtellten Saal gäbe?"

„Gewiß. Was iſt das armſelige Heulen eines Schauſpielers gegen das Brüllen des Löwen?"

„Ich begreife nicht, daß man Morok erlaubt, ſeinen Panther in einer Ecke des Theaters mit einer Kette an einen eiſernen Ring zu befeſtigen. Wenn die Kette brechen würde?"

„Eben recht wegen der zerbrochenen Kette, hinſichtlich der niedlichen Frau von Blinville, die keine Tigerin iſt. Sehen Sie ſie gegenüber im zweiten Range?"

„Es behagt ihr ſehr wohl, die Kette zerbrochen zu haben, wie Sie ſagen, die Eheſtandskette; ſie iſt heuer ſehr im Schwunge."

„Ah! da iſt die ſchöne Herzogin von Saint-Prix. Aber Alles, was elegant iſt, befindet ſich dieſen Abend hier; ich ſage dieß nicht in Bezug auf uns. Es iſt ein wahrer Saal des Italiens... welch ein freudiges und feſtliches Ausſehen! Im Grunde thut man wohl, ſich zu ergötzen; vielleicht wird man ſich nicht lange ergötzen."

„Warum denn?"

„Wenn die Cholera nach Paris kommt."

„Ah! bah! Glauben Sie an die Cholera?"

„Parbleu! ſie kommt von Norden, und wandert dahin, den Stock in der Hand."

„Möge der Teufel ſie unterwegs holen, und wir ihr grünes Geſicht hier nicht ſehen."

„Man ſagt, daß ſie in London ſey.“

„Glückliche Reiſe! Ich rede lieber von etwas Anderem; dieß iſt eine Schwachheit, wenn Sie wollen; ich finde es traurig.“

„Ich glaub's wohl. Ah! meine Herren, ich irre mich nicht, nein... ſie iſt's!“

„Wer denn?“

„Das Fräulein von Cardoville! Sie tritt mit Morinval und deſſen Frau in die Vorbühne. Das iſt eine vollſtändige Auferſtehung: heute früh in den Elyſäiſchen Feldern, heute Abend hier.“

„Meiner Treu, es iſt wahr! Wirklich iſt's das Fräulein von Cardoville. Mein Gott, wie ſchön ſie iſt!“

„Leihen Sie mir Ihre Lorgnette. Hm, was halten Sie von ihr?“

„Entzückend... blendend!“

„Und zu dieſer Schönheit Geiſt wie ein Dämon, achtzehn Jahre, dreimalhunderttauſend Livres Renten, eine vornehme Geburt, und... frei wie die Luft.“

„Ja, dazu bemerke ich noch, daß ich, wenn es ihr gefiele, morgen oder auch heute, der glücklichſte Mann ſeyn könnte.“

„Darob möchte man närriſch oder wüthend werden!“

„Man verſichert, daß ihr Hôtel in der Straße Anjou etwas Feenhaftes ſey; man ſpricht von einem Badeſaale und einem Schlafzimmer, würdig der Tauſend und eine Nacht.“

„Und frei wie die Luſt. Darauf komm ich immer wieder zurück. Ah! wenn ich an ihrer Stelle wäre!“

„Ich würde erſchrecklich leichtſinnig ſeyn. Ah, meine Herren! welch' ein glücklicher Sterblicher, der zuerſt geliebt werden wird!“

„Glauben Sie denn, daß ſie Mehrere lieben wird?“

„Da ſie frei iſt, wie die Luft ...“

„Sehen Sie, alle Logen ſind voll, außer der dem Fräulein von Cardoville gegenüber beſindlichen Vorbühne; glücklich die Miether dieſer Loge!“

„Haben Sie im erſten Range die engliſche Geſandtin geſehen? Und die Prinzeſſin von Alvimar? Welch' ein ungeheurer Blumenſtrauß!“

„Ich möchte den Namen von dieſem Blumenſtrauße wiſſen.“

„Parbleu! es iſt Germigny.“

„Wie ſchmeichelhaft iſt es für die Löwen und Tiger, eine ſo ſchöne Geſellſchaft anzuziehen! Bemerken Sie, meine Herren, wie alle eleganten Damen das Fräulein von Cardoville lorgnettiren.“

„Sie erregt Aufſehen. Sie hat ſehr recht, ſich zu zeigen; man gab ſie für verrückt aus.“

„Ah, meine Herren, das gute, das vortreffliche Geſicht!“

„Wo denn, wo denn?“

„Dort, in jener kleinen Loge unter jener des Fräuleins von Cardoville.“

„Dieß iſt ein Nußknacker von Nürnberg. Es iſt ein hölzerner Mann.“

„Was für ſtarre und runde Augen er hat! Und dieſe Naſe! Und dieſe Stirne! Ein poſſirlicher Kauz!“

„Ah! meine Herren, ſtille! der Vorhang geht auf.“

Wirklich ging der Vorhang auf. Zum Verſtehen des Nachfolgenden ſind einige erklärende Worte nöthig. Die Vorbühne des Erdgeſchoſſes, links vom Zuſchauer, war in zwei Logen abgetheilt; in der einen befanden ſich mehrere Perſonen, von den jungen Leuten auf den Stühlen bezeichnet. Das andere, dem Theater nähere Gelaß, war vom Engländer beſetzt, jenem überſpannten und düſteren Wetter, der Morok ſo viel Schrecken einjagte. Man müßte Hoffmann's ſeltenes und phantaſtiſches Genie beſitzen, um dieſe groteske und zugleich erſchreckende Phyſiognomie würdig zu ſchildern, die von dem finſtern Hintergrunde der Loge ſich abtrennte. Dieſer Engländer von ungefähr fünfzig Jahren, hatte eine völlig kahle und kegelförmig verlängerte Stirne; unterhalb dieſer Stirne, von Augenbrauen überragt, welche die Form von zwei Circumflexen nachäfften, blitzten zwei große grüne Augen, abſonderlich rund und ſtarr, ſehr genähert einer Naſe von ſehr vorſpringendem und ſehr ſchneidenden Buge; ein Nußknackerkinn, wie man im gewöhnlichen Leben ſagt, verſchwand zur Hälfte unter einer hohen und weiten Cravate von weißem Batiſte, nicht minder ſtraff geſteift, als der Hemdkragen mit runden Ecken, der faſt das Ohrläppchen berührte. Der Teint dieſes äuſſerſt magern und knochigen Geſichtes, war jedoch ſehr gefärbt, faſt purpurroth, was das funkelnde Grün der Augenſterne, und das Weiße der Augäpfel noch greller machte; der ſehr große Mund pfiff unmerkbar eine ſchottiſche Giguearie *) (immer die nämliche Arie), bald dehnte er ſich leicht gegen ſeine Winkel, von einem ſardoniſchen Lächeln gekrampft.

Der Engländer war übrigens mit auserleſener Sorgfalt angezogen: ſein blaues Kleid mit Metallknöpfen ließ ſeine Weſte von weißem Piqué ſehen, von eben ſo tadelloſer Weiße, wie ſeine breite Cravate; zwei prächtige Rubine bildeten die Knöpfe ſeines Hemdes, und er legte auf die Brüſtung der Loge Patricierhände, ſorgfältig mit Glacéhandſchuhen angethan. Als man den bizarren und grauſamen Zweck erfuhr, der dieſen Wetter zu allen dieſen Vorſtellungen führte, wurde ſein groteskes Geſicht, anſtatt ein ſpöttiſches Lachen zu erregen, ſchier erſchreckend; nun begriff man die Art von entſetzlichem Alpdrücken, die dem Morok jene zwei großen, runden und ſtarren Augen verurſachten, welche mit einer unerbittlichen Zuverſicht den Tod des Thierbändigers (und welchen furchtbaren Tod!) geduldig zu erwarten ſchienen.

Oberhalb der finſtern Loge des Engländers, und einen anmuthigen Contraſt bildend, befanden ſich, in der Vorbühne des erſten Ranges, Herr und Frau von Morinval, und das Fräulein von Cardoville. Dieſe hatte

---

*) Die Gigue iſt eine Art Tanz und Muſik dazu.
D. Ueb.

neben dem Theater Platz genommen. Sie war friſirt, und trug ein himmelblaues Kleid von Crêpe de Chine, am Buſen von einer Pendelokenbroſche von den ſchönſten orientaliſchen Perlen gehoben, ſonſt nichts; und Adriane war in dieſer Tracht reizend. In der Hand hielt ſie einen Strauß, aus den ſeltenſten Blumen Indiens zuſammengeſetzt; Stephanotis und Gardenia vermiſchten ihr mattes Weiß mit dem Purpur von Hibiscus und Amaryllis von Java. Frau von Morinval, auf der andern Seite der Loge ſitzend, war gleichfalls geſchmackvoll und einfach angezogen; Herr von Morinval, ein ſehr ſchöner, junger, blonder, höchſt eleganter Mann, ſtand hinter den beiden Damen; Herr von Montbron mußte in jedem Augenblicke kommen. Erinnern wir übrigens den Leſer, daß rechts vom Zuſchauer, die Vorbühne des erſten Ranges, Adrianens Loge gegenüber, bisher vollkommen unbeſetzt geblieben war.

Das Theater ſtellte einen rieſigen Wald Indiens vor: im Hintergrunde ſchnitten ſich große exotiſche Bäume ſchirm- oder pfeilförmig auf zackigen Maſſen ſenkrechter Felſen aus, die kaum einige Stellen eines röthlichen Himmels ſehen ließen. Jede Couliſſe bildete ein von Felſen durchbrochenes Gehölz von Bäumen; endlich links vom Zuſchauer, und gerade unterhalb Adrianens Loge, ſah man die unregelmäßige Mündung einer ſchwarzen und tiefen Höhle, die unter einem Haufen von Granitblöcken, welche irgend ein vulkaniſcher Ausbruch hierher geſchleudert, halb zertrümmert ſchien

Dieſe rauhe Gegend von wilder Erhabenheit, war wunderſam entworfen, die Täuſchung ſo vollſtändig, als möglich; der heruntergelaſſene, mit einem purpurfarbenen Strahlenwerfer verſehene Beleuchtungsſchirm, goß über dieſe düſtere Landſchaft glühende und verſchleierte Tinten, die das Unheimliche und Ergreifende dieſes Anblickes noch verſtärkten.

Adriane, ein wenig über ihre Loge hinaus geneigt, bemühte ſich, mit leicht beſeelten Wangen, blitzenden Augen und pochendem Herzen, in dieſem Gemälde den einſamen Wald zu erkennen, geſchildert im Berichte jenes Reiſenden, welcher erzählte, mit welcher großmüthigen Unerſchrockenheit Djalma ſich auf eine wüthende Tigerin geſtürzt hatte, um das Leben eines in eine Höhle geflüchteten armen ſchwarzen Sclaven zu retten. Und in der That diente der Zufall wunderbar der Erinnerung des jungen Mädchens. Ganz verſunken in die Betrachtung dieſer Gegend und in die Gedanken, die ſie in ihrem Herzen weckte, dachte ſie durchaus nicht an das, was im Saale vorging. Dennoch ereignete ſich etwas ziemlich Wunderliches in der Vorbühne, welche, bis jetzt leer geblieben, Adrianens Loge gegenüber ſtand. Die Thüre dieſer Loge war geöffnet worden. Ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, von nußbraunem Teint, war dort eingetreten; auf indiſche Weiſe angethan mit einem langen Kleide von orangegelbem Seidenſtoffe, an ſeiner Taille mit einem grünen Gürtel geſchloſſen, trug er einen kleinen weißen Turban; nachdem er zwei Stühle in den Vordertheil der Loge geſtellt, und einen Augenblick rechts und links in den Saal geblickt hatte, ſchauderte er; ſeine ſchwarzen Augen funkelten, und er ging raſch wieder hinaus. Dieſer Mann war Faringhea. Dieſe Erſcheinung veranlaßte im Saale ein mit Neugier vermiſchtes Erſtaunen; die meiſten Zuſchauer hatten nicht, wie Adriane, tauſend Gründe, lediglich in die Betrachtung einer maleriſchen Decoration vertieft zu ſeyn.

Die allgemeine Aufmerkſamkeit ſtieg noch, als man in die von Faringhea ſo eben verlaſſene Loge einen jungen Mann von ſeltener Schönheit treten ſah, ebenfalls indiſch angethan mit einem langen Kleide von weißem Kaſchmir mit wehenden Aermeln, auf dem Kopfe einen ſcharlachrothen, goldgeſtreiften Turban, wie ſein Gürtel, worin ein langer, von Edelſteinen funkelnder Dolch blickte. Dieſer junge Mann war Djalma. Einen Augenblick blieb er an der Thüre ſtehen, und warf aus dem Hintergrunde der Loge einen faſt gleichgültigen Blick in den unermeßlichen Saal, worin ſich eine unermeßliche Menge drängte; bald darauf ſetzte ſich der Prinz, nach einigen Schritten voll anmuthiger und ruhiger Majeſtät, nachläſſig auf einen der Stühle; dann ſchien er, nach einigen Secunden den Kopf gegen die Thüre wendend, zu erſtaunen, eine Perſon nicht eintreten zu ſehen, die er ohne Zweifel erwartete. Dieſe kam endlich; die Logenaufſchließerin war eben mit dem Abnehmen ihres Mantels fertig geworden.

Dieſe Perſon war ein anmuthiges, junges, blondes Mädchen, mit mehr Aufſehen als Geſchmack, ein weißſeidenes Kleid mit breiten, kirſchrothen Streifen und kurzen Aermeln tragend, den Nacken frech entblößt; zwei bauſchige Schleifen von kirſchrothen Bändern, an jeder Seite ihrer blonden Haare angebracht, umrahmten das hübſcheſte, trotzigſte, munterſte aller niedlichſten Geſichtchen. Man hat Rose-Pompon ſchon erkannt, mit ihren weißen, langen, lächerlich mit Armbändern überladenen Handſchuhen, die jedoch wenigſtens ihre hübſchen Arme nur halb verhüllten; in der Hand hielt ſie einen ungeheuern Roſenſtrauß. Weit entfernt, Djalma's ruhigen Gang nachzuahmen, trat Rose-Pompon hüpfend in die Loge, polterte mit den Stühlen, gaukelte eine Zeitlang auf ihrem Stuhle, bevor ſie Platz nahm, um ihr ſchönes Kleid zur Schau zu ſtellen; dann ließ ſie, ohne im Mindeſten von der Welt durch dieſe glänzende Verſammlung eingeſchüchtert zu werden, Djalma mit einer kleinen, reizenden Bewegung den Duft ihres Roſenſtraußes einathmen, und ſchien durchaus auf dem Stuhle, worauf ſie ſaß, nach dem Gleichgewichte zu ringen.

Faringhea kehrte zurück, verſchloß die Logenthüre, und ſetzte ſich hinter den Prinzen.

Adriane, immer in die Betrachtung des indiſchen Waldes und in ihre ſüßen Erinnerungen tief verſunken, gab auf die neuen Ankömmlinge gar nicht Acht. Da ſie den Kopf vollſtändig dem Theater zuwendete, und

Djalma ſie in dieſem Augenblicke, ſo zu ſagen, nur profillos ſehen konnte, hatte er das Fräulein von Cardoville gleichfalls nicht erkannt.

Achtzehntes Kapitel.

Der Tod.

Die Art von Libretto,*) das die Schilderung von Moroks Kampfe mit dem ſchwarzen Panther enthielt, war ſo unbedeutend, daß die meiſten Zuſchauer ſich gar nicht darum bekümmerten, ſondern ihre ganze Theilnahme der Scene vorbehielten, in welcher der Thierbändiger erſcheinen mußte. Dieſe Gleichgültigkeit des Publikums erklärt die, durch Faringhea's und Djalma's Ankunft, im Saale erregte Neugier, die ſich (wie kürzlich in unſerer Zeit bei der Anweſenheit der Araber an irgend einem öffentlichen Orte) durch eine leichte Unruhe und allgemeine Bewegung bethätigte. Die ſo fröhliche, ſo hübſche Miene von **Rose-Pompon**, der dennoch Anmuthigen, ungeachtet ihrer ſonderbar ausſehenden Toilette, die vorzüglich für ein ſolches Theater lächerlich-prätenſiös erſchien, ihr ſehr leichtfertiges und mehr als vertrauliches Benehmen hinſichtlich des ſchönen Indiers, der ſie begleitete, vermehrten und belebten noch das Erſtaunen; denn, gerade in dieſem Augenblicke hatte **Rose-Pompon**, unverſchämt, wie ſie war, einer Regung anreizender Koquetterie nachgebend, wie geſagt, ihren großen Roſenſtrauß Djalma's Geſichte genähert, um ihn daran riechen zu laſſen. Aber der Prinz blieb bei dem Anblicke dieſer an ſeine Heimath ihn erinnerten Landſchaft, anſtatt für dieſe artige Aufforderung empfänglich zu ſcheinen, einige Minuten ſinnend, die Augen auf das Theater heftend; nun begann **Rose-Pompon** mit ihrem Strauße auf die Brüſtung der Loge den Takt zu ſchlagen, während die ein wenig zu ſtark den Takt markirende Schwingung ihrer hübſchen Schultern verrieth, daß dieſe Teufelin von einer Tänzerin von horeographiſchen, mehr oder weniger ſtürmiſchen Ideen beſeſſen zu werden begann, indem ſie einen eben vom Orcheſter geſpielten, verdoppelten, ſehr belebten Schritt hörte.

---

*) Textbuch. D. Ueb.

Unmittelbar der Loge gegenüber, worin Faringhea, Djalma und **Rose-Pompon** Platz genommen, hatte Frau von Morinval die Ankunft dieſer neuen Perſonen, und vorzüglich die koquetten Uebertriebenheiten **Rose-Pompon's**, bald bemerkt; und daher die junge Marquiſe, zum Fräulein von Cardoville gewendet, die noch immer in unausſprechlichen Erinnerungen vertieft war, lachend zu ihr geſagt: „Meine Liebe, das Ergötzlichſte hier iſt nicht auf dem Theater. Sehen Sie doch gegenüber von uns.“

„Gegenüber von uns?“ wiederholte Adriane mechaniſch. Und nachdem ſie ſich mit erſtaunter Miene zu Frau von Morinval gewendet, warf ſie ihre Blicke auf die bezeichnete Stelle. Sie ſchaute. Was erblickte ſie? Djalma an der Seite eines jungen Frauenzimmers, das ihn vertraulich den Duft ihres Blumenſtrauſſes einathmen ließ.

Betäubt, faſt phyſiſch im Herzen von einem elektriſchen, tiefen, heftigen Schlage getroffen, wurde Adriane leichenblaß; aus Inſtinkt ſchloß ſie eine Secunde lang die Augen, um nichts zu ſehen, gerade wie man den Dolch abzuwenden ſucht, der Sie ſchon getroffen hat, und Sie noch bedroht. Plötzlich folgte dann dieſer Empfindung von ſo zu ſagen materiellem Schmerze, ein für ihre Liebe und ihren gerechten Stolz ſchrecklicher Gedanke. „Djalma iſt hier mit dieſem Frauenzimmer, und er hat meinen Brief erhalten,“ dachte ſie ſich, „meinen Brief worin er das Glück leſen konnte, das ſeiner harrte.“ Bei dem Gedanken an dieſe gräßliche Beſchimpfung, verdrängte die Röthe der Scham, der Entrüſtung, Adrianens Bläſſe, die, von dieſer Wirklichkeit vernichtet, ferner ſich dachte: „Rodin hat mich nicht getäuſcht.“

Wir müſſen auf die Schilderung der niederdonnernden Schnelligkeit dieſer Gemüthsbewegungen verzichten, welche in dem Zeitraume einer Minute foltern, tödten. So war Adriane von der Höhe des ſtrahlendſten Glückes, in weniger als einer Secunde in die Tiefe eines Abgrundes heftiger Leiden geſtürzt worden, denn ſie bedurfte kaum einer Secunde, um der Frau von Morinval zu antworten: „Was giebt es denn ſo Seltſames uns gegenüber, meine liebe Julie?“

Dieſe ausweichende Antwort erlaubte Adrianen, ihre Kaltblütigkeit wieder zu gewinnen. Zum Glücke entgingen, vermittelſt der langen Locken ihres Haares, welche von der Seite ihre Wangen faſt ganz verhüllten, ihre Bläſſe und plötzliche Röthe der Frau von Morinval, die heiter zu ihr ſagte: „Wie, meine Liebe, Sie ſehen dieſe Indier nicht, die ſo eben in jene Loge der Vorbühne getreten ſind; ſehen Sie dort, gerade der unſerigen gegenüber?“

„Ah! ja ſehr wohl; ich ſehe ſie,“ verſetzte Adriane mit feſter Stimme.

„Und Sie finden ſie nicht ſehr ſeltſam?“ fragte die Marquiſe.

„Ei, meine Damen,“ bemerkte Herr von Morinval lachend, „ein wenig Nachſicht für dieſe armen Fremden; ſie kennen unſere Sitten nicht; würden ſie ſich ſonſt, vor den Augen von ganz Paris, in ſo ſchlechter Geſellſchaft zur Schau ſtellen?“

„In der That,“ ſagte Adriane mit einem bittern Lächeln, „ihre Treuherzigkeit iſt ſo rührend! Man muß ſie beklagen.“

„Und erſt dieſe unglücklicherweiſe hübſche Kleine mit ihrem nackenbloßen Kleide und ihren nackten Armen,“ äußerte die Marquiſe, „das kann höchſtens ſechzehn oder ſiebenzehn Jahre zählen. Schauen Sie ſie doch an, meine liebe Adriane, wie Schade!"

„Sie haben heute einen Tag der Nächſtenliebe, Sie und Ihr Mann, meine liebe Julie," erwiederte Adriane; „man muß dieſe Indier beklagen, dieſes Geſchöpf beklagen. Nun, wen werden wir noch beklagen?"

„Wir werden dieſen ſchönen Indier mit dem Turbane Gold und Roth nicht beklagen," verſetzte der Marquis lachend; „denn, wenn es ſo fortgeht, wird die Kleine mit den kirſchrothen Bändern ihn umarmen. Meiner Treu! Sehen Sie nur, wie ſie ſich zu ihrem Sultane hinneigt."

„Sie ſind ſehr ergötzlich," bemerkte die Marquiſe, die Heiterkeit ihres Gatten theilend, und Rose-Pompon lorgnettirend; dann fuhr ſie nach einer Minute, zu Adrianen gewendet, fort: „Einer Sache bin ich gewiß; nämlich, daß dieſe Kleine, ungeachtet ihrer leichtſinnigen Mienen, in dieſen Indier vernarrt iſt. Ich habe eben einen Blick belauert, der viel ſagt."

„Wozu nützt ſo viel Scharfſichtigkeit, meine gute Julie?" entgegnete Adriane ſchmerzlich; „welches Intereſſe haben wir daran, in dem Herzen dieſes jungen Mädchens zu leſen?"

„Wenn ſie ihren Sultan liebt, hat ſie recht," ſagte der Marquis, nun auch lorgnettirend; „denn ſo lang' ich lebe hab' ich nie etwas ſo bewundernswürdig Schönes geſehen, wie dieſen Indier; ich ſehe nur ſein Profil; aber dieſes Profil iſt rein und fein wie ein antiker

Caméi.*) Finden Sie es nicht, mein Fräulein?“ fügte der Marquis bei, zu Adrianen gekehrt. „Wohlverſtanden, daß es eine einfache Kunſtfrage iſt, die ich an Sie zu richten mir erlaube.“

„Als Kunſtgegenſtand?“ verſetzte Adriane; „in der That, da iſt er ſehr ſchön.“

„Ah!“ ſagte die Marquiſe, „ſie iſt impertinent, dieſe Kleine! Seht doch, wie ſie uns lorgnettirt!“

„Gut!“ verſetzte der Marquis, „und ſeht, wie ſie ohne Umſtände ihre Hand auf die Schulter ihres Indiers legt, ohne Zweifel, um ihn die Bewunderung theilen zu laſſen, die Sie ihr einflößen, meine Damen.“

In der That war Djalma, bisher durch den Anblick der Decoration zerſtreut, die ihn an ſeine Heimath erinnerte, gegen die Anreizungen Rose Pompon's unempfindlich geblieben, und hatte Adrianen noch nicht geſehen.

„Ah doch! zum Beiſpiel,“ ſagte Rose-Pompon, ſich an der Brüſtung ihrer Loge hin und her bewegend, indem ſie fortfuhr, das Fräulein von Cardoville zu lorgnettiren; denn dieſe war's, und nicht die Marquiſe, welche nun ihre Aufmerkſamkeit feſſelte, „die iſt eine hübſch ſeltene, eine köſtliche Dame mit rothen Haaren, aber von recht hübſchem Roth, das muß man ſagen. Sehen Sie doch, Prinz Charmant!"

---

*) So heißt jeder erhaben geſchnittene Edelſtein, beſonders ein ſolcher, deſſen erhabene Figur eine andere Farbe, als der Grund hat. Soll von einem Italiener, Dominikus de Caméi, als Erfinder, den Namen haben. D. Ueb.

Und ſie klopfte, wie geſagt, Djalma leicht auf die Schulter, der bei dieſen Worten ſchauderte, den Kopf wendete, und zum erſtenmale das Fräulein von Cardoville bemerkte. Obwohl faſt vorbereitet auf dieſe Begegnung, empfand der Prinz doch eine ſo heftige Gemüthsbewegung, daß er, ganz außer ſich, unwillkürlich aufſtehen wollte; aber er fühlte auf ſeiner Schulter die Eiſenhand Faringhea's kräftig laſten, der, hinter ihm, ſchnell mit leiſer Stimme und in indiſcher Sprache zu ihm ſagte: „Muth ... und morgen wird dieſe Dame zu Ihren Füßen liegen."

Und als Djalma eine neue Anſtrengung machte, fügte der Meſtize bei, um ihn zurückzuhalten: „So eben erſt iſt ſie vor Eiferſucht erblaßt, erröthet. Keine Schwachheit, oder Alles iſt verloren."

„Ah! Ihr ſprecht wieder Euer abſcheuliches Kauderwälſch," ſagte Rose-Pompon ſich umwendend zu Faringhea. „Erſtens iſt dieß nicht artig, und dann klingt dieſe Sprache ſo wunderlich, daß man meinen möchte, wenn Ihr ſie redet, Ihr knacket Nüſſe auf."

„Ich ſpreche mit dem gnädigen Herrn von Ihnen," entgegnete der Meſtize. „Es handelt ſich um eine Ueberraſchung, die er Ihnen aufſpart."

„Eine Ueberraſchung, das iſt etwas Anderes. Dann beeilen Sie ſich, hören Sie, Prinz Charmant?" ſetzte ſie hinzu, Djalma zärtlich anblickend.

„Mir bricht das Herz,“ ſagte Djalma mit dumpfer Stimme zu Faringhea, immer in der indiſchen Sprache redend.

„Und morgen wird es vor Luſt und Liebe hüpfen,“ verſetzte der Meſtize. „Eine ſtolze Dame bezwingt man nur durch Verachtung. Morgen, ſag' ich Ihnen, wird ſie zitternd und verwirrt flehend zu Ihren Füßen ſeyn.“

„Morgen wird ſie mich haſſen, tödtlich!“ antwortete der Prinz gramgebeugt.

„Ja, wenn ſie jetzt Sie ſchwach und feige ſieht. Jetzt können Sie nicht mehr zurück, ſchauen Sie ihr alſo feſt in's Geſicht, und dann nehmen Sie den Blumenſtrauß dieſer Kleinen, um ihn an Ihre Lippen zu drücken. Alſogleich werden Sie dieſe ſtolze Dame erröthen und erbleichen ſehen, wie ſo eben; werden Sie mir dann glauben?“

Djalma, durch die Verzweiflung dahin gebracht, Alles zu verſuchen, wider ſeinen Willen der Verblendung von Faringhea's teufliſchen Rathſchlägen gehorchend, ſchaute eine Secunde lang dem Fräulein von Cardoville feſt in's Geſicht, nahm mit zitternder Hand den Blumenſtrauß Rose-Pompon's, und wieder auf Adrianen blickend, berührte er den Strauß mit ſeinen Lippen. Bei dieſem beſchimpfenden Trotzbieten konnte das Fräulein von Cardoville ein ſo haſtiges, ſo ſchmerzliches Schaudern nicht verhalten, daß der Prinz darüber beſtürzt wurde.

„Sie gehört Ihnen,“ ſagte der Meſtize zu ihm;

„ſehen Sie, gnädiger Herr, wie ſie gebebt hat vor Eiferſucht; ſie gehört Ihnen, Muth! und bald wird ſie Sie jenem ſchönen jungen Manne vorziehen, der hinter ihr ſteht, denn der iſt's, den ſie bisher zu lieben glaubte.“

Und wie wenn der Meſtize das Auflodern von Wuth und Haß errathen hätte, das dieſe Offenbarung im Herzen des Prinzen erzielen mußte, fügte er raſch bei: „Ruhe, Verachtung? Muß nicht jener Mann Sie jetzt haſſen?“

Der Prinz bezwang ſich, und fuhr mit der Hand über ſeine Stirne, welche der Zorn glühend gemacht hatte.

„Mein Gott! was erzählt Ihr ihm denn, was ihn ſo aufreizt?“ ſagte **Rose-Pompon** zu Faringhea mit ſauertöpfiſchem Tone; dann ſich zu Djalma wendend: „Nun, Prinz Charmant, wie man in den Feenmährchen ſpricht, geben Sie mir meinen Blumenſtrauß wieder.“ Und ſie nahm ihn wieder.

„Sie haben ihn an Ihre Lippen gedrückt, ich fühlte faſt Luſt, ihn zu knarpeln.“

Und ſie ſetzte ganz leiſe hinzu, ſeufzend und einen leidenſchaftlichen Blick auf Djalma werfend: „Das Ungeheuer von **Nini-Moulin** hat mich nicht getäuſcht. Dieß Alles iſt ſehr ehrbar; ich habe mir nicht einmal … ſo viel vorzuwerfen.“ Und mit der Schneide ihrer kleinen weißen Zähne biß ſie die Spitze des roſigen Nagels ihrer rechten Hand ab, von der ſie den Handſchuh abgezogen hatte.

Iſt es zu ſagen nöthig, daß Adrianens Brief dem Prinzen nicht übergeben, und er mit dem Marſchalle Simon keineswegs auf das Land gegangen war, um den Tag dort zuzubringen? Seit drei Tagen, während welcher Herr von Montbron Djalma nicht mehr geſehen, hatte dieſen Faringhea überredet, daß er durch Schauſtellung einer andern Liebe das Fräulein von Cardoville bezwingen würde. Die Anweſenheit Djalma's im Theater betreſſend, hatte Rodin von Florinen erfahren, daß ihre Gebieterin Abends nach Porte-Saint-Martin gehen würde. Bevor Djalma Adrianen erkannt hatte, war dieſe, die ihre Kräfte ſchwach werden fühlte, willens geweſen, das Theater zu verlaſſen; der Mann, den ſie bisher ſo hoch in ihrem Herzen getragen, derjenige, den ſie gleich einem Helden und Gotte bewundert; den ſie von einer ſo gräßlichen Verzweiflung erfaßt wähnte, daß ſie, vom zärtlichſten Mitleiden hingeriſſen, ihm loyal geſchrieben, damit eine ſüſſe Hoffnung ſeine Leiden beſänftige; dieſer endlich erwiederte einen großmüthigen Beweis von Freimüthigkeit und Liebe dadurch, daß er mit einem ſeiner unwürdigen Geſchöpfe ſich dem öffentlichen Gelächter preisgab. Welche unheilbare Wunden für Adrianens Stolz! Wenig lag ihr daran, ob Djalma glaubte oder nicht, ſie zur Zeugin dieſer nichtswürdigen Beſchimpfung zu machen. Aber als ſie ſich vom Prinzen erkannt ſah; als er den Schimpf ſo weit trieb, ihr in's Geſicht zu ſchauen, ihr zu trotzen, indem er den Blumenſtrauß des Geſchöpfes, das ihn begleitete, an ſeine Lippen brachte, fühlte Adriane, von einem edlen Unwillen ergriffen, den Muth, zu bleiben; weit entfernt, die Augen vor der Wirklichkeit zu verſchließen, empfand ſie eine Art barbariſchen Vergnügens, dem Todeskampfe, dem Tode ihrer reinen und göttlichen Liebe anzuwohnen. Mit hochgetragener Stirne, mit ſtolzem und blitzenden Auge, gerötheter Wange, geringſchätziger Lippe, blickte ſie nun ihrerſeits den Prinzen mit verachtender Feſtigkeit an; ein ſardoniſches Lächeln zuckte über ihre Lippen, und ſie ſagte zur Marquiſe, die, gleich einer großen Zahl der Zuſchauer, mit dem, was auf der Vorbühne geſchah, ganz beſchäftiget war: „Dieſe empörende Schauſtellung wilder Sitten, ſteht wenigſtens in vollkommenem Einklange mit dem Reſte des Programms.“

„Gewiß,“ erwiederte die Marquiſe, „und mein lieber Onkel wird verloren haben, was vielleicht am Ergötzlichſten zu ſehen geweſen wäre.“

„Herr von Montbron?“ entgegnete Adriane raſch mit kaum verhaltener Bitterkeit, „ja er wird bedauern, nicht Alles geſehen zu haben. Ich kann es kaum erwarten, bis er kommt. Verdank' ich nicht ihm dieſen angenehmen Abend?“

Vielleicht hätte Frau von Morinval den Ausdruck bitterer Ironie bemerkt, welchen Adriane nicht völlig verhehlen konnte, wenn nicht plötzlich ein rauhes, langgedehntes, dröhnendes Gebrüll, ihre Aufmerkſamkeit und jene aller Zuſchauer gefeſſelt hätte, welche, wie geſagt, bis jetzt gegen die Lückenbüßerſcenen beſtimmt, das Erſcheinen Moroks auf der Bühne vorzubereiten, ſehr gleichgültig geblieben wären. Alle Augen wendeten ſich inſtinktmäßig gegen die links des Theaters, unter der Loge des Fräuleins von Cardoville, gelegene Höhle; ein Schauder brennender Neugier rieſelte durch den Saal. Ein zweites, noch ſonoreres, tieferes und gereizter ſcheinendes Brüllen, als das erſte, drang dießmal aus dem unterirdiſchen Baue hervor, deſſen Mündung zur Hälfte unter künſtlichen, leicht zu entfernenden Gebüſchen verſchwand. Bei dieſem Gebrülle erhob ſich der Engländer in ſeiner kleinen Loge, neigte ſich faſt mit dem halben Leibe heraus, und rieb ſich lebhaft die Hände; dann blieb er völlig unbeweglich; ſeine großen, grünen, ſtarren und blitzenden Augen, wichen nicht mehr vom Eingange der Höhle. Bei dieſem wilden Geheule hatte auch Djalma geſchaudert, ungeachtet aller Aufregungen von Liebe, Eiferſucht und Haß, denen er preisgegeben war. Der Anblick dieſes Waldes, das Brüllen des Panthers, verurſachten ihm eine mächtige Gemüthsbewegung, indem ſie wieder die Erinnerung an ſeine Heimath und an jene mörderiſchen Jagden weckten, die, wie der Krieg, ſchreckliche Berauſchungen haben; hätte er plötzlich die Klarine und Gongs der Armee ſeines Vaters zum Angriffe blaſen hören, kein wilderes Feuer würde ihn durchglüht haben.

Bald übertäubte faſt dumpfes Grollen, wie ferner Donner das murrende Röcheln des Panthers; der Löwe und der Tiger, Judas und Caïn, antworteten ihm aus dem Hintergrunde des Theaters, wo ihre Käfige waren. Bei dieſem furchtbaren Concerte, das inmitten der Einöden Indiens, wenn er darin der Jagd oder des Krieges wegen lagerte, ſo oft in ſeine Ohren erklungen war, ſtürmte das Blut durch Djalma's Adern; ſeine Augen funkelten von wilder Gluth; den Kopf ein wenig vorwärts geneigt, die beiden Hände auf der Brüſtung ſeiner Loge geballt, bebte ſein ganzer Leib von krampfhaftem Zittern. Die Zuſchauer, die Bühne, Adriane, exiſtirten nicht mehr für ihn; er war in einem Walde ſeines Landes, und er ſpürte den Tiger. Dann geſellte ſich zu ſeiner Schönheit ein Ausdruck von ſolcher Unerſchrockenheit, ſolcher Wildheit, daß Rose-Pompon ihn mit einer Art von Schrecken und leidenſchaftlicher Bewunderung anblickte. Vielleicht zum erſtenmale in ihrem Leben verriethen ihre hübſchen blauen, gewöhnlich ſo heiteren, ſo muthwilligen Augen, eine ernſte Gemüthsbewegung; ſie konnte ſich von dem, was ſie fühlte, keine Rechenſchaft geben. Ihr Herz krampfte ſich, und pochte heftig, wie wenn irgend ein Unglück ſich ereignen ſollte. Von einer Regung unwillkürlicher Furcht ergriffen, faßte ſie Djalma's Arm, und ſagte zu ihm: „Schauen Sie doch dieſe Höhle nicht ſo an; Sie jagen mir Furcht ein."

Der Prinz hörte ſie nicht.

„Ah! da iſt er, da iſt er!" murmelte die Menge faſt einſtimmig. Morok erſchien im Hintergrunde der

Bühne. Morok, coſtümirt, wie wir ihn beſchrieben haben, trug noch einen Bogen und einen langen Köcher voll Pfeile. Er ſchritt langſam über den Pfad der künſtlichen Felſen herab, der ſich bis zur Mitte des Theaters ſenkte; von Zeit zu Zeit blieb er ein wenig ſtehen, und ſtellte ſich, als ob er lauſche, und nur mit Umſicht vorwärts gehe. Und indem er ſeine Blicke, ohne Zweifel unwillkürlich, rechts und links ſchweifen ließ, begegnete er den beiden großen grünen Augen des Engländers, deſſen Loge dicht an die Höhle grenzte. Alſogleich krampften ſich die Züge des Thierbändigers auf eine ſo erſchreckende Art, daß Frau von Morinval, die ihn vermittelſt einer vortrefflichen Lorgnette neugierig betrachtete, raſch zu Adrianen ſagte: „Meine Liebe, dieſer Mann hat Furcht; es wird ihm ein Unglück begegnen.“

„Kann Unglück begegnen?“ erwiederte Adriane mit einem ſardoniſchen Lächeln, „Unglück inmitten dieſer ſo glänzenden, ſo geſchmückten, ſo belebten Menge. Unglück hier, heute Abend? Gehen Sie doch, meine liebe Julie. Sie denken nicht daran; im Dunklen, in der Einöde, begegnet ein Unglück, niemals inmitten einer freudigen Menge, bei dem Glanze der Lichter.“

„Himmel! Adriane nehmen Sie ſich in Acht!“ rief die Marquiſe aus, unfähig, einen Schreckensruf zu unterdrücken, und den Arm des Fräuleins von Cardoville ergreifend, wie um ſie an ſich zu ziehen, „ſehen Sie ſie?“

Und die Marquiſe zeigte mit ihrer zitternden Hand auf die Mündung der Höhle. Adriane ſtreckte raſch den Kopf vor, und ſchaute.

„Nehmen Sie ſich in Acht! nähern Sie ſich nicht ſo ſehr,“ mahnte ſie lebhaft Frau von Morinval.

„Sie ſind verrückt mit Ihrem Schrecken, meine liebe Freundin,“ ſagte der Marquis zu ſeiner Frau. „Der Panther iſt vollkommen gut angekettet, und bräche er auch ſeine Kette, was unmöglich iſt, ſo wären wir da außerhalb ſeiner Griffweite.“

Eine mächtige Unruhe pochender Neugier zuckte nun durch den Saal; alle Blicke waren unüberwindlich auf die Höhle geheftet. Plötzlich erſchien der ſchwarze Panther zwiſchen dem künſtlichen Buſchwerke, das er ungeſtüm mit ſeiner breiten Bruſt zur Seite ſchob; zweimal verlängerte er ſeinen platten, von ſeinen zwei gelben und flammenden Augen erleuchteten Kopf. Dann, ſeinen rothen Rachen zur Hälfte aufreißend, ſtieß er wieder ein Gebrüll aus, zwei Reihen furchtbarer Hackenzähne fletſchend.

Eine doppelte eiſerne Kette, und ein ſchwarz angeſtrichenes Halsband, gleichfalls von Eiſen, vollendeten, mit ſeinem Ebenholzfelle und dem Dunkel der Höhle übereinſtimmend, die Täuſchung; das ſchreckliche Thier ſchien in ſeiner Spelunke frei zu ſeyn.

„Meine Damen,“ ſagte plötzlich der Marquis, „betrachten Sie doch die Indier; ſie ſind herrlich in ihrer Gemüthsbewegung.“

In der That war bei dem Anblicke des Panthers Djalma's wilde Gluth auf's Höchſte emporgelodert; ſeine Augen funkelten in ihrer Perlenmuſchelhöhle wie zwei ſchwarze Diamanten; ſeine Oberlippe ſtülpte ſich krampfhaft mit einem Ausdrucke thieriſcher Wildheit, als ob er einen heftigen Zornanfall gehabt hätte. Faringhea, eben mit dem Elbogen auf die Brüſtung der Loge gelehnt, war gleichfalls von einer ſtarken, durch einen ſonderbaren Zufall veranlaßten Gemüthsbewegung ergriffen. Dieſer ſchwarze Panther von einer ſo ſeltenen Art," dachte er ſich, „den ich hier in Paris auf einem Theater ſehe, muß der Nämliche ſeyn, welchen der Malaye (der Thug oder Erwürger, der Djalma während deſſen Schlafes auf Java tättowirt hatte) ganz klein aus ſeiner Höhle entführt, und an einen europäiſchen Kaufmann verkauft hat. Bohwanie's Macht iſt überall," fügte der Thug mit blutgierigem Aberglauben bei.

„Finden Sie nicht," bemerkte der Marquis, zu Adrianen gewendet, „daß ſo dieſe Indier herrlich anzuſehen ſind?"

„Vielleicht werden ſie eine ſolche Jagd in ihrem Lande gehalten haben," erwiederte Adriane, wie wenn ſie das Peinlichſte aus ihren Erinnerungen hätte heraufbeſchwören, und ihm trotzen wollen.

„Adriane," ſagte plötzlich die Marquiſe mit alterirter Stimme zum Fräulein von Cardoville, „ſehen Sie, der Thierbändiger iſt jetzt ziemlich nahe bei uns, iſt ſein Geſicht nicht ſchrecklich anzuſchauen? Ich ſage Ihnen, daß dieſer Mann Furcht hat."

„Es iſt wahr," fügte der Marquis dießmal ſehr ernſthaft bei, „daß ſeine Bläſſe entſetzlich iſt, und von Minute zu Minute ſtärker zu werden ſcheint, in dem Maße, als er ſich dieſer Seite nähert; man ſagt, daß er, wenn er ſeine Kaltblütigkeit eine Minute lang verlöre, in die größte Gefahr gerathen würde."

„Ah! dieß wäre ſchrecklich," rief die Marquiſe aus, zu Adrianen gewendet, wenn er hier, vor unſern Augen verwundet würde."

„Stirbt man an einer Wunde?" erwiederte Adriane der Marquiſe mit einem Tone ſo kalter Gleichgültigkeit, daß die junge Frau das Fräulein von Cardoville erſtaunt anblickte, und zu ihr ſagte: „Ah! meine Liebe, was Sie da ſagen, iſt grauſam!"

„Was wollen Sie? Die Atmoſphäre, die uns umgiebt, wirkt auf mich zurück," verſetzte das junge Mädchen mit einem eiſigen Lächeln.

„Sehen Sie, ſehen Sie, der Thierbändiger ſchießt ſeinen Pfeil auf den Panther ab!" ſagte plötzlich der Marquis; „ohne Zweifel wird er danach erſt den Kampf Leib an Leib vorſtellen."

Morok befand ſich in dieſem Augenblicke auf der Vorderſeite der Bühne; aber er mußte ſie in ihrer Breite durchſchreiten, um zum Eingange der Höhle zu gelangen. Er blieb einen Moment ſtehen, legte einen Pfeil auf die Sehne ſeines Bogens, kniete ſich hinter einem Felſenblocke nieder, viſirte lange; der Pfeil ſchwirrte dahin, und verlor ſich in der Tiefe der Höhle, wohin der Panther ſich zurückgezogen, nachdem er einen Augenblick ſeinen drohenden Kopf gezeigt hatte. Kaum war der Pfeil verſchwunden, als der Tod, abſichtlich von dem unſichtbaren Goliath gereizt, ein Zorngebrüll ausſtieß, wie wenn er wäre getroffen worden. Morok's Pantomime war ſo anpaſſend, er drückte ſeine Freude, das wilde Thier getroffen zu haben, ſo natürlich aus, daß ein toſendes Bravorufen den ganzen Saal erſchütterte. Seinen Bogen dann weit von ſich ſchleudernd, zog er aus ſeinem Gürtel einen Dolch, nahm ihn zwiſchen ſeine Zähne, und begann auf ſeinen Händen und Knien zu kriechen, wie um den verwundeten Panther in ſeiner Höhle zu überraſchen. Um die Täuſchung noch vollkommener zu machen, ſtieß der Tod, neuerdings von Goliath gereizt, der ihn mit einer Eiſenſtange ſchlug, im Hintergrunde der Höhle ein entſetzliches Gebrüll aus. Wirklich war der düſtere Anblick des, kaum von röthlichen Wiederſcheine erleuchteten Waldes ſo ergreifend, das Heulen des ſo wüthenden Panthers, die Geberden, die Haltung, die Phyſiognomie Moroks, trugen ſo ſehr das Gepräge des Schreckens, daß der Saal, geſpannt, bebend, in tiefes Schweigen verſank; jeder Athem ſtockte; man hätte meinen ſollen, daß ein Schauder des Entſetzens alle Zuſchauer durchzucke, als wären ſie irgend eines furchtbaren Ereigniſſes gewärtig geweſen. Was Morok's Pantomime eine ſo gräßliche Wahrheit verlieh, war der Umſtand, daß er, Schritt für Schritt der Höhle ſich nähernd, eben ſo der Loge des

Engländers näher kam. Wider ſeinen Willen konnte der Thierbändiger, von der Furcht bezaubert, ſeine Augen nicht abwenden von den zwei großen grünen Augen jenes Mannes; es ſchien, als ob jede der raſchen Bewegungen, die er kriechend machte, die Folgen eines, von dem ſtarren Blicke des finſtern Wetters veranlaßten Stoſſes, magnetiſcher Anziehung wäre. Daher, je mehr Morok ſich ihm näherte, entſtellte ſich ſein Geſicht deſto mehr und wurde erdfahl. Einmal wieder, bei dem Anblicke dieſer Pantomime, die kein Spiel mehr, ſondern der wahre Ausdruck des Entſetzens war, wurde das tiefe, pochende Schweigen, welches im Saale herrſchte, durch Beifallklatſchen und ſtürmiſchen Jubel unterbrochen, wozu ſich das Brüllen des Panthers und das ferne Grollen des Löwen und des Tigers geſellten.

Der Engländer, faſt außerhalb ſeiner Loge, mit Lippen, die ſein furchtbares ſardoniſches Lächeln aufwarf, mit ſeinen großen, immer ſtarren Augen, keuchte, bruſtbeklommen. Der Schweiß rann von ſeiner kahlen und rothen Stirne, wie wenn er wahrhaftig eine unglaubliche magnetiſche Kraft aufgewendet hätte, um Morok anzuziehen, den er bald am Eingange der Höhle erblickte. Der Moment war entſcheidend. Gekauert, zuſammengeballt, ſeinen Dolch in der Hand, mit Geberd' und Blick allen Bewegungen des Todes folgend, der, brüllend, gereizt, ſeinen ungeheuern Rachen aufreiſſend, den Eingang ſeiner Höhle vertheidigen zu wollen ſchien, harrte Morok des Augenblickes, ſich auf ihn zu ſtürzen.

Es liegt eine ſolche Bezauberung in der Gefahr, daß Adriane, wider ihren Willen, die ſchreckengemiſchte, ſtechende Neugier theilte, welche in allen Zuſchauern pochte: vorgeneigt, wie die Marquiſe, ihren Blick mit gräßlicher Theilnahme auf dieſe Scene heftend, hielt das junge Mädchen mechaniſch in ihrer Hand ihren indiſchen Blumenſtrauß, den ſie immer behalten hatte. Plötzlich warf ſich Morok mit einem wilden Schrei ſchnellen Sprunges auf den Tod, der dieſem Schreie durch ein dröhnendes Gebrüll antwortete, mit ſolcher Wuth auf ſeinen Herrn ſich ſtürzend, daß Adriane, erſchrocken, dieſen Mann verloren wähnend, zurückfuhr, ihr Geſicht mit ihren Händen verhüllend. Ihr Blumenſtrauß entgleitete ihr, fiel auf die Bühne, und rollte in die Höhle, wo der Panther und Morok kämpften.

Blitzſchnell, gelenk und behend wie ein Tiger, vom Taumel ſeiner Liebe hingeriſſen, und von der wilden, durch des Panthers Gebrüll in ihm aufgeſtachelten Gluth, war Djalma mit einem Sprunge auf der Bühne, zog ſeinen Dolch, und ſtürzte in die Höhle, um darin Adrianens Blumenſtrauß zu holen.

In dieſem Augenblicke rief ein entſetzlicher Schrei Morok's um Hülfe. Der Panther, noch wüthender bei Djalma's Anblicke, machte eine verzweifelte Anſtrengung, ſeine Kette zu zerſprengen; da es ihm nicht gelang, richtete er ſich auf ſeinen Hintertatzen empor, Djalma zu umſchlingen, der eben in der Griffweite ſeiner ſpitzigen Krallen ſtand. Den Kopf ſenken, ſich auf die Knie werfen, und zu gleicher Zeit ſeinen Dolch ihm mit der Schnelligkeit des Blitzes zweimal in den Leib ſtoßen, dieß war's, wodurch Djalma einem unfehlbaren Tode entging; der Panther brüllte, indem er mit ſeinem ganzen Gewichte über dem Prinzen zuſammenbrach; während einer Secunde der Dauer ſeines ſchrecklichen Todeskampfes, ſah man nur eine wirre und krampfhaft zuckende Maſſe ſchwarzer Glieder, weißer, blutbefleckter Kleidungsſtücke; dann endlich erhob ſich Djalma blaß, blutend, verwundet; dann ſtand er aufrecht da, das Auge von wildem Stolze funkelnd, den Fuß auf dem todten Leibe des Panthers, in der Hand Adrianens Blumenſtrauß haltend, und warf auf ſie einen Blick, der ſeine wahnſinnige Liebe verkündete.

Nun erſt fühlte auch Adriane ihre Kräfte ſchwinden; denn ein übermenſchlicher Muth hatte ihr die Stärke verliehen, Zeugin der entſetzlichen Entwickelung dieſes Kampfes zu ſeyn.

Ende des ſiebenten Theiles.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

In der v. Jeniſch u. Stage'ſchen Buchhandlung in Augsburg iſt erſchienen und in allen ſoliden Buchhandlungen zu haben:

Olivier Cromwell,
oder eine Nacht im Sarge.

Eine Erzählung für die reifere Jugend.

Von dem Verfaſſer der „Kinder der Wittwe."

Mit einem Stahlſtiche. 8. geh. 14 gr. od. 54 kr.

In beredter Sprache ſchildert der Verfaſſer die tauſend Gefahren, welche in jenen ſchweren Prüfungsſtunden das Leben jener Männer bedrohten, die feſt an ihrem heiligen Glauben und zu ihrem angeſtammten Fürſten hielten, die am Ende die Palme des Sieges krönte, während Cromwell's meiſt nach irdiſcher Größe ringendes Streben nur ein von Gewiſſensbiſſen gefoltertes Leben gewann.

Das Mutterherz,
oder:
bleibe im Lande und nähre dich redlich.

Eine Erzählung für die Jugend.

Von dem Verfaſſer des „Glockenbuben."

Mit einem Stahlſtich. 8. geh. 9 gr. od. 36 kr.

Mit ergreifender Wirkung ſchildert der Verfaſſer die Folgen, welche Spiel- und Prozeßſucht für ſelbſt reiche Familien haben, und daß das wahre Glück nur im Vaterlande zu finden iſt.

Les pélerins et le dragon,
ou l'Invention
de la poudre à canon.
Ouvrage destiné à la jeunesse par **Gust. Nieritz,**
et traduit par M. l'Abbé **Macker.**
Avec grav. sur acier. 8. broché. 12 ggr. ou 48 kr.

Die Schriften von Nieritz ſind zu bekannt, als daß es einer weitern Empfehlung bedürfte. Die Ueberſetzung iſt rein und fließend, wie es von einem gebornen Franzoſen nicht anders zu erwarten iſt.

Amour et fidélité
patriotiques
ou
Richard, le noble chasseur
du Konigsée.
Conte historique
à l'usage de la jeunesse par l'auteur des enfants de la veuve.
Traduit de l'allemand
par **Felix Bourier.**
Avec une gravure sur acier. 8. broché. 15 gr. ou 1 fl.

Dieſe anerkannt vortreffliche Erzählung wurde von Herrn Profeſſor Bourier, einem gebornen Franzoſen — in das reinſte, fließendſte Franzöſiſch überſetzt, und iſt Eltern und Erziehern als paſſendſtes Geſchenk zu empfehlen.

Ohne Heirathsgut.

Roman

von **Charles Reybaud.**

Deutſch von Fried. Wilh. Bruckbräu.

8. geh. 1 Rthlr. 8. gr. od. 2 fl. 12 kr.

Die Romane der Madame Reybaud zeichnen ſich durch ihre intereſſante und ſpannende Handlung und durch eine Sittenreinheit aus, wodurch ſie namentlich bei Damen zu einer Lieblingslectüre geworden ſind. Der obige iſt anerkannt einer ihrer beſten, und kann unbedenklich dem beſten der Bremer an die Seite geſtellt werden.

Die

Kinder des Dammgrafen.

Novelle von **Carit Etlar.**

Aus dem däniſchen überſetzt von Fr. Mayer.

8. geh. 9 ggr. od. 36 kr.

Der Verfaſſer iſt der Lieblingsſchriftſteller ſeines Vaterlandes, und liefert in dieſem ſeinen neueſten Romane ein ſo zartes Gemälde des menſchlichen Herzens, eine ſo treffliche Schilderung däniſcher Natur und Sitten, daß er auch bei uns in Kurzem der Liebling des leſeluſtigen Publikums, namentlich der Damen, werden wird.

Belletriſtiſches Europa.

Neueſte Romane

von

H. de Balzac, Fr. Bremer, Bulwer, Alex. Dumas, George Sand, Fr. Soulié, Eug. Sue und Anderen.

Deutſch von Fr. W. Bruckbräu.

Die erſten Bände ſind bereits vollſtändig erſchienen und koſtet jede Lieferung von 96 bis 100 Seiten in 8. auf feinſtes Velinpapier nur 4 ggr. oder 18 kr. Jeden Monat erſcheinen 3 — 4 Lieferungen.

europe. 4

Der

ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Deutſch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Achter Theil.

Augsburg, 1845.
v. Jeniſch und Stage'ſche Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Das Concilium.

Erſtes Kapitel.

Der Reiſende.

Es iſt Nacht. Der Mond glänzt; die Sterne funkeln inmitten eines Himmels von melancholiſcher Heiterkeit; das kreiſchende Sauſen des Nordwindes, eines unheilvollen, trockenen, eiſigen Windes, kreuzt und ſchlängelt ſich, und ſtürmt im gewaltigen Windsbräuten dahin, die mit ihrem rauhen und ziſchenden Gebläſe die Höhen von Montmartre fegen. Auf der höchſten Spitze dieſes Hügels ſtand ein Mann. Er warf ſeinen großen Schatten auf den ſteinigen, monderhellten Boden. Dieſer Reiſende betrachtete die unermeßliche Stadt, die zu ſeinen Füßen ſich hindehnte.

Paris, deſſen ſchwarze Silhouette ſeine Thürme, ſeine Kuppeln, ſeine Dome, ſeine Glockenthürme auf der bläulichen Klarheit des Horizontes ausſchneidet, während aus der Mitte dieſes Steinmeeres ein leuchtender Dunſt emporwallet, der das geſtirnte Azur des Zeniths röthet. Dieß iſt der ferne Schimmer von tauſend Lichtern, die am Abende zur Zeit der Vergnügungen, die lärmende Hauptſtadt fröhlich erhellen.

„Nein," ſagte der Reiſende, „dieß wird nicht geſchehen; der Herr wird es nicht wollen. Es iſt an zweimal genug. Vor fünf Jahrhunderten hatte mich die rächende Hand des Allmächtigen tief aus Aſien hieher getrieben. Als einzelner Reiſender hatte ich mehr Trauer, mehr Verzweiflung, mehr Unglück, mehr Todte hinter mir gelaſſen, als die zahlloſen Heere von hundert verwüſtenden Eroberern es vermocht hätten. Ich bin in dieſe Stadt getreten, und ſie iſt auch decimirt worden."

„Vor zwei Jahrhunderten hat mich jene unerbittliche Hand, die mich durch die Welt führt, wieder hierher gebracht, und damals wie früher hat jene Geiſſel, die der Allmächtige von Zeit zu Zeit an meine Ferſen bindet, dieſe Stadt verheeret, und zuerſt meine ſchon durch Arbeit und Elend erſchöpften Brüder getroffen."

„Meine Brüder, die Brüder des Handwerkers von Jeruſalem, des vom Herrn verfluchten Handwerkers, der, in meiner Perſon, das Geſchlecht der Arbeiter verflucht hat, das immer leidende, immer enterbte, immer ſclaviſche Geſchlecht, und das, wie ich, immer fort, fort wandert, ohne Raſt und Ruhe, ohne Belohnung und Hoffnung, ſo lange, bis Weiber, Männer, Kinder, Greiſe, unter einem eiſernen Joche ſterben, unter einem mörderiſchen Joche, welches Andere ihrerſeits aufnehmen, und die Arbeiter ſo von Zeitalter zu Zeitalter auf ihrer gefügigen und wundgedrückten Schulter tragen."

„Und ſo komme ich nun zum drittenmale ſeit fünf Jahrhunderten auf der Zinne von einem der Hügel an, welche dieſe Stadt beherrſchen. Und vielleicht bringe ich wieder das Entſetzen mit mir, die Verwüſtung und den Tod. Und dieſe Stadt, vom Lärme ihrer Freuden, ihrer nächtlichen Feſte berauſcht, weiß nicht, o! weiß nicht, daß ich an ihrem Thore ſtehe.“

„Doch nein, nein, meine Gegenwart wird nicht ein neues Unglück ſeyn. Der Herr, in ſeinem unerforſchlichen Rathſchluße, hat mich durch Frankreich hierher geführt, indem er mich auf meinem Wege ſelbſt das geringſte Dörfchen vermeiden ließ; daher hat keine Verdoppelung des düſteren Todtengeläutes meinen Gang verkündet. Auch das Geſpenſt hat mich verlaſſen. Dieſes erdfahle und grüne Geſpenſt mit den hohlen und blutigen Augen. Als ich den Boden von Frankreich betrat, hat ſeine feuchte und eiſige Hand die meinige losgelaſſen; es iſt verſchwunden. Und doch, ich fühle es, die Todesatmosphäre umweht mich noch. Das ſcharfe Sauſen dieſes unheilvollen Windes hört nicht auf, der, in ſeinen Wirbel mich hüllend, mit ſeinem vergifteten Hauche die Landplage fortzupflanzen ſchien. Ohne Zweifel beſänftiget ſich der Zorn des Herrn. Vielleicht iſt meine Anweſenheit hier eine Drohung, die er denjenigen kundgeben will, die er einſchüchtern muß. Ja, denn ſonſt wollte er ja im Gegentheile einen Schlag von noch ſchrecklicherem Wiederhalle führen, indem er das Entſetzen und den Tod ganz zuerſt in das Herz des Landes, in den Schooß dieſer unermeßlichen Stadt würfe! O nein! nein! der Herr wird Erbarmen haben. Nein, er wird mich nicht zu dieſer neuen Qual verdammen.“

„Ach! in dieſer Stadt ſind meine Brüder zahlreicher und elender, als anderswo. Und ich bin's, der ihnen den Tod brächte.“

„Nein, der Herr wird Erbarmen haben; denn ach! die ſieben Nachkommen meiner Schweſter ſind endlich in dieſer Stadt beiſammen. Und ich bin's, der ihnen den Tod brächte. Den Tod, anſtatt der dringenden Hülfe, die ſie verlangen? Denn jene Frau, welche, wie ich, von einem Ende der Welt zum andern irret, nachdem ſie einmal die Komplotte ihrer Feinde vernichtet, jene Frau hat ihren ewigen Gang fortgeſetzt. Vergebens hat ſie geahnet, daß große Mißgeſchicke jene von Neuem bedrohten, die mir durch das Blut meiner Schweſter zugehören. Die unſichtbare Hand, die mich hierher führt, jagt die ewige Frau vor mich hin. Wie immer von dem unwiderſtehlichen Wirbel fortgeriſſen, hat ſie vergebens flehend ausgerufen, im Augenblicke des Scheidens von den Meinigen: Laß mich wenigſtens, Herr, mein Tagewerk enden!“

„Fort!!!“

„Einige Tage, aus Erbarmen, nur einige Tage!“

„Fort!!!“

„Ich laſſe jene, die ich beſchütze, am Rande des Abgrundes zurück.“

„Fort, fort.“

„Und das wandelnde Geſtirn ſtürzt ſich von Neuem auf ſeine ewige Bahn. Und ihre Stimme iſt durch den Raum gedrungen, mich den Meinigen zu Hülfe rufend. Als ihre Stimme bis zu mir gelangte, waren die Nachkommen meiner Schweſter, ich fühlte es, noch ſchrecklichen Gefahren ausgeſetzt. Dieſe Gefahren vermehren ſich noch. O! ſprich, ſprich, Herr! werden die Nachkommen meiner Schweſter dem Mißgeſchicke entgehen, welches ſeit ſo vielen Jahrhunderten auf meinem Geſchlechte laſtet? Wirſt Du mir in ihnen verzeihen? Wirſt Du mich in ihnen beſtrafen? O! mach, daß ſie den letzten Willen ihres Großvaters vollziehen. Gieb, daß ſie ihre mildthätigen Herzen, ihre mächtigen Kräfte, ihre edlen Intelligenzen, ihre großen Reichthümer vereinigen können! So werden ſie am künftigen Glücke der Menſchheit arbeiten. So werden ſie vielleicht meine ewige Strafe tilgen!“

„Dieſe Worte des Gottmenſchen: „„Liebet Euch einander!““ wären ihr einziger Zweck, ihre einzigen Mittel. Mit Hülfe dieſer allmächtigen Worte, würden ſie jene falſchen Prieſter bekämpfen, überwinden, welche die Gebote der Liebe, des Friedens und der Hoffnung des Gottmenſchen, für Lehren voll Haß, Gewaltthat und Verzweiflung verläugnet haben. Dieſe falſchen Prieſter, die, unterſtützt von den Mächtigen und Glücklichen dieſer Erde, ihre Mitſchuldigen zu allen Zeiten, anſtatt ein wenig Glück für meine Brüder hienieden zu verlangen, welche ſeit Jahrhunderten leiden, ſeufzen, wagen in Deinem Namen, Herr, zu ſagen, daß der Arme auf dieſer Welt immer zu Qualen beſtimmt, und daß der Wunſch oder die Hoffnung, auf dieſer Erde weniger zu leiden, ein Verbrechen in Deinen Augen iſt, *weil das Glück der Minderzahl, und das Unglück von faſt der ganzen Menſchheit* Dein Wille ſey. O Gottesläſterung! Iſt nicht das Gegentheil dieſer mörderiſchen Worte des göttlichen Willens würdig? Aus Erbarmen höre mich, Herr. Entreiße ihren Feinden die Nachkommen meiner Schweſter, vom Handwerker bis zum Königsſohne. Laß nicht den Keim einer mächtigen und fruchtbaren Aſſociation zerſtören, der, Dank Dir, vielleicht in den Jahrbüchern des Glückes der Menſchheit zählen wird! Laß mich, Herr, ſie vereinigen, weil man ſie trennt; ſie vertheidigen, weil man ſie angreift; laß mich jenen Hoffnung geben, die nicht mehr hoffen, Muth denjenigen, die niedergeſchlagen ſind, erheben jene, deren Fall droht, jene unterſtützen, die im Guten verharren! Und vielleicht werden ihre Kämpfe, ihre Hingebung, ihre Tugend, ihre Leiden meine Schuld abbüßen, da das Unglück, o! nur das Unglück mich ungerecht und böſe gemacht hatte. Herr! weil Deine allmächtige Hand mich hierher geführt hat zu einem Zwecke, den ich nicht kenne, entwaffne endlich Deinen Zorn, damit ich nicht mehr das Werkzeug Deiner Rache ſeyn möge! Genug der Trauer auf Erden! Seit zwei Jahren ſinken Deine Geſchöpfe zu

Tauſenden zu Boden auf meinem Wege. Die Welt iſt decimirt, ein Trauerſchleier breitet ſich über die ganze Erde. Von Aſien bis zum Polareiſe bin ich gegangen, und die Menſchen ſind geſtorben. Hörſt Du nicht jenes laute Schluchzen, welches von der Erde zu Dir emporſteigt, Herr? Erbarmen für Alle und für mich. Auf daß ich einen Tag, einen einzigen Tag die Nachkommen meiner Schweſter verſammeln könne, und ſie ſind gerettet.“

Dieſe Worte ſprechend, fiel der Wanderer auf die Knie; er hob ſeine flehenden Hände zum Himmel. Plötzlich heulte der Wind mit verdoppelter Heftigkeit; ſein ſchmetterndes Brauſen verwandelte ſich in Sturm. Der Wanderer ſchauderte. Mit erſchrockener Stimme rief er aus: „Herr, der Todeswind brauſet mit Wuth, es dünkt mir, daß ſein Wirbel mich emporhebt. Herr, Du erhöreſt alſo meine Bitte nicht? Das Geſpenſt, o! das Geſpenſt, da iſt's, da iſt's wieder, ſein grünliches Antlitz iſt von krampfhaften Zuckungen verzerrt; ſeine rothen Augen kreiſen in ihren Höhlen. Weg von mir! weg von mir! Seine Hand! o! ſeine eiſige Hand hat die meinige gefaßt. Herr, Erbarmen!“

„„Fort!““

„O! Herr, dieſe Landplage, dieſe ſchreckliche Landplage; ſie wieder in dieſe Stadt bringen! Meine Brüder werden zuerſt zu Grunde gehen! ſie, die ſo Armſeligen, Gnade!“

„„Fort!““

„Und die Nachkommen meiner Schweſter. Gnade! Gnade!“

„„Fort!““

„O! Herr, Erbarmen! Ich kann mich nicht mehr auf dem Boden halten; das Geſpenſt reißt mich über den Abhang dieſes Hügels fort; mein Gang iſt raſch, wie der Todeswind, der hinter mir brauſet. Schon ſeh' ich die Mauern der Stadt. O! Erbarmen, Herr, Erbarmen für die Nachkommen meiner Schweſter! Schone ihrer; gieb daß ich nicht ihr Henker werde, und daß ſie über ihre Feinde triumphiren!“

„„Fort, fort!““

„Der Boden flieht immer hinter mir. Schon das Stadtthor, o! ſchone Herr; noch iſt es Zeit. O! Gnade für dieſe entſchlummerte Stadt! Möge ſie nicht alſogleich erwachen unter Schreckens-, Verzweiflungs- und Todesſchreien!! Herr, ich berühre die Schwelle des Thores. Du willſt es alſo. Es iſt um Dich geſchehen Paris!! die Landplage iſt in Deinem Schooße!*) Ah! verflucht, immer verflucht!!“

„„Fort, fort, fort!!““

Zweites Kapitel.

Der Imbiß.

Am folgenden Tage nach dem Tage, an welchem der unglückliche Wanderer, die Höhen von Montmartre hinunterſteigend, in Paris eingezogen war, herrſchte eine ziemlich große Thätigkeit im Hôtel Saint-Dizier.

---

*) Im Jahre 1346 verwüſtete die berüchtigte ſchwarze Peſt

Obwohl noch kaum Mittag, war die Prinzeſſin, ohne geputzt zu ſeyn, wozu ſie einen zu guten Geſchmack beſaß, dennoch mit größerer Sorgfalt, als gewöhnlich, angezogen; ihre blonden Haare, anſtatt einfach in Scheitel geglättet zu ſeyn, bildeten zwei gekräuſelte Büſchel, die zu ihren vollen und blühenden Wangen ſehr gut ſtanden. Ihre Haube war mit friſchen roſenfarbenen Bändern beſetzt; ſah man zudem Frau von Saint-Dizier in ihrem Kleide von grauem Moor faſt ſchlank erſcheinen, ſo errieth man, daß Madame Grivois den Beiſtand und die Anſtrengungen einer andern von den Zofen der Prinzeſſin hatte nachſuchen müſſen, um die merkwürdige Verdünnung der dicken Taille ihrer Gebieterin zu unternehmen und zu bewirken. Wir werden bald die erbauliche Urſache dieſer leichten Erneuerung weltlicher Koquetterie angeben.

---

die Erde; ſie zeigte die nämlichen Symptome, wie die Cholera, und das nämliche unerklärbare Phänomen des fortſchreitenden Ganges, und etapenweiſe nach einer gegebenen Marſchroute. Im Jahre 1660 decimirte wieder eine andere analoge Epidimie die Welt. Man weiß, daß die Cholera zuerſt in Paris ausgebrochen iſt, unterbrechend, wenn man ſo ſagen kann, ihren fortſchreitenden Marſch durch einen ungeheuern und unerklärbaren Sprung; man erinnert ſich auch, daß während der größten Verheerungen der Cholera, beſtändig der Nordoſtwind gewehet hat. E. S.

Die Prinzeſſin, von Madame Grivois, ihrer Beſchließerin, gefolgt, gab ihre letzten Befehle, bezüglich auf einige Vorbereitungen, die in einem großen Salon geſchahen. In der Mitte dieſes Gemaches befand ſich eine große runde Tafel, mit einem Teppiche von carmeſinrothen Sammet bedeckt, und von mehrern Seſſeln umgeben, unter denen man am Ehrenplatze einen Armſtuhl von vergoldetem Holze gewahrte. In einer von den Ecken des Salons, nicht weit vom Kamine, worin ein herrliches Feuer brannte, ſtand eine Art improviſirten Credenztiſches; man erblickte auf ihm die verſchiedenen Elemente des leckerhafteſten, auserleſenſten Imbiſſes. So erhoben ſich dort auf ſilbernen Schüſſeln die Sandwichinſeln von Karpfenmilch mit Sardellenbutter, mit dünnen Schnitten von marinirten Thunfiſche und Trüffeln von Perigord (man war in der Faſtenzeit); weiter entfernt auf ſilbernen Kohlenbecken mit Weingeiſt, um ſie recht warm zu erhalten, dampften Mundbiſſen von Schwänzen von Krebſen aus der Maas*) mit gekochtem Milchrahme, in ihrem kruſtigen, mit Eidotter gegelbten Blätterteige, und ſchienen an Vortrefflichkeit, an Saftigkeit Marennesauſternpaſtetchen, geſchmort in Maderawein und durch ein Störgehäcke mit vier Gewürzen pikant gemacht, trotz zu bieten. Neben dieſen ernſten Werken kamen leichtere Werke von kleinen Ananaswindbiscuiten, ſaftigen Erdbeeren-

---

*) Ein Fluß. D. Red.

Paſtillen, einem damals ſehr ſeltenen Frühobſte, Orangenſulzen, in der ganzen zu dieſem Zwecke künſtlich geleerten Schale dieſer Früchte ſervirt. Wie Rubine und Topaſe funkelten die Weine von Bordeaux, Madera und Alicante in großen Kryſtallflaſchen, während der Champagnerwein und zwei Kannen von Porcellan von Sevres, die eine mit Café à la crême, und die andere mit ambraduftender Vanillechocolade gefüllt, faſt der Beſchaffenheit von Sorbets gleichkamen, da ſie in einen großen, mit Eis gefüllten Kühlkeſſel von ciſelirtem Silber getaucht waren. Was aber dieſem leckeren Imbiſſe einen abſonderlich apoſtoliſchen und römiſchen Charakter verlieh, waren gewiſſe Erzeugniſſe des religiös ausgearbeiteten Nachtiſches. So gewahrte man charmante kleine Calvarienberge in Aprikoſenpaſteten, in Zucker gebackene prieſterliche Biſchofsmützen, Biſchofsſtäbe von Marzipan, denen die Prinzeſſin, aus einer höchſt zartſinnigen Aufmerkſamkeit, einen kleinen Cardinalshut von Kirſchenzucker beifügte, geſchmückt mit geknötelten Schnüren von braunem Zuckerkand; das wichtigſte Stück dieſer katholiſchen Zuckerwerke, das Meiſterſtück der Meiſterküche der Frau von Saint-Dizier, war ein prächtiges Crucifix aus Engelwurz, mit ſeiner candirten Sauerampferdornenkrone *)

---

*) Eine vollkommen glaubwürdige Perſon hat uns verſichert, einem Prunkdiné bei einem ſehr vornehmen Prälaten angewohnt, und bei dem Deſſert eine ſolche Schauſtellung geſehen zu haben, dadurch aber veranlaßt

Dieß ſind ſonderbare Entweihungen, über welche mit Recht ſelbſt wenig andächtige Leute ſich entrüſten. Aber von der unverſchämten Gaukelei des Leibrockes von Trier, bis zum ſchamloſen Spaſſe der Jagd von Argenteuil, ſcheinen fromme Leute vom Schlage der Prinzeſſin von Saint-Dizier, das Geſchäft zu übernehmen, durch zu viel Eifer achtungswürdige Traditionen lächerlich zu machen.

Nach einem höchſt befriedigten Blicke auf dieſen alſo bereiteten Imbiß, ſagte Frau von Saint-Dizier zu Madame Grivois, auf den vergoldeten Armſtuhl hinweiſend, welcher für den Präſidenten dieſer Verſammlung beſtimmt zu ſeyn ſchien: „Hat man meinen Fußwärmer unter den Tiſch geſtellt, damit ſeine Eminenz die Füße darauf ruhen laſſen können? Sie klagen immer über Kälte.“

„Ja, Madame,“ erwiederte Madame Grivois nach einem Blicke über den Tiſch, „der Fußwärmer iſt da.“

„Sagen Sie auch, daß man eine zinnerne Schüſſel mit kochendem Waſſer fülle, im Falle Seiner Eminenz

---

worden zu ſeyn, zu dem erwähnten Prälaten zu ſagen: „Ich glaubte, gnädiger Herr, daß man den Leib des Herrn unter beiden Geſtalten eſſe, aber nicht aus Engelwurz.“ Man muß anerkennen, daß die Erfindung dieſes apoſtoliſchen Zuckerwerkes nicht Sache des Prälaten war, ſondern von dem etwas übertriebenen Katholizismus einer frommen Dame herrührte, die im Hauſe des gnädigen Herrn eine große Auctorität hatte. E. S.

der Fußwärmer zur Erwärmung der Füße nicht genügen ſollte."

„Ja, Madame."

„Legen Sie noch Holz in den Ofen."

„Aber, Madame, es iſt ſchon eine wahre Gluth, ſehen Sie nur! Und dann, wenn Seine Eminenz immer frieren, iſt es Monſeigneur dem Biſchofe von Halfagen immer zu warm; er ſchwitzt immer über und über."

Die Prinzeſſin zuckte die Achſeln, und ſagte zu Madame Grivois: Sind Seine Eminenz, Monſigneur von Malipieri, der Cardinal, nicht der Vorgeſetzte von Monſeigneur von Halfagen, dem Biſchofe?"

„Ja, Madame."

„Wohlan! nach der Hierarchie iſt's an Monſeigneur, Hitze zu ertragen, und nicht an Seiner Eminenz, Kälte auszuſtehen. Thun Sie ſohin, was ich Ihnen ſage, legen Sie Holz in das Feuer Uebrigens iſt nichts einfacher: Seine Eminenz ſind ein Italiener, Monſeigneur ſind aus dem Norden Belgiens; es iſt ſehr natürlich, daß ſie an verſchiedene Temperaturen gewöhnt ſind."

„Wie Madame belieben," verſetzte Madame Grivois, zwei ungeheure Scheite Holz in's Feuer legend; „aber bei der hier herrſchenden Hitze kann ſich's ereignen, daß Monſeigneur, der Biſchof, vom Schlage getroffen umſinkt."

„Ei, mein Gott! ich finde auch, daß es hier ſehr heiß iſt; aber lehrt uns unſere heilige Religion nicht das Opfer und die Abtödtung?“ erwiederte die Prinzeſſin mit einem rührenden Ausdrucke von Ergebenheit.

Man kennt nun die Urſache von der etwas koquetten Toilette der Prinzeſſin von Saint-Dizier. Es handelte ſich darum, Prälaten würdig zu empfangen, die mit dem Pater von Aigrigny und andern Würdenträgern der Kirche vereiniget, bei der Prinzeſſin ſchon eine Art Concilium im Kleinen gehalten hatten. Eine junge Neuvermählte, die ihren erſten Ball, ein mündig geſprochener Minderjähriger, der ſein erſtes Junggeſellendiné giebt, eine geiſtvolle Frau, die ihr erſtes unerſchienenes Werk zum erſtenmale vorliest, ſind nicht vergnügter, nicht ſtolzer, und zugleich nicht ſorgfältiger mit ihrem Gaſte beſchäftiget, als es Frau von Saint-Dizier bei ihren Prälaten war.

In ihrem Hauſe und in ihrer Gegenwart ſehr wichtige Intereſſen anregen und erörtern zu ſehen; ſehr fähige Leute ihre Meinung über gewiſſe praktiſche Einrichtungen, bezüglich auf den Einfluß weiblicher Congregationen, nachſuchen zu hören, war für die Prinzeſſin etwas, um vor Hochmuth darob zu ſterben; denn ihre Eminenzen und ihre Herrlichkeiten,*) rechtfertigten dadurch für immer ihren Anſpruch, etwa wie eine heilige Kirchenmutter betrachtet zu werden. Daher hatte ſie für dieſe eingebornen oder exotiſchen Prälaten, eine Menge ſalbungsvoller Schmeichelworte und frömmelnder Koquetterien ausgekramt.

---

*) Grandeurs, ein Titel der Biſchöfe.

D. Ueb.

Nichts Logiſcheres übrigens, als dieſe ſucceſſiven Verwandelungen dieſer Frau ohne Herz, die aber die Intrigue und die Beherrſchung der Koterie aufrichtig, leidenſchaftlich liebte. Sie war, je nach der Zunahme des Alters, natürlich von der Liebesintrigue zur politiſchen und von der politiſchen zur religiöſen Intrigne übergegangen. In dem Augenblicke, da Frau von Saint-Dizier die Muſterung ihrer Vorbereitungen endigte, verkündete ihr ein Geraſſel von Wagen, im Hofe des Hôtels wiederhallend, die Ankunft der von ihr erwarteten Perſonen; ohne Zweifel waren dieſe Perſonen vom höchſten Range; denn, wider alle Sitte, ging ſie hinaus, um ſie an der Thüre ihres erſten Salons zu empfangen. In der That waren es der Cardinal Malipieri, der immer fror, und der belgiſche Biſchof von Halfagen, dem es immer zu heiß war; der Pater von Aigrigny begleitete ſie.

Der römiſche Cardinal war ein großer, mehr knochiger als magerer Mann, von ſtolzer und ſchlauer Phyſiognomie, mit einem gelblichen und aufgedunſenen Geſichte; er ſchielte ſtark, und ſeine ſchwarzen Augen waren von einem braunen Ringe tief umkreiſet. Der belgiſche Biſchof war ein kleiner, kurzer, dicker, unterſetzter Mann mit hervorragendem Schmerbauche, ſchlagflußartigem Teint, beherztem Blicke, und fetter, weicher und zarter Hand. Bald war die Geſellſchaft im großen

Salon verſammelt; der Cardinal lehnte ſich gleich an den Kamin, während der Biſchof, der zu ſchwitzen und zu puſten begann, von Zeit zu Zeit verſtohlen auf das Chocolade- und das Caféeis blickte, die ihn die Gluthen dieſer künſtlichen Hundstage ſollten erdulden helfen.

Der Pater von Aigrigny näherte ſich der Prinzeſſin, und ſagte leiſe zu ihr: „Wollen Sie befehlen, daß man den Abbé Gabriel von Rennepont hier einführe, der kommen wird, nach Ihnen zu fragen?“

„Dieſer junge Prieſter iſt alſo hier?“ fragte die Prinzeſſin mit lebhafter Ueberraſchung.

„Seit vorgeſtern. Wir haben ihn durch ſeine Oberen nach Paris beſcheiden laſſen. Sie werden Alles erfahren. Was den Pater Rodin betrifft, wird Madame Grivois ihn, wie neulich, durch die kleine Thüre der verborgenen Treppe eintreten laſſen.“

„Wird er heute kommen?“

„Er hat uns ſehr wichtige Sachen mitzutheilen. Er hat gewünſcht, daß Monſeigneur, der Cardinal und Monſeigneur, der Biſchof bei der Unterredung zugegen ſeyen; denn ſie ſind in ihrer Eigenſchaft als Ordensvertraute, durch den Pater General in Rom von Allem in Kenntniß geſetzt worden.“

Die Prinzeſſin klingelte, ertheilte ihre Befehle, und zum Cardinale zurückkehrend ſagte ſie zu ihm mit dem Tone der geſchäftigſten Sorgfalt: „Fangen Eure Eminenz an, ſich ein wenig zu erwärmen? Wollen Eure Eminenz eine Schüſſel warmen Waſſers unter Ihre

Füße? Wünſchen Eure Eminenz, daß man noch mehr Feuer mache?“

Bei dieſem Antrage ſtieß der belgiſche Biſchof, der ſeine rieſelnde Stirne abwiſchte, einen verzweifelten Seufzer aus.

„Tauſend Dank, Frau Prinzeſſin,“ antwortete der Cardinal der Frau von Saint-Dizier in ſehr gutem Franzöſiſch, aber mit einem unerträglichen italieniſchen Accente, — „ich bin über ſo viel Güte wirklich verwirrt.“

„Belieben Monſeigneur nichts zu ſich zu nehmen?“ fragte die Prinzeſſin den Biſchof, indem ſie auf den Credenztiſch wies.

„Wenn die Frau Prinzeſſin es erlauben, werde ich ein wenig Café à la glace nehmen.“ Und der Prälat machte einen vorſichtigen Umweg, um ſich dem Imbiſſe zu nähern, ohne am Kamine vorüberzugehen.

„Und werden Eure Eminenz nicht eines von dieſen Auſternpaſtetchen nehmen? Sie ſind ganz heiß,“ ſagte die Prinzeſſin.

„Ich kenne ſie ſchon, Frau Prinzeſſin,“ verſetzte der Cardinal mit einer Weinkennermiene ſchmatzend; „ſie ſind auserleſen und ich widerſtehe nicht.“

„Welchen Wein werde ich die Ehre haben, Eurer Eminenz anzubieten?“ fuhr die Prinzeſſin anmuthig fort.

„Ein wenig Bordeauxwein, Madame, wenn Sie ſo gütig ſeyn wollen.“ Und als der Vater von Aigrigny ſich anſchickte, dem Cardinale zu trinken einzuſchenken, beſtritt ihm die Prinzeſſin dieſes Vergnügen.

„Eure Eminenz werden es ohne Zweifel billigen,“ ſagte der Pater von Aigrigny zum Cardinale, während dieſer ernſthaft die Auſternpaſtetchen koſtete, „ich glaubte, auf heute weder Monſeigneur, den Biſchof von Mogador, noch Monſeigneur, den Erzbiſchof von Nanterre und unſere heilige Mutter Perpetue, Oberin des Kloſters Sainte-Marie, zuſammenberufen zu müſſen, da die Unterredung, welche wir mit Seiner Hochwürden dem Pater Rodin und mit dem Abbé Gabriel pflegen ſollen, geheim und vertraulich iſt.“

„Unſer theuerſter Pater hat vollkommen Recht gethan,“ verſetzte der Cardinal, „denn obwohl dieſe Rennepont'ſche Angelegenheit durch ihre möglichen Folgen die ganze apoſtoliſche und römiſche Kirche intereſſirt, giebt es gewiſſe Umſtände, die man geheim halten muß.“

„Daher ergreife ich dieſe Gelegenheit, Eurer Eminenz noch einmal dafür zu danken, daß Sie zu Gunſten einer ſehr unbedeutenden und ſehr demüthigen Dienerin der Kirche, eine Ausnahme zu machen geruht haben,“ äußerte die Prinzeſſin, indem ſie vor dem Cardinale ehrfurchtvoll und tief ſich verneigte.

„Dieß war eine gerechte und gebührende Sache, Frau Prinzeſſin,“ entgegnete der Cardinal mit einer Verbeugung, nachdem er ſein leeres Glas auf die Tafel geſtellt hatte, „wir wiſſen, wie viel die Kirche Ihnen für die heilſame Richtung ſchuldet, die Sie den religiöſen Werken einprägen, deren Patronin Sie ſind.“

„Was dieß betrifft, dürfen Eure Eminenz ſich verſichert halten, daß ich jede Hülfe dem Dürftigen verweigern laſſe, der ſich nicht durch einen Beichtzettel ausweiſen kann.“

„Und nur ſo, Madame,“ erwiederte der Cardinal, indem er ſich dießmal durch die appetitliche Haltung eines *Mundbiſſens* von Krebsſchwänzen in Verſuchung führen ließ, „nur ſo hat die Nächſtenliebe einen Sinn; ich kümmere mich wenig darum, wenn die Gottloſigkeit Hunger hat; das Mitleiden iſt etwas Anderes,“ und der Prälat verſchluckte haſtig den *Mundbiſſen*. „Uebrigens,“ fuhr er fort, „wiſſen wir auch, mit welchem glühenden Eifer Sie die Gottloſen und die Empörer gegen die Auctorität unſers heiligen Vaters unerbittlich verfolgen.“

„Eure Eminenz dürfen überzeugt ſeyn, daß ich Römerin mit Herzen und Seele und Ueberzeugung bin; ich mache keinen Unterſchied zwiſchen einem Gallicaner*) und einem Türken,“ ſagte die Prinzeſſin herzhaft.

„Die Frau Prinzeſſin haben Recht,“ bemerkte der belgiſche Biſchof; „ich ſage noch mehr, ein Gallicaner muß der Kirche verhaßter ſeyn, als ein Heide, und ich bin in dieſer Beziehung der Anſicht Ludwigs XIV.:

---

*) Ein Franzoſe in Bezug auf die franzöſiſche Kirche.
D. Ueb.

man bat ihn um eine Gunſtbezeigung für einen Mann ſeines Hofes.

„„Niemals,““ ſagte der große König, „dieſer Mann iſt ein Janſeniſt.“ *)

„„Er, Sir? Er iſt Atheiſt.““ **)

„„Dann iſt's etwas Anderes; ich bewillige die Gunſtbezeugung,““ ſagte der König.

Dieſer kleine biſchöfliche Scherz erregte ziemlich Lachen. Hierauf verſetzte der Pater von Aigrigny, ſich an den Cardinal wendend, ernſthaft: „Leider würde, wie ich Eurer Eminenz, hinſichtlich des Abbé Gabriel ſogleich ſagen werde, wenn man darob nicht ſehr auf der Hut wäre, die niedere Geiſtlichkeit vom Gallicanismus und den Ideen von Empörung gegen das angeſteckt, was ſie den Despotismus der Biſchöfe nennt.“

„Um dieſem vorzubeugen,“ erwiederte der Cardinal hart, „müſſen die Biſchöfe ihre Strenge verdoppeln, und ſich immer erinnern, daß ſie zuerſt Römer und dann Franzoſen ſind; denn in Frankreich repräſentiren ſie Rom, den heiligen Vater und die Intereſſen der Kirche, wie ein Geſandter im Auslande ſein Land, ſeinen Herrn, und die Intereſſen ſeiner Nation repräſentirt.“

---

*) Die Janſeniſten waren Anhänger des holländiſches Biſchofes Kornelius Janſen (geſt. zu Ypern 1638), der in einigen Punkten von der katholiſchen Lehre abwich, und Erzfeinde der Jeſuiten. A. d. Ueb.

**) Gotteslängner. D. Ueb.

„Das iſt offenbar," ſagte der Vater von Aigrigny, „daher hoffen wir, daß in Folge des kräftigen Impulſes, den Eure Eminenz dem Epiſkopate gegeben haben, wir die Freiheit des Unterrichtes erhalten werden. Dann werden wir ſtatt der jungen, von Philoſophie und dummen Patriotismus angeſteckten Franzoſen, gute römiſche Katholiken bekommen, wohl gehorchende, gut disciplinirte, die ſofort achtungswürdige Unterthanen unſers heiligen Vaters werden."

„So zwar, daß in einer gewiſſen Zeit," äußerte der belgiſche Biſchof lächelnd, „wenn unſer heiliger Vater, ich ſetze den Fall, die Katholiken Frankreichs ihres Gehorſames gegen die beſtehende weltliche Macht entbinden wollte, er auf dieſe Art, eine andere Macht anerkennend, ihr eine anſehnliche und ganz formirte Partei verſchaffen könnte." Alſo ſprechend, trocknete der Biſchof ſich die Stirne, und holte aus der Tiefe einer von den mit Chocoladeeis gefüllten Kannen ein wenig Sibirien.

„Nun aber zeigt ſich eine Macht für ein ſolches Geſchenk immer dankbar," ſagte die Prinzeſſin, gleichfalls lächelnd, „und bewilliget dann der Kirche große Freiheiten."

„Und ſo nimmt die Kirche den Platz wieder ein, den ſie einnehmen ſoll, und den ſie leider in Frankreich nicht einnimmt, in dieſer Zeit der Gottloſigkeit und Anarchie," bemerkte der Cardinal. „Zum Glücke hab' ich auf meinem Wege eine beträchtliche Zahl von

Prälaten getroffen, deren Lauigkeit ich verwieſen, deren Eifer ich wieder angefacht habe, indem ich ihnen im Namen des heiligen Vaters ernſtlich einſchärfte, die Freiheit der Preſſe und des Cultus offen, kühn anzugreifen, obgleich ſie durch abſcheuliche revolutionäre Geſetze anerkannt iſt."

„Ach! Eure Eminenz ſind alſo vor den ſchrecklichen Gefahren nicht zurückgewichen, vor den grauſamen Martern, denen unſere Prälaten, Ihnen gehorchend, werden ausgeſetzt ſeyn?" ſagte die Prinzeſſin munter. Und dieſe furchtbaren Berufungen wegen Ordnungswidrigkeit,*) Monſeigneur; denn wenn Eure Eminenz in Frankreich reſidirten, würden Sie die Geſetze des Landes angreifen, wie dieſes Gezücht von Advokaten und Parlamentern ſagt. Nun denn! eine ſchreckliche Sache, der Staatsrath würde erklären, daß Ordnungswidrigkeit in Ihrer Anweiſung liege, Monſeigneur.

„Es iſt Ordnungswidrigkeit! Begreifen Eure Eminenz, was darin Furchtbares für einen Kirchenfürſten liegt, der, auf ſeinem pontifikalen Throne ſitzend, umgeben von ſeinen Würdenträgern und ſeinem Kapitel, von weitem einige Dutzend atheiſtiſche Büreaukraten in ſchwarzer und blauer Livrée, aus allen Tonarten, vom Falſette bis zum Baſſe, ſchreien hört: Es iſt Ordnungswidrigkeit! Es iſt Ordnungswidrigkeit! Wahrhaftig, wenn irgendwo Ordnungswidrigkeit iſt, ſo iſt's der Mißbrauch des Lächerlichen bei dieſen Leuten da."

---

*) Appel comme d'abus (Berufung wegen Mißbrauch, Anmaßung) bezeichnet eigentlich das „Anrufen eines weltlichen Gerichtes gegen eine Verfügung einer geiſtlichen Behörde." D. Ueb.

Dieſer Scherz der Prinzeſſin wurde mit allgemeiner Heiterkeit aufgenommen. Der belgiſche Biſchof erwiederte: „Ich finde, daß dieſe ſtolzen Vertheidiger der Geſetze immer die Prahler ſpielend, mit vollkommen chriſtlicher Demuth handeln; ein Prälat beohrfeigt tüchtig ihre Gottloſigkeit, und ſie antworten mit einem Bücklinge beſcheiden: „„Ah! gnädiger Herr, es iſt Ordnungswidrigkeit."" Neues Gelächter begrüßte dieſen Spaß.

„Man muß ſie mit dieſem unſchuldigen Gezänke von Schülern ſich ergötzen laſſen, welche die harte Ruthe ihres Lehres beläſtiget," ſagte der Cardinal lächelnd. „Wir werden immer bei ihnen ſeyn, wider ihren Willen, und gegen ſie. Zuvörderſt weil wir mehr, als ſie ſelbſt, für Ihr Seelenheil beſorgt ſind, und dann weil die Mächte uns immer nöthig haben werden, um ſie zu weihen, und das Volk im Zaume zu halten."

„Ubrigens, während die Advokaten, die Parlamenter und die Univerſitätsatheiſten mit ohnmächtigem Haſſe ein Geſchrei erheben, nähern ſich die wahren chriſtlichen Seelen einander, und verbünden ſich gegen die Gottloſigkeit. Auf meiner Durchreiſe durch Lyon bin ich tief gerührt worden, es iſt eine wahrhaft römiſche Stadt, Brüderſchaften, Büſſende, fromme Anſtalten aller Arten, nichts fehlt dort, und was noch beſſer iſt, die Geiſtlichkeit bezieht jährlich eine Schenkung von mehr als dreimalhunderttauſend Thalern. Ah! Lyon iſt die würdige Hauptſtadt des katholiſchen Frankreichs. Dreimalhunderttauſend Thaler Schenkung, das iſt etwas, um die Gottloſigkeit zu verblüffen; dreimalhunderttauſend Thaler!! Was werden die Herren Philoſophen darauf antworten.“

„Leider, Monſeigneur,“ entgegnete der Pater von Aigrigny, gleichen nicht alle Städte Frankreichs Lyon; ich muß ſogar Eure Eminenz in Kenntniß ſetzen, daß eine ſehr ernſte Thatſache ſich offenbart; einige Mitglieder der niedern Geiſtlichkeit maſſen ſich an, gemeinſchaftliche Sache mit dem Volke zu machen, deſſen Armuth und Entbehrungen ſie theilen, und die ſich vorbereiten, im Namen der evangeliſchen Gleichheit gegen das zu reclamiren, was ſie die despotiſche Ariſtokratie der Biſchöfe nennen.“

„Wenn ſie ſo kühn wären,“ rief der Cardinal aus, „gäbe es gegen eine ſolche Empörung nicht genügend ſtrenge Interdikte*) und Strafen.“

„Sie wagen noch mehr, Monſeigneur. Einige gedenken eine Kirchenſpaltung zu veranlaſſen, zu verlangen, daß die franzöſiſche Kirche unbedingt von Rom getrennt werde, unter dem Vorwande, daß der Ultramontanismus die urſprüngliche Reinheit der Lehren Chriſti entſtellt, verderbt hat. Ein junger Prieſter, zuerſt Miſſionär, dann Landpfarrer, der Abbé Gabriel von Rennepont, den ich durch ſeine Oberen nach Paris beſcheiden ließ, hat ſich zum Mittelpunkte einer Art von Propaganda aufgeworfen; er hat die Prieſter von mehrern Gemeinden, die an die ſeinige grenzen, verſammelt, und ſie angefeuert, immer unbedingten Gehorſam ihren Biſchöfen ihnen anempfehlend, ſo lange an der beſtehenden Hierarchie nichts geändert ſeyn würde, von ihren Rechten als franzöſiſche Bürger Gebrauch zu machen, um auf geſetzlichem Wege das zu erlangen, was er die Befreiung der niedern Geiſtlichkeit nennt. Denn nach ſeiner Anſicht ſind die Pfarrgeiſtlichen dem Gutdünken der Biſchöfe preisgegeben, welche Interdikte über ſie verhängen, und ihnen ohne Berufung und Controle ihr Brod nehmen."*)

---

*) Kirchenbann, päpſtliche oder biſchöfliche Verbote des öffentlichen Gottesdienſtes. D. Ueb.

„Dieſer junge Mann iſt ja ein katholiſcher Luther!" ſagte der Biſchof. Und auf den Zehen ſchreitend, füllte er ſich ein tüchtiges Glas mit Maderawein, worin er Marzipan in der Form eines Biſchofsſtabes langſam anfeuchtete. Vom Beiſpiel angelockt, hielt es der Cardinal, unter dem Vorwande, ſeine immer eiſigen Füße am Kaminfeuer zu wärmen, für paſſend, ein Glas vortrefflichen alten Malaga zu Leib zu nehmen, den er mit einer Miene tiefen Nachdenkens ſchluckweiſe ſchlürfte, wornach er äußerte: „Dieſer Abbé Gabriel wirft ſich alſo zum Reformator auf. Er muß ehrſüchtig ſeyn. Iſt er gefährlich?"

---

*) Ein eben ſo ehrenwerther als geehrter Geiſtlicher hat uns den Fall von einem armen jungen Pfarrgeiſtlichen mitgetheilt, welcher, von ſeinem Biſchofe ohne allen triftigen Grund mit dem Interdikte belegt, vor Hunger und Elend ſterbend, dahin gebracht wurde, (ſeinen heiligen Charakter verhehlend, wohl verſtanden) zu Lille als Cafehausgarçon in einer Wirthſchaft zu dienen, in welcher ſein Bruder den nämlichen Dienſt verſah. E. S.

„Wie wir vernehmen, haben ſeine Oberen ihn ſo beurtheilt; man hat ihm aufgetragen, ſich hierher zu begeben; er wird ſogleich kommen, und ich werde Eurer Eminenz ſagen, warum ich ihn beſchieden habe; doch ſehen Sie zuvor eine Note ein, die in wenigen Zeilen die ſchlimmen Tendenzen des Abbé Gabriel enthält. Man hat über mehrere ſeiner Handlungen die folgenden Fragen an ihn gerichtet; er hat auf dieſe Art geantwortet, und in Folge dieſer Antworten geſchah es, daß ſeine Oberen ihn abberufen haben." Dieß ſagend, nahm der Pater von Aigrigny aus ſeinem Portefeuille ein Papier, und las, wie folgt:

Frage: „Iſt es wahr, daß Sie die religiöſen Pflichten einem Einwohner Ihrer Pfarre erwieſen haben, der in der abſcheulichſten ſchließlichen Unbußfertigkeit, weil er als Selbſtmörder, ſtarb?"

Antwort des Abbé Gabriel: „Ich habe ihm die letzten Pflichten erwieſen, weil er, wegen

„ſeines ſchuldigen Endes, der Gebete der Kirche mehr als ein Anderer bedurfte; in der Nacht, die ſeiner Beerdigung folgte, hab' ich noch für ihn die göttliche Barmherzigkeit angefleht.“

Frage: „Iſt es wahr, daß Sie heilige Gefäße von im Feuer vergoldetem Silber, und verſchiedene Verſchönerungen ausgeſchlagen haben, womit eines von Ihren weiblichen Beichtkindern, einem frommen Eifer gehorchend, Ihre Pfarrkirche beſchenken wollte?“

Antwort: „Ich habe dieſe Gefäße von im Feuer vergoldetem Silber, und dieſe Verſchönerungen ausgeſchlagen, weil das Haus des Herrn immer demüthig und ohne Prunk ſeyn ſoll, um die Gläubigen unaufhörlich zu erinnern, daß der göttliche Erlöſer in einem Stalle geboren wurde; ich habe die Perſon, welche meiner Pfarrkirche dieſe unnützen Geſchenke machen wollte, vermocht, dieſes Geld zu vernünftigen Almoſen zu verwenden, mit der Verſicherung, daß dieß Gott gefälliger ſeyn würde.“

„Dieß iſt ja eine herbe und heftige Declamation gegen die Ausſchmückung der Kirchen!“ rief der Cardinal aus. „Dieſer junge Prieſter gehört zu den Gefährlichſten. Fahren Sie fort, mein theuerſter Pater.“ Und in ihrer Entrüſtung verſchlangen Seine Eminenz hinter einander mehrere ſaftige Erdbeerenpaſtillen. Der Vater von Aigrigny fuhr fort:

Frage: „Iſt es wahr, daß Sie einige Tage lang einen Einwohner des Dorfes, einen Schweizer von Geburt, und der proteſtantiſchen Glaubensgemeinde angehörend, in Ihre Pfarrwohnung aufgenommen und gepflegt haben? Iſt es wahr, daß Sie nicht nur nicht verſucht haben, ihn zur katholiſchen, apoſtoliſchen und römiſchen Religion zu bekehren, ſondern ſogar das Vergeſſen Ihrer Pflichten ſo weit getrieben haben, dieſen Ketzer in dem Gottesacker zu beerdigen, der für die Mitglieder unſerer heiligen Gemeinde eingeweiht iſt?“

Antwort: „Einer von meinen Brüdern hatte kein Obdach Sein Leben war ehrbar und arbeitſam geweſen. Als einem Greiſe haben ihm die Kräfte zur Arbeit gemangelt; dann iſt die Krankheit gekommen; dann iſt er, faſt ſterbend, aus ſeiner elenden Behauſung von einem unbarmherzigen Manne gejagt worden, dem er einen Jahresmiethzins ſchuldete; ich habe dieſen Greis in mein Haus aufgenommen, in ſeinen letzten Tagen ihn getröſtet. Dieſes arme Geſchöpf hatte ſein ganzes Leben hindurch gelitten und gearbeitet; im Augenblicke des Sterbens hat es kein einziges bitteres Wort gegen das Schickſal ausgeſprochen; es hat ſich Gott empfohlen, es hat in-

„brünſtig das Cruzifix geküßt. Und ſeine einfache und reine Seele iſt in den Schooß des Schöpfers emporgeſchwebt. Mit Ehrerbietung hab' ich ihm die Augen zugedrückt, hab' ihn ſelbſt beerdiget, habe für ihn gebetet, und obwohl er im proteſtantiſchen Glauben geſtorben, hab' ich ihn für würdig erachtet, in den Gottesacker einzugeben."

„Immer beſſer," ſagte der Cardinal, „das iſt eine abſcheuliche Toleranz, ein ſchrecklicher Angriff auf den Grundſatz, welcher den ganzen Katholizismus umfaßt: „„Außerhalb der Kirche kein Heil.""

„Dieß Alles iſt um ſo wichtiger, Monſeigneur," fuhr der Pater von Aigrigny fort, „als das ganz Chriſtliche der Sanftmuth, der Nächſtenliebe, der Hingebung des Abbé Gabriel, nicht nur in ſeiner Gemeinde, ſondern auch in den umliegenden Gemeinden einen wahren Enthuſiasmus erregt hat. Die Geiſtlichen der benachbarten Pfarreien haben dem allgemeinen Impulſe nachgegeben, und man muß geſtehen, daß ohne ſeine Mäſſigung eine wahre Kirchenſpaltung begonnen hätte."

„Aber was hoffen Sie davon, daß Sie ihn zu uns her führen?" ſagte der Prälat.

„Die Lage des Abbé Gabriel iſt mehrgeſtaltig: zuvörderſt als Erbe der Familie Rennepont."

„Hat er denn nicht ſeine Rechte abgetreten?" fragte der Cardinal.

„Ja, Monſeigneur, und dieſe Abtretung, Anfangs an einem Formfehler leidend, iſt ſeit Kurzem, und, man muß es wieder ſagen, mit ſeiner Einwilligung, vollkommen regulirt worden; denn er hatte eidlich gelobt, was ſich auch ereignen möchte, ſeinen Antheil an jenem Vermögen, der Geſellſchaft Jeſu vollſtändig zu überlaſſen. Dennoch glaubt der ehrwürdige Pater Rodin, daß man, wenn Eure Eminenz, nach der Eröffnung an den Abbé Gabriel, daß er von ſeinen Oberen würde zurückgerufen werden, ihm eine hervorragende Stellung in Rom antrügen, ihn vielleicht Frankreich zu verlaſſen bewegen, und ohne Zweifel in ihm ſchlummernde Gefühle des Ehrgeizes erwecken könnte; denn Eure Eminenz haben ſehr richtig bemerkt: jeder Reformator muß ehrſüchtig ſeyn.“

„Ich billige dieſe Idee,“ ſagte der Cardinal nach kurzem Nachſinnen, „mit ſeinem Verdienſte, mit ſeinem mächtigen Einfluße auf die Menſchen, kann es der Abbé Gabriel ſehr weit bringen, wenn er gelehrig iſt; und iſt er es nicht, ſo iſt es beſſer für das Heil der Kirche, daß er ſich in Rom befindet, als hier; denn in Rom haben wir, wie Sie wiſſen mein theuerſter Pater Bürgſchaften, die Sie leider in Frankreich nicht beſitzen.“ *)

Nach einigen Augenblicken des Schweigens, ſagte der Cardinal plötzlich zum Pater von Aigrigny: „Da

---

*) Man weiß, daß zur Zeit (1845) die Inquiſition, die Einſperrungen in pace u. ſ. w., in Rom noch beſtehen.
E. S.

wir eben vom Pater Rodin ſprechen, offenherzig, was halten Sie von ihm?"

„Eure Eminenz kennen ſeine Fähigkeit," erwiederte der Pater von Aigrigny mit gezwungener und mißtrauender Miene; „unſer ehrwürdige Pater General —"

„Hat ihm den Auftrag gegeben, Sie zu erſetzen," bemerkte der Cardinal; „ich weiß dieß; er hat mir's in Rom geſagt; aber was halten Sie vom Charakter des Paters Rodin? Darf man ein vollkommen blindes Vertrauen zu ihm haben?"

„Er iſt ein ſo ſcharfer, ſo ſtarrer, ſo geheimnißvoller, ſo undurchdringlicher Geiſt," erwiederte der Pater von Aigrigny zaudernd, „daß es ſchwer iſt, ein ſicheres Urtheil über ihn zu fällen."

„Halten Sie ihn für ehrſüchtig?" ſagte der Cardinal nach einem neuen Momente des Schweigens — „Erachten Sie ihn nicht für fähig, andere Abſichten zu haben als jene zur größeren Ehre ſeiner Geſellſchaft? Ja, ich habe Gründe dazu, ſo mit Ihnen zu ſprechen," fügte der Prälat abſichtlich bei.

„Aber," entgegnete der Pater von Aigrigny nicht ohne Mißtrauen, denn zwiſchen Leuten von dem nämlichen Schlage überliſtet man immer, „was halten Eure Eminenz davon? ſey's nach Ihrer eigenen Meinung, ſey's nach den Berichten des Pater General?"

„Ich denke daß man, wenn ſeine anſcheinende Hingebung für ſeinen Orden irgend einen Hinterhaltsgedanken verbärge, um jeden Preis ihn erforſchen müßte;

denn mit den Einflüſſen, die er ſich ſeit langer Zeit in Rom verſchafft hat, und die ich erlauert habe, könnte er einſt, und in einer gewiſſen Zeit ſehr furchtbar werden.“

„Wohlan!“ rief der Vater von Aigrigny aus, von ſeiner Eiferſucht gegen Rodin fortgeriſſen, „ich bin, was dieß betrifft, der Meinung Eurer Eminenz; denn bisweilen hab' ich in ihm Blitze von eben ſo erſchreckender als tiefer Ehrſucht erlauert, und weil ich Eurer Eminenz Alles ſagen muß — “

Der Vater von Aigrigny konnte nicht fortfahren. In dieſem Augenblicke öffnete Madame Grivois, nachdem ſie zuvor angeklopft hatte, die Thüre halb, und winkte ihrer Gebieterin. Die Prinzeſſin nickte mit dem Kopfe. Madame Grivois ging hinaus. Eine Secunde danach trat Rodin in den Salon.

Drittes Kapitel.

Die Bilanz.

Bei Rodin's Anblicke ſtanden die beiden Prälaten und der Vater von Aigrigny aus freiem Antriebe auf, ſo ſehr flößte ihnen die wirkliche Ueberlegenheit dieſes Mannes Achtung ein; ihre erſt noch von Mißtrauen und Eiferſucht entſtellten Mienen erheiterten ſich plötzlich, und ſchienen dem ehrwürdigen Vater mit einer liebreichen Zuneigung zu lächeln, die Prinzeſſin ging ihm einige Schritte entgegen. Rodin, immer noch ſchmutzig gekleidet, die kothigen Spuren ſeiner dicken Schuhe in den weichen Teppich prägend, ſtellte ſeinen Regenſchirm in eine Ecke, und näherte ſich dem Tiſche, nicht mehr mit ſeiner gewohnten Demuth, ſondern mit ungezwungenem Schritte, den Kopf hoch tragend, zuverſichtlichen Blickes; er fühlte ſich nicht bloß inmitten ſeines Gleichen, ſondern auch das Bewußtſeyn, ſie durch Intelligenz zu überragen.

„Wir ſprachen von Euer Hochwürden, mein theuerſter Vater," ſagte der Cardinal mit einer bezaubernden Leutſeligkeit.

„Ah!" erwiederte Rodin, den Prälaten feſt anſchauend, „und was ſagte man?"

„Ei," verſetzte der belgiſche Biſchof, ſich die Stirne trocknend, „alles Gute, was man von Euer Hochwürden ſagen kann."

„Wollen Sie nicht etwas zu ſich nehmen, mein theuerſter Vater?"" fragte die Prinzeſſin Rodin, auf den prächtigen Credenztiſch weiſend.

„Ich danke, Madame; ich habe heute meine Rettige gegeſſen."

„Mein Secretär, der Abbé Berlini, der heute früh Ihrer Mahlzeit anwohnte, hat mich in der That hinſichtlich der Genügſamkeit Eurer Hochwürden ſehr erbaut," äußerte der Prälat; „ſie iſt eines Einſiedlers würdig."

„Wenn wir von Geſchäften ſprächen?" ſagte Rodin plötzlich als ein Mann, gewohnt, die Erörterung zu beherrſchen, zu leiten.

„Wir werden immer ſehr glücklich ſeyn, Sie zu hören," entgegnete der Prälat. „Euer Hochwürden haben ſelbſt dieſen Tag beſtimmt, wegen dieſer wichtigen Rennepont'ſchen Angelegenheit mit uns zu reden, ſo wichtig, daß ſie großen Antheil an meiner Reiſe nach Frankreich hat, denn die Intereſſen der ſehr glorreichen Geſellſchaft Jeſu unterſtützen, deren Ordensvertrauter zu ſeyn ich mir zur Ehre ſchätze, heißt die Intereſſen Rom's unterſtützen, und ich habe dem hochwürdigen Pater General verſprochen, daß ich mich ganz zu ſeiner Verfügung ſtellen würde."

„Ich kann nur wiederholen, was Seine Eminenz ſo eben geſagt haben," erwiederte der Biſchof. „Wir ſind mit einander von Rom abgereiſet; unſere Ideen ſind die nämlichen."

„Gewiß," ſagte Rodin, zum Cardinale gewendet, „Eure Eminenz können unſerer Sache nützen, und viel. Ich werde Ihnen ſogleich ſagen, wie..." Dann ſich zur Prinzeſſin wendend: „Ich habe dem Doctor Baleinier ſagen laſſen, hierher zu kommen, Madame; denn es wird gut ſeyn, ihn von gewiſſen Dingen zu unterrichten."

„Man wird ihn wie gewöhnlich eintreten laſſen," verſetzte die Prinzeſſin.

Seit Rodin's Ankunft hatte der Vater von Aigrigny geſchwiegen; er ſchien von einem bitteren Gedanken ergriffen, und einen ziemlich heftigen inneren Kampf zu beſtehen; endlich ſagte er, halb aufſtehend, mit einer bitter ſüſſen Stimme an den Prälaten ſich wendend: „Ich will Eure Eminenz nicht bitten, der Richter zwiſchen Seiner Hochwürden dem Pater Rodin und mir zu ſeyn; unſer General hat geſprochen: ich habe gehorcht. Da aber Eure Eminenz unſern Obern bald wieder ſehen werden, ſo wünſchte ich, wenn Sie mir dieſe Gnade erwieſen, daß Sie ihm die Antworten Seiner Hochwürden des Paters Rodin auf einige Fragen von mir, getreulich überbringen könnten.“

Der Prälat verbeugte ſich. Rodin blickte den Pater von Aigrigny mit erſtaunter Miene an, und ſagte trocken zu ihm: „Dieſe Sache iſt abgethan; wozu nützen dieſe Fragen?“

„Nicht zu meiner Entſchuldigung,“ verſetzte der Pater von Aigrigny, „ſondern um den Stand der Dinge vor den Augen Seiner Eminenz genau zu bezeichnen.“

„In dieſem Falle ſprechen Sie, und vorzüglich keine unnützen Worte;“ hierauf zog Rodin ſeine dicke ſilberne Uhr, ſah auf dieſelbe, und fügte bei: „um zwei Uhr muß ich zu Saint-Sulpice ſeyn.“

„Ich werde mich ſo kurz als möglich faſſen,“ verſetzte der Pater von Aigrigny mit einem verhaltenen Gefühle, und fuhr fort, ſich an Rodin wendend: „Als Euer Hochwürden Ihre Thätigkeit der meinigen glaubten unterſchieben zu müſſen, indem Sie, vielleicht ſehr ſtrenge die Art tadelten, auf welche ich die mir anvertraut geweſenen Intereſſen geleitet hatte, waren dieſe Intereſſen, ich geſtehe es loyal, bloßgeſtellt.“

„Bloßgeſtellt?“ entgegnete Rodin mit Ironie. „Sagen Sie doch verloren, weil Sie mir befahlen, nach Rom zu ſchreiben, daß man auf jede Hoffnung verzichten müſſe.“

„Dieß iſt wahr,“ ſagte der Pater von Aigrigny.

„Es iſt alſo ein unbedingt verzweifelter Kranker, aufgegeben von den beſten Aerzten,“ fuhr Rodin mit Ironie fort, dem ich das Leben zu retten unternommen habe. Fahren Sie fort.“ Und ſeine beiden Hände in ſeine Pantalontaſchen ſteckend, ſchaute er den Pater von Aigrigny feſt in's Geſicht.

„Euer Hochwürden haben mich hart getadelt,“ äußerte der Pater von Aigrigny, „nicht weil ich durch alle möglichen Mittel geſucht habe, wieder in den Beſitz des unſerer Geſellſchaft ſchändlich geraubten Vermögens zu treten.“

„Alle Ihre Caſuiſten ermächtigen Sie mit Recht dazu,“ bemerkte der Cardinal, „die Texte ſind klar beſtimmt; Sie haben vollkommen das Recht, ein Ihnen verrätheriſch entzogenes Gut per fas aut nefas wieder an ſich zu bringen.“

„Daher,“ fuhr der Pater von Aigrigny fort, „haben Seine Hochwürden der Pater Rodin mir nur die militäriſche Barſchheit meiner Mittel vorgeworfen, ihre Gewaltthätigkeit in gefährlichem Mißklange, ſagte er, mit den Sitten der Zeit. Es mag ſeyn. Aber erſtens konnte ich nicht der Gegenſtand irgend einer geſetzlichen Belangung ſeyn, und dann rechtfertigte nun, ohne einen Umſtand von unerhörter Fatalität, der Erfolg den von mir eingeſchlagenen Weg, wie barſch, wie derb er auch war. Darf ich Euer Hochwürden fragen, was . . .“

„Was ich mehr gethan habe, als Sie?“ ſagte Rodin zum Pater von Aigrigny, in Folge ſeiner groben Gewohnheit der Unterbrechung, „was ich Beſſeres gethan habe, als Sie? welchen Vorſchub ich der Rennepont'ſchen Angelegenheit geleiſtet, nachdem ich ſie von Ihnen in unbedingt verzweifeltem Zuſtande übernommen hatte? Iſt's dieß, was Sie wiſſen wollen?“

„Gerade dieß,“ antwortete der Pater von Aigrigny trocken.

„Wohlan! ich geſteh's,“ entgegnete Rodin mit einem ſardoniſchen Tone, „eben ſo große Dinge, ſtarke Dinge, ungeſtüme Dinge Sie vollbracht haben, eben ſo kleine, unanſehnliche, verborgene Dinge hab' ich vollbracht! Mein Gott, ja! eingedenk, daß ich es wagte, mich für einen Mann von großartigen Anſichten auszugeben, würden Sie ſich das dumme Metier nicht vorſtellen können, das ich ſeit ſechs Wochen treibe.“

„Ich hätte mir niemals erlaubt, Eurer Hochwürden einen ſolchen Vorwurf zu machen, ſo verdient er auch ſchien,“ ſagte der Pater von Aigrigny mit einem bitteren Lächeln.

„Einen Vorwurf?“ erwiederte Rodin, die Achſeln zuckend, „einen Vorwurf? da haben Sie ſich gerichtet. Wiſſen Sie, was ich vor ſechs Wochen über Sie ſchrieb? Hören Sie: *Der Pater von Aigrigny hat vortreffliche Eigenſchaften, er wird mir viel nützen* (und von morgen an werde ich Sie ſehr wirkſam verwenden,“ ſagte Rodin einſchaltungsweiſe), „*aber*, fügte ich bei: *er iſt nicht groß genug, um zu wiſſen ſich gelegentlich klein zu machen.* Begreifen Sie?“

„Nicht ſehr wohl,“ entgegnete der Pater von Aigrigny erröthend.

„Deſto ſchlimmer für Sie,“ verſetzte Rodin; „dieß beweiſet, daß ich Recht hatte. Wohlan, weil ich es Ihnen denn ſagen muß, ich habe Geiſt genug gehabt, um ſechs Wochen lang das dümmſte Metier auf der Welt zu treiben. Ja, ſo wie Sie mich ſehen, hab' ich einer Griſette die Ohren vollgeplaudert; ich habe von: Fortſchritten, Menſchenfreundlichkeit, Freiheit, Emancipation der Frau…, mit einem jungen, hirnverrückten Mädchen geſprochen; ich habe vom: großen Napoleon, bonapartiſtiſchen Fetiſchdienſte mit einem alten, ſchwachköpfigen Soldaten geſprochen; ich habe: vom kaiſerlichen Ruhme, von der Demüthigung Frankreichs, von der Hoffnung auf den König von Rom mit einem tapfern Manne, einem Marſchalle von Frankreich geſprochen, der, wenn er auch ein Herz voll Verehrung für jenen Thronenräuber beſitzt, der zu St. Helena ein elendes Leben geführt, einen eben ſo hohlen, eben ſo hallenden Kopf hat, wie eine Kriegstrompete; blaſen Sie daher in dieſen Kaſten ohne Hirn einige kriegeriſche oder patriotiſche Noten, ſo giebt dieß trotzige Trompetenſtücke, ohne zu wiſſen, für wen, für was, noch warum.

„Ich habe wohl noch mehr gethan, meiner Treu; ich habe mit einem jungen wilden Tiger von Liebſchaft geſprochen. Wenn ich es Ihnen ſagen würde, wie kläglich es war, einen etwas intelligenten Mann ſich verkleinern zu ſehen, wie ich es gethan, durch alle geringfügigen Mittel ſich herablaſſen, die tauſend Fäden dieſes heimlichen Gewebes ſo mühſam zu knüpfen? Ein ſchönes Schauſpiel, nicht wahr? die Spinne hartnäckig ihr Gewebe weben zu ſehen, wie intereſſant es iſt, ein garſtiges, kleines, ſchwärzliches Thier, Faden an Faden reihend, dieſe hier knüpfend, jene dort verſtärkend, andere verlängernd; Sie zucken die Achſeln, es mag ſeyn, aber kommen Sie zwei Stunden ſpäter wieder; was finden Sie? das kleine ſchwärzliche Thier vollgeſtopft, wohl gefüttert, und in ſeinem Gewebe ein Dutzend dummer, ſo umflochtener, ſo geknebelter Mücken, daß das kleine ſchwärzliche Thier nur noch nach Belieben die Stunde und den Augenblick ſeiner Fütterung zu wählen braucht.“ Dieſe Worte ſprechend, lächelte Rodin auf eine ſeltſame Weiſe; ſeine Augen, von ſeinen matten Augenliedern gewöhnlich halb verſchleiert, thaten ſich ganz weit auf, und ſchienen ungewöhnlich zu glänzen; der Jeſuit fühlte ſeit einigen Augenblicken eine

Art fieberhafter Aufreizung in ſeinem Innern; er ſchrieb ſie dem Kampfe zu, den er vor dieſen hochgeſtellten Perſonen beſtand, die bereits dem Einfluſſe ſeines originellen und ſchneidenden Wortes unterlagen.

Der Pater von Aigrigny begann zu bedauern, dieſen Kampf veranlaßt zu haben; dennoch fuhr er mit ſchlecht verhaltener Ironie fort: „Ich beſtreite die Feinheit Ihrer Mittel nicht. Ich bin einverſtanden mit ihnen: ſie ſind ſehr geringfügig, ſie ſind ſehr gemein; aber dieß genügt nicht unbedingt, um eine hohe Idee von Ihrem Verdienſte zu geben. Ich werde mir alſo erlauben, Sie zu fragen —“

„Was dieſe Mittel erzielt haben?“ verſetzte Rodin mit einer bei ihm ungewöhnlichen Exaltation, „ſchauen Sie in mein Spinnengewebe, und Sie werden darin jenes ſchöne und inſolente junge Mädchen ſehen, vor ſechs Wochen noch ſo ſtolz auf ſeine Schönheit, ſeinen Geiſt, ſeine Kühnheit, und jetzt blaß, abgemagert, im Herzen tödtlich verwundet.“

„Aber von jenem Aufſchwunge ritterlicher Unerſchrockenheit des indiſchen Prinzen, wovon ganz Paris ergriffen war,“ ſagte die Prinzeſſin, „mußte das Fräulein von Cardoville gerührt ſeyn?“

„Ja, aber ich habe die Wirkung dieſer dummen und wilden Hingebung gelähmt, indem ich jenem jungen Mädchen bewies, daß es nicht genüge, ſchwarze Panther zu tödten, um zu zeigen, daß man ein empfindſamer, zartſinniger und treuer Liebhaber ſey.“

„Es mag ſeyn,“ entgegnete der Pater von Aigrigny. „Dieß iſt eine erzielte Thatſache, das Fräulein von Cardoville im Herzen verwundet.“

„Aber was erfolgt hieraus für die Rennepont'ſche Angelegenheit?“ fragte der Cardinal neugierig, mit den Elbogen auf den Tiſch ſich lehnend.

„Es erfolgt daraus zunächſt,“ verſetzte Rodin, „daß, nachdem der gefährlichſte Feind, den man haben kann, gefährlich verwundet iſt, derſelbe das Schlachtfeld verläßt; dieß iſt ſchon immerhin etwas, dünkt mir?“

„In der That,“ ſagte die Prinzeſſin, „könnten der Geiſt, die Kühnheit des Fräuleins von Cardoville die Seele der gegen uns gerichteten Verbündung ſeyn.“

„Es mag ſeyn,“ fuhr der Pater von Aigrigny hartnäckig fort; „in dieſer Beziehung iſt ſie nicht mehr zu fürchten, das iſt ein Vortheil. Aber dieſe Herzenswunde wird ſie nicht hindern, zu erben?“

„Wer hat es Ihnen geſagt?“ fragte Rodin kalt mit Zuverſicht. „Wiſſen Sie, warum ich ſo viel gethan habe, um ſie, Anfangs wider ihren Willen, Djalma zu nähern, und dann ſie, auch gegen ihren Willen, von ihm zu entfernen?“

„Ich frage Sie,“ verſetzte der Pater von Aigrigny, „wie dieſer Sturm von Leidenſchaften das Fräulein von Cardoville und den Prinzen verhindern wird, zu erben?“

„Entfährt einem heiteren oder einem ſtürmiſchen Himmel der Blitz, welcher trifft und zündet?“ antwortete Rodin mit einem verächtlichen Tone. „Seyen Sie ruhig, ich werde wiſſen, wohin ich den Blitzableiter zu ſetzen habe. Was den Herrn Hardy betrifft, ſo lebte dieſer Mann für drei Dinge, für ſeine Arbeiter, für einen Freund, für eine Geliebte! er hat drei Pfeile mitten in das Herz erhalten. Ich ziele immer auf's Herz; dieß iſt legal und ſicher.“

„Es iſt legal, es iſt ſicher, es iſt lobenswürdig,“ ſagte der Biſchof; „denn ſo ich Recht gehört habe, hatte dieſer Fabrikant eine Konkubine, nun aber iſt es wohl gethan, eine böſe Leidenſchaft zur Beſtrafung des Böſen zu benützen.“

„Das iſt offenbar,“ fügte der Cardinal hinzu; „es giebt böſe Leidenſchaften, man bedient ſich ihrer, das iſt ihre Schuld.“

„Unſere heilige Mutter Perpetue,“ äußerte die Prinzeſſin, „hat mit allen ihren Mitteln zur Entdeckung dieſes abſcheulichen Ehebruches mitgewirkt.“

„Herr Hardy iſt alſo in ſeinen theuerſten Neigungen verletzt, zugegeben,“ ſagte der Pater von Aigrigny, der das Terrain nur Schritt für Schritt aufgab, „er iſt in ſeinem Vermögen verletzt; aber er wird um ſo erpichter auf das Jägerrecht jener unermeßlichen Erbſchaft ſeyn.“

Dieſer Grund ſchien den beiden Prälaten und der Prinzeſſin wichtig zu ſeyn; Alle ſchauten Rodin mit lebhafter Neugier an; anſtatt zu antworten, ging dieſer zum Credenztiſche, und muſterte die Flaſchen, gegen ſeine Gewohnheit ſtoiſcher Mäßigkeit, und ungeachtet ſeiner Abneigung gegen den Wein, und ſagte: „Was iſt denn da d'rin?"

„Bordeaux- und Xereswein," antwortete Frau von Saint-Dizier, ſehr erſtaunt über dieſen plötzlichen Geſchmack Rodin's. Dieſer nahm auf Gerathewohl eine Flaſche, und ſchenkte ſich ein Glas Madera ein, das er auf einen Zug austrank. Seit einigen Augenblicken hatte er mehrmals einen Schauder von ſonderbarer Art gefühlt. Dieſem Schauder war eine Art von Schwäche gefolgt; er hoffte, daß der Wein ihn wieder ſtärken würde. Nachdem er ſeine Lippen mit dem Rücken ſeiner ſchmutzigen Hand abgewiſcht hatte, kehrte er zur Tafel zurück, und wendete ſich an den Vater von Aigrigny: „Was ſagten Sie zur mir wegen des Herrn Hardy?"

„Daß er, in ſeinem Vermögen verletzt, nur um ſo erpichter auf das Jägerrecht jener unermeßlichen Erbſchaft ſeyn würde," wiederholte der Vater von Aigrigny, über den gebieteriſchen Tone ſeines Vorgeſetzten innerlich aufgebracht.

„Herr Hardy an Geld denken!" ſagte Rodin die Achſeln zuckend, „denkt er auch nur? Alles in ihm iſt gebrochen. Gleichgültig gegen alle Vorgänge des Lebens, iſt er in eine Betäubung verſunken, aus welcher er nur erwacht, um in Thränen auszubrechen; dann ſpricht er mit mechaniſcher Güte mit jenen, die ihn mit der ſorgfältigſten Pflege umgeben (ich hab' ihn in gute Hände gethan). Er beginnt jedoch für das zärtliche Mitleiden ſich empfindbar zu zeigen, das man ihm unaufhörlich bethätiget. Denn er iſt gut, vortrefflich, eben ſo vortrefflich als ſchwach, und an dieſe Vortrefflichkeit werde ich Sie adreſſiren, Vater von Aigrigny, damit Sie das vollenden, was noch zu thun übrig iſt."

„Ich?" fragte der Vater von Aigrigny ſehr erſtaunt.

„Ja, und dann werden Sie erkennen, ob der Erfolg, den ich erhalten habe, nicht beträchtlich iſt, und …" Dann, ſich unterbrechend, fuhr Rodin mit der Hand über ſeine Stirne, und ſagte zu ſich ſelbſt: „Das iſt ſonderbar!"

„Was fehlt Ihnen?" fragte ihn die Prinzeſſin mit Theilnahme.

„Nichts, Madame," antwortete Rodin ſchaudernd; „ohne Zweifel macht's dieſer Wein, den ich getrunken habe, ich bin nicht daran gewöhnt. Ich empfinde ein wenig Kopfweh; es wird vorübergehen."

„Ihre Augen ſind wirklich ſehr unterlaufen, mein lieber Vater," ſagte die Prinzeſſin.

„Das kommt daher, daß ich zu ſtarr in mein Gewebe geſchaut habe," verſetzte der Jeſuit mit ſeinem finſtern Lächeln, „und ich muß noch einmal hineinſchauen, um dem Vater von Aigrigny, der den Kurzſichtigen ſpielt, meine übrigen Mücken zu zeigen, die beiden Töchter des Generals Simon zum Beiſpiel, die von Tag zu

Tag immer trauriger, immer niedergeſchlagener werden, indem ſie eine eiſige Schranke zwiſchen ſich und dem Marſchalle emporſteigen fühlen.

„Und dieſen muß man ſeit dem Tode ſeines Vaters hören, man muß ihn ſehen, von zwei entgegengeſetzten Gedanken hin und her gezerrt, indem er ſich heute für entehrt hält, wenn er dieß thut morgen für entehrt, wenn er es nicht thut; dieſer Krieger, dieſer Held des Kaiſerreiches, iſt jetzt ſchwächer, unentſchloſſener, als ein Kind. Nun denn, wer iſt von dieſer gottloſen Familie noch übrig? Jacques Rennepont? Fragen Sie Morok, in welchen Zuſtand von Verdummung die Ausſchweifung dieſen Elenden geſtürzt hat, und welchem Abgrunde er zuwankt! „Dieß iſt meine Bilanz. Sie ſehen, in welchem Zuſtande von Abſonderung, von Vernichtung ſich jetzt alle Mitglieder dieſer Familie befinden, welche vor ſechs Wochen ſo viele mächtige, energiſche gefährliche Elemente vereiniget hätten, wären ſie beiſammen geweſen! Sie ſehen alſo dieſe Rennepont, die, nach dem Rathe ihres ketzeriſchen Großvaters, ihre Kräfte verbünden ſollten, um uns zu bekämpfen und zu vernichten, und ſie waren ſehr zu fürchten. Was hatte ich geſagt? Daß ich auf ihre Leidenſchaften einwirken würde. Was hab' ich gethan? Ich habe auf ihre Leidenſchaften eingewirkt; daher zappeln ſie jetzt vergebens in meinem Gewebe, das ſie von allen Seiten umſchlingt. Sie gehören mein, ſag' ich Ihnen. Sie gehören mein.“

Seit einigen Momenten und je länger er ſprach, erlitten die Phyſiognomie und die Stimme Rodin's eine ſonderbare Veränderung: ſein ſtets ſo leichenhafter Teint hatte ſich immer mehr gefärbt, aber ungleich und wie geſprenkelt; ferner hatten, ein ſeltſames Phänomen! ſeine Augen, indem ſie immer glänzender wurden, hohler zu werden geſchienen; ſeine Stimme bebte ruckweiſe, kurz, kreiſchend. Die Veränderung der Züge Rodin's, wovon er nichts zu wiſſen ſchien, war ſo auffallend, daß die übrigen Theilnehmer dieſer Scene ihn mit einer Art von Schrecken anblickten. Indem Rodin über die Urſache dieſes Eindruckes ſich täuſchte, rief er mit einer von den Anſtrengungen tiefen und gepreßten Athmens hier und da unterbrochenen Stimme, entrüſtet aus: „Iſt dieß Mitleiden mit dieſem gottloſen Gezüchte, was ich in Ihren Mienen leſe? Mitleiden! mit dieſem jungen Mädchen, das nie einen Fuß in eine Kirche ſetzt, und zu Hauſe heidniſche Altäre errichtet? Mitleiden! mit dieſem Hardy, dieſen ſentimentalen Gotteslaſterer, dieſem philantropiſchen Atheiſten, der keine Capelle in ſeiner Fabrik hatte, und es wagte, die Namen Socrates, Marcus Aurelius und Plato, dem Namen unſers Erlöſers zur Seite zu ſtellen, den er Jeſus den göttlichen Philoſophen nannte? Mitleiden! mit dieſem indiſchen Anhänger Brahma's? Mitleiden! mit dieſen zwei Schweſtern, die nicht getauft worden ſind? Mitleiden! mit dieſem viehiſchen Jacques Rennepont? Mitleiden! mit dieſem dummen kaiſerlichen Soldaten, deſſen Gott Napoleon iſt, und deſſen Evangelium die Bulletins der großen Armee ſind? Mitleiden! mit dieſer Familie von Rennegaten, deren Großvater, ein infamer Rückfälliger, nicht zufrieden, unſer Vermögen uns geſtohlen zu haben, noch aus der Tiefe ſeines Grabes, am Ende von anderthalb Jahrhunderten, ſein verfluchtes Gezücht aufreizt, den Kopf gegen uns zu erheben? Wie! um uns gegen dieſe Vipern zu ſchützen, ſollten wir nicht das Recht haben, ſie mit dem Gifte zu vernichten, das ſie von ſich geben? Und ich ſage Ihnen, daß es Gott dienen, daß es ein heilſames Beiſpiel aufſtellen heiße, im Angeſichte Aller, und gerade durch die Entfeſſelung ihrer Leidenſchaften, dieſe gottloſe Familie dem Schmerze, der Verzweiflung, dem Tode zu weihen!"

Alſo ſprechend, war Rodin erſchreckend durch Wildheit; das Feuer ſeiner Augen blitzte noch greller; ſeine Lippen waren trocken und dürr; ein kalter Schweiß badete ſeine Schläfe, deren haſtiges Klopfen man gewahrte; eiſige Schauder durchrieſelten wieder ſeinen ganzen Leib; dieſes zunehmende Unwohlſeyn einer leichten Mattigkeit beimeſſend, da er einen Theil der Nacht hindurch geſchrieben, und Willens, einer neuen Schwäche abzuhelfen, ging er zum Credenztiſche, ſchenkte ſich noch ein Glas Wein ein, das er auf einen Zug leerte, und kam in dem Augenblicke zurück, da der Cardinal zu ihm ſagte: „Wenn der Gang, den Sie hinſichtlich dieſer Familie einhalten, nöthig gehabt hätte, gerechtfertiget zu werden, mein theuerſter Vater, ſo würden Sie ihn durch Ihre letzten Worte ſiegreich gerechtfertiget haben; nicht nur in Uebereinſtimmung mit Ihren Caſuiſten, ich wiederhole es, ſind Sie in Ihrem vollen Rechte, ſondern auch in den Augen der menſchlichen Geſetze liegt nichts Tadelhaftes darin; was die göttlichen Geſetze betrifft, heißt es dem Herrn gefallen, wenn man die Gottloſigkeit mit den Waffen, die ſie uns gegen ſich in die Hände giebt, bekämpft und zu Boden wirft."

Gleich den übrigen Anweſenden von der teufliſchen Zuverſicht Rodin's überwunden, und zu einer Art fürchtender Bewunderung hingezogen, ſagte der Vater von Aigrigny zu ihm: „Ich bekenne es, ich habe Unrecht gehabt, an dem Geiſte Eurer Hochwürden zu zweifeln; vom Anſcheine der von Ihnen angewendeten Mittel getäuſcht, ſie für iſolirt haltend, hatte ich ihre furchtbare Geſammtheit, und vorzüglich die Erfolge nicht beurtheilen können, die ſie in der That hervorgebracht haben. Nun iſt der günſtige Erfolg, wie ich ſehe, nicht mehr zweifelhaft."

„Dieß iſt eine Uebertreibung," erwiederte Rodin mit einer fieberhaften Ungeduld; „alle dieſe Leidenſchaften ſind jetzt in Wallung; aber der Moment iſt kritiſch; gleich dem über ſeinen Schmelztiegel gebückten Goldmacher, worin ein Gebräu kocht, das ihm Schätze oder den Tod geben kann, vermag zur Zeit nur ich allein—."

Rodin redete nicht aus; er fuhr haſtig mit beiden Händen an ſeine Stirne, mit einem Schreie unterdrückten Schmerzes.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte der Pater von Aigrigny; „ſeit einigen Augenblicken erblaſſen Sie auf eine erſchreckende Weiſe.“

„Ich weiß nicht, was mir fehlt,“ verſetzte Rodin mit veränderter Stimme; „mein Kopfweh nimmt zu, eine Art von Schwindel hat mich einen Moment betäubt.“

„Setzen Sie ſich,“ ſagte die Prinzeſſin theilnehmend.

„Nehmen Sie etwas zu ſich,“ fügte der Biſchof bei.

„Es wird nichts ſeyn,“ entgegnete Rodin, bemüht, ſich zuſammenzunehmen; ich bin nicht weichlich, Gott ſey Dank! Ich habe heute Nacht wenig geſchlafen; es kommt von der Anſtrengung; weiter nichts. Ich ſagte alſo, daß ich allein zur Zeit dieſe Angelegenheit zu leiten vermöge, aber nicht ſie auszuführen, ich muß verſchwinden, aber unaufhörlich im Dunklen wachen, von wo aus ich alle Fäden halten werde, die ich allein kann wirken laſſen,“ fügte Rodin mit gepreßter Stimme hinzu.

„Mein theuerſter Pater,“ ſagte der Cardinal beſorgt, „ich verſichere Ihnen, daß Sie ſehr ernſtlich unwohl ſind. Ihre Bläſſe wird erdfahl.“

„Es iſt möglich,“ antwortete Rodin muthig; „aber ich werde wegen einer ſolchen Kleinigkeit nicht muthlos. Kommen wir auf unſere Angelegenheit zurück. Jetzt iſt die Zeit da, Vater von Aigrigny, wo Ihre Eigenſchaften, und Sie beſitzen deren große, ich habe ſie nie geläugnet, mir ſehr hülfreich ſeyn können. Sie haben Verführungstalent, Anmuth, ein durchdringende Beredſamkeit, man wird müſſen. . ." Rodin unterbrach ſich wieder. Ueber ſeine Stirne rieſelte ein kalter Schweiß; er fühlte ſeine Füße wanken, und ſagte, ungeachtet ſeiner hartnäckigen Energie: „Ich geſteh's, ich fühle mich unwohl; dennoch befand ich mich heute früh ſo wohl als jemals; ich zittere wider meinen Willen, ich bin eiskalt."

„Treten Sie an's Feuer; es iſt eine plötzliche Unpäßlichkeit," ſagte der Biſchof, ihm mit heroiſcher Hingebung den Arm bietend, „es wird keine Folgen haben."

„Wenn Sie irgend ein warmes Getränk zu ſich nähmen, eine Taſſe Thee," bemerkte die Prinzeſſin. „Zum Glücke muß Herr Baleinier bald kommen; er wird uns über dieſe Unpäßlichkeit beruhigen."

„In Wahrheit, es iſt unerklärbar," äußerte der Prälat.

Bei dieſen Worten des Cardinals wendete Rodin, der ſich mühſam dem Feuer genähert hatte, ſeine Augen gegen den Prälaten, und ſchaute ihn eine Secunde lang auf eine ſonderbare Weiſe ſtarr an; dann ſagte Rodin, ſtark durch ſeine unbändige Energie, ungeachtet der Veränderung ſeiner Züge, die ſich zuſehends entſtellten, mit gebrochener Stimme, welcher er Feſtigkeit zu geben ſuchte: „Dieſes Feuer hat mich wieder erwärmt: es wird nichts ſeyn; meiner Treu, ich hätte wohl Zeit, mich ſorgfältig zu pflegen! Welches Apropos! gerade in dem Augenblicke krank zu werden, wo die Rennepont'ſche Angelegenheit nur durch mich allein gelingen kann! Laſſen Sie uns alſo wieder auf unſere Angelegenheit zurückkommen: ich ſagte Ihnen, Pater von Aigrigny, daß Sie uns viel nützen könnten, und auch Sie, Frau Prinzeſſin; denn Sie haben ſich um dieſe Sache angenommen, wie wenn ſie die Ihrige wäre; und . . .“

Rodin unterbrach ſich wieder. Dießmal ſtieß er einen gellenden Schrei aus, ſank auf einen neben ihm ſtehenden Stuhl, warf ſich krampfhaft zurück, und rief aus, ſeine beiden Hände an ſeine Bruſt ſtemmend: „O! wie leid' ich!“ Dann, ſchrecklich anzuſchauen! folgte der Veränderung der Züge Rodin's, eine faſt gedankenſchnelle, leichenhafte Entſtellung; ſeine ſchon hohlen Augen ſchwollen von Blut an, und ſchienen ſich in die Tiefe ihrer Marken zurückzuziehen, deren alſo vergrößertes Dunkel gleichſam zwei ſchwarze Löcher bildete, aus deren Tiefen zwei feurige Augen blitzten; nervöſe ruckweiſe Zuckungen erfaßten und krampften auf den mindeſten Hervorragungen der Knochen des Geſichtes die welke, feuchte, eiſige Haut, welche augenblicklich grünlich wurde; ſeinen durch die Mundaufſperrung vor grimmigen Schmerze gebannten Lippen, entwand ſich ein keuchender Athem, von Zeit zu Zeit durch die Worte unterbrochen: „O! ich leide, ich brenne.“

Hierauf, von einem Wuthausbruche bewältiget, zerfleiſchte Rodin mit der Spitze ſeiner Nägel ſeine nackte Bruſt; denn er hatte die Knöpfe ſeiner Weſte aufgeriſſen, und ſein ſchwarzes und ſchmutziges Hemd halb zerriſſen, wie wenn der Druck ſeiner Kleider die Heftigkeit der Schmerzen vermehrt hätte, unter denen er ſich krümmte. Der Biſchof, der Cardinal und der Pater von Aigrigny näherten ſich raſch Rodin, und umgaben ihn, um ihn zu halten; er empfand ſchreckliche Krämpfe; plötzlich, ſeine Kräfte zuſammenraffend, richtete er ſich empor, und ſtand gerade und ſteif wie eine Leiche da; dann, mit ungeordneten Kleidern, mit ſeinen ſpärlichen grauen, ſein grünliches Geſicht umſträubenden Haaren, ſeine rothen und flammenden Augen auf den Cardinal heftend, der in dieſem Augenblicke ſich zu ihm neigte, packte er dieſen mit ſeinen zwei convulſiviſchen Händen, und rief mit einem entſetzlichen Ausdrucke, mit zuſammengeſchnürter Stimme aus: „Cardinal Malpieri, dieſe Krankheit iſt zu plötzlich, man mißtraut mir in Rom. Sie ſind aus dem Geſchlechte der Borgia, und Ihr Secretär war heute früh bei mir.“

„Der Unglückliche! was wagt er zu ſagen?“ rief der Prälat aus, über dieſe Beſchuldigung eben ſo betäubt als entrüſtet. Dieß ſagend, ſuchte der Cardinal von der Umſchließung des Jeſuiten ſich los zu machen, deſſen gekrampfte Finger unbiegſam wie Eiſen waren.

„Man hat mich vergiftet," murmelte Rodin.

Und in ſich ſelbſt zuſammenbrechend, ſank er in die Arme des Paters von Aigrigny. Ungeachtet ſeines Schreckens, fand der Cardinal noch ſo viel Zeit zu dieſem ganz leiſe zu ſagen: „Er glaubt, daß man ihn vergiften will; er ſinnt alſo auf etwas ſehr Gefährliches?"

Die Thüre des Salons ging auf: der Doctor Baleinier war's.

„Ah! Doctor," rief die Prinzeſſin aus, blaß, erſchrocken, auf ihn zueilend, „der Pater Rodin iſt ſo eben plötzlich von entſetzlichen Krämpfen befallen worden: kommen Sie, kommen Sie."

„Krämpfe haben nichts auf ſich, beruhigen Sie ſich, Madame," erwiederte der Doctor, ſeinen Hut auf einen Stuhl werfend, und haſtig der Gruppe ſich nähernd, die den Sterbenden umgab.

„Da iſt der Doctor!" rief die Prinzeſſin aus.

Alle entfernten ſich, mit Ausnahme des Paters von Aigrigny, der den auf einen Seſſel geſunkenen Rodin unterſtützte.

„Himmel, welches Symptom!" rief der Doctor Baleinier aus, mit ſteigendem Schrecken Rodin's Geſicht prüfend, das vom Grün in's Bläuliche überging.

„Was giebt's denn?" fragten alle Zuſchauer einſtimmig.

„Was es giebt?" entgegnete der Doctor zurückfahrend, wie wenn er auf eine Schlange getreten wäre: „Die Cholera iſt's, und ſie iſt anſteckend."

Bei dieſem entſetzlichen, magiſchen Worte, verließ der Pater von Aigrigny Rodin, der auf den Teppich rollte.

„Er iſt verloren!“ rief der Doctor Baleinier aus, „dennoch eile ich fort, das Nöthige zu holen, um einen letzten Verſuch zu machen.“ Und er ſtürzte gegen die Thüre. Die Prinzeſſin von Saint-Dizier, der Pater von Aigrigny, der Biſchof und der Cardinal, rannten ganz außer ſich dem Doctor Baleinier nach. Alle drängten ſich an der Thüre, daß Niemand ſie öffnen konnte, ſo groß war die Verwirrung. Dennoch ging ſie auf, aber von Außen und Gabriel erſchien. Gabriel, das Vorbild des wahren Prieſters, des heiligen Prieſters, des evangeliſchen Prieſters, dem man nicht genug Ehrerbietung, glühende Sympathie, zärtliche Bewunderung bezeigen konnte. Sein Erzengelantlitz von einer ſo ſanften Heiterkeit, contraſtirte ſonderbar mit allen dieſen vom Schrecken verzerrten, zerrütteten Geſichtern.

Der junge Prieſter wäre von den Flüchtlingen beinahe umgeworfen worden, die, durch den von ihm geöffneten Ausgang ſtürzend, ausriefen: „Gehen Sie nicht hinein, er ſtirbt an der Cholera, retten Sie ſich!“

Bei dieſen Worten eilte Gabriel, in den Salon den Biſchof zurückdrängend, der, bis zuletzt geblieben, durch die Thüre zu dringen ſuchte, zu Rodin, während der Prälat durch die offen gelaſſene Thüre entſchlüpfte. Rodin, auf dem Teppiche liegend, mit von gräßlichen

Krämpfen verdrehten Gliedern, krümmte ſich unter unerträglichen Schmerzen; die Heftigkeit ſeines Falles hatte ohne Zweifel ſeine Lebensgeiſter erweckt; denn er murmelte mit grabesdumpfer Stimme: „Sie laſſen mich ſterben da wie einen Hund. O! die Feigen, zu Hülfe, Niemand.“

Und der Sterbende, der ſich durch eine convulſiviſche Bewegung auf den Rücken gekehrt hatte, wiederholte, ſein Geſicht eines Verdammten, aus dem eine hölliſche Verzweiflung blitzte, gegen den Plafond wendend: „Niemand, Niemand.“

Seine plötzlich flammenden und wilden Augen, begegneten den großen blauen Augen des engelgleichen und lichten Antlitzes Gabriel's, der, neben ihm ſich niederknieend, mit ſeiner ſanften und ernſten Stimme zu ihm ſagte: „Da bin ich, mein Vater; ich komme, Ihnen beizuſtehen, wenn Ihnen Beiſtand nützen kann, für Sie zu beten, wenn der Herr Sie zu ſich ruft.“

„Gabriel!“ murmelte Rodin mit erloſchener Stimme, „Verzeihung für das Böſe, das ich Ihnen zugefügt habe. Erbarmen! verlaſſen Sie mich nicht! und ...“

Rodin konnte nicht ausreden; es war ihm gelungen, ſich aufzurichten; er ſtieß einen lauten Schrei aus, und ſank regungslos zurück.

Am nämlichen Tage las man in den Abendjournalen: „Die Cholera iſt in Paris, der erſte Fall iſt heute um halb vier Uhr, Straße Babylon, im Hôtel Saint-Dizier ausgebrochen.“

Die Cholera.

Viertes Kapitel.

Der Vorplatz Notre-Dame.

Acht Tage ſind verfloſſen, ſeit Rodin von der Cholera befallen wurde, deren Verwüſtungen immer zunehmen. Eine ſchreckliche Zeit!

Ein Trauerſchleier hat ſich über das bisher ſo fröhliche Paris gebreitet. Niemals jedoch war des Himmels Azur reiner, beſtändiger, niemals die Sonne ſtrahlender geweſen. Dieſe unerbittliche Heiterkeit der Natur, während der Verheerungen der tödtlichen Seuche, bot einen wunderlichen und geheimnißvollen Zwieſpalt. Das grelle Licht einer blendenden Sonne machte die von tauſend Qualen der Furcht veranlaßte Entſtellung der Züge noch ſichtbarer. Denn Jeder zitterte, dieſer für ſich, jener für geliebte Weſen; die Phyſiognomien verriethen etwas Unruhiges, Beſtürztes, Fieberhaftes. Die Schritte wurden beſchleuniget, wie wenn man, ſchneller gehend, Ausſicht gehabt hätte, der Gefahr zu entrinnen; und dann beeilte man ſich auch, nach Hauſe zu kehren. Man ließ das Leben, die Geſundheit, das Glück in ſeinem Hauſe; zwei Stunden ſpäter fand man dort oft die letzten Athemzüge, den Tod, die Verzweiflung. In jedem Augenblicke erſchütterten neue und klägliche Auftritte das Auge; bald fuhren Karren, angefüllt mit ſymetriſch aufeinander geſchichteten Särgen, durch die Straßen. Sie hielten vor jeder Behauſung; grau und ſchwarz gekleidete Männer warteten unter der Thüre; ſie ſtreckten die Arme aus, und dieſen hier reichte man einen Sarg, jenen dort zwei, oft drei und vier im nämlichen Hauſe, ſo zwar, daß, da bisweilen der Vorrath ſchnell vergriffen war, viele Todte auf der Straße unbedient blieben, und die voll angekommenen Karren leer wegfuhren.

Faſt in allen Häuſern, von unten bis oben, von oben bis unten, vernahm man den betäubenden Lärm der Hämmer: man vernagelte Särge, man vernagelte deren ſo viele, daß zeitweiſe die Nagelnden ermüdet einhielten. Dann kamen alle Arten von Schmerzgeſchrei, von Klagegeſtöhne, von verzweifelten Verwünſchungen zum Ausbruche. Dieß waren jene, welchen die grauen und ſchwarzen Männer irgend Einen genommen hatten, um die Särge zu füllen. Man füllte alſo unaufhörlich Särge, und vernagelte ſie Tag und Nacht, mehr bei Tag als bei Nacht; denn mit dem Beginne der Dämmerung kam, in Folge ungenügender Leichenwagen, eine traurige Reihe von improviſirten Todtenfuhrwerken: Schutt- und andere Karren, Tapezierwägelchen, Fiacker, Rollwagen mußten zum Leichentransporte dienen; im Gegenſatze mit den andern, welche in den Straßen voll anfuhren, und leer ſie verließen, erſchienen dieſe letzteren Fuhrwerke leer, und zogen bald voll von dannen. Während dieſer Zeit wurden die Fenſter der Häuſer erleuchtet, und oft brannten die Lichter bis in den Tag hinein. Dieß war die Saiſon der Bälle; dieſe Lichter glichen ſehr dem leuchtenden Strahlen toller Feſtnächte, nur daß Kirchenkerzen die Wachskerzen erſetzten, und der Pſalmgeſang der Leichengebete das heitere Sumſen des Balles; ferner ſchaukelten auf den Straßen, anſtatt der transparenten Narrenpoſſen des Aushängſchildes der Maskenkleiderhändler, weit von einander große Laternen von blutrother Farbe, in ſchwarzen Buchſtaben die Worte weiſend: „Hülfe für Cholerakranke.“ Wo es wahrhaftig ein Feſt gab während der Nacht, dieß war auf den Leichenäckern. Sie trieben es toll. Sie, immer ſo düſter, ſo ſtumm, in dieſen nächtlichen Stunden, in dieſen ſchweigſamen Stunden wo man den leiſen Schauer vom Winde durchſäuſelter Cypreſſen hört. Sie, die nur bei den bleichen, auf dem Marmor der Gräber ſpielenden Strahlen des Mondes, ein wenig heiterer wurden. Sie, ſo einſam, daß kein menſchlicher Schritt während der Nacht ihre Todtenſtille zu ſtören wagte, waren plötzlich belebt, geräuſchvoll, lärmend und lichtfunkelnd geworden. Bei dem betäubenden Scheine der Pechfakeln, welche große röthliche Lichter auf die ſchwarzen Tannen und auf die weißen Steine der Grabmäler warfen, gruben zahlreiche Todtengräber luſtig ſingend. Dieſe gefährliche und harte Arbeit wurde damals faſt mit Gold bezahlt; man bedurfte ſo dringend dieſer guten Leute, daß man ſie im Grunde hätſcheln mußte; wenn ſie oft tranken, tranken ſie viel; wenn immer ſie ſangen, ſangen ſie herzhaft, und dieß, um ihre Kräfte und ihre gute Laune aufrecht zu halten, indem ſie aus einer ſolchen Arbeit Beiſtand ſchöpften. Wenn Einige zufällig das begonnene Grab nicht vollendeten, gruben es gefällige Kameraden für ſie (dieß war das Wort), und legten ſie freundſchaftlich hinein. In dieſen luſtigen Refrains der Todtengräber, fielen andere, entferntere Gefährten ein, in den Umgebungen der Leichenäcker waren Schenken aus dem Stegreiſe angebracht, und die Kutſcher der Todten, hatten ſie einmal ihre Kunden an ihre Adreſſe abgeliefert, wie ſie ſinnreich ſagten, zechten und erluſtigten ſich, reich durch außerordentlichen Sold, gleich vornehmen Herren; oft überraſchte ſie die Morgenröthe mit dem Glaſe in der Hand, den Spaß auf den Lippen. Sonderbare Bemerkung: bei dieſen, inmitten der Seuche lebenden Leichenbeſtätern, zeigte ſich faſt gar keine Sterblichkeit. In den finſtern, angeſteckten Quatieren, worin, inmitten eines ſchädlichen Dunſtkreiſes, viele, ſchon durch die härteſten Entbehrungen erſchöpfte, und, wie man ſich damals energiſch ausdrückte, für die Cholera ganz gekäuete Proletarier in gehäufter Menge lebten, handelte es ſich nicht mehr um Individuen, ſondern um ganze, in wenigen Stunden hingeraffte Familien; dennoch, o Vorſehungsgnade! blieben bisweilen einige kleine Kinder allein zurück in der kalten und verfallenen Kammer, nachdem Vater und Mutter, Bruder und Schweſter, im Sarge fortgebracht waren. Oft war man auch gezwungen, aus Mangel an Miethleuten, mehrere von dieſen Häuſern zu ſchließen, armſelige Bienenkörbe fleißiger Arbeiter, an einem Tage durch die Seuche völlig geleert, vom Keller an, worin gewöhnlich die Schornſteinfegerjungen auf Stroh lagen, bis zu den Dachſtuben, in denen, abgezehrt und halb nackt, irgend ein Unglücklicher ohne Arbeit und ohne Brod, auf dem eiſigen Fußboden erſtarrte. Von allen Quartieren von Paris bot, während der Periode des Zunehmens der Cholera, vielleicht den ſchrecklichſten Anblick das Quartier der Altſtadt, und in der Altſtadt war der Vorplatz Notre-Dame faſt täglich der Schauplatz der furchtbarſten Auftritte, da die meiſten Kranken der angrenzenden Straßen, die man in das Hôtel-Dieu brachte, auf dieſem Platze zuſammenſtrömten.

Die Cholera hatte nicht *eine* Phyſiognomie; ſie zeigte deren tauſend. Daher geſchahen acht Tage nach Rodin's plötzlichen Erkranken, auf dem Vorplatze Notre-Dame mehrere Ereigniſſe, wobei das Entſetzliche mit dem Seltſamen um den Vorzug rang. Anſtatt von der Arcoleſtraße, die jetzt unmittelbar zu jenem Platze führt, gelangte man damals von einem ſchmutzigen Gäßchen, wie alle Straßen der Altſtadt, dahin; ein finſteres und zertrümmertes Gewölbe endigte es. Auf den Vorplatz tretend, hatte man links das Portal der ungeheuern Kathedralkirche, und ſich gegenüber die Gebäude des Hôtel-Dieu. Ein wenig weiter erlaubte eine lange ſchmale Ausſicht, die Bruſtwehre des Kaies Notre-Dame zu gewahren. Auf der ſchwärzlichen und riſſigen Mauer der Arkade, konnte man einen friſch angeklebten Anſchlagzettel leſen; er enthielt nachſtehende, vermittelſt eines Linienblattes und mit kupfernen Buchſtaben*) angebrachte Worte:

„Rache... Rache... Die Leute aus dem Volke, welche ſich in die Spitäler tragen laſſen, werden dort vergiftet, weil man die Zahl der Kranken für zu beträchtlich hält; allnächtlich fahren leichengefüllte Schiffe die Seine hinab. Rache und Tod den Volksmördern!“

Zwei in Mäntel gehüllte und im Schatten des Gewölbes halb verſteckte Männer, lauſchten mit unruhiger Neugier einem Lärmen, der ſich immer drohender inmitten eines tumultariſch an den Eingängen des Spitales gruppirten Haufens erhob. Bald erſcholl das Geſchrei: „Tod den Aerzten!... Rache!—“ bis zu den beiden, unter der Arkade verborgenen Männern.

---

*) Man weiß, daß zur Zeit der Cholera derlei Anſchlagzettel zu Paris im Ueberfluſſe verbreitet, und der Reihe nach verſchiedenen Parteien zugeſchrieben wurden, unter andern der Prieſterpartei, da mehrere Biſchöfe Ausſchreiben hatten veröffentlicht, oder in den Kirchen ihrer Diöceſe verkünden laſſen, daß der gute Gott die Cholera geſendet habe, um Frankreich zu beſtrafen, weil es ſeine legitimen Könige vertrieben, und den katholiſchen Cultus den übrigen Cultusformen gleichgeſtellt. C. S.

„Die Anſchlagzettel machen ihre Wirkung," ſagte der Eine; „das Feuer iſt im Pulver. Iſt der Pöbel einmal raſend, wird man ihn hetzen, gegen wen man will."

„Sprich doch," erwiederte der andere Mann, „ſchau da unten jenen Herkules an, deſſen rieſiger Wuchs dieſe ganze Canaille überragt. War er nicht einer der wüthendſten Rädelsführer bei der Zerſtörung der Fabrik des Herrn Hardy?"

„Pardieu, ja. Ich erkenne ihn; überall, wo es einen ſchlechten Streich auszuführen giebt, findet man dieſe Lumpen da."

„Jetzt, glaub mir, bleiben wir nicht unter dieſer Arkade," verſetzte der andere Mann, „es geht hier ein eiſiger Wind, und obgleich ich mit Flanell ausgepolſtert bin."

„Du haſt Recht, die Cholera iſt teufelmäßig grob. Zudem ſchickt ſich an dieſem Orte Alles gut an; man verſichert auch, daß die republikaniſche Emeute die Vorſtadt Saint-Antoine aufwiegeln wird; heiß, heiß, dieß nützt uns, und die heilige Sache der Religion wird über die revolutionäre Verruchtheit triumphiren. Begeben wir uns zum Pater von Aigrigny."

„Wo werden wir ihn finden?"

„Hier in der Nähe, komm, komm."

Und die beiden Männer verſchwanden eilig. Die allmälig untergehende Sonne warf ihre Goldſtrahlen auf die ſchwarzen Bildnereien des Portals von Notre-

Dame, und auf die gewaltigen Maſſen ihrer beiden Thürme, die gegen einen völlig blauen Himmel emporſtrebten; denn ſeit mehreren Tagen fegte ein trockener und eiſiger Nordoſtwind die mindeſten Wolken weg. Eine ziemlich zahlreiche, wie geſagt, die Eingänge des Hôtel-Dieu verſperrende Schaar, drängte ſich an den Gittern, mit denen der Säulengang des Spitals umgeben iſt; hinter dem Gitter ſah man ein Piket Infanterie aufgeſtellt; denn das Geſchrei; „Tod den Aerzten!“ war immer drohender geworden. Die Leute, welche ſo riefen, gehörten einem müſſigen herumſchweifenden und verderbten Pöbel an, dem Hefen von Paris: daher, was ſchrecklich war, betraten die Unglücklichen, welche man, dieſe ſcheußlichen Gruppen mit Gewalt durchbrechend, transportirte, inmitten unheilvoller Schreie und Todesrufe das Hôtel-Dieu.

In jedem Augenblicke brachten Tragbahren, Krankenſänften, neue Opfer herbei; die Tragbahren oft mit Vorhängen von Zwillich beſetzt, verbargen die Kranken; aber da die Sänften gar keine Umhüllung hatten, verrückten bisweilen die krampfhaften Bewegungen eines mit dem Tode Ringenden das Leintuch, welches ein leichenhaftes Antlitz ſchauen ließ. Anſtatt die vor dem Spitale geſchaarten Elenden zu erſchrecken, wurden ähnliche Auftritte für ſie das Signal zu cannibaliſchen Späſſen, oder zu grauſamen Vorherſagungen hinſichtlich des Schickſales jener Unglücklichen, ſobald ſie einmal in der Gewalt der Aerzte ſeyn würden.

Der Steinbrecher und Ciboule, von einer anſehnlichen Zahl ihrer Spießgeſellen begleitet, befanden ſich unter dem Pöbel. In Folge des Mißgeſchickes der Fabrik des Herrn Hardy, war der Steinbrecher aus der Geſellenverbindung feierlich durch die Wölfe ausgeſtoßen, die durchaus keine Gemeinſchaft mit dieſem Elenden mehr haben wollten, war der Steinbrecher, ſagen wir, ſeit jener Zeit der gemeinſten Völlerei fröhnend, und auf ſeine herkuliſche Stärke ſpekulirend, gegen Sold der dienſtfertige Vertheidiger Ciboulens und ihres Gleichen geworden. Mit Ausnahme einiger Vorübergehenden, welche der Zufall auf den Vorplatz von Notre-Dame führte, beſtand alſo der zerlumpte Haufe, von dem er bedeckt war, aus dem Abſchaume der Bevölkerung von Paris, aus Elenden, nicht minder zu beklagen, als zu tadeln; denn das Elend, die Unwiſſenheit und die Hilfloſigkeit erzeugen verhängnißvoll das Laſter und das Verbrechen. Für dieſe Wilden der Civiliſation gab es weder Mitleiden noch Unterweiſung, noch Schrecken in den entſetzlichen Schauſtellungen, von denen ſie in jedem Augenblicke umgeben waren; unbekümmert um ein Leben, das ſie täglich dem Hunger oder den Verſuchungen des Laſters abrangen, trotzten ſie der Seuche mit einer hölliſchen Verwegenheit, oder unterlagen ihr, die Gotteslästerung auf der Zunge. Die hohe Geſtalt des Steinbrechers überragte die Gruppen; mit blutdürſtigem Auge und flammenden Zügen ſchrie er aus allen ſeinen Kräften:

„Tod den Barbiergeſellen! ſie vergiften das Volk."

„Das iſt leichter, als es ernähren," fügte Ciboule bei. Dann ſich an einen ſterbenden Greis wendend, welchen zwei Männer, mit großer Mühe durch jenen dichten Haufen ſich drängend, auf einem Tragſeſſel brachten, fuhr die Megäre fort; „Ei, geh doch nicht ſterbend da hinein; krepire hier in der friſchen Luft, anſtatt in jener Höhle zu krepiren, wo Du wie eine alte Ratte wirſt vergiftet werden."

„Ja," fügte der Steinbrecher hinzu, „hernach wird man Dich in's Waſſer werfen, um die Weißfiſche zu bewirthen, von denen Du nicht mehr ſpeiſen wirſt."

Bei dieſen abſcheulichen Späſſen, rollte der Greis verwirrte Augen, und ließ ein dumpfes Aechzen hören; Ciboule wollte den Gang der Träger hemmen, und ſie machten ſich nur mit großer Mühe von dieſer Megäre los. Die Zahl der im Hôtel-Dieu ankommenden Cholerakranken nahm von Minute zu Minute zu; da es, aus Mangel an Tragbahren und Sänften, an den gewöhnlichen Transportmitteln fehlte, trug man die Kranken mit den Händen herbei. Hie und da zeugten furchtbare Epiſoden von der niederdonnernden Schnelligkeit der Seuche. Zwei Männer trugen eine, mit einem blutbefleckten Betttuche bedeckte Sänfte; einer von ihnen fühlt ſich plötzlich heftig befallen, er bleibt ſogleich ſtehen; ſeine ſchwach werdenden Hände laſſen die Sänfte fahren; er erbleicht, wankt, fällt halb vernichtet auf den Kranken, und wird erdfahl, wie dieſer; der andere

Träger, entſetzt, flieht ganz außer ſich, indem er ſeinen Gefährten und den Sterbenden inmitten des Hauſens läßt. Die Einen entfernen ſich mit Schauder, Andere brechen in ein lautes wildes Gelächter aus.

„Das Geſpann iſt ſcheu geworden,“ ſagte der Steinbrecher, „es hat das Fuhrwerk im Stiche gelaſſen.“

„Zu Hilfe!“ ſchrie der Sterbende mit kläglicher Stimme, „tragt mich aus Barmherzigkeit in's Spital.“

„Es iſt dort kein Platz mehr im Parterre,“ ſagte eine ſpöttiſche Stimme.

„Und Du haſt nicht genug Beine, um in das Paradies hinauf zu ſteigen,“ fügte ein Anderer bei.

Der Kranke machte eine Anſtrengung, ſich aufzurichten; aber ſeine Kräften verſagten; er fiel erſchöpft auf die Matratze zurück: plötzlich ſtrömte die Menge heftig zuſammen, warf die Sänfte um; der Träger und der Greis werden unter die Füße getreten, und ihr Stöhnen von dem Geſchrei übertäubt:

„Tod den Barbiergeſellen!“

Und das Geheul begann mit einer neuen Wuth. Dieſe wilde Bande, die in ihrem grimmigen Wahnſinne nichts achtete, war jedoch genöthigt, einige Augenblicke darnach, ihre Reihen vor einigen Arbeitern zu öffnen, welche zweien von ihren Kameraden kräftig den Durchgang bahnten, die auf ihren ineinander geſchlungenen Armen einen noch jungen Handwerker trugen; ſein ſchwer gewordener und ſchon erdfahler Kopf, ſtützte ſich auf die Schulter des Einen ſeiner Gefährten; ein kleines Kind folgte ſchluchzend, den Zipfel der Blouſe von einem der Handwerker haltend. Seit einigen Momenten hörte man aus der Ferne, von den krummen Straßen der Altſtadt her den ſonoren und taktmäßigen Lärm einiger Trommeln; man ſchlug Appell; denn die Emeute brach in der Vorſtadt Saint-Antoine los; die Tamboure, durch die Arkade hervorrückend, durchſchritten den Vorplatz Notre-Dame; einer von dieſen Soldaten, ein Veteran mit grauem Knebelbarte, mäßigte plötzlich das ſonore Wirbeln ſeiner Trommel, und blieb einen Schritt zurück, ſeine Kameraden kehren ſich überraſcht um, er wird grün; ſeine Knie brechen, er ſtammelt einige unverſtändliche Worte, und fällt wie niedergedonnert auf das Pflaſter, bevor die Tamboure des erſten Gliedes zu trommeln aufgehört hatten. Die blitzgleiche Schnelligkeit dieſes Anfalles erſchreckte einen Augenblick die Verhärteſten; von der plötzlichen Unterbrechung des Appells überraſcht, lief ein Theil des Haufens aus Neugier zu den Tambouren hin. Bei dem Anblicke des ſterbenden Soldaten, den zwei von ſeinen Kameraden in ihren Armen ſtützten, ſagte einer von den zwei Männern, die unter dem Gewölbe des Vorplatzes dem Beginne der Volksgährung angewohnt hatten, zu den Tambouren:

„Ihr Kamerad hat vielleicht unterwegs aus einem Brunnen getrunken.“

„Ja, mein Herr,“ antwortete der Soldat, „er verging vor Durſt; er hat auf dem Châteletplatze zwei Schluck Waſſer getrunken."

„Dann iſt er vergiftet worden," verſetzte der Mann.

„Vergiftet?" riefen mehrere Stimmen aus.

„Darüber dürfte man ſich nicht verwundern," entgegnete der Mann mit einer geheimnißvollen Miene; „man wirft Gift in die öffentlichen Brunnen; dieſen Morgen hat man einen Menſchen in der Straße Beaubourg maſſakrit: man hatte ihn ertappt, wie er ein Paket Arſenik in die Schleifkanne eines Weinhändlers ſchüttete *.")

Nachdem er dieſe Worte geſprochen hatte, verſchwand der Mann in der Menge. Dieſes nicht minder dumme Gerücht, als das Gerücht, welches wegen Vergiftungen der Kranken im Hôtel-Dieu im Umlaufe war, wurde mit dem Ausbruche von Entrüſtungsgeſchrei aufgenommen: fünf bis ſechs Menſchen in Lumpen, wahre Banditen, ergriffen den Leib des ſterbenden Tambours, hoben ihn auf ihre Schultern, ungeachtet der Anſtrengungen ſeiner Kameraden, und durchrannten, dieſes traurige Siegeszeichen tragend, den Vorplatz, unter dem Vortritte des Steinbrechers und Ciboulens, die überall auf ihrem Wege ſchrien: „Platz dem Leichname! Seht da, wie man das Volk vergiftet!"

Eine neue Bewegung ward dem Haufen durch die

---

*) Man weiß, daß zu jener unglücklichen Zeit mehrere Perſonen unter dem falſchen Vorwande der Vergiftung umgebracht wurden. C S.

Ankunft einer vierſpännigen Poſtberline mitgetheilt; unvermögend den Kai Napoleon zu paſſiren, wegen deſſen theilweiſe aufgeriſſenen Pflaſters, hatte ſich dieſer Wagen durch die krummen Straßen der Altſtadt gewagt, um durch den Vorplatz Notre-Dame das andere Ufer der Seine zu erreichen. Gleich vielen Andern flüchteten ſich dieſe Auswanderer aus Paris, um der Seuche zu entrinnen, die es decimirte; ein Bedienter und eine Kammerfrau, auf dem Hinterſitze befindlich, wechſelten einen Blick des Schreckens im Vorüberfahren am Hôtel-Dieu während ein junger Mann, im Innern und auf dem Vorderſitze des Wagens, das Fenſter herabließ, um den Poſtillionen aufzutragen, im Schritte zu fahren, aus Beſorgniß vor einem Unfalle, da die Menge eben ſehr gedrängt war; dieſer junge Mann war Herr von Merinval; im Fond des Wagens ſaßen Herr von Montbron und ſeine Nichte, Frau von Merinval. Die Bläſſe und die Entſtellung der Züge der jungen Frau, drückten deutlich ihren Schrecken aus; Herr von Montbron ſchien, ungeachtet der Feſtigkeit ſeines Geiſtes, ſehr unruhig, und roch von Zeit zu Zeit, wie auch ſeine Nichte, an einem mit Kampfer gefüllten Fläſchchen. Während einiger Minuten rückte der Wagen langſam vor; die Poſtillione führten ihre Pferde mit Vorſicht; plötzlich durchkreiſete ein Lärm die Haufen, Anfangs dumpf und frene, und näherte ſich bald; er nahm in dem Maße zu, je unterſcheidbarer jener dröhnende Ton von Ketten und altem Eiſenwerke wurde, ein gewöhnlich geräuſchvoller, den Artillериewagen eigenthümlicher Ton, in der That kreuzte eines von dieſen Fuhrwerken, das vom Kai Notre-Dame in einer der Berline entgegengeſetzten Richtung ankam, jene bald. Ein ſonderbarer Umſtand, die Menge war gedrängt, der Gang dieſes Wagens ſchnell; dennoch öffneten ſich, bei dem Herannahen deſſelben, die gepreßten Reihen durch Zauber. Dieſes Wunder erklärt ſich bald durch folgende, von Mund zu Mund wiederholten Worte; „Der Todtenwagen!... der Todtenwagen!“

Da der Dienſt des Leichengepränges zum Transporte der Leichen nicht mehr genügte, hatte man eine gewiſſe Zahl von Artilleriewagen requirirt, in welche man haſtig die Särge ſchob. Wenn eine große Zahl Vorübergehender dieſen traurigen Wagen mit Schrecken anſchauten, verdoppelten der Steinbrecher und ſeine Bande ihre entſetzlichen Späße.

„Platz für den Omnibus der Verſtorbenen!“ ſchrie Ciboule.

„In dieſem Omnibus da hat's keine Gefahr, daß man Euch auf die Füſſe tritt,“ ſagte der Steinbrecher.

„Da d'rin ſind bequeme Reiſende.“

„Wenigſtens verlangen ſie nie auszuſteigen.“

„Seht, er hat nur einen Trainſoldaten zum Poſtillion!“

„Es iſt wahr, die Vorderpferde werden von einem Blouſenmanne gelenkt.“

„Weil der andere Soldat wird müde geworden ſeyn;

der Duckmäuſer wird in den Omnibus des Todes geſtiegen ſeyn, mit den Andern, die erſt bei dem großen Loche ausſteigen."

„Und zwar mit dem Kopfe voran."

„Ja, ſie bohren einen Kopf in ein Kalkbett."

„Wo ſie den Weg bahnen, das muß man ſagen."

„Ah! dießmal könnte man dem Todtenwagen mit geſchloſſenen Augen folgen. Das iſt ärger, als zu Montfaucon."

„Es iſt wahr. Es riecht nach dem Todten, der nicht mehr friſch iſt," ſagte der Steinbrecher, indem er eine Anſpielung auf den ſtinkenden und leichenhaften Geruch machte, den dieſes Leichenfuhrwerk hinter ſich ließ.

„Ah gut!" verſetzte Ciboule, „ſeht, der Omnibus des Todes wird an den ſchönen Wagen anfahren, deſto beſſer. Dieſe Reichen werden den Tod riechen."

Wirklich befand ſich zur Zeit der Artilleriewagen in geringer Entfernung, und der Berline die er kreuzte, gerade gegenüber; ein Mann in der Blouſe und in Holzſchuhen lenkte die beiden Vorſpannpferde, ein Trainſoldat führte das Deichſelgeſpann. Die Särge waren in ſo großer Anzahl in dieſen Wagen gehäuft, daß deſſen halbkreisförmiger Deckel nur zur Hälfte ſchloß, ſo daß man bei jedem Stoße des Wagens, der, raſch fortgeriſſen, auf dem ſehr ungleichen Pflaſter heftig gerüttelt wurde, die Särge gegen einander ſtoßen ſah. An den glühenden Augen des Mannes in der Blouſe, an ſeinem erhitzten Teint, erkannte man, daß er halb berauſcht ſey, ſeine Pferde mit der Stimme, den Sporen und der Peitſche antreibend, trotz der vergeblichen Warnungen des Trainſoldaten, welcher, mit Mühe ſeine Pferde zuſammenhaltend, wider ſeinen Willen dem unmäßigen Gange folgte, den der Wagenführer dem Geſpanne gab. Daher kam der Betrunkene, von ſeinem Wege abgewichen, gerade auf die Berline, und fuhr an ſie an. Bei dieſem Stoße ſchlägt der Deckel des Artilleriewagens um, und einer von den Särgen, durch dieſe heftige Erſchütterung herausgeſchleudert, fiel, nachdem er den Kutſchenſchlag der Berline beſchädigt hatte, mit einem dumpfen und matten Gepolter auf das Pflaſter. Dieſer Sturz trennte die haſtig vernagelten Tannenbretter, und inmitten des Krachens des Sarges ſah man einen bläulichen halb in ein Grabtuch gehüllten Leichnam rollen. Bei dieſem ſchrecklichen Anblicke verlor Frau von Merinval, welche den Kopf mechaniſch dem Kutſchenſchlage genähert hatte, das Bewußtſeyn, einen lauten Schrei ausſtoßend. Mit Entſetzen fuhr die Menge zurück; die Poſtillione der Berline, nicht minder erſchrocken, benützten den vor ihnen durch den raſchen Rückzug des Haufens im Augenblicke der Durchfahrt des Artilleriewagens entſtandenen Raum, hieben auf ihre Pferde ein, und der Wagen fuhr dem Kai zu. In dem Momente, da die Berline hinter den letzten Gebäuden des Hôtel-Dieu verſchwand, hörte man von ferne die wiederhallenden Fanfaren einer luſtigen Muſik, und immer näher die wiederholten Ausrufe: „Die Maskerade der Cholera!“

Dieſe Worte verkündeten eine von jenen halb ſpaßhaften, halb ſchrecklichen, und kaum glaubhaften Epiſoden, welche die Periode des Zunehmens dieſer Seuche bezeichneten. In Wahrheit, wenn die gleichzeitigen Zeugniſſe mit den Berichten der öffentlichen Blätter hinſichtlich dieſer Maskerade nicht völlig einig wären, würde man glauben, daß es ſich, anſtatt um eine wirkliche Thatſache, um die nächtliche Ausgeburt irgend eines verbrannten Gehirnes handelt.

Die Maskerade der Cholera erſchien alſo auf dem Vorplatze Notre-Dame in dem Augenblicke, da der Wagen des Herrn von Merinval der Gegend des Kaies zu verſchwand, nachdem der Todtenwagen an ihn angefahren war.

Fünftes Kapitel.

Die Maskerade der Cholera[*].

Eine Volksfluth, der Maskerade voranragend, brach plötzlich aus der Arkade des Vorplatzes, lautes Geſchrei

---

[*] Man liest im Conſtitutionnel vom Sonnabend den 31. März 1832:

„Die Pariſer bequemen ſich zu dem Mittel der Volksbelehrung über die Cholera, die unter andern Verbauungsrecepten anordnet, keine Furcht zu haben, ſich zu ausſtoſſend, hervor; Kinder blieſen auf der Zinke, Andere ſchrien höhnend hinter drein, Andere pfiffen. Der Steinbrecher, Ciboule und ihre Bande, von dieſem neuem Schauſpiele angelockt, ſtürzten in Maſſe dem Gewölbe zu. Anſtatt zweier Traiteure, die jetzt auf jeder Seite der Arcoleſtraße beſtehen, gab es damals nur einen Einzigen, links von der Arkade befindlich, und ſehr berühmt bei der luſtigen Welt der Studenten wegen der Vortrefflichkeit ſeiner Weine und wegen ſeiner provenzaliſchen Küche. Bei dem erſten Klange der Fanfaren, von den Vorreitern in Livrée geblaſen, welche die Maskerade eröffneten, gingen die Fenſter des großen Salons des Reſtaurateurs auf, und mehrere Kellner, die Serviette unter dem Arme, neigten ſich zu den Kreuzſtöcken heraus, neugierig, die Ankunft der ſonderbaren Gäſte zu ſehen, die ſie erwarteten. Endlich erſchien der wunderliche Zug inmitten eines ungeheuern Geſchreies. Die Maskerade beſtand aus einem vierſpännigen Wagen der Alten[*]), eskortirt von berittenen

---

zerſtreuen, ꝛc. ꝛc. Die Vergnügungen von Mitteſaſten[*]) ſind eben ſo glänzend und eben ſo toll geweſen, als jene des Carnevals ſelbſt; ſeit langer Zeit hatte man in dieſer Jahresepoche ſo viele Bälle nicht geſehen; die Cholera ſelbſt iſt der Gegenſtand einer herumziehenden Caricatur geworden.“

[*]) Wir bitten unſere Leſer um Vergebung wegen eines gewaltigen Zeitrechnungsverſtoſſes, indem wir den Tag von Mitteſaſten 1832 vor dem Monat April angeſetzt haben.

[*]) Quadriga. D. U.

Männern und Frauenzimmern; Reiter und Amazonen trugen elegante und zugleich reiche Phantaſiecoſtüme; die Mehrzahl dieſer Maſken gehörte dem Mittelſtande und der wohlhabenden Claſſe an. Das Gerücht war verbreitet, daß eine Maſkerade angeſtellt würde, um die Cholera zu verſpotten, und durch dieſe fröhliche Demonſtration den moraliſchen Muth des erſchreckten Volkes wieder zu heben; alſogleich folgten Künſtler, junge Leute von Welt, Studenten, Commis, ꝛc. ꝛc. dieſem Aufrufe, und obwohl bisher einander unbekannt, fraterniſirten ſie unverzüglich; mehrere, um das Feſt vollſtändiger zu machen, brachten ihre Liebchen mit; eine Subſcription hatte die Koſten des Feſtes gedeckt, und am Morgen, nach einem glänzenden, am andern Ende von Paris eingenommenen Frühſtücke, der luſtige Trupp muthig den Marſch begonnen, um das Tagewerk durch ein Mittagseſſen am Vorplatze Notre-Dame zu ſchließen.

Wir ſagen — muthig, weil dieſe jungen Frauenzimmer einer abſonderlichen Stärke des Geiſtes, einer ſeltenen Charakterfeſtigkeit bedurften, um ſo dieſe große in Beſtürzung und Schrecken verſunkene Stadt zu durchziehen, um faſt bei jedem Schritte, ohne zu erbleichen, mit Sterbenden beladene Tragbahren und leichengefüllten Wagen zu begegnen, um endlich, durch den ſeltſamſten Scherz, der Seuche Hohn zu bieten, welche Paris decimirte. Uebrigens konnte nur in Paris, und nur bei einer gewiſſen Claſſe ſeiner Bevölkerung, ein ſolcher

Gedanke entſtehen und vollzogen werden. Zwei Männer grotesk vermummt als Leichengeprängpoſtillione, geziert mit furchtbaren falſchen Naſen, auf ihrem Hute Trauerbinden von Roſakrepp tragend, und an ihrem Knopfloche dicke Blumenſträuße von Roſen und Krepptroddeln, lenkten die Quadriga. Auf dem flachen Dache dieſes Wagens waren allegoriſche Perſonen gruppirt, vorſtellend:

Den Wein; Die Narrheit; Die Liebe; Das Spiel.

Dieſe ſymboliſchen Weſen hatten die Vorſehungsmiſſion, durch Späſſe, bittere Spötteleien und Naſenſtüber, dem guten Alten Cholera, einer Art von finſterem und poſſirlichen Caſſander[*]), den ſie auf hunderterlei Weiſe ſchmähten und foppten, das Leben abſonderlich zu verbittern.

Die Sittenlehre dieſer Sache beſteht darin: „Um der Cholera gewiß zu trotzen, muß man trinken, lachen, ſpielen und lieben.“ Den Wein ſtellte eine plumper, dickbäuchiger, aufgedunſener, unterſetzter, gehörnter Silen vor, einen Epheukranz um die Stirne, ein Pantherfell auf der Schulter, und in der Hand ein großes, vergoldetes, blumenumwundenes Trinkgefäß tragend. Kein Anderer, als **Nini - Moulin**, der moraliſche und religiöſe Schriftſteller, konnte den erſtaunten und entzückten Zuſchauern ein ſcharlachrötheres Ohr, einen majeſtätiſcheren Schmerbauch, ein triumphirendes und illuminirteres, häßliches und verſoffenes Kupfergeſicht zeigen. Allaugenblicklich machte Nini-Moulin Miene ſein Trinkgefäß zu leeren, wornach er den guten Alten Cholera unverſchämt laut unter die Naſe lachte.

---

*) Aus dieſer Stelle erſieht man, ohne einer weitern Bemerkung zu bedürfen, daß die Cholera in der franzöſiſchen Sprache männlichen Geſchlechtes iſt. Caſſander iſt eine Perſon des italieniſchen Luſtſpiels, ein einfältiger und lächerlicher Alter. D. U.

Der gute Alte Cholera, ein leichenhafter Geront*), war halb in ein Leichentuch eingehüllt; ſeine Maske von grünlicher Pappe mit rothen und hohlen Augen, ſchien unaufhörlich den Tod auf die ergötzlichſte Weiſe zu grimaſſiren; unter ſeiner gehörig gepuderten, und von einer pyramidalförmigen baumwollenen Mütze überragten Allongeperücke, waren ſein Hals und eine von ſeinen Händen, die gleichfalls unter dem Leichentuche hervorguckten, mit einer ſchönen grünlichen Farbe bemalt; ſeine ſehr magere, faſt immer von einem fieberhaften (nicht erkünſtelten, ſondern natürlichen) Schauder bewegte Hand, ſtützte ſich auf einen Stock mit ſchnabelförmigem Knopfe; endlich trug er, wie es jedem Geronten geziemt, rothe Strümpfe mit zugeſchnallten Strumpfbändern, und hohe Pantoffel von ſchwarzem Caſtor.

Dieſer groteske Repräſentant der Cholera war

---

*) Geront hieß ein Senator in Sparta, heißt ein Richter der griechiſchen Chriſten, und bezeichnet auch figürlich, wie hier, einen guten und einfältigen Greis.
D. U.

Couche-tout-Nu. Ungeachtet eines langſamen und gefährlichen Fiebers, durch den Mißbrauch des Branntweines und durch Ausſchweifung veranlaßt, ein Fieber, das ihn ſchleichend verzehrte, war Jacques von Morok bewogen worden, bei dieſer Maskerade mitzuwirken. Der Thierbändiger, als Carreaukönig gekleidet, ſtellte das Spiel vor. Die Stirne mit einem Diademe von vergoldeter Pappe umſchlungen, ſein Geſicht unempfindſam und bleich, umfloſſen von einem langen gelben Barte, der vorne auf ſein in ſchreiende Farben geviertes Kleid fiel, beſaß Morok vollkommen die Phyſiognomie ſeiner Rolle. Von Zeit zu Zeit bewegte er vor den Augen des guten Alten Cholera einen großen Sack voll klingender Rechenpfennige, auf dem alle Sorten von Spielkarten gemalt waren. Eine gewiſſe Unbehilflichkeit in der Bewegung ſeines rechten Armes verrieth, daß der Thierbändiger noch ein wenig die ihm vom ſchwarzen Panther, bevor ihn Djalma erlegt hatte, beigebrachte Wunde fühlte.

Die Narrheit, das Lachen ſymboliſirend, ſchüttelte ihrerſeits klaſſiſch ihre Narrenkappe mit ſonoren und vergoldeten Schellen vor den Ohren des guten Alten Cholera; die Narrheit war ein hübſches, munteres und flinkes Mädchen, auf ihren ſchönen ſchwarzen Haaren eine ſcharlachrothe phrygiſche Mütze tragend; ſie erſetzte bei Couche-tout-Nu die arme Bacchusfeſt-Königin, die bei einem ſolchen Feſte nicht gefehlt hätte, ſie, die ſo Beherzte und ſo Fröhliche, ſie, welche noch vor Kurzem an einer Maskerade von einem vielleicht minder philoſophiſchen, aber eben ſo ergötzlichen Zwecke Theil genommen. Ein anderes liebliches Weſen, Mademoiſelle Modeſte Borni = Choux, die einem berühmten Maler (einem der Reiter des Zuges) als Modell diente, ſtellte die Liebe vor, und ſtellte ſie vortrefflich vor; man konnte der Liebe kein reizenderes Geſicht und keine anmuthigeren Formen verleihen. Angethan mit einer blauen, flindergeſtickten Tunika, eine Stirnbinde, blau und Silber, auf ihren kaſtanienbraunen Haaren tragend, und zwei kleine durchſichtige Flügel hinter ihren weißen Schultern, ſchabte die Liebe, indem ſie auf ihrem linken Zeigefinger ihren rechten kreuzte, von Zeit zu Zeit (man entſchuldige dieſe Plattheit) dem guten Alten Cholera ſehr hübſch und ſehr unartig Rübchen. Um die Hauptgruppe herum ſchwangen andere, mehr oder weniger groteske Masken Banner, auf denen man dieſe, des Verhältniſſes wegen ſehr anakreontiſche Inſchriften las:

„Die Cholera begraben!“ Kurz und gut!“ „Man muß lachen... lachen und immer lachen!“ „Die Flammenkohlen werden die Cholera verſengen!“ „Es lebe die Liebe!“ Es lebe der Wein!“ „Aber komm doch hin, ſchlechte Seuche!!“

Es lag wirklich ſo viel verwegener Frohſinn in dieſer Maskerade, daß die Mehrzahl der Zuſchauer, in dem Augenblicke, da ſie über den Vorplatz zog, um ſich zu den Reſtaurateur zu begeben, wo das Mittagseſſen ihrer harrte, verſchiedenemale applaudirte; dieſe Art von Bewunderung, welche der Muth immer einflößt, wie toll, wie blind er auch ſey, ſchien andern zu ſchauern (in kleiner Zahl, es iſt wahr) eine Art von Herausforderung, dem himmliſchen Zorne gemacht; daher empfingen ſie auch den Zug mit gereiztem Murren. Dieſes außerordentliche Schauſpiel, und die von ihm hervor gebrachten verſchiedenen Eindrücke, wichen zu ſehr von gewohnten Erſcheinungen um, um gerecht gewürdiget werden zu können: man weiß in Wahrheit nicht, ob dieſes muthige Trotzbieten Lob oder Tadel verdient. Zudem iſt das Auftreten dieſer Seuchen, die von Jahrhundert zu Jahrhundert die Völker decimiren, faſt immer von einer Art moraliſcher Ueberreizung begleitet, welcher Keiner von jenen entrinnt, die von der Anſteckung verſchont bleiben; ein fieberhafter und ſeltſamer Schwindel, der bald die dümmſten Vorurtheile, die wildeſten Leidenſchaften in das Spiel miſcht, bald dagegen die herrlichſten Hingebungen, die muthvollſten Handlungen einflößt, exaltirt zuletzt bei den Einen die Furcht vor dem Tode bis zu den tollſten Schrecken, während bei Andern die Verachtung des Todes durch die verwegenſten Hohnbietungen ſich kund giebt. Wenig an Lobſprüche oder an Tadel denkend, die ſie verdienen könnte, gelangte die Maskerade an die Thüre des Reſtaurateurs, und hielt dort ihren Einzug inmitten allgemeiner freudiger Zurufe. Alles ſchien im Einklange, um dieſen wunderlichen Einfall durch die ſonderbarſten Contraſte zu vervollſtändigen. So mußten, da die Schenke, worin dieſes befremdende Gelage ſtatt finden ſollte, gerade nicht weit von der alterthümlichen Kathedralkirche und dem unheimlichen Spitale lag, die religiöſen Chöre der alten Baſilika, die Aufſchreie der Sterbenden, und die bacchiſchen Geſänge der Bankettirenden wechſelweiſe ſich übertäuben und vernehmbar machen. Vom Wagen und Pferde geſtiegen, ſetzten die Maſken ſich zum Mahle, das ſie erwartete.

Die Theilnehmer der Maſkerade ſitzen an der Tafel in einem großen Saale des Reſtaurateurs. Sie ſind luſtig, lärmend, toſend, ihre Heiterkeit hat jedoch einen befremdenden Character. Bisweilen erinnern ſich die Entſchloſſenſten unwillkürlich, daß ſie in dieſem tollen und verwegenen Kampfe mit der Seuche um ihr Leben ſpielen. Dieſer düſtere Gedanke iſt ſchnell, wie der fieberhafte Schauder, der ſie einen Augenblick durchrieſelt; daher verräth von Zeit zu Zeit plötzliches, kaum eine Secunde währendes Verſtummen, jene flüchtigen, übrigens durch neue Ausbrüche von Freudengeſchrei bald verſcheuchten Meinungen; denn jeder ſagt ſich:—„Keine Schwachheit, mein Kamerad, mein Liebchen ſchauen Sie auf mich." Und jeder lacht und trinkt und ſtößt dabei mit dem Glaſe mit der Schönſten an, duzt ſeinen Nachbar, und trinkt vorzugsweiſe aus dem Glaſe ſeiner Nachbarin.

Couche-tout-Nu hatte die Maſke und Perücke des guten Alten Cholera abgelegt; die Magerkeit ſeiner bleifardigen Züge, ihre kränkliche Bläſſe, der düſtere Glanz ſeiner hohlen Augen, machten die unaufhörlichen Fortſchritte der langſamen Krankheit kenntlich, welche dieſen durch Uebermaß auf der letzten Stufe der Erſchöpfung angekommenen Unglücklichen verzehrte; obgleich er ein geheimes Feuer in ſeinen Eingeweiden wüthen fühlte, verbarg er doch ſeine Schmerzen unter einem erkünſtelten und nervöſen Lachen. Zur Linken von Jacques war Morok, deſſen verhängnißvolle Herrſchaft über ihn immer zunahm, und zu ſeiner Rechten das als Narrheit verkleidete Mädchen; man nannte ſie Mariette, neben dieſer machte Nini-Moulin ſich breit in ſeiner majeſtätiſchen Wohlbeleibtheit, und ſtellte ſich oft, als ob er die Serviette unter dem Tiſche ſuche, um die Knie ſeiner andern Nachbarin zu drücken, der Mademoiſelle Modeſte; welche die Liebe vorſtellte. Die meiſten Gäſte hatten ſich nach ihrem Geſchmacke gruppirt, Jeder an der Seite der Seinigen, und die Hageſtolzen, wo ſie gekonnt. Man war bei dem zweiten Gange; die Vortrefflichkeit der Weine, die gute Mahlzeit, die muntern Reden, ſelbſt das Ungewöhnliche der Lage, hatten die Gemüther ſonderbar aufgeregt, wovon man ſich durch die außerordentlichen Zwiſchenfälle der folgenden Scene wird überzeugen können.

Sechstes Kapitel.

Der ſeltſame Kampf.

Einigemale war einer von den Kellnern des Reſtaurateurs gekommen, und hatte, von den Gäſten unbemerkt, mit leiſer Stimme mit ſeinen Dienſtgenoſſen geſprochen, indem er mit ausdruckvoller Geberde auf den Plafond des Feſtſaales wies; allein ſeine Kameraden hatten auf ſeine Bemerkungen oder Beſorgniſſe durchaus nicht Acht gegeben, da ſie ohne Zweifel die Gäſte nicht ſtören wollten, deren tolle Luſtigkeit immer zu ſteigen ſchien.

„Wer wird jetzt die Ueberlegenheit unſerer Manier, die impertinente Cholera zu behandeln, bezweifeln? — Hat ſie unſer heiliges Bataillon anzugreifen gewagt?“ — ſagte ein prächtiger Marktſchreiertürke, einer von den Bannerträgern der Maskerade.

„Hört das ganze Geheimniß,“ verſetzte ein Anderer. „Es iſt ſehr einfach. Lacht den guten Alten Cholera laut unter die Naſe, und er wird gleich das Ferſengeld geben.“

„Er läßt ſich Gerechtigkeit widerfahren; denn was er thut, iſt hübſch dumm,“ fügte eine liebliche kleine Pierrette bei, hurtig ihr Glas leerend.

„Du haſt Recht, Chouchoux, er iſt dumm und erzdumm,“ fuhr der Pierrot der Pierrette fort; „denn im

Grunde, Sie ſind da, ganz ruhig, das Glück des Lebens genießend, und plötzlich, nach einer abſcheulichen Grimaſſe, ſterben Sie. Wohlan denn! Iſt dieß nicht argliſtig, iſt's nicht drollig? Ich frage Sie ein wenig, was dieß beweiſet?"

„Dieß beweiſet," erwiederte ein berühmter romantiſcher Maler, als Römer aus Davids Schule maskirt, „dieß beweiſet, daß der gute Alte Cholera ein erbärmlicher Coloriſt iſt; denn ſeine Palette hat nur eine einzige Farbe, eine ſchlechte, grünliche Farbe. Offenbar hat der Schlingel bei jenem farbenquälenden Jacobus ſtudirt, bei dem Könige der claſſiſchen Maler, eine Seuche anderer Art."

„Dennoch Meiſter," ſetzte ein Zögling des großen Malers ehrerbietig hinzu, „hab' ich Cholerakranke geſehen, deren Convulſionen genug Tournür hatten, und deren Todeskampfe es nicht an Chic gebrach."

„Meine Herren," rief ein nicht minder berühmter Bildhauer aus, „faſſen wir die Frage zuſammen. Der gute Alte Cholera iſt ein abſcheulicher Coloriſt, aber ein tüchtiger Zeichner... er zergliedert Ihnen das Knochengerüſt auf eine derbe Art; Gott'sblitz! wie er Sie entfleiſcht! Neben ihm wäre Michel-Angelo nur ein Schüler."

„Zugeſtanden," rief man einſtimmig. „Der gute Alte Cholera iſt unbedeutender Coloriſt, aber tüchtiger Zeichner!"

„Uebrigens, meine Herren," ſagte Nini-Moulin mit einem komiſchen Ernſte, „liegt in dieſer Seuche eine gaſſenhaueriſche Vorſehungslehre, wie der große Boſſuet ſagen würde.“

„Die Lehre! die Lehre!“

„Ja, meine Herren, es dünkt mir, eine Stimme von oben zu hören, die uns zuruft: Trinket vom Beſten, leeret Eure Börſe, und umarmt die Frau Eures Nächſten, denn Eure Stunden ſind vielleicht gezählt, Unglückliche!!!“ Alſo ſprechend, benützte der rechtgläubige Silen einen Zerſtreuungsaugenblick von Mademoiſelle Modeſte, ſeiner Nachbarin, um von der Blüthenwange der Liebe einen langen und rauſchenden Kuß zu pflücken. Das Beiſpiel war anſteckend, ein lebhaftes Rauſchen von Küſſen vermiſchte ſich mit lautem Gelächter.

„Gott'sblitz, Potztauſend, Ventredieu!“ rief der große Maler aus, Nini-Moulin luſtig drohend, „Sie ſind ſehr glücklich, daß morgen vielleicht das Ende der Welt iſt; ſonſt würde ich Händel mit Ihnen ſuchen, weil Sie die Liebe umarmt haben, die mein Liebchen iſt.“

„Dieß beweiſet Ihnen, o Rubens, o Raphael, der Sie ſind, die tauſend Vortheile des guten Alten Cholera, den ich als weſentlich geſellig und einſchmeichelnd verkünde.“

„Und menſchenfreundlich noch dazu!“ ſagte ein Gaſt; „Dank ihm, ſorgen die Gläubiger für die Geſundheit ihrer Schuldner. Heute früh hat mir ein Wucherer, der ſich für meine Exiſtenz abſonderlich intereſſirt, alle

Sorten von Anticholeramitteln gebracht, und mich gebeten, ihrer mich zu bedienen."

„Und ich erſt!" äußerte der Zögling des großen Malers, „mein Schneider wollte mich nöthigen, eine Flanellbinde auf dem bloßen Leibe zu tragen, weil ich ihm tauſend Thaler ſchuldig bin; hierauf hab' ich ihm geantwortet: o Schneider, geben Sie mir den Zahlungsſchein, und ich wickle mich in Flanell, um Ihnen meine Kundſchaft zu erhalten, weil Ihnen ſo viel daran gelegen iſt!"

„O! Cholera, ich trink auf dein Wohl," fuhr **Nini-Moulin** nach Art einer grotesken Anrufung fort, Du biſt nicht die Verzweiflung, im Gegentheile, Du ſymboliſireſt die Hoffnung, ja die Hoffnung. Wie viele Gatten, wie viele Gattinnen rechneten nicht auf eine, ach allzu ungewiſſe Nummer! aus der Lotterie des Wittwenſtandes! Du erſcheineſt, und ſie ſind Alle wieder fröhlich; Dank Dir, o gefällige Seuche, ſehen ſie ihre Freiheitsausſichten ſich verhundertfachen.

„Und die Erben erſt: welche Dankbarkeit! Eine Erkältung , ein Pfifferling, ein Nichts, und flugs iſt ein Onkel oder ein Seitenverwandter in den Stand eines verehrten Wohlthäters übergegangen."

„Und die Leute, welche die angenommene Gewohnheit haben, immer auf die Stellen Anderer Jagd zu machen! Welchen famoſen Gevatter werden ſie an dem guten Alten Cholera finden!"

„Und wie dieß ſo viele Beſtändigkeitsſchwüre wahr machen wird!" ſagte Mademoiſelle Modeſte ſentimental; „wie viele Schufte haben einer ſanften und ſchwachen Frau geſchworen, ſie lebenslang zu lieben, und gedachten nicht, die Beduinen, ihren Verſprechen auch treu zu bleiben."

„Meine Herren," rief **Nini-Moulin** aus, „weil wir vielleicht am Vorabende des Endes der Welt uns befinden, wie der berühmte Maler da ſagt, ſo ſchlag' ich vor, verkehrte Welt zu ſpielen; ich verlange, daß dieſe Damen uns anlocken, daß ſie uns herausfordern, daß ſie uns plagen, daß Sie uns Küſſe rauben, daß ſie alle Arten von Freiheiten mit uns ſich nehmen; und auf's Strengſte, meiner Treu deſto ſchlimmer!... man ſtirbt nicht daran, auf's Strengſte verlang ich, daß ſie uns inſultiren; ja, ich erkläre, daß ich mich inſultiren laſſe, daß ich einlade, mich zu inſultiren. Demnach alſo, können Sie, Liebe, mich mit der gröbſten Beleidigung begünſtigen, die man einem tugendhaften und verſchämten Hageſtolzen zufügen kann," ſetzte der religiöſe Schriftſteller hinzu, indem er zu Mademoiſelle Modeſte ſich neigte, die wie eine Närrin lachend ihn zurückſtieß.

Eine allgemeine Heiterkeit empfing den abgeſchmackten Vorſchlag von **Nini-Moulin**, und das Gelag erhielt einen neuen Schwung. Inmitten dieſes betäubenden Tumultes, erſchien mit bleichem, entſtellten Geſichte der Kellner wieder, der ſchon mehreremale eingetreten war, um leiſe und mit beſorgter Miene mit ſeinen Kameraden zu ſprechen, ihnen den Plafond zeigend; indem er jenem ſich näherte, welcher die Verrichtungen des Haushofmeiſters verſah, ſagte er zu ihm ganz leiſe mit bewegter Stimme: „Sie ſind ſo eben angekommen.“

„Wer?“

„Sie wiſſen wohl … für da oben,“ und er wies auf den Plafond.

„Ah!“ erwiederte der Haushofmeiſter, ſorglich werdend, „und wo ſind ſie?“

„Sie ſind ſo eben hinaufgegangen; ſie ſind nun dort,“ fügte der Kellner bei, den Kopf mit erſchreckter Miene ſchüttelnd; „ſie ſind dort.“

„Was ſagt der Herr?“

„Er iſt untröſtlich … wegen der,“ und der Kellner ließ einen Blick über die Gäſte ſchweifen; „er weiß nicht, was er thun ſoll; er ſchickt mich zu Ihnen …“

„Und was Teufel will er, daß ich thue … ich?“ verſetzte der Andere, ſich die Stirne trocknend, „darauf mußte man gefaßt ſeyn, es giebt kein Mittel dem zu entgehen.“

„Ich bleibe nicht da; es wird beginnen.“

„Du wirſt auch gut thun; denn mit Deinem beſtürzten Geſichte erregſt Du bereits Aufmerkſamkeit; geh fort, und ſag dem Herrn, daß man das Ereigniß erwarten muß.“

Dieſer Zwiſchenfall geſchah faſt unbemerkt inmitten des ſteigenden Tumultes des luſtigen Feſtes. Ein Einziger unter den Gäſten jedoch, lachte nicht, trank nicht; dieß war Couche-tout-Nu: düſteren, ſtarren Blickes ſchaute er in das Leere; dem fremd, was um ihn herum vorging, dachte der Unglückliche an die Bacchusfeſt-Königin, die bei einem ſolchen Gelage ſo glänzend, ſo fröhlich geweſen wäre. Die Erinnerung an jenes Weſen, das er immer mit grenzenloſer Liebe liebte, war der einzige Gedanke, der ihn von Zeit zu Zeit aus ſeiner Verdummung weckte. Eine ſeltſame Sache. Jacques hatte nur eingewilliget, an dieſer Maskerade Theil zu nehmen, weil dieſer tolle Tag ihn an den letzten mit Cephyſen verlebten Feſttag erinnerte: an jenen Wecker, in Folge einer Maskenballnacht, eine luſtige Mahlzeit, inmitten welcher die Bacchusfeſtkönigin, in ſonderbarer Vorahnung, jenen traurigen Toaſt hinſichtlich der Seuche ausgebracht hatte, die, ſagte man, ſich Frankreich näherte. „Ich trinke auf die Cholera!“ hatte Cephyſe geſagt. „Möge ſie jener ſchonen, die gerne leben, und jene, die ſich nicht trennen wollen, mit einander ſterben laſſen!“ Gerade in dieſem Momente, jener traurigen Worte eingedenk, war Jacques peinlich in ſich verſunken. Morok, ſein Nachſinnen gewahrend, ſagte ganz laut zu ihm: „Ah! du trinkſt nicht mehr, Jacques? Du haſt alſo genug Wein? Brauchſt du Branntwein? will welchen verlangen.“

„Ich brauche weder Wein noch Branntwein,“ antwortete Jacques barſch, nnd verſank wieder in düſteres Träumen.

„Im Grunde haſt du Recht,“ fuhr Morok mit einem ſardoniſchen Tone fort, immer mehr die Stimme erbebend, „Du thuſt wohl, Dich zu ſchonen, ich war ein Narr, von Branntwein zu reden, bei der jetzigen Zeit wäre es eine eben ſo große Verwegenheit, ſich einer Flaſche Branntwein gegenüber zu ſtellen, als vor die Mündung einer geladenen Piſtole.

Indem Couche-tout-Nu ſeinen Trinkermuth bezweifeln hörte, blickte er Morok mit gereizter Miene an. „Aus Feigheit alſo getrau' ich mir nicht Branntwein zu trinken;“ rief dieſer Unglückliche aus, deſſen halb erloſchene Intelligenz erwachte, um das zu vertheidigen, was er ſeine Würde hieß, „aus Feigheit weigere ich mich, zu trinken, he? Morok? antworte doch!“

„Ei, mein Herzhafter, ſo viel unſer ſind, haben wir Alle heute unſere Proben abgelegt,“ ſagte einer von den Gäſten zu Jacques, „und vorzüglich Sie, der Sie, obgleich ein wenig krank, den Muth gehabt haben, die Rolle des guten Alten Cholera zu übernehmen.“

„Meine Herren,“ verſetzte Morok, da er die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich und Couche-tout-Nu gerichtet ſah, „ich machte Spaß; denn hätte der Kamerad“ (er deutete auf Jacques) „die Unvorſichtigkeit gehabt, mein Anerbieten anzunehmen, ſo wäre er nicht unerſchrocken, ſondern toll geweſen. Zum Glücke war er ſo klug, auf dieſe zur Zeit ſo gefährliche Prahlerei zu verzichten, und ich …“

„Kellner! ſagte Couche-tout-Nu, mit zorniger Ungeduld Morok unterbrechend, „zwei Flaſchen Branntwein, und zwei Gläſer.“

„Was willſt Du thun?“ fragte Morok, ein beſorgtes Erſtaunen heuchelnd. „Wozu dieſe zwei Flaſchen Branntwein?“

„Zu einem Duelle!“ antwortete Jacques mit einem kalten und entſchloſſenen Tone.

„Ein Duell!“ rief man mit Erſtaunen aus.

„Ja“ fuhr Jacques fort, „ein Cognacduell; Du behaupteſt, daß es eben ſo gefährlich ſey, ſich einer Flaſche Branntwein gegenüberzuſtellen, als vor die Mündung einer Piſtole. Ein Jeder von uns nehme eine volle Flaſche; man wird ſehen, welcher von uns zurückweichen wird.“

Dieſer ſeltſame Vorſchlag des Couche-tout-Nu wurde von Einigen mit Freudengeſchrei, von Andern mit wahrhafter Beſorgniß aufgenommen.

„Bravo! die Flaſchenkämpfer!“ riefen jene.

„Nein! nein! ein ſolcher Kampf wäre zu gefährlich,“ ſagten dieſe.

„Dieſe Ausforderung zu jetziger Zeit, iſt eben ſo ernſtlich, wie ein Duell auf den Tod,“ fügte ein Anderer bei.

„Du hörſt,“ ſagte Morok mit einem teufliſchen Lächeln, „Du hörſt, Jacques; ſieh nun, ob Du vor der Gefahr zurücktreten willſt?“

Bei dieſen Worten, die ihn wieder an die Gefahr erinnerten, welcher er ſich ausſetzen wollte, ſchauderte Jacques, wie wenn ein plötzlicher Gedanke in ſeinem Innern aufgetaucht wäre; er hob ſtolz den Kopf empor;

ſeine Wangen rötheten ſich leicht; ſein erloſchener Blick glänzte von einer Art unſeliger Befriedigung, und er rief mit feſter Stimme aus: „Mordieu! Kellner biſt Du taub? Hab' ich nicht zwei Flaſchen Branntwein von Dir verlangt?“

„Sogleich, mein Herr,“ erwiederte der Kellner hinausgehend, ſich faſt darüber entſetzend, was während dieſes bacchiſchen Kampfes geſchehen möchte. Dennoch wurde der unſinnige und gefährliche Entſchluß des Jacques von der Mehrzahl mit Beifall aufgenommen. **Nini-Moulin** bewegte ſich auf ſeinem Stuhle heftig hin und her, ſtampfte mit den Füſſen, und ſchrie aus vollen Halſe: „Bacchus und mein Durſt!! Mein Glas und meine Kanne!! die Kehlen ſind offen! Cognac auf Wiederabjagung!... Vollauf! Vollauf!“ Und er umarmte Mademoiſelle Modeſte, als wahrer Turnierritter, zur Entſchuldigung dieſer Freiheit beifügend: Liebe, Sie werden die Königin der Schönheit ſeyn, ich verſuche das Glück des Siegers!“

„Cognac auf Wiederabjagung!“ wiederholte man im Chor, „Vollauf!“

„Meine Herren,“ ſetzte **Nini-Moulin** mit Begeiſterung hinzu, „werden wir bei dem noblen Beiſpiele gleichgültig bleiben, welches uns der gute Alte Cholera giebt?“ (er wies auf Jacques); er hat ſtolz geſagt Cognac; antworten wir ihm rühmlich Punſch!“

„Ja! ja! Punſch!“

„Kellner!“ rief der religiöſe Schriftſteller mit einer

Stentorſtimme aus, „Kellner, haben Sie ein Baſſin, einen Keſſel, einen Bottich, irgend eine Unermeßlichkeit zur Hand, um ein Punſchungeheuer darin zu bereiten?“

„Einen babyloniſchen Punſch! Einen Punſchſee!! Einen Punſchocean!!!“ So war das ehrgeizige Crescendo, welches dem Vorſchlage von **Nini-Moulin** folgte.

„Mein Herr,“ antwortete der Kellner mit triumphirender Miene, „wir haben gerade einen kupfernen, ganz friſch verzinnten, noch ungebrauchten Fleiſchtopf, der mindeſtens dreißig Flaſchen faſſen würde.“

„Bringen Sie den Fleiſchtopf!“ ſagte **Nini-Moulin** mit Majeſtät.

„Es lebe der Fleiſchtopf!“ rief man im Chor aus.

„Thun Sie zwanzig Flaſchen Kirſchenwaſſer hinein, ſechs Zuckerhüte, zwölf Citronen, ein Pfund Zimmet, und Feuer! Feuer überall! Feuer!“ ſetzte der religiöſe Schriftſteller hinzu, indem er unmenſchliche Schreie ausſtieß.

„Ja, ja, Feuer überall!“ wiederholte man im Chor.

Nini-Moulin's Vorſchlag gab der allgemeinen Heiterkeit einen neuen Schwung; die tollſten Aeußerungen kreuzten und vermiſchten ſich mit dem lieblichen Geräuſche unter dem Vorwande geraubter oder gegebener Küſſe, daß man vielleicht keinen folgenden Tag mehr habe, daß man ſich darein fügen müßte, *rc.* *rc.* Plötzlich, inmitten einer von jenen Pauſen der Stille, die bisweilen während der größten Tumulte ſich einſtellen, hörte man mehrere dumpfe und abgemeſſene

Schläge oberhalb des Feſtſaales ertönen. Jedermann ſchwieg und lauſchte.

Siebentes Kapitel.

Cognac auf Wiederabjagung.

Nach einigen Secunden erſcholl das ſeltſame Getöſe, von welchem die Gäſte ſo überraſcht worden waren, von Neuem, aber ſtärker und anhaltender.

„Kellner!“ fragte ein Gaſt, „was iſt das für ein Teufelsgetöſe da?“

Der Kellner wechſelte mit ſeinen Kameraden beſorgte und verwirrte Blicke, und antwortete ſtotternd: „Mein Herr ... es iſt ... es iſt ...

„Und pardieu, es iſt irgend ein boshafter und mürriſcher Miethmann, irgend ein dummer Feind der Freude, der auf ſeinen Fußboden ſchlägt, um uns zu ſagen, daß wir nicht ſo laut ſingen ſollen ...“ ſagte Nini-Moulin.

„Dann, nach allgemeiner Regel,“ entgegnete ſpruchreich der Zögling des großen Malers, „will die Tradition, wenn irgend ein Miethmann oder Eigenthümer Ruhe verlangt, daß man ihm auf der Stelle mit einem hölliſchen Charivari antworte, beſtimmt, wenn es ſeyn kann, den Reclamanten unmittelbar taub zu machen. So ſind wenigſtens,“ fügte der Klecker beſcheiden hinzu, „ſo ſind wenigſtens die auswärtigen Verhältniſſe, die ich zwiſchen plafondgenießenden Mächten immer handhaben geſehen habe."

Dieſe etwas gewagte Sprachneuerungsſucht wurde mit allgemeinem Gelächter und Bravo aufgenommen. Während dieſes Tumultes fragte Morok einen von den Kellnern, empfing deſſen Antwort, und rief mit einer durchdringenden Stimme aus, die den Lärm übertäubte: „Ich verlange das Wort."

„Zugeſtanden ..." rief man luſtig.

Während des auf Moroks Aeußerung gefolgten Schreckens, hörte man das Getöſe von Neuem: es war dießmal haſtiger.

„Der Miethmann iſt unſchuldig," ſagte Morok mit einem widrigen Lächeln; „er iſt unfähig, ſich irgend wie den Ausbrüchen unſerer Freude zu widerſetzen."

„Warum klopft er aber dann da oben wie ein Tauber?" fragte Nini-Moulin, ſein Glas leerend.

„Wie ein Tauber, der ſeinen Stock verloren hat?" fügte der Klecker bei.

„Nicht der Miethmann klopft," ſagte Morok mit ſeiner ſchneidenden und kurzen Stimme, „man vernagelt ſeinen Sarg."

Eine raſche und düſtere Stille folgte ſeinen Worten.

„Seinen Sarg ... nein ... ich irre mich," fuhr Morok fort, „ihren Sarg muß ich ſagen, denn da die Zeit drängt, hat man das Kind mit der Mutter in den nämlichen Sarg gelegt."

„Eine Frau," rief die Narrheit aus, an den Kellner ſich wendend, „eine Frau iſt geſtorben?"

„Ja, Madame, eine arme junge Frau von zwanzig Jahren," antwortete traurig der Kellner; „ihre kleine Tochter, die ſie ſäugte, iſt ein wenig nach ihr geſtorben; dieß Alles in weniger als zwei Stunden. Der Herr iſt ſehr verdrießlich wegen der Störung, welche dieß in Ihre Tafel bringen kann. Aber er konnte dieſes Unglück nicht vorherſehen; denn heute früh war dieſe junge Frau gar nicht krank; im Gegentheile, ſie ſang aus voller Kehle; es gab keine luſtigere Perſon, als ſie."

Bei dieſen Worten hätte man gemeint, daß plötzlich ein Trauerkrepp über dieſe kurz zuvor ſo fröhliche Scene ſich breitete; alle dieſe kupferrothen und heiteren Geſichter, betrübten ſich mit einemmale; Niemand hatte den Muth, über dieſe Mutter und ihr Kind zu ſcherzen, die man in den nämlichen Sarg nagelte. Die Stille wurde ſo tief, daß man einige vom Schrecken unterdrückte Athemzüge hörte; die letzten Hammerſchläge ſchienen in allen Herzen ſchmerzlich zu wiederhallen; es war, wie wenn ſo viele, bis jetzt zurückgedrängte, traurige und peinliche Gefühle, jene mehr erkünſtelte als aufrichtige Beſeelung, jene Luſtigkeit, erſetzen wollten. Der Augenblick war entſcheidend. Man mußte auf der Stelle einen großen Schlag thun, den Geiſt der Gäſte wieder erheben, die ſich zu demoraliſiren begannen; denn mehrere hübſche roſige Geſichter erblichen ſchon, einige ſcharlachrothe Ohren wurden plötzlich weiß: jene von Nini-Moulin gehörten zu dieſer Zahl. Couche-tout-Nu dagegen verdoppelte Kühnheit und Frohſinn; ſeine durch Erſchöpfung gekrümmte Taille aufrichtend, das Geſicht leicht gefärbt: rief er aus:

„Wohlan, Kellner! wie ſteht's mit den Flaſchen Branntwein? Mordieu! und mit dem Punſche? Beim Teufel, iſt es denn Sache der Todten, die Lebenden zittern zu machen!“

„Er hat Recht, weg mit der Traurigkeit, ja, ja, den Punſch!“ riefen mehrere Gäſte, die das Bedürfniß fühlten, ſich zu beruhigen. „Den Punſch her. Zum Henker mit dem Kummer. Es lebe die Freude!“

„Meine Herren, hier iſt der Punſch,“ ſagte ein Kellner, die Thüre öffnend.

Bei dem Anblicke des flammenden Getränkes, welches die ſchwach gewordenen Geiſter neubeſeelen ſollte, ließen ſich ſtürmiſche Bravo's hören. Die Sonne war untergegangen, der Salon von hundert Gedecken, worin das Feſt Statt fand, tief; die wenigen Fenſter waren ſchmal und von Vorhängen von rother Kattunleinwand halb verhüllt. Und obwohl die Nacht noch nicht angebrochen, lag doch der entfernteſte Theil dieſes weiträumigen Saales faſt ganz in Dunkelheit: zwei Kellner brachten das Punſchungeheuer vermittelſt einer eiſernen Stange, durch den Henkel eines unermeßlichen kupfernen, wie Gold funkelnden, und mit Flammen von ſchillernden Farben gekrönten Baſſins geſchoben. Das brennende Getränke ward auf den Tiſch geſtellt, zur großen Freude der Gäſte, die ihre vorausgegangene Beſtürzung zu vergeſſen begannen.

„Nun,“ ſagte **Couche-tout-Nu** zu Morok mit einem auffordernden Tone, „ſo lange bis der Punſch ausgebrannt hat, zuvor unſer Duell; die Gallerie wird richten.“

Dann ſeinem Gegner die beiden vom Kellner gebrachten Flaſchen Branntwein weiſend, ſetzte Jacques hinzu: „Wähle die Waffen!“

„Wähle Du ſelbſt,“ antwortete Morok.

„Wohlan! hier iſt Deine Phiole und Dein Glas. **Nini-Moulin** wird über die Züge entſcheiden.“

„Ich weigere mich nicht, Kampfrichter zu ſeyn,“ antwortete der religiöſe Schriftſteller; „nur muß ich Ihnen bemerken, daß Sie ein gewagtes Spiel ſpielen, mein Kamerad, und daß zur gegenwärtigen Zeit, wie es einer von dieſen Herren geſagt hat, den Hals einer Flaſche Branntwein zwiſchen die Zähne zu bringen, vielleicht noch gefährlicher iſt, als ſich die Mündung einer geladenen Piſtole hinein zu ſtecken, und . . .

„Kommandiren Sie Feuer, mein Alter,“ ſagte Jacques, **Nini-Moulin** unterbrechend, „oder ich kommandire es ſelbſt.“

„Da Sie es wollen, ſey's.“

„Der Erſte, der verzichtet, iſt beſiegt,“ ſagte Jacques.

„Es bleibt dabei," antwortete Morok.

„Alſo, meine Herren, aufgepaßt, und entſcheiden wir über die Züge, darauf kommt es an," fuhr Nini-Moulin fort, „doch ſehen wir zuvor, ob die Flaſchen gleich ſind; vor Allem Gleichheit der Waffen."

Während dieſer Vorbereitungen herrſchte tiefe Stille im Saale. Der Muth der meiſten Anweſenden, einen Augenblick durch die Ankunft des Punſches gehoben, ſank von Neuem unter dem Gewichte trauriger Gedanken; man ahnete unbeſtimmt die Gefahr der von Morok an Jacques gemachten Ausforderung. Dieſer Eindruck, vereint mit den unheimlichen, durch den Zwiſchenfall mit dem Sarge geweckten Empfindungen, verdüſterte mehr oder weniger die Phyſiognomien. Mehrere Gäſte zeigten indeſſen noch gute Faſſung; aber ihre Luſtigkeit war erzwungen. Gewiſſe eintretende Umſtände, die kleinſten Sachen haben oft ſehr mächtige Wirkungen. Wie geſagt, nach dem Untergange der Sonne, hatte die Dunkelheit einen Theil dieſes großen Saales eingenommen; daher wurden die an ſeinem entfernteſten Ende befindlichen Gäſte bald nur noch durch die Helle des Punſches erleuchtet, der immer flammte. Dieſe geiſtige Flamme, man weiß es, wirft auf die Geſichter einen bleifarbigen, bläulichen Teint; es war alſo ein ſeltſamer, faſt grauenvoller Anblick, eine große Zahl von Gäſten, je nach ihrer größeren Entfernung von den Fenſtern, nur von jenen phantaſtiſchen Wiederſcheinen erleuchtet zu ſehen. Der Maler, mehr als

Jemand über dieſen Farbeneffekt betroffen, rief aus: „Schauen wir uns doch an, wir Andern am Ende des Tiſches; man ſollte glauben, daß wir zwiſchen Cholerakranken feſttafeln, ſo grünlich und bläulich ſehen wir aus.“

Dieſer Scherz fand mittelmäßigen Anklang. Zum Glücke zerſtreute die ſchallende Stimme Nini-Moulin's, der Aufmerkſamkeit verlangte, einen Augenblick die Verſammlung.

„Die Kampfbahn iſt eröffnet,“ rief der religiöſe Schriftſteller aus, aufrichtiger beſorgt und erſchrocken, als er es ſcheinen ließ. „Sind Sie bereit, wackere Kämpfer?“ fügte er bei.

„Wir ſind bereit,“ antwortete Morok und Jacques.

„An… Feuer…“ rief Nini-Moulin aus, in ſeine Hände klatſchend.

Jeder der beiden Trinker leerte mit einem Zuge ein gewöhnliches Glas voll Branntwein. Morok verzog keine Miene; ſein Marmorgeſicht blieb unempfindſam; er ſtellte ſein Glas wieder mit feſter Hand auf den Tiſch. Aber Jacques konnte, als er ſein Glas hinſetzte, ein leichtes, krampfhaftes, von innerem Leiden veranlaßtes Zittern nicht verhehlen.“

„Das heiß' ich tapfer getrunken,“ rief Nini-Moulin aus, „mit einem einzigen Zuge eine Viertelflaſche Branntwein leeren, das iſt triumphirend! Einer ſolchen Heldenthat wäre hier Niemand fähig, und wenn Sie mir hiewegen glauben, würdige Kämpfer, werden Sie es dabei bewenden laſſen.“

„Kommandiren Sie Feuer,“ verſetzte unerſchrocken Couche-tout-Nu. Und mit ſeiner fieberhaften und unruhigen Hand faßte er die Flaſche; doch plötzlich, anſtatt in ſein Glas zu gießen, ſagte er zu Morok: „Bah! kein Glas mehr … ausſtürzen … das iſt großartiger … wirſt Du's wagen?“

Statt aller Antwort ſetzte Morok, die Achſeln zuckend, den Hals der Flaſche an ſeine Lippen. Jacques beeilte ſich ihm nachzuahmen. Das gelbliche dünne und durchſichtige Glas der Flaſchen erlaubte, der fortſchreitenden Verminderung des Flüſſigen vollkommen zu folgen. Morok's verſteinertes Antlitz und das blaſſe und magere Geſicht von Jacques, bereits von dicken Tropfen kalten Schweißes gefurcht, waren eben, wie die Züge der übrigen Gäſte, von des Punſches bläulichen Scheine erleuchtet, und alle Augen auf Morok und Jacques mit jener barbariſchen Neugier geheftet, welche grauſame Schauſpiele unwillkürlich einflößen.

Jacques trank, die Flaſche mit ſeiner linken Hand haltend; plötzlich ſchloß und preßte er die Finger der rechten Hand durch eine Bewegung unwillkürlicher Krampfung; ſeine Haare ſträubten ſich auf ſeiner eiſigen Stirne, und eine Secunde lang verrieth ſein Geſicht einen durchdringenden Schmerz; dennoch fuhr er fort, zu trinken; nur … immer ſeine Lippen an den Hals der Flaſche geheftet … neigte er ſie einen Augenblick, wie wenn er hätte Athem ſchöpfen wollen. Jacques begegnete dem ſardoniſchen Blicke Morok's, der mit ſeiner gewohnten Unempfindſamkeit forttrank. Indem Jacques den Ausdruck eines beleidigenden Triumphes in Morok's Blicken zu leſen glaubte, erhob er haſtig den Elbogen, und trank noch gierig einige Schlucke. Seine Kräfte waren zu Ende, ein unauslöſchliches Feuer verzehrte ihm die Bruſt, das Leiden war zu grimmig; er konnte ihm nicht widerſtehen; ſein Kopf fiel zurück, ſeine Kinnlade ſchloß ſich convulſiviſch; er zerbrach den Kragen der Flaſche zwiſchen ſeinen Zähnen, ſein Hals erſtarrte, krampfhafte Zuckungen verdrehten ſeine Glieder, und er verlor faſt das Bewußtſeyn.

„Jacques... mein Junge... es iſt nichts," rief Morok aus, deſſen wilder Blick von teufliſcher Freude funkelte.

Dann, ſeine Flaſche auf den Tiſch ſtellend, erhob er ſich, um Nini-Moulin beizuſtehen, der vergebens Couche-tout-Nu zu halten ſuchte. Dieſe plötzliche Kriſis zeigte kein Choleraſymptom; jedoch erfaßte ein jäher Schrecken die Anweſenden; eine von den Frauen bekam einen heftigen Nervenanfall, ein Andere wurde ohnmächtig, durchdringende Schreie ausſtoßend. Nini-Moulin eilte, indem er Jacques in Morok's Händen ließ, zur Thüre, um Hilfe zu verlangen, als dieſe Thüre ſich plötzlich aufthat. Der religiöſe Schriftſteller fuhr bei dem Anblicke der unerwarteten Perſon, die vor ſeinen Augen ſtand, beſtürzt zurück.

Achtes Kapitel.

Erinnerungen.

Die Perſon, vor welcher Nini-Moulin mit ſo großem Erſtaunen ſtehen geblieben, war die Bacchusfeſt-Königin.

Abgezehrt, mit blaſſem Teint, zerrütteten Haaren, hohlen Wangen, tiefliegenden Augen, faſt in Lumpen gekleidet, war dieſe glänzende und fröhliche Heldin ſo vieler tollen Gelage nur mehr ihr eigener Schatten. Das Elend, der Schmerz, hatten dieſe einſt reizenden Züge welk gemacht.

Kaum in den Saal getreten, blieb Cephyſe ſtehen; ihr düſterer und unruhiger Blick bemühte ſich, durch das Halbdunkel des Saales zu dringen, um denjenigen darin zu finden, den ſie ſuchte. Plötzlich fuhr das junge Mädchen zuſammen und ſtieß einen lauten Schrei aus. Sie hatte ſo eben auf der andern Seite des langen Tiſches, bei der bläulichen Flamme des Punſches, Jacques bemerkt, deſſen convulſiviſche Bewegungen Morok und einer von den Gäſten kaum zu bewältigen vermochten. Bei dieſem Anblicke, im erſten Schreckensanfalle, von ihrer Liebe hingeriſſen, that Cephyſe, was ſie ſonſt in der Trunkenheit der Freude und des Vergnügens oft gethan hatte. Leicht und hurtig, anſtatt durch einen langen Umweg eine koſtbare Zeit zu verlieren, ſprang ſie auf den Tiſch, ſchritt behend zwiſchen den Flaſchen und Tellern durch, und war mit einem Sprunge bei Couche-tout-Nu.

„Jacques,“ rief ſie aus, ohne noch den Thierbändiger zu bemerken, und an den Hals ihres Geliebten ſtürzend, „Jacques! Ich bin's... Cephyſe...“

Dieſe ſo bekannte Stimme, dieſen der Seele enttönten, herzzerreiſſenden Schrei, ſchien Couche-tout Nu gehört zu haben; er wendete mechaniſch den Kopf nach der Seite der Bacchusfeſt-Königin, ohne die Augen zu öffnen, mit einem tiefen Seufzer; bald wurden ſeine ſtarren Glieder geſchmeidig; ein leichtes Zittern trat an die Stelle der Convulſionen, und nach wenigen Minuten ließen ſeine ſchweren, mühſam erhobenen Augenlieder, ſeinen unbeſtimmten und erloſchenen Blick ſehen.

Stumm und beſtürzt zeigten die Zuſchauer dieſer Scene eine ſorgliche Neugier. Cephyſe kniete vor ihrem Geliebten, bedeckte ſeine Hände mit Thränen, mit Küſſen, und rief mit einer von Schluchzen unterbrochenen Stimme aus: „Jacques... ich bin's... Cephyſe... Ich finde Dich wieder... Es iſt nicht meine Schuld, daß ich Dich verlaſſen habe... Verzeihe mir...“

„Unglückliche!“ fuhr Morok auf, zornig über dieſes für ſeine Anſchläge vielleicht widrige Zuſammentreffen, „Sie wollen ihn alſo tödten; in dem Zuſtande worin er ſich befindet, wird dieſe heftige Gemüthsbewegung ihm verderblich ſeyn; gehen Sie fort.“ Und er faßte Cephyſen unſanft am Arme, während Jacques, der aus einem peinlichen Traume zu erwachen ſchien, das zu unterſcheiden begann, was um ihn her vorging.

„Sie ... Sie ſind's!“ rief die Bacchusfeſt-Königin mit Erſtaunen aus, als ſie Morok erkannte. „Sie, der Sie mich von Jacques getrennt haben.“ Sie unterbrach ſich; denn der verſchleierte Blick von Couche-tout-Nu, auf ihr haftend, hatte ſich zu beſeelen geſchienen.

„Cephyſe ... Du biſt's ...“ murmelte Jacques.

„Ja, ich bin's ...“ erwiederte ſie mit tief bewegter Stimme, „ich bin's ... ich komme ... ich will Dir ſagen ...“

Sie konnte nicht fortfahren, faltete krampfhaft ihre beiden Hände, und auf ihrem bleichen, verfallenen, thränenüberſchwemmten Geſichte, konnte man das verzweiflungsvolle Erſtaunen leſen, welches ihr die tödtliche Verzerrung der Züge des Jacques verurſachte. Er begriff den Grund dieſes Erſtaunens, indem er ſeinerſeits das leidende und ausgezehrte Geſicht Cephyſens betrachtete; er ſagte zu ihr: „Armes Mädchen, Du haſt alſo auch viel Kummer gehabt ... viel Elend ... ich erkannte Dich nicht mehr ... nicht mehr ... ich.“

„Ja,“ erwiederte Cephyſe, „viel Kummer ... viel Elend ... und Schlimmeres als Elend,“ fügte ſie bebend hinzu, während eine lebhafte Röthe ihre blaſſen Züge färbte.

„Schlimmeres als Elend!“ verſetzte Jacques erſtaunt.

„Aber Du ... Du ... haſt gelitten ...“ beeilte ſich Cephyſe zu ſagen, ohne ihrem Geliebten zu antworten.

„Ich... war ſo eben nahe daran, zu ſterben... Du haſt mir gerufen... Ich bin auf einen Augenblick zu mir gekommen; denn... was ich hier fühle;“ und er legte ſeine Hand auf ſeine Bruſt, „läßt nicht aus.. Doch gleichviel,... jetzt... hab' ich Dich geſehen... ich werde zufrieden ſterben.“

„Du wirſt nicht ſterben, Jacques, bin ja ich da.“

„Höre, mein Mädchen... hätte ich hier... ſiehſt Du... im Magen... einen Schäffel glühender Kohlen, es würde mich nicht ärger brennen. Seit länger als einem Monate fühle ich wie eine langſame Qual mich verzehrt. — Uebrigens iſt's dieſer Herr...“ und er bezeichnete mit einem Nicken des Kopfes Morok, „iſt's dieſer liebe Freund... der ſich immer bemüht hat, das Feuer zu ſchüren... Im Grunde... bedaure ich das Leben nicht... Ich habe die Gewohnheit der Arbeit verloren, und jene... des Gelages angenommen... Ich würde damit aufhören, ein elender Bettler zu werden; lieber vergönne ich meinem Freunde das Vergnügen, eine Gluth in meiner Bruſt zu entzünden... Seit dem eben Getrunkenen bin ich überzeugt, daß es darin flammt, wie dieſer Punſch da.“

„Du biſt ein Narr und ein Undankbarer,“ ſagte Morok die Achſeln zuckend, „Du haſt Dein Glas gereicht, und ich habe eingeſchenkt. Und pardieu, wir werden noch lange und oft miteinander anſtoßen.“

Seit einigen Momenten wendete Cephyſe ihren Blick nicht von Morok.

„Ich ſagte, daß Du ſeit langer Zeit das Feuer anblaſeſt, woran ich meinen Balg verbrennen werde,“ fuhr Jacques, zu Morok gewendet, mit ſchwacher Stimme fort, „damit man nicht glaube, daß ich an der Cholera ſterbe. Man könnte meinen, daß ich vor meiner Rolle mich gefürchtet habe. Es iſt alſo kein Vorwurf, den ich Dir mache, mein zärtlicher Freund,“ fügte er mit einem ſardoniſchen Lächeln hinzu, „Du haſt luſtig meine Grube gegraben. Bisweilen, es iſt wahr... fuhr ich, jenes große ſchwarze Loch ſehend, worein ich fallen ſollte, einen Schritt zurück. Aber Du, zärtlicher Freund, Du ſtießeſt mich unſanft dem Abgrunde zu, indem Du zu mir ſagteſt: „„Geh doch... Poſſenreißer... geh doch...““ Und ich ging, ja... und ſiehe ich bin angekommen.“ Dieß ſagend, brach Couche-tout-Nu in ein gellendes Gelächter aus, welches die Zuſchauer erſtarren machte, die von dieſer Scene immer gerührter wurden.

„Mein Junge,“ ſagte Morok kalt, „höre mich, folg meinem Rathe, und...

„Ich danke, ich kenne Deine Rathſchläge, und anſtatt Dich zu hören, will ich lieber mit meiner armen Cephyſe reden; bevor ich zu den Maulwürfen hinabſteige, will ich ihr ſagen... was ich auf dem Herzen habe.“

„Jacques, ſey ſtill, Du weißt nicht, wie weh Du mir thuſt,“ erwiederte Cephyſe, „ich ſage Dir, daß Du nicht ſterben wirſt.“

„Dann, meine brave Cephyſe, werde ich mein Wohl

Dir verdanken,“ verſetzte Jacques mit einem ernſten und tief gerührten Tone, welcher die Zuſchauer innig ergriff. „Ja,“ fuhr Couche-tout-Nu fort, „da ich wieder zur Beſinnung kam, und Dich ſo ärmlich gekleidet ſah, hab' ich etwas Gutes im Herzen empfunden; weißt Du warum? weil ich mir dachte: — Das arme Mädchen! Sie hat mir muthig Wort gehalten; ſie hat lieber gearbeitet, gelitten, entbehrt, als einen andern Geliebten genommen, der ihr gegeben hätte was ich ihr gegeben habe, ſo lange ich's im Stande war; und dieſer Gedanke da, ſiehſt Du, Cephyſe, hat mir die Seele erquickt, es that mir Noth, denn ich brannte, und ich brenne noch,“ fügte er mit ſchmerzgekrampften Händen hinzu; „kurz, ich bin glücklich geweſen; dieß hat mir wohl gethan, daher Dank, meine brave und gute Cephyſe; ja, Du biſt gut und brav geweſen; Du haſt Recht gehabt, denn ich habe auf der Welt nur Dich geliebt, und wenn ich in meiner Verdummung einen Gedanken hatte, der mich ein wenig aus dem Schlamme hob, der mir Bedauern erregte, nicht beſſer zu ſeyn, ſo tauchte ein ſolcher Gedanke immer Deinetwegen in mir auf; Dank alſo, mein armes Liebchen;“ ſagte Jacques, deſſen glühende und trockene Augen feucht wurden, „noch einmal Dank,“ und er reichte Cephyſen ſeine ſchon kalte Hand; „wenn ich ſterbe, werde ich zufrieden ſterben, wenn ich lebe, werde ich auch glücklich leben; Deine Hand, meine brave Cephyſe, Deine Hand, Du haſt als ein ehrliches und treues Geſchöpf gehandelt.“

Anſtatt die von Jacques ihr gebotene Hand zu faſſen, neigte die immer kniende Cephyſe den Kopf, und wagte es nicht, die Augen zu ihrem Liebhaber aufzuſchlagen.

„Du antworteſt mir nicht,“ ſagte jener zum jungen Mädchen gewendet; „Du nimmſt meine Hand nicht, warum?“

Das unglückliche Geſchöpf antwortete nur durch erſticktes Schluchzen; von Scham vernichtet, verweilte ſie in einer ſo demüthigen, ſo flehenden Stellung, daß ihre Stirne faſt die Füſſe ihres Geliebten berührte.

Jacques, über das Schweigen und Benehmen der Bacchusfeſt-Königin beſtürzt, ſchaute ſie mit wachſendem Erſtaunen an; plötzlich ſagte er mit immer verzerrteren Zügen, mit zitternden Lippen, faſt ſtammelnd: „Cephyſe, ich kenne Dich... wenn Du meine Hand nicht nimmſt,... ſo geſchieht's, weil...“ Dann, bei verſagender Stimme, fügte er, nach einer kurzen Pauſe des Schweigens, dumpf hinzu: „Als man mich vor ſechs Wochen in das Gefängniß geführt hat, haſt Du zu mir geſagt:... „„Jacques, ich ſchwöre Dir bei meinem Leben, ich werde arbeiten, ich werde, wenn es ſeyn muß, in einem ſchrecklichen Elende leben, aber ich werde ehrlich leben...““ Dieß haſt Du mir verſprochen. Nun ſage mir, ich weiß es, Du haſt nie gelogen, daß Du Wort gehalten haſt... und ich will Dir glauben...“

Cephyſe antwortete nur mit einem herzzerreiſſenden Schluchzen, die Knie des Jacques an ihre keuchende Bruſt preſſend. Ein wunderlicher und gewöhnlicher Widerſpruch, als man denkt, dieſer Mann, durch Trunkenheit und Ausſchweifung verdummt, dieſer Mann, der, ſeit ſeiner Freilaſſung aus dem Gefängniſſe, allen mörderiſchen Anreizungen Morok's viehiſch nachgegeben hatte, dieſer Mann fühlte dennoch einen gräßlichen Schlag, als er durch Cephyſens ſtummes Geſtändniß die Untreue dieſes Geſchöpfes erfuhr, das er ungeachtet deſſen Entwürdigung geliebt, es übrigens nicht verhehlt hatte. Die erſte Regung des Jacques war ſchrecklich: trotz ſeines Schmerzes und ſeiner Schwäche, gelang es ihm, ſich aufzurichten; dann ergriff er mit von Wuth und Verzweiflung verzerrtem Geſichte ein Meſſer, bevor man es verhindern konnte, und erhob es gegen Cephyſen. Doch in dem Augenblicke, da er ſie durchbohren wollte, ſchleuderte er das Meſſer, vor einem Morde zurückbebend, weit von ſich, und fiel kraftlos auf ſeinen Stuhl, das Geſicht in ſeinen beiden Händen verbergend. Bei dem Aufſchrei Nini-Moulin's, der ſich zögernd auf Jacques geſtürzt, um ihm das Meſſer zu entwinden, hob Cephyſe den Kopf empor; die ſchmerzliche Ermattung des Couche-tout-Nu brach ihr das Herz; ſie ſtand auf, und ungeachtet ſeines Sträubens um den Hals ihm fallend, rief ſie mit einer von Schluchzen unterbrochenen Stimme aus: „Jacques ... wenn Du wüßteſt ... mein Gott! ... wenn Du wüßteſt ... höre mich an ... verdamme mich nicht, ohne mich zu hören, ich will Dir Alles ſagen ... ich ſchwör es Dir, Alles, ohne zu lügen ... dieſer Mann ..." (ſie wies auf

Morok) „wird nicht zu läugnen wagen ... er iſt gekommen ... er hat zu mir geſagt: „„Haben Sie den Muth, zu ...““

„Ich mache Dir keine Vorwürfe ... ich habe kein Recht dazu ... laß mich in Ruhe ſterben ... ich ... verlange nur mehr dieß ... jetzt,“ ſagte Jacques mit einer immer ſchwächer werdenden Stimme, Cephyſen zurückſtoßend. Dann fügte er mit einem herzzerfleiſchenden und bitteren Lächeln hinzu: „Zum Glücke ... hab' ich meinen Theil; ... ich wußte ... wohl ... was ich that ... als ich das ... Cognacduell ... annahm ...“

„Nein ... Du wirſt nicht ſterben, und Du wirſt mich hören,“ rief Cephyſe mit verwirrter Miene aus, „Du wirſt mich hören, und auch Jedermann wird mich hören: man wird ſehen, ob es meine Schuld iſt. Nicht wahr, meine Herren, wenn ich Mitleid verdiene, werden Sie Jacques bitten, mir zu verzeihen; denn im Grunde, wenn ich, vom Elende getrieben, keine Arbeit findend, gezwungen war, mich zu verkaufen, nicht des Luxus wegen, Sie ſehen meine Lumpen, ſondern um Brod zu bekommen, und ein Obdach zu verſchaffen meiner armen kranken, ſterbenden, und noch elenderen Schweſter, als ich, möchte doch deßwegen hierin etwas liegen, um mir Mitleid zu ſchenken, weil man ſagen könnte, daß man ſeines Vergnügens wegen ſich verkaufe,“ rief die Unglückliche, in ein entſetzliches Gelächter ausbrechend; dann fügte ſie mit leiſer Stimme und einem Schreckensſchauder bei: „Oh! wenn Du wüßteſt, Jacques, es iſt ſo infam, ſo furchtbar, flehſt Du, ſich ſo zu verkaufen, daß ich lieber geſtorben wäre, als zum zweitenmale zu beginnen. Ich wollte mich tödten, als ich erfuhr, daß Du hier ſeyeſt." Dann, Jacques anblickend, der, ohne ihr zu antworten, traurig den Kopf ſchüttelte, in ſich ſelbſt zuſammenbrechend, obgleich von Nini-Moulin geſtützt, ſagte Cephyſe, indem ſie ihre Hände flehend gegen ihn rang: „Jacques! ein Wort, ein einziges Wort des Mitleids, der Verzeihung!"

„Meine Herren, jagen Sie dieſes Frauenzimmer gefälligſt fort," ſagte Morok, „ihr Anblick verurſacht meinem Freunde eine zu peinliche Gemüthsaufregung."

„Hören Sie, mein liebes Kind, ſeyen Sie vernünftig," ſagten mehrere Gäſte, tief gerührt, indem ſie Cephyſen wegzuziehen ſuchten; „verlaſſen Sie ihn, kommen Sie mit uns; es iſt keine Gefahr für ihn vorhanden."

„Meine Herren, o! meine Herren," rief das armſelige Geſchöpf aus, in Thränen zerfließend, und mit aufgehobenen, flehenden Händen, „hören Sie mich an, laſſen Sie mich Ihnen ſagen, ich will thun was Sie wollen, ich will fortgehen; aber um Gotteswillen, ſchicken Sie um Hilfe fort, laſſen Sie ihn nicht ſo ſterben. Aber betrachten Sie nur, mein Gott! er leidet grimmige Schmerzen; ſeine Convulſionen ſind ſchrecklich."

„Sie hat Recht," ſagte einer von den Gäſten, indem er zur Thüre eilte, „man muß um einen Arzt ſchicken."

„Man wird jetzt keine Aerzte antreffen,“ äußerte ein Anderer, „ſie ſind allzuſehr beſchäftiget.“

„Thun wir etwas Beſſeres,“ verſetzte ein Dritter, „das Hôtel-Dieu iſt gegenüber; tragen wir dieſen armen Jungen hin; man wird ihm die dringendſte Hilfe leiſten; ein Tiſchanſatz wird als Tragbahre und das Tiſchtuch als Betttuch dienen.“

„Ja, ja, recht ſo,“ ſagten mehrere Stimmen, „tragen wir ihn fort, und verlaſſen wir das Haus.“

Jacques, vom Branntwein zerfreſſen, durch ſeine Unterredung mit Cephyſen zerrüttet, war wieder von einer heftigen nervöſen Criſis befallen. Dieß war der Todeskampf des Unglücklichen. Man mußte ihn vermittelſt der langen Zipfel des Tiſchtuches feſthalten, um ihn auf den Tiſchanſatz hinzuſtrecken, der als Tragbahre dienen mußte, und welchen zwei Gäſte fortzutragen ſich beeilten. Man gab Cephyſens dringenden Flehen nach, welche ſich's als letzte Gnade erbeten hatte, Jacques zum Spitale zu begleiten. Als dieſer traurige Zug den großen Saal des Reſtaurateurs verließ, gab es unter den Gäſten ein allgemeines Rette-ſich-wer-kann; Herren und Frauenzimmer beeilten ſich, in ihre Mäntel ſich zu hüllen, um ihre Coſtüme zu verbergen. Die Wagen, welche man zur Rükkehr der Maskerade in genügend großer Anzahl beſtellt hatte, waren glücklicherweiſe bereits angekommen. Die Ausforderung war bis zum Ende durchgeführt. Nach erfülltem verwegenen Trotzbieten, konnte man ſich alſo mit Kriegsehren zurückziehen. In dem Momente, da ein Theil der Anweſenden noch im Saale ſich befand, brach ein anfangs entferntes Getöſe, das ſich jedoch bald näherte, auf dem Vorplatze Notre-Dame mit einer unglaublichen Wuth aus. Jacques war bis zur äußeren Thüre der Weinſchenke gebracht worden; Morok und Nini-Moulin, der Stegreiftragbare vorausſtretend, ſuchten ſich einen Weg durch die Menge zu bahnen, um zum Hôtel-Dieu zu gelangen. Bald nöthigte ſie ein heftiges Rückſtrömen der Menge, ſtille zu ſtehen, und eine Verdoppelung wilder Schreie erſcholl an dem andern Ende des Platzes, an der Ecke der Kirche.

„Was giebt's denn?“ fragte Nini-Moulin einen Menſchen von gemeinem Geſichte, der vor ihm ſprang. „Was bedeuten dieſe Schreie?“

„Es iſt wieder ein Vergifter, den man zerhauet, wie jenen, deſſen Leib man ſo eben in's Waſſer geworfen hat,“ antwortete der Menſch. „Wenn Sie profitiren wollen, folgen Sie mir,“ fügte er bei, „und ſpielen Sie mit den Elbogen, ſonſt werden wir zu ſpät kommen.“

Kaum hatte der Elende dieſe Worte ausgeſprochen, als ein gräßlicher Schrei das Brauſen der Menge übertäubte, durch die, unter Morok's Vortritte, die Träger der Tragbahre von Couche-tout-Nu mit großer Mühe ſich drängten. Cephyſe hatte dieſen herzzerreiſſenden Schrei ausgeſtoßen. Jacques, einer von den ſieben Erben der Familie Rennepont, war ſo eben in ihren Armen geſtorben. Verhängnißvolles Zuſammentreffen. Im nämlichen Augenblicke von Cephyſens verzweifeltem Ausrufe, der den Tod des Jacques verkündete, erhob ſich ein anderer Schrei in der Gegend des Vorplatzes Notre-Dame, wo man einen Vergifter umbrachte. Dieſer ferne, flehende, und aus furchtbarem Schrecken ganz zuckende Schrei, wie der letzte Aufſchrei eines Menſchen, der unter den Streichen ſeiner Mörder ſich ſträubet, machte Morok inmitten ſeines abſcheulichen Triumphes erſtarren. „Hölle!!“ rief dieſer gewandte Mörder aus, der zu ſeinen mörderiſchen, aber geſetzlichen Waffen, die Trunkenheit und das Saufgelag genommen hatte, „Hölle! es iſt die Stimme des Abbé von Aigrigny, den man ermordet!!“

Neuntes Kapitel.

Der Vergifter.

Einige zurückblickende Zeilen ſind nöthig, um zur Erzählung der auf den Pater von Aigrigny bezüglichen Ereigniſſe zu gelangen, deſſen Nothſchrei einen ſo lebhaften Eindruck auf Morok ſelbſt in dem Augenblicke gemacht hatte, da Jacques Rennepont geſtorben war. Die Scenen, welche wir ſchildern wollen, ſind grauſam. Wär' es uns zu hoffen erlaubt, daß ſie jemals zur Belehrung dienen dürften, ſo würde dieſes furchtbare

Gemälde, ſelbſt durch den Schrecken, den es vielleicht einflößen wird, dahin zielen, jenen Ausſchweifungen einer gräßlichen Barbarei vorzubauen, denen bisweilen die undankbare und blinde Menge fröhnet, wenn ſie, von den traurigſten Irrthümern eingenommen, durch Rädelsführer von dummer Wildheit ſich bethören läßt. Wir haben es geſagt, die abſurdeſten, die beunruhigendſten Gerüchte verbreiteten ſich in Paris; nicht nur ſprach man von Vergiftung der Kranken und öffentlichen Brunnen, ſondern man ſagte auch, daß Elende ertappt worden ſeyen, wie ſie Arſenik in die Schleifkannen warfen, welche die Weinhändler gewöhnlich auf ihrem Schenktiſche vollgefüllt bereit halten.

Goliath ſollte Morok nach dem Vollzuge einer Botſchaft an den Pater von Aigrigny aufſuchen, der ihn in einem Hauſe des Platzes des erzbiſchöflichen Palaſtes erwartete. Goliath war bei einem Weinhändler der Straße de la Calandre eingetreten, um ſich zu laben; nachdem er zwei Gläſer Wein getrunken hatte, bezahlte er ſie. Während die Schenkwirthin die Münze ſuchte, die ſie ihm herausgeben ſollte, ſtützte Goliath mechaniſch und ſehr unſchuldig ſeine Hand auf die Mündung einer in ſeiner Griffweite ſtehenden Schleifkanne. Die große Geſtalt dieſes Mannes, ſein abſtoßendes Geſicht, ſeine wilde Phyſiognomie, hatten die durch das öffentliche Gerede hinſichtlich der Vergifter in Kenntniß geſetzte und mit Beſorgniß erfüllte Schenkwirthin bereits beunruhiget; aber als ſie Goliath ſeine Hand auf die Mündung einer ihrer Schleifkannen legen ſah, rief ſie erſchrocken aus: „Ah! mein Gott! Sie haben etwas in dieſe Schleifkanne geworfen!“

Bei dieſen mit einem Schreckenstone ſehr laut ausgeſprochenen Worten, ſtanden einige in der Schenke ſitzende Trinker haſtig auf, eilten an den Schenktiſch, und einer von ihnen ſagte unbeſonnen; „Das iſt ein Vergifter.“

Goliath, der in dem Quartiere verbreiteten finſteren Gerüchte unkundig, verſtand Anfangs nicht, weſſen man ihn beſchuldigte. Die Trinker erhoben, ihn zur Rede ſtellend, immer mehr ihre Stimmen; er, auf ſeine Stärke vertrauend, zuckte verächtlich die Achſeln, und verlangte grob die Münze, an deren Herausgabe die blaſſe und erſchrockene Weinhändlerin nicht dachte.

„Schurke!“ rief einer von den Trinkern mit ſo großer Heftigkeit aus, daß mehrere Vorübergehende ſtehen blieben, „man wird Dir Deine Münze herausgeben, wenn Du geſagt haben wirſt, was Du in dieſe Schleifkanne geworfen haſt!“

„Wie? Er hat etwas in eine Schleifkanne geworfen?“ fragte ein Vorübergehender.

„Er iſt vielleicht ein Vergifter,“ verſetzte ein Anderer.

„Dann müßte man ihn verhaften,“ fügte ein Dritter bei.

„Ja, ja,“ ſagten die Trinker, ehrliche Leute vielleicht, aber dem Einfluße des allgemeinen paniſchen Schreckens unterworfen, „ja, man muß ihn verhaften, man hat ihn ertappt, als er in eine von den Schleifkannen des Schenktiſches Gift warf.“

Dieſe Worte: er iſt ein Vergifter! verbreiteten ſich alſogleich in der Gruppe, die, zuerſt aus drei oder vier Perſonen beſtehend, vor der Thüre des Weinhändlers in jedem Augenblicke anſchwoll; dumpfe und drohende Schreie begannen ſich zu erheben; da der beſchuldigende Trinker ſo ſeine Beſorgniſſe getheilt und faſt gerechtfertiget ſah, glaubte er als ein guter und muthiger Bürger zu handeln, indem er Goliath am Kragen faßte, und zu ihm ſagte: „Folge mir auf die Wache, um Dich dort zu erklären, Schurke.“

Der Rieſe, durch die Beleidigungen ſchon gereizt, deren eigentlichen Sinn er nicht kannte, wurde durch dieſen ungeſtümmen Angriff erbittert; ſeiner natürlichen Rohheit nachgebend, warf er ſeinen Gegner auf den Schenktiſch, und ſchlug ihn mit Fauſtſchlägen halb todt. Während dieſes Zuſammenſtoßes wurden mehrere Flaſchen und einige Fenſterſcheiben mit Krachen zerbrochen, indeſſen die Schenkwirthin, immer erſchrockener, aus allen Kräften ſchrie: „Zu Hilfe! Vergifter: Mörder! Wache!“

Bei dem klirrenden Getöſe der zerbrochenen Scheiben, bei dieſen Nothſchreien, ſtürzten die zuſammengelaufenen Vorübergehenden, von denen eine große Zahl an Vergifter glaubte, in die Schenke, um den Trinkern zu helfen, ſich Goliath's zu bemächtigen. Vermittelſt ſeiner herkuliſchen Kraft warf dieſer, nach einigen Momenten des Kampfes gegen ſechs oder ſieben Perſonen, zwei von den wüthendſten Angreifern zu Boden, trieb die Andern auseinander, näherte ſich dem Schenktiſche, und ſtürzte ſich, einen kräftigen Anlauf nehmend, mit geſenkter Stirne, wie ein Kampfſtier, auf die Menge, welche die Thüre verlegte; dann, dieſe Oeffnung mit Hilfe ſeiner ungeheuern Schultern und ſeiner athletiſchen Arme vollendend, brach er ſich Bahn durch die Schaar, und lief aus allen Kräften nach dem Vorplatze Notre-Dame, mit zerriſſenen Kleidern, bloßem Kopfe, und bleichem und zornigen Geſichte. Alſogleich ſetzte eine große Zahl der Perſonen, aus denen die Schaar beſtand, Goliath verfolgend nach, und hundert Stimmen ſchrien: „Haltet ihn feſt, haltet den Vergifter feſt!“

Da ein vorübergehender Metzgerknecht, der auf ſeinem Kopfe einen leeren Korb trug, dieſe Schreie hörte, und einen Mann mit widriger und verwirrter Miene herbeilaufen ſah, warf er dieſen Korb dem Goliath zwiſchen die Beine; dieſer, durch dieſes Hinderniß verblüfft, that einen falſchen Schritt, und fiel, der Metzgerknecht im Wahne, eine eben ſo heldenmüthige That zu thun, wie wenn er einem wüthenden Hunde ſich entgegen geworfen hätte, ſtürzte ſich auf Goliath, und wälzte ſich mit ihm auf dem Pflaſter, ſchreiend: „Zu Hilfe! er iſt ein Vergifter, zu Hilfe!“

Dieſer Auftritt geſchah in geringer Entfernung von der Kathedralkirche, aber ferne genug von der Menge, die am Thore des Hôtel-Dieu ſich drängte, und des Hauſes des Reſtaurateurs, in welches die Maskerade der Cholera gezogen war, (dieß ereignete ſich bei einbrechender Nacht); bei den durchdringenden Geſchrei des Metzgers eilten mehrere Gruppen, an deren Spitze Ciboule und der Steinbrecher ſich befanden, nach der Stätte des Kampfes, während die Vorübergehenden, die den angeblichen Vergifter von der Straße de la Calandre her verfolgten, ihrerſeits auf dem Vorplatze ankamen. Bei dem Anblicke dieſer drohenden Menge, die auf ihn zu kam, fühlte Goliath, immer ſeine Vertheidigung gegen den Metzgerknecht fortſetzend, der ihn mit der Hartnäckigkeit eines Bullenbeißers bekämpfte, daß er verloren ſey, wenn er nicht zunächſt dieſen Gegner vom Halſe brächte; mit einem wüthenden Fauſtſchlage zerſchmetterte er dem Metzgerknechte die Kinnlade, der ihn in dieſem Augenblicke unter ſich hatte; es gelang ihm, von ſeiner Umſchließung ſich loszumachen; er ſtand auf, und that, noch betäubt, einige Schritte vorwärts. Plötzlich blieb er ſtehen. Er ſah ſich umzingelt. Hinter ihm erhoben ſich die Mauern der Kathedralkirche; rechts, links, gegenüber, rannte eine feindliche Menge herbei. Die wilden, vom Metzgerknechte ausgeſtoßenen Schmerzſchreie, den man ſo eben ganz blutend aufgehoben hatte, vermehrten noch die Volkswuth. Für Goliath trat ein ſchrecklicher Moment ein: dieß war jener, wo er, wieder allein, inmitten eines Raumes, der von Secunde zu Secunde ſich verengte, von allen Seiten grimmige Feinde, Todesſchreie ausſtoßend, gegen ſich heranſtürzen ſah.

Gleich einem Eber, der ſich einigemale um ſich ſelbſt dreht, bevor er ſich entſchließt, der erbitterten Meute die Stirne zu bieten, machte Goliath, durch den Schrecken verdummt, hie und da einige haſtige, unſchlüſſige Schritte; dann, da dem auf eine unmögliche Flucht Verzichtenden der Inſtinkt ſagte, daß er weder Erbarmen noch Mitleiden von einer durch blinde und taube Wuth hingeriſſenen Menge zu erwarten habe, wollte Goliath wenigſtens ſein Leben theuer verkaufen; er ſuchte ſein Meſſer in ſeiner Taſche; als er es darin nicht fand, ſtützte er ſich auf ſein linkes Bein in einer athletiſchen Stellung, ſtreckte, halb ausgelegt, ſeine beiden muskeligen Arme vor, hart und ſtraff wie zwei Eiſenſtangen, und erwartete feſten Fuſſes muthig den Anprall.

Die erſte Perſon, welche in Goliath's Nähe kam, war Ciboule. Die athemloſe Megäre, anſtatt ſich auf ihn zu ſtürzen, blieb ſtehen, bückte ſich, nahm einen von den dicken Holzſchuhen, die ſie trug, und ſchleuderte ihn an den Kopf des Rieſen, mit ſolcher Kraft, mit ſolcher Gewandtheit, daß ſie ihn mitten in's Auge traf, das blutend halb aus ſeiner Höhle quoll. Goliath fuhr mit beiden Händen nach ſeinem Geſichte, einen gräßlichen Schmerzſchrei ausſtoßend.

„Ich habe ihn ſchielen gemacht,“ ſagte Ciboule laut auflachend.

Goliath, durch den Schmerz wüthend geworden, anſtatt die erſten Streiche zu erwarten, die man ihm zu verſetzen noch zögerte, ſo ſehr imponirte ſein Anſchein herkuliſcher Kraft den Angreifern, (da den Steinbrecher, ſeinen würdigen Gegner, eine Bewegung der Menge zurückgedrängt hatte) ſtürzte ſich Goliath in ſeiner Wuth auf die Gruppe, welche ſich in ſeiner Griffweite befand. Ein ſolcher Kampf war zu ungleich, um lange zu dauern, aber der Kampf, da die Verzweiflung des Rieſen Kräfte verdoppelte, einen Augenblick furchtbar. Der Unglückliche fiel nicht gleich anfangs. Einige Secunden lang, da er unter einem Schwarme von erbitterten Angreifern faſt völlig verſchwand, ſah man bald einen ſeiner herkuliſchen Arme auftauchen, und Schädel und Geſichter hämmernd niederfallen, bald war ſein ungeheuerer, ſchwarzblauer und blutender Kopf von einem ſeine krauſen Haare klammernden Kämpfer rückwärtsgezerrt. Hie und da zeugten die haſtigen Seitenſprünge, die heftigen ſchwingenden Bewegungen der Menge, von der unglaubigen Energie der Vertheidigung Goliaths. Da es dem Steinbrecher dennoch gelang, zu ihm zu kommen, ward Goliath zu Boden geworfen. Ein langer wilder Freudenſchrei verkündete dieſen Sturz; denn in ſolcher Lage heißt fallen … ſterben.

Daher wiederholten tauſend keuchende und ergrimmte Stimmen das Geſchrei: „Tod dem Vergifter!“

Nun begann eine von jenen Scenen der Metzelei und Qual, der Cannibalen würdig, ſcheußliche Frevel, um ſo unglaublicher, als ſie immer zu paſſiven Zeugen oder ſelbſt zu Mitſchuldigen, oft ehrliche, menſchenfreundliche Leute haben, die aber, durch Wahn oder dumme Vorurtheile bethört, zu allen Arten von Barbareien ſich hinreißen laſſen, in der Meinung, einen Akt unerbittlicher Gerechtigkeit zu vollziehen. Wie es zu gehen pflegt, der Anblick des aus Goliath's Wunden ſtrömenden Blutes, berauſchte ſeine Gegner, verdoppelte ihre Wuth. Hundert Arme laſteten auf dieſem Elenden; man trat ihn mit Füſſen; man zerquetſchte ihm das Geſicht, man ſtieß ihm die Bruſt ein. Hie und da, inmitten der raſenden Schreie: „Tod dem Vergifter!“ hörte man ſtarke dumpfe Schläge, gefolgt von erſticktem Stöhnen: es war ein entſetzliches Jägerrecht; Jeder, von einem blutgierigen Schwindel verblendet, wollte ſeinen Streich anbringen, einen Fetzen Fleiſch herausreißen; Weiber, ja, ſogar Weiber, ſogar Mütter, waren voll Wuth auf dieſen verſtümmelten Leib erpicht.

Es war ein Moment furchtbaren Schreckens. Goliath, mit zerquetſchtem, kothbeſudeltem Geſichte, zerfetzten Kleidern, nackter, rother, aufgebrochener Bruſt, Goliath, einen Augenblick der Ermattung ſeiner Henker benützend, die ihn todt wähnten, brachte es durch einen jener convulſiviſchen Aufſprünge, die im Todeskampfe häufig ſind, dahin, ſich einige Secunden lang auf ſeine Beine emporzurichten; dann, durch ſeine Wunden blind geworden, mit ſeinen Armen in der Luft herumfahrend, wie um Streiche abzuwehren, die man nicht gegen ihn führte, murmelte er dieſe Worte, die mit Blutſtrömen aus ſeinem Munde kamen: „Gnade … ich habe nicht vergiftet … Gnade.“

Dieſe Art von Auferſtehung brachte eine ſo ergreifende Wirkung auf die Menge hervor, daß ſie einem Augenblick ſchaudernd zurückfuhr; die Schreie hörten auf; man ließ ein wenig Raum um das Opfer herum, einige Herzen begannen ſogar Mitleiden zu fühlen, als der Steinbrecher, indem er den blutgeblendeten Goliath hie und da ſeine Hände vor ſich hinſtrecken ſah, eine grauſame Anſpielung auf ein bekanntes Spiel machte, und ausrief: „Halsbreche!“ Dann, mit einem heftigen Fußſtoße auf den Bauch, ſtürzte er von Neuem das Opfer zu Boden, deſſen Kopf auf dem Pflaſter zweimal aufprallte.

Im Augenblicke, da der Rieſe fiel, rief eine Stimme in der Menge aus: „Es iſt Goliath! … Haltet ein! … Dieſer Unglückliche iſt unſchuldig.“

Und der Vater von Aigrigny (er war's), einem großmüthigen Gefühle folgend, machte gewaltige Anſtrengungen, um in die erſte Reihe der Theilnehmer an dieſer Scene vorzudringen; es gelang ihm, und dann rief er auf, blaß, entrüſtet, drohend: „Ihr ſeyd feige Memmen, Mörder! Dieſer Mann iſt unſchuldig, ich kenne ihn. Ihr werdet für ſein Leben haften.“

Dieſe heftigen Worte des Vaters von Aigrigny erregten einen großen Lärm.

„Du kennſt dieſen Vergifter," ſchrie der Steinbrecher, den Jeſuiten am Kragen packend, „Du biſt vielleicht auch ein Vergifter."

„Elender!" rief der Pater von Aigrigny aus, indem er ſich von den Krallen des Steinbrechers loszumachen ſuchte, „Du wagſt es, an mich Hand anzulegen?"

„Ja, ich wage Alles, ich," antwortete der Steinbrecher.

„Er kennt ihn, das muß ein Vergifter ſeyn wie der Andere," ſchrie man bereits in der Menge, die ſich um die beiden Gegner drängte, während Goliath, der in ſeinem Sturze ſich den Schädel eingeſchlagen hatte, ein Todesröcheln vernehmen ließ.

In Folge einer raſchen Bewegung des Paters von Aigrigny, der ſich des Steinbrechers entledigt hatte, fiel ein ziemlich großes, ſehr dickes Kryſtallfläſchchen, von beſonderer Form und mit einer grünlichen Flüſſigkeit gefüllt, aus ſeiner Taſche, und kollerte neben den Leib Goliath's hin. Bei dem Anblicke dieſes Fläſchchens riefen mehrere Stimmen aus: „Das iſt Gift, ſeht ihr, er hat Gift bei ſich."

Auf dieſe Anſchuldigung verdoppelten ſich die Schreie, und man fing an, den Abbé von Aigrigny ſo dicht zu umzingeln, daß er ausrief: „Berührt mich nicht; kommt mir nicht nahe."

„Wenn er ein Vergifter iſt," ſagte eine Stimme, nicht mehr Gnade für ihn, als für den Andern."

„Ich ein Vergifter!" verſetzte der Abbé, von Staunen ergriffen.

Ciboule hatte ſich auf das Fläſchchen geſtürzt; der Steinbrecher nahm es, entpfropfte es, und ſagte zum Pater von Aigrigny, indem er es ihm reichte: „Und dieß! was iſt dieß?“

„Das iſt kein Gift,“ erwiederte der Pater von Aigrigny.

„Dann trink es,“ entgegnete der Steinbrecher.

„Ja, ja, er trinke es!“ ſchrie die Menge.

„Niemals!“ ſagte der Pater von Aigrigny mit Schrecken. Und er fuhr zurück, das Fläſchchen mit der Hand raſch wegſtoßend.

„Seht Ihr! Es iſt Gift! er wagt nicht zu trinken,“ ſchrie man. Und ſchon auf allen Seiten eingeſchloſſen, ſtrauchelte der Pater von Aigrigny auf Goliaths Leibe.

„Meine Freunde,“ rief der Jeſuit aus, der, ohne Vergifter zu ſeyn, in einer ſchrecklichen Alternative ſich befand; denn ſein Fläſchchen enthielt Vorbauungsſalze von großer Kraft, eben ſo gefährlich zu trinken, wie Gift, „meine wackern Freunde, ihr irret Euch; im Namen Gottes ſchwör' ich Euch, daß...“

„Wenn es kein Gift iſt, ſo trink,“ wiederholte der Steinbrecher, dem Jeſuiten neuerdings das Fläſchchen reichend.

„Wenn Du nicht trinkeſt, zum Tode! wie Dein Kamerad, weil Du, wie er, das Volk vergifteſt.“

„Ja, zum Tode! zum Tode!“

„Aber, Unglückliche,“ rief der Pater von Aigrigny mit ſchreckengeſträubten Haaren aus, „wollt Ihr mich denn umbringen?“

„Und alle jene, die Ihr vergiſtet habt, Schurken! Du und Dein Kamrad?“

„Aber dieß iſt nicht wahr, und …“

„Dann trink,“ wiederholte der unerbittliche Steinbrecher, „zum letztenmale, entſchließ Dich!“

„Trinken, dieß iſt ja der Tod*), rief der Pater von Aigrigny aus.

„Ah! Seht Ihr den Schurken!“ entgegnete die Menge, dichter ſich ſchaarend, „er geſteht, er geſteht.“

„Er hat ſich verrathen!“

„Er hat geſagt: Dieß trinken, iſt der Tod!“

„Aber höret mich doch an!“ rief der Abbé die Hände ringend aus, „dieſes Fläſchchen iſt —“

Wüthende Schreie unterbrachen den Pater von Aigrigny.

„Ciboule! mach jenen dort das Garaus!“ ſchrie der Steinbrecher, Goliath mit dem Fuße ſtoßend, „ich will mit dieſem da beginnen!“ Und er packte dem Pater von Aigrigny an der Gurgel.

Auf dieſe Worte bildeten ſich zwei Gruppen: Die Eine, von Ciboule geführt, gab Goliath den Reſt mit Fußtritten, Steinſchlägen, Holzſchuhſtößen; bald war der Leib nur etwas Entſetzliches, Verſtümmeltes, ohne Namen, ohne Form, eine träge, aus Koth und zermalmtem Fleiſche geknetete Maſſe. Ciboule gab ihr Tartanhalstuch her; man knüpfte es an einen der verrenkten Füſſe der Leiche, und ſchleifte ſie an die Bruſtwehr des Kaies. Und hier inmitten des Geſchreies einer wilden Freude, ſtürzte man dieſe blutigen Trümmer in den Strom.

---

*) Die Thatſache iſt geſchichtlich: ein Mann iſt ermordet worden, weil man ein mit Ammoniak gefülltes Fläſchchen bei ihm gefunden hat. Auf ſeine Weigerung, es zu trinken, zerriß der Pöbel dieſen Unglücklichen, überzeugt, daß das Fläſchchen mit Giſt gefüllt ſey.

E. S.

Zittert man nun nicht, wenn man bedenkt, daß zur Zeit einer Volksgährung ein Wort genügt, ein einziges Wort, von einem rechtſchaffenen Manne ausgeſprochen, und ſelbſt ohne Haß, um einen ſo furchtbaren Mord zu veranlaſſen?

„Er iſt vielleicht ein Vergifter!“

Dieß hatte der Trinker*) in der Weinſchenke der Straße de la Calandre geſagt; mehr nicht, und Goliath war ohne Erbarmen ermordet worden.

Welche gebieteriſche Gründe, um Unterricht, Belehrung in die unterſten Tiefen der Maſſen dringen zu laſſen, und dadurch viele Unglückliche in den Stand zu ſetzen, ſich vor ſo vielen dummen Vorurtheilen, vor ſo vielen traurigen abergläubiſchen Meinungen, vor ſo vielen unverſöhnlichen fanatiſchen Uebergriffen zu ſchützen! Wie kann man Ruhe, Ueberlegung, Selbſtbeherrſchung,

---

*) Nicht der Trinker in der Weinſchenke, wie der Leſer bemerken wird, ſondern ein Vorübergehender hat das „vielleicht“ mit „Vergifter“ in Verbindung gebracht. D. Ueb.

Gerechtigkeitsgefühl von aufgegebenen Weſen verlangen, welche die Unwiſſenheit verdummt, das Elend entwürdiget, die Leiden aufſtacheln, und mit denen der Staat ſich nur beſchäftiget, wenn es ſich darum handelt, ſie auf die Galeere zu ſchleppen, oder ſie durch den Henker zu knebeln?

Der furchtbare Schrei, von welchem Morok war erſchreckt worden, war jener, welchen der Pater von Aigrigny ausſtieß, als der Steinbrecher mit ſeiner gräulichen Fauſt ihn packte, und zu Ciboulen ſagte, den ſterbenden Goliath ihr weiſend: „Mach jenem dort das Garaus, ich will mit dieſem da beginnen."

Zehntes Kapitel.

Die Kathedralkirche.

Die Nacht war ſchier völlig angebrochen, als Goliath's verſtümmelte Leiche in den Strom geſtürzt wurde. Die ſchwingenden Bewegungen der Menge hatten bis in die Straße, welche ſich längs der linken Seite der Kathedralkirche hinzog, die Gruppe zurückgefluthet, in deren Gewalt der Pater von Aigrigny blieb, der, nachdem es ihm gelungen, ſich von dem kräftigen Griffe des Steinbrechers los zu machen, aber immer von der: **Tod dem Vergifter!** ſchreienden Menge gepreßt, Schritt für Schritt zurückwich, die Streiche abzulenken bemüht, die man gegen ihn führte. Durch Geiſtesgegenwart, Gewandtheit, Muth, in dieſem critiſchen Momente ſeine frühere militäriſche Energie wieder findend, hatte er bisher widerſtehen und aufrecht bleiben können, durch Goliath's Beiſpiel belehrt, daß fallen, ſterben heiße.

Ungeachtet ſeiner geringen Hoffnung, mit Erfolg gehört zu werden, rief der Abbé aus allen Kräften um Hilfe, um Beiſtand. Den Boden Schritt für Schritt überlaſſend, in der Art manövrirend, ſich einer von den Seitenmauern der Kirche zu nähern, gelang es ihm endlich, ſich in einem von dem Vorſprunge eines Pfeilers, und ganz nahe an der Oeffnung einer kleinen Thüre, gebildeten Winkel rückenfrei zu machen. Dieſe Stellung war ziemlich günſtig; der Pater von Aigrigny, an die Mauer gelehnt, ſah ſich ſo gegen einen Theil der Angriffe geſchützt. Aber der Steinbrecher, um ihm dieſe letzte Rettungsſtütze zu entreiſſen, ſtürzte ſich auf ihn, in der Abſicht ihn zu packen, und in die Mitte des Kreiſes zu zerren, wo er mit Füſſen wäre getreten worden; der Todesſchrecken verlieh dem Pater von Aigrigny eine außerordentliche Kraft; er konnte den Steinbrecher wieder feſt zurückſtoſſen, und in der Ecke, wohin er ſich geflüchtet hatte, wie angemauert verweilen. Der Widerſtand des Opfers verdoppelte die Wuth der Angreifer; Todesſchreie ertönten mit neuer Heftigkeit. Der Steinbrecher warf ſich von Neuem auf den Pater von Aigrigny, mit dem Ausrufe: „Zu mir her, Freunde! Der da treibt's zu lange; laßt uns ein Ende damit machen."

Der Pater von Aigrigny ſah ſich verloren. Seine Kräfte waren erſchöpft, er fühlte ſich ſchwach werden, ſeine Knie zitterten, eine Wolke glitt über ſeine Augen hin; das Geheul dieſer Wüthenden begann faſt gedämpft an ſein Ohr zu ſchlagen. Der Schmerz mehrerer heftiger, während des Kampfes am Kopfe und vorzüglich an der Bruſt erhaltener Quetſchungen, machte ſich bereits fühlbar. Einigemale kam ein blutiger Schaum auf die Lippen des Abbé, ſeine Lage war verzweifelt. Sterben, von dieſen Ungethümen erſchlagen, nachdem er im Kriege ſo oft dem Tode entronnen war. Dieß war der Gedanke des Paters von Aigrigny, als der Steinbrecher ſich auf ihn ſtürzte. Plötzlich, und in dem Augenblicke, da der Abbé, dem Inſtinkte der Erhaltung folgend, zum letztenmale mit einer herzzerreiſſenden Stimme um Hilfe rief, ging die Thüre, an welche er ſich mit dem Rücken lehnte, hinter ihm auf, eine ſtarke Hand faßte ihn, und zog ihn raſch in die Kirche. In Folge dieſer mit der Schnelligkeit des Blitzes ausgeführten Bewegung, konnte der voran ſpringende Steinbrecher, um den Pater von Aigrigny zu ergreifen, ſeinen Anlauf nicht hemmen, und ſtand Aug' in Auge der Perſon gegenüber, welche kam, um, ſo zu ſagen, die Stelle des Opfers einzunehmen. Der Steinbrecher blieb raſch ſtehen, dann fuhr er zwei Schritte zurück, erſtarrt, wie die Menge, ob dieſer plötzlichen Erſcheinung, und, wie die Menge, von einem unbeſtimmten Gefühle der Bewunderung und Ehrfurcht bei dem Anblicke desjenigen ergriffen, der den Pater von Aigrigny ſo wunderſam gerettet hatte. Dieſer war Gabriel.

Der junge Miſſionär blieb auf der Thürſchwelle ſtehen. Sein langer ſchwarzer Prieſterrock hob ſich ſcharf ab von den halbhellen Tiefen der Kathedralkirche, während ſein anbetungswürdiges Erzengelgeſicht, von langen blonden Haaren umrahmt, blaß, von Mitleiden und Schmerz bewegt, mild erleuchtet war von den Scheidelichtern der Dämmerung. Dieſe Phyſiognomie wiederſtrahlte von einer ſo göttlichen Schönheit; ſie drückte ein ſo rührendes und ſo zartes Erbarmen aus, daß die Menge ſich bewegt fühlte, als Gabriel, mit ſeinen großen blauen, thränenfeuchten Augen, mit flehenden Händen ausrief mit ſonorer und bebender Stimme: „Gnade meine Brüder! Seyd menſchlich, ſeyd gerecht!“

Von ſeiner erſten Regung des Erſtaunens und ſeiner unwillkürlichen Gemüthsbewegung zurückgekommen, machte der Steinbrecher einen Schritt auf Gabriel zu, und rief aus: „Keine Gnade für den Vergifter! Wir müſſen ihn haben, man gebe ihn uns zurück, oder wir wollen ihn holen.“

„Was denkt Ihr, meine Brüder?“ antwortete Gabriel, „in dieſer Kirche, eine heilige Stätte, eine Ort der Zuflucht für Alles, was verfolgt wird!“

„Wir würden unſern Vergifter ſelbſt am Altare packen,“ erwiederte der Steinbrecher roh; „alſo geben Sie ihn uns zurück.“

„Meine Brüder, höret mich,“ ſagte Gabriel, die Arme gegen ihn ausſtreckend.

„Weg mit der Prieſtermütze!“ rief der Steinbrecher aus. „Der Vergifter verſteckt ſich in der Kirche, gehen wir in die Kirche hinein.“

„Ja, ja,“ ſchrie die Menge, durch die Heftigkeit jenes Elenden von Neuem fortgeriſſen, „weg mit der Prieſtermütze! Sie ſind mit einander einverſtanden. Weg mit den Pfaffen! Laßt uns hineingehen, wie in den erzbiſchöflichen Palaſt! Wie zu Saint-Germain-l'Auxerrois! Was kümmert uns eine Kirche! Wenn die Pfaffen die Vergifter beſchützen, in's Waſſer mit den Pfaffen! Ja, ja.“

„Und ich will Euch den Weg zeigen, ich!“ Dieß ſagend, that der Steinbrecher, gefolgt von Ciboule und einer beträchtlichen Anzahl entſchloſſener Männer, einen Schritt auf Gabriel zu.

Der Miſſionär, ſeit einigen Minuten das Wiederauflodern des Zornes der Menge bemerkend, hatte dieſe Bewegung vorausgeſehen; haſtig in die Kirche zurückſpringend, gelang es ihm, ungeachtet der Anſtrengungen der Angreifer, die Thüre faſt geſchloſſen zu erhalten, und ſie ſo gut als möglich vermittelſt eines hölzernen Balkens zu verrammeln, den er mit dem einen Ende auf die Steinplatten, und mit dem andern unter den Vorſprung von einem der Querdielen ſtützte; mit Hilfe dieſer Art von Strebepfeiler konnte die Thüre einige Minuten lang widerſtehen.

Gabriel, ſo immer den Eingang vertheidigend, rief dem Pater von Aigrigny zu: „Fliehen Sie, mein Pater, fliehen Sie durch die Sacriſtei; die andern Ausgänge ſind verſchloſſen.“

Der Jeſuit, vernichtet, mit Quetſchungen bedeckt, von einem kalten Schweiße überſtrömt, fühlend, daß ihm die Kräfte völlig mangelten, und ſich endlich in Sicherheit wähnend, hatte ſich halb ohnmächtig in einen Stuhl geworfen. Auf Gabriel's Zurufe ſtand der Abbé mühſam auf, und ſuchte mit wankendem und beſchleunigten Schritte den von der übrigen Kirche durch ein Gitter getrennten Chor zu erreichen.

„Schnell, mein Pater!“ fügte Gabriel mit Schrecken bei, indem er aus allen ſeinen Kräften die lebhaft belagerte Thüre hielt, „eilen Sie! Mein Gott! eilen Sie! In einigen Minuten wird es zu ſpät ſeyn.“ Dann ſetzte der Miſſionär troſtlos hinzu: „und allein ſeyn; allein, um den Einbruch dieſer Unſinnigen abzuwehren.“

Er war allein, in der That. Bei dem erſten Lärme des Angriffes befanden ſich einige Sacriſtane und andere Bedienſtete der Fabrik[*]) in der Kirche; aber dieſe Leute hatten, erſchrocken, eingedenk der Plünderung des erzbiſchöflichen Palaſtes und von Saint-Germain-l'Auxerrois, ſogleich die Flucht ergriffen; die Einen flüchteten und verſteckten ſich in den Orgeln, wohin ſie ſchnell ſtiegen; die Andern retteten ſich durch die Sacriſtei, deren Thüren ſie inwendig verſchloſſen, dadurch Gabriel und dem Pater von Aigrigny jedes Rückzugsmittel entziehend.

---

[*]) La Fabrique, bezeichnet verſchiedene kirchliche Verhältniſſe. D. Ueb.

Da dieſer, ſchmerzdurchwühlt, die drängenden Worte des Miſſionärs hörte, machte er mit Hilfe von Stühlen, die er auf ſeinem Wege traf, vergebliche Anſtrengungen, um das Gitter des Chores zu erreichen. Nach wenigen Schritten, von der Gemüthsaufregung, vom Leiden überwältiget, wankte er, brach in ſich ſelbſt zuſammen, fiel auf die Steinplatten, und ſeine Sinne ſchwanden. Gerade in dieſem Augenblicke fühlte Gabriel, trotz ſeiner unglaublichen Energie, eingeflößt von dem Wunſche, den Pater von Aigrigny zu retten, die Thüre von einem furchtbaren Stoſſe erſchüttert werden, und nachzugeben bereit. Indem Gabriel ſodann umſchaute, um ſich zu überzeugen, daß der Jeſuit wenigſtens die Kirche habe verlaſſen können, ſah er ihn, zu ſeinem großen Schrecken, einige Schritte vom Chore regungslos hingeſtreckt. Die halb zerſchmetterte Thüre verlaſſen, zum Pater von Aigrigny eilen, ihn aufheben und innerhalb des Chorgitters ſchleppen, dieß war für Gabriel eine gedankenſchnelle Handlung; denn er verſchloß das Gitter gerade in dem Momente wieder, als der Steinbrecher und ſeine Bande, nach eingeſprengter Thüre, in die Kirche ſtürzten. Außerhalb des Chores mit auf ſeiner Bruſt gekreuzten Arme ſtehend, erwartete Gabriel, ruhig und unerſchrocken, die durch einen unvermutheten Widerſtand noch erbittertere Menge.

Nach eingeſprengter Thüre machten die Angreifer einen heftigen Einbruch; aber kaum hatten ſie die Kirche betreten, als eine ſeltſame Scene ſich ereignete. Die Nacht war gekommen. Nur einige ſilberne Lampen warfen ein bleiches Licht inmitten des Heiligthumes, deſſen untere Seiten in das Dunkel getaucht verſchwanden. Nach dem ungeſtümen Eintritte in dieſe unermeßliche, düſtere, ſchweigſame und öde Kathedralkirche, blieben die Verwegenſten beſtürzt ſtehen, faſt ängſtlich, vor der impoſanten Größe dieſer ſteinernen Einſamkeit. Die Schreie, die Drohungen erſtarben auf den Lippen dieſer Wüthenden. Man hätte meinen mögen, daß ſie die Echo's dieſer ungeheuern Gewölbe zu wecken fürchteten, dieſer ſchwarzen Gewölbe, aus denen eine leichenhafte Flüſſigkeit ſickerte, die ihre zornflammenden Stirnen eiſig kühlte, und wie ein bleierner Chormantel auf ihre Schultern fiel. Die religiöſe Ueberlieferung, die Uebung, die Gewohnheiten oder die Erinnerungen der Kindheit, haben ſo viel Einfluß auf gewiſſe Menſchen, daß, kaum eingetreten, mehrere Spießgeſellen des Steinbrechers ehrfurchtvoll die Mützen abnahmen, ihren bloßen Kopf neigten, und vorſichtig gingen, um das Geräuſch ihrer Schritte auf den ſonoren Steinplatten zu dämpfen. Dann wechſelten ſie einige Worte mit leiſer und furchtſamer Stimme. Andere, in unermeßlicher Höhe mit ſchüchternen Augen die letzten, eben im Dunkel verſchwundenen Bogen dieſes rieſenhaften Schiffes ſuchend, fühlten ſich faſt erſchreckt, ſich inmitten dieſer finſternißvollen Unermeßlichkeit ſo klein zu ſehen. Aber nach dem erſten Spaſſe des Steinbrechers, der dieſe ehrerbietige Stille brach, ging dieſe Gemüthsbewegung bald vorüber.

„Ah, tauſend Donner!“ rief er aus, „ſchöpfen wir Athem, um die Vesper zu ſingen! Wenn Wein im Weihkeſſel wäre, das ließ ich mir gefallen.“ Dieſe Worte erregten einige Ausbrüche wilden Gelächters.

„Indeſſen entſchlüpft uns der Schurke,“ ſagte Einer.

„Und wir ſind beſtohlen,“ verſetzte Ciboule.

„Man ſollte meinen, es gäbe Haſenfüſſe hier, die ſich vor den Sacriſtanen fürchten,“ fügte der Steinbrecher bei.

„Niemals,“ ſchrie man einſtimmig; „niemals, man fürchtet Niemand. Vorwärts.“

„Ja, ja, vorwärts!“ ſchrie man von allen Seiten. Und die einen Moment beſchwichtigte Aufreizung verdoppelte ſich inmitten eines neuen Tumultes. Einige Augenblicke darnach gewahrten die an dieſes Halbdunkel gewöhnten Augen der Angreifer, inmitten einer von einer ſilbernen Lampe ausgeſtrahlten Lichtglorie, das impoſante Antlitz des außerhalb des Chorgitters ſtehenden Gabriel.

„Der Vergifter iſt hier in einem Winkel verborgen,“ ſchrie der Steinbrecher. „Man muß dieſen Pfarrer zwingen, uns den Schurken auszuliefern.“

„Er haftet dafür.“

„Er iſt's, der ihn in die Kirche hat retten helfen.“

„Er wird für alle zwei bezahlen, wenn man den Andern nicht findet.“

In dem Maße, als der von der Menge gefühlte erſte Eindruck unwillkürlicher Ehrfurcht entſchwand, wurden die Stimmen lauter, und die Geſichter um ſo wilder, um ſo drohender, als jeder vor einem Momente der Unſchlüſſigkeit und Schwäche ſich ſchämte.

„Ja, ja,“ ſchrien mehrere vor Zorn bebende Stimmen, „wir müſſen das Leben des Einen oder das Leben des Andern bekommen.“

„Oder von allen beiden.“

„Um ſo ſchlimmer, warum will dieſer Pfaff uns verhindern, unſern Vergifter zu zerſetzen.“

„Zum Tode! Zum Tode!“

Bei dieſem Ausbruche wilder Schreie, der auf eine ſchauderhafte Art inmitten der rieſenhaften Bogen der Kathedralkirche wiederhallte, ſtürzte die wuthberauſchte Menge auf das Chorgitter zu, an deſſen Thüre Gabriel ſtand. Der junge Miſſionär, welcher, von den Wilden der Felſengebirge an's Kreuz geſchlagen, noch zu Gott bat, ſeinen Henkern zu verzeihen, trug zu viel Muth im Herzen, zu viel chriſtliche Liebe in der Seele, um nicht tauſendmal ſein Leben zur Rettung des Vaters von Aigrigny zu wagen, dieſes Mannes, der ihn mit einer ſo niederträchtigen und grauſamen Heuchelei betrogen hatte.

Eilftes Kapitel.

Die Mörder.

Der Steinbrecher, von ſeiner Bande gefolgt, auf Gabriel hineilend, der einige Schritte vom Chorgitter vorwärts gegangen war, rief mit wuthfunkelnden Augen aus: „Wo iſt der Vergifter? Her mit ihm.“

„Und wer hat Euch geſagt, daß er Vergifter war, meine Brüder?“ verſetzte Gabriel mit ſeiner ergreifenden und ſonoren Stimme. „Ein Vergifter! und wo ſind die Beweiſe? die Zeugen? die Opfer?“

„Genug! Wir ſind nicht da zur Beichte,“ erwiederte der Steinbrecher roh, mit drohender Miene vorrückend. — „Liefern Sie uns unſern Mann aus; er muß dort ſtecken; wo nicht, werden Sie für ihn büßen.“

„Ja, Ja!“ ſchrien mehrere Stimmen.

„Sie ſind mit einander verſtanden.“

„Wir müſſen den Einen oder den Andern bekommen!“

„Wohlan! da bin ich,“ ſagte Gabriel, indem er den Kopf erhob, und mit einer Ruhe voll Ergebung und Majeſtät vorwärts ging. „Ich oder er,“ fügte er bei, „was liegt Euch daran? Ihr wollet Blut, nehmet das Meinige, und ich werde Euch verzeihen, meine Brüder; denn ein trauriger Wahnſinn trübt Eure Vernunft.“

Dieſe Worte Gabriels, ſein Muth, das Edle ſeiner Haltung, die Schönheit ſeiner Züge, hatten auf einige Angreifer Eindruck gemacht, als plötzlich eine Stimme ausrief: „Ei, Freunde! der Vergifter iſt hier, hinter dem Gitter . . .“

„Wo denn? Wo denn?“ ſchrie man.

„Nun, hier ſeht Ihr auf dem Steinboden hingeſtreckt . . .“ Bei dieſen Worten zerſtreuten ſich die Leute dieſer Bande, die bisher in jener Art von Gang, welcher die beiden Seiten der Schiffskirche trennt, an denen die Stühle gereiht ſind, faſt dichtgeſchaart geblieben waren, nach allen Richtungen hin, um zum Chorgitter zu eilen, der letzten und einzigen Schranke, die den Vater von Aigrigny ſchützte. Während dieſes Manövers rückten der Steinbrecher, Ciboule und Andere gegen Gabriel vor, mit wilder Luſt ſchreiend: „Dießmal faſſen wir ihn. Zum Tode mit dem Vergifter!“

Um den Vater von Aigrigny zu retten, hätte ſich Gabriel an der Thüre des Gitters umbringen laſſen; aber weiterhin mußte dieſes höchſtens vier Fuß hohe Gitter in einem Augenblicke niedergeriſſen oder überſtiegen werden. Der Miſſionär verlor alle Hoffnung, den Jeſuiten einem gräßlichen Tode zu entreißen. Dennoch rief er aus: „Haltet ein, arme Unſinnige!“

Und er warf ſich der Menge entgegen, die Hände wider ſie ausſtreckend. Sein Ausruf, ſeine Geberde, ſeine Phyſiognomie drückten eine ſo zärtliche und zugleich ſo brüderliche Auctorität aus, daß in der Menge einen Augenblick Unſchlüſſigkeit eintrat; doch dieſer Unſchlüſſigkeit folgten bald die immer wüthenderen Schreie: „Zum Tode, zum Tode!“

„Ihr wollt ſeinen Tod?“ — ſagte Gabriel, wieder erbleichend.

„Ja, ja!“

„Wohlan, er ſterbe!“ rief der Miſſionär aus, von einer plötzlichen Eingebung ergriffen, — „ja, er ſterbe ſogleich.“

Ueber dieſe Worte des jungen Prieſters gerieth der Haufen in Erſtaunen. Einige Sekunden lang betrachteten dieſe Menſchen ſtumm, regungslos und ſo zu ſagen gelähmt Gabriel ganz verblüfft.

„Dieſer Mann iſt ſtrafbar, ſagt Ihr,“ — fuhr der junge Miſſionär mit einer durch Gemüthsbewegung bebenden Stimme fort; — „Ihr habt ihn gerichtet ohne Beweiſe, ohne Zeugen; was liegt daran? Er wird ſterben. Ihr beſchuldiget ihn, ein Vergifter zu ſeyn; und ſeine Opfer? Wo ſind ſie? Ihr wißt es nicht. Was liegt daran? Er iſt verurtheilt. Ihr weigert Euch, ſeine Vertheidigung, dieſes heilige Recht jedes Angeklagten, zu hören; was liegt wieder daran? Sein Urtheil iſt ausgeſprochen. Ihr ſeyd zugleich Ankläger, Richter und Henker. Es ſey! Ihr habt dieſen Unglücklichen nie geſehen; er hat Euch nichts Böſes gethan, Ihr wißt nicht, ob er deſſen irgend Jemanden zugefügt, und Ihr übernehmet vor den Menſchen die ſchreckliche Verantwortlichkeit ſeines Todes... Ihr verſtehet wohl... ſeines Todes. Mag's denn ſo ſeyn; Euer Gewiſſen wird Euch losſprechen; ich will's glauben. Der Verurtheilte ſoll ſterben; er wird ſterben; die Heiligkeit des Hauſes Gottes wird ihn nicht retten."

„Nein, nein!" ſchrien mehrere Stimmen mit Erbitterung.

„Nein," fuhr Gabriel mit ſteigender Wärme fort; „nein, Ihr wollet Blut vergießen, und Ihr werdet es im Tempel des Herrn vergießen. Dieß, ſagt Ihr, ſey Euer Recht. Ihr übet eine Handlung ſchrecklicher Gerechtigkeit. Wozu dann aber ſo viele kräftige Arme, um einem ſterbenden Menſchen vollends den Reſt zu geben? Wozu dieſe Schreie? dieſe Wuthausbrüche? dieſe Gewaltthätigkeiten? Vollzieht man denn ſo die Urtheile des Volkes, des billigen und ſtarken Volkes? Nein, nein, wenn es, ſeines Rechtes gewiß, ſeinen Feind tödtet, ſo tödtet es ihn mit der Ruhe des Richters, der, in ſeiner Seele und in ſeinem Gewiſſen ein Urtheil erläßt. Nein, das billige und ſtarke Volk tödtet nicht blind, wüthend, Wuthſchreie ausſtoßend, als wollte es ſich ob einem feigen und ſcheußlichen Meuchelmorde übertäuben. Nein, ſo muß nicht das furchtbare Recht vollzogen werden, das Ihr zu dieſer Stunde ausüben wollet... denn Ihr wollet es..."

„Ja, wir wollen es!" riefen der Steinbrecher, Ciboule und mehrere von den Unbarmherzigſten aus, während eine große Anzahl ſtumm blieb, über Gabriels Worte betroffen, die ihnen ſo eben mit ſo lebhaften

Farben die gräßliche That geſchildert hatten, welche ſie begehen wollten.

„Ja," fuhr der Steinbrecher fort, „es iſt unſer Recht; wir wollen den Vergifter tödten." — Dieß ſagend, trat der Elende, mit blutgierigem Blicke und flammender Wange, an die Spitze einer entſchloſſenen Gruppe, und machte vorrückend eine Bewegung, wie um den immer vor dem Gitter ſtehenden Gabriel von ſeinem Wege weggzuſtoſſen und zu entfernen. Aber anſtatt dem Banditen zu widerſtehen, ging der Miſſionär ihm raſch zwei Schritte entgegen, faßte ihn am Arme, und ſagte zu ihm mit feſter Stimme: „Kommet . . ."

Und den beſtürzten Steinbrecher ſo zu ſagen hinter ſich fortzerrend, dem ſeine durch dieſen neuen Zwiſchenfall betäubten Spießgeſellen nicht ſogleich zu folgen wagten, durcheilte Gabriel raſch den Raum, der ihn vom Chore trennte, öffnete deſſen Gitter, und rief aus, den Steinbrecher, welchen er immer beim Arme hielt, zu dem auf die Steinplatte hingeſtreckten Leibe des Paters von Aigrigny führend: „Hier iſt das Opfer, es iſt verurtheilt; tödtet es!"

„Ich!" rief der Steinbrecher zögernd aus, „ich... ganz allein?"

„O!" verſetzte Gabriel bitter, „es iſt gar keine Gefahr dabei, Ihr werdet ihm leicht den Reſt geben; ſehet, er iſt vom Leiden vernichtet, es bleibt ihm kaum ein Lebenshauch, er wird keinen Widerſtand leiſten; fürchtet nichts!"

Der Steinbrecher ſtand regungslos da, während der von dieſem Umſtande ſeltſam ergriffene Haufen ſich nach und nach dem Gitter näherte, ohne deſſen Ueberſchreitung zu wagen.

„So tödtet!“ fuhr Gabriel fort, an den Steinbrecher ſich wendend, und ihm den Haufen mit einer feierlichen Bewegung zeigend; „hier ſind die Richter, und Ihr ſeyd der Henker.“

„Nein,“ rief der Steinbrecher zurückfahrend und die Augen abwendend aus, „ich bin nicht der Henker, ich!“

Der Haufen blieb ſtumm. Während einiger Sekunden ſtörte kein Wort, kein Schrei die Stille der impoſanten Kathedralkirche. In einem verzweifelten Falle hatte Gabriel mit einer tiefen Kenntniß des menſchlichen Herzens gehandelt. Wenn die Menge, durch eine blinde Wuth irregeleitet, wilde Schreie ausſtoſſend, ſich auf ein Opfer ſtürzt, und Jeder ſeinen Schlag verſetzt, ſcheint dieſe Art furchtbaren Mordes in Gemeinſchaft Allen weniger ſchrecklich, weil Alle die gemeinſame Haftung für denſelben theilen; dann endigen die Schreie, der Anblick des Blutes, die verzweifelte Vertheidigung des Menſchen, den man umbringt, damit eine Art von Wuthrauſch zu erzeugen; man nehme aber aus dieſen raſenden Wahnſinnigen, die an ſolchem Morde Theil genommen, Einen heraus, man ſtelle ihn allein dem Opfer gegenüber, das unfähig iſt, ſich zu wehren, und ſage zu ihm: „Tödte!“ — ſo wird er faſt niemals zu tödten wagen. So verhielt es ſich auch mit dem Steinbrecher: dieſer Elende zitterte vor dem Gedanken eines *von ihm allein* und mit kaltem Blute begangenen Mordes.

Die vorhergehende Scene war ſehr ſchnell vorübergegangen; einige von den Spießgeſellen des Steinbrechers, die Nächſten am Gitter, begriffen einen Eindruck nicht, den ſie wie jener unbändige Menſch gefühlt hätten, würde man zu ihnen geſagt haben, wie zu ihm: „Vollziehe das Amt des Henkers!“ Mehrere Männer ſeiner Bande murrten alſo, ihn laut tadelnd ob ſeiner Schwäche.

„Er wagt es nicht, dem Vergifter den Reſt zu geben,“ ſagte der Eine. — „Die Memme! — Er fürchtet ſich. — Er bebt zurück.“

Dieſe Ausbrüche vernehmend, eilte der Steinbrecher zum Gitter, riß es angelweit auf, und rief aus, mit einer Geberde auf den Leib des Paters von Aigrigny weiſend: „Wenn ein Kühnerer, als ich, unter Euch iſt, ſo möge er ihm den Reſt geben, — ſo mache er den Henker, wir wollen ſehen.“

Auf dieſen Antrag verſtummte das Murren. Eine tiefe Stille herrſchte wieder in der Kathedralkirche; alle dieſe vor Kurzem erzürnten Phyſiognomien wurden düſter, verwirrt, faſt erſchrocken; insbeſondere begann dieſer irrgeführte Haufen die grauſame Feigheit der That zu begreifen, die ſie verüben wollte. Niemand wagte es mehr, allein jenen ſterbenden Mann tödten zu wollen. Plötzlich ließ der Pater von Aigrigny eine Art von

Todesröcheln hören; ſein Kopf und einer ſeiner Arme erhoben ſich durch eine krampfhafte Bewegung, dann ſanken ſie wieder auf das Steinpflaſter zurück, wie wenn er geſtorben wäre. Gabriel ſtieß einen Angſtſchrei aus, warf ſich neben dem Pater von Aigrigny auf die Knie, und ſagte: „Großer Gott! er iſt todt.“

Seltſame Veränderlichkeit der für das Böſe wie für das Gute ſo eindrucksfähigen Menge. Bei Gabriel's herzzerreißendem Ausrufe waren dieſe Leute, welche einen Augenblick zuvor mit lautem Geſchrei die Ermordung jenes Mannes verlangten, faſt von Mitleid gerührt. Die Worte: Er iſt todt! kreiſeten mit leiſer Stimme im Haufen, mit einem leichten Schauder, während Gabriel mit der einen Hand den ſchweren Kopf des Vaters von Aigrigny aufhob, und mit der andern ſeinen Puls unter der eiſigen Oberhaut ſuchte.

„Herr Pfarrer,“ ſagte der Steinbrecher, ſich zu Gabriel neigend, „wahrhaftig, iſt keine Hilfe mehr?“

Mit Angſt wurde Gabriel's Antwort, inmitten einer tiefen Stille, erwartet; kaum wagte man es, mit gedämpfter Stimme einige Worte zu wechſeln.

„Sey geprieſen, mein Gott!“ rief Gabriel plötzlich aus; „ſein Herz ſchlägt.“

„Sein Herz ſchlägt!“ wiederholte der Steinbrecher, den Kopf gegen den Haufen wendend, um ihm dieſe gute Nachricht zu melden.

„Ah, ſein Herz ſchlägt!“ ſagte auch der Haufen ganz leiſe.

„Es iſt Hoffnung da, wir werden ihn retten können,“ fügte Gabriel mit einem Ausdrucke unausſprechlichen Glückes bei.

„Wir werden ihn retten können,“ wiederholte mechaniſch der Steinbrecher.

„Man wird ihn retten können,“ murmelte leiſe der Haufen.

„Schnell, ſchnell,“ fuhr Gabriel fort, ſich an den Steinbrecher wendend, „helft mir, mein Bruder; tragen wir ihn in ein benachbartes Haus, man wird ihm dort die erſte Pflege verſchaffen.“

Der Steinbrecher gehorchte eilig; während der Miſſionär den Vater von Aigrigny unter den Armen aufhob, faßte der Steinbrecher dieſen faſt entſeelten Leib bei den Beinen; ſie trugen ihn miteinander außerhalb des Chores. Bei dem Anblicke des furchtbaren Steinbrechers, der dem jungen Prieſter jenem Manne beiſtehen half, den die Menge kurz zuvor mit Todesſchreien verfolgte, zeigte dieſe einen plötzlichen Umſchwung zum Mitleiden. Dieſe Menſchen, von dem ergreifenden Einfluße der Worte und des Beiſpieles Gabriel's bewältiget, fühlten ſich gerührt; ihm boten ſie nun ihre Dienſte an.

„Herr Pfarrer, es wird beſſer ſeyn, ihn auf einem Stuhle mit den Händen zu tragen,“ ſagte Ciboule.

„Soll ich im Hôtel-Dieu eine Sänfte holen?“ fragte ein Anderer. — „Herr Pfarrer, ich will Sie ablöſen. Dieſer Leib iſt zu ſchwer für Sie.“

„Geben Sie ſich keine Mühe,“ äußerte ein kräftiger Mann, dem Miſſionär ehrerbietig ſich nähernd, „ich werde ihn wohl tragen.“

„Wenn ich mich aufmachte, einen Wagen zu holen, Herr Pfarrer,“ ſagte ein abſcheulicher Gaſſenjunge, ſeine griechiſche Mütze abnehmend.

„Du haſt Recht,“ verſetzte der Steinbrecher, „lauf ſchnell, Schlingel!“

„Aber frag doch zuvor den Herrn Pfarrer, ob er will, daß Du einen Wagen holen ſollſt,“ ſagte Ciboule, den ungeduldigen Boten aufhaltend.

„Das iſt recht,“ entgegnete einer von den Umſtehenden, „wir ſind hier in einer Kirche; hier hat der Herr Pfarrer zu befehlen. Er iſt da zu Hauſe.“

„Ja, ja! geh' ſchnell, mein Kind,“ ſagte Gabriel zu dem gefälligen Schlingel.

Während ſich dieſer durch den Haufen drängte, ſagte eine Stimme: „Ich habe Branntwein in einer kleinen Weidenflaſche; kann er nützen?“

„Gewiß,“ antwortete Gabriel raſch; „gebt her, gebt her: man wird mit dieſem Geiſtigen die Schläfen des Kranken reiben, und ihn davon an ſich ziehen laſſen.“

„Gebt die Flaſche her,“ ſchrie Ciboule, „und vorzüglich ſteckt die Naſe nicht hinein.“

Die von Hand zu Hand vorſichtig gereichte Flaſche kam unberührt zu Gabriel.

In Erwartung der Ankunft des Wagens war der Pater von Aigrigny vorläufig auf einen Stuhl geſetzt worden; während mehrere gutwillige Männer den Abbé ſtützten, ließ der Miſſionär ihn ein wenig Branntwein an ſich ziehen; nach einigen Minuten wirkte dieſe geiſtige Flüßigkeit ziemlich kräftig auf den Jeſuiten; er machte einige leichte Bewegungen, und ein tiefer Seufzer hob ſeine gepreßte Bruſt.

„Er iſt gerettet, er wird leben,“ rief Gabriel mit triumphirender Stimme aus; „er wird leben, meine Brüder.“

„Ah, deſto beſſer!“ ſagten mehrere Stimmen.

„O ja, deſto beſſer, meine Brüder,“ fuhr Gabriel fort; „denn anſtatt von den Gewiſſensbiſſen eines Verbrechens gequält zu werden, werdet Ihr das Bewußtſeyn einer liebevollen und gerechten Handlung genießen. Danken wir Gott dafür, daß er Eure blinde Wuth in ein Gefühl des Mitleidens umgewandelt hat! Rufen wir ihn an, damit Ihr ſelbſt, und alle jene, die Ihr zärtlich liebet, niemals in die gräßliche Gefahr gerathen, welcher dieſer Unglückliche ſo eben entgangen iſt!“ — fügte Gabriel, auf Chriſtus am Kreuze zeigend, mit einer rührenden, und durch den Ausdruck ſeines engelgleichen Antlitzes noch ergreifender gewordenen Gemüthsbewegung bei; — „o, meine Brüder, vergeſſen wir nie, daß Derjenige, der an dieſem Kreuze zum Schirme der Bedrängten geſtorben iſt, geringer Kinder des Volkes, wie wir, dieſe ſanften, dem Herzen ſo ſüßen Worte geſprochen hat: „„Laßt uns einander lieben!““ Vergeſſen wir es nie! Lieben wir uns, meine

Brüder! Stehen wir einander bei, und wir armen Leute werden dadurch beſſer, glücklicher und gerechter werden! Lieben wir einander, . . . lieben wir einander, meine Brüder, und werfen wir uns vor Chriſtus am Kreuze nieder, vor dem Gotte alles deſſen, was bedrängt, ſchwach und leidend auf dieſer Welt iſt!“

Dieß ſagend, kniete Gabriel nieder. Alle ahmten ihm ehrerbietig nach, ſo einfach, überzeugend, mächtig waren ſeine Worte. In dieſem Momente geſellte ſich ein ſonderbarer Zwiſchenfall zur Erhabenheit dieſer Scene. Wie geſagt, hatten wenige Augenblicke vor dem Einbruche der Bande des Steinbrechers in die Kirche, mehrere darin befindliche Perſonen die Flucht ergriffen; zwei von ihnen waren in die Orgel geflohen, und von dieſem Verſtecke aus unſichtbare Zeugen des vorerwähnten Auftrittes geweſen. Eine von dieſen Perſonen war ein junger, mit der Aufſicht über die Orgeln betrauter Mann, ein genügend guter Muſiker, um darauf zu ſpielen; tief gerührt von dem unverhofften Ausgange dieſes anfangs ſo tragiſchen Ereigniſſes, zuletzt einer Künſtlereingebung ſich überlaſſend, konnte dieſer junge Mann, in dem Augenblicke, da er das Volk wie Gabriel niederknien ſah, ſich nicht enthalten, ſich an das Clavier zu ſetzen . . . Nun ſchien eine Art von harmoniſchem Seufzer, anfangs kaum merkbar, aus dem Buſen der unermeßlichen Kathedralkirche, wie ein göttlicher Ausbruch, aufzutauchen; dann, ſo ſanft, ſo ätheriſch, wie des Weihrauches balſamiſcher Duft, ſchwebte er wogend zu den ſonoren Gewölben empor; nach und nach verwandelten ſich dieſe ſchwachen und ſüſſen, obgleich noch immer gedämpften Accorde, in eine Melodie von unerklärbarem, zugleich religiöſem, melancholiſchem und zartem Zauber, der ſich zum Himmel erhob wie ein unausſprechlicher Dankes- und Liebesſang. Dieſe Accorde waren anfangs ſo ſchwach, ſo gedämpft geweſen, daß die kniende Menge, ohne Ueberraſchung, nach und nach dem unwiderſtehlichen Einfluße dieſer bezaubernden Harmonie ſich hingegeben hatte. Jetzt erweichten Thränen viele bisher trockene und wilde Augen; viele verhärtete Herzen ſchlugen ſanft, eingedenk der von Gabriel mit einem ſo zarten Tone ausgeſprochenen Worte: „Laßt uns einander lieben! In dieſem Momente kam der Pater von Aigrigny zu ſich, und ſchlug die Augen auf. Er wähnte ſich unter dem Eindrucke eines Traumes. Die Sinne waren ihm bei dem Anblicke eines wüthenden Pöbels geſchwunden, der, Schmähung und Gottesläſterung auf den Lippen, ihn mit Todesſchreien ſelbſt in den heiligen Tempel verfolgte; der Jeſuit öffnete die Augen wieder. Und bei dem bleichen Schimmer der Lampen des Heiligthumes, bei den religiöſen Klängen der Orgel, ſah er dieſen vor Kurzem ſo drohenden, ſo unverſöhnlichen Haufen, nun auf den Knieen, ſchweigend, gerührt, in fromme Betrachtung verſunken, und demüthig die Stirne beugend vor der Majeſtät der heiligen Stätte.

Einige Minuten darnach ſtieg Gabriel, von dem

Haufen faſt im Triumphe auf den Händen getragen, in den Wagen, in deſſen Fond der Pater von Aigrigny ausgeſtreckt lag, dem nach und nach ſeine Beſinnung wieder völlig zurückgekehrt war. Dieſer Wagen hielt, nach der Weiſung des Jeſuiten, vor der Thüre eines Hauſes der Straße Vaugirard; er hatte die Kraft und den Muth, allein in dieſes Haus zu treten, in welches Gabriel nicht eingeführt wurde, und wir den Leſer geleiten werden.

Zwölftes Kapitel.

Der Spaziergang.

Am äuſſerſten Ende der Straße Vaugirard erblickte man damals eine ſehr hohe Mauer, in ihrer ganzen Länge nur von einer kleinen Schaugitter-Thüre durchbrochen. Nach Oeffnung dieſer Thüre durchſchritt man einen Hof, umſchloſſen von Gittern mit Füllungen von Sommerläden, welche verhinderten durch den Zwiſchenraum der Eiſenſtäbe zu blicken; hierauf trat man in einen großen und ſchönen Garten, ſymetriſch angelegt, in deſſen Hintergrunde ein zweiſtöckiges Gebäude ſich erhob, ganz behaglichen Ausſehens und ohne Luxus gebaut, aber mit dickſchotiger*) Einfachheit (man

---

*) Cossue. Hier in der Bedeutung: wohlhabend.
D. Ueb.

verzeihe dieſe Gemeinheit), ein offenbares Zeichen beſonnenen Reichthums.

Wenige Tage waren verfloſſen, ſeit Gabriel den Pater von Aigrigny ſo muthig der Volkswuth entriſſen hatte. Drei Geiſtliche in ſchwarzen Gewändern mit weißen Krägen und viereckigen Mützen, ſpazierten im Garten mit langſamen und gemeſſenen Schritten; der Jüngſte von dieſen drei Prieſtern ſchien etwa dreiſſig Jahre zu zählen; ſein Geſicht war blaß, hohl, mit dem Gepräge einer gewiſſen aſcetiſchen Härte; ſeine zwei Begleiter dagegen, fünfzig bis ſechzig Jahre alt, hatten eine frömmelnde und zugleich verſchmitzte Phyſiognomie; ihre Wangen leuchteten in der Sonne roth und pausbäckig, während ihre drei fett abgeſtuften Kinne quabbelnd auf den feinen Batiſt ihrer Krägen ſich ſenkten. Nach den Regeln ihres Ordens (ſie gehörten der Geſellſchaft Jeſu an), der ihnen verbietet, nur zu zweien mit einander ſpazieren zu gehen, trennten ſich dieſe drei Jeſuiten nicht eine Secunde lang.

„Ich fürchte ſehr,“ ſagte einer von beiden, indem er ein begonnenes Geſpräch fortſetzte, und von einer abweſenden Perſon ſprach, „ich fürchte ſehr, daß die beſtändige Aufregung, welcher der hochwürdige Pater preisgegeben iſt, ſeitdem ihn die Cholera befallen hat, ſeine Kräfte ſehr abgenützt, und den gefährlichen Rückfall verurſacht habe, der heute für ſein Leben fürchten ließ.“

„Niemals, heißt es,“ verſetzte der andere hochwürdige Pater, „habe man eine Furcht und Angſt, gleich der ſeinigen, geſehen.“

„Daher,“ äußerte bitter der jüngſte Prieſter, „iſt es peinlich zu denken, daß Seine Hochwürden der Pater Rodin vorgeſtern durch ſein hartnäckiges Weigern, eine öffentliche Beichte abzulegen, Anlaß zum Aergerniß gegeben hat, als ſein Zuſtand ſo verzweifelt war, daß man zwiſchen zwei Anfällen ſeines Irteredens ihm die Sterbſakramente vorſchlagen zu müſſen glaubte.“

„Seine Hochwürden haben vorgeſchützt, nicht ſo übel daran zu ſeyn, als man ihn halte,“ entgegnete einer der Paters, „und daß er ſeine letzten Pflichten vollziehen würde, wenn er die Nothwendigkeit derſelben fühlte.“

„Eigentlich iſt ſein Leben, ſeit den zehn Tagen, da man ihn ſterbend hierher brachte, ſo zu ſagen nur ein langer und ſchmerzlicher Todeskampf geweſen; und trotz dem lebt er noch.“

„Ich habe mit Herrn Rouſſelet, dem Zöglinge des Doctors Baleinier, während der erſten drei Tage ſeiner Krankheit bei ihm gewacht,“ erwiederte der jüngſte Pater; „er war faſt keinen Augenblick bei Bewußtſeyn, und als der Herr ihm einige lichte Augenblicke ſchenkte, verwendete er ſie zu abſcheulichen Zornausbrüchen gegen ſein Schickſal, das ihn an ſein Bett banne.“

„Man behauptet,“ verſetzte der andere hochwürdige Pater, „daß der Pater Rodin dem Cardinale Monſeigneur Malipieri, der gekommen war, ihn zu vermögen, ein exemplariſches Ende zu nehmen, eines Sohnes Loyola's würdig, unſers heiligen Stifters," (bei dieſen Worten verbeugten ſich die drei Jeſuiten zu gleicher Zeit, wie von einer Springfeder bewegt); „man behauptet," ſag' ich, daß der Pater Rodin Seiner Eminenz geantwortet habe: „Ich habe nicht nöthig, öffentlich zu beichten; ich will leben, und ich werde leben."

„Davon war ich kein Zeuge; wenn aber der Pater Rodin ſolche Worte auszuſprechen gewagt hat," ſagte der junge Prieſter lebhaft mit entrüſteter Miene, „ſo iſt es ein..."

Ohne Zweifel, weil er ſich noch rechtzeitig beſann, warf er einen Seitenblick auf ſeine beiden ſtummen, unempfindſamen Gefährten, und fügte bei: „So iſt es ein großes Unglück für ſeine Seele; aber ich bin überzeugt, daß man Seine Hochwürden verleumdet hat."

„Ich habe jene Worte auch nur als ein verleumderiſches Gerücht erzählt," ſagte der andere Prieſter, einen Blick mit ſeinem Begleiter wechſelnd.

Eine ziemlich lange Stille folgte dieſem Geſpräche. Alſo mit einander ſprechend, waren die drei Jeſuiten durch eine lange Allee gegangen, die in eine rautenförmige Baumgruppe auslief. Inmitten dieſes Rondells, von wo andere Zugänge ausſtrahlten, ſah man einen großen, runden, ſteinernen Tiſch; ein Mann, gleichfalls in geiſtlicher Tracht, kniete auf dieſem Tiſche; man hatte ihm auf dem Rücken und auf der Bruſt zwei große Aushängetafeln befeſtiget. Auf der einen ſtand mit großen Buchſtaben geſchrieben: „Störrig." Auf der andern: „Fleiſchlich."

Der hochwürdige Vater, welcher nach der Satzung, zur Zeit des Spazierganges, dieſe dumme und demüthige Schulknabenſtrafe erlitt, war ein Mann von vierzig Jahren, von herkuliſcher Schulterbreite, mit einem Stierhalſe, mit ſchwarzen und krauſen Haaren, von der Sonne verbranntem Geſichte; obwohl er nach dem Gebrauche die Augen beſtändig und demüthig niederſchlug, erkannte man doch aus dem heftigen und häufigen Zuſammenziehen ſeiner dicken Augenbrauen, daß ſein inneres Gefühl mit ſeiner ſcheinbaren Reſignation wenig in Einklang ſtand, vorzüglich wenn er die hochwürdigen Vater ſich ihm nähern ſah, die in ziemlich großer Anzahl und immer zu Dreien oder für ſich allein in den Alleen ſpazieren gingen, welche in das Rondell mündeten, wo er ausgeſtellt war.

Als ſie bei dieſem kräftigen Büßenden vorübergingen, hoben die drei hochwürdigen Vaters, von denen wir geſprochen haben, einer Bewegung von bewundernswerther Regelmäßigkeit und Geſammtheit gehorchend, zu gleicher Zeit die Augen zum Himmel, wie um ihn wegen des Gräuels und der Verwüſtung um Verzeihung zu bitten, wovon Einer der ihrigen die Veranlaſſung war; dann, mit einem zweiten, nicht minder mechaniſchen Blicke, als der erſte, donnerten ſie, immer zu gleicher Zeit, den armen Teufel mit den Aushängetafeln nieder, einen kräftigen luſtigen Bruder, der alle möglichen Rechte zu vereinen ſchien, ſich ſtörrig und fleiſchlich zu zeigen, wornach die hochwürdigen Paters, indem ſie wie ein einziger Mann drei tiefe Seufzer heiliger Entrüſtung mit pünktlich gleicher Tonanſtimmung ausſtießen, ihren Spaziergang mit automatiſcher Genauigkeit wieder begannen.

Unter den andern hochwürdigen Paters, die gleichfalls im Garten ſpazieren gingen, bemerkte man hier und da mehrere Laien, und zwar darum: Die hochwürdigen Paters beſaſſen ein anſtoſſendes Haus von dem ihrigen, nur durch einen Hagenbuchengang getrennt; in jenes Haus begab ſich zu gewiſſen Zeiten eine beträchtliche Zahl von Frömmlingen in die Koſt, um das zu thun, was ſie in ihrem Kauderwälſch Abſonderungsandachten nennen. Dieß war vortrefflich; man fand ſo die Annehmlichkeit einer nahrhaften Küche und das Vergnügen einer charmanten kleinen Capelle, eine neue und glückliche Verbindung des Beichtſtuhles und der möblirten Wohnung, der Wirthstafel und der Predigt vereiniget. Eine köſtliche Erfindung dieſer heilige Gaſthof, worin die körperlichen und geiſtigen Speiſen eben ſo appetitlich als delicat gewählt und aufgetragen waren, worin man ſich Seele und Leib zu ſo viel per Kopf erquickte, worin man am Freitage Fleiſch eſſen konnte in aller Sicherheit des Gewiſſens vermittelſt einer Diſpenſation von Rom, gottesfürchtig auf der zu bezahlenden Rechnung gebracht, unmittelbar nach dem Café und Liquer. Auch ſagen wir es zum Lobe der großen finanziellen Geſchicklichkeit der hochwürdigen Paters, und ihrer einſchmeichelnden Gewandtheit, die Kundſchaft ſtellte ſich im Ueberfluſſe ein. Und warum hätte ſie ſich nicht im Ueberfluſſe einſtellen ſollen? Das Wildpret wildperte ſo trefflich, der Weg zum Paradieſe war ſo leicht, jede Art von Seefiſchen ſo friſch, der harte Pfad des Seelenheiles ſo gut von Dornen geſäubert und ſo hübſch mit roſenrothem Sande beſtreuet, die Frühfrüchte waren ſo reichlich, die Bußen ſo leicht, ungerechnet die vortrefflichen italieniſchen Schlackwürſte und die Abläſſe des heiligen Vaters, welche unmittelbar aus Rom kamen, und von der erſten Hand, und von der erſten Wahl, wenn Sie wollen. Welche Wirthstafeln hätten es mit einer ſolchen Concurrenz aufnehmen können? Man fand in dieſer ruhigen, fetten und reichen Abgeſchiedenheit ſo viel Abkommen mit dem Himmel! für eine anſehnliche Zahl von zugleich reichen und andächtelnden, furchtſamen und weichlichen Leuten, die, fortwährend in grimmiger Angſt vor den Hörnern des Teufels, dennoch auf eine Menge kleiner, ſehr ergötzlicher Sünden nicht verzichten können, waren die gefällige Leitung und die elaſtiſche Moral der hochwürdigen Paters unſchätzbar. In der That, welche innige Dankbarkeit mußte nicht ein verderbter, ſelbſtſüchtiger und feiger Greis für dieſe Paters haben, die ihn gegen Beelzebub's Gabelſtöſſe ſicherten, und ihm die ewigen Seligkeiten verbürgten, und dieß Alles, ohne von ihm das Opfer eines einzigen ſeiner laſterhaften Begierden, nichtswürdiger Gelüſte, oder der Gefühle ſcheußlicher Selbſtſucht zu verlangen, die ihm zu einer ſüßen Gewohnheit geworden waren. Wie nun dieſe ſo fröhlich nachſichtigen Beichtväter belohnen, dieſe geiſtigen Führer von ſo luſtiger Gefälligkeit? Ach, mein Gott, dieß bezahlt ſich auf eine ganz frömmelnde Weiſe durch künftige Ueberlaſſung ſchöner und guter unbeweglicher Güter, vollwichtiger glänzender Thaler, Alles zum Nachtheile der rechtmäßigen, oft armen, ehrlichen, arbeitſamen, und ſo auf gottesfürchtige Art durch die hochwürdigen Paters beraubten Erben.

Einer von den alten Ordensgeiſtlichen, von denen wir geſprochen haben, ſagte, mit einer Anſpielung auf die Anweſenheit der Laien, und ohne Zweifel um das ziemlich läſtig gewordene Schweigen zu brechen zum jungen Ordensgeiſtlichen mit einem düſtern und fanatiſchen Geſichte: „Der vorletzte Koſtgänger, den man verwundet in unſer Abſonderungshaus gebracht hat, fährt gewiß fort, ſich gleich wild zu zeigen; denn ich ſeh' ihn nicht bei unſern andern Koſtgängern.“

„Vielleicht,“ erwiederte der andere Ordensgeiſtliche, „iſt es ihm lieber, im Garten des neuen Gebäudes allein ſpazieren zu gehen.“

„Ich glaube nicht, daß dieſer Mann jemals, ſeit ſeinem Aufenthalte in unſerm Abſonderungshauſe, in das kleine Gartenluſtſtück gekommen iſt, das an den iſolirten Pavillon ſtoßt, den er im hinterſten Theile der

Anſtalt bewohnt; der Vater von Aigrigny, der allein mit ihm verkehrte, beklagte ſich neulich über die düſtere Gleichgültigkeit dieſes Koſtgängers, den man noch nicht ein einzigesmal in der Capelle geſehen hat," fügte der junge Vater ſtreng hinzu.

„Vielleicht iſt er nicht im Stande, ſich hinzubegeben," verſetzte einer von den hochwürdigen Paters.

„Ohne Zweifel," antwortete der Andere, „denn ich habe den Doctor Baleinier ſagen hören, daß die Leibesbewegung dieſem noch in der Geneſung befindlichen Koſtgänger ſehr geſund geweſen wäre, er ſich aber hartnäckig weigere, ſeine Zimmer zu verlaſſen."

„Man kann ſich jedenfalls in die Capelle tragen laſſen," ſagte der junge Vater mit kurzer und rauher Stimme; von nun an ſchweigend, fuhr er fort, an der Seite ſeiner beiden Gefährten zu gehen, welche das folgende Geſpräch fortſetzten: „Kennen Sie den Namen dieſes Koſtgängers nicht?"

„Seit den vierzehn Tagen ſeines Aufenthaltes dahier, hab' ich ihn nie anders nennen hören, als den Herrn im Pavillon."

„Einer von unſern Dienern, der ſeiner Perſon beigegeben iſt, und ihn nicht anders nennt, hat mir geſagt, daß er ein Mann von größter Sanftmuth, und dem Anſcheine nach von einem tiefen Kummer ergriffen ſey: er ſpreche faſt niemals; oft verbringe er ganze Stunden, die Stirne zwiſchen ſeinen Händen; übrigens ſcheint es ihm im Hauſe zu gefallen; er ziehe aber, eine ſeltſame Sache, ein Halbdunkel dem Tageslichte vor, und, in Folge einer andern Sonderbarkeit, verurſache ihm der Schimmer des Feuers ein ſolches Unbehagen, daß er, ungeachtet der Kälte der letzten Märztage, das Einheizen in ſeinem Zimmer nicht geduldet hat.“

„Er iſt vielleicht ein Wahnſinniger.“

„Nein, der Diener ſagte mir vielmehr, daß der Herr im Pavillon bei vollkommener Vernunft ſey, daß aber die Helle des Feuers wahrſcheinlich irgend eine peinliche Erinnerung in ihm erwecke.“

„Der Pater von Aigrigny muß beſſer als irgend Jemand von dem unterrichtet ſeyn, was den Herrn im Pavillon betrifft, da dieß ſein Name iſt; denn er hält faſt täglich lange Unterredungen mit ihm.“

„Der Vater von Aigrigny hat mindeſtens ſeit drei Tagen dieſe Zuſammenkünfte eingeſtellt; denn er hat ſein Zimmer nicht verlaſſen, ſeitdem man ihn unlängſt Abends im Fiacker heimgebracht hat, ſchwer erkrankt, ſagt man.“

„Das iſt richtig; aber ich komme hiewegen auf das zurück, was unſer lieber Bruder ſo eben geſagt hat,“ erwiederte der Andere, mit dem Blicke den jungen Pater weiſend, der mit niedergeſchlagenen Augen ging, und die Sandkörner der Allee zu zählen ſchien. „Es iſt ſonderbar, daß dieſer Geneſende, dieſer Unbekannte, noch nicht in der Capelle erſchienen iſt. Wir andere Koſtgänger kommen vorzüglich hierher, um in der Abgeſchiedenheit unſern religiöſen Eifer zu verdoppeln. Warum theilt der Herr im Pavillon dieſen Eifer nicht?"

„Warum hat er denn unſer Haus lieber als ein anderes zum Aufenthalte gewählt."

„Vielleicht iſt's eine Bekehrung; vielleicht iſt er hierher gekommen, um ſich in unſerer heiligen Religion zu unterrichten."

Und dieſe drei Prieſter ſetzten ihren Spaziergang fort. Dieſe nichtige, kindiſche Unterredung, voll Plauderei über Dritte, (übrigens wichtige Perſonen dieſer Geſchichte) anhörend, hätte man dieſe drei hochwürdigen Paters für mittelmäßige oder gemeine Menſchen gehalten, und ſich ſehr getäuſcht; jeder, je nach der Rolle, die er in dem Frömmlingstruppe zu ſpielen berufen war, beſaß irgend ein ſeltenes und vortreffliches Verdienſt, ſtets im Geleite jenes kühnen und einſchmeichelnden, hartnäckigen und verſchmitzten, biegſamen und verſtellten, der Mehrzahl der Geſellſchaft eigenthümlichens Geiſtes. Aber in Folge der jedem auferlegten Verpflichtung wechſelſeitiger Ausſpäherei, in Folge des daraus entſtandenen gehäſſigen Mißtrauens, worin dieſe Prieſter lebten, wechſelten ſie unter ſich nur immer für die Angebung unangreifbare Gemeinplätze, alle Hilfsquellen, alle Fähigkeiten ihres Geiſtes vorbehaltend, um den Willen ihres Oberhauptes auf paſſive Art zu vollziehen, indem ſie dann mit dem Vollzuge der von ihm erhaltenen Befehle, hinſichtlich des Weſentlichen, den unbedingteſten, blindeſten Gehorſam, und die Form betreffend die erfinderiſcheſte, teufliſcheſte Gewandtheit vereinigten. So würde man ſchwerlich die reichen Erbſchaften aufzählen, die ergiebigen Geſchenke, welche die beiden hochwürdigen Paters mit den ſo gutherzigen und ſo blühenden Geſichtern, in den immer offenen, immer klaffenden, immer begehrlichen Beutel der Congregation eingetrieben hatten, indem ſie, um dieſe wunderbaren, bei ſchwachen Geiſtern, bei Kranken und Sterbenden vorgenommenen Taſchenſpielerkünſte zu vollbringen, bald die frömmelnde Verführung, die ſchmeichelnde Liſt, die Verheiſſungen guter kleiner Plätze im Paradieſe ꝛc., bald Verleumdungen, Drohungen und den Schrecken anwendeten. Der Jüngſte von den drei hochwürdigen Paters, ſorgfältig begabt mit einem blaſſen und abgezehrten Geſichte, mit einem düſteren und fanatiſchen Blicke, mit einem herben und unduldſamen Tone, war eine Art von aſcetiſcher Ueberſicht, eine Art lebendigen Muſters, von der Geſellſchaft unter gewiſſen Umſtänden vorgeſchoben, wenn man Simpel überreden mußte, daß es nichts Härteres, nichts Strengeres gebe, als die Söhne Loyola's, und daß ſie durch Entbehrungen und Abtödtungen knöchig und durchſichtig würden, wie die Einſiedler, ein Glaube, den die Paters mit Schmerbäuchen und Pausbacken ſchwerlich verbreitet hätten; kurz, wie bei jeder Truppe alter Comödianten, trachtete man ſo ſehr als möglich, daß jede Rolle auch das Körperliche der Verwendung erhalte.

So, wie wir es geſagt haben, ſich vertraulich unterredend, waren die hochwürdigen Vaters bei einem an die Hauptwohnung anſtoſſenden, und zu einer Art von Magazin verwendeten Gebäude angekommen; man verkehrte an dieſer Stelle durch einen beſonderen Eingang, den eine ziemlich hohe Mauer unſichtbar machte; durch ein offenes und vergittertes Fenſter hörte man das metalliſche Nachklingen faſt beſtändig durch die Hand gleitender Thaler; bald ſchienen ſie zu rieſeln, wie aus einem Sacke auf einen Tiſch geſchüttet, bald machten ſie jenes dumpfe Geräuſch von Haufen, die man ſchichtet. In dieſem Gebäude befand ſich die Handelskaſſe, wohin man kam, um den Preis der Bücher, der Kupferſtiche, der Roſenkränze ꝛc., zu bezahlen, von der Congregation fabrizirt, und durch die Theilnehmung der Kirche in Frankreich im Ueberfluſſe verbreitet, faſt immer dumme, inſolente, liederliche Bücher,*) oder lügenhafte, abſcheuliche Werke, worin Alles, was Schönes, Großes, Ruhmvolles in der glorreichen Geſchichte unſerer unſterblichen Republik liegt, in der Pöbelſprache traveſtirt oder beſchimpft iſt. Betreffend die Kupferſtiche mit der Darſtellung moderner Wunder, waren ſie mit Anmerkungen von einer poſſirlichen Unverſchämtheit verſehen, welche die ſpaßhafteſten Anſchlagzettel der Marktſchreier auf dem Jahrmarkte noch weit übertrifft.

---

*) Um nur eines dieſer Bücher zu erwähnen, bezeichnen wir ein im Marienmonate verkauftes Werkchen, worin ſich die empörendſten Details über die Niederkunft der Jungfrau befinden. Dieſes Buch iſt für junge Mädchen beſtimmt. E. S.

Nachdem ſie wohlgefällig das metalliſche Rauſchen der Thaler gehört hatten, ſagte einer der hochwürdigen Paters lächelnd: „Und heute iſt nur ein Tag kleiner Einnahme. Der Pater-Oekonom ſagte neulich, daß der Gewinn des erſten Vierteljahres 83,000 Francs betragen habe.“

„Wenigſtens,“ ſagte der junge Pater rauh, „ſind der Gottloſigkeit um eben ſo viel Hilfsquellen und Mittel, Böſes zu thun, entzogen worden.“

„Die Gottloſen werden ſich vergeblich empören, die religiöſen Leute halten zu uns,“ verſetzte der andere hochwürdige Pater; man braucht nur zu ſehen, wie raſch, ungeachtet der von der Cholera veranlaßten Ausſichten, die Nummern unſerer frommen Lotterie abgeſetzt werden. Und täglich bringt man uns neue Looſe. Geſtern war die Ernte gut: 1) eine kleine Copie der ſchönſteißigen Venus in weißem Marmor (ein anderes Geſchenk wäre ſittſamer geweſen, aber der Zweck heiliget die Mittel); 2) ein Stück von dem Stricke, womit man jenen infamen Robespierre auf das Schaffot gebunden hat, und woran man noch ein wenig von ſeinem verfluchten Blute ſteht; 3) einen Augenzahn des heiligen Fructuoſus, eingerahmt in ein kleines, goldenes Reliquienkäſtchen; 4) eine Schminkſchachtel aus der Zeit der Regentſchaft, in herrlichem Coromandellack, mit feinen Perlen verziert.“

„Heute früh,“ entgegnete der andere Pater, „hat man ein bewundernswerthes Loos gebracht. Stellen Sie ſich, meine lieben Paters, einen prächtigen Dolch mit einem Griffe von im Feuer vergoldeten Silber vor; die ſehr breite Klinge iſt hohl, und vermittelſt eines wahrhaft wunderſamen Mechanismus macht, ſobald die Klinge in den Leib geſtoſſen iſt, die Gewalt des Stoſſes ſelbſt mehrere kleine, ſehr ſcharfe Querklingen hervorkommen, die, in das Fleiſch dringend, völlig verhindern die Mutterklinge, wenn man ſich ſo ausdrücken kann, herauszuziehen; ich glaube nicht, daß man eine mörderiſchere Waffe erſinnen könne; die Scheide iſt von Sammet, köſtlich verziert mit Platten von ciſelirtem, vergoldetem Silber.“

„O, o!“ ſagte der andere Prieſter, „dieſes Loos wird ſehr beneidet werden.“

„Ich glaub' es wohl,“ antwortete der hochwürdige Pater; „daher beſtimmt man es mit der Venus und der Schminkſchachtel zu den großen Looſen der Ziehung der heiligen Jungfrau.“

„Was wollen Sie damit ſagen?“ fragte der Andere erſtaunt; „was iſt dieß für eine Ziehung der heiligen Jungfrau?“

„Wie, Sie wiſſen es nicht?“

„Durchaus nicht.“

„Es iſt eine charmante Erfindung der Mutter Sainte-Perpetue. Stellen Sie ſich vor, mein lieber Bruder, daß die großen Looſe von einer kleinen Figur der heiligen Jungfrau mittelſt einer Springfeder herausgehoben werden, die man unter ihrem Rocke mit einem Uhrſchlüſſel aufziehen wird; dieß wird ihr eine kreisförmige Bewegung von einigen Augenblicken mittheilen, ſo, daß die Nummer gewinnt, auf welcher die heilige Mutter des Erlöſers ſtille halten wird. *)

„Ah, das iſt wahrhaft charmant!“ ſagte der andere Pater; „die Idee iſt ganz paſſend; ich kannte dieſes Detail nicht. Aber wiſſen Sie, wie viel die Monſtranz koſten wird, zu deren Bezahlung dieſe Lotterie beſtimmt iſt?“

„Der Pater Procurator hat mir geſagt, daß die Monſtranz, mit Einſchluß der Edelſteine, nicht auf weniger als 35,000 Fr. zu ſtehen kommen würde, ungerechnet die alte, die man nur nach dem Goldgewichte darangenommen hat, geſchätzt, glaub' ich, auf 9,000 Fr.“

„Die Lotterie muß 40,000 Fr. eintragen; wir bringen es zu Stande,“ erwiederte der andere hochwürdige Pater. „Wenigſtens wird unſere Capelle nicht durch

---

*) Dieſe ſinnreiche Parodie des Verfahrens bei dem Rollſpiele und Biribi, auf das Bild der heiligen Jungfrau angewendet, hat bei der Ziehung einer religiöſen Lotterie vor ſechs Wochen in einem Frauenkloſter Statt gefunden. Für die Gläubigen muß dieß äußerſt ruchlos ſeyn; für die Gleichgültigen iſt es eine bedauernswerthe Lächerlichkeit; denn von allen Ueberlieferungen iſt jene von Marie eine der rührendſten und achtungswürdigſten.
E. S.

den inſolenten Luxus jener der Herren Lazariſten verdunkelt werden.“

„Im Gegentheile ſind ſie es, die jetzt uns beneiden; denn ihre ſchöne Monſtranz von maſſivem Golde, worauf ſie ſo ſtolz waren, iſt nicht die Hälfte derjenigen werth, welche unſere Lotterie uns verſchaffen wird, da die unſerige nicht nur größer, ſondern auch mit Edelſteinen beſetzt iſt.“

Dieſe intereſſante Unterredung wurde unglücklicherweiſe unterbrochen. Dieß war ſo rührend! — Dieſe Prieſter einer ganz auf Armuth und Demuth, auf Beſcheidenheit und Nächſtenliebe gegründeten Religion, zu dem vom Geſetze verbotenen Hazardſpiele Zuflucht nehmend, und die Hand dem Publikum darreichend, um ihre Altäre mit einem empörenden Luxus zu ſchmücken, während Tauſende von ihren Brüdern an der Pforte ihrer blendenden Capellen vor Hunger und Elend ſterben, armſelige Reliquienrivalitäten, die keinen andern Grund haben, als ein gemeines und niedriges Gefühl des Neides; man ſtreitet ſich nicht darum, wer mehr Arme unterſtützen, ſondern wer mehr Reichthümer auf dem Altartiſche zur Schau ſtellen wird. *) . . .

---

*) Dieſe Zeilen waren geſchrieben, als, wo nicht eine Thatſache, mindeſtens eine Hoffnung zu unſerer Kenntniß kam, über die wir uns mit allen gefühlvollen Leuten freuen. Es handelt ſich um die zum Wiederaufbaue der Orgel von Saint-Euſtache beſtimmten Lotterie, die zur Zeit ganz Paris beſchäftiget, und deren ein gemeiner

Eine von den Thüren des Gartengitters ging auf, und einer von den drei hochwürdigen Paters ſagte bei dem Anblicke der neuen Perſon, welche eintrat: „Ah,

---

Wucher ſich bemächtiget hat. Eine vollkommen unterrichtete Perſon verſichert uns, daß der Herr Erzbiſchof von Paris, von einem wahrhaft chriſtlichen Gewiſſenszweifel bewegt, und dem uns aufrichtig anzuſchließen wir ihn um die Erlaubniß bitten, den Herrn Pfarrer von Saint-Euſtache veranlaßt hat, eine auf edle Art nützliche, großmüthige und liebevolle Beſtimmung der aus dieſer Lotterie erlöſenden, ungeheuern Summe zu geben, einer gegen 250.000 Fr. betragenden Summe, die urſprünglich zum Baue einer neuen Orgel der Pfarrkirche von Saint-Euſtache beſtimmt war. Wenn wir gut unterrichtet ſind, wäre der Plan des Herrn Erzbiſchofes folgender: Die in Staatsrenten angelegten 250.000 Fr. böten ein jährliches Einkommen von 10.000 Fr. ungefähr. Mit einer Rente von 10.000 Fr. kann man jährlich ſehr ergiebig wenigſtens zwanzig oder dreißig unglückliche Familien unterſtützen, indem man jeder 3 bis 500 Fr. bewilliget; nach den Abſichten des Herrn Erzbiſchofes würde ſich nun der Pfarrer von Saint-Euſtache mit dem Maire und den Mitgliedern des Armenverpflegungs-Büreau ſeines Diſtriktes hinſichtlich der gerechten und legitimen Vertheilung dieſer unverhofften Unterſtützungen verſtändigen. Bei der Ziehung der Lotterie würde die Verſammlung, in Bezug auf dieſe Veränderung der Beſtimmung der Gelder, vom Herrn Pfarrer von Saint-Euſtache um eine Art von Indemnitätsbill mit jener feurigen Beredſamkeit erſucht, die ihm niemals gemangelt hat, und wozu ihn gewiß nie ein chriſtlicheres Gefühl wird begeiſtert haben.

das ſind Seine Eminenz, der Cardinal Malipieri, welcher kommt, um den Pater Rodin zu beſuchen."

„Möchte dieſer Beſuch Seiner Eminenz," ſagte der

Kein Zweifel, daß die Mehrzahl der Beſchenker und Unterzeichner dieſer Maßregel mit Freuden beiſtimmen werde, wir möchten ſagen ſogar mit Dankbarkeit, wenn der Herr Pfarrer mit gerührter und vorzüglich mit überzeugter Stimme ihnen das unausſprechliche Glück wird geſchildert haben, welches ſie bei dem Gedanken fühlen werden, daß ſie, anſtatt zu der unnützen Erbauung eines ſo koſtſpieligen, und wenigſtens in die Kirche eines der ärmſten Quartiere von Paris, worin ſo viel gräßliches Elend überhand nimmt, unpaſſenden Ueberflußes beigetragen zu haben, fortan und für immer jährliche Unterſtützungen einer großen Zahl theilnahmswürdiger Unglücklichen geſichert haben: denn bloß in zehn Jahren können drei- bis vierhundert Familien einem bisweilen verzweifelten Elende entriſſen werden. Wir ſchenken dieſer weiſen und wohlthätigen Beſtimmung des Herrn Erzbiſchofes, welcher ſich anzuſchließen der Herr Pfarrer von Saint Euſtache ſo würdig iſt, unſern lebhaften Beifall: wir denken wie ſie, daß die Segnungen der durch dieſes intelligente Almoſen unterſtützten Familien, Gott ein angenehmeres Tonſpiel ſeyn werde, als die Klänge einer coloſſalen Vogelorgel, koſte ſie auch 250.000 Fr. Es iſt überflüßig beizufügen, daß wahrſcheinlicher Weiſe eine Entſchädigung den Arbeitern wird bewilliget werden, die an der Orgel arbeiten ſollten, und übrigens in dem Falle nicht nothwendig gefeiert hätten, wenn die fragliche Lotterie nicht erſonnen worden wäre.

Da dieſe Anmerkung nicht dem Verbote unterworfen iſt, welches auf unſerem Werke hinſichtlich des Abdruckes junge Pater mit einer hochmüthigen Miene, „dem Pater Rodin nützlicher ſeyn, als der jüngſte!“

In der That ging der Cardinal Malipieri in den Hintergrund des Gartens, indem er ſich in das vom Pater Rodin bewohnte Stockwerk begab

Dreizehntes Kapitel.

Der Cardinal Malipieri, den man einer Art von Kirchenverſammlung, bei der Prinzeſſin von Saint-Dizier gehalten, anwohnen ſah, und der ſich nun in das von Rodin bewohnte Stockwerk begab, war als Laie gekleidet, und eingehüllt in einen weiten, einen ſtarken Kampfergeruch duftenden Ueberrock von flohfarbenem Atlaß; denn der Prälat hatte ſich mit allen erdenklichen Anticholera-Schutzmitteln umgeben. An einem der Treppenabſätze des zweiten Stockwerkes des Hauſes angekommen, klopfte der Cardinal an eine graue Thüre; Niemand antwortete ihm; er öffnete ſie, und als ein Mann, der alle Gänge und Schliche im Hauſe vollkommen kannte, trat er in eine Art von Vorzimmer, und befand ſich

---

laſtet, würden wir uns glücklich fühlen, ſie von unſern Freunden in die Journale aufnehmen zu ſehen, deren Mitarbeiter ſie ſind, um einem für diejenigen, welche die Initiative dazu ergriffen haben, ſo ehrenhaften Entſchluſſe eine glänzende Offenkundigkeit zu verſchaffen. —
Eugen Sue.

in einem Gemache, worin ein Gurtbett angebracht war; auf einem Tiſche von ſchwarzem Holze mit Fachkäſten ſah man mehrere Phiolen, Arzneien enthaltend.

Die Phyſiognomie des Prälaten ſchien unruhig, mürriſch; ſein Teint war immer gelblich und gallicht; der braune Ring, welcher ſeine ſchwarzen und ſcheelen Augen umkreiſete, ſchien noch kohlenſchwärzer als gewöhnlich. Indem er einen Augenblick ſtille ſtand, betrachtete er Alles um ſich her faſt mit Furcht, und mehrmals zog er heftig den Geruch eines Anticholerafläſchchens an ſich; dann, da er ſich allein ſah, näherte er ſich einem auf dem Kamine befindlichen Spiegel, und beobachtete öfter ſehr aufmerkſam die Farbe ſeiner Zunge; nach einigen Minuten dieſer gewiſſenhaften Unterſuchung, von welcher er übrigens ziemlich befriediget ſchien, nahm er aus einer goldenen Bonbondoſe einige Verwahrungs-Mundkügelchen, die er, die Augen mit Zerknirſchung ſchließend, in ſeinem Munde zerſchmelzen ließ. Nach dieſen getroffenen Geſundheits-Vorſichtsmaßregeln, ſein Fläſchchen neuerdings an ſeine Naſe haltend, ſchickte ſich der Prälat an, in das anſtoſſende Zimmer zu treten, als er, durch die dünne Zwiſchenwand, die ihn davon trennte, einen ziemlich heftigen Lärm vernehmend, ſtehen blieb, um zu horchen; denn Alles, was man im anſtoſſenden Gemache ſprach, gelangte ſehr leicht zu ſeinem Ohre.

„Ich bin verbunden ... ich will aufſtehen," ſagte eine ſchwache, aber kurze und gebieteriſche Stimme.

„Wo denken Sie hin, mein hochwürdiger Vater,“ antwortete eine ſtärkere Stimme; „das iſt unmöglich.“

„Sie ſollen ſehen, ob es unmöglich ſey,“ verſetzte die andere Stimme.

„Aber, mein hochwürdiger Vater, Sie werden ſich um's Leben bringen. Sie ſind nicht im Stande aufzuſtehen. Sie ſetzen ſich dadurch einem tödtlichen Rückfalle aus; ich werde nicht dazu beiſtimmen.“

Dieſen Worten folgte wiederholt der Lärm eines ſchwachen Streites, vermiſcht mit einigen mehr zornigen als kläglichen Seufzern, und die Stimme fuhr fort: „Nein, nein, mein Vater, und zu mehr Sicherheit werde ich Ihnen Ihre Kleider nicht zur Hand laſſen. Nun kommt bald die Zeit Ihres Arzneitrankes; ich will Ihnen denſelben zurichten.“

Und da faſt alſogleich eine Thüre aufging, ſah der Prälat einen Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren eintreten, der einen alten olivengrünen Oberrock und ein ſchwarzes nicht minder fadenſcheiniges Pantalon trug, und auf einen Stuhl warf. Dieſe Perſon war Herr Ange-Modeſte Rouſſelet, erſter Zögling des Doctors Baleinier; die Phyſiognomie des jungen Praktikanten war demüthig, ſüßlich und zurückhaltend; ſeine vorne faſt geſchorenen Haare wogten hinter ſeinem Halſe; er machte eine leichte Bewegung der Ueberraſchung bei dem Anblicke des Cardinals, und verbeugte ſich zweimal tief vor ihm, ohne die Augen zu ihm aufzuſchlagen.

„Vor Allem,“ ſagte der Prälat mit ſeinem ſehr merkbaren italieniſchen Accente, und ſein Kampferfläſchchen ſich unter die Naſe haltend, „ſind die Cholera-Symptome zurückgekehrt?“

„Nein, Monſeigneur, das verderbliche Fieber, welches dem Choleraanfalle folgte, nimmt ſeinen Gang.“

„Glücklicher Weiſe. Aber will denn der hochwürdige Vater nicht vernünftig ſeyn? Was war denn dieß für ein Lärm, den ich ſo eben vernommen habe?“

„Seine Hochwürden wollten durchaus aufſtehen, und ſich ankleiden, Monſeigneur; aber ſeine Schwäche iſt ſo groß, daß er nicht hätte zwei Schritte aus ſeinem Bette thun können. Die Ungeduld verzehrt ihn, man beſorgt immer, daß dieſe übermäßige Aufregung ihm einen tödtlichen Rückfall zuziehe.“

„Iſt Doctor Baleinier dieſen Morgen gekommen?“

„Er ging eben fort, Monſeigneur.“

„Was hält er von dem Kranken?“

„Er findet ſeinen Zuſtand höchſt beunruhigend, Monſeigneur. Die Nacht iſt ſo ſchlecht geweſen, daß Herr Baleinier dieſen Morgen große Beſorgniſſe hegte; der hochwürdige Vater befindet ſich in einem jener kritiſchen Momente, wo eine Kriſis in wenigen Stunden über Leben und Tod des Kranken entſcheiden kann. Herr Baleinier iſt fortgegangen, um zu holen, was er zu einer rückwirkenden, ſehr ſchmerzhaften Operation braucht, die er nach ſeiner Rückkehr mit dem Kranken vornehmen will.“

„Und hat man den Vater von Aigrigny davon in Kenntniß ſetzen laſſen?“

„Der Pater von Aigrigny iſt ſelbſt ſehr leidend, wie Euer Eminenz wiſſen; er hat ſeit drei Tagen ſein Bett noch nicht verlaſſen können.“

„Ich habe mich im Heraufgehen nach ihm erkundiget,“ verſetzte der Prälat, „und werde ihn alsbald beſuchen. Aber um wieder auf Pater Rodin zu kommen, hat man ſeinen Beichtvater benachrichtiget, da er in einem faſt verzweifelten Zuſtande iſt, und eine ſo ſchwere Operation ausſtehen muß?“

„Herr Baleinier hat bei ihm einige Worte darüber fallen laſſen, wie auch wegen der Sterbſakramente; aber der Pater Rodin hat zornig ausgerufen, daß man ihm keinen Augenblick Ruhe laſſe, daß man ihn unaufhörlich quäle, daß er für ſein Seelenheil wie irgend Einer beſorgt ſey, und daß . . .“

„Per Bacco! es handelt ſich nicht um ihn!“ rief der Cardinal aus, mit dieſem heidniſchen Ausrufe Herrn Ange-Modeſte Rouſſelet unterbrechend, und ſeine ohnehin ſchon ſehr durchdringende und ſchreiende Stimme erhebend, „es handelt ſich nicht um ihn, es handelt ſich um das Intereſſe ſeiner Geſellſchaft. Es iſt unerläßlich, daß der hochwürdige Pater die Sakramente mit der auffallendſten Feierlichkeit empfange, und daß er nicht nur ein chriſtliches Ende nehme, ſondern ein Ende von wiederhallender Wirkung. Alle Leute dieſes Hauſes, ſogar Fremde, müſſen zu dieſem Schauſpiele eingeladen werden, damit ſein erbaulicher Tod einen ausgezeichneten Eindruck hervorbringe.“

„Dieß haben der hochwürdige Pater Griſon und der hochwürdige Pater Brunet Seiner Hochwürden ſchon zu verſtehen geben wollen, Monſeigneur; aber Euere Eminenz wiſſen, mit welcher Ungeduld der Pater Rodin dieſe Rathſchläge aufgenommen hat, und Herr Baleinier, aus Furcht, eine gefährliche, vielleicht tödtliche Kriſis herbeizuführen, hat es nicht gewagt, darauf zu dringen.“

„Wohlan, ich werde es wagen; denn in dieſer Zeit revolutionärer Gottloſigkeit wird ein feierlich chriſtliches Ende eine ſehr heilſame Wirkung auf das Publikum hervorbringen. Es wäre ſogar ſehr paſſend, für den Fall des Todes, ſich vorzubereiten, den hochwürdigen Pater einzubalſamiren; man würde ihn ſo, nach römiſcher Sitte, einige Tage lang auf einem erleuchteten Trauergerüſte ausgeſtellt laſſen. Mein Sekretär wird die Zeichnung des Trauergerüſtes liefern; es iſt ſehr glänzend, ſehr impoſant; wegen ſeiner Stellung im Orden wird Pater Rodin zu etwas überaus Prächtigem berechtiget ſeyn; er wird wenigſtens ſechshundert Kirchenkerzen oder Wachslichter, und ungefähr ein Dutzend weingeiſtgefüllte Leichenlampen haben müſſen, oberhalb ſeines Leibes angebracht, um ihn von oben zu erleuchten; dieß macht ſich vortrefflich; man könnte ferner Traktätlein unter das Volk vertheilen, bezüglich auf das gottſelige und aſcetiſche Leben des Hochwürdigen, und . . .“

Ein haſtiges, ſchrillendes Geräuſch, wie von einem metalliſchen Gegenſtande, den man zornig auf den Boden wirkt, ließ ſich im anſtoſſenden Zimmer vernehmen, worin ſich der Kranke befand, und unterbrach den Prälaten.

„Wenn nur der Pater Rodin uns nicht von ſeiner Einbalſamirung hat ſprechen hören, Monſeigneur,“ — ſagte Herr Ange-Modeſte Rouſſelet leiſe, — „ſein Bett berührt dieſe Zwiſchenwand, und man hört Alles, was man hier ſpricht.“

„Wenn der Pater Rodin mich gehört hat,“ erwiederte der Cardinal, indem er von nun an mit gedämpfter Stimme ſprach, und an das andere Ende des Zimmers ging, „ſo wird dieſer Umſtand mir dazu dienen, auf die Sache einzugehen; aber jedenfalls beharre ich auf dem Glauben, daß die Einbalſamirung und die Ausſtellung ſehr nöthig ſeyn würden, um hinſichtlich der öffentlichen Meinung einen entſcheidenden Schritt zu thun. Das Volk iſt durch die Cholera ſchon ſehr erſchreckt; ein ſolches Leichengepränge würde auf die Einbildungskraft der Bevölkerung eine große Wirkung hervorbringen.“

„Ich erlaube mir, Eurer Eminenz zu bemerken, daß hier die Geſetze ſolchen Ausſtellungen entgegen ſtehen, und daß . . .“

„Die Geſetze, immer die Geſetze,“ ſagte der Cardinal zornig; „hat nicht Rom auch ſeine Geſetze? Iſt nicht jeder Prieſter römiſcher Unterthan? Iſt es nicht Zeit, die . . .“

Ohne Zweifel nicht geſonnen, mit dem jungen Arzte auf eine nähere Beſprechung ſich einzulaſſen, fuhr der

Prälat fort: „Damit wird man ſich ſpäter beſchäftigen; aber ſagen Sie mir, hat der hochwürdige Pater ſeit meinem jüngſten Beſuche neue Anfälle von Irrreden gehabt?“

„Ja, Monſeigneur, in dieſer Nacht hat er wenigſtens anderthalb Stunden lang irregeſprochen.“

„Haben Sie, wie es Ihnen anempfohlen war, fortgefahren, eine genaue Aufzeichnung von allen Worten zu machen, die dem Kranken während dieſes neuen Anfalles entſchlüpft ſind?“

„Ja, Monſeigneur, hier iſt dieſe Aufzeichnung, wie Eure Eminenz ſie mir anbefohlen haben.“ Dieß ſagend, nahm Herr Ange-Modeſte Rouſſelet aus dem Fachkaſten ein Papier, das er dem Prälaten reichte.

Wir bemerken dem Leſer, daß, da dieſer Theil der Unterredung des Herrn Rouſſelet und des Cardinals außer der Hörweite der Zwiſchenwand war gehalten worden, Rodin nichts hatte verſtehen können, während er im Stande war, das Geſpräch hinſichtlich ſeiner muthmaßlichen Einbalſamirung vollkommen zu hören.

Der Cardinal nahm das von Herrn Rouſſelet ihm überreichte Papier mit einem Ausdrucke lebhafter Neugier. Nachdem er das Papier flüchtig durchſchaut hatte, zerknitterte er es, und ſagte zu ſich, ohne ſeinen Aerger zu verhehlen: „Immer Worte ohne Zuſammenhang … keine zwei Worte, aus denen man eine vernünftige Folgerung ziehen könnte; man ſollte wahrhaftig glauben, daß dieſer Mann die Macht beſitze, ſich zu beherrſchen, ſelbſt während ſeines Irreredens, und nur unbedeutende Dinge zu faſeln.“ Dann zu Herrn Rouſſelet gewendet: „Sind Sie wohl überzeugt, Alles gemeldet zu haben, was ihm während ſeines Irreredens entſchlüpfte?“

„Mit Ausnahme der Aeußerungen, die er unaufhörlich wiederholte, und ich nur einmal ſchrieb, dürfen Eure Eminenz überzeugt ſeyn, daß ich kein einziges Wort ausgelaſſen habe, wie unvernünftig es mir auch ſchien . . .“

„Sie werden mich zu Pater Rodin führen,“ ſagte der Prälat nach einer Pauſe des Schweigens.

„Aber, Monſeigneur,“ antwortete der Zögling unſchlüſſig, „ſein Anfall hat ihn erſt vor einer Stunde verlaſſen, und der hochwürdige Pater iſt in dieſem Augenblicke ſehr ſchwach.“

„Ein Grund mehr,“ entgegnete der Prälat ziemlich indiscret. Dann, ſich eines Beſſeren beſinnend, fügte er bei: „Ein Grund mehr... er wird die Tröſtungen, die ich ihm bringe, mehr würdigen; wenn er eingeſchlafen iſt, wecken Sie ihn, und melden Sie ihm meinen Beſuch.“

„Eure Eminenz dürfen nur befehlen,“ ſagte Herr Rouſſelet ſich verbeugend. Und er trat in das anſtoſſende Zimmer.

Als der Cardinal allein war, ſagte er zu ſich mit einer nachdenkenden Miene: „Ich komme immer darauf zurück. Seit dem plötzlichen Choleraanfalle, der ihn getroffen hat, hat ſich Pater Rodin für vergiftet gehalten, auf Befehl des päpſtlichen Stuhles; er kann alſo auf etwas ſehr furchtbares gegen Rom, um eine ſo abſcheuliche Beſorgniß gehegt zu haben. Sollte demnach unſer Argwohn gegründet ſeyn? Sollte er heimlich und mächtig, wie man fürchtet, auf einen anſehnlichen Theil des heiligen Collegiums wirken, aber zu welchem Zwecke dann? Dieß zu erforſchen, iſt unmöglich geweſen, ſo getreulich wird ſein Geheimniß von ſeinen Mitſchuldigen bewahrt. Ich hatte gehofft, daß während ſeines Irreredens ihm irgend ein Wort entſchlüpfen möchte, das mich auf die Spur deſſen bringen könnte, was zu wiſſen wir ein ſo großes Intereſſe haben; denn faſt jedes Irrereden, und vorzüglich bei einem ſo unruhigen, ſo thätigen Manne, iſt nur die Ueberſpannung einer vorherrſchenden Idee; inzwiſchen ſind da fünf Anfälle, die man mir, ſo zu ſagen, getreu ſtenographirt hat, und nichts, nein, nichts als nichtige und unzuſammenhängende Aeußerungen."

Die Rückkehr des Herrn Rouſſelet ſetzte den Betrachtungen des Prälaten ein Ziel.

„Ich bin untröſtlich, Ihnen melden zu müſſen, Monſeigneur, daß der hochwürdige Pater ſich hartnäckig weigere, Jemand zu ſehen; er behauptet, einer unbedingten Ruhe zu bedürfen. Obwohl ſehr kraftlos, ſieht er düſter, zornig aus. Es würde mich nicht wundern, wenn er Eure Eminenz davon hätte ſprechen hören, ihn einbalſamiren zu laſſen, und . . ."

Der Cardinal verſetzte, Herrn Rouſſelet unterbrechend: „Der Vater Rodin hat alſo heute Nacht ſeinen jüngſten Anfall gehabt?“

„Ja, Monſeigneur, von drei Uhr bis halb ſechs Uhr Morgens.“

„Von drei Uhr bis halb ſechs Uhr Morgens,“ wiederholte der Prälat, wie um dieſes Detail ſeinem Gedächtniſſe einzuprägen, „und hat dieſer Anfall nichts Beſonderes ergeben?“

„Nein, Monſeigneur; wie Eure Eminenz ſich durch das Leſen dieſer Aufzeichnung überzeugen konnten, iſt es unmöglich, mehr unzuſammenhängende Worte vorzubringen.“

Dann fügte Rouſſelet hinzu, als er den Prälaten gegen die Thüre des andern Zimmers gehen ſah: „Aber Monſeigneur, der hochwürdige Vater will durchaus Niemand ſehen, er bedarf einer unbedingten Ruhe vor der Operation, die man ſogleich mit ihm vornehmen wird, und es wäre vielleicht gefährlich, ihn ...“

Ohne auf dieſe Bemerkung zu antworten, trat der Cardinal in Rodin's Zimmer. Dieſes ziemlich geräumige, von zwei Fenſtern erleuchtete Gemach, war einfach, aber bequem möblirt; zwei Feuerbrände brannten langſam in der Aſche des von einer Caffékanne, einem Fayencetopfe, und einem Pfännchen, worin ein dicker Senfmehlbrei einſchrumpfte, umlagerten Herdes; auf dem Kamine ſah man mehrere Leinwandſtücke und leinene Binden. In dieſem Zimmer herrſchte jener apothekeriſche, von Arzneien ausgehende, den von Kranken bewohnten Orten eigenthümliche Geruch, vermiſcht mit einem ſo ſcharfen, ſo faulen, ſo ekelhaften Dufte, daß der Cardinal einen Augenblick an der Thüre ſtehen blieb, ohne voran zu gehen. Wie es die hochwürdigen Paters auf ihrem Spaziergange behauptet hatten, lebte Rodin, weil er bei ſich ſelbſt geſagt:

„Ich muß leben, und ich werde leben."

Denn gleichwie Menſchen von ſchwacher Einbildungskraft, feige Seelen, oft dem bloßen Schrecken vor dem Uebel unterliegen, eben ſo, was tauſend Thatſachen beweiſen, können Charakterſtärke und moraliſche Energie oft hartnäckig mit dem Uebel kämpfen, und über bisweilen verzweifelte Zuſtände triumphiren. So verhielt es ſich auch mit dem Jeſuiten. Da die unerſchütterliche Feſtigkeit ſeines Charaktes, und man könnte faſt ſagen der furchtbare Starrſinn ſeines Willens, (denn der Wille erlangt bisweilen eine Art geheimnißvoller Allmacht, worüber man erſchrickt), dem geſchickten Heilungsverfahren des Doctors Baleinier zu Hilfe kam, war Rodin der Seuche entſchlüpft, die ihn ſo raſch befallen hatte. Aber dieſer niederſchmetternden körperlichen Zerrüttung, war eines der verderblichſten Fieber gefolgt, welches Rodin's Leben in große Gefahr brachte. Dieſe Verdoppelung der Gefahr hatte dem Pater von Aigrigny die lebhafteſten Beſorgniſſe eingeflößt, der ungeachtet ſeiner Rivalität und Eiferſucht fühlte, daß auf dem Punkte, bis zu dem die Sachen gediehen waren, nur Rodin alle Fäden des Complottes haltend, ſie zu einem guten Ausgange führen konnte.

Da die Vorhänge des Zimmers des Kranken zur Hälfte geſchloſſen waren, ſo ließen ſie nur ein zweifelhaftes Licht um das Bett dringen, worin Rodin lag. Das Geſicht des Jeſuiten hatte jenen grünlichen, den Cholerakranken eigenthümlichen Teint verloren; aber es war ihm eine leichenhafte Bleifarbe geblieben; ſeine Magerkeit war ſo, daß ſeine trockene, runzelige Haut an die geringſten Unebenheiten der Knochen ſich ſchmiegte; die Muskeln und die Adern ſeines langen, kahlen, abgezehrten Halſes, wie jenes eines Geiers, glichen einem kleinen Netze von Stricken; ſein Kopf, bedeckt mit einer ſchmutzigen Mütze von ſchwarzrother Seide, unter welcher einige Dochte von mattgrauen Haaren hervorrankten, ruhte auf einem unreinen Pfühle.

Rodin duldete durchaus keinen Wechſel der Wäſche. Da ſein ſpärlicher weißlicher Bart ſeit langer Zeit nicht war geſchoren worden, ſpitzte er da und dort wie die Borſten einer Bürſte, auf dieſer erdfahlen Haut hervor, unter ſeinem Hemde trug er eine alte wollene, an mehreren Stellen durchlöcherte Weſte; er hatte einen Arm aus ſeinem Bette gethan, und hielt in ſeiner knochigen und zottigen Hand mit bläulichen Nägeln, ein Tabakstaſchentuch von einer unbeſchreiblichen Farbe. Man hätte ihn für eine Leiche halten mögen, ohne die zwei glühenden Funken, welche in dem von der Tiefe der Augenhöhlen gebildeten Dunkel blitzten. Dieſer Blick, worin das ganze Leben, die ganze Energie, welche dieſem Manne noch blieben, flüchtend zuſammengedrängt ſchienen, verrieth eine verzehrende Unruhe; bald offenbarten ſeine Züge eine heftigen Schmerz; bald verkündeten die Krampfung ſeiner Hände und die ungeſtümen Zuckungen, die ihn durchfuhren, genügend ſeine Verzweiflung an dieſes Schmerzenslager gefeſſelt zu ſeyn, während wichtige Intereſſen, deren Vertretung er übernommen, die ganze Thätigkeit ſeines Geiſtes forderten; daher wurde ſein, auf dieſe Weiſe fortwährend angeſtrengtes, überreiztes Denkvermögen oft ſchwach, die Ideen entſchlüpften ihm; dann fühlte er Momente der Geiſtesabweſenheit, von Anfällen des Irreredens, aus dem er wie aus einem peinlichen Traume zu ſich kam, und deſſen Erinnerung ihn erſchreckte. Nach dem klugen Rathe des Doctors Baleinier, der ihn außer Stand hielt, ſich mit wichtigen Dingen zu beſchäftigen, hatte der Pater von Aigrigny bisher vermieden, Rodin's Fragen über den Gang der Rennepont'ſchen Angelegenheit zu beantworten, die für ihn ſo doppelt wichtig war, und die er in Folge der erzwungenen Unthätigkeit, wozu ihn die Krankheit verurtheilte, bloßgeſtellt oder verloren zu ſehen zitterte. Dieſes Schweigen des Paters von Aigrigny hinſichtlich jenes Complottes, deſſen Fäden er, Rodin, hielt, die völlige Unwiſſenheit, worin er in Bezug auf die Ereigniſſe war, welche während ſeiner Krankheit konnten eingetreten ſeyn, vermehrten noch ſeine Erbitterung. Dieß war der moraliſche und körperliche Zuſtand Rodin's, als, gegen ſeinen Willen, der Cardinal Malipieri in ſein Zimmer getreten war.

Vierzehntes Kapitel.

Die Falle.

Um die Qualen des durch ſeine Krankheit zur Unthätigkeit gezwungenen Rodin verſtändlicher zu machen, und um die Wichtigkeit des Beſuches des Cardinals Malipieri zu erklären, wollen wir uns mit wenigen Worten an die verwegenen Ehrſuchtspläne des Jeſuiten erinnern, der ſich für einen Nacheiferer von Sixtus dem Fünften hielt, in Erwartung ſeines Gleichen zu werden. Durch den glücklichen Ausgang der Rennepont'ſchen Angelegenheit zur Generalswürde ſeines Ordens zu gelangen, dann, im Falle einer faſt vorausſichtlichen Abdankung, durch eine glänzende Beſtechung, ſich der Mehrzahl des heiligen Collegiums zu verſichern, um den päbſtlichen Thron zu beſteigen, und hernach, vermittelſt einer Aenderung in den Satzungen der Geſellſchaft Jeſu, dieſe mächtige Geſellſchaft dem heiligen Stuhle einzuverleiben, anſtatt ſie in ihrer Unabhängigkeit zu laſſen, der päbſtlichen Gewalt gleich zu kommen, und ſie faſt immer zu beherrſchen, dieß waren Rodin's geheime Projecte. Ihre Möglichkeit betreffend, war ſie durch zahlreiche Vorgänge geheiliget; denn mehrere einſache Mönche oder Prieſter waren plötzlich zur päpſtlichen Würde erhoben worden.

Die Moralität der Sache betreffend, die Thronbeſteigung der Borgia, von Julius II., und vielen andern ſeltſamen Stellvertretern Chriſti, neben denen Rodin als ein wahrer Heiliger erſchien, entſchuldigte, billigte die Anmaſſungen des Jeſuiten. Obwohl der Zweck von Rodin's geheimen Schlichen in Rom bisher in das tiefſte Geheimniß war gehüllt geweſen, hatte dennoch eine Warnung vor ſeinen heimlichen Einverſtändniſſen mit einer großen Zahl von Mitgliedern des heiligen Collegiums Statt gefunden; da ein Theil dieſes Collegiums, mit dem Cardinale Malipieri an der Spitze, Beſorgniß faßte, benützte der Cardinal ſeine Reiſe nach Frankreich, um zu trachten, die finſteren Projekte des Jeſuiten zu erforſchen. Wenn in der von uns geſchilderten Scene, der Cardinal ſo beharrlich darauf beſtanden war, mit dem hochwürdigen Pater, ungeachtet deſſen Weigerung, eine Unterredung zu pflegen, ſo geſchah es, weil der Prälat hoffte, wie man ſehen wird, es durch Liſt dahin zu bringen, ein bisher allzu wohl verborgenes Geheimniß hinſichtlich der Intriguen in Rom, die er bei ihm vorausſetzte, herauszulocken. Inmitten ſo wichtiger, ſo weſentlichſter Verhältniſſe alſo, ſah Rodin einer Krankheit ſich preisgegeben, die ſeine Kräfte lähmte, eben da er mehr als jemals der ganzen Thätigkeit, aller Hülfsquellen ſeines Geiſtes bedurft hätte.

Nachdem er einige Augenblicke unbeweglich an der

Thüre ſtehen geblieben war, näherte ſich der Cardinal, immer ſein Fläſchchen unter ſeine Naſe haltend, langſam Rodin's Bette. Dieſer, über ſolche Zudringlichkeit aufgebracht, und um einer Unterredung zu entgehen, die aus vielen Gründen ihm beſonders widrig war, wendete haſtig den Kopf nach der Wandſeite des Bettes, und ſtellte ſich, als ob er ſchlafe. Wenig um dieſe Liſt bekümmert, und feſt entſchloſſen, dieſen ihm bekannten Schwächezuſtand Rodin's zu benützen, nahm der Prälat einen Stuhl, und ſetzte ſich, ungeachtet ſeines Widerwillens, an den Pfühl des Jeſuiten.

„Mein hochwürdiger und ſehr werther Pater, wie befinden Sie ſich?“ ſagte er zu ihm mit einer honigſüßen Stimme, die ſeinen italieniſcher Accent noch heuchleriſcher zu machen ſchien.

Rodin ſpielte den Tauben, athmete geräuſchvoll, und antwortete nicht. Der Cardinal, obgleich er Handſchuhe trug, näherte ſeine Hand nicht ohne Ekel jener des Jeſuiten, ſchüttelte ſie ein wenig, mit lauterer Stimme wiederholend: „Mein hochwürdiger und ſehr werther Pater, antworten Sie mir, ich beſchwöre Sie darum.“

Rodin konnte eine Bewegung zorniger Ungeduld nicht verhehlen, fuhr aber fort, ſtumm zu bleiben.

Der Cardinal war nicht der Mann, welcher ſich durch eine ſolche Geringfügigkeit abſchrecken ließ; er ſchüttelte von Neuem und ein wenig ſtärker den Arm des Jeſuiten, mit einer phlegmatiſchen Beharrlichkeit, die den geduldigſten Mann von der Welt aus der Faſſung gebracht hätte, wiederholend: „Mein hochwürdiger und lieber Pater, da Sie nicht ſchlafen, ſo hören Sie mich an, ich bitte Sie darum.“

Durch den Schmerz erbittert, und über die Hartnäckigkeit des Prälaten erboſt, heftete er auf den Römer ſeine hohlen, von einem düſtern Feuer blitzenden Augen, und ſagte, die Lippen von einem ſardoniſchen Lächeln verzerret mit Bitterkeit: „Sie legen alſo großen Werth darauf, Monſeigneur, mich einbalſamirt zu ſehen, wie Sie ſo eben ſagten, und ausgeſtellt auf einem erleuchteten Trauergerüſte, um ſo durch Ihr Kommen in meinem Todeskampfe mir beſchwerlich zu fallen, und mein Ende zu beſchleunigen!“

„Ich, mein werther Vater? Großer Gott? was ſagen Sie da?“

Und der Cardinal hob die Hände zum Himmel empor, wie um ihn zum Zeugen der zärtlichen Theilnahme zu erkieſen, die er für den Jeſuiten fühlte.

„Ich ſage, was ich ſo eben gehört habe, Monſeigneur, denn dieſe Zwiſchenwand iſt dünn,“ fügte Rodin mit verdoppelter Bitterkeit bei.

„Wenn Sie damit ſagen wollen, daß ich Ihnen aus allen Kräften meiner Seele ein ganz chriſtliches und exemplariſches Ende gewünſcht habe, und wünſche, o! dann täuſchen Sie ſich nicht, mein wertheſter Vater! Sie haben mich vollkommen verſtanden; denn es wäre mir ſehr angenehm, Sie nach einem ſo wohl zugebrachten Leben als einen Gegenſtand der Verehrung der Gläubigen zu ſehen."

„Und ich ſage Ihnen, Monſeigneur," rief Rodin mit einer ſchwachen und ruckweiſen Stimme aus, „und ich ſage Ihnen, daß etwas Grauſames darin liegt, ſolche Wünſche in Gegenwart eines Kranken in verzweifeltem Zuſtande zu äußern; ja," fuhr er mit ſteigendem Eifer fort, der mit ſeiner Mattigkeit contraſtirte, „man hüte ſich, verſtehen Sie, denn wenn man mich plagt, wenn man mich unaufhörlich neckt, wenn man mich meinen Todeskampf nicht ruhig ausröcheln läßt, wird man mich zwingen, auf eine nicht ſehr chriſtliche Weiſe zu ſterben, ich warne Sie davor, und wenn man auf ein erbauliches Spektakel rechnet, um Vortheil daraus zu ziehen, wird man Unrecht haben."

Da dieſer Zornanfall Rodin ſchmerzlich entkräftet hatte, ließ er ſeinen Kopf auf ſeinen Pfühl zurückſinken, und trocknete ſeine aufgeſprungenen und blutigen Lippen mit ſeinem Tabakstaſchentuche.

„Gehen Sie, gehen Sie, beruhigen Sie ſich, mein wertheſter Pater," entgegnete der Cardinal mit väterlicher Miene; „hegen Sie keine ſo traurigen Gedanken; gewiß hat die Vorſehung große Abſichten mit Ihnen, weil ſie Sie bereits aus einer großen Gefahr erlöſet hat. Hoffen wir, daß ſie auch aus jener, die Sie zur Stunde bedroht, Sie erretten wird."

Rodin antwortete mit einem rauhen Murmeln, indem er ſich gegen die Wandſeite kehrte.

Der unſtörbare Prälat fuhr fort: „Nicht auf Ihr Heil ſind die Abſichten der Vorſehung beſchränkt, mein wertheſter Vater; ſie hat ihre Macht auch auf eine andere Art bethätiget. Was ich Ihnen ſagen werde, iſt von der höchſten Wichtigkeit; hören Sie mir ſehr aufmerkſam zu.“

Ohne ſich umzuwenden, erwiederte Rodin mit einem bittergrimmigen Tone, der ein wirkliches Leiden verrieth: „Sie wollen meinen Tod. In meiner Bruſt glüht Feuer, der Kopf iſt zerſchellt, und Sie haben kein Mitleiden. O! ich leide, wie ein Verdammter.“

„Schon,“ ſagte der Römer ganz leiſe, über dieſe beißende Spottrede boshaft lächelnd; dann fuhr er ganz laut fort: „Erlauben Sie mir, darauf zu beſtehen, mein wertheſter Vater. Machen Sie eine kleine Anſtrengung, um mich anzuhören; Sie werden es nicht bedauern.“

Rodin, immer in ſeinem Bette ausgeſtreckt, hob, ohne ein Wort zu ſagen, aber mit einer verzweifelten Geberde, ſeine beide gefalteten und auf ſeinem Tabakstaſchentuche gekrampften Hände zum Himmel empor, dann fielen ſeine ſchwach gewordenen Arme den Leib entlang wieder herab. Der Cardinal zuckte leicht die Schultern, und betonte langſam die folgenden Worte, damit Rodin keines davon verliere.

„Mein werther Vater, die Vorſehung hat gewollt, daß Sie, während Ihres Anfalles von Irrereden, ohne Ihr Wiſſen, ſehr wichtige Entdeckungen machten.“

Und der Prälat erwartete mit unruhiger Neugier den Erfolg des gottesfürchtigen Hinterhaltes, den er dem geſchwächten Geiſte des Jeſuiten legte. Aber dieſer, immer gegen die Wandſeite gekehrt, ſchien ihn nicht verſtanden zu haben, und blieb ſtumm.

„Sie denken ohne Zweifel über meine Worte nach, mein werther Pater,“ fuhr der Cardinal fort. „Sie haben Recht; denn es handelt ſich um eine ſehr wichtige Thatſache; ja, ich wiederhole es Ihnen, die Vorſehung hat zugegeben, daß, während Ihres Irreredens, Ihre Aeußerung Ihre geheimſten Gedanken verrieth, indem ſie mir, zum Glücke mir allein, Dinge offenbarte, welche Sie auf die ernſtlichſte Weiſe bloßſtellen. Kurz, während Ihres Anfalles von Irrereden heute Nacht, das bei zwei Stunden gedauert, haben Sie den geheimen Zweck Ihrer mit mehreren Mitgliedern des heiligen Collegiums in Rom angeſponnenen Intriguen enthüllt.“

Und der Cardinal, leiſe aufſtehend, wollte ſich über das Bett neigen, um den Ausdruck der Phyſiognomie Rodin's zu erlauern. Dieſer ließ ihm keine Zeit dazu. Wie eine der Wirkſamkeit der volta'ſchen Säule unterworfene Leiche ſich in raſchen und ſeltſamen Sprüngen bewegt, ſo ſprang Rodin in ſeinem Bette auf, kehrte ſich um, und richtete ſich gerade in ſeinem Bette empor, als er die letzten Worte des Prälaten hörte.

„Er hat ſich verrathen,“ ſagte der Cardinal mit gedämpfter Stimme und auf Italieniſch. Dann haſtig wieder Platz nehmend, heftete er auf den Jeſuiten von triumphirender Freude funkelnde Augen. Obgleich er den Ausruf Malipieri's nicht verſtanden, obgleich er den prahleriſchen Ausdruck ſeiner Phyſiognomie nicht bemerkt hatte, begriff doch Rodin, ungeachtet ſeiner Schwäche, die große Unvorſichtigkeit ſeiner erſten, allzubezeichnenden Bewegung. Er fuhr langſam mit der Hand über ſeine Stirne, wie wenn er eine Art von Schwindel empfunden hätte; dann warf er verwirrte, beſtürzte Blicke um ſich, indem er an ſeine bebenden Lippen ſein altes Tabakstaſchentuch drückte, in welches er mechaniſch einige Secunden lang biß.

„Ihre lebhafte Gemüthsbewegung, Ihr Schrecken beſtätigen mir, ach! die traurige Entdeckung, die ich gemacht habe,“ fuhr der Cardinal fort, immer triumphirender über den glücklichen Erfolg ſeiner Liſt, indem er ſich auf dem Punkte ſah, endlich ein ſo wichtiges Geheimniß zu erforſchen; „daher werden Sie nun einſehen, mein wertheſter Vater,“ fügte er hinzu, „daß es für Sie von vorzüglichſtem Intereſſe iſt, in die genaueſten Details über Ihre Projekte und über Ihre Mitſchuldigen in Rom einzugeben; dadurch, mein werther Vater, können Sie auf die Nachſicht des heiligen Stuhles hoffen, insbeſondere wenn Ihre Geſtändniſſe ausführlich genug, umſtändlich beſchreibend genug ſind, um einige, übrigens in einer während der Hitze eines fieberiſchen Irreredens gemachten Offenbarung unvermeidliche Lücken auszufüllen.“

Rodin, von ſeiner erſten Gemüthsbewegung ſich erholend, bemerkte, aber zu ſpät, daß man ihn getäuſcht, und er ſich ernſtlich bloßgeſtellt habe, nicht durch ſeine Worte, ſondern durch eine Bewegung der Beſtürzung, und des auf eine gefährliche Weiſe bedeutungsvollen Schreckens. Wirklich hatte der Jeſuit einen Augenblick gefürchtet, während ſeines Irreredens ſich verrathen zu haben, da er ſich finſterer Intriguen mit Rom beſchuldigen hörte; aber nach einigen Minuten der Ueberlegung, ſagte der Jeſuit, ungeachtet der Schwäche ſeines Geiſtes, mit viel Verſtand bei ſich: „Wenn dieſer verſchmitzte Römer mein Geheimniß wüßte, würde er ſich wohl hüten, mich davon zu unterrichten: er hegt alſo nur Verdacht, durch die unwillkürliche Bewegung erſchwert, die ich nicht ſogleich unterdrücken konnte.“

Und Rodin trocknete den kalten Schweiß, der von ſeiner brennenden Stirne rann. Die Gemüthsbewegung dieſer Scene vermehrte ſeine Leiden, und erſchwerte noch ſeinen ohnehin ſchon beunruhigenden Zuſtand. Von Anſtrengung erſchöpft, konnte er nicht länger in ſeinem Bette ſitzen, und warf ſich auf ſeinen Pfühl zurück.

„**Per Bacco!**“ dachte der Cardinal ganz leiſe bei ſich, erſchreckt von dem Ausdrucke des Geſichtes des Jeſuiten, „wenn er ſtürbe, ohne mir zuvor etwas geſagt zu haben, und ſo meiner ſo geſchickt geſtellten Falle entſchlüpfte?“ Und ſich raſch zu Rodin neigend, ſagte der Prälat zu ihm: „Was fehlt Ihnen denn, mein wertheſter Pater?“

„Ich fühle mich ſchwach, Monſeigneur; was ich leide, läßt ſich nicht ausdrücken.“

„Hoffen wir, mein wertheſter Pater, daß dieſe Kriſis nichts Widriges haben werde; aber da ſich das Gegentheil ereignen könnte, erheiſcht es das Heil Ihrer Seele, mir ſogleich die vollkommenſten Geſtändniſſe abzulegen, die detaillirteſten, ſollten auch dieſe Geſtändniſſe Ihre Kräfte erſchöpfen, das ewige Leben iſt mehr werth, als dieſes vergängliche Leben.“

„Von welchen Geſtändniſſen wollen Sie ſprechen, Monſeigneur?“ fragte Rodin mit ſchwacher Stimme und ſardoniſchem Tone.

„Wie! von welchen Geſtändniſſen?“ rief der Cardinal beſtürzt aus, „nun von Ihren Geſtändniſſen hinſichtlich der gefährlichen Intriguen, die Sie mit Rom angeſponnen haben.“

„Welche Intriguen?“ fragte Rodin.

„Nun, die Intriguen, welche Sie während Ihres Irreredens geoffenbart haben,“ fuhr der Prälat mit immer gereizterer Ungeduld fort. „Sind Ihre Geſtändniſſe nicht klar genug geweſen? Warum nun dieſes ſträfliche Zögern, ſie zu vervollſtändigen?“

„Meine Geſtändniſſe ſind klar geweſen? Sie verſichern mich deſſen?“ ſagte Rodin, faſt bei jedem Worte ſich unterbrechend, ſo gepreßt war er. Aber die Energie ſeines Willens, ſeine Geiſtesgegenwart, verließen ihn noch nicht.

„Ja, ich wiederhole es Ihnen,“ verſetzte der Cardinal, „mit Ausnahme einiger Lücken ſind Ihre Geſtändniſſe ganz klar geweſen.“

„Wozu dann ſie Ihnen wiederholen?“ Und das nämliche ſardoniſche Lächeln zuckte über Rodin's bläuliche Lippen.

„Wozu?“ rief der Prälat zornig aus, „um Verzeihung zu verdienen; denn wenn man dem reuigen Sünder, der ſeine Vergehen bekennt, Erlaß und Verzeihung ſchuldet, ſchuldet man dem verhärteten Sünder nur Kirchenbann und Fluch.“

„O! welche Qual! das heißt an langſamen Feuer ſterben,“ murmelte Rodin, und fuhr fort: „Da ich Alles geſagt habe, hab' ich Ihnen nichts mitzutheilen; Sie wiſſen Alles.“

„Ich weiß Alles. Ja, gewiß, ich weiß Alles,“ entgegnete der Prälat mit donnernder Stimme, „aber wie hab' ich es erfahren? durch Geſtändniſſe, die Sie machten, ohne auch nur das Bewußtſeyn Ihres Thuns zu haben, und Sie wähnen, daß Ihnen dieß werde angerechnet werden. Nein, nein, glauben Sie mir, der Moment iſt feierlich, der Tod droht Ihnen; ja, er droht Ihnen; zittern Sie alſo, eine gottesvergeſſene Lüge zu ſagen,“ rief der Prälat aus, immer zorniger, und den Arm Rodin's heftig ſchüttelnd, — „fürchten Sie die ewigen Flammen, wenn Sie das zu läugnen wagen, wovon Sie wiſſen, daß es die Wahrheit iſt. Läugnen Sie es?"

„Ich werde nichts läugnen," erwiederte Rodin mühſam, Silbe für Silbe betonend; „aber laſſen Sie mich in Ruhe."

„Endlich erleuchtet Sie Gott," ſagte der Cardinal mit einem Seufzer der Befriedigung. Und im Wahne, an ſein Ziel zu kommen, fuhr er fort: „Hören Sie die Stimme des Herrn; ſie wird Sie ſicher führen, mein werther Vater; Sie läugnen alſo nichts?"

„Ich hatte irregeredet, ich kann alſo nichts läugnen (o! wie leid' ich," fügte Rodin einſchaltungsweiſe bei). „Ich kann alſo die Albernheiten nicht läugnen, die ich während meines Irreredens werde geſagt haben."

„Aber wenn dieſe vorgeblichen Albernheiten mit der Wirklichkeit übereinſtimmen," rief der Prälat aus, wüthend, neuerdings in ſeiner Erwartung betrogen zu ſeyn, „aber wenn das Irrereden eine unwillkürliche, providentielle Offenbarung iſt."

„Cardinal Malivieri, Ihre Liſt ſteht nicht einmal auf der Höhe meines Todeskampfes," verſetzte Rodin mit erloſchener Stimme. „Der Beweis, daß ich mein Geheimniß nicht geſagt habe, wenn ich ein Geheimniß habe, liegt darin, daß Sie mich dahin bringen möchten es zu ſagen."

Und der Jeſuit, ungeachtet ſeiner Schmerzen, ungeachtet ſeiner zunehmenden Schwäche, hatte die Kraft, ſich halb in ſeinem Bette aufzurichten, dem Prälaten gerade in's Geſicht zu ſchauen, und mit einem Lächeln teufliſcher Ironie ihn zu verſpotten. Dann ſank Rodin wieder ausgeſtreckt auf ſeinen Pfühl zurück, indem er mit ſeinen beiden gekrampften Händen nach ſeiner Bruſt fuhr, und einen langen Seufzer des Todeskampfes ausſtieß.

„Verdammt! dieſer hölliſche Jeſuit hat mich durchſchaut,“ ſagte der Cardinal bei ſich, wüthend mit dem Fuße ſtampfend, „er hatte bemerkt, daß ſeine erſte Bewegung ihn bloßgeſtellt; er iſt nun auf ſeiner Hut. Ich werde nichts von ihm herausbringen, wenn nicht durch Benützung ſeiner gegenwärtigen Schwäche, und durch unabläſſiges Quälen, durch Drohungen, durch Schrecken.“ Der Prälat konnte nicht ausreden; die Thüre ging plötzlich auf, und der Pater von Aigrigny trat ein, mit einem Ausbruche unſäglicher Freude ausrufend: „Eine herrliche Nachricht!“

Fünfzehntes Kapitel.

Die gute Nachricht.

Aus der Entſtellung der Züge des Paters von Aigrigny, aus ſeiner Bläſſe, aus der Schwäche ſeines Ganges, erſah man, daß die ſchreckliche Scene des Vorplatzes Notre-Dame, eine heftige Rückwirkung auf ſeine Geſundheit gehabt hatte. Dennoch ward ſeine

Phyſiognomie ſtrahlend und triumphirend, als er, in Rodin's Zimmer tretend, ausrief: „Eine herrliche Nachricht!“

Bei dieſen Worten fuhr Rodin zuſammen; ungeachtet ſeiner Mattigkeit, richtete er haſtig den Kopf empor; ſeine Augen glänzten neugierig, unruhig, durchdringend; indem er mit ſeiner abgezehrten Hand dem Pater von Aigrigny winkte, ſich ſeinem Bette zu nähern, ſagte er zu ihm mit einer ſo unterbrochenen, ſo ſchwachen Stimme, daß man ihn kaum verſtand: „Ich fühle mich ſehr übel. Der Cardinal hat mir beinahe den Reſt gegeben. Aber wenn dieſe herrliche Nachricht auf die Rennepont'ſche Angelegenheit ſich bezöge, ein mich verzehrender Gedanke, und von der ich nichts höre, dünkt es mir, daß ich gerettet wäre.“

„Seyen Sie alſo gerettet!“ rief der Pater von Aigrigny aus, der Anempfehlungen des Doctors Baleinier uneingedenk, der bisher entgegen war, daß man mit Rodin von wichtigen Intereſſen ſpreche. „Ja,“ wiederholte der Pater von Aigrigny, „ſeyen Sie gerettet, leſen Sie, und rühmen Sie ſich: was Sie vorausgeſagt haben, beginnt ſich zu verwirklichen.“

Dieß ſagend, zog er aus ſeiner Taſche ein Papier, und gab es Rodin, der es mit gieriger und zitternder Hand ergriff. Einige Minuten früher wäre Rodin wirklich nicht im Stande geweſen, ſeine Unterredung mit dem Cardinale fortzuſetzen, ſelbſt wenn die Vorſicht ihm es erlaubt hätte; er wäre auch unfähig geweſen, eine einzige Zeile zu leſen, ſo getrübt, ſo verſchleiert war ſeine Sehkraft; dennoch fühlte er bei den Worten des Paters von Aigrigny einen ſolchen Aufſchwung, eine ſolche Hoffnung, daß er, durch eine allmächtige Anſtrengung der Energie und des Willens, in ſeinem Bette ſich aufrichtete, und mit freiem Geiſte, mit intelligentem, beſeeltem Blicke raſch das Papier las, welches der Pater von Aigrigny ihm ſo eben überreicht hatte.

Der Cardinal, über dieſe plötzliche Verklärung erſtaunt, fragte ſich, ob er wohl den nämlichen Mann vor ſich ſehe, der einige Minuten früher faſt bewußtlos auf ſein Bett geſunken war? Kaum hatte Rodin geleſen, als er einen erſtickten Freudenſchrei ausſtieß, indem er mit einem unbeſchreiblichen Tone ſagte: „Und von Einem! Das beginnt… das geht!“ Und in einer Art hinreißenden Entzückens die Augen ſchließend, verklärte ein Lächeln ſtolzen Triumphes ſeine Züge, und machte ſie noch ſcheußlicher, indem es ſeine gelben und ſchadhaften Zähne zur Schau ſtellte. Seine Gemüths-Bewegung war ſo heftig, daß das Papier, welches er ſo eben geleſen hatte, ſeiner bebenden Hand entſank.

„Er verliert das Bewußtſeyn,“ — rief der Pater Aigrigny beſorgt aus, gegen Rodin ſich neigend. — „Das iſt *meine* Schuld; ich habe vergeſſen, daß der Doctor Baleinier mir verboten hat, von ernſten Geſchäften mit ihm zu ſprechen.“

„Nein, nein, machen Sie ſich keinen Vorwurf,“ ſagte Rodin, ſich halb in ſeinem Bette aufrichtend, um den hochwürdigen Pater zu beruhigen. „Dieſe ſo unerwartete Freude wird vielleicht meine Geneſung bewirken; ja, ich weiß nicht, was ich empfinde; aber betrachten Sie meine Wangen, es dünkt mir, daß ſie ſich, zum Erſtenmale ſeitdem ich an dieſes Jammerbett gefeſſelt bin, ein wenig färben, ich fühle faſt Wärme darin.“

Rodin ſprach wahr. Eine feuchte und leichte Röthe ergoß ſich plötzlich über ſeine bleifarbenen und eiſigen Wangen; ſelbſt ſeine Stimme, obwohl immer ſehr ſchwach, wurde weniger meckernd, und er rief mit einem ſo exaltirten Ueberzeugungstone aus, daß der Pater von Aigrigny und der Prälat darob ſchauderten: „Dieſer erſte glückliche Erfolg verbürgt die übrigen; ich leſe in der Zukunft; ja, ja,“ fügte Rodin mit immer begeiſterterer Miene bei, „unſere Angelegenheit wird triumphiren; alle Mitglieder der abſcheulichen Familie Rennepont werden vernichtet werden, und zwar bald; Sie werden ſehen, ... Sie ...“ Dann, ſich unterbrechend, warf Rodin ſich auf ſeinen Pfühl zurück, und ſagte: „O, die Freude erſtickt mich! die Stimme verſagt mir.“

„Wovon iſt denn die Rede?“ fragte der Cardinal den Pater von Aigrigny.

Dieſer antwortete mit einem heuchleriſch-gerührten Tone: „Einer von den Erben der Familie Rennepont, ein armſeliger Handwerker, durch Ausſchweifungen und Schwelgerei erſchöpft, iſt vor drei Tagen in Folge eines abſcheulichen Saufgelages geſtorben, bei welchem man mit gottesvergeſſener Verruchtheit der Cholera Trotz geboten hat. Erſt heute, wegen der Unpäßlichkeit, die mich in meine Wohnung bannte, und wegen eines andern Umſtandes, hab' ich den vorſchriftsmäßigen Todtenſchein dieſes Opfers der Unmäßigkeit und Religionsverachtung in meine Hände bekommen können. Uebrigens verkünde ich es zum Lobe Seiner Hochwürden," (er wies auf Rodin) „der geſagt hatte: „„Die ſchlimmſten Feinde, welche die Nachkömmlinge jenes infamen Renegaten haben können, ſind ihre böſen Leidenſchaften ... Mögen ſie alſo unſere Helfer gegen dieſes verruchte Geſchlecht ſeyn."" Dieß iſt ſo eben bei Jacques Rennepont eingetroffen."

„Sie ſehen es," verſetzte Rodin mit einer ſo erſchöpften Stimme, daß ſie bald faſt unverſtändlich wurde, „die Strafe beginnt ſchon ... einer ... von den Rennepont iſt geſtorben ... und ... denken Sie wohl daran ... dieſer T[illegible]ſchein" — fügte der Jeſuit bei, auf das Papier we[illegible], welches der Pater von Aigrigny in der Hand [illegible] — „wird einſt der Geſellſchaft Jeſu vierzig Millionen eintragen ... und zwar ... weil ... ich Ihnen ... habe ..." Nur [illegible]in's Lippen vollendeten ſeine Aeußerung. Seit [illegible]en Augenblicken war der Klang ſeiner Stimme ſo [illegible]ſchleiert worden, daß er zuletzt unvernehmbar wurde, und völlig erloſch; ſein von einer heftigen Gemüthsaufregung gekrampfter Luftröhrenkopf gab keinen Ton mehr von ſich. Der Jeſuit, weit entfernt, über dieſen Umſtand ſich zu beunruhigen, vollendete ſeine Aeußerung, ſo zu ſagen, durch eine ausdrucksvolle Pantomime; ſtolz den Kopf erhebend, mit hochmüthigem und trotzigem Geſichte, klopfte er mit der Spitze ſeines Zeigefingers einigemale an ſeine Stirne, dadurch bezeichnend, daß man ſeinem Geiſte, ſeiner Leitung, dieſen erſten ſo glücklichen Erfolg verdanke. — Aber bald ſank Rodin ganz abgemattet auf ſein Lager zurück, erſchöpft, keuchend, niedergebeugt, ſein Taſchentuch an ſeine ausgedörrten Lippen drückend, dieſe glückliche Nachricht, wie der Pater von Aigrigny ſagte, hatte Rodin nicht geheilt, und dieſer nur einen Augenblick lang den Muth gehabt, ſeine Schmerzen zu vergeſſen; daher verſchwand die leichte Röthe bald, welche ſeine Wangen ein wenig gefärbt; ſein Geſicht wurde wieder bleifarben, ſeine einen Moment ausſetzenden Leiden verdoppelten dergeſtalt ihre Heftigkeit, daß er ſich unter ſeinen Decken convulſiviſch krümmte, und ſein Geſicht platt auf den Pfühl legte, indem er ſeine beiden gekrampften Arme, ſtarr wie Eiſenſtangen, über ſeinem Kopfe ausſtreckte. Nach dieſer eben ſo heftigen als ſchnellen Kriſis, während welcher der Pater von Aigrigny und der Prälat ſich eifrig um Rodin bemühten, deſſen Geſicht in einem kalten Schweiße gebadet war, winkte ihnen dieſer, daß der Schmerz abnehme, und daß er von einem auf ſeinem Nachttiſche ſtehenden Tränkchen, welches er mit einer Geberde bezeichnete, zu trinken wünſche. Der Pater von Aigrigny holte es, und während der Cardinal mit ſehr merkbarem Eckel

Rodin ſtützte, reichte der Pater von Aigrigny dem Kranken einige Löffel voll vom Tränkchen, deſſen augenblickliche Wirkung ziemlich beruhigend war.

„Wollen Sie, daß ich Herrn Rouſſelet rufe?“ ſagte der Pater von Aigrigny zu Rodin, als dieſer wieder in ſeinem Bette ausgeſtreckt war.

Rodin ſchüttelte verneinend den Kopf; mit einer neuen Anſtrengung hob er ſodann ſeine rechte Hand auf, öffnete ſie ganz, und legte ſeinen linken Zeigefinger hinein; er winkte dem Pater von Aigrigny, indem er ihm mit dem Blicke einen Schreibtiſch in einer Ecke des Zimmers zeigte, daß er zu ſchreiben wünſche, da er nicht mehr ſprechen könne.

„Ich verſtehe Euer Hochwürden ſehr wohl,“ erwiederte ihm der Pater von Aigrigny; „aber vor Allem verhalten Sie ſich ruhig. Wenn es nöthig iſt, werde ic[illegible]nen ſogleich Alles geben, deſſen Sie zum Schreiben bedürfen.“

Zwei ſtark geführte Schläge, nicht an die Thüre von Rodin's Zimmer, ſondern an die äußere Thüre des anſtoſſenden Gemaches, unterbrachen dieſe Scene; aus Vorſicht, und damit ſeine Unterredung mit Rodin geheimer bleibe, hatte der Pater von Aigrigny Herrn Rouſſelet gebeten, im erſten der drei Zimmer zu bleiben.

Nachdem der Pater von Aigrigny durch das zweite Zimmer gegangen war, öffnete er die Thüre des Vorzimmers, worin ſich Herr Rouſſelet befand, der ihm einen ziemlich voluminöſen Umſchlag überreichte, und zu ihm ſagte: „Ich bitte um Verzeihung, Sie geſtört zu haben, mein Pater; allein man hat mir empfohlen, Ihnen dieſe Papiere ſogleich zu übergeben.“

„Ich danke Ihnen, Herr Rouſſelet,“ verſetzte der Pater von Aigrigny, und fügte dann bei: „Wiſſen Sie, um wie viel Uhr Herr Baleinier kommen wird?“

„Er wird nicht lange ausbleiben, mein Pater, denn er will noch vor der Nacht die ſo ſchmerzhafte Operation vornehmen, die auf den Zuſtand des Paters Rodin eine entſcheidende Wirkung hervorbringen ſoll, und ich bereite das Nöthige dazu vor,“ ſetzte Herr Rouſſelet hinzu, indem er auf einen ſeltſamen, furchtbaren Apparat wies, den der Pater von Aigrigny mit einer Art von Schrecken betrachtete.

„Ich weiß nicht, ob dieſes Symptom bedenklich iſt,“ ſagte der Jeſuit; „aber der hochwürdige Pater iſt ſo eben plötzlich von einem Erlöſchen der Stimme befallen worden.“

„Seit acht Tagen iſt es zum Drittenmale, daß dieſer Fall ſich wiederholt,“ entgegnete Herr Rouſſelet, „und die Operation des Doctors Baleinier wird auf den Luftröhrenkopf und auf die Lunge wirken.“

„Iſt dieſe Operation ſehr ſchmerzhaft?“ fragte der Pater von Aigrigny.

„Ich glaube nicht, daß es in der Chirurgie etwas Schmerzhafteres giebt,“ antwortete der Zögling; „daher hat Herr Baleinier die Wichtigkeit davon dem Pater Rodin verhehlt.“

„Belieben Sie Herrn Baleinier noch ferner hier zu erwarten, und ihn uns zu ſchicken, wenn er kommen wird,“ entgegnete der Pater von Aigrigny, und kehrte in das Zimmer des Kranken zurück. Indem er ſich dann an' deſſen Pfühl ſetzte, ſagte er zu ihm, den Brief ihm zeigend: „Hier ſind mehrere wichtige Berichte, auf verſchiedene Perſonen der Familie Rennepont bezüglich, die mir einer beſonderen Ueberwachung zu bedürfen geſchienen haben; da meine Unpäßlichkeit ſeit einigen Tagen mir nicht erlaubt hat, etwas ſelbſt zu ſehen, denn ich ſtehe heute zum Erſtenmale auf; aber ich weiß nicht, mein Pater,“ fügte er zu Rodin gewendet bei, „ob Ihr Zuſtand Ihnen anzuhören geſtattet.“

Rodin machte eine ſo dringend-bittende und zugleich ſo flehende Geberde, daß der Pater von Aigrigny einſah, es würde eben ſo gefährlich ſeyn, Rodin's Wunſch nicht zu erfüllen, als ihm zu entſprechen; indem er ſich alſo zu dem noch immer darüber untröſtlichen Cardinale kehrte, daß er das Geheimniß des Jeſuiten nicht hatte ergrübeln können, ſagte er zu ihm mit ehrerbietiger Achtung, den Brief ihm weiſend: „Erlauben Eure Eminenz?“

Der Prälat nickte bejahend, und antwortete: „Ihre Angelegenheiten ſind auch die unſerigen, mein lieber Pater, und die Kirche muß ſich immer über das freuen, worüber unſere glorreiche Geſellſchaft ſich freuet.“

Der Pater von Aigrigny entſiegelte den Umſchlag; mehrere Noten von verſchiedenen Handſchriften waren darin eingeſchloſſen. Nach dem Leſen der erſten verdüſterten ſich plötzlich ſeine Züge, und er ſagte mit einer ernſten und ergriffenen Stimme: „Das iſt ein Unglück, ein großes Unglück!“

Rodin wendete raſch den Kopf zu ihm, und blickte ihn mit einer beſorgten und fragenden Miene an.

„Florine iſt an der Cholera geſtorben,“ fuhr der Pater von Aigrigny fort, „und das Widrige dabei iſt,“ fügte der hochwürdige Pater bei, die Note zwiſchen ſeinen Händen zerknitternd, „daß dieſes elende Geſchöpf vor ihrem Tode dem Fräulein von Cardoville geſtanden hat, ſie auf Befehl Eurer Hochwürden ſeit langer Zeit belauert zu haben.“

Ohne Zweifel waren Florinens Tod und die ihrer Gebieterin gemachten Geſtändniſſe Rodin's Projekten hinderlich; denn er ließ eine Art unvernehmlichen Murmelns hören, und trotz ſeiner Schwäche drückten ſeine Züge ein heftiges Mißbehagen aus.

Der Pater von Aigrigny ergriff eine andere Note, las ſie, und ſagte: „Dieſe auf den Marſchall Simon bezügliche Note iſt nicht unbedingt ſchlecht, aber weit entfernt, befriedigend zu ſeyn; denn, mit einem Worte, ſie meldet eine Beſſerung in ſeinem Zuſtande. Wir werden übrigens aus den Aufſchlüſſen aus einer andern Quelle erſehen, ob dieſe Note vollen Glauben verdiene.“

Mit einer ungeduldigen und raſchen Geberde winkte Rodin dem Pater von Aigrigny, das Leſen zu beeilen. Und der hochwürdige Pater las, wie folgt: „Man

„verſichert, daß ſeit wenigen Tagen der Geiſt des Mar„ſchalls minder grämlich, minder unruhig, minder be„wegt iſt; er hat kürzlich zwei Stunden bei ſeinen Töch„tern zugebracht, was er ſeit geraumer Zeit nicht ge„than hat. Da die harte Phyſiognomie ſeines Soldaten „Dagobert ſich immer mehr aufheitert, kann man dieſes „Symptom als einen ſicheren Beweis einer merkbaren „Beſſerung des Zuſtandes des Marſchalls betrachten. — „Da die jüngſten anonymen Briefe, an ihrer Handſchrift „erkannt, vom Soldaten Dagobert, durch den Marſchall „uneröffnet, dem Briefträger zurückgegeben wurden, wird „man auf Mittel ſinnen, ſie auf eine andere Art an „ihre Adreſſe zu beſtellen."

Dann — Rodin anſchauend — ſagte der Pater von Aigrigny zu ihm: „Euer Hochwürden theilen ohne Zweifel meine Anſicht, daß dieſe Note befriedigender ſeyn könnte?"

Rodin ſenkte den Kopf. Man las in ſeiner gekrampften Phyſiognomie, wie ſchmerzlich es ihm fiel, nicht ſprechen zu können; zweimal fuhr er mit der Hand an ſeine Kehle, den Pater von Aigrigny angſtvoll anblickend.

„Ah!" rief der Pater von Aigrigny mit Zorn und Bitterkeit aus, nach dem flüchtigen Durchleſen einer anderen Note; „für eine glückliche Ausſicht bringt dieſer Tag deren viele traurige!"

Bei dieſen Worten, mit einer raſchen Wendung gegen den Pater von Aigrigny, und ſeine zitternden Hände nach ihm ausſtreckend, fragte ihn Rodin mit Geberde und Blick. Der Cardinal, die nämliche Beſorgniß theilend, ſagte zum Pater von Aigrigny: „Was berichtet Ihnen denn dieſe Note, mein lieber Pater?“

„Man hielt den Aufenthalt des Herrn Hardy in unſerem Hauſe für völlig unbekannt,“ verſetzte der Pater von Aigrigny, „und man fürchtet, daß Agricola Baudoin die Wohnung ſeines ehemaligen Patrones entdeckt, und ihm durch Vermittlung einer Perſon im Hauſe einen Brief zugeſtellt habe. Demnach,“ fügte der Pater von Aigrigny zornig bei, „hätte ſich während der drei Tage, da es mir unmöglich war, Herrn Hardy in dem von ihm bewohnten Pavillon zu beſuchen, einer von ſeinen Dienern ſich beſtechen laſſen. Ein Einäugiger befindet ſich unter ihnen, dem ich ſtets mißtraut habe, der Elende! — Doch nein, ich will an dieſe Verrätherei nicht glauben, ihre Folgen wären zu bedauernswerth; denn ich weiß beſſer, als Jemand, wie die Sachen ſtehen, und ich erkläre, daß ein ſolcher Briefwechſel Alles verderben könnte; bei Herrn Hardy mit großer Mühe eingeſchläferte Erinnerungen und Ideen weckend, würde man vielleicht an einem einzigen Tage Alles zerſtören, was ich gethan habe, ſeitdem er unſer Abſonderungshaus bewohnt; aber zum Glücke iſt in dieſer Note nur von Zweifeln, von Beſorgniſſen die Rede, und die übrigen Aufſchlüſſe, die ich für ſicherer halte, werden ſie nicht beſtätigen, hoff' ich.“

„Mein lieber Pater,“ ſagte der Cardinal, „man muß noch nicht verzweifeln ... die gute Sache hat immer die Stütze des Herrn.“

Dieſe Verſicherung ſchien den Pater von Aigrigny nur ungenügend zu beruhigen, der nachdenkend, kummervoll blieb, während der auf ſein Schmerzenslager hingeſtreckte Rodin, an dieſe neue Schlappe denkend, in einem Anfalle ſtummen Zornes convulſiviſch zuſammenfuhr.

„Laſſen Sie uns dieſe letzte Note leſen,“ ſagte der Pater von Aigrigny, nach einer Pauſe ſtummer Erwägung. „Ich habe zu viel Vertrauen auf die Perſon, die ſie mir ſendet. um die ſtrenge Genauigkeit der darin enthaltenen Aufſchlüſſe zu bezweifeln. Möchten dieſe den andern unbedingt widerſprechen!“

Um die Verkettung der in dieſer letzten Note enthaltenen Thatſachen nicht zu unterbrechen, die auf die Theilnehmer dieſer Scene einen ſo ſchrecklichen Eindruck machen mußte, werden wir dem Leſer durch ſeine Einbildungskraft die Ausrufe des Erſtaunens, der Wuth, des Haſſes, der Furcht des Paters von Aigrigny, und die erſchreckende Pantomime Rodin's, während des Vorleſens jenes furchtbaren Dokumentes, des Reſultates der Bemerkungen eines getreuen und geheimen Agenten der hochwürdigen Paters, ergänzen laſſen.

Sechszehntes Kapitel.

Die geheime Note.

Der Pater von Aigrigny las alſo Folgendes: „Vor drei Tagen iſt der Abbé Gabriel von Rennepont, der das Fräulein von Cardoville niemals beſucht hatte, um halb zwei Uhr Nachmittags im Hôtel dieſes Fräuleins angekommen, und bei fünf Stunden dort geblieben. Faſt alſogleich nach der Entfernung des Abbé haben zwei Diener das Hôtel verlaſſen; der Eine hat ſich zu dem Herrn Marſchalle Simon begeben, der Andere zu dem Hammerſchmidgeſellen Agricola Baudoin, und dann zu dem Prinzen Djalma. Geſtern gegen Mittag ſind der Marſchall Simon und ſeine beiden Töchter zu dem Fräulein von Cardoville gekommen; bald darauf iſt auch der Abbé Gabriel, von Agricola Baudoin begleitet, hingegangen. Eine lange Unterredung hat zwiſchen dieſen verſchiedenen Perſonen und dem Fräulein von Cardoville Statt gefunden; ſie ſind bis halb vier Uhr bei ihr geblieben. Der Marſchall Simon, welcher angefahren kam, iſt mit ſeinen beiden Töchtern zu Fuß fortgegangen; alle Drei ſchienen ſehr vergnügt, und man hat ſelbſt in einer der abgelegenen Alleen der den Elyſäiſchen Felder Marſchall Simon ſeine beiden Töchter mit herzlicher Rührung umarmen ſehen. Der Abbé Gabriel von Rennepont und Agricola Baudoin ſind zuletzt fortgegangen. Der Abbé

„Gabriel iſt heimgekehrt, wie man ſpäter erfahren hat;
„der aus mehreren Gründen überwachte Hammerſchmid
„begab ſich zu einem Weinhändler in der Straße la
„Harpe. Man folgte ihm dorthin auf dem Fuße nach;
„er verlangte eine Flaſche Wein, und ſetzte ſich in eine
„Ecke, entfernt von dem Cabinete des Hintergrundes,
„links; er trank nicht, und ſchien lebhaft brütend; man
„hat vermuthet, daß er Jemand erwarte. In der That
„iſt nach einer halben Stunde ein Mann von etwa
„dreiſſig Jahren gekommen, braun, hohen Wuchſes, auf
„dem linken Auge blind, mit einem kaſtanienbraunen
„Ueberrocke und ſchwarzem Pantalon angethan; er war
„barhaupt. Er mußte aus der Nachbarſchaft kommen.
„Dieſer Mann hat ſich zum Hammerſchmide an den
„Tiſch geſetzt."

„Eine ziemlich lebhafte Unterredung, wovon man
„aber unglücklicher Weiſe nichts verſtehen konnte, hat
„ſich zwiſchen dieſen beiden Individuen angeſponnen.
„Etwa nach einer halben Stunde hat Agricola Baudoin
„in die Hand des einäugigen Mannes ein kleines Päckchen
„gelegt, welches Gold zu enthalten ſchien, nach
„ſeinem geringen Umfange zu ſchließen, und nach
„der Miene inniger Dankbarkeit des einäugigen Mannes,
„der dann von Agricola Baudoin mit großem
„Dienſteifer einen Brief empfangen hat, den dieſer ihm
„ſehr dringend zu empfehlen ſchien, und der einäugige
„Mann ſorgfältig in ſeine Taſche geſteckt hat, worauf
„Beide ſich trennten, und der Hammerſchmid geſagt hat:

„„Auf Morgen.““ Nach dieſer Unterredung glaubte
„man, vorzüglich dem einäugigen Manne folgen zu
„müſſen; er hat die Straße la Harpe verlaſſen, und iſt,
„am Luxemburg vorüber, in das Abſonderungshaus der
„Straße Vaugirard getreten.“

„Am andern Tage hat man ſich ſehr frühzeitig in
„die Gegend der Weinſchenke der Straße la Harpe be-
„geben; denn man wußte die am Vortage von Agri-
„cola dem einäugigen Manne bezeichnete Stunde des
„Rendez-vous nicht; man hat bis halb zwei Uhr ge-
„wartet; der Hammerſchmid iſt gekommen. Da man ſich
„beinahe unkenntlich gemacht hatte, aus Furcht bemerkt
„zu werden, hat man, wie am Vortage, in die Schenke
„gehen, und ſich ziemlich nahe zum Hammerſchmide
„ſetzen können, ohne ſeinen Argwohn zu erregen; bald
„iſt der einäugige Mann gekommen, und hat ihm
„einen ſchwarz geſiegelten Brief gegeben. Bei dem
„Anblicke dieſes Briefes hat Agricola, ſelbſt bevor
„er ihn geleſen, ſo gerührt geſchienen, daß man deut-
„lich eine Thräne auf ſeinen Knebelbart konnte fallen
„ſehen.“

„Der Brief war ſehr kurz; denn der Hammerſchmid
„brauchte keine zwei Minuten, ihn zu leſen; aber den-
„noch ſchien er darüber ſo vergnügt, ſo glücklich, daß
„er vor Freude von ſeiner Bank aufgeſprungen iſt, und
„dem einäugigen Manne herzlich die Hand gedrückt hat;
„dann ſchien er ihn inſtändig um etwas zu bitten, was
„dieſer verweigerte. Endlich ſchien er nachzugeben, und

„beide verließen die Schenke. Man folgte ihnen von „weitem nach; wie geſtern, iſt der einäugige Mann in „das bezeichnete Haus, Straße Baugirard, gegangen. „Nachdem Agricola ihn bis an die Thüre begleitet „hatte, iſt er lange um die Mauern herumgeſchlichen, „wie um die Localitäten zu erforſchen; von Zeit zu „Zeit ſchrieb er einige Worte in eine Schreibtafel. Der „Hammerſchmid hat ſich dann eiligſt zum Odeonsplatze „begeben, wo er ein Cabriolet genommen hat. Man „machte es ebenſo, man folgte ihm, und er fuhr in die „Straße Anjou zum Fräulein von Cardoville. Durch „einen glücklichen Zufall verließ in dem Augenblicke, „da man Agricola in das Hôtel hatte treten ſehen, „ein Wagen daſſelbe, mit der Livrée des Fräulein von „Cardoville; der Stallmeiſter dieſes Fräulein ſaß darin „mit einem armſelig gekleideten, und ſehr blaſſen Manne „von höchſt üblem Ausſehen. Da dieſer ziemlich außerordentliche Umſtand einige Aufmerkſamkeit verdiente, „hat man dieſen Wagen nicht aus dem Augen verloren; er iſt nach der Polizeipräfektur gefahren. Der „Stallmeiſter des Fräuleins von Cardoville iſt mit dem „Manne von üblem Ausſehen aus dem Wagen geſtiegen; alle Beide ſind in das Bureau der Aufſichtsagenten gegangen; nach einer halben Stunde iſt der „Stallmeiſter des Fräuleins von Cardoville allein zurückgekehrt, hat ſich, in den Wagen ſteigend, zum Juſtizpalaſte führen laſſen, und in das Parkett des Staatsanwaltes verfügt; dort iſt er ungefähr eine halbe

„Stunde geblieben, und ſodann in die Straße Anjou, „in das Hôtel Cardoville heimgefahren.“

„Man hat aus vollkommen verläſſiger Quelle erfahren, daß am nämlichen Tage, gegen acht Uhr „Abends, die Herren von Ormeſſon und Valbelle, ſehr „ausgezeichnete Advokaten, und der Inſtruktionsrichter, „der die Klage auf Sequeſtration des Fräuleins von „Cardoville, da ſie bei Herrn Doctor Baleinier zurückbehalten war, geſtellt, mit dieſem Fräulein im Hôtel Cardoville eine Zuſammenkunft gehabt haben, die faſt bis Mitternacht gedauert, und welcher Agricola Baudoin und zwei „andere Arbeiter der Fabrik des Herrn Hardy angewohnt.“

„Heute hat ſich Prinz Djalma zu dem Marſchalle „Simon begeben; er iſt vierthalb Stunden dort geblieben; nach Verfluß dieſer Zeit haben ſich der Marſchall „und der Prinz, aller Wahrſcheinlichkeit nach, zu dem „Fräulein von Cardoville verfügt, denn der Wagen hat „an ihrer Thüre, Straße Anjou, gehalten; ein unvorhergeſehener Umſtand verhinderte, dieſen letztern Aufſchluß zu vervollſtändigen.“

„Man hat ſo eben erfahren, daß ein Vorführungsbefehl gegen einen gewiſſen Leonard, das ehemalige „Factotum des Herrn Barons Tripeaud, erlaſſen worden iſt. Dieſer Leonard ſteht im Verdachte, der Anſtifter des Brandes der Fabrik des Herrn François „Hardy zu ſeyn, da Agricola Baudoin und zwei ſeiner „Kameraden einen Mann von auffallender Aehnlichkeit „mit Leonard bezeichnet haben.“

„Aus allem dem geht offenbar hervor, daß ſeit eini-
„gen Tagen das Hôtel Cardoville der Mittelpunkt iſt,
„wo die thätigſten, vielfältigſten Schritte ſich vereini-
„gen und auslaufen, welche ſich immer um den Mar-
„ſchall Simon, deſſen Töchter und den Herrn François
„Hardy bewegen, Schritte, von denen das Fräulein von
„Cardoville, der Abbé Gabriel, Agricola Baudoin, die
„unermüdlichſten, und wie man befürchtet, die gefähr-
„lichſten Agenten ſind.“

Aus der Vergleichung dieſer Note mit den übrigen Aufſchlüſſen, und aus der Erinnerung an das Vergangene, ergaben ſich für die hochwürdigen Vaters niederſchlagende Entdeckungen. Alſo: Gabriel hatte häufige und lange Zuſammenkünfte mit Adrianen gehabt, die ihm bisher unbekannt war. Agricola Baudoin hatte ſich mit Herrn François Hardy in's Benehmen geſetzt, und die Juſtiz war den Urhebern und Aufhetzern der Emeute auf der Spur, welche die Fabrik des Concurrenten des Barons Tripeaud zerſtört und angezündet. Es ſchien faſt gewiß, daß das Fräulein von Cardoville eine Unterredung mit dem Prinzen Djalma gepflogen.

Dieſe Geſammtheit von Thatſachen bewies klar, daß das Fräulein von Cardoville, ihrer Rodin gemachten Drohung treu, als die doppelte Falſchheit des hochwürdigen Vaters entlarvt worden, ſich thätig beſchäftigte, die zerſtreuten Mitglieder ihrer Familie um ſich zu vereinigen, und ſie zu vermögen, ſich gegen den gefährlichen Feind zu verbünden, damit die abſcheulichen Anſchläge deſſelben, auf ſolche Art enthüllt und kühn bekämpft, keine Ausſicht auf ein Gelingen mehr haben ſollten. Man begreift nun, wie niederdonnernd die Wirkung dieſer Note auf den Pater von Aigrigny und auf Rodin ſeyn mußte, auf den mit dem Tode ringenden Rodin, auf ein Schmerzenslager gebannt und zum Unvermögen gezwungen, als er ſein mühſames Gerüſt Stück für Stück einbrechen ſah.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Operation.

Wir haben verzichtet, die Phyſiognomie, die Haltung, die Geberde Rodin's, während des Vorleſens der Note zu ſchildern, welche ſeine ſeit ſo langer Zeit genährten Lieblingshoffnungen zu zerſtören ſchien; Alles wollte ihm zugleich fehlſchlagen, und im Momente, da ein faſt übermenſchliches Vertrauen auf den Erfolg ſeines Complottes ihm genügende Energie gab, um noch ſeine Krankheit zu bändigen. Nach einem mit Mühe überſtandenen Todeskampfe, hatte ein einziger, verzehrender Gedanke ihn zum Irrereden geſtachelt. Welchen Fortſchritt zum Schlimmen oder Guten, hatte während ſeiner Krankheit dieſe für ihn ſo äuſſerſt wichtige Angelegenheit gemacht?

Man meldete ihm eben erſt eine glückliche Nachricht, den Tod von Jacques; aber bald waren die Vortheile dieſes Todesfalles, der die Zahl der Rennepont'ſchen Erben von ſieben auf ſechs minderte, vernichtet. Wozu nützte dieſer Tod, da dieſe zerſtreute, für ſich allein von einer ſo hölliſchen Beharrlichkeit durchdrungene Familie, ſich verbündete, indem ſie endlich die Feinde kannte, die ſeit ſo langer Zeit ſie im Finſtern trafen? Wenn alle dieſe gekränkten, verletzten, gebrochenen Herzen ſich näherten, ſich tröſteten, ſich verſtändigten, indem ſie eine feſte und wechſelſeitige Stütze einander reichten, war ihre Sache gewonnen, die ungeheure Erbſchaft entſchlüpfte den hochwürdigen Paters.

Was thun? was thun? Seltſame Macht des menſchlichen Willens! Rodin ſteht ſchon mit einem Fuße im Grabe; er ringt faſt mit dem Tode; die Stimme verſagt ihm. Und dennoch verzweifelt dieſer hartnäckige und hülfsquellenreiche Geiſt noch nicht, daß ein Wunder ihm heute ſeine Geſundheit wieder giebt, und dieſes unerſchütterliche Vertrauen auf das Gelingen ſeiner Projekte, das ihm ſchon die Kraft verliehen hat, einer Krankheit zu widerſtehen, welcher ſo viele Andere unterlegen hätten, dieſes Vertrauen ſagt ihm, daß er noch Allem werde abhelfen können; aber er braucht Geſundheit, Leben. Geſundheit, Leben! und ſein Arzt weiß nicht, ob er ſo viele Anfälle überleben werde, oder nicht; ob er eine ſchreckliche Operation werde aushalten können. Geſundheit, Leben, und eben erſt hörte Rodin von einem feierlichen Leichenbegängniſſe ſprechen, das man ihm halten wolle. Wohlan! Geſundheit, Leben, er wird ſie bekommen, er ſagt es bei ſich. Ja, er hat bisher leben wollen, und er hat gelebt. Warum ſollte er nicht noch länger leben? Er wird alſo leben! er will es.

Alles, was wir geſchrieben, hatte Rodin ſo zu ſagen in einer Secunde gedacht. Seine Züge, durch dieſe Art von moraliſcher Tortur verſtört, mußten etwas ſehr Sonderbares ausdrücken; denn der Vater von Aigrigny und der Cardinal ſchauten ihn ſchweigend und beſtürzt an.

Einmal entſchloſſen zu leben, um einen verzweifelten Kampf mit der Familie Rennepont zu führen, handelte Rodin conſequent; daher wähnten der Vater von Aigrigny und der Prälat einige Augenblicke lang ſich von einem Traume befangen. In Folge einer Willensanſtrengung unerhörter Energie, und wie von einer Springfeder geſchnellt, ſtürzte ſich Rodin aus ſeinem Bette, ein Betttuch mitnehmend, das wie ein Grabtuch hinter dieſem bleifarbenen und abgezehrten Leibe ſchleppte. Das Zimmer war kalt; der Schweiß rieſelte über das Geſicht des Jeſuiten; ſeine nackten und knochigen Füße ließen ihren feuchten Abdruck auf dem Boden zurück.

„Unglücklicher, was treiben Sie? Das iſt der Tod!" rief der Vater von Aigrigny aus, zu Rodin eilend, um ihn zu nöthigen, ſich wieder in das Bett zu legen.

Aber dieſer, einen ſeiner Skelettarme ausſtreckend, hart wie Eiſen, drängte den Pater von Aigrigny weit weg, mit einer unbegreiflichen Kraft, bedenkt man den Zuſtand der Erſchöpfung, worin er ſeit langer Zeit war.

„Er hat die Kraft eines Epileptiſchen während ſeines Anfalles!“ ſagte der Pater von Aigrigny zum Prälaten, indem er ſich auf ſeinen Beinen zu erhalten ſuchte.

Rodin ging mit ſtarkem Schritte zum Schreibtiſche, worin ſich befand, was Doctor Baleinier täglich nöthig hatte, ſeine Recepte zu ſchreiben; dann ſetzte ſich der Jeſuit an dieſen Tiſch, nahm Papier und Feder, und begann mit feſter Hand zu ſchreiben. Seine ruhigen, langſamen und ſicheren Bewegungen zeigten etwas von jenem bedächtigen Ueberlegen, das man bei Nachtwandlern bemerkt. Stumm, regungslos, unbewußt ob ſie träumten oder nicht, ſtaunten bei dem Anblicke dieſes Wunders der Cardinal und der Pater von Aigrigny Rodin's unglaubliche Kaltblütigkeit an, der, halbnackt, mit vollkommener Ruhe ſchrieb. Dennoch näherte ſich ihm der Pater von Aigrigny, und ſagte zu ihm: „Aber, mein Pater, das iſt unſinnig.“

Rodin zuckte die Achſeln, wendete den Kopf zu ihm, und winkte ihm, durch eine Geberde ihn unterbrechend, ſich zu nähern, und zu leſen, was er geſchrieben hatte. Der hochwürdige Pater, in Erwartung, die tollen Ergüſſe eines faſelnden Gehirnes zu ſehen, nahm das Blatt Papier, während Rodin eine andere Note begann.

„Monſeigneur!“ rief der Pater von Aigrigny aus, „leſen Sie dieß.“

Der Cardinal las das Blatt, und ſagte, es dem hochwürdigen Pater zurückgebend, deſſen Staunen er theilte: „Es iſt voll Vernunft, Geſchicklichkeit, Hilfsquellen; man wird ſo das gefährliche Einverſtändniß des Abbé Gabriel und des Fräuleins von Cardoville unwirkſam machen, welche in der That die gefährlichſten Rädelsführer dieſer Coalition zu ſeyn ſcheinen.“

„In der That, es iſt wunderbar,“ erwiederte der Pater von Aigrigny.

„Ah! mein lieber Pater,“ ſagte der Cardinal ganz leiſe, über dieſe Worte des Jeſuiten betroffen, und den Kopf mit einem Ausdrucke traurigen Bedauerns ſchüttelnd, „wie Schade, daß wir die einzigen Zeugen deſſen ſind, was vorgeht! Was für ein herrliches Wunder hätte man daraus machen können! Ein Mann im Todeskampfe ſo plötzlich umgewandelt! Auf eine gewiſſe Art dargeſtellt, würde dieß faſt einem Lazarus gleichkommen.“

„Welche Idee, Monſeigneur!“ ſagte der Pater von Aigrigny halblaut, „ſie iſt vortrefflich, man muß nicht darauf verzichten, ſie iſt ſehr annehmlich, und ...“

Dieſes kleine, unſchuldige, wunderthätige Complott wurde von Rodin unterbrochen, welcher, den Kopf wendend, dem Pater von Aigrigny winkte, näher zu kommen, und ihm ein anderes Blatt gab, dem ein kleines Papier beigefügt war, worauf dieſe Worte geſchrieben ſtanden: „Vor ein Uhr zu vollziehen.“

Der Pater von Aigrigny las ſchnell die neue Note, und rief aus: „Richtig, darauf hatte ich nicht gedacht; auf dieſe Art kann die Correſpondenz des Agricola Baudoin und des Herrn Hardy, anſtatt nachtheilig zu ſeyn, vielmehr die beſten Erfolge haben. In Wahrheit,“ fügte der hochwürdige Pater mit gedämpfter Stimme hinzu, dem Prälaten ſich nähernd, während Rodin zu ſchreiben fortfuhr, „ich bin verwirrt, ich ſehe, ich leſe, und kann kaum meinen Augen trauen; eben erſt ganz abgemattet, ſterbend, und jetzt von eben ſo hellem, eben ſo durchdringenden Geiſte, wie jemals. Sind wir denn Zeugen von einem jener Phänomene des Nachtwandelns, während welcher die Seele allein wirkt, und den Leib beherrſcht?“

Plötzlich ging die Thüre auf; Herr Baleinier trat raſch ein. Bei dem Anblicke des halbnackt, die Füſſe auf dem Boden, an ſeinem Schreibtiſche ſitzenden Rodin, rief der Doctor mit einem Tone des Vorwurfes und Schreckens aus: „Aber, Monſeigneur; aber, mein Pater, es iſt ein Mord, dieſen Unglücklichen da in dieſem Zuſtande zu laſſen; wenn er von einem Anfalle des hitzigen Fiebers ergriffen iſt, muß man ihn an ſein Bett binden, und ihm das Zwangscamiſol anlegen.“

Dieß ſagend, näherte ſich der Doctor Baleinier raſch Rodin, und faßte ihn am Arme; er erwartete, die Oberhaut trocken und eiſig zu finden; im Gegentheile war die Haut biegſam, faſt feucht. Höchſt erſtaunt, wollte der Doctor ihm an den Puls der linken Hand fühlen, welche ihm Rodin überließ, indem er fortfuhr, mit der rechten zu ſchreiben.

„Welches Wunder!“ rief der Doctor aus, der Rodin's Pulsſchläge zählte; „ſeit acht Tagen, und noch dieſen Morgen, war der Puls ungeſtüm, ausſetzend, faſt unmerkbar, und jetzt hebt und regelt er ſich; das iſt mir unbegreiflich. Was iſt denn geſchehen? Ich kann nicht glauben, was ich ſehe,“ fragte er, ſich zum Pater von Aigrigny und dem Cardinale wendend.

„Der hochwürdige Pater, zuerſt von einem Erlöſchen der Stimme befallen, hat dann einen ſo heftigen, ſo wüthenden, durch bedauernswerthe Nachrichten veranlaßten Verzweiflungsanfall erlitten,“ ſagte der Pater von Aigrigny, „daß wir einen Augenblick für ſein Leben gefürchtet haben, während im Gegentheile der hochwürdige Pater die Kraft gehabt hat, bis zu dieſem Schreibtiſche zu gehen, wo er ſeit zehn Minuten mit einer Klarheit der Beurtheilung, mit einer Reinheit des Ausdruckes ſchreibt, von der Sie uns, Monſeigneur und mich, verwirrt ſehen.“

„Kein Zweifel mehr,“ rief der Doctor aus, „der heftige Verzweiflungsanfall, den er erlitten, hat ihm eine gewaltige kritiſche Unruhe veranlaßt, welche die rückwirkende Kriſis ſo bewundernswerth gut vorbereitet, die ich nun durch die Operation zu erlangen faſt überzeugt bin.“

„Beharren Sie alſo darauf, ſie vorzunehmen?“ fragte der Vater von Aigrigny den Doctor Baleinier ganz leiſe, während Rodin zu ſchreiben fortfuhr.

„Heute früh hätt' ich noch unſchlüſſig ſeyn können; aber vorbereitet, wie er iſt, will ich dieſe Ueberreizung ſogleich benützen, welcher, ich ſeh' es voraus, eine große Abſpannung folgen wird.“

„Alſo,“ ſagte der Cardinal, „ohne die Operation —“

„Schlägt dieſe ſo glückliche, ſo unverhoffte Kriſis, fehl, und ihre Rückwirkung kann ihn tödten, Monſeigneur.“

„Und haben Sie ihn von der Wichtigkeit der Operation in Kenntniß geſetzt?“

„Beinahe, Monſeigneur.“

„Aber es wäre Zeit, ihn zum Entſchluſſe zu bringen.“

„Dieß will ich thun, Monſeigneur,“ ſagte der Doctor Baleinier. Und ſich Rodin nähernd, der, fortſchreibend und denkend, dieſer mit leiſer Stimme gepflogenen Unterredung fremd geblieben war, ſagte der Doctor mit feſter Stimme zu ihm: „Mein hochwürdiger Vater, wollen Sie in acht Tagen auf den Beinen ſeyn?“

Rodin machte eine vertrauenvolle Geberde, welche bedeutete: „Ich bin ja auf den Beinen.“

„Täuſchen Sie ſich nicht,“ antwortete der Doctor,

„dieſe Kriſis iſt vortrefflich; aber ſie wird nicht lange dauern, und wenn wir ſie nicht benützen, auf der Stelle, um zur Operation zu ſchreiten, von der ich Ihnen einige Worte geſagt habe, meiner Treu! ich ſag's Ihnen gerade heraus, nach einer ſolchen Erſchütterung ſteh' ich für nichts gut."

Rodin war über dieſe Worte um ſo betroffener, als er, ein halbe Stunde früher, die kurze Dauer der beſten Dauer, von der guten Nachricht des Paters von Aigrigny veranlaßt, erfahren hatte, und eine Verdoppelung des Drückens auf der Bruſt zu empfinden begann. Da Herr Baleinier ſeinen Kranken zu einem Entſchluſſe bringen wollte, und ihn unentſchloſſen wähnte, ſetzte er hinzu: „Kurz, mein hochwürdige Pater, wollen Sie leben, ja oder nein?"

Rodin ſchrieb ſchnell dieſe Worte, die er dem Doctor reichte: „Um zu leben würde ich mir die vier Glieder abſchneiden laſſen. Ich bin zu Allem bereit." Und er machte eine Bewegung, aufzuſtehen.

„Ich muß Ihnen erklären, nicht um Sie unſchlüſſig zu machen, mein hochwürdiger Pater, ſondern damit Ihr Muth nicht erſchlichen werde," fügte Herr Baleinier bei, „daß dieſe Operation grauſam, ſchmerzlich iſt."

Rodin zuckte die Achſeln, und ſchrieb mit feſter Hand: „Laſſen Sie mir den Kopf, nehmen Sie den Reſt."

Der Doctor hatte dieſe Worte laut geleſen; der

Cardinal und der Vater von Aigrigny ſchauten ſich an, von dieſem unbändigen Muthe überraſcht.

„Mein hochwürdiger Vater,“ ſagte der Doctor Baleinier, „Sie müſſen ſich wieder niederlegen.“

Rodin ſchrieb: „Bereiten Sie ſich vor, ich habe ſehr dringende Befehle zu ſchreiben; Sie werden mich, wenn es Zeit iſt, in Kenntniß ſetzen.“

Dann winkte Rodin, ein Papier zuſammenlegend, das er mit einer Oblate verſiegelte, dem Pater von Aigrigny, die Worte zu leſen, die er ſchreiben wollte, und ſo lauteten: „Schicken Sie dieſe Note ſogleich dem Agenten, der dem Marſchalle Simon die anonymen Briefe geſendet hat.“

„Sogleich, mein hochwürdiger Pater,“ erwiederte der Pater von Aigrigny, „will ich eine verläſſige Perſon damit beauftragen.“

„Mein hochwürdiger Pater,“ ſagte Baleinier zu Rodin, „weil Ihnen daran liegt, zu ſchreiben, ſo legen Sie ſich wieder zu Bett, auf dem Sie während unſerer kleinen Vorbereitungen ſchreiben können.“

Rodin machte eine bejahende Geberde und ſtand auf. Aber ſchon verwirklichte ſich die Vorherſagung des Doctors: der Jeſuit konnte nicht eine Secunde lang aufrecht ſtehen, und ſank auf ſeinen Stuhl zurück. Nun ſchaute er den Doctor mit Angſt an, und ſein Athmen wurde immer beklemmender. Der Doctor wollte ihn beruhigen, und ſagte zu ihm: „Beunruhigen Sie ſich nicht. Aber wir müſſen eilen. Stützen Sie ſich auf mich und auf den Pater von Aigrigny."

Mit Hülfe ſeiner beiden Stützen konnte Rodin ſein Bett wieder erreichen; nachdem er ſich darin aufgerichtet hatte, wies er durch Geberde auf den Schreibzeug und das Papier, damit man es ihm bringe; ein Schrenzheft diente ihm zum Pulte, und er fuhr fort, auf ſeinen Knien zu ſchreiben, von Zeit zu Zeit ſich unterbrechend, um mühſam Luft zu ſchöpfen, wie wenn er erſticken wollte, aber ohne Theilnahme an dem, was um ihn her vorging.

„Mein hochwürdiger Pater," ſagte Herr Baleinier zum Pater von Aigrigny, „ſind Sie im Stande, einer meiner Gehülfen zu ſeyn, und mir in der Operation beizuſtehen, die ich machen werde? Beſitzen Sie dieſe Art von Muth?"

„Nein," entgegnete der Pater von Aigrigny, „bei der Armee konnte ich zeitlebens nie einer Amputation anwohnen: bei dem Anblicke des auf dieſe Art vergoſſenen Blutes, fehlt es mir an Muth."

„Es fließt kein Blut dabei," erwiederte der Doctor Baleinier; „allein übrigens iſt dieß noch ſchlimmer. Schicken Sie mir alſo gefälligſt drei von unſern hochwürdigen Paters; ſie werden meine Gehülfen machen; haben Sie auch die Güte, Herrn Rouſſelet zu bitten, mit ſeinem Apparate zu kommen."

Der Pater von Aigrigny entfernte ſich. Der Prälat näherte ſich dem Doctor Baleinier, und ſagte mit leiſer Stimme zu ihm, indem er ihm Rodin wies: „Iſt er außer Gefahr?“

„Wenn er die Operation aushält, ja, Monſeigneur.“

„Und ſind Sie überzeugt, daß er ſie aushält?“

„Zu ihm würde ich ſagen: Ja; zu Ihnen, Monſeigneur, ſag' ich: Man muß es hoffen.“

„Und wenn er unterliegt, wird man Zeit haben, ihm die Sakramente öffentlich mit einem gewiſſen Gepränge zu reichen, was immer einige kleine Zögerungen veranlaßt?“

„Es iſt wahrſcheinlich, daß ſein Todeskampf mindeſtens eine Viertelſtunde dauern wird, Monſeigneur.“

„Das iſt kurz, allein je nun, man wird ſich damit begnügen müſſen,“ erwiederte der Prälat. Und er zog ſich an einen der Kreuzſtöcke zurück, auf deſſen Scheiben mit den Fingerſpitzen harmlos zu trommelm er ſich anſchickte, an die Lichtwirkungen des Trauergerüſtes denkend, das er für Rodin errichtet zu ſehen ſo ſehr wünſchte. In dieſem Momente trat Herr Rouſſelet ein, eine große viereckige Schachtel unter dem Arme haltend; er näherte ſich einer Commode, und legte auf der Marmorplatte des Tiſchchens ſeinen Apparat zurecht.

„Wie viele haben Sie davon hergerichtet?“ fragte ihn der Doctor.

„Sechs, mein Herr.“

„Vier werden genug ſeyn; aber es iſt gut, ſich vorzuſehen. Iſt die Baumwolle nicht zu ſtark niedergedrückt?"

„Sehen Sie, mein Herr."

„Sehr gut!"

„Und wie geht es dem hochwürdigen Vater?" fragte der Zögling ſeinen Meiſter.

„Hm, hm," antwortete ganz leiſe der Doctor, „die Bruſt iſt ſchrecklich beklommen, das Athmen pfeifend, die Stimme immer erloſchen; aber doch iſt noch eine Wahrſcheinlichkeit vorhanden."

„Ich fürchte nur, mein Herr, daß der hochwürdige Vater einen ſo gräßlichen Schmerz nicht aushält."

„Dieß iſt auch eine Wahrſcheinlichkeit; aber in einem ſolchen Falle muß man Alles wagen. Jetzt, mein Lieber, zünden Sie eine Wachskerze an, denn ich höre unſere Gehülfen."

In der That traten bald, vom Vater von Aigrigny begleitet, die drei Jeſuiten in das Zimmer, welche am Morgen im Garten des Hauſes der Straße Vaugirard ſpazieren gingen.

Die beiden Alten mit rothen und blühenden Geſichtern, der junge mit aſcetiſchem Geſichte, alle Drei, wie gewöhnlich, ſchwarz gekleidet mit viereckigen Mützen auf dem Kopfe, mit weißen Krägen, ſchienen übrigens vollkommen geeignet, dem Doctor Baleinier während der furchtbaren Operation beizuſtehen.

Achtzehntes Kapitel.

Die Tortur.

„Meine hochwürdigen Herren,“ ſagte der Doctor Baleinier anmuthig zu den drei Jeſuiten, „ich danke Ihnen für Ihre gute Mitwirkung; was Sie zu thun haben werden, wird ſehr einfach ſeyn, und mit Gottes Hilfe dieſe Operation das Leben unſers wertheſten Paters Rodin retten.“

Die drei Schwarzröcke ſchlugen mit Zerknirſchung die Augen zum Himmel empor, und verbeugten ſich wie ein Mann.

Rodin, gleichgültig gegen das, was um ihn her vorging, hatte nicht einen Augenblick aufgehört, zu ſchreiben oder zu denken; von Zeit zu Zeit jedoch, empfand er, ungeachtet ſeiner anſcheinenden Ruhe, eine ſolche Schwierigkeit im Athmen, daß der Doctor Baleinier mit großer Beſorgniß ſich umgewendet hatte, als er die Art erſtickten Pfeifens hörte, das der Kehle ſeines Kranken entſchlüpfte; daher näherte ſich der Doctor, nach einem ſeinem Zöglinge gegebenen Winke, Rodin, und ſagte zu ihm: „Nun, mein hochwürdiger Pater, iſt der große Augenblick gekommen, Muth.“

Kein Zeichen des Schreckens verriethen die Züge des Jeſuiten; ſein Geſicht blieb unempfindſam, wie jenes einer Leiche; nur ſeine kleinen Schlangenaugen funkelten noch blitzender in der Tiefe ihrer finſtern

Höhlen; einen Moment warf er einen beherzten Blick auf die drei Zeugen dieſer Scene; dann, ſeine Feder zwiſchen ſeine Zähne nehmend, faltete und verſiegelte er ein neues Blatt, legte es auf den Nachttiſch, und gab dann dem Doctor Baleinier ein Zeichen, welches zu ſagen ſchien: Ich bin bereit.

„Sie müſſen vor Allem Ihre wollene Weſte und Ihr Hemd wegthun, mein Pater.“

Aus Blödigkeit oder Scham, war Rodin einen Augenblick unſchlüſſig, nur einen Augenblick, denn als der Doctor fortfuhr: „Es muß ſeyn, mein hochwürdiger Pater,“ gehorchte Rodin, immer in ſeinem Bette ſitzend, mit Hilfe des Doctors Baleinier, der ohne Zweifel um die verſcheuchte Geſchämigkeit des Patienten zu tröſten, beifügte: „Wir haben nicht mehr als Ihre Bruſt nöthig, mein werther Pater, die linke und rechte Seite.“

Wirklich entblößte Rodin, auf den Rücken hingeſtreckt, und immer mit ſeiner ſchwarzſeidenen ſchmutzigen Mütze auf dem Kopfe, den unteren Theil eines bleifarbenen und gelblichen Rumpfes, oder vielmehr das Knochengehäuſe eines Skelettes; denn die durch die ſcharfe Kante der Rippen und Knorpel geworfenen Schatten, bereifeten die Haut mit tiefen ſchwarzen und kreisförmigen Furchen. Die Arme betreffend, hätte man ſie für mit dicken Stricken umwundene und mit lohfarbenem Pergamente bedeckte Knochen halten mögen, ſo ſehr hob die Muskeleinſchrumpfung den Knochenbau und die Adern hervor.

„Nun, Herr Rouſſelet, den Apparat,“ ſagte der Doctor Baleinier. Dann, zu den drei Jeſuiten gewendet: „Meine Herren, kommen Sie näher; ich hab' es Ihnen geſagt... was Sie zu thun haben, iſt außerordentlich einfach, wie Sie ſehen werden.“

Und Herr Baleinier ſchritt zur Einweiſung der Sache. Es war in der That ſehr einfach. Der Doctor reichte jedem ſeiner vier Gehilfen eine Art von kleinem Dreifuß von Stahl, von ungefähr zwei Zoll im Durchmeſſer, bei drei Zoll Höhe; der kreisförmige Mittelpunkt dieſes Dreifußes war mit ſehr dichter Baumwolle vollgeſtopft; dieſes Inſtrument hielt man in der linken Hand an einem hölzernen Stiele. In der rechten Hand hatte jeder Gehilfe eine kleine Röhre von Weißblech, von achtzehn Zoll Länge; an einem ihrer Enden war ein Mundſtück angebracht, beſtimmt, die Lippen des Arztes aufzunehmen, das andere Ende krumm gebogen und ſo erweitert, daß es dem kleinen Dreifuße zum Deckel dienen konnte.

Dieſe Vorbereitungen boten nichts Erſchreckendes. Der Pater von Aigrigny und der Prälat, die von weitem zuſahen, begriffen nicht, daß dieſe Operation ſo ſchmerzhaft ſeyn könne. Sie begriffen es bald. Als der Doctor Baleinier ſeine vier Gehilfen ſo ausgerüſtet hatte, ließ er ſie ſich Rodin nähern, deſſen Bett in die Mitte des Zimmers war gerollt worden.

„Nun, meine Herren,“ ſagte der Doctor Baleinier zu ihnen, „zünden Sie die Baumwolle an; bringen Sie den angezündeten Theil auf die Haut Seiner Hochwürden vermittelſt des Dreifußes, der den Docht enthält; decken Sie den Dreifuß mit dem erweiterten Theile Ihrer Röhren zu, dann blaſen Sie durch die Mündung, um das Feuer anzufachen. Es iſt ſehr einfach, wie Sie ſehen.“

Wirklich war es eine patriarchaliſche und urſprüngliche Treuherzigkeit. Vier Dochte von brennender Baumwolle, aber ſo geordnet, daß ſie nur ſchwach brannten, wurden rechts und links von Rodin's Bruſt angebracht. Man nennt dieß im gemeinen Leben Moxa. — Das Kunſtſtück iſt vorüber, wenn die ganze Dicke der Haut auf dieſe Art langſam verbrannt iſt; dieß währt ſieben bis acht Minuten. Man behauptet, daß eine Amputation nichts dagegen iſt. Rodin hatte die Vorbereitungen mit unerſchrockener Neugier beobachtet; aber bei der erſten Berührung dieſer vier verzehrenden Brände ſtreckte und krümmte er ſich, wie eine Schlange, ohne einen Schrei ausſtoſſen zu können; denn er war ſtumm, die Ausdehnung des Schmerzes war ihm ſogar verboten. Da die vier Gehilfen ihre Apparate bei der raſchen Bewegung Rodin's nothwendiger Weiſe in Unordnung gebracht hatten, ſo mußte wieder angefangen werden.

„Muth, mein lieber Vater, opfern Sie dieſe Leiden Gott auf... er wird ſie wohlgefällig aufnehmen,“ ſagte der Doctor Baleinier mit ſchmeichelndem Tone; „ich hab' es Ihnen vorher geſagt... dieſe Operation iſt ſehr ſchmerzhaft, aber eben ſo heilſam als ſchmerzhaft, dieß heißt Alles ſagen. Wohlan, da Sie bisher ſo viel Entſchloſſenheit gezeigt haben, laſſen Sie es im entſcheidenden Augenblicke nicht daran gebrechen.“

Rodin hatte die Augen geſchloſſen: von dieſer erſten Ueberraſchung des Schmerzes beſiegt, öffnete er ſie wieder, und blickte den Doctor faſt mit einer beſchämten Miene an, ſich ſo ſchwach gezeigt zu haben. Und doch ſah man ſchon rechts und links von ſeiner Bruſt vier breite Schorfe von blutiger Röthe... ſo ätzend und tief waren die Brandmahle geweſen.

Im Augenblicke, da er auf ſeinem Schmerzenslager ſich wieder hinlegen wollte, winkte Rodin, auf das Tintenfaß deutend, daß er ſchreiben möchte. Man konnte ihm dieſe Laune vergönnen. Der Doctor reichte ihm das Schrenzheft, und Rodin ſchrieb, wie mit Wiedererinnerung: „Es iſt beſſer, keine Zeit zu verlieren... Laſſen Sie den Baron Tripeaud von dem gegen ſein Factotum erlaſſenen Vorführungsbefehl ſogleich in Kenntniß ſetzen, damit er Nachricht gebe.“

Als dieſe Note geſchrieben war, gab er ſie dem Doctor Baleinier, indem er ihm winkte, ſie dem Pater von Aigrigny zu reichen; dieſer, eben ſo erſtaunt, wie der Doctor und der Cardinal über eine ſolche Geiſtesgegenwart inmitten ſo grimmiger Schmerzen, blieb einen Augenblick verblüfft ſtehen; Rodin, die Augen ungeduldig auf den hochwürdigen Pater geheftet, ſchien mit Ungeduld zu erwarten, daß er das Zimmer verlaſſe, um ſeine Befehle zu vollziehen. Der Doctor, Rodin's Gedanken errathend, ſagte ein Wort zu dem Pater von Aigrigny, welcher fortging.

„Jetzt, mein hochwürdiger Pater,“ ſagte der Doctor zu Rodin, „müſſen wir wieder anfangen; weichen Sie dießmal nicht von der Stelle, Sie kennen ſich aus …“

Rodin antwortete nicht, faltete ſeine beiden Hände auf ſeinem Kopfe, und ſchloß die Augen. Es war ein ſeltſames, trauriges, faſt phantaſtiſches Schauſpiel. — Dieſe drei in lange ſchwarze Röcke gekleideten Prieſter, über dieſen faſt zum leichenhaften herabgekommenen Leib gebeugt, ihre Lippen an dieſe Hörner gelegt, die an die Bruſt des Kranken ausließen, ſchienen ſein Blut auszupumpen, oder es durch irgend einen magiſchen Zauber zu bannen.

Ein eckelhafter, durchdringender Geruch von verbranntem Fleiſche begann ſich im ſchweigſamen Zimmer zu verbreiten … und jeder Gehilfe hörte unter dem rauchenden Dreifuße ein leichtes Kniſtern … es war Rodin's Haut, die unter der Wirkſamkeit des Feuers borſt, und an vier verſchiedenen Stellen ſeiner Bruſt aufſprang. Der Schweiß rieſelte über ſein bleifarbenes Geſicht, das er ſchimmern machte; einige Dochte von grauen, ſtarren und feuchten Haaren ſchmiegten ſich an ſeine Schläfen. Bisweilen war die Heftigkeit ſeiner Krämpfe ſo ſtark, daß die Adern auf ſeinen ſteifen

Armen anſchwollen, und ſich ſpannten, wie bis zum Reißen geſpannte Stricke.

Indem Rodin dieſe gräßliche Tortur mit derſelben unerſchrockenen Ergebung ausſtand, wie der Wilde, deſſen Ruhm darin beſteht, den Schmerz zu verachten, ſchöpfte er ſeinen Muth und ſeine Kraft aus der Hoffnung, wir möchten faſt ſagen aus der Gewißheit, zu leben… Die Art dieſes unbändigen Charakters, die Allmacht dieſes energiſchen Geiſtes war ſo, daß ſelbſt inmitten unſäglicher Qualen ſeine fixe Idee ihn nicht verließ. Während der ſeltenen Pauſen, die ihm das oft ungleiche Leiden gönnte, ſelbſt bei dieſem Grade von Heftigkeit, dachte Rodin an die Rennepont'ſche Angelegenheit, berechnete ihre Wechſelfälle, entwarf die raſcheſten Maßregeln, fühlend, daß keine Minute dabei zu verlieren ſey. Der Doctor Baleinier ließ ihn nicht aus den Augen, erſpähete mit großer Aufmerkſamkeit die Wirkungen des Schmerzes und die heilſame Rückwirkung dieſes Schmerzes auf den Kranken, der wirklich ſchon ein wenig freier zu athmen ſchien. Plötzlich fuhr Rodin mit der Hand an ſeine Stirne, wie von einem jähen Einfalle ergriffen, wendete raſch ſeinen Kopf zu Herrn Baleinier, und erſuchte ihn durch Zeichen, einen Augenblick die Operation ausſetzen zu laſſen.

„Ich muß Ihnen bemerken, mein hochwürdiger Pater," antwortete der Doctor, „daß ſie über die Hälfte beendiget iſt, und daß, wenn man ſie unterbricht, die Wiedervornahme Ihnen noch ſchmerzlicher fallen wird."

Rodin winkte, daß ihm wenig daran liege, und daß er ſchreiben wolle.

„Meine Herren, ſetzen Sie einen Augenblick aus,“ ſagte der Doctor Baleinier, „ziehen Sie die Moxa's nicht zurück, aber fachen Sie das Feuer nicht mehr an.“

Das Feuer ſollte nämlich ſachte, anſtatt ſtark, auf der Haut des Kranken brennen. Ungeachtet dieſes minder grimmigen, aber immerhin heftigen, tiefen Schmerzes, ſchickte ſich Rodin an, auf dem Rücken liegen bleibend, zu ſchreiben; ſeine Stellung zwang ihn, das Schrenzheft mit der linken Hand zu nehmen, es zur Höhe ſeiner Augen emporzuheben, und mit der rechten Hand ſo zu ſagen wie an einen Plafond zu ſchreiben. Auf ein erſtes Blatt ſchrieb er einige alphabetiſche Zeichen in einer Chiffer, die er bloß für ſich entworfen hatte, um gewiſſe geheime Sachen zu notiren. Einige Augenblicke früher, inmitten ſeiner Qualen, war plötzlich eine lichtvolle Idee in ihm aufgetaucht; er hielt ſie für gut, und notirte ſie, aus Furcht, ſie in ſeinen Schmerzen zu vergeſſen, obwohl er ſich einigemale unterbrochen hatte; denn, wenn auch ſeine Haut nur bei langſamem Feuer brannte, brannte ſie deßwegen nicht weniger; Rodin fuhr fort, zu ſchreiben; auf ein zweites Blatt ſchrieb er die folgenden Worte, welche auf einen von ihm gegebenen Wink ſogleich dem Pater von Aigrigny überreicht wurden.

„B. iſt ſogleich zu Faringhea zu ſchicken, von dem er den Rapport über die Ereigniſſe der jüngſten Tage hinſichtlich des Prinzen Djalma erhalten wird; B. ſoll mit dieſem Aufſchluſſe unmittelbar wieder hierher kommen . . .“

Der Pater von Aigrigny ging eilig hinaus, um dieſen neuen Befehl zu ertheilen. Der Cardinal näherte ſich ein wenig dem Schauplatze der Operation; denn ungeachtet des üblen Geruches in dieſem Zimmer, gefiel es ihm ſehr, den Jeſuiten theilweiſe braten zu ſehen, gegen den er den Groll eines italieniſchen Prieſters hegte.

„Nun, mein hochwürdiger Pater,“ ſagte der Doctor zu Rodin, „fahren Sie fort, eben ſo bewundernswerth muthig zu ſeyn; Ihre Bruſt wird freier, Sie werden noch einen harten Moment zu überſtehen haben, und dann gute Hoffnung . . .“

Der Kranke legte ſich wieder zurecht. In dem Augenblicke, da der Pater von Aigrigny wieder eintrat, fragte ihn Rodin mit dem Blicke; der hochwürdige Pater antwortete ihm mit einer bejahenden Geberde.

Auf ein Zeichen des Doctors näherten die vier Gehilfen ihre Lippen den Röhren, und begannen wieder das Feuer mit einem ſchnellen Blaſen anzufachen. Dieſe heftige Erneuerung der Tortur war ſo ſchmerzlich, daß Rodin, ungeachtet ſeiner Selbſtbeherrſchung, mit den Zähnen knirſchte, als ob er ſie zerbreche, einen convulſiviſchen Satz machte, und ſeine Bruſt, die unter der Gluth pochte, ſo ſtark ſchwellte, daß in Folge eines heftigen Krampfes endlich ſeiner Lunge ein Schrei ſchrecklichen Schmerzes entfuhr ... aber ein freier, ſonorer, wiederhallender.

„Die Bruſt iſt frei!“ rief der Doctor Baleinier triumphirend aus, „er iſt gerettet, die Lunge verrichtet ihren Dienſt, die Stimme kehrt zurück, die Stimme iſt zurückgekehrt. Blaſen Sie, meine Herren, blaſen Sie, und Sie, mein hochwürdiger Pater,“ ſagte er freudig zu Rodin, „ſchreien Sie, wenn Sie können, brüllen Sie, geniren Sie ſich nicht; ich werde entzückt ſeyn, Sie zu hören, und es wird Sie erleichtern. Muth, jetzt ſteh' ich für Sie gut. Das iſt eine wunderbare Kur ... ich werde ſie bekannt machen, ich werde ſie unter Trompetenſchall ausſchreien!“

„Erlauben Sie, Doctor,“ — ſagte der Pater von Aigrigny ganz leiſe, indem er ſchnell dem Herrn Baleinier ſich näherte, — „Monſeigneur iſt Zeuge, daß ich mir die Veröffentlichung dieſer Thatſache, die ſich ereignen wird, als ein Wunder, was wirklich der Fall iſt, vorbehalten habe.“

„Wohlan, ſo wird es eine Wunderkur ſeyn,“ antwortete trocken der Doctor Baleinier, der viel auf ſeine Kuren hielt.

Als Rodin ſagen hörte, daß er gerettet ſey, obgleich ſeine Schmerzen die heftigſten waren, die er noch gefühlt, denn das Feuer erreichte die letzte Schichte der Oberhaut, war er wirklich ſchön, von einer hölliſchen Schönheit. Durch die peinliche Verzerrung ſeiner Züge brach der Hochmuth eines wilden Triumphes; man ſah, daß dieſes Ungeheuer ſich wieder ſtark und mächtig werden fühlte, und der ſchrecklichen Uebel bewußt ſey, die ſeine unſelige Auferſtehung verurſachen würde. Daher ſprach er, fortwährend unter dem Brennofen ſich krümmend, der ihn verzehrte, dieſe Worte aus, die erſten, welche aus ſeiner immer freieren und leichteren Bruſt kamen. „Ich ſagte es ... wohl ... ich, daß ich leben würde! . . .“

„Und Sie ſprachen wahr,“ rief der Doctor aus, Rodin an den Puls fühlend. „Sehen Sie, jetzt iſt Ihr Puls voll, ſtark, geregelt, die Lunge frei. Die Rückwirkung iſt vollſtändig; Sie ſind gerettet.“

In dieſem Momente waren die letzten Baumwoll-Faſern verbrannt; man zog die Dreifüße zurück, und ſah auf Rodin's knochiger und abgezehrter Bruſt vier breite, runde Schorfe. Die verkohlte, noch rauchende Haut ließ das rothe und helle Fleiſch ſehen. In Folge von einem der raſchen Sätze Rodin's, der den Dreifuß in Unordnung gebracht, hatte ſich eines von den Brandmalen mehr ausgebreitet, als die andern, und zeigte, ſo zu ſagen, einen doppelten, ſchwärzlichen und verbrannten Kreis. Rodin ſenkte die Augen auf dieſe Wunden; nach einigen Sekunden ſchweigender Betrachtung zuckte ein unheimliches Lächeln über ſeine Lippen, dann ſagte er, ohne ſeine Stellung zu ändern, aber mit einem unmöglich zu ſchildernden Seitenblicke des Einverſtändniſſes auf den Pater von Aigrigny, zu dieſem, indem er ſeine Wunden, eine nach der andern, langſam mit der Spitze ſeines ſchmutzigen Fingers mit plattem Nagel zählte: „Pater von Aigrigny ... welche Vorbedeutung! ... ſehen Sie doch! ... ein Rennepont, ... zwei Rennepont, ... drei Rennepont, ... vier Rennepont; ...“ dann, ſich unterbrechend, „wo iſt denn der Fünfte? Ah! hier ... dieſe Wunde zählt für zwei ... ſie iſt eine Zwillingswunde ...“ *)

Und er ließ ein kurzes, trockenes und ſchrillendes Lachen vernehmen.

Nur der Pater von Aigrigny, der Cardinal und der Doctor Baleinier verſtanden den Sinn dieſer geheimnißvollen und Unheil verkündenden Worte, welche Rodin bald durch eine ſchreckliche Anſpielung vervollſtändigte, indem er mit prophetiſcher Stimme und begeiſterter Miene ausrief: „Ja, ich ſage es, das Geſchlecht des Gottloſen wird in Staub verwandelt werden, wie die Fetzen meines Fleiſches zu Aſche verkohlt wurden ... Ich ſage es, es wird geſchehen, ... denn ich habe leben wollen ... ich lebe.“

---

*) Da Jacques Rennepont geſtorben, und Gabriel durch ſeine geordnete Schenkung nicht mehr intereſſirt war, blieben nur fünf Perſonen der Familie übrig. — Roſe und Blanche, — Djalma, — Adriane, — und Herr Hardy.

E. S.

Neunzehntes Kapitel.

Laſter und Tugend.

Zwei Tage ſind verſtrichen, ſeit dem Rodin wieder zum Leben gebracht worden iſt. Der Leſer hat vielleicht das Haus in der Straße Clovis nicht vergeſſen, worin der hochwürdige Pater ein Abſteigequartier beſaß, und auch Philemon's, von Rose-Pompon bewohntes Quartier, ſich befand.

Es iſt ungefähr drei Uhr Nachmittags; ein greller Lichtſtrahl, quer durch ein rundes Loch dringend, das am Thürflügel der halbunterirdiſchen Boutique der Mutter Arſene, der Obſt- und Kohlenhändlerin, angebracht iſt, bildet einen grellen Contraſt mit der Finſterniß dieſer Art von Keller. Dieſer Lichtſtrahl fällt gerade auf einem unheimlichen Gegenſtand. Inmitten von Knüppelbünden, verwelkten Gemüſen, dicht neben einem großen Kohlenhaufen, iſt ein elendes Bett; unter dem es bedeckenden Leintuche prägt ſich die eckige und ſtarre Form einer Leiche aus. Dieß iſt der Leib der von der Cholera befallenen Mutter Arſene; ſie iſt vor zwei Tagen geſtorben; der zahlreichen Beerdigungen wegen, hat man ihre Reſte noch nicht fortbringen können.

Die Straße Clovis iſt nun faſt öde; drauſſen herrſcht ein düſteres Schweigen, oft unterbrochen von dem ſcharfen Pfeifen des Nordoſtwindes; zwiſchen zwei Windſtöſſen hört man bisweilen ein ſchwaches, trockenes und haſtiges Krabbeln; dieß ſind ungeheure Ratten, die über den Kohlenhaufen hin und her trippeln. Plötzlich vernimmt man ein leiſes Geräuſch; alſogleich flüchten ſich dieſe ekelhaften Thiere, und verbergen ſich in ihren Löchern. Man ſuchte die Thüre einzuſprengen, die vom Gange in die Boutique führte; dieſe Thüre bot übrigens geringen Widerſtand; bald gab ihr ſchlechtes Schloß nach; eine Frau trat ein, und verweilte einige Augenblicke regungslos mitten im Dunkel dieſes feuchten und eiſigen Kellers. Nach einer Minute der Unſchlüſſigkeit, trat dieſe Frau vor; der Lichtſtrahl erleuchtete die Züge der Bacchusfeſt-Königin; ſie nahte ſich nach und nach dem Leichenlager. Seit Jacques geſtorben, hatte die Entſtellung der Züge Cephyſens noch zugenommen; ſchrecklich blaß, ihre ſchönen ſchwarzen Haare ungeordnet, mit nackten Beinen und Füſſen, war ſie kaum mit einem ſchlechten, zerflickten Unterröckchen angethan, ein zerfetztes Halstuch tragend.

Bei dem Bette angekommen, warf die Bacchusfeſt-Königin einen Blick von faſt wilder Zuverſicht auf das Leichentuch. Plötzlich fuhr ſie zurück, einen Schrei unwillkürlichen Schreckens ausſtoſſend. Eine ſchnelle, wellenförmige Bewegung, hatte ſich, von den Füſſen der Todten bis zu ihrem Kopfe hinauf, das Leichentuch rüttelnd, fortgepflanzt. Bald erklärte der Anblick einer Ratte, welche die wurmſtichigen Bretter des Bettgeſtelles entlang ſich flüchtete, die Bewegung des Leichentuches. Beruhiget begann Cephyſe haſtig verſchiedene

Gegenſtände zu ſuchen und zuſammenzuraffen, wie aus Furcht, in dieſer armſeligen Boutique überfallen zu werden. Sie bemächtigte ſich zunächſt eines Korbes, und füllte ihn mit Kohlen; nachdem ſie noch rechts und links geſchaut hatte, entdeckte ſie in einem Winkel einen Ofen von Erde, den ſie mit einem Anfluge unſeliger Freude nahm.

„Das iſt nicht Alles, das iſt nicht Alles,“ ſagte Cephyſe, indem ſie wiederholt um ſich her mit beſorgter Miene ſuchte. Endlich gewahrte ſie neben dem kleinen Gußofen eine Büchſe von Weißblech, einen Feuerſtahl und Schwefelhölzchen enthaltend. Sie legte dieſe Sachen auf den Korb, hob ihn mit der einen Hand auf, und trug mit der andern den Ofen fort. An der Leiche der armen Kohlenhändlerin vorübergehend, ſagte Cephyſe mit einem ſeltſamen Lächeln: „Ich beraube Euch, arme Mutter Arſene; aber mein Diebſtahl wird mir nicht viel nützen.“

Cephyſe verließ die Boutique, ſchloß die Thüre wieder, ſo gut ſie konnte, trat in den Gang und durchſchritt den kleinen Hof, der das Hauptgebäude von jenem trennte, worin Rodin ſein Abſteigequartier gehabt hatte. Außer den Fenſtern von Philemon's Wohnung, auf deren Geſimſe wie ein Vogel ſitzend Rose-Pompon ſo oft ihren Beranger gezwitſchert, waren die übrigen Fenſter dieſes Hauſes offen; im erſten und zweiten Stocke lagen Todte; wie ſo viele andere warteten ſie auf den Karren, in welche man die Särge ſchichtete.

Die Bachusfeſt-Königin erreichte die Treppe, welche zu den vor Kurzem von Rodin benützten Zimmern führte; an deren Vorplatze angekommen, ſtieg ſie eine kleine, verfallene, leiterſteile Treppe hinauf, welcher ein alter Strick zum Geländer diente, und erreichte endlich die halbvermoderte Thüre einer unter dem Giebel liegenden Dachſtube. Dieſes Haus war ſo verfallen, daß an mehrern Stellen die durchbrochene Dachung, wenn es regnete, den Regen in dieſen kaum zehn Quadratfuß breiten, und durch ein Dachfenſter erhellten Verſchlag dringen ließ. Man ſah kein anderes Hausgeräth, als, die ſchadhafte Mauer entlang, auf dem Boden einen alten, entleerten Strohſack, aus welchem einige Strohhalme ſpitzten; neben dieſem Lager eine kleine, ein wenig Waſſer enthaltende Cafékanne von Fayence mit abgeſtoſſener Schnauze.

In Fetzen gekleidet ſaß Mayeux auf dem Rande des Strohſackes, die Elbogen auf ihren Knien, ihr Geſicht zwiſchen ihren ſchwächlichen und weißen Händen verbergend. Als Cephyſe zurückkam, hob Agricola's Adoptivſchweſter den Kopf empor; ihr bleiches und ſanftes Geſicht ſchien noch abgezehrter, noch ausgehöhlter durch Leiden, Kummer, Elend; ihre hohlen, thränengerötheten Augen hafteten auf ihrer Schweſter mit einem Ausdrucke melancholiſcher Zärtlichkeit.

„Schweſter, ich habe was wir brauchen,“ ſagte Cephyſe mit dumpfer und kurzer Stimme. „In dieſem Korbe liegt das Ende unſerer Leiden.“

Dann zeigte ſie Mayeur die auf den Boden geſtellten Gegenſtände, und fügte bei: „Zum erſtenmale in meinem Leben hab' ich geſtohlen, was mir Scham und Furcht einflößt. Gewiß, ich bin weder geboren, um eine Diebin zu ſeyn, noch etwas Schlimmeres. Es iſt Schade," ſetzte ſie hinzu, indem ſie mit einer ſardoniſchen Miene zu lächeln begann.

Nach einer Pauſe des Schweigens ſagte Mayeur zu ihrer Schweſter mit einem herzzerfleiſchenden Ausdrucke: „Cephyſe, meine gute Cephyſe, Du willſt alſo durchaus ſterben?"

„Wie kann ich unſchlüſſig ſeyn?" antwortete Cephyſe mit feſter Stimme. „Sieh, Schweſter, wenn Du willſt, überlegen wir noch einmal meinen Zuſtand: könnte ich auch meine Schande und die Verachtung des ſterbenden Jacques vergeſſen, was bliebe mir übrig? Eine Doppelwahl, die erſte: wieder ehrbar werden, und arbeiten. Wohlan! Du weißt es, ungeachtet meines guten Willens wird mir die Arbeit oft fehlen, wie ſie uns ſeit einigen Tagen fehlt, und wenn ſie nicht fehlen wird, werde ich mit 4 oder 5 Francs wochentlich leben müſſen."

„Leben, das heißt: langſam ſterben in Folge von Entbehrungen, ich kenne dieß, ich will lieber auf einmal ſterben. Die andere Wahl wäre, um zu leben, das infame Gewerbe fortzutreiben, daß ich einmal verſucht habe, und ich will nicht; es iſt ſtärker als ich, frei heraus, Schweſter, kann die Wahl zwiſchen gräßlichem Elende, der Schande oder dem Tode, zweifelhaft ſeyn? Antworte!"

Dann ſogleich fortfahrend, ohne Mayeux ſprechen zu laſſen, fügte ſie mit einer kurzen und ruckweiſen Stimme bei: „Wozu nützt übrigens dieſes Hinundherſprechen? ich bin entſchloſſen; nichts auf der Welt könnte mich abhalten, ein Ende zu machen, da Alles, was Du geliebte Schweſter, von mir erhalten konnteſt, ein Aufſchub auf einige Tage war, in der Hoffnung, die Cholera würde uns der Mühe überheben. Dir zu Liebe, willige ich ein; die Cholera kommt, tödtet Alles im Hauſe, und läßt uns übrig. Du ſiehſt wohl, es iſt beſſer, ſeine Geſchäfte ſelbſt zu beſorgen," ſetzte ſie hinzu, wieder mit ſardoniſcher Miene lächelnd. Dann fuhr ſie fort: „Und zudem haſt Du, arme Schweſter, wie Du ſagſt, eben ſo Luſt, wie ich, ein Ende zu machen mit dem Leben."

„Das iſt wahr, Cephyſe," antwortete Mayeux, die gebeugt ſchien. — „Aber allein iſt man nur für ſich verantwortlich, und es dünkt mir, daß mit Dir ſterben," fügte ſie ſchaudernd bei, „mich zur Mitſchuldigen Deines Todes mache."

„Willſt Du lieber, daß wir ſterben, ich auf meiner Seite, Du auf der Deinigen? Dieß wird luſtig ſeyn," verſetzte Cephyſe, in dieſem ſchrecklichen Momente jene Art bitterer, verzweifelter Ironie zeigend, die inmitten tödtlicher Gedanken häufiger iſt, als man glaubt.

„O! nein, nein,“ erwiederte Mayeur mit Schrecken, „nicht allein. O! ich will nicht allein ſterben.“

„Du ſiehſt alſo wohl, liebe Schweſter, wir haben Urſache, uns nicht zu verlaſſen, und doch,“ ſetzte Cephyſe mit bewegter Stimme hinzu, „bricht mir bisweilen das Herz bei dem Gedanken, daß Du ſterben willſt, wie ich.“

„Egoiſtin!“ ſagte Mayeur mit einem herzzerfleiſchenden Lächeln, „hab' ich mehr Gründe, das Leben zu lieben, als Du? Welche Leere werde ich zurücklaſſen?“

„Aber Du, Schweſter,“ entgegnete Cephyſe, „Du biſt eine arme Märtyrin. Die Prieſter ſprechen von Heiliginnen! Giebt es nur eine einzige, die Dir gleich kommt? und doch willſt Du ſterben, wie ich, ja, wie ich, die ich immer eben ſo müſſig, eben ſo unbekümmert, eben ſo ſtrafbar war, als Du fleißig und aufopfernd für alle Leidende wareſt. Was willſt Du, daß ich Dir ſage? es iſt wahr, dennoch willſt Du, ein Engel auf Erden, eben ſo verzweifelt ſterben, wie ich, die ich jetzt ſo entwürdiget bin, als es ein weibliches Weſen nur immer ſeyn kann,“ fügte die Unglückliche bei, die Augen niederſchlagend.

„Es iſt ſonderbar,“ erwiederte Mayeur nachdenkend. „Vom nämlichen Punkte ausgegangen, ſind wir auf entgegengeſetzten Wegen gewandelt, und nun am nämlichen Ziele angekommen: am Ekel vor dem Leben, für Dich, arme Schweſter, noch vor wenigen Tagen ſo ſchön, ſo lebenskräftig, ſo luſt- und jugendüppig, iſt das Leben jetzt eben ſo drückend, wie für mich armes und kränkliches Geſchöpf. Sey's wie immer, ich habe bis zum Ende gethan, was für mich Pflicht war," ſetzte Mayeux mit Sanftmuth hinzu; „Agricola bedarf meiner nicht mehr; er iſt verheirathet; er liebt, er wird geliebt; ſein Glück iſt ſicher. Das Fräulein von Cardoville hat nichts zu wünſchen. Schön, reich, glücklich, ich habe für ſie gethan, was ein armes Geſchöpf meiner Art thun konnte. Jene, die gegen mich gut waren, ſind glücklich; was verſchlägt's jetzt, wenn ich mich zur Ruhe begebe? Ich bin ſo müde."

„Arme Schweſter," ſagte Cephyſe mit einer rührenden Gemüthsbewegung, die ihre verzerrten Züge glättete, „wenn ich bedenke, daß Du, ohne mir etwas davon zu ſagen, und ungeachtet Deines Entſchluſſes, niemals zu dieſem großmüthigen Fräulein, Deiner Gönnerin, zurückzukehren, den Muth gehabt haſt, Dich, vor Anſtrengung und Noth ſterbend, bis zu ihr hinzuſchleppen, um zu verſuchen, ſie für mein Schickſal zu intereſſiren, ja ſterbend, weil auf den Elyſäiſchen Feldern die Kräfte Dir gebrachen."

„Und als ich endlich in das Hôtel des Fräuleins von Cardoville mich begeben konnte, war ſie zum Unglücke abweſend! O! ſehr zum Unglücke!" wiederholte Mayeux mit einem ſchmerzlichen Blicke auf Cephyſen, „denn als Du, am andern Tage, dieſe letzte Hülfsquelle uns entgehen ſahſt, als Du wieder mehr auf mich, als auf Dich dachteſt, und um jeden Preis uns Brod verſchaffen wollteſt —." Mayeux konnte nicht ausreden, und verbarg bebend ihr Geſicht in ihren Händen.

„Nun denn, ich habe mich verkauft, wie ſo viele andere Unglückliche ſich verkaufen, wenn ihnen die Arbeit fehlt, oder die Bezahlung nicht hinreicht, und der Hunger zu ſtark ſchreit," antwortete Cephyſe mit einer ruckweiſen Stimme, „nur daß ich, anſtatt von meiner Schande zu leben, wie ſo viele Andere davon leben, daran ſterbe."

„Ach! dieſe ſchreckliche Schande, an der Du ſterben wirſt, arme Cephyſe, weil Du Muth haſt, hätteſt Du nicht gekannt, würde ich das Fräulein von Cardoville haben ſprechen können, oder wenn ſie auf den Brief geantwortet hätte, den ich ihr bei ihrem Portier ſchreiben zu dürfen, die erbetene Erlaubniß erhielt; aber ihr Schweigen beweiſet mir es, ſie iſt mit Recht gekränkt durch meine haſtige Entfernung aus ihrem Hauſe. Ich verſtehe ſie, ſie mußte ſie einem ſchwarzen Undanke beimeſſen; ja, denn um mich keiner Antwort zu würdigen, muß ſie ſehr gekränkt ſeyn, und ſie hat das Recht, es zu ſeyn. Daher hab' ich nicht den Muth gehabt, zu wagen, ihr noch einmal zu ſchreiben; dieß wäre vergeblich geweſen, deſſen bin ich gewiß. Gut und billig, wie ſie iſt, ſind ihre Verweigerungen unerbittlich, wenn ſie ſie verſchuldet glaubt; und dann übrigens wozu? es war zu ſpät. Du warſt entſchloſſen, ein Ende zu machen."

„O! ſehr entſchloſſen! denn meine Schande zernagte mein Herz, und Jacques war, mich verachtend, in meinen Armen geſtorben; und ich liebte ihn, ſiehſt Du?“ fügte Cephyſe mit leidenſchaftlicher Aufwallung bei, „ich liebte ihn, wie man nur einmal im Leben liebt!“

„So gehe denn unſer Geſchick in Erfüllung!“ ſagte Mayeux nachdenkend.

„Die Urſache Deiner Entfernung aus dem Hauſe des Fräuleins von Cardoville, haſt Du mir niemals geſagt, Schweſter,“ entgegnete Cephyſe nach einer Pauſe des Schweigens.

„Dieß wird das einzige Geheimniß ſeyn, das ich mit mir nehmen werde, meine gute Cephyſe,“ ſagte Mayeux, die Augen niederſchlagend. Und ſie dachte mit bitterer Freude daran, bald von dieſer Furcht erlöſet zu ſeyn, welche die letzten Tage ihres traurigen Lebens vergiftet hatte: Wieder Agricola Aug' in Auge gegenüber zu ſtehen, dem von der unſeligen und lächerlichen Liebe, die ſie für ihn fühlte, Unterrichteten.“ Denn, man muß es ſagen, dieſe unglückliche, hoffnungsloſe Liebe, war eine von den Urſachen des Selbſtmordes dieſer Unglücklichen; ſeit dem Verſchwinden ihres Tagebuches glaubte ſie, daß der Hammerſchmid das traurige Geheimniß dieſer herzzerfleiſchenden Blätter kenne; obgleich ſie an dem Edelmuthe des guten Herzens Agricola's nicht zweifelte, mißtraute ſie ſich ſelbſt deſto mehr; ſie fühlte eine ſolche Scham über dieſe doch ſo edle, ſo reine Leidenſchaft, daß in der äuſſerſten Noth, in welche ſie und Cephyſe, Beide aus Mangel an Arbeit und Brod, gerathen waren, keine menſchliche Gewalt ſie dahin gebracht hätte, ſich vor Agricola's Augen zu wagen, um ihn um Hülfe und Unterſtützung zu erſuchen. Ohne Zweifel hätte Mayeux ihre Lage anders beurtheilt, wäre ihr Geiſt nicht durch jene Art von Schwindel getrübt geweſen, von dem manchmal die ſtärkſten Charaktere ergriffen werden, wenn das Unglück, das ſie trifft, alles Maß überſchreitet; aber das Elend, aber der Hunger, aber der in einem ſolchen Augenblicke ſo zu ſagen anſteckende Einfluß von Cephyſens Selbſtmordgedanken; aber die Abmattung eines ſo lange Zeit dem Schmerze, den Kränkungen geweihten Lebens, verſetzten der Vernunft der Mayeux den letzten Schlag; nach langem Kampfe mit dem unſeligen Vorhaben ihrer Schweſter, willigte das arme, gramgebeugte, vernichtete Geſchöpf endlich ein, Cephyſens Schickſal zu theilen, da ſie im Tode wenigſtens das Ende ſo vieler Uebel ſah.

„An was denkſt Du, Schweſter?“ fragte Cephyſe, über das lange Schweigen der Mayeux erſtaunt.

Dieſe fuhr zuſammen, und antwortete: „Ich denke an die Urſache, die mich bewog das Haus des Fräuleins von Cardoville ſo plötzlich zu verlaſſen, und in ihren Augen für eine Undankbare zu gelten. Möge nur jenes Verhängniß, das mich von ihr trieb, keine anderen Opfer gefordert haben, als uns; möge meine Hingebung, wie unbedeutend und ſchwach ſie auch geweſen, jener nie fehlen, die ihre edle Hand einer armen Arbeiterin gereicht, und ſie ihre Schweſter genannt hat; möge ſie glücklich ſeyn, o! ewig glücklich!“ ſagte Mayeux, mit der Inbrunſt einer herzlichen Anrufung die Hände faltend.

„Das iſt ſchön, Schweſter, ein ſolcher Wunſch in dieſem Augenblicke!“ ſagte Cephyſe.

„O! das kommt daher, ſiehſt Du,“ erwiederte Mayeux raſch, „weil ich dieſes Wunder von Geiſt, Herz und idealer Schönheit, mit andächtiger Ehrfurcht liebte, bewunderte; denn nie hat die Macht Gottes in einem anbetungswürdigeren und reineren Werke ſich geoffenbaret; wenigſtens einer von meinen letzten Gedanken wird ihr geweiht geweſen ſeyn.“

„Ja, Du wirſt Deine großmüthige Gönnerin bis zum Ende geliebt und verehret haben...“

„Bis zum Ende,“ ſagte Mayeux nach einer Pauſe des Schweigens, „es iſt wahr, Du haſt Recht; es iſt das Ende, bald, in einem Augenblicke, wird Alles vorüber ſeyn. Sieh doch, mit welcher Ruhe wir ſprechen von dem, was ſo viele Andere erſchreckt!“

„Schweſter, wir ſind ruhig, weil wir entſchloſſen ſind.“

„Sehr entſchloſſen, Cephyſe?“ fragte Mayeux wieder mit einem tiefen und durchdringenden Blicke auf ihre Schweſter.

„O! ja möchteſt Du es eben ſo ſehr ſeyn, wie ich! . .“

„Sey ruhig; wenn ich den Moment, ein Ende zu machen, von Tag zu Tag verſchob,“ antwortete Mayeur, „ſo geſchah's, weil ich Dir Zeit zum Nachdenken laſſen wollte, denn, was mich betrifft . . .“ Mayeur redete nicht aus; aber ſie machte mit dem Kopfe ein Zeichen von verzweifelter Traurigkeit.

„Wohlan! Schweſter, umarmen wir uns,“ ſagte Cephyſe, „und Muth!“

Mayeur ſtand auf, und ſtürzte in die Arme ihrer Schweſter. Beide hielten ſich lange umſchlungen. Einige Secunden lang herrſchte ein tiefes, feierliches Schweigen, nur vom Schluchzen der beiden Schweſtern unterbrochen; denn nun erſt begannen ſie zu weinen.

„O! mein Gott! ſich ſo lieben, und ſich trennen, auf immer,“ ſagte Cephyſe, „das iſt doch ſehr hart.“

„Sich trennen,“ rief Mayeur aus, und ihr bleiches und ſanftes, thränenbenetztes Geſicht wiederſtrahlte plötzlich von einer göttlichen Hoffnung; „ſich trennen, Schweſter, o! nein, nein. Was mich ſo ruhig macht, ſiehſt Du? iſt, weil ich hier, im Grunde meines Herzens, eine innige, gewiſſe Erhebung zu jener beſſeren Welt fühle, wo uns ein beſſeres Leben erwartet! Gott, ſo groß, ſo gütig, ſo reichlich ſpendend, ſo gut, hat nicht gewollt, daß ſeine Geſchöpfe ewig unglücklich ſeyen; aber einige eigenſüchtige Menſchen, die Natur ſeines Werkes entſtellend, ſtürzen ihre Brüder in Elend und Verzweiflung. Beklagen wir die Böſen, und verlaſſen wir ſie. Komm da hinauf, Schweſter, dort ſind die

Menſchen nichts, dort regiert Gott allein; komm da hinauf, Schweſter; dort iſt es beſſer; gehen wir ſchnell, denn es iſt ſpät." Dieß ſagend, wies Mayeux auf die rothen Scheidelichter der untergehenden Sonne, welche die Fenſterſcheiben zu vergolden begannen.

Cephyſe, von dem religiöſen Aufſchwunge ihrer Schweſter hingeriſſen, deren Züge, durch die Hoffnung einer nahen Erlöſung ſo zu ſagen verklärt, von den Strahlen der untergehenden Sonne ſanft geröthet leuchteten; Cephyſe ergriff die beiden Hände ihrer Schweſter, und rief aus, mit inniger Rührung ſie betrachtend: „O! Schweſter, wie ſchön biſt Du ſo!"

„Die Schönheit kommt ein wenig ſpät zu mir," erwiederte Mayeux traurig lächelnd.

„Nein, Schweſter, denn Du ſcheinſt ſo glücklich, daß die letzten Gewiſſenszweifel, die ich noch Deinetwegen hatte, völlig verſchwinden."

„Dann laß uns eilen," ſagte Mayeux, ihrer Schweſter auf die Kohlenpfanne weiſend.

„Sey ruhig, Schweſter, es wird nicht lange währen," verſetzte Cephyſe. Und ſie holte die gefüllte Kohlenpfanne, die ſie in einen Winkel der Dachſtube geſtellt hatte, und trug ſie in die Mitte dieſer kleinen Kammer.

„Weißt Du, wie man damit umgeht?" fragte Mayeux ſie, ſich ihr nähernd.

„O! mein Gott! das iſt ſehr einfach," antwortete Cephyſe; „man macht die Thüre zu, das Fenſter, und zündet die Kohle an."

„Ja, Schweſter; aber es dünkt mir, ſagen gehört zu haben, daß man alle Oeffnungen ſehr genau verwerfen müſſe, damit keine Luft herein dringe.“

„Du haſt Recht; gerade dieſe Thüre ſchließt ſo ſchlecht.“

„Und das Dach, ſieh doch dieſe Spalten.“

„Was iſt zu thun, Schweſter?“

„Ich denke daran,“ entgegnete Mayeux; „das Stroh unſeres Strohſackes, gut zuſammengedreht, könnte uns dienen.“

„Gewiß,“ erwiederte Cephyſe, „wir wollen zum Feueranmachen davon zurückbehalten, und aus dem Uebrigen Pfropfen in die Spalten des Daches, und Wülſte zur Thüre und zum Fenſter machen.“ Dann ſetzte Cephyſe hinzu, mit jener bitteren Ironie, welche, wir wiederholen es, in dieſen traurigen Augenblicken häufig iſt: „Sag doch, Schweſter, Wülſte an Thüre und Fenſter, um die Luft abzuhalten, welcher Luxus! wir ſind Weichlinge, wie die reichen Leute.“

„Jetzt können wir es uns ein wenig bequem machen,“ ſagte Mayeux, indem ſie wie die Bacchusfeſt-Königin ein wenig zu ſcherzen ſuchte. Und die beiden Schweſtern begannen mit unglaublicher Kaltblütigkeit, die Strohhalme wulſtförmig zu winden, klein genug, um zwiſchen die Bretter der Thüre und den Boden geſchoben werden zu können; dann machten ſie hinlänglich dicke Pfropfe zur Verſtopfung der Spalten des Daches. So lange dieſe traurige Beſchäftigung dauerte, verläugneten ſich die Ruhe und düſtere Reſignation dieſer beiden Unglücklichen nicht.

Zwanzigſtes Kapitel.

Selbſtmord.

Cephyſe und Mayeux ſetzten die Vorbereitungen zu ihrem Tode mit Ruhe fort. Ach! wie viel arme junge Mädchen, wie die beiden Schweſtern, wurden oder werden noch verhängnißvoll getrieben, im Selbſtmorde eine Zuflucht gegen die Verzweiflung, gegen die Schande, oder gegen ein allzu elendes Leben zu ſuchen! Und ſo muß es geſchehen, und auch auf der Geſellſchaft wird die ſchreckliche Verantwortlichkeit dieſer verzweifelten Todten laſten, ſo lange Tauſende von menſchlichen Geſchöpfen, materiell außer Stand, von dem ihnen bewilligten verhöhnenden Arbeitslohne zu leben, gezwungen ſeyn werden, unter dieſen drei unermeßlichen Uebeln, Entbehrungen und Leiden zu wählen:

Ein Leben entnervender Arbeit und mörderiſcher Entbehrungen, Urſachen eines zu frühen Todes

Die Proſtitution, die gleichfalls tödtet, aber langſam durch die Verachtung, durch Rohheiten, durch häßliche Krankheiten.

Der Selbſtmord, welcher ſchnell tödtet.

Cephyſe und Mayeux ſymboliſiren moraliſch zwei Abſtufungen der weiblichen arbeitenden Claſſe. Gleich der Mayeux kämpfen die Einen, klug, fleißig, unermüdlich, energiſch, mit einer bewundernswürdigen Beharrlichkeit mit den böſen Lockungen, mit den tödtlichen Mühen einer ihre Kräfte überſteigenden Arbeit, mit einem gräßlichen Elende; demüthig, ſanft, reſignirt, gehen ſie, die guten und muthigen Geſchöpfe, gehen ſie, ſo lange ſie gehen können, obwohl ſehr ſchwach, ſehr abgemagert, ſehr ſchmerzgequält, denn ſie haben faſt immer Hunger und Froſt, und faſt niemals Ruhe, Luft und Sonne. Sie gehen herzhaft bis zum Ende, bis ihnen, geſchwächt durch eine übertriebene Arbeit, abgezehrt durch eine mörderiſche Armuth, die Kräfte völlig ſchwinden; dann, faſt immer von Erſchöpfungskrankheiten befallen, löſchen die Meiſten ſchmerzhaft im Spitale aus, und verſorgen die anatomiſchen Säle, ausgebeutet während ihres Lebens, ausgebeutet nach ihrem Tode, immer den Lebenden nützlich. Arme weibliche Weſen, heilige Märtyrinnen! Die andern, minder Geduldigen, zünden ein wenig Kohlen an, und ruhen endlich aus, — ſehr müde, — wie Mayeux ſagte, o! ſehr müde dieſes trüben, düſteren Lebens, ohne Freuden, ohne Erinnerungen, ohne Hoffnungen, und entſchlummern zum ewigen Schlafe, ohne daran zu denken, einer Welt zu fluchen, die ihnen nur die Wahl des Selbſtmordes läßt. Ja, die Wahl des Selbſtmordes; denn ohne von den Beſchäftigungen zu ſprechen, deren tödtliche Ungeſundheit die Arbeiterinnen periodiſch decimirt, tödtet das Elend in einer gewiſſen Zeit, wie das Erſticken.

Andere weibliche Weſen dagegen, gleich Cephyſen von einer lebhaften und glühenden Natur, von reichem und heißem Blute, von begehrlichen Gelüſten, können ſich nicht entſchließen, nur von einem Arbeitslohne zu leben, der ihnen nicht einmal erlaubt, ihren Hunger zu ſtillen. An einige Zerſtreuungen, wie beſcheiden ſie auch ſeyn mögen, an Kleidungen, nicht zum Putze, aber reinliche, eben ſo gebieteriſche Bedürfniſſe bei der Mehrzahl dieſer Claſſe, wie der Hunger, iſt nicht zu denken. Was geſchieht? Ein Liebhaber erſcheint; er ſpricht von Feſten, von Bällen, von Ausflügen auf's Land, mit einem unglücklichen, von Jugend ſtrotzenden Mädchen, das täglich achtzehn Stunden lang auf den Stuhl gebannt iſt, in irgend einem düſteren und ſtinkenden Neſte; der Verſucher ſpricht von neuen und eleganten Kleidern, und das ſchlechte Kleid am Leibe der Arbeiterin ſchützt ſie nicht einmal vor der Kälte; der Verſucher ſpricht von delicaten Speiſen, und das Brod, welches ſie verſchlingt, iſt weit entfernt, allabendlich ihrem Siebenzehnjahrappetite zu gegnügen. Dann gibt ſie dieſen für ſie unwiderſtehlichen Anträgen nach. Und bald kommt das Aufgeben, das Verlaſſenwerden vom Liebhaber; aber die Gewohnheit des Müſſigganges iſt angenommen, die Furcht vor dem Elende in dem Maße größer geworden, als das Leben ſich ein wenig verfeinert hat; ſelbſt die fortwährende Arbeit würde zu den gewohnten Ausgaben nicht mehr zureichen; dann, aus Schwäche, aus Furcht, aus Sorgloſigkeit, ſinkt man um eine Stufe tieſer im Laſter; dann endlich ſtürzt man in die tiefeſte Tiefe der Schande, und, wie Cephyſe ſagte: die Einen leben von der Schande, Andere ſterben daran. Sterben ſie, wie Cephyſe? Man muß ſie mehr noch bedauern, als tadeln. Verliert nicht die Geſellſchaft dieſes Recht, zu tadeln, ſo lange nicht jedes menſchliche Geſchöpf, zuerſt fleißig und ehrbar, ſagen wir es immer, zur Vergütung ſeiner emſigen Arbeit, eine geſunde Wohnung, ein warmes Kleid, hinreichende Nahrung, einige Ruhetage, und alle Erleichterung, zu lernen, ſich zu unterrichten, gefunden hat; weil das Brod der Seele Allen gebührt, wie das Brod des Leibes, zur Vergütung ihrer Arbeit und Rechtſchaffenheit? Ja, eine ſelbſtſüchtige und ſtiefmütterliche Geſellſchaft iſt für ſo viele Laſter, für ſo viele ſchlechte Handlungen verantwortlich, deren einzige Grundurſache geweſen iſt: *Die materielle Unmöglichkeit, zu leben, ohne ſchwach zu werden.* Ja, wir wiederholen es, eine erſchreckende Zahl weiblicher Weſen haben nur die Wahl zwiſchen: *einem mörderiſchen Elende; der Proſtitution; dem Selbſtmorde.*

Und zwar, ſagen wir es wieder, man wird uns vielleicht hören, und zwar, weil der Arbeitslohn dieſer Unglücklichen unzureichend, verhöhnend iſt; nicht daß ihre Arbeitsherren im Allgemeinen hart oder ungerecht wären, ſondern weil ſie, ſelbſt peinlich leidend durch die fortwährenden Gegenwirkungen einer anarchiſchen Concurrenz, unter der Wucht einer unverſöhnlichen induſtriellen Feudalität zermalmt (ein aufrecht erhaltener Zuſtand der Dinge, durch die Trägheit, das Intereſſe oder den böſen Willen der Regierenden aufgebürdet), gezwungen ſind, täglich die Arbeitslöhne zu mindern, um einen völligen Ruin zu verhüten. Und ſind ſo viele bedauernswerthe Mißgeſchicke wenigſtens bisweilen durch eine entfernte Hoffnung auf eine beſſere Zukunft gelindert? Ach! man darf es nicht glauben. Setzen wir den Fall, daß ein aufrichtiger Mann, ohne Härte, ohne Leidenſchaft, ohne Bitterkeit, ohne Heftigkeit, aber mit einem ob ſo vielem Elende ſchmerzlich zerriſſenen Herzen, einfach dieſe Frage an unſere Geſetzgeber ſtellen wollte: „Es geht aus offenbaren, erwieſenen, unwider„ſprechlichen Thatſachen hervor, daß Tauſende von weib„lichen Weſen in Paris genöthiget ſind, mit höchſtens „fünf Francs wochentlich zu leben, verſtehen Sie „wohl: fünf Francs wochentlich, um zu wohnen, „ſich zu kleiden, zu wärmen, zu nähren. Und viele „von dieſen weiblichen Weſen ſind Wittwen, und haben „kleine Kinder; ich will keine Phraſen machen, wie „man ſagt, ich beſchwöre Sie nur, an Ihre Töchter, „an Ihre Schweſtern, an Ihre Frauen, an Ihre Müt„ter zu denken. Wie ſie, ſind auch jene Tauſende von „armen Geſchöpfen, einem gräßlichen und mit Gewalt

„demoraliſirenden Geſchicke preisgegeben, Mütter, Töchter, Schweſtern, Gattinnen. Ich frage Sie im Namen der Nächſtenliebe, im Namen des geſunden Menſchenverſtandes, im Intereſſe Aller, im Namen der menſchlichen Würde, ob ein ſolcher, übrigens immer ſchwerer werdender Zuſtand der Dinge, erträglich, ob er möglich ſey? Werden Sie ihn dulden, insbeſondere wenn Sie an die entſetzlichen Uebel, an die zahlloſen Laſter denken, welche ein ſolches Elend erzeugt?" Was würden unſere Geſetzgeber erwiedern? Ohne Zweifel würden ſie antworten, ſchmerzlich, über ihre Ohnmacht (man muß es glauben) tief betrübt: „Ach! das iſt traurig; wir ſeufzen über ſo großes Elend; aber wir können nichts thun." — Wir können nichts thun!!

Von allem dem iſt die Moral einfach, die Schlußfolgerung leicht, und Allen verſtändlich, insbeſondere den Leidenden; und dieſe, in ungeheurer Zahl, folgern oft, folgern viel, nach ihrer Art — und warten. Daher wird vielleicht ein Tag kommen, wo die Geſellſchaft ihre bedauernswerthe Sorgloſigkeit ſehr bitter bereuen wird; dann werden die Glücklichen auf Erden eine ſchreckliche Rechenſchaft jenen Leuten abzufordern haben, die uns jetzt regieren; denn ſie hätten ohne Kriſis, ohne Gewaltthätigkeiten, ohne Unterſtützung, den Wohlſtand des Arbeiters und die Ruhe des Reichen ſichern können. Und bis zu irgend einer Löſung dieſer ſo ſchmerzlichen Fragen, welche die Zukunft der Geſellſchaft, vielleicht der Welt, intereſſiren, werden viele arme Geſchöpfe, wie Mayeux und Cephyſe, vor Elend und Verzweiflung ſterben.

In wenigen Minuten hatten die beiden Schweſtern aus dem Stroh ihres Lagers die Pfropfe und Wülſte gefertiget, welche beſtimmt waren, die Luft abzuhalten, und die Erſtickung ſchneller und ſicherer zu machen. Mayeux ſagte zu ihrer Schweſter: „Du, Cephyſe, als die Größere, wirſt den Plafond übernehmen, ich das Fenſter und die Thüre.“

„Sey ruhig Schweſter, ich werde vor Dir geendet haben,“ antwortete Cephyſe.

Und die beiden jungen Mädchen begannen, die Luftzüge ſorgfältig abzuhalten, die bis jetzt in dieſe verfallene Dachſtube blieſen. Cephyſe erreichte, vermöge ihres hohen Wuchſes, die Spalten des Daches, welche hermetiſch verſtopft wurden. Nach dem Vollzuge dieſes traurigen Geſchäftes kehrten die beiden Schweſtern zu einander zurück, und blickten ſich ſchweigend an. Der verhängnißvolle Augenblick nahte; ihre obwohl immer ruhigen Phyſiognomien, ſchienen durch jene ſonderbare Aufregung, welche ſtets bei doppelten Selbſtmorden Statt findet, leicht bewegt.

„Nun, ſchnell den Ofen...“ ſagte Mayeux.

Und ſie kniete vor die kleine, kohlengefüllte Pfanne hin; aber Cephyſe, ihre Schweſter unter dem Arme faſſend, bewog ſie, aufzuſtehen, indem ſie zu ihr ſagte: „Laß mich das Feuer anmachen; das geht mich an.“

„Aber, Cephyſe.“

„Du weißt, arme Schweſter, wie ſehr der Kohlengeruch Dir Kopfweh verurſacht.“

Bei dieſer Treuherzigkeit, denn die Bacchusfeſt-Königin ſprach im Ernſte, konnten die beiden Schweſtern ſich nicht enthalten, traurig zu lächeln.

„Gleichviel,“ erwiederte Cephyſe. „Wozu nützt es, Dir ein Leiden mehr zu bereiten, und früher?“ Dann fügte Cephyſe bei, ihrer Schweſter den noch ein wenig gefütterten Strohſack zeigend: „Du wirſt hier liegen, gute, kleine Schweſter. Wenn es im Ofen brennen wird, werde ich mich an Deine Seite ſetzen.“

„Bleib nicht lange aus, Cephyſe.“

„In fünf Minuten iſt's geſchehen.“

Das an der Straße ſtehende Gebäude war durch einen engen Hof von der Hauptwohnung getrennt, worin ſich die Kammer der beiden Schweſtern befand, und beherrſchte ſie dergeſtalt, daß, wenn die Sonne einmal hinter den hohen Giebeln verſchwunden war, die Dachſtube ziemlich finſter wurde; das durch das Fenſter mit vor Schmutz faſt undurchſichtigen Scheiben gedämpfte Tageslicht erleuchtete ſchwach den alten, blau und weiß carrirten Strohſack, auf welchem Mayeux, mit einem zerfetzten Kleide angethan, halb liegend ſaß. Indem ſie ſich dann, das Kinn in die Handfläche legend, auf den Elbogen ihres linken Armes ſtützte, betrachtete ſie ihre Schweſter mit einem herzzerreiſſenden Ausdrucke.

Cephyſe, vor der Kohlenpfanne knieend, das Geſicht gegen die ſchwarze Kohle geneigt, über welcher ſchon hie und da eine kleine bläuliche Flamme zuckte; Cephyſe blies mit Kraft auf eine etwas glimmende Gluth, die auf das bleiche Geſicht des jungen Mädchens glühende Wiederſcheine warf. Tiefe Stille herrſchte. Man hörte kein anderes Geräuſch, als jenes des keuchenden Blaſens Cephyſens, und dazwiſchen das leiſe Praſſeln der Kohle, welche ſich zu entzünden beginnend, bereits einen faden und übelmachenden Geruch von ſich gab. Als Cephyſe die Kohlen völlig angezündet ſah, und ſich ſchon ein wenig betäubt fühlte, ſtand ſie auf, und ſagte zu ihrer Schweſter, indem ſie ſich ihr näherte: „Es iſt geſchehen."

„Meine Schweſter," erwiederte Mayeux, ſich auf den Strohſack knieend, während Cephyſe noch aufrecht ſtand, „wie wollen wir uns legen? Ich möchte gerne ganz nahe bei Dir ſeyn bis zum Ende."

„Warte," ſagte Cephyſe, indem ſie immer die Bewegungen machte, von denen ſie ſprach, „ich will mich oben auf den Strohſack ſetzen, mit dem Rücken an die Mauer gelehnt; nun, liebe Schweſter, komm, leg Dich daher. Gut, ſtütze Deinen Kopf auf meine Knie, und gieb mir Deine Hand. Taugt's Dir ſo?"

„Ja, aber ich kann Dich nicht ſehen."

„Deſto beſſer. Es ſcheint, daß es einen ſehr kurzen Augenblick giebt, es iſt wahr, wo man viel leidet. Und," fügte Cephyſe mit gerührter Stimme bei, „dann ſehen wir uns doch nicht leiden."

„Du haſt Recht, Cephyſe.“

„Laß mich zum letztenmale Deine ſchönen Haare küſſen,“ ſagte Cephyſe, indem ſie das Seidenhaar an ihre Lippen drückte, welches das bleiche und melancholiſche Geſicht der Mayeux krönte, „und dann wollen wir uns recht ſtill halten.“

„Schweſter, Deine Hand,“ verſetzte Mayeux, „zum letztenmale Deine Hand, und dann, wie Du es ſagſt, wollen wir beiſammen bleiben, und wir werden nicht lange warten, glaub' ich, denn ich fange an, mich betäubt zu fühlen; und Du Schweſter?“

„Ich noch nicht,“ entgegnete Cephyſe, „ich ſpüre nur Kohlengeruch.“

„Weißt Du nicht, auf welchen Kirchhof man uns bringen wird?“ fragte Mayeux nach einer Pauſe des Schweigens.

„Nein; warum dieſe Frage?“

„Weil mir der Père-Lachaiſe lieber wäre; ich bin einmal mit Agricola und ſeiner Mutter hingegangen. Welch' ein ſchöner Anblick, überall Bäume, Blumen, Marmor. Weißt Du, daß die Todten beſſer wohnen, als die Lebenden, und . . .“

„Was fehlt Dir, Schweſter?“ ſagte Cephyſe zu Mayeux, die ſich unterbrochen, nachdem ſie mit einer langſameren Stimme geredet hatte.

„Es wandelt mich an wie Schwindel; die Schläfen ſummen mir,“ antwortete Mayeux. „Und Du, wie fühlſt Du Dich?“

„Ich fange nur an, ein wenig betäubt zu werden; es iſt ſonderbar; bei mir iſt die Wirkung zögernder, als bei Dir.“

„O! das macht, weil ich,“ erwiederte Mayeux, indem ſie zu lächeln ſuchte, „immer ſo vorſchnell geweſen bin. Erinnerſt Du Dich? in der Schule der Schweſtern ſagte man, daß ich immer den Andern vorkomme. Dieß begegnet mir wieder, wie Du ſiehſt.“

„Ja, aber ich hoffe, Dich alſogleich wieder einzuholen,“ ſagte Cephyſe.

Worüber die beiden Schweſtern ſich verwunderten, das war natürlich; obwohl durch Kummer und Elend ſehr geſchwächt, mußte die Bacchusfeſt-Königin, von eben ſo kräftigem Körperbaue, als jener der Mayeux ſchwach und zart war, die Wirkungen des Erſtickens viel weniger ſchnell fühlen, als ihre Schweſter. Nach einer Pauſe des Schweigens fuhr Cephyſe fort, ihre Hand auf die Stirne der Mayeux legend, deren Kopf ſie immer auf ihren Knien trug: „Du ſagſt nichts zu mir, Schweſter; Du leideſt, nicht wahr?“

„Nein,“ antwortete Mayeux mit ſchwach gewordener Stimme: „meine Augenlider ſind ſchwer wie Blei, die Erſtarrung erfaßt mich, ich bemerke, daß ich langſamer ſpreche; aber ich empfinde noch keinen lebhaften Schmerz. Und Du, Schweſter?“

„Während Du mit mir ſpracheſt, hab' ich einen Schwindel geſpürt; nun pochen meine Schläfen ſtark.“

„Wie die meinigen ſo eben pochten: man ſollte meinen, es ſey viel ſchmerzlicher und härter zu ſterben.“ Dann ſagte Mayeux, nach einer Pauſe des Schweigens, plötzlich zu ihrer Schweſter: „Glaubſt Du, daß Agricola mich ſehr bedauert und lange an mich denkt?“

„Kannſt Du ſo fragen?“ erwiederte Cephyſe mit einem Tone des Vorwurfes.

„Du haſt Recht,“ verſetzte Mayeux ſanft, — „es liegt eine üble Meinung in dieſem Zweifel; aber wenn Du wüßteſt.“

„Was, Schweſter?“

Mayeux zögerte einen Augenblick, und ſagte mit Gram: „Nichts.“ Dann fügte ſie hinzu: „Zum Glücke ſterbe ich mit der Ueberzeugung, daß er meiner niemals bedürfen wird; er iſt mit einem jungen, liebenswürdigen Mädchen vermählt; ſie lieben ſich; ich weiß gewiß, daß ſie ſein Glück machen wird.“

Als Mayeux dieſe letzteren Worte ſprach, war ihre Stimme ſtets ſchwächer geworden. Plötzlich ſchauderte ſie, und ſagte zu Cephyſen mit einem zitternden, faſt furchtſamen Tone: „Meine Schweſter, halte mich feſt in Deinen Armen; o! ich fürchte mich; ich ſehe Alles, in einem düſteren Blau, und die Gegenſtände wirbeln um mich herum.“ Und das unglückliche Geſchöpf, ſich ein wenig erhebend, verbarg ihr Antlitz im Schooße ihrer noch immer ſitzenden Schweſter, und umſchlang ſie mit ihren beiden matten Armen.

„Muth, Schweſter,“ ſagte Cephyſe, ſie an ihre Bruſt drückend, und mit einer Stimme, die gleichfalls ſchwach wurde: „es geht zu Ende.“ Und Cephyſe ſetzte mit einem Gemiſche von Neid und Schrecken hinzu: „Warum doch ſchwinden die Kräfte meiner Schweſter ſo ſchnell? Ich bin noch bei voller Beſinnung, und leide weniger, als ſie. O! doch dieß wird nicht lange währen: ich werde das Geſicht über die Kohlenpfanne halten; ja, und ich geb' dazu hin.“

Bei der Bewegung Cephyſens, die ſie machte, um aufzuſtehen, hielt eine ſchwache Umſchließung ihrer Schweſter ſie zurück.

„Du leideſt, arme Kleine,“ ſagte Cephyſe zitternd.

„O! ja, jetzt viel; verlaß mich nicht, ich bitte Dich darum.“

„Und ich, nichts, faſt noch nichts,“ ſagte Cephyſe bei ſich, mit einem wilden Blicke auf die Kohlenpfanne. „Ah! wenn ich doch,“ fügte ſie mit einer Art unheimlicher Freude bei, „zu erſticken anfange, und es dünkt mir, daß mein Kopf mir zerſpringen will.“

Wirklich erfüllte jetzt das tödtliche Gas die kleine Kammer, aus welcher es nach und nach alle Lebensluft verdrängt hatte. Es ward heller; die ziemlich dunkel gewordene Dachſtube war von dem Leuchten des Ofens erhellt, der ſeine röthlichen Wiederſcheine auf die Gruppe der dichtumſchlungenen beiden Schweſtern warf. Plötzlich machte Mayeux einige kleine, convulſiviſche Bewegungen, mit erloſchener Stimme dieſe Worte ſprechend: „Agricola, Fräulein von Cardoville. O! Adieu Agricola, ich ... Dich ...“

Dann murmelte ſie einige andere unverſtändliche Worte; ihre convulſiviſchen Bewegungen hörten auf, und ihre Arme, die Cephyſen umkrampften, ſanken kraftlos auf den Strohſack zurück.

„Meine Schweſter,“ rief Cephyſe erſchrocken aus, den Kopf der Mayeur zwiſchen ihren Händen aufrichtend, um ihn zu betrachten, „Du ſchon, meine Schweſter, aber ich? Aber ich?“

Das ſanfte Antlitz der Mayeur war nicht bleicher, als gewöhnlich; nur ihre halbgeſchloſſenen Augen hatten keinen Blick mehr; ein Halblächeln voll Traurigkeit und Güte, zuckte noch einen Moment über die violetten Lippen, denen ein unmerkbarer Hauch entſchlüpfte; dann wurde ihr Mund unbeweglich, der Ausdruck des Geſichtes zeigte eine große Heiterkeit.

„Aber Du ſollſt nicht vor mir ſterben,“ rief Cephyſe mit einer herzzerreiſſenden Stimme aus, mit Küſſen die Wangen der Mayeur bedeckend, die unter ihren Lippen kalt wurden. „Meine Schweſter. Wart' auf mich, wart' auf mich.“

Mayeur antwortete nicht; ihr Kopf, den Cephyſe einen Augenblick fahren ließ, ſank ſachte auf den Strohſack zurück.

„Mein Gott! ich ſchwör' es Dir, es iſt nicht meine Schuld, wenn wir nicht mit einander ſterben!“ rief Cephyſe verzweiflungsvoll aus, an dem Lager knieend, auf welches Mayeur hingeſtreckt war.

„Todt!“ murmelte Cephyſe erſchrocken, „da iſt ſie todt vor mir; das macht vielleicht, weil ich die Stärkere bin. Ah! zum Glücke fang' ich an, wie ſie, ſo eben ein düſteres Blau zu ſehen; o! ich leide, welches Glück! O! die Luft mangelt mir, Schweſter," fügte ſie bei, mit ihren Armen den Hals der Mayeux umſchlingend, „da bin ich, ich komme."

Plötzlich ließ ſich ein Geräuſch von Tritten und Stimmen auf der Treppe vernehmen. Cephyſe beſaß noch genug Geiſtesgegenwart, um dieſe Töne zu hören. Immer über den Leib ihrer Schweſter hingeſtreckt, hob ſie den Kopf empor. Das Geräuſch näherte ſich immer mehr; bald rief eine Stimme drauſſen, in geringer Entfernung von der Thüre: „Großer Gott! welch' ein Kohlengeruch!"

Und im nämlichen Augenblicke wurden die Bretter der Thüre erſchüttert, während eine andere Stimme ausrief: „Aufgemacht! aufgemacht!"

„Man will herein, mich retten, mich, und meine Schweſter iſt todt. O! nein, ich werde die Feigheit nicht haben, ſie zu überleben."

Dieß war Cephyſens letzter Gedanke. Alle Kräfte anſtrengend, die ihr noch übrig blieben, um an das Fenſter zu eilen, öffnete ſie es, und gerade in dem Augenblicke, wo die halbzerbrochene Thüre einem kräftigen Stoße nachgab, ſtürzte ſich das unglückliche Geſchöpf von der Höhe dieſes dritten Stockwerkes in den Hof hinab. In dieſem Momente erſchienen Adriane und Agricola auf der Schwelle der Kammer. Ungeachtet des erſtickenden Kohlengeruches, ſtürzte das Fräulein von Cardoville in die Dachſtube, und rief bei dem Anblicke der Kohlenpfanne aus: „Das unglückliche Mädchen! es hat ſich getödtet!"

„Nein, es hat ſich durch das Fenſter geſtürzt," erwiederte Agricola; denn er hatte in dem Augenblicke, wo die Thüre zerbrach, eine menſchliche Geſtalt durch das Fenſter verſchwinden ſehen, zu dem er eilte.

„Ah! das iſt gräßlich," rief er bald mit einem herzzerreiſſenden Schrei aus; er verhüllte mit der Hand ſeine Augen, und kehrte blaß, erſchrocken zum Fräulein von Cardoville zurück. Aber, hinſichtlich der Urſache von Agricola's Schrecken ſich täuſchend, verſetzte Adriane welche die Mayeur ungeachtet der Dunkelheit erkannt hatte: „Nein, da iſt ſie."

Und ſie zeigte dem Hammerſchmide das blaſſe Geſicht der auf dem Strohſacke liegenden Mayeur, neben welcher Adriane hinkniete; die Hände der armen Arbeiterin faſſend, fand ſie dieſelben eiſig. Sie legte ihr ſchnell die Hand auf das Herz; ſie fühlte es nicht mehr ſchlagen. Nach einer Secunde jedoch, als die friſche Luft durch die Thüre und das Fenſter wogte, glaubte Adriane einen unmerkbaren Pulsſchlag zu gewahren, und rief aus: „Ihr Herz ſchlägt, ſchnell Hülfe, Herr Agricola, eilen Sie um Hülfe. Zum Glücke hab' ich mein Fläſchchen."

„Ja, ja, Hülfe für ſie und für die Andere, wenn es noch Zeit iſt," ſagte der Hammerſchmid, indem er verzweiflungsvoll nach der Treppe ſtürzte, und das Fräulein von Cardoville auf den Knieen vor dem Strohſacke verließ, auf welchem Mayeur hingeſtreckt lag.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Die Geſtändniſſe.

Während der von uns ſo eben erzählten peinlichen Scene, hatte ein lebhafte Gemüthsbewegung die Züge des vor Kummer bleich und mager gewordenen Fräuleins von Cardoville geröthet; ihre noch vor Kurzem ſo lieblich runden Wangen, waren bereits leicht gefurcht, während ein Ring von ſchwachem und durchſichtigen Azur ihre großen ſchwarzen Augen, die düſter verſchleierten, anſtatt lebenvollen und glänzenden, umkreiſete; ihre holden, obgleich durch eine ſchmerzliche Unruhe gekrampften Lippen, zeigten jedoch ihr feuchtes Inkarnat von dunklem Sammetglanze. Um ſich bequemer mit Mayeur beſchäftigen zu können, hatte Adriane ihren Hut weit von ſich geworfen, und die Seidenfluthen ihres ſchönen Goldhaares verbargen faſt ihr zum Strohſacke geſenktes Antlitz, an dem ſie kniete, zwiſchen ihren Elfenbeinhänden die ſchwächlichen Hände der armen Arbeiterin haltend, die ſeit einigen Minuten, ſowohl durch die Heilkraft der friſchen Luft, als durch die Wirkſamkeit der geiſtigen Salze im Fläſchchen, welches Adriane bei ſich trug, wieder völlig zum Leben gebracht war; zum Glücke war die Ohnmacht der Mayeur mehr durch ihre Gemüthsaufregung und ihre Schwäche veranlaßt worden, als durch die Wirkung des Erſtickens, indem das tödtliche Gas der Kohle, zur Zeit, da die Unglückliche das Bewußtſeyn verloren, noch nicht ſeinen höchſten Grad innerer Stärke erreicht hatte.

Vor dem Verfolge der Erzählung dieſer Scene zwiſchen der Arbeiterin und der Patrizierin, ſind einige rückwärtsſchauende Worte nöthig.

Seit dem ſonderbaren Abentheuer im Theater von Porte-Saint-Martin, zur Zeit, da Djalma vor den Augen des Fräuleins von Cardoville, mit Gefahr ſeines Lebens, auf den ſchwarzen Panther ſich geſtürzt, war das junge Mädchen auf verſchiedene Art tief angegriffen. Sowohl ihre Eiferſucht als ihre Demüthigung bei dem Anblicke Djalma's vergeſſend, Djalma's, da er vor Aller Augen mit einem Frauenzimmer ſich zur Schau ſtellte, das ſeiner ſo wenig würdig ſchien, hatte Adriane, einen Augenblick durch die eben ſo ritterliche als heldenmüthige That des Prinzen verblendet, bei ſich geſagt: „Ungeachtet des widrigen Anſcheines, „liebt Djalma mich hinreichend, um dem Tode getrotzt „zu haben, damit er meinen Blumenſtrauß aufheben „konnte."

Aber bei dieſem jungen Mädchen von ſo zartem Gemüthe, von ſo edelmüthigem Charakter, von ſo richtigem und geradem Geiſte, mußte Nachdenken und geſunder Menſchenverſtand bald die Nichtigkeit ſolcher Tröſtungen darthun, welche wohl die ſchweren, ihrer Liebe und ihrer Würde ſo grauſam geſchlagenen Wunden nicht zu heilen vermochten. „Wie oft,“ dachte Adriane mit Recht bei ſich, „hat der Prinz auf der Jagd aus reiner Laune und ohne Grund, einer ähnlichen Gefahr die Stirne geboten, wie jener, welcher er getrotzt hat, um meinen Blumenſtrauß aufzuheben! und dann, wer bürgt mir, daß dieß nicht geſchah, um ihn dem Frauenzimmer zu geben, von dem er begleitet war?“

Vielleicht in den Augen der Welt wunderlich, aber recht und groß in den Augen Gottes, waren Adrianens Anſichten von der Liebe, im Vereine mit ihrem legitimen Stolze, ein unüberwindliches Hinderniß, jemals daran denken zu können, die Nachfolgerin jenes Frauenzimmers zu werden (was immer für eines es übrigens ſeyn mochte) welches der Prinz öffentlich als ſeine Geliebte zur Schau geſtellt hatte. Und doch wagte Adriane kaum, es ſich zu geſtehen, daß ſie eine um ſo ſchmerzlichere, um ſo demüthigendere Eiferſucht gegen ihre Nebenbuhlerin fühlte, je minder würdig dieſe ſchien, mit ihr verglichen zu werden. Manchmal dagegen, ungeachtet des Bewußtſeyns ihres eigenen Werthes, fragte ſich das Fräulein von Cardoville, der anmuthigen Züge Rose-Pompon's eingedenk, ob der ſchlechte Geſchmack, ob die freien und ungeziemenden Manieren dieſes hübſchen Geſchöpfes, aus einer verfrühten und verderbten

Frechheit entſprangen, oder aus der völligen Unwiſſenheit des Schicklichen; im letztern Falle konnte gerade dieſe, vielleicht aus einer naiven, treuherzigen Gemüthsart entſpringende Unwiſſenheit, einen großen Reiz haben, kurz, wenn mit dieſem Vorzuge und mit jenem einer unbeſtreitbaren Schönheit ſich eine aufrichtige Liebe und eine reine Seele vereinigten, lag wenig an der geringen Abkunft und an der ſchlechten Erziehung dieſes jungen Mädchens; es konnte Djalma eine innige Liebe einflößen. Wenn Adriane oft ſchwankte, in Rose-Pompon, ungeachtet ſo vieler widriger Anzeichen, ein verdorbenes Geſchöpf zu ſehen, ſo geſchah es, weil ſie, eingedenk deſſen, was ſo viele Reiſende von der Gemüthserhabenheit Djalma's erzählten, eingedenk insbeſondere der Unterredung, die ſie eines Tages zwiſchen ihm und Rodin belauert hatte, zu glauben ſich ſträubte, daß ein mit einem ſo merkwürdigen Geiſte, mit einem ſo zärtlichen Herzen, mit einem ſo dichteriſchen, ſo träumeriſchen Gemüthe begabter Mann, für das Ideale ſo enthuſiaſtiſch, fähig wäre, ein verderbtes, gemeines Geſchöpf zu lieben, und ſich keck öffentlich mit ihr zu zeigen. Hier obwaltete ein Geheimniß, welches zu erforſchen Adriane vergeblich ſich bemühte.

Dieſe herzzerfleiſchenden Zweifel, dieſe peinliche Neugier, nährten noch Adrianens unſelige Liebe, und man muß ihre unheilbare Verzweiflung begreifen, wenn man bedenkt, daß die Gleichgültigkeit, ſelbſt die Verachtung Djalma's, dieſe glühendere, leidenſchaftlichere Liebe, als jemals, nicht auslöſchen konnten; bald ſagte ſie zu ſich, in Ideen von Herzensverhängniß ſchwärmend, daß ſie dieſe Liebe fühlen müßte, daß Djalma ſie verdiene, und daß einſt das Unbegreifliche in dem Benehmen des Prinzen, zu ſeinem Vortheile ſich ihr erklären würde; bald dagegen, ſich ſchämend Djalma zu entſchuldigen, war das Bewußtſeyn dieſer Schwäche für Adrianen ein Gewiſſensbiß, eine allaugenblickliche Qual; zuletzt ein Opfer dieſer unerhörten Kümmerniſſe, lebte ſie fortan in tiefer Einſamkeit. Bald brach die Cholera wie ein Blitzſtrahl aus. Zu unglücklich, um dieſe Seuche zu fürchten, fühlte Adriane nur für fremdes Unglück. Eine der Erſten, trug ſie zu jenen anſehnlichen Gaben bei, die von allen Seiten mit einem bewundernswürdigen Gefühle von Nächſtenliebe herbeiſtrömten. Florine war plötzlich von der Seuche befallen worden; ihre Gebieterin wollte ſie, ungeachtet der Gefahr, beſuchen, und ihren gebrochenen Muth neubeleben.

Florine, durch dieſen neuen Beweis von Güte beſiegt, konnte die Verrätherei nicht länger verhehlen, deren Mitſchuldige ſie bisher geweſen war; da der Tod ſie ohne Zweifel von der grauſamen Tyrannei der Perſonen befreien mußte, unter deren Joche ſie litt, konnte ſie endlich Adrianen Alles offenbaren. Dieſe erfuhr eben ſo wohl das unaufhörliche Ausſpähen Florinens, als auch die Urſache der ſchnellen Entfernung der Mayeux. Bei dieſen Entdeckungen fühlte Adriane ihr Wohlwollen, ihr zärtliches Mitleiden mit der armen Arbeiterin, ſich noch vermehren. Auf ihren Befehl wurden die thätigſten Schritte gethan, um die Spur der Mayeux wieder zu finden; Florinens Geſtändniſſe hatten noch einen wichtigeren Erfolg; Adriane, über dieſen neuen Beweis von Rodin's Umtrieben mit Recht beunruhiget, erinnerte ſich an die entworfenen Pläne zur Zeit, da ihr, die ſich geliebt wähnte, der Inſtinkt ihrer Liebe die Gefahren offenbarte, welche Djalma und die übrigen Mitglieder der Familie Rennepont bedrohten. Jene ihres Stammes zu vereinigen, ſie gegen den gemeinſamen Feind zu verbünden, dieß war Adrianens Gedanke nach Florinens Offenbarungen; ſie betrachtete den Vollzug dieſes Gedankens als eine Pflicht; in dieſem Kampfe mit ſo gefährlichen, ſo mächtigen Gegnern, wie Rodin, der Pater von Aigrigny, die Prinzeſſin von Saint-Dizier und deren Affiliirte, erblickte Adriane nicht nur die lobenswürdige und gefährliche Aufgabe, die Heuchelei und Habgier zu entlarven, ſondern auch, wo nicht eine Tröſtung, mindeſtens eine edelmüthige Zerſtreuung inmitten ſo furchtbaren Grames.

Von dieſem Momente an erſetzte eine unruhige, fieberhafte Thätigkeit, die düſtere und ſchmerzliche Theilnahmloſigkeit, worin das junge Mädchen verſchmachtete. Sie lud alle Perſonen ihrer Familie zu ſich, die im Stande waren, ihrem Aufrufe zu folgen, und bald wurde, wie die geheime, dem Pater von Aigrigny zugeſtellte Note lautete, das Hôtel Cardoville der Herd thätiger, unabläſſiger Schritte, der Mittelpunkt häufiger

Familienzuſammenkünfte, wo die Angriffs- und Vertheidigungsmittel lebhaft beſprochen wurden. In Bezug auf alle Punkte ganz genau, vermuthete die geheime Note, von der wir geſprochen haben (und auch die folgende Anzeige war in der Form eines Zweifels hingeſtellt), daß das Fräulein von Cardoville dem Djalma eine Unterredung bewilliget habe; die Thatſache war falſch. Man wird ſpäterhin die Urſache erfahren, welche dieſe Vermuthung hatte beglaubigen können; hievon weit entfernt, fand das Fräulein von Cardoville in der erwähnten Beſchäftigung mit den wichtigen Familienintereſſen, kaum eine flüchtige Zerſtreuung in der unſeligen Liebe, die ſie heimlich verzehrte, und welche ſie mit ſo viel Gram ſich zum Vorwurfe machte.

Gerade am Morgen jenes Tages, an welchem Adriane, endlich von dem Aufenthalte der Mayeux in Kenntniß geſetzt erſchien, um ſie ſo wunderſam dem Tode zu entreiſſen, hatte Agricola Baudoin, der ſich in dieſem Augenblicke im Hôtel Cardoville befand, um dort wegen Herrn François Hardy Rückſprache zu nehmen, Adrianen gebeten, ihm zu erlauben, ſie in die Straße Clovis zu begleiten, und Beide hatten ſich eilig dahin begeben.

So ſehen wir dießmal wieder ein edles Schauſpiel, ein rührendes Symbol, das Fräulein von Cardoville und Mayeur, die beiden Endpunkte der ſocialen Kette, berührten ſich, und verſchmolzen in rührender Gleichheit, denn die Arbeiterin und die Patrizierin glichen ſich durch Intelligenz, durch Gemüth und Herz; ſie glichen ſich auch, weil dieſe ein Ideal von Reichthum, Grazie und Schönheit war, jene ein Ideal von Reſignation und unverſchuldetem Unglücke; ach! hat das mit Muth und Würde leidende Unglück nicht auch ſeine Glorie?

Mayeur, auf den Strohſack hingeſtreckt, ſchien ſo ſchwach, daß das Fräulein von Cardoville, ſelbſt wenn Agricola nicht im Erdgeſchoſſe des Hauſes bei der eben eines ſchrecklichen Todes ſterbenden Cephyſe wäre zurückgehalten geweſen, noch einige Zeit gewartet hätte, Mayeur zu vermögen, aufzuſtehen, und bis zu ihrem Wagen hinabzugehen. In Folge der Geiſtesgegenwart und der Nothlüge Adrianens, war die Arbeiterin überzeugt, daß man Cephyſen in ein benachbartes Spital habe bringen können, wo man ihr die nöthige Hilfe gewährte, die mit Erfolg gekrönt zu werden ſcheine. Da die Fähigkeiten der Mayeur, ſo zu ſagen, nur nach und nach aus ihrer Erſtarrung erwachten, hatte ſie anfangs dieſe Unwahrheit ohne den mindeſten Verdacht geglaubt, und wußte auch nicht, daß Agricola das Fräulein von Cardoville begleitet hatte.

„Ihnen alſo, mein Fräulein, verdanken wir, Cephyſe und ich, das Leben,“ ſagte Mayeur, ihr melancholiſches und rührendes Antlitz zu Adrianen wendend; „Ihnen, die Sie in dieſer Dachſtube neben dieſem Jammerlager knien, auf welchem meine Schweſter und ich ſterben wollten; denn Cephyſe, Sie verſichern es mir,

…cht wahr, mein Fräulein, iſt rechtzeitig gerettet worden, wie ich?“

„Ja, beruhigen Sie ſich; ſo eben hat man mir gemeldet, daß ſie wieder zur Beſinnung gekommen iſt.“

„Und man hat ihr geſagt, daß ich lebe, nicht wahr, mein Fräulein? Sonſt würde ſie vielleicht bedauern, mich überlebt zu haben.“

„Seyen Sie ruhig, liebes Kind,“ erwiederte Adriane, indem ſie die Hände der Mayeux in die ihrigen ſchloß, und ihre thränenfeuchten Augen auf ſie heftete. „Man hat Alles geſagt, was man ſagen mußte. Beunruhigen Sie ſich nicht; denken Sie nur daran, wieder dem Leben anzugehören; und, ich hoffe es, dem Glücke, das Sie bisher ſo wenig gekannt haben, arme Kleine.“

„Wie viel Güte, mein Fräulein! nach meiner Flucht aus Ihrem Hauſe, da Sie mich für ſo undankbar halten müſſen!“

„Sogleich, wenn Sie minder ſchwach ſeyn werden, werde ich Ihnen Dinge ſagen, die jetzt vielleicht Ihre Aufmerkſamkeit zu ſehr ermüden würden; aber wie befinden Sie ſich?“

„Beſſer, mein Fräulein, dieſe gute Luft und dann der Gedanke, daß, weil Sie hier ſind, meine arme Schweſter nicht mehr der Verzweiflung preisgegeben ſeyn wird; denn auch ich werde Ihnen Alles ſagen, und Sie werden, deſſen bin ich gewiß, mit [illegible] Mitleid fühlen, nicht wahr, mein Fräulein?“

„Rechnen Sie immer auf mich, mein Kind,“ antwortete Adriane, ihre peinliche Verlegenheit verhehlend; „Sie wiſſen es, ich intereſſire mich für Alles, was Sie intereſſirt. Aber ſagen Sie mir," fügte das Fräulein von Cardoville mit bewegter Stimme bei, „bevor Sie jenen verzweifelten Entſchluß faßten, hatten Sie mir geſchrieben, nicht wahr?"

„Ja, mein Fräulein."

„Ach!" verſetzte Adriane traurig, „da Sie keine Antwort von mir empfingen, wie vergeßlich, wie grauſam undankbar mußten Sie mich halten!"

„O! ich habe Sie nie beſchuldigt, mein Fräulein; meine arme Schweſter wird es Ihnen ſagen. Ich bin Ihnen bis zum Ende dankbar geweſen."

„Ich glaube Ihnen, ich kenne Ihr Herz; doch wie konnten Sie im Grunde mein Schweigen ſich erklären?"

„Ich hielt Sie ob meiner haſtigen Entfernung mit Recht gekränkt, mein Fräulein."

„Ich gekränkt! Ach! Ihren Brief hab' ich nicht erhalten!"

„Und dennoch wiſſen Sie, daß ich ihn an Sie geſchrieben habe, mein Fräulein?"

„Ja, meine arme Freundin; ich weiß auch, daß Sie ihn bei meinem Portier geſchrieben haben; zum Unglücke hat er Ihren Brief einer von meinen Zofen, Namens Florine, gegeben, indem er ihr ſagte, daß dieſer Brief von Ihnen komme."

„Mademoiſelle Florine! dieſe junge, gegen mich ſo gute Perſon?“

„Florine betrog mich nichtswürdig; meinen Feinden verkauft, diente ſie ihnen als Spionin.“

„Sie! Mein Gott!“ rief Mayeux aus, „iſt es möglich!“

„Gerade ſie,“ erwiederte Adriane bitter; „aber man muß ſie im Grunde eben ſo ſehr beklagen, als tadeln; ſie war gezwungen, einer ſchrecklichen Nothwendigkeit zu gehorchen, und ihre Geſtändniſſe, ihre Reue, haben ihr meine Verzeihung vor ihrem Tode erworben.“

„Auch ſie geſtorben, ſo jung! ſo ſchön!“

„Ungeachtet ihrer Unbilden, hat ihr Ende mich tief gerührt; denn ſie hat ihre Fehler mit herzzerreiſſender Reue geſtanden. Unter anderm geſtand ſie mir, einen Brief unterſchlagen zu haben, worin Sie mich um eine Unterredung baten, die das Leben Ihrer Schweſter retten konnte.“

„Dieß iſt wahr, mein Fräulein. So lauteten die Worte meines Briefes; aber welches Intereſſe hatte man daran, Ihnen denſelben vorzuenthalten?“

„Man fürchtete, Sie zu mir zurückkommen zu ſehen, meinen guten Schutzengel. Sie liebten mich ſo zärtlich. Meine Feinde haben ohne Zweifel Ihre treue Anhänglichkeit, wunderſam unterſtützt von dem bewundernswürdigen Inſtinkte Ihres Herzens gefürchtet. Ah! nie werde ich vergeſſen, wie verdient der Schrecken war, den Sie einem Elenden einjagten, den ich gegen Ihren Verdacht vertheidigte.“

„Herr Rodin?“ fragte Mayeux bebend.

„Ja,“ antwortete Adriane; „doch ſprechen wir jetzt nicht von dieſen Leuten da. Ihr verhaßtes Andenken würde die Freude vergällen, die ich bei Ihrem Wiederaufleben fühle, denn Ihre Stimme iſt minder ſchwach, Ihre Wangen röthen ſich ein wenig. Gott ſey geprieſen; ich bin ſo glücklich, Sie wieder zu finden! Wenn Sie Alles wüßten, was ich von unſerer Wiedervereinigung hoffe, von ihr erwarte, denn wir werden uns nicht mehr trennen, nicht wahr? O! verſprechen Sie es mir im Namen unſerer Freundſchaft!“

„Ich, mein Fräulein, Ihre Freundin!“ ſagte Mayeux, ſchüchtern die Augen niederſchlagend.

„Nannte ich Sie nicht vor einigen Tagen, vor Ihrer Entfernung aus meinem Hauſe, meine Freundin, meine Schweſter? Was hat ſich hierin geändert? Nichts, nichts,“ fügte das Fräulein von Cardoville mit tiefer Rührung bei; „man möchte vielmehr ſagen, daß eine verhängnißvolle Annäherung unſerer Lagen Ihre Freundſchaft mir noch theurer mache, noch werthvoller, und ſie iſt mir erworben, nicht wahr? O! verſagen Sie mir ſie nicht; ich bedarf ſo ſehr einer Freundin.“

„Sie, mein Fräulein. Sie bedürfen der Freundſchaft eines ſo armen Geſchöpfes, wie ich?“

„Ja,“ antwortete Adriane, Mayeux mit einem Ausdrucke herzzerfleiſchenden Schmerzes anblickend, — „und, was noch mehr iſt, Sie ſind vielleicht die einzige Verſon, der ich könnte, der ich ſehr bitteren Kummer anzuvertrauen wagen würde.“

Und die Wangen des Fräuleins von Cardoville röthen ſich lebhaft.

„Und wodurch verdiene ich ein ſolches Zeichen des Vertrauens, mein Fräulein?“ fragte Mayeux, immer erſtaunter.

„Das Zartgefühl Ihres Herzens, die Bürgſchaft Ihres Charakters,“ erwiederte Adriane mit leichter Unſchlüſſigkeit; — „ferner ſind Sie ein Frauenzimmer, und Sie werden, deſſen bin ich gewiß, mehr als Jemand begreifen, was ich leide, und mich beklagen.“

„Sie beklagen mein Fräulein,“ ſagte Mayeux, deren Staunen noch zunahm, „ich könnte eine ſo vornehme und ſo beneidete Dame, ich, ſo gering und ſo ſchwach, könnte Sie beklagen?“

„Geſtehen Sie, meine arme Freundin,“ antwortete Adriane nach einigen Pauſen des Schweigens, „die quälendſten Schmerzen ſind nicht jene, welche man Niemanden aus Furcht vor Spott oder Geringſchätzung zu bekennen wagt. Wie darf man Theilnahme oder Mitleiden mit Schmerzen verlangen, die man ſich ſelbſt nicht zu geſtehen wagt, weil man vor ſeinen eigenen Augen erröthet?“

Mayeux konnte kaum glauben, was ſie hörte; würde ihre Wohlthäterin eine unglückliche Liebe gefühlt haben, wie ſie, ſo hätte ſie nicht anders ſprechen können; aber die Arbeiterin konnte eine ſolche Vermuthung nicht hegen; daher, Adrianens Gram einer andern Urſache beimeſſend, antwortete ſie traurig, ihrer verhängnißvollen Liebe zu Agricola eingedenk: „O! ja, mein Fräulein, ein Kummer, deſſen man ſich ſchämt, muß gräßlich ſeyn! O! ſehr gräßlich!“

„Aber auch welches Glück, ein Herz zu treffen, nicht nur edel genug, um Ihnen volles Vertrauen einzuflößen, ſondern auch durch tauſend Kümmerniſſe hinreichend geprüft, um fähig zu ſeyn, Ihnen Mitleiden, Stütze, Rath zu bieten! Sagen Sie, mein liebes Kind,“ fügte das Fräulein von Cardoville bei, Mayeur aufmerkſam anſchauend, „wenn Sie von einem jener Leiden gebeugt wären, worüber man erröthet, würden Sie nicht glücklich, ſehr glücklich ſeyn, eine Schweſterſeele zu finden, in die Sie alle Ihre Kümmerniſſe ausſchütten, und durch ein volles und verdientes Vertrauen um die Hälfte erleichtern könnten?“

Zum erſtenmale in ihrem Leben blickte Mayeur das Fräulein von Cardoville mit einem Gefühle von Mißtrauen und Traurigkeit an. Die letzten Worte des jungen Mädchens ſchienen ihr bedeutungsvoll. „Ohne Zweifel weiß ſie mein Geheimniß,“ dachte Mayeur bei ſich; „ohne Zweifel iſt mein Tagebuch in ihre Hände „gefallen; ſie kennt meine Liebe zu Agricola, oder ſie „vermuthet ſie; was ſie bisher zu mir geſagt, hat den „Zweck gehabt, Anvertrauungen abzulocken, um ſich zu „verſichern, ob ſie gut unterrichtet ſey.“ Dieſe Gedanken erregten im Gemüthe der Mayeur kein bitteres oder undankbares Gefühl gegen ihre Wohlthäterin; aber das Herz der Unglücklichen war von ſo ſcheuem Zartſinn, von ſo ſchmerzlicher Empfindlichkeit hinſichtlich ihrer unſeligen Liebe, daß ſie, ungeachtet ihres innigen und zärtlichen Wohlwollens für das Fräulein von Cardoville, durch den Wahn, ſie ſey Herrin ihres Geheimniſſes, grauſam litt.

Dieſer anfangs ſo peinliche Gedanke: daß das Fräulein von Cardoville von ihrer Liebe zu Agricola unterrichtet ſey, verwandelte ſich bald in dem Herzen der Mayeur, Dank den hochherzigen Neigungen dieſes ſeltenen und vortrefflichen Weſens, in ein rührendes Bedauern, welches ihre ganze Anhänglichkeit, ihre ganze Verehrung Adrianens zeigte. „Vielleicht,“ ſagte Mayeur bei ſich, „würde ich, durch den Einfluß beſiegt, den die „anbetungswürdige Güte meiner Gönnerin auf mich „übet, ihr ein Geſtändniß gemacht haben, das ich Niemanden gemacht hätte, ein Geſtändniß, das ich, ſo „eben noch, in mein Grab mitzunehmen glaubte; es „wäre wenigſtens ein Beweis meiner Dankbarkeit für „das Fräulein von Cardoville geweſen; aber leider bin „ich nun des traurigen Glückes beraubt, meiner Wohlthäterin das einzige Geheimniß meines Lebens anzuvertrauen. Und zudem, ſo edelmüthig ihr Mitleiden „mit mir, ſo intelligent ihr Wohlwollen für mich ſeyn „möge, iſt es ihr nicht gegeben, der ſo Schönen, ſo „Bewunderten, iſt es ihr nicht gegeben, jemals zu begreifen, wie gräßlich die Lage eines Geſchöpfes, wie

„ich, ſey, das in der tiefſten Tiefe ihres gebrochenen Herzens eine eben ſo hoffnungsloſe als lächerliche Liebe verbirgt. Nein, nein; und ungeachtet des Zartſinnes ihrer Zuneigung zu mir, voll beklagender Theilnahme, wird meine Wohlthäterin mich verwunden, ohne es zu wiſſen; denn nur gleiche Schmerzen können ſich tröſten. Ach! warum hat ſie mich nicht ſterben laſſen?"

Dieſe Betrachtungen waren im Geiſte der Mayeux gedankenſchnell aufgetaucht. Adriane beobachtete ſie aufmerkſam; ſie bemerkte plötzlich, daß die bisher immer heiterer gewordenen Züge der jungen Arbeiterin, neuerdings betrübt wurden, und ein Gefühl ſchmerzlicher Demüthigung ausdrückten. Ueber dieſen Rückfall in düſtere Niedergeſchlagenheit erſchrocken, deſſen Folgen für Mayeux unglücklich werden konnten, denn die noch ſehr ſchwache Mayeux ſtand ſo zu ſagen am Rande des Grabes, — ſagte das Fräulein von Cardoville raſch: „Meine Freundin, meinen Sie alſo nicht, wie ich, daß der grauſamſte, ſelbſt der demüthigendſte Kummer, erleichtert wird, wenn man in ein treues und ergebenes Herz ihn ausſchütten kann?"

„Ja, mein Fräulein," erwiederte die junge Arbeiterin gramvoll; „aber das ſchweigend leidende Herz allein ſollte den Moment eines ſo peinlichen Geſtändniſſes bemeſſen. Bis dahin würde es vielleicht menſchenfreundlicher ſeyn, ſein ſchmerzliches Geheimniß zu achten, wenn man es erforſcht hat."

„Sie haben Recht, mein Kind,“ ſagte Adriane traurig; „wenn ich dieſen faſt feierlichen Moment wählte, um Ihnen eine ſchier peinliche Anvertrauung zu machen, ſo geſchieht es, weil Sie, nach dem Anhören derſelben, das Leben, deſſen bin ich gewiß, wieder um ſo mehr liebgewinnen werden, wenn Sie erfahren, welch' ein großes Bedürfniß Ihre Zärtlichkeit, Ihre Tröſtungen, Ihr Mitleiden für mich ſind.“

Bei dieſen Worten machte Mayeux eine Anſtrengung, ſich halb aufzurichten, ſtützte ſich auf ihr Lager, und blickte das Fräulein von Cardoville mit Erſtaunen an. Sie konnte an das nicht glauben, was ſie hörte; weit entfernt von dem Gedanken, ihr Vertrauen zu erzwingen oder zu erſchleichen, kam ihre Gönnerin, ſagte ſie, um ihr ein peinliches Geſtändniß zu machen, und ihre Tröſtungen, ihr Mitleiden anzurufen, bei ihr, bei der Mayeux. „Wie!“ rief ſie ſtammelnd aus, „Sie, mein Fräulein, kommen.“

„Ich komme, Ihnen zu ſagen: Ich leide, und ſchäme mich deſſen, was ich leide... Ja,“ fügte das junge Mädchen mit einem herzzerreiſſenden Ausdrucke bei, „ja, ich komme, Ihnen von allen Geſtändniſſen das peinlichſte zu machen: ich liebe! und ich erröthe . . . über meine Liebe.“

„Wie ich . . .“ rief Mayeux unwillkürlich aus, die Hände faltend.

„Ich liebe,“ fuhr Adriane mit einem Ausbruche lang verhaltenen Schmerzes fort; „ja, ich liebe, und man liebt mich nicht. Und meine Liebe iſt elend, iſt unmöglich; ſie verzehrt mich, ſie tödtet mich, und ich darf dieſes unſelige Geheimniß Niemanden anvertrauen."

„Wie ich," wiederholte Mayeux ſtarren Blickes. „Sie, Königin durch die Schönheit, durch den Rang, durch den Reichthum, durch den Geiſt, ſie leidet, wie ich;" fuhr ſie fort. „Und wie ich armes, unglückliches Geſchöpf liebt ſie, und man liebt ſie nicht."

Wohlan! ja, wie Sie . . . lieb' ich, und man liebt mich nicht," rief das Fräulein von Cardoville aus; „hatte ich alſo Unrecht, Ihnen zu ſagen, daß ich Ihnen allein mich anvertrauen könnte, weil nur Sie, von demſelben Leiden erfaßt, Mitgefühl haben können?"

„Alſo mein Fräulein," ſagte Mayeux, die Augen niederſchlagend, und von ihrem großen Erſtaunen ſich erholend, „wußten Sie."

„Ich wußte Alles, armes Kind; aber niemals würde ich von Ihrem Geheimniſſe mit Ihnen geſprochen haben, wenn nicht ich ſelbſt ein noch weit ſchmerzlicheres Ihnen anzuvertrauen gehabt hätte; das Ihrige iſt grauſam, das meinige iſt demüthigend. O! meine Schweſter, Sie ſehen es," fügte das Fräulein von Cardoville mit einem unbeſchreiblichen Tone bei, — „das Unglück löſcht aus, nähert, vermengt, was man die Abſtände nennt. Und oft ſinken jene Glücklichen auf Erden, die man ſo ſehr beneidet, durch gräßliche Leiden, ach! ſehr tief unter die Geringſten und Elendeſten, weil ſie bei dieſen

Mitleid, Tröſtung ſuchen.“ Dann, ihre reichlich fließenden Thränen trocknend, fuhr das Fräulein von Cardoville mit gerührter Stimme fort: „Auf, Schweſter, Muth, Muth; lieben wir uns, unterſtützen wir uns; dieſes geheimnißvolle Band vereinige uns auf immer.“

„Ah, mein Fräulein, verzeihen Sie mir. Aber jetzt, da Sie das Geheimniß meiner Liebe kennen, —“ ſagte Mayeur, die Augen niederſchlagend, und unfähig ihre Beſtürzung zu bewältigen, — „dünkt es mir, daß ich Sie nicht mehr ohne Verwirrung werde anſehen können.“

„Warum? weil Sie Herrn Agricola leidenſchaftlich lieben,“ erwiederte Adriane; „dann aber müßte ich ja aus Scham vor Ihren Augen ſterben; denn, weniger muthig, als Sie, hab' ich die Kraft nicht gehabt, mich in mein Geſchick zu ergeben, meine Liebe in der tiefſten Tiefe meines Herzens zu verbergen! Jener, den ich mit einer fortan unmöglichen Liebe liebe, hat dieſe Liebe gekannt und verſchmäht, um mir ein weibliches Geſchöpf vorzuziehen, deſſen Wahl allein ſchon für mich eine neue und ſchmachvolle Beſchimpfung wäre, wenn die äußerlichen Anzeichen hinſichtlich ihrer mich nicht täuſchen. Daher hoff' ich bisweilen, daß ſie mich täuſchen. Nun ſagen Sie, iſt's an Ihnen, die Augen niederzuſchlagen?“

„Sie, verſchmäht wegen eines weiblichen Geſchöpfes, unwürdig, mit Ihnen verglichen zu werden? Ah! mein Fräulein, ich kann es nicht glauben!“ rief Mayeur aus.

„Und auch ich kann es manchmal nicht glauben, und zwar ohne Hochmuth, ſondern weil ich den Werth meines Herzens kenne. Dann ſage ich bei mir: Nein, jene, die man mir vorzieht, vermag ohne Zweifel das Gemüth, den Geiſt und das Herz desjenigen zu rühren, der mich ihretwegen verſchmäht.“

„Ah! mein Fräulein, wenn Alles, was ich vernehme, kein Traum iſt, wenn keine falſchen Anzeichen Sie irre führen, iſt Ihr Schmerz groß!“

„Ja, meine arme Freundin, groß, o! ſehr groß; und doch hab' ich, Dank Ihnen, die Hoffnung, daß dieſe unſelige Leidenſchaft vielleicht ſchwächer werden wird; vielleicht werde ich die Kraft finden, ſie zu beſiegen; denn da Sie Alles, durchaus Alles erfahren ſollen, werd' ich vor Ihren Augen nicht erröthen wollen … vor Ihnen, dem Edelſten, dem Würdigſten aller Frauenzimmer, vor Ihnen, deren Muth und Reſignation für mich ein Vorbild ſind und immer ſeyn werden.“

„Ah! mein Fräulein, ſprechen Sie nicht von meinem Muthe, da ich über meine Schwäche ſo ſehr erröthen muß.“

„Erröthen! mein Gott! immer dieſe Furcht? Giebt es vielmehr etwas Rührenderes, heldenmüthiger Hingebendes, als Ihre Liebe? Sie erröthen! Und warum? Etwa wegen der heiligſten, für den loyalen Handwerker bethätigten Zuneigung, den Sie ſeit Ihrer Kindheit lieben gelernt haben? Erröthen … etwa weil Sie für ſeine Mutter die zärtlichſte Tochter waren? Erröthen … etwa weil Sie, ohne ſich jemals zu beklagen, arme Kleine, tauſend um ſo ſchmerzlichere Leiden erduldet haben, als jene, die ſie Ihnen zufügten, keine Kunde von dem Ihnen verurſachten Grame hatten? Dachte man daran, Sie zu kränken, als man, anſtatt Ihnen Ihren beſcheidenen Namen Magdalena zu geben, einen lächerlichen und beleidigenden Spitznamen gab? Und doch wie viele Demüthigungen, wie viele heimlich nagende Kümmerniſſe waren Ihr Loos!“

„Ach! mein Fräulein, wer hat Ihnen dieß ſagen können?“

„Was Sie nur Ihrem Tagebuche anvertraut hatten, nicht wahr? Wohlan, erfahren Sie Alles. Sterbend hat Florine ihre Uebelthaten mir geſtanden. Sie beging die Nichtswürdigkeit, Ihnen jene Papiere zu rauben, zu dieſer ſchändlichen Handlung jedoch durch Perſonen gezwungen, die ſie beherrſchten; aber ſie hatte dieſes Tagebuch geleſen. Und da noch nicht jedes gute Gefühl in ihr erloſchen war, hatte dieſes Leſen, das ihr Ihre bewundernswürdige Reſignation, Ihre traurige und fromme Liebe offenbarte, ſie ſo tief ergriffen, daß ſie mir auf ihrem Sterbelager einige Stellen daraus citiren konnte, indem ſie mir ſomit die Urſache Ihres plötzlichen Verſchwindens erklärte; denn ſie zweifelte nicht, daß die Furcht, Ihre Liebe zu Herrn Agricola offenkundig werden zu ſehen, Ihre Flucht veranlaßt habe.“

„Ach! es iſt nur zu wahr, mein Fräulein.“

„O! ja, —“ fuhr Adriane bitter fort, — „jene, welche dieſe Unglückliche zu handeln antrieben, wußten wohl, wohin der Schlag führe. Sie ſind keine Anfänger; ſie brachten Sie zur Verzweiflung; ſie tödteten Sie! Warum waren Sie mir aber auch ſo zugethan? Warum haben Sie ſie durchſchaut? O! dieſe Schwarzröcke ſind unverſöhnlich, und ihre Macht iſt groß, —" ſagte Adriane ſchaudernd."

„Dieß erſchreckt, mein Fräulein."

„Beruhigen Sie ſich, liebes Kind; Sie ſehen es, die Waffen der Böſen kehren ſich oft gegen ſie; denn von dem Momente an, da ich die Urſache Ihrer Flucht erfahren, ſind Sie mir noch theurer geworden. Von nun an hab' ich alles Mögliche gethan, Sie wieder zu finden; endlich, nach vielen Schritten, dieſen Morgen erſt, iſt es der Perſon, die ich mit der Mühe, Ihren Aufenthalt zu entdecken, beauftragt hatte, zu erfahren gelungen, daß Sie dieſes Haus bewohnen. Herr Agricola befand ſich bei mir, und bat, mich begleiten zu dürfen."

„Agricola!" rief Mayeux die Hände faltend aus; „er iſt gekommen ..."

„Ja, mein Kind, beruhigen Sie ſich. Während ich Ihnen die erſte Hülfe reichte, hat er ſich mit Ihrer armen Schweſter beſchäftiget; Sie werden ihn bald ſehen."

„Ach! mein Fräulein," erwiederte Mayeux erſchrocken, „er weiß ohne Zweifel?"

„Von Ihrer Liebe? Nein, nein, beruhigen Sie ſich, denken Sie nur an das Glück, ſich wieder bei dieſem guten und loyalen Bruder zu befinden."

„Ah! mein Fräulein, möge er nie erfahren, was mich mit ſo großer Scham erfüllte, daß ich darob ſterben wollte. Sey geprieſen, mein Gott! er weiß nichts!“

„Nein; alſo keine traurigen Gedanken mehr, liebes Kind; denken Sie an dieſen würdigen Bruder, um zu erkennen, daß er zur rechten Zeit gekommen iſt, um uns ewige Klagen zu erſparen, und Ihnen ein großes Vergehen. O! ich will nicht von den Vorurtheilen der Welt hinſichtlich des Rechtes mit Ihnen ſprechen, welches jedes Weſen beſitzt, Gott ein Leben zurückzuſtellen, das es zu laſtend findet. Ich ſage Ihnen nur, daß Sie nicht ſterben mußten, weil jene, von denen Sie geliebt werden, und welche Sie lieben Ihrer noch bedurften.“

„Ich hielt Sie für glücklich, mein Fräulein. Agricola war mit einem jungen Mädchen verheirathet, das er liebt, und welches, deſſen bin ich gewiß, ihn glücklich machen wird. Wem konnte ich nützlich ſeyn?“

„Mir zuvörderſt, Sie ſehen es. Und dann, wer ſagt Ihnen denn, daß Herr Agricola niemals Ihrer bedürfen wird? Wer ſagt Ihnen, daß ſein Glück, oder jenes der Seinigen, immer dauern, oder nicht durch harte Schläge geprüft werden wird? Und ſelbſt wenn jene, von denen Sie geliebt werden, für immer glücklich geworden wären, würde ihr Glück ohne Sie vollſtändig ſeyn? Und hätte ihnen Ihr Tod, den ſie ſich vielleicht zum Vorwurfe würden gemacht haben, nicht endloſes Leidweſen zurückgelaſſen?“

„Es iſt wahr, mein Fräulein,“ antwortete Mayeur,

„ich habe Unrecht gehabt; ein Verzweiflungsſchwindel hat mich ergriffen, und dann beugte uns das gräßlichſte Elend zu Boden, wir hatten ſeit mehrern Tagen keine Arbeit erhalten können; wir lebten von der Nächſtenliebe einer armen Frau, welche die Cholera uns genommen hat. Morgen oder demnächſt, hätten wir verhungern müſſen.“

„Verhungern, und Sie wußten meine Wohnung.“

„Ich hatte Ihnen geſchrieben, mein Fräulein, da ich keine Antwort empfing, hielt ich Sie durch meine haſtige Entfernung gekränkt.“

„Armes liebes Kind, Sie waren, wie Sie ſagten, unter dem Einfluſſe einer Art von Schwindel in jenem gräßlichen Momente. Daher hab ich den Muth nicht gehabt, Ihnen zum Vorwurfe zu machen, daß Sie einen Augenblick an mir gezweifelt haben. Wie konnte ich Sie tadeln? Hab' nicht auch ich den Gedanken gehegt, meinem Leben ein Ende zu machen?“

„Sie, mein Fräulein!“ rief Mayeux aus.

„Ja, ich dachte daran als man kam, um mir zu ſagen, daß die ſterbende Florine mit mir zu ſprechen wünſche; ich habe ſie angehört; ihre Offenbarungen haben plötzlich meine Entſchlüſſe geändert; dieſes düſtere, traurige, mir unerträgliche Leben, hat ſich auf einmal erhellt; das Bewußtſeyn der Pflicht iſt in mir erwacht; Sie waren ohne Zweifel dem furchtbarſten Elende preisgegeben; meine Pflicht gebot, Sie zu ſuchen, Sie zu retten; Florinens Geſtändniſſe entſchleierten mir neue

Complotte der Feinde meiner iſolirten, durch herzzerfleiſchende Kümmerniſſe, durch grauſame Verluſte zerſtreuten Familie; meine Pflicht war es, die Meinigen von den Gefahren in Kenntniß zu ſetzen, die ſie vielleicht nicht kannten, ſie gegen den gemeinſamen Feind zu verbünden. Ich war das Opfer ſchändlicher Umtriebe geweſen; meine Pflicht gebot, die Urheber derſelben gerichtlich zu belangen, aus Beſorgniß, daß dieſe Schwarzröcke, durch Ungeſtraftheit ermuthiget, neue Opfer fordern möchten. Dann hat der Gedanke an die Pflicht mir Kräfte verliehen; ich konnte aus meiner Vernichtung mich erheben; mit Hülfe des Abbé Gabriel, eines erhabenen Prieſters, o! erhaben... das Ideal eines wahren Chriſten... des würdigen Adoptivbruders des Herrn Agricola, hab' ich den Kampf muthig begonnen. Was ſoll ich Ihnen ſagen, mein Kind? Die Erfüllung dieſer Pflichten, die unabläſſige Hoffnung, Sie wieder zu finden, haben meinen Gram ein wenig gelindert; war ich hierüber auch nicht getröſtet, ſo fand ich doch Zerſtreuung; Ihre zärtliche Freundſchaft, das Vorbild Ihrer Reſignation, werden das Uebrige thun, ich glaub' es, ich bin deſſen gewiß, und ich werde dieſe unſelige Liebe vergeſſen."

In dem Momente, da Adriane dieſe Worte ſprach, hörte man eilige Tritte auf der Treppe, und eine junge und friſche Stimme, welche ſagte: „Ah! mein Gott! dieſe arme Mayeux! wie komm' ich ſo gerade recht! Wenn ich ihr nur wenigſtens irgendwie behülflich ſeyn könnte!“ Und faſt alſogleich trat Rose-Pompon raſch in die Dachſtube. Agricola folgte bald der Griſette, und ſuchte, Adrianen das offene Fenſter weiſend, durch einen Wink ihr verſtändlich zu machen, daß ſie zu dem jungen Mädchen von dem bedauernswürdigen Ende der Bacchusfeſt-Königin nichts ſagen ſollte. Dieſe Zeichenſprache war dem Fräulein von Cardoville entgangen.

In Adrianen kehrte ſich vor Schmerz, Entrüſtung, Stolz, Alles um, als ſie das junge Mädchen erkannte, das ſie, in Djalma’s Begleitung, an der Porte-Saint-Martin geſehen hatte, und welches die einzige Urſache jener gräßlichen Leiden war, die ſie ſeit jenem unſeligen Abende erduldete. Ferner, grauſamer Hohn des Schickſals! war es gerade im Momente, da Adriane das demüthigende und peinliche Geſtändniß ihrer verſchmähten Liebe abgelegt hatte, daß jenes Frauenzimmer vor ihren Augen erſchien, dem ſie ſich aufgeopfert wähnte. War die Beſtürzung des Fräuleins von Cardoville groß, ſo war jene von Rose-Pompon es nicht minder. Nicht nur erkannte ſie in Adrianen das ſchöne junge Mädchen mit den Goldhaaren, das ſich im Theater bei dem Abenteuer mit dem ſchwarzen Panther ihr gegenüber befand, ſondern ſie hatte auch wichtige Gründe, dieſe ſo unvermuthete, ſo unwahrſcheinliche Begegnung eifrig zu wünſchen; daher iſt es unmöglich, den boshaften und triumphirenden Blick zu ſchildern, den ſie auf Adrianen zu werfen affektirte.

Der erſte Gedanke des Fräuleins von Cardoville war, die Dachſtube zu verlaſſen; aber nicht nur fiel es ihr ſchwer, in dieſem Augenblicke von Mayeux zu ſcheiden, und dem Agricola einen Grund dieſer raſchen Entfernung anzugeben, ſondern auch eine unerklärbare und verhängnißvolle Neugier hielt ſie zurück, trotz ihres empörten Stolzes. Sie blieb alſo. Dann auch wollte ſie, wenn man ſo ſagen kann, in der Nähe dieſe Nebenbuhlerin ſehen, hören, und beurtheilen, wegen welcher ſie beinahe geſtorben wäre, dieſe Nebenbuhlerin, der ſie, in den Qualen der Eiferſucht, ſo viele verſchiedene Phyſiognomien gegeben hatte, um die Liebe Djalma's zu dieſem Geſchöpfe ſich zu erklären.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Die Nebenbuhlerinnen.

Rose-Pompon, deren Anweſenheit dem Fräulein von Cardoville eine ſo lebhafte Gemüthsbewegung veranlaßte, war mit dem coqueteſten und renomirendſten ſchlechten Geſchmacke angezogen. Ihr Bibi*) von Roſaatlaß mit ſehr ſchmalem Stülpe, ſo vorwärts und ſo à la chien aufgeſetzt, daß er faſt bis zur Spitze ihrer kleinen Naſe reichte, enthüllte dagegen die Hälfte ihres ſeidenzarten und blonden Chignons; ihr ungeheuer carrirtes ſchottiſches Kleid, war vorne offen, und ihr durchſichtiges Chemiſett, nicht ſehr hermetiſch geſchloſſen, und wenig eiferſüchtig auf die reizenden Rundungen, die es mit zu großer Offenherzigkeit ausprägte, verſchleierte kaum genügend den frechen Ausſchnitt ihres Leibchens.

---

*) Der Name eines damaligen Modehutes. D. Ueb.

Da die Griſette haſtig die Treppe hinaufgeſtiegen war, hielt ſie die beiden Enden ihres großen, blauen, gepalmten Shawl's, der über ihre Schultern hinab auf ihre Weſpentaille geglitten war, wo ihn endlich ein natürliches Hinderniß bannte. Wenn wir bei dieſen Details verweilen, ſo geſchieht es, weil bei dem Anblicke dieſes hübſchen, auf eine ſehr unverſchämte und unanſtändig entblößende Art gekleideten Geſchöpfes, das Fräulein von Cardoville, welches an ihr eine Nebenbuhlerin fand, die ſie geliebt wähnte, ihre Entrüſtung, ihren Schmerz und ihre Scham ſich verdoppeln fühlte. Aber man denke ſich das Erſtaunen und die Beſtürzung Adrianen's, als Mademoiſelle Rose-Pompon mit einer freien und ungezwungenen Miene zu ihr ſagte: „Ich bin entzückt, Sie hier zu treffen, Madame; wir werden miteinander zu ſprechen haben. Nur will ich zuvor dieſe arme Mayeux umarmen, wenn Sie es erlauben, Madame.“

Um ſich den Ton und Ausdruck vorzuſtellen, womit das Wort „Madame“ articulirt wurde, muß man mehr oder minder ſtürmiſchen Wortwechſeln zwiſchen zwei eiferſüchtigen und rivaliſirenden Rose-Pompon's angewohnt haben, dann wird man Alles begreifen, was das Wort „Madame,“ in dieſen wichtigen Umſtänden ausgeſprochen, an herausfordernder Feindſeligkeit in ſich ſchließt. Das Fräulein von Cardoville, von der Unverſchämtheit der Mademoiſelle Rose-Pompon verblüfft, blieb ſtumm, während Agricola, durch die Aufmerkſamkeit zerſtreut, die er der Mayeux ſchenkte, welche ſeit ſeiner Ankunft ihre Blicke nicht von den ſeinigen abwendete, zerſtreut auch durch die Erinnerung an die ſchmerzliche Scene, deren Zeuge er ſo eben geweſen war, ganz ſtill zu Adrianen ſagte, ohne die Frechheit der Griſette zu bemerken: „Ach! mein Fräulein, es iſt vorbei, Cephyſe hat ſo eben den letzten Seufzer ausgehaucht, ohne mehr zu ſich zu kommen.“

„Unglückliches Mädchen!“ erwiederte Adriane bewegt, einen Augenblick Rose-Pompon vergeſſend.

„Man wird dieſe traurige Nachricht der Mayeux verhehlen, und ſie ſpäter mit der größten Schonung davon in Kenntniß ſetzen müſſen,“ fuhr Agricola fort. „Zum Glücke weiß die kleine Rose-Pompon nichts davon.“ Und mit dem Blicke wies er dem Fräulein von Cardoville die Griſette, die ſich neben Mayeux gekauert hatte. Da ſie Agricola ſo vertraulich von Rose-Pompon ſprechen hörte, verdoppelte ſich Adrianens Beſtürzung; was ſie fühlte, iſt nicht zu beſchreiben, denn, was ſehr ſonderbar ſcheinen wird, es dünkte ihr, daß ſie weniger leide, und ihre Qualen in dem Maße ſich verminderten, als ſie vernahm, mit welchen Worten die Griſette ſich ausdrückte.

„Ah! meine gute Mayeux,“ ſagte ſie mit eben ſo viel Zungenfertigkeit als Gemüthsbewegung, denn ihre hübſchen blauen Augen füllten ſich mit Thränen, „iſt's denn möglich, eine ſolche Thorheit zu begehen? Helfen ſich denn die armen Leute nicht wechſelſeitig? Konnten Sie ſich denn nicht an mich wenden? Sie wußten wohl, daß, was mein iſt, auch Andern gehört. Ich hätte in Philemon's Bazar eine letzte Aufräumung gemacht," fügte dieſes ſonderbare Mädchen mit einer zugleich aufrichtigen, rührenden und groteſken Zärtlichkeitsverdoppelung bei; „ich hätte ſeine drei Stiefel verkauft, ſeine braungerauchten Pfeifen, ſein Fiſchernachenführercoſtüm, ſein Bett, und ſogar ſein Paraveglas, und wenigſtens wären Sie nicht zu einem ſo garſtigen Aeußerſten getrieben worden. Philemon hätte mir deßwegen nicht gezürnt, denn er iſt ein guter Menſch; und würde er mir auch gezürnt haben, ſo wäre dieß ganz gleich geweſen. Gott ſey Dank! wir ſind nicht verheirathet. Es iſt nur, um Ihnen zu ſagen, daß man an die kleine Rose-Pompon denken mußte."

„Ich weiß, daß Sie gefällig und gut ſind, Mademoiſelle," verſetzte Mayeux; denn ſie hatte von ihrer Schweſter erfahren, daß Rose-Pompon, wie ſo Viele ihres Gleichen, ein großmüthiges Herz habe.

„Hierauf werden Sie mir entgegnen," fuhr die Griſette fort, mit der Rückſeite ihrer Hand die Spitze ihrer kleinen roſigen Naſe trocknend, auf welche eine Thräne gefallen war, „daß Sie nicht wußten, wo ich ſeit einiger Zeit niſtete. Eine drollige Geſchichte, wahrlich;

wenn ich ſage drollig, .. im Gegentheile.“ Und Rose-Pompon that einen tiefen Seufzer. „Je nun, gleichviel,“ ſagte ſie, „davon will ich mit Ihnen nicht ſprechen; ſo viel iſt gewiß, daß es beſſer mit Ihnen geht. Sie werden ſo etwas nicht wieder anfangen, und auch Cephyſe nicht. Man ſagt, daß ſie ſehr ſchwach iſt, und daß man ſie noch nicht beſuchen kann, nicht wahr, Herr Agricola?“

„Ja,“ antwortete der Hammerſchmid verlegen; denn Mayeux wendete ihre Augen von den ſeinigen nicht ab, „man muß Geduld haben.“

„Aber ich werde ſie heute Abend beſuchen können, nicht wahr, Agricola?“ fragte Mayeux.

„Wir werden davon ſprechen; aber ſey ruhig, ich bitte Dich darum.“

„Agricola hat Recht, man muß vernünftig ſeyn, meine gute Mayeux,“ erwiederte Rose-Pompon, „wir wollen warten. Ich will auch warten, indem ich ſogleich mit Madame ſprechen werde,“ (und Rose-Pompon warf auf Adriane den tückiſchen Blick einer zornigen Katze); „ja, ja, ich will warten; denn ich will dieſer armen Cephyſe ſagen, daß ſie, wie Sie, auf mich zählen kann.“ Und Rose-Pompon gab ſich ein gewaltig wichtiges Anſehen. „Seyen Sie ruhig. Sehen Sie, es iſt wohl das Mindeſte, daß, wenn man ſich in einer glücklichen Lage befindet, die Freundinnen, welche nicht glücklich ſind, etwas davon fühlen; das wäre noch ſchön, das Glück für ſich ganz allein zu behalten! So iſt's ... Packen Sie alſo Ihr Glück ſogleich in Stroh ein, ſtellen Sie es unter Glas, oder thun Sie es in einen Pokal, damit es ja Niemand anfaſſe! Im Grunde, wenn ich ſage: mein Glück ... ſo iſt's wieder eine Redensart, es iſt wahr, daß, in einer Beziehung ... Ah ja wohl! aber auch in der andern, ſehen Sie, meine gute Mayeur, das iſt die Sache ... „Doch bah! ſey's wie immer, ich bin nur ſiebenzehn Jahre alt. Kurz gleichviel ... ich ſchweige; denn würde ich ſo mit Ihnen bis morgen ſprechen, ſo wüßten Sie auch nicht mehr davon ... Laſſen Sie ſich alſo noch einmal herzlich umarmen, und kümmern Sie ſich nicht mehr, auch Cephyſe nicht mehr; hören Sie? ... denn jezt bin ich da ...“ Und Rose-Pompon, auf den Ferſen ſitzend, umarmte Mayeur herzlich.

Es iſt zu ſchildern unmöglich, was das Fräulein von Cardoville während der Unterredung empfand, oder vielmehr während des Monologes der Griſette hinſichtlich des Selbſtmordverſuches der Mayeur; das excentriſche Kauderwälſch der Mademoiſelle Rose-Pompon, ihre liberale Gefälligkeit in Bezug auf Philemon's Bazar, mit dem ſie, ſagte ſie, zum Glücke nicht verheirathet ſey, ihre Herzensgüte, die ſich hie und da in ihrem der Mayeur gemachten Dienſtesanerbietungen offenbarte, dieſe Contraſte, dieſe Unverſchämtheiten, dieſe Drolligkeiten, alles dieß war dem Fräulein von Cardoville ſo neu, ſo unbegreiflich, daß ſie vor Erſtaunen anfangs ſtumm und unbeweglich blieb. So war alſo das Geſchöpf, dem Djalma ſie aufgeopfert hatte? War Adrianens erſtes Gefühl bei dem Anblicke von Rose-Pompon furchtbar peinlich, ſo weckte das Nachdenken bald Zweifel in ihr, die bald unausſprechliche Hoffnungen wurden; indem Adriane wieder an die von ihr belauerte Unterredung zwiſchen Rodin und Djalma ſich erinnerte, als ſie, im Treibhauſe verborgen, Gewißheit wegen der Treue des Jeſuiten ſich verſchaffte, fragte ſie ſich nicht mehr, ob es möglich und vernünftig ſey, zu glauben, daß der Prinz, deſſen Anſichten von der Liebe ſo poetiſch erhaben, ſo rein ſchienen, an dem frechen und abgeſchmackten Geſchwätze dieſes kleinen Mädchens, den mindeſten Reiz hätte finden können. Dießmal war Adriane nicht mehr unſchlüſſig; ſie betrachtete mit Recht die Sache für unmöglich, als ſie nun, ſo zu ſagen, dieſe ſonderbare Nebenbuhlerin in der Nähe ſah, als ſie nun dieſelbe mit ſo gemeinen Worten, Manieren und Sprechweiſen ſich ausdrücken hörte, die, ohne der Anmuth ihrer hübſchen Züge zu ſchaden, ihnen einen trivialen und wenig anziehenden Charakter verliehen.

Adrianens Beſorgniſſe hinſichtlich der innigen Liebe des Prinzen zu einer Rose-Pompon, verwandelten ſich demnach bald in einen völligen Unglauben: begabt mit zu viel Verſtand, mit zu viel Scharfſinn, um nicht zu ahnen, daß dieſem ſcheinbaren ſo unbegreiflichen Liebesverhältniße von Seite des Prinzen, irgend ein Geheimniß zum Grunde liegen müſſe, fühlte das Fräulein von Cardoville wieder eine neubelebende Hoffnung. In dem

Maſſe, als dieſer tröſtende Gedanke in Adrianens Geiſte ſich entwickelte, erweiterte ſich ihr bisher ſchmerzlich gedrücktes Herz; unbeſtimmte Erhebungen zu einer beſſeren Zukunft blühten in ihr empor; und dennoch, durch das Vorgefallene grauſam gewarnt, fürchtend, einer allzuleichten Täuſchung nachzugeben, gedachte ſie der unglücklicherweiſe als wahr erwieſenen Thatſache: daß der Prinz mit dieſem jungen Mädchen ſich öffentlich zur Schau ſtellte; aber gerade deßwegen, weil das Fräulein von Cardoville dieſes Geſchöpf nun vollſtändig würdigen konnte, fand ſie das Betragen des Prinzen immer unbegreiflicher. Wie nun aber in Geheimniß Gehülltes richtig, ſicher beurtheilen? Und dann beruhigte ſie ſich; wider ihren Willen ſagte ihr eine geheime Ahnung, daß ſie vielleicht am Pfühle der armen Arbeiterin, die ſie ſo eben dem Tode entriſſen hatte, durch einen Vorſehungszufall eine Offenbarung bekommen könnte, von welcher das Glück ihres Lebens abhinge. Die Gemüthsbewegungen, welche Adrianens Herz beſtürmten, wurden ſo heftig, daß ihr ſchönes Antlitz mit einem lebhaften Roth ſich färbte, ihr Buſen gewaltig pochte, und ihre großen ſchwarzen, bisher düſter verſchleierten Augen, ſanft und zugleich vergnügt ſtrahlten; ſie wartete mit einer unausſprechlichen Ungeduld. In der Unterredung, womit Rose-Pompon ſie bei dieſem Zuſammentreffen bedroht hatte, und welche Adriane einige Augenblicke früher mit der ganzen Größe ihres Stolzes und legitimen Unwillens verweigert hätte, hoffte ſie endlich die Erklärung eines Geheimniſſes zu finden, deſſen Erforſchung ihr ſo wichtig war.

Nach einer wiederholten zärtlichen Umarmung der Mayeur, ſtand Rose-Pompon auf, und ſagte zu Adrianen, die ſie mit der ungezwungenſten Miene maß, mit einem leichten, unverſchämten Tone: „Nun iſt's an uns Beiden, Madame, (das Wort. „Madame“ immer mit dem bewußten Ausdrucke betont,) wir haben etwas miteinander in's Reine zu bringen.“

„Ich ſtehe Ihnen zu Befehl, Mademoiſelle,“ antwortete Adriane mit viel Sanftmuth und Einfachheit. Bei dem Anblicke des kampfluſtigen und entſchloſſenen Geſichtes der Rose-Pompon, ihre Herausforderung des Fräuleins von Cardoville vernehmend, riß der wackere Agricola, nach einigen mit Mayeur zärtlich gewechſelten Worten, die Ohren weit auf, und blieb einen Augenblick ſtehen, ob der Unverſchämtheit der Griſette beſtürzt; dann näherte er ſich ihr, und ſagte zu ihr, ſie am Aermel zupfend, ganz leiſe: „Ah! ſind Sie toll? Wiſſen Sie, mit wem Sie ſprechen?“

„Nun denn! was iſt's? iſt eine ſchöne junge Frau nicht der andern werth? Ich ſage dieß wegen der Madame. Man wird mich nicht freſſen, vermuth' ich, —“ antwortete Rose-Pompon ganz laut und renommirend; „ich habe zu ſprechen mit ... Madame; ... ich bin überzeugt, daß ſie weiß, weßwegen und warum. Wo nicht, werd' ich ihr's ſagen: es wird nicht lange dauern.“

Adriane, irgend einen lächerlichen Ausbruch hinſichtlich Djalma's in Agricola's Gegenwart befürchtend, winkte dieſem, und ſagte zur Griſette: „Ich bin bereit, Sie zu hören, Mademoiſelle; aber nicht hier... Sie begreifen warum...“

„Richtig, Madame, ich habe meinen Schlüſſel; wenn Sie wollen, gehen Sie in meine Wohnung.“ Dieſes „in meine Wohnung“ ſagte ſie mit einer prahleriſchen Miene.

„Gehen wir alſo in Ihre Wohnung, Mademoiſelle, da Sie mir die Ehre erweiſen wollen, mich dort zu empfangen,“ antwortete das Fräulein von Cardoville mit ihrer ſanften und reinen Stimme, und mit einer Miene ſo auserleſener Artigkeit ſich leicht verneigend, daß Rose-Pompon, ungeachtet ihrer Unverſchämtheit, ganz verblüfft wurde.

„Wie, mein Fräulein,“ ſagte Agricola zu Adrianen, „Sie ſind gütig genug, um . . .“

„Herr Agricola,“ erwiederte das Fräulein von Cardoville, ihn unterbrechend, „belieben Sie bei meiner armen Freundin zu bleiben; ich komme bald zurück.“ — Dann näherte ſie ſich der Mayeux, die Agricola's Erſtaunen theilte, und ſagte zu ihr: „Entſchuldigen Sie mich, daß ich Sie auf einige Augenblicke verlaſſe. — Sammeln Sie wieder ein wenig Kräfte, und ich komme Sie abzuholen, und in unſere Wohnung zu bringen, liebe und gute Schweſter.“ — Hierauf zu Rose-Pompon gewendet, die immer mehr ſtaunte, dieſe ſchöne

Dame... Mayeur ihre Schweſter nennen zu hören, ſagte ſie zu ihr: „Wenn Sie wollen, gehen wir hinab, Mademoiſelle . . .“

„Um Vergebung, entſchuldigen Sie, Madame, wenn ich voran gehe, um Ihnen den Weg zu zeigen; aber dieſe Barake iſt eine wahre Halsbreche,“ erwiederte Rose-Pompon, ihre Elbogen dicht an ihren Leib drückend, und ihre Lippen kneifend, um zu beweiſen, daß ſie den ſchönen Manieren und der ſchönen Sprache nicht fremd ſey. Und die beiden Nebenbuhlerinnen verließen die Dachſtube, worin Agricola und Mayeur allein blieben.

Zum Glücke waren die blutigen Reſte der Bacchus-Feſt-Königin in die unterirdiſche Boutique der Mutter Arſene gebracht worden; daher drängten ſich die, immer durch traurige Ereigniſſe angezogenen Neugierigen am Straßenthore, und da Rose-Pompon in dem kleinen Hofe, durch welchen ſie mit Adrianen ſchritt, Niemand traf, blieb ſie fortwährend in Unwiſſenheit hinſichtlich des tragiſchen Todes Cephyſens, ihrer ehemaligen Freundin. Nach wenigen Augenblicken befanden ſich die Griſette und das Fräulein von Cardoville in Philemon's Wohnung. Dieſe ſonderbare Behauſung war in der maleriſchen Unordnung verblieben, in welcher Rose-Pompon ſie verlaſſen, als Nini-Moulin ſie abholte, um die Heldin eines geheimnißvollen Abenteuers zu werden.

Adriane, der excentriſchen Sitten der Studenten und

Studentinnen gänzlich unkundig, konnte ſich, obgleich gedankenvoll, nicht enthalten, mit einem neugierigen Erſtaunen dieſes wunderliche und groteſke Chaos der unzuſammenpaſſendſten Gegenſtände zu betrachten: Maſkenballvermummungen, Todtenköpfe mit Tabaks-Pfeifen im Munde, auf Büchergeſtellen herumirrende Stiefel, Ungeheuer von Gläſern, Frauenzimmerkleider und braungerauchte Pfeifen :c. Dem Erſtaunen Adrianens folgte ein peinlicher Eindruck des Widerwillens; das junge Mädchen fühlte ſich unbehaglich, am unrechten Orte an dieſer Stätte, nicht der Armuth, ſondern der Unordnung, während die armſelige Dachſtube der Mayeur ihr keine Anwiderung verurſacht hatte. Rose-Pompon fühlte, ungeachtet ihrer ungezwungenen Manieren, eine ziemlich lebhafte Gemüthsbewegung, ſeitdem ſie mit dem Fräulein von Cardoville unter vier Augen ſich befand; zuvörderſt begannen die ſeltene Schönheit der jungen Patrizierin, ihr vornehmes Ausſehen, die hohe Auszeichnung ihres Benehmens, die eben ſo würdige als leutſelige Art, womit ſie auf die unverſchämten Herausforderungen der Griſette geantwortet, ihr ſehr zu imponiren, und da ſie im Grunde ein gutes Mädchen war, war ſie tief gerührt worden, das Fräulein von Cardoville die Mayeur ihre Schweſter, ihre Freundin nennen zu hören.

Ohne irgend einen näheren Umſtand hinſichtlich Adrianens zu kennen, wußte ſie doch, daß ſie der reicheſten und vornehmſten Klaſſe der Geſellſchaft angehörte; ſie empfand alſo bereits einige Gewiſſensbiſſe, ſich ſo cavaliermäßig benommen zu haben; daher modifizirten ſich nach und nach ihre hinſichtlich des Fräuleins von Cardoville anfangs ſehr feindlichen Abſichten. Da jedoch Mademoiſelle **Rose-Pompon** ein ſehr arger Querkopf war, und nicht einem Einfluße nachzugeben ſcheinen wollte, gegen den ihre Eigenliebe ſich empörte, ſuchte ſie ihre Zuverſicht wieder zu gewinnen, und ſagte, nachdem ſie die Thüre verriegelt hatte, zu Adrianen: „Bemühen Sie ſich, Platz zu nehmen, Madame," wodurch ſie wieder zeigen wollte, daß ihr die feine Sprache nicht fremd ſey. Das Fräulein von Cardoville nahm mechaniſch einen Stuhl, als **Rose-Pompon**, ſehr würdig, dieſe antike Gaſtfreundſchaft zu üben, welche ſelbſt einen Feind als einen geheiligten Gaſt betrachtete, raſch ausrief: „Nehmen Sie dieſen Stuhl nicht, Madame, er hat einen Fuß zu wenig."

Adriane legte ihre Hand auf einen andern Seſſel.

„Nehmen Sie auch dieſen nicht; die Lehne taugt gar nichts," rief **Rose-Pompon** wieder aus. Und ſie ſagte die Wahrheit; denn die Lehne dieſes Seſſels (ſie ſtellte eine Lyra vor) blieb dem Fräulein von Cardoville in den Händen, welche ſie beſcheiden wieder auf den Seſſel legte, indem ſie ſagte: „Ich glaube, Mademoiſelle, daß wir ganz eben ſo gut ſtehend ſprechen könnten."

„Wie Sie wollen, Madame," antwortete **Rose-Pompon**, indem ſie um ſo renommirender ſich hinpflanzte, je verwirrter ſie ſich fühlte. Und ſomit begann die Unterredung des Fräuleins von Cardoville und der Griſette.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Die Unterredung.

Nach einer Minute der Unſchlüſſigkeit ſagte Rose-Pompon zu Adrianen, deren Herz mächtig ſchlug: „Ich werde Ihnen, Madame, ſogleich ſagen, was ich auf dem Herzen habe; ich hätte Sie nicht aufgeſucht, aber da ich Sie treffe, iſt es natürlich, daß ich die Gelegenheit benütze.“

„Aber, Mademoiſelle,“ erwiederte Adriane ſanft ... „werde ich wenigſtens den Gegenſtand der Unterredung erfahren, die wir miteinander pflegen ſollen?“

„Ja, Madame,“ antwortete Rose-Pompon mit einer Verdoppelung von jetzt mehr erkünſtelter als natürlicher Prahlerei, „zuvörderſt müſſen Sie nicht glauben, daß ich mich unglücklich fühle, und Ihnen ein Eiferſuchtſpectakel zum Beſten geben, oder als eine Verlaſſene vorjammern will. Schmeicheln Sie ſich deſſen nicht. Gott ſey Dank, ich habe mich über den Prinzen Charmant (dieß iſt der hübſche Name, den ich ihm gegeben) nicht zu beklagen; im Gegentheile, er hat mich ſehr glücklich gemacht; daß ich ihn verlaſſen habe, geſchah wider ſeinen Willen, und weil es mir ſo beliebt hat.“ Dieß ſagend, konnte Rose-Pompon, der, ungeachtet ihrer ungezwungenen Manieren, das Herz ſehr ſchwer war, einen Seufzer nicht zurückhalten.

„Ja, Madame,“ fuhr ſie fort, „ich hab' ihn verlaſſen, weil es mir ſo beliebt hat; denn er war närriſch in mich verliebt, ſo zwar, daß er, wenn ich gewollt hätte, mich geheirathet haben würde; ja, Madame, geheirathet; deſto ſchlimmer, wenn, was ich Ihnen da ſage, Ihnen Kummer macht. Uebrigens, wenn ich ſage: deſto ſchlimmer, ſo iſt es wahr, daß ich Ihnen Kummer verurſachen wollte. O! ſehr gewiß; aber da ich Sie ſo eben ſo gut gegen die arme Mayeux ſah, hab' ich, obwohl unſtreitig in meinem Rechte mich befindend, etwas empfunden. Kurz, das Ausgemachteſte von Allem iſt, daß ich Sie verwünſche, und daß Sie es wohl verdienen …“ fügte Rose-Pompon mit dem Fuße ſtampfend bei.

Aus allem dem ergab ſich, ſelbſt für eine viel minder ſcharfſichtige, und die Wahrheit zu erforſchen weit minder intereſſirte Perſon, als Adriane, offenbar, daß Mademoiſelle Rose-Pompon, ungeachtet ihrer triumphirenden Mienen in Bezug auf jenen, der ihretwegen den Kopf verlor, und ſie heirathen wollte, in ihrer Erwartung völlig getäuſcht war, daß ſie eine ungeheure Lüge ſagte, daß man ſie nicht liebte, und daß ein heftiger Liebesärger den Wunſch in ihr erregt hatte, das Fräulein von Cardoville zu treffen, um ihr aus Rache das zu machen, was man im gemeinen Ausdrucke ein Spectakel nennt, indem ſie Adrianen (man wird gleich erfahren, warum) für ihre glückliche Nebenbuhlerin hielt; aber da die gute Gemüthsart von **Rose-Pompon** die Oberhand gewonnen hatte, fühlte ſie ſich ſehr gehindert, ihr Spectakel fortzuſetzen, weil Adriane ihr aus den erwähnten Gründen immer mehr imponirte. Obwohl das Fräulein von Cardoville, wenn auch nicht dieſes ſonderbare Weggeben der Griſette, ſo doch wenigſtens dieſes Reſultat erwartet hatte: daß es unmöglich ſey, daß der Prinz irgend eine ernſthafte Neigung zu dieſem jungen Mädchen gefaßt habe, war ſie doch anfangs entzückt, ihre Nebenbuhlerin ſo einen Theil ihrer Vorherſehungen beſtätigen zu ſehen; aber plötzlich folgte ihren faſt zu Wirklichkeiten gewordenen Hoffnungen eine peinliche Beſorgniß ... Erklären wir uns.

Was Adriane ſo eben vernommen, hätte ſie völlig befriedigen dürfen. Nach dem, was man die Gewohnheiten und Gebräuche der Welt nennt, von nun an überzeugt, daß Djalma's Herz nicht aufgehört hatte, ihr Eigenthum zu ſeyn, mußte ihr wenig daran liegen, ob der Prinz, im vollen Auflodern einer feurigen Jugend, einem flüchtigen Gelüſten nach dieſem jedenfalls ſehr hübſchen und ſehr wünſchenswerthen Geſchöpfe, nachgegeben habe, oder nicht, da er, ſelbſt in dem Falle der Genügung dieſer Laune, über die Verirrung ſeiner Sinne erröthend, von Rose-Pompon ſich trennte. — Ungeachtet ſo guter Gründe, konnte dieſe Verirrung der Sinne von Adrianen nicht verziehen werden. Sie begriff dieſe unbedingte Trennung von Körper und Seele nicht, welche macht, daß eines den Mackel des andern nicht theilt. Sie fand nicht, daß es gleichgültig ſey, ſich Einer hinzugeben, während man an eine Andere denke; ihre junge, keuſche und leidenſchaftliche Liebe war von unbedingter, in den Augen Gottes und der Natur eben ſo gerechter, als in den Augen der Menſchen lächerlicher und einfältiger Anforderung. Gerade deßwegen, weil Adriane die Religion der Sinne beſaß, weil ſie dieſe veredelte, weil ſie gleich einer anbetungswürdigen und göttlichen Offenbarung ſie verehrte, hegte ſie hinſichtlich der Sinne unerhörte, unüberwindliche, völlig unbekannte Bedenken, Empfindlichkeiten, Widerſtrebungen, gegen jene ſtrengen Spiritualiſten, gegen jene ſcheinſpröden Ascetiker, die unter dem Vorwande der Geringheit, der Unwürdigkeit der Materie, die Ausſchweifungen derſelben für durchaus unbedeutend anſehen, und ſie verſchleudern, um dieſer Nichtswerthen, dieſer Erdſcholle ihre ganze Verachtung gegen ſie recht zu beweiſen.

Das Fräulein von Cardoville gehörte nicht zu jenen ſcheuen, verſchämten Weſen, die lieber aus Verſchämtheit ſterben, als deutlich ſagen, daß ſie einen jungen und ſchönen, glühenden und reinen Gatten wollen; daher heirathen ſie ſehr häßliche, ſehr abgelebte, ſehr verderbte, und entſchädigen ſich dadurch, daß ſie ſechs Monate darnach zwei oder drei Liebhaber nehmen; nein, Adriane fühlte inſtinktmäßig die ganze jungfräuliche und himmliſche Friſche, die in der gleichen Unſchuld von zwei ſchönen verliebten und liebenden Weſen liegt, ſo wie auch die Zukunftbürgſchaften in den zärtlichen und unausſprechlichen Erinnerungen, die ein Mann aus einer erſten Liebe bewahrt, die auch ſein erſter Beſitz iſt.

Wie geſagt, Adriane war alſo nur halb beruhiget, obgleich ihr ſelbſt Rose-Pompon's Aerger beſtätigte, daß Djalma für die Griſette niemals die geringſte ernſthafte Neigung gehegt. Die Griſette hatte ihre Rede mit dieſer Aeußerung einer heftigen und bedeutungsvollen Feindſeligkeit geſchloſſen: „Kurz, Madame, ich verwünſche Sie!“

„Und warum verwünſchen Sie mich, Mademoiſelle?“ fragte Adriane ſanft.

„O, mein Gott! Madame,“ fuhr Rose-Pompon fort, ihre Kriegsluſtrolle völlig vergeſſend, und einer natürlichen Aufrichtigkeit ihres Charakters nachgebend, „ſtellen Sie ſich nur, als ob Sie nicht wüßten, wegen weſſen und warum ich Sie verwünſche! Ei ja, man reißt Blumenſträuße aus dem Rachen eines Panthers für Perſonen, an denen Einem gar nichts liegt! Und wenn's nur dieß wäre!“ ſetzte Rose-Pompon hinzu, die nach und nach in Eifer gerieth, und deren hübſches, bisher durch einen kleinen biſſigen Zug um den Mund verzerrtes Geſicht einen Ausdruck wirklichen, jedoch bisweilen komiſchen Verdrußes annahm. „Und wenn's nur die Geſchichte mit dem Blumenſtrauße wäre!“

fuhr ſie fort. — „Obwohl mein Blut nur eine einzige Wallung machte, als ich den Prinzen *Charmant* wie ein junges Ziegenböckchen auf die Bühne ſpringen ſah, ſo hätte ich mir gedacht; Bah! dieſe Indier haben ihre eigenthümlichen Artigkeiten; hier läßt eine Dame ihren Blumenſtrauß fallen; ein wohlerzogener Herr hebt ihn auf, und giebt ihn zurück; aber in Indien iſt dieß anders: der Mann hebt den Blumenſtrauß auf, giebt ihn der Dame nicht, und tödtet vor ihren Augen einen Panther. Das iſt der gute Ton des Landes, wie es ſcheint; aber was nirgend zum guten Tone gehört, iſt: ein Frauenzimmer zu behandeln, wie man *mich* behandelt hat. Und dieß, deſſen bin ich gewiß, hab' ich *Ihnen* zu verdanken, Madame.“

Dieſe zugleich bitteren und ergötzlichen Klagen **Rose-Pompon's**, ſtimmten wenig zu dem, was ſie vorher von der närriſchen Liebe Djalma's zu ihr geſagt hatte; aber Adriane hütete ſich wohl, ſie auf dieſe Widerſprüche aufmerkſam zu machen, und ſagte ſanft zu ihr: „Mademoiſelle, Sie täuſchen ſich, glaub' ich, indem Sie behaupten, daß ich irgendwie Ihren Aerger veranlaßt habe; aber jedenfalls würde ich es aufrichtig bedauern, wenn Sie von wem immer wären mißhandelt worden.“

„Wenn Sie glauben, man habe mich geſchlagen, ſind Sie im Irrthume,“ rief **Rose-Pompon** aus. „Ah, warum nicht gar! Nein, das iſt nicht der Fall; aber kurz, ich bin überzeugt, daß ohne Sie der Prinz *Charmant* mich zuletzt ein wenig geliebt hätte; im Grunde bin ich wohl dieſer Mühe werth. Und dann endlich iſt ein Unterſchied zwiſchen Lieben... und Lieben; ich bin nicht ſo begehrlich, nicht einmal ſo viel," und Rose-Pompon biß in den roſigen Nagel ihres Daumens. „Ah! als Nini-Moulin mich hier abholte, und mir Schmuck und Spitzen brachte, um mich zu bewegen, ihm zu folgen, hatte er ſehr Recht, mir zu ſagen, daß ich mich nur ſehr Ehrbarem ausſetze."

„Nini-Moulin?" fragte das Fräulein von Cardoville immer geſpannter, „wer iſt dieſer Nini-Moulin, Mademoiſelle?"

„Ein religiöſer Schriftſteller," antwortete Rose-Pompon mit einem ſauertöpfiſchen Tone, „der Vertraute eines Haufens alter Sacriſtane, deren Geld er in die Taſche ſteckt, angeblich um über Moral und Religion zu ſchreiben. Seine Moral iſt hübſch!"

Bei dieſen Worten: religiöſer Schriftſteller, Sacriſtane, erblickte ſich Adriane auf der Spur eines neuen Complottes Rodin's, oder des Paters von Aigrigny, eines Complottes, deſſen Opfer ſie und Djalma beinahe wieder geworden wären; ſie begann unbeſtimmt die Wahrheit zu durchſchauen, und verſetzte: „Aber, Mademoiſelle, unter was für einem Vorwande hat dieſer Menſch Sie von hier fortgeführt?"

„Er holte mich ab, indem er zu mir ſagte, daß für meine Tugend nichts zu fürchten ſey, daß es ſich nur darum handle, mich recht artig zu benehmen; dann dachte ich mir: Philemon iſt in ſeiner Heimath; ich langweile mich ganz allein; die Sache verſpricht drollig zu werden, was wag' ich? O nein, ich wußte nicht, was ich wa[illegible] fügte Rose-Pompon ſeufzend bei. „Kurz, Nini-Moulin führt mich in einem hübſchen Wagen fort; wir halten auf dem Platze des Palais-Royal ſtill; ein Mann von mürriſcher Miene und gelbem Teint, ſetzt ſich zu mir an Nini-Moulin's Platz, und führt mich zum Prinzen Charmant, wo man mich einquartirt. „Als ich ihn ſah... ei! er iſt ſo ſchön, ja ſo ſchön, daß ich anfangs ganz geblendet ſtehen blieb; mit dieſer ſo ſanften, ſo guten Miene. Daher hab' ich gleich bei mir geſagt: „dießmal wär's ſehr gut für mich, ſittſam zu bleiben. Ich glaubte nicht, ſo wahr zu ſprechen, ich bin ſittſam geblieben, ach! mehr als ſittſam."

„Wie, Mademoiſelle? Sie bedauern, ſich ſo tugendhaft gezeigt zu haben?"

„Sehen Sie, ich bedaure, nicht wenigſtens das Vergnügen gehabt zu haben, etwas zu verweigern. Aber verweigern Sie nur, wenn man nichts von Ihnen verlangt, aber ganz und gar nichts, wenn man Sie hinreichend verachtet, um Ihnen auch nur ein Sterbenswörtchen von Liebe zu ſagen."

„Aber, Mademoiſelle, erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß die Ihnen gezeigte Gleichgültigkeit Sie nicht verhindert hat, dünkt mir, ziemlich lange in dem Hauſe zu verweilen, von dem Sie ſprechen."

„Weiß ich, warum der Prinz Charmant mich bei ſich behielt? warum er mit mir im Wagen ſpazieren fuhr, und in's Theater? Was wollen Sie? Es iſt vielleicht auch guter Ton in ſeiner wilden Heimath, ein kleines, recht artiges Mädchen bei ſich zu haben, zu dem Zwecke, gar nicht darauf zu merken, gar nicht."

„Aber warum blieben Sie dann in dieſem Hauſe, Mademoiſelle?"

„Ei, mein Gott! ich blieb," erwiederte Rose-Pompon, vor Aerger mit dem Fuße ſtampfend, „ich blieb, weil ich, ohne zu wiſſen, wie es geſchah, wider meinen Willen den Prinzen Charmant zu lieben begann, und das Trollige dabei iſt, daß ich, die ich ſo luſtig bin, wie ein Fink… ihn liebte, weil er traurig war, ein Beweis, daß ich ihn ernſtlich liebte. Endlich eines Tages fragte ich nichts mehr darnach, ich habe geſagt: deſto ſchlimmer! geſchehe was da wolle: Philemon wird mir in ſeiner Heimath Streiche ſpielen, deſſen bin ich gewiß; dieß ermuthiget mich, und eines Morgens donnere ich mich nach meiner Manier auf, ſo hübſch, ſo coquet, daß ich nach einem Blicke in meinen Spiegel zu mir ſagte: O! es iſt gewiß, er wird nicht widerſtehen. Ich gehe zu ihm; ich verilere den Verſtand, ich ſage ihm Alles, was mir Zärtliches einfällt; ich lache, ich weine; zuletzt geſtehe ich ihm, daß ich ihn anbete. Was antwortet er mir hierauf mit ſeiner ſüßen und nicht bewegteren Stimme, als ein Marmor: Armes Kind, armes Kind," fuhr Rose-Pompon mit Entrüſtung fort, „nicht mehr, nicht weniger, als wär' ich gekommen, mich bei ihm über ein Zahnweh zu beklagen, weil er mir einen Weisheitszahn einſtieß. Das Gräßliche dabei iſt aber meine Ueberzeugung, daß er, wenn er nicht anderwärts unglücklich liebte, ein wahrer Salpeter wäre; aber er iſt ſo traurig, ſo niedergeſchlagen!“ Dann, ſich einen Augenblick unterbrechend, fügte Rose-Pompon bei: „Im Grunde,... nein, ich will Ihnen dieß nicht ſagen, Sie würden allzu vergnügt werden.“ Endlich, nach einer weiteren ſecundenlangen Pauſe, fuhr dieſe drollige Kleine fort, das Fräulein von Cardoville mit Rührung und Willfährigkeit anſchauend, „warum ſoll ich eigentlich ſchweigen? Ich habe damit angefangen, die Stolze ſpielend, Ihnen zu ſagen, daß der Prinz Charmant mich heirathen wollte, und damit aufgehört, Ihnen wider meinen Willen zu geſtehen, daß er mir faſt die Thüre gewieſen hatte. Es iſt wahrlich nicht meine Schuld; wenn ich lügen will, verwickle ich mich immer. Daher, Madame, vernehmen Sie nun die reine Wahrheit: Als ich Sie hier bei dieſer armen Mayeux getroffen, befiel mich anfangs ein Zorn gegen Sie, wie einen kalekutiſchen Hahn; als ich aber hörte, wie Sie, die ſo ſchöne, ſo vornehme Dame, gegen die arme Arbeiterin wie gegen Ihre Schweſter ſich benahmen, war's vergebens, mein Zorn entwich. Da ich nun einmal hier war, that ich, was ich konnte, ihn wieder einzuholen; unmöglich: je mehr ich den Unterſchied zwiſchen uns Beiden ſah, deſto beſſer begriff ich, daß der Prinz Charmant Recht hatte, nur an Sie zu denken; denn dießmal iſt er in Sie närriſch verliebt, Madame, ja, ja, und ſehr närriſch. Nicht bloß wegen der Geſchichte mit dem Tiger, den er Ihretwegen an der Porte-Saint-Martin getödtet hat, ſag' ich dieß, aber mein Gott! wenn Sie wüßten, was für Tollheiten er ſeitdem mit ihrem Blumenſtrauſſe getrieben; und dann, wiſſen Sie es nicht? brachte er ganze Nächte zu, ohne ſich niederzulegen, ſehr oft auch weinend in einem Salon, worin er Sie, ſagte man mir, zum erſtenmale geſehen hat, Sie wiſſen, neben dem Treibhauſe. Und Ihr Porträt auch, das er zur Erinnerung auf dem Spiegel angebracht, nach der Mode ſeiner Heimath, und ſo viele andere Sachen. Endlich brachte mich's, der ich ihn liebte und dieß ſah, anfangs auseinander, und dann ward es ſo rührend, ſo ergreifend, daß mir zuletzt die Thränen in die Augen traten. Mein Gott! ja Madame, ſehen Sie, wie jetzt bei dem bloßen Gedanken an jenen armen Prinzen. Ah! Madame," fügte Rose-Pompon bei, mit ihren hübſchen, blauen, in Thränen ſchwimmenden Augen, und mit einem Ausdrucke ſo aufrichtiger Theilnahme, daß Adriane tief gerührt wurde, „Ah! Madame, Sie haben eine ſo ſanfte, ſo gute Miene, machen Sie ihn alſo nicht unglücklich, lieben Sie ihn doch ein wenig, dieſen armen Prinzen. Was thut's Ihnen, ihn zu lieben." Und Rose-Pompon faßte mit einer ohne Zweifel allzuvertrauten, aber ganz treuherzigen Vertraulichkeit, zärtlich Adrianens Hand, wie um ihrer Bitte mehr Nachdruck zu geben.

Das Fräulein von Cardoville hatte einer großen Selbſtbeherrſchung bedurft, um den Aufſchwung ihrer

Freude, die aus dem Herzen ihr in die Augen ſtieg, zurückzuhalten, zu bemeiſtern, und den Strom von Fragen zu dämmen, die ſie an Rose-Pompon zu richten brannte, um endlich die ſüſſen Wonnethränen zu bannen, welche ſeit einigen Momenten unter ihren Augenlidern zitterten, und dann hatte Adriane, ſonderbar! als Rose-Pompon ihre Hand gefaßt, anſtatt dieſe zurückzuziehen, jene der Griſette wohlwollend gedrückt, hierauf ſie, gleichſam mechaniſch, ziemlich nahe zum Fenſter gezogen, wie um Rose-Pompon's liebliches Geſicht noch aufmerkſamer zu beſchauen.

Die Griſette hatte eintretend ihren Shawl und ihren Bibi auf das Bett geworfen, ſo daß Adriane die dichten und ſeidenweichen Flechten ihrer ſchönen aſchenblonden Haare hatte bewundern können, welche das friſche Geſicht dieſes anmuthigen Mädchens mit den roſigen und prallen Wangen, mit dem kirſchrothen Munde, mit den ſo heiter blauen großen Augen, zum Entzücken umrahmten; auch konnte Adriane, in Folge von Rose-Pompon's ein wenig gewagter Hals- und Bruſtentblöſſung, die Grazie und Reize ihrer Nymphentaille bemerken. Wie befremdend es auch ſcheinen möge, Adriane war entzückt, dieſes junge Mädchen noch hübſcher zu finden, als es ihr anfangs geſchienen. Djalma's ſtoiſche Gleichgültigkeit gegen dieſes entzückende Geſchöpf, bezeugte genügend die ganze Aufrichtigkeit der Liebe, von der er beherrſcht war.

Nachdem Rose-Pompon Adrianens Hand gefaßt hatte, war ſie von der Güte, womit das Fräulein von Cardoville ihre Vertraulichkeit aufnahm, eben ſo verwirrt als erſtaunt. Durch dieſe Nachſicht und Adrianens Schweigen ermuthiget, die ſie ſeit einigen Augenblicken mit einem faſt dankbaren Wohlwollen betrachtete, fuhr die Griſette fort: „O! nicht wahr, Madame, Sie werden mit dieſem armen Prinzen Mitleid haben?“

Wir wiſſen nicht, was Adriane auf Rose-Pompon's unbeſcheidene Frage antworten wollte, als plötzlich eine Art wilden, ſchrillenden, ziſchenden, ſchreiendes Kreiſchens, das offenbar das Krähen des Hahnes nachäffen zu wollen ſchien, ſich vor der Thüre drauſſen vernehmen ließ. Adriane fuhr erſchrocken zuſammen, aber alſogleich erheiterte ſich fröhlich Rose-Pompon's Phyſiognomie, die kurz zuvor einen ſo rührenden Ausdruck hatte, und dieſes Zeichen erkennend rief ſie in die Hände klatſchend aus: „Das iſt Philemon!!“

„Wie? Philemon,“ ſagte Adriane raſch.

„Ja, mein Liebhaber. Ah! das Ungeheuer wird ſich heraufgeſchlichen haben, um den Hahn nachzuäffen; das kommt von ihm!“ Ein zweites, höchſt durchdringendes Co-Co-rico ließ ſich von neuem vor der Thüre drauſſen vernehmen.

„Mein Gott, wie dumm und drollig iſt dieſer Menſch! Er macht immer den nämlichen Spaß, und ergötzt mich immer!“ ſagte Rose-Pompon. Und ſie trocknete ihre letzten Thränen mit dem Rücken ihrer Hand, wie toll über Philemon's Spaß lachend, der ihr immer neu und ergötzlich ſchien, obgleich ſie ihn ſchon kannte.

„Machen Sie nicht auf,“ ſagte Adriane, immer verlegener, ganz leiſe; „antworten Sie nicht, ich bitte Sie darum.“

„Der Schlüſſel ſteckt an der Thüre, und der Riegel iſt vorgeſchoben; Philemon ſieht wohl, daß Jemand darin iſt.“

„Das thut nichts.“

„Aber dieß iſt ſein Zimmer, Madame; wir ſind hier in ſeiner Wohnung,“ erwiederte Rose-Pompon.

In der That drehte Philemon, wahrſcheinlich der geringen Wirkung ſeiner beiden ornithologiſchen Nachahmungen überdrüſſig, den Schlüſſel im Schloſſe, und da er nicht aufmachen konnte, rief er mit einer Stimme von furchtbar tiefem Tone: „Wie, Schatzkäſtchen... meines Herzens, wir ſind eingeſchloſſen. Beten wir zum heiligen Flambard für die Rückkehr von Mon-mon? (leſen Sie: Philemon.)

Da Adriane die Verlegenheit und das Lächerliche dieſer Lage durch weitere Verlängerung nicht vermehren wollte, ging ſie gerade zur Thüre, und öffnete ſie Philemon's erſtaunten Blicken, der zwei Schritte zurückfuhr. Ungeachtet ihrer ſehr unbehaglichen Stimmung, konnte ſich das Fräulein von Cardoville nicht enthalten, bei dem Anblicke des Liebhabers der Rose-Pompon, und der Sachen, die er in der Hand und unter ſeinem Arme trug, zu lächeln.

Philemon, ein luſtiger Junge von ſehr dunkler, ſtark gebräunter Farbe, von der Reiſe kommend, trug ein weißes, baskiſches Barret; ſein ſchwarzer und dichter Bart wogte auf eine große hellblaue Weſte à la

Robespierre; ein kurzer Oberrock von olivengrünen Sammet und ein ungeheures, ſchottiſches, carrirtes Pantalon von übertriebenem Umfange, vervollſtändigten Philemon's Coſtüm; die Nebenſachen betreffend, welche Adrianens Lächeln veranlaßten, beſtanden ſie, 1) aus einem Felleiſen, das er unter dem Arme trug, und aus welchem der Kopf und die Füſſe einer Gans hervorragten; 2) aus einem enormen weißen, ſehr lebhaften Kaninchen, in einen Käfig eingeſchloſſen, das der Student in der Hand trug.

„Ah! was für ſchöne rothe Augen das liebe weiße Kaninchen hat!"

Man muß geſtehen, dieß waren die erſten Worte Rose-Pompon's, und Philemon, an den ſie nicht gerichtet wurden, kam doch nach einer langen Abweſenheit zurück; aber der Student, weit entfernt, darüber gekränkt zu ſeyn, ſich ſeinem Begleiter mit den langen Ohren und Rubinaugen geopfert zu ſehen, lächelte gefällig, glücklich, weil die ſeiner Geliebten bereitete Ueberraſchung ſo gut aufgenommen wurde.

Dieß Alles war ſehr ſchnell geſchehen. Während Rose-Pompon, vor dem Käfige knieend, ſich in Bewunderung des Kaninchens erſchöpfte, hatte Philemon, über das vornehme Ausſehen des Fräuleins von Cardoville betroffen ſie, nach ſeinem Barette greifend, ehrerbietig gegrüßt, indem er ſich die Mauer entlang zog.

Adriane erwiederte ſeinen Gruß mit einer Anmuth voll Artigkeit und Würde, ſchwebte die Treppe hinab, und verſchwand.

Philemon, eben ſo von ihrer Schönheit geblendet, als über ihr edles und vornehmes Ausſehen betroffen, und vorzüglich höchſt neugierig, zu erfahren, wie, Teufel! Rose-Pompon zu ſolchen Bekanntſchaften gekommen, ſagte raſch zu ihr mit ſeinem verliebten und zärtlichen Rothwelſch: „Mon-mon's (Philemon's) Schatzkäſtchen, wer iſt dieſe ſchöne Dame?“

„Eine von meinen Penſionsfreundinnen, großer Satyr,“ erwiederte Rose-Pompon, das Kaninchen neckend. Dann warf ſie einen Seitenblick auf ein Kiſtchen, welches Philemon neben den Käfig und das Felleiſen geſtellt hatte, und ſagte: „Ich wette, daß dieß da d'rin wieder Familien-Weinbeermus iſt, das Du mir bringſt.“

„Mon-mon bringt ſeinem Schatzkäſtchen Beſſeres, als dieß,“ verſetzte der Student, und drückte zwei kräftige Küſſe auf die friſchen Wangen Rose-Pompon's, die endlich aufgeſtanden war: „Mon-mon bringt ihr ſein Herz.“

„Weiß ſchon,“ ſagte die Griſette, indem ſie mit dem Daumen ihrer linken Hand ihre roſige Naſe leiſe berührte, und ihre kleine Hand öffnete, die ſie leicht hin und her bewegte. Philemon erwiederte raſch dieſe Neckerei Rose-Pompon's, indem er ſie verliebt um die Mitte faßte, und die luſtige Wirthſchaft verſchloß ihre Thüre.

Ende des achten Theiles.

Der

ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Deutſch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Neunter Theil.

Augsburg, 1845.
v. Jeniſch und Stage'ſche Buchhandlung.

GIA
CENSIS

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Erſtes Kapitel.

Tröſtungen.

Während der Unterredung Adrianens und Rose-Pompon's, war zwiſchen den, über die Herablaſſung des Fräuleins von Cardoville gegen die Griſette ſehr erſtaunt gebliebenen Agricola und Mayeux, eine rührende Scene vorgegangen. Alſogleich nach Adrianens Entfernung, kniete ſich Agricola an das Lager der Mayeux, und ſagte zu ihr mit einer tiefen Gemüthsbewegung: „Wir ſind allein; endlich kann ich Dir ſagen, was ich auf dem Herzen habe: Nun, ſiehſt Du, es iſt gräßlich, was Du gethan haſt: vor Elend ſterben, vor Verzweiflung, und mich nicht zu Dir rufen laſſen!"

„Agricola, höre mich an."

„Nein, Du haſt keine Entſchuldigung. Wozu dient es denn, mein Gott! uns Bruder und Schweſter genannt, uns fünfzehn Jahre lang Beweiſe des aufrichtigſten Wohlwollens gegeben zu haben, wenn Du Dich, zur Zeit des Unglückes entſchließeſt, ſo vom Leben zu ſcheiden, ohne Dich um jene zu kümmern, die Du zurückläſſeſt... ohne zu bedenken, daß... Dich tödten ... ihnen ſagen heißt: Ihr ſeyd für mich nichts."

„Verzeih, Agricola, es iſt wahr; daran hatte ich nicht gedacht," erwiederte Mayeux, die Augen niederſchlagend; „aber das Elend, der Mangel an Arbeit!"

„Das Elend, der Mangel an Arbeit! Und ich alſo, ich war nicht da?“

„Die Verzweiflung.“

„Und warum die Verzweiflung? Dieſes großmüthige Fräulein nimmt Dich in ihr Haus auf; Deinen Werth würdigend, behandelt ſie Dich als ihre Freundin, und in dem Augenblicke, da Du nie größere Bürgſchaften des Glückes für die Zukunft beſaſſeſt, armes Kind, verläſſeſt Du haſtig das Haus des Fräuleins von Cardoville, und erfülleſt uns mit einer ſchrecklichen Angſt wegen Deines Schickſales.“

„Ich... ich... fürchtete, meiner Wohlthäterin zur Laſt zu fallen —“ entgegnete Mareur ſtammelnd.

„Du zur Laſt, dem Fräulein von Cardoville, die ſo reich, ſo gut iſt?“

„Ich beſorgte, unbeſcheiden zu ſeyn,“ ſagte Mareur immer verlegener.

Anſtatt ſeiner Adoptivſchweſter zu antworten, ſchwieg Agricola, und ſchaute ſie einige Augenblicke mit einem unbeſchreiblichen Ausdrucke an; dann rief er plötzlich aus, wie eine ſich ſelbſt geſtellte Frage beantwortend: „Sie wird mir verzeihen, ihr nicht gehorcht zu haben; ja, deſſen bin ich ſicher.“ Dann, zur Mareur gewendet, die ihn immer erſtaunter anblickte, ſagte er zu ihr mit einer kurzen und bewegten Stimme: „Ich bin zu freimüthig; dieſe Lage iſt nicht haltbar; ich mache Dir Vorwürfe, ich tadle Dich, und ich bin nicht bei dem, was ich Dir ſage, ich denke an etwas Anderes.“

„An was denn, Agricola?“

„Das Herz blutet mir bei dem Gedanken an das Leid, das ich Dir zugefügt habe.“

„Ich verſtehe Dich nicht mein Freund; Du haſt mir nie ein Leid zugefügt.“

„Nein, nicht wahr? niemals; nicht einmal in geringfügigen Dingen? da ich, zum Beiſpiel, der ich Dich doch liebte, Dich wie meine Schweſter ehrte, aus einer abſcheulichen Gewohnheit von Kindheit auf Dich täglich hundertmal beſchimpfte.“

„Du beſchimpfteſt mich?“

„Und was that ich denn, als ich Dir unabläſſig einen widrig lächerlichen Spitznamen gab, anſtatt Dich bei Deinem Namen zu nennen?“

Bei dieſen Worten blickte Mayeux den Hammerſchmid mit Schrecken an, aus Furcht, er möchte ihr trauriges Geheimniß kennen, ungeachtet der vom Fräulein von Cardoville erhaltenen gegentheiligen Verſicherung; dennoch beruhigte ſie ſich bei dem Gedanken, daß Agricola an die Demüthigung habe denken können, die ſie empfinden mußte, da ſie ſich immer Mayeux mußte nennen hören. Daher antwortete ſie mit einem erzwungenen Lächeln: „Kannſt Du Dich über eine ſo unbedeutende Sache ärgern? Es war, wie Du ſagſt, Agricola, eine Gewohnheit von Jugend auf. Deine gute und zärtliche Mutter, die mich wie ihre Tochter hielt, nannte mich auch Mayeux, Du weißt es wohl.“

„Und hat meine Mutter Dich auch wegen meiner

Heirath um Rath gefragt, von der ſeltenen Schönheit meiner Braut mit Dir geſprochen, Dich gebeten, jenes junge Mädchen zu beſuchen, ihren Charakter zu ſtudiren, in der Hoffnung, daß der Inſtinkt deiner Anhänglichkeit an mich Dich warnen würde, wenn ich eine ſchlechte Wahl treffen ſollte? Sprich, hat meine Mutter dieſe Grauſamkeit begangen? Nein, ich bin's, der Dir ſo das Herz zerriß."

Die Beſorgniſſe der Mayeux erwachten wieder; kein Zweifel mehr, Agricola kannte ihr Geheimniß. Sie meinte vor Beſtürzung zu vergehen; dennoch machte ſie eine letzte Anſtrengung, um an dieſe Entdeckung nicht zu glauben, und murmelte mit ſchwacher Stimme: „In der That, Agricola, nicht Deine Mutter hat mich darum gebeten, ſondern Du, und ich habe Dir für dieſen Beweis Deines Vertrauens Dank gewußt."

„Du haſt mir dafür Dank gewußt, unglückliches Kind," rief der Hammerſchmid aus, die Augen voll Thränen; „nein das iſt nicht wahr; denn ich fügte Dir ein gräßliches Leid bei; ich war unbarmherzig, ohne es zu wiſſen, mein Gott!"

„Aber," ſagte Mayeux mit einer kaum verſtändlichen Stimme, „warum denkſt Du dieß?"

„Warum? Weil Du mich liebteſt!!" rief der Hammerſchmid mit einer vor Gemüthsbewegung bebenden Stimme aus, indem er Mayeux brüderlich in ſeine Arme ſchloß.

„O! mein Gott!" murmelte die Unglückliche, indem ſie ihr Geſicht in ihren Händen zu verbergen ſuchte, „er weiß Alles."

„Ja, ich weiß Alles," erwiederte der Hammerſchmid mit einem Ausdrucke von Zärtlichkeit und unausſprechlicher Hochſchätzung; „ja, ich weiß Alles, und ich will nicht, daß Du über ein Gefühl errötheſt, das mich ehret, und worauf ich ſtolz bin; ja, ich weiß Alles, und ich denke mit Glück, mit Stolz, daß das beſte, das edelſte Herz auf der Welt, mein geweſen iſt, mein iſt, immer mein ſeyn wird. Ja, Magdalene, überlaſſen wir die Scham den ſchlechten Leidenſchaften; komm, erhebe die Stirne, ſchlage die Augen auf, ſchau mich an, Du weißt ob mein Geſicht jemals gelogen; Du weißt ob jemals eine erheuchelte Gemüthsbewegung darin ſich abgeſpiegelt hat, nun denn, ſchau mich an, ſag' ich Dir, ſchau, und Du wirſt in meinen Zügen leſen, wie ſtolz ich, ja, hörſt Du, Magdalene, wie mit Recht ſtolz ich auf Deine Liebe bin …“

Mayeur, vor Schmerz auſſer ſich, von Beſtürzung vernichtet, hatte bisher nicht gewagt, die Augen zu Agricola aufzuſchlagen; aber die Worte des Hammerſchmides drückten eine ſo innige Ueberzeugung aus; ſeine bebende Stimme offenbarte eine ſo zärtliche Gemüthsbewegung, daß das arme Geſchöpf wider ihren Willen nach und nach ihre Scham entſchwinden ſah, vorzüglich als Agricola mit ſteigender Aufregung beigefügt hatte:

„Geh, beruhige Dich, meine edle und ſanfte Magdalena, wegen dieſer würdigen Liebe, ich werde ihrer werth ſeyn; glaube mir, ſie wird Dir eben ſo viel Glück bereiten, als ſie Dir Thränen bereitet hat. Warum ſollte denn dieſe Liebe fortan für Dich eine Urſache der Entfernung, der Beſtürzung oder der Furcht ſeyn? Was iſt denn die Liebe, ſo wie Dein anbetungswürdiges Herz ſie verſteht? Ein fortwährender Austauſch von Ergebenheit, von Zärtlichkeit, eine innige und erwiederte Hochſchätzung, ein wechſelſeitiges, blindes Vertrauen? Wohlan? Magdalene, dieſe Ergebenheit, dieſe Zärtlichkeit, dieſes Vertrauen, werden wir gegeneinander hegen, ja, mehr noch, als früherhin; bei tauſend Gelegenheiten flößte Dein Geheimniß Dir Furcht, Mißtrauen ein; künftig dagegen wirſt Du mich ſo erfreut ſehen, auf dieſe Art Deinem guten und muthigen Herzen zu genügen, daß Du über all das Glück, welches Du mir bereitet, Dich glücklich fühlen wirſt. Was ich Dir da ſage, iſt egoiſtiſch, es iſt möglich; deſto ſchlimmer! ich kann nicht lügen.“

Je länger der Hammerſchmid ſprach, deſto mehr ermuthigte ſich Mayeux. Sie fürchtete bei der Entdeckung ihres Geheimniſſes vorzüglich, es mit Spott, Geringſchätzung, oder demüthigenden Mitleiden aufgenommen zu ſehen; weit entfernt hievon, prägten ſich die Freude und das Glück in dem männlichen und loyalen Geſichte Agricola's deutlich aus; Mayeux wußte, daß er jeder Verſtellung unfähig ſey; daher rief ſie dießmal ohne Beſtürzung, und vielmehr ſelbſt … mit einer Art von Stolz aus: „Jede aufrichtige und reine Liebe hat alſo das Schöne, das Gute, das Tröſtende, mein Gott! daß ſie zuletzt immer ein rührendes Intereſſe verdient, wenn man ihren erſten Stürmen hat wiederſtehen können! ſie wird ſohin immer ſowohl das Herz ehren, das ſie einflößt, als das Herz, das ſie empfindet. Dank Dir, Agricola, Dank Deinen guten Worten, die mich in meinen eigenen Augen erheben, fühl' ich, daß, anſtatt über dieſe Liebe zu erröthen, ich ihrer mich rühmen darf. Meine Wohlthäterin hat Recht, Du haſt Recht; warum ſoll ich mich alſo ſchämen? Iſt denn meine Liebe nicht heilig und wahr? Immer um Dich ſeyn, Dich lieben, es Dir ſagen, es Dir durch ein allaugenblickliches Wohlwollen beweiſen, was hab' ich mehr gehofft? Und dennoch haben die Scham, die Furcht, vereint mit dem Taumel, den das auf's Höchſte geſtiegene Unglück erregt, mich zum Selbſtmorde getrieben! Darum, ſiehſt Du, mein Freund, muß man dem tödtlichen Mißtrauen eines ſeit ſeiner Kindheit dem Lächerlichen preisgegebenem Geſchöpfes etwas verzeihen. Und dann, endlich ... ſollte dieſes Geheimniß mit mir ſterben, woferne nicht ein unmöglich vorherzuſehender Zufall es Dir entdeckte; dann, in dieſem Falle, Du haſt Recht, hätte ich, meiner ſelbſt gewiß, Deiner gewiß, nichts befürchten ſollen; aber man muß mir Nachſicht ſchenken: Das Mißtrauen, das peinliche Mißtrauen auf ſich, macht leider an Andern zweifeln. Vergeſſen wir dieß Alles. Sieh, Agricola, mein edelmüthiger Bruder, ich will zu Dir ſagen, was Du ſo eben zu mir geſagt haſt: ſchau mich recht an; auch *mein* Geſicht, Du weißt es, hat nie gelogen. Nun denn, ſchau, ſieh, ob meine Augen die Deinigen fliehen; ſieh, ob ich zeitlebens ſo glücklich ausgeſehen habe, und doch wollte ich eben erſt ſterben" Mayeux ſprach die Wahrheit. Agricola ſelbſt hatte keinen ſo raſchen Erfolg ſeiner Worte gehofft; ungeachtet der tiefen Spuren, welche das Elend, der Kummer, die Krankheit, dem Geſichte des jungen Mädchens eingedrückt hatten, ſtrahlte es dennoch von einem Glücke voll Erhabenheit, voll Heiterkeit, während ihre blauen Augen, ſanft und rein, wie ihre Seele, ohne Verlegenheit an jenen Agricola's hingen.

„O! Dank, Dank," rief der Hammerſchmid trunken aus. „Indem ich Dich ſo ruhig, ſo glücklich ſehe, Magdalene, fühle ich Dankbarkeit."

„Ja, ruhig, ja, glücklich," erwiederte Mayeux, „ja, auf immer glücklich; denn nun wirſt Du meine geheimſten Gedanken erfahren, ja glücklich; denn dieſer auf eine ſo traurige Art begonnene Tag, endet wie ein göttlicher Traum; weit entfernt, Furcht zu fühlen, ſchau' ich Dich mit Hoffnung, mit Wonnetrunkenheit an; ich habe meine großmüthige Wohlthäterin wieder gefunden, und bin hinſichtlich der Zukunft meiner armen Schweſter ruhig. O! jetzt gleich, nicht wahr? werden wir ſie beſuchen; denn ſie muß dieſe Freude theilen."

Mayeux war ſo glücklich, daß der Hammerſchmid weder den Muth noch den Willen hatte, ſie vom Tode Cephyſens in Kenntniß zu ſetzen, wovon er ſie ſchonend zu unterrichten gedachte; er antwortete:

„Cephyſe, gerade dadurch, daß ſie kräftiger iſt, als Du, iſt ſo hart erſchüttert worden, daß es vorſichtig ſeyn wird, wie man mir ſo eben geſagt hat, ſie während dieſes ganzen Tages in der größten Ruhe zu laſſen.“

„Ich werde alſo warten; ich kann mich in meiner Ungeduld zerſtreuen; ich habe Dir ſo viel zu ſagen…“

„Liebe und ſanfte Magdalene…“

„Ah! mein Freund,“ rief Mayeux aus, Agricola unterbrechend, und vor Freude weinend, „ich kann Dir nicht ſagen, ſiehſt Du, was ich empfinde, wenn Du mich Magdalene nennſt. Es iſt etwas ſo Sanftes, ſo Süſſes, ſo Wohlthuendes, daß mir das Herz davon ganz fröhlich wird.“

„Das unglückliche Kind hat alſo wohl ſehr gelitten, mein Gott!“ rief der Hammerſchmid mit unausſprechlicher Rührung aus, „daß ſie ſo viel Glück, ſo viel Dankbarkeit fühlt, bei ihrem rechten Namen ſich nennen zu hören.“

„Aber bedenk doch, mein Freund, daß dieſes Wort im Munde ein ganz neues Leben für mich aufthut! Wenn Du die Hoffnungen, die Wonnen kennteſt, die ich in einem Augenblicke für die Zukunft ahne! Wenn Du alle die theuren Sehnſuchtwünſche meiner Zärtlichkeit wüßteſt: Deine Frau, dieſe holdſelige Angele mit ihrem Engelgeſichte und ihrer Engelſeele. O! meinerſeits ſag' ich nun zu Dir: Schau mich an, und Du wirſt ſehen, daß dieſer ſüſſe Name mir ſüß auf den Lippen und im Herzen iſt. Ja, Deine holdſelige und gute Angele wird mich auch Magdalene nennen; und Deine Kinder Agricola, Deine Kinder!! die lieben, kleinen, angebeteten Weſen! auch für ſie werde ich Magdalena ſeyn, ihre gute Magdalene; werden ſie nicht durch die Liebe, die ich für ſie fühle, eben ſo gut mein gehören, als ihrer Mutter? Denn ich verlange meinen Theil an den mütterlichen Sorgen; ſie werden uns dreien gehören, nicht wahr, Agricola. O! laß, laß mich weinen; Eure … laß mich … es iſt ſo gut, Thränen zu weinen, ohne Gram, Thränen, die man nicht verbirgt! Gott ſey geprieſen! Dank Dir, mein Freund, die Quelle dieſer da iſt auf immer verſiegt.“

Seit einigen Augenblicken hatte dieſe rührende Scene einen unſichtbaren Zeugen. Zu bewegt, konnte der Hammerſchmid und Mayeur das auf der Thürſchwelle ſtehende Fräulein von Cardoville nicht bemerken. Wie Mayeur es geſagt, war dieſer mit für Alle traurigen Ausſichten begonnene Tag, für Alle ein Tag unausſprechlicher Glückſeligkeit geworden.

Auch Adriane war vergnügt, Djalma ihr treu geblieben; Djalma liebte ſie leidenſchaftlich. Jener widrige Anſchein, deſſen Getäuſchte und Opfer ſie geweſen, war offenbar ein neues Complott Rodin's, und das Fräulein von Cardoville brauchte nur noch den Zweck dieſer Umtriebe zu entdecken. Eine letzte Freude war ihr vorbehalten. Das Glück betreffend … nichts macht ſo ſcharfſichtig als das Glück! Adriane errieth aus den letzten Worten der Mayeur, daß es zwiſchen der Arbeiterin und dem Hammerſchmide kein Geheimniß mehr gab; daher konnte ſie ſich nicht enthalten, eintretend auszurufen: „Ah! dieſer Tag iſt der ſchönſte meines Lebens; denn ich bin nicht allein die Glückliche."

Agricola und Mayeux wendeten ſich raſch um.

„Mein Fräulein," ſagte der Hammerſchmid, „ungeachtet meines Ihnen gemachten Verſprechens, hab' ich Magdalenen nicht verhehlen können, daß ich wüßte, daß ſie mich liebte."

„Nun, da ich ob dieſer Liebe vor Agricola nicht mehr erröthe, wie ſollte ich vor Ihnen darob erröthen, mein Fräulein, vor Ihnen, die Sie eben erſt noch zu mir ſagten: „„Seyen Sie ſtolz auf dieſe Liebe; denn ſie iſt edel und rein?" ſagte Mayeux, und das Glück gab ihr die Kraft, aufzuſtehen, und ſich auf Agricola's Arm zu ſtützen.

„Recht! recht! meine Freundin," erwiederte ihr Adriane, indem ſie zu ihr ging, und ſie mit einem Arme umſchlang, um ſie zu ſtützen, „daher nur ein Wort um eine Indiscretion zu entſchuldigen, die Sie mir zum Vorwurfe machen könnten. Wenn ich Herrn Agricola Ihr Geheimniß geſagt habe..."

„Weißt Du warum, Magdalene?" rief der Hammerſchmid aus, Adrianen unterbrechend. „Wieder ein Beweis jener zartſinnigen Herzensgroßmuth, die ſich bei dem Fräulein niemals verläugnet. „„Ich war lange unſchlüſſig, Ihnen dieſes Geheimniß anzuvertrauen,"" hat ſie heute früh zu mir geſagt, „„aber ich entſchließe mich dazu; wir wollen Ihre Adoptivſchweſter aufſuchen; Sie benehmen ſich gegen ſie, wie der beſte Bruder; aber ohne es zu wiſſen, ohne daran zu denken, kränkten

Sie ſie ſehr oft ſchmerzlich; nun kennen Sie ihr Geheimniß; ich verlaſſe mich auf Ihr Herz, das es getreulich bewahren wird, um dieſem armen Kinde tauſend Leiden zu erſparen, um ſo bittere Leiden, da ſie von Ihnen kommen, und ſie ſchweigend leiden muß. Alſo, wenn Sie mit ihr von Ihrer Frau, von Ihrem Glücke ſprechen werden, thun ſie es mit genügender Schonung, um dieſes edle, gute und zärtliche Herz nicht zu verletzen.““ Ja, Magdalene, dieß iſt die Urſache, weßwegen das Fräulein das begangen hat, was ſie eine Indiscretion nennt.“

„Die Worte fehlen mir, mein Fräulein, um Ihnen wieder und immer zu danken,“ ſagte Mayeux.

„Erſehen Sie daraus ein wenig,“ verſetzte Adriane, „wie ſehr die Ränke der Böſen oft gegen ſie ſich kehren; man fürchtete Ihre Ergebenheit für mich, man hatte jener unglücklichen Florine aufgetragen, Ihnen Ihr Tagebuch zu rauben.“

„Um mich zu zwingen, aus Scham Ihr Haus zu verlaſſen, mein Fräulein, wenn ich meine geheimſten Gedanken den Spötteleien Aller preisgegeben wüßte. Jetzt zweifle ich nicht daran,“ ſagte die Mayeux.

„Und Sie haben Recht, mein Kind. Nun denn! dieſe ſchreckliche Bosheit, nahe daran, Ihren Tod zu veranlaſſen, ſchlägt zur Zeit zur Beſtürzung der Böſen aus; ihr Complott iſt enthüllt, dieſes, und zum Glücke vieles Andere,“ ſagte Adriane, an Rose-Pompon denkend. Dann fuhr ſie mit inniger Freude fort: „Endlich ſind wir vereinigter, glücklicher, als jemals, und finden in unſerem Glücke ſelbſt neue Kräfte gegen unſere Feinde, ich ſage unſere Feinde; denn Alles, was mich liebt, iſt jenen Elenden verhaßt; aber, Muth! die Stunde hat geſchlagen, die Reihe wird an die Muthigen kommen."

„Gott ſey Dank! mein Fräulein," ſagte der Hammerſchmid, „und was mich betrifft, fehlt mir der Eifer nicht; welches Glück, ihnen ihre Maske abzureiſſen!"

„Laſſen Sie mich erinnern, Herr Agricola, daß Sie morgen eine Unterredung mit Herrn Hardy haben."

„Ich hab' es eben ſo wenig vergeſſen, mein Fräulein, als Ihre großmüthigen Anerbietungen."

„Das iſt ganz natürlich; er gehört zu den Meinigen; wiederholen Sie ihm wohl, was ich ihm übrigens heute Abend ſchreiben will, daß alle Gelder, die ihm zur Wiederherſtellung ſeiner Fabrik nöthig ſind, ihm zur Verfügung ſtehen; ich ſpreche nicht bloß ſeinetwegen ſo, ſondern in Berückſichtigung von hundert, auf eine prekäre Exiſtenz beſchränkten Familien. Vorzüglich bitten Sie ihn dringend, möglichſt bald das traurige Haus zu verlaſſen, wohin er geführt wurde; aus tauſend Gründen ſoll er Allem mißtrauen, was ihn umgibt."

„Seyen Sie ruhig, mein Fräulein, der Brief, den er mir in Erwiederung desjenigen geſchrieben, welchen ihm heimlich zuſtellen zu laſſen mir gelungen, war kurz, wohlwollend, obgleich ſehr traurig; er bewilligt mir eine Unterredung; ich bin überzeugt, ihn zum Entſchluſſe zu bringen, jenen traurigen Aufenthalt zu verlaſſen, und ihn vielleicht mit mir fortzunehmen; er hat immer ſo viel Vertrauen auf meine Ergebenheit gehabt!"

„Auf, guten Muth, Herr Agricola," ſagte Adriane, indem ſie ihren Mantel um die Schultern der Mayeux ſchlang, und ſie ſorgfältig einhüllte: „Gehen wir; denn es iſt ſchon ſpät. Sobald wir in meinem Hauſe angekommen ſind, werde ich Ihnen einen Brief für Herrn Hardy geben, und morgen werden Sie kommen, nicht wahr? um mir den Erfolg Ihres Beſuches zu erzählen." Dann, ſich beſinnend, erröthete Adriane leicht, und ſagte: „Nein, morgen nicht. Schreiben Sie mir bloß, und übermorgen, gegen Mittag, kommen Sie." Einige Augenblicke darnach, als die junge Arbeiterin, von Agricola und Adrianen geſtützt, die Treppe des traurigen Hauſes hinabgegangen, und mit dem Fräulein von Cardoville in den Wagen geſtiegen war, verlangte ſie auf das Dringendſte, Cephyſen zu beſuchen; vergebens hatte Agricola der Mayeux geantwortet, daß dieß unmöglich wäre, und daß ſie dieſelbe am folgenden Tage ſehen würde .....

Dank den von Rose-Pompon ihr gegebenen Aufſchlüſſen, glaubte das Fräulein von Cardoville, mit Recht Allem mißtrauend, was Djalma umgab, das Mittel gefunden zu haben, einen Brief von ihr noch am nämlichen Abende und ſicher in die Hände des Prinzen übergeben zu laſſen.

Zweites Kapitel.

Die beiden Wagen.

Es iſt gerade der Abend des Tages, an welchem das Fräulein von Cardoville den Selbſtmord der Mayeux verhindert hat. Eilf Uhr ſchlägt's, es iſt tiefe Nacht; der Wind brauſet heftig, und peitſcht große, ſchwarze Wolken, die den bleichen Schimmer des Mondes unterbrechen. — Ein Fiaker fährt langſam, mühſam, im Schritte ſeiner athemloſen Pferde, den Abhang der Straße Blanche hinan, der bei den Zugängen der Barrière ziemlich jähe iſt, nicht weit von welcher das von Djalma bewohnte Haus liegt. Der Wagen hält. Der Kutſcher, über die Länge einer endloſen Fahrt fluchend, wendet ſich, nach vollbrachter ſchwieriger Auffahrt, auf ſeinem Sitze um, neigt ſich gegen das Kutſchenglas des Vordertheiles des Wagens, und ſagt zu der Perſon, die er führte, mit mürriſchem Tone: „Ah doch! ſind wir da an Ort und Stelle? Von der Höhe der Straße Vaugirard bis zur Barrière Blanche kann's für eine Reiſe gelten, beſonders in ſo finſterer Nacht, daß man nicht vier Schritte vor ſich hinſieht, weil man die Straſſenlaternen wegen des Mondſcheines nicht anzündet … der nicht ſcheint.“

„Suchen Sie eine kleine Thüre mit einem Schirm-Dache, gehen Sie etwa zwanzig Schritte an ihr vorüber, und dann bleiben Sie ſtehen … die Mauer entlang," erwiederte eine kreiſchende und ungeduldige Stimme mit einem höchſt merkbaren italieniſchen Accente.

„Das iſt ein deutſcher Wicht, der mich zu einer Schindmähre abrackern wird," dachte der zornige Kutſcher bei ſich, und fügte dann bei: „Aber tauſend Donner, da ich Ihnen ſage, daß man nichts ſieht, wie zum Teufel wollen Sie, daß ich Ihre kleine Thüre ſehen ſoll?"

„Sie haben alſo nicht die geringſte Intelligenz? . . . Gehen Sie die Mauer rechts entlang, ſo daß Sie anſtreifen, das Licht Ihrer Laternen wird Ihnen helfen, . . . und Sie werden leicht jene kleine Thüre finden; ſie kommt nach der Nummer 50. Wenn Sie ſie nicht finden, ſo müſſen Sie betrunken ſeyn," erwiederte mit ſteigendem Unwillen die Stimme mit dem italieniſchen Accente.

Statt aller Antwort fluchte der Kutſcher, wie ein Heide, und peitſchte ſeine erſchöpften Pferde; dann riß er, dicht an der Mauer hinfahrend, ſeine Augen auf, um mit Hülfe des Schimmers ſeiner Laternen die Nummern der Straße zu leſen. Nach einigen Momenten der Fahrt hielt der Wagen wieder ſtill. „Ich bin an der Nummer 50 vorbeigefahren, und hier iſt eine kleine Thüre mit einem Schirmdache," ſagte der Kutſcher; „Iſt's dieſe da?"

„Ja," verſetzte die Stimme. „Nun fahren Sie noch etwa zwanzig Schritte vorwärts, und dann halten Sie."

„Wohlan, auch gut."

„Hernach werden Sie von Ihrem Sitze herabſteigen, und an die Thüre, an welcher wir vorbeigefahren ſind, zweimal drei Schläge thun. Sie verſtehen mich wohl? Zweimal drei Schläge?“

„Das iſt alſo das Trinkgeld, das Sie mir geben,“ rief der Kutſcher erbittert aus.

„Wenn Sie mich in die Vorſtadt Saint-Germain werden zurückgeführt haben, wo ich wohne, ſollen Sie ein gutes Trinkgeld bekommen, wenn Sie Ihre Sache gut machen.“

„Gut ... nun in die Vorſtadt Saint-Germain ... Sonſt nichts zu guter Letzt, Dank!“ ſagte der Kutſcher mit verhaltenem Zorne. „Ich, der ich meine Pferde außer Athem gehetzt hatte, um auf dem Boulevard am Ausgange des Schauſpiels zu ſeyn ...“ Dann machte er eine gute Miene zum böſen Spiele, und fuhr fort, auf die Entſchädigung des Trinkgeldes rechnend: „Ich werde alſo ſechs Schläge an die kleine Thüre thun.“

„Ja, zuerſt drei Schläge, dann eine Pauſe, dann wieder drei Schläge. Verſtehen Sie?“

„Und hernach?“

„Werden Sie zu der öffnenden Perſon ſagen: „„Man erwartet Sie,““ und werden dieſelbe hierher an den Wagen führen.“

„Daß Dich der Teufel hole,“ ſagte der Kutſcher, auf ſeinem Sitze ſich umwendend, und ſetzte, auf ſeine Pferde hauend, hinzu: „Dieſer deutſche Lump da hat Umtriebe mit den Freimaurern, oder vielleicht gar mit den Schmugglern, in Betracht, daß wir nahe bei der

Barrière ſind; er verdiente wohl, daß ich ihn angäbe, weil er mich von der Straße Vaugirard daher gefoppt hat.“

Etwa zwanzig Schritte jenſeits der kleinen Thüre hielt der Wagen wieder; der Kutſcher ſtieg von ſeinem Sitze herab, die erhaltenen Befehle zu vollziehen. Bald bei der kleinen Thüre angelangt, klopfte er an dieſelbe, wie es ihm anbefohlen war, indem er zuerſt drei Schläge, dann, nach einer Pauſe, drei andere Schläge that. — Einige minder undurchſichtige, minder dunkle Wolken, als jene, die bisher die Mondſcheibe verfinſtert hatten, bildeten eben eine Helle, und als auf das gegebene Zeichen die Thüre aufging, ſah der Kutſcher einen Mann von mittlerer Größe heraustreten, in einen Mantel gehüllt, und eine farbige Mütze auf dem Kopfe. Dieſer Mann machte zwei Schritte in die Straße, nachdem er die Thüre mit dem Schlüſſel zugeſperrt hatte.

„Man erwartet Sie,“ ſagte der Kutſcher zu ihm, „ich werde Sie an den Wagen führen.“

Und dem Manne im Mantel vorausgehend, der ihm mit einem Nicken des Kopfes geantwortet hatte, führte er ihn zum Fiaker. Er ſchickte ſich an, den Kutſchenſchlag zu öffnen, und den Antritt herabzulaſſen, als die Stimme im Innern ausrief: „Das iſt überflüßig, der Herr wird nicht einſteigen, ich werde durch den Kutſchenſchlag mit ihm ſprechen; man wird es Ihnen ſagen, wenn fortgefahren werden muß.“

„Inzwiſchen werde ich Zeit haben, Dich zu allen

Teufeln zu ſchicken," murmelte der Kutſcher; „dieß wird mich aber nicht hindern, ſpazieren zu gehen, um meine Beine wieder gelenk zu machen." Und er begann nach der Länge und nach der Breite zu gehen, die Mauer entlang, in welcher die kleine Thüre angebracht war. Nach einigen Sekunden hörte er das ferne und immer näher kommende Rollen eines Wagens, der, raſch die Auffahrt erklimmend, in einiger Entfernung und dieſſeits der Gartenthüre hielt.

„Sieh! ein bürgerlicher Wagen," ſagte der Kutſcher, „tüchtige Pferde, gerade ſo, um über dieſe kleine ſteile Anhöhe der Straſſe Blanche in dieſem Trabe heraufzufahren." Der Kutſcher endigte dieſe Betrachtung, als er, von einer momentanen Helle begünſtiget, einen Mann aus dieſem Wagen ſteigen, ſchnell vorwärts gehen, einen Augenblick bei der kleinen Thüre verweilen, ſie öffnen, eintreten, und nachdem er ſie hinter ſich verſchloſſen, verſchwinden ſah.

„Ei, ei, dieß verwickelt ſich," ſagte der Kutſcher; „der Eine iſt herausgegangen, und da geht ein Anderer hinein." Dieß ſagend, ging er auf den Wagen zu; er war mit zwei ſchönen und feurigen Pferden glänzend beſpannt; der Kutſcher, unbeweglich in ſeinem Karrike mit zehn Krägen, hielt ſeine Peitſche in die Höhe gerichtet, den Stiel auf ſein rechtes Knie geſtützt, wie ſich's geziemt. „Das iſt ein Hundswetter, um ſo herrliche Pferde, wie die Ihrigen, Kamerad, lange ſtehen zu laſſen," ſagte der geringe Flakerkutſcher zu dem bürgerlichen Automedon *), der ſtumm und unempfindſam blieb, ohne nur zu vermuthen zu ſcheinen, daß daß man mit ihm ſpreche.

„Er verſteht nicht Franzöſiſch, er iſt ein Engländer, das kennt man gleich an ſeinen Pferden,“ ſagte der Kutſcher, auf ſolche Art dieſe Stille unterbrechend; als er dann einige Schritte weiter einen rieſigen Livréebedienten zu Fuß am Kutſchenſchlage ſtehen ſah, angethan mit einem langen und weiten gelblich-grauen Livréeoberrocke mit hellblauem Kragen und ſilbernen Knöpfen, ſagte der Kutſcher zu ihm entſchädigungsweiſe, und ohne ſeine Anſprache viel zu ändern: „Das iſt ein Hundswetter, um lange zu ſtehen, Kamerad.“

Das nämliche unſtörbare Schweigen von Seite des Livrèebedienten zu Fuß. Das ſind zwei Engländer,“ fuhr der Kutſcher philoſophiſch fort, und obwohl über den Umſtand mit der kleinen Thüre ſehr erſtaunt, begann er ſeinen Spaziergang wieder, ſeinem Fiakerwagen ſich nähernd.

Während das eben Erwähnte geſchah, fuhren der Mann im Mantel und der Mann mit dem italieniſchen Accente in ihrer Unterredung fort, der Eine immer im Wagen, der Andere drauſſen ſtehend, die Hand auf den Rand des Kutſchenſchlages geſtützt. Die Unterhaltung währte ſeit einiger Zeit, und wurde in italieniſcher Sprache gehalten; es handelte ſich um eine abweſende

---

*) 1. Der Kutſcher des Achilles; 2. jeder Kutſcher.
D. Ueb.

Perſon, wie man aus den folgenden Worten ſchließen wird: „Alſo,“ ſagte die Stimme, die aus dem Fiakerwagen kam, „es bleibt dabei?“

„Ja, Monſeigneur,“ erwiederte der Mann im Mantel, „aber nur in dem Falle, wenn der Adler eine Schlange werden würde.“

„Und im entgegengeſetzten Falle, ſobald als Sie die andere Hälfte des Ihnen von mir gegebenen, elfenbeinernen Crucifixes erhalten werden.“

„Ich werde wiſſen, was dieß zu bedeuten hat, Monſeigneur.“

„Fahren Sie immer fort, ſein Vertrauen zu verdienen und zu bewahren.“

„Ich werde es verdienen, ich werde es bewahren, Monſeigneur, weil ich dieſen Mann bewundere und achte, der durch Geiſt, Muth und Willen ſtärker iſt, als die mächtigſten Männer auf Erden. Ich habe mich mit Demuth vor ihn hingekniet, wie vor einem von jenen drei finſteren Abgöttern, die zwiſchen Bohwanie und ihren Anbetern ſind; denn für ihn, wie für mich, iſt es Gewiſſensſache, das Leben in Nichts zu verwandeln.“

„Hm, hm,“ entgegnete die Stimme mit einem ziemlich verlegenen Tone, „das ſind unnütze und ungenaue Vergleichungen. Denken ſie bloß daran, ihm zu gehorchen, ohne über Ihren Gehorſam zu vernünfteln.“

„Er ſpreche, und ich handle; ich bin unter ſeinen Händen wie eine Leiche, nach ſeinem Lieblingsausdrucke. Er hat meine Ergebenheit geſehen, und ſieht ſie täglich durch die Dienſte, die ich ihm bei dem Prinzen Djalma leiſte. Würde er zu mir ſagen: Tödte, obgleich er ein Königsſohn…“

„Hegen Sie doch, um Gotteswillen, keine ſolche Gedanken!“ rief die Stimme aus, den Mann im Mantel unterbrechend. „Gott ſey Dank, ſolche Beweiſe von Unterwürfigkeit wird man nie von Ihnen verlangen.“

„Was man mir befiehlt, thu' ich. Bohwanie ſieht auf mich.“

„Ich zweifle an Ihrem Eifer nicht, ich weiß, daß Sie eine lebendige und intelligente, zwiſchen den Prinzen und ſehr ſträfliche Intereſſen geſtellte Schranke ſind, und weil man mir Ihren Eifer, Ihre Gewandtheit dieſen jungen Indier zu überliſten, gerühmt hat, und vorzüglich wegen Ihrer blinden Ergebenheit im Vollzuge Ihnen ertheilter Befehle, hab' ich Sie von Allem unterrichten wollen. Sie ſind jenem fanatiſch zugethan, dem Sie dienen, das iſt gut… der Menſch ſoll der gehorchende Sclave des Gottes ſeyn, den er ſich wählt.“

„Ja, Monſeigneur, ſo lange der Gott… Gott bleibt.“

„Wir verſtehen uns vollkommen. Was Ihre Belohnung betrifft, kennen Sie meine Verheißungen.“

„Meine Belohnung hab' ich ſchon, Monſeigneur.“

„Wie ſo?“

„Ich bin mit mir im Reinen.“

„Gut, hinſichtlich des Geheimniſſes.“

„Sie haben Bürgſchaften, Monſeigneur.“

„Ja, genügende.“

„Und übrigens bürgt Ihnen das Intereſſe der Sache, welcher ich diene, für meinen Eifer und meine Verſchwiegenheit, Monſeigneur.“

„Es iſt wahr, Sie ſind ein Mann von feſter und glühender Ueberzeugung.“

„Ich ſtrebe darnach, Monſeigneur.“

„Und vor allen Dingen ſehr religiös, aus Ihrem Geſichtspunkte. Nun aber iſt es, bei der herrſchenden Gottloſigkeit, ſchon ſehr löblich, in dieſen Sachen auch nur irgend einen Geſichtspunkt zu haben, und insbeſondere, da Sie von Ihrem Geſichtspunkte aus Ihren Beiſtand mir zuſichern können.“

„Ich ſichere Ihnen denſelben zu, Monſeigneur, aus dem nämlichen Grunde, aus welchem ein unerſchrockener Jäger einen Schakal zehn Füchſen vorzieht, einen Tiger zehn Schakalen, einen Löwen zehn Tigern, und Ouelmis zehn Löwen.

„Was iſt Ouelmis?“

„Es iſt, was der Geiſt für die Materie iſt, die Klinge für die Scheide, der Duft für die Blume, der Kopf für den Leib.“

„Ich begreife; nie war eine Vergleichung paſſender. Sie ſind ein Mann von guter Beurtheilung. Gedenken Sie immer deſſen, was Sie mir ſo eben geſagt haben, und machen Sie ſich des Vertrauens Ihres Abgottes, Ihres Gottes, immer würdiger.“

„Wird er bald im Stande ſeyn, mich anzuhören, Monſeigneur?“

„In zwei oder drei Tagen längſtens: geſtern hat eine providentielle Criſis ihn gerettet, und er iſt mit einem ſo energiſchen Willen begabt, daß ſeine Heilung ſehr ſchnell erfolgen wird.“

„Werden Sie ihn morgen wieder ſehen, Monſeigneur?“

„Ja, vor meiner Abreiſe, um ihm mein Lebewohl zu ſagen.“

„Dann ſagen Sie ihm dieß, was ſonderbar iſt, und wovon ich ihn nicht in Kenntniß ſetzen konnte; denn es iſt geſtern geſchehen.“

„Sprechen Sie.“

„Ich war in den Garten der Todten gegangen... überall Leichenbegängniſſe, brennende Fackeln inmitten der finſtern Nacht die Gräber erleuchtend. Bohwanie lächelte in ihrem Ebenholzhimmel. An dieſe heilige Gottheit des Nichts denkend, ſah ich mit Freude einen mit Särgen angefüllten Wagen leeren. Die ungeheure Grube gähnte wie ein Höllenſchlund; man warf Todte nach Todten hinein; ſie gähnte immer noch. Plötzlich ſeh' ich neben mir, bei dem Schimmer einer Fackel, einen Greis; er weinte; dieſer Greis... ich hatte ihn ſchon geſehen... iſt ein Jude; er iſt Wächter jenes Hauſes in der Straße Saint-François, das ſie kennen.“

Und der Mann im Mantel ſchauderte und hielt ein.

„Ja, ich kenn's, aber was fehlt Ihnen, daß Sie ſich ſo unterbrechen?“

„Weil in jenem Hauſe ſeit hundertfünfzig Jahren das Porträt eines Mannes ſich befindet, eines Mannes, den ich früher tief in Indien, an den Ufern des Ganges getroffen habe.“ Und der Mann im Mantel konnte ſich nicht enthalten, wieder zu ſchaudern und einzuhalten.

„Eine auffallende Aehnlichkeit, ohne Zweifel?“

„Ja Monſeigneur, eine auffallende Aehnlichkeit; weiter nichts.“

„Nun, dieſer alte Jude, dieſer alte Jude?“

„Ich bin bei ihm, Monſeigneur; immer weinend hat er zu dem Todtengräber geſagt: „Wohlan! der „Sarg? Sie hatten Recht; ich hab' ihn in der zweiten „Reihe der andern Grube gefunden,“ hat der Todtengräber geantwortet; „er trug wohl als Zeichen ein „aus ſieben ſchwarzen Punkten geformtes Kreuz. Aber „wie haben Sie ſowohl den Platz als das Zeichen die„ſes Sarges wiſſen können? Ach! es liegt Ihnen we„nig daran,“ hat der alte Jude mit gramvoller Traurigkeit geſagt. „Sie ſehen, daß ich nur zu gut unter„richtet bin; wo iſt der Sarg? Hinter dem großen „Leichenſteine von ſchwarzem Marmor, den Sie gut „wiſſen; er iſt der Erde gleich verſteckt; aber eilen Sie „ſchnell. Mitten im Tumulte wird man nichts bemer„ken,“ hat der Todtengräber erwiedert. „Sie haben „mich gut bezahlt; ich wünſche, daß Ihnen gelinge, „was Sie thun wollen.“

„Und was hat dieſer alte Jude mit dem mit ſieben ſchwarzen Punkten bezeichneten Sarge gethan?“

„Zwei Männer begleiteten ihn, Monſeigneur, die eine mit Vorhängen verſehene Tragbahre trugen; er hat eine Laterne angezündet, und, von jenen zwei Männern gefolgt, ſich nach dem vom Todtengräber bezeichneten Platze begeben. Wegen eines Gedränges von Leichenwagen verlor ich den alten Juden aus den Augen, deſſen Fährte ich durch die Grabſteine nachgeſchlichen; es war mir jedoch unmöglich, ihn wieder zu finden.“

„Das iſt ſonderbar, in der That; was wollte der Jude mit dieſem Sarge machen?“

„Man ſagt, daß ſie Leichen gebrauchen, um magiſche Zaubermittel zu bereiten, Monſeigneur.“

„Dieſe Ungläubigen ſind Alles fähig, ſelbſt des Verkehres mit dem Feinde der Menſchen. Uebrigens wird man darauf bedacht ſeyn; dieſe Entdeckung iſt vielleicht wichtig.“ In dieſem Augenblicke ſchlug es in der Ferne Mitternacht. „Mitternacht! ſchon?“

„Ja, Monſeigneur.“

„Ich muß fort. Adieu. Alſo, zum letztenmale, Sie geloben es mir: wenn der verabredete Umſtand eintritt, werden Sie, ſobald Sie die andere Hälfte des elfenbeinernen Crucifixes, das ich Ihnen erſt gegeben habe, erhalten werden, Ihr Verſprechen erfüllen?“

„Ich hab’ es Ihnen bei Bohwanie geſchworen, Monſeigneur.“

„Vergeſſen Sie auch nicht, daß, zur größeren Sicherheit, die Perſon, welche Ihnen die andere Hälfte des Crucifixes zuſtellen wird, Ihnen ſagen muß ... Ei, was muß ſie Ihnen denn ſagen? Erinnern Sie ſich?“

„Sie wird mir ſagen müſſen, Monſeigneur: Vom Becher bis zu den Lippen iſt es weit.“

„Sehr gut. Adieu. Geheimniß und Treue.“

„Geheimniß und Treue, Monſeigneur,“ erwiederte der Mann im Mantel.

Einige Sekunden darnach ſetzte ſich der Fiaker wieder in Marſch, und führte den Cardinal Malipierri fort. Er war Derjenige, der mit dem Manne im Mantel ſprach. Dieſer Letztere (man hat ohne Zweifel Faringhea erkannt) ging wieder zur kleinen Gartenthüre des von Djalma bewohnten Hauſes. Im Momente, da er den Schlüſſel in das Schloß ſtecken wollte, ſah er zu ſeinem größten Erſtaunen die Thüre vor ihm aufgehen, und einen Mann heraustreten. Faringhea ſtürzte ſich auf dieſen Unbekannten, faßte ihn heftig am Kragen, und rief aus: „Wer ſind Sie? Woher kommen Sie?“

Ohne Zweifel fand der Unbekannte den Ton, womit dieſe Frage an ihn geſtellt ward, ſehr wenig beruhigend; denn anſtatt zu antworten, bot er alle ſeine Kräfte auf, ſich vom Griffe Faringhea's loszumachen, indem er mit wiederhallender Stimme ſchrie: „Pierre! zu mir her!“ Alſogleich kam der Wagen, der einige Schritte entfernt hielt, im ſcharfen Trabe herbei. — Pierre, der rieſige Livréebediente zu Fuß, packte den Meſtizen bei den Schultern, ſchleuderte ihn einige Schritte zurück, und bewerkſtelligte ſo eine dem Unbekannten ſehr nützliche Ablenkung.

„Nun, mein Herr,“ ſagte dieſer zu Faringhea, ſeine

Kleider wieder in Ordnung bringend, immer unter dem Schutze des Rieſen, „bin ich im Stande, Ihre Fragen zu beantworten, obgleich Sie mit einer alten Bekanntſchaft ſehr grob umgingen. Ja, ich bin Herr Dupont, Exverwalter des Landgutes Cardoville, woraus zu erſehen iſt, daß ich es bin, der Sie hat wieder herausfiſchen helfen, als das Schiff ſcheiterte, auf dem Sie ſich befanden.“

In der That erkannte der Meſtize, an dem lebhaften Schimmer der beiden Laternen, das gute und ehrliche Geſicht des Herrn Dupont, ehedem Verwalter, und nun, wie ſchon geſagt, Hausintendant des Fräuleins von Cardoville. Man hat vielleicht nicht vergeſſen, daß es Herr Dupont war, der zuerſt an das Fräulein von Cardoville ſchrieb, um ihre Theilnahme zu Gunſten Djalma's anzuſprechen, den eine während des Schiffbruches erhaltene Wunde im Schloſſe Cardoville zurückhielt.

„Aber, mein Herr, was haben Sie hier zu thun? Warum ſchleichen Sie auf ſolche Art heimlich in dieſes Haus?“ fragte Faringhea mit einem heftigen und argwöhniſchen Tone.

„Ich will Ihnen bemerken, daß in meinem Benehmen durchaus nichts Heimliches liege; ich komme hierher in einem Wagen mit der Livrée des Fräuleins von Cardoville, meiner lieben und würdigen Gebieterin, von ihr ſehr ſichtbarlich, ſehr offenkundig beauftragt, einen Brief von ihr dem Prinzen Djalma, ihrem Vetter, zu übergeben,“ antwortete Herr Dupont mit Würde.

Bei dieſen Worten bebte Faringhea vor ſtummer Wuth, und entgegnete: „Und warum, mein Herr, kommen Sie zu ſo ſpäter Stunde? Warum ſchleichen Sie durch dieſe kleine Thüre?“

„Ich komme zu dieſer Stunde, mein werther Herr, weil dieß der Befehl des Fräuleins von Cardoville iſt, und ich bin durch dieſe kleine Thüre eingetreten, weil man füglich glauben darf, daß es, hätt' ich an die große Thüre mich gewendet, mir unmöglich geweſen wäre, zum Prinzen zu gelangen.“

„Sie irren ſich, mein Herr,“ antwortete der Meſtize.

„Es iſt möglich; aber da man wußte, daß der Prinz faſt gewöhnlich einen großen Theil der Nacht in dem kleinen Salon zubringe, der an das Treibhaus ſtoßt, in welches dieſe Thüre führt, und zu der das Fräulein von Cardoville, ſeitdem ſie dieſes Haus gemiethet, einen Doppelſchlüſſel behalten hat, war ich ſo ziemlich überzeugt, dieſen Weg nehmend, in die Hände des Prinzen den Brief des Fräuleins von Cardoville, ſeiner Couſine, legen zu können, und dieß hab' ich zu thun die Ehre gehabt, mein werther Herr, und ich bin von dem Wohlwollen tief gerührt geweſen, womit der Prinz mich zu empfangen, und ſogar meiner ſich zu erinnern geruht hat.“

„Und wer, mein Herr, hat Sie von den Gewohnheiten des Prinzen ſo gut unterrichtet?“ fragte Faringhea, der ſeinen grimmigen Aerger nicht bewältigen konnte.

„Wenn ich auch über ſeine Gewohnheiten genaue Aufſchlüſſe erhalten habe, mein werther Herr, ſo bin ich doch über die Ihrigen nicht eben ſo gut unterrichtet worden,“ antwortete Dupont mit einer ziemlich ſpöttiſchen Miene; „denn ich verſichere Ihnen, daß ich eben ſo wenig darauf rechnete, Ihnen auf dieſem Wege zu begegnen, als Sie mich da zu ſehen erwarteten.“ Dieß ſagend, machte Herr Dupont dem Meſtizen eine ziemlich höhniſche Verbeugung, und ſtieg wieder in den Wagen, der ſich raſch entfernte, indem er Faringhea eben ſo verblüfft als ergrimmt zurückließ.

Drittes Kapitel.

Das Rendez-vous.

Am folgenden Tage nach der von Dupont bei Djalma vollzogenen Sendung, ging dieſer mit ungeduldigen und haſtigen Schritten in dem kleinen indiſchen Salon der Straße Blanche auf und ab; dieſes Gemach ſtieß, wie man weiß, an das Treibhaus, worin Adriane ihm zum Erſtenmale erſchienen war. Er hatte ſich, zur Erinnerung an jenen Tag, ſo kleiden wollen, wie zur Zeit jener Unterredung; er trug alſo eine Tunika von weißem Cachemir mit einem kirſchrothen Turban und einem Gürtel von gleicher Farbe; ſeine Kamaſchen von hochroſenrothem Sammet, ſilbergeſtickt, prägten die zarte und reine Rundung ſeines Beines ab, und ſchnitten ſich auf einem kleinen Pantoffel von weißem Merokin bogenförmig aus. Das Glück hat auf junge, lebhafte und glühende Naturen eine ſo augenblickliche, und ſo zu ſagen ſo materielle Wirkung, daß Djalma, am Tage vorher noch düſter, niedergeſchlagen, verzweifelt, nicht mehr zu kennen war. Nichts Bleifärbiges trübte mehr das blaſſe Gold ſeines matten und durchſichtigen Teints. Seine großen Augenſterne, vor Kurzem noch verſchleiert, wie es ſchwarze Diamanten durch einen feuchten Dunſt wären, funkelten nun mit ſüſſem Glanze in ihrer perlmutterartigen Schale; ſeine lange bleich geweſenen Lippen hatten wieder eine ſo lebhafte, ſo dunkelrothe Farbe bekommen, wie die ſchönſten Purpurblumen ſeiner Heimath.

Erſt, ſeinen haſtigen Gang unterbrechend, blieb er plötzlich ſtehen, zog aus ſeinem Buſen ein kleines, ſorgfältig zuſammengelegtes Papier, und drückte es mit raſender Wonnetrunkenheit an ſeine Lippen; dann, unfähig, die Aufſchwünge ſeines Glückes zu verhalten, entſchlüpfte ſeiner Bruſt eine Art männlichen und ſonoren Freudenſchreies, und mit einem Sprunge ſtand der Prinz vor dem Spiegelglaſe ohne Folie, das den Salon vom Treibhauſe trennte, worin er das Fräulein von Cardoville zum Erſtenmale geſehen hatte. Sonderbare Macht der Erinnerung, wunderſame Viſion eines von einem einzigen, fixen, unabläſſigen Gedanken beherrſchten, überwältigten Geiſtes; oft hatte er Adrianens anbetungswürdiges Bild durch dieſe Kryſtallfläche ihm erſcheinen zu ſehen geglaubt, oder vielmehr es wirklich geſehen; ja noch mehr, die Täuſchung war ſo vollſtändig geweſen, daß er, die Augen ſtarr auf die von ihm gebannte Erſcheinung heftend, mittelſt eines in Carmin getauchten Pinſels *) den Schattenriß des idealen Antlitzes, welches die Schwärmerei ſeiner Phantaſie ſeinem Blicke vergegenwärtigte, mit erſtaunlicher Genauigkeit hatte nachbilden können. Vor dieſen holdſeligen, vom lebhafteſten Carmin gehobenen Linien ſtand Djalma in tiefer Betrachtung, nachdem er den am Vorabende aus Dupont's Händen erhaltenen Brief geleſen und wieder geleſen, und zwanzigmal an ſeine Lippen gedrückt und wieder gedrückt hatte.

Djalma war nicht allein. Faringhea folgte allen Bewegungen des Prinzen mit einem liſtigen, aufmerkſamen und düſteren Blicke; ehrerbietig in einer Ecke des Salons ſtehend, ſchien der Meſtize beſchäftiget, Djalma's Bedej zu entfalten und auszubreiten, eine Art von Burnous indiſchen Stoffes, ein leichtes und ſeidenartiges Gewebe, deſſen brauner Grund unter Gold- und Silber-Stickereien von auserleſener Zartheit faſt gänzlich verſchwand. Das Geſicht des Meſtizen war ſorgenvoll, finſter. Er konnte ſich hierin nicht irren: nur der Brief des Fräuleins von Cardoville, Djalma am Vorabende von Herrn Dupont zugeſtellt, mußte ſeine Wonnetrunkenheit veranlaſſen; denn ohne Zweifel wußte er

---

*) Einige Kunſtliebhaber beſitzen derlei Skizzen, Produkte indiſcher Kunſt, von urſprünglicher Naivität.

E. S.

ſich geliebt; im dieſem Falle beunruhigte ihn ſehr ſein hartnäckiges Schweigen gegen Faringhea, ſeitdem dieſer in den Salon getreten war, und er wußte es ſich nicht zu deuten.

Am Vorabende war der Meſtize, nachdem er den Herrn Dupont in einem Zuſtande leicht begreiflicher Angſt verlaſſen hatte, eilig zum Prinzen zurückgekehrt, um die vom Briefe des Fräuleins von Cardoville hervorgebrachte Wirkung zu beobachten; aber er fand den Salon geſchloſſen. Er klopfte an; Niemand antwortete ihm. Dann expedirte er, obgleich die Nacht ſchon vorgerückt war, eine Note an Rodin, worin er ihm eben ſowohl den Beſuch des Herrn Dupont, als den wahrſcheinlichen Zweck dieſes Beſuches meldete. Djalma hatte in der That die Nacht in Entzückungen des Glückes und der Hoffnung verlebt, in einem Fieber unbeſchreiblicher Ungeduld. Erſt am Morgen begab er ſich in ſein Schlafzimmer, ruhte einige Augenblicke, und kleidete ſich allein an. Mehrmals, aber vergebens, hatte der Meſtize ſachte an die Thüre von Djalma's Zimmer geklopft, und dieſer erſt gegen halb ein Uhr Mittags geſchellt, um anzuordnen, daß ſein Wagen bis halb drei Uhr vorfahre. Als Faringhea erſchien, hatte der Prinz ihm dieſen Befehl ertheilt, ohne ihn anzuſehen, und ſo, wie er mit jedem Andern von ſeinen Dienern geſprochen hätte; war dieß Mißtrauen, Fernehalten oder Zerſtreuung von Seite des Prinzen? Dieß waren die Fragen, welche der Meſtize mit ſteigender Angſt ſich ſtellte; denn die

Pläne, deren thätigſtes, unmittelbarſtes Werkzeug er war, konnten durch Djalma's mindeſten Verdacht vereitelt werden.

„O die Stunden ... die Stunden ... wie langſam ſie ſind," rief der junge Indier plötzlich mit einer leiſen und bebenden Stimme aus.

„Die Stunden ſind ſehr lang, ſagten Sie noch vorgeſtern, Monſeigneur." Und dieſe Worte ſprechend, näherte ſich Faringhea dem Djalma, um ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Als er ſah, daß dieß ohne Erfolg blieb, machte er noch einige Schritte, und fuhr fort: „Ihre Freude ſcheint ſehr groß, Monſeigneur; theilen Sie die Urſache derſelben Ihrem armen und treuen Diener mit, damit er ſich mit Ihnen darüber freuen kann."

Wenn auch Djalma die Worte des Meſtizen vernommen, ſo hatte er deren keines angehört; er antwortete nicht; ſeine großen ſchwarzen Augen ſchweiften im leeren Raume; er ſchien einer bezaubernden Erſcheinung anbetend zu lächeln, die beiden Hände auf der Bruſt gekreuzt, wie ſie die Leute in ſeinem Lande zum Gebete kreuzen. Nach einigen Augenblicken dieſer Art von Betrachtung ſagte er: „Wie viel Uhr iſt es?" Aber er ſchien dieſe Frage mehr an ſich ſelbſt, als an einen Dritten zu ſtellen.

„Es iſt bald zwei Uhr, Monſeigneur," antwortete Faringhea.

Djalma ſetzte ſich, nachdem er dieſe Antwort vernommen, und verhüllte ſein Geſicht mit den Händen, wie um ſich zu ſammeln, und einem unausſprechlichen Nachdenken ſich völlig zu überlaſſen. Faringhea, durch ſeine ſteigenden Beſorgniſſe auf's Aeußerſte getrieben, und Willens, Djalma's Aufmerkſamkeit um jeden Preis auf ſich zu ziehen, näherte ſich ihm, und der Wirkung der Worte, die er ſprechen wollte, faſt gewiß, ſagte er zu ihm mit einer langſamen und eindringlichen Stimme: „Monſeigneur, das Glück, welches Sie entzücket, verdanken Sie, davon bin ich überzeugt, dem Fräulein von Cardoville."

Kaum war dieſer Name ausgeſprochen, als Djalma auf ſeinem Armſtuhle zuſammenfuhr, ſich erhob, und dem Meſtizen in's Geſicht ſchauend ausrief, wie wenn er ihn eben jetzt erſt bemerkt hätte: „Faringhea ... Du biſt da? Was willſt Du?"

„Ihr treuer Diener theilt Ihre Freude, Monſeigneur."

„Welche Freude?"

„Jene, die Ihnen der Brief des Fräuleins von Cardoville verurſacht."

Djalma antwortete nicht; aber ſein Auge glänzte von ſo viel Glück, von ſo viel Heiterkeit, daß der Meſtize ſich völlig beruhiget fühlte; keine wenn auch noch ſo leichte Wolke des Mißtrauens oder Zweifels verdüſterte die freudeſtrahlenden Züge des Prinzen.

Dieſer ſchlug, nach einigen Momenten des Schweigens, ſeine von einer Freudenthräne halb verſchleierten Augen zum Meſtizen auf, und antwortete mit dem Ausdrucke eines von Liebe und Glückſeligkeit überſchwänglichen Herzens: „O! das Glück.. das Glück.. es iſt gut und groß, wie Gott; es iſt Gott ...“

„Dieſes Glück gebührte Ihnen, Monſeigneur, nach ſo vielen Leiden...“

„Wann dieß? Ah! ja, ehedem hab' ich gelitten; ehedem bin ich auch in Java geweſen, ſeitdem ſind Jahre verfloſſen...“

„Uebrigens, Monſeigneur, wundert mich dieſer glückliche Erfolg nicht. Was hab' ich Ihnen immer geſagt? Betrüben Sie ſich nicht; ſtellen Sie ſich in eine Andere heftig verliebt, und dieſes hochmüthige junge Mädchen...“

Bei dieſen Worten warf Djalma dem Meſtizen einen ſo durchbohrenden Blick zu, daß dieſer plötzlich ſchwieg; aber der Prinz ſagte zu ihm mit der wohlwollendſten Güte: „Fahr fort; ich höre Dich an...“ Dann ſein Kinn auf ſeine Hand, und ſeinen Elbogen auf ſein Knie ſtützend, heftete er auf Faringhea einen tiefen Blick, aber von ſo unausſprechlicher Sanftmuth, ſo rührend, daß Faringhea, dieſe Eiſenſeele, ſich einen Augenblick von einem leiſen Gewiſſensbiſſe verſtört fühlte.

„Ich ſagte, Monſeigneur,“ fuhr er fort, „daß Sie, durch Befolgung der Rathſchläge Ihres treuen Sclaven, der Sie bewog, ſich in ein anderes Frauenzimmer leidenſchaftlich verliebt zu ſtellen, das ſo ſtolze, ſo hochmüthige Fräulein von Cardoville dahin gebracht haben, zu Ihnen zu kommen. Hatt' ich es Ihnen nicht vorausgeſagt?“

„Ja Du hatteſt es vorausgeſagt,“ antwortete Djalma, immer auf den Elbogen geſtützt, immer den Meſtizen mit der nämlichen Aufmerkſamkeit, mit dem nämlichen Ausdrucke ſanfter Güte betrachtend.

Faringhea's Beſtürzung nahm zu; in der Regel hatte der Prinz, ohne ihn mit Härte zu behandeln, wenigſtens gegen ihn die etwas hochmüthigen und gebieteriſchen Traditionen ihrer gemeinſamen Heimath beibehaltend, niemals mit dieſer Sanftmuth mit ihm geſprochen; all des Böſen ſich bewußt, das er dem Prinzen zugefügt, mißtrauend, wie alle Schlechten, wähnte der Meſtize einen Augenblick, daß ſeines Gebieters Wohlwollen eine Falle verberge; daher entgegnete er mit geringerer Zuverſicht: „Glauben Sie mir, Monſeigneur, dieſer Tag, wenn Sie ſeine Vortheile zu benützen wiſſen, dieſer Tag wird Sie über alle Ihre Leiden tröſten, und ſie ſind groß geweſen; denn geſtern noch... obgleich Sie die Großmuth haben, es zu vergeſſen, und es iſt ein Unrecht, geſtern noch litten Sie gräßlich; aber nicht Sie allein litten, jenes ſtolze junge Mädchen hat auch gelitten."

„Glaubſt Du?" ſagte Djalma.

„O! ganz gewiß, Monſeigneur, bedenken Sie nur, was ſie, als ſie im Theater Sie mit einem andern Frauenzimmer ſah, fühlen mußte. Wenn ſie Sie ſchwach liebte, iſt ſie an ihrer Eigenliebe grauſam gekränkt worden. War ihre Liebe zu Ihnen leidenſchaftlich, ſo wurde ſie im Herzen getroffen. Daher kommt ſie, des Leidens müde, zu Ihnen."

„So daß Du, in beiden Fällen, überzeugt biſt, daß ſie gelitten, viel gelitten hat. Und dieß bewegt Dich nicht zum Mitleiden?“ fragte Djalma mit erzwungener Stimme, aber immer in einem Tone voll Sanftmuth.

„Bevor ich daran denke, andere zu bedauern, Monſeigneur, denke ich an Ihre Leiden. Und dieſe rühren mich zu ſehr, als daß mir noch einiges Mitleiden für Andere bliebe',“ fügte Faringhea heuchleriſch bei; Rodin's Einwirkung hatte den Phanſegar bereits verändert.

„Das iſt ſonderbar,“ ſagte Djalma, mit ſich ſelbſt ſprechend, indem er einen noch tieferen Blick, aber immer voll Güte, auf den Meſtizen warf.

„Was iſt ſonderbar, Monſeigneur?“

„Nichts. Aber ſag mir, weil Deine Vorſchläge für die Vergangenheit mir ſo günſtig waren, was hältſt Du von der Zukunft?“

„Von der Zukunft, Monſeigneur?“

„Ja … in einer Stunde werde ich bei dem Fräulein von Cardoville ſeyn“

„Das iſt wichtig, Monſeigneur; von dieſer erſten Unterredung hängt die Zukunft ab.“

„Daran dachte ich ſo eben.“

„Glauben Sie mir, Monſeigneur, die Frauenzimmer lieben nur den kühnen Mann leidenſchaftlich, der ihnen die Verlegenheit der Verweigerung erſpart.“

„Erkläre Dich näher.“

„Wohlan! Monſeigneur, ſie verachten den ſchüchter nen und ſchmachtenden Liebhaber, der mit demüthiger Stimme erfleht, was er rauben ſoll.“

„Aber ich ſehe das Fräulein von Cardoville heute zum erſtenmale.“

„Sie haben ſie tauſendmal in Ihren Träumen geſehen, Monſeigneur, und auch ſie hat Sie in ihren Träumen geſehen, weil ſie Sie liebt. Es giebt keinen Ihrer Liebesgedanken, der nicht in ihrem Herzen ein Echo gefunden hätte. Alle Ihre glühenden Anbetungen für ſie, hat ſie für Sie gefühlt. Die Liebe hat nicht zwei Sprachen, und ohne ſich zu ſehen, haben Sie Beide ſich Alles geſagt, was Sie ſich zu ſagen hatten. Jetzt, heute noch, benehmen Sie ſich als Gebieter, und ſie gehört Ihnen.“

„Das iſt ſonderbar, ſonderbar,“ ſagte Djalma zum zweitenmale, ohne die Augen von Faringhea abzuwenden.

In Bezug auf den Sinn ſich täuſchend, welchen der Prinz dieſen Worten beilegte, fuhr der Meſtize fort: „Glauben Sie mir, Monſeigneur, wie ſonderbar Ihnen dieß ſcheint, es iſt klug. Erinnern Sie ſich an Vergangenes. Haben Sie dadurch, daß Sie die Rolle eines ſchüchternen Verliebten ſpielten, jenes ſtolze junge Mädchen zu Ihren Füßen gebracht, Monſeigneur? Nein, ſondern indem Sie ſich ſtellten, ſie wegen eines andern Frauenzimmers zu verſchmähen. Alſo, keine Schwäche; der Löwe ſeufzt nicht, wie der ſchwache Turteltauber; dieſer ſtolze Sultan der Wüſte kümmert ſich nicht um irgend ein klagendes Gebrülle der Löwin, die ob ſeinen derben und wilden Liebkoſungen mehr dankbar als ergrimmt iſt; daher kriecht ſie, bald unterwürfig, glücklich und furchtſam, auf der Fährte ihres Gebieters. Glauben Sie mir, Monſeigneur, wagen Sie... wagen Sie... und heute noch werden Sie der von dieſem jungen Mädchen angebetete Sultan ſeyn, deren Schönheit ganz Paris bewundert.“

Nach einigen Minuten des Schweigens, ſagte Djalma, mit einem Ausdrucke zärtlichen Mitleidens den Kopf ſchüttelnd, zum Meſtizen mit ſeiner ſanften und ſonoren Stimme: „Warum verräthſt Du mich ſo? Warum ratheſt Du mir ſo böslich, Gewalt, Schrecken, Ueberraſchung anzuwenden gegen einen Engel an Reinheit anzuwenden, den ich wie meine Mutter verehre? Iſt es Dir nicht genug, Dich meinen Feinden geweiht zu haben, die mich ſogar in Java verfolgt haben?“

Hätte Djalma mit blitzendem Auge, ſchrecklicher Stirne, gezücktem Dolche ſich auf den Meſtizen geſtürzt, dieſer wäre minder beſtürzt, vielleicht ſogar minder erſchreckt worden, als da er Djalma mit ihm von ſeiner Verrätherei mit dieſem Tone ſanften Vorwurfes ſprechen hörte. Faringhea fuhr raſch einen Schritt zurück, wie wenn er ſich zur Vertheidigung anſchicken wollte.

Djalma fuhr mit der nämlichen Sanftmuth fort: „Fürchte nichts; geſtern hätte ich Dich getödtet; ich verſichere Dir; aber heute macht die glückliche Liebe mich billig und mild; ich habe Mitleiden mit Dir, ohne Zorn; ich bedauere Dich; Du mußt viel Unglück erlebt haben, um ſo ſchlecht geworden zu ſeyn.“

„Ich, Monſeigneur!“ verſetzte der Meſtize mit ſteigender Beſtürzung.

„Du haſt alſo ſehr gelitten, man iſt alſo ſehr unbarmherzig mit Dir verfahren, armes Geſchöpf, weil Du in Deinem Haſſe unbarmherzig biſt, und weil der Anblick eines Glückes, wie das meinige, Dich nicht entwaffnet? Es iſt wahr, als ich Dich ſo eben hörte, die traurige Beharrlichkeit Deines Haſſes ſah, empfand ich ein aufrichtiges Mitleiden mit Dir.“

„Monſeigneur, ich weiß nicht; aber ...“ Und der ſtotternde Meſtize konnte nicht ein Wort erwiedern.

„Laß hören, welches Uebel hab' ich Dir zugefügt?“

„Nun, keines, Monſeigneur!“ antwortete der Meſtize.

„Warum haſſeſt Du mich dann ſo? Warum willſt Du mir mit ſo großer Erbitterung Böſes zufügen? War's nicht genug, mir den treuloſen Rath zu geben, mich ſchimpflich in jenes junge Mädchen verliebt zu ſtellen, das Du hergebracht haſt und welches, der elenden Rolle überdrüßig, die ſie bei mir ſpielte, dieſes Haus verlaſſen hat?“

„Ihre Scheinliebe zu jenem jungen Mädchen, Monſeigneur,“ fuhr Faringhea fort, der nach und nach ſeine Kaltblütigkeit wieder gewann, „beſiegte die Kälte des ...“

„Sag dieß nicht,“ erwiederte der Prinz, mit der nämlichen Sanftmuth ihn unterbrechend; „wenn ich jene Glückſeligkeit genieße, die mich zum Mitleiden gegen Dich ſtimmt, die mich über mich ſelbſt erhebt, ſo geſchieht es, weil das Fräulein von Cardoville nun weiß, daß ich nicht einen Augenblick aufgehört habe, ſie zu lieben, wie ſie geliebt werden muß, mit Anbetung, mit Ehrfurcht; Du dagegen, indem Du mir riethest, wie Du es gethan, hegteſt die Abſicht, ſie auf immer von mir zu entfernen; es wäre Dir beinahe gelungen."

„Monſeigneur, wenn Sie dieß von mir denken, müſſen Sie mich als Ihren ärgſten Feind betrachten."

„Fürchte nichts, ſag' ich Dir; ich habe kein Recht, Dich zu tadeln. Im Wahnſinne des Grames hab' ich Dich angehört, Deine Vorſchläge befolgt, ich bin nicht der von Dir Betrogene, ich bin Dein Mitſchuldiger geweſen. Nur, geſteh's, war's nicht, als Du mich preisgegeben, niedergeſchlagen, verzweifelt geſehen, grauſam von Dir, mir das zu rathen, was für mich das Unheilvollſte auf der Welt werden konnte?"

„Die Gluth meines Eifers wird mich mißleitet haben, Monſeigneur."

„Ich will Dir glauben. Aber warum heute wieder böſe Anreizungen? Du haſt kein Mitleiden mit meinem Glücke gehabt, wie Du kein Mitleiden mit meinem Unglücke fühlteſt; dieſe Herzenswonnen, von denen Du mich durchdrungen ſiehſt, flößen Dir nur einen Wunſch ein... jenen, dieſe Freudetrunkenheit in Verzweiflung zu verwandeln."

„Ich, Monſeigneur?"

„Ja, Du; Du haſt gedacht, daß ich durch den Vollzug Deiner Rathſchläge mich in den Augen des Fräuleins von Cardoville für immer zu Grunde richten, entehren würde. Laß hören! Sprich! Warum dieſer erbitterte Haß? Noch einmal, was hab' ich Dir gethan?"

„Monſeigneur, Sie denken ſchlecht von mir, und ich —"

„Höre mich an; ich will nicht mehr, daß du ein Böſer und Verräther ſeyeſt; ich will Dich wieder gut machen. In unſerm Lande beſchwört man die gefährlichſten Schlangen, zähmt man die Tiger; Wohlan! auch Dich will ich bändigen, durch Sanftmuth, Dich, der Du ein Menſch biſt. Dich, der Du einen Geiſt haſt, um Dich zu leiten, und ein Herz, um zu lieben; dieſer Tag verſchafft mir ein göttliches Glück, Du wirſt dieſen Tag ſegnen. Was kann ich für Dich thun? Was willſt Du? Gold? Du ſollſt Gold bekommen. Willſt Du mehr als Gold? Willſt du einen Freund, deſſen zärtliche Freundſchaft Dich tröſten, und, die Mißgeſchicke aus Deinem Gedächtniſſe verdrängend, die Dich zum Böſen getrieben, Dich wieder gut machen wird? „Willſt Du, daß ich, obgleich ein Königsſohn, dieſer Freund ſey? Ich will dieſer Freund ſeyn, ja ungeachtet des Uebels, nein, wegen des Uebels, das Du mir zugefügt haſt; ich will ein aufrichtiger Freund für Dich ſeyn, glücklich in dem Bewußtſeyn: An dem Tage, an welchem der Engel mir geſagt hat, daß er mich liebe, iſt mein Glück ſehr groß geweſen; am Morgen hatte ich einen unverſöhnlichen Feind; am Abend hat ſich ſein Haß in Freundſchaft verwandelt. Geh, glaube mir, Faringhea, das Unglück macht die Böſen; das Glück macht die Guten: ſey glücklich."

In dieſem Augenblicke ſchlug es zwei Uhr. Der Prinz fuhr zuſammen; dieß war der Moment, zum Rendez-vous mit Adrianen zu gehen. Das bewunderungswürdige Antlitz Djalma's durch den ſanften und unausſprechlichen Ausdruck noch verſchönert, mit dem es ſich beſeelte, indem er mit dem Meſtizen ſprach, ſchien durch einen göttlichen Strahl ſich zu verklären. Faringhea ſich nähernd, reichte er ihm die Hand mit einer Miene voll Sanftmuth und Huld, und ſagte zu ihm: „Deine Hand ...“

Der Meſtize, über deſſen Stirne kalter Schweiß rann, deſſen Züge bleich, entſtellt, faſt verzerrt waren, ſchwankte einen Augenblick; dann, beherrſcht, beſiegt, bezaubert, reichte er ſeine Hand bebend dem Prinzen, der ſie drückte, und nach der Sitte ſeines Landes zu ihm ſagte: „Du legſt Deine Hand ehrlich in die Hand eines ehrlichen Freundes. Dieſe Hand wird Dir immer offen ſtehen. Adieu, Faringhea. Ich fühle mich nun würdiger, vor den Engel mich hinzuknieen.“ Und Djalma ging fort, um ſich zu Adrianen zu verfügen.

Ungeachtet ſeiner Wildheit, ungeachtet ſeines unbarmherzigen Haſſes, den er gegen das menſchliche Geſchlecht nährte, von den edlen und milden Worten Djalma's vernichtet, ſagte der Anhänger von Bowanie mit Schrecken bei ſich: „Ich habe ſeine Hand berührt; er iſt jetzt für mich geheiliget ...“

Dann, nach einer Pauſe des Schweigens, und ohne Zweifel wieder zur Beſinnung gekommen, rief er aus:

„Ja, aber er iſt für denjenigen nicht geheiliget, der nach Inhalt meiner heute Nacht erhaltenen Antwort, ihn an der Thüre dieſes Hauſes erwarten muß . . .“ Dieß ſagend, eilte der Meſtize in ein anſtoſſendes Zimmer, das auf die Straße ging, hob einen Zipfel des Vorhanges auf, und ſagte mit Angſt: „Sein Wagen fährt hinaus... der Mann nähert ſich... Hölle! der Wagen iſt fortgefahren, ich ſehe nichts mehr.“

Viertes Kapitel.

Die Erwartung.

In Folge einer ſonderbaren Gedankengleichheit, hatte Adriane, wie Djalma, ſo gekleidet ſeyn wollen, wie ſie es bei ihrer erſten Zuſammenkunft mit ihm im Hauſe der Straße Blanche war. Zum Orte dieſer, aus dem Geſichtspunkte ihres Glückes ſo feierlichen Zuſammenkunft, hatte das Fräulein von Cardoville, mit ihrem natürlichen Takte, den großen Empfangsſalon des Hôtels Cardoville gewählt, worin mehrere Familienporträte hingen. Jene ihres Vaters und ihrer Mutter fielen am meiſten in die Augen. Dieſer ſehr große und ſehr hohe Salon war, wie die dahin führenden, mit dem impoſanten Luxus des Jahrhunderts Ludwigs XIV. möblirt; der von Lebrun gemalte, Apollo's Triumpf vorſtellende Plafond, ſtellte den Umfang ſeiner Zeichnung zur Schau, die Kraft ſeines Colorites, inmitten eines breiten, prächtig gemeißelten und vergoldeten, in ſeinen Ecken von vier aus großen, gleichfalls vergoldeten, die Jahreszeiten darſtellenden Figuren getragenen Karnießes; in den mit carmeſinrothem Damaſte bedeckten, mit Rahmen umgebenen Feldern hingen die großen Familienporträte, welche dieſes Gemach ſchmückten.

Die tauſend verſchiedenen Gemüthsbewegungen, von denen das Fräulein von Cardoville in dem Maße ſich durchdrungen fühlte, als der Augenblick ihrer Zuſammenkunft mit Djalma herannahte, laſſen ſich leichter begreifen, als ſchildern. Ihre Wiedervereinigung war bisher durch ſo ſchmerzliche Hinderniſſe vereitelt worden, Adriane kannte ihre Feinde als ſo wachſam, ſo thätig, ſo treulos, daß ſie noch an ihrem Glücke zweifelte. In jedem Augenblicke, faſt wider ihren Willen, fragte ihr Blick die Pendeluhr, einige Minuten noch, und die Stunde des Rendez-vous mußte ſchlagen. Endlich ſchlug dieſe Stunde. Jeder Glockenſchlag wiederhallte langſam in der Tiefe von Adrianens Herzen. Sie dachte, daß Djalma, ohne Zweifel aus Beſcheidenheit, ſich nicht erlaubt habe, den von ihr feſtgeſetzten Augenblick zu verfrühen; weit entfernt, ihm dieſe Beſcheidenheit zu verargen, wußte ſie ihm Dank dafür; aber, von dieſem Momente an, lauſchte ſie hoffend dem mindeſten Geräuſche, das ſie in den anſtoſſenden Salons vernahm, den Athem an ſich haltend.

Während der erſten Minuten, die der Stunde folgten, in welcher ſie Djalma erwartete, fühlte das Fräulein von Cardoville keine ernſthafte Furcht, und beruhigte ihre ein wenig beſorgte Ungeduld durch eine in den Augen von Leuten, welche die fieberiſche Aufregung einer glücklichen Erwartung nie gekannt haben, ſehr kindiſche, ſehr alberne Berechnung, indem ſie bei ſich ſagte: daß die Pendeluhr des Hauſes der Straße Blanche von der Pendeluhr der Straße Anjou ein wenig abweichen könnte. Aber in dem Maße, als dieſes vermuthete, übrigens ſehr begreifliche Abweichen, ſich zu einer Verſpätung von einer Viertelſtunde, von zwanzig Minuten und mehr, ausdehnte, empfand Adriane eine ſteigende Angſt einigemale ſtand das junge Mädchen auf, und ſchlich auf den Zehen, mit klopfenden Herzen, an die Salonthüre, um zu horchen. Sie hörte nichts. Es ſchlug halb vier Uhr. Unfähig, den wachſenden Schrecken zu bewältigen, und an eine letzte Hoffnung ſich klammernd, trat ſie an den Kamin zurück, und ſchellte dann, nachdem ſie, ſo zu ſagen, eine ruhige Miene angenommen hatte, damit ſie keine Gemüthsbewegung verrathe

Nach einigen Secunden öffnete ein ſchwarzgekleideter Kammerdiener mit grauen Haaren die Thüre, mit ehrerbietigem Schweigen der Befehle ſeiner Gebieterin gewärtig, die mit ruhiger Stimme zu ihm ſagte:

„André, bitten Sie Hébé, Ihnen ein Fläſchchen zu geben, das ich auf dem Kamine meines Zimmers vergeſſen habe, und bringen Sie es mir.“

André verbeugte ſich; in dem Augenblicke, da er den Salon verlaſſen wollte, um Adrianens Befehl zu vollziehen, den ſie nur gegeben, um eine andere Frage ſtellen zu können, deren Wichtigkeit ſie den Augen ihrer, von der nahen Ankunft des Prinzen unterrichteten Leute zu verhehlen wünſchte, fügte das Fräulein von Cardoville mit einer gleichgültigen Miene hinzu, auf die Pendeluhr weiſend: „Geht dieſe Pendeluhr gut?“

André zog ſeine Taſchenuhr, ſchaute auf ſie, und antwortete: „Ja, mein Fräulein; ich habe ſie nach den Tuilerien gerichtet; auch auf meiner Uhr iſt es halb vier Uhr vorbei.“

„Gut! Ich danke Ihnen,“ erwiederte Adriane gütig.

André verbeugte ſich, und ſagte zu Adrianen, bevor er hinausging: „Ich vergaß, dem Fräulein zu melden, daß der Herr Marſchall Simon vor einer Stunde gekommen iſt; da des Fräuleins Thüre für Jedermann, mit Ausnahme des Herrn Prinzen geſchloſſen ſeyn ſoll, hat man ihm geſagt, daß das Fräulein nicht empfange.“

„Sehr gut,“ verſetzte Adriane.

André verbeugte ſich wieder, verließ den Salon, und Alles wurde ſtill. Gerade deßwegen, weil bis zur letzten Minute der Stunde ihrer Zuſammenkunft mit Djalma, Adrianens Hoffnung nicht durch den leiſeſten Zweifel geſtört wurde, war die Enttäuſchung, an der ſie zu leiden begann, um ſo ſchrecklicher; indem ſie nun einen herzzerreißenden Blick auf eines der über ihr, und ſeitwärts vom Kamine hangenden Porträte warf, murmelte ſie mit einem klagenden und troſtloſen Tone: „O meine Mutter!“ Kaum hatte das Fräulein von Cardoville dieſe Worte ausgeſprochen, als das dumpfe Rollen eines in den Hof des Hôtels fahrenden Wagens die Fenſterſcheiben leiſe erſchütterte.

Das junge Mädchen fuhr zuſammen, und konnte einen leichten Freudenſchrei nicht verhalten, ihr Herz hüpfte Djalma entgegen; denn dießmal fühlte ſie, ſo zu ſagen, daß es Djalma ſey. Sie war davon ſo überzeugt, als ob ſie den Prinzen mit ihren Augen geſehen hätte. Sie ſetzte ſich wieder, indem ſie eine an ihren langen Wimpern blinkende Thräne zu trocknen ſuchte. Ihre Hand zitterte wie Eſpenlaub.

Das ziemlich hallende Geräuſch mehrerer Thüren, deren Flügel man nach und nach öffnete, bewies bald dem jungen Mädchen die Richtigkeit ihrer Ahnungen. Die beiden vergoldeten Flügel der Salonthüre drehten ſich in ihren Angeln, und der Prinz erſchien. Während ein zweiter Kammerdiener die Thüre wieder ſchloß, ſtellte André, einige Secunden nach Djalma eintretend, indeſſen dieſer ſich Adrianen näherte, auf einen vergoldeten Tiſch in Griffweite des jungen Mädchens, eine kleine Platte von vergoldetem Silber, auf welcher ein Kryſtallfläſchchen lag; dann ging die Thüre wieder zu. Der Prinz und das Fräulein von Cardoville blieben allein.

Fünftes Kapitel.

Adriane und Djalma.

Der Prinz hatte ſich dem Fräulein von Cardoville langſam genähert. Ungeachtet des Ungeſtümes der Leidenſchaften des jungen Indiers verrieth ſein unſicherer, furchtſamer, aber anmuthig furchtſamer Gang ſeine tiefe Gemüthsbewegung. Er hatte es noch nicht gewagt, die Augen zu Adrianen zu erheben; er war plötzlich ſehr blaß geworden, und ſeine ſchönen, andächtig auf ſeiner Bruſt gekreuzten Hände, nach den Anbetungsſitten ſeines Landes, zitterten heftig; er blieb einige Schritte von Adrianen mit leicht geſenktem Kopfe ſtehen. Dieſe an jedem Andern lächerliche Verlegenheit, war rührend bei dieſem Prinzen von zwanzig Jahren, von faſt fabelhafter Unerſchrockenheit, von einem ſo heldenhaften, ſo großmüthigen Charakter, daß die Reiſenden von dem Sohne des Königs Kadja-Sing nur mit Bewunderung und Ehrfurcht ſprachen. Dieſe ſüße Unruhe, dieſe keuſche Zurückhaltung erſchienen noch um ſo intereſſanter, wenn man bedenkt, daß die glühenden Leidenſchaften dieſes Jünglings um ſo entzündlicher waren, als ſie bisher immer gedämmt blieben.

Das nicht minder verlegene, nicht minder verſtörte Fräulein vonCardoville erhob ſich nicht von ihrem Sitze; wie Djalma, hielt ſie ihre Augen geſenkt; aber die brennende Röthe ihrer Wangen, das verſtärkte Pochen ihres jungfräulichen Buſens offenbarten eine Gemüthsbewegung, die ſie übrigens nicht zu verhehlen gedachte. — Adriane zeigte, ungeachtet der Standhaftigkeit ihres wechſelweiſe ſo feinen und ſo heitern, ſo anmuthigen und ſo durchdringenden Geiſtes, ungeachtet der Entſchiedenheit ihres unabhängigen und ſtolzen Charakters, ungeachtet ihres großen Vertrautſeyns mit der vornehmen Welt, wie Djalma, ein naiv-linkiſches Weſen, eine bezaubernde Verwirrung, indem ſie jene Art unausſprechlicher vorübergehender Vernichtung theilte, von welcher jene beiden ſchönen, liebenden, glühenden und reinen Weſen bewältiget ſchienen, wie wenn ſie unfähig geweſen wären, das Aufwallen ihrer bebenden Sinne und zugleich die berauſchende Exaltation ihres Herzens zu ertragen. Und doch waren ihre Augen ſich noch nicht begegnet. Alle Zwei fürchteten jenen erſten elektriſchen Schlag des Blickes, jene unüberwindliche Anziehungs-Kraft von zwei ſich leidenſchaftlich liebenden Weſen, eine heilige Flamme, welche, ſchneller als der Blitz, ihr Blut entzündet, durchglüht, und bisweilen, ſchier wider ihr Wiſſen, der Erde entrückt, und in den Himmel zaubert; denn es heißt ſich Gott nähern, wenn man ſich mit einer religiöſen Trunkenheit der edelſten, der unwiderſtehlichſten Neigung hingiebt, die er in uns gelegt hat, ja, der einzigen Neigung, die, in ſeiner anbetungswürdigen Weisheit, der Spender aller Dinge, heiligen wollte, indem er ſie mit einem Funken ſeiner ſchöpferiſchen Gottheit begabte.

Djalma hob zuerſt die Augen empor; ſie waren feucht und zugleich glänzend; die Gluth einer exaltirten Liebe, das brennende, ſo lange Zeit unterdrückte Feuer der Jugend, die begeiſterte Bewunderung einer idealen Schönheit, las man in dieſem Blicke, der jedoch das Gepräge einer ehrfurchtvollen Schüchternheit trug, und verliehen den Zügen dieſes Jünglings einen unerklärbaren... unwiderſtehlichen Ausdruck. Unwiderſtehlich! denn Adriane, dem Blicke des Prinzen begegnend, zitterte am ganzen Leibe, fühlte ſich wie von einem magnetiſchen Wirbel angezogen. Schon erlagen ihre Augen einer abſpannenden Müdigkeit, als ſie, vermittelſt einer höchſten Anſtrengung von Willen und Würde, dieſe liebliche Verwirrung beſiegte, von ihrem Stuhle aufſtand, und mit bebender Stimme zu Djalma ſagte: „Prinz, ich bin glücklich, Sie hier zu empfangen;“ dann mit einer Bewegung der Hand ihm ein hinter ihr hangendes Porträt weiſend, wie wenn es ſich um eine Vorſtellung handelte, fügte Adriane hinzu: „Prinz, meine Mutter . . .“

Durch einen Gedanken von ſeltenem Zartſinne machte Adriane auf dieſe Art ihre Mutter, ſo zu ſagen, zur Theilnehmerin an ihrer Unterredung mit Djalma. Dieß hieß ſie und den Prinzen gegen die Verlockungen einer erſten, um ſo hinreißenderen Begegnung unter Schutz ſtellen, als Beide ſich ſterblich ineinander verliebt wußten, als Beide frei waren, und nur Gott von den Schätzen des Glückes und der Luſt, womit er ſie ſo herrlich ausgeſtattet hatte, Rechenſchaft zu geben brauchten.

Der Prinz verſtand Adrianens Gedanken; daher, als das junge Mädchen ihm das Porträt ihrer Mutter gezeigt hatte, bog Djalma vor demſelben, in unwillkürlicher Bewegung voll Anmuth und Einfachheit, ein Knie, und ſagte mit einer ſüßen und männlichen Stimme, zu dieſem Bildniſſe gewendet: „Ich werde ſie wie meine Mutter lieben und ſegnen. Und auch meine Mutter wird in meinem Gedanken hier ſeyn, wie ſie, an der Seite ihres Kindes . . .“

Man konnte dem Gefühle nicht beſſer entſprechen, welches das Fräulein von Cardoville bewogen hatte, ſich, ſo zu ſagen, unter den Schutz ihrer Mutter zu ſtellen; daher fühlte ſich das junge Mädchen, von dieſem Augenblicke an, hinſichtlich Djalma's und ihrer ſelbſt beruhiget, ſo zu ſagen, behaglich; die liebliche Munterkeit des Glückes erſchien, um nach und nach an die Stelle der Gemüthsbewegungen und der Unruhe zu treten, die ſie zuerſt beſtürmt hatten. Dann ſetzte ſie ſich wieder, und ſagte zu Djalma, indem ſie ihm einen Sitz, ihr gegenüber, wies: „Belieben Sie ſich zu ſetzen, mein lieber Vetter, und laſſen Sie mich Sie ſo nennen; denn ich finde ein wenig zu viel Etikette in dem Worte Prinz, und, was Sie betrifft, nennen Sie mich Ihre Couſine; denn ich finde auch „Fräulein“ zu ernſt. Da dieß geordnet iſt, ſo laſſen Sie uns zuerſt als gute Freunde miteinander ſprechen.“

„Ja, meine Couſine,“ antwortete Djalma, bei dem Worte „zuerſt“ erröthend.

„Da unter Freunden Freimüthigkeit gangbar iſt,“ antwortete Adriane, „will ich Ihnen zuerſt einen Vorwurf machen …“ fügte ſie mit einem halben Lächeln bei, den Prinzen anblickend. Dieſer, anſtatt ſich zu ſetzen, blieb ſtehen, an den Kamin gelehnt, in einer Stellung voll Anmuth und Ehrerbietung.

„Ja, mein Vetter,“ fuhr Adriane fort, „einen Vorwurf, den Sie mir vielleicht verzeihen werden; mit einem Worte, ich erwartete Sie ein wenig früher.“

„Vielleicht, meine Couſine, werden Sie mich tadeln, nicht ſpäter gekommen zu ſeyn.“

„Was wollen Sie ſagen?“

„In dem Augenblicke, da ich meine Wohnung verließ, hat ſich ein Mann, den ich nicht kannte, meinem Wagen genähert, und mit ſo viel Aufrichtigkeit, daß ich ihm glaubte, zu mir geſagt: „„Sie können das Leben eines Mannes retten, der ein Vater für Sie geweſen iſt … der Marſchall Simon ſchwebt in großer Gefahr; aber um ihm zu helfen, müſſen Sie mir unverzüglich folgen . . .““

„Dieß war eine Falle,“ rief Adriane raſch aus; „der Marſchall Simon iſt vor kaum einer Stunde hierher gekommen.“

„Er!“ verſetzte Djalma freudig, und wie wenn ihm ein ſchwerer Stein vom Herzen gefallen wäre, „ah, ſo wird doch mindeſtens dieſer ſchöne Tag nicht getrübt werden.“

„Aber, mein Vetter,“ erwiederte Adriane, „warum haben Sie jenem Emiſſäre nicht mißtrauet?“

„Einige ihm ſpäter entſchlüpfte Worte haben mir dann Zweifel eingeflößt,“ antwortete Djalma; „aber anfangs folgte ich ihm aus Beſorgniß, der Marſchall möchte in Gefahr ſeyn; denn ich weiß, daß auch er Feinde hat.“

„Indem ich jezt nachdenke, finde ich, daß Sie Recht gehabt haben, mein Vetter; irgend ein neues Complott gegen den Marſchall ſchien wahrſcheinlich. Bei dem leiſeſten Zweifel mußten Sie zu ihm eilen.“

„Ich hab's gethan, während Sie mich erwarteten.“

„Dieß iſt ein großmüthiges Opfer, und meine Achtung für Sie würde noch größer werden, wenn ſie zunehmen könnte...“ ſagte Adriane gerührt; „aber was iſt aus dieſem Manne geworden?“

„Auf mein Geheiß iſt er in meinen Wagen geſtiegen. Hinſichtlich des Marſchalls beſorgt, und zugleich in Verzweiflung, ſo die Zeit verſtreichen zu ſehen, die ich bei Ihnen verleben ſollte, meine Couſine, drängte ich dieſen Mann mit Fragen. Und mehrmals antwortete er mir verlegen. Dann gerieth ich auf den Gedanken, daß man mir vielleicht eine Falle legte. An all' Dasjenige mich erinnernd, was man bereits verſucht hatte, mich bei Ihnen zu Grunde zu richten, hab' ich alſogleich einen andern Weg eingeſchlagen. Der Aerger des mich begleitenden Mannes iſt dann ſo ſichtbar geworden, daß er mich aufklären mußte; dennoch empfand ich, an den Marſchall Simon denkend, einen unbeſtimmten Gewiſſensbiß, den Sie, meine Couſine, ſo eben glücklich beſchwichtiget haben.“

„Dieſe Leute ſind unverſöhnlich,“ ſagte Adriane; „aber unſer Glück wird ſtärker ſeyn, als ihr Haß.“ — Nach einer Pauſe des Schweigens fuhr ſie mit ihrer gewohnten Freimüthigkeit fort: „Mein lieber Vetter, es iſt mir unmöglich, etwas zu verſchweigen oder zu verhehlen, was ich auf dem Herzen habe. Sprechen wir noch einige Augenblicke (immer als Freunde) ſprechen wir von einer Vergangenheit, die man uns ſo ſchmerzlich geſtaltet hat, dann wollen wir ſie, wie einen böſen Traum, für immer vergeſſen.“

„Ich werde Ihnen mit Aufrichtigkeit antworten, auf die Gefahr hin, mir ſelbſt zu ſchaden,“ erwiederte der Prinz.

„Wie haben Sie ſich entſchließen können, ſich öffentlich zu zeigen, mit . . .“

„Mit jenem jungen Mädchen?“ — fragte Djalma, Adrianen unterbrechend.

„Ja, mein Vetter,“ antwortete das Fräulein von Cardoville, Djalma's Antwort mit unruhiger Neugier erwartend.

„Mit den Sitten dieſes Landes unbekannt,“ entgegnete Djalma unverlegen, weil er die Wahrheit ſagte, „mit durch die Verzweiflung geſchwächtem Geiſte, durch die unſeligen Rathſchläge eines unſern Feinden geweihten Mannes irregeführt, hab' ich geglaubt, ſo wie er mir ſagte, daß ich, eine andere Liebſchaft vor Ihren Augen zur Schau ſtellend, Ihre Eiferſucht erregen würde, und daß . . .“

„Genug, mein Vetter, ich begreife Alles,“ ſagte Adriane, ihrerſeits Djalma unterbrechend, um ihm ein peinliches Geſtändniß zu erſparen; „auch ich mußte durch die Verzweiflung ſehr verblendet ſeyn, um nicht dieſes ſchändliche Komplott durchſchaut zu haben, vorzüglich nach Ihrer tollen und unerſchrockenen Handlung: den Tod zu riskiren, um meinen Blumenſtrauß aufzuheben,“ fügte Adriane hinzu, bei dieſer Erinnerung wieder ſchaudernd. „Ein letztes Wort,“ fuhr ſie fort, „obgleich ich Ihrer Antwort gewiß bin: haben Sie nicht einen Brief erhalten, den ich Ihnen gerade am Morgen des Tages geſchrieben, wo ich Sie im Theater geſehen habe?“

Djalma antwortete nichts; eine düſtere Wolke glitt raſch über ſeine ſchönen Züge, und nahmen eine Sekunde lang einen ſo drohenden Ausdruck an, daß Adriane darob erſchrack. Doch bald legte ſich dieſe heftige Aufregung wie durch Nachdenken; Djalma's Stirne wurde wieder ruhig und heiter. „Ich war milder, als ich es dachte,“ ſagte der Prinz zu Adrianen, die ihn mit Bewunderung betrachtete. „Ich habe zu Ihnen kommen wollen, Ihrer würdig, meine Couſine. Ich habe demjenigen verziehen, der, um meinen Feinden zu dienen, mir ſchlechte Rathſchläge gegeben hatte, und noch giebt. Dieſer Mann, ich weiß es gewiß, hat mir Ihren Brief unterſchlagen. So eben erſt, aller Uebel eingedenk, die er auf ſolche Art mir zugefügt, hab' ich einen Augenblick meine Milde bedauert. Aber ich dachte an Ihren geſtrigen Brief, und mein Zorn iſt verſchwunden."

„Es iſt alſo vorbei mit jener unſeligen Vergangenheit, mit jenen Beſorgniſſen, mit jenem Mißtrauen, mit jenem Argwohne, die uns ſo lange Zeit gequält haben, welche Schuld ſind, daß ich an Ihnen gezweifelt habe, daß Sie an mir gezweifelt. O! ja, weg von uns jene unſelige Vergangenheit!" rief das Fräulein von Cardoville mit inniger Freude aus. Und wie wenn ſie ihr Herz von den letzten Gedanken befreiet hätte, die ihr Betrübniß verurſachen konnten, fuhr ſie fort: „Nun gehört die Zukunft uns, die ganze Zukunft, die wonnige Zukunft, ohne Wolke, ohne Hinderniſſe, ein ſo ſchöner Horizont, ſo rein in ſeiner Unermeßlichkeit, daß ſeine Grenzen dem Blicke entſchwinden . . ."

Es iſt unmöglich, die unausſprechliche Exaltation zu ſchildern, den Ausdruck hinreißender Hoffnung, der dieſe Worte Adrianens begleitete; plötzlich drückten ihre Züge eine rührende Melancholie aus, und ſie fügte mit einer tiefgerührten Stimme bei: „Und ſagen... daß es zur Stunde dennoch Unglückliche giebt, welche leiden!"

Dieſe Rückkehr treuherzigen Mitleidens zum Unglücke gerade in dem Augenblicke, da dieſes edle, junge Mädchen den Gipfel eines idealen Glückes erreichte, machte einen ſo lebhaften Eindruck auf Djalma, daß er unwillkürlich vor Adrianen auf die Knie fiel, die Hände faltete, und ſein bezauberndes Antlitz zu ihr wendete, worin man eine faſt göttliche Anbetung las. Dann, ſein Geſicht mit den Händen verhüllend, ſenkte er den Kopf, ohne ein einziges Wort zu ſagen. Es trat ein Moment tiefen Schweigens ein. Adriane brach es zuerſt, als ſie durch Djalma's zarte Finger eine Thräne gleiten ſah.

„Was fehlt Ihnen, mein Freund?...“ rief ſie aus. Und mit einer ſchnelleren Bewegung, als ihr Gedanke, neigte ſie ſich gegen den Prinzen, und zog ſanft ſeine Hände herab, die er immer auf ſeinem Geſichte hielt. Sein Geſicht ſchwamm in Thränen.

„Sie weinen...“ rief das Fräulein von Cardoville ſo gerührt aus, daß ſie Djalma's Hände zwiſchen den ihrigen behielt; da der junge Indier ſohin ſeine Thränen nicht trocknen konnte, ließ er ſie wie eben ſo viele Kryſtalltropfen auf das bleiche Gold ſeiner Wangen rieſeln.

„Es giebt kein Glück auf dieſer Welt, wie das meinige,“ ſagte der Prinz mit ſeiner lieblichen und ſchwingenden Stimme, mit einer Art unſäglicher Ermattung, „und ich empfinde eine große Traurigkeit, das muß ſeyn; Sie geben mir den Himmel; ich würde Ihnen die Erde geben... wenn ich wieder gegen Sie undankbar wäre. Ach! was kann der Menſch für die Gottheit thun? ſie ſegnen, ſie anbeten; aber nie die Schätze ihr vergelten, womit ſie ihn überhäuft; er leidet nicht darob in ſeinem Stolze, aber in ſeinem Herzen.“ Djalma übertrieb nicht; er ſagte das, was er wirklich empfand, und nur die den Orientalen eigenthümliche, ein wenig hyperboliſche Form konnte ſeinen Gedanken bezeichnen.

Der Ausdruck ſeines Bedauerns war ſo aufrichtig, ſeine Demuth ſo treuherzig, ſo ſanft, daß Adriane ihm mit einem Ausdrucke ernſter Zärtlichkeit antwortete: „Mein Freund, wir ſind Beide auf dem Gipfel des Glückes. Die Zukunft unſerer Glückſeligkeit hat keine Grenzen, und dennoch, obgleich aus verſchiedenen Quellen, ſind wir von traurigen Gedanken überſtrömt worden. Dieß macht, ſehen Sie, weil es Glückſeligkeiten giebt, deren Unermeßlichkeit blendet. Einen Augenblick genügen das Herz, der Geiſt, die Seele nicht, ſie zu dämmen... ſie überfluthen ihre Ufer... ſie drücken uns zu Boden. Auch die Blumen biegen ſich auf Augenblicke, wie von den allzuglühenden Strahlen der Sonne verſengt, die doch ihr Leben und ihre Liebe iſt. O! mein Freund, dieſe Traurigkeit iſt groß; aber ſie iſt ſüß!“ Als Adriane dieſe Worte ſprach, wurde ihre Stimme immer leiſer, und ihr Kopf neigte ſich ſanft, wie wenn ſie wirklich unter der Laſt ihres Glückes ſich ſchwächer gefühlt hätte.

Djalma war vor ihr knien geblieben, ihre Hände in den ſeinigen, ſo daß, als er ſich bückte, die Elfenbeinſtirne und die Goldhaare Adrianens, die ambrafarbene Stirne und die ebenholzſchwarzen Locken Djalma's leiſe berührten. Und die ſüßen, ſchweigſamen Thränen der beiden jungen Liebenden rieſelten langſam, und vermiſchten ſich auf ihren ſchönen, verſchlungenen Händen.

Während dieſe Scene im Hôtel Cardoville ſich ereignete, begab ſich Agricola in die Straße Vaugirard, zu Herrn Hardy, mit einem Briefe Adrianens.

Sechstes Kapitel.

Die Nachahmung.

Herr Hardy bewohnte, wie geſagt, einen Pavillon im Abſonderungshauſe, das mit dem Aufenthalte in Verbindung ſtand, den eine anſehnliche Zahl von hochwürdigen Paters der Geſellſchaft Jeſu, in der Straße Vaugirard hatten. Nichts Stilleres, nichts Schweigſameres, als dieſe Behauſung; man ſprach dort immer mit leiſer Stimme; ſelbſt die Diener beſaſſen etwas Honigſüſſes in ihren Worten, etwas Scheinheiliges in ihrem Gange. So wie in Allem, was in der Nähe oder Ferne der erdrückenden und vernichtenden Thätigkeit dieſer Menſchen preisgegeben iſt, fehlten auch in dieſem düſterſtillen Hauſe die Beſeelung, das Leben. Seine Penſionäre exiſtirten dort in läſtiger Eintönigkeit, in eiſiger Regelmäßigkeit, hie und da durch einige Andachtübungen unterbrochen; daher verlor bald, nach den intereſſirten Vorherſehungen der hochwürdigen Paters, der Geiſt, ohne Nahrung, ohne äußeren Verkehr, ohne Anregung, in der Einſamkeit ſeiner Kraft; die Schläge des Herzens ſchienen langſamer zu werden, die Seele erſchlaffte, das Geiſtige wurde nach und nach ſchwach;

zuletzt erloſchen jedes freie Ermeſſen, jeder Wille, und die dem nämlichen Verfahren völliger Vernichtung, wie die Novizen der Geſellſchaft, unterworfenen Penſionäre, wurden gleichfalls Leichen unter den Händen dieſer Congregationsmitglieder.

Der Zweck dieſer Manöver war klar und einfach; ſie ſicherten den guten Erfolg der Erſchleichung aller Gemüther, das unabläſſige Ziel der gewandten Politik und unbarmherzigen Habgier dieſer Prieſter; vermittelſt ungeheurer Summen, deren Eigenthümer oder unrechtmäßige Beſitzer ſie auf dieſe Art wurden, verfolgten und ſicherten ſie das Gelingen ihrer Pläne, ſollten auch Mord, Brand, Aufruhr, kurz alle Schrecken des von ihnen aufgeſtachelten und beſoldeten Bürgerkrieges, die Länder mit Blut beſpritzen, nach deren finſteren Beherrſchung es ſie gelüſtet. Als Hebel das durch alle möglichen Mittel, von den ſchändlichſten bis zu den verbrecheriſcheſten; als Zweck die despotiſche Beherrſchung der Geiſter und Gewiſſen, um ſie zum Nutzen der Geſellſchaft Jeſu auszubeuten, dieß ſind die Mittel und Ziele dieſer Geiſtlichen geweſen, und werden es immer ſeyn. Daher hatten die hochwürdigen Paters, unter andern Mitteln, das Geld in ihre immer gähnenden Caſſen ſtrömen zu machen, das Abſonderungshaus gegründet, worin ſich damals Herr Hardy befand. Die Perſonen mit krankem Geiſte, gebrochenem Herzen, geſchwächter Intelligenz, durch eine falſche Andacht irregeleitet, und überdieß durch die Anempfehlungen der einflußreicheſten Mitglieder, der Prieſterpartei getäuſcht, wurden angelockt, gehätſchelt, dann unmerkbar iſolirt, ſequeſtrirt, und zulezt in dieſem geiſtlichen Raubneſte auf die frömmelndſte Weiſe von der Welt geplündert, und zwar ad majorem Dei gloriam *), nach dem Wahlſpruche dieſer ehrenwerthen Geſellſchaft.

Im jeſuitiſchen Rothwelſch, wie man aus den heuchleriſchen, für die guten Leute, die Opfer dieſer Betrügereien, beſtimmten Ankündigungen erſehen kann, werden dieſe frommen Mördergruben gewöhnlich genannt: „Heilige Aſyle, den vom eitlen Geräuſche der Welt ermüdeten Seelen geöffnet." Wohl auch tituliren ſie ſich: „Stille Abſonderungen, wo der von den verderblichen Anhänglichkeiten hienieden, und von den irdiſchen Familienbanden glücklich befreite Gläubige, endlich, ganz allein mit Gott, wirkſam an ſeinem Seelenheile arbeiten kann! ꝛc."

Dieß geſetzt und leider erwieſen durch tauſend Beiſpiele nichtswürdiger, in einer großen Zahl von Ordenshäuſern zum Nachtheile der Familie mehrerer Penſionäre bewerkſtelligter Erſchleichungen; dieß geſezt, ſagen wir, angenommen, erwieſen, wenn ein rechtlicher Mann aufträte, und dem Staate vorwürfe, dieſe bedenklichen Orte nicht genug zu überwachen, würde man das Geſchrei der Prieſterpartei hören, ihre Berufungen auf

---

*) „Zur größeren Ehre Gottes."

D. Ueb.

die individuelle Freiheit, ihre Troſtloſigkeit, ihr Jammern über Tyrannei, welche die Gewiſſen unterdrücken will.

Könnte man auf dieſe ſonderbaren, als legitim aufgenommenen Anmaſſungen nicht erwiedern, daß die Halter von Biribis und Roulette auch das Recht hätten, die individuelle Freiheit anzuſprechen, auf die Erkenntniſſe ſich berufend, die ihre Spielhäuſer geſchloſſen haben? Im Grunde hat man dadurch die Freiheit der Spieler beeinträchtiget, welche freiwillig, fröhlich kamen, in dieſen Raubneſtern ihr Erbtheil durchzubringen; man hat ihr Gewiſſen tyranniſirt, welches ihnen erlaubte, auf eine Karte die letzten Hülfsmittel ihrer Familie zu verlieren. Ja, wir fragen beſtimmt, aufrichtig, ernſthaft, welcher Unterſchied zwiſchen einem Manne beſtehe, der die Seinigen ruinirt oder beraubt, indem er rouge oder **noir** ſpielt, und einem Manne, der die Seinigen in der zweifelhaften Hoffnung ruinirt oder beraubt, glücklicher Pointeur in dem Hölle- oder Paradiesſpiele zu werden, welches gewiſſe Prieſter mit heiligthumentweihender Verwegenheit erſonnen haben, um dabei die Crouviers zu machen? *)

---

*) Die „**Democratie Pacifique**“ und der „**National**“ haben kürzlich von einer durch die Prieſter mit abſcheulichen Mitteln bewerkſtelligten Erſchleichung geſprochen: es handelt ſich um eine Erbſchaft von **acht Millionen**: die Sache wird nächſtens vor die Tribunale gebracht werden. Hier folgt eine uns mitgetheilte Note: wir verbürgen die Aechtheit derſelben, wollen aber aus Schicklichkeit die Eigennamen verſchweigen. „Herr ***

Nichts iſt dem wahren und göttlichen Geiſte des Chriſtenthumes widerſtrebender, als dieſe unverſchämten Beraubungen; Bereuen der Fehler, Uebung aller Tugenden, Theilnahme mit Leidenden, Nächſtenliebe, verdienen den Himmel, und nicht eine mehr oder minder ſtarke Summe Geldes, wie ein Einſatz in der Hoffnung ausgegeben, das Paradies zu gewinnen, und von falſchen Prieſtern auf eine fein betrügende Weiſe abgeliſtet, welche die Volte ſchlagen, und die Geiſtesſchwachen durch unendlich gewinnreiche Taſchenſpielereien ausbeuten.

---

ein ſehr reicher Gewerbsmann, Beſitzer der Fabrik von *** nahe bei ***, hat ſo eben (in Gegenwart des Herrn ***, Notars in Paris), eine Schenkung von einer Million gemacht, damit man nach ſeinem Tode ein Jeſuitenhaus errichte; die Kinder werden in daſſelbe nur nach erholten Aufſchlüſſen über die Andacht der Väter und Großväter aufgenommen; es war ſehr ſchwierig, dieſen Act legaliſiren zu laſſen; ſelbſt von Seite der Regierung des Königs hat eine ſehr lebhafte Oppoſition Statt gefunden; aber die Gewandtheit der Ignatiusſöhne hat die Oberhand gewonnen. . Die hochwürdigen Paters haben übrigens die Leichtgläubigkeit des Gebers dergeſtalt mißbraucht, daß er ernſtlich behauptet, daß ohne ein Wunder, das ihren Bedürfniſſen abhalf, die ehrwürdigen Paters in der Poſtſtraße dieſen Winter verhungert wären. Herr *** hat einige wohlhabende Verwandte; aber er beſitzt noch Andere, die in der ehrenwertheſten Armuth leben."

C. S.

So war alſo das Friedens- und Unſchuldsaſyl, worin ſich Herr Hardy befand. Er bewohnte das Erdgeſchoß eines auf einen Theil des Hausgartens gehenden Pavillons; dieſe Wohnung war pfiffig gewählt; denn man kennt die große und teufliſche Geſchicklichkeit, womit die hochwürdigen Paters die materiellen Mittel und Anſchauungen anwenden, um auf die Geiſter, die ſie bearbeiten, einen lebhaften Eindruck zu machen.

Man ſtelle ſich als einzige Ausſicht eine ſehr große, ſchwarzgraue, mit Epheu, dieſer Ruinenpflanze, zur Hälfte überwucherte Mauer vor; eine düſtere Allée von alten Eibenbäumen, dieſen Grabmalbäumen mit einem Leichenbegängniß-Grün, von der einen Seite dieſer traurigen Mauer begegnend, von der andern einem kleinen, vor dem Zimmer angebrachten Halbzirkel, welches Herr Hardy gewöhnlich bewohnte; einige Raſenplätze, geſäumt mit ſymmetriſch geſchnittenem Buchſe, vervollſtändigten die Annehmlichkeit dieſes Gartens, in allen Beziehungen jenen gleich, welche die Ehrengrabmale umgeben.

Es war ungefähr zwei Uhr Nachmittags; ungeachtet einer ſchönen Aprilſonne, drangen ihre, durch die Höhe der erwähnten großen Mauer aufgehaltenen Strahlen, ſchon nicht mehr in dieſen dunkeln, feuchten, kellerkalten Theil des Gartens, wohin das von Herrn Hardy gewöhnlich bewohnte Zimmer führte.

Dieſes Zimmer war mit einer vollkommenen Kenntniß des Behaglichen möblirt; ein weicher Teppich bedeckte den Fußboden; dichte Vorhänge von düſtergrünem Cachemir, von der nämlichen Farbe, wie die Tapete, drapirten ein vortreffliches Bett, ſo wie die in den Garten ſtoſſende Glasthüre. Einige ſehr einfache, aber von Reinlichkeit funkelnde Mahagonymöbel ſchmückten das Gemach. Oberhalb des dem Bette gegenüberſtehenden Schreibpultes erblickte man einen großen Chriſtus von Elfenbein auf einem Grunde von ſchwarzem Sammet; der Kamin war mit einer Pendeluhr in einem Ebenholzgehäuſe geziert, mit von Elfenbein eingelegten traurigen Sinnbildern, als: Sanduhren, Zeitſicheln, Todtenköpfe ꝛc. ꝛc. Nun verhülle man dieſes Gemälde mit einem traurigen Zwielichte, denke, daß in dieſer Einſamkeit unaufhörlich ein düſteres Schweigen herrſchte, nur zur Stunde des Gottesdienſtes von dem kläglichen Bimmeln der Glocken der Capelle der hochwürdigen Paters unterbrochen, und man wird die hölliſche Geſchicklichkeit erkennen, womit dieſe gefährlichen Prieſter äußerliche Gegenſtände zu benützen verſtehen, je nachdem ſie auf die eine oder andere Art auf den Geiſt derjenigen einzuwirken wünſchen, die ſie auf eine feine Art gewinnen wollen. Und dieß war nicht Alles. Nachdem ſie ſich an die Augen gewendet, mußten ſie ſich auch an die Intelligenz wenden. Hören Sie, auf welche Art die hochwürdigen Paters verfuhren. Ein einziges Buch .. ein einziges .. wurde wie zufällig Herrn Hardy zur Verfügung überlaſſen. Dieſes Buch war die Nachahmung. Aber da Herr Hardy vielleicht nicht den Muth oder die Luſt haben konnte, es zu leſen, ſo waren Gedanken, Erwägungen, dieſem Werke von unbarmherziger Troſtloſigkeit entlehnt, und mit ſehr großen Buchſtaben geſchrieben, auf ſchwarzen Tafeln angebracht, entweder im Innern von Herrn Hardy's Alkoven, oder an den am meiſten in die Augen fallenden Wandfeldern aufgehangen, ſo daß unwillkürlich, und in den traurigen Mußeſtunden ſeines niederbeugenden Müßigganges, ſeine Augen faſt mit Gewalt darauf verweilen mußten.

Einige Mittheilungen von den Maximen, womit die hochwürdigen Paters ſo ihr Opfer umgaben, ſind nothwendig; man wird ſehen, in welchen unſeligen und verzweifelten Kreis ſie den ſchwach gewordenen, ſeit einiger Zeit durch ſchweren Gram gebrochenen Geiſt dieſes Unglücklichen einſchloſſen. *)

---

*) Man lieſt Nachſtehendes im „Directorium“ gelegentlich der anzuwendenden Mittel, jene Perſonen in die Geſellſchaft Jeſu zu locken, die man darin ausbeuten will:

„Um Einen in die Geſellſchaft zu locken, muß man nicht raſch handeln, man muß irgend eine gute Gelegenheit abwarten, zum Beiſpiele, daß **die Perſon einen heftigen Kummer empfindet,** oder auch, daß ſie ſchlechte Geſchäfte macht; eine vortreffliche Gelegenheit findet ſich in dem Vergehen ſelbſt.“ (Siehe hierwegen die ausgezeichneten Anmerkungen des Herrn Dezamy über die Satzungen der Jeſuiten in ſeinem Werke du Jesuitisme vaincu par le Socialisme. Paris, 1845.)

Hier folgt, was er in jedem Augenblicke bei Tag oder Nacht mechaniſch las, wenn ein wohlthätiger Schlaf ſeine von Thränen gerötheten Augenlieder floh: „Derjenige iſt ſehr thöricht, der ſeine Hoffnung auf die Menſchen ſetzt, oder auf irgend ein Geſchöpf. *) — Es wird bald um Euch gethan ſeyn hienieden. Sehet zu, in welcher Bereitſchaft Ihr ſeyd. — Der Menſch, welcher heute lebt, kommt morgen nicht mehr zum Vorſchein. Und wenn er unſern Augen entſchwunden iſt, löſcht er ſich bald in unſerm Andenken aus. — Wenn Ihr am Morgen lebet, bedenket, daß Ihr vielleicht nicht bis zum Abende geben werdet. — Wenn Ihr am Abende lebet, ſchmeichelt Euch nicht, den Morgen zu ſehen. — Wer wird nach Eurem Tode ſich Eurer erinnern? — Wer wird für Euch beten? — Ihr täuſchet Euch, wenn Ihr etwas Anderes ſuchet, als Leiden. — Dieſes ganze vergängliche Leben iſt voll Mühſeligkeiten und Kreuz; traget dieſes Kreuz, bezwinget und kaſteiet Euern Leib, verachtet Euch ſelbſt, und wünſchet, von Andern verachtet zu werden. — Seyd überzeugt, daß Euer Leben

---

*) Es iſt überflüßig, zu ſagen, daß dieſe Stellen wörtliche Auszüge aus der Nachahmung ſind. (Ueberſetzung und Vorrede von dem hochwürdigen Pater Genellen.)

C. S.

ein beſtändiger Tod ſeyn muß. — Je mehr ein Menſch ſich ſelbſt ſtirbt, deſto mehr beginnt er Gott zu leben."

Es war nicht genug, die Seele des Opfers vermittelſt dieſer troſtloſen Maximen in unheilbare Verzweiflung zu ſtürzen; man mußte ſie auch zum leichenhaften Gehorſame der Geſellſchaft Jeſu gewöhnen; daher hatten die hochwürdigen Paters geſcheid einige andere Stellen der Nachahmung gewählt; denn man findet in dieſem furchtbaren Buche tauſend Schrecken, um die ſchwachen Geiſter zu beängſtigen, tauſend Sclavenmaximen, um den kleinmüthigen Menſchen zu ketten und zu unterjochen.

So las man auch: „Es iſt ein großer Vortheil, im Gehorſame zu leben, einen Vorgeſetzten zu haben, und nicht der Herr ſeiner Handlungen zu ſeyn. — Es iſt viel ſicherer zu gehorchen, als zu befehlen. — Man iſt glücklich, nur von Gott abzuhängen in der Perſon der Vorgeſetzten, die ſeine Stelle vertreten."

Und dieß war nicht genug; nachdem man das Opfer zur Verzweiflung gebracht, erſchreckt, aller Freiheit entwöhnt, zum blinden, verdummenden Gehorſame abgerichtet, mit einem unglaublichen Cynismus geiſtlichen Hochmuthes überredet hatte: ſich leidend dem nächſten beſten Prieſter unterwerfen, hieße ſich Gott ſelbſt unterwerfen, mußte man das Opfer auch in dem

Hauſe zurückhalten, wo man ſeine Kette auf immer vernieten wollte. Unter jenen Maximen las man auch: „Eilet auf dieſe oder jene Seite, Ihr werdet nur Ruhe finden, indem Ihr Euch demüthig der Leitung eines Vorgeſetzten unterwerfet.“

„Viele ſind durch die Hoffnung getäuſcht worden, anderswo es beſſer zu treffen, und durch den Wunſch, zu wechſeln.“

Nun denke man ſich Herrn Hardy verwundet in dieſes Haus getragen, ihn, deſſen von gräßlichem Grame, von ſchrecklicher Verrätherei zermalmtes, zerriſſenes Herz viel ſtärker blutete, als die Wunden ſeines Leibes. — Sogleich mit eifriger und zuvorkommender Sorgfalt gepflegt, und Dank der bekannten Geſchicklichkeit des Doktors Baleinier, wurde Herr Hardy bald von ſeinen Wunden geheilt, die er empfangen, als er ſich mitten in den Brand ſtürzte, der ſeine Fabrik verzehrte. Um die Projekte der hochwürdigen Paters zu begünſtigen, war jedoch eine gewiſſe, zwar ziemlich unſchuldige Heilart, aber beſtimmt, auf das Geiſtige zu wirken, von dem ehrenwerthen Doctor, wie früher geſagt, in andern wichtigen Verhältniſſen oft gebraucht, bei Herrn Hardy angewendet worden, und hatte ihn ziemlich lange Zeit in einer Art von Gedankenerſtarrung erhalten. Für ein durch ſchmerzliche Täuſchungen gebrochenes Gemüth iſt es, dem Anſcheine nach, eine unſchätzbare Wohlthat, in jene Betäubung zu verſinken, welche wenigſtens an eine verzweiflungsvolle Vergangenheit zu denken verhindert; indem Herr Hardy dieſer mächtigen Unempfindlichkeit ſich überließ, gelangte er unmerkbar dahin, die Erſtarrung des Geiſtes als ein höchſtes Gut zu betrachten... So empfangen die Unglücklichen, von peinlichen Krankheiten gequält, den Opiumtrank, der ſie langſam tödtet, aber wenigſtens ihren Schmerz einſchläfert.

Eine Skizze von Herrn Hardy's Porträt vorausſendend, haben wir getrachtet, das auserleſene Zartgefühl dieſes ſo ſanften Gemüthes, ſeine hinſichtlich des Niedrigen oder Schlechten ſo ſchmerzliche Empfindlichkeit, ſeine unbeſchreibliche Güte, Rechtlichkeit, Großmuth begreiflich zu machen. Wir erinnern an dieſe äußerſt liebenswürdigen Eigenſchaften, weil wir darthun müſſen, daß ſie bei ihm, wie faſt bei Allen, welche ſie beſitzen, mit einem energiſchen und entſchloſſenen Charakter ſich nicht vereinigten, nicht vereinigen konnten. Von bewunderungswürdiger Beharrlichkeit im Guten war das Wirken dieſes vortrefflichen Mannes durchdringend, unwiderſtehlich, aber es imponirte nicht; Herr Hardy hatte nicht mit jener derben Energie, mit jenem etwas ſtrengen Willen, wie ſie andern Männern von großem und edlem Herzen eigenthümlich ſind, die Wunder ſeines gemeinſamen Hauſes ausgeführt, ſondern durch liebevolle Ueberredung: Salbung erſetzte bei ihm die Stelle der Kraft. Bei dem Anblicke einer Niedrigkeit, einer Ungerechtigkeit, empörte er ſich nicht zürnend, drohend, er litt. Er griff den Schlechten nicht Mann gegen

Mann an; er wendete das Antlitz mit Gram und Traurigkeit von ihm ab. Und dann vorzüglich fühlte dieſes liebende Herz, von ganz weiblichem Zartſinne, ein unwiderſtehliches Bedürfniß wohlthätiger Berührung der theuerſten Neigungen der Seele; ſie allein belebten ihn. So ſtirbt ein ſchwacher und armer Vogel von Kälte erſtarrt, wenn er ſich nicht mehr an ſeine Brüder ſchmiegen, und von ihnen jene ſanfte Wärme empfangen kann, die ſie von ihm empfingen, und welche ſie Alle im mütterlichen Neſte durchdrang. So ward dieſe ganz empfindende Natur von ſo äußerſter Empfänglichkeit, Schlag auf Schlag von Täuſchungen, von Widrigkeiten heimgeſucht, von denen eine Einzige genügt hätte, den gehärtetſten Charakter wo nicht völlig verzagt zu machen, mindeſtens tief zu erſchüttern.

Herrn Hardy's treueſter Freund verräth ihn auf eine niederträchtige Weiſe. Eine angebetete Geliebte verläßt ihn. Das Haus, welches er zum Wohle ſeiner Arbeiter, die er wie Brüder liebte, gegründet, zeigt nur noch Ruinen und Aſche! Was geſchieht nun? Alle Springfedern dieſes Gemüthes brechen. Zu ſchwach, ſo gräßlichen Schlägen Trotz zu bieten, durch den Verrath zu grauſam gewarnt, um eine andere Liebe zu ſuchen, zu entmuthiget, um daran zu denken, den erſten Stein zu einem neuen gemeinſamen Hauſe wieder zu legen, ſucht dieſes arme, zudem von jedem heilſamen Verkehre abgeſchnittene Herz, das Vergeſſen von Allem und ſeiner ſelbſt, in einer niederdrückenden Erſtarrung. Wenn dennoch einige Lebens- und Liebesinſtinkte in langen Zwiſchenräumen in ihm zu erwachen ſuchen, und Herr Hardy die Augen des Geiſtes halb öffnet, die er geſchloſſen hält, um weder die Gegenwart, noch die Vergangenheit, noch die Zukunft zu ſehen, und um ſich ſchaut... was findet er? Jene Sprüche mit dem Gepräge der wildeſten Verzweiflung: „Du biſt nur Aſche und Staub. — Du biſt zu Schmerzen und Thränen geboren. — Glaub' an nichts auf Erden. — Es giebt weder Eltern noch Freunde. — Alle Neigungen ſind lügenhaft. — Stirb dieſen Morgen, man wird Dich Abends vergeſſen. — Demüthige Dich, verachte Dich, ſey von Andern verachtet. — Denke nicht, urtheile nicht, lebe nicht, lege Deine traurigen Geſchicke in die Hände eines Obern, er wird für Dich denken, für Dich urtheilen. — Du... weine, leide, denk an den Tod. — Ja, der Tod... immer der Tod, muß das Ziel und Ende aller Deiner Gedanken ſeyn, wenn Du denkeſt; beſſer iſt es, gar nicht zu denken. — Habe nur das Gefühl eines unaufhörlichen Schmerzes; mehr braucht es nicht, um den Himmel zu gewinnen. — Man iſt dem ſchrecklichen, unverſöhnlichen Gotte, den wir anbeten, nur durch Mühſeligkeiten und Qualen willkommen."

So lauteten die dieſem Unglücklichen gebotenen Tröſtungen. Dann ſchloß er erſchrecken wieder die Augen, und ſank in ſeine düſtere Trägheit zurück. Dieſes finſtere Abſonderungshaus verlaſſen, konnte er nicht, oder vielmehr wünſchte es nicht, der Wille mangelte ihm;

und dann, man muß es ſagen, hatte er ſich zuletzt an dieſen Aufenthalt gewöhnt, und befand ſich wohl darin; man erwies ihm ſo viele verſtändige Sorgfalt; man ließ ihn ſo allein mit ſeinem Schmerze; es herrſchte in dieſem Hauſe eine Grabesſtille, ſo im Einklange mit der Stille ſeines Herzens, das nur noch ein Grab war, worin ſeine letzte Liebe, ſeine letzte Freundſchaft, ſeine letzten Zukunftshoffnungen für ſeine Arbeiter eingeſargt ſchlummerten! Alle Energie in ihm war todt. Nun begann er eine langſame, aber unvermeidliche, von Rodin richtig vorhergeſehene Umwandlung zu erleiden, welcher dieſen liſtigen Anſchlag in deſſen geringfügigſten Einzelnheiten leitete.

Herr Hardy, Anfangs über die unſeligen Maximen erſchreckend, mit denen man ihn umgab, hatte ſich nach und nach daran gewöhnt, ſie faſt mechaniſch zu leſen, wie der Gefangene während ſeiner traurigen Muße die Nägel ſeiner Gefängnißthüre zählt, oder die Fenſterſcheiben ſeiner Zelle. Dieß war ſchon ein großes, von den hochwürdigen Paters erhaltenes Reſultat. Bald wurde ſein geſchwächter Geiſt von der anſcheinenden Richtigkeit einiger dieſer lügenhaften und troſtloſen Lehrſätze ergriffen. So las er: „Man muß auf die Zuneigung von keinem Geſchöpfe auf Erden rechnen.“ Und er war wirklich auf eine nichtswürdige Art verrathen worden. „Der Menſch iſt geboren, in der Troſtloſigkeit zu leben.“ Und er lebte in der Troſtloſigkeit. „Ruhe gibt es nur in der Verläugnung des Gedankens.“ Und nur der Schlaf ſeines Geiſtes beſchwichtigte ein wenig ſeine Leiden.

Zwei unter den Tapeten und im Getäfel der Zimmer dieſes Hauſes geſchickt angebrachte Oeffnungen geſtatteten, zu jeder Stunde die Penſionäre zu ſehen und zu hören, und vorzüglich ihre Phyſiognomien zu beobachten, ihre Gewohnheiten, lauter ſo offenbarende Sachen, wenn der Menſch ſich allein wähnt. Einige dem Herrn Hardy in ſeiner düſteren Einſamkeit entſchlüpfte, ſchmerzliche Ausrufe wurden dem Pater von Aigrigny durch einen geheimen Ueberwacher gemeldet. Der Pater von Aigrigny, Rodin's Inſtruktionen gewiſſenhaft befolgend, hatte ſeinen Penſionär anfangs nur ſehr ſelten beſucht. Man hat geſagt, daß der Pater von Aigrigny, wenn er wollte, einen faſt unwiderſtehlichen Zauber der Verführung entfaltete, in ſeine Unterredungen einen Takt, eine Zurückhaltung voll Geſchicklichkeit legend, erſchien er bloß von Zeit zu Zeit, um ſich nach der Geſundheit des Herrn Hardy zu erkundigen.

Bald durchſchaute der Pater von Aigrigny, durch ſeinen Spion unterrichtet, und mit Hülfe ſeines natürlichen Scharfſinnes, den ganzen Nutzen, den man aus der phyſiſchen und moraliſchen Schwächung des Penſionärs ziehen konnte; zum voraus überzeugt, daß dieſer auf ſeine Anrathungen nicht eingehen würde, ſprach er mit ihm mehrmals von der Traurigkeit des Hauſes, und lud ihn liebevoll ein, es entweder zu verlaſſen, wenn die Einförmigkeit des Lebens, das man darin führte, ihm läſtig ſey, oder wenigſtens draußen einige Zerſtreuungen, einige Vergnügungen zu ſuchen. In dem Zuſtande, worin ſich dieſer Unglückliche befand, von Zerſtreuungen, von Vergnügungen mit ihm ſprechen, hieß ſicherlich eine Ablehnung herausfordern; ſo geſchah's auch; der Vater von Aigrigny verſuchte anfangs nicht, das Vertrauen des Herrn Hardy zu erſchleichen; er ſprach kein Wort mit ihm von ſeinen Widrigkeiten; aber jedesmal, wenn er ihn beſuchte, ſchien er ihm eine zärtliche Theilnahme durch einige einfache, tiefgefühlte Worte zu bezeugen. Nach und nach wurden dieſe anfangs ziemlich ſeltenen Unterredungen häufiger, länger; mit einer honigſüßen, einſchmeichelnden, gewinnenden Beredſamkeit begabt, wählte der Vater von Aigrigny natürlich zum Stoffe die troſtloſen Maximen, bei denen oft Herrn Hardy's Gedanke verweilte. Geſchmeidig, klug, gewandt, und wiſſend, daß Letzterer bisher zu jener hochherzigen, natürlichen Religion ſich bekannt habe, welche eine dankbare Anbetung Gottes, die Liebe der Menſchheit, den Cultus des Rechten und Guten prediget, und die, das Dogma verſchmähend, der nämlichen Verehrung für Marcus Aurelius huldiget, wie für Confucius, für Plato, wie für Chriſtus, für Moſes, wie für Lykurg, verſuchte der Vater von Aigrigny gleich anfangs nicht, Herrn Hardy zu bekehren; er begann damit, dieſem Unglücklichen, in welchem er jede Hoffnung tödten wollte, unaufhörlich die abſcheulichen Täuſchungen, die ihm ſo viel Leiden verurſacht, in's Gedächtniß zurückzurufen; anſtatt dieſe Verräthereien ihm als Ausnahmen im Leben zu zeigen; anſtatt zu ſuchen, dieſes gebeugte Gemüth zu beruhigen, zu ermuthigen, neu zu beleben; anſtatt Herrn Hardy zu vermögen, das Vergeſſen, die Täuſchung in ſeinen Drangſalen, in der Erfüllung ſeiner Pflichten gegen die Menſchheit, gegen ſeine Brüder zu ſuchen, die er ſchon ſo ſehr geliebt und unterſtützt hatte, erweiterte der Pater von Aigrigny die blutenden Wunden dieſes Unglücklichen, ſchilderte ihm die Menſchen mit den ſchwärzeſten Farben, zeigte ſie ihm als Betrüger, Undankbare, Böſewichte, und brachte es dahin, ſeine Troſtloſigkeit unheilbar zu machen. Nach Erreichung dieſes Zweckes rückte der Jeſuit einen Schritt näher. Der höchſt liebenswürdigen Herzensgüte Herrn Hardy's kundig, die Schwächung ſeines Geiſtes benützend, ſprach er mit ihm von dem Troſte, der für einen von verzweifelten Drangſalen gebeugten Menſchen darin liege, feſt zu glauben, daß jede ſeiner Thränen, anſtatt unfruchtbar zu ſeyn, Gott angenehm ſey, und zum Seelenheile anderer Menſchen behülflich ſeyn könnte, zu glauben endlich, fügte der hochwürdige Pater geſchickt bei, daß es nur dem Gläubigen gegeben ſey, zu Gunſten eines eben ſo Unglücklichen als er, ſeinen Schmerz nutzbar und dem Herrn wohlgefällig zu machen.

Alles, was Verzweifelndes und Verruchtes, Alles, was von ſchändlichem politiſchen Machiavelismus in dieſen abſcheulichen Maximen verborgen lag, die aus dem ſo unendlich guten und väterlichen Schöpfer, einen unbarmherzigen, unabläſſig von den Thränen der Menſchheit umgeſtimmten Gott machten, war auf dieſe Weiſe in den Augen des Herrn Hardy geſchickt gerechtfertiget, deſſen edelmüthige Inſtinkte immer noch beſtanden.

Bald fand dieſe liebende und zärtliche Seele, welche jene nichtswürdigen Prieſter zu einer Art moraliſchen Selbſtmordes trieben, einen bitteren Reiz in dem Hirngeſpinnſte: daß ſeine Drangſale wenigſtens andern Menſchen nützen würden. Freilich war's zunächſt nur ein Hirngeſpinnſt; aber ein geſchwächter Geiſt, dem ein ſolches Hirngeſpinnſt gefällt, anerkennt es früher oder ſpäter als Wirklichkeit, und erleidet nach und nach alle Folgen deſſelben.

So war alſo der moraliſche und phyſiſche Zuſtand des Herrn Hardy beſchaffen, als er durch die Vermittlung eines gewonnenen Dieners von Agricola Baudoin einen Brief erhalten hatte, der ihn um eine Unterredung bat.

Der Tag dieſer Unterredung war gekommen. Einige Stunden vor dem zu Agricola's Beſuche feſtgeſetzten Augenblicke trat der Pater von Aigrigny in das Zimmer des Herrn Hardy.

Siebentes Kapitel.

Der Beſuch.

Als der Vater von Aigrigny in das Zimmer des Herrn Hardy trat, ſaß dieſer in einem großen Armſtuhle; ſeine Haltung verkündete eine unausſprechliche Niedergeſchlagenheit; neben ihm, auf einem kleinen Tiſche, ſtand ein ihm vom Doctor Baleinier verordneter Trank; denn die ſchwächliche Leibesbeſchaffenheit des Herrn Hardy war durch ſo viele grauſame Erſchütterungen hart angegriffen worden; er ſchien nur noch ſein eigener Schatten zu ſeyn; ſein ſehr blaſſes, ſehr abgezehrtes Geſicht drückte in dieſem Momente eine Art düſterer Ruhe aus. In kurzer Zeit waren ſeine Haare ganz grau geworden; ſein trüber, faſt erloſchener Blick ſchweifte matt hin und her; er ſtützte ſeinen Kopf auf die Lehne ſeines Sitzes, und ſeine dünnen, aus den weiten Aermeln ſeines braunen Schlafrockes hervorragenden Hände ruhten auf den Armen ſeines Lehnſtuhles.

Der Vater von Aigrigny hatte ſeiner Phyſiognomie, als er ſich ſeinem Penſionäre näherte, den gütigſten, liebreichſten Anſchein verliehen; ſein Blick war voll Milde und Anmuth; die Biegſamkeit ſeiner Stimme nie ſchmeichelnder geweſen. „Nun denn, mein lieber Sohn,“ ſagte er zu Herrn Hardy, mit heuchleriſcher Ueberſchwänglichkeit ihn umarmend (der Jeſuit umarmt viel), „wie befinden Sie ſich heute?“

„Wie gewöhnlich, mein Vater.“

„Sind Sie noch immer mit der Bedienung der Leute zufrieden, die Sie umgeben, mein lieber Sohn?“

„Ja, mein Vater.“

„Die Stille, welche Sie ſo ſehr lieben, mein lieber Sohn, iſt nicht geſtört worden, hoff' ich?“

„Nein... ich danke Ihnen.“

„Gefällt Ihnen Ihre Wohnung immer noch?“

„Immer . . .“

„Fehlt Ihnen nichts?“

„Nichts, mein Vater.“

„Wir fühlen uns ſo glücklich, zu ſehen, daß es Ihnen in unſerm armen Hauſe gefällt, mein lieber Sohn, daß wir Ihren Wünſchen zuvorkommen möchten.“

„Ich wünſche nichts, mein Vater, nichts, als den Schlaf. Der Schlaf iſt ſo wohlthätig,“ fügte Herr Hardy gramgebeugt hinzu.

„Der Schlaf iſt das Vergeſſen. Und hienieden iſt es beſſer, zu vergeſſen, als ſich zu erinnern; denn die Menſchen ſind ſo undankbar, ſo ſchlecht, daß ſchier jede Erinnerung bitter iſt, nicht wahr, mein lieber Sohn?“

„Ach! es iſt nur allzuwahr, mein Vater.“

„Ich bewundere immer Ihre gottſelige Ergebenheit, mein lieber Sohn. Ah! wie wohlgefällig iſt Gott dieſe beſtändige Sanftmuth in der Betrübniß! Glauben Sie mir, mein zärtlicher Sohn, daß Ihre Thränen und Ihr unverſiegbarer Schmerz ein Opfer ſind, das bei dem Herrn für Sie und Ihre Brüder Verdienſte ſammeln wird. Ja, denn da der Menſch nur geboren iſt, um auf dieſer Welt zu leiden… ſo heißt mit Dankbarkeit gegen Gott leiden, der uns unſere Drangſale ſendet… beten, und wer betet, der betet nicht für ſich allein, ſondern für die ganze Menſchheit.“

„Der Himmel gebe wenigſtens, daß meine Leiden nicht unfruchtbar ſeyen. Leiden heißt beten,“ wiederholte Herr Hardy, mit ſich ſelbſt ſprechend, wie um dieſen Gedanken zu erwägen. „Leiden heißt beten, und für die ganze Menſchheit beten; dennoch dünkte es mir ehedem,“ fügte er mit Selbſtüberwindung bei, „daß die Beſtimmung des Menſchen . . .“

„Fahren Sie fort, mein lieber Sohn, ſagen Sie Ihren ganzen Gedanken,“ — erwiederte der Vater von Aigrigny, als er Herrn Hardy ſich unterbrechen ſah.

Nach einem Momente von Unſchlüſſigkeit lehnte ſich dieſer, der, ſprechend, auf ſeinem Armſtuhle ein wenig vorgerückt war, und ſich aufgerichtet hatte, entmuthiget, geſchwächt, in ſich zuſammengebrochen, zurück, und murmelte: „Wozu nützt es, zu denken? Es ermüdet, und ich fühle nicht mehr die Kraft dazu.“

„Sie ſagen die Wahrheit, mein lieber Sohn; wozu nützt es, zu denken? Es iſt beſſer, zu glauben.“

„Ja, mein Vater, es iſt beſſer zu glauben, zu dulden; insbeſondere muß man vergeſſen, vergeſſen . . .“

Herr Hardy redete nicht aus, legte matt ſeinen Kopf auf die Lehne ſeines Stuhles zurück, und ſeine Hand auf ſeine Augen.

„Ach! mein lieber Sohn,“ entgegnete der Vater von Aigrigny, mit Thränen im Auge, in der Stimme, und dieſer vortreffliche Comödiant kniete neben dem Armſtuhle des Herrn Hardy nieder, „ach! wie hat der Freund, der Sie ſo abſcheulich verrathen, ein Herz wie das Ihrige zu mißkennen vermocht? Aber ſo iſt es immer, wenn man die Liebe der Geſchöpfe ſucht, anſtatt nur an den Schöpfer zu denken; und dieſer nichtswürdige Freund ...“

„O! aus Barmherzigkeit, ſprechen Sie nicht zu mir von dieſer Verrätherei,“ verſetzte Herr Hardy, den hochwürdigen Vater mit flehender Stimme unterbrechend.

„Wohlan! nein, ich werde nicht davon ſprechen, mein zärtlicher Sohn. Vergeſſen Sie dieſen meineidigen Freund. Vergeſſen Sie dieſen Niederträchtigen, den früher oder ſpäter die Rache Gottes erreichen wird; denn er hat auf eine abſcheuliche Weiſe mit Ihrem Vertrauen ſein Spiel getrieben. Vergeſſen Sie auch jene unglückliche Frau, deren Verbrechen ſehr groß geweſen iſt; denn Ihretwegen hat ſie heilige Pflichten mit Füßen getreten, und der Herr behält ihr eine ſchreckliche Strafe vor, und einſt ...“

Herr Hardy, den Vater von Aigrigny neuerdings unterbrechend, ſagte mit einem beherrſchten Tone, der jedoch eine herzzerreiſſende Gemüthsbewegung verrieth: „Das iſt zu viel; Sie wiſſen nicht, mein Vater, wie wehe Sie mir thun; nein ... Sie wiſſen es nicht ...“

„Verzeihung! o! Verzeihung, mein Sohn; aber, ach! Sie ſehen es, die bloße Erinnerung an dieſe irdiſchen Neigungen, verurſacht Ihnen noch zur Stunde eine peinliche Erſchütterung. Beweiſet Ihnen dieß nicht, daß man über dieſer verderbenden und verderbten Welt immer geſicherte Tröſtungen ſuchen muß?"

„O! mein Gott! werd' ich ſie jemals finden?" rief der Unglückliche mit verzweifelter Kleinmüthigkeit aus.

„Ob Sie ſie finden werden, mein guter und zärtlicher Sohn," verſetzte der Pater von Aigrigny mit einer wunderbar geſpielten Gemüthsbewegung, „können Sie daran zweifeln? O! welch' ein ſchöner Tag wird derjenige für mich ſeyn, an welchem, wenn Sie neue Schritte auf dem religiöſen, von Ihren Thränen ausgehöhlten Wege zum Seelenheile gethan haben, Alles, was Ihnen zur Stunde von einigem Dunkel umgeben zu ſeyn dünkt, ſich mit einem unausſprechlichen und göttlichen Lichte erhellen wird! O! der heilige Tag! der glückliche Tag, an dem Sie, nach Zerreiſſung der letzten Bande, welche Sie an dieſe unreine und ſchmutzige Welt knüpfen, einer der Unſerigen ſeyn, und, wie wir, nur nach den ewigen Wonnen ſtreben werden!..."

„Ja! nach dem Tode!..."

„Sagen Sie doch nach dem unſterblichen Leben, nach dem Paradieſe, mein zärtlicher Sohn, und Sie werden darin einen glorreichen Platz einnehmen, nicht weit vom Allmächtigen, mein väterliches Herz wünſcht und hofft es gleich ſehr; denn Ihr Name wird täglich in alle meine Gebete, wie in jene unſerer guten Vaters eingeſchloſſen.

„Ich thue wenigſtens, was ich kann, um zu dieſem blinden Glauben zu gelangen, zu dieſer Losmachung von allen Dingen, worin ich, wie Sie mir verſichern, mein Vater, endlich die Ruhe finden ſoll.“

„Mein armer lieber Sohn, wenn Ihre chriſtliche Demuth Ihnen erlauben würde, das, was Sie in den erſten Tagen Ihrer Ankunft dahier waren, mit dem zu vergleichen, was Sie jetzt ſind, und dieß nur durch Ihren aufrichtigen Wunſch, den Glauben zu beſitzen, Sie würden erſtaunen. Welcher Unterſchied, mein Gott! Ihrer Aufgeregtheit, Ihren verzweiflungsvollen Seufzern, iſt eine religiöſe Ruhe gefolgt. Iſt's wahr?...“

„Ja, es iſt wahr; zuweilen, wenn ich ſehr gelitten habe, ſchlägt mein Herz nicht mehr, ich bin ruhig, die Todten ſind auch ruhig,“ ſagte Herr Hardy, indem er den Kopf auf ſeine Bruſt ſinken ließ.

„Ah! mein lieber Sohn, Sie brechen mir das Herz, wenn ich Sie manchmal ſo ſprechen höre. Ich fürchte immer, daß Sie dieſes weltliche Leben, ſo reich an abſcheulichen Täuſchungen, vermiſſen. Uebrigens werden Sie zum Glücke heute noch in dieſer Beziehung eine entſcheidende Probe beſtehen.“

„Wie ſo mein Vater?“

„Jener wackere Handwerker, einer von den beſten Arbeitern Ihrer Fabrik, ſoll kommen, um Sie zu beſuchen.“

„Ah! ja,“ ſagte Herr Hardy nach einer Minute des Nachdenkens; denn ſein Gedächtniß war, wie ſein Geiſt, bedeutend geſchwächt; „in der That. Agricola wird kommen; es dünkt mir, daß ich ihn mit Vergnügen ſehen werde.“

„Wohlan! mein lieber Sohn, Ihre Unterredung mit ihm wird die Probe ſeyn, von der ich ſpreche. Die Anweſenheit jenes würdigen Jünglings, wird Sie an jenes ſo thätige, ſo beſchäftigte Leben erinnern, das Sie noch vor Kurzem führten; vielleicht werden dieſe Erinnerungen Sie die gottſelige Ruhe bedauern machen, welche Sie nun genießen; vielleicht werden Sie wieder in eine Laufbahn voll von Gemüthsbewegungen aller Art ſich ſtürzen, neue Freundſchaften anknüpfen, andere Neigungen ſuchen, kurz, wie vormals, in einer geräuſchvollen, bewegten Exiſtenz wieder aufleben wollen. „Wenn dieſe Wünſche in Ihnen erwachen, ſo geſchieht's, weil Sie noch nicht reif zur Abſonderung ſeyn werden; dann erfüllen Sie dieſelben, mein lieber Sohn; ſuchen Sie von Neuem die Vergnügungen, die Freuden, die Feſte; meine Wünſche werden Ihnen immer folgen, ſelbſt inmitten des weltlichen Tumultes; aber erinnern Sie ſich ſtets, mein zärtlicher Sohn, daß, wenn einſt Ihr Gemüth von neuen Verräthereien zerriſſen wäre, dieſes friedliche Aſyl Ihnen immer offen bleiben wird, und daß Sie mich darin ſtets bereit finden werden, mit Ihnen über die ſchmerzliche Eitelkeit der irdiſchen Dinge zu weinen …“

In dem Maße, als der Vater von Aigrigny geſprochen, hatte Herr Hardy ihn faſt mit Schrecken angehört.

Bei dem bloßen Gedanken, ſich wieder in den Strudel der Stürme eines ſo ſchmerzlich geprüften Lebens zu werfen, zog ſich dieſes arme Gemüth zitternd und entnervt auf ſich ſelbſt zurück; daher der Unglückliche mit einem faſt flehenden Tone ausrief: „Ich, mein Vater, in dieſe Welt zurückkehren, worin ich ſo ſehr gelitten, worin ich meine lezten Täuſchungen zurückgelaſſen; ich an ihren Feſten, an ihren Vergnügungen Theil nehmen, ah! das iſt ein grauſamer Spott…"

„Dieß iſt kein Spott, mein lieber Sohn. Sie müſſen gewärtigen, daß der Anblick, die Worte dieſes loyalen Handwerkers in Ihnen Ideen wieder erwecken, welche Sie gerade jezt für auf immer vernichtet hielten. In dieſem Falle, mein lieber Sohn, verſuchen Sie noch einmal das weltliche Leben. Wird Ihnen dieſe Abſonderung nicht immer offen ſtehen, nach neuen Drangſalen, nach neuen Täuſchungen?"

„Und wozu, großer Gott! ſoll ich neuen Leiden mich ausſezen wollen?" rief Herr Hardy mit einem herzzerreiſſenden Ausdrucke; „kann ich doch jene kaum ertragen, die ich dulde. O! niemals, niemals… das Vergeſſen von Allem, meiner ſelbſt, das Nichts des Grabes, das Grab ſelbſt, dieß iſt Alles, was ich tragen will."

„Dieß ſcheint Ihnen nur ſo, mein lieber Sohn, weil bisher keine Stimme gekommen iſt, Ihre ſtille Einſamkeit zu ſtören, oder Ihre heiligen Hoffnungen zu ſchwächen, die Ihnen ſagen, daß Sie jenſeit des Grades bei dem Herrn ſeyn werden; aber jener Arbeiter, weniger an Ihr Seelenheil als an ſein und der Seinigen Intereſſe denkend, wird kommen.“

„Ach! mein Vater,“ ſagte Herr Hardy, den Jeſuiten unterbrechend, „ich bin glücklich genug geweſen, um für meine Arbeiter Alles thun zu können, was menſchlicher Weiſe ein rechtſchaffener Mann zu thun vermag; das Schickſal hat mir nicht vergönnt, länger fortzufahren. Ich habe der Menſchheit meine Schuld bezahlt, meine Kräfte ſind erſchöpft; ich verlange jetzt nur Vergeſſenheit, Ruhe... Heißt denn dieß zu viel begehren, mein Gott!“ rief der Unglückliche mit einem unausſprechlichen Ausdrucke von Müdigkeit und Verzweiflung aus.

„Ohne Zweifel, mein lieber und guter Sohn, war Ihre Großmuth ohne Gleichen; aber gerade im Namen dieſer Großmuth wird jener Handwerker kommen, um Ihnen neue Opfer aufzubürden; ja, denn Herzen, wie das Ihrige, verpflichtet die Vergangenheit, und es wird Ihnen ſchier unmöglich ſeyn, den dringenden Bitten Ihrer Arbeiter zu widerſtehen; Sie werden gezwungen ſeyn, wieder mit einer unaufhörlichen Thätigkeit zu wirken, um ein Gebäude wieder aus ſeinen Ruinen zu erheben, heute wieder die Gründung deſſen zu beginnen, was Sie vor zwanzig Jahren in der vollen Kraft, mit dem ganzen Feuer Ihrer Jugend gegründet haben; jene Handelsverbindungen wieder anzuknüpfen, in denen Ihre gewiſſenhafte Loyalität ſo oft verletzt wurde; jene Ketten aller Art wieder aufzuraffen, welche den großen Induſtriemann an ein Leben der Unruhe und Arbeit feſſeln; aber auch welche Vergütungen! In einigen Jahren werden Sie durch Anſtrengungen auf den nämlichen Punkt gelangen, auf welchem Sie vor jener furchtbaren Cataſtrophe ſtanden. Und was Sie endlich noch mehr ermuthigen muß, iſt, daß Sie während dieſer ſtrengen Arbeiten, wenigſtens nicht mehr, wie früherhin, der Betrogene eines nichtswürdigen Freundes ſeyn werden, deſſen erheuchelte Freundſchaft Ihnen ſo ſüß ſchien, und Ihr Leben entzückte. Sie werden ſich keine ehebrecheriſche Verbindung mehr vorzuwerfen haben, aus der Sie täglich neue Kräfte, neue Ermuthigungen, Gutes zu thun, zu ſchöpfen wähnten; wie wenn, ach! was ſtrafbar iſt, jemals ein glückliches Ende nehmen könnte. Nein! nein! am Abende ihrer Laufbahn angekommen, von der Freundſchaft geheilt, das Nichts ſtrafbarer Leidenſchaften erkennend, allein, immer allein, werden Sie wieder den Stürmen des Lebens muthig die Stirne bieten. Gewiß wird, indem Sie dieſes ſtille und gottſelige Aſyl verlaſſen, wo kein Lärm Ihr Denken, Ihre Ruhe ſtört, der Contraſt anfangs groß ſeyn; aber bald gerade dieſer Contraſt...“

„Genug!“ o! ich bitte!... genug...“ rief Herr Hardy aus, den hochwürdigen Pater mit ſchwacher Stimme unterbrechend: „indem ich Sie von den Unruhen eines ſolchen Lebens bloß ſprechen höre, empfind' ich ſchon peinlichen Schwindel; mein Kopf... kann ihm kaum widerſtehen. O! nein, nein, die Ruhe, o! vor

Allem die Ruhe, ich wiederhol' es Ihnen, wäre ſie auch jene des Grabes . ."

„Aber wie werden Sie dann den dringenden Bitten jenes Handwerkers widerſtehen? Die zu Dank Verpflichteten haben ihren Wohlthätern gegenüber Rechte. Sie werden ſeinen Bitten nicht entgehen können..."

„Nun denn! mein Vater, wenn es ſeyn muß werd' ich ihn nicht ſehen. Ich dachte mir dieſe Zuſammenkunft als eine Art von Vergnügen; jetzt, ich fühl' es, iſt es klüger, darauf zu verzichten..."

„Allein er wird nicht darauf verzichten, er, er wird darauf beſtehen, Sie zu beſuchen."

„Sie werden die Güte haben, mein Vater, ihm ſagen zu laſſen, daß ich leidend... daß es mir unmöglich ſey, ihn zu empfangen."

„Hören Sie mich an, mein lieber Sohn; in unſerer Zeit herrſchen große, unglückſelige Vorurtheile gegen die armen Diener Chriſti. Gerade deßwegen, weil Sie freiwillig in unſerer Mitte geblieben ſind, nachdem Sie ſterbend zufällig in dieſes Haus gebracht worden, könnte man, wenn bemerkt würde, daß Sie eine von Ihnen anfangs bewilligte Unterredung verweigerten, glauben, daß Sie unter fremdem Einfluße ſtänden; wie abſurd auch ein ſolcher Verdacht ſeyn mag, ſo kann er doch entſtehen, und wir wollen ihn nicht glaubwürdig werden laſſen. Es iſt alſo beſſer, dieſen jungen Handwerker zu empfangen . . ."

„Mein Vater, was Sie von mir verlangen, überſteigt meine Kräfte. Ich fühle mich jetzt vernichtet; dieſe Unterredung hat mich erſchöpft.“

„Aber, mein lieber Sohn, dieſer Arbeiter wird kommen; ich will ihm ſagen, daß Sie ihn nicht ſehen wollen, es ſey; er wird mir nicht glauben.“

„Ach! mein Vater, haben Sie Mitleid mit mir; ich verſichere Ihnen, daß es mir unmöglich iſt, Jemand zu ſehen; ich bin zu leidend.“

„Wohlan! wir wollen ſehen... ſuchen wir ein Mittel; wenn Sie ihm ſchrieben, würde man ihm Ihren Brief ſogleich übergeben; Sie könnten ihm eine andere Zuſammenkunft bezeichnen, morgen... denk' ich.“

„Weder morgen, noch jemals,“ rief der Unglückliche aus, auf's Höchſte getrieben; „ich will Niemand ſehen, wer's auch ſey; ich will allein ſeyn, immer allein... dieß ſchadet doch Niemanden; werd' ich nicht wenigſtens dieſe Freiheit haben?“

„Beruhigen Sie ſich, mein Sohn, folgen Sie meinem Rathe, ſehen Sie heute dieſen wackern Burſchen nicht, weil Sie dieſe Unterredung fürchten; aber verpfänden Sie deßwegen die Zukunft nicht; morgen können Sie andern Sinnes werden: daß Ihre Weigerung, ihn zu empfangen, ſchwankend ſey . . .“

„Nach Ihrem Belieben, mein Vater.“

„Aber wiewohl die Stunde, zu welcher jener Arbeiter kommen ſoll, noch ferne iſt,“ ſagte der Hochwürdige, „ſo iſt's eben ſo viel, ihm ſogleich zu ſchreiben.“

„Die Kraft dazu wird mir fehlen, mein Vater.“

„Verſuchen Sie es.“

„Unmöglich; ich fühle mich zu ſchwach.“

„Ei, ein wenig Muth,“ ſagte der hochwürdige Pater. Und er holte von einem Schreibpulte das zum Schreiben Nöthige; dann legte er ein Schrenzheft und ein Blatt Papier auf die Knie des Herrn Hardy, das Tintenfaß und die Feder haltend, die er ihm reichte.

„Ich verſichere Ihnen, mein Pater, daß ich nicht werde ſchreiben können,“ ſagte Herr Hardy mit erſchöpfter Stimme.

„Nur einige Worte,“ — erwiederte der Pater von Aigrigny mit unbarmherziger Beharrlichkeit, und ſteckte die Feder zwiſchen die faſt unthätigen Finger des Herrn Hardy.

„Ach! mein Pater, mein Augenlicht iſt ſo getrübt, daß ich nicht mehr ſehe.“ Und der Unglückliche ſprach die Wahrheit; ſeine Augen waren voll Thränen, und ſo peinlich die Gemüthsbewegungen, die der Jeſuit ſo eben in ſeinem Innern erweckt hatte.

„Seyen Sie ruhig, mein Sohn, ich werde Ihre liebe Hand führen; diktiren Sie bloß . . .“

„Mein Pater, ich bitte Sie darum, ſchreiben Sie ſelbſt; ich will unterzeichnen.“

„Nein, mein lieber Sohn, aus tauſend Gründen; Alles muß von Ihrer Hand geſchrieben ſeyn; einige Zeilen werden genügen.“

„Aber, mein Pater . . .“

„Nur zu . . . es muß ſeyn, oder ich laſſe ſonſt dieſen

Arbeiter eintreten," erwiederte der Pater von Aigrigny gefühllos, indem er an der immer merkbarern Geiſtesſchwächung des Herrn Hardy erkannte, daß er in dieſer wichtigen Sache Feſtigkeit verſuchen konnte, ohne ſpäterhin zu ſanfteren Mitteln greifen zu müſſen. Und mit ſeinen großen grauen, runden und funkelnden Augenſternen, wie jene eines Raubvogels, ſtarrte er Herrn Hardy mit ſtrenger Miene an. Der Unglückliche ſchauderte ob dieſem faſt verblendenden Blicke, und antwortete ſeufzend: „Ich will ſchreiben, mein Vater, ich will ſchreiben; aber ich bitte Sie, diktiren Sie, mein Kopf iſt zu ſchwach," ſagte Herr Hardy, mit ſeiner fieberglühenden Hand Thränen trocknend.

Der Pater von Aigrigny diktirte die folgenden Zeilen:

„Mein lieber Agricola!

„Ich habe erwogen, daß eine Unterredung mit Ihnen unnütz wäre; „ſie würde nur dazu dienen, nagenden Kummer wieder zu wecken, den zu vergeſſen mit „Hülfe Gottes und den ſanften Tröſtungen, welche die „Religion mir bietet, mir gelungen iſt."

Der hochwürdige Pater unterbrach ſich einen Augenblick; Herr Hardy wurde noch bläſſer, und ſeine ſchwache Hand konnte kaum die Feder halten, ein kalter Schweiß bedeckte ſeine Stirne. Der Pater von Aigrigny zog ein Sacktuch aus ſeiner Taſche, und ſagte zu ſeinem Opfer, deſſen Geſicht er trocknete, mit liebreicher Sorgfalt: „Ei, mein lieber und zärtlicher Sohn, ein wenig Muth; nicht ich habe Sie bewogen, dieſe Unterredung zu verweigern, nicht wahr? im Gegentheile; aber weil Sie, Ihrer Ruhe wegen, dieſelbe vertagen wollen, ſuchen Sie dieſen Brief zu beendigen; denn was wünſch' ich im Grunde? Sie fortan, nach ſo vielen peinlichen Aufregungen, eine unausſprechliche und religiöſe Ruhe genießen zu ſehen."

„Ja, mein Pater, ich weiß es, Sie ſind gut," verſetzte Herr Hardy mit einem dankbaren Tone, „verzeihen Sie meine Schwachheit."

„Können Sie dieſen Brief fortſetzen, mein lieber Sohn?"

„Ja, mein Pater."

„Schreiben Sie alſo!" Und der hochwürdige Pater diktirte fort:

„Ich genieße einen tiefen Frieden; man erweiſet mir „alle Sorgfalt, und Dank der göttlichen Barmherzigkeit „hoff' ich, ferne von der Welt, deren Eitelkeit ich einſehe, ein ganz chriſtliches Ende zu nehmen. Ich ſage „Ihnen kein Lebewohl; aber auf Wiederſehen, mein lieber Agricola, denn ich lege großen Werth darauf, gerade Ihnen ſelbſt die Wünſche zu ſagen, die ich für „Sie und Ihre würdigen Kameraden hege, und immer „hegen werde. Seyen Sie mein Dolmetſcher bei denſelben; ſobald ich es für paſſend erachten werde, Sie zu „empfangen, werd' ich Ihnen ſchreiben; bis dahin halten Sie mich immer für Ihren Wohlgewogenen..."

Hierauf fragte der hochwürdige Pater den Herrn Hardy: „Finden Sie dieſen Brief entſprechend, mein lieber Sohn?"

„Ja, mein Pater.“

„Belieben Sie ihn alſo zu unterzeichnen.“

„Ja, mein Pater.“

Und da der Unglückliche nach geſchehener Unterzeichnung, ſeine Kräfte erſchöpft fühlte, lehnte er ſich ermattet zurück.

„Das iſt noch nicht Alles, mein lieber Sohn,“ fügte der Pater von Aigrigny hinzu, ein Papier aus ſeiner Taſche ziehend; „Sie müſſen die Güte haben, dieſe neue, von uns unſerm hochwürdigen Prokurator zur Beendigung der bewußten Angelegenheiten bewilligte Vollmacht zu unterzeichnen.“

„O! mein Gott! mein Gott! Wieder!!“ rief Herr Hardy mit einer Art von fieberhafter und kränklicher Ungeduld aus: „Aber Sie ſehen es wohl, mein Pater, meine Kräfte ſind zu Ende.“

„Es handelt ſich nur darum, nach dem Durchleſen zu unterzeichnen, mein lieber Sohn.“ Und der Pater von Aigrigny reichte Herrn Hardy ein großes geſtempeltes Papier mit einer faſt unentzifferlichen Schrift.

„Mein Pater, ich werde dieß heute nicht leſen können.“

„Es muß dennoch ſeyn, mein lieber Sohn; verzeihen Sie mir dieſe Indiscretion; aber wir ſind ſehr arm, und ..“

„Ich will unterzeichnen, mein Pater.“

„Aber Sie müſſen leſen, was Sie unterzeichnen, mein Sohn.“

„Wozu nützt es? Geben Sie, geben Sie,“ ſagte

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Herr Hardy, von der unbiegſamen Hartnäckigkeit des hochwürdigen Paters, ſo zu ſagen, ermüdet.

„Weil Sie es denn durchaus wollen, mein lieber Sohn,“ entgegnete dieſer, das Papier ihm reichend.

Herr Hardy unterzeichnete, und verſank wieder in ſeine Niedergeſchlagenheit. In dieſem Augenblicke trat ein Diener ein, nachdem er angeklopft hatte, und ſagte zu dem Pater von Aigrigny: „Herr Agricola Baudoin wünſcht mit Herrn Hardy zu ſprechen; er ſagt, er ſey beſtellt.“

„Es iſt gut, er warte, —“ antwortete der Pater von Aigrigny mit eben ſo viel Aerger als Beſtürzung — und mit einer Handbewegung winkte er dem Diener, fortzugehen; dann ſagte er zu Herrn Hardy, den lebhaften Unwillen verhehlend, den er fühlte: Dieſer wackere Handwerker hat ſehr Eile, Sie zu beſuchen, mein lieber Sohn; denn er verfrüht die Zeit der Zuſammenkunft um mehr als zwei Stunden. Sprechen Sie, noch iſt es Zeit dazu, wollen Sie ihn empfangen?“

„Aber, mein Pater, —“ entgegnete Herr Hardy mit einer Art ſchmerzlicher Aufreizung, — „Sie ſehen, in welchem Zuſtande von Schwäche ich bin; haben Sie alſo Mitleiden mit mir. Ich bitte Sie um Ruhe, ich wiederhol' es Ihnen, wär's die Ruhe des Grabes, aber, um Gotteswillen Ruhe.“

„Sie werden einſt den ewigen Frieden der Auserwählten genießen, mein lieber Sohn, —“ ſagte der Pater von Aigrigny liebevoll; — „denn Ihre Thränen und Ihre Drangſale ſind dem Herrn wohlgefällig.“ Mit dieſen Worten entfernte er ſich.

Herr Hardy, nun allein, faltete verzweiflungsvoll die Hände, und rief, in Thränen ausbrechend, und von ſeinem Armſtuhle auf die Knie gleitend: „O! mein Gott! mein Gott! Nimm mich von dieſer Welt, ich bin zu unglücklich.“ Dann, die Stirne auf den Sitz ſeines Armſtuhles ſtützend, verhüllte er ſein Geſicht mit den Händen, und weinte bitterlich fort.

Plötzlich hörte man den immer zunehmenden Lärm einer Stimme, dann jenen einer Art von Streit; bald flog die Thüre des Gemaches unter dem Anpralle des Paters von Aigrigny ungeſtüm auf, der einige Schritte rücklings hereinſtolperte. Agricola hatte ihn ſo eben mit kräftigem Arme zurückgeſtoßen.

„Mein Herr . . . wagen Sie wohl, Kraft und Gewalt zu gebrauchen?“ — rief der hochwürdige Pater von Aigrigny aus, blaß vor Zorn.

„Ich werde Alles wagen, um Herrn Hardy zu ſehen,“ erwiederte der Hammerſchmid. Und er ſtürzte auf ſeinen ehemaligen Dienſtherrn zu, den er in der Mitte des Zimmers knien ſah.

Achtes Kapitel.

Agricola Baudoin.

Der Pater von Aigrigny, kaum ſeinen Aerger, ſeinen Zorn verhaltend, ſchleuderte nicht nur grimmige und drohende Blicke auf Agricola, ſondern warf auch von Zeit zu Zeit einen unruhigen und erzürnten Blick thürwärts, wie aus Beſorgniß, allaugenblicklich eine andere Perſon eintreten zu ſehen, deren Ankunft er gleichfalls gefürchtet hatte.

Als der Hammerſchmid ſeinen ehemaligen Dienſtherrn anſehen konnte, fuhr er zurück, von einem ſchmerzlichen Erſtaunen bei dem Anblicke der gramverwüſteten Züge des Herrn Hardy erfaßt. Während einigen Secunden ſchwiegen die drei Theilnehmer dieſer Scene. Agricola hatte noch keine Ahnung von Herrn Hardy's moraliſcher Schwächung, da der Handwerker gewohnt war, bei dieſem vortrefflichen Manne eben ſo viel Erhabenheit des Geiſtes als Herzensgüte zu finden.

Der Pater von Aigrigny brach zuerſt das Schweigen, und ſagte zu ſeinem Penſionäre, jedes ſeiner Worte betonend: „Ich begreife, mein lieber Sohn, daß nach dem ſo beſtimmten, ſo unabhängigen Willen, den Sie mir eben erſt erklärt haben, dieſen Herrn da nicht zu empfangen, ich begreife, ſag' ich, daß ſeine Gegenwart Ihnen jetzt peinlich ſein mag . . . Ich hoffe alſo, daß aus Ehrerbietung, oder wenigſtens aus Dankbarkeit gegen Sie, dieſer Herr" (er wies mit einer Geberde auf den Hammerſchmid) „fortgehend dieſer unſchicklichen, ſchon zu lange gedauerten Lage ein Ende machen werde."

Agricola antwortete dem Pater von Aigrigny nicht, wendete ihm den Rücken, und ſagte zu Herrn Hardy, den er ſeit einigen Momenten mit einer tiefen Gemüthsbewegung betrachtete, während große Thränen aus ſeinen Augen rollten: „Ah! mein Herr, wie gut iſt es, Sie zu ſehen, obgleich Sie noch ſehr leidend ſcheinen! Wie das Herz ſich beſchwichtiget, beruhiget; erfreuet! Meine Kameraden würden ſich ſo glücklich fühlen, an meiner Stelle zu ſeyn! Wenn Sie Alles wüßten, was ſie mir an Sie aufgegeben haben! Denn um Sie zu lieben, Sie zu verehren, haben wir Alle nur eine einzige Seele.“

Der Pater von Aigrigny warf dem Herrn Hardy einen Blick zu, welcher bedeutete: — „Was hatte ich Ihnen geſagt?“ — Dann ſagte er zu Agricola, ihm ſich nähernd, mit Ungeduld: „Ich habe Ihnen bereits bemerkt, daß Ihre Anweſenheit hier am unrechten Platze ſey.“

Aber Agricola, ohne ihm zu antworten, und ohne ſich gegen ihn umzuwenden, bat Herrn Hardy: „Herr Hardy, haben Sie doch die Güte, dieſem Manne zu ſagen, daß er fortgehe. Mein Vater und ich kennen ihn; er weiß es gut.“ Dann fügte der Hammerſchmid, nun erſt ſich zum hochwürdigen Pater kehrend, hart bei, indem er ihn mit abſcheugemiſchter Entrüſtung maß: „Wenn Ihnen daran liegt, zu hören, was ich Herrn Hardy über Sie, mein Herr zu ſagen habe, ſo kommen Sie gleich hernach zurück; aber jetzt hab' ich mit meinem vormaligen Dienſtherrn von beſonderen Angelegenheiten zu ſprechen, und ihm einen Brief vom Fräulein von Cardoville zu übergeben, die Sie auch kennt, zum Unglücke für ſie.“

Der Jeſuit blieb unempfindſam, und antwortete: „Ich muß mir erlauben, mein Herr, Ihnen zu ſagen, daß Sie die Rollen ein wenig verwechſeln. Ich bin hier zu Hauſe, wo ich die Ehre habe, den Herrn Hardy zu empfangen. Ich alſo hätte das Recht und die Macht, Sie auf der Stelle von hier zu entfernen, und . . .“

„Mein Pater, ich bitte,“ — ſagte Herr Hardy mit Ehrerbietung, — „entſchuldigen Sie Agricola: ſeine Anhänglichkeit an mich reißt ihn zu weit fort; aber da er nun einmal da iſt, und mir beſondere Angelegenheiten anzuvertrauen hat, erlauben Sie mir, mein Pater, mich einige Augenblicke mit ihm zu unterhalten.“

„Ich ſoll's Ihnen erlauben, mein lieber Sohn?“ — erwiederte der Pater von Aigrigny, den Erſtaunten ſpielend, — „und warum verlangen Sie dieſe Erlaubniß von mir? Haben Sie denn nicht die vollkommene Freiheit zu thun, was Ihnen gut dünkt? Haben nicht Sie eben erſt, und wider meinen Willen, der ich Ihnen zuredete, den Herrn zu empfangen, ausdrücklich dieſe Unterredung verweigert?“

„Es iſt wahr, mein Pater.“

Nach dieſen Worten konnte der Pater von Aigrigny ohne Unſchicklichkeit nicht länger darauf beſtehen; er ſtand alſo auf, und ging zu Herrn Hardy, dem er die Hand drückte, indem er mit einer ausdruckvollen Geberde zu ihm ſagte: „Auf baldiges Wiederſehen, mein Pater.“

Der hochwürdige Pater entfernte ſich.

Agricola, betäubt, verwirrt, fragte ſich, ob dieß wohl ſein ehemaliger Dienſtherr ſey, welchen er den Pater von Aigrigny meinen Pater mit ſo viel Ehrerbietung und Demuth nennen hörte. Dann bemerkte der Hammerſchmid, in dem Maße, als er die Züge des Herrn Hardy aufmerkſamer erforſchte, in deſſen erloſchener Phyſiognomie einen Ausdruck von Schwächung und Müdigkeit, der ihn tief betrübte und zugleich erſchreckte; daher ſagte er zu ihm, ſein reinliches Erſtaunen zu verhehlen bemüht: „Endlich, mein Herr, werden Sie uns wiedergegeben werden; wir werden Sie bald in unſerer Mitte ſehen . . . Ah! Ihre Rückkehr wird viele Glückliche machen; viele Beſorgniſſe beſchwichtigen; denn wir würden Sie, wenn es möglich wäre, noch mehr lieben, ſeitdem wir einen Augenblick in der Furcht ſchwebten, Sie zu verlieren.“

„Braver und wackerer Junge,“ — verſetzte Herr Hardy mit einem Lächeln melancholiſcher Güte, und Agricola ſeine Hand reichend, — „ich habe nie einen Augenblick an Ihnen und an Ihren Kameraden gezweifelt; ihre Dankbarkeit hat mich immer für das Gute belohnt, das ich ihnen erweiſen konnte“ . . .

„Und das Sie ihnen wieder erweiſen werden, mein Herr; denn Sie“ . . .

Herr Hardy unterbrach Agricola, und ſagte zu ihm: „Hören Sie mich an, mein Freund; bevor wir dieſe Unterredung fortſetzen, muß ich freimüthig mit Ihnen ſprechen, um weder Ihnen noch Ihren Kameraden Hoffnungen zu laſſen, die nicht mehr können verwirklicht werden... Ich bin entſchloſſen, fortan, wenn nicht im Kloſter, mindeſtens in der ſtrengſten Abſonderung zu leben; denn ich bin müde, ſehen Sie, mein Freund... o! ſehr müde“...

„Aber wir ſind nicht müde, Sie zu lieben, mein Herr,“ — rief der Hammerſchmid aus, über die Worte und die Niedergeſchlagenheit des Herrn Hardy immer mehr erſchreckend. — „Es iſt jetzt an uns, Ihnen uns zu weihen, Ihnen durch Arbeit, Eifer, Uneigennützigkeit zu Hülfe zu kommen, um die Fabrik wieder zu erheben, Ihre edle und großmüthige Schöpfung.“

Herr Hardy ſchüttelte traurig den Kopf. „Ich wiederhole es Ihnen, mein Freund,“ — fuhr er fort, — „das thätige Leben iſt für mich zu Ende; in kurzer Zeit, ſehen Sie, hab' ich um zwanzig Jahre gealtert; ich beſitze weder die Kraft, noch den Willen, noch den Muth, wieder zu arbeiten, wie ehedem; ich habe zum Wohle der Menſchheit gethan, was ich konnte, und ſchätze mich darob glücklich... Ich habe meine Schuld bezahlt... Aber jetzt hab' ich nur noch einen einzigen Wunſch, die Ruhe; nur eine einzige Hoffnung, ... die Tröſtungen und den Frieden, Wirkungen der Religion.“

„Wie, mein Herr,“ — entgegnete Agricola mit höchſtem Erſtaunen, — „Sie leben lieber hier, in dieſer kläglichen Abſonderung, als inmitten von uns, die wir Sie ſo ſehr lieben; Sie glauben, hier glücklicher zu ſeyn, unter dieſen Prieſtern, als in Ihrer aus ihren

Ruinen wieder emporgeſtiegenen, und wieder blühender als jemals gewordenen Fabrik?“

„Für mich iſt hienieden kein Glück mehr möglich,“ — verſetzte Herr Hardy gramvoll.

Nach einem Momente der Unſchlüſſigkeit, fuhr Agricola mit bewegter Stimme lebhaft fort: „Mein Herr, man betrügt Sie, man täuſcht Sie auf eine infame Art.“

„Was wollen Sie damit ſagen, mein Freund?“

„Ich ſage Ihnen, Herr Hardy, daß dieſe Prieſter, welche Sie umgeben, Unheil bringende Abſichten haben. Aber, mein Gott! mein Herr, wiſſen Sie denn nicht, wo Sie hier ſind?“

„Bei den guten Geiſtlichen der Geſellſchaft Jeſu.“

„Ja, bei Ihren Todfeinden.“

„Feinde!“ — und Herr Hardy lächelte mit ſchmerzvoller Gleichgültigkeit. — „Ich brauche keine Feinde mehr zu fürchten: wo könnten ſie mich treffen, mein Gott? Es giebt keine Stelle mehr“ ...

„Sie wollen Sie aus dem Beſitze Ihres Antheiles an einer unermeßlichen Erbſchaft treiben, mein Herr,“ — rief der Hammerſchmid aus, — „es iſt ein mit hölliſcher Geſchicklichkeit entworfener Plan; die Töchter des Marſchalles Simon, das Fräulein von Cardoville, Sie, Gabriel, mein Adoptivbruder ... kurz Alle, die zu Ihrer Familie gehören, wären beinahe ſchon Opfer ihrer liſtigen Anſchläge geworden; ich ſage Ihnen, daß dieſe Prieſter keinen andern Zweck haben, als Ihr Vertrauen zu mißbrauchen; deßwegen ließen ſie Sie, nach dem Brande der Fabrik, verwundet, faſt ſterbend, in dieſes Haus bringen, und Sie allen Augen entziehen. Deßwegen geſchah es … daß“ …

Herr Hardy unterbrach Agricola.

„Sie irren ſich hinſichtlich dieſer Geiſtlichen, mein Freund; ſie haben mir große Sorgfalt erwieſen; und was dieſe angebliche Erbſchaft betrifft,“ … — fügte Herr Hardy mit düſterer Sorgloſigkeit hinzu, — „was helfen mir jetzt die Güter dieſer Welt, mein Freund? Die Dinge, die Neigungen dieſes Jammer- und Thränenthales ſind nichts mehr für mich … Ich opfere meine Leiden dem Herrn auf, und erwarte, daß er mich in ſeiner Barmherzigkeit zu ſich rufe.“ …

„Nein, nein mein Herr … es iſt unmöglich, daß Sie ſo ſehr ſich ſollten umgewandelt haben,“ — ſagte Agricola, der ſich nicht entſchließen konnte, zu glauben, was er hörte. — „Sie, mein Herr, Sie ſollten an dieſe traurigen Maximen glauben, Sie, der Sie uns immer die unerſchöpfliche Güte eines väterlichen Gottes bewundern, lieben hießen, und wir glaubten Ihnen; denn er hatte Sie zu uns geſendet“ …

„Ich muß mich ſeinem Willen unterwerfen, da er mich aus Eurer Mitte genommen hat, meine Freunde, ohne Zweifel, weil ich ihm, ungeachtet meiner guten Abſichten, nicht diente, wie es ſeinem Willen entſprach; ich hatte immer mehr das Geſchöpf im Auge, als den Schöpfer“ …

„Und wie konnten Sie Gott beſſer dienen, ihn beſſer ehren, mein Herr?“ — rief der Hammerſchmid immer betrübter aus, — „als indem Sie die Arbeit, die Rechtſchaffenheit, ermuthigten und belohnten, die Menſchen, durch Sicherung ihres Glückes, beſſer machten, Ihre Arbeiter als Brüder behandelten, die Intelligenz derſelben entwickelten, Ihnen Geſchmack am Schönen und Guten einflößten, ihren Wohlſtand vermehrten, durch Ihr Vorbild die Gefühle der Gleichheit, der Verbrüderung, evangeliſcher Gemeinſchaft verbreiteten? Ah! mein Herr, erinnern Sie ſich doch nur, zu Ihrer Beruhigung, an das Gute, was Sie gethan haben, an die täglichen Segnungen eines ganzen kleinen Volkes, welches das unverhoffte Glück, das es genoß, Ihnen verdankte.“

„Mein Freund, wozu nützt es, an Vergangenes zu erinnern?“ — erwiederte Herr Hardy ſanft; — „wenn ich in den Augen des Herrn wohlgethan habe, wird er es mir vielleicht gütig aufnehmen ... Weit entfernt, mich zu brüſten, muß ich mich im Staube demüthigen; denn ich bin, fürcht' ich, auf einem ſchlimmen Wege und außerhalb ſeiner Kirche geweſen; vielleicht hat der Hochmuth mich Niedrigſten und Unbedeutenden irre geleitet, während ſo viele große Geiſter ſich demüthig dieſer Kirche unterworfen haben; in Thränen, in der Abſonderung, in der Abtödtung, muß ich meine Vergehen abbüßen; ja in der Hoffnung, daß der rächende Gott ſie mir einſt verzeihen wird, und daß meine Leiden wenigſtens nicht für jene verloren gehen, die noch ſtrafbarer ſind, als ich.“

Agricola wußte kein Wort zu erwiedern; er betrachtete Herrn Hardy in dem Maße mit ſtummen Schrecken, als er dieſe troſtloſen Gemeinplätze mit erſchöpfter Stimme ausſprechen hörte; er fragte ſich mit einem geheimen Schauder, durch welche Verblendungen es dieſen Prieſtern, den Gram und die moraliſche Schwächung dieſes Unglücklichen ausbeutend, gelungen war, ſo eine der hochherzigſten Intelligenzen, einen der wohlthätigſten, der aufgeklärteſten Geiſter, die ſich jemals dem Glücke des menſchlichen Geſchlechtes geweiht, unfruchtbar zu machen, zu vernichten. Die Beſtürzung des Hammerſchmides war ſo gewaltig, daß er weder den Muth, noch den Willen fühlte, eine für ihn um ſo peinlichere Erörterung fortzuſetzen, als bei jedem Worte ſein Blick tiefer in den Abgrund unheilbarer Troſtloſigkeit drang, in welchen die hochwürdigen Paters Herrn Hardy geſtürzt hatten. Dieſer ſeinerſeits, wieder in ſeine düſtere Trägheit verſinkend, ſchwieg, während ſeine Augen hie und da auf den unſeligen Maximen der Nachahmung herumirrten.

Endlich brach Agricola das Schweigen, und aus ſeiner Taſche den Brief des Fräuleins von Cardoville ziehend, einen Brief, auf den er ſeine letzte Hoffnung ſetzte, reichte er ihn dem Herrn Hardy, und ſagte zu ihm: „Mein Herr, eine Verwandte von Ihnen, die Sie ohne Zweifel nur dem Namen nach kennen, hat mich beauftragt, Ihnen dieſen Brief zu übergeben.“

„Wozu nützt dieſer Brief, mein Freund?“

„Ich bitte Sie dringend, mein Herr, machen Sie ſich mit ſeinem Inhalte bekannt. Das Fräulein von Cardoville erwartet Ihre Antwort, mein Herr. Es handelt ſich um ſehr wichtige Intereſſen.“

„Für mich giebt es nur noch ein wichtiges Intereſſe, mein Freund,“ erwiederte Herr Hardy, ſeine thränengerötheten Augen zum Himmel erhebend.

„Herr Hardy,“ fuhr der Hammerſchmid immer gerührter fort, „leſen Sie dieſen Brief, leſen Sie ihn im Namen der Dankbarkeit von uns Allen, und in der wir unſere Kinder zu erziehen gedenken, die nicht, wie wir das Glück werden genoſſen haben, Sie zu kennen. Ja leſen Sie dieſen Brief, und wenn Sie darnach nicht anderer Meinung werden, Herr Hardy, wohlan! was wollen Sie? wird Alles aus ſeyn für uns arme Arbeiter; werden wir unſern Wohlthäter auf immer verloren haben, jenen, der uns als Brüder behandelte, jenen, der uns als Freunde liebte, jenen, der großmüthig ein Beiſpiel aufſtellte, dem früher oder ſpäter andere gute Herzen nachgeahmt hätten, ſo, daß nach und nach, immer näher, und Dank Ihnen, die Emancipation der Proletarier würde begonnen haben. Je nun, es liegt nichts daran; uns Söhnen des Volkes wird Ihr Andenken immer heilig bleiben, o! ja, und wir werden Ihren Namen immer nur mit Ehrfurcht, mit Rührung ausſprechen, denn wir werden uns nicht enthalten können, Sie zu beklagen.“

Seit einigen Momenten ſprach Agricola mit gebrochener Stimme; er konnte nicht ausreden; ſeine Gemüthsbewegung ſtieg auf's Aeußerſte; ungeachtet der männlichen Energie ſeines Charakters, konnte er ſeine Thränen nicht zurückhalten, und rief aus: „Verzeihung, Verzeihung, wenn ich weine; aber es geſchieht nicht für mich allein; denn ſehen Sie, mir bricht das Herz bei dem Gedanken an alle jene Thränen, von ſehr vielen braven Leuten lange Zeit vergoſſen, die bei ſich ſagen werden: „Wir werden Herrn Hardy nicht mehr ſehen, nie wieder.“

Agricola's Gemüthsbewegung, ſein Ton, waren ſo aufrichtig, ſein edles und offenes, in Thränen gebadetes Geſicht, trug das Gepräge einer ſo rührenden Ergebenheit, daß Herr Hardy, zum erſtenmale ſeit ſeinem Aufenthalte bei den hochwürdigen Vaters, ſein Herz, ſo zu ſagen, ein wenig erwärmt, neu beſeelt fühlte; es dünkte ihm, daß ein belebender Sonnenſtrahl endlich durch die eiſigen Finſterniſſe dringe, inmitten welcher er ſo lange Zeit vegetirte. Herr Hardy reichte Agricola die Hand, und ſagte mit bewegter Stimme zu ihm: „Mein Freund, ich danke! Dieſer neue Beweis Ihrer Ergebenheit, dieſes Bedauern, alles dieß rührt mich; es iſt eine ſüſſe Gemüthsbewegung … und ohne Gram; dieß thut mir wohl …“

„Ah! mein Herr,“ rief der Hammerſchmid mit einem Hoffnungsſchimmer aus, „thun Sie ſich keinen Zwang an; hören Sie die Stimme Ihres Herzens, ſie wird Sie ermahnen, das Glück derjenigen zu bewirken, die Sie lieben; und Menſchen glücklich zu ſehen, heißt für Sie glücklich ſeyn. Hier, leſen Sie den Brief dieſes großmüthigen Fräuleins. Er wird vielleicht vollenden, was ich begonnen habe, und wenn dieß nicht genügt, werden wir ſehen…“ Dieß ſagend, unterbrach ſich Agricola, mit einem Hoffnungsblicke thürwärts, dann fügte er bei, den Brief neuerdings Herrn Hardy überreichend: „O! ich bitte Sie inſtändig, mein Herr, leſen Sie; das Fräulein von Cardoville hat mich beauftragt, Ihnen Alles zu beſtätigen, was in dieſem Briefe enthalten iſt.“

„Nein… nein… ich darf ihn nicht, ich ſollte ihn nicht leſen,“ verſetzte Herr Hardy unſchlüßig. „Wozu nützt es mir, Stoff zum Bedauern zu geben? Denn, ach! es iſt wahr, ich liebte Euch Alle ſehr, ich hatte Euretwegen manche Pläne für die Zukunft entworfen,“ fügte Herr Hardy mit unwillkürlicher Rührung hinzu; dann fuhr er fort, mit dieſer mittheilſamen Bewegung kämpfend; „aber wozu nützt es, an dieß zu denken? Vergangenes kann nicht zurückkehren.“

„Wer weiß, Herr Hardy, wer weiß?“ erwiederte Agricola, immer glücklicher ob der Unſchlüſſigkeit ſeines ehemaligen Dienſtherrn; „leſen Sie vor Allem den Brief des Fräuleins von Cardoville.“

Herr Hardy nahm, Agricola's dringenden Bitten nachgebend, faſt wider ſeinen Willen dieſen Brief, entſiegelte und las ihn; nach und nach drückte ſeine Phyſiognomie wechſelweiſe Rührung, Dankbarkeit und Bewunderung aus. Mehrmals unterbrach er ſich, um Agricola mit einer Mittheilſamkeit, über die er ſelbſt erſtaunt ſchien, zu ſagen: „O! das iſt gut! das iſt ſchön!“

Mit dem Leſen fertig, wendete ſich nun Herr Hardy mit einem melancholiſchen Seufzer zum Hammerſchmide: „Welch' ein Herz beſitzt das Fräulein von Cardoville! Welche Güte! Welchen Geiſt! Welche Gedankenerhabenheit! Ah! ich werde nie den Adel der Geſinnungen vergeſſen, der ihr dieſe mir gemachten, ſo großmüthigen Anerbietungen diktirt. Möge ſie wenigſtens glücklich ſeyn können auf dieſer traurigen Welt!“

„Ah! glauben Sie mir, mein Herr,“ entgegnete Agricola mit hinreiſſender Gewalt, „eine Welt, die ſolche Weſen, und noch ſo viele andere in ſich ſchließt, welche, ohne den unſchätzbaren Werth dieſes vortrefflichen Fräuleins zu beſitzen, der Anhänglichkeit ehrlicher Leute würdig ſind, eine ſolche Welt iſt nicht Schlamm, Verderbtheit und Schlechtigkeit; ſie beweiſet vielmehr zum Vortheile der Menſchheit... ſo iſt dieſe Welt, die Ihrer harret, Ihnen zuruft; auf, Herr Hardy, hören Sie auf die Rathſchläge des Fräuleins von Cardoville, nehmen Sie die Anerbietungen an, welche ſie Ihnen macht, kehren Sie wieder zu uns zurück, kehren Sie wieder in das Leben zurück, denn dieſes Haus iſt der Tod!“

„In eine Welt zurückkehren, worin ich ſo viel gelitten habe... der Ruhe dieſer Abſonderung entſagen,“ erwiederte Herr Hardy unſchlüſſig, „nein, nein, ich werde es nicht können; ich darf es nicht.“

„O! ich habe nicht auf mich allein gezählt, um Sie dazu zu bewegen," rief der Hammerſchmid mit ſteigender Hoffnung aus, „ich habe einen mächtigen Bundesgenoſſen dort" (er wies auf die Thüre), „den ich aufbewahrt habe, um den Hauptſchlag zu führen... und der erſcheinen wird, wann Sie es wollen."

„Was wollen Sie damit ſagen, mein Freund?" — fragte Herr Hardy.

„O! dieß iſt wieder ein guter Gedanke vom Fräulein von Cardoville; ſie hat keine andere: unterrichtet, in was für gefährliche Hände Sie gefallen ſind, ſo wie der treuloſen Argliſt der Leute kundig, welche Sie auf eine feine Art gewinnen wollen, hat ſie zu mir geſagt: „„Herr Agricola, der Charakter des Herrn Hardy iſt ſo loyal und ſo gut, daß er ſich vielleicht unſchwer wird betrügen laſſen... denn rechtliche Herzen ſträuben ſich immer gegen den Glauben an Nichtswürdigkeiten; ferner wird er denken können, daß Sie dabei intereſſirt ſind, ihn die Anerbietungen, die ich ihm mache, annehmen zu ſehen; aber er iſt ein Mann, deſſen geheiligter Charakter im vorliegenden Falle dem Herrn Hardy alles Vertrauen wird einflößen müſſen... denn dieſer bewunderungswürdige Prieſter iſt mit uns verwandt, und wäre gleichfalls beinahe das Opfer jener unverſöhnlichen Feinde unſerer Familie geworden.""

„Und wer iſt dieſer Prieſter?" fragte Herr Hardy.

„Der Abbé Gabriel von Rennepont, mein Adoptivbruder," rief der Hammerſchmid ſtolz aus. „Das iſt ein edler Prieſter. Ah! mein Herr, wenn Sie ihn früher gekannt hätten, anſtatt zu verzweifeln, hätten Sie gehofft. Ihr Gram würde ſeinen Tröſtungen nicht widerſtanden haben."

„Und wo iſt dieſer Prieſter?" fragte Herr Hardy mit eben ſo viel Erſtaunen als Neugier.

„Dort, in Ihrem Vorzimmer. Als der Pater von Aigrigny ihn mit mir kommen ſah, iſt er wüthend geworden; er hat uns fortzugehen befohlen; aber mein braver Gabriel ihm geantwortet, daß er mit Ihnen über wichtige Angelegenheiten zu ſprechen haben könnte, und alſo dableiben würde. Ich, weniger geduldig, habe dem Abbé von Aigrigny, der mir den Eintritt verwehren wollte, einen Rippenſtoß verſetzt, und bin herbeigerannt, ſo ſehr hatte ich Eile, Sie zu ſehen. Nun, mein Herr, werden Sie Gabriel empfangen, nicht wahr? Ohne Ihren Befehl hätte er nicht eintreten wollen. Ich will ihn holen. Sie ſprechen von Religion... die ſeinige iſt die wahre, denn ſie thut Gutes; ſie ermuthiget, ſie tröſtet; Sie werden ſehen; endlich, Dank dem Fräulein von Cardoville und ihm, werden Sie uns wiedergegeben!" rief der Hammerſchmid aus, unfähig, ſeine freudige Hoffnung länger zu verhalten.

„Mein Freund... nein.., ich weiß nicht... ich fürchte..." ſagte Herr Hardy mit zunehmender Unſchlüſſigkeit, aber von den herzlichen Worten des Hammerſchmides, wider ſeinen Willen, ſich neubeſeelt, erwärmt fühlend.

Dieſer benützte die glückliche Unſchlüſſigkeit ſeines ehemaligen Dienſtherrn, eilte zur Thüre, öffnete ſie, und rief aus: „Gabriel, mein Bruder... mein guter Bruder... komm, komm... Herr Hardy wünſcht Dich zu ſehen . . .“

„Mein Freund,“ erwiederte Herr Hardy noch unſchlüſſig, aber dennoch ziemlich befriediget ſcheinend, ſeine Zuſtimmung ein wenig abgedrungen zu ſehen, „mein Freund, was machen Sie?“

„Ich rufe Ihren Retter und den unſerigen herbei,“ antwortete Agricola wonnetrunken, und des guten Erfolges der Dazwiſchenkunft Gabriels bei Herrn Hardy gewiß.

Dem Rufe des Hammerſchmides folgend, trat Gabriel bald in das Zimmer des Herrn Hardy.

Neuntes Kapitel.

Das Verſteck.

Wie geſagt: an den Eingängen mehrerer, von den Penſionären der hochwürdigen Paters bewohnter Zimmer, waren gewiſſe Verſtecke angebracht, in der Abſicht, das unaufhörliche Belauern möglichſt zu erleichtern, womit man diejenigen umgab, welche die Geſellſchaft überwachen wollte: da Herr Hardy zu dieſen gehörte, hatte man neben ſeinem Gemache ein geheimnißvolles Verſteck hergeſtellt, worin zwei Perſonen Platz fanden; eine Art weiter Kaminſchläuche lüftete und erhellte jenes Kabinet, woran die Mündung einer ſo künſtlich eingefügten akuſtiſchen Röhre grenzte, daß die leiſeſten Worte des anſtoſſenden Zimmers, ſo deutlich als möglich, in jenes Verſteck gelangten; endlich geſtatteten auch einige runde, geſchickt angebrachte, und an verſchiedenen Stellen maskirte Oeffnungen Alles zu ſehen, was im Gemache vorging.

Der Pater von Aigrigny und Rodin waren zur Zeit im Verſtecke.

Sogleich nach Agricola's ungeſtümen Eintreten und Gabriels ſtandhafter Antwort, welcher erklärte, mit Herrn Hardy ſprechen zu wollen, wenn dieſer ihn verlange, hatte ſich der Pater von Aigrigny, der das Aufſehen ſcheute, die Folgen der Unterredung des Herrn Hardy mit dem Hammerſchmide und dem jungen Miſſionär zu beſchwören, eine Unterredung, die ſo traurige Folgen für die Projekte der Geſellſchaft haben konnte, zu Rodin begeben, um ihn um Rath zu fragen.

Dieſer bewohnte während ſeiner glücklichen und ſchnellen Geneſung das angrenzende, den hochwürdigen Paters vorbehaltene Haus; er begriff die höchſte Wichtigkeit der Lage; da Rodin, in voller Anerkennung, daß der Pater von Aigrigny ſeine Inſtruktionen hinſichtlich des Mittels, die Unterredung Agricola's und Herrn Hardy's zu verhindern, — ein Manöver geſicherten Erfolges ohne die allzuſchnelle Ankunft Agricola's, — geſchickt vollzogen hatte, perſönlich ſehen, hören, urtheilen und verfügen wollte, verbarg er ſich alſogleich mit dem Pater von Aigrigny in dem erwähnten Verſtecke, nachdem er unmittelbar einen Emiſſär in den erzbiſchöflichen Palaſt zu Paris, — man wird ſpäter ſehen, zu welchem Zwecke, — geſendet hatte.

Die beiden hochwürdigen Paters waren gegen die Mitte der Unterredung Agricola's und des Herrn Hardy angekommen. Anfangs ob der düſtern Apathie ziemlich beruhiget, in die er verſunken war, und aus welcher ihn die hochherzigen Aufmunterungen des Hammerſchmides nicht zu ziehen vermochten, ſahen die hochwürdigen Paters die Gefahr nach und nach zunehmen, und zuletzt von dem Momente an höchſt drohend werden, da Herr Hardy, von den inſtändigen Bitten des Handwerkers erſchüttert, einwilligte, vom Briefe des Fräuleins von Cardoville Einſicht zu nehmen, bis zu dem Momente, da Agricola Gabriel in's Zimmer führte, um der Unſchlüſſigkeit ſeines ehemaligen Dienſtherrn den letzten Schlag zu verſetzen.

Rodin war, Dank der unzähmbaren Energie ſeines Charakters, die ihm die Kraft verliehen, das ſchreckliche und ſchmerzliche Heilverfahren des Doctors Baleinier auszuſtehen, außer Gefahr; ſeine Geneſung neigte ſich zu ihrem Ende; dennoch bemerkte man noch eine erſchreckende Magerkeit an ihm. Das von oben kommende, und ſenkrecht auf ſeinen gelben und glänzenden Schädel, auf ſeine knochigen Backenbeine und auf ſeine eckige Naſe fallende Licht, prägte dieſe Vorſprünge durch lebhafte Beleuchtung aus, während der Reſt des Geſichtes von harten und dunkeln Schatten durchfurcht blieb. Man hätte ihn für das lebendige Modell eines von jenen aſcetiſchen Mönchen der ſpaniſchen Schule halten mögen, düſtere Gemälde, auf denen man unter irgend einer braunen, halb zurückgeſchlagenen Kapuze einen Schädel gewahrt, von der Farbe alten Elfenbeines, einen ſchwarzblauen Backenknochen, ein in der Tiefe ſeiner Höhle erloſchenes Auge, indeſſen das übrige Geſicht in einem dunklen Halbſchatten verſchwindet, worin man kaum eine menſchliche, knieende, und in eine Mönchskutte mit einem Strickgürtel gehüllte Geſtalt erkennt. Dieſe Aehnlichkeit ſchien um ſo auffallender, weil Rodin, eilig ſeine Wohnung verlaſſend, ſeinen langen Schlafrock von ſchwarzer Wolle nicht abgelegt, und überdieß, gegen die Kälte noch ſehr empfindlich, über ſeine Schultern ein Kapuzenmäntelchen von ſchwarzem Tuche geworfen hatte, um ſich gegen den Nordwind zu ſchützen. Da der Pater von Aigrigny ſich nicht ſenkrecht unter dem Lichte befand, welches das Verſteck erhellte, blieb er im Halbſchatten.

In dem Augenblicke, da wir dem Leſer die beiden Jeſuiten vorſtellen, war Agricola aus dem Zimmer gegangen, um Gabriel zu rufen, und ihn zu ſeinem vormaligen Dienſtherrn zu führen.

Rodin mit einer mächtigen und zugleich ergrimmten Angſt anblickend, ſagte der Pater von Aigrigny zu ihm:

„Ohne den Brief des Fräuleins von Cardoville blieben die dringenden Bitten des Hammerſchmides fruchtlos. Dieſes verwünſchte junge Mädchen wird alſo immer und überall das Hinderniß ſeyn, an welchem unſere Pläne ſcheitern werden? Was man auch thun hat können, ſie iſt nun mit jenem Indier vereiniget; wenn jetzt der Abbé Gabriel kommt, um das Maß voll zu machen, und mit ſeinem Beiſtande Herr Hardy uns entſchlüpft, was dann thun? was thun? ... Ah! mein Vater, da möchte man an der Zukunft verzweifeln!“

„Nein,“ erwiederte Rodin trocken, „wenn man im erzbiſchöflichen Palaſte nicht ſäumet, meine Anordnungen zu vollziehen.“

„Und in dieſem Falle?“

„Ich ſtehe noch für Alles gut; aber ich muß noch vor einer halben Stunde die bewußten Papiere bekommen.“

„Dieſe müſſen ſeit mehrern Tagen fertig und unterzeichnet ſeyn; denn, Ihrem Auftrage gemäß, hab' ich gerade am Tage der Mora's geſchrieben, und ...“

Anſtatt dieſe Unterredung mit leiſer Stimme fortzuſetzen, legte Rodin ſein Auge an eine der Oeffnungen, welche Alles zu ſehen geſtatteten, was im anſtoſſenden Zimmer vorging, und winkte dem Vater von Aigrigny, zu ſchweigen.

Zehntes Kapitel.

Ein Prieſter nach dem Herzen Chriſti.

In dieſem Augenblicke ſah Rodin Agricola wieder in das Zimmer treten, Gabriel an der Hand führend. Die Anweſenheit dieſer beiden jungen Leute, des Einen von ſo männlichen, ſo offenen Geſichte, des Andern von ſo engelgleicher Schönheit, bot einen ſo auffallenden Contraſt mit den heuchleriſchen Phyſiognomien der Perſonen, von denen Herr Hardy gewöhnlich umgeben war, daß es dem bereits durch die herzliche Sprache des Handwerkers Gerührten dünkte, daß ſein ſeit ſo langer Zeit gepreßtes Herz unter heilſamer Einwirkung ſich erweiterte. Obgleich Gabriel den Herrn Hardy nie geſehen, war er doch ob der Entſtellung ſeiner Züge betroffen; er erkannte auf dieſem leidenden, gramvollen Geſichte das unſelige Gepräge entnervender Unterwürfigkeit, moraliſcher Vernichtung, das den Opfern der Geſellſchaft Jeſu immer eingebrannt bleibt, wenn ſie nicht rechtzeitig ihrem mörderiſchen Einfluſſe entzogen werden.

Rodin, das Auge an ſeine Oeffnung gelegt, und der Pater von Aigrigny lauſchend, verloren alſo kein Wort von der folgenden Unterredung, der ſie unſichtbar anwohnten.

„Hier iſt mein braver Bruder, mein Herr,“ ſagte Agricola zu Herrn Hardy, indem er ihm Gabriel vorſtellte, „hier iſt er, der beſte, der würdigſte Prieſter. Hören Sie ihn an, Sie werden der Hoffnung wieder aufleben, dem Glücke, und uns wieder gegeben werden. Hören Sie ihn an, Sie werden ſehen, wie er die Betrüger entlarven wird, welche Sie durch falſchen religiöſen Schein täuſchen; ja, ja, er wird ſie entlarven; denn auch er iſt ein Opfer dieſer Elenden geweſen, nicht wahr, Gabriel?“

Der junge Miſſionär machte eine Bewegung mit der Hand, um die Exaltation des Hammerſchmides zu mäßigen, und ſagte zu Herrn Hardy mit ſeiner ſanften und wohlklingenden Stimme: „Wenn in den peinlichen Verhältniſſen, worin Sie ſich befinden, mein Herr, die Rathſchläge eines Ihrer Brüder in Jeſu Chriſto Ihnen nützlich ſeyn können, verfügen Sie über mich. Uebrigens bin ich Ihnen, erlauben Sie mir, es Ihnen zu ſagen, bereits ſehr ehrerbietig zugethan.“

„Mir, Herr Abbé?“ fragte Herr Hardy.

„Ich kenne, mein Herr,“ erwiederte Gabriel, „Ihre Güte für meinen Adoptivbruder; ich kenne Ihren bewundernswürdigen Edelmuth gegen Ihre Arbeiter; ſie lieben Sie, ſie verehren Sie, mein Herr; möge das Bewußtſeyn ihrer Dankbarkeit, möge die Ueberzeugung, Gott wohlgefällig geweſen zu ſeyn, deſſen ewige Güte ſich Alles deſſen erfreut, was gut iſt, Ihre Belohnung für das Gute ſeyn, das Sie gethan haben, Ihre Ermuthigung zum Guten, das Sie noch thun werden.“

„Ich danke Ihnen, Herr Abbé," antwortete Herr Hardy, gerührt von dieſer Sprache, ſo verſchieden von jener des Paters von Aigrigny; „in der Traurigkeit, in welche ich verſunken bin, iſt es dem Herzen ſo ſüß, auf eine ſo tröſtende Weiſe ſprechen zu hören, und, ich geſteh's," fügte Herr Hardy mit nachdenkender Miene bei, „die Erhabenheit, der Ernſt Ihres Charakters verleihen Ihren Worten ein großes Gewicht."

„Dieß iſt's, was zu befürchten war," ſagte der Pater von Aigrigny ganz leiſe zu Rodin, der immer an ſeiner Oeffnung blieb, mit ſpähendem Auge, mit lauſchendem Ohre, „dieſer Gabriel wird Alles thun, um Herrn Hardy aus ſeiner Apathie zu reißen, und ihn wieder in das thätige Leben einzuführen."

„Dieß befürcht' ich nicht," antwortete Rodin mit ſeiner kurzen und ſchneidenden Stimme, „Herr Hardy wird ſich vielleicht einen Augenblick vergeſſen; aber wenn er zu gehen verſucht, wird er bald ſehen, daß ſeine Beine gebrochen ſind."

„Was fürchten alſo Euer Hochwürden?"

„Die Langſamkeit unſers hochwürdigen Erzſtiftes."

„Aber was hoffen Sie von . . ."

Doch Rodin, deſſen Aufmerkſamkeit von Neuem angeregt war, unterbrach durch einen Wink den Pater von Aigrigny, welcher ſtumm blieb. Ein Schweigen von einigen Sekunden war dem Beginne der Unterredung Gabriel's und des Herrn Hardy gefolgt, da dieſer einen Augenblick in Erwägungen verſunken blieb, welche Gabriel's Worte in ihm erzeugt hatten. Während dieſer Pauſe des Schweigens hatte Agricola mechaniſch die Augen auf einige jener kläglichen Sentenzen geworfen, mit denen Herrn Hardy's Zimmerwände, ſo zu ſagen, tapezirt waren; plötzlich faßte er Gabriel am Arme, und rief mit einer ausdrucksvollen Geberde: „Ah, mein Bruder, lies dieſe Maximen; Du wirſt Alles begreifen... Welcher Menſch, mein Gott, in der Einſamkeit ganz allein mit ſo troſtloſen Gedanken verweilend, ſollte nicht in die gräßlichſte Verzweiflung gerathen, ſollte nicht vielleicht zum Selbſtmorde ſchreiten? Ah, das iſt ſchrecklich, das iſt infam," fügte der Handwerker mit Entrüſtung bei; „dieß iſt ja ein moraliſcher Mord!!"

„Sie ſind jung, mein Freund," verſetzte Herr Hardy, traurig den Kopf ſchüttelnd, „Sie ſind immer glücklich geweſen, Sie haben keine Täuſchung erfahren; dieſe Maximen können Ihnen betrüglich ſcheinen; allein, ach! für mich, und für die meiſten Menſchen, ſind ſie nur allzuwahr; hienieden iſt Alles nichts, Elend, Schmerz; denn der Menſch iſt geboren, um zu leiden! Iſt es nicht wahr, Herr Abbé?" fügte er bei, an Gabriel ſich wendend.

Auch dieſer hatte ſeine Blicke auf die verſchiedenen Maximen geworfen, die der Hammerſchmid ihm ſo eben gewieſen; der junge Prieſter konnte ſich nicht enthalten, mit Bitterkeit zu lächeln, eingedenk der abſcheulichen Berechnung, von welcher die Wahl dieſer Sprüche war diktirt worden. Daher antwortete er Herrn Hardy mit bewegter Stimme: „Nein, nein, mein Herr, nicht Alles hienieden iſt nichts, Lüge, Elend, Täuſchung, Eitelkeit. Nein, der Menſch iſt nicht geboren, um zu leiden; nein, Gott, deſſen höchſte Weſenheit eine väterliche Güte iſt, hat kein Wohlgefallen an den Leiden ſeiner Geſchöpfe, die er erſchaffen, um auf dieſer Welt zu lieben und glücklich zu ſeyn.“

„O! hören Sie es, Herr Hardy, hören Sie es?“ rief der Hammerſchmid aus, „er iſt auch ein Prieſter, aber ein wahrer, ein erhabener Prieſter, und er ſpricht nicht, wie die Andern . . .“

„Ach, dennoch, Herr Abbé,“ ſagte Herr Hardy, „ſind dieſe ſo traurigen Maximen Auszüge aus einem Buche, das man faſt einem göttlichen Buche gleichſtellt...“

„Dieſes Buch, mein Herr,“ erwiederte Gabriel, „kann man mißbrauchen, wie jedes menſchliche Werk! Dieſes Buch, geſchrieben, um arme Mönche an die Entſagung, an die Abſonderung, an den blinden Gehorſam eines müßigen, unfruchtbaren Lebens zu feſſeln, hatte zum Zwecke, indem es die Losmachung von Allem, Selbſtverachtung, Mißtrauen in ſeine Brüder, eine vernichtende Knechtſchaft predigte, jene unglücklichen Mönche zu bereden, daß die Qualen dieſes Lebens, die man ihnen aufbürdete, durchaus entgegengeſetzt den ewigen Abſichten Gottes mit der Menſchheit... dem Herrn angenehm ſeyen...“

„Ah! nach ſolcher Auslegung ſcheint mir dieſes Buch noch ſchrecklicher,“ ſagte Herr Hardy.

„Gottesläſterung, Verruchtheit,“ fuhr Gabriel fort, unfähig, ſeine Entrüſtung zu verhalten; „zu wagen, den Müſſiggang, die Abſonderung, das Mißtrauen in Alle zu heiligen, da es auf der Welt nichts Göttliches giebt, als die heilige Arbeit, als die heilige Liebe ſeiner Brüder, als die heilige Gemeinſchaft mit ihnen! Gottesläſterung!!! die Behauptung zu wagen, daß ein Vater von unermeßlicher, unendlicher Liebe, eine Freude findet an den Leiden ſeiner Kinder, er! er! gerechter Himmel! er, welcher keine andern Leiden fühlt, als die Leiden ſeiner Kinder, keinen andern Wunſch hegt, als ihr Glück, er, der ſie mit allen Schätzen der Schöpfung ſo herrlich ausgeſtattet hat, er endlich, der ſie durch die Unſterblichkeit ihrer Seele mit ſeiner Unſterblichkeit verbunden hat.“

„O! Ihre Worte ſind ſchön, ſind tröſtend,“ rief Herr Hardy aus, immer erſchütterter; „aber auch, warum giebt es, ungeachtet der providentiellen Güte des Herrn ſo viele Unglückliche auf Erden?“

„Ja, o! ja, es giebt auf dieſer Welt ſehr furchtbare Drangſale,“ entgegnete Gabriel mit Rührung und Traurigkeit. „Ja, viele Arme, von jeder Freude, von jeder Hoffnung ausgeſchloſſen, haben Hunger, Durſt, Mangel an Kleidung und Obdach, inmitten der ungeheuern Reichthümer, welche der Schöpfer nicht zur Glückſeligkeit einiger Menſchen, ſondern zur Glückſeligkeit Aller geſpendet; denn er hat gewollt, daß die Theilung mit Billigkeit geſchehe; *) aber Einige haben ſich der gemeinſamen Erbſchaft durch Argliſt, durch Gewalt bemächtiget, und darüber hat Gott ſich betrübt. O! ja, wenn er leidet, geſchieht es, weil er ſieht, daß, um der grauſamen Selbſtſucht Einiger zu genügen, zahlloſe Maſſen von Geſchöpfen einem bedauernswürdigen Schick-

---

*) Die Lehre, nicht von der Theilung, ſondern von der Gemeinſchaft, nicht von der Austheilung, ſondern von der Aſſociation, iſt ihrem Weſen nach ganz vollſtändig in nachfolgender Stelle des Neuen Teſtamentes enthalten:

„Alle jene, die ſich zum Glauben bekehren, haben ihre „Güter, ihre Arbeiten, ihr Leben gemeinſchaftlich; „Alle haben nur ein Herz, nur eine Seele; ſie bilden „Alle miteinander nur einen Leib; Niemand beſitzt etwas eigenthümlich, ſondern alle Dinge ſind zwiſchen ihnen gemeinſchaftlich: **Deßwegen giebt es keine „Armen unter ihnen.“** (Actes des Apôtres. Nro. 44. IV. 32.)

Wir entlehnen dieſe Berufung einem vortrefflichen Artikel von P. Vidal (de la Justice distributive. Revue Indépendante.), welcher die merkwürdige und gründliche Auseinanderſetzung von verſchiedenen ſocialiſtiſchen Syſtemen enthält, und von mehrern Schriften über den nämlichen Gegenſtand, von Louis Blanc, Villegardelle, Pecqueur, ausgezeichnete Intelligenzen, großmüthige Denker, auf die der Socialismus ſtolz iſt. Citiren wir noch l'Accord des intérêts dans l'association, von Villegardelle, worin die lichtvollſten Darſtellungen der unſterblichen Theorien von Fourier zu finden ſind.

E. S.

ſale preisgegeben ſind. Daher haben ſich die Zwingherren zu allen Zeiten, in allen Ländern, indem ſie es wagen, Gott für ihren Mitſchuldigen zu halten, vereiniget, um in ſeinem Namen die ſchreckliche Maxime zu verkünden: „Der Menſch iſt geboren, um zu leiden, ſeine Demüthigungen, ſeine Leiden ſind Gott wohlgefällig.“ Ja, ſie haben dieß verkündet, ſo zwar, daß, je härter, demüthigender, ſchmerzlicher das Schickſal des Geſchöpfes war, das ſie ausbeuteten, je mehr das Geſchöpf Schweiß, Thränen, Blut vergoß, deſtomehr, nach dieſen Mördern, der Herr zufriedengeſtellt und verherrlichet war.“

„Ah! ich verſtehe Sie, ich lebe neu auf, ich erinnere mich,“ rief Herr Hardy auf einmal aus, wie aus einem Traume erwachend, wie wenn plötzlich das Licht ſeine verdunkelte Denkkraft erleuchtet hätte. „O! ja, dieß iſt's, was ich immer geglaubt habe, dieß iſt's, was ich glaubte, bevor entſetzliche Drangſale meine Intelligenz geſchwächt hatten.“

„Ja, Sie haben dieß geglaubt, edles und großes Herz!“ rief Gabriel aus, „und damals dachten Sie nicht, daß hienieden Alles Elend ſey, weil, Dank Ihnen, Ihre Arbeiter glücklich lebten; nicht Alles alſo war Täuſchung, Eitelkeit, weil Ihr Herz täglich der Dankbarkeit Ihrer Brüder ſich erfreute; nicht Alles alſo war Thränen, Troſtloſigkeit, weil Sie unaufhörlich um Sie her heitere Geſichter ſahen. Das Geſchöpf war alſo nicht unerbittlich dem Unglücke geweiht, weil Sie es mit Glückſeligkeit überhäuften.“

„Ah! glauben Sie mir, wenn man voll Herz, Liebe und Glauben auf die wahren Abſichten Gottes eingeht, des rettenden Gottes, der geſagt hat: „Liebet Euch einander," ſieht man, fühlt man, weiß man, daß der Zweck der Menſchheit das Glück Aller, und der Menſch geboren iſt, um glücklich zu ſeyn. Ah! mein Bruder," fügte Gabriel, zu Thränen gerührt, bei, auf die Maximen weiſend, von denen das Zimmer umgeben war, „dieſes ſchreckliche Buch hat Ihnen viel Böſes zugefügt, dieſes Buch, welches ſie die Nachahmung Jeſu Chriſti zu nennen die Vermeſſenheit gehabt haben," ſetzte Gabriel mit Entrüſtung hinzu, „dieſes Buch!! die Nachahmung des Wortes Chriſti!! dieſes troſtloſe Buch, das nur Gedanken der Rache, der Verachtung, des Todes, der Verzweiflung enthält, während Chriſtus nur Worte des Friedens, der Verzeihung, der Hoffnung und Liebe geſprochen hat."

„O! ich glaube Ihnen," rief Herr Hardy mit ſüſſem Entzücken aus, „ich glaube Ihnen, ich fühle das Bedürfniß, Ihnen zu glauben."

„O! mein Bruder," fuhr Gabriel immer gerührter fort, „mein Bruder! glauben Sie an einen immer guten, immer barmherzigen, immer liebenden Gott; glauben Sie an einen Gott, der die Arbeit ſegnet, an einen Gott, der ſchmerzlich für ſeine Kinder litte, wenn Sie, anſtatt die Gaben, welche er Ihnen reichlich geſpendet, zum Wohle Aller anzuwenden, ſich auf immer in einer entnervenden und unfruchtbaren Verzweiflung iſoliren würden! Nein, nein, Gott will es nicht! Auf mein Bruder,“ fügte Gabriel hinzu, Herrn Hardy's Hand herzlich faſſend, welcher aufſtand, als hätte er einer hochherzigen magnetiſchen Kraft gehorcht, „auf, mein Bruder, eine ganze Welt von Arbeitern ſegnet Sie, und ruft Ihnen; verlaſſen Sie dieſes Grab, kommen Sie, kommen Sie in die friſche Luft, in die helle Sonne, unter warme, mitfühlende Herzen; vertauſchen Sie dieſe erſtickende Luft mit der geſunden und beſeelenden Luft der Freiheit; vertauſchen Sie dieſen düſteren Aufenthalt, mit dem von den Geſängen der Arbeiter belebten Aſyle; ſuchen Sie wieder jenes fleißige Arbeitervolk auf, deren Vorſehung Sie ſind; von ihren kräftigen Armen emporgehoben, an ihr edelmüthiges Herz gedrückt, umgeben von Weibern, Kindern, Greiſen, die ob Ihrer Rückkehr Freudenthränen weinen, werden Sie neugeboren werden; Sie werden fühlen, daß der Wille, daß die Macht Gottes in Ihnen iſt, weil Sie für das Glück Ihrer Brüder ſo viel vermögen…“

„Gabriel Du ſprichſt wahr. Du biſt's, Gott iſt's, welchem unſer armes kleines Arbeitervolk die Rückkehr ſeines Wohlthäters verdanken wird,“ rief Agricola aus, in Gabriel's Arme ſtürzend, und ihn mit Rührung an ſein Herz drückend. „Ah! nun fürcht' ich nichts mehr. Herr Hardy wird uns zurückgegeben!“

„Ja, Sie haben Recht; ihm dieſem bewunderungswürdigen Prieſter nach dem Herzen Chriſti, werde ich meine Auferſtehung verdanken; denn hier war ich lebend in ein Grab eingeſargt,“ ſagte Herr Hardy, der ſich gerade, feſt, mit leicht gerötheten Wangen, leuchtendem Auge erhoben hatte, während er biſher ſo bleich, ſo niedergeſchlagen, ſo gebeugt war.

„Endlich ſind Sie unſer,“ rief der Hammerſchmid aus; „ich zweiſle jetzt nicht mehr daran.“

„Ich hoffe es, mein Freund,“ ſagte Herr Hardy.

„Sie nehmen die Anerbietungen des Fräuleins von Cardoville an?“

„Ich werde ihr hiewegen bald ſchreiben; aber zuvor wünſche ich allein mit meinem Bruder zu ſprechen,“ fügte er mit einer wichtigen und ernſten Miene bei, und reichte Gabriel mit überſtrömendem Herzen ſeine Hand. „Er wird mir erlauben, ihm dieſen Namen Bruder zu geben, ihm dem hochherzigen Apoſtel der Brüderſchaft…“

„O! ich bin ruhig. Während ich Sie mit ihm allein laſſe,“ ſagte Agricola, „eile ich inzwiſchen zum Fräulein von Cardoville, um ihr dieſe gute Nachricht zu bringen. Aber, da fällt mir ein, wenn Sie heute dieſes Haus verlaſſen, wohin werden Sie gehen? Soll ich dafür Sorge tragen?“

„Wir werden über alles dieß mit Ihrem würdigen und vortrefflichen Bruder ſprechen,“ antwortete Herr Hardy; „melden Sie, ich bitte Sie, dem Fräulein von Cardoville meinen Dank, und ſagen Sie ihr, daß ich heute Abend die Ehre haben werde, ihr zu antworten.“

„Ah! mein Herr, ich muß mein Herz und meinen

Kopf mit Gewalt zuſammennehmen, um nicht vor Freude närriſch zu werden," ſagte der gute Agricola, indem er in ſeiner Wonnetrunkenheit mit ſeiner Hand wechſelweiſe an ſeinen Kopf und an ſein Herz fuhr; dann zu Gabriel zurückkehrend, drückte er ihn noch einmal an ſein Herz, und flüſterte ihm in's Ohr:

„In einer Stunde komm' ich zurück, aber nicht allein, eine Erhebung in Maſſe; Du wirſt ſehen, ſag Herrn Hardy nichts; ich habe meine Idee." Und der Hammerſchmid entfernte ſich mit unausſprechlichen Freudentaumel. Gabriel und Herr Hardy blieben allein. Rodin und der Vater von Aigrigny hatten, wie man weiß, dieſer Scene unſichtbar angewohnt.

„Wohlan! Was denken Euer Hochwürden?" ſagte der Vater von Aigrigny mit Beſtürzung zu Rodin.

„Ich denke, daß man zu lange geſäumt hat, aus dem erzbiſchöflichen Palaſte zurückzukommen, und daß dieſer ketzeriſche Miſſionär Alles verderben wird," ſagte Rodin, indem er ſich die Nägel bis auf's Blut abnagte.

Eilftes Kapitel.

Die Beichte.

Nach Agricola's Entfernung aus dem Zimmer, näherte ſich Herr Hardy Gabriel, und ſagte zu ihm: „Herr Abbé..."

„Nein, ſagen Sie Ihr Bruder, Sie haben mir dieſen Namen gegeben, und er iſt mir werth," erwiederte der junge Miſſionär liebevoll, indem er Herrn Hardy ſeine Hand reichte.

Dieſer drückte ſie herzlich, und verſetzte: „Nun denn mein Bruder, Ihre Worte haben mich wieder belebt, mich an Pflichten erinnert, die ich in meinem Kummer mißkannt hatte; möge mir nun in der neuen Prüfung, die ich beſtehen werde, die Kraft nicht fehlen; denn, ach! Sie wiſſen nicht Alles."

„Was wollen Sie damit ſagen?" fragte Gabriel theilnehmend.

„Ich habe Ihnen peinliche Geſtändniſſe zu machen," ſagte Herr Hardy nach einer Pauſe des Schweigens und Nachdenkens. „Wollen Sie meine Beichte hören?"

„Ich bitte Sie, ſagen Sie Ihre Anvertrauung, mein Bruder," antwortete Gabriel.

„Können Sie mich denn nicht als Beichtvater anhören?"

„So ſehr ich es vermag," erwiederte Gabriel, „vermeid' ich die offizielle Beichte, wenn man ſo ſagen kann; ſie hat, wie mir dünkt, traurige Inconvenienzen; aber ich fühle mich glücklich, o! ſehr glücklich, wenn ich jenes Zutrauen einflöße, in Folge deſſen ein Freund ſeinem Freunde ſein Herz öffnen und zu ihm ſagen will: ich leide, tröſte mich; ich bin unſchlüſſig... rathe mir; ich bin glücklich, theile meine Freude. O! ſehen Sie, für mich iſt dieſe Beichte die heiligſte; ſo wollte Chriſtus ſie, als er ſagte: „„Beichtet einander!"" Derjenige iſt ſehr unglücklich, der auf ſeinem Lebenswege kein treues und verläſſiges Herz gefunden hat, um ſo zu beichten, nicht wahr, mein Bruder? Dennoch, da ich den Geſetzen der Kirche unterworfen bin, zu Folge freiwillig abgelegter Gelübde," ſagte der junge Prieſter, ohne einen Seufzer verhalten zu können, „ſo gehorche ich den Geſetzen der Kirche, und werden Sie, wenn Sie es wünſchen, mein Bruder, als Beichtvater anhören."

„Sie gehorchen ſelbſt Geſetzen, die Sie nicht billigen?" ſagte Herr Hardy, über dieſe Unterwürfigkeit erſtaunt.

„Mein Bruder, was auch die Erfahrung uns lehre, was ſie uns enthülle," verſetzte Gabriel traurig, „ein frei, wiſſentlich abgelegtes Gelübde, iſt für den Prieſter eine heilige Verpflichtung, iſt für den Mann von Ehre ein beſchworenes Wort. So lange ich der Kirche angehören werde, werde ich ihrer Disciplin gehorchen, wie läſtig bisweilen dieſe Disciplin für uns ſeyn mag."

„Für Sie, mein Bruder?"

„Ja, für uns Landgeiſtliche oder ſtellvertretende Stadtprieſter, für uns Alle, uns demüthige Proletarier des Clerus, einfache Arbeiter im Weinberge des Herrn; ja, die Ariſtokratie, welche ſich nach und nach in die Kirche eingeſchlichen hat, verfährt oft gegen uns mit ein wenig feudaler Strenge; aber das göttliche Weſen des Chriſtenthumes iſt ſo beſchaffen, daß es den Mißbräuchen widerſteht, die es zu entſtellen ſtreben, und gerade in den unanſehnlichen Reihen des niederen Clerus, kann ich beſſer, als irgendwo ſonſt, der heiligen Sache der

Enterbten dienen, und ihre Emancipation mit einer gewiſſen Unabhängigkeit predigen. Deßwegen, mein Bruder, bleib' ich in der Kirche, und unterwerfe mich, darin bleibend, ihrer Disciplin; ich ſage Ihnen dieß, mein Bruder,“ fügte Gabriel mittheilſam bei, „weil wir Beide die nämliche Sache predigen; die Handwerker, welche Sie eingeladen haben, mit Ihnen die Frucht Ihrer Arbeiten zu theilen, ſind nicht mehr enterbt. So alſo dienen Sie, wirkſamer, als ich, Chriſtus durch das Gute, das Sie thun.“

„Und ich werde fortfahren, ihm zu dienen, wofern ich, ich wiederhole es Ihnen, die Kraft dazu habe.“

„Warum ſollte Ihnen dieſe Kraft fehlen?“

„Wenn Sie wüßten, wie unglücklich ich bin! wenn Sie alle die Schläge kennen würden, die mich getroffen haben!...“

„Gewiß ſind der Ruin und der Brand, die Ihre Fabrik zerſtört haben, bedauernswürdig.“

„Ah! mein Bruder,“ ſagte Herr Hardy, Gabriel unterbrechend, „was liegt daran? großer Gott! An Muth würde es mir einem Unglücke gegenüber nicht gebrechen, welches das Geld allein wieder gut macht. Aber ach! es giebt Verluſte, die kein Geld erſetzt. Es giebt Ruinen im Herzen, die nichts wieder aufrichtet. Nein, und dennoch hatte ſich ſo eben, indem ich von Ihrer hochherzigen Sprache mich hingeriſſen fühlte, die bisher für mich ſo düſtere Zukunft erhellt; Sie ermuthigten, neubelebten mich, indem Sie an die Miſſion mich erinnerten, die ich noch auf dieſer Welt zu erfüllen habe…"

„Nun denn, mein Bruder?"

„Ach! neue Beſorgniſſe befallen mich bei dem Gedanken an die Rückkehr in dieſes bewegte Leben, in dieſe Welt, worin ich ſo viel gelitten habe."

„Aber wer iſt der Urheber dieſer Beſorgniſſe?" fragte Gabriel mit ſteigendem Intereſſe.

„Hören Sie mich an, mein Bruder," entgegnete Herr Hardy, „ich hatte Alles, was mir an Zärtlichkeit, an Hingebung, im Herzen übrig blieb, zwei Weſen geweiht, einem Freunde, den ich für aufrichtig hielt, und einer zärtlicheren Neigung; der Freund hat mich auf eine abſcheuliche Art betrogen, die Frau, nach dem mir gebrachten Opfer ihrer Pflichten, den Muth gehabt, und ich muß ſie deßwegen nur um ſo mehr achten, unſere Liebe der Ruhe ihrer Mutter zu opfern, und hat Frankreich für immer verlaſſen. Ach! ich fürchte, daß dieſe Kümmerniſſe unheilbar ſind, und mich mitten auf der neuen Bahn vernichten, die zu betreten Sie mich bewogen haben. Ich geſtehe meine Schwachheit; ſie iſt groß, und ſie erſchreckt mich um ſo mehr, als ich nicht das Recht habe, müſſig zu bleiben, iſolirt, ſo lange ich noch etwas für die Menſchheit thun kann; Sie haben mich über dieſe Pflicht aufgeklärt, mein Bruder; meine ganze Beſorgniß, ungeachtet meines feſten Entſchluſſes, beſteht nur darin, ich wiederhole es Ihnen, daß die Kräfte mich verlaſſen möchten, wenn ich mich wieder in dieſer für mich immer kalten und öden Welt befinden werde."

„Aber werden jene wackern Handwerker, die Sie erwarten, Sie ſegnen, dieſe Welt nicht beleben?"

„Ja, mein Bruder," erwiederte Herr Hardy gramvoll; „aber ehedem geſellten ſich für mich zu dem ſüßen Gefühle, Gutes zu thun, zwei Neigungen, die ſich in mein Leben theilten; ſie ſind nicht mehr, und laſſen in meinem Herzen eine unermeßliche Leere zurück. Ich hatte auf die Religion gerechnet um ſie auszufüllen. Doch ach! um das zu erſetzen, was mir ſo bitteres Vermiſſen verurſacht, hat man meiner troſtloſen Seele nur meine eigene Verzweiflung zur Weide angewieſen, indem man mir ſagte, daß ich, je mehr ich ſie pflegen, je mehr ich darin Qualen finden würde, deſto verdienſtlicher in den Augen des Herrn wäre."

„Und man hat Sie betrogen, mein Bruder, ich verſichere Ihnen; das Glück, und nicht der Schmerz, iſt in den Augen Gottes der Zweck der Menſchheit; er will, daß der Menſch glücklich ſey, weil er will, daß er gerecht und gut ſey."

„O! wenn ich dieſe Hoffnungsworte früher gehört hätte!" — verſetzte Herr Hardy, — „wären meine Wunden geheilt, anſtatt unheilbar zu werden; ich hätte früher das gute Werk wieder begonnen, zu deſſen Fortſetzung Sie mich vermocht, darin den Troſt, vielleicht das Vergeſſen meiner Leiden gefunden, während jetzt … O! ſehen Sie, ſchrecklich iſt's, es zu geſtehen. Man hat mich mit dem Schmerze ſo vertraut gemacht, mich ſo mit ihm verfleiſcht, daß es mir dünkt, er werde mein Leben auf immer lähmen“ ... Dann fügte Herr Hardy, dieſes Gramrückfalles ſich ſchämend, mit herzzerreißender Stimme hinzu, ſein Geſicht mit ſeinen Händen verhüllend: „O! Verzeihen Sie ... verzeihen Sie meine Schwachheit ... Aber wenn Sie wüßten, was ein armes Geſchöpf iſt, das nur durch das Herz lebte, und dem Alles zugleich entſchwand! Was wollen Sie, es ſucht nach allen Seiten hin, ſich wieder an etwas anzuſchließen, und ſeine Unſchlüſſigkeit, ſeine Beſorgniſſe, ſelbſt ſein Unvermögen verdienen, glauben Sie mir, mehr Mitleiden als Geringſchätzung.“

Es lag etwas ſo Herzzerreißendes in der Demuth dieſes Geſtändniſſes, daß Gabriel davon zu Thränen gerührt wurde. An dieſen Anfällen faſt krankhafter Niedergeſchlagenheit, erkannte der junge Miſſionär mit Entſetzen die furchtbaren Wirkungen der Manöver der hochwürdigen Vaters, ſo geeignet, die Wunden zarter und weicher Seelen (welche ſie abſondern und erſchleichen wollen) zu vergiften und tödlich zu machen, indem ſie lange das ätzende Gift ihrer troſtloſeſten Maximen, tropfenweiſe hineinträufen. Wiſſend auch, daß der Abgrund der Verzweiflung eine Art ſchwindeliger Anziehungskraft übe, höhlen dieſe Prieſter dieſen Abgrund um ihr Opfer herum aus, bis es ganz außer ſich, verblendet; unaufhörlich ſeinen ſtarren und glühenden Blick in die Tiefe jenes Abgrundes taucht, der es verſchlingen ſoll ... ein unheilvoller Schiffbruch, deſſen an den Strand geſchleuderte Güter ihre Habgier aufrafft ... Vergebens glänzen am Firmamente das Azur des Aethers, die Goldſtrahlen der Sonne; vergebens fühlt der Unglückliche, daß er, die Augen zum Himmel aufſchlagend, gerettet wäre; vergebens wirft er ſogar bisweilen einen heimlichen Blick hinauf; denn bald, der Allgewalt des hölliſchen Zaubers nachgebend, womit dieſe bösartigen Prieſter ihn bethört, ſenkt er ſeine Blicke wieder in die Tiefe des gähnenden Schlundes, der ihn anzieht ...

So verhielt es ſich auch mit Herrn Hardy. Gabriel begriff die ganze Gefahr der Lage dieſes Unglücklichen, und rief aus, alle ſeine Kräfte aufbietend, um ihn dieſer Niedergeſchlagenheit zu entreiſſen: „Was ſprechen Sie, mein Bruder, von Mitleiden, von Geringſchätzung! Was giebt es denn Geheiligteres, Heiligeres auf der Welt, in den Augen Gottes und der Menſchen, als eine Seele, die den Glauben ſucht, um nach der Qual der Leidenſchaften darin zu verharren? Beruhigen Sie ſich, mein Bruder, Ihre Wunden ſind nicht unheilbar; ſind Sie einmal aus dieſem Hauſe, glauben Sie mir, werden ſie ſchnell heilen.“

„Ach! wie darf ich dieß hoffen?“

„Glauben Sie mir, mein Bruder; ſie werden von dem Augenblicke an heilen, wo Ihre vergangenen Kümmerniſſe, weit entfernt, Verzweiflungsgedanken in Ihnen zu erwecken, tröſtende, faſt ſüße Gedanken erwecken werden.“

„Solche Gedanken tröſtend, faſt ſüß?“ — rief Herr Hardy aus, unfähig, zu glauben, was er hörte.

„Ja,“ — erwiederte Gabriel, mit engelmilder Güte lächelnd, — „denn ſehen Sie, große Süßigkeiten, große Tröſtungen, liegen im Mitleiden, in der Verzeihung. Sagen Sie, ſagen Sie, mein Bruder, hat der Anblick derjenigen, die Chriſtus verrathen, ihm jemals Gedanken des Haſſes, der Verzweiflung, der Rache eingeflößt? Nein, nein... er hat in ſeinem Herzen Worte voll Sanftmuth und Verzeihung gefunden; er hat in ſeinen Thränen mit unausſprechlicher Nachſicht gelächelt, dann hat er für ſeine Feinde gebetet. Wohlan! anſtatt wegen der Verrätherei eines Freundes mit ſo großem Grame zu leiden, beklagen Sie ihn, mein Bruder: beten Sie innig für ihn, denn von Ihnen Beiden ſind nicht Sie der Unglücklichere... Sagen Sie, welchen Schatz hat nicht dieſer ungetreue Freund an Ihrer edelmüthigen Freundſchaft verloren? Wer ſagt Ihnen, daß er nicht Reue fühle, daß er nicht leide? Ach! es iſt wahr, wenn Sie immer an das Uebel denken, das Ihnen dieſe Verrätherei zugefügt hat, wird Ihr Herz in unheilbarer Troſtloſigkeit brechen; denken Sie dagegen an die Wonne des Verzeihens, an die Süßigkeit des Gebetes, und Ihr Herz wird heiter werden, und Ihre Seele ſich glücklich fühlen; denn ſie wird nach dem Herzen Gottes ſeyn.“

Dieſer ſo hochherzigen, ſo zartſinnigen, ſo liebenden Natur, die anbetungswürdigen und unendlichen Wege der Verzeihung und des Gebetes plötzlich öffnen, hieß ihren Neigungen entſprechen, hieß dieſen Unglücklichen retten; während ihn an eine finſtere und unfruchtbare Verzweiflung ketten, ihn tödten hieß, wie es die hochwürdigen Paters gehofft hatten. Herr Hardy blieb einen Moment wie geblendet bei dem Anblicke des ſtrahlenden Horizontes, den die evangeliſche Sprache Gabriels zum zweitenmale plötzlich vor ſeinen Augen aufgethan hatte. Dann rief er aus, mit ob ſo entgegengeſetzten Gemüthsbewegungen pochendem Herzen: „O! mein Bruder, welche heilige Gewalt haben Ihre Worte! Wie vermögen Sie ſo faſt augenblicklich den Gram in Süßigkeit zu verwandeln? Es dünkt mir bereits, daß die Ruhe wieder in meinem Gemüthe auflebe, indem ich, ſo wie Sie es ſagten, an Verzeihung … an das Gebet denke, an das Gebet voll Sanftmuth und Hoffnung.“

„O! Sie werden ſehen,“ fuhr Gabriel begeiſtert fort, „welche ſüße Freuden Ihrer harren: Beten für das, was man liebt, beten für das, was man geliebt hat; Gott durch unſere Gebete mit dem, was wir lieben, in Gemeinſchaft bringen; und warum machen Sie ſich die Erinnerung an jene Frau, deren Liebe Ihnen ſo theuer war, ſchmerzlich? Warum fliehen Sie dieſe Liebe? Ah! mein Bruder, im Gegentheile, denken Sie daran, aber um ſie zu reinigen, um ſie durch das Gebet zu heiligen; laſſen Sie Ihrer irdiſchen Liebe eine göttliche Liebe folgen, eine chriſtliche Liebe, die himmliſche Liebe eines Bruders zu ſeiner Schweſter in Jeſu Chriſto. Und dann, wenn dieſe Frau in den Augen Gottes ſtrafbar war, wie ſüß iſt es, für ſie zu beten! welche unausſprechliche Freude, täglich von ihr mit Gott ſprechen zu können, mit Gott, der, immer mild und gut, von Ihren Bitten gerührt, ihr verzeihen wird; denn er liest in der Tiefe der Herzen, und er weiß, daß oft, ach! Viele durch das Verhängniß gefallen ſind ... Hat nicht Chriſtus ſich bei ſeinem Vater für die Sünderin Magdalena, und für die Ehebrecherin verwendet? Er hat dieſe armen Geſchöpfe nicht zurückgeſtoßen, er hat ſie nicht verflucht, er hat ſie beklagt, er hat für ſie gebetet, weil ſie viel geliebt hatten, hat der Erlöſer der Menſchen geſagt."

„O! ich verſtehe Sie endlich!" rief Herr Hardy aus; „Beten iſt auch Lieben; Beten heißt Verzeihen ... anſtatt Verfluchen, heißt Hoffen, anſtatt Verzweifeln; Beten endlich gleichet Thränen, die auf das Herz fallen, wie ein wohlthätiger Thau, anſtatt jener Zähren, die es verbrennen ... Ja! ich verſtehe Sie; denn Sie ſagen mir nicht: Leiden ... heißt Beten. Nein, nein, ich fühle es, Sie ſprechen die Wahrheit, indem Sie ſagen: Hoffen, Verzeihen, heißt Beten; ja, und dank Ihnen nun, ich werde ohne Furcht in das Leben zurückkehren." Dann reichte Herr Hardy mit thränenfeuchten Augen Gabriel ſeine Hände, und rief aus: „Ah! mein Bruder, Sie retten mich zum zweitenmale." Und dieſe beiden guten und muthigen Weſen, ſtürzten einander in die Arme. Rodin und der Vater von Aigrigny hatten, man weiß es, dieſer Scene unſichtbar angewohnt. Rodin, mit verzehrender Aufmerkſamkeit anhörend, von dieſer Unterredung kein Wort verloren. Im Momente, da Gabriel und Herr Hardy einander in die Arme ſtürzten, zog Rodin ſein Schlangenauge plötzlich von der Oeffnung zurück, durch die er ſchaute. Die Phyſiognomie des Jeſuiten zeigte einen teufliſchen Ausdruck von Freude und Triumph. Der Pater von Aigrigny, den der Ausgang dieſer Scene im Gegentheile niedergeſchlagen, beſtürzt gemacht, die glorreiche Miene ſeines Gefährten durchaus nicht begreifend, betrachtete ihn mit unſäglichem Erſtaunen.

„Ich habe das Trumm!“ ſagte Rodin plötzlich zu ihm mit ſeiner kurzen und ſchneidenden Stimme.

„Was wollen Sie damit ſagen?“ erwiederte der Pater von Aigrigny verblüfft.

„Iſt ein Reiſewagen hier vorhanden?“ verſetzte Rodin, ohne die Frage des hochwürdigen Paters zu beantworten.

Dieſer, von ſolcher Frage betäubt, glotzte beſtürzt, und antwortete mechaniſch: „Ein Reiſewagen?“

„Ja, ja,“ ſagte Rodin ungeduldig, „ſprech' ich denn hebräiſch? Iſt ein Reiſewagen hier vorhanden? Iſt's ſo deutlich?“

„Gewiß... ich habe den meinigen da,“ erwiederte der hochwürdige Pater.

„Dann laſſen Sie auf der Stelle Poſtpferde holen.“

„Und wozu?“

„Um Herrn Hardy fortzuführen.“

„Herrn Hardy fortführen!“ verſetzte der Pater von Aigrigny, in der Meinung, daß Rodin irrerede.

„Ja,“ entgegnete dieſer, „Sie werden ihn heute Abend nach Saint-Herem fortführen.“

„In jene traurige und öde Einſamkeit... ihn... Herrn Hardy?“ Und der Pater von Aigrigny glaubte zu träumen.

„Ihn, Herrn Hardy,“ antwortete Rodin bejahend, indem er die Achſeln zuckte.

„Herrn Hardy fortführen... nun, nachdem dieſer Gabriel hat . . .“

„Bevor eine Stunde vergeht, wird Herr Hardy mich auf den Knieen anflehen, ihn von Paris wegzuführen, an's Ende der Welt, in eine Wüſte, wenn ich kann.“

„Und Gabriel? . . .“

„Und der Brief, den man mir erſt vor einem Augenblicke aus dem erzbiſchöflichen Palaſte gebracht hat?“

„Aber Sie ſagten ja eben erſt, daß es zu ſpät wäre.“

„Eben erſt hatte ich das Trumm nicht; jetzt hab' ich's,“ antwortete Rodin mit ſeiner kurzen Stimme.

Dieß ſagend, verließen die beiden hochwürdigen Paters eilig das geheimnißvolle Verſteck.

Zwölftes Kapitel.

Der Beſuch.

Es iſt überflüßig, darauf aufmerkſam zu machen, daß Gabriel mit würdevoller Zurückhaltung ſich begnügt hatte, zu den hochherzigſten Mitteln zu greifen, um Herrn Hardy dem mörderiſchen Einfluße der hochwürdigen Paters zu entreißen; der großen und ſchönen Seele des jungen Miſſionärs widerſtrebte es, zur Offenbarung der abſcheulichen Umtriebe dieſer Prieſter zu ſchreiten. Er würde dieſes äuſſerſte Mittel nur angewendet haben, wenn ſeine eindringlichen und mitfühlenden Worte an der Verblendung des Herrn Hardy geſcheitert wären.

„Arbeit, Gebet und Verzeihung!“ ſagte Herr Hardy entzückt, nachdem er Gabriel an ſein Herz gedrückt hatte. „Mit dieſen drei Worten haben Sie mich dem Leben, der Hoffnung wieder gegeben.“

Eben hatte er dieſe Worte geſprochen, als die Thüre aufging; ein Diener trat ein, überreichte dem jungen Prieſter ſchweigend einen großen Umſchlag, und entfernte ſich dann. Ziemlich erſtaunt nahm Gabriel den Umſchlag, und ſchaute ihn zuvörderſt mechaniſch an; dann, einen beſonderen Stempel an einem Ecke deſſelben gewahrend, entſiegelte er ihn raſch, zog ein in der Form einer miniſteriellen Depeſche mit daran hangendem Inſiegel von rothem Wachſe zuſammengelegtes Papier heraus, und las es.

„O, mein Gott!“ rief Gabriel mit ſchmerzlich bewegter Stimme unwillkürlich aus. Dann ſagte er, zu Herrn Hardy gewendet: „Verzeihen Sie, mein Herr!“

„Was fehlt Ihnen? Erfahren Sie eine unangenehme Nachricht?“ erwiederte Herr Hardy theilnehmend.

„Ja, eine ſehr traurige," antwortete Gabriel niedergeſchlagen. Dann ſetzte er, mit ſich ſelbſt redend, hinzu: „Alſo deßwegen hat man mich nach Paris entboten; man hat mich nicht einmal des Anhörens gewürdiget; man ſtraft mich, ohne mir zu erlauben, mich zu rechtfertigen."

Nach einer neuen Pauſe des Schweigens ſagte er mit einem Seufzer ſtarkmüthiger Reſignation: „Es thut nichts, ich muß gehorchen: ich werde gehorchen; meine Gelübde verpflichten mich dazu."

Herr Hardy ſchaute den jungen Prieſter mit eben ſo großer Beſtürzung als Unruhe an, und ſagte liebevoll zu ihm: „Kann ich Ihnen, obgleich Sie meine Freundſchaft, meine Dankbarkeit erſt vor Kurzem erworben haben, irgendwie nützlich ſeyn? Ich ſchulde Ihnen ſo viel, daß ich glücklich wäre, einen kleinen Theil meiner Schuld abtragen zu können."

„Indem Sie mir eine gute Erinnerung an dieſen Tag zurücklaſſen, werden Sie viel für mich gethan haben; Sie werden mir die Ergebung in einen peinlichen Kummer erleichtern."

„Sie haben einen Kummer?" ſagte Herr Hardy raſch.

„Oder vielmehr … nein, eine widrige Beſtürzung," verſetzte Gabriel.

Und den Kopf abwendend trocknete er eine Thräne, die über ſeine Wange rollte, und fuhr fort: „Doch, indem ich an einen guten Gott, an einen gerechten Gott mich wende, werden mir die Tröſtungen nicht fehlen, ſie beginnen bereits, da ich Sie auf einem guten und edlen Wege ſehe. Leben Sie alſo wohl, mein Bruder, auf Wiederſehen . . ."

„Sie verlaſſen mich?"

„Ich muß. Ich wünſche zunächſt zu wiſſen, wie dieſer Brief mir zugekommen iſt; dann muß ich ſogleich einem Befehle gehorchen, den ich empfange. Mein guter Agricola wird kommen, Ihre Anordnungen entgegenzunehmen; er wird mir Ihren Entſchluß ſagen, die Wohnung, wo ich Sie werde treffen können, und wir werden, ſo wie Sie es wollen, uns wieder ſehen."

Aus Beſcheidenheit wagte Herr Hardy es nicht, näher nach der Veranlaſſung des plötzlichen Kummers Gabriels zu forſchen, und erwiederte ihm: „Sie fragen mich, wann wir uns wiederſehen werden? Nun, morgen; denn heute verlaſſe ich dieſes Haus."

„Auf morgen alſo, mein lieber Bruder," ſagte Gabriel, Herrn Hardy's Hand drückend.

Dieſer, in unwillkürlicher, vielleicht inſtinktmäßiger Bewegung, drückte Gabriels Hand in dem Augenblicke, da er ſie zurückzog, und behielt ſie in den ſeinigen, wie wenn er aus Furcht, ihn fortgehen zu ſehen, ihn bei ſich hätte zurückhalten wollen. Der junge Prieſter blickte Herrn Hardy erſtaunt an; dieſer ſagte ſanft lächelnd zu ihm, und indem er die Hand fahren ließ, die er hielt: „Verzeihen Sie, mein Bruder, aber, Sie ſehen es, ich bin in Folge deſſen, was ich hier gelitten habe, ein wenig wie die Kinder geworden, die ſich fürchten, wenn man ſie allein läßt.“

„Und ich bin Ihretwegen beruhiget. Ich laſſe Sie in tröſtenden Gedanken zurück, in ſichern Hoffnungen. Dieſe werden genügen, Ihre Einſamkeit bis zur Ankunft meines guten Agricola zu beleben, der nicht ſäumen wird, zu kommen. Noch einmal, leben Sie wohl, und auf Morgen, mein Bruder!“

„Leben Sie wohl … und auf Morgen, mein lieber Retter! O, kommen Sie ja gewiß; denn ich werde Ihres wohlthätigen Beiſtandes noch ſehr bedürfen, um meine erſten Schritte im hellen Sonnenſcheine zu machen, da ich ſo lange unbeweglich in der Finſterniß geblieben bin.“

„Auf Morgen alſo,“ ſagte Gabriel, „und bis dahin Muth, Hoffnung und Gebet.“

„Muth, Hoffnung und Gebet,“ erwiederte Herr Hardy, „mit dieſen Worten da iſt man ſehr ſtark.“

Und er blieb allein. Sonderbar! die Art unwillkürlicher Furcht, die er in dem Augenblicke gefühlt, da Gabriel ſich angeſchickt hatte, fortzugehen, erzeugte ſich wieder in Herrn Hardy's Geiſte in einer andern Form: alſogleich nach der Entfernung des jungen Prieſters glaubte der Penſionär der hochwürdigen Paters ein unſeliges und zunehmendes Dunkel dem reinen und ſanften Lichte der Gegenwart Gabriel's folgen zu ſehen … Dieſe Art von Gegenwirkung war übrigens nach einem Tage voll tiefer und abwechſelnder Gemüthsbewegungen begreiflich, namentlich wenn man an den Zuſtand phyſiſcher und moraliſcher Schwächung denkt, worin ſich Herr Hardy ſeit langer Zeit befand. Seit Gabriel's Fortgehen war ungefähr eine Viertelſtunde verfloſſen, als der dem Penſionäre der hochwürdigen Paters beigegebene Diener eintrat, und ihm einen Brief überreichte.

„Von wem iſt dieſer Brief?“ fragte Herr Hardy.

„Von einem Penſionäre des Hauſes, mein Herr,“ antwortete der Diener mit einer Verbeugung.

Dieſer Menſch hatte ein tückiſches und ſcheinheiliges Geſicht, glatte Haare, ſprach ganz leiſe, und hielt die Augen immer niedergeſchlagen; die Antwort des Herrn Hardy erwartend, kreuzte er ſeine Hände, und drehte ſeine Daumen auf eine frömmelnde Weiſe umeinander. Herr Hardy entſiegelte den ihm ſo eben überreichten Brief, und las Folgendes:

„Mein Herr!

„Ich erfahre erſt heute, ſo eben und zufällig, daß
„ich mich mit Ihnen in dieſem achtbaren Hauſe befinde;
„eine lange Krankheit, die ich durchgemacht, die tiefe
„Zurückgezogenheit, in der ich lebe, werden Ihnen meine
„Unkenntniß Ihrer Nachbarſchaft genügend erklären. Ob-
„gleich wir uns nur einmal getroffen haben, mein Herr,
„iſt doch der Umſtand, der mir vor Kurzem die Ehre
„verſchafft hat, Sie zu beſuchen, ſo wichtig für Sie
„geweſen, daß ich nicht glauben kann, daß Sie ihn ver-
„geſſen haben.“

Herr Hardy machte eine Bewegung des Erſtaunens, raffte ſeine Erinnerungen zuſammen, und da er nichts fand, was ihm auf die Spur helfen konnte, las er weiter: „Jener Umſtand hat übrigens in mir eine ſo „innige und ſo achtungsvolle Sympathie für Sie erweckt, mein Herr, daß ich meinem lebhaften Wunſche „nicht widerſtehen kann, Ihnen meine Ehrfurcht zu bezeigen, insbeſondere da ich vernehme, daß Sie heute „noch dieſes Haus verlaſſen, wie mir ſo eben der vortreffliche und würdige Abbé Gabriel geſagt hat, einer „von den Männern, die ich auf der Welt am meiſten „liebe, bewundere und verehre. Darf ich glauben, mein „Herr, daß Sie im Momente, da Sie unſern gemeinſchaftlichen Ruheſitz verlaſſen, um in die Welt zurückzukehren, ſich würdigen werden, dieſe vielleicht unbeſcheidene Bitte eines armen, fortan einer tiefen Einſamkeit geweihten Greiſes günſtig aufnehmen werden, „der nicht hoffen kann, Sie im Getümmel der Welt zu „treffen, die er für immer verlaſſen hat?

„Der Ehre Ihrer Antwort gewärtig, mein Herr, „bitte ich Sie, die Gefühle inniger Hochachtung desjenigen zu genehmigen, welcher die Ehre hat, zu ſeyn,

„mein Herr,

„mit der größten Hochachtung

„Ihr ganz ergebenſter und gehorſamſter Diener

„Rodin.“

Nach dem Leſen dieſes Briefes und des Namens deſſen, der ihn unterzeichnete, beſann Herr Hardy ſich wieder, dachte lange nach, und konnte ſich weder an den Namen Rodin, noch an jenen wichtigen Umſtand erinnern, auf den er anſpielte. Nach ziemlich langem Schweigen ſagte er zum Diener: „Hat Ihnen Herr Rodin dieſen Brief gegeben?“

„Ja, mein Herr.“

„Und wer iſt Herr Rodin?“

„Ein guter alter Herr, der von einer langen Krankheit ſich erholt, die ihn beinahe weggerafft hätte. Erſt ſeit einigen Tagen iſt er auf dem Wege der Geneſung, aber immer ſo traurig und ſo ſchwach, daß es betrübend iſt, ihn zu ſehen, was man ſehr bedauern muß; denn es giebt keinen würdigeren und braveren Mann im Hauſe, wenn nicht Sie, mein Herr, der Sie wohl Herrn Rodin's Werth haben,“ fügte der Diener bei, mit ehrerbietig ſchmeichelnder Miene ſich verbeugend.

„Herr Rodin?“ ſagte Herr Hardy nachdenkend, „das iſt ſonderbar; ich erinnere mich weder an dieſen Namen, noch an ein damit verbundenes Ereigniß.“

„Wenn Sie mir Ihre Antwort geben wollen, mein Herr,“ verſetzte der Diener, „werde ich ſie Herrn Rodin bringen; er iſt bei dem Vater von Aigrigny, zu dem er gegangen, um von ihm Abſchied zu nehmen.“

„Abſchied?“

„Ja, mein Herr, die Poſtpferde ſind ſo eben angekommen.“

„Für wen?“ fragte Herr Hardy.

„Für den Vater von Aigrigny, mein Herr.“

„Er verreiſet alſo?“ ſagte Herr Hardy ziemlich erſtaunt.

„O! gewiß nicht, um ſehr lange auszubleiben,“ entgegnete der Diener mit vertraulicher Miene, „denn es fährt Niemand mit dem hochwürdigen Vater, und er nimmt nur wenig Gepäck mit. Uebrigens wird der hochwürdige Vater ohne Zweifel kommen, um Ihnen, mein Herr, Lebewohl zu ſagen. Doch was muß ich Herrn Rodin antworten?“

Der Brief, welchen Herr Hardy ſo eben vom hochwürdigen Vater empfangen, war in ſo artigen Ausdrücken geſchrieben; Rodin ſprach darin von Gabriel mit ſo großer Hochachtung, daß Herr Hardy, zudem von einer natürlichen Neugier gedrängt, und keinen Grund ſehend, im Momente ſeines Scheidens vom Hauſe dieſe Unterredung zu verweigern, dem Diener erwiederte: „Belieben Sie Herrn Rodin zu ſagen, daß ich ihn hier erwarte, wenn er ſich gefälligſt die Mühe nehmen will, zu kommen.“

„Ich werde ihn ſogleich davon in Kenntniß ſetzen, mein Herr,“ ſagte der Diener, ſich verbeugend, und entfernte ſich.

Allein geblieben, beſchäftigte ſich Herr Hardy, immer nachſinnend, wer Herr Rodin ſeyn könnte, mit einigen kleinen Vorbereitungen zum Abgange; um keinen Preis der Welt hätte er die Nacht in dieſem Hauſe zubringen wollen, und um ſeinen Muth zu bewahren, erinnerte er ſich in jedem Augenblicke an Gabriel's evangeliſche und ſüſſe Sprache, wie die Gläubigen einige

Litaneien herſagen, um nicht der Verſuchung zu unterliegen. Bald kehrte der Diener zurück, und ſagte zu Herrn Hardy: „Herr Rodin iſt da mein Herr.“

„Bitten Sie ihn, einzutreten.“

Rodin trat ein, mit ſeinem ſchwarzen Schlafrocke angethan, und in der Hand ſeine ſeidene Mütze haltend. Der Diener verſchwand. Der Tag begann ſich zu neigen. Herr Hardy ſtand auf, um Herrn Rodin entgegen zu gehen, deſſen Züge er noch nicht gut unterſchied; aber als der hochwürdige Pater in den helleren Raum getreten war, der an die Glasthüre grenzte, konnte Herr Hardy, nachdem er den Jeſuiten einen Augenblick angeſehen, einen ihm von der Ueberraſchung und einer peinlichen Erinnerung entriſſenen Schrei nicht verhalten. Als dieſe erſte Bewegung des Erſtaunens und Schmerzes vorüber war, ſagte Herr Hardy, wieder zu ſich kommend, mit ergriffener Stimme zu Rodin: „Sie hier mein Herr? Ah! Sie haben Recht, der Umſtand, gelegentlich deſſen ich Sie zum erſtenmale geſehen, war ſehr wichtig . . .“

„Ah! mein lieber Herr,“ erwiederte Rodin mit väterlicher und befriedigter Stimme, „ich wußte recht wohl, daß Sie mich nicht vergeſſen hatten.“

Dreizehntes Kapitel.

Das Gebet.

Man erinnert ſich ohne Zweifel, daß Rodin Herrn Hardy, (obwohl er dieſem damals unbekannt war) in ſeiner Fabrik beſucht hatte, um ihm die nichtswürdige Verrätherei des Herrn von Bleſſac zu enthüllen, ein gräßlicher Schlag, der nur um einige Augenblicke einem zweiten, nicht weniger furchtbaren Unglücke vorangegangen war; denn in Rodin's Gegenwart hatte Herr Hardy die unerwartete Abreiſe der von ihm angebeteten Frau erfahren. Nach den vorgefallenen Scenen begreift man wie peinlich ihm die unvermuthete Anweſenheit Rodins ſeyn mußte. Dennoch, Dank dem heilſamen Einfluße der Rathſchläge Gabriels, heiterte er ſich wieder nach und nach auf. Der Krampfung ſeiner Züge folgte eine traurige Ruhe, und er ſagte zu Rodin: „Ich hätte wirklich nicht vermuthet, mein Herr, Sie in dieſem Hauſe zu treffen."

„Ach! mein Gott, mein Herr," antwortete Rodin ſeufzend, „ich glaubte eben ſo wenig, in daſſelbe zu kommen, um wahrſcheinlich meine traurigen Tage darin zu beſchließen, als ich Sie beſuchte, um Ihnen, ohne Sie zu kennen, ſondern nur zu dem Zwecke, einem rechtſchaffenen Manne einen Dienſt zu erweiſen, eine große Nichtswürdigkeit zu enthüllen."

„In der That, mein Herr, Sie haben mir damals einen wahrhaften Dienſt erwieſen, und vielleicht werde ich Ihnen meine Dankbarkeit in jenem ſchmerzlichen Momente übel ausgedrückt haben; denn gerade in dem Augenblicke, da Sie kamen, mir die Verrätherei des Herrn von Bleſſac zu offenbaren —"

„Waren Sie ob einer für Sie ſehr traurigen Nachricht niedergeſchlagen,“ verſetzte Rodin, Herrn Hardy unterbrechend; „nie werde ich die haſtige Ankunft jener armen blaſſen, verwirrten Dame vergeſſen, die, ohne ſich um meine Anweſenheit zu bekümmern, Sie in Kenntniß zu ſetzen gekommen iſt, daß eine Perſon, deren Zuneigung Ihnen ſehr theuer war, Paris plötzlich verlaſſen hatte.“

„Ja, mein Herr, und ohne daran zu denken, Ihnen zu danken, bin ich fortgeeilt,“ erwiederte Herr Hardy ſchwermüthig.

„Wiſſen Sie, mein Herr,“ ſagte Rodin nach einer Pauſe des Schweigens, „daß es bisweilen ſonderbare Annäherungen giebt?“

„Was wollen Sie damit ſagen, mein Herr?“

„Während ich kam, Sie in Kenntniß zu ſetzen, daß man Sie auf eine niederträchtige Weiſe verrieth, war ich ſelbſt —“

Rodin unterbrach ſich, wie von einer raſchen Gemüthsbewegung überwältiget; ſeine Phyſiognomie drückte einen ſo gramvollen Schmerz aus, daß Herr Hardy theilnehmend zu ihm ſagte: „Was fehlt Ihnen, mein Herr?“

„Verzeihen Sie,“ entgegnete Rodin, ſchmerzlich lächelnd, „Dank den religiöſen Rathſchlägen des engelgleichen Abbé Gabriel iſt es mir gelungen, die Reſignation mir anzueignen; dennoch empfinde ich noch bisweilen bei gewiſſen Erinnerungen einen tiefen Schmerz. Ich ſagte Ihnen alſo,“ fuhr Rodin mit zuverſichtlicherer Stimme fort, „daß ich ſelbſt an dem Tage nach demjenigen, an welchem ich zu Ihnen kam, und Ihnen ſagte: man betrügt Sie, das Opfer einer ſchrecklichen Täuſchung war. Ein Adoptivſohn, ein unglückliches, verlaſſenes Kind, das ich aufgenommen...," dann fuhr er, ſich unterbrechend, mit zitternder Hand über ſeine Augen, und ſagte: „Verzeihen Sie, mein Herr, daß ich von Leiden mit Ihnen ſpreche, die Ihnen gleichgültig ſind. Entſchuldigen Sie den unbeſcheidenen Schmerz eines armen, tiefgebeugten Greiſes."

„Mein Herr, ich habe zu viel gelitten, als daß irgend ein Kummer mir gleichgültig ſeyn könnte," antwortete Herr Hardy. „Zudem ſind Sie mir nicht fremd, Sie haben mir einen wahrhaften Dienſt erwieſen, und wir fühlen Beide eine gemeinſchaftliche Verehrung für einen jungen Prieſter."

„Für den Abbé Gabriel!" rief Rodin aus, Herrn Hardy unterbrechend. „Ah! mein Herr! der iſt mein Retter, mein Wohlthäter. Wenn Sie ſeine Sorgfalt kennen würden, ſeine Hingebung für mich während meiner langen, von einem gräßlichen Schmerze veranlaßten Krankheit; wenn Sie die unausſprechliche Sanftmuth der Rathſchläge kennen würden, die er mir gab!"

„Ob ich ſie kenne! mein Herr," rief Herr Hardy aus, „o! ja, ich weiß, wie heilſam ſein Einfluß iſt."

„Nicht wahr, mein Herr, in ſeinem Munde ſind die Vorſchriften der Religion voll Milde," erwiedete Rodin mit Begeiſterung, „nicht wahr, ſie tröſten? nicht wahr, ſie erregen Liebe, Hoffnung, anſtatt Furcht und Zittern?"

„Ach! mein Herr, ſogar in dieſem Hauſe,“ ſagte Herr Hardy, „konnte ich dieſen Vergleich anſtellen.“

„Ich war glücklich genug,“ entgegnet Rodin, „ſogleich den engelguten Abbé Gabriel zum Beichtvater zu bekommen, oder vielmehr zum Vertrauten.“

„Ja,“ verſetzte Herr Hardy, „denn er ſchätzt das Vertrauen höher, als die Beichte.“

„Wie gut Sie ihn kennen!“ ſagte Rodin mit einem unbeſchreiblichen Tone von Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit, und fuhr fort: „Er iſt kein Menſch, er iſt ein Engel; ſeine eindringliche Sprache könnte die Verhärteſten bekehren. Sehen Sie, ich, zum Beiſpiel, ich geſteh's Ihnen, hatte, ohne gottlos zu ſeyn, in den Gefühlen der ſogenannten natürlichen Religion gelebt; aber der engelgleiche Abbé Gabriel hat nach und nach meine unbeſtimmten Glaubensanſichten feſtgeſtellt, ihnen einen Leib, eine Seele verliehen, kurz, er hat mir den Glauben gegeben.“

„Ah! weil er ein Prieſter nach dem Herzen Chriſti iſt, ein Prieſter, ganz Liebe und Verzeihung,“ rief Herr Hardy aus.

„Was Sie da ſagen, iſt ſo wahr,“ fuhr Rodin fort, „daß, als ich faſt wüthend vor Unwillen hier angekommen bin, bald an jenen Unglücklichen denkend, der meine väterliche Güte durch die abſcheulichſte Undankbarkeit vergolten hat, allen Ausbrüchen der Verzweiflung mich hingab, bald in düſtere Vernichtung, eiſig wie das Grab, verſank; aber plötzlich erſcheint der Abbé Gabriel. Die Finſterniſſe verſchwinden, und das Licht leuchtet mir.“

„Sie haben Recht, mein Herr, es giebt ſonderbare Annäherungen,“ ſagte Herr Hardy, immer mehr dem Vertrauen und der Sympathie nachgebend, welche ſo viele Aehnlichkeiten zwiſchen ſeiner Lage und der vorgeſpiegelten Lage Rodin's, in ſeinem Herzen nothwendigerweiſe erregten. „Und, offenherzig zu ſprechen,“ fügte er bei, „ſchätz' ich mich jetzt glücklich, Sie geſehen zu haben, bevor ich dieſes Haus verlaſſe. Wär' ich noch fähig geweſen, wieder Anfällen feiger Schwachheit zu erliegen, ſo würde Ihr Beiſpiel allein mich daran verhindern. Seitdem ich Sie höre, fühl' ich mich geſtärkter auf dem edlen Pfade, den mir der engelgleiche Abbé, wie ſie ihn ſo richtig nannten, geöffnet hat.“

„Der alte Greis wird alſo nicht bedauern dürfen, der erſten Regung ſeines Herzens nachgegeben zu haben, die ihn zu Ihnen hinzog,“ verſetzte Rodin mit rührendem Ausdrucke. „Sie werden ſohin in der Welt meiner gedenken, wohin Sie zurückkehren wollen?“

„Seyen Sie davon überzeugt, mein Herr; aber erlauben Sie mir eine Frage: „Sie bleiben in dieſem Hauſe, wie man mir geſagt hat?“

„Was wollen Sie? Man genießt darin eine ſo tiefe Ruhe, man wird in ſeinen Gebeten ſo wenig zerſtreut; man hat mir nämlich, ſehen Sie,“ fügte Rodin mit ſanftmuthvollem Tone bei, „ſehr viel Böſes zugefügt, ſehr viele Leiden bereitet; die Aufführung des Unglücklichen, der mich betrogen, war ſo ſchrecklich, er hat ſo große Ausſchweifungen begangen, daß Gott gegen ihn ſehr erzürnt ſeyn muß; ich bin ſo alt, daß ich, den kleinen Reſt meines Daſeyns in brünſtigem Gebete verlebend, kaum hoffen darf, den gerechten Zorn des Herrn zu entwaffnen. O! das Gebet, das Gebet; der Abbé Gabriel hat mir die ganze Macht, die ganze Süſſigkeit deſſelben geoffenbaret, aber auch die furchtbaren Pflichten, welche es auferlegt."

„In der That, dieſe Pflichten ſind groß und heilig," antwortete Herr Hardy mit nachdenkender Miene.

„Kennen Sie das Leben von Rancey?" fragte Rodin plötzlich, indem er auf Hardy einen Blick von ſeltſamem Ausdrucke warf.

„Vom Stifter des Kloſters la Trappe?" erwiederte Herr Hardy, über Rodin's Frage erſtaunt, „ich habe ſehr unbeſtimmt, und vor ſehr langer Zeit, von den Gründen ſeiner Bekehrung ſprechen hören."

„Sehen Sie, es giebt kein auffallenderes Beiſpiel von der Allmacht des Gebetes, und von dem Zuſtande faſt göttlicher Entzückung, in den es religiöſe Gemüther verſetzen kann. Hören Sie in wenigen Worten dieſe belehrende und tragiſche Geſchichte: Herr von Rancey. Doch, um Vergebung, ich fürchte, Ihnen Ihre ſpärliche Zeit zu entziehen."

„Nein, nein," entgegnete raſch Herr Hardy; „im Gegentheile, Sie glauben nicht, wie ſehr mich Alles intereſſirt, was Sie mir ſagen. Meine Unterredung mit dem Abbé Gabriel iſt plötzlich unterbrochen worden, und indem ich Sie anhöre, dünkt es mir, die Fortſezung der Entwicklung ſeiner Gedanken zu vernehmen. Sprechen Sie alſo, ich beſchwöre Sie darum.“

„Herzlich gerne, denn ich wünſchte, daß die Belehrung, welche ich, Dank unſerem engelgleichen Abbé, aus der Bekehrung des Herrn von Rancey geſchöpft habe, Ihnen eben ſo nützlich ſeyn möchte, wie ſie es mir geweſen iſt.“

„Iſt's wieder der Abbé Gabriel?“

„Der, mit ſeinen Ermahnungen ſie unterſtützend, dieſe Art von Parabel mir erzählt hat,“ antwortete Rodin. „Ei! mein Gott, mein Herr, verdank ich nicht Alles, was mein armes, altes, halbgebrochenes Herz geſtählt, geſtärkt, beruhiget hat, der tröſtenden Sprache dieſes jungen Prieſters?“

„Dann hör' ich Sie mit einem doppelten Intereſſe an.“

„Herr von Rancey war ein Weltmann,“ fuhr Rodin fort, Herrn Hardy aufmerkſam beobachtend, „ein junger, feuriger und ſchöner Militär; er liebte ein junges Mädchen von hohem Range. Welche Hinderniſſe ſtanden ihrer Vereinigung entgegen? Ich weiß es nicht; aber dieſe Liebe war verborgen geblieben, und er glücklich: an jedem Abende begab ſich Herr von Rancey auf einer Geheimtreppe zu ſeiner Geliebten. Dieß war, ſagt man, eine leidenſchaftliche Liebe, welche man nur einmal im Leben empfindet. Das Geheimniß, das Opfer ſogar, welches das unglückliche junge Mädchen, alle ihre Pflichten vergeſſend, brachte, ſchienen dieſer ſtrafbaren Leidenſchaft noch einen weitern Reiz zu verleihen. So, unter dem Schirme des Dunkels und der Verſchwiegenheit des Geheimniſſes, verlebten die Liebenden zwei Jahre in der Entzückung eines Herzensdeliriums, in Wonnetrunkenheit.“

Bei dieſen Worten ſchauderte Herr Hardy; zum erſtenmale ſeit ſehr langer Zeit, bedeckte ſich ſeine Stirne mit einer brennenden Röthe; ſein Herz ſchlug wider ſeinen Willen heftig; er erinnerte ſich, daß er noch vor Kurzem die glühende Trunkenheit einer ſtrafbaren und geheimnißvollen Liebe gekannt hatte. Obgleich der Tag ſich immer mehr zu ſeinem Ende neigte, bemerkte Rodin, einen heimlichen und forſchenden Blick auf Herrn Hardy werfend, den auf ihn hervorgebrachten Eindruck, und fuhr fort: „Bisweilen jedoch, an die Gefahren denkend, welche im Falle der Entdeckung ihres Verhältniſſes, ſeine Geliebte bedrohten, wollte Herr von Rancey dieſe ihm ſo theuern Bande auflöſen; aber das junge liebeberauſchte Mädchen ſtürzte an den Hals ihres Geliebten, drohte ihm in der leidenſchaftlichſten Sprache, Alles zu entdecken, Allem zu trotzen, wenn er ferner daran denke, ſie zu verlaſſen; zu ſchwach, zu verliebt, um den Bitten ſeiner Geliebten widerſtehen zu können, gab Herr von Rancey wieder nach, und Beide, ſich liebetrunken dem Wonneſtrome überlaſſend, der ſie fortriß, vergaßen die Welt, und ſogar Gott.“

Herr Hardy hörte Rodin mit einer fieberhaften, verzehrenden Gier an. Die Beharrlichkeit, womit der Jeſuit abſichtlich bei der faſt ſinnlichen Schilderung einer glühenden und verborgenen Liebe verweilte, belebten wieder immer mehr in Herrn Hardy's Seele feurige, bisher in Thränen erloſchene Erinnerungen; der wohlthätigen Ruhe, in welche Gabriels liebliche Worte Herrn Hardy gewiegt hatten, folgte eine dumpfe, tiefe Aufregung, welche, im Vereine mit der Gegenwirkung der Erſchütterungen dieſes Tages, ſeinen Geiſt mit einer ſeltſamen Unruhe zu erfüllen begann.

Nach Erreichung des beabſichteten Zweckes, fuhr Rodin in folgender Weiſe fort: „Ein verhängnißvoller Tag kam: Herr von Rancey, in den Krieg zu ziehen genöthiget, verläßt dieſes junge Mädchen; aber nach einem kurzen Feldzuge kehrt er leidenſchaftlicher als jemals zurück. Er hatte heimlich geſchrieben, daß er faſt gleichzeitig mit ſeinem Briefe eintreffen würde; er kommt wirklich an; es war Nacht; er ſteigt, wie gewöhnlich, die Geheimtreppe hinauf, welche in das Zimmer ſeiner Geliebten führt, tritt ein, mit von Sehnſucht und Hoffnung pochendem Herzen; ſeine Geliebte, war ſeit dem Morgen — todt.“

„Ah! —“ rief Herr Hardy aus, mit Schrecken ſein Geſicht mit den Händen verhüllend.

„Sie war todt,“ fuhr Rodin fort. „Zwei Wachskerzen brannten an ihrem Leichenlager; Herr von Rancey glaubt nicht, will nicht glauben, daß ſie todt iſt; er wirft ſich bei ihrem Bette auf die Knie; in ſeinem Wahnſinne faßt er dieſen ſo jungen, ſo ſchönen, ſo geliebten, ſo angebeteten Kopf, um ihn mit Küſſen zu bedecken. Dieſer holdſelige Kopf löſet ſich vom Halſe los, und bleibt ihm in den Händen. Ja,“ ſagte Rodin, als er Herrn Hardy blaß und ſchreckenſtumm zurückfahren ſah, „ja, das junge Mädchen war von einem ſo raſchen, ſo außerordentlichen Uebel weggerafft worden, daß ſie die Sterbſakramente nicht mehr hatte erhalten können. Nach ihrem Tode hatten die Aerzte, um zu verſuchen, die Urſache dieſes unbekannten Uebels zu entdecken, dieſen ſchönen Leib zerſtückt...“ *)

---

*) Hinſichtlich des Geſchichtlichen in dieſer Sache, lieſt man Folgendes:

„Dem Armand Jean le Bouthillier de Rancé, wurde 1626 zu Paris geboren, in der Folge Chorherr an der Kirche Notre-Dame in Paris, dann 1654 Doctor der Theologie. Nach Vollendung ſeiner Studien überließ Rancé ſich geraume Zeit lang den Zerſtreuungen und Genüſſen der Welt, beſonders einem vorherſchenden Hange zum weiblichen Geſchlechte, als plötzlich mit ihm eine ſeltſame, völlige Veränderung vorging. Er zog ſich auf ſein Gut bei Tours zurück, und begann dort das einſame beſchauliche Leben eines Mönches. Bald darauf verkaufte er ſein Gut, und ſchenkte den Erlös von 300.000 Livres dem Hôtel de Dieu in Paris, that 1664 Profeß in der Abtei von Barceigne, und wurde ſpäter Abt im Kloſter la Trappe; als ſolcher ſtarb er im October 1700, nach der Regel ſeines Ordens, auf einem Aſchenlager. Ueber die Urſache ſeiner ſo plötzlichen Geſinnungsveränderung beſteht keine völlige Gewißheit, Einige aber wollen ſie in folgender Begebenheit finden. „Als er noch in Paris lebte, kehrte er einſt von einer Reiſe zurück, und eilte, ſeine Geliebte, die durch Schönheit und Galanterie be-

In dieſem Momente der Erzählung Robin's war der Tag am Erlöſchen; in dieſem ſchweigſamen Zimmer herrſchte nur noch ein ſchwaches Zwielicht, in mitten deſſen das unheilverkündende und blaſſe Geſicht Robins ſich hervorhob, der mit ſeinem langen ſchwarzen Schlafrocke angethan war; ſeine Augen ſchienen von einem teufliſchen Feuer zu funkeln. Herr Hardy, unter der Wucht heftiger Gemüthsbewegungen, womit ihn dieſe ſo ſonderbar mit Todes-, Sinnlichkeits-, Liebes-, und Schreckengedanken durchwobene Erzählung erfüllte, blieb niedergedonnert, regungslos, während des Sprechens Robin's, mit einem unbeſchreiblichen Gemiſche von Neugier, Angſt und Entſetzen.

„Und Herr von Rancey?“ fragte er endlich mit bewegter Stimme, ſeine von kaltem Schweiße überſtrömte Stirne trocknend.

„Nach zwei Tagen eines unſinnigen Deliriums,“ fuhr

---

rühmte Frau von Montbazon zu beſuchen. Er kommt durch eine Hintertreppe in ihr Zimmer, und findet ſtatt der Freundin, ihr blutiges Haupt in einer Schüſſel liegen. Sie war kurz vor ſeiner Rückkehr geſtorben, und man hatte ihr den Kopf abgelöſet, da der für ſie verfertigte zinnerne Sarg zu kurz geweſen war. Dieſer erſchütternde Anblick ſtimmte ſein tieffühlendes Gemüth zu einer ſo völligen Sinnesänderung.“

Es dünkt uns, daß Robin, von einer Frau ſprechend, wie die Geſchichte ſie bezeichnet, anſtatt von einem Mädchen, einen noch tieferen Eindruck auf Herrn Hardy hervorgebracht hätte. D. Ueb.

Rodin fort, „entſagte er der Welt, und verſchloß ſich in eine undurchdringliche Einſamkeit. Die erſte Zeit ſeiner Abſonderung war gräßlich; in ſeiner Verzweiflung ſtieß er Schmerz- und Wuthſchreie aus, die man weithin hörte; zweimal verſuchte er, ſich zu tödten, um entſetzlichen Viſionen zu entgehen.“

„Er hatte Viſionen,“ ſagte Herr Hardy mit verdoppelter angſtvoller Neugier.

„Ja,“ erwiederte Rodin mit feierlichem Tone, „er hatte furchtbare Viſionen. Er ſah dieſes junge, in einem Zuſtande der Todſünde für ihn geſtorbene Mädchen, mitten in die ewigen Flammen getaucht! Ihr ſchönes, durch die hölliſchen Martern entſtelltes Geſicht, brach in das laute Verzweiflungsgelächter der Verdammten aus, ihre Zähne knirſchten vor Wuth; ſie rang ihre Hände vor Schmerz. Sie weinte Blut, und heulte mit ſtöhnender und racheſchnaubender Stimme ihrem Verführer zu: „Du, der du mich in's Verderben geſtürzt haſt, ſey verflucht … verflucht … verflucht!“ …

Dieſe drei letzten Worte ſprechend, näherte ſich Rodin dem Herrn Hardy drei Schritte weit, jeden Schritt mit einer drohenden Geberde verbindend. Bedenkt man den Zuſtand von Schwächung, Unruhe, Schrecken, worin Herr Hardy ſich befand; bedenkt man, daß der Jeſuit in der Tiefe der Seele dieſes Unglücklichen alle ſinnlichen und geiſtigen Gährungsmittel einer durch Thränen kühler gewordenen, aber nicht erloſchenen Liebe aufgewühlt und aufgeſtachelt hatte; bedenkt man endlich, daß Herr Hardy ſich gleichfalls zum Vorwurfe machte, eine Frau verführt zu haben, welche ihre Pflichtvergeſſenheit, nach der Religion der Katholiken, zum ewigen Feuer verdammen konnte, ſo wird man die entſetzliche Wirkung dieſer von jenem Prieſter mit dem unheilverkündenden Geſichte, in dieſer ſchweigſamen Oede, bei erlöſchendem Tage, heraufbeſchworenen Geiſtererſcheinung begreifen. Daher war dieſe Wirkung für Herrn Hardy ergreifend, tief, und um ſo gefährlicher, als der Jeſuit, mit einer teufliſchen Argliſt, nichts that, als, ſo zu ſagen, nur Gabriel's Ideen, obwohl aus einem anderen Geſichtspunkte, entwickeln. Hatte nicht der junge Prieſter Herrn Hardy überzeugt, daß es nichts Süßeres, nichts Unausſprechlicheres gebe, als Gott um Verzeihung für diejenigen zu bitten, die uns Böſes gethan, oder die wir auf Abwege geführt haben? Nun aber ſchließt die Verzeihung die Idee der Strafe in ſich, und Rodin gab ſich alle Mühe, dieſe Strafe an ſeinem Opfer mit ſo ſchrecklichen Farben zu ſchildern.

Herr Hardy ſchien, mit gefalteten Händen, mit ſtarrem und vom Schrecken erweiterten Augenſterne, an allen ſeinen Gliedern bebend, Rodin noch anzuhören, obgleich dieſer zu ſprechen aufgehört hatte, und wiederholte mechaniſch: Verflucht! Verflucht! Verflucht! Dann rief er plötzlich in einer Art von Geiſtesverwirrung aus: „Und auch ich werde verflucht ſeyn! Jene Frau, die ich dahin brachte, alle in den Augen der Menſchen geheiligten Pflichten zu vergeſſen, die ich in den Augen Gottes verdammlich gemacht habe; jene Frau, einſt gleichfalls in die ewigen Flammen geſtürzt, mit von Verzweiflung gerungenen Händen, Blut weinend, wird mir aus der Tiefe des Pfuhles zuheulen: Verflucht! Verflucht! Verflucht! Einſt," fügte er mit verdoppeltem Schrecken bei, „einſt und wer weiß? vielleicht in dieſer Stunde, verflucht ſie mich; denn ſo dieſe Reiſe über den Ocean ihr verderblich geweſen wäre!! wenn ein Schiffbruch!! O! mein Gott! Sie gleichfalls geſtorben, geſtorben in einer Todſünde, auf ewig verdammt!! O! Erbarmen mit ihr mein Gott! wirf Deinen ganzen Zorn auf mich; aber Erbarmen mit ihr; ich allein bin der Strafbare." Und der Unglückliche ſank, faſt wahnſinnig, mit gefalteten Händen auf die Knie.

„Mein Herr," rief Rodin mit liebevoller und eindringlicher Stimme aus, indem er ſich beeilte, ihn aufzuheben; „mein lieber Herr, mein lieber Freund, beruhigen Sie ſich, beruhigen Sie ſich; ich wäre troſtlos, Sie zur Verzweiflung zu treiben. Ach! meine Abſicht iſt ganz entgegengeſetzt."

„Verflucht! Verflucht! Sie wird mich auch verfluchen, ſie, die ich ſo ſehr geliebt, den Flammen der Hölle überliefert," murmelte Herr Hardy bebend, indem er Rodin nicht zu hören ſchien.

„Aber, mein lieber Herr, hören Sie mich nur an, ich bitte Sie darum," fuhr dieſer fort; „laſſen Sie mich dieſe Parabel beendigen, und dann werden Sie dieſelbe eben ſo tröſtend finden, als ſie Ihnen entſetzlich ſcheint.

Um's Himmels willen, erinnern Sie ſich doch an die anbetungswürdigen Worte unſers engelgleichen Abbé Gabriel über die Süßigkeit des Gebetes."

Bei dem lieblichen Namen Gabriel kam Herr Hardy zu ſich, und rief herzzerfleiſchend aus: „Ah! wo ſind ſeine ſüßen und wohlthätigen Worte? O! aus Erbarmen wiederholen Sie ſie mir, dieſe heiligen Worte!"

„Unſer engelgleicher Abbé Gabriel," verſetzte Rodin, „ſprach von der Süßigkeit des Gebetes."

„O! ja, das Gebet."

„Wohlan, mein guter Herr, hören Sie mich an, und Sie werden ſehen, daß das Gebet den Herrn von Rancey gerettet, daß es einen Heiligen aus ihm gemacht hat. Ja, dieſe gräßlichen Qualen, die ich Ihnen ſo eben geſchildert, dieſe drohenden Viſionen hat das Gebet beſchworen, und in himmliſche Wonnen verwandelt."

„Ich bitte Sie inſtändig," ſagte Herr Hardy mit gramvoller Stimme, „ſprechen Sie mit mir von Gabriel, ſprechen Sie mit mir vom Himmel; O! aber nicht mehr von den Flammen jener Hölle, worin die ſtrafbaren Frauen Blut weinen."

„Nein, nein," entgegnete Rodin, und je härter und drohender ſein Ton in der Schilderung der Hölle geweſen, deſto ſanfter und wärmer wurde er, folgende Worte ſprechend: „Keine Verzweiflungsbilder mehr, denn, ich hab' es Ihnen geſagt, nach erduldeten hölliſchen Qualen, Dank dem Gebete, wie Ihnen der Abbé Gabriel ſagte, hat Herr von Rancey die Freuden des Paradieſes genoſſen."

„Die Freuden des Paradieſes?“ wiederholte Herr Hardy, gierig anhörend.

„Eines Tages, im höchſten Grade ſeines Schmerzes, kam ein Prieſter, ein guter Prieſter, ein Abbé Gabriel, zu Herrn von Rancey. O Glück! O Vorſehung! in wenigen Tagen weiht er dieſen Unglücklichen in die heiligen Geheimniſſe des Gebetes ein, mit jener gottſeligen Vermittlung des Geſchöpfes bei dem Schöpfer zu Gunſten einer dem himmliſchen Grimme verfallenen Seele. Dann ſcheint Herr von Rancey umgewandelt; ſeine Leiden beſchwichtigen ſich; er betet, und je mehr er betet, deſto mehr nehmen ſeine Inbrunſt, ſeine Hoffnung zu; er fühlet, daß Gott ihn erhöre. Anſtatt dieſe geliebte Frau zu vergeſſen, verbringt er die Zeit, an ſie denkend, für ihr Seelenheil betend. Ja, in ſeiner dunklen Zelle glücklich eingeſchloſſen, ganz allein mit jener angebeteten Erinnerung, verlebt er Tage, Nächte, für ſie betend in einem unausſprechlichen, glühenden, ich möchte ſagen; faſt verliebten Entzücken.“

Es iſt unmöglich, den Ton voll ſchier ſinnlicher Energie wieder zu geben, womit Rodin das Wort „verliebten“ ausſprach. Herrn Hardy durchbebte ein glühender und zugleich eiſiger Schauder; zum erſtenmale wurde ſein geſchwächter Geiſt von der Idee der unſeligen Lüſte des Ascetismus, der Entzückung, jener bedauernswerthen, oft erotiſchen Starrſucht einer heiligen Thereſe, eines heiligen Aubierge, ꝛc. ꝛc. erfaßt. Rodin, den Gedanken des Herrn Hardy durchſchauend, fuhr fort:

„O! Herr von Rancey hätte ſich nicht mit einem unbeſtimmten, zerſtreuten, hie und da inmitten weltlicher Aufregungen verrichteten Gebetes begnügt, die es in ſich ziehen, und verhindern, zum Ohre des Herrn zu gelangen. Nein, nein, gerade in der tiefſten Einſamkeit ſucht er ſein Gebet noch wirkſamer zu machen, ſo eifrig wünſcht er das ewige Seelenheil dieſer Geliebten jenſeit des Grabes!"

„Was thut er dann! O! was thut er alſo dann in ſeiner Einſamkeit?" rief Herr Hardy aus, von nun an ſchutzlos der Quälerei des Jeſuiten preisgegeben.

„Zuvörderſt," ſagte Rodin, ſeine Worte langſam betonend, „wird er Mönch."

„Mönch!" rief Herr Hardy mit nachdenkender Miene aus.

„Ja," erwiederte Rodin, „er wird Mönch, weil ſo ſein Gebet vom Himmel günſtiger aufgenommen wird; und dann weil inmitten der tiefſten Einſamkeit ſein Gedanke noch bisweilen durch die Materie zerſtreut wird, faſtet er, kaſteiet, bändiget ſich, tödtet Alles ab, was fleiſchlich an ihm iſt, um ganz Geiſt zu werden, und damit das Gebet aus ſeinem Herzen ſtrahlend, rein wie eine Flamme auftauche, und ſogleich dem Wohlgeruche des Weihrauches zum Herrn emporſteige."

„O! welch' ein berauſchender Traum!" rief Herr Hardy immer bezauberter aus, „um für eine angebetete Frau wirkſamer zu beten, Geiſt werden; Wohlgeruch; Licht!"

„Ja, Geiſt, Wohlgeruch, Licht,“ verſetzte Rodin, ſeine Worte betonend, „aber dieß iſt kein Traum . . . Wie viele Geiſtliche, wie viele einſiedleriſche Mönche ſind, wie Herr von Rancey, zu einer göttlichen Seelenentrückung durch Gebete, ſtrenge Lebensweiſe, Abtödtungen gelangt, und wenn Sie die himmliſchen Wonnen dieſer Seelenentrückungen kennen würden! So folgten den ſchrecklichen Viſionen des Herrn von Rancey, als er Mönch geworden war, entzückende Viſionen. Wie oft, nach einem mit Faſten zugebrachten, und nach einer im Gebete und in Abtödtungen verlebten Nacht, ſank er erſchöpft, ohnmächtig auf den Steinboden ſeiner Zelle! Dann folgte der Vernichtung der Materie der Aufſchwung des Geiſtes. Ein unausſprechliches Wohlbehagen bemächtigte ſich ſeiner Sinne; göttliche Concerte erklangen ſeinem entzückten Ohre; ein blendender und zugleich milder Schimmer, nicht von dieſer Welt, drang durch ſeine geſchloſſenen Augenlieder; hierauf ſah der Mönch, bei den harmoniſchen Tönen der goldenen Harfen der Seraphim, inmitten einer Lichtglorie, gegen welche jene der Sonne bleich iſt, jene ſo angebetete Frau erſcheinen.“

„Jene Frau, die er endlich durch ſeine Gebete den hölliſchen Flammen entriſſen hatte,“ ſagte Herr Hardy mit bebender Stimme.

„Ja, die nämliche,“ entgegnete Rodin mit einer wahrhaften und lieblichen Beredſamkeit; denn dieſes Ungeheuer redete alle Sprachen. „Und dann, Dank den

Gebeten ihres Geliebten, die der Herr erhört hatte, weinte jene Frau nicht mehr Blut, rang nicht mehr ihre ſchönen Hände in hölliſchen Krämpfen. Nein, nein, ... immer ſchön, o! tauſendmal ſchöner noch, als ſie auf Erden geweſen, ſchön in ewiger Schönheit der Engel, lächelte ſie ihrem Geliebten mit unausſprechlicher Inbrunſt zu, und indem ihre Augen von einer feuchten Flamme ſtrahlten, ſagte ſie zu ihm mit einer zärtlichen und leidenſchaftlichen Stimme: „„Ehre dem Herrn, Ehre Dir, o mein herzlich Geliebter, Deine unausſprechlichen Gebete, Dein ſtrenges Leben, haben mich gerettet; der Herr hat mich zu ſeinen Auserwählten gethan. Ehre Dir, mein herzlich Geliebter.““ Dann, in ihrer Glückſeligkeit ſtrahlend, neigte ſie ſich, und berührte leiſe mit ihren von Unſterblichkeit ſüßduftenden Lippen, die Lippen des entzückten Mönches, und bald verging ihre Seele in einem Wonnekuſſe, brennend, wie die Liebe, keuſch, wie die Gnade, unermeßlich, wie die Ewigkeit.“ *)

„O!“ rief Herr Hardy aus, einer völligen Verrückung zur Beute, „o! ein ganzes Leben von Gebeten,

---

*) Es wäre uns unmöglich, zum Belege dieſes, ſelbſt nicht verſchleiernd, die nächtlichen Ergüſſe erotiſchen Wahnſinnes der Schweſter Thereſe, in Bezug auf ihre ekſtatiſche Liebe zu Chriſtus, anzuführen. Dieſe Krankheiten können nur im Wörterbuche mediciniſcher Wiſſenſchaften, oder im Compendium Platz finden.

E. S.

von Faſten, von Qualen, für einen gleichen Moment mit jener, die ich beweine, mit jener, die ich vielleicht der Verdammniß überliefert habe.“

„Was ſagen Sie? Für einen gleichen Moment,“ verſetzte Rodin, deſſen gelber Schädel ſchweißgebadet war, wie jener eines Magnetiſeurs, und Herrn Hardy bei der Hand faſſend, um noch näher mit ihm zu ſprechen, wie wenn er ihm den brennenden Wahnſinn einblaſen wollte, zu dem er ihn zu treiben wünſchte, „es geſchah nicht einmal in ſeinem Mönchsleben, ſondern faſt täglich, daß Herr von Rancey, in die Seelen-Entrückung eines göttlichen Ascetismus verſunken, dieſe tiefen, unausſprechlichen, unerhörten, übermenſchlichen Wonnen koſtete, die gegen die irdiſchen Wonnen ſind, was die Ewigkeit gegen das menſchliche Leben iſt.“

Als der hochwürdige Vater Herrn Hardy auf dem Punkte ſah, wo er ihn haben wollte, und zudem die Nacht faſt völlig angebrochen war, huſtete er einigemale auf eine bedeutungsvolle Weiſe, ſeitwärts zur Thüre ſchauend. In dieſem Momente rief Herr Hardy, in höchſter Geiſtes-Verwirrung, mit flehender, unſinniger Stimme aus: „Eine Zelle, ein Grab, und die Seelen-Entrückung mit ihr . . .“

Die Thüre des Zimmers ging auf, und der Vater von Aigrigny trat ein, einen Mantel unter ſeinem Arme tragend. Ein Diener folgte ihm, ein Licht in der Hand.

Ungefähr zehn Minuten nach dieſer Scene zog ein Dutzend kräftige Männer, mit freimüthigem und offenem

Geſichte, von Agricola geführt, in die Straße Vaugirard, und nahmen ihren Weg, fröhlichen Schrittes, gegen die Thüre des Hauſes der hochwürdigen Paters. Dieß war eine Abordnung ehemaliger Arbeiter des Herrn Hardy; ſie kamen, um ihn zu beſuchen, und ihm zu ſeiner nahen Rückkehr in ihre Mitte zu danken. Agricola ging an ihrer Spitze. Plötzlich ſah er einen Reiſewagen aus dem Abſonderungshauſe fahren; die vom Poſtilion* mit Peitſchenhieben tüchtig angetriebenen Pferde kamen im ſtarken Trabe an. Zufall, oder Inſtinkt... je mehr dieſer Wagen der Gruppe ſich näherte, zu welcher Agricola gehörte, deſto mehr preßte es ihm das Herz zuſammen. Dieſer Eindruck wurde ſo lebhaft, daß er ſich bald in eine ſchreckliche Ahnung verwandelte, und in dem Augenblicke, da dieſe Halbkutſche, deren Vorhänge alle herabgelaſſen waren, bei dem Hammerſchmide vorbeifahren wollte, rief dieſer aus, einem unüberwindlichen Vorgefühle gehorchend, und ſich den Pferden entgegenwerfend: „Freunde, zu mir her!"

„Poſtilion! zehn Louisd'or!... Im Galoppe!... Zermalme ihn unter den Rädern!" ſchrie hinter dem Vorhange die militäriſche Stimme des Paters von Aigrigny.

Die Cholera wüthete eben; der Poſtilion hatte von Ermordungen der Vergifter ſprechen hören; ſchon ſehr erſchreckt vom plötzlichen Anfalle Agricola's, verſetzte er ihm mit dem Peitſchenſtiele einen gewaltigen Schlag auf den Kopf, der den Hammerſchmid betäubte und zu Boden warf; dann ſetzte der Poſtilion, ſeinen Sattelgaul ſpornend, ihn zu zerſtampfen, ſeine drei Pferde in geſtreckten Galopp, und raſch verſchwand der Wagen, während Agricola's Gefährten, die weder ſein Verfahren, noch den Sinn ſeiner Worte begriffen hatten, den Hammerſchmid eifrig umdrängten, und ihn wieder zu beleben ſuchten.

Vierzehntes Kapitel.

Die Erinnerungen.

Andere Ereigniſſe geſchahen einige Tage nach dem unſeligen Abende, an dem Herr Hardy, verblendet, bis zum Wahnſinne durch die bedauernswerthe myſtiſche Exaltation verrückt, in welche ihn zu verſetzen Rodin gelungen war, den Pater von Aigrigny mit aufgehobenen Händen gebeten hatte, ihn weit von Paris in eine tiefe Einſamkeit zu führen, um ſich dort, ferne von der Welt, einem Leben des Gebetes und aſcetiſcher Strenge weihen zu können.

Der Marſchall Simon bewohnte ſeit ſeiner Ankunft in Paris mit ſeinen beiden Töchtern ein Haus in der Straße des Trois-Frères. Bevor wir den Leſer in dieſe beſcheidene Wohnung führen, ſind wir genöthiget, ihn an einige Thatſachen in Kürze zu erinnern.

Am Tage des Brandes der Fabrik des Herrn Hardy war der Marſchall Simon gekommen, um ſeinen Vater in einer Angelegenheit von höchſter Wichtigkeit um Rath zu fragen, und ihm die peinlichen Beſorgniſſe anzuvertrauen, welche ihm die zunehmende Traurigkeit ſeiner beiden Töchter verurſachte, eine Traurigkeit, deren Gründe er nicht erforſchen konnte. Man erinnert ſich, daß der Marſchall Simon für das Andenken des Kaiſers eine religiöſe Verehrung hegte; ſeine Dankbarkeit gegen ſeinen Halbgott war ohne Grenzen geweſen, ſeine Ergebenheit blind, ſein Enthuſiasmus auf würdigende Beurtheilung geſtützt, ſeine Zuneigung eben ſo innig, wie die aufrichtigſte, die leidenſchaftlichſte Freundſchaft. — Dieß war nicht Alles. Eines Tages hatte der Kaiſer in einer Herzensergießung von Freude und väterlicher Zärtlichkeit, indem er den Marſchall an die Wiege des entſchlummerten Königes von Rom führte, und ihn mit Stolz die liebliche Schönheit des Kindes bewundern ließ, zu ihm geſagt: „Mein alter Freund, ſchwöre mir, Dich dem Sohne zu weihen, wie Du Dich dem Vater geweihet haſt.“

Der Marſchall Simon hatte dieſen Schwur geleiſtet und gehalten. Während der Reſtauration, als Oberhaupt einer militäriſchen Verſchwörung im Namen Napoleons II., hatte er, jedoch vergebens, ein damals vom Marquis von Aigrigny commandirtes Reiterregiment zu verführen verſucht; dem Marſchalle, verrathen, angezeigt, war es, nach einem erbitterten Duelle mit dem künftigen Jeſuiten, gelungen, nach Polen zu flüchten, und ſo einer Verurtheilung zum Tode zu entrinnen. —

Es iſt überflüßig, an die Ereigniſſe zu erinnern, welche den Marſchall aus Polen nach Indien führten, und nach der Julirevolution nach Paris zurückbrachten, eine Epoche, in welcher mehrere ſeiner ehemaligen Waffengefährten, ohne daß er davon wußte, die Beſtätigung des ihnen vom Kaiſer vor der Schlacht von Waterloo zuerkannten Titels und Grades nachſuchten und erhielten.

Nach ſeiner langen Verbannung wieder in Paris, war der Marſchall, ungeachtet des Glückes, das er fühlte, endlich ſeine Töchter zu umarmen, von der Nachricht des Todes ihrer Mutter, die er anbetete, tief erſchüttert worden; bis zum letzten Augenblicke hatte er gehofft, ſie in Paris wieder zu finden; ſeine Enttäuſchung war furchtbar, und er empfand ſie ſchmerzlich, obgleich er ſüſſe Tröſtungen in der Zärtlichkeit ſeiner Töchter ſuchte. Bald wurde ein Gährungsſtoff von Unruhe, von Aufregung, durch Rodin's liſtige Anſchläge in ſein Leben geworfen. In Folge geheimer Umtriebe des hochwürdigen Paters am Hofe von Rom und Wien, beſuchte einer von ſeinen Emiſſären, durch frühere Vorgänge alles Vertrauen einzuflößen geeignet, und zudem ſeine Worte und Anträge auf Zeugniſſe, Beweiſe, unverwerfliche Thatſachen ſtützend, den Marſchall Simon, und ſagte zu ihm: „Der Sohn des Kaiſers ſtirbt, als „ein Opfer der Furcht, die Napoleons Name noch immer Europa einflößt. Dieſem langſamen Todeskampfe „können vielleicht Sie, Marſchall Simon, Sie, einer „der treueſten Freunde des Kaiſers, jenen unglücklichen

„Prinzen entreißen. Die Correſpondenz, die ich Ihnen hier vorlege, beweiſet, daß man in Wien ſicher und geheim mit einer von den einflußreicheſten Perſonen aus der Umgebung des Königs von Rom, Einverſtändniſſe wird anknüpfen können, und dieſe Perſon wäre geneigt, die Entweichung des Prinzen zu begünſtigen. Es iſt alſo möglich, durch einen unvermutheten kühnen Verſuch, Napoleon **II.** aus Oeſterreich zu entführen, der in einer für ihn tödtlichen Atmosphäre nach und nach verſchmachten muß. Das Unternehmen iſt verwegen, aber es hat Ausſichten, zu gelingen, was Sie, Marſchall Simon, mehr als jeder Andere, zu erzielen vermögen; denn Ihre Hingebung für den Kaiſer iſt bekannt, und man weiß, mit welcher abenteuerlichen Kühnheit Sie ſchon im Jahre **1815** im Namen Napoleon's **II.** conſpirirt haben."

Der Zuſtand des Hinſiechens, des Verfalles des Königs von Rom, war damals in Frankreich allgemein notoriſch; man ging ſogar ſo weit, zu behaupten, daß der Sohn des Halbgottes von Prieſtern ſorgfältig in völliger Unkunde des väterlichen Ruhmes und Namens erzogen werde, und daß man, mit abſcheulicher Berechnung, täglich verſuche, die muthigen und großmüthigen Inſtinkte, welche das unglückliche Kind offenbarte, zu unterdrücken und auszulöſchen; die kälteſten Gemüther waren damals bei der Erzählung ſeines rührenden und unſeligen Geſchickes, bewegt, ergriffen. Erinnert man ſich an den heldenmüthigen Charakter, an die ritterliche

Loyalität des Marſchalls Simon, und iſt man eingedenk ſeiner leidenſchaftlichen Verehrung des Kaiſers, ſo begreift man, daß der Vater von Roſe und Blanche mehr als Jemand ſich für das Schickſal des jungen Prinzen lebhaft intereſſiren, und, wenn die Gelegenheit ſich ergäbe, der Marſchall ſich verpflichtet erachten mußte, nicht auf nutzloſes Bedauern ſich zu beſchränken.

Betreffend die Realität der von Rodin's Emiſſär vorgelegten Correſpondenz, hatte der Marſchall dieſe Correſpondenz mittelbar einer contradictoriſchen Prüfung vermittelſt der Verbindungen eines ſeiner ehemaligen Waffengefährten unterworfen, der ſich zur Zeit des Kaiſerreiches lange mit einer Miſſion in Wien aufgehalten; aus dieſer, übrigens mit eben ſo viel Vorſicht als Geſchicklichkeit, damit nichts davon verlaute, angeſtellten Nachforſchung ergab ſich, daß der Marſchall die ihm gemachten Eröffnungen ernſtlich anhören konnte. Von nun an ſtürzte dieſer Vorſchlag den Vater von Roſe und Blanche in eine peinliche Verlegenheit; denn um ein ſo kühnes, ſo gefährliches Unternehmen zu wagen, mußte er ſeine Töchter wieder verlaſſen! wenn er dagegen, von dieſer Trennung erſchreckt, auf den Verſuch verzichtete, den König von Rom zu retten, deſſen ſchmerzlicher Todeskampf wirklich und von Allen gekannt war, betrachtete der Marſchall ſich als eidbrüchig an dem Verſprechen, das er dem Kaiſer gemacht hatte.

Um dieſen peinlichen Unſchlüſſigkeiten ein Ziel zu ſetzen, voll Vertrauen auf die unbeugſame Rechtlichkeit des Charakters ſeines Vaters, wollte der Marſchall ihn um Rath fragen; zum Unglücke verſchied der alte republikaniſche Arbeiter, während des Angriffes auf die Fabrik des Herrn Hardy tödtlich verwundet, aber ſelbſt noch während ſeiner letzten Augenblicke über die wichtigen Anvertrauungen ſeines Sohnes nachſinnend, indem er zu ihm ſagte: „Mein Sohn, Du haſt eine große „Pflicht zu erfüllen, auf die Gefahr hin, nicht als ein „Mann von Ehre zu handeln, auf die Gefahr hin, mei„nen letzten Willen zu verkennen, Du mußt, ohne Zö„gern.“ — Aber in Folge eines bedauernswerthen Verhängniſſes, wurden die letzten Worte, die den Gedanken des alten Arbeiters vervollſtändigen ſollten, mit erloſchener, völlig unverſtändlicher Stimme ausgeſprochen; er ſtarb alſo, und ließ den Marſchall Simon in einer um ſo unſeligeren Angſt zurück, als einer der beiden Entſchlüſſe, die er faſſen konnte, von ſeinem Vater ausdrücklich gebrandmarkt war, auf deſſen Urtheil er das unbedingteſte, verdienteſte Vertrauen ſetzte. Mit einem Worte, ſein Geiſt quälte ſich, zu erforſchen, ob ſein Vater den Gedanken hatte, im Namen der Ehre und der Pflicht ihm zu rathen, ſeine Töchter nicht zu verlaſſen, und auf ein zu gewagtes Unternehmen zu verzichten, oder ob er dagegen ihm habe rathen wollen, nicht zu zögern, von ſeinen Kindern auf einige Zeit zu ſcheiden, um ſeinen dem Kaiſer geleiſteten Schwur zu erfüllen, und wenigſtens zu verſuchen, Napoleon II. aus einer tödtlichen Gefangenſchaft zu befreien! Dieſe Bangigkeit, durch gewiſſe Umſtände, die man ſpäter bezeichnen wird, noch peinlicher gemacht; der dem Marſchalle Simon verurſachte tiefe Schmerz; das tragiſche Ende ſeines in ſeinen Armen geſtorbenen Vaters; die unaufhörliche und ſchmerzliche Erinnerung an ſeine, auf einem Boden der Verbannung vom Tode hingeraffte Gattin, endlich der Kummer, von dem er täglich bei dem Anblicke der ſteigenden Traurigkeit von Roſe und Blanche erfaßt wurde, hatten dem Marſchalle Simon ſchmerzliche Schläge verſetzt; fügen wir endlich hinzu, daß, ungeachtet ſeiner natürlichen, in zwanzig Kriegsjahren tapfer bewährten Unerſchrockenheit, die Verwüſtungen der Cholera, dieſer ſchrecklichen Krankheit, deren Opfer ſeine Gattin in Sibirien geworden, dem Marſchalle einen unwillkürlichen Schrecken einflößten; ja, dieſer Mann von Eiſen, der in ſo vielen Schlachten kaltblütig dem Tode getrotzt hatte, fühlte bisweilen die gewohnte Feſtigkeit ſeines Charakters bei dem Anblicke von Scenen der Troſtloſigkeit und Trauer wanken, welche Paris bei jedem Schritte bot. Als jedoch das Fräulein von Cardoville die Mitglieder ihrer Familie um ſich verſammelt hatte, um ſie gegen die Complotte ihrer Feinde zu ſichern, ſchien Adrianens liebevolle Zärtlichkeit für Roſe und Blanche, auf ihren geheimnißvollen Kummer einen ſo glücklichen Einfluß zu üben, daß der Marſchall, einen Augenblick ſehr unſelige vorgefaßte Meinungen vergeſſend, nur daran dachte, dieſe erfreuliche Veränderung, ach! von zu kurzer Dauer, zu genießen.

Nachdem wir dem Leſer dieſe Thatſachen erklärt, und in das Gedächtniß zurückgeführt haben, wollen wir dieſe Erzählung fortſetzen.

Fünfzehntes Kapitel.

Jocriſſe.

Der Marſchall Simon bewohnte, wie geſagt, ein beſcheidenes Haus in der Straße des Trois-Frères; zwei Uhr Nachmittags hatte es ſo eben auf der Pendeluhr im Schlafzimmer des Marſchalls geſchlagen, ein ganz mit militäriſcher Einfachheit möblirtes Zimmer: zwiſchen dem Bette und der Wand ſah man eine vollſtändige Rüſtung, von Waffen zuſammengeſetzt, deren der Marſchall während ſeiner Feldzüge ſich bedient hatte; auf dem Sekretär, welcher dem Bette gegenüber ſtand, war eine kleine broncene Büſte des Kaiſers, die einzige Ausſchmückung des Gemaches. Draußen war die Luft keineswegs warm, und der Marſchall während ſeines langen Aufenthaltes in Indien ſehr empfindlich gegen Kälte geworden; ein ziemlich großes Feuer brannte im Kamine.

Eine geheime Tapetenthüre, die zum Abſatze einer Dienſttreppe führte, ging langſam auf; ein Mann erſchien; er trug einen Korb voll Brennholz, und näherte ſich langſam dem Kamine, vor den er ſich hinkniete, indem er die Scheiter in einen neben dem Ofen befindlichen Behälter ſymetriſch zu ſchichten begann; nach einigen auf ſolche Art verwendeten Minuten, näherte ſich dieſer Diener, immer knieend, unmerkbar einer andern, unweit des Kamines angebrachten Thüre, und ſchien mit großer Aufmerkſamkeit zu lauſchen, wie in der Abſicht, zu hören, was man im anſtoßenden Zimmer ſprach. Dieſer als ſubalterner Diener im Hauſe angeſtellte Mann, ſah auf die lächerlichſte Weiſe dumm aus, die man ſich nur immer denken kann; ſeine Verrichtungen beſtanden in Holztragen, Gänge beſorgen ꝛc. ꝛc.; übrigens trieben die andern Diener ihre Kurzweile und ihr Gelächter mit ihm; in einem Momente guter Laune hatte Dagobert, der beiläufig mit den Functionen eines Haushofmeiſters betraut war, dieſem Schwachkopfe den Namen Jocriſſe*) gegeben; dieſer Spitzname war ihm geblieben, ein übrigens in allen Beziehungen wohlverdienter Spitzname, wegen der Ungeſchicklichkeit, wegen der Dummheit dieſes Menſchen, wegen ſeines platten Geſichtes mit der grotesk dicken Naſe, mit dem zurückweichenden Kinne, mit den dummen aufgeſperrten Augen; man füge zu dieſem Signalement eine Weſte von rother Sarſche, auf welcher ſich das Dreieck einer weißen Schürze ausſchnitt, um beizuſtimmen, daß dieſer Einfaltspinſel ſeines Spitznamens vollkommen würdig war. Dennoch beſeelte in dem Augenblicke, da Jocriſſe mit ſo neugieriger Aufmerkſamkeit horchte, was man denn im anſtoßenden Zimmer ſprechen konnte, ein Funke lebhafter Intelligenz dieſen gewöhnlich matten und dummen Blick.

---

*) Einfalspinſel. D. Ueb.

Nachdem Jocriſſe ſo einen Augenblick an der Thüre gelauſcht hatte, kehrte er, immer auf ſeinen Knien rutſchend, zum Kamine zurück; dann ſtand er auf, nahm ſeinen halb mit Holz gefüllten Korb, näherte ſich wieder der Thüre, an welcher er ſo eben gehorcht, und klopfte ſachte an. Niemand antwortete ihm. Er klopfte zum zweitenmale, und ſtärker. Die nämliche Stille. Hierauf fragte er mit heiſerer, rauher, kreiſchender und möglichſt grotesker Stimme: „Meine Fräulein, brauchen Sie gefälligſt Holz in den Kamin?“ Keine Antwort erhaltend, ſtellte Jocriſſe ſeinen Korb auf den Boden, öffnete leiſe die Thüre, trat in das anſtoßende Zimmer, nach einem flüchtigen Blicke in daſſelbe, und ging nach einigen Secunden wieder heraus, ängſtlich rechts und links ſchauend, wie ein Menſch, der ſo eben etwas Wichtiges und Geheimnißvolles verrichtete. Indem er dann ſeinen Korb wieder nahm, ſchickte er ſich an, das Zimmer des Marſchalls Simon zu verlaſſen, als die Thüre der Geheimtreppe von Neuem ſachte und mit Vorſicht aufging. Dagobert trat ein. Der Soldat, von der Anweſenheit des Jocriſſe offenbar überraſcht, runzelte die Stirne, und fragte ungeſtüm: „Was machſt Du da?

Auf dieſe plötzliche Frage, begleitet von einem beißigen Murren des mißgeſtimmten Rabat-joie, der ſeinem Herrn auf der Ferſe folgte, ſtieß Jocriſſe einen wirklichen oder verſtellten Schreckensſchrei aus; da dieſer mißlang, ließ der vermeintliche Einfaltspinſel, ohne Zweifel um ſeiner Gemüthsbewegung mehr Wahrſcheinlichkeit zu geben, ſeinen halb mit Holz gefüllten Korb auf den Boden fallen, wie wenn Erſtaunen und Furcht ihm denſelben aus den Händen geriſſen hätten.

„Was machſt Du da . . . Schwachkopf?“ — fuhr Dagobert fort, deſſen Phyſiognomie eben tiefe Traurigkeit verrieth, und der wenig geneigt ſchien, über die Feigheit des Jocriſſe zu lachen.

„Ah! Herr Dagobert... welche Furcht! Mein Gott! wie Schade, daß ich nicht einen Stoß Teller in den Händen gehabt habe, um zu beweiſen, daß es nicht meine Schuld geweſen wäre, wenn ich ſie zerbrochen hätte!“

„Ich frage Dich, was Du da macheſt?“ erwiederte Dagobert.

„Sie ſehen wohl, Herr Dagobert,“ — antwortete Jocriſſe, ſeinen Korb weiſend, — „ich hatte Holz in das Zimmer des Herrn Herzogs getragen, um einzuheizen, wenn er es kalt finde... weil es kalt iſt.“

„Gut, nimm Deinen Korb, und pack Dich fort.“

„Ah! Herr Dagobert, die Beine ſind mir noch ganz zerquetſcht davon. Welche Furcht! Welche Furcht!“

„Wirſt Du gehen, Dummkopf, der Du biſt?“ — entgegnete der Veteran. Und Jocriſſe am Arme faſſend, drängte er ihn gegen die Thüre, während Rabat-Joie, ſeine ſpitzigen Ohren niederlegend und ſich borſtend, wie ein Stachelſchwein, den Rückzug des Jocriſſe zu beſchleunigen geneigt ſchien.

„Man geht fort, Herr Dagobert, man geht fort,“ verſetzte der Einfaltspinſel, indem er haſtig ſeinen

Korb aufhob; — „ſagen Sie nur dem Herrn Rabat-joie, daß.“ —

„Geh zum Teufel, dummer Plauderer,“ — rief Dagobert aus, Jocriſſe hinauswerfend. Dann ſchob Dagobert den Riegel an der Thüre der Geheimtreppe vor, ging auf jene zu, die zum Gemache der beiden Schweſtern führte, und drehte den Schlüſſel im Schloſſe um. Dieß gethan, näherte der Soldat ſich raſch dem Alkoven, trat zwiſchen Bett und Wand, häkelte von der vollſtändigen Rüſtung ein Paar desarmirte, aber geladene Feldpiſtolen, nahm ſorgfältig die Kapſeln von den Batterien weg, und unfähig, einen tiefen Seufzer zu verhalten, hängte er dieſe Waffen wieder an ihren vorigen Platz; er wollte den Gang zwiſchen Bett und Wand verlaſſen, als er, ſicher in Folge einer Erwägung, von der Rüſtung auch noch einen indiſchen Kanjiar *) mit ſehr ſpitziger Klinge nahm, ihn aus ſeiner Scheide von vergoldetem Silber zog, und die Spitze dieſer mörderiſchen Waffe abbrach, indem er ſie unter eines von den eiſernen Rollrädchen zwängte, auf denen das Bett ruhte.

Dagobert öffnete dann die beiden Thüren wieder, und kehrte langſam zum Kamine zurück, auf deſſen Marmorplatte er ſich mit düſterer, ſinnender Miene lehnte; Rabat-joie, vor dem Ofen gekauert, folgte mit aufmerkſamen Auge den geringſten Bewegungen ſeines Gebieters; der brave Hund gab ſogar einen Beweis von

---

*) Eine Art indiſchen Dolches. D. Ueb.

ſeltener und vorherſehender Intelligenz: indem der Soldat ſein Sacktuch aus der Taſche gezogen, hatte er, ohne es zu bemerken, ein Papier fallen laſſen, in welches eine kleine Rolle Kautabak gewickelt war; Rabat-joie, der wie ein Retriver*) von der Rutlandrace apportirte, nahm das Papier zwiſchen ſeine Zähne, und brachte es, auf ſeine Hinterpfoten ſich aufrichtend, ehrerbietig Dagobert. Aber dieſer empfing mechaniſch das Papier, und ſchien gegen die Geſchicklichkeit ſeines Hundes gleichgültig. Die Phyſiognomie des ehemaligen Grenadiers zu Pferd, verrieth eben ſo viel Traurigkeit als Angſt. Nachdem er einige Momente ſtarren Blickes, nachdenkend, vor dem Kamine ſtehen geblieben war, begann er unruhig im Zimmer auf und ab zu gehen, die eine Hand zwiſchen den Aufſchlag ſeines langen, blauen, bis zum Halſe zugeknöpften Oberrockes, die andere in eine ſeiner Hintertaſchen geſteckt.

Von Zeit zu Zeit ſtand Dagobert plötzlich ſtill, und ließ, ſeinen inneren Gedanken ganz laut antwortend, hie und da irgend einen Ausruf des Zweifels oder der Beſorgniß entſchlüpfen; dann, ſich zur Waffentrophäe wendend, ſchüttelte er traurig den Kopf, und murmelte: „Gleichviel, dieſe Furcht iſt albern, aber er iſt ſeit zwei Tagen ſo außerordentlich. Kurz, es iſt vorſichtiger.“ Und indem Dagobert wieder zu gehen begann, ſagte er nach einem neuen und langen Schweigen: „Ja, er muß es mir ſagen, es beunruhiget mich zu ſehr, und dieſe armen Kleinen! Ah! das iſt herzzerreiſſend!"

---

*) Engliſch. Zurückbringer. D. Ueb.

Und Dagobert ſtrich heftig ſeinen Knebelbart zwiſchen ſeinem Daumen und Zeigefinger, mit faſt convulſiviſcher Bewegung, bei ihm ein offenbares Zeichen lebhafter Aufregung. Einige Minuten darnach fuhr der Soldat fort, immer ſeinen innern Gedanken antwortend: „Was kann dieß ſeyn? Jene Briefe nicht... das iſt zu infam; er verachtet ſie, und doch; .. aber nein, nein, er iſt darüber erhaben."

Und Dagobert begann wieder ſeinen Spaziergang mit beſchleunigtem Schritte. Plötzlich ſpitzte Rabatjoie die Ohren, drehte den Kopf der Treppenthüre zu, und murrte dumpf. Einige Augenblicke darnach klopfte man an dieſe Thüre.

„Wer iſt da?" fragte Dagobert. Man antwortete nicht, aber klopfte wieder. Ungeduldig ging der Soldat an die Thüre, und öffnete ſie raſch; er ſah das dumme Geſicht des Jocriſſe.

„Warum antworteſt Du nicht, wenn ich frage, wer klopft?" fragte der Soldat zornig.

„Herr Dagobert, da Sie mich eben erſt fortſchickten, nannte ich mich nicht, aus Furcht, Sie zu ärgern, wenn ich Ihnen ſagen würde, daß ich es wieder ſey."

„Was willſt Du? Sprich doch. So komm doch näher... Eſel!" rief Dagobert ergrimmt aus, indem er Jocriſſe, der auf der Schwelle ſtehen blieb, in das Zimmer zog.

„Herr Dagobert, da bin ich, da bin ich ganz geſchwind; ärgern Sie ſich nicht; ich muß Ihnen ſagen, daß ein junger Mann da iſt.“

„Was weiter?“

„Er ſagt, daß er ſogleich mit Ihnen ſprechen will, Herr Dagobert.“

„Sein Name?“

„Sein Name, Herr Dagobert?“ erwiederte Jocriſſe, ſich albern hin und her bewegend und mit tölpelhafter Miene kichernd.

„Ja, ſein Name, Schwachkopf, ſprich doch!“

„Ah! zum Beiſpiel, Herr Dagobert, es iſt zum Lachen, daß Sie mich nach ſeinem Namen fragen.“

„Aber, Elender, Du haſt es ja darauf angelegt, mich von Sinnen zu bringen,“ rief der Soldat aus, Jocriſſe am Kragen packend; „den Namen jenes jungen Mannes!“

„Herr Dagobert, ärgern Sie ſich nicht, hören Sie mich nur an; es lohnt ſich nicht der Mühe, Ihnen den Namen des jungen Mannes zu ſagen, weil Sie ihn wiſſen.“

„O! der dreifache Eſel!“ ſagte Dagobert, die Fäuſte ballend.

„Nun ja, Sie wiſſen ihn, Herr Dagobert, weil jener junge Mann Ihr Sohn iſt; er iſt unten, der ſogleich mit Ihnen ſprechen will, ſogleich.“

Die Dummheit des Jocriſſe war ſo vortrefflich geſpielt, daß Dagobert ſich davon täuſchen ließ; von ſolchem Blödſinne mehr zum Mitleiden bewegt, als erzürnt, blickte er den Diener ſtarr an, zuckte die Achſeln, und ging der Treppe zu, indem er zu ihm ſagte: „Folge mir.“

„Jocriſſe gehorchte; aber bevor er die Thüre ſchloß, wühlte er in ſeiner Taſche, zog heimlich einen Brief heraus, und warf ihn hinter ſich, ohne den Kopf zu wenden, indem er vielmehr zu Dagobert, ohne Zweifel um deſſen Aufmerkſamkeit zu beſchäftigen, ſagte: „Ihr Sohn iſt im Hofe, Herr Dagobert. Er hat nicht heraufgehen wollen, und iſt deßhalb unten geblieben.“

Dieß ſagend ſchloß Jocriſſe die Thüre, in dem Wahne, der Brief werde ſehr anſchaulich auf dem Boden des Zimmers des Marſchalls Simon liegen. Aber Jocriſſe machte die Rechnung ohne Rabat-joie. Sei's, daß dieſer es für vorſichtiger hielt, die Nachhut zu bilden, ſei's aus achtungsvoller Ehrerbietung gegen einen Zweifüßler, der wackere Hund war erſt zuletzt aus dem Zimmer gegangen, und da er vortrefflich apportirte (wie er es eben erſt bewieſen) faßte er den Brief, welchen er von Jocriſſe geworfen fallen ſah, ſachte mit den Zähnen, und ging dicht hinter dem Diener zur Thüre hinaus, ohne daß dieſer dieſen neuen Beweis von der Intelligenz und Lebensart des Rabat-joie bemerkte.

Sechzehntes Kapitel.

Die Anonymen.

Wir werden gleich ſagen, was mit dem Briefe geſchah, welchen Rabat-joie zwiſchen ſeinen Zähnen hielt, und warum er ſeinen Herrn verließ, als dieſer dem Agricola entgegeneilte.

Dagobert hatte ſeinen Sohn ſeit mehrern Tagen nicht geſehen; er umarmte ihn vorerſt herzlich, und führte ihn dann in eines der beiden Zimmer des Erdgeſchoſſes, aus denen ſeine Wohnung beſtand.

„Und wie befindet ſich Deine Frau? —“ fragte der Soldat ſeinen Sohn.

„Sie befindet ſich gut, mein Vater, ich danke Dir.“ Da Dagobert dann die Entſtellung der Züge Agricola's bemerkte, fuhr er fort: „Du ſiehſt verdrießlich aus! Iſt Dir etwas widerfahren, ſeitdem ich Dich nicht mehr geſehen habe?“

„Mein Vater, Alles iſt aus; er iſt für uns verloren,“ ſagte der Hammerſchmid mit einem verzweiflungsvollen Tone.

„Von wem ſprichſt Du?“

„Von Herrn Hardy.“

„Er? aber vor drei Tagen ſollteſt Du ihn beſuchen, haſt Du mir geſagt?“

„Ja, mein Vater, ich hab' ihn beſucht, mein würdiger Bruder Gabriel hat ihn auch beſucht, und mit ihm geſprochen, wie er ſpricht, mit der Stimme des Herzens, und hatte ihn auch ſo gut neubelebt, ermuthiget, daß Herr Hardy beſchloß, in unſere Mitte zurückzukehren; hierauf eile ich fort, närriſch vor Glück, um dieſe gute Nachricht einigen Kameraden zu hinterbringen, die mich erwarteten, das Reſultat meiner Unterredung mit Herrn Hardy zu erfahren; ich kehre mit ihnen zurück, um ihm zu danken. Wir waren etwa hundert Schritte von der Hausthüre der Schwarzröcke entfernt."

„Die Schwarzröcke?" ſagte Dagobert mit düſterer Miene. „Dann muß irgend ein Unglück geſchehen; ich kenne ſie."

„Du täuſcheſt Dich nicht, mein Vater," antwortete Agricola ſeufzend; „ich lief alſo mit meinen Kameraden herbei, als ich von ferne einen Wagen kommen ſehe; ich weiß nicht, welche Ahnung mir ſagte, daß man Herr Hardy fortführe."

„Mit Gewalt?" verſetzte Dagobert raſch.

„Nein," entgegnete Agricola bitter, „nein; dazu ſind dieſe Prieſter zu geſchickt; ſie wiſſen jene immer zu Mitſchuldigen zu machen, denen ſie Böſes zufügen; weiß ich nicht, wie ſie es mit meiner guten Mutter gemacht haben?"

„Ja, die würdige Frau, auch eine arme Mücke, die ſie in ihrem Gewebe gefangen haben; aber dieſer Wagen, von dem Du ſprichſt?"

„Indem ich ihn aus dem Hauſe der Schwarzröcke fahren ſehe," fuhr Agricola fort, „preßt es mir das

Herz zuſammen, und ich werfe mich, von einer Bewegung überwältiget, den Pferden entgegen, meine Kameraden zum Beiſtande aufrufend; aber der Poſtillion ſchlägt mich mit einem Peitſchenhiebe zu Boden, der mich betäubte; ich falle. Als ich wieder zu mir kam, war der Wagen weit fort."

„Biſt Du nicht verwundet worden?" rief Dagobert lebhaft aus, ſeinen Sohn mit Beſorgniß betrachtend.

„Nein, mein Vater, eine Schramme."

„Was haſt Du hernach gethan, mein Junge?"

„Ich bin zu dem guten Engel gelaufen, zu dem Fräulein von Cardoville; ich hab ihr Alles erzählt. — „„Man muß der Spur des Herrn Hardy alſogleich folgen,"" hat ſie zu mir geſagt. „„Nehmen Sie einen Wagen von mir und Poſtpferde; Herr Dupont wird Sie begleiten; Sie werden Herrn Hardy von Poſtſtation zu Poſtſtation folgen, und gelingt es Ihnen, ihn wieder zu ſehen, ſo werden vielleicht Ihre Gegenwart, Ihre Bitten, den unſeligen Einfluß beſiegen, den dieſe Prieſter ſich auf ihn zu verſchaffen gewußt haben.""

„Es war nichts Beſſeres zu thun; dieſes würdige Fräulein hatte Recht."

„Eine Stunde darnach waren wir auf der Fährte des Herrn Hardy; denn wir hatten von den heimkehrenden Poſtillonen erfahren, daß er den Weg nach Orleans eingeſchlagen; wir folgen ihm bis Etampes; hier ſagt man uns, daß er den Querweg genommen, um ein iſolirtes Haus in einem Thale zu erreichen, vier Meilen von jeder Hauptſtraße; daß dieſes Haus, Val-de-Saint-Hérem genannt, Prieſtern gehöre, daß aber die Nacht ſo finſter, die Wege ſo ſchlecht ſeien, daß wir beſſer thäten, im Wirthshauſe zu übernachten, und am frühen Morgen wieder fortzureiſen; wir befolgen dieſen Rath. Mit Tagesanbruch ſteigen wir in den Wagen; eine Viertelſtunde darnach verlaſſen wir die Hauptſtraße und ſchlagen einen bergigen und öden Querweg ein; überall ſah man nur Sandſteinfelſen mit einigen Birken. Je weiter wir vorrückten, deſto wilder wurde die Gegend; man hätte meinen ſollen, hundert Meilen von Paris entfernt zu ſeyn. Endlich halten wir vor einem großen und alten ſchwärzlichen Hauſe, kaum von einigen kleinen Fenſtern durchbrochen, und am Fuße eines hohen ganz aus jenen Sandſteinfelſen beſtehenden Berges erbaut. Mein Lebtage hab' ich nichts Oederes, Traurigeres geſehen. Wir ſteigen aus dem Wagen, ich läute an einem Thore; ein Mann macht uns auf. „„Der Abbé von Aigrigny iſt heute Nacht mit einem Herrn hier angekommen,““ ſagte ich zu dieſem Manne, mit einer Miene des Einverſtändniſſes, „„melden Sie dieſem Herrn ſogleich, daß ich in einer ſehr wichtigen Angelegenheit komme, und unverzüglich mit ihm ſprechen muß."" Da dieſer Mann mich für einen Vertrauten des Abbé hielt ließ er mich eintreten; nach Verfluß eines Augenblickes öffnet der Abbé von Aigrigny die Thüre, ſieht mich, fährt zurück, und verſchwindet; aber fünf Minuten darnach befand ich mich Herrn Hardy gegenüber.“

„Wohlan!“ ſagte Dagobert theilnehmend.

Agricola ſchüttelte traurig den Kopf, und fuhr fort: „Schon aus der Phyſiognomie des Herrn Hardy erſah ich, daß Alles vorbei ſei. Herr Hardy ſagte zu mir mit ſanfter, aber feſter Stimme: „„Ich begreife, ich entſchuldige ſogar den Beweggrund, der Sie hierher führt; aber ich bin entſchloſſen, fortan in der Abgeſchiedenheit und im Gebete zu leben; ich faſſe dieſen Entſchluß ungezwungen, freiwillig, weil ich an mein Seelenheil denke; ſagen Sie übrigens Ihren Kameraden, ich würde ſolche Verfügungen treffen, daß ſie mich in gutem Andenken behalten werden.““

„Und als ich ſprechen wollte, hat Herr Hardy mich mit den Worten unterbrochen: „„Es iſt vergebens, mein Freund; mein Entſchluß iſt unerſchütterlich; ſchreiben Sie mir nicht; Ihre Briefe würden unbeantwortet bleiben. Das Gebet wird mich fortan ganz in Anſpruch nehmen; leben Sie wohl; entſchuldigen Sie mich, daß ich Sie verlaſſe, aber die Reiſe hat mich ermüdet.““

„Er ſagte die Wahrheit; denn er war bleich, wie ein Geſpenſt, und hatte ſogar, wie mir dünkt, etwas Verwirrtes in den Augen, und war ſeit dem vorigen Tage kaum mehr kennbar, ſeine Hand, die er mir ſcheidend reichte, trocken und glühend. Der Abbé von Aigrigny iſt zurückgekehrt. „„Mein Vater,““ hat Herr Hardy zu ihm geſagt, „„wollen Sie die Güte haben, Herrn Agricola Baudoin zu begleiten?““ Dieſe Worte ſprechend, gab er mir mit der Hand ein Abſchiedszeichen, und entfernte ſich wieder in das anſtoſſende Zimmer. Alles war vorbei, und er für uns auf immer verloren.“

„Ja,“ verſetzte Dagobert, „dieſe Schwarzröcke haben ihn behext, wie ſo viele Andere …“

„Hierauf,“ fuhr Agricola fort, „bin ich verzweiflungsvoll mit Herrn Dupont hierher zurückgekommen. Dieß iſt alſo den Prieſtern aus Herrn Hardy zu machen gelungen, aus dieſem großmüthigen Manne, welcher bei dreihundert fleißigen Arbeitern ein ordentliches und glückliches Daſeyn verſchaffte, ihre Intelligenz entwickelnd, ihr Herz beſſernd, geſegnet endlich von dieſem kleinen Volke, deſſen Vorſehung er war. Statt deſſen hat ſich Herr Hardy nun für immer einem beſchaulichen, unſeligen, und unfruchtbaren Leben geweiht …“

„O! die Schwarzröcke,“ erwiederte Dagobert ſchaudernd, ohne einen unbeſchreiblichen Schrecken verhehlen zu können, „je weiter ich gehe, deſto mehr fürcht' ich ſie. Du haſt geſehen, was dieſe Leute aus Deiner armen Mutter, — Du ſiehſt, was ſie ſo eben aus Herrn Hardy gemacht haben; Du kennſt ihre Complotte gegen meine zwei armen Waiſen, gegen jenes großmüthige Fräulein. O! dieſe Leute ſind ſehr mächtig, ich würde lieber einem Carré ruſſiſcher Grenadiere die Stirne bieten, als einem Dutzend dieſer Schwarzröcke. Doch ſprechen wir nicht mehr davon; ich habe viele andere Veranlaſſungen zu Kummer und Furcht.“ Sodann Agricola's beſtürzte Miene gewahrend, warf ſich der Soldat, unfähig, ſeine Gemüthsbewegung zu verhalten, in die Arme ſeines Sohnes, mit gepreßter Stimme ausrufend. „Ich halt's nicht mehr aus, mein Herz läuft über; ich muß ſprechen, und wem ſoll ich mich anvertrauen, wenn nicht Dir? ..“

„Mein Vater, Du erſchreckeſt mich!“ ſagte Agricola, „was giebt's denn?“

„Siehſt Du ohne Dich und jene zwei armen Kleinen, hätte ich mir lieber zwanzigmal eine Kugel durch den Kopf gejagt als das zu ſehen, was ich ſehe, und vorzüglich zu befürchten, was ich befürchte.“

„Was fürchteſt Du denn, mein Vater?“

„Seit einigen Tagen weiß ich nicht, was dem Marſchalle fehlt, aber er erſchreckt mich.“

„Jedoch ſeine jüngſten Unterredungen mit dem Fräulein von Cardoville...“

„Ja; da ging's ein wenig beſſer. Dieſes großmüthige Fräulein hatte durch ihre guten Worte gleichſam Balſam in ſeine Wunden geträufelt; auch die Gegenwart des jungen Indiers ihn zerſtreut; er ſchien faſt nicht mehr ſorgenvoll, und ſeine armen kleinen Töchter hatten es mit empfunden. Aber ſeit einigen Tagen weiß ich nicht, welcher Dämon wieder gegen dieſe Familie losgelaſſen iſt. Man möchte den Verſtand darüber verlieren. Vor Allem bin ich gewiß, daß die anonymen Briefe, welche aufgehört hatten, wieder begonnen haben.“[*]

---

[*] Man weiß, wie ſehr die anonymen Denunciationen, Drohungen, Verleumdungen, den hochwürdigen Paters und

„Welche Briefe, mein Vater?“

„Die anonymen Briefe …“

„Und wozu… dieſe Briefe?“

„Du kennſt den Haß, den der Marſchall ſchon immer gegen jenen Renegaten Abbé von Aigrigny hegte; als er erfuhr, daß dieſer Verräther hier ſey, und die beiden Waiſen, wie früher ihre Mutter, bis zum Tode, verfolgt hatte, jedoch Prieſter geworden ſey, hab' ich geglaubt, daß der Marſchall vor Entrüſtung und Wuth wahnſinnig werden würde. Er wollte den Renegaten

---

andern Congregationiſten eigen ſind. Der ehrwürdige Cardinal von Latour-d'Auvergne hat ſich kürzlich in einem an die Journale adreſſirten Briefe über die nichtswürdigen Manöver und zahlreichen anonymen Drohungen beklagt, die ihn angriffen, weil er ſich weigerte, ohne Prüfung dem Erlaſſe des Herrn von Bonald gegen das Handbuch des Herrn Dupin beizutreten, das, trotz der Prieſterpartei, immer ein Handbuch der Vernunft, des Rechtes und der Unabhängigkeit bleiben wird. Wir haben die Aktenſtücke eines gegenwärtig dem Staatsrathe vorgelegten Erſchleichungsprozeſſes geleſen, worin ſich eine große Zahl anonymer, an den Greis geſchriebener Briefe befand, den die Prieſter auf eine feine Art gewinnen wollten, theils Drohungen gegen ihn enthaltend, wenn er nicht ſeine Neffen enterben würde, theils abſcheuliche Denunciationen gegen ſeine ehrenwerthe Familie; es geht aus den Thatſachen eben dieſes Prozeſſes hervor, daß dieſe Briefe von der Hand zweier Geiſtlichen und einer Nonne ſind, die den Greis in ſeinen letzten Augenblicken nicht verließen, und der Familie zuletzt mehr als 500.000 Frcs. geraubt haben. E. S.

aufſuchen; mit einem Worte hab' ich ihn beſchwichtiget. Er iſt Prieſter, hab' ich zu ihm geſagt; vergebens würden Sie ihn beſchimpfen, verächtlich behandeln, er wird ſich nicht ſchlagen. Er hat damit angefangen, gegen ſein Vaterland zu dienen, er endet damit, ein ſchlechter Prieſter zu ſeyn; das iſt ganz natürlich; das iſt nicht werth, beſpieen zu werden.

„Aber ich muß ihn doch wegen des Böſen beſtrafen, das er meinen Kindern zugefügt hat, und den Tod meiner Frau rächen," rief der Marſchall erbittert aus.

„Sie wiſſen wohl, daß man ſagt, nur die Gerichtshöfe ſeyen im Stande, Sie zu rächen," erwiederte ich ihm. „Das Fräulein von Cardoville hat eine Klage gegen den Renegaten anhängig gemacht, weil er Ihre Kinder in einem Kloſter habe ſequeſtriren wollen. Man muß an ſeinem Gebiſſe nagen, warten ..."

„Ja," entgegnete Agricola, „und leider fehlen die Beweiſe gegen den Abbé von Aigrigny. Neulich, als ich vom Advokaten des Fräuleins von Cardoville wegen unſerer Erſteigung des Kloſters ausgefragt wurde, hat er mir geſagt, daß man aus Mangel an materiellen Beweiſen in jedem Augenblicke auf Hinderniſſe ſtoſſen würde, und dieſe Prieſter ihre Maßregeln ſo gut genommen hätten, daß die Klage vielleicht zu nichts führen werde."

„Dieß meint auch der Marſchall, mein Sohn, und ſein Zorn gegen eine ſolche Juſtiz nimmt noch zu."

„Er ſollte dieſe Elenden verachten."

„Und die anonymen Briefe?"

„Wie ſo, mein Vater?"

„Vernimm alſo Alles; brav und loyal, wie der Marſchall iſt, hat er, nachdem die erſte Regung ſeines Unwillens vorüber war, eingeſehen, daß den Renegaten beſchimpfen, ſeitdem dieſer Feige ſich als Prieſter vermummte, daſſelbe wäre, wie wenn er eine Frau oder einen Greis beſchimpfte; er hat alſo, ſo viel er konnte verachtet, vergeſſen; aber dann ſind faſt täglich durch die Poſt anonyme Briefe gekommen, und in dieſen Briefen ſuchte man durch alle möglichen Mittel den Zorn des Marſchalls gegen den Renegaten zu erwecken, aufzuſtacheln, an all das Böſe ihn erinnernd, das der Abbé von Aigrigny ihm oder den Seinigen zugefügt. Endlich warf man dem Marſchalle vor, feige genug zu ſeyn, um nicht Rache an dieſem Prieſter zu nehmen, den Verfolger ſeiner Frau und ſeiner Kinder, der täglich auf eine unverſchämte Weiſe über ihn ſpotte."

„Und von wem kommen dieſe Briefe nach Deiner Meinung, mein Vater?"

„Dieß weiß ich nicht, man möchte darob närriſch werden. Sie rühren ohne Zweifel von den Feinden des Marſchalls her, und er hat keine andern Feinde, als dieſe Schwarzröcke."

„Da dieſe Briefe, mein Vater, den Zorn des Marſchalls gegen den Abbé von Aigrigny aufregen, können ſie nicht von jenen Prieſtern geſchrieben ſeyn."

„Dieß hab' ich mir auch gedacht..."

„Aber was kann der Zweck dieſer Anonymen ſeyn?"

„Der Zweck? Der iſt ja nur zu klar!" rief Dagobert aus; „Der Marſchall iſt raſch, glühend; er hat tauſendmal Recht, ſich an dem Renegaten rächen zu wollen. Aber er will nicht ſelbſt die Juſtiz handhaben, und die andere Juſtiz gebricht ihm; nun nimmt er's über ſich, er ſucht zu vergeſſen, er vergißt. Aber täglich laufen unverſchämt herausfordernde Briefe ein, die dieſen ſo legitimen Haß durch Spötteleien, durch Injurien anſchüren, erbittern. Tauſend Donner, ich habe keinen ſchwächeren Kopf, als ein Anderer; allein bei dieſem Spiele da müßte ich ein Narr werden . . ."

„Ah! mein Vater, dieſe Combination wäre ſchrecklich und der Hölle würdig."

„Und dieß iſt nicht Alles."

„Was ſagſt Du?"

„Der Marſchall hat noch andere Briefe erhalten dieſe jedoch mir nicht gezeigt; nur als ich ihn den erſten leſen ſah, iſt er wie vom Blitze getroffen da geſtanden, und hat mit leiſer Stimme geſagt: „„ſie achten nicht einmal dieß o! das iſt zu viel, das iſt zu viel,"" und ſein Geſicht mit ſeinen Händen verhüllend hat er geweint."

„Er, der Marſchall weinen!! —," rief der Hammerſchmid aus, der nicht glauben konnte, was er hörte.

„Ja," erwiederte Dagobert, „er, er hat geweint wie ein Kind."

„Und was konnten dieſe Briefe enthalten, mein Vater?"

„Ich hab' es nicht gewagt, ihn darum zu fragen, ſo unglücklich und gramgebeugt ſchien er.“

„Aber ſo gehetzt und unaufhörlich gequält, muß der Marſchall ein peinliches Leben führen.“

„Und erſt ſeine armen kleinen Töchter, die er immer trauriger, niedergeſchlagener ſieht, ohne daß es möglich wäre, die Urſache ihrer Kümmerniſſe zu errathen, und der Tod ſeines Vaters, den er in ſeinen Armen ſterben ſah; Du möchteſt glauben, daß dieß genug ſey, nicht wahr? Wohlan! nein, ich bin deſſen gewiß, der Marſchall empfindet irgend etwas noch Schmerzlicheres; ſeit einiger Zeit iſt er nicht mehr kennbar; nun erzürnt er ſich wegen nichts, er brauſet auf, er bekommt ſolche Zornanfälle, daß ...“ Nach einem Momente von Unſchlüſſigkeit fuhr der Soldat fort: „im Grunde kann ich's Dir ſagen, mein armes Kind; nun denn! ſo eben bin ich zum Marſchalle hinaufgegangen, und habe die Kapſeln von ſeinen Piſtolen weggethan.“

„Ah! mein Vater,“ rief Agricola aus, „Du befürchteteſt . . .“

„In dem Zuſtande von Erbitterung, worin ich ihn geſtern geſehen habe, muß man Alles befürchten.“

„Was iſt denn geſchehen?“

„Seit einiger Zeit pflegt er oft lange geheime Unterredungen mit einem Herrn, der ausſieht, wie ein ehemaliger Militär, wie ein braver und würdiger Mann; ich habe bemerkt, daß die Aufregung, daß die Traurigkeit des Marſchalls, nach ſolchen Beſuchen ſich immer verdoppeln; einigemal hab' ich mit ihm darüber geſprochen; ich hab's an ſeiner Miene geſehen, daß ihm dieß mißfiel, und unterließ es, in ihn zu dringen. Geſtern Abend iſt jener Herr wieder gekommen: er iſt bis gegen eilf Uhr da geblieben, und ſeine Frau hat ihn abgeholt, und in einem Fiakerwagen auf ihn gewartet; nachdem er fort war, bin ich hinaufgegangen, um zu ſehen, ob der Marſchall nicht etwas brauche; er ſah ſehr blaß aus, aber ruhig; er hat mir gedankt; ich bin wieder herabgegangen. Du weißt, daß mein Nebenzimmer gerade unter dem ſeinigen liegt; kaum in meiner Wohnung, hör' ich den Marſchall auf- und abgehen, wie von Aufregung getrieben; aber bald dünkt es mir, daß er Möbel krachend ſtößt und umwirft. Erſchrocken geh' ich hinauf; er fragt mich mit zorniger Miene, was ich wolle, und befiehlt mir, fortzugehen. Da ich ihn in dieſem Zuſtande ſehe, bleib' ich; er brauſet auf; ich bleibe immer; aber indem ich einen umgeſtürzten Tiſch und Stuhl ſehe, zeig' ich ſie ihm mit einer ſo traurigen Miene, daß er mich verſteht, und da er eben ſo gut iſt, wie das Beſte auf der Welt, nimmt er mich bei der Hand, und ſagt zu mir: „„Verzeihe mir, daß ich Dir ſo viele Beſorgniſſe einflöße, mein guter Dagobert; aber ſo eben hab' ich einen Moment abſurden Zornausbruches gehabt; ich war nicht bei Sinnen: ich glaube, daß ich mich zum Fenſter hinausgeſtürzt hätte, wär' es offen geweſen. Wenn mich nur meine armen lieben Kleinen nicht gehört haben,““ fügte er bei, indem er auf den Zehen ſchleichend die Thüre des Zimmers öffnete, welche in das Schlafgemach ſeiner Töchter führt. Nach einem kurzen ängſtlichen Horchen an ihrer Thüre, das ohne Erfolg blieb, iſt er zu mir zurückgekehrt: „„zum Glücke ſchlafen ſie,““ ſagte er; dann hab' ich ihn nach der Urſache ſeiner Aufregung gefragt, ob er, ungeachtet meiner Vorſicht, einen anonymen Brief erhalten hätte. „„Nein,““ hat er mir mit düſterer Miene geantwortet; „„aber laß mich, mein Freund, ich fühle mich beſſer; es thut mir wohl, Dich zu ſehen; gute Nacht, mein alter Kamerad; geh zu Dir hinab, leg Dich nieder.““ Ich hüte mich wohl, hinabzugehen; ich ſtelle mich, als ob ich hinabgehe, gehe wieder hinauf, und ſetze mich auf die oberſte Stufe der Treppe mit lauſchendem Ohre; ohne Zweifel war der Marſchall, um ſich völlig zu beruhigen, zu ſeinen Töchtern gegangen, ſie zu umarmen; denn ich hörte die Thüre, die zu ihnen führt, auf- und zumachen. Dann iſt er zurückgekehrt, und noch lange Zeit, aber mit ruhigerem Schritte, in ſeinem Zimmer auf- und abgegangen; endlich hörte ich ihn ſich auf ſein Bett werfen, und ich bin erſt gegen Tag in meine Wohnung hinabgegangen. Zum Glücke hat mir der Reſt ſeiner Nacht ruhig geſchienen."

„Aber was kann ihm fehlen, mein Vater?"

„Ich weiß es nicht; da ich hinaufging, war ich betroffen über die Entſtellung ſeines Geſichtes, über das Funkeln ſeiner Augen; vom Wahnſinne oder hitzigen

Fieber befallen, hätte er nicht anders ausgeſehen; als ich ihn daher ſagen hörte, daß er, wäre das Fenſter offen geweſen, ſich würde hinausgeſtürzt haben, hab' ich es für vorſichtiger gehalten, die Kapſeln von ſeinen Piſtolen wegzuthun."

„Ich kann mich nicht genug wundern!" ſagte Agricola. „Der Marſchall, ein ſo feſter, ſo unerſchrockener, ſo ruhiger Mann, hat ſolche Zornausbrüche!"

„Ich ſage Dir, daß etwas Außerordentliches in ihm vorgeht; ſeit zwei Tagen hat er nicht ein einzigesmal ſeine Kinder geſehen, was bei ihm ſtets ein ſchlimmes Zeichen iſt, abgeſehen davon, daß die armen Kleinen troſtlos ſind; denn dann bilden ſich dieſe beiden Engel ein, ihrem Vater irgend einen Anlaß zum Mißvergnügen gegeben zu haben, und dann verdoppelt ſich ihre Traurigkeit. Sie ... ihn mißvergnügt machen, wüßteſt Du das Leben dieſer lieben Kinder, wenn ſie mit mir und ihrer Tante ſpazieren gehen oder fahren; denn ich laſſe ſie nie allein; und dann kehren ſie zurück, und fangen zu ſtudiren an, zu leſen oder zu ſticken; immer beiſammen und hernach legen ſie ſich zu Bett; ihre Gouvernante, die, glaub' ich, ein würdiges Frauenzimmer iſt, hat mir geſagt, daß ſie ſie manchmal bei Nacht ſchlafend weinen geſehen habe; die armen Kinder haben bisher das Glück nicht viel gekannt," ſagte der Soldat ſeufzend. Da in dieſem Augenblicke Dagobert im Hofe eilfertig gehen hörte, ſah er empor, und erblickte den Marſchall Simon bleichen Geſichtes, verwirrter Miene, mit ſeinen beiden Händen einen Brief haltend, den er mit verzehrender Bangigkeit zu leſen ſchien.

Siebenzehntes Kapitel.

Die goldene Stadt.

Während der Marſchall Simon mit einer ſo bewegten Miene durch den Garten ging, den anonymen, durch die ſonderbare Vermittlung von Rabat-joie erhaltenen Brief leſend, befanden ſich Roſe und Blanche allein in dem Salon, den ſie gewöhnlich bewohnten, und Jocriſſe, während ihrer Abweſenheit, einen Augenblick betreten hatte.

Die armen Kinder ſchienen gar nicht aus der Trauer zu kommen; im Momente, da die Trauer um ihre Mutter zu Ende ging, wurden ſie vom tragiſchen Tode ihres Großvaters wieder in Trauerkrepp gehüllt. Beide waren ganz ſchwarz gekleidet, und ſaſſen auf einem Canapé bei ihrem Arbeitstiſche. Der Kummer bringt oft die Wirkung der Jahre hervor: er macht alt. Auch Roſe und Blanche waren in wenigen Monaten völlig junge Mädchen geworden. Der kindlichen Anmuth ihrer reizenden, ehedem ſo runden und ſo roſigen, und nun bleichen und mager gewordenen Geſichtchen, war ein Ausdruck von ernſter und rührender Traurigkeit gefolgt; ihre großen Augen von hellem und ſanften Azur, aber immer träumeriſch, ſchwammen nicht mehr in jenen luſtigen Thränen, die bei einem lauten und treuherzigen Gelächter an ihren Seidenwimpern blinkten, wenn Dagoberts komiſche Kaltblütigkeit, oder irgend ein ſtummer Poſſen des alten Rabat-joie, ihre mühſame und lange Wanderſchaft erheiterte. Mit einem Worte, dieſe holdſeligen Geſichtchen, die nur Greuze's blumige Palette in ihrer ganzen ſammetartigen Friſche hätte hinzaubern können, waren nun würdig, den ſo melancholiſch-idealen Pinſel des unſterblichen Malers von Mignon, den Himmel zurückwünſchend, und von Gretchen, an Fauſt denkend,*) zu begeiſtern.

Roſe, auf die Lehne des Canapé geſtützt, neigte den Kopf ein wenig auf ihre Bruſt, auf welcher ein Halstuch von ſchwarzem Kreppe ſich kreuzte; das Licht, aus einem ihr gegenüber ſtehenden Fenſter einſtrömend, glänzte ſanft auf ihrer reinen und weißen, von zwei dichten Scheiteln kaſtanienbrauner Haare gekrönten Stirne ihr Blick war ſtarr, und der zarte Bogen ihrer leicht zuſammengezogenen Augenbrauen, verrieth einen peinlichen Gedanken; ihre zwei kleinen weißen, gleichfalls mager gewordenen Hände waren mit der ausgenähten Arbeit, womit ſie ſich beſchäftigte, auf ihre Knie geſunken. Blanche, in Profilſtellung, den Kopf ein wenig gegen ihre Schweſter geneigt, ſchaute ſie mit einem Ausdrucke zärtlicher und unruhiger Beſorgtheit an, indem ſie noch mechaniſch ihre Nadel in ihrem Canneſaß ſtecken ließ, wie wenn ſie gearbeitet hätte.

---

*) Iſt es nöthig, Herrn Ary Scheffer zu nennen, einen der größten Maler der modernen Schule, und den bewunderungswürdigſten Dichter unter allen unſern großen Malern? E. S.

„Meine Schweſter,“ ſagte Blanche mit ſanfter Stimme nach einigen Augenblicken, während welcher man, ſo zu ſagen, die Thränen ihr in die Augen hätte ſteigen ſehen, „meine Schweſter, an was denkſt Du denn? Du ſiehſt recht traurig aus.“

„Ich denke an die goldene Stadt unſerer Träume,“ erwiederte Roſe nach einer Pauſe des Schweigens, mit langſamer, leiſer Stimme.

Blanche begriff die Bitterkeit dieſer Worte; ohne ein einziges Wort zu ſagen, fiel ſie ihrer Schweſter um den Hals, und ließ ihre Thränen fließen. Die armen jungen Mädchen! die goldene Stadt ihrer Träume war Paris und ihr Vater; Paris, die wunderbare Stadt der Freuden und Feſte, über welchen den Waiſen das lächelnde, wonneſtrahlende, väterliche Antlitz erſchien. Aber ach! die ſchöne goldene Stadt hat ſich für ſie in eine Thränen-, Todes- und Trauerſtadt verwandelt; die ſchreckliche Seuche, die ihre Mutter in ihren Armen tief in Sibirien weggerafft, ſchien ihnen wie eine finſtere, unheilverkündende Wolke gefolgt zu ſeyn, welche, immer über ihren Häuptern ſchwebend, ihnen ſtets das ſanfte Blau des Himmels, und den heiteren Glanz der Sonne verhüllt hat. Die goldene Stadt ihrer Träume war auch die Stadt, worin vielleicht ihr Vater einſt zu ihnen geſagt hätte, zwei Freier ihnen weiſend, gut und

und liebenswürdig, wie ſie: „Sie lieben Euch; ihr Gemüth iſt des Eurigen würdig; macht, daß jede von Euch einen Bruder bekomme, und ich zwei Söhne.“ Welche keuſche und bezaubernde Verwirrung ſodann für die Waiſen, deren kryſtallreines Herz nur immer an das himmliſche Bild Gabriel's, des von ihrer Mutter ihnen zu ihrem Schutze vom Himmel herab geſendeten Erzengels gedacht hatte.

Man wird alſo die peinliche Gemüthsbewegung von Blanche begreifen, als ſie ihre Schweſter mit bitterer Traurigkeit jene Worte ſprechen hörte, die ihre gemeinſame Lage bezeichneten: „Ich denke an die goldene Stadt unſerer Träume...“

„Wer weiß?“ verſetzte Blanche, die Thränen ihrer Schweſter trocknend, „vielleicht kehrt das Glück ſpäter bei uns ein.“

„Ach! da wir ungeachtet der Anweſenheit unſers Vaters nicht glücklich ſind, werden wir es jemals ſeyn?“

„Ja, wenn wir mit unſerer Mutter werden vereinigt ſeyn,“ entgegnete Blanche, ihre Augen zum Himmel erhebend.

„Dann, meine Schweſter, iſt vielleicht jener Traum eine Ankündigung, jener Traum, den wir gehabt haben, wie früherhin in Deuſchland.“

„Der Unterſchied beſteht darin, daß damals der Engel Gabriel vom Himmel ſtieg, um zu uns zu kommen, und daß er uns dießmal von dieſer Erde wegführte, um uns da hinauf zu geleiten, zu unſerer Mutter.“

„Dieſer Traum wird vielleicht in Erfüllung gehen, wie der andere, meine Schweſter; wir hatten geträumt, daß der Engel Gabriel uns beſchützen würde, und er hat uns während des Schiffbruches gerettet. Dießmal haben wir geträumt, daß er uns in den Himmel geleiten würde, warum ſollte dieß nicht auch geſchehen?"

„Aber in dieſem Falle, meine Schweſter, müßte alſo unſer Gabriel auch ſterben, der uns während des Sturmes gerettet hat? Nein, nein, dieß wird nicht geſchehen; beten wir, daß ihm dieß nicht begegne."

„Nein, dieß wird nicht geſchehen, ſiehſt Du; es iſt nur der gute Engel von Gabriel, der ihm ähnlich ſieht, den wir im Traume geſehen haben."

„Meine Schweſter, wie ſonderbar iſt dieſer Traum! Wir haben dießmal wieder, wie in Deutſchland, den nämlichen Traum gehabt, und dreimal den nämlichen Traum."

„Es iſt wahr. Der Engel Gabriel hat ſich zu uns geneigt, und, mit einer ſanften und traurigen Miene uns anblickend, zu uns geſagt: „„Kommet, meine Kinder, kommet, meine Schweſtern, Eure Mutter harret Eurer… Arme, ſo weit hergekommene Kinder,"" hat er mit ſeiner Stimme voll Zärtlichkeit beigefügt, „„Ihr werdet über dieſe Erde gezogen ſeyn, unſchuldig und ſanft wie zwei Tauben, um im mütterlichen Neſte ewig zu ruhen…""

„Ja, ſo lauteten die Worte des Erzengels," erwiederte die andere Waiſe mit ſinnender Miene, „wir haben Niemanden Böſes zugefügt, wir haben jene geliebt, die uns geliebt haben... warum ſollen wir uns fürchten, zu ſterben? Daher, meine Schweſter, haben wir viel mehr gelächelt, als geweint, als er, uns bei der Hand nehmend, ſeine ſchönen, weißen Flügel entfaltet, und uns mit ſich in die Himmelsbläue emporgeführt hat...“

„In den Himmel, wo unſere gute Mutter uns die Hände reichte... das Geſicht ganz in Thränen gebadet.“

„O! ſiehſt Du, meine Schweſter, man hat ſolche Träume nicht umſonſt. Und dann,“ ſetzte ſie hinzu, Roſe mit einem herzzerfleiſchenden Lächeln und mit einer Miene des Einverſtändniſſes anſchauend, „würde dieß vielleicht einen großen Kummer aufhören machen, deſſen Urſache wir ſind. Du weißt...“

„Ach, mein Gott! dieß iſt nicht unſere Schuld; wir lieben ihn ſo ſehr. Aber wir ſind bei ihm ſo furchtſam, ſo traurig, daß er vielleicht glaubt, wir lieben ihn nicht!“ Dieſe Worte ſprechend, nahm Roſe, um ihre Thränen zu trocknen, ihr Taſchentuch aus ihrem Arbeitskörbchen; ein in der Form eines Briefes zuſammengelegtes Papier fiel heraus. Bei dieſem Anblicke fuhren die beiden Schweſtern zuſammen, drängten ſich aneinander, und Roſe ſagte zu Blanche mit zitternder Stimme: „Wieder einer von jenen Briefen! O! ich fürchte mich. Ganz gewiß iſt er wie die andern.“

„Wir müſſen ihn gleich aufheben, damit man ihn nicht ſieht; Du weißt wohl,“ ſagte Blanche, indem ſie ſich bückte, und das Papier haſtig nahm, „ſonſt könnten vielleicht die Perſonen, die ſich ſo ſehr für uns intereſſiren, in große Gefahren gerathen.“

„Aber wie kommt dieſer Brief da her?“

„Wie ſind die andern Briefe immer, in Abweſenheit unſerer Gouvernante, in unſere Hände gekommen?“

„Es iſt wahr; wozu ſollen wir dieſes Geheimniß zu erforſchen ſuchen? Wir würden es nie ergründen. Laß uns den Brief leſen; vielleicht wird er beſſer für uns ſeyn, als die andern.“

Und die beiden Schweſtern laſen, was folgt:

„Fahren Sie fort, Ihren Vater zu verehren, liebe „Kinder; denn er iſt ſehr unglücklich, und Sie ſind's, „die unwillkürlich alle ſeine Kümmerniſſe veranlaſſen; „Sie werden nie die ſchrecklichen Opfer erfahren, welche „Ihre Anweſenheit ihm auferlegt; doch ach! er iſt das „Opfer ſeiner väterlichen Pflicht; ſeine Leiden ſind ſchmerz„licher, als jemals; erſparen Sie ihm vorzüglich Be„thätigungen von Zärtlichkeit, die ihm mehr Kummer „als Glück verurſachen; jede Ihrer Liebkoſungen iſt ein „Dolchſtich für ihn; denn er ſieht in Ihnen die un„ſchuldige Urſache ſeiner Leiden.

„Liebe Kinder, Sie müſſen jedoch nicht verzweifeln; „wenn Sie Selbſtbeherrſchung genug beſitzen, um ihn „nicht auf die ſchmerzliche Probe einer allzu mittheilſa„men Zärtlichkeit zu ſetzen, ſo ſeyen Sie zurückhaltend, „obgleich liebevoll, und Sie werden dadurch ſeine Leiden „weſentlich erleichtern. Bewahren Sie immer das Ge-

„heimniß, ſelbſt vor dem braven und würdigen Dagobert, der Sie ſo ſehr liebt; außerdem würden er, Sie, Ihr Vater, und der unbekannte Freund, der Ihnen ſchreibt, in große Gefahren gerathen, weil Sie ſchreckliche Feinde haben. Muth und Hoffnung! denn man wünſcht die Zärtlichkeit Ihres Vaters für Sie bald von jedem Kummer zu reinigen, und dann... welch' ein ſchöner Tag! Vielleicht iſt er nicht ferne. Verbrennen Sie dieſen Brief, wie die andern.“

Dieſer Brief war mit ſo viel Gewandtheit geſchrieben, daß ſelbſt im Falle ſeiner Mittheilung durch die Waiſen an ihren Vater oder Dagobert, dieſe Zeilen höchſtens als eine ſonderbare, widrige, aber nach der Art ſeiner Faſſung faſt zu entſchuldigende Indiscretion erſchienen wären; kurz, es gab keine perfidere Combination, wenn man an die peinliche Verlegenheit denkt, worin ſich der Marſchall Simon befand, indem er unabläſſig zwiſchen dem Kummer ſchwankte, ſeine Töchter wieder zu verlaſſen, und der Schande, das nicht zu thun, was er als eine heilige Pflicht betrachtete. — Da die Zärtlichkeit, die Herzensempfindbarkeit der beiden Waiſen durch jene teufliſchen Zuflüſterungen aufgeregt waren, bemerkten die zwei Schweſtern bald, daß ihre Anweſenheit in der That ihrem Vater angenehm und zugleich peinlich ſey; denn bisweilen fühlte er ſich bei ihrem Anblicke unfähig, ſie zu verlaſſen, und dann prägte ſich, wider ſeinen Willen, der Gedanke einer unerfüllten Pflicht in der Trauer ſeiner Miene aus. Daher konnten die armen Kinder nicht umhin, dieſe Nüancen in dem unſeligen Sinne der anonymen Briefe auszulegen, die ſie erhielten. Sie hatten ſich in den Kopf geſetzt, daß ihre Anweſenheit, aus einem geheimnißvollen Grunde, den ſie nicht erforſchen konnten, ihrem Vater oft ungelegen und peinlich wäre. Daher rührte die zunehmende Traurigkeit von Roſe und Blanche; daher eine Art von Furcht, von Zurückhaltung, welche, wider ihren Willen, das Mittheilſame ihrer kindlichen Zärtlichkeit unterdrückte; eine ſchmerzliche Verlegenheit, welche der Marſchall, durch dieſen ihm unerklärbaren Anſchein gleichfalls irre geführt, ſeinerſeits für Lauigkeit hielt; dann brach ſein Herz, ſeine loyale Miene verrieth eine bittere Qual, und oft verließ er plötzlich ſeine Kinder, um ſeine Thränen zu verbergen. Und die gramgebeugten Waiſen ſagten bei ſich: „Wir ſind die Urſache des Kummers unſers Vaters; unſere Anweſenheit macht ihn ſo unglücklich.“

Man ſchließe nun hieraus auf das Unheil, welches ein ſolcher fixer, unaufhörlicher Gedanke in dieſen beiden jungen, liebenden, furchtſamen und naiven Herzen anſtiften mußte. Wie hätten die Waiſen dieſen anonymen Mittheilungen mißtrauen ſollen, die mit Verehrung von Allem ſprachen, was ſie liebten, und zudem täglich durch das Benehmen ihres Vaters gegen ſie gerechtfertiget ſchienen? Da ſie, bereits Opfer zahlreicher Complotte, hatten ſagen hören, daß ſie von Feinden umgeben ſeyen, begreift man, daß ſie, den Anempfehlungen ihres unbekannten Freundes folgſam, Dagobert nie von dieſen Zuſchriften in Kenntniß ſetzten, worin der Soldat ſo gebührend gewürdiget war. Den Zweck dieſes Manövers betreffend, war er ſehr einfach, indem man den Marſchall von allen Seiten hetzte, ihn von der Lauigkeit ſeiner Kinder überzeugte, mußte man natürlich hoffen, die Unſchlüſſigkeit zu beſiegen, die ihn abhielt, ſeine Töchter wieder zu verlaſſen, um ſich in eine abenteuerliche Unternehmung zu ſtürzen; dem Marſchalle das Leben ſo verbittern, daß er es für ein Glück erachtete, das Vergeſſen ſeiner Qualen in den heftigen Gemüthsbewegungen eines verwegenen, hochherzigen und ritterlichen Projektes zu ſuchen; dieß war der Zweck, welchen Rodin im Auge hatte, und dieſem Zwecke gebrach es weder an Logik, noch an Möglichkeit . . . .

Nach dem Leſen dieſes Briefes blieben die beiden jungen Mädchen einen Augenblick ſchweigend, niedergeſchlagen; dann ſtand Roſe, die das Papier hielt, raſch auf, näherte ſich dem Kamine, und warf den Brief in das Feuer, indem ſie mit furchtſamer Miene ſagte: „Wir müſſen dieſen Brief ſchnell verbrennen, ſonſt könnte vielleicht großes Unglück entſtehen.“

„Kein Größeres, als uns begegnet,“ erwiederte Roſe tief betrübt. „Unſerm Vater ſolche Kümmerniſſe verurſachen, was kann der Grund davon ſeyn?“

„Vielleicht, ſiehſt Du, Blanche,“ antwortete Roſe, deren Thränen langſam floſſen, „vielleicht findet er uns nicht ſo, wie er uns gewünſcht hätte; er liebt uns zwar als die Töchter unſerer armen Mutter, die er anbetete; aber für ihn ſind wir nicht die Töchter, die er ſich geträumt hatte. Verſtehſt Du mich, meine Schweſter?“

„Ja, ja; dieß iſt's vielleicht, was ihn ſo ſehr kümmert. Wir ſind ſo wenig unterrichtet, ſo wild, ſo linkiſch, daß er ſicher unſer ſich ſchämt; und da er uns ungeachtet deſſen liebt, leidet er...“

„Ach! es iſt nicht unſere Schuld; unſere gute Mutter hat uns in jener ſibiriſchen Wüſte erzogen, wie ſie gekonnt...“

„O! unſer Vater ſelbſt macht es uns gewiß nicht zum Vorwurfe; aber, wie Du ſagſt, er leidet darob. Beſonders wenn er Freunde hat, deren Töchter ſchön, voll Talent und Geiſt ſind; dann bedauert er bitterlich, daß wir nicht ſo ſind.“

„Du erinnerſt Dich, als er uns zu unſerer Couſine, Fräulein Adriane führte, die ſo zärtlich, ſo gut mit uns geweſen iſt, wie er mit Bewunderung zu uns ſagte: „„Habt Ihr geſehen, meine Kinder? Wie ſchön iſt Fräulein Adriane, welcher Geiſt, welch' edles Herz, und dabei welche Huld, welche Anmuth!““

„O! das iſt ſehr wahr. Das Fräulein von Cardoville war ſo ſchön, ihre Stimme ſo ſanft, daß es uns dünkte, keinen Kummer mehr zu fühlen, als wir ſie ſahen, hörten.“

„Und deßwegen, ſiehſt Du, Roſe, kann unſer Vater, wenn er uns mit unſerer Couſine und mit ſo vielen andern ſchönen Fräulein vergleicht, auf uns nicht ſtolz ſeyn. Und er, ſo geliebt, ſo geehrt, wäre ſo gerne auf ſeine Töchter ſtolz geweſen.“

Plötzlich ſagte Roſe, ihre Hand auf den Arm ihrer Schweſter legend, ängſtlich: „Horch . . . horch . . . man ſpricht ſehr laut im Zimmer unſers Vaters.“

„Ja,“ ſagte Blanche, gleichfalls lauſchend, „und man geht auch, es iſt ſein Gang.“

„Ah! mein Gott, wie er die Stimme erhebt; er ſcheint ſehr zornig zu ſeyn, er wird vielleicht kommen.“ Und bei dem Gedanken an das Kommen ihres Vaters, Ihres Vaters, der ſie doch anbetete, ſchauten ſich die beiden unglücklichen Kinder furchtſam an. Da der Lärm der Stimmen immer deutlicher, immer zornentflammter wurde, ſagte Roſe ganz zitternd zu ihrer Schweſter: „Bleiben wir nicht da; gehen wir in unſer Zimmer.“

„Warum?“

„Wir würden wider unſern Willen die Worte unſeres Vaters hören, und ſicher weiß er nicht, daß wir da ſind.“

„Du haſt Recht, komm, komm,“ antwortete Blanche, ſchnell aufſtehend.

„O! ich fürchte mich, nie hab' ich ihn mit ſo zornigem Tone ſprechen hören.“

„Ah! mein Gott!“ ſagte Blanche, indem ſie erblaßte, und unwillkürlich ſtehen blieb, „er ſpricht ſo mit Dagobert.“

„Was geht alſo dann vor, daß er ſo mit ihm ſpricht?“

„Ach! es iſt irgend ein Unglück...“

„O! meine Schweſter, bleiben wir nicht da, es iſt zu ſchmerzlich, ſo mit Dagobert ſprechen zu hören.“

Das dröhnende Getöſe eines im anſtoſſenden Zimmer mit Wuth geſchleuderten oder gebrochenen Gegenſtandes, erſchreckte die Waiſen ſo ſehr, daß ſie blaß, vor Gemüthsbewegung zitternd, in ihr Zimmer ſtürzten, deſſen Thüre ſie verſchloſſen.

Erklären wir nun die Urſache des heftigen Zornes des Marſchalls Simon.

Achtzehntes Kapitel.

Der verwundete Löwe.

Mit der Scene, deren Getöſe Roſe und Blanche ſo ſehr erſchreckt hatte, verhielt es ſich, wie folgt.

Der Marſchall Simon, anfangs allein in ſeinem Zimmer, in einem ſchwer zu ſchildernden Zuſtande von Erbitterung, begann haſtig auf- und abzugehen, ſein ſchönes und männliches Geſicht zornglühend, ſeine Augen vor Entrüſtung funkelnd, während auf ſeiner breiten, von grau werdenden, ſehr kurz geſchnittenen Haaren gekrönten Stirne einige Adern, deren Schläge man hätte zählen können, zum Zerplatzen angeſchwollen ſchienen; bisweilen zuckte ſein dichter ſchwarzer Knebelbart durch convulſiviſche Bewegung, derjenigen ziemlich ähnlich, welche das Antlitz des Löwen in der Wuth verzerrt. Und ſo auch, wie ein verwundeter, geneckter, von tauſend unſichtbaren Stichen gequälter Löwe, mit wildem Grimme in ſeinem Käfige auf- und abgeht, in den er eingeſchloſſen iſt, ſo ging der Marſchall Simon keuchend, zornig, ſo zu ſagen ſprungweiſe, in ſeinem Zimmer auf und ab; bald ging er ein wenig gebückt, wie unter der Wucht ſeines Zornes erliegend; bald dagegen blieb er plötzlich ſtehen, richtete ſich kräftig empor, und ſchien die Arme auf ſeiner ſtarken Bruſt kreuzend, mit hoher drohender Stirne, ſchrecklichem Blicke, einen unſichtbaren Feind herauszufordern, einige verwirrte Ausrufungen murmelnd; er war dann der Mann des Krieges und der Schlacht in ſeinem ganzen unerſchrockenen Ungeſtüm. Bald blieb der Marſchall ſtehen, ſtampfte zornig mit dem Fuße, näherte ſich dem Kamine, und ſchellte ſo heftig, daß ihm die Klingelſchnur in den Händen blieb. Auf dieſes haſtige Klingeln eilte ein Diener herbei.

„Haben Sie denn Dagobert nicht geſagt, daß ich mit ihm ſprechen will?“ rief der Marſchall aus.

„Ich habe die Befehle des Herrn Herzogs vollzogen; aber Herr Dagobert begleitete ſeinen Sohn bis zur Thüre des Hofes, und. . .“

„Gut,“ erwiederte der Marſchall, indem er mit der Hand eine raſche und gebieteriſche Geberde machte. Der Diener entfernte ſich, und ſein Gebieter fuhr fort, mit großen Schritten zu gehen, wüthend einen Brief zerknitternd, den er in ſeiner linken Hand hielt. Dieſen Brief hatte ihm harmlos Rabat-joie zugeſtellt, der, als er ihn kommen ſah, auf ihn zulief, um ihm zu liebkoſen. Endlich ging die Thüre auf; Dagobert erſchien.

„Es iſt ſchon ſehr lange, daß ich Ihnen rufen ließ, mein Herr,“ rief der Marſchall mit zornigem Tone aus.

Dagobert, mehr bekümmert als betroffen über dieſen neuen Anfall von Aufbrauſen, den er mit Recht dem Zuſtande faſt unaufhörlicher Aufreizung zuſchrieb, worin der Marſchall ſich befand, antwortete ſanft: „Mein General, entſchuldigen Sie mich, ich begleitete meinen Sohn, und ...“

„Leſen Sie dieß, mein Herr,“ erwiederte der Marſchall barſch, ihn unterbrechend, indem er ihm den Brief reichte. Dann fuhr der Marſchall, während Dagobert las, mit ſteigendem Zorne fort, mit dem Fuße einen Stuhl umſtürzend, der ihm im Wege ſtand: „Alſo ſelbſt bei mir, ſelbſt in meinem Hauſe, giebt es Elende, ohne Zweifel von jenen gewonnen, die mich mit unglaublicher Erbitterung hetzen. Wohlan! haben Sie geleſen, mein Herr?“

„Das iſt eine neue Infamie, den andern beizufügen,“ ſagte Dagobert kaltblütig. Und er warf den Brief in den Kamin.

„Dieſer Brief iſt infam; aber er ſpricht die Wahrheit,“ verſetzte der Marſchall. Dagobert blickte ihn an, ohne ihn zu begreifen.

Der Marſchall fuhr fort: „Und wiſſen Sie, wer dieſen infamen Brief mir in die Hände geſpielt hat? Denn man ſollte meinen, daß der Teufel ſich dareinmiſche; Ihr Hund."

„Rabat-joie?" — fragte Dagobert, auf's Höchſte erſtaunt.

„Ja," — erwiederte der Marſchall bitter, — „es iſt ohne Zweifel ein Scherz von Ihrer Erfindung?"

„Mein Herz fühlt wenig Neigung zum Scherze, mein General," — entgegnete Dagobert, über die zornige Stimmung, worin er den Marſchall ſah, immer betrübter, „ich kann mir nicht erklären, wie dieß geſchehen ſeyn wird; Rabat-joie apportirt ſehr gut; er wird ſicher den Brief im Hauſe gefunden haben, und dann" . . .

„Und wer hatte dieſen Brief hier gelaſſen? Ich bin alſo von Verräthern umgeben? Sie überwachen alſo nichts, Sie, auf den ich alles Vertrauen ſetze?"

„Mein General, hören Sie mich an."

Aber der Marſchall fuhr fort, ohne ihn hören zu wollen: „Wie, mordieu! ich habe fünfundzwanzig Jahre lang Krieg geführt, Armeen die Spitze geboten, mit den ſchlechteſten Zeiten des Exils und der Proſcription gekämpft, den härteſten Schlägen widerſtanden, und ſollte mit Nadelſtichen getödtet werden? Wie, ſelbſt in meinem Hauſe verfolgt, werde ich ungeſtraft gehetzt, bedrängt, in jedem Augenblicke gequält, in Folge ich weiß nicht welchen elenden Haſſes! Wenn ich ſage, daß ich es nicht weiß, täuſche ich mich; von Aigrigny, der Renegat, ſteckt hinter dem allen, deſſen bin ich ſicher. Ich habe nur einen Feind auf der Welt, dieſen Mann; ich muß ein Ende damit machen, ich bin's überdrüſſig; das iſt zu arg."

„Aber, mein General, bedenken Sie doch, daß er ein Prieſter iſt, und"...

„Und was kümmert's mich, daß er ein Prieſter iſt? Ich hab' ihn den Degen handhaben ſehen; ich werde wohl dieſem Renegaten ſein Soldatenblut in's Geſicht ſteigen zu machen wiſſen!"

„Aber, mein General" . . .

„Ich ſage Ihnen, ich, daß ich an irgend Einen mich halten muß," — rief der Marſchall mit heftiger Erbitterung aus; — „ich ſage Ihnen, daß ich dieſen verkappten Niederträchtigkeiten einen Namen und ein Geſicht geben muß, um ihnen ein Ende machen zu können! Sie umſchließen mich von allen Seiten, ſie machen mir das Leben zu einer Hölle. Sie wiſſen es wohl, und man verſucht nichts, mir dieſe Zornausbrüche zu erſparen, die mich langſam tödten. Ich kann auf Niemand rechnen."

„Mein General, ich kann hiezu nicht ſchweigen," ſagte Dagobert mit ruhiger, aber feſter und eindringlicher Stimme.

„Was bedeutet dieß?"

„Mein General, ich kann Sie nicht ſagen laſſen, daß Sie auf Niemand rechnen; Sie würden es vielleicht zuletzt glauben, und dieß wäre noch härter für Sie, als für jene, die wiſſen, welcher Hingebung ſie fähig ſind, und ſich für Sie in's Feuer ſtürzen würden, und zu dieſen gehör' ich... ich... Sie wiſſen es wohl.“ Dieſe einfachen, von Dagobert mit tief gerührtem Tone geſprochenen Worte, brachten den Marſchall wieder zu ſich: denn dieſer loyale und großmüthige Charakter konnte wohl zeitweiſe aus Zorn und Verdruß ſich erbittern; aber er kehrte bald wieder zu der ihm eigenen Rechtlichkeit zurück; daher fuhr er, zu Dagobert ſich wendend, mit einem minder barſchen Tone fort, der jedoch immer eine lebhafte Aufregung offenbarte: „Du haſt Recht, ich ſoll nicht an Dir zweifeln; der Zorn überwältiget mich: dieſer infame Brief hat mich ganz von Sinnen gebracht; man möchte darüber wahnſinnig werden. Ich bin ungerecht, mürriſch, undankbar. Ja, undankbar... und gegen wen?... gegen Dich... wieder.“

„Sprechen wir nicht mehr von mir, mein General; mit ſolchen Worten am Ende des Jahres, könnten Sie mir das ganze Jahr hindurch hart begegnen; aber was iſt Ihnen widerfahren?“

Die Phyſiognomie des Marſchalls wurde wieder düſter; er ſagte mit kurzer und ſchneller Stimme: „Es iſt mir widerfahren, daß man mich verachtet, daß man mich verſchmäht.“

„Sie... Sie“...

„Ja, mich, und im Grunde,“ — fuhr der Marſchall mit Bitterkeit fort, — „warum ſollte ich Dir dieſe neue Wunde verhehlen? Ich habe an Dir gezweifelt, und bin Dir eine Entſchädigung ſchuldig; vernimm alſo Alles: ſeit einiger Zeit bemerke ich, daß meine ehemaligen Waffengefährten, wenn ich ihnen begegne, ſich nach und nach von mir entfernen."

„Wie dieſer ſo eben erhaltene anonyme Brief beträfe dieß."

„Er ſpielte darauf an … ja. Und er ſagte die Wahrheit," — erwiederte der Marſchall mit einem Seufzer der Wuth und der Entrüſtung.

„Aber dieß iſt unmöglich, mein General, Sie, ſo geliebt, ſo geachtet."

„Dieß ſind nur Worte; ich ſpreche mit Dir von Thatſachen; wenn ich erſcheine, hört oft die angefangene Unterredung plötzlich auf; anſtatt mich als Kriegskameraden zu behandeln, affectirt man gegen mich eine ſtreng kalte Artigkeit; kurz, es giebt tauſend Nüancen, tauſend Kleinigkeiten, die das Herz verwunden, und über welche man ſich nicht aufhalten kann."

„Was Sie mir da ſagen mein General, macht mich beſtürzt," — verſetzte Dagobert niedergedonnert. — „Sie verſichern es mir, ich muß Ihnen glauben."

„Dieß war unerträglich. Ich habe mich ganz offen darüber erklären wollen; heute früh geh' ich zum General d'Havrincourt; er war mit mir Oberſt in der kaiſerlichen Garde: er iſt die Ehre und die Loyalität ſelbſt. Ich komme mit offenem Herzen zu ihm. Ich bemerke, ſag' ich zu ihm, daß man ſich kalt gegen mich benimmt; irgend eine Verleumdung gegen mich muß im

Umlaufe ſeyn; die Angriffe kennend, werd' ich mich frei heraus, loyal vertheidigen.“

„Nun, mein General?“

„D'Havrincourt iſt unempfindſam, ceremoniös geblieben; auf meine Fragen hat er mir kalt geantwortet: — „„Ich weiß nicht, Herr Marſchall, daß irgend ein verleumderiſches Gerücht gegen Sie verbreitet worden ſey.““ — Nennen Sie mich doch nicht Herr Marſchall, mein lieber d'Havrincourt, wir ſind alte Soldaten, alte Freunde; meine Ehre iſt beunruhiget, ich geſteh's; denn ich finde, daß Sie und unſere Kameraden mir nicht mehr ſo herzlich begegnen, wie früherhin. Das iſt nicht zu läugnen ... ich ſeh's, ich weiß es, ich fühl's. — Hierauf antwortet mir d'Havrincourt mit der nämlichen Kälte: — „„Niemals hab' ich geſehen, daß man es an Achtung gegen Sie ermangeln ließ.““ — Ich ſpreche nicht von Achtung mit Ihnen, — hab' ich ausgerufen, wohlwollend ſeine Hand drückend, die meinen Druck ſchwach erwiederte, ich hab's wohl bemerkt, — ich ſpreche von der Herzlichkeit, von dem Vertrauen, ſo man mir bezeigte, während man jetzt mich immer mehr als Fremden behandelt. Warum dieß? Woher dieſe Aenderung? „Immer kalt und zurückhaltend, antwortet er mir: — „„Dieß ſind ſo delicate Nüancen, Herr Marſchall, daß es mir unmöglich iſt, Ihnen einen Aufſchluß hierüber zu geben.““ — Mein Herz hob ſich in mir vor Zorn, vor Schmerz. Was ſollte ich thun? D'Havrincourt herausfordern, wäre toll geweſen; aus Würde hab' ich dieſe Unterredung abgebrochen, die meine Beſorgniſſe nur zu ſehr beſtätigte. Alſo," — fügte der Marſchall bei, immer hitziger werdend, — „alſo hab' ich ohne Zweifel die Achtung verloren, auf welche ich ein Recht beſitze, bin vielleicht verachtet, ohne auch nur die Urſache davon zu wiſſen! Iſt dieß nicht gräßlich? Wenn man wenigſtens eine Thatſache beibrächte, irgend ein Gerücht, ſo bekäme ich mindeſtens Anlaß, mich zu vertheidigen, zu rächen, oder zu antworten. Aber nichts, nichts, kein Wort, eine höfliche Kälte, eben ſo beleidigend, wie eine Beſchimpfung. O! noch einmal, das iſt zu viel, das iſt zu viel; denn alles dieß geſellt ſich noch zu andern Sorgen. Welches Leben führe ich ſeit dem Tode meines Vaters? Find' ich auch nur einige Ruhe, einiges Glück in meinem Hauſe? Nein. Ich kehre heim, und bekomme infame Briefe zu leſen, und überdieß," — fügte der Marſchall, nach einer Pauſe der Unſchlüſſigkeit, mit inem herzzerreißenden Tone bei — „und überdieß finde ich meine Kinder immer gleichgültiger gegen mich. Ja," — ſetzte der Marſchall, Dagobert's Erſtaunen gewahrend, hinzu, — „und doch wiſſen ſie nicht, wie lieb ſie mir ſind."

„Ihre Töchter ... gleichgültig!" — verſetzte Dagobert mit Staunen, — „Sie machen ihnen Vorwürfe?"

„Ei, mein Gott! ich tadle ſie nicht; ſie haben ja kaum Zeit gehabt, mich zu kennen."

„Sie haben nicht Zeit gehabt, Sie zu kennen," — entgegnete der Soldat mit einem Tone des Vorwurfes, indem nun auch er ſich ereiferte. — „Ah! und wovon ſprach ihre Mutter mit ihnen, wenn nicht von Ihnen? Und ich erſt... waren Sie nicht in jedem Augenblicke als dritte Perſon bei uns? Und was hätten wir denn Ihre Kinder gelehrt, wenn nicht Sie zu kennen und zu lieben?“

„Sie vertheidigen Sie, das iſt Gerechtigkeit; ſie lieben Sie mehr, als mich,“ — ſagte der Marſchall mit ſteigender Bitterkeit. Dagobert fühlte ſich ſo peinlich ergriffen, daß er den Marſchall anſchaute, ohne ihm zu antworten.

„Wohlan, ja!“ — rief der Marſchall mit ſchmerzlicher Mittheilſamkeit aus, — „ja, dieß iſt niederträchtig und undankbar; es ſey; aber es liegt nichts daran! Zwanzigmal bin ich eiferſüchtig, ja ſchrecklich eiferſüchtig auf das liebevolle Vertrauen geweſen, das meine Kinder Ihnen bezeigten, während ſie bei mir immer furchtſam ſcheinen. Wenn ihre melancholiſchen Mienen ſich bisweilen mit einem etwas heiterern Ausdrucke beſeelen, als gewöhnlich, ſo geſchieht es, wenn ſie mit Ihnen ſprechen, wenn ſie Sie ſehen; während es für mich nur Ehrerbietung, Gezwungenheit, Kälte giebt, und dieß tödtet mich. Der Liebe meiner Kinder gewiß, hätte ich nichts geſcheuet, Alles überwunden“ — Als er dann Dagobert zu der Thüre eilen ſah, die in das Gemach von Roſe und Blanche führte, ſagte der Marſchall zu ihm: „Wohin gehſt Du?“

„Ich will Ihre Töchter holen, mein General.“

„Wozu?“

„Um ſie Ihnen gegenüber zu ſtellen, um ihnen zu ſagen: Meine Kinder, Ihr Vater glaubt, daß Sie ihn nicht lieben. Ich werde ihnen nur dieß ſagen, und Sie werden ſehen ...“

„Dagobert! Ich verbiete es Ihnen,“ rief der Vater von Roſe und Blanche raſch aus.

„Es handelt ſich nicht um Dagobert, Sie haben kein Recht, gegen dieſe armen Kleinen ungerecht zu ſeyn.“ Und der Soldat machte wieder einen Schritt gegen die Thüre.

„Dagobert, ich befehle Ihnen, da zu bleiben,“ rief der Marſchall aus.

„Hören Sie, mein General, ich bin Ihr Soldat, Ihr Untergebener, Ihr Diener, wenn Sie wollen,“ ſagte der Exgrenadier zu Pferd derb; „aber es iſt weder Rang noch Grad zu bedenken, wenn es ſich darum handelt, Ihre Töchter zu vertheidigen. Alles wird ſich erklären; die braven Leute gegenüberſtellen ... ich kenne nur dieß.“ Und hätte der Marſchall nicht Dagobert am Arme gehalten, ſo wäre er in das Gemach der Waiſen getreten.

„Bleiben Sie,“ ſagte der Marſchall ſo gebieteriſch, daß der an Gehorſam gewöhnte Soldat den Kopf ſenkte, und nicht von der Stelle wich.

„Was wollen Sie thun,“ fuhr der Marſchall fort, „meinen Töchtern ſagen, daß ich glaube, daß ſie mich nicht lieben? auf ſolche Art eine erkünſtelte Zärtlichkeit erzwingen, welche dieſe armen Kinder nicht fühlen; das iſt nicht ihre Schuld; es iſt ohne Zweifel die meinige."

„Ah! mein General," verſetzte Dagobert mit einem herzzerfleiſchenden Ausdrucke, „nicht Zorn iſt's mehr, den ich empfinde, indem ich Sie ſo von Ihren Kindern ſprechen höre; es iſt Leidweſen; Sie brechen mir das Herz." Der Marſchall, von dem Ausdrucke der Phyſiognomie des Soldaten gerührt, entgegnete minder barſch: „Laſſen wir's gut ſeyn, ich habe wieder Unrecht, und doch... wir wollen ſehen, ich frage Sie ohne Verdruß, ohne Eiferſucht, ſind meine Kinder nicht mit Ihnen vertraulicher und familiärer, als mit mir?"

„Und mordieu, mein General," rief Dagobert aus, „wenn Sie es ſo nehmen, ſind Sie mit Rabat-joie noch familiärer, als mit mir; Sie ſind ihr Vater, und wie gut auch ein Vater ſeyn mag, er imponirt doch immer. Sie ſind familiär mit mir? Pardieu! eine ſaubere Geſchichte! Wie zum Teufel wollen Sie, daß ſie Reſpekt gegen mich haben ſollen, der ich, mit Ausnahme meines Knebelbartes und meiner ſechs Fuß ungefähr wie eine alte Kindermuhme bin, die ſie gewiegt hatte. Und dann muß ich auch Alles ſagen; zur Zeit vor dem Tode ihres braven Vaters waren Sie traurig, nachdenkend; die Kinder haben dieß bemerkt, und was Sie für Kälte halten, iſt ihrerſeits, deſſen bin ich gewiß, Beſorgniß für Sie. Sehen Sie, mein General, Sie ſind nicht gerecht. Sie beklagen ſich darüber, daß ſie Sie zu ſehr lieben."

„Ich beklage mich über das, was ich leide," ſagte der Marſchall mit ſchmerzlichem Aufbrauſen; „ich allein kenne meine Leiden."

„Sie müſſen heftig ſeyn, mein General," erwiederte Dagobert, von ſeiner Zuneigung für die Waiſen weiter fortgeriſſen, als er vielleicht wollte. „Ja, Ihre Leiden müſſen heftig ſeyn; denn jene, die Sie lieben, empfinden es ſchmerzlich."

„Wieder Vorwürfe, mein Herr!

„Wohlan! Ja, mein General, ja, Vorwürfe," rief Dagobert aus; „Ihre Kinder dürften ſich vielmehr über Sie beklagen, Sie der Kälte beſchuldigen, weil Sie ſie ſo mißkennen."

„Mein Herr," ſagte der Marſchall, ſich kaum bezwingend, „mein Herr, es iſt genug, es iſt zu viel."

„O! ja, es iſt genug," erwiederte Dagobert mit ſteigender Gemüthsbewegung; „wozu nützt es im Grunde, unglückliche Kinder zu vertheidigen, die nur ſich zu reſigniren und Sie zu lieben wiſſen; wozu nützt es, ſie gegen Ihre unſelige Verblendung zu vertheidigen?"

Der Marſchall machte eine Bewegung der Ungeduld und des Zornes; dann fuhr er mit erzwungener Kaltblütigkeit fort: „Ich muß mich alles deſſen erinnern, was ich Ihnen verdanke, und ich werde es nicht vergeſſen, was Sie auch thun mögen."

„Aber, mein General," rief Dagobert aus, „warum wollen Sie nicht, daß ich Ihre Kinder hole?"

„Sehen Sie denn nicht ein, daß dieſe Scene mich vernichtet, mich tödtet?" rief der Marſchall erbittert aus. „Begreifen Sie alſo nicht, daß ich meine Kinder nicht zu Zeugen deſſen machen will, was ich erdulde? Der Kummer eines Vaters hat ſeine Würde, mein Herr; ſie ſollten ihn fühlen und achten."

„Ihn achten? Nein, denn eine Ungerechtigkeit iſt's, die ihn veranlaßt."

„Genug, mein Herr, genug."

„Und nicht zufrieden, ſich ſo zu quälen," rief Dagobert aus, ſich nicht mehr bezwingend, „wiſſen Sie, was Sie thun werden. Sie werden machen, daß Ihre Töchter vor Gram ſterben, verſtehen Sie, und nicht dazu hab' ich ſie ihnen tief aus Sibirien hergeführt."

„Vorwürfe?"

„Ja; denn die wahrhafte Undankbarkeit gegen mich beſteht darin, Ihre Töchter unglücklich zu machen."

„Entfernen Sie ſich ſogleich, entfernen Sie ſich, mein Herr," rief der Marſchall völlig außer ſich, und vor Zorn und Schmerz ſo erſchreckend anzuſehen, daß Dagobert, bedauernd, zu weit gegangen zu ſeyn, entgegnete: „Mein General, ich habe Unrecht, ich habe Ihnen vielleicht die ſchuldige Ehrerbietung nicht erwieſen, verzeihen Sie mir... aber —"

„Es ſey, ich verzeihe Ihnen, und bitte Sie, mich allein zu laſſen," antwortete der Marſchall mit mühſamer Faſſung.

„Mein General, ein Wort."

„Ich bitte Sie inſtändig darum, mich allein zu laſſen, ich bitte Sie darum als um eine Gefälligkeit... genügt dieß?" ſagte der Marſchall, die Mühe verdoppelnd, ſich zu bezwingen. Und eine ſtarke Bläſſe folgte der lebhaften Röthe, die während dieſer peinlichen Scene die Züge des Marſchalls überflammt hatte. Dagobert über dieſes Symptom erſchrocken, bat um ſo inſtändiger. „Ich bitte Sie inſtändig darum, mein General," ſagte er mit bewegter Stimme, „erlauben Sie mir, auf einen Augenblick . . ."

„Weil Sie es verlangen, werde alſo ich mich entfernen, mein Herr," erwiederte der Marſchall, und machte einen Schritt gegen die Thüre. Dieſe Worte wurden ſo geſprochen, daß Dagobert nicht mehr darauf zu beſtehen wagte; er ſenkte den Kopf, gramgebeugt, verzweiflungsvoll, und ſchaute den Marſchall noch einen Augenblick ſchweigend und mit flehender Miene an; aber nach einer neuen Bewegung des Aufbrauſens, die der Vater von Roſe und Blanche kaum verhalten konnte, entfernte der Soldat ſich mit langſamen Schritten. Kaum waren ſeit Dagobert's Entfernung einige Minuten verfloſſen, als der Marſchall, welcher nach einem langen und düſteren Schweigen, ſich der Thüre des Zimmers ſeiner Töchter mit angſtvoller Unſchlüſſigkeit genähert hatte, einen mühſamen Verſuch der Selbſtüberwindung machte, den kalten Schweiß trocknete, der ſeine Stirne badete, ſeine Aufregung zu verhehlen trachtete, und in das Zimmer trat, in welches Roſe und Blanche ſich geflüchtet hatten.

Neunzehntes Kapitel.

Die Probe.

Dagobert hatte Recht gehabt, ſeine Kinder zu vertheidigen, wie er Roſe und Blanche väterlich nannte, und dennoch war die Beſorgniß des Marſchalls hinſichtlich der Lauigkeit der Zuneigung, die er ſeinen Töchtern zum Vorwurfe machte, leider durch den Schein gerechtfertiget. Wie er zu ſeinem Vater geſagt, unvermögend, ſich die traurige, faſt furchtſame Verlegenheit zu erklären, welche ſeine Kinder in ſeiner Gegenwart zeigten, forſchte er vergebens nach der Urſache deſſen, was er ihre Gleichgültigkeit nannte. Bald bereute er es bitterlich, den Schmerz wegen des Todes ihrer Mutter nicht genug verbergen gekonnt zu haben, indem er fürchtete, ſie möchten dadurch auf den Wahn gerathen ſeyn, daß er ſie für unfähig halte, ihn zu tröſten; bald beſorgte er, ſich nicht zärtlich, nicht mittheilſam genug gegen ſie benommen, durch ſeine militäriſche Rauheit ſie eiskalt gemacht zu haben; bald endlich dachte er ſich, mit herzzerreiſſender Reue, er müßte ihnen, da er immer ferne von ihnen gelebt, ſchier fremd geworden ſeyn. - Mit einem Worte, die ungegründetſten Vermuthungen drängten ſich in Menge ſeinem Geiſte auf, und ſobald derlei Keime von Zweifel, Mißtrauen oder Furcht, in einer Zuneigung wurzeln, entwickeln ſie ſich früh oder ſpät mit einer unſeligen Zähigkeit. Dennoch war, ungeachtet dieſer Kälte, wegen welcher er ſo viel litt, die Liebe des Marſchalls zu ſeinen Töchtern ſo innig, daß nur der Kummer, ſie wieder zu verlaſſen, jene Unſchlüſſigkeiten verurſachten, die ſein Leben troſtlos machten, den unaufhörlichen Kampf zwiſchen ſeiner väterlichen Liebe und einer Pflicht, die er als heilig betrachtete. Betreffend die fatale Wirkung der über den Marſchall geſchickt genug verbreiteten Verleumdungen, daß Leute von Ehre, ſeine ehemaligen Waffengefährten, ihnen einigen Glauben ſchenken konnten, waren dieſelben von den Freunden der Prinzeſſin von Saint-Dizier mit einer fürchterlichen Geſchicklichkeit ausgeſtreuet worden; man wird ſpäter den Inhalt und Zweck jener abſcheulichen Gerüchte erfahren, die, verbunden mit ſo vielen andern, ſeinem Herzen geſchlagenen ſchweren Wunden, die Erbitterung des Marſchalls auf's Höchſte ſteigerten. Vom Zorne übermannt, von der Aufregung, die ihm jene unabläſſigen Nadelſtiche, wie er ſagte, verurſachten, von einigen Worten Dagobert's beleidiget, war er dieſem hart begegnet; aber nach der Entfernung des Soldaten, in der Ruhe des Nachdenkens, hatte der Marſchall, der feurigen Ueberzeugungsſprache des Vertheidigers ſeiner Töchter eingedenk, in ſeinem Innern einigen Zweifel an der Kälte, die er ihnen zum Vorwurfe machte, erwachen fühlen, und er trat, wie geſagt, nach Faſſung eines ſchrecklichen Entſchluſſes, im Falle dieſe Probe ſeine troſtloſen Zweifel beſtätigen würde, in das Gemach ſeiner Töchter. Der Lärm ſeines Wortwechſels mit Dagobert war ſo laut geweſen, daß das verworrene Geräuſch der Stimmen durch den Salon bis zu den Ohren der beiden, in ihr Schlafzimmer geflüchteten Schweſtern, gedrungen war. Daher verriethen, bei der Ankunft ihres Vaters, ihre blaſſen Geſichter Furcht und Angſt. Bei dem Anblicke des Marſchalls, deſſen Züge gleichfalls entſtellt waren, ſtanden die beiden jungen Mädchen ehrerbietig auf, blieben aber ganz zitternd aneinander gedrängt. Und doch war's nicht Zorn oder Härte, was man im Geſichte ihres Vaters las, ſondern ein tiefer, faſt flehender Schmerz, der zu ſagen ſchien:

„Meine Kinder... ich leide, ich komme zu Euch, beruhiget mich, liebet mich! oder ich ſterbe...“

Der Ausdruck der Phyſiognomie des Marſchalls war in dieſem Augenblicke, ſo zu ſagen, ſo ſprechend, daß nach Ueberwindung der erſten Regung von Furcht, die Waiſen auf dem Punkte ſtanden, in ſeine Arme zu ſtürzen: aber, an die Anempfehlungen der anonymen Zuſchrift ſich erinnernd, die ihnen ſagte, wie peinlich der Erguß ihrer Zärtlichkeit ihrem Vater wäre, wechſelten ſie einen raſchen Blick, und bezwangen ſich. In Folge eines grauſamen Verhängniſſes fühlte auch der Marſchall in dieſem Momente eine glühende Sehnſucht, ſeine Arme ſeinen Kindern zu öffnen. Er ſchaute ſie mit anbetender Liebe an; er machte ſogar eine leichte Bewegung, wie um ſie zu ſich zu rufen, ohne einen weiteren Verſuch zu wagen, aus Beſorgniß einer Bloßſtellung. Aber die armen Kinder, durch treuloſe Einflüſterungen gelähmt, blieben ſtumm, unbeweglich und zitternd. Bei dieſer anſcheinenden Unempfindlichkeit fühlte der Marſchall, daß ihm ganz ſchwach um's Herz wurde; er konnte nicht mehr daran zweifeln, ſeine Töchter begriffen weder ſeinen ſchrecklichen Schmerz, noch ſeine verzweiflungsvolle Zärtlichkeit.

„Immer die nämliche Kälte," dachte er, „ich hatte mich nicht getäuſcht." Dennoch bemüht, ſeine Empfindung zu verhehlen, ging er auf ſie zu, und ſagte zu ihnen mit einer Stimme, in die er Ruhe zu legen ſuchte: „Guten Morgen, meine Kinder."

„Guten Morgen, mein Vater," erwiederte Roſe, minder furchtſam, als ihre Schweſter.

„Ich habe Euch geſtern nicht ſehen können," ſagte der Marſchall mit bewegter Stimme, „ich war ſo beſchäftiget geweſen, ſeht Ihr, es handelte ſich um wichtige Angelegenheiten, um Dinge, auf den Dienſt bezüglich. Je nun, Ihr werdet mir deßwegen nicht zürnen, Euch vernachläßiget zu haben?" Und er ſuchte zu lächeln, wagte es aber nicht, ihnen zu ſagen, daß er in der vorigen Nacht, nach einem Anfalle furchtbaren Aufbrauſens, zu ihnen gegangen war, um ſie, zur Beruhigung ſeiner Angſt, in ihrem Schlafe zu betrachten. — „Nicht wahr," fuhr er fort, „Ihr verzeiht mir, Euch ſo vergeſſen zu haben?"

„Ja, mein Vater!" erwiederte Blanche, die Augen niederſchlagend.

„Und, wenn ich gezwungen wäre, auf einige Zeit zu verreiſen," ſagte der Marſchall langſam, „würdet Ihr mir auch verzeihen, würdet Ihr Euch über meine Abweſenheit tröſten, nicht wahr?"

„Es würde uns ſehr leid thun, wenn Sie ſich wegen uns den mindeſten Zwang anthäten," verſetzte Roſe, der anonymen Zuſchrift eingedenk, die von Opfern ſprach, welche ihre Anweſenheit ihrem Vater auferlege. Nach dieſer mit eben ſo großer Verlegenheit als Furchtſamkeit gegebenen Antwort, und worin der Marſchall eine treuherzige Gleichgültigkeit zu ſehen glaubte, zweifelte er nicht mehr an der geringen Liebe ſeiner Töchter zu ihm.

„Es iſt aus," dachte der unglückliche Vater, ſeine Kinder betrachtend. „Nichts regt ſich in ihnen; ob ich gehe, ob ich bleibe, daran iſt ihnen wenig gelegen! — Nein, nein, ich gelte ihnen nichts, weil in dieſem äußerſten Momente, da ſie mich vielleicht zum Letztenmale ſehen, der kindliche Inſtinkt ihnen nicht ſagt, daß ihre Zärtlichkeit mich retten würde." Während dieſer tief betrübenden Erwägung hatte der Marſchall nicht aufgehört, ſeine Töchter mit zärtlicher Empfindung zu betrachten, und ſein männliches Geſicht nahm nun einen ſo rührenden und zugleich ſo herzzerreißenden Ausdruck an, ſein Blick ſprach ſo ſchmerzlich die Qualen ſeines verzweiflungsvollen Gemüthes aus, daß Roſe und Blanche erſchüttert, erſchreckt, einer natürlichen, nicht durch Nachdenken erzeugten Regung folgend, ihrem Vater um den Hals fielen, und ihn mit Thränen und Liebkoſungen bedeckten. Der Marſchall Simon hatte kein Wort geſagt; ſeine Töchter hatten kein Wort geſprochen, und doch alle Drei ſich endlich verſtanden. Ein ſympathetiſcher Stoß hatte dieſe drei Herzen plötzlich elektriſirt und vereiniget. Eitle Befürchtungen, falſche Zweifel, lügneriſche Einflüſterungen, Alles war vor dieſem unwiderſtehlichen Herzensaufſchwunge zerſtoben, der die Töchter in die Arme ihres Vaters warf; eine plötzliche Offenbarung verlieh ihnen den Glauben in dem verhängnißvollen Augenblicke, da ein unheilbares Mißtrauen ſie auf ewig trennen wollte. In einer Sekunde fühlte der Marſchall dieß Alles, aber die Worte gebrachen ihm. Mit pochendem Herzen, verwirrt, die Stirne, die Haare, die Hände ſeiner Töchter küſſend, weinend, ſeufzend, lächelnd wechſelweiſe, war er wahnſinnig, er phantaſirte, er war wonnetrunken; dann endlich rief er aus: „Ich habe ſie wieder gefunden, oder vielmehr... nein, nein, ich habe ſie niemals verloren... Sie liebten mich... O! nun zweifle ich nicht mehr daran... Sie liebten mich, ſie getrauten ſich nicht, es mir zu ſagen, ich imponirte ihnen. Und ich, der ich glaubte... doch es iſt meine Schuld. Ah! mein Gott, wie wohl dieß thut, wie es Kraft, Muth und Hoffnung verleiht! — Ha, ha!“ rief er aus, lachend und zugleich weinend, und ſeine Töchter mit neuen Liebkoſungen überſtrömend, „mögen ſie nun kommen, und mich verſchmähen, hetzen; ich trotze jetzt Allem. Nun, meine ſchönen Blauaugen, meine ſüßen Blauaugen, ſchaut mich recht an; o! recht Aug' in Auge, damit ich dadurch wieder völlig auflebe.“

„O mein Vater! Sie lieben uns alſo eben ſo ſehr, wie wir Sie lieben?“ rief Roſe mit bezaubernder Treuherzigkeit aus.

„Wir werden alſo oft, recht oft, alle Tage, Ihnen um den Hals fallen, Sie umarmen, Ihnen unſere Freude geſtehen können, bei Ihnen zu ſeyn?“

„Ihnen, mein Vater, die Schätze von Zärtlichkeit und Liebe weiſen, die wir in der Tiefe unſeres Herzens für Sie aufhäufen; ach! ſehr traurig, ſie nicht ausgeben zu können!“

„Wir werden Ihnen ganz laut ſagen können, was wir ganz ſtill dachten?“

„Ja, Ihr werdet es können, Ihr werdet es können,“ erwiederte der Marſchall Simon, vor Freude ſtammelnd, „und wer hinderte Euch daran, meine Kinder? Aber nein, nein, antwortet mir nicht, genug vom Vergangenen; ich weiß Alles, ich begreife Alles; meine vorgefaßten Meinungen habt Ihr auf eine Art gedeutet, die Euch betrübt hat; ich meinerſeits habe Eure Traurigkeit, Ihr begreift ... ausgelegt ... weil ... aber ſeht doch, ich merke auf kein einziges Wort, das ich zu Euch ſpreche. Ich denke nur daran, Euch anzuſchauen; dieß betäubt, dieß blendet mich; das iſt der Schwindel der Freude!“

„O! ſehen Sie uns an, mein Vater, ſchauen Sie recht in die Tiefe unſerer Augen, auf den Grund unſeres Herzens,“ rief Roſe mit Entzücken aus.

„Und Sie werden Glück darin leſen, für uns ... und Liebe für Sie, mein Vater,“ fügte Blanche bei.

„Sie... Sie..." entgegnete der Marſchall mit einem Tone liebreichen Vorwurfes, „was ſoll dieß heißen? Wollt Ihr wohl Du zu mir ſagen... ich ſage: Ihr, weil Eurer zwei ſind."

„Mein Vater, Deine Hand," ſagte Blanche, indem ſie die Hand ihres Vaters faßte, und auf ihr Herz legte.

„Mein Vater, Deine Hand," ſagte Roſe, die andere Hand des Marſchalls nehmend.

„Glaubſt Du nun an unſere Liebe, an unſer Glück?" fragte Roſe. Es iſt unmöglich, all' den bezaubernden und kindlichen Stolz in der göttlichen Phyſiognomie dieſer beiden jungen Mädchen zu ſchildern, während ihr Vater, ſeine tapfern Hände leicht auf ihren jungfräulichen Buſen legend, wonnetrunken die freudigen und beſchleunigten Pulsſchläge desſelben zählte.

„Ah! ja, das Glück und die Zärtlichkeit allein, können ein Herz nicht ſo ſchlagen machen," rief der Marſchall aus.

Eine Art rauhen und unterdrückten Seufzers, den man an der offen gebliebenen Thüre des Zimmers vernahm, bewog die beiden braunen Köpfe und den grauen Kopf, ſich umzuwenden, wo ſie dann das große Geſicht Dagobert's neben der ſchwarzen Schnauze des Rabatjoie gewahrten, der bis zur Höhe der Knie ſeines Herrn aufſtieg. Der Soldat, die Augen und den Knebelbart mit ſeinem kleinen, blaucarrirten Taſchentuche ſich trocknend, ſtand unbeweglich da, wie der Gott Terminus; *)

---

*) Altrömiſcher Grenzgott, Gott und Beſchützer der Feld-Grenzen. D. Ueb.

als er ſprechen konnte, ſchüttelte er, zum Marſchalle gewendet, den Kopf, und artikulirte mit einer heiſeren Stimme, denn der brave Mann verſchluckte ſeine Thränen: „Sagte.. ich's.. Ihnen nicht.. ich?“

„Stille,“ erwiederte ihm der Marſchall mit einem Zeichen des Einverſtändniſſes. „Du wareſt ein beſſerer Vater, als ich, mein alter Freund; komm, umarme ſie geſchwind. Ich bin nicht mehr eiferſüchtig.“ Und der Marſchall reichte ſeine Hand dem Soldaten, der ſie herzlich drückte, während die beiden Waiſen an ſeinen Hals flogen, und Rabat-joie, der, ſeiner Gewohnheit nach, an ihrem Feſte Theil nehmen wollte, ſich auf ſeinen Hinterpfoten aufrichtete, und ſeine Vorderpfoten vertraulich auf den Rücken ſeines Herrn ſtützte. Einen Augenblick herrſchte tiefe Stille. Die himmliſche Glückſeligkeit, welche der Marſchall, ſeine Töchter und der Soldat in dieſem Augenblicke unausſprechlicher Herzensergießung genoſſen, wurde durch ein Kläffen von Rabat-joie unterbrochen, der ſeine Stellung eines Zweifüßlers verlaſſen hatte. Die glückliche Gruppe trennte ſich, ſchaute um, und erblickte das dumme Geſicht des Jocriſſe. Er ſah noch dümmer, noch mauläſſiger aus, als gewöhnlich; er blieb ruhig in der Vertiefung der offenen Thüre, mit glotzenden Augen, in der Hand ſeinen ewigen Holzkorb haltend, und unter ſeinem Arme einen Federbeſen. Nichts verſetzt mehr in Heiterkeit, als das Glück; daher begrüßte, obgleich ſein Kommen ſehr ungelegen war, ein lauter Ausbruch herzlichen und anmuthigen Lachens, den blühenden Lippen von Roſe und Blanche entſchallend, dieſe groteske Erſcheinung. Indem Jocriſſe die ſeit ſo langer Zeit betrübten Töchter des Marſchalls lachen machte, hatte er ſogleich einen Anſpruch auf die Nachſicht des Marſchalls, der in guter Laune zu ihm ſagte: „Was willſt Du, mein Burſche?“

„Herr Herzog, ich bin's nicht!“ antwortete Jocriſſe, die Hand auf ſeine Bruſt legend, wie zum Schwure, ſo, daß ſein Federbeſen unter ſeinem Arme ihm entſchlüpfte. Das Gelächter der beiden jungen Mädchen verdoppelte ſich.

„Wie, Du biſt es nicht?“ verſetzte der Marſchall.

„Hierher, Rabat-joie!“ rief Dagobert; denn der wackere Hund ſchien eine geheime und ſchlimme Ahnung hinſichtlich des vermeintlichen Einfaltspinſel zu haben, und näherte ſich ihm mit einer verdrießlichen Miene.

„Nein, Herr Herzog, ich bin's nicht,“ erwiederte Jocriſſe, „der Kammerdiener iſt's, der mir geſagt hat, Herr Dagobert, Holz hinauftragend, zu ſagen, dem Herrn Herzoge zu ſagen, weil ich davon in einem Korbe hinauftrug, daß Herr Robert nach ihm fragte.“ Bei dieſer neuen Dummheit des Jocriſſe, verdoppelte ſich wieder das laute Gelächter der beiden jungen Mädchen. Bei dem Namen des Herrn Robert fuhr der Marſchall Simon zuſammen. Herr Robert war Rodin's geheimer Emiſſär hinſichtlich des möglichen, obgleich abenteuerlichen Unternehmens, wobei es ſich um den Verſuch handelte, Napoleon II. zu entführen. Nach einer Pauſe des Schweigens ſagte der Marſchall, deſſen Geſicht immer von Glück und Freude ſtrahlte, zu Jocriſſe: „Bitte Herrn Robert, einen Augenblick unten zu warten, in meinem Cabinete.“

„Ja, Herr Herzog,“ erwiederte Jocriſſe, ſich bis auf den Boden verbeugend.

Als der Einfaltspinſel fort war, ſagte der Marſchall mit fröhlicher Stimme zu ſeinen Töchtern: „Ihr fühlet wohl, daß man an einem Tage, in einem Augenblicke, wie dieſer, ſeine Kinder nicht verläßt... ſelbſt nicht wegen des Herrn Robert.“

„O! deſto beſſer, mein Vater!“ rief Blanche freudig aus; „denn Herr Robert mißfiel mir ſchon ſehr.“

„Habt Ihr etwas da, um zu ſchreiben?“ fragte der Marſchall.

„Ja, mein Vater, hier auf dem Tiſche,“ antwortete Roſe raſch, indem ſie dem Marſchalle einen kleinen, neben einem Fenſter ihres Zimmes ſtehenden Schreibtiſch wies, an den der Marſchall haſtig trat. Aus Beſcheidenheit blieben die beiden jungen Mädchen bei dem Kamine ſtehen, wo ſie waren und ſich zärtlich umarmten, wie um ſchweſterlich, ganz allein, dieſes unverhofften Tages ſich zu erfreuen. Der Marſchall ſetzte ſich an den Schreibtiſch ſeiner Töchter, und winkte Dagobert, ſich zu nähern. Indem er mit feſter Hand ſchnell einige Worte ſchrieb, ſagte er zum Soldaten lächelnd und leiſe genug, daß es ſeinen Töchtern unmöglich war, es zu hören: „Weißt Du, wozu ich kurz vorher entſchloſſen war, bevor ich hier eintrat?“

„Wozu waren Sie entſchloſſen, mein General?“

„Mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Meinen Kindern verdanke ich das Leben …“ Und der Marſchall fuhr fort zu ſchreiben.

Auf dieſe Anvertrauung machte Dagobert eine Bewegung, dann verſetzte er, immer mit leiſer Stimme: „Jedenfalls wär's nicht mit Ihren Piſtolen geſchehen. Ich hatte die Kapſeln weggethan.“

Der Marſchall wendete ſich raſch zu ihm, und blickte ihn mit erſtaunter Miene an. Der Soldat nickte beſtätigend mit dem Kopfe, und fügte bei: „Gott ſey Dank! mit dieſen Ideen da iſt's vorbei.“

Statt aller Antwort wies ihm der Marſchall ſeine Kinder mit einem vor Zärtlichkeit thränenfeuchten, glückfunkelnden Blicke; dann ſiegelte er das eben geſchriebene Billet von wenigen Zeilen, gab es dem Soldaten, und ſagte zu ihm: „Gieb dieß Herrn Robert, ich werde ihn morgen ſehen.“

Dagobert nahm den Brief, und ging fort. Der Marſchall, zu ſeinen Töchtern zurückkehrend, ſagte fröhlich zu ihnen, indem er ihnen die Hände reichte: „Nun, meine Fräulein, zwei ſchöne Küſſe dafür, daß ich Euch den armen Herrn Robert geopfert habe. Hab' ich ſie wohl verdient?“ Roſe und Blanche fielen ihrem Vater um den Hals. . . .

Ungefähr in dem Augenblicke, da dieſe Dinge in Paris ſich ereigneten, wechſelten zwei ſonderbare Wanderer, obgleich von einander getrennt, durch den Zwiſchenraum geheimnißvolle Gedanken.

Zwanzigſtes Kapitel.

Die Ruinen der Abtei vom heiligen Johannes dem Enthaupteten.

Die Sonne neigt ſich. In der tiefſten Tiefe eines ungeheuern Tannenwaldes, inmitten einer düſtern Oede, erheben ſich die Ruinen einer ehemals dem heiligen Johannes dem Enthaupteten geweihten Abtei. Der Epheu, die Schmarotzerpflanzen, das Moos, umranken faſt gänzlich die alterſchwarzen Steine; einige eingeſtürzte kleine Bogen, einige von ſpitzbogenförmigen Fenſtern durchbrochene Mauern ſtehen noch aufrecht, und zeichnen ſich auf der dunklen Wand dieſes großen Waldes ab. Dieſen Haufen von Trümmern überragend, auf ihrem zur Hälfte unter Lianen verborgenen, an den Ecken abgeſtoſſenen Piedeſtale empor gerichtet, iſt eine coloſſale Bildſäule von Stein, hie und da verſtümmelt, ſtehen geblieben. Dieſe Bildſäule iſt ſonderbar, traurig. Sie ſtellt einen enthaupteten Mann vor. Angethan mit der antiken Toga hält er eine Schüſſel in ſeinen Händen; in dieſer Schüſſel liegt ein Haupt. Dieſes Haupt iſt das ſeinige. Dieß iſt die Bildſäule des heiligen

Johannes, des Märtyrers, auf Befehl der Herodias hingerichtet.

Es herrſcht tiefe Stille. Nur von Zeit zu Zeit hört man das dumpfe Knacken des Aſtwerkes der hochſtämmigen Tannen, vom Winde geſchüttelt. Kupferfarbene, von der untergehenden Sonne geröthete Wolken ſegeln langſam über den Wald hin, und wiederſtrahlen im lebendigen Waſſerſpiegel eines kleinen Baches, der, durch die Ruinen der Abtei fließend, weiter oben mitten aus einer Maſſe von Felſen quillt. Die Welle ſchaukelt, die Wolken ziehen vorüber, die hundertjährigen Bäume beben, der Wind murmelt. Plötzlich erſcheint, durch das vom dichten Gipfel dieſes Waldes, deſſen zahlloſe Stämme in unendlichen Tiefen ſich verlieren, gebildete Halbdunkel eine menſchliche Geſtalt. Eine Frau iſt's. Sie nähert ſich langſam den Ruinen; ſie erreicht ſie; ſie betritt dieſen einſt geſegneten Boden. Dieſe Frau iſt bleich, ihr Blick traurig; ihr langes Haar flattert, und ihre Füſſe ſind ſtaubig; ihr Gang iſt mühſam, wankend.

Ein Steinblock liegt am Rande der Quelle, faſt unterhalb der Bildſäule des heiligen Johannes des Enthaupteten. Auf dieſen Stein ſinkt dieſe Frau hin, von Ermüdung erſchöpft, keuchend. Und dennoch, ſeit vielen Tagen, vielen Jahren, vielen Jahrhunderten, geht ſie… geht ſie… unermüdbar. Aber zum Erſtenmale fühlt ſie eine unüberwindliche Müdigkeit. Zum Erſtenmale empfinden ihre Füße Schmerzen. Zum Erſtenmale empfand jene, welche mit gleichem, theilnahmloſen und ſichern Schritte durch die bewegliche Lava heißer Wüſten wanderte, während ganze Karavanen von den Wogen entglühenden Sandes verſchlungen wurden. Jene, die mit feſtem und verachtendem Schritte den ewigen Schnee der nördlichen Gegenden, eiserſtarrte Oeden betrat, wo kein menſchliches Weſen leben kann. Jene, welche die verzehrenden Flammen des Brandes, oder die Sturmfluthen des Stromes verſchonten. Jene endlich, die ſeit ſo vielen Jahrhunderten mit der Menſchheit nichts mehr gemein hatte… empfand jene zum Erſtenmale die Schmerzen davon. Ihre Füße bluten, ihre Glieder ſind von Müdigkeit zerſchlagen, ein brennender Durſt verzehrt ſie. Sie fühlt dieſe Gebrechen… ſie leidet durch dieſelben, und ſie wagt es kaum, daran zu glauben. Ihre Freude wäre zu unermeßlich. Doch ihre immer mehr vertrocknende Kehle krampft ſich, ihr Schlund brennt… Sie gewahrt die Quelle, und ſtürzt auf die Knie, um ſich an dieſem kryſtallhellen und wie ein Spiegel durchſichtigen Bache den Durſt zu löſchen. Was geſchieht nun?

Kaum hatten ihre flammenden Lippen dieſes friſche und reine Waſſer nur obenhin berührt, als dieſe Frau, immer am Rande des Baches, und auf ihre Hände geſtützt, knieend, plötzlich zu trinken aufhört, und ſich gierig im hellen Spiegel beſchaut.

Plötzlich, den ſie noch verzehrenden Durſt vergeſſend, ſtößt ſie einen lauten Schrei aus… einen Schrei inniger, unermeßlicher, religiöſer Freude, wie aus unendlichem Danke gegen den Herrn.

In dieſem tiefen Spiegel hat ſie bemerkt, daß ſie gealtert. In wenigen Tagen, in wenigen Stunden, in wenigen Minuten, vielleicht alſogleich hat ſie die Reiſe des Alters erreicht. Sie, welche vor mehr als achtzehn Jahrhunderten zwanzig Jahre zählte, und durch die Welt und die Generationen dieſe unvergängliche Jugend ſchleppte. Sie hatte gealtert; ſie konnte nun nach dem Tode ſtreben. Jede Minute ihres Lebens näherte ſie dem Grabe.

Von dieſen unausſprechlichen Hoffnung entzückt, richtet ſie ſich auf, erhebt ihr Haupt zum Himmel, und faltet ihre Hände in einer Haltung brünſtigen Gebetes. Dann haften ihre Augen auf der großen ſteinernen Bildſäule, die den enthaupteten Heiligen Johannes vorſtellt. Das Haupt, welches der Märtyrer in ſeinen Händen trägt, ſcheint durch ſein vom Tode halbgeſchloſſenes Auge von Granit, auf die ewige Jüdin einen Blick des Mitleidens und des Erbarmens zu werfen. Und ſie iſt's, Herodias, die in der grauſamen Trunkenheit eines heidniſchen Feſtes, die Hinrichtung dieſes Heiligen begehrt hat! Und am Fuße des Bildniſſes des Märtyrers geſchieht es, daß, zum erſtenmale ſeit ſo vielen Jahrhunderten, die Unſterblichkeit, welche auf Herodias laſtete, ſüß zu werden ſcheint!

„O unerforſchliches Geheimniß! o göttliche Hoffnung,“ — ruft ſie aus, — „Dein himmliſcher Zorn
„beſänftiget ſich endlich. Die Hand des Herrn führt

„mich zu den Füßen dieſes heiligen Märtyrers, zu ſeinen
„Füßen beginn' ich, ein menſchliches Weſen zu werden.
„den. Um ſeinen Tod zu rächen, hatte mich der Herr
„zu einem ewigen Gehen verurtheilt. O mein Gott!
„Gieb, daß ich nicht allein begnadiget werde. Darf jener
„Handwerker, Jener, der wie ich, die Königstochter, gleichfalls
„ſeit Jahrhunderten geht, das Ende ſeines ewigen
„Ganges zu erreichen hoffen? Wo iſt er, Herr, wo iſt
„er? Haſt Du mir jene Macht, die Du mir verliehen
„hatteſt, ihn durch Zwiſchenräume zu ſehen, zu hören,
„wieder entzogen? O! gieb mir in dieſem höchſten Momente
„dieſe göttliche Gabe wieder. Herr, denn in dem
„Maße, als ich dieſe menſchlichen Gebrechen fühle, die
„ich als das Ende meiner Ewigkeit von Leiden ſegne,
„verliert mein Auge das Vermögen, durch die Unermeßlichkeit
„zu dringen, mein Ohr das Vermögen, den von
„einem Ende der Welt zum andern irrenden Mann zu
„hören."

Die Nacht war gekommen, finſter, ſtürmiſch. Der Wind hatte ſich inmitten der großen Tannen erhoben: Hinter ihrem ſchwarzen Gipfel, durch düſtere Wolken, begann die Silberſcheibe des Mondes langſam aufzutauchen. Die Anrufung der ewigen Jüdin wurde vielleicht gehört. Plötzlich ſchloſſen ſich ihre Augen, ihre Hände falteten ſich und ſie blieb inmitten der Ruinen knien, regungslos wie eine Bildſäule der Gräber. Und ſie hatte dann eine wunderſame Viſion!!!

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Der Kalvarienberg.

Dieß iſt die Viſion der Herodias: Auf dem Gipfel eines hohen, nackten, ſteinigen, ſteilen Berges, erhebt ſich eine Kreuzſtätte. Die Sonne neigt ſich, wie ſie ſich neigte, als die Jüdin ſich, von Müdigkeit erſchöpft, in die Mitte der Ruinen des enthaupteten Heiligen Johannes ſchleppte.

Der große Chriſtus am Kreuze, der die Kreuzſtätte, den Berg, und die unfruchtbare, öde, unermeßliche Ebene beherrſcht; der große Chriſtus am Kreuze, hebt ſich, weiß und bleich, ſcharf von den blauſchwarzen Wolken ab, die überall den Himmel bedecken, und am Horizonte ſtufenweiſe ſchwächer werdend, in ein düſteres Veilchenblau übergehen. Am Horizonte, wo die untergehende Sonne lange Streifen eines Unheil verkündenden blutrothen Schimmers zurückgelaſſen hat. So weit das Auge reichen kann, erſcheint keine Vegetation auf dieſer finſtern, mit Sand und Kieſeln bedeckten Wüſte, wie das hundertjährige Bett irgend eines verſiegten Oceans. Ein Schweigen des Todes ſchwebt über dieſer troſtloſen Gegend. Bisweilen kommen rieſige ſchwarze Geier mit rothem und kahlen Halſe, gelben und leuchtenden Auge, von ihrem hohen Fluge inmitten dieſer Oede herabſchießend, um ihr blutiges Jagdrecht an der Beute zu vollziehen, die ſie in einer minder unwirthbaren Gegend entführt haben. Wie iſt dieſer Kalvarienberg, dieſer Ort der Andacht, ſo ferne von menſchlicher Behauſung errichtet worden? Dieſer Kalvarienberg iſt mit großen Koſten von einem reuigen Sünder errichtet worden, er hatte andern Menſchen viel Böſes zugefügt, und, um Verzeihung für ſeine Verbrechen zu erhalten, dieſen Berg auf den Knien erklommen, dann als Einſiedler bis zu ſeinem Tode am Fuße dieſes Kreuzes gelebt, kaum gegen des Wetters Ungeſtüm durch ein ſeit langer Zeit von den Winden weggefegtes Strohdach geſchirmt.

Die Sonne neigt ſich immer. Der Himmel wird immer düſterer, die leuchtenden Streifen am Horizonte, kurz zuvor purpurfarben, beginnen ſich langſam zu verfinſtern, gleich im Feuer geglühten Eiſenſtangen, deren Gluth nach und nach erliſcht. Plötzlich hört man hinter einem, der untergehenden Sonne entgegengeſetzten Abhange des Kalvarienberges, das Getöſe einiger Steine, die ſich losmachen, und ſprungweiſe bis zur Schwelle des Berges fallen. Der Fuß eines Wanderers, der, nach Durchſchreitung der Ebene, ſeit einer Stunde dieſe ſteile Abdachung erklimmt, hat das fernhin Kollern jener Kieſelſteine veranlaßt. Dieſer Wanderer erſcheint noch nicht; aber man unterſcheidet ſeinen langſamen, gleichen und feſten Schritt. Endlich erreicht er den Gipfel des Berges, und ſeine hohe Geſtalt hebt ſich ſcharf ab vom ſtürmiſchen Himmel. Dieſer Wanderer iſt ſo bleich, wie Chriſtus am Kreuze; auf ſeiner breiten Stirne dehnet ſich ein ſchwarzer Streifen von einer Schläfe zur andern.

Es iſt der Handwerker von Jeruſalem. Der durch das Elend, durch die Ungerechtigkeit, und durch die Unterdrückung böſe gewordene Handwerker, jener, der ohne Erbarmen mit den Leiden des ſein Kreuz tragenden Gottmenſchen, ihn von ſeinem Hauſe weggeſtoßen hatte; hart ihm zurufend: „Fort! Fort! Fort!“

Und ſeit jenem Tage hat ein rächender Gott ſeinerſeits zum Handwerker von Jeruſalem geſagt: „Fort! Fort! Fort!“ Und er iſt fortgegangen, ewig fortgegangen. Hierauf ſeine Rache nicht beſchränkend, hat der Herr bisweilen den Tod an die Schritte des wandernden Mannes knüpfen wollen, und zahlloſe Gräber ſollten die meilenbezeichnenden Grenzſteine ſeines mörderiſchen Ganges durch die Welt ſeyn. Und es gab für den wandernden Mann Ruhetage in ſeinem unendlichen Schmerze, wenn ihn die unſichtbare Hand des Herrn in die tiefen Oeden trieb, in ſolche, wie die Oede, worin er eben ſeine Schritte ſchleppte; wenigſtens hörte er, durch dieſe troſtloſe Ebene ziehend, und den jähen Kalvarienberg erklimmend, nicht mehr das Leichengeläute der Todtenglocken, die in bewohnten Gegenden immer, immer hinter ihm bimmelten.

Den ganzen Tag, und noch zur Stunde, in den finſtern Abgrund ſeiner Gedanken verſunken, ſeines verhängnißvollen Weges ziehend, gehend, wohin die unſichtbare Hand ihn führte, den Kopf auf die Bruſt geſenkt, die Augen auf den Boden geheftet, hatte der wandernde Mann die Ebene durchſchritten, den Berg erſtiegen, ohne zum Himmel zu ſchauen, ohne die Kreuzſtätte zu gewahren, ohne Chriſtus am Kreuze zu ſehen. Der wandernde Mann dachte an die letzten Nachkommen ſeines Stammes; er fühlte an ſeiner Herzensangſt, daß ihnen noch große Gefahren drohten. Und in einer bittern Verzweiflung, tief wie der Ocean, ſetzte ſich der Handwerker von Jeruſalem an den Fuß der Kreuzſtätte. In dieſem Augenblicke warf ein Scheideſtrahl der Sonne, am Horizonte durch die düſtere Gruppe der Wolken brechend, auf die Zinne des Berges, auf die Kreuzſtätte, einen glühenden Schimmer, wie den Wiederſchein eines Brandes. Der Jude ſtützte eben ſeine geneigte Stirne auf ſeine Hand; ſein langes, vom Dämmerungswinde durchwühltes Haar, hatte ſein bleiches Geſicht verſchleiert, als er, ſeine Haare aus dem Geſichte ſtreichend, vor Ueberraſchung zuſammenfuhr... er, der über nichts mehr erſtaunen konnte.

Mit gierigem Blicke betrachtete er die lange Haarlocke, die er in der Hand hielt. Seine Haare, vor Kurzem ſchwarz, wie die Nacht... waren grau geworden. Auch er, wie Herodias, hatte gealtert. Der Gang ſeines Alters, ſeit achtzehn Jahrhunderten aufgehalten, begann wieder. Wie die ewige Jüdin, konnte alſo auch er von nun an nach dem Grabe ſtreben.

Auf die Knie fallend, ſtreckte er die Hände, das Geſicht zum Himmel empor, um Gott um die Erklärung dieſes Geheimniſſes zu bitten, welches ihn mit Hoffnung entzückte. Dann zum erſtenmale ruhten ſeine Augen auf dem Chriſtus am Kreuze, der den Kalvarienberg beherrſchte, wie die ewige Jüdin ihren Blick auf das Auge von Granit des heiligen Märtyrers geheftet hatte. Chriſtus, das Haupt geneigt unter der Wucht ſeiner Dornenkrone, ſchien von der Höhe ſeines Kreuzes herab mit Milde und Verzeihung den Handwerker anzuſchauen, den er ſeit ſo vielen Jahrhunderten verflucht hatte, und der, auf den Knieen, rückwärts gekehrt, in einer Stellung des Schreckens und Gebetes, ſeine flehenden Hände zu ihm aufhob.

„O Chriſtus!“ rief der Jude „aus, die rächende Hand des Herrn führt mich wieder zum Fuße des ſo ſchweren Kreuzes, das Du trugeſt, von Müdigkeit zerſchlagen. O Chriſtus! als Du ſtehen bleiben wollteſt, um an der Schwelle meiner ärmlichen Behauſung auszuruhen, ſtieß ich Dich in meiner unbarmherzigen Härte mit den Worten weg: „Fort! Fort! und jetzt, nach meinem wandernden Leben, befind ich mich wieder vor dieſem Kreuze, und endlich bleichen meine Haare. O Chriſtus' Haſt Du mir in Deiner göttlichen Güte verziehen? Bin ich alſo am Ziele meines ewigen Ganges angekommen? Gewährt mir endlich Deine himmliſche Milde dieſe Ruhe des Grabes, die bisher, ach! mich immer geflohen hat? O! wenn Deine ewige Milde auf mich herabſchwebt, ſo ſchwebe ſie auch auf jene Frau herab, deren Qual der meinigen gleich iſt. Beſchütze auch die letzten Nachkommen meines Stammes! Was wird ihr Loos ſeyn? Herr, ſchon iſt einer von ihnen, der Einzige von Allen, den das Unglück verderbt hat,

„von dieſer Erde verſchwunden. Haben deßwegen meine „Haare gebleicht? Wird alſo mein Verbrechen nicht eher „abgebüßt ſeyn, als bis kein Einziger mehr von den „Sprößlingen unſerer verfluchten Familie, auf Erden leben wird? Oder verkündet dieſer Beweis Deiner allmächtigen Güte, o Herr! die mich der Menſchheit zurückgiebt, Deine Milde und das Glück der Meinigen? „Werden ſie endlich triumphirend aus den Gefahren „hervorgehen, die ſie bedrohen? Werden ſie, all das Gute „vollbringend, womit ihr Ahnherr die Menſchheit überhäufen wollte, dadurch ihre Begnadigung und die meinige verdienen? oder müſſen ſie, unerbittlich von Dir „verworfen, Herr, als verfluchte Sprößlinge meines „verfluchten Stammes, ihren urſprünglichen Makel und „mein Verbrechen abbüßen? O ſprich ... ſprich, Herr, „werde ich mit ihnen Verzeihung erhalten? Werden ſie „mit mir geſtraft werden?“ Vergebens war die Dämmerung einer ſtürmiſchen und finſtern Nacht gewichen; der Jude betete immer, am Fuße der Kreuzſtätte knieend.

Ende des neunten Theiles.

* * *

Der

ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Deutſch
von
Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Zehnter Theil.

Augsburg, 1845.
v. Jeniſch und Stage'ſche Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erſtes Kapitel.

Der Rath.

Die folgende Scene ereignet ſich im Hôtel Saint-Dizier, am zweiten Tage nach dem Tage, an welchem die Wiederausſöhnung des Marſchalls Simon und ſeiner Töchter ſtattgefunden hat.

Die Prinzeſſin horcht Rodins Worten mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit. Der hochwürdige Pater lehnt ſich, nach ſeiner Gewohnheit, mit dem Rücken an den Kamin; ſeine Hände ſtecken in den Hintertaſchen ſeines alten braunen Oberrockes; ſeine plumpen, ſchmutzigen Schuhe haben ſich auf dem Hermelinteppiche ausgeprägt, welcher den Vordertheil des Salonkamines garnirt. Eine innige Befriedigung lieſt man in des Jeſuiten leichenhaftem Geſichte. Frau von Saint-Dizier, mit jener Art von beſcheidener Koquetterie angezogen, wie ſie einer Kirchenmutter ihres Schlages geziemte, wendete die Augen nicht von Rodin ab; denn dieſer hatte den Pater von Aigrigny im Geiſte der Betſchweſter völlig ausgeſtochen. Das Phlegma, die Kühnheit, die hohe Intelligenz, der derbe und beherrſchende Charakter des Eriocius, imponirten dieſer hochmüthigen

Frau, unterjochten ſie, und flößten ihr eine aufrichtige Bewunderung, faſt Neigung ein; ſelbſt ſeine cyniſche Unreinigkeit, die oft brutale Antwort dieſes Prieſters, gefielen ihr, und ſie fand darin eine Art verderbten Reizes, den ſie dann den auserleſenen Formen und der ſüßen Eleganz des ſchönen, hochwürdigen Vaters von Aigrigny bei weitem vorzog.

„Ja, Madame," ſagte Rodin mit einem Tone der Ueberzeugung und des Nachdruckes; denn dieſe Menſchen legen ihre Maske ſelbſt nicht unter Mitſchuldigen ab, — „ja, Madame, die Nachrichten aus unſerm Abſonderungshauſe von Saint-Herem ſind vortrefflich. Herr Hardy, der ſtarke Geiſt, der Freidenker, iſt endlich in den Schooß unſerer heiligen, katholiſch-apoſtoliſch-römiſchen Kirche getreten." — Da Rodin dieſe letztern Worte heuchleriſch durch die Naſe geredet hatte, neigte die Betſchweſter ehrerbietig den Kopf. — „Die Gnade hat ſich über dieſen Gottloſen ergoſſen," fuhr Rodin fort, „und ſo ſtark ergoſſen, daß er in ſeinem ascetiſchen Enthuſiasmus bereits die Gelübde hat ablegen wollen, die ihn an unſere heilige Geſellſchaft knüpfen."

„So bald, mein Vater?" erwiederte die Prinzeſſin erſtaunt.

„Unſere Ordensregeln ſind einer ſolchen allzugroßen Eile entgegen, wofern es ſich nicht um einen bußfertigen Sünder handelt, der, in articulo mortis *) be-

---

*) „In der Todesſtunde." D. Ueb.

findlich, es für ſein Seelenheil als höchſt wirkſam betrachtet, in unſerem Ordenskleide zu ſterben, und uns ſeine Güter zu überlaſſen ... zur größeren Ehre Gottes."

„Befindet ſich Herr Hardy in einem ſo hoffnungsloſen Zuſtande, mein Vater?"

„Das Fieber verzehrt ihn; nach ſo vielen aufeinander gefolgten Schlägen, die ihn wunderbarer Weiſe auf den Pfad des Seelenheiles gedrängt haben," verſetzte Rodin mit Herzenszerknirſchung, „iſt dieſer Mann von ſo ſchwacher und zarter Natur, zur Stunde moraliſch und phyſiſch gänzlich vernichtet. Daher werden ihm die ſtrenge Lebensart, die Kaſteiungen, die göttlichen Freuden der Seelenentrückung auf das Schnellſte den Weg in das ewige Leben bahnen, und es iſt wahrſcheinlich, daß in einigen Tagen ..." Und der Prieſter ſchüttelte den Kopf mit einer traurigen Miene.

„So bald ſchon, mein Vater?"

„Es iſt faſt gewiß; ich konnte alſo, von meinen Dispenſen Gebrauch machend, dieſen lieben, **in articulo mortis** befindlichen bußfertigen Sünder, als Mitglied unſerer heiligen Geſellſchaft aufnehmen, welcher er, der Satzung gemäß, ſein ganzes gegenwärtiges und künftiges Vermögen überlaſſen hat, ſo, daß er zur Stunde nur mehr an ſein Seelenheil zu denken braucht; wieder ein Opfer des Philoſophismus Satans Klauen entriſſen."

„Ah! mein Vater," rief die Betſchweſter mit Bewunderung aus, „das iſt eine wunderbare Bekehrung;

der Pater von Aigrigny hat mir geſagt, wie ſehr Sie mit dem Einfluße des Abbé Gabriel zu kämpfen gehabt haben.“

„Der Abbé Gabriel,“ entgegnete Rodin, „iſt dafür, daß er ſich in das gemiſcht, was ihn nicht anging, und in noch andere Dinge, beſtraft worden. Ich habe ſeine Interdiction verlangt, ſie iſt von ſeinem Biſchofe über ihn verhängt, und er von ſeiner Pfarre abberufen worden. Man ſagt, daß er zum Zeitvertreibe in die fliegenden Lazarethe der Cholerakranken geht, um daſelbſt chriſtliche Tröſtungen zu ſpenden; dagegen kann man nichts einwenden. Aber dieſer herumziehende Tröſter riecht ſeinen Ketzer auf eine Meile …“

„Er iſt ein gefährlicher Kopf,“ erwiederte die Prinzeſſin; „denn er hat eine ſehr große Einwirkung auf die Menſchen; daher war nichts Geringeres nöthig, als Ihre bewunderungswürdige, unwiderſtehliche Beredſamkeit, um die abſcheulichen Rathſchläge dieſes Abbé Gabriel zu vereiteln, der ſich eingebildet, Herrn Hardy in das weltliche Leben zurückführen zu wollen. In der That, mein Pater, Sie ſind ein heiliger Chryſoſtomus.“

„Gut, gut, Madame,“ — ſagte Rodin barſch, für Schmeicheleien ſehr wenig empfänglich, — „behalten Sie dieß für Andere auf.“

„Ich ſage Ihnen, daß Sie ein heiliger Chryſoſtomus ſind, mein Pater,“ wiederholte die Prinzeſſin eifrig; „denn, wie er, verdienen Sie den Namen Johannes Goldmund.“

„Gehen Sie doch, Madame,“ erwiederte Rodin brutal, die Achſeln zuckend; „ich... Goldmund... meine Lippen ſind zu bleifarben, und die Zähne zu ſchwarz. Sie ſcherzen mit Ihrem Goldmunde.“

„Aber, mein Vater . . .“

„Aber, Madame, man fängt mich nicht mit dieſem Vogelleime da,“ entgegnete Rodin hart; „ich haſſe die Complimente, ich mache deren keine.“

„Ihre Beſcheidenheit möge mir verzeihen, mein Vater,“ ſagte die Betſchweſter demüthig; „ich habe dem Glücke nicht widerſtehen können, Ihnen meine Bewunderung zu bezeigen; denn wie Sie es vor wenigen Monaten faſt geweiſſagt, oder vorhergeſehen haben, ſind bereits zwei Mitglieder der Familie Rennepont in der Erbſchaftsſache abgefunden.“

Rodin ſchaute die Frau von Saint-Dizier mit einer beſänftigten und billigenden Miene an, als er ſie die Lage der beiden verſtorbenen Erben auf ſolche Art bezeichnen hörte. Denn, nach Rodins Meinung, gehörte Herr Hardy, durch ſeine Schenkung und ſeinen mörderiſchen Aſcetismus, nicht mehr der Welt an.

Die Betſchweſter fuhr fort: „Der Eine dieſer Menſchen, ein elender Arbeiter, iſt durch Uebermaß ſeiner Laſter dem Verderben zugeführt worden; Sie haben den Andern durch Exaltirung ſeiner menſchenfreundlichen und weichherzigen Eigenſchaften auf die Bahn des Heiles geleitet. Seyen Sie alſo in Ihren Vorherſehungen geprieſen, mein Vater; denn, Sie haben es geſagt:

„„Ich werde mich an die Leidenſchaften wenden, um an- das Ziel zu kommen.““

„Preiſen Sie doch nicht ſo ſchnell, ich bitte Sie,“ ſagte Rodin ungeduldig, „und Ihre Nichte? Und der Indier? Und die beiden Töchter des Marſchalls Simon? Haben dieſe Perſonen auch ein chriſtliches Ende genommen, oder ſind ſie in der Erbſchaftsſache abgefunden, um uns ſo früh zu preiſen?“

„Nein, ohne Zweifel.“

„Wohlan denn, Sie ſehen es, Madame, verlieren wir nicht die Zeit damit, daß wir uns über die Vergangenheit Glück wünſchen; denken wir an die Zukunft. Der große Tag nahet heran … der 1. Juni iſt nicht ferne; gebe der Himmel, daß wir nicht die überlebenden vier Mitglieder der Familie in der Unbußfertigkeit bis zu jenem Zeitpunkte fortleben, und jene unermeßliche Erbſchaft in Beſitz nehmen ſehen, einen Gegenſtand neuer Verderbniſſe in ihren Händen, einen Gegenſtand zur Ehre des Herrn und ſeiner Kirche in den Händen unſerer Geſellſchaft.“

„Es iſt wahr, mein Vater.“

„Eben recht, Sie ſollten ja Ihre Geſchäftsleute hinſichtlich Ihrer Nichte beſuchen?“

„Ich habe ſie beſucht, mein Vater, und ſo ungewiß die Ausſicht iſt, von der ich mit Ihnen geſprochen, ſo kann man doch den Verſuch machen; ich hoffe noch heute zu erfahren, ob es geſetzlich möglich iſt.“

„Vielleicht fände man dann in der beſchränkten Lage, in welche dieſe neue Bedingung ſie verſetzen würde, ein Mittel, ihre Bekehrung zu bewirken,“ ſagte Rodin mit einem unheimlichen und ſcheußlichen Lächeln; „denn bisher, ſeitdem ſie ſich unglücklicherweiſe dieſem Indier genähert, ſcheint das Glück dieſer zwei Heiden unerſchütterlich und funkelnd, wie der Diamant; kein Biß dringt da ein; ſelbſt nicht von Faringhea's Zahne. Hoffen wir jedoch, daß der Herr dieſen eitlen und ſtrafbaren Glückſeligkeiten ihr Recht wird widerfahren laſſen.“

Dieſes Geſpräch wurde vom Pater von Aigrigny unterbrochen; er trat mit triumphirender Miene in den Salon, und rief ſchon unter der Thüre aus: „Victoria!“

„Was ſagen Sie?“ fragte die Prinzeſſin.

„Er iſt abgereiſet ... heute Nacht,“ erwiederte der Pater von Aigrigny.

„Wer denn?“ ſagte Rodin.

„Der Marſchall Simon,“ antwortete der Pater von Aigrigny

„Endlich,“ erwiederte Rodin, der ſeine innige Freude nicht verbergen konnte.

„Ohne Zweifel hat ſeine Unterredung mit dem Generale d'Havrincourt das Maß vollgemacht,“ rief die Betſchweſter aus, „denn ich weiß, daß er eine Zuſammenkunft mit dem General gehabt hat, der, wie ſo viele Andere, den mehr oder minder gegründeten Gerüchten geglaubt hat, die ich hatte verbreiten laſſen; jedes Mittel, dem Gottloſen beizukommen, iſt gut,“ fügte die Prinzeſſin auf eine mildernde Weiſe bei.

„Wiſſen Sie einige Details?“ ſagte Rodin.

„Ich komme von Robert,“ erwiederte der Pater von Aigrigny; „ſein Signalement, ſein Alter, können ſich auf das Alter und Signalement des Marſchalls beziehen; dieſer iſt mit jenen Papieren abgereiſet. Nur ein Umſtand hat Ihren Emmiſſär in hohem Grade beſtürzt gemacht.“

„Welcher?“ fragte Rodin.

„Bisher mußte er unaufhörlich mit den Unſchlüſſigkeiten des Marſchalls kämpfen; er hatte, unter anderm, ſeine düſtere, verzweiflungsvolle Miene bemerkt. Heute dagegen fand er dieſe ſo glücklich, ſo freudeſtrahlend, daß er ſich nicht enthalten konnte, ihn um die Urſache dieſer Veränderung zu fragen.“

„Nun denn?“ ſagte Rodin und die Prinzeſſin zugleich, auffallend erſtaunt.

„„Ich bin in der That der glücklichſte Menſch auf Erden,““ hat der Marſchall geſagt, „„denn ich werde mit Freude und Glück eine heilige Pflicht erfüllen.““ Die drei Theilnehmer dieſer Scene ſchauten ſich ſchweigend an.

„Und wer hat dieſe plötzliche Veränderung im Geiſte des Marſchalls bewirken können?“ ſagte die Prinzeſſin mit nachdenkender Miene; man machte ſich vielmehr auf Widrigkeiten, auf Anreizungen aller Art gefaßt, um ihn in dieſes abenteuerliche Unternehmen zu ſtürzen.“

„Das iſt mir unbegreiflich,“ bemerkte Rodin nachſinnend; „aber es liegt nichts daran, er iſt fort; man muß keinen Augenblick verlieren, auf ſeine Töchter zu wirken. Hat er jenen verfluchten Soldaten mitgenommen?“

„Nein,“ ſagte der Pater von Aigrigny, „leider nein; durch das Vorhergegangene mißtrauiſch und gewarnt wird er ſeine Vorſichtsmaßregeln verdoppeln, und ein Menſch, der uns in einem verzweifelten Falle gegen ihn hätte dienen können, iſt ſo eben von der Cholera befallen worden.“

„Wer denn?“ fragte die Prinzeſſin.

„Morok. Ich konnte in Allem, für Alles, durch Alles auf ihn zählen, und er iſt verloren; denn wenn er auch der Seuche entrinnt, ſo iſt zu befürchten, daß er einem ſchrecklichen und unheilbaren Uebel unterliegt.“

„Was ſagen Sie?“

„Vor wenigen Tagen iſt er von einem der großen Hunde ſeiner Menagerie gebiſſen worden, und am andern Tage iſt bei dem Hunde die Wuth ausgebrochen.“

„Ah! das iſt entſetzlich,“ rief die Prinzeſſin aus; „und wo iſt dieſer Unglückliche?“

„Man hat ihn in eines von den in Paris proviſoriſch errichteten fliegenden Lazarethen gebracht; denn bisher hat ſich nur die Cholera bei ihm gezeigt, und dieß iſt, ich wiederhol' es, ein doppeltes Unglück; denn er war ein ergebener, entſchloſſener, und zu Allem bereiter Menſch. Nun aber wird ein Zutritt bei dem Soldaten, bei dem Hüter der Waiſen, faſt unmöglich ſeyn, und doch kann man nur durch ihn zu den Töchtern des Marſchalls Simon gelangen.“

„Das iſt offenbar,“ ſagte Rodin mit nachdenkender Miene.

„Vorzüglich ſeitdem die anonymen Briefe ſeinen Verdacht neuerdings erregt haben,“ fügte der Pater von Aigrigny bei, — und . . .“

„Gelegentlich der anonymen Briefe,“ ſagte Rodin plötzlich, den Pater von Aigrigny unterbrechend, „bemerke ich, daß ſie eine Thatſache ſind, und daß es gut iſt, daß Sie ſie kennen; ich werde Ihnen ſagen warum.“

„Um was handelt es ſich?“

„Außer den Briefen, von denen Sie wiſſen, hat der Marſchall deren viele andere erhalten, von denen Sie nichts wiſſen, und in denen man durch alle möglichen Mittel, ſeinen Zorn gegen Sie aufzureizen ſuchte, indem man ihn an alle jene Urſachen erinnerte, die er Sie zu haſſen hatte, und ſeiner wegen des Umſtandes ſpottete, daß Ihr geweihter Stand Sie vor ſeiner Rache ſchütze.“

Der Pater von Aigrigny ſchaute Rodin ſtaunend an, und rief wider ſeinen Willen erröthend aus: „Aber zu welchem Zwecke haben Euer Hochwürden dieß gethan?“

„Zunächſt, um den Verdacht von mir abzuwenden, welchen jene Briefe erregen konnten; dann um die Wuth des Marſchalls bis zum Wahnſinn zu ſteigern, ihn unabläſſig an die gerechten Gründe ſeines Haſſes gegen Sie, und an die Unmöglichkeit erinnernd, Ihnen zu Leibe zu gehen. Dieß, im Vereine mit andern Gährungsſtoffen von Verdruß, Zorn, Aufreizung, welche die brutalen Leidenſchaften dieſes Schlachtenmannes in ihm aufwallen machen, ſollten ihn zu dieſem tollen Unternehmen aufſtacheln, welches die Folge und die Beſtrafung ſeiner abgöttiſchen Verehrung eines elenden Uſurpators iſt.“

„Es mag ſeyn,“ verſetzte der Pater von Aigrigny mit erzwungener Miene; „aber ich möchte Euer Hochwürden bemerken, daß es vielleicht gefährlich war, den Marſchall Simon ſo gegen mich aufzuhetzen.“

„Warum?“ fragte Rodin, einen durchdringenden Blick auf den Pater von Aigrigny heftend.

„Weil der Marſchall, auf's Aeußerſte gebracht, nur unſers wechſelſeitigen Haſſes eingedenk, mich aufſuchen, mich treffen könnte.“

„Nun denn! Hernach?“ ſagte Rodin.

„Nun denn! er könnte vergeſſen, daß ich Prieſter bin . . . und . . .“

„Ah! Sie haben Furcht?“ erwiederte Rodin verächtlich, den Pater von Aigrigny unterbrechend. Bei dieſen Worten Rodins: „Sie haben Furcht,“ fuhr der hochwürdige Pater von ſeinem Stuhle auf, dann fügte er bei, ſeine Kaltblütigkeit wieder gewinnend: „Euer Hochwürden täuſchen ſich nicht; ja ich würde Furcht haben ... ja... In einer ſolchen Lage würde ich Furcht haben, zu vergeſſen, daß ich Prieſter bin, und mich zu viel erinnern, daß ich Soldat geweſen bin.“

„Wirklich?“ ſagte Rodin mit ſouverainer Verachtung; „Sie hangen noch an dieſem einfältigen und wilden Point d'Honneur? Ihr Prieſterrock hat dieſes ſaubere Feuer nicht ausgelöſcht? Alſo jener Haudegen, deſſen armſeliges, gleich einer Trommel leeres und ſonores Gehirn ich aus ſeinem Gange zu bringen wohl überzeugt war, indem ich einige, für derlei dumme Kampfſüchtige magiſche Worte: „„Militäriſche Ehre, Eid, Napoleon II.““ ausſprach, jener Haudegen alſo ſollte ſich zu irgend einer Heftigkeit gegen Sie haben hinreißen laſſen, daß Sie einer großen Anſtrengung bedurft hätten, ruhig zu bleiben?“ Und Rodin heftete von Neuem einen durchdringenden Blick auf den hochwürdigen Pater.

„Euer Hochwürden, glaub' ich, werden vergeblich ſolche Vermuthungen aufſtellen,“ ſagte der Vater von Aigrigny, mit Mühe ſeine Aufregung bezwingend.

„Als Ihr Oberer,“ entgegnete Rodin ſtreng, „hab' ich das Recht, Sie zu fragen, was Sie gethan hätten, wenn der Marſchall Simon die Hand gegen Sie würde erhoben haben.“

„Mein Herr!“ — rief der hochwürdige Pater aus.

„Es ſind keine „„meine Herren““ da, es ſind Prieſter da,“ — ſagte Rodin hart. Der Vater von Aigrigny ſenkte den Kopf, kaum ſeinen Zorn bewältigend.

„Ich frage Sie,“ fuhr Rodin hartnäckig fort. — „was würden Sie thun, wenn der Marſchall Simon Sie geſchlagen hätte? Iſt dieß deutlich?“

„Genug! ich bitte Sie,“ — antwortete der Pater von Aigrigny, — „genug!“

„Oder, wenn Sie lieber wollen, wenn er Sie auf beiden Wangen beohrfeigt hätte,“ — äußerte Rodin mit beharrlichem Phlegma.

Der Pater von Aigrigny, blaß, mit zerpreßten Zähnen, geballten Fäuſten, fühlte eine Art Schwindel bei dem bloßen Gedanken an eine ſolche Beſchimpfung, während Rodin, der ohne Zweifel dieſe Frage nicht zwecklos geſtellt hatte, ſeine ſchlaffen Augenlieder aufziehend, mit geſpannter Aufmerkſamkeit die ausdrucksvollen Zeichen zu betrachten ſchien, die ſich in der verſtörten Phyſiognomie des ehemaligen Oberſten verriethen. Da die Betſchweſter, vom Exſocius immer mehr bezaubert, die Lage des Paters von Aigrigny eben ſo peinlich als falſch fand, fühlte ſie ihre Bewunderung für Rodin noch zunehmen.

Endlich antwortete der Pater von Aigrigny, nach und nach wieder kaltblütig geworden, Rodin mit einem ruhigen und erzwungenen Tone: „Wenn ich eine ſolche Beſchimpfung erdulden müßte, würde ich den Herrn bitten, mir Reſignation und Demuth zu verleihen.“

„Und gewiß würde der Herr Ihr Flehen erhören,“ — verſetzte Rodin kalt, von der Probe befriediget, durch die er den Pater von Aigrigny ſo eben verſucht hatte. — „Uebrigens ſind Sie jetzt zum voraus in Kenntniß geſetzt, und es iſt wenig wahrſcheinlich,“ — fügte er mit einem ſcheußlichen Lächeln hinzu, — „daß der Marſchall Simon hierher zurückkehre, um Ihre Demuth ſo hart zu prüfen. Aber wenn er zurück käme," — und Rodin heftete wieder einen langen und durchbohrenden Blick auf den hochwürdigen Vater, — „wenn er zurückkäme, werden Sie, ich zweifle nicht daran, jenem brutalen Säbelſchlepper, ungeachtet ſeiner Gewaltthätigkeiten, Alles zu zeigen wiſſen, was von Reſignation und Demuth in einer wahrhaft chriſtlichen Seele liegt."

Zwei Schläge, an die Thüre der Wohnung beſcheiden gethan, unterbrachen einen Augenblick die Unterhaltung. Ein Kammerdiener trat ein, auf einer Platte einen großen, verſiegelten Umſchlag tragend, den er der Prinzeſſin überreichte, wornach er ſich entfernte. Nachdem Frau von Saint-Dizier mit einem Blicke Rodin um Erlaubniß gebeten hatte, dieſen Brief zu entſiegeln, durchlief ſie ihn, und bald zeigte ſich eine grauſame Befriedigung in ihrem Geſichte.

„Es iſt Hoffnung vorhanden," — rief ſie aus, gegen Rodin gewendet; — „die Forderung iſt ſtreng geſetzlich; ſie verſtärkt ſich durch das Anſuchen um Mundtodterklärung *); die Folgen können ſo ſeyn, wie wir ſie wünſchen. Kurz, meine Nichte kann von heute auf morgen mit dem äußerſten Elende bedroht werden; Sie, die ſo Verſchwenderiſche. Welche Umwälzung in ihrem ganzen Leben!"

---

*) Interdiction = ein gerichtliches Erkenntniß, wodurch Jemanden die Verwaltung ſeines Vermögens entzogen wird.
D. Ueb.

„Man könnte dann ohne Zweifel dieſem unbändigen Charakter auf irgend eine Weiſe zukommen," — ſagte Rodin mit nachdenkender Miene, — „denn bisher iſt Alles geſcheitert; man ſollte meinen, daß manches Glück unverwundbar mache," — murmelte der Jeſuit, ſeine platten und ſchwarzen Nägel benagend.

„Aber um den gewünſchten Erfolg zu erhalten, muß man den Hochmuth meiner Nichte ſteigern; es iſt alſo ſchlechterdings unerläßlich, daß ich ſie beſuche und mit ihr ſpreche," ſagte Frau von Saint-Dizier nachſinnend.

„Das Fräulein von Cardoville wird dieſe Unterredung verweigern," bemerkte der Pater von Aigrigny.

„Vielleicht," erwiederte die Prinzeſſin. — „Sie iſt ſo glücklich; daß ihre Kühnheit den höchſten Grad erreicht haben muß; ja, ja, ich kenne ſie. Ich werde ihr auf ſolche Art ſchreiben, daß ſie kommen wird."

„Glauben Sie?" fragte Rodin mit zweifelnder Miene.

„Zweifeln Sie nicht daran, mein Vater," fuhr die Prinzeſſin fort, „ſie wird kommen. Und iſt einmal ihr Stolz betheiliget, ſo kann man viel hoffen."

„Man muß alſo handeln, Madame," entgegnete Rodin, „ſchnell handeln; der Augenblick nahet heran; Haß, Mißtrauen ſind erregt. Es iſt kein Moment zu verlieren."

„Was den Haß betrifft," verſetzte die Prinzeſſin, „möchte das Fräulein von Cardoville an dem Ausgange ſehen können, welchen der Prozeß nehmen wird, den ſie wegen deſſen einzuleiten verſucht hat, was ſie ihre Gefangenſchaft in einem Krankenhauſe, und die Sequeſtration der Fräulein Simon im Kloſter Saint-Marie nennt. Gott ſey Dank, wir haben überall Freunde; ich weiß aus guter Quelle, daß man aus Mangel genügender Beweiſe über dieſe Zänkereien hinweggehen wird, ungeachtet des Ingrimmes einiger parlamentariſcher Magiſtrate, welche notirt, gut notirt werden.“

„Unter dieſen Umſtänden,“ erwiederte Rodin, „gewährt die Abreiſe des Marſchalls freien Spielraum; man muß unmittelbar auf ſeine Töchter wirken.“

„Aber wie?“ fragte die Prinzeſſin.

„Zuvörderſt muß man ſie beſuchen,“ antwortete Rodin, „mit ihnen ſprechen, ſie ſtudiren; dann wird man nach Erforderniß handeln.“

„Aber der Soldat wird ſie nicht eine Secunde lang verlaſſen,“ ſagte der Vater von Aigrigny.

„Dann,“ entgegnete Rodin, „wird man in Gegenwart des Soldaten mit ihnen ſprechen, und ihn an uns ziehen müſſen.“

„Ihn! Dieſe Hoffnung iſt thöricht!“ rief der Pater von Aigrigny aus; „kennen Sie dieſe militäriſche Redlichkeit, kennen Sie dieſen Mann nicht?“

„Ich kenne ihn nicht?“ ſagte Rodin, die Achſeln zuckend. — „Hat nicht das Fräulein von Cardoville mich ihm als ihren Befreier vorgeſtellt, da ich Sie als die Seele dieſes Complottes bezeichnete; hab' nicht ich ihm ſeine lächerliche kaiſerliche Reliquie zurückgegeben, ſein Ehrenkreuz, bei dem Doctor Baleinier; hab' nicht ich endlich die jungen Mädchen aus dem Kloſter ihm gebracht, und in die Arme ihres Vaters gelegt?“

„Ja,“ verſetzte die Prinzeſſin; „aber ſeitdem hat meine verwünſchte Nichte Alles erfahren, Alles entdeckt. Sie hat dies Ihnen ſelbſt geſagt, mein Vater.“

Daß ſie mich als ihren ärgſten Todfeind betrachte,“ ſagte Rodin. — „Es ſey. Aber hat ſie dieß zum Marſchalle geſagt? Hat ſie mich ihm genannt? Und wenn ſie es gethan, hat der Marſchall von dieſem Umſtande ſeinen Soldaten in Kenntniß geſetzt? Es kann ſeyn, aber es iſt nicht gewiß; jedenfalls muß man ſich darüber Gewißheit verſchaffen; wenn der Soldat mich als entlarvten Feind behandelt, wollen wir ſehen; aber ich werde zunächſt verſuchen, als Freund von ihm empfangen zu werden.“

„Wann?“ fragte die Betſchweſter.

„Morgen früh,“ antwortete Rodin.

„Großer Gott! mein lieber Vater,“ rief Frau von Saint-Dizier beſorgt aus, „wenn dieſer Soldat einen Feind in Ihnen ſieht? Nehmen Sie ſich in Acht.“

„Ich nehme mich immer in Acht, Madame; ich bin mit ſchrecklicheren Kunden, als er iſt, fertig geworden.“ Und der Jeſuit lächelte, ſeine ſchwarzen Zähne weiſend, „mit der Cholera zum Beiſpiel.“

„Aber wenn er Sie als Feind behandelt, wird er ſich weigern, Sie zu empfangen; auf welche Art werden Sie zu den Töchtern des Marſchalls Simon gelangen?“ ſagte der Vater von Aigrigny.

„Ich weiß gar nichts davon,“ verſetzte Rodin; „aber da ich zu ihnen kommen will, werde ich hinkommen.“

„Mein Vater,“ ſagte plötzlich die Prinzeſſin nachſinnend, „dieſe jungen Mädchen haben mich nie geſehen; wenn ich, ohne mich zu nennen, bei ihnen Zutritt finden könnte?“

„Dieß wäre völlig überflüſſig, Madame; denn ich muß vor Allem wiſſen, wozu ich hinſichtlich jener Waiſen mich entſchließe. Ich will ſie alſo um jeden Preis beſuchen, mich lange mit ihnen unterhalten; erſt dann, iſt einmal mein Plan gefaßt, wird Ihre Mitwirkung mir nützlich ſeyn können. Jedenfalls wollen Sie Morgen früh gefälligſt bereit ſeyn, mich zu begleiten, Madame.“

„Wohin, mein Vater?“

„Zum Mariſchall Simon.“

„Zu ihm?“

„Nicht eben zu ihm; Sie werden in Ihrem Wagen fahren, ich werde einen Fiakerwagen nehmen; ich werde bei den jungen Mädchen Zutritt zu erhalten ſuchen; während dieſer Zeit werden Sie mich einige Schritte vom Hauſe des Mariſchalls erwarten; wenn es mir gelingt, und ich Ihres Beiſtandes bedarf, werde ich Sie in Ihrem Wagen holen; Sie werden meine Inſtruktionen empfangen, und nichts wird zwiſchen uns verabredet ſcheinen.“

„Es ſey, mein hochwürdiger Vater; aber ich zittere wahrhaftig, wenn ich an eine Zuſammenkunft mit dem brutalen Soldaten denke,“ ſagte die Prinzeſſin.

„Der Herr wird über ſeinen Diener wachen, Madame," antwortete Rodin. — „Was Sie betrifft, mein Pater," fügte er bei, gegen den Pater von Aigrigny gewendet, „ſenden Sie ſogleich die bereit gehaltene Note nach Wien, um dem Bewußten die Abreiſe und nahe Ankunft des Mariſchalls anzuzeigen. Es iſt für Alles geſorgt. Heute Abend werde ich ausführlicher ſchreiben."

Am andern Tage, gegen acht Uhr Morgens, nahmen Frau von Saint-Dizier, in ihrem Wagen, und Rodin in ſeinem Fiakerwagen, den Weg nach dem Hauſe des Mariſchalls Simon.

Zweites Kapitel.

Das Glück.

Seit zwei Tagen iſt der Mariſchall Simon abgereiſet. Es iſt acht Uhr Morgens; Dagobert ſchleicht mit großer Vorſicht auf den Zehen, damit das Parquet nicht knarre, durch den Salon, der in das Schlafzimmer von Roſe und Blanche führt, und legt ſein Ohr beſcheiden an die Thüre des Gemaches der jungen Mädchen; Rabat-joie folgt pünktlich ſeinem Herrn, und ſcheint mit eben ſo großer Vorſicht zu gehen, wie er.

Das Geſicht des Soldaten iſt beſorgt, gedankenvoll; indem er ſich nähert, ſagt er halblaut: „Wenn nur die lieben Kinder nichts gehört haben, heute Nacht? Es würde ſie erſchrecken, und es iſt beſſer, wenn ſie dieſen Vorfall ſo ſpät als möglich erfahren. Er würde hinreichen, ſie ſchmerzlich zu betrüben; die armen Kleinen ſind ſo fröhlich, ſo glücklich, ſeitdem ſie wiſſen, daß ihr Vater ſie liebt! Sie haben ſeine Abreiſe ſo muthig ertragen. Wenn ſie alſo nur nicht das Ereigniß dieſer Nacht erfahren haben; ſie würden gar zu traurig darüber werden!“ Dann wieder horchend fuhr der Soldat fort: „Ich höre nichts … nichts … Sie ſind ſonſt immer ſo früh wach; iſt's vielleicht der Kummer?“

Dagobert's Erwägungen wurden von einem lauten Doppelgelächter von anmuthiger Herzlichkeit unterbrochen, welches plötzlich im Innern des Schlafzimmers der jungen Mädchen erſcholl.

„Ei, ſie ſind nicht ſo traurig, wie ich glaubte,“ ſagte Dagobert, leichter athmend; „wahrſcheinlich wiſſen ſie nichts.“

Bald verdoppelte ſich das laute Lachen ſo, daß der Soldat, über dieſen bei ſeinen Kindern ſo ſeltſamen Anfall von Luſtigkeit entzückt, ſich anfangs ganz gerührt fühlte; einen Augenblick wurden ſeine Augen bei dem Gedanken feucht, daß die Waiſen endlich die glückliche Heiterkeit ihres Alters gefunden; dann, von der Rührung zur Freude übergehend, immer aufmerkſam an der Thüre lauſchend, mit halbgeneigtem Leibe, die Hände auf ſeine Knie geſtützt, accompagnirte Dagobert, wieder auflebend, freudeſtrahlend, die Lippen von einem Ausdrucke ſchweigenden Frohſinns geſchwellt, ein wenig den Kopf ſchüttelnd, mit ſeinem ſtummem Lachen die lauten Ausbrüche ſteigender Heiterkeit der jungen Mädchen.

Endlich, da nichts anſteckender iſt, als die Luſtigkeit, und der wackere Soldat vor Freude außer ſich war, lachte er zuletzt ganz laut und aus allen ſeinen Kräften, ohne zu wiſſen warum, und nur, weil Roſe und Blanche aus vollem Halſe lachten.

Rabat-joie hatte ſeinen Herrn nie in einem ſolchen Anfalle von Frohſinn geſehen; er blickte ihn zuerſt mit einem tiefen und ſchweigenden Staunen an, dann fing er mit einer fragenden Miene zu bellen an. Bei dieſem wohlbekannten Tone hörte das Lachen der jungen Mädchen plötzlich auf, und eine friſche Stimme, in Folge der freudigen Gemüthsbewegung noch ein wenig bebend, rief aus: „Du alſo biſt es, Rabat-joie, der uns zu wecken kommt?“

Rabat-joie begriff, wedelte mit dem Schweiſe, legte ſeine Ohren, duckte ſich neben der Thüre wie ein liegender Hund, und antwortete auf den Zuruf ſeiner jungen Gebieterin durch ein leiſes Murren.

„Herr Rabat-joie,“ ſagte Roſe, mit Mühe einen neuen Anfall von Heiterkeit verhaltend, „Sie ſind ſehr früh auf?“

„Könnten Sie uns wohl gefälligſt ſagen, Herr Rabat-joie, wie viel Uhr es iſt?“ fügte Blanche bei.

„Ja, meine Fräulein, es iſt acht Uhr vorbei,“ tönte plötzlich die rauhe Stimme Dagobert's, der dieſen Spaß mit einem ſchallenden Gelächter begleitete. Ein leiſer Schrei freudiger Ueberraſchung ließ ſich vernehmen, dann erwiederte Roſe: „Guten Morgen, Dagobert!“

„Guten Morgen, meine Kinder; Sie ſind heute ſehr faul, ohne Ihnen einen Vorwurf zu machen.“

„Das iſt nicht unſere Schuld; unſere liebe Auguſtine iſt noch nicht zu uns gekommen,“ verſetzte Roſe; wir warten auf ſie.“

„Da haben wir's,“ dachte ſich Dagobert, deſſen Züge wieder ſorgenvoll wurden. Dann fuhr er ganz laut in einem ziemlich verlegenen Tone fort; denn der wackere Mann verſtand ſich ſchlecht auf's Lügen: „Meine Kinder, Ihre Gouvernante iſt dieſen Morgen ſehr früh ausgegangen; ſie iſt auf's Land in Geſchäften; ſie wird erſt in einigen Tagen zurückkommen; für heute werden Sie alſo gut thun, ganz allein aufzuſtehen.“

„Dieſe gute Madame Auguſtine . . .“ erwiederte die Stimme der Blanche theilnehmend. „Es iſt nichts für ſie Unangenehmes, was ſie ſo ſchnell fortzugehen bewog, nicht wahr, Dagobert?“

„Nein, nein, keineswegs; es geſchah Geſchäfte wegen,“ antwortete der Soldat, „um einen ihrer Verwandten zu beſuchen.“

„Ah! deſto beſſer,“ ſagte Roſe. „Wohlan, Dagobert, wenn wir Dir rufen werden, wirſt Du eintreten können.“

„Ich komme in einer Viertelſtunde wieder,“ ſagte der Soldat, ſich entfernend; dann dachte er: „Ich muß Jocriſſe, dieſes Vieh, kapiteln; denn er iſt ſo dumm und geſchwätzig, daß er Alles ausplaudern kann.“

Der Name des vermeintlichen Dummkopfes wird zum natürlichen Uebergange dienen, um die Urſache der tollen Luſtigkeit der beiden Schweſtern mitzutheilen; ſie lachten über die zahlloſen Verkehrtheiten dieſes Tölpels. Die beiden jungen Mädchen waren aufgeſtanden, und hatten ſich angekleidet, indem ſie ſich wechſelſeitig Zofendienſte leiſteten. Roſe hatte Blanche gekämmt, und ihr den Kopfputz geordnet; dann beſorgte Blanche dieſes Geſchäft bei Roſe; die beiden ſo gruppirten jungen Mädchen boten ein anmuthvolles Bild. Roſa ſaß an einer Toilette; ihre Schweſter, hinter ihr ſtehend, glättete ihre ſchönen braunen Haare. Es iſt ein glückliches und liebliches Alter, noch der Kindheit ſo nahe, wo die gegenwärtige Freude ſo ſchnell vergangene Kümmerniſſe vergeſſen macht. Und dann fühlten die Waiſen mehr als Freude, es war Glück, ja, ein inniges Glück, ein fortan unerſchütterliches, ihr Vater betete ſie an; ihre Gegenwart, weit entfernt ihm peinlich zu ſeyn, entzückte ihn. Endlich hatte auch er, hinſichtlich der Zärtlichkeit ſeiner Kinder beruhiget, Dank ihnen, keinen Kummer mehr zu fürchten. Was konnte dieſen drei Weſen, ihrer gegenſeitigen und unausſprechlichen Liebe ſo gewiß, an einer augenblicklichen Trennung liegen? Begreift man dieß, ſo wird man auch die unſchuldige Luſtigkeit der beiden Schweſtern, ungeachtet der Abreiſe ihres Vaters, und den fröhlichen, glücklichen Ausdruck begreifen, der ihre holdſeligen Geſichtchen verklärte, in denen ſchon ihr vor Kurzem verbleichendes Roth wieder aufblühte; ihr Vertrauen auf die Zukunft verlieh ihrer Phyſiognomie etwas Entſchloſſenes, Entſchiedenes, das ihren [illegible] Zügen einen feſſelnden Zauber beifügte. [illegible], die Haare ihrer Schweſter glättend, ließ ihren Kamm fallen; als ſie ſich bückte, um ihn aufzuheben, kam ihr Roſe zuvor, und gab ihn ihr mit den Worten zurück: „Wenn er zerbrochen wäre, hätteſt Du ihn in den Henkelkorb gethan.“

Und die beiden jungen Mädchen begannen bei dieſen Worten, die auf eine bewundernswerthe Verkehrtheit des Jocriſſe anſpielten, wie närriſch zu lachen. — Der vermeintliche Dummkopf hatte den Henkel einer Taſſe zerbrochen, und als die Gouvernante der jungen Mädchen ihm einen Verweis gab, geantwortet: „Seyen Sie ruhig, Madame, ich habe den Henkel in den Henkelkorb gethan.“ — „„In den Henkelkorb?““ — „Ja, Madame, in dieſen thu' ich alle Henkel, die ich zerbreche oder zerbrechen werde.“

„Mein Gott!“ ſagte Roſe, ihre von Freudenthränen feuchten Augen trocknend, „wie lächerlich iſt's doch, über ſolche Dummheiten zu lachen?“

„Da es aber ſo drollig iſt,“ entgegnete Blanche, „wie kann man widerſtehen?“

„Ich bedauere nur, daß unſer Vater uns nicht ſo lachen hört.“

„Er wäre ſo glücklich, uns luſtig zu ſehen!“

„Wir müſſen ihm heute die Geſchichte vom Henkelkorbe ſchreiben.“

„Und jene vom Federbeſen, um ihm zu zeigen, daß wir, unſerm Verſprechen gemäß, während ſeiner Abweſenheit keinen Kummer fühlen.“

„Ihm ſchreiben, meine Schweſter; doch nein, Du weißt wohl, er wird uns ſchreiben, er, aber wir können ihm nicht antworten.“

„Es iſt wahr... Dann... eine Idee. Schreiben wir ihm ſtets, unter ſeiner Adreſſe hier; Dagobert wird die Briefe auf die Poſt tragen, und unſer Vater nach ſeiner Rückkehr unſere Correſpondenz leſen.“

„Du haſt Recht, das iſt herrlich. Welch' närriſches Zeug wollen wir ihm erzählen, weil er es liebt!“

„Und auch wir, man muß es geſtehen, verlangen nichts Beſſeres, als luſtig zu ſeyn.“

„O! gewiß. Die lezten Worte unſers Vaters haben uns ſo viel Muth gemacht, nicht wahr, Schweſter?“

„Ich fühlte mich, als ich ihn hörte, hinſichtlich ſeiner Abreiſe unerſchrocken.“

„Und als er zu uns geſagt hat: „„Meine Kinder, „ich will Euch anvertrauen, was ich Euch anvertrauen „kann. Ich hatte eine heilige Pflicht zu vollziehen; zu „dieſem Zwecke mußte ich Euch auf einige Zeit verlaſ„ſen, und obwohl ich blind genug war, an Eurer Zärt„lichkeit zu zweifeln, ſo konnte ich doch nicht mich ent„ſchließen, Euch zu verlaſſen; mein Gewiſſen war jedoch „unruhig, bewegt; der Kummer entmuthigte dergeſtalt, „daß ich die Kraft nicht hatte, einen Entſchluß zu faſ„ſen, und die Tage ſo in angſtvollen Unſchlüſſigkeiten

„verfloſſen; ſo wie ich aber einmal Eurer Zärtlichkeit „gewiß war, haben dieſe Unentſchiedenheiten plötzlich auf„gehört; ich begriff, daß es nicht darum ſich handelte, „eine Pflicht einer andern zu opfern, und ſomit einen „Gewiſſensbiß mir zu bereiten, ſondern daß ich zwei „Pflichten zugleich erfüllen müßte, zwei heilige Pflichten, „und dieß iſt's, was ich mit Freude, mit Muth, mit „Glück thue.““

„O! ſprich, ſprich, meine Schweſter, fahr fort,“ rief Blanche aus, indem ſie aufſtand, um ſich Roſe zu nähern, „es dünkt mir, unſern Vater zu hören; gedenken wir oft ſeiner Worte, ſie könnten uns tröſten, wenn wir geneigt würden, uns über ſeine Abweſenheit zu betrüben.“

„Nicht wahr, Schweſter? Aber als unſer Vater ferner zu uns ſagte: „„Anſtatt über meine Abreiſe „Kummer zu fühlen, freut Euch darüber, ſeyd ſtolz „darauf. Ich verlaſſe Euch, um etwas Gutes, etwas „Großmüthiges zu vollbringen. Stellt Euch vor, daß „irgendwo eine arme, leidende, unterdrückte, von Allen „verlaſſene Waiſe ſey, daß der Vater dieſer Waiſe mein „Wohlthäter geweſen, daß ich ihm geſchworen habe, mich „ſeinem Sohne zu weihen; ... und daß ſeines Sohnes „Leben bedroht ſey? ... Sprecht, meine Kinder, wür„det Ihr traurig ſeyn, mich Euch verlaſſen zu ſehen, „um jener Waiſe beizuſtehen?““

„O! nein, nein, braver Vater, haben wir geantwortet, — wir wären dann nicht Deine Töchter!“ —

erwiederte Roſe mit Begeiſterung, — „geh, verlaß Dich auf uns. Wir wären allzu unglücklich bei dem Gedanken, daß unſere Traurigkeit Deinen Muth ſchwächen könnte; geh, reiſe, und täglich werden wir uns mit Stolz ſagen: Um eine edle und große Pflicht zu erfüllen, hat unſer Vater uns verlaſſen; daher iſt es ſüß für uns, ſeiner zu harren.“

„Wie ſchön iſt dieß, wie ſtärkt der Gedanke der Pflicht, der Hingebung, meine Schweſter!“ — verſetzte Roſe feurig. — „Siehſt Du, dieß verleiht unſerm Vater den Muth, uns ohne Kummer zu verlaſſen, und uns den Muth, ſeine Heimkehr fröhlich zu erwarten.“

„Und dann, welcher Ruhe genießen wir jetzt! Jene betrübenden Träume, die uns ſo traurige Ereigniſſe weiſſagten, quälen uns nicht mehr.“

„Ich ſag' es Dir, Schweſter: Dießmal ſind wir für immer im vollen Glücke.“

„Und dann geht's Dir, wie mir? Dünkt es mir nun, daß ich mich ſtärker, muthiger fühle, und allen möglichen Uebeln trotzen würde.“

„Ich glaub's wohl; ſieh doch, wie ſtark wir jetzt ſind: Unſern Vater in unſerer Mitte, Du auf der einen Seite, ich auf der andern ꝛc. . . .“

„Dagobert hat die Vorhut, Rabat-joie die Nachhut; die Armee wird alſo vollſtändig ſeyn. Man greife ſie daher an, tauſend Schwadronen!“ — fügte plötzlich eine rauhe und muntere Stimme bei, das junge Mädchen unterbrechend, und Dagobert erſchien an der Thüre, die er halb öffnete. Man mußte ihn ſehen, glücklich, freudeſtrahlend! denn der indiscrete Alte hatte die jungen Mädchen ein wenig belauſcht, bevor er ſich zeigte.

„Ah! Du haſt uns belauſcht, Neugieriger,“ ſagte Roſe heiter, mit ihrer Schweſter das Zimmer verlaſſend, und in den Salon tretend, wo Beide den Soldaten liebevoll umarmten.

„Ich glaube wohl, daß ich Sie belauſchte, und bedauerte nur Eines, nämlich: nicht eben ſo große Ohren zu haben, wie jene des Rabat-joie, um mehr zu hören. Brave, brave Töchter, ſo hab' ich Sie lieb, ein wenig hoch hinaus, und zum Kummer ſagend: Auf halbe Wendung links... genug gequält... zum Henker!“

„Gut, Du wirſt ſehen, daß er uns nun Fluchen beißen wird,“ ſagte Roſe zu ihrer Schweſter, wie närriſch lachend.

„Ei doch! ei doch! meiner Treu, von Zeit zu Zeit will ich's nicht verreden,“ entgegnete der Soldat, „dieß erleichtert, beruhiget; denn wenn man, um die Stürme des Elendes zu erdulden, nicht in fünfmalhunderttauſend Namen fluchen könnte . . .“

„Willſt Du wohl ſtill ſeyn,“ ſagte Roſe, ihre ſchöne Hand auf Dagoberts grauen Schnurbart legend, um ihm das Wort abzuſchneiden, „wenn Madame Auguſtine es hörte . . .“

„Die arme, ſo ſanfte, ſo ſchüchterne Gouvernante!“ verſetzte Blanche.

„Welche Furcht würdeſt Du ihr einjagen!"

„Ja," ſagte Dagobert, bemüht, ſeine wieder auftauchende Verlegenheit zu verhehlen; „aber ſie hört uns nicht, weil ſie auf's Land gegangen iſt."

„Die gute und wackere Frau," äußerte Blanche theilnehmend, „ſie hat uns, Dich betreffend, etwas ſehr Rührendes geſagt, was von ihrem vortrefflichen Herzen zeugt."

„Gewiß," erwiederte Roſe, „indem ſie mit uns von Dir ſprach, ſagte ſie: „„Ah! meine Fräulein, ich weiß, daß Ihnen neben der Liebe des Herrn Dagobert meine noch ſo neue Anhänglichkeit, deren Sie nicht bedürfen, ſehr geringfügig erſcheinen muß, und dennoch fühle ich das Recht, mich Ihnen gleichfalls zu weihen.""

„Gewiß, gewiß, ſo war's, ſie hat ein Goldherz," ſagte Dagobert; dann fügte er ganz leiſe hinzu: „Es iſt, als ob's abſichtlich geſchehe, daß ſie das Geſpräch auf dieſe arme Frau lenken."

„Uebrigens hat mein Vater ſie gut gewählt," bemerkte Roſe, „ſie iſt die Wittwe eines ehemaligen Militärs, der den Krieg mit ihm mitgemacht hat."

„Zur Zeit, da wir traurig waren," entgegnete Blanche, „mußte man ihre Beſorgniſſe, ihren Kummer und Alles ſehen, was ſie ſehr ſchüchtern verſuchte, um uns zu tröſten."

„Zwanzigmal ſah ich große Thränen in ihren Augen blinken, wenn ſie uns anſchaute," ſagte Roſe, „o! ſie liebt uns zärtlich, und wir erwiedern dieſe Liebe ſehr, und in dieſer Beziehung, Du weißt es nicht, Dagobert, haben wir einen Plan, ſobald unſer Vater zurückgekehrt ſeyn wird."

„Schweig doch, meine Schweſter," erwiederte Blanche lachend, „Dagobert wird unſer Geheimniß nicht bewahren."

„Er? Nicht wahr, Du wirſt es uns bewahren," Dagobert?

„Hören Sie, antwortete der Soldat, immer verlegener, „Sie werden eben ſo gut thun, nichts zu ſagen."

„Du kannſt alſo der Madame Auguſtine nichts verhehlen?"

„Ah! Herr Dagobert, Herr Dagobert," äußerte Blanche fröhlich, dem Soldaten mit der Fingerſpitze drohend, „ich habe Sie ſehr in Verdacht, bei unſerer guten Gouvernante den Gefallſüchtigen geſpielt zu haben."

„Ich . . . gefallſüchtig?" fragte der Soldat. Der Ton, der Ausdruck Dagobert's, als er dieſe Worte ſprach, waren ſo gewaltig, daß die beiden Schweſtern in ein lautes Gelächter ausbrachen. Ihre Heiterkeit ſtieg auf's Höchſte, als die Thüre des Salons aufging. Jocriſſe that einige Schritte in den Salon, mit lauter Stimme meldend: „Herr Rodin."

In der That ſchlüpfte der Jeſuit raſch in's Zimmer, wie um das Terrain in Beſitz zu nehmen; einmal eingetreten, glaubte er gewonnenes Spiel zu haben, und ſeine Schlangenaugen funkelten. Es würde ſchwer ſeyn, das Erſtaunen der beiden Schweſtern, und den Zorn des Soldaten bei dieſem unvermutheten Beſuche zu ſchildern. Dagobert ſprang auf Jocriſſe zu, packte ihn am Kragen, und rief aus: Wer hat Dir erlaubt, Jemand hier einzuführen, ohne mich zuvor davon in Kenntniß zu ſetzen?“

„Gnade, Herr Dagobert!“ erwiederte Jocriſſe, auf die Knie fallend, und die Hände mit einer eben ſo dummen als flehenden Miene faltend.

„Marſch hinaus da, und Sie auch, und Sie vorzüglich!“ fügte der Soldat mit drohender Miene hinzu, zu Rodin ſich wendend, der ſich bereits, mit väterlicher Miene lächelnd, den jungen Mädchen näherte.

„Ich ſtehe Ihnen zu Befehl, mein lieber Herr,“ verſetzte der Prieſter demüthig, ſich verbeugend, aber ohne von der Stelle zu weichen.

„Wirſt Du fortgehen,“ rief der Soldat den immer knieenden Jocriſſe zu; denn durch den Vortheil dieſer Stellung vermochte dieſer Menſch eine gewiſſe Zahl von Worten zu ſprechen, bevor Dagobert ihn fortjagen konnte.

„Herr Dagobert,“ ſagte Jocriſſe mit kläglicher Stimme, „ich bitte um Verzeihung, daß ich dieſen Herrn hierher geführt, ohne Sie zuvor davon in Kenntniß geſetzt zu haben; aber ach! ich habe wegen des Unglückes, das der Madame Auguſtine begegnet iſt, den Kopf verloren.“

„Welches Unglück?“ riefen Roſe und Blanche alſogleich aus, indem ſie mit Beſorgniß dem Jocriſſe raſch ſich näherten.

„Wirſt Du fortgehen!!“ wiederholte Dagobert, Jocriſſe am Kragen ſchüttelnd, um ihn zu zwingen, aufzuſtehen.

„Sprechen Sie, ſprechen Sie,“ ſagte Blanche, ſich zwiſchen den Soldaten und Jocriſſe ſtellend, „was iſt denn der Madame Auguſtin begegnet?“

„Mein Fräulein,“ beeilte ſich Jocriſſe zu ſagen, ungeachtet der Püffe des Soldaten, „Madame Auguſtine iſt heute Nacht von der Cholera befallen worden, und man hat ſie …“ Jocriſſe konnte nicht ausreden; Dagobert verſetzte ihm den tüchtigſten Fauſtſchlag auf die Kinnlade, den er ſeit geraumer Zeit geſpendet hatte, und dann von ſeiner für ſein Alter noch immer furchtbaren Kraft Gebrauch machend, riß der ehemalige Grenadier zu Pferd mit kräftiger Fauſt Jocriſſe auf ſeine Beine, und ließ ihn durch einen heftigen Fußſtoß unterhalb der Lenden in das anſtoſſende Zimmer kugeln. Dann ſich gegen Rodin kehrend, mit gerötheten Wangen, zornfunkelnden Augen, wies Dagobert ihm die Thüre mit einer ausdrucksvollen Geberde, indem er mit grimmiger Stimme zu ihm ſagte: „Nun iſt's an Ihnen, wenn Sie ſich nicht packen … und gleich.“

„Ihnen meine Aufwartung zu machen, mein lieber Herr,“ ſagte Rodin, indem er ſich rücklings zur Thüre begab, immer vor den jungen Mädchen ſich verbeugend.

Drittes Kapitel.

Die Pflicht.

Rodin, langſam ſeinen Rückzug unter dem Feuer der grimmigen Blicke Dagobert's fortſetzend, erreichte rücklings die Thüre, während er durchdringende Seitenblicke auf die durch die berechnete Indiscretion des Jocriſſe ſichtbar gerührten Waiſen warf. (Dagobert hatte ihm befohlen, in Gegenwart der jungen Mädchen nicht von der Krankheit ihrer Gouvernante zu reden, der vermeintliche Dummkopf auf Gerathewohl das Gegentheil des ihm gegebenen Befehles gethan.)

Roſe näherte ſich raſch dem Soldaten, und ſagte zu ihm: „Iſt es wahr, mein Gott! daß die arme Madame Auguſtine von der Cholera befallen wurde?"

„Nein ... ich weiß nicht ... ich glaub nicht —" antwortete der Soldat unſchlüſſig; „was liegt Ihnen übrigens daran?"

„Dagobert, Du willſt uns ein Unglück verhehlen;" ſagte Blanche: „Ich erinnere mich nun an Deine Verlegenheit, als Du eben erſt noch mit uns von unſerer Gouvernante redeteſt."

„Wenn ſie krank iſt, dürfen wir ſie nicht verlaſſen; ſie hat Mitleiden mit unſerem Kummer gehabt, wir müſſen Mitleiden mit ihren Schmerzen haben."

„Komm, meine Schweſter, gehen wir in ihr Zimmer," äußerte Blanche, indem ſie einige Schritte gegen die Thüre machte, an welcher Rodin ſtand, mit ſteigender Aufmerkſamkeit dieſe unvorgeſehene Scene betrachtend, die in tiefes Nachſinnen ihn zu verſenken ſchien.

„Sie werden das Zimmer nicht verlaſſen,“ ſagte der Soldat ſtrenge zu den beiden Schweſtern.

„Dagobert,“ verſetzte Roſe mit Feſtigkeit, „es handelt ſich um eine heilige Pflicht, es wäre Feigheit, ſie nicht zu erfüllen.“

„Ich ſage Ihnen, daß Sie das Zimmer nicht verlaſſen werden,“ entgegnete der Soldat, ungeduldig mit dem Fuße ſtampfend.

„Mein Freund,“ erwiederte Blanche mit einem nicht minder entſchloſſenen Tone, als ihre Schweſter, und mit einer Art von Exaltation, die ihr holdſeliges Geſicht mit einem lebhaften Incarnat färbte, „indem unſer Vater uns verließ, hat er uns ein bewundernswerthes Beiſpiel von Hingebung für die Pflicht gegeben; er würde es uns nicht verzeihen, ſeine Lehre vergeſſen zu haben.“

„Wie!“ rief Dagobert außer ſich aus, und den beiden Schweſtern ſich nähernd, um ſie am Fortgehen zu hindern, „Sie glauben, daß ich, wenn Ihre Gouvernante die Cholera hätte, Sie unter dem Vorwande der Pflicht zu ihr gehen ließe? Ihre Pflicht iſt, zu leben, und glücklich für Ihren Vater zu leben, und für mich als Dareingabe. Alſo kein Wort mehr von dieſer Thorheit.“

„Wir werden durchaus keine Gefahr laufen, wenn wir zu unſerer Gouvernante in ihr Zimmer gehen,“ ſagte Roſe.

„Und wär' auch Gefahr dabei,“ fügte Blanche hinzu, „ſo dürften wir eben ſo wenig unſchlüſſig ſeyn. Alſo, Dagobert, ſei gut, laß uns gehen.“

Plötzlich fuhr Rodin zuſammen, der, was vorging, mit immer geſpannterer Aufmerkſamkeit angehört hatte; ſein Auge funkelte, und ein Blitz unſeliger Freude erleuchtete ſein Geſicht.

„Dagobert, ſchlag's uns nicht ab,“ ſagte Blanche; „Du würdeſt das für uns thun, was Du tadelſt, daß wir es für eine Andere thun wollen.“

Dagobert hatte bisher, an die Thüre ſich poſtirend, dem Jeſuiten und den beiden Schweſtern ſo zu ſagen den Ausgang verrammelt; nach einer Pauſe der Ueberlegung zuckte er die Achſeln, ſtreckte ſich, und ſagte ruhig: „Ich war ein alter Narr. Gehen Sie, meine Fräulein, gehen Sie; wenn Sie Madame Auguſtine im Hauſe ſinden, erlaub' ich Ihnen, bei ihr zu bleiben...“ Ueber Dagobert's Verſicherung und Worte beſtürzt, blieben die beiden jungen Mädchen unbeweglich und unentſchloſſen ſtehen.

„Wenn unſere Gouvernante nicht da iſt, wo iſt ſie denn?“ fragte Roſe.

„Sie glauben vielleicht, daß ich es Ihnen ſagen werde, nach der Exaltation, worin ich Sie ſehe?“

„Sie iſt geſtorben,“ rief Roſe erbleichend aus.

„Nein, nein, beruhigen Sie ſich,“ erwiederte der

Soldat raſch; „nein, bei Ihrem Vater ſchwör' ich Ihnen … nein; … ſie hat nur bei dem erſten Anfalle der Krankheit gebeten, aus dem Hauſe gebracht zu werden, aus Beſorgniß einer Anſteckung der Bewohner deſſelben.“

„Die gute und muthige Frau,“ ſagte Roſe mit Rührung, „und Du willſt nicht.“

„Ich will nicht, daß Sie fortgehen, und Sie werden nicht fortgehen, ſollte ich Sie auch in dieſes Zimmer einſperren,“ rief der Soldat aus, zornig mit dem Fuße ſtampfend; dann ſich erinnernd, daß nur die unglückliche Indiscretion des Jocriſſe dieſe widrige Geſchichte veranlaßte, fügte er mit größter Wuth bei: „O! ich werde meinen Stock auf dem Rücken jenes Lumpenkerls entzweiſchlagen müſſen.“ Dieß ſagend, kehrte er ſich zur Thüre, an welcher Rodin ſchweigend und aufmerkſam ſtand, unter ſeiner gewöhnlichen Unempfindſamkeit die finſtern Hoffnungen verbergend, die er gefaßt hatte. Die beiden jungen Mädchen, an der Entfernung ihrer Gouvernante nicht mehr zweifelnd, und überzeugt, daß Dagobert es ihnen nicht ſagen werde, wohin man ſie gebracht, blieben nachdenkend und betrübt ſtehen. Bei dem Anblicke des Prieſters, den er einen Augenblick vergeſſen hatte, wurde der Zorn des Soldaten noch größer, und er ſagte brutal zu ihm: „Sie ſind noch da?“

„Ich erlaube mir, Ihnen zu bemerken, mein lieber Herr,“ antwortete Rodin mit der Miene vollkommener Gutmüthigkeit, die er gelegentlich anzunehmen wußte,

„daß Sie an der Thüre ſtanden, was mich natürlich verhinderte, fortzugehen."

„Wohlan! jetzt hindert Sie nichts mehr daran; packen Sie ſich ..."

„Ich werde mich alſo beeilen, mich zu „packen" mein lieber Herr, obgleich ich, wie ich glaube, das Recht habe, über einen ſolchen Empfang zu ſtaunen."

„Es handelt ſich nicht um Empfang, ſondern um Fortgehen, gehen Sie fort."

„Ich war gekommen, mein lieber Herr, um mit Ihnen zu reden."

„Ich habe keine Zeit, zu plaudern."

„Es handelt ſich um wichtige Angelegenheiten ..."

„Ich habe keine andere wichtige Angelegenheit, als bei dieſen Kindern zu bleiben."

„Es mag ſeyn, mein lieber Herr," ſagte Rodin, auf die Thürſchwelle tretend, „ich will Sie nicht länger beläſtigen; entſchuldigen Sie meine Indiscretion; ich kam als Ueberbringer von Nachrichten, von vortrefflichen Nachrichten vom Marſchalle Simon ..."

„Nachrichten von unſerm Vater!" erwiederte Roſe lebhaft, indem ſie ſich Rodin näherte.

„O! ſprechen Sie, ſprechen Sie, mein Herr," fügte Blanche bei.

„Sie haben Nachrichten vom Marſchalle, Sie?" ſagte Dagobert, einen argwöhniſchen Blick auf Rodin werfend. „Und worin beſtehen dieſe Nachrichten?"

Aber Rodin, ohne gleich auf dieſe Frage zu antworten, verließ die Thürſchwelle, trat wieder in den Salon, und erwiederte, Roſe und Blanche wechſelweiſe mit Bewunderung betrachtend: „Welches Glück für mich, dieſen lieben Fräulein wieder einige Freude bringen zu können; ſie ſind noch, wie ich ſie verlaſſen habe, immer holdſelig und reizend, obgleich weniger traurig, als an dem Tage, da ich ſie aus dem garſtigen Kloſter abgeholt, worin man ſie gefangen hielt. Mit welchem Glücke hab' ich ſie in die Arme ihres ruhmvollen Vaters ſtürzen ſehen!“

„Dort war ihr Platz, und der Ihrige iſt nicht hier,“ verſetzte Dagobert hart, immer den Thürflügel hinter Rodin offen haltend.

„Geſtehen Sie wenigſtens, daß mein Platz bei Doctor Baleinier war,“ ſagte der Jeſuit, den Soldaten mit feiner Miene anblickend, „Sie wiſſen, in jenem Krankenhauſe, an jenem Tage, an welchem ich Ihnen das edle kaiſerliche Kreuz zurückgegeben, das Sie ſo hart vermißten, an dem Tage, an welchem jenes gute Fräulein von Cardoville, indem ſie mich Ihnen als ihren Befreier bezeichnete, Sie verhindert hat, mich ein wenig zu erwürgen, mein lieber Herr. Ah! es iſt ſo, wie ich die Ehre habe, es Ihnen zu ſagen, meine Fräulein,“ fügte Rodin lächelnd hinzu, „dieſer brave Soldat begann mich zu erwürgen, denn möge er ſich über meine Aeußerung nicht ärgern, er hat, ungeachtet ſeines Alters, eine Eiſenfauſt. Ei! ei! ei! die Preußen und die Koſaken müſſen es noch beſſer wiſſen, als ich . . .“

Dieſe wenigen Worte erinnerten Dagobert und die jungen Mädchen an die Dienſte, welche Rodin ihnen wirklich geleiſtet hatte; obgleich der Marſchall das Fräulein von Cardoville von Rodin als von einem ſehr gefährlichen Manne hatte ſprechen hören, von dem er überliſtet worden, hatte doch der Vater von Roſe und Blanche, unabläſſig gequält, gehetzt, Dagobert von dieſem Umſtande nichts geſagt; aber dieſer, durch die Erfahrung belehrt, und ungeachtet des dem Jeſuiten günſtigen Anſcheines, empfand hinſichtlich ſeiner einen unüberwindlichen Widerwillen; daher entgegnete er barſch: „Es handelt ſich nicht darum, zu wiſſen, ob ich eine harte Fauſt habe, oder nicht ſondern …“

„Wenn ich eine Anſpielung auf dieſe harmloſe Lebhaftigkeit Ihrerſeits mache, mein lieber Herr,“ ſagte Rodin mit einem ſüßlichen Tone, Dagobert unterbrechend, und ſich durch eine ihm eigenthümliche Schlangenwindung mehr den beiden Schweſtern nähernd, „wenn ich darauf anſpiele, ſo geſchieht es in unwillkürlicher Erinnerung an die kleinen Dienſte, die ich Ihnen zu erweiſen ſo überglücklich war.“ Dagobert ſchaute Rodin ſtarr an, der ſogleich ſein ſchlaffes Augenlied über ſeinen fahlen Augenſtern ſenkte.

„Zuvörderſt,“ ſagte der Soldat nach einer Pauſe des Schweigens, „ſpricht ein Mann von Muth niemals von ſeinen geleiſteten Dienſten; und Sie kommen nun ſchon dreimal darauf zurück.“

„Aber, Dagobert,“ ſagte Roſe ganz leiſe zu ihm, „wenn es ſich um Nachrichten von unſerm Vater handelt?“

Der Soldat machte eine Bewegung mit der Hand, wie um das junge Mädchen zu bitten, ihn ſprechen zu laſſen, und fuhr fort, Rodin immer anſtarrend: „Sie ſind heimtückiſch, aber ich bin kein Rekrut.“

„Ich bin heimtückiſch, ich?“ ſagte Rodin mit ſcheinheiliger Miene.

„Siehe, Sie glauben, mich mit ſchönen Redensarten zu umſchlingen? Aber dieß greift nicht an. Hören Sie mich wohl: Irgend einer von Ihrer Bande von Schwarzröcken hatte mir mein Kreuz geſtohlen. Sie haben es mir zurückgeſtellt, gut; irgend Einer von Ihrer Bande hatte dieſe Kinder entführt, Sie haben ſie gebracht, gut. Sie haben den Renegaten von Aigrigny denunzirt, auch dieß iſt wahr; aber alles dieß beweiſet nur zwei Thatſachen: erſtens, daß Sie niederträchtig genug waren, der Mitſchuldige jener Schurken zu ſeyn; zweitens, daß Sie niederträchtig genug waren, ſie zu denunziren; nun aber ſind dieſe beiden Thatſachen nichtswürdig: Sie ſind mir verdächtig. Packen Sie ſich, und packen Sie ſich ſchnell; Ihr Anblick iſt für dieſe Kinder nicht geſund.“

„Aber, mein lieber Herr . . .“

„Es giebt kein Aber,“ erwiederte Dagobert mit zornigeer Stimme; „wenn ein Menſch von Ihrem Schlage Gutes thut, ſteckt irgend etwas Böſes dahinter. Man muß Mißtrauen faſſen, und ich mißtraue.“

„Ich begreife.“ verſetzte Rodin kalt, ſeine ſteigende getäuſchte Erwartung verhehlend, denn er hatte den Soldaten leicht zu kirren gewähnt; „man iſt hierüber nicht Herr, dennoch, wenn Sie nachdächten, welches Intereſſe kann ich haben, Sie zu täuſchen? und in welcher Beziehung könnte ich Sie täuſchen?“

„Sie haben irgend ein Intereſſe, eigenſinnig darauf zu beharren, wider meinen Willen da zu bleiben, da ich Sie doch fortgehen heiße.“

„Ich habe die Ehre gehabt, Ihnen den Zweck meines Beſuches zu ſagen, mein lieber Herr.“

„Wegen Nachrichten vom Marſchalle Simon, nicht wahr? So iſt's; ich bin ſo glücklich, Nachrichten vom Herrn Marſchalle zu haben,“ antwortete Rodin, ſich von Neuem den jungen Mädchen nähernd, wie um das verlorene Terrain wieder zu gewinnen, und ſagte zu ihnen: „Ja, meine lieben Fräulein, ich habe Nachrichten von Ihrem ruhmvollen Vater.“

„In dieſem Falle kommen Sie gleich in mein Zimmer, um ſie mir zu ſagen,“ entgegnete Dagobert.

„Wie? Sie ſind ſo grauſam, dieſe lieben Fräulein des Vergnügens zu berauben, die Nachrichten zu hören ... die“ ...

„Mordieu! mein Herr,“ rief Dagobert mit donnernder Stimme aus, „ſehen Sie denn nicht, daß es mir widerſtrebt, einen Mann von Ihrem Alter zur Thüre hinauszuwerfen? Wird's ein Ende nehmen?“

„Gehen Sie, gehen Sie,“ ſagte Rodin ſanft, „erzürnen Sie ſich nicht ſo heftig über einen alten gutmüthigen Mann, wie ich. Iſt's wohl der Mühe werth? Gehen wir zu Ihnen, meinetwegen; ich werde Ihnen erzählen, was ich Ihnen zu erzählen habe, und Sie werden es bereuen, daß Sie mich nicht in Gegenwart jener lieben Fräulein haben ſprechen laſſen; dieß wird Ihre Strafe ſeyn, ſchlimmer Mann." Dieß ſagend, ging Rodin, nach wiederholter Verbeugung, ſeinen Aerger und Zorn verhehlend, vor Dagobert hinaus, der die Thüre verſchloß, nachdem er den beiden Schweſtern, welche allein blieben, ein Zeichen des Einverſtändniſſes gegeben hatte.

„Dagobert, welche Nachrichten bringſt Du von unſerm Vater?" fragte Roſe den Soldaten raſch, als ſie ihn ungefähr eine Viertelſtunde nach ſeinem Fortgehen mit Rodin, wieder eintreten ſah.

„Nun denn! dieſer alte Zauberer weiß wirklich, daß der Marſchall abgereiſet iſt, und daß er fröhlich die Reiſe angetreten; er kennt Herrn Robert, hat er mir geſagt. Wie iſt er von allem dem unterrichtet? Ich weiß es nicht," fügte der Soldat mit nachdenkender Miene bei, „aber es iſt für mich ein Grund mehr, ihm zu mißtrauen."

„Und wie lauten die Nachrichten von unſerm Vater?" fragte Roſe.

„Einer von den Freunden dieſes alten Schuftes (ich nehme mein Wort nicht zurück!) kenne Ihren Vater, hat er mir geſagt, und ſey ihm fünfundzwanzig Meilen von hier begegnet; wiſſend, daß dieſer Mann nach Paris zurückkehre, hätte der Marſchall ihm aufgetragen, Ihnen zu ſagen, oder ſagen zu laſſen, daß er ſich vollkommen wohl befinde, und Sie bald wieder zu ſehen hoffe.“ „Ah! welches Glück!“ rief Roſe aus.

„Du ſiehſt wohl, Du hatteſt Unrecht, auf dieſen guten Alten Argwohn zu haben, Dagobert,“ ſetzte Blanche bei; „Du haſt ihn ſo hart behandelt!“

„Es iſt möglich, aber es reuet mich nicht.“

„Warum nicht?“

„Ich habe meine Gründe; und einer der beſten iſt, daß ich, als ich ihn eintreten, ſich wenden, um Sie herum ſich drehen ſah, eine Kälte das Mark in den Beinen durchſchauern gefühlt, ohne zu wiſſen warum; hätte ich eine kriechende Schlange ſich Ihnen nähern ſehen, ich wäre nicht ärger erſchrocken. Ich wußte wohl, daß er Ihnen in meiner Gegenwart nichts Böſes thun konnte; aber was ſoll ich Ihnen ſagen, meine Kinder; ungeachtet der Dienſte, die er uns im Grunde denn doch geleiſtet, hielt ich mit Gewalt mich zurück, ihn nicht zum Fenſter-hinaus zu werfen. Nun aber iſt dieſe Manier, ihm meine Dankbarkeit zu bezeigen, nicht natürlich. Man muß alſo Leuten mißtrauen, die uns ſolche Ideen einflößen.“

„Guter Dagobert, Deine Liebe zu uns macht Dich ſo argwöhniſch,“ ſagte Roſe mit einem ſchmeichelnden Tone; „dieß beweiſet, wie ſehr Du uns liebeſt.“

„Wie ſehr liebſt Du Deine Kinder,“ fügte Blanche bei, Dagobert ſich nähernd, und einen Blick des Einverſtändniſſes auf ihre Schweſter werfend, wie wenn Beide irgend ein in Abweſenheit des Soldaten angeſponnenes Complott verwirklichen wollten. Dieſer, der einen ſeiner Tage des Mißtrauens hatte, ſchaute die Waiſen wechſelweiſe an, und erwiederte dann, den Kopf ſchüttelnd: „Hm, Sie liebkoſen mir ſehr, Sie wollen etwas von mir verlangen."

„Nun denn! ja, Du weißt, daß wir niemals lügen," verſetzte Roſe.

„Geh, Dagobert, ſey gerecht, das iſt's Alles," fügte Roſe bei. Und jede von ihnen, dem Soldaten ſich nähernd, der ſtehen geblieben war, faltete und ſtützte ihre Hände auf ſeine Schulter, mit der verführeriſcheſten Miene ihn anſchauend.

„Nun, ſprechen Sie, nun," ſagte Dagobert, ſie wechſelweiſe anblickend, „ich habe mich nur an Gutes zu halten. Es handelt ſich darum, etwas Schwieriges abzudrängen, deſſen bin ich gewiß."

„Höre, Du, der Du ſo brav, ſo gut, ſo gerecht biſt, der Du uns bisweilen gelobt haſt, daß wir ſo muthig wären, wie Soldatentöchter."

„Zur Sache, zur Sache," entgegnete Dagobert, der ſich wegen dieſer redneriſchen Vorſichtmaßregeln zu beunruhigen begann.

Das junge Mädchen wollte ſprechen, als man ſachte an die Thüre klopfte. (Die Lection, welche Dagobert dem Jocriſſe gegeben, war ein heilſames Beiſpiel; er hatte ihn ſo eben unverzüglich aus dem Hauſe gejagt.)

„Wer iſt da?“ fragte Dagobert.

„Ich, Juſtin, Herr Dagobert,“ antwortete eine Stimme.

„Herein!“ Ein Diener des Hauſes, ein ehrlicher und treuer Mann, erſchien an der Thüre.

„Was giebt's?“ fragte ihn der Soldat.

„Herr Dagobert,“ erwiederte Juſtin, „eine Dame hält unten im Wagen; ſie hat ihren Livrébedienten geſchickt, um ſich zu erkundigen, ob ſie mit dem Herrn Herzoge und den Fräulein ſprechen könnte. Man hat ihr geſagt, daß der Herzog nicht da wäre, wohl aber die Fräulein; dann hat ſie mit dieſen zu ſprechen verlangt, mit dem Beifügen, daß es wegen einer Collecte geſchehe.“

„Und haben Sie dieſe Dame geſehen, hat Sie ihren Namen genannt?“

„Sie hat ihn nicht genannt, Herr Dagobert; ſie ſieht aber einer vornehmen Dame gleich, ein herrlicher Wagen, Diener in Gallalivré.“

„Dieſe Dame kommt wegen einer Collecte,“ ſagte Roſe zu Dagobert, „ohne Zweifel für Arme; man hat ihr geſagt, daß wir zu Hauſe wären; wir können nicht umhin, ſie zu empfangen, dünkt mir?“

„Was ſagſt Du dazu, Dagobert?“ fragte Blanche.

„Eine Dame, das laß ich mir gefallen; dieß iſt ein anderer Fall, als mit jenem alten Zauberer von vorhin,“ ſagte der Soldat, „und zudem verlaſſe ich Euch nicht.“ Dann ſagte er zu Juſtin: „Laſſen Sie die Dame heraufkommen.“ Der Diener entfernte ſich.

„Wie, Dagobert, Du mißtraueſt auch dieſer Dame, die Du nicht kennſt?“

„Höret, meine Kinder; ich hatte keinen Grund, meiner braven und würdigen Frau zu mißtrauen, nicht wahr? Dieß hat ſie nicht verhindert, Sie in die Hände der Schwarzröcke zu liefern, und zwar ohne zu wiſſen, daß ſie Böſes thue und lediglich, um ihren Schurken von Beichtvater zu gehorchen.“

„Die arme Frau! es iſt wahr. Sie liebte uns dennoch ſehr,“ ſagte Roſe ſinnend.

„Wann haſt Du Nachrichten von ihr bekommen?“ fragte Blanche.

„Vorgeſtern; es geht immer beſſer mit ihr; die Luft der hübſchen Gegend, wo Gabriel's Pfarre liegt, iſt ihr geſund, und ſie bewacht inzwiſchen das Pfarrhaus.“

In dieſem Momente gingen die beiden Flügel der Salonthüre auf, und die Prinzeſſin von Saint-Dizier trat nach einer achtungsvollen Verneigung ein; ſie hielt in der Hand eine von jenen rothſammtenen Börſen, deren ſich die Almoſenſammlerinnen in den Kirchen bedienen.

Viertes Kapitel.

Die Almoſenſammlung.

Wie geſagt, wußte die Prinzeſſin von Saint-Dizier, wenn es nöthig war, den anziehendſten äußerlichen Schein, die liebevollſte Maske anzunehmen; übrigens noch Bewahrerin galanter Gewohnheiten ihrer Jugend, einer vorzüglich einſchmeichelnden, liebkoſenden Gefallſucht, benützte ſie dieſelbe zum Gelingen ihrer frömmelnden Intriguen, wie ehedem zum guten Erfolge ihrer Liebesintriguen. Das gemäßigte, nüancirte Ausſehen einer vornehmen Dame, hie und da in herzliche Einfachheit übergehend, wobei Frau von Saint-Dizier die gute Frau wunderſam gut ſpielte, geſellte ſich zu ihrem verführeriſchen Anſcheine. So war die Prinzeſſin, als ſie vor den Töchtern des Marſchalls Simon und vor Dagobert erſchien. Sie war ſtark geſchnürt in ihr Kleid von grauem Mohr, was ſo ſehr als möglich ihre allzu fettleibige Taille verbarg; eine Mütze von ſchwarzem Sammet, und zahlreiche Locken von blonden Haaren umrahmten ihr noch ſehr angenehmes Geſicht mit dem dreifachem quabbeligen Kinne, dem ein Blick voll reizender Anmuth, ein liebliches Lächeln, wodurch die ſehr weißen Zähne Geltung gewannen, den Ausdruck des liebenswürdigſten Wohlwollens verliehen.

Dagobert, ungeachtet ſeiner böſen Laune; Roſe und Blanche, ungeachtet ihrer Schüchternheit, fühlten ſich alſogleich zu Gunſten der Frau von Saint-Dizier geſtimmt; dieſe, den jungen Mädchen ſich nähernd, verneigte ſich leicht und mit der freundlichſten Miene, und ſagte zu ihnen mit ihrer ſalbungsvoll eindringlichen Stimme: „Hab' ich die Ehre, mit den Fräulein von Ligny zu ſprechen?“

Roſe und Blanche, wenig gewohnt, ſich den Ehrennamen ihres Vaters geben zu hören, errötheten, und ſchauten ſich mit Verlegenheit an, ohne zu antworten. Dagobert, der ihnen zu Hülfe kommen wollte, ſagte zur Prinzeſſin: „Ja, Madame, dieſe Fräulein ſind die Töchter des Marſchalls Simon. Man nennt ſie aber gewöhnlich ganz einfach Fräulein Simon.“

„Ich wundere mich nicht darüber, mein Herr,“ antwortete die Prinzeſſin, „daß die liebenswürdigſte Beſcheidenheit zu den gewöhnlichen Eigenſchaften der Töchter des Herrn Marſchalls gehört; ſie werden mich daher wohl entſchuldigen, ſie bei den glorreichen Namen genannt zu haben, der an das unſterbliche Andenken eines der glänzendſten Siege ihres Vaters erinnert.“ Bei dieſen ſchmeichelhaften und wohlwollenden Worten, warfen Roſe und Blanche einen dankbaren Blick auf Frau von Saint-Dizier, während Dagobert, glücklich und ſtolz ob dieſem, dem Marſchalle und deſſen Töchtern zugleich geſpendeten Lobe, gleich ihnen immer mehr Vertrauen zu der Almoſenſammlerin faßte.

Dieſe fuhr mit einem rührenden und eindringlichen Tone fort: „Ich komme zu Ihnen, meine Fräulein, um voll Vertrauen auf die Beiſpiele edler Großmuth, die Ihnen der Herr Marſchall gegeben hat, Sie um ein Almoſen für die Opfer der Cholera zu bitten; ich bin eine von den Vorſteherinnen einer Unterſtützungsanſtalt, und Ihre Spende, meine Fräulein, ohne Rückſicht auf deren Größe, wird mit inniger Dankbarkeit entgegengenommen werden.“

„Es iſt vielmehr an uns, Madame, Ihnen zu danken, daß Sie wegen dieſes guten Werkes an uns gedacht haben,“ ſagte Blanche mit Anmuth.

„Erlauben Sie mir, Madame,“ fügte Roſe bei. „Alles zu holen, worüber wir verfügen können, um es Ihnen zu bieten.“ Und nach einem mit ihrer Schweſter gewechſelten Blicke, verließ das junge Mädchen den Salon, und trat in das anſtoßende Schlafzimmer.

„Madame,“ ſagte Dagobert ehrerbietig, von den Worten und Manieren der Prinzeſſin immer mehr verführt, „erweiſen Sie uns doch die Ehre, ſich zu ſetzen, bis Roſe mit ihrem Sparpfennige zurückkehrt.“

Dann fuhr der Soldat lebhaft fort, nachdem er der Prinzeſſin einen Stuhl hingeſtellt hatte, auf den ſie ſich ſetzte: „Verzeihen Sie, Madame, wenn ich kurzweg Roſe ſage, indem ich von einer Tochter des Marſchalls Simon ſpreche; aber ich war bei der Geburt dieſer Kinder.“

„Und nach unſerm Vater haben wir keinen beſſern, keinen zärtlicheren, keinen ergebenern Freund, als Dagobert, Madame,“ fügte Blanche bei, gegen die Prinzeſſin gewendet.

„Ich glaub's gerne, mein Fräulein,“ antwortete die Betſchweſter, „denn Sie und Ihre holdſelige Schweſter ſcheinen einer ſolchen Ergebenheit wohl würdig. Eine Ergebenheit,“ fügte die Prinzeſſin, Dagobert anblickend, hinzu, „eben ſo ehrenvoll für jene, die ſie einflößen, als für jenen, der ſie bethätiget.“

„Meiner Treu, ja, Madame," verſetzte Dagobert, „ich mache mir eine Ehre daraus, und ſchmeichle mir darob, denn es iſt etwas daran. Doch, ſehen Sie, da iſt Roſe mit ihrem Schatze." In der That kam das junge Mädchen aus ihrem Zimmer, eine ziemlich gefüllte grünſeidene Börſe in der Hand haltend. Sie überreichte ſie der Prinzeſſin, die ſchon einigemal den Kopf mit heimlicher Ungeduld nach der Thüre gedreht hatte, wie wenn ſie die Ankunft einer Perſon erwartet hätte, die nicht erſchien; dieſe Bewegung wurde von Dagobert nicht bemerkt.

„Gerne möchten wir Ihnen mehr anbieten, Madame," ſagte Roſe zu Frau von Saint-Dizier; „aber dieß iſt Alles, was wir beſitzen."

„Wie? Gold," ſagte die Betſchweſter, als ſie mehrere Louisd'or durch die Maſchen der Börſe funkeln ſah. „Aber Ihre beſcheidene Spende, meine Fräulein, zeugt von ſeltener Großmuth;" dann ſetzte die Prinzeſſin hinzu, die jungen Mädchen mit Rührung anſchauend: „Ohne Zweifel war dieſe Summe zu Ihrem Vergnügen, zu Ihrer Toilette beſtimmt? Dieſe Gabe wird dadurch nur um ſo rührender. Ah! ich hatte von Ihrem Herzen nicht zu viel erwartet. Sie legen ſich die für junge Mädchen oft ſo ſchmerzlichen Entbehrungen auf!"

„Madame," ſagte Roſe verlegen, „ſeyen Sie überzeugt, daß dieſe Spende keineswegs eine Entbehrung für uns iſt."

„O! ich glaube Ihnen," erwiederte die Prinzeſſin artig, „Sie ſind zu ſchön, um überflüſſiger Toilettenmittel zu bedürfen... und Ihre Seele iſt zu ſchön, um nicht die Wonnen chriſtlicher Liebe jedem andern Vergnügen vorzuziehen."

„Madame . . ."

„Ei, meine Fräulein," ſagte Frau von Saint-Dizier lächelnd, und ihre Miene einer guten Frau annehmend, „werden Sie über mein Lob nicht verwirrt. In meinem Alter ſchmeichelt man nicht viel, und ich ſpreche als Mutter mit Ihnen, was ſag' ich? als Großmutter; ich bin alt genug dazu."

„Wir wären ſehr glücklich, wenn unſer Almoſen einige von den Leiden lindern könnten, zu deren Erleichterung Sie ſammeln, Madame," verſetzte Roſe, „denn dieſe Leiden ſind ohne Zweifel gräßlich."

„Ja, ſehr gräßlich," erwiederte traurig die Betſchweſter; „aber was über ſolches Unglück ein wenig tröſtet, iſt der Anblick der Theilnahme, des Mitleidens, das es in allen Klaſſen der Geſellſchaft einflößt. In meiner Eigenſchaft als Almoſenſpenderin bin ich mehr als irgend Jemand im Stande, ſo viele edle Hingebungen zu würdigen, die gleichfalls ſo zu ſagen ihr Anſteckendes haben, denn . . ."

„Hören Sie, meine Fräulein," rief Dagobert triumphirend und die Prinzeſſin unterbrechend aus, um die Worte derſelben in einem der Oppoſition günſtigen Sinne auszulegen, welche er dem Wunſche der Waiſen in den

Weg legte, die ihre kranke Gouvernante beſuchen wollten. — „Hören Sie, was Madame ſo gut ſagen? In gewiſſen Fällen wird die Hingebung eine Art von Anſteckung; nun aber giebt es nichts Schlimmeres, als die Anſteckung, und …“ Der Soldat konnte nicht fortfahren; ein Diener trat ein, und meldete ihm, daß Jemand ihn ſogleich zu ſprechen wünſche.

Die Prinzeſſin verhehlte vollkommen die Zufriedenheit, welche ihr dieſer Zwiſchenfall gewährte, dem ſie nicht fremd war, und der Dagobert momentan von den beiden jungen Mädchen entfernte. Dagobert, ziemlich ärgerlich, daß er fortzugehen gezwungen war, ſtand auf, und ſagte zur Prinzeſſin, indem er ſie mit einer Miene des Einverſtändniſſes anſchaute: „Ich danke Ihnen, Madame, für Ihre gute Anſicht von der Anſteckung der Hingebung; daher bitte ich Sie, vor Ihrem Fortgehen den jungen Mädchen noch einige Worte, wie dieſe, zu ſagen; Sie werden dadurch ihnen, ihrem Vater und mir eine große Gefälligkeit erweiſen. Ich komme ſogleich zurück, Madame, denn ich muß Ihnen noch meinen Dank ausdrücken.“ — Bei den beiden Schweſtern vorübergehend, ſagte dann Dagobert ganz leiſe zu ihnen: „Hören Sie wohl dieſe brave Dame an, meine Kinder, Sie können nichts Beſſeres thun,“ und er ging fort, ſich vor der Prinzeſſin ehrerbietig verbeugend.

Als der Soldat fort war, ſagte die Betſchweſter zu den jungen Mädchen mit einer ruhigen Stimme, und mit völlig ungezwungener Miene, obgleich ſie vor Begierde brannte, Dagobert's momentane Abweſenheit zu benützen, um die von Rodin ſo eben erſt erhaltenen Inſtruktionen zu vollziehen: „Ich habe die letzten Worte Ihres alten Freundes nicht recht verſtanden, oder vielmehr er hat, glaub' ich, die meinigen unrichtig ausgelegt... Wenn ich ſo eben von der großmüthigen Anſteckung der Hingebung mit Ihnen ſprach, war ich weit entfernt, dieſes Gefühl zu tadeln, für welches ich vielmehr die tiefſte Bewunderung hege."

„O! nicht wahr, Madame," erwiederte Roſe raſch, „und, ſo haben wir Ihre Worte verſtanden."

„Wenn Sie erſt wüßten, Madame, wie ſehr gelegen uns dieſe Worte kommen!" fügte Blanche bei, ihre Schweſter mit einer Miene des Einverſtändniſſes anblickend.

„Ich war überzeugt, daß Herzen, wie die Ihrigen, mich verſtehen würden," entgegnete die Betſchweſter; „gewiß hat die Hingebung ihre Anſteckung, aber dieß iſt eine großmüthige, eine heldenmüthige Anſteckung! Wenn Sie wüßten, wie vieler rührender, anbetungswürdiger Züge ich täglich Zeugin bin, wie viele muthige Handlungen mich mit Begeiſterung durchſchauerten! Ja, ja, Ehre und Dank ſeyen dafür dem Herrn geſpendet," fügte Frau von Saint-Dizier mit Herzenszerknirſchung bei. „Alle Klaſſen der Geſellſchaft, alle Stände rivaliſiren in Eifer, in chriſtlicher Liebe. Ah! wenn Sie ſähen, welch' ein Hingebungswetteifer in jenen fliegenden Lazarethen herrſcht, welche errichtet ſind, um den von der Seuche befallenen Perſonen die erſte Pflege angedeihen zu laſſen: Arme und Reiche, junge Leute und Greiſe, Frauenzimmer von jedem Alter umdrängen die unglücklichen Kranken, und betrachten es als eine Gunſt, das fromme Werk üben zu dürfen, ſo viele Unglückliche zu pflegen, zu ermuthigen, zu tröſten.“

„Und dieß ſind für ſie Fremde, denen ſo viele muthige Perſonen eine ſo lebhafte Theilnahme bezeigen,“ ſagte Roſe, zu ihrer Schweſter gewendet, mit einem von Bewunderung durchdrungenen Tone.

„Ohne Zweifel,“ verſetzte die Betſchweſter. „Sehen Sie, erſt geſtern bin ich zu Thränen gerührt worden; ich beſuchte ein proviſoriſch errichtetes, fliegendes Lazareth, gerade einige Schritte von hier, ganz nahe bei Ihrem Hauſe. Einer von den Sälen war faſt angefüllt von ſterbend dahin gebrachten armen Geſchöpfen aus dem Volke; plötzlich ſeh' ich eine mir befreundete Frau eintreten, begleitet von ihren zwei Töchtern, jung, reizend und mildthätig, wie Sie, und bald ſtellen ſich alle Drei, die Mutter und ihre beiden Töchter, wie demüthige Dienerinnen des Herrn, zur Verfügung der Aerzte, um dieſe Unglücklichen zu pflegen.“

Die beiden Schweſtern wechſelten einen unbeſchreiblichen Blick, als ſie dieſe Worte der Prinzeſſin vernahmen, tückiſch berechnete, um die großmüthigen Neigungen der jungen Mädchen bis zum Heroismus zu ſteigern; denn Rodin hatte ihre tiefe Gemüthsbewegung bei der Nachricht von der plötzlichen Krankheit ihrer

Gouvernante nicht vergeſſen, der raſche, ſcharfſichtige Gedanke des Jeſuiten alſogleich dieſen Zwiſchenfall benützt, und er unverzüglich der Frau von Saint-Dizier eingeſchärft, hiernach zu handeln.

Die Betſchweſter fuhr alſo fort, einen aufmerkſamen Blick auf die Waiſen werfend, um die Wirkung ihrer Worte zu erforſchen: „Sie können ſich wohl denken, daß man in der erſten Reihe derjenigen, welche dieſe Miſſion chriſtlicher Liebe vollziehen, die Diener des Herrn findet. Erſt heute früh, in jener Hülfsanſtalt, von der ich mit Ihnen ſpreche, und die hier in der Nähe iſt, bin ich, wie viele Andere, bei dem Anblicke eines jungen Prieſters von Bewunderung ergriffen worden; was ſag' ich! eines Engels! der vom Himmel herabgeſtiegen ſchien, um allen dieſen armen Frauenzimmern die unausſprechlichen Tröſtungen der Religion zu bringen. O! ja, dieſer junge Prieſter iſt ein engelgleiches Weſen; denn wenn Sie, wie ich, das wüßten, was unter dieſen traurigen Umſtänden der Abbé Gabriel …“

„Der Abbé Gabriel!“ — riefen die beiden jungen Mädchen aus, einen Blick des Erſtaunens und der Freude wechſelnd.

„Sie kennen ihn?“ fragte die Betſchweſter, Ueberraſchung heuchelnd.

„Ob wir ihn kennen, Madame? Er hat uns das Leben gerettet . . .“

„Zur Zeit eines Schiffbruches, wo wir ohne ſeine Hülfe zu Grunde gegangen wären.“

„Der Abbé Gabriel hat Ihnen das Leben gerettet?“ ſagte Frau von Saint-Dizier, immer erſtaunter ſcheinend; „aber täuſchen Sie ſich nicht?“

„O! nein, nein, Madame; Sie ſprechen von muthiger, bewundernswürdiger Hingebung; er muß es ſeyn.“

„Zudem,“ fügte Roſe treuherzig bei, „iſt Gabriel ſehr erkennbar; er iſt ſchön, wie ein Erzengel.“

„Er hat lange blonde Haare,“ ſetzte Blanche hinzu.

„Und ſo ſanfte, ſo gute blaue Augen, daß man ſich, ihn anblickend, ganz gerührt fühlt,“ ſagte Roſe.

„Kein Zweifel mehr, er iſt's wohl,“ erwiederte die Betſchweſter; „nun werden Sie die Verehrung begreifen, die man ihm bezeigt, und den unglaublichen Eifer chriſtlicher Liebe, den er Allen einflößt. Ah! wenn Sie heute früh noch gehört hätten, mit welcher zärtlichen Bewunderung er von jenen großmüthigen Frauenzimmern ſprach, die den edlen Muth hatten, ſagte er, in dieſes Leidensaſyl zu kommen, um andere Frauensperſonen, ihre Schweſtern, zu pflegen, zu tröſten! Ach! ich geſteh's, der Herr gebietet uns Demuth, Beſcheidenheit; dennoch bekenn' ich, daß ich mich, als ich heute früh den Abbé Gabriel hörte, einer Art frommen Stolzes nicht erwehren konnte; ja, wider meinen Willen, nahm ich meinen geringen Antheil an den Lobſprüchen, die er jenen Frauenzimmern ſpendete, die, nach ſeinem rührenden Ausdrucke, in jeder armen Kranken eine vielgeliebte Schweſter zu erkennen glaubten, bei der ſie Beiſtand leiſtend knieten.“

„Hörſt Du, meine Schweſter,“ ſagte Blanche zu Roſe mit Aufregung, „wie ſtolz man ſeyn muß, ein ſolches Lob zu verdienen!“

„Ja, ja,“ rief die Prinzeſſin mit berechneter Begeiſterung aus, „man kann ſtolz darauf ſeyn, denn er ſpendet dieſe Lobſprüche im Namen der Menſchenfreundlichkeit, im Namen des Herrn, und man ſollte meinen, daß Gott durch ſeinen begeiſterten Mund ſpreche.“

„Madame,“ ſagte Roſe lebhaft, deren Herz bei den Worten der Betſchweſter enthuſiaſtiſch ſchlug, „wir beſitzen unſere Mutter nicht mehr; unſer Vater iſt abweſend ... Sie haben eine ſo ſchöne Seele, ein ſo edles Herz, daß wir uns an Niemand beſſer, als an Sie ... um Rath wenden können.“

„Um welchen Rath, mein liebes Kind?“ ſagte Frau von Saint-Dizier mit ſchmeichelnder Stimme; „ja, mein liebes Kind, laſſen Sie mich Ihnen dieſen Namen geben, mehr in Beziehung auf Ihr Alter, als auf das meinige.“

„Auch uns wird es angenehm ſeyn, dieſen Namen von Ihnen zu erhalten, Madame,“ äußerte Blanche, und fügte dann bei: „Wir hatten eine Gouvernante, die uns immer die lebhafteſte Anhänglichkeit bewieſen, heute Nacht wurde ſie von der Cholera befallen.“

„O! mein Gott!“ entgegnete die Betſchweſter, die rührendſte Theilnahme heuchelnd; „und wie befindet ſie ſich?“

„Ach, Madame, wir wiſſen es nicht!“

„Wie! Sie haben ſie noch nicht beſucht?“

„Beſchuldigen Sie uns nicht der Gleichgültigkeit oder Undankbarkeit, Madame,“ ſagte Blanche traurig; „es iſt nicht unſere Schuld, daß wir nicht ſchon bei unſerer Gouvernante ſind.“

„Und wer hindert Sie, ſich zu ihr zu begeben?“

„Dagobert, unſer alter Freund, den Sie eben erſt hier geſehen haben.“

„Er? Warum widerſetzt er ſich, daß Sie eine Pflicht der Dankbarkeit erfüllen?“

„Iſt es alſo wahr, Madame, daß es unſere Pflicht iſt, zu ihr zu gehen?“

Frau von Saint-Dizier ſchaute wechſelweiſe die jungen Mädchen an, als wäre ſie vom höchſten Erſtaunen ergriffen geweſen, und ſagte: „Sie fragen mich, ob dieß Ihre Pflicht ſey? Sie, deren Seele ſo großmüthig iſt, Sie ſtellen eine ſolche Frage an mich?“

„Unſer erſter Gedanke war, zu unſerer Gouvernante zu eilen, Madame, ich verſichere Sie; aber Dagobert liebt uns ſo ſehr, daß er immer für uns zittert.“

„Und dann,“ fügte Roſe bei, „hat unſer Vater uns ihm anvertraut; daher übertreibt er, in ſeiner zärtlichen Sorgfalt für uns, die Gefahr, der wir uns vielleicht durch einen Beſuch unſerer Gouvernante ausſetzen würden.“

„Die Bedenken dieſes vortrefflichen Mannes ſind zu entſchuldigen,“ ſagte die Betſchweſter; „aber ſeine Beſorgniſſe ſind, wie ſie ſagten, übertrieben; ſeit vielen Tagen beſuche ich die fliegenden Lazarethe; mehrere mir befreundete Frauenzimmer machen es, wie ich, und bis jetzt haben wir nicht den mindeſten Krankheitsanfall empfunden. Dieſe Krankheit iſt übrigens nicht anſteckend; dieß iſt nun erwieſen; beruhigen Sie ſich daher."

„Ob Gefahr dabei ſey, oder nicht, Madame," entgegnete Roſe, „unſere Pflicht ruft uns zu unſerer Gouvernante."

„Ich glaub's, meine Kinder; ſie könnte Sie vielleicht der Undankbarkeit und ſelbſt der Feigheit beſchuldigen; dann" fügte Frau von Saint-Dizier ſalbungsvoll bei, „handelt es ſich nicht bloß darum, die Achtung der Welt zu verdienen, man muß auch daran denken, die Gnade des Herrn für ſich und die Seinigen zu verdienen; Sie haben alſo das Unglück gehabt, Ihre Mutter zu verlieren, nicht wahr?"

„Ach, ja, Madame!"

„Wohlan, meine Kinder, obwohl kein Zweifel obwaltet, daß ſie ſich im Paradieſe befindet, unter den Auserwählten, denn ſie iſt als Chriſtin geſtorben, nicht wahr? Sie hat die Sterbſakramente unſerer heiligen Mutter, der Kirche, erhalten?" fügte die Prinzeſſin einſchaltungsweiſe bei.

„Wir lebten tief in Sibirien, in einer Wildniß ... Madame," antwortete Roſe traurig. „Unſere Mutter iſt an der Cholera geſtorben, es war kein Prieſter in der Gegend um ihr beizuſtehen."

„Wär's möglich? ..." — rief die Prinzeſſin mit erſchrockener Miene aus. — „Ihre arme Mutter iſt ohne Beiſtand eines Dieners des Herrn geſtorben?“

„Ich habe mit meiner Schweſter bei ihr gewacht, als ſie in ein Leichentuch gehüllt war, zu Gott für ſie betend! ... wie wir zu ihm zu beten wußten,“ ſagte Roſe mit thränenvollen Augen; „dann hat Dagobert das Grab gegraben, worin ſie ruht.“

„Ah! meine lieben Kinder!“ ſagte die Betſchweſter, einen ſchmerzlichen Kummer heuchelnd.

„Was fehlt Ihnen, Madame?“ riefen die Waiſen erſchrocken aus.

„Ach! Ihre würdige Mutter iſt ungeachtet ihrer Tugenden noch nicht in das Paradies unter die Auserwählten gekommen.“

„Was ſagen Sie, Madame?“

„Leider iſt ſie geſtorben, ohne die Sakramente empfangen zu haben, ſo daß ihre Seele noch unter den Seelen im Fegfeuer herumirret, alſo der Stunde der Gnade des Herrn harrend ... eine Erlöſung, die beſchleuniget werden kann, Dank der Vermittlung der Gebete, die man täglich in den Kirchen zur Erlöſung der armen Seelen hält.“ — Frau von Saint-Dizier nahm eine ſo betrübte, ſo überzeugte, ſo durchdrungene Miene an, dieſe Worte ausſprechend; die jungen Mädchen hatten ein ſo tiefes, kindliches Gefühl, daß ſie in ihrer Treuherzigkeit dem Schrecken der Prinzeſſin hinſichtlich ihrer Mutter glaubten, mit naiver Traurigkeit ſich zum Vorwurfe machend, bisher die Particularität des Fegefeuers nicht gekannt zu haben. Als die Betſchweſter an dem Ausdrucke ſchmerzlicher Traurigkeit, die ſogleich in der Phyſiognomie der jungen Mädchen ſich ausprägte, erſah, daß ihr heuchleriſcher Betrug die von ihr erwartete Wirkung hervorgebracht hatte, ſetzte ſie hinzu: „Sie müſſen nicht alle Hoffnung aufgeben, meine Kinder; früh oder ſpät wird der Herr Ihre Mutter in ſein heiliges Paradies rufen; können Sie übrigens nicht die Zeit der Erlöſung dieſer geliebten Seele beſchleunigen?“

„Wir, Madame? O! ſprechen Sie, ſprechen Sie, denn Ihre Worte erſchrecken uns für unſere Mutter.“

„Die armen Kinder, wie intereſſant ſie ſind!“ ſagte die Prinzeſſin mit zärtlicher Empfindung, indem ſie die Hände der Waiſen in den ihrigen drückte. „Beruhigen Sie ſich, ſag' ich Ihnen,“ fuhr ſie fort; „Sie können viel für Ihre Mutter thun; ja, Sie werden mehr als Jemand bei dem Herrn erwirken, daß er ihre arme Seele aus dem Fegefeuer erlöſe, und in ſein heiliges Paradies emporſchweben laſſe.“

„Wir, Madame? Mein Gott, und wie denn?“

„Indem Sie durch ein erbauliches Benehmen die Gnade des Herrn verdienen. So, zum Beiſpiele, können Sie ihm nichts Wohlgefälligeres erweiſen, als daß Sie dieſe Handlung der Hingebung und Dankbarkeit gegen Ihre Gouvernante vollziehen; ja, ich bin deſſen gewiß, dieſer Beweis ächt chriſtlichen Eifers, wie der heilige Abbé Gabriel ſagt, würde bei dem Herrn wirkſam zur Erlöſung Ihrer Mutter beitragen; denn der Herr nimmt in ſeiner Güte vorzüglich günſtig die Gebete der Töchter auf, die für ihre Mutter beten, und dem Himmel, um ſeine Gnade zu erhalten, edle und heilige Handlungen aufopfern.“

„Ah! jetzt handelt es ſich nicht bloß mehr um unſere Gouvernante,“ rief Blanche aus.

„Da kommt Dagobert,“ ſagte plötzlich Roſe lauſchend, indem ſie die Schritte des Soldaten, welcher die Treppe heraufſtieg, durch die Scheidewand hörte.“

„Faſſen Sie ſich, beruhigen Sie ſich, ſagen Sie dieſem vortrefflichen Manne nichts von Allem dem,“ entgegnete raſch die Prinzeſſin; „er würde ſich mit Unrecht beunruhigen, und vielleicht Ihrem großmüthigen Entſchluſſe Hinderniſſe in den Weg legen.“

„Aber wie ſollen es wir angehen, Madame, um zu erfahren, wo unſere Gouvernante iſt?“ fragte Roſe.

„Wir werden alles dieß erfahren; verlaſſen Sie ſich auf mich,“ antwortete die Betſchweſter ganz ſtill, „ich werde Sie wieder beſuchen, und wir werden mit einander conſpiriren, ja, wir werden für die nahe Erlöſung der Seele Ihrer armen Mutter conſpiriren.“ Kaum hatte die Betſchweſter dieſe letzten Worte mit Herzenszerknirſchung ausgeſprochen, als der Soldat zurückkam, mit belebter, freudeſtrahlender Miene. In ſeiner Zufriedenheit bemerkte er die Gemüthsbewegung nicht, deren Verhehlung den beiden Schweſtern anfangs nicht gelang. Da Frau von Saint-Dizier die Aufmerkſamkeit des Solbaten zerſtreuen wollte, ſagte ſie, aufſtehend, und auf ihn zugehend, zu ihm: „Ich habe von dieſen Fräulein nicht ſcheiden wollen, mein Herr, ohne Ihnen über ihre ſeltenen Eigenſchaften alle Lobſprüche auszudrücken, die ſie verdienen.“

„Was Sie mir da ſagen, Madame, wundert mich nicht, aber ich bin darob nicht weniger glücklich. Ah, Sie haben, hoff' ich, dieſen kleinen ſchlimmen Köpfen über die Anſteckung der Hingebung den Text geleſen.“

„Seyen Sie ruhig, mein Herr,“ entgegnete die Betſchweſter, einen Blick des Einverſtändniſſes mit den beiden jungen Mädchen wechſelnd; „ich hab' ihnen Alles geſagt, was ich ihnen ſagen mußte; wir verſtehen uns jetzt.“

Dieſe Worte genügten Dagobert vollſtändig, und Frau von Saint-Dizier ſtieg wieder in ihren Wagen, nachdem ſie von den Waiſen liebevoll Abſchied genommen hatte, und ſuchte Rodin auf, der ſie einige Schritte von da in einem Fiakerwagen erwartete, um den Ausgang der Unterredung zu erfahren.

Fünftes Kapitel.

Das fliegende Lazareth.

Unter einer großen Zahl zur Zeit der Cholera in allen Stadtvierteln von Paris eröffneten proviſoriſchen fliegenden Lazarethen, hatte man auch eines in einem weiträumigen Erdgeſchoſſe eines Hauſes in der Straße Mont-Blanc errichtet; dieſe damals leere Behauſung war von ihrem Eigenthümer großmüthig zur Verfügung der Behörde geſtellt worden. An dieſen Ort brachte man die dürftigen Kranken, welche, plötzlich von der Seuche befallen, als in einem zu gefährlichen Zuſtande erachtet wurden, um unmittelbar in die Spitäler transportirt werden zu können. Man muß es zum Lobe der Einwohner von Paris ſagen, nicht nur freiwillige Geſchenke aller Art floſſen dieſen Hülfsinſtituten zu, ſondern auch Perſonen aus allen Ständen, angeſehene Leute, Arbeiter, Fabrikanten, Künſtler *) organiſirten ſich darin

---

*) Wir ſind ſo glücklich, unter dieſen Herrn Froment-Meurice citiren zu können, der ſo gütig war, uns ſehr intereſſante ſtatiſtiſche Documente über die Seuche mitzutheilen, und einer der Erſten dazu beitrug, im Stadtviertel Hôtel-de-Ville, einem von derſelben am meiſten decimirten, einen Lazarethdienſt einzurichten, welcher der armen Claſſe außerordentliche Dienſte leiſtete. Wenn wir Herrn F. Meurice zu den Künſtlern zählen, ſo geſchieht es, weil er, da er die Goldſchmidkunſt ſehr bedeutend gefördert, und ſelbſt ein vortrefflicher Ciſeleur iſt, wegen der Vollendung, des Geſchmackes, der reizenden Originalität, oder des großartigen Charakters ſeiner Werke, Anſpruch auf den Zunamen des franzöſiſchen Benvenuto machen kann. Wir bedauern, zur Begründung dieſer einem ſeltenen Talente widerfahren gelaſſenen Gerechtigkeit, nicht die ſchönen an Herrn Froment-Meurice von Herrn Victor Hugo gerichteten Verſe beifügen zu können, welche übrigens nächſtens erſcheinen werden.

C. S.

zum Tag- und Nachtdienſte, um in dieſen improviſirten Spitälern Ordnung herzuſtellen, eine thätige Ueberwachung üben, und den Aerzten im Vollzuge ihrer Vorſchriften hinſichtlich der Cholerakranken beiſtehen zu können.

Frauenzimmer aus allen Ständen theilten dieſen Aufſchwung großmüthiger Verbrüderung für das Unglück, und wäre nicht die Empfindbarkeit der Beſcheidenheit ſo überaus achtungswerth, ſo könnten wir, unter tauſend, zwei junge und holdſelige Frauen citiren, wovon die Eine der Ariſtokratie, und die Andere der reichen Bürgerſchaft angehörte, die fünf oder ſechs Tage lang, während welcher die Seuche mit der heftigſten Gewalt wüthete, täglich Morgens kamen, um die gefährlichen und niedrigen Dienſte der bewundernswürdigen barmherzigen Schweſtern zu theilen, pflegende Dienſte, die dieſe den dürftigen, in die proviſoriſche Heilanſtalt eines von den Quartieren von Paris gebrachten Kranken leiſteten. Dieſe Thatſachen brüderlicher Barmherzigkeit, und ſo viele andere, die zur Zeit geſchehen, zeigen, wie eitel und ſelbſtſüchtig die unverſchämten Anmaßungen gewiſſer Ultramontanen ſind*). Hört man ſie, oder ihre Mönche, ſo ſind ſie allein fähig, kraft ihrer Losmachung von allen irdiſchen Neigungen, der

---

*) Siehe in dieſer Hinſicht ein unbegreifliches Ausſchreiben des Herrn von Bonald, Cardinals, Erzbiſchofs von Lyon, Primas von Gallien, ꝛc., im Univers enthalten: in dieſer geiſtlichen, komiſch-frömmelnden Rede, macht ſich Herr von Bonald ſehr drollig über die Werke desjenigen luſtig, der dieſe Zeilen ſchreibt. (Der Verfaſſer des ewigen Juden hat die Unannehmlichkeit gehabt, von Herrn von

---

Bonald und mehrern andern ſeiner Gevattern von Langres, von Châlons, von Chartres, excommunicirt zu werden; ꝛc. ꝛc.) Dieſe Späſſe haben uns ſehr ergötzt, und wir bewilligen den Nachlaß und die Abſolution hiefür ſehr gerne dem verehrungswürdigen und drolligen Primas von Gallien, wenn ſeine ſcheinheiligen Scherze ſeine Beichtkinder ein wenig erheitert haben; die Luſtigkeit iſt eine ſo ſeltene und ſüſſe Sache! Aber eine grobe Lüge anderer Art, und eine erzpoſſierliche iſt es, von der Höhe des erzbiſchöflichen Thrones herab die Behauptung zu wagen, daß das Gefühl chriſtlicher Liebe, menſchenfreundlicher Verbrüderung, ſo zu ſagen das ausſchließliche Eigenthum der Ultramontanen ſey, und daß es außerhalb der Prieſterpartei und deren Anhänger, nur Selbſtſucht und Härte gebe. Wir bitten den drolligen und verehrungswürdigen Cardinal-Erzbiſchof von Lyon, Primas von Gallien, ſich zu beruhigen; um der Thatſache, die wir ihm zur Unterſtützung unſerer Anſicht citiren wollen, mehr Gewicht zu geben, werden wie dieſelbe in einer von den Claſſen wählen, die am allerwenigſten irgend einen religiöſen Glauben beſitzt: bei den Loretten, zum Beiſpiele. Wohlan! wir bieten dem Herrn Primas von Gallien eine Wette von 25 Louisd'or zum Beſten der Armen an, daß die Summe der guten Werke von mehrern dieſer armen Mädchen, in Hülfe jeder Art, im Elende geweſenen Frauen und Kindern gewährt, gleich ſey dem von eben ſo vielen aus dem Kapitel des drolligen und verehrungswürdigen Primas von Gallien gewählten Domherren geſpendeten Almoſen, ſelbſt mit Einſchluß jenes garſtigen Domherrn, der uns in einer Art frömmelnden Pamphletes ſehr gemein und ſehr wüthend injurirt hat.

Welt jene wunderbaren Beiſpiele von Selbſtverläugnung glühender Liebe zu geben, welche den Stolz der Menſchheit ausmachen; hört man ſie, ſo iſt, zum Beiſpiele, in der Geſellſchaft nichts mit dem Muthe und der Hingebung des Prieſters zu vergleichen, der einen Sterbenden die letzte Oelung giebt. Nichts iſt bewundernswürdiger, als der Trappiſt, der, ſollte man es glauben, die evangeliſche Selbſtverläugnung ſo weit treibt, ſeinem Orden angehörende Felder umzubrechen und zu bebauen! Iſt dieß nicht idealiſch? Iſt's nicht göttlich? Arbeiten, den Boden zu beſäen, deſſen Erzeugniſſe Euch gehören! Wahrlich, das iſt heldenmüthig; daher bewundern wir die Sache aus allen unſern Kräften.

Nur werden wir bei aller Anerkennung, was Gutes in einem guten Prieſter iſt, demüthig fragen, ob Mönche, Geiſtliche oder Prieſter ſind: Jene Aerzte der Armen, die zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht an den armſeligen Pfühl des Unglücklichen eilen? Jene Aerzte, die während der Cholera mit eben ſo großer Uneigennützigkeit als Unerſchrockenheit tauſendmal ihr

---

Viel lieber als dieſe tobenden Albernheiten ſind uns die vom Alter herrührenden Drolligkeiten, die verehrungswürdigen Lachſtöße des lieben und drolligen Primas von Gallien, was uns betrifft: denn wir theilen die Meinung Anacreons: — „Eine ſanfte Heiterkeit läßt den Greiſen wohl; es iſt angenehm, die Roſe mit friſchen Farben, mit dem Silberglanze grauer Haare ſich vermengen zu ſehen."

G. S.

Leben gewagt haben? Jene Gelehrten, jene jungen ausübenden Aerzte, die aus Liebe zur Wiſſenſchaft und zur Menſchheit, es als eine Gnade, als eine Ehre nachgeſucht haben, dem Tode in Spanien die Stirne bieten zu dürfen, als das gelbe Fieber die Bevölkerung decimirte. War's wohl das Cölibat, die Entſagung, woraus ſo viele großmüthige Männer die Kraft ſchöpften? Zögerten ſie, ihr Leben zu opfern, im Hinblicke auf ihre Vergnügungen oder ihre ſüſſen Familienpflichten? Nein; Keiner von ihnen verzichtete deßwegen auf die Freuden der Welt. Die Meiſten derſelben hatten Frauen, Kinder; und gerade weil ſie die Freuden des Vaterſtandes kannten, hatten ſie den Muth, ſich dem Tode auszuſetzen, um die Frau, die Kinder ihrer Brüder zu retten; wenn ſie endlich das Gute ſo muthig thaten, ſo geſchah's, weil ſie den ewigen Abſichten des Schöpfers gemäß lebten, der den Menſchen für die Familie erſchaffen hat, nicht für die unfruchtbare Abſonderung des Kloſters. Sind ſie Trappiſten, jene Millionen Bauern, Proletarier der Felder, welche die Aecker umbrechen, die nicht ihnen gehören, und mit ihrem Schweiße begießen, und dieß für einen Lohn, der für die nöthigſten Bedürfniſſe ihrer Kinder nicht zureicht? Endlich (dieß wird kindiſch ſcheinen, aber wir halten es für unbeſtreitbar), ſind Mönche, Geiſtliche oder Prieſter jene unerſchrockenen Männer, die zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht mit fabelhafter Furchtloſigkeit mitten in Flammen und Schmelzöfen ſich ſtürzen, glühende Balken auf Leitern erſteigend, brennenden Schutt, um Güter zu bewahren, die nicht ihnen gehören, um Leute zu retten, die ihnen unbekannt ſind, und dieß einfach, ohne Stolz, ohne Vorrecht, ohne Hochmuth, ohne eine andere Belohnung, als das Commißbrod, welches ſie eſſen, ohne ein anderes Ehrenzeichen, als den Soldatenrock, den ſie tragen, und dieß vorzüglich ohne die mindeſte Anmaſſung von der Welt, ſich das ausſchließliche Recht auf Muth vorzubehalten, auf Hingebung, oder dereinſt ein wenig heilig geſprochen und in einen Reliquienkaſten eingerahmt zu werden? Und dennoch glauben wir, daß ſo viele kühne Sapeure, die bei zwanzig Feuersbrünſten ihr Leben gewagt, Greiſe, Weiber, Kinder den Flammen entriſſen, ganze Städte vor den Verheerungen des Feuers bewahrt haben, vor Gott und der Menſchheit ſich wenigſtens eben ſo viele Verdienſte geſammelt, wie der heilige Polykarpus, der heilige Fructuoſus, der heilige Privatus und andere mehr oder weniger Geheiligte.

Nein, nein, Dank den moraliſchen Lehren aller Jahrhunderte, aller Völker, aller Philoſophien, Dank der fortſchreitenden Emancipation der Menſchheit, ſind die Gefühle chriſtlicher Liebe, Hingebung, Verbrüderung, faſt natürliche Inſtinkte geworden, und entwickeln ſich wunderſam bei den Menſchen, wenn er ſich in der Lage des beziehungsweiſen Glückes befindet, für welches Gott ihn begabt und erſchaffen hat. Nein, nein, gewiſſe intriguirende und lärmende Ultramontane bewahren nicht allein, wie ſie es glauben machen möchten, die Tradition der Hingebung des Menſchen für den Menſchen, der Selbſtverläugnung des Geſchöpfes für das Geſchöpf: in der Theorie und in der Praxis iſt Marcus Aurelius ſo viel werth wie der heilige Johannes, Plato wie der der heilige Auguſtin, Confucius wie der heilige Chryſoſtomus; ſeit dem Alterthume bis auf unſere Zeiten haben der Mutterſtand, die Freundſchaft, die Liebe, die Wiſſenſchaft, der Ruhm, die Freiheit, außerhalb aller Orthodoxie, eine Armee von glorreichen Namen, von bewundernswürdigen Martyrern, den Heiligen und Martyrern des Kalenders gegenüber zu ſtellen; ja, wir wiederholen es, niemals haben die Mönchsorden, die ſich am meiſten mit Hingebung für die Menſchheit brüſten, mehr für ihre Brüder gethan, als während der ſchrecklichen Tage der Cholera, ſo viele junge lockere Leute, ſo viele gefallſüchtige und hübſche Frauensperſonen, ſo viele heidniſche Künſtler, ſo viele pantheiſtiſche Schriftſteller, ſo viele materealiſtiſche Aerzte gethan haben.

Zwei Tage waren ſeit dem Beſuche der Frau von Saint-Dizier bei den Waiſen verfloſſen, es war ungefähr zehn Uhr Morgens. Die Perſonen, welche den Nachtdienſt bei den Kranken in dem in der Straße Mont-Blanc errichteten Lazarethe freiwillig verſehen hatten, wurden von andern freiwillig Dienenden abgelöſet.

„Wohlan, meine Herren,“ ſagte Einer von den neu

Angekommenen, „wie ſtehen wir? Hat die Zahl der Kranken heute Nacht abgenommen?

„Leider nein; aber die Aerzte glauben, daß die Seuche den höchſten Grad der Intenſität erreicht habe.“

„Es bleibt wenigſtens Hoffnung, ſie abnehmen zu ſehen.“

„Und iſt von den Herren, die wir erſetzen, Keiner befallen worden?“

„Geſtern ſind unſer eilf gekommen; dieſen Morgen ſind unſer nur noch neun.“

„Das iſt traurig. Wurden dieſe beiden Perſonen ſchnell befallen?“

„Eines der Opfer, ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, beurlaubter Cavallerieoffizier, iſt ſo zu ſagen vom Blitze getroffen worden; in weniger als einer Viertelſtunde iſt er todt geweſen; obgleich ſolche Fälle häufig ſind, waren wir doch ganz betäubt.“

„Der arme junge Mann! . . .“

Er hatte für Jeden ein Wort herzlicher Ermuthigung oder Hoffnung; es war ihm gelungen, den Geiſt mehrerer Kranken ſo zu erhöhen, daß Einige derſelben, die weniger die Cholera, als die Furcht vor ihr hatten, faſt geneſen das Lazareth verlaſſen haben . . .“

„Wie Schade! Ein ſo braver junger Mann! Er iſt denn doch glorreich geſtorben; es gehört eben ſo viel Muth dazu, ſo zu ſterben, als in der Schlacht . . .“

„Nur ein junger Prieſter war da, der an Eifer und

Muth ſich ihm gleich ſtellen konnte, mit einem engelgleichen Geſichte; man nennt ihn den Abbé Gabriel; er iſt unermüdlich; kaum daß er einige Stunden ausruht; er eilt von dem Einen zum Andern, iſt Alles Allen; er vergißt Niemand; ſeine Tröſtungen, die er überall aus der tiefſten Tiefe ſeines Herzens ſpendet, ſind keine Gemeinplätze, die er handwerksmäßig anbringt; nein, nein, ich hab' ihn den Tod einer armen Frau beweinen ſehen, welcher er die Augen, nach einem herzzerreißenden Todeskampfe, zugedrückt hatte. Ah! wenn alle Prieſter ihm glichen! . . .“

„Gewiß, ein guter Prieſter iſt ſo verehrungswürdig! Und wer von Ihnen iſt das andere Opfer dieſer Nacht?“

„O! dieſer Todesfall iſt gräßlich geweſen. Sprechen wir nicht davon; mir ſchwebt dieſes furchtbare Bild noch vor den Augen.“

„Ein blitzſchneller Choleraanfall?“

„Wäre dieſer Unglückliche nur an der Seuche geſtorben, ſo würden Sie mich ob dieſer Erinnerung nicht ſo erſchreckt ſehen.“

„An was iſt er denn geſtorben?“

„Das iſt eine ganze traurige Geſchichte. Vor drei Tagen hat man einen Mann hieher gebracht, den man bloß von der Cholera befallen wähnte; Sie haben ohne Zweifel von dieſer Perſon ſprechen hören; es iſt der Bändiger wilder Thiere, der ganz Paris nach Porte-Saint-Martin eilen gemacht hat.“

„Ich weiß, von wem Sie ſprechen wollen, ein gewiſſer Morok; er ſpielte eine Art von Scene mit einem gezähmten ſchwarzen Panther?“

„So iſt's; ich befand mich ſelbſt bei einer ſonderbaren Vorſtellung, an deren Ende ein Fremder, ein Indier, in Folge einer Wette, ſagt man, auf die Bühne geſprungen iſt, und den Panther getödtet hat.“

„Nun denn, ſtellen Sie ſich vor, daß bei Morok, der Anfangs als Cholerakranker hieher gebracht wurde, und wirklich die Symptome der Seuche verrieth, plötzlich eine gräßliche Krankheit ausgebrochen iſt.“

„Und welche Krankheit?“

„Die Waſſerſcheu.“

„Iſt er wüthend geworden?“

„Ja; er hat geſtanden, vor wenigen Tagen von einem der großen Hunde gebiſſen worden zu ſeyn, welche ſeine Menagerie bewachen; leider hat er dieſes Geſtändniß erſt nach dem ſchrecklichen Anfalle gemacht, welcher dem Unglücklichen das Leben gekoſtet, den wir bedauern.“

„Wie hat ſich dieß denn zugetragen?“

„Morok bewohnte ein Zimmer mit drei andern Kranken. Plötzlich, von einer Art tobenden Wahnſinnes erfaßt, ſteht er auf, wilde Schreie ausſtoſſend, und ſtürzt wie ein Wahnſinniger in den Corridor. Der Unglückliche, den wir bedauern, tritt ihm in den Weg, und will ihn feſthalten. Dieſe Art von Kampf exaltirt noch Morok's Raſerei, und er wirft ſich auf den, der ſich ihm entgegengeſtellt, beißt ihn, zerfleiſcht ihn, und fällt zuletzt in furchtbare Krämpfe.“

„Ah! Sie haben Recht, das iſt gräßlich. Und ungeachtet aller Hülfe iſt Morok's Opfer…?“

„Geſtorben heute Nacht unter grauſamen Schmerzen; denn die Gemüthsbewegung iſt ſo heftig geweſen, daß alſogleich ein Gehirnfieber ausgebrochen iſt.“

„Und iſt Morok geſtorben?“

„Ich weiß es nicht. Man ſollte ihn geſtern in ein Spital bringen, nachdem man ihn während des Zuſtandes der Schwäche, die gewöhnlich auf ſo gewaltige Criſen folgt, geknebelt hatte; aber bis man ihn von hier wegbringen kann, hat man ihn in ein oberes Zimmer dieſes Hauſes eingeſperrt.“

„Aber er iſt verloren.“

„Er muß todt ſeyn. Die Aerzte glauben, er werde keine vierundzwanzig Stunden mehr leben.“

Diejenigen, welche dieſe Unterredung pflogen, hielten ſich in einem im Erdgeſchoſſe gelegenen Vorzimmer auf, wo gewöhnlich die Perſonen ſich einfanden, welche kamen, um ihre Hülfe und ihre Mitwirkung freiwillig anzubieten. Von der einen Seite ſtand dieſes Gemach mit den Sälen des Lazarethes in Verbindung, von der andern mit der Hausflur, deren Fenſter ſich in den Hof öffneten.

„Ah! mein Gott!“ ſagte Einer der beiden Sprechenden, durch das Fenſter ſchauend, „ſehen Sie doch, was für holdſelige junge Perſonen aus dieſem ſchönen Wagen geſtiegen ſind; wie ſie ſich ähnlich ſehen! In der That, eine ſolche Aehnlichkeit iſt außerordentlich.“

„Gewiß ſind's Zwillinge. Die armen, jungen Mädchen! ſie tragen Trauerkleider. Vielleicht haben ſie einen Vater oder eine Mutter zu beklagen.“

„Man ſollte meinen, daß ſie hieher kommen.“

„Ja, ſie ſteigen die Freitreppe herauf.“

Wirklich traten Roſe und Blanche bald in das Vorzimmer, mit ſchüchterner, beſorgter Miene, obgleich eine Art fieberiſcher und entſchloſſener Exaltation in ihren Blicken glänzte. Einer der beiden Männer, die miteinander plauderten, von der Verlegenheit der jungen Mädchen gerührt, näherte ſich ihnen, und fragte mit einem Tone zuvorkommender Artigkeit: „Wünſchen Sie etwas, meine Fräulein?“

„Iſt nicht hier, mein Herr,“ erwiederte Roſe, „das Lazareth der Straſſe Mont = Blanc?“

„Ja, meine Fräulein.“

„Eine gewiſſe Madame Auguſtine du Tremblay, hat man uns geſagt, ſey vor zwei Tagen hieher gebracht worden, mein Herr. Könnten wir ſie beſuchen?“

„Ich muß Sie aufmerkſam machen, mein Fräulein, daß einige Gefahr dabei iſt, in die Krankenſäle zu gehen.“

„Sie iſt eine ſehr liebe Freundin, die wir zu beſuchen wünſchen,“ verſetzte Roſe mit einem ſanften und feſten Tone, der ihre Verachtung der Gefahr hinreichend ausdrückte.

„Ich kann Ihnen übrigens nicht für gewiß ſagen, mein Fräulein,“ entgegnete der Sprechende, „ob die

Perſon, die Sie ſuchen, hier ſey; wenn Sie ſich aber die Mühe geben wollen, in jenes Zimmer, links, zu treten, werden Sie die gute Schweſter Martha in ihrem Kabinete finden; ſie hat den Frauenſaal zu beſorgen, und wird Ihnen alle erwünſchten Aufſchlüſſe ertheilen.“

„Ich danke, mein Herr,“ ſagte Blanche, ſich anmuthig verneigend, und ſie trat mit ihrer Schweſter in das ihr ſo eben bezeichnete Gemach.

„Sie ſind wirklich charmant,“ ſagte der Mann, mit dem Blicke den beiden Schweſtern folgend, welche bald verſchwanden. „Es wäre Schade, wenn . . .“ Er konnte nicht ausreden. Plötzlich erſcholl ein furchtbarer Tummult, mit Schreien des Schreckens und Entſetzens vermiſcht, in den benachbarten Zimmern; faſt alſogleich wurden zwei von den Thüren heftig aufgeriſſen, die mit dem Vorzimmer in Verbindung ſtanden, und eine große Zahl von Kranken, die Meiſten halbnackt, abgezehrt, entfleiſcht, mit von Schrecken verzerrten Zügen, ſtürzten in dieſes Gemach, ſchreiend: „Zu Hülfe! zu Hülfe! der Wüthende! . . .“

Es iſt unmöglich, das verzweiflungsvolle, raſende Handgemenge zu ſchildern, welches dieſem paniſchen Schrecken beſtürzter Leute folgte, die zur einzigen Thüre des Vorzimmers rannten, um der Gefahr zu entrinnen, die ſie befürchteten, und da kämpften, ſich ſchlugen, mit Füſſen traten, um durch dieſen engen Ausgang zu fliehen. — In dem Augenblicke, wo es dem Letzten dieſer

Unglücklichen gelang, die Thüre zu erreichen, erſchöpft auf ſeinen mit Blut beſudelten Händen ſich fortſchleppend, denn er war während des Handgemenges über den Haufen geworfen und faſt zerquetſcht worden, erſchien der Gegenſtand dieſes Schreckens... Morok.

Er war entſetzlich... ein Fetzen der Bettdecke gürtete ſeine Lenden; ſein blaſſer und blutrünſtiger Rumpf war nackt, wie auch ſeine Beine, um welche herum man noch die Trümmer von den Banden ſah, die er zerriſſen hatte; ſein dichtes gelbliches Haar hing ſtraff über ſeine Stirne; ſein Bart ſchien ſich durch das nämliche Hautſchaudern zu borſten; ſeine in ihren Marken verwirrt rollenden, blutunterlaufenen Augen funkelten von einem glaſigen Glanze erleuchtet; der Schaum quoll von ſeinen Lippen; von Zeit zu Zeit ſtieß er rauhe Kehllaute aus; die Adern ſeiner Eiſenglieder waren zum Berſten geſchwellt; er ſprang ruckweiſe wie ein wildes Thier, ſeine knochigen und gekrampften Finger vor ſich hinſtreckend. In dem Augenblicke, da Morok auf dem Punkte war, den Ausgang zu erreichen, durch welchen die von ihm Verfolgten entronnen waren, gelang es ſtarken, auf den Lärm herbeigelaufenen Perſonen, dieſe Thüre von Auſſen zu verſchließen, und jene Thüren, die mit den Sälen des Lazarethes in Verbindung ſtanden.

Morok ſah ſich gefangen. Er eilte dann zum Fenſter, um es zu zertrümmern, und ſich in den Hof zu ſtürzen; aber plötzlich ſtille ſtehend, fuhr er vor dem ſpiegelnden Glanze der Scheiben zurück, von dem unüberwindlichen Abſcheue erfaßt, den alle Waſſerſcheuen bei dem Anblicke leuchtender Gegenſtände, vorzüglich der Spiegel, empfinden. Bald ſahen ihn die von ihm verfolgten, im Hofe zuſammengerotteten Kranken durch das Fenſter in wüthenden Anſtrengungen ſich erſchöpfen, um die Thüren zu öffnen, die man hinter ihm verſchloſſen hatte. Dann, das Vergebliche ſeiner Verſuche erkennend, ſtieß er wilde Schreie aus, und begann raſch den Saal zu umkreiſen, wie ein wildes Thier, welches fruchtlos den Ausgang aus ſeinem Käfige ſucht. Aber jene von den Zuſchauern dieſer Scene, die ihre Geſichter an die Fenſterſcheiben lehnten, brachen in ein lautes Angſt- und Schreckengeſchrei aus. Morok hatte die kleine Thüre bemerkt, welche mit dem von der Schweſter Martha bewohnten Kabinete in Verbindung ſtand, und in welches Roſe und Blanche einige Augenblicke zuvor getreten waren. Morok, in der Hoffnung, durch dieſen Ausgang zu entkommen, zog mit Gewalt den Knopf dieſer Thüre an ſich, und es gelang ihm, ſie, ungeachtet des Widerſtandes, den er von Innen heraus empfand, halb zu öffnen.

Einen Augenblick ſah die erſchrockene Menge vom Hofe aus die ſtraffen Arme der Schweſter Martha und der an die Thüre geklammerten Waiſen, die ſie mit all' ihrer Gewalt zurückhielten.

Sechstes Kapitel.

Die Waſſerſcheu.

Als die im Hofe verſammelten Kranken Morok's hartnäckige Verſuche ſahen, die Thüre des Zimmers mit Gewalt zu öffnen, worin Schweſter Martha und die Waiſen eingeſchloſſen waren, verdoppelte ſich der Schrecken.

„Die Schweſter iſt verloren!“ rief man mit Entſetzen aus.

„Dieſe Thüre wird nachgeben.“

„Und dieſes Kabinet hat keinen andern Ausgang!“

„Zwei junge Mädchen in Trauerkleidern ſind bei ihr d'rin . . .“

„Man kann doch arme Frauenzimmer nicht mit jenem Wüthenden raufen laſſen! Zu mir her, meine Freunde,“ rief großmüthig ein kräftiger Zuſchauer, nach der Freitreppe eilend, um in das Vorzimmer zu kommen.

„Es iſt zu ſpät, Sie ſetzen ſich vergebens der Gefahr aus,“ ſagten mehrere Perſonen, ihn wider ſeinen Willen zurückhaltend.

In dieſem Augenblicke hörte man Stimmen rufen: „Da iſt der Abbé Gabriel!“

„Er kommt aus dem erſten Stockwerke; er eilt auf den Lärm herbei.“

„Er fragt, was es gebe.“

„Was wird er thun?“

Wirklich hatte Gabriel, bei einem Sterbenden in einem anſtoſſenden Saale beſchäftiget, ſo eben erfahren, daß es Morok, ſeine Bande zerreiſſend, gelungen war, durch eine enge Dachlucke der Kammer zu entrinnen, in welche man ihn vorläufig eingeſperrt hatte. Die ſchrecklichen Gefahren vorausſehend, welche aus der Entweichung des Thierbändigers erfolgen konnten, eilte der junge Miſſionär, nur ſeinem Muthe ſich überlaſſend, in der Hoffnung herbei, größere Uebel abzuwenden. — Nach ſeinen Weiſungen folgte ihm ein Krankenwärter, eine tragbare Kohlenpfanne voll glühender Kohlen in der Hand, worin mehrere Brenneiſen glühend gemacht wurden, deren die Aerzte in einigen verzweifelten Cholerafällen ſich bedienten. Das engelgleiche Antlitz Gabriels war blaß; aber eine ruhige Unerſchrockenheit verklärte ſeine edle Stirne. Haſtig durch die Hausflur eilend, rechts und links durch die auf ſeinem Wege gepreßte Menge ſich drängend, ging er raſch auf das Vorzimmer zu. In dem Augenblicke, da er ſich demſelben näherte, ſagte einer von den Kranken mit kläglicher Stimme zu ihm: „Ah! Herr Abbé, es iſt vorbei; Jene, die im Hofe ſind, und durch die Fenſter ſchauen, ſagen, daß die Schweſter Martha verloren iſt.“

Gabriel antwortete nicht, griff ſchnell nach dem Schlüſſel der Thüre; doch bevor er in dieſes Gelaß trat, worin Morok eingeſperrt war, wendete er ſich zum Krankenwärter, und ſagte mit feſter Stimme zu ihm: „Sind Ihre Eiſen glühend?“

„Ja, Herr Abbé.“

„Erwarten Sie mich hier, und halten Sie ſich bereit. Sie meine Freunde,“ fügte er bei, zu einigen vor Schrecken ſchaudernden Kranken gekehrt, „verſchließen Sie die Thüre hinter mir, ſobald ich eingetreten ſeyn werde. Ich bürge für Alles; und Sie, Krankenwärter, kommen Sie nicht eher, als bis ich rufen werde …“ Dann ließ der junge Miſſionär den Schloßriegel ſpielen.

In dieſem Augenblicke brach ein Schrei des Schreckens, des Mitleidens, der Bewunderung, aus jeder Bruſt, und die um die Thüre verſammelten Zuſchauer dieſer Scene entfernten ſich eilig, von unwillkürlichem Schrecken ergriffen. Nachdem Gabriel die Augen zum Himmel erhoben hatte, wie um Gottes Beiſtand zu dieſem furchtbaren Momente zu erflehen, ſtieß er die Thüre auf, und verſchloß ſie alſogleich hinter ſich. Er befand ſich allein mit Morok. Dem Thierbändiger war es durch eine letzte Wuthanſtrengung gelungen, die Thüre faſt gänzlich zu öffnen, an welche Schweſter Martha und die Waiſen ſich klammerten, vor Entſetzen mit dem Tode ringend, verzweifelte Schreie ausſtoſſend. Bei dem Geräuſche von Gabriel's Schritten, kehrte Morok ſich ungeſtüm um. Dann ſtürzte er ſich, weit entfernt darauf zu beharren, in das Kabinet zu treten, mit einem Sprunge brüllend auf den jungen Miſſionär.

Während dieſer Zeit ſchoben die Schweſter Martha und die Waiſen, unkundig der Urſache des plötzlichen Rückzuges ihres Angreifers, und dieſen Aufſchubsmoment benützend, inwendig einen Riegel vor, und ſchützten ſich ſomit vor einem neuen Angriffe. Morok, wilden Blickes, mit convulſiviſch geſchloſſenen Zähnen, hatte ſich mit vorgeſtreckten Händen auf Gabriel geſtürzt, um ihn an der Kehle zu packen; der Miſſionär empfing beherzt den Angriff; mit raſchem Blicke die Bewegung ſeines Gegners errathend, faßte er ihn in dem Augenblicke, da er über ihn herfiel, an den beiden Handgelenken, und ihn alſo haltend, drückte er ſie mit kräftiger Hand gewaltſam nieder. Während einer Sekunde blieben Morok und Gabriel ſtumm, keuchend, regungslos ſtehen, mit dem Blicke ſich meſſend; dann ſuchte der Miſſionär, auf ſeine Lenden geſtützt, den Oberleib zurückgekehrt, die Anſtrengungen des Waſſerſcheuen zu bändigen, der durch heftige Sprünge ſich von ihm loszumachen, und auf ihn zu ſtürzen bemüht war, den Kopf voran, um ihn mit den Zähnen zu zerfleiſchen. Plötzlich ſchien der Thierbändiger ſchwach zu werden; ſeine Knie brachen, ſein bleifarbener, veilchenblauer Kopf ſank auf ſeine Schulter, ſeine Augen ſchloſſen ſich. Der Miſſionär, im Wahne, daß eine vorübergehende Schwäche auf den Wuthanfall dieſes Elenden folgte, und daß er fallen werde, ließ ab, um ihm Hülfe zu leiſten. Sich frei fühlend, Dank ſeiner Liſt, erhob Morok ſich plötzlich, um ſich wüthend auf Gabriel zu werfen. Durch dieſen plötzlichen Angriff überraſcht, wankte dieſer, und fühlte ſich von den Eiſenarmen des Wüthenden gepackt und umſchlungen. Dennoch Energie und Anſtrengung verdoppelnd, Bruſt gegen Bruſt, Fuß gegen Fuß ringend, brachte der Miſſionär ſeinerſeits ſeinen Gegner zum Wanken; es gelang ihm, durch einen kräftigen Schwung ihn zu Boden zu werfen, von Neuem ſeine Hände zu faſſen, und ihn ſchier regungslos unter ſeinem Knie feſtzuhalten. Da Gabriel ihn ſo völlig bewältiget hatte, wendete er den Kopf, um nach Beiſtand zu rufen, als es Morok durch eine verzweiflungsvolle Anſtrengung gelang, ſich mit halbem Leibe aufzurichten, und den linken Arm des Miſſionärs mit ſeinen Zähnen zu packen. Bei dieſem ſcharfen, tiefen, furchtbarem Biſſe, der das Fleiſch aufriß, konnte der Miſſionär einen Schrei des Schmerzens und Schreckens nicht verhalten; vergebens wollte er ſich losmachen; ſein Arm blieb zwiſchen Morok's convulſiviſchen Kiefern, der ſeine Beute nicht fahren ließ, wie in einen Schraubſtock geklemmt.

Dieſe entſetzliche Scene hatte kürzere Zeit gewährt, als ihre Schilderung bedarf, als plötzlich die Thüre, welche in die Hausflur führte, gewaltſam aufgeriſſen wurde; mehrere muthige Männer, die von den erſchrockenen Kranken die den jungen Prieſter bedrohende Gefahr vernommen, eilten zu ſeinem Beiſtande herbei, ungeachtet ſeiner Anordnung, nicht eher einzutreten, als bis er rufen würde. Der Krankenwärter mit ſeiner Kohlenpfanne und ſeinem weiß geglühten Eiſen, war unter der Zahl der Neuangekommenen; Gabriel, ihn gewahrend, rief ihm mit veränderter Stimme zu: „Schnell, ſchnell, mein Freund, Ihre Eiſen; ich hatte daran gedacht, Gott ſey Dank ...“

Zum Glücke hatte einer von den eingetreten Männern ſich mit einer wollenen Decke verſehen, in dem Momente, da es dem Miſſionär gelang, ſeinen Arm zwiſchen Morok's Zähnen herauszureißen, den er noch immer unter ſeinem Knie feſthielt, warf man die Decke über den Kopf des Waſſerſcheuen, der alſogleich, ungeachtet ſeines verzweifelten Widerſtandes, ohne Gefahr verhüllt und geknebelt wurde. Dann ſtand Gabriel auf, zerriß den Aermel ſeines Prieſterrockes, ergriff, ſeinen linken Arm entblöſſend, an dem man eine tiefe, blutende und bläuliche Bißwunde ſah, eines von den weißgeglühten Eiſen, und drückte zweimal mit feſter und ſicherer Hand den glühenden Stahl auf die Wunde mit einer heldenmüthigen Ruhe, die alle Anweſenden mit Bewunderung erfüllte. Aber bald erzeugten ſo viele verſchiedene, ſo unerſchrocken bekämpfte Gemüthsbewegungen, eine unvermeidliche Gegenwirkung: große Schweißtropfen perlten von Gabriels Stirne; ſeine langen, blonden Haare ſchmiegten ſich an ſeine Schläfen; er erblaßte, wankte, verlor das Bewußtſeyn, und wurde in ein anſtoſſendes Zimmer gebracht, um daſelbſt die erſte Hülfe zu erhalten.

Ein übrigens begreiflicher Zufall hatte, wider Wiſſen der Frau von Saint-Dizier, aus einer ihrer Lügen eine Wahrheit gemacht. Um die Waiſen noch leichter zu bewegen ſich in ein proviſoriſches Lazareth zu begeben, war ſie auf den Einfall gerathen, ihnen zu ſagen, daß Gabriel ſich dort befinde, was ſie zu glauben weit entfernt war; denn ſie hatte vielmehr dieſes Zuſammentreffen zu verhindern geſucht, das ihren Plänen ſchaden konnte, da ihr die Anhänglichkeit des jungen Miſſionärs für die jungen Mädchen bekannt war. Kurze Zeit nach der erzählten ſchrecklichen Scene, traten Roſe und Blanche, von Schweſter Martha begleitet, in einen weiten Saal von unheimlichen, traurigen Ausſehen, wohin man eine große Zahl von der Cholera plötzlich befallener Frauensperſonen gebracht hatte. Dieſe äuſſerſt weiträumige, zur Errichtung eines temporären Lazarethes großmüthig geliehene Wohnung, war mit übermäßigem Luxus ausgeſchmückt; das damals von den kranken Frauensperſonen, von denen wir ſprachen, bewohnte Gelaß, hatte zum Empfangsſalon gedient; das weiße Getäfel funkelte von koſtbarer Vergoldung; prächtig umrahmte Spiegel trennten die Pfeiler der Fenſter, durch die man die friſchen Raſen eines lieblichen Gartens gewahrte, welchen ſchon das Grün der erſten Maitriebe ſchmückte. Inmitten dieſes Luxus, dieſes vergoldeten Täfelwerkes, auf einem reich eingelegten Parkete von koſtbarem Holze, erblickte man ſymetriſch geordnet vier Reihen Betten von allen Formen, gleichfalls freiwillige Geſchenke, vom beſcheidenen Gurtbette bis zum reichen Lotterbette von geſchnitztem Mahagony.

Dieſer Saal war durch eine proviſoriſche Scheidewand von vier oder fünf Fuß Höhe, ſeiner ganzen Länge nach in zwei Hälften getheilt worden; man hatte dadurch die Vorkehrung getroffen, vier Reihen Betten anbringen zu können; dieſe Trennung hörte in einiger Entfernung von den beiden äuſſerſten Enden dieſes Salons auf; an dieſer Stelle behielt er ſeine ganze Breite; in dieſem vorbehaltenem Raume ſah man keine Betten; hier hielten ſich die freiwillig Dienenden auf, wenn die Kranken ihrer Pflege nicht bedurften; an einem dieſer äuſſerſten Enden ſtand ein hoher und prächtiger Kamin von Marmor, mit vergoldeter Bronce geziert; hier wurden verſchiedene Getränke gewärmt; endlich, als letzter Zug an dieſem Gemälde von ſo ſonderbarem Anblicke, übernahmen es den verſchiedenſten Ständen angehörende Frauensperſonen freiwillig, abwechſelnd dieſe Kranken zu pflegen, deren Schluchzen, Seufzen, von ihnen ſtets mit tröſtenden Worten des Mitleidens und der Hoffnung aufgenommen wurden.

So war der bizarre und zugleich traurige Ort beſchaffen, den Roſe und Blanche, Hand in Hand, einige Zeit darnach betraten, als Gabriel in ſeinem Kampfe mit Morok einen ſo heldenmüthigen Muth bethätiget hatte. Die Schweſter Martha begleitete die Töchter des Marſchalls Simon; nachdem ſie ihnen ganz leiſe einige Worte geſagt hatte, zeigte ſie jeder von ihnen eine Seite der Scheidewand, wo die Betten gereiht ſtanden; dann ging ſie an das andere äußerſte Ende des Saales, um einige Weiſungen zu ertheilen Die Waiſen, noch von der ſchreklichen, von der Gefahr, aus welcher Gabriel ſie wider ihr Wiſſen gerettet, verurſachten Gemüthsbewegung erſchüttert, waren außerordentlich blaß; dennoch las man eine feſte Entſchloſſenheit in ihren Augen. Es handelte ſich für ſie nicht nur darum, eine gebieteriſche Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen, und ſich ſo ihres muthigen Vaters würdig zu zeigen, ſondern auch um das Seelenheil ihrer Mutter, deren ewige Glückſeligkeit, hatte man ihnen geſagt, von den Beweiſen chriſtlicher Hingebung abhangen konnte, welche ſie dem Herrn geben würden. Iſt es beizufügen nöthig, daß die Prinzeſſin von Saint-Dizier, nach Rodin's Weiſungen, bei einer zweiten, zwiſchen ihr und den beiden Schweſtern, ohne Dagobert's Wiſſen, geſchickt ermittelten Unterredung, dieſe armen, vertrauenden, treuherzigen und großmüthigen Seelen, wechſelweiſe getäuſcht, exaltirt, fanatiſirt hatte, alle erhabenen und muthigen Gefühle derſelben bis zur unſeligſten Ueberſpanntheit aufſtachelnd?

Auf die von den Waiſen an die Schweſter Martha geſtellte Frage, ob Madame Auguſtine du Tremblay ſeit drei Tagen in dieſes Hülfsaſyl gebracht worden ſey, hatte ihnen die Schweſter geantwortet, daß ſie es nicht wüßte, daß es ihnen aber auf einem Gange durch die Säle der Frauensperſonen leicht ſeyn würde, ſich zu überzeugen, ob die Perſon, welche ſie ſuchten, ſich darin befinde. Denn die abſcheuliche Betſchweſter, die, Rodin's Mitſchuldige, dieſe beiden Kinder mitten in eine tödtliche Gefahr ſtieß, hatte unverſchämt gelogen, als ſie ihnen bekräftigte, daß ſie ſo eben vernommen, ihre Gouvernante ſey in dieſes Lazareth gebracht worden. Die Töchter des Marſchalls Simon waren während ihrer Verbannung und ihrer müheſamen Reiſe mit Dagobert, ſehr harten Prüfungen ausgeſetzt geweſen; aber nie hatte ein ſo betrübendes Schauſpiel, wie jenes, das ſich plötzlich ihren Augen darſtellte, ihre Blicke erſchüttert.

Dieſe lange Reihe von Betten, worin ſo viele Geſchöpfe lagen, worin ſich jene krümmten, Schmerzensſchreie ausſtoſſend, dieſe das dumpfe Röcheln des Todeskampfes hören ließen, oder andere endlich im Fieberdelirium in Schluchzen ausbrachen, oder laut jenen Weſen riefen, von denen der Tod ſie zu trennen drohte; dieſer ſelbſt für geſtählte Männer entſetzliche Anblick, mußte, nach der verruchten Vorausſicht Rodin's und ſeiner Mitſchuldigen, faſt unvermeidlich einen unſeligen Eindruck auf dieſe zwei jungen Mädchen machen, welche eine eben ſo großmüthige als unbeugſame Herzensexaltation zu dieſem traurigen Beſuche trieb.

Ein weiterer kläglicher Umſtand, der in ſeiner ſtechenden und grellen Bitterkeit, ſo zu ſagen nur an dem Pfühle der erſten Kranken, die ſie ſahen, ihrer Erinnerung ſich offenbarte, ergab ſich dadurch, daß gleichfalls an der Cholera, dieſer fürchterlichen Krankheit, die Mutter der Waiſen geſtorben war. Man denke ſich alſo die beiden Schweſtern in dieſen weiten Sälen von ſo furchtbarem Ausſehen ankommend, ſchon von dem Schrecken entſetzlich aufgeregt, den ihnen Morok eingeflößt hatte, und ihre traurigen Nachforſchungen unter dieſen Unglücklichen beginnend, deren Leiden, deren Todeskampf, deren Tod, in jedem Augenblicke den Waiſen das Leiden, den Todeskampf, den Tod ihrer Mutter in's Gedächtniß zurückführte. Einen Moment jedoch fühlten Roſe und Blanche bei dem Anblicke dieſes kläglichen Saales ihre Entſchloſſenheit ſchwach werden; eine ſchwarze Ahnung ließ ſie ihre heldenmüthige Unvorſichtigkeit bereuen; kurz ſeit einigen Minuten begannen ſie die heimlichen Schauder eines Fieberhaften, eiſigen Froſtes zu empfinden; dann machten bisweilen ſchmerzliche Stiche ihre Schläfen pochen; aber dieſe Symptome, deren Gefahr ſie nicht kannten, den Folgen des ihnen von Morok verurſachten Schreckens beimeſſend, zerſtreute bald alles Gute, Muthige in ihnen, dieſe Beſorgniſſe; ſie wechſelten einen zärtlichen Blick; ihr Muth beſeelte ſich wieder, und Beide, Roſe dieſſeits der Scheidewand, Blanche jenſeits derſelben, begannen jede für ſich allein ihre mühſamen Nachforſchungen.

Gabriel, in das Zimmer der dienſtthuenden Aerzte gebracht, war bald wieder zur Beſinnung gekommen. Dank ſeiner Geiſtesgegenwart und ſeinem Muthe, ſeine rechtzeitig benarbte Wunde konnte keine gefährlichen Folgen mehr haben; als ſie verbunden war, wollte er in den Saal der Frauensperſonen zurückkehren; denn hier war's, wo er fromme Tröſtungen einer Sterbenden gab, als man kam, um ihn von den gräßlichen Gefahren in Kenntniß zu ſetzen, die aus Morok's Entweichung erfolgen konnten.

Wenige Augenblicke früher, als der Miſſionär in dieſen Saal trat, kamen Roſe und Blanche faſt miteinander am Ziele ihrer traurigen Nachforſchungen an, indem die Eine die linke Reihe der Betten, die andere die rechte Reihe, durch die Scheidewand getrennt, welche durch den ganzen Saal lief, durchſchritten hatte. Die beiden Schweſtern waren noch nicht wieder vereiniget. Ihre Schritte wurden immer wankender; in dem Maße, als ſie vorwärts gingen, waren ſie gezwungen, ſich von Zeit zu Zeit auf die Betten zu ſtützen, bei denen ſie vorbeigingen; die Kräfte begannen ihnen zu ſchwinden. Von einer Art Schwindel aus Schmerz und Schrecken befallen, ſchienen ſie nur noch mechaniſch zu handeln. Ach! die Waiſen waren faſt zugleich von den ſchrecklichen Symptomen der Cholera ergriffen worden. In Folge jener Art phyſiologiſchen Phänomens, wovon wir ſchon geſprochen haben, eines bei Zwillingen häufigen Phänomens, und welches ſich ſchon mehrmals zur Zeit einiger Krankheiten geoffenbaret hatte, von denen die jungen Mädchen waren befallen worden, ſchien dießmals auch eine geheimnißvolle Urſache, ihre Natur gleichzeitigen Eindrücken und Unfällen unterwerfend, ſie zwei Blumen an *einem* Stengel gleich zu machen, die wechſelweiſe mit einander aufblühen und verwelken. Ferner hatte der Anblick aller dieſer Leiden, aller dieſer Todeskämpfe, welchen die Waiſen beigewohnt, als ſie durch dieſen weiten Saal ſchritten, die Entwickelung jener niederdonnernden Krankheit noch beſchleuniget. Roſe und Blanche trugen bereits in ihrem verſtörten, unkennbaren Geſichte, das tödtliche Gepräge der Seuche, als jede von ihnen, von ihrer Seite, aus den Unterabtheilungen ſich entfernte, die ſie ſo eben, ohne ihre Gouvernante zu finden, durchſchritten hatten. Roſe und Blanche, bisher durch die hohe Scheidewand getrennt, welche die ganze Länge des Salons einnahm, hatten ſich nicht bemerken können; als aber zuletzt Eine die Andere anſchaute, ereignete ſich eine herzzerreißende Scene.

Siebentes Kapitel.

Der Schutzengel.

Der anmuthigen Friſche von Roſe und Blanche war eine bleifarbene Bläſſe gefolgt; ihre großen blauen Augen, hohl geworden, in die Tiefen ihrer Marken ſich zurückzuziehen beginnend, ſchienen übermäßig groß; ihre vor Kurzem ſo roſigen Lippen überzog ſchon eine violette Farbe . . . wie jene, die nach und nach die von Carmin gemalte Durchſichtigkeit ihrer Wangen und zarten Finger erſetzte. Man hätte meinen ſollen, daß Alles, was von Roſe und Purpur in ihrem bezaubernden Antlitze ſtrahlte, ſo nach und nach unter dem bläulichen und eiſigen Hauche des Todes erblaßte. Als die Waiſen ſich einander gegenüber ſtanden, ſchwach werdend, kaum ſich aufrecht haltend, brach ein wechſelſeitiger Schrei des Schreckens aus ihrem Buſen; Jede rief bei dem Anblicke der furchtbaren Entſtellung der Züge ihrer Schweſter aus: „Meine Schweſter, auch Du leideſt?“ Und Beide ſtürzten einander in die Arme, in Thränen zerfließend; dann, mit dem Blicke ſich fragend:

„Mein Gott, Roſe, Du biſt ſehr bleich!“

„Wie Du, meine Schweſter.“

„Fühlſt auch Du einen eiſigen Froſt?“

„Ja, ich bin wie zerſchlagen, mein Augenlicht wird trübe . . .“

„In meiner Bruſt brennt Feuer.“

„Meine Schweſter, werden wir vielleicht ſterben?“

„Wenn wir nur miteinander ſterben.“

„Und unſer armer Vater?“

„Und Dagobert?“

„Meine Schweſter, unſer Traum . . . war wahr!“ rief plötzlich Roſe faſt irreredend aus, ihre Arme um den Hals ihrer Schweſter ſchlingend. „Sieh, ſieh, der Engel Gabriel kommt, uns zu holen.“ Wirklich trat in dieſem Augenblicke Gabriel in jene Art von an jedem äuſſerſten Ende des Salons vorbehaltenen Halbzirkel.

„Himmel! . . . was ſeh' ich! die Töchter des Marſchalls Simon,“ rief der junge Prieſter aus. Und hinſtürzend ſchloß er die Waiſen in ſeine Arme; ſie hatten nicht mehr die Kraft, ſich aufrecht zu halten; ſchon verkündigten ihre matten Köpfe, ihre brechenden Augen, ihr peinlich unterdrücktes Athmen, das Nahen des Todes . . .

Die Schweſter Martha war nur einige Schritte entfernt; ſie eilte auf Gabriel's Zuruf herbei; mit Beiſtand dieſer heiligen Frau konnte er die Waiſen in das dem wachhabenden Arzte vorbehaltene Bett bringen. Aus Beſorgniß, daß der Anblick dieſes herzzerreiſſenden Todeskampfes auf die in der Nähe liegenden Kranken einen zu heftigen Eindruck machen möchte, zog Schweſter Martha einen großen Vorhang vor, und die beiden Schweſtern wurden ſo von dem übrigen Saale getrennt.

Ihre Hände hatten ſich während eines Anfalles von nervöſen Paroxismus ſo feſt verſchränkt, daß man ihre gekrampften Finger nicht abſondern konnte; in dieſer Lage wurde ihnen die erſte Hülfe geleiſtet ... eine zur Beſiegung des Uebels unmächtige Hülfe, die aber wenigſtens auf einige Augenblicke die grauſame Heftigkeit ihrer Schmerzen minderte, und einen ſchwachen Schimmer in ihre verdüſterte und getrübte Vernunft brachte. In dieſem Momente betrachtete ſie Gabriel, an ihrem Pfühle ſtehend, und zu ihnen geneigt, mit einem unausſprechlichen Schmerze; mit gebrochenem Herzen, das Antlitz in Thränen gebadet, dachte er mit Entſetzen an das ſonderbare Schickſal, welches ihn zum Zeugen des Todes dieſer zwei jungen Mädchen, ſeiner Verwandten, machte, die er wenige Monate früher den Schrecken des Sturmes entriſſen hatte. Ungeachtet der Geiſtesſtärke des Miſſionärs, konnte er ſich des Schauderns nicht enthalten, bei dem Gedanken an das Geſchick der Waiſen, an den Tod von Jacques Rennepont, an die furchtbare Erbſchleicherei, die, nachdem ſie Herrn Hardy in die klöſterliche Einſamkeit von Saint-Hérem geſchleudert, ihn, faſt in ſeinem Todeskampfe, zu einem Mitgliede der Geſellſchaft Jeſu gemacht hatte *); der Miſ-

---

*) Gelegentlich der Erbſchleicherei, erhalten wir die Mittheilung folgender Thatſache, deren Aechtheit wir verbürgen können. Nur werden wir aus Schicklichkeit die Namen durch Anfangsbuchſtaben erſetzen.

„Mein Herr!

„Ich berichte Ihnen hiemit eine Erbſchleicherei, welche die Jeſuiten in dieſem Augenblicke (20. Juli 1845) betreiben; dieß wird Ihnen einen Ueberblick der ganzen Ausdehnung ihrer Macht, und des Böſen gewähren, das ſie thun können:

„Der Sohn von M.***, Uhrmacher, Straße***, Nr.***, iſt achtundzwanzig Jahre alt. Ihm iſt der Lehrſtuhl von *** im Collegium von *** übertragen. Es ſcheint, daß die Jeſuiten in dieſes Collegium gedrungen ſind, und zunächſt dieſem jungen Mann beredet haben, in den geiſtlichen Stand zu treten; M.***, der Vater, iſt ſeit ſechs und dreißig Jahren in der Straſſe *** etablirt, er iſt einer der achtungswürdigſten Bürger des Bezirkes; Medaillen und das Kreuz der Ehrenlegion, ertheilt als Belohnung von Thaten der Hingebung und des Muthes, die Offiziersſtelle in der Nationalgarde, ihm durch die Wahl ſeiner Mitbürger zuerkannt, bezeugen genügend den ehrenwerthen Charakter dieſes vortrefflichen Mannes; aber ungeachtet deſſen konnte er ſich kein Vermögen ſammeln.

„Vater einer zahlreichen Familie, die er freigebig auferzogen, rechnete er auf ſeinen älteſten Sohn, um ihn in ſeinem Alter zu unterſtützen, und ſeinen übrigen Kindern zu helfen. Dieſer Sohn hatte ihm beſtändig die völligſte Ergebenheit und die zärtlichſte Neigung bethätiſionär erinnerte ſich, daß ſchon vier Mitglieder der Familie Rennepont . . . ſeiner, Gabriel's Familie, nach

---

ger: er wollte, ſagte er immer, Dank der Frucht ſeiner Arbeiten, ſeinem Vater ein Landhaus kaufen, worin er von ſeinen langen Mühen ausruhen könnte, ſeine jungen Brüder unterſtützen, und der Verſorger ſeiner Schweſtern werden; er brachte es wirklich dahin; außer 4000 Fr. mit ſeinem Lehrſtuhle von *** verbundener Gehalt, gab er Repetitionen im Collegium ***, und konnte ſich jährlich wenigſtens 10 000 Fr. verdienen; ferner harrten ſeiner vielleicht dereinſt die Sorbonne, das Collegium von Frankreich … So waren die Lage und das edle Herz dieſes jungen Mannes; er war eine ſchöne Beute für die Jeſuiten; ſie haben ſich ihrer bemächtiget. M. ***, der Sohn, **wird Jeſuit;** er reiſet nach Rom, wohin der General ihn beruft. Auf die Thränen, auf die Verzweiflung eines Vaters, der Brüder, der Schweſtern, die Alles von ihm erwarteten, antwortet der neue Adept, deſſen vor Kurzem ſo großmüthiges Herz bereits verderbt iſt; kalt: **„„Der Himmel hat anders darüber entſchieden,““** und da der würdige Vater ausruft: „„Aber was iſt aus den Verheiſſungen geworden, die Du mir, Deinen Brüdern und Schweſtern machteſt, als Du uns noch ſo ſehr liebteſt?““ iſt die einzige Antwort des neuen Adepten der Jeſuiten: **„„Der Himmel hat geſprochen;““** es iſt unmöglich geweſen, mehr von dieſem vor Kurzem ſo guten, ſo mittheilſamen, ſeiner Familie ſo ergebenen jungen Manne zu erhalten: er hat kein Herz mehr, er reiſet nach Rom. Der unglücklichſte aller Väter erzählte mir geſtern dieſen Grund nach das Opfer einer Zuſammenwirkung unſeliger Umſtände geworden; er fragte ſich dann mit Schrecken, warum denn die abſcheulichen Intereſſen der Geſellſchaft des Ignaz von Loyola durch ein ſo providentielles Mißgeſchick ſeyen gefördert worden? Das Erſtaunen des jungen Miſſionärs wäre dem tiefſten Entſetzen gewichen, hätte er den Antheil Rodin's und deſſen Mitſchuldigen am Tode des Jacques Rennepont gekannt, indem er die ſchlimmen Neigungen dieſes Handwerkers durch Morok überreizen, an dem nahen Ende von Roſe und

---

ſchluß, und fügte bei: „„Wenn man ihn auf den Kirchhof trüge, würde ich ſeinen Tod beweinen; aber ihn lebend und herzlos zu wiſſen, ſeitdem er das Opfer dieſer infamen Verführer geworden, iſt ärger als der Tod.““

„Empfangen Sie, mein Herr, ꝛc.

„††† Appellationsgerichtsadvokat in Paris.“

Wir überlaſſen allen Familienvätern und Müttern die Würdigung dieſer Thatſache einer ſchrecklichen Erbſchleicherei! Und die Prieſterpartei, die ihre Verhaltsbefehle in Rom holt, und über ſo furchtbare Mittel der Einwirkung auf die Jugend, ſelbſt außerhalb ihrer Seminarien, verfügt, wagt es, einen gleichen Antheil mit den Laien an der Freiheit des Unterrichtes zu fordern! Und dieſe Partei hat die Keckheit, darüber zu ſtaunen, daß die Leute von geſundem Menſchenverſtande, ihnen nur ein ſehr beſchränktes Recht des Unterrichtes bewilligen wollen, und überdieß vorſichtig umgeben von den äußerſten Vorbehalten, von den ſtrengſten Beſchränkungen, und von der unaufhörlichſten, unmittelbarſten, unbedingteſten Ueberwachung! E. S.

Blanche, da er durch die Prinzeſſin von Saint-Dizier die großmüthigen Eingebungen der Waiſen bis zu einem mörderiſchen Heroismus exaltiren ließ.

Roſe und Blanche, einen Augenblick aus der ſchmerzlichen Vernichtung auftauchend, in welche ſie verſunken waren, ſchlugen halb ihre ſchon trüben erloſchenen Augen auf; dann hefteten Beide, immer mehr irreredend, einen ſtarren und entzückten Blick auf Gabriel's engelgleiches Antlitz. „Meine Schweſter," ſagte Roſe mit ſchwachgewordener Stimme, „ſiehſt Du den Erzengel . . . wie in unſerm Traume in Deutſchland?"

„Ja . . . vor drei Tagen noch iſt er uns erſchienen."

„Er kommt . . . uns zu holen."

„Ach! wird unſer Tod unſere arme Mutter aus dem Fegefeuer erlöſen?"

„Erzengel, heiliger Erzengel, bitte Gott für unſere Mutter, und für uns."

Bisher hatte Gabriel, von Staunen und Schmerz betäubt, von Schluchzen faſt erſtickt, keine Silbe ſprechen können; aber bei dieſen Worten der Waiſen rief er aus: „Liebe Kinder, warum zweifeln Sie am Seelenheile Ihrer Mutter? Ah! nie iſt eine reinere, heiligere Seele zum Schöpfer emporgeſchwebt. Ihre Mutter! ich weiß es von meinem Adoptivvater . . . ihre Tugenden, ihr Muth, haben die Bewunderung derjenigen erregt, die ſie kannten . . . glauben Sie mir daher, Gott hat ſie geſegnet."

„O! Du hörſt es meine Schweſter," rief Roſe aus.

und ein Strahl himmliſcher Freude verklärte einen Augenblick das bleifarbene Antlitz der Waiſen. — „Unſere Mutter iſt von Gott geſegnet?“

„Ja, ja,“ erwiederte Gabriel, „entſchlagen Sie ſich dieſer traurigen Gedanken, arme Kinder... faſſen Sie Muth, Sie werden nicht ſterben... denken Sie an Ihren Vater . . .“

„Unſer Vater,“ ſagte Blanche ſchaudernd, und fuhr fort mit einem Gemiſche von Vernunft und irreredender Exaltation, welches für die gleichgültigſte Seele herzzerreiſſend geweſen wäre, „ach! er wird uns bei ſeiner Heimkehr nicht mehr finden. Verzeih uns, mein Vater, wir haben nicht böſe zu handeln geglaubt . . . Wir haben, wie Du, etwas Großmüthiges thun wollen, indem wir unſerer Gouvernante beizuſtehen ſuchten.“

„Und dann wußten wir nicht, daß wir ſo ſchnell und ſo bald ſterben würden. Geſtern noch waren wir fröhlich, glücklich . . .“

„O! guter Erzengel, Du wirſt im Traume unſerm Vater erſcheinen, wie Du uns erſchienen biſt; Du wirſt ihm ſagen, daß ſeiner ſterbenden Kinder letzter Gedanke an ihn geweſen iſt.“

„Wir ſind, ohne Dagobert davon in Kenntniß zu ſetzen, hieher gekommen; möge unſer Vater ihm nicht zürnen.“

„Heiliger Erzengel,“ ſagte die andere Waiſe mit immer ſchwächerer Stimme, „auch dem Dagobert . . . wirſt Du erſcheinen, um ihm zu ſagen, daß wir ihn des Kummers wegen um Verzeihung bitten, den unſer Tod ihm wird verurſacht haben.“

„Unſer alter Freund möge für uns dem armen Rabat-joie noch recht liebkoſen, unſerm treuen Wächter,“ fügte Blanche bei, zu lächeln verſuchend.

„Und dann, endlich …“ ſagte Roſe mit ſchwächerer Stimme, „verſprich uns, auch zwei Perſonen zu erſcheinen, die ſo liebevoll gegen uns geweſen ſind, bring ihnen unſern letzten Gruß … jener guten Mayeux … und jenem ſchönen Fräulein Adriane.“

„Wir vergeſſen Niemand von jenen, die uns geliebt haben,“ äußerte Blanche mit der höchſten Anſtrengung; „jetzt gebe … der gute Gott, daß wir uns mit unſerer guten Mutter vereinigen, um ſie nie mehr zu verlaſſen.“

„Du haſt es uns verſprochen, Du weißt es … guter Erzengel, im Traume haſt Du zu uns geſagt: „Arme, ſo weit her gekommene Kinder, Ihr werdet auf dieſer Erde gewandelt ſeyn … um auf ewig im mütterlichen Schooße zu ruhen.“

„O! das iſt gräßlich … gräßlich … ſo jung und keine Hoffnung ſie zu retten …“ murmelte Gabriel, ſein verſtörtes Geſicht mit ſeinen Händen verhüllend. „Herr, Herr, Deine Wege ſind unerforſchlich … Ach! warum müſſen dieſe Kinder eines ſo grauſamen Todes ſterben? …“

Roſe ſtieß einen lauten Seufzer aus, und ſagte mit erlöſchender Stimme: „Möge man uns begraben miteinander … um nach unſerm Tode, wie während unſeres

Lebens beiſammen zu ſeyn...“ Und die beiden Schweſtern wendeten ihre erlöſchenden Augen, und ſtreckten ihre flehenden Hände nach Gabriel aus.

„O heilige Märtyrinnen der großmüthigſten Hingebung,“ rief der Miſſionär aus, ſeine thränenvollen Augen zum Himmel erhebend, „engelgleiche Seelen! Schatzkammern der Unſchuld und Sittenreinheit... ſchwebet wieder zum Himmel empor! weil, ach! Gott Euch wieder zu ſich ruft, wie wenn die Erde nicht würdig wäre, Euch zu beſitzen.“

„Meine Schweſter!... mein Vater!...“ Dieß waren die letzten Worte, welche die Waiſen mit ſterbender Stimme ausſprachen... Dann ſchienen die beiden Schweſtern mit einer letzten inſtinktmäßigen Bewegung, ſich aneinander ſchließen zu wollen; ihre ſchweren Augenlieder hoben ſich halb in die Höhe, wie um noch einen Blick zu wechſeln; dann ſchauderten Beide einigemal; ihre Glieder ſanken kraftlos, und ein tiefer Seufzer entrang ſich ihren violetten, nur ſchwach halbgeöffneten Augen...

Roſe und Blanche waren todt!...

Nachdem Gabriel und Martha die Augen der Waiſen zugedrückt hatten, knieten ſie nieder, um am Todeslager zu beten. Plötzlich ließ ſich ein lauter Tumult im Saale vernehmen. Bald dröhnten eilige Schritte, unter Flüchen; der Vorhang, welcher dieſe traurige Scene verhüllte, that ſich auf, und Dagobert trat raſch ein, blaß, verwirrt, die Kleider in Unordnung. Bei dem Anblicke des bei den Hüllen ſeiner Kinder knienden Gabriel und der barmherzigen Schweſter ſtieß der Soldat, verſteinert, einen furchtbaren Schrei aus, verſuchte einen Schritt zu machen, aber vergebens; denn bevor Gabriel zu ihm eilen konnte, ſtürzte Dagobert rückwärts zu Boden, und ſein graues Haupt wiederhallte auf dem Parkette.

. . . .

Es iſt Nacht; eine finſtere, ſtürmiſche Nacht. Ein Uhr Morgens hat es ſo eben auf dem Kirchthurme von Montmartre geſchlagen. Am nämlichen Tage hatte man auf den Friedhof von Montmartre den Sarg getragen, welcher, nach dem Wunſche von Roſe und Blanche, ſie Beide umſchließen ſollte. Durch das dichte Dunkel, welches das Feld der Todten einhüllt, ſieht man ein bleiches Licht irren. Der Todtengräber iſt's. Er geht vorſichtig, eine Blendlaterne in der Hand. Ein Mann, in einem Mantel gehüllt, begleitet ihn; ſein Kopf iſt geſenkt; er weint. Samuel iſt's. Samuel, der alte Jude, der Wächter des Hauſes in der Straße Saint-François.

Auch in der Nacht der Beerdigung des Jacques Rennepont, des erſten Todten von den ſieben Erben, in einem andern Kirchhofe begraben, iſt Samuel gekommen, um geheimnißvoll mit dem Todtengräber zu ſprechen... um von ihm für Gold... eine Gunſt zu erhalten... Eine ſonderbare und furchtbare Gunſt! — Nach Durchſchreitung vieler mit Cypreſſen geſäumter Fußpfade, viele Grabmale entlang, kamen der Jude und der Todtengräber an eine, nahe bei der weſtlichen Mauer des Friedhofes gelegene, kleine, lichte Stelle. Die Nacht war immer ſo finſter, daß man kaum ſah.

Nachdem der Todtengräber mit ſeiner Laterne den Boden ringsumher beleuchtet hatte, ſagte er zu Samuel, ihm am Fuße eines großen Eibenbaumes mit langen, ſchwarzen Aeſten einen friſchaufgeſchaufelten Erdhügel weiſend: „Hier iſt's."

„Sind Sie deſſen gewiß?"

„Ja, ja... zwei Leichen im nämlichen Sarge ... ſo was trifft man nicht alle Tage."

„Ach! alle zwei im nämlichen Sarge..." erwiederte der Jude ſeufzend.

„Da Sie jetzt den Ort wiſſen, was wollen Sie mehr?" fragte der Todtengräber.

Samuel antwortete nicht. Er fiel auf die Knie, küßte andächtig die Erde, welche das Grab bedeckte, dann ſtand [illegible] auf, die Wangen in Thränen gebadet, näherte ſich dem Todtengräber, und ſprach einige Augenblicke ganz leiſe mit ihm... in's Ohr, ganz leiſe... obgleich ſie inmitten dieſes öden Kirchhofes ganz allein waren. Hierauf begann zwiſchen dieſen beiden Männern eine geheimnißvolle Unterredung, welche die Nacht in ihr Dunkel, in ihr Schweigen hüllte. Der Todtengräber, über das erſchrocken, um was Samuel ihn bat, ſchlug es anfangs ab. Aber da der Jude abwechſelnd Ueberredung, Drängen, Bitten, Thränen, und endlich die Verlockung des Goldes anwendete, das man klingen hörte, ſchien der Todtengräber nach einem langen Widerſtande beſiegt; obgleich bei dem Gedanken an das ſchaudernd, was er Samuel verſprach, ſagte er mit bewegter Stimme zu ihm: „In der morgigen Nacht ... um zwei Uhr.“

„Ich werde hinter dieſer Mauer ſeyn,“ verſetzte Samuel, mittelſt der Laterne auf die unbedeutend hohe Einfriedung zeigend; „und zum Zeichen drei Steine in den Kirchhof werfen.“

„Ja, zum Zeichen drei Steine,“ entgegnete der Todtengräber ſchaudernd, den kalten Schweiß abtrocknend, der von ſeiner Stirne rann.

Noch einen Reſt von Kraft findend, erſtieg Samuel, ungeachtet ſeines hohen Alters, mit Hülfe der Unebenheiten der Steine, die an dieſer Stelle unbedeutend hohe Mauer, und verſchwand. Der Todtengräber eilte mit haſtigen Schritten nach Hauſe, von Ze[illegible]u Zeit mit Schrecken umſchauend, wie wenn er v[illegible]gend einer unheilverkündenden Erſcheinung wä[illegible]erfolgt worden.

. . . .

Am Abende der Beerdigung von Roſe und Blanche ſchrieb Rodin zwei Briefchen. Das erſte, an ſeinen geheimnißvollen Correſpondenten in Rom adreſſirt, machte Anſpielung auf den Tod von Jacques Rennepont, auf den Tod von Roſe und Blanche Simon, auf die Erbſchleicherei von Herrn Hardy und Gabriels Schenkung, Ereigniſſe, welche die Zahl der Erben auf zwei verminderte... auf das Fräulein von Cardoville und Djalma.

Dieſes erſte Briefchen, von Rodin geſchrieben und nach Rom adreſſirt, enthielt dieſe einzigen Worte: „Wer von ſieben abzieht fünf, dem bleiben: **Zwei**. Machen Sie dieſes Reſultat dem Cardinal-Prinzen zu wiſſen, und er möge an's Werk gehen... denn ich rücke vor... ich rücke vor... ich rücke vor..."

Das zweite, mit verſtellter Handſchrift geſchriebene Briefchen wurde an den Marſchall Simon adreſſirt, und ſollte ihm ſicher zukommen. Es enthielt dieſe wenigen Worte: „Wenn es noch Zeit, ſo kehren Sie eilig zurück; Ihre Töchter ſind todt. Man wird Ihnen ſagen, wer ſie getödtet hat."

Achtes Kapitel.

Der Ruin.

Es iſt der folgende Tag nach dem Tode der Töchter des Marſchalls Simon.

Das Fräulein von Cardoville kennt noch nicht das traurige Ende ihrer jungen Verwandten; ihr Antlitz iſt hellſtrahlend von Glück. Nie iſt ſie hübſcher geweſen; nie waren ihre Augen glänzender, ihr Teint von blendenderer Weiße, ihre Lippen von feuchterem Korallen-Roth. Nach ihrer etwas überſpannten Gewohnheit, ſich zu Hauſe auf eine maleriſche Weiſe zu kleiden, trägt Adriane, obgleich es ungefähr drei Uhr Nachmittags ſeyn mag, ein Kleid von blaßgrünem Mohr mit ſehr weitem Rocke, deſſen Aermel und der reich roſenfarbene geſchlitzte Leib durch Beſätze von weißem Schmelze von auserleſener Zartheit gehoben ſind; ein leichtes Perlen-Netz, gleichfalls von weißem Schmelze, die dichte in Adrianens Nacken gewundene Flechte verbergend, bildet eine Art orientaliſchen Kopfputzes von reizender Originalität, der wunderſam zu den langen Locken des jungen Mädchens paßt, die ihr Geſicht umrahmen, und faſt bis auf ihren ſchwellenden Buſen wogen. Zu dem Ausdrucke unausſprechlichen Glückes, der die Züge des Fräuleins von Cardoville erheitert, geſellt ſich eine gewiſſe, entſchloſſene, ſpöttiſche, beißende Miene, die ihr nicht gewöhnlich iſt; ihr entzückender Kopf ſcheint ſich noch muthiger auf ihrem lieblichen und ſchwanenweißen Halſe emporzurichten; man ſollte meinen, daß eine ſchwer verhaltene Gluth ihre kleinen roſigen und ſinnlichen Nüſtern ſchwelle, und daß ſie mit hochmüthiger Ungeduld den Moment eines angreifenden und ironiſchen Kampfes erwarte.

Nicht weit von Adrianen iſt Mayeux; ſie hat im Hauſe die Stelle wieder eingenommen, die ſie anfangs daſelbſt inne hatte; die junge Arbeiterin trägt um ihre Schweſter Trauer; ihr Geſicht drückt eine ſanfte und ruhige Traurigkeit aus; ſie blickt das Fräulein von Cardoville mit Erſtaunen an; denn bisher hat ſie in der Phyſiognomie der ſchönen Patrizierin niemals dieſes Gepräge von Kühnheit und Ironie geſehen. Das

Fräulein von Cardoville beſaß nicht die mindeſte Coquetterie, in dem engen und gemeinen Sinne dieſes Wortes; dennoch warf ſie einen fragenden Blick in den Spiegel, vor dem ſie ſtand; dann glättete ſie, nachdem ſie einer Locke ihrer langen Goldhaare, ſie einen Augenblick um ihren Finger von Elfenbein wickelnd, wieder ihre elaſtiſche Geſchmeidigkeit gegeben hatte, mit der Fläche ihrer Hand, einige unmerkbare, durch das Runzeln des ihren eleganten Leib umſchließenden dichten Stoffes gebildete Falten. Dieſe Bewegung, und jene, die ſie machte, indem ſie den Rücken halb dem Spiegel zukehrte, um zu ſehen, ob das Kleid auf allen Punkten vollkommen paſſe, offenbarten durch eine ſchlangenförmige Wellung den ganzen wollüſtigen Zauber, alle göttlichen Schätze dieſer geſchmeidigen, zarten und bogenartig ausgeſchnittenen Taille; denn ungeachtet der bildneriſchen Ueppigkeit der Umriſſe ihrer weißen, feſten und wie ein ſchöner penteliſcher Marmor glänzenden Hüften und Schultern, war Adriane auch eine der glücklichen, vom Herrn Bevorzugten, die ſich einen Gürtel aus ihrem Strumpfbande machen können.

Als Adriane dieſe liebreizenden Wendungen weiblicher Coquetterie mit unausſprechlicher Anmuth vollzogen hatte, kehrte ſie ſich zu Mayeur, die immer mehr erſtaunte, und ſagte lächelnd zu ihr: „Meine ſanfte Magdalene, machen Sie ſich über mein Treiben nicht gar zu luſtig. Was würden Sie von einem Gemälde ſagen, das mich darſtellte, wie ich jetzt bin?“

„Aber, mein Fräulein . . .“

„Wie, wieder mein Fräulein?“ ſagte Adriane mit einem Tone ſanften Vorwurfes.

„Nun … Adriane,“ verſetzte Mayeur, „ich würde ſagen, daß ich ein bezauberndes Gemälde ſehe, und daß Sie, wie immer, mit vollkommenem Geſchmacke angezogen ſind.“

„Gefall' ich Ihnen heute nicht beſſer, als an andern Tagen? Liebe Dichterin, ich fange damit an, Ihnen zu verſichern, daß ich Sie nicht meinetwegen ſo frage,“ fügte Adriane heiter bei.

„Ich vermuthe es,“ antwortete Mayeur, ein wenig lächelnd; „wohlan, die Wahrheit zu ſagen, es iſt unmöglich, eine Toilette zu erſinnen, die Ihnen beſſer ſtünde. Dieſes Kleid von zartem Grün und Blaßroſa, durch den ſanften Glanz dieſer Garnituren von weißem Schmelze gehoben, was ſo wunderſam mit dem Golde Ihrer Haare harmonirt, dieß Alles macht, daß ich, ich wiederhol' es Ihnen, ſo lang ich lebe, kein liebreizenderes Bild geſehen habe.“

Was Mayeur ſagte, fühlte ſie, und ſie war glücklich, es ausdrücken zu können; denn wir haben der lebhaften Bewunderung dieſer poetiſchen Seele für alles Schöne erwähnt.

„Nun denn,“ erwiederte Adriane fröhlich, „ich bin entzückt, daß ich Ihnen heute beſſer gefalle, als an einem andern Tage, meine Freundin.“

„Nur …“ entgegnete Mayeur zögernd.

„Nur?“ ſagte Adriane, die junge Arbeiterin mit einem fragenden Blicke anſchauend.

„Nur, meine Freundin,“ fuhr Mayeux fort, „wenn ich Sie niemals ſchöner geſehen, hab' ich auch nie in Ihren Zügen den entſchloſſenen, ironiſchen Ausdruck bemerkt, den Sie ſo eben zeigten. Er war wie eine Miene ungeduldiger Herausforderung.

„Gerade dieß iſt's, meine ſanfte, kleine Magdalene,“ ſagte Adriane, der Mayeux mit freudiger Zärtlichkeit um den Hals fallend; „ich muß Sie umarmen, daß Sie mich ſo gut errathen haben; denn ſehen Sie, dieſe ein wenig angreifende Miene gilt meiner lieben Tante, die ich erwarte.“

„Die Frau Prinzeſſin von Saint-Dizier,“ — rief Mayeux mit Beſorgniß aus, „jene vornehme, ſo böſe Dame, die Ihnen ſo viel Schlimmes zugefügt hat?“

„Die nämliche; ſie hat mich um eine kurze Unterredung erſucht, und ich mache mir eine Freude daraus, ſie zu empfangen.“

„Eine Freude!“

„Eine Freude... eine etwas höhniſche, etwas ironiſche, etwas boshafte Freude, es iſt wahr,“ verſetzte Adriane heiter. „Urtheilen Sie nur; ſie bedauert den Verluſt ihrer Galanterien, ihrer Schönheit, ihrer Jugend; zudem betrübt ſie ihre Wohlbeleibtheit, dieſe heilige Frau! Und ſie wird mich ſchön ſehen, geliebt, liebend, und ſchlank... ja, vorzüglich ſchlank,“ fügte das Fräulein von Cardoville wie närriſch lachend hinzu, und fuhr dann fort: „Nun aber können Sie ſich, meine Freundin, den raſenden Neid, die grimmige Verzweiflung nicht vorſtellen, welche den lächerlichen Anſprüchen einer dicken Frau von vorgerückten Jahren der Anblick eines jungen, ſchlanken Frauenzimmers verurſacht . . .“

„Meine Freundin!“ erwiederte Mayeur ernſthaft, „Sie ſcherzen; und doch weiß ich nicht, warum der Beſuch der Prinzeſſin mich erſchreckt.“

„Liebes und zärtliches Herz, beruhigen Sie ſich doch,“ entgegnete Adriane liebreich; ich fürchte dieſe Frau nicht, ich fürchte ſie nicht mehr; um es ihr recht zu beweiſen, und auch um ſie ſehr zu betrüben, werde ich ſie als ein Ungeheuer von Heuchelei, von Bosheit, von Abſcheulichkeit behandeln; ich werde ſie, die ohne Zweifel aus irgend einer ſchändlichen Abſicht hierher kommt, als eine unſchädliche und lächerliche Frau behandeln... um Alles zu ſagen: als eine dicke Frau! . . .“ Und Adriane begann von Neuem zu lachen.

Ein Kammerdiener trat ein, unterbrach Adrianens Anfall toller Luſtigkeit, und ſagte zu ihr: „Die Frau Prinzeſſin von Saint-Dizier läßt fragen, ob das Fräulein ſie empfangen könne?“

„Allerdings,“ antwortete das Fräulein von Cardoville. Der Diener entfernte ſich.

Mayeur wollte aus Beſcheidenheit aufſtehen, und das Zimmer verlaſſen. Adriane hielt ſie zurück, und ſagte zu ihr mit einem Tone ernſthafter Zärtlichkeit, ihre Hand faſſend: „Meine Freundin, bleiben Sie, ich bitte Sie darum.“

„Sie wollen . . .“

„Ja, ich will . . . immer aus Rache,“ fuhr Adriane lächelnd fort, „der Frau von Saint-Dizier zeigen, daß ich eine zärtliche Freundin beſitze; daß ich endlich alle Arten von Glück zugleich genieße.“

„Aber, Adriane,“ verſetzte Mayeux furchtſam, „bedenken Sie doch, daß . . .“

„Stille! Da kommt die Prinzeſſin; bleiben Sie, ich bitte Sie darum, wie um eine Gunſt und eine Gefälligkeit. Ihr ſeltener Herzensinſtinkt wird vielleicht den verborgenen Zweck ihres Beſuches durchſchauen; haben mich nicht die Ahnungen Ihrer Liebe über die Complotte jenes abſcheulichen Rodin aufgeklärt?“

Einer ſolchen Bitte gegenüber konnte Mayeux nicht unſchlüſſig ſeyn; that aber einige Schritte, um ſich von dem Kamine zurückzuziehen; Adriane faßte ſie bei der Hand, ließ ſie in den Armſtuhl ſich ſetzen, den ſie an der Ecke des Herdes einnahm, und ſagte zu ihr: „Meine liebe Magdalene, behalten Sie Ihren Platz; Sie ſchulden der Frau von Saint-Dizier nichts; bei mir iſt's anders, ſie kommt zu mir.“

Kaum hatte Adriane dieſe Worte geſprochen, als die Prinzeſſin eintrat, den Kopf zurückgeworfen, mit imponirendem Ausſehen (und ſie hatte, wie geſagt, das vornehmſte Ausſehen von der Welt), feſten Schrittes, ſtolzen Ganges.

Die vollendetſten Charaktere, die beſonnenſten Geiſter unterliegen faſt immer in irgend einer Beziehung kindiſchen Schwächen; ein grimmiger Neid, von der Eleganz, der Schönheit, dem Geiſte Adrianens gereizt, hatte ſtets einen großen Antheil am Haſſe der Prinzeſſin gegen ihre Nichte gehabt; obwohl es unmöglich war, daran zu denken, mit Adrianen zu wetteifern, und ſie ſelbſt nicht ernſtlich daran dachte, hatte Frau von Saint-Dizier ſich nicht enthalten können, um ſich zu der bei jener nachgeſuchten Unterredung zu begeben, mehr Sorgfalt auf ihre Toilette zu verwenden, und ſich in ihr ſchrillendes Taffetkleid dreifach ſchnüren, preſſen und gürten zu laſſen, eine Zuſammendrückung, die ihr Geſicht viel gefärbter machte, als es gewöhnlich war. Mit einem Worte, die Menge von neidiſchen und gehäſſigen Gefühlen, die ſie gegen Adrianen beſeelten, hatten, bei dem bloßen Gedanken an dieſe Zuſammenkunft, eine ſolche Verſtörung in den ſonſt ſo ruhigen und beſonnenen Geiſt der Prinzeſſin gebracht, daß ſie, anſtatt jener einfachen, unſcheinbaren Toilette, welche ſie als Frau von Takt und Geſchmack gewöhnlich trug, die Ungeſchicklichkeit begangen hatte, ein kropftaubenfarbenes Kleid anzuziehen, und einen granatrothen, mit einem prächtigen Paradiesvogel geſchmückten Hut aufzuſetzen. Der Haß, der Neid und der Hochmuth des Triumphes (die Betſchweſter dachte an die perfide Geſchicklichkeit, womit ſie die Töchter des Marſchalls Simon einem faſt gewiſſen Tode zugeſendet hatte), die abſcheuliche, ſchlecht verhehlte Hoffnung des Gelingens neuer Ränke, theilten ſich ſo zu ſagen in den Ausdruck der Phyſiognomie der Prinzeſſin von Saint-Dizier, als ſie bei ihrer Nichte eintrat.

Adriane, ohne ihrer Tante einen Schritt entgegen zu thun, erhob ſich dennoch ſehr artig von dem Sofa, auf dem ſie ſaß, machte eine halbe Verneigung voll Anmuth und Würde, und ſetzte ſich dann wieder, indem ſie ſofort der Prinzeſſin mit der Hand einen Armſtuhl wies, der dem Kamine gegenüberſtand, von welchem Mayeur die eine Ecke, und Adriane die andere einnahm, und ſagte: „Geben Sie ſich die Mühe, Platz zu nehmen, Madame.“

Die Prinzeſſin wurde ſehr roth, blieb ſtehen, und warf einen Blick verachtenden und inſolenten Erſtaunens auf Mayeur, die, getreu der Anempfehlung Adrianens, bei dem Eintritte der Frau von Saint-Dizier ſich leicht verneigt hatte, ohne ihren Platz ihr anzubieten Die junge Arbeiterin hatte ſich, ſowohl aus Berückſichtigung ihrer Würde ſo benommen, als auch in Folge der Stimme ihres Bewußtſeyns, das ihr ſagte, daß die wirkliche Ueberlegenheit der Stellung nicht dieſer niederträchtigen, heuchleriſchen und boshaften Prinzeſſin gebühre, ſondern ihr, der ſo bewundernswürdig guten und ergebenen Mayeur.

„Haben Sie doch die Güte, ſich zu ſetzen, Madame,“ ſagte Adriane mit ihrer ſanften Stimme, ihrer Tante den leeren Stuhl weiſend.

„Die Unterredung, um welche ich Sie erſuche, mein Fräulein,“ erwiederte die Prinzeſſin, „muß geheim ſeyn.“

„Ich habe vor meiner beſten Freundin kein Geheimniß, Madame; Sie können alſo in Gegenwart der Mademoiſelle ſprechen.“

„Ich weiß ſeit langer Zeit,“ verſetzte Frau von Saint-Dizier mit einer bitteren Ironie, „daß Sie in allen Dingen ſich ſehr wenig um Geheimes bekümmern, und daß Sie in der Wahl deſſen, was Sie Ihre Freunde nennen ... leicht ſind. Aber ſie werden mir erlauben, anders zu handeln, als Sie. Wenn Sie keine Geheimniſſe haben, mein Fräulein, ſo hab' ich welche ... ich ... und ich gedenke nicht, ſie der zuerſt Gekommenen anzuvertrauen.“ Und die Betſchweſter ſchoß einen neuen Blick der Verachtung auf Mayeux. Dieſe, von dem inſolenten Tone der Prinzeſſin verletzt, antwortete ſanft und einfach: „Bis jetzt, Madame, ſeh' ich den ſo demüthigenden Unterſchied nicht ein, welcher zwiſchen der zum Fräulein von Cardoville zuerſt Gekommenen, und der zuletzt Gekommenen beſtehen kann.“

„Wie? Das ſpricht?“ rief die Prinzeſſin mit einem Tone ſtolzen und inſolenten Mitleidens aus.

„Wenigſtens, Madame, antwortet das,“ entgegnete Mayeux mit ihrer ruhigen Stimme.

„Ich will mit Ihnen allein ſprechen, iſt dieß deutlich, mein Fräulein?“ fragte die Betſchweſter ungeduldig ihre Nichte.

„Verzeihen Sie, ich verſtehe Sie nicht, Madame,“

ſagte Adriane mit erſtaunter Miene. „Mademoiſelle, die mit ihrer Freundſchaft mich beehrt, will wohl einwilligen, der Unterredung mit mir beizuwohnen, die Sie nachgeſucht haben. Ich ſage, daß ſie es wohl will, weil ſie wirklich eine ſehr liebevolle Willfährigkeit haben muß, um ſich zu entſchließen, mir zu Liebe, alle die lieblichen, wohlwollenden, charmanten Sachen anzuhören, die Sie mir ohne Zweifel mitzutheilen haben.“

„Aber, mein Fräulein,“ ſagte die Prinzeſſin lebhaft.

„Erlauben Sie mir, Sie zu unterbrechen, Madame,“ fuhr Adriane mit dem Tone vollkommenſter Anmuth fort, und wie wenn ſie an die Betſchweſter die ſchmeichelhafteſten Complimente gerichtet hätte. „Um ſie alſogleich mit Mademoiſelle vertraut zu machen, beeile ich mich, Sie in Kenntniß zu ſetzen, daß ſie von allen heiligen Treuloſigkeiten, von allen frommen Abſcheulichkeiten, betſchweſterlichen Nichtswürdigkeiten unterrichtet iſt, deren Opfer ich nach Ihrem Willen beinahe geworden wäre; ſie weiß übrigens auch, daß Sie eine Kirchenmutter ſind, wie man deren wenige ſieht. Darf ich nun hoffen, Madame, Ihre delicate und intereſſante Zurückhaltung aufhören zu ſehen?“

„Wahrhaftig,“ erwiederte die Prinzeſſin mit einer Art überwältigenden Zornes, „ich weiß nicht, ob ich wache oder träume.“

„Ah! mein Gott!“ ſagte Adriane mit beſorgter Miene, „dieſer Zweifel, den Sie an dem Zuſtande Ihrer Fähigkeiten äußern, iſt beunruhigend, Madame. Das

Blut ſteigt Ihnen ohne Zweifel in den Kopf, denn Ihr Geſicht iſt ſehr roth; Sie ſcheinen unterdrückt... zuſammengedrückt... niedergedrückt, vielleicht (unter Frauenzimmern kann man ſich dieß ſagen), vielleicht ſind Sie ein wenig eingepreßt, Madame?

Dieſe von Adrianen mit einem verehrungswürdigen Anſcheine von Theilnahme und Treuherzigkeit geſprochenen Worte, hätten beinahe das Erſticken der Prinzeſſin veranlaßt, die wider ihren Willen carmeſinroth wurde, und barſch ſich ſetzend ausrief: „Wohlan, es ſey, mein Fräulein, dieſe Aufnahme iſt mir lieber, als jede andere, ſie macht mir's bequem hinſichtlich des Unvertrauens, wie Sie ſagten."

„Nicht wahr, Madame," erwiederte Adriane lächelnd; „wenigſtens kann man Alles frei herausſagen, was man auf dem Herzen hat, was für Sie den Reiz der Neuheit haben muß. Nun denn, geſtehen Sie, unter uns, daß Sie mir Dank dafür wiſſen, Sie ſomit in den Stand zu ſetzen, einen Augenblick dieſe widrige Maske der Frömmelei, der Sanftmuth und Güte abzulegen, die ſo ſchwer auf Ihnen laſten muß."

Dieſe beiſſenden Spötteleien Adrianens hörend, eine ſehr zu rechtfertigende unſchuldige Rache, wenn man an all' das Böſe denkt, welches die Prinzeſſin ihrer Nichte hat zufügen wollen oder zugefügt, fühlte Mayeux ihr Herz ſich krampfen; denn mehr, als Adriane, und mit Recht, fürchtete ſie die Prinzeſſin, die kaltblütiger fortfuhr: „Tauſend Dank, mein Fräulein, für Ihre vortrefflichen Geſinnungen und Gefühle für mich; ich würdige ſie, wie ſie ſind, und wie ich muß; ich hoffe es Ihnen, ohne längeres Warten, zu beweiſen.“

„Laſſen Sie hören, laſſen Sie hören, Madame,“ antwortete Adriane munter. „Erzählen Sie es uns doch ſogleich. Ich bin ſo ungeduldig, ſo neugierig.“

„Und dennoch,“ ſagte die Prinzeſſin, ihrerſeits eine ironiſche und bittere Fröhlichkeit erkünſtelnd, „ſind Sie tauſend Meilen weit von der Vermuthung deſſen entfernt, was ich Ihnen ankündigen werde.“

„Wahrhaftig? Ich fürchte, Madame, daß Ihre Einfalt, Ihre Beſcheidenheit Sie täuſchen dürften,“ entgegnete Adriane mit der nämlichen ſpöttiſchen Leutſeligkeit, „denn es gibt wenige Dinge, die von Ihrer Seite mich überraſchen könnten, Madame. Wiſſen Sie nicht, daß ich von Ihnen auf Alles gefaßt bin?“

„Vielleicht, mein Fräulein,“ erwiederte die Betſchweſter, jedes ihrer Worte langſam betonend, „wenn, zum Beiſpiele ich Ihnen ſagen würde, daß Sie vierundzwanzig Stunden, von jetzt an bis morgen ... ich ſetze den Fall ... zum Elende herabgebracht ſeyn werden.“

Dieß kam ſo unvermuthet, daß das Fräulein von Cardoville, wider ihren Willen, eine raſche Bewegung des Erſtaunens machte, und Mayeux ſchauderte.

„Ah! mein Fräulein,“ ſagte die Prinzeſſin mit einer triumphirenden Freude und mit einem ſüßlich grauſamen Tone, als ſie die ſteigende Beſtürzung ihrer Nichte ſah, „geſtehen Sie nun, daß ich Sie in Erſtaunen ſetze, obwohl nur wenige Dinge von meiner Seite, ſagten Sie, die Macht hätten, Sie zu überraſchen. Wie ſehr haben Sie Recht gehabt, unſerer Unterredung die Wendung gegeben zu haben, die ſie genommen. Ich hätte aller Arten von Umſchreibungen bedürft, um Ihnen zu ſagen: Mein Fräulein, morgen werden Sie eben ſo arm ſeyn, als Sie heute reich ſind, während ich Sie davon ganz einfach in Kenntniß ſetze, ganz gerade zu, ganz treuherzig.“

Nach ihrem erſten Erſtaunen verſetzte Adriane, mit einer die Betſchweſter verblüffenden Ruhe lächelnd: „Wohlan, ich bekenne Ihnen offen, Madame, ja, ich bin überraſcht geweſen, denn ich erwartete irgend einen von jenen ſchlechten Streichen Ihrerſeits, worin Sie excelliren, irgend eine ſehr unerhörte, ſehr grauſame Treuloſigkeit. Aber konnte ich glauben, daß Sie ſo viel Weſen aus einer ſolchen Geringfügigkeit machen würden?

„Ruinirt zu ſeyn, völlig ruinirt,“ rief die Betſchweſter aus, „ruinirt von jetzt auf morgen, Sie, die ſo verwegen Verſchwenderiſche; nicht nur alle Ihre Einkünfte, ſondern auch dieſes Hötel, Ihre Möbel, Ihre Pferde, Ihre Juwelen, kurz Alles, ſelbſt dieſen lächerlichen Putz, auf den ſie ſo eitel ſind, ſequeſtriren ſehen, nennen Sie eine Geringfügigkeit? Sie, die Sie Tauſende von Louisd'or gleichgültig vergeuden, ſich auf ein weit geringeres Koſtgeld beſchränkt ſehen, als der Lohn einer Ihrer Zofen beträgt, nennen dies eine Geringfügigkeit?“

Zur grauſamen Enttäuſchung ihrer Tante, wollte Adriane, die immer wieder aufgeheiterter ſchien, der Prinzeſſin antworten, als die Thüre des Salons aufging, und Prinz Djalma unangemeldet eintrat. Eine entzückte und ſtolze Zärtlichkeit leuchtete auf Adrianens freudeſtrahlender Stirne bei dem Anblicke des Prinzen, und es iſt unmöglich, den triumphirenden und geringſchätzigen Blick des Glückes zu ſchildern, den ſie auf Frau von Saint-Dizier warf. Nie war auch Djalma idealer ſchön geweſen; nie hatte auch ein unausſprechlicheres Glück auf einem menſchlichen Antlitze geſtrahlet. Der Indier trug ein langes Kleid von weißem Cachemir mit tauſend Purpur- und Goldſtreifen; ſein Turban war von der nämlichen Farbe und demſelben Stoffe; ein prächtiger Palmenſhawl diente ihm als Gürtel.

Bei dem Anblicke des Indiers, welchen die Prinzeſſin von Saint-Dizier bei dem Fräulein von Cardoville nicht zu treffen gehofft hatte, konnte ſie anfangs ihr tiefes Erſtaunen nicht verbergen. Zwiſchen der Frau von Saint-Dizier, Adrianen, Mareur und Djalma alſo, trug ſich die folgende Scene zu.

Neuntes Kapitel.

Erinnerungen.

Djalma, der die Frau von Saint-Dizier bisher bei Adrianen noch nie getroffen hatte, ſchien anfangs über ihre Anweſenheit ſehr erſtaunt. Schweigend betrachtete die Prinzeſſin wechſelweiſe mit heimlichem Haſſe und unverſöhnlichem Neide dieſe beiden ſo ſchönen, ſo jungen, ſo liebenden, ſo glücklichen Weſen; plötzlich ſchauderte ſie, wie wenn eine Erinnerung von großer Wichtigkeit unerwartet in ihrer Seele auftauchte, und blieb einige Sekunden tief in Gedanken verſunken. Adriane und Djalma benützten dieſen Augenblick, um ſich zärtlich anzuſchauen, mit einer Art glühender Abgötterei, die ihre Augen mit einer feuchten Flamme erfüllte; dann ſagte das Fräulein von Cardoville, nach einer Bewegung der Frau von Saint-Dizier, die aus ihrem momentanen Nachſinnen zu erwachen ſchien, lächelnd zum jungen Indier: „Mein lieber Vetter, ich will Vergeſſenes ſehr gerne wieder gut machen, ich geſteh's Ihnen (Sie werden die Urſache davon erfahren), indem ich zum erſtenmale von einer meiner Verwandten mit Ihnen ſpreche, welcher ich Sie vorzuſtellen die Ehre habe... die Frau Prinzeſſin von Saint-Dizier."

Djalma verbeugte ſich. Das Fräulein von Cardoville fuhr raſch fort, in dem Augenblicke, da ihre Tante antworten wollte: „Frau von Saint-Dizier kam, um mir ſehr artig ein Ereigniß mitzutheilen, das für mich nicht glücklicher ſeyn könnte . . . und wovon ich Sie ſpäter in Kenntniß ſetzen werde, mein Vetter, woferne dieſe gute Prinzeſſin mich des Vergnügens nicht berauben will, Ihnen dieſe vertrauliche Mittheilung zu machen."

Djalma's unerwartete Ankunft, die Erinnerungen, welche plötzlich in der Seele der Prinzeſſin erwachten, veränderten ohne Zweifel ſehr ihre urſprünglichen Projekte; denn anſtatt das Geſpräch in Bezug auf Adrianens Ruin fortzuſetzen, antwortete Frau von Saint-Dizier mit einer ſüßlichen Miene lächelnd, welche einen bösartigen Rückhaltsgedanken verhehlte: „Ich wäre untröſtlich, Prinz, meine liebenswürdige und liebe Nichte des Vergnügens zu berauben, Ihnen bald die glückliche Nachricht mitzutheilen, von der ſie ſpricht, und wovon ſie in Kenntniß zu ſetzen ich als gute Verwandte mich beeilt habe. Sehen Sie hier einige hierauf bezügliche Noten," und die Prinzeſſin überreichte Adrianen ein Papier, „die, hoff' ich, bis zur völligſten Klarheit ihr die Wirklichkeit deſſen beweiſen werden, was ich ihr anzeige."

„Tauſend Dank, meine liebe Tante," ſagte Adriane, das Papier mit einer ſouverainen Gleichgültigkeit ergreifend, — „dieſe Vorſichtsmaßregel, dieſer Beweis waren überflüßig, Sie wiſſen es, ich glaube Ihnen ſtets auf's Wort; wenn es ſich um Ihr Wohlwollen für mich handelt."

Ungeachtet ſeiner Unkunde der raffinirten Treuloſigkeiten, der überzuckerten Grauſamkeiten der Civiliſation, fühlte Djalma, mit einem ſehr feinen Takte begabt, wie alle ein wenig wilden und heftig eindrucksfähigen Naturen, eine Art moraliſcher Unbehaglichkeit, als er dieſen Austauſch falſcher Artigkeiten hörte; er errieth den verkehrten Sinn derſelben nicht; aber ſie klangen, ſo zu ſagen, falſch in ſein Ohr; dann empfand er, aus Inſtinkt oder Ahnung, einen unbeſtimmten Widerwillen gegen Frau von Saint-Dizier. In der That bewältigte die Betſchweſter, an die Wichtigkeit des Umſtandes denkend, den ſie in Erwähnung zu bringen ſich anſchickte, kaum ihre innere Aufregung, welche das zunehmende Rothwerden ihres Geſichtes, ihr bitteres Lächeln, und das bösartige Funkeln ihres Blickes verriethen; daher blieb Djalma, unfähig, eine ſteigende Antipathie zu überwinden, ſchweigend, aufmerkſam, und ſeine reizenden Züge verloren ihre frühere Heiterkeit. Auch Mayeur fühlte die Wirkung eines immer peinlicheren Eindruckes; ſie warf wechſelweiſe fürchtende Blicke auf die Prinzeſſin, flehende auf Adriane, wie um dieſe zu bitten, eine Unterredung zu beendigen, deren unſelige Folgen die junge Arbeiterin ahnete. Aber leider hatte Frau von Saint-Dizier gerade ein zu großes Intereſſe, dieſes Geſpräch zu verlängern, und das Fräulein von Cardoville, einen neuen Muth, ein neues und kühnes Vertrauen aus der Anweſenheit des Mannes ſchöpfend, den ſie anbetete, wollte ſich nur zu ſehr an dem ſchrecklichen Aerger ergötzen, den der Betſchweſter der Anblick einer, ungeachtet der infamen, von ihr und ihren Mitſchuldigen angeſponnenen Complotte, glücklicher Liebe verurſachte. Nach einer Pauſe des Schweigens nahm Frau von Saint-Dizier das Wort, und ſagte mit einem ſüßlichen und einſchmeichelnden Tone: „Mein Gott, Prinz, Sie wiſſen nicht, wie entzückt ich war, durch das öffentliche Gerücht (denn man ſpricht von nichts Anderem, und mit Recht) Ihre verehrungswürdige Liebe zu meiner lieben Nichte zu vernehmen; denn Sie ziehen mich, ohne daß Sie es vermuthen, aus einer entſetzlichen Verlegenheit."

Djalma antwortete nicht, ſchaute aber das Fräulein von Cardoville mit einer betroffenen und faſt betrübten Miene an, wie um ſie zu fragen, was ihre Tante damit ſagen wollte. Dieſe, dieſes ſtumme Fragen gewahrend, fuhr fort: „Ich will deutlicher ſprechen, Prinz; mit einem Worte, Sie begreifen, daß ich, als nächſte Verwandte dieſes lieben und ſchlimmen kleinen Kopfes," ſie wies mit dem Blicke auf Adriane, „in den Augen Aller mehr oder weniger für ihre Zukunft verantwortlich wäre; und ſiehe da, Sie kommen gerade recht aus der andern Welt, um ſich treuherzig dieſer Zukunft anzunehmen, die mich ſo ſehr erſchreckte; das iſt charmant, das iſt vortrefflich; daher frägt man ſich in der That, was mehr an Ihnen zu bewundern ſey, Ihr Glück oder Ihr Muth." Und die Prinzeſſin, einen Blick teufliſcher Bosheit auf Adriane werfend, erwartete ihre Antwort mit herausfordernder Miene.

„Hören Sie wohl meine gute Tante, mein lieber Vetter," beeilte ſich das junge Mädchen ruhig lächelnd zu ſagen, „ſeit dem Augenblicke, da unſere zärtliche Tante uns, Sie und mich, vereiniget und glücklich ſieht, iſt ihre Seele von ſolcher Freude durchſtrömt, daß ſie nöthig bat, ihr Herz auszuſchütten, und Sie können ſich nicht vorſtellen, was die Herzensergießungen einer ſo ſchönen Seele ſind. Ein wenig Geduld, und Sie werden darüber urtheilen.“ Dann fügte Adriane auf die natürlichſte Weiſe von der Welt bei: „Ich weiß nicht, warum ich, gelegentlich dieſer Herzensergießungen meiner lieben Tante, denn dieſe haben wenig Bezug darauf, an das mich erinnere, was Sie mir, mein Vetter, von gewiſſen Arten von Vipern Ihres Landes ſagten: oft zerbrechen ſie in einem unmächtigen Biſſe die Zähne, welche das Gift ſickern und ſo tödtlich einſaugen, dergeſtalt, daß ſie ſelbſt die Opfer des Giftes werden, welches ſie ausſpritzen. Nun denn, meine liebe Tante, ich bin überzeugt, daß Sie, die Sie ein ſo gutes, ein ſo edles Herz haben, ſich zärtlich für jene armen Vipern intereſſiren werden . . . .“

Die Betſchweſter ſchleuderte einen unverſöhnlichen Blick auf ihre Nichte, und fuhr mit veränderter Stimme fort: „Ich ſehe den Zweck dieſer Naturgeſchichte nicht ſehr ein; und Sie, Prinz?“ Djalma antwortete nicht; mit dem Elbogen auf den Kamin geſtützt, warf er einen immer düſterern und durchdringenderen Blick auf die Prinzeſſin; ein unwillkürlicher Haß gegen dieſe Frau erfaßte ſein Herz.

„Ah! meine liebe Tante,“ ſagte Adriane mit einem Tone ſanften Vorwurfes, „werde ich alſo eine zu gute Meinung von Ihrem Herzen haben? Sie hegen keine Sympathie, ſelbſt nicht für die Vipern; für wen werden Sie denn welche haben? mein Gott! Im Grunde läßt ſich dieß begreifen, fügte Adriane bei, wie nachſinnend mit ſich ſelbſt ſprechend, „ſie ſind ſo dünn... Doch laſſen wir dieſe Albernheiten,“ fuhr ſie munter fort, die verhaltene Wuth der Betſchweſter ſehend. „Sagen Sie uns doch ſchnell, gute Tante, alle jene Zärtlichkeiten, die Ihnen der Anblick unſers Glückes einflößt.“

„Nun, ich hoffe es wohl, meine liebenswürdige Nichte; zuvörderſt kann ich dieſem lieben Prinzen nicht genug Glück wünſchen, tief aus Indien gekommen zu ſeyn, um ſich Ihrer anzunehmen, mit vollem Vertrauen, mit zugemachten Augen, der würdige Nabob. Ihrer, armes junges Kind, das man wie eine Wahnſinnige einzuſperren genöthiget war (um Ihren Ausgelaſſenheiten einen decenten Namen zu geben,) Sie wiſſen wohl, wegen jenes ſchönen Burſchen, den man bei Ihnen verſteckt gefunden hat, aber helfen Sie mir doch. Sollten Sie ſogar ſeinen Namen ſchon vergeſſen haben, garſtige kleine Ungetreue? ein ſehr ſchöner Burſche, und Poet, wenn's beliebt: ein gewiſſer Agricola Baudoin, den man in einem an Ihr Schlafzimmer ſtoſſenden geheimen Verſtecke aufgefunden hat, ein nichtswürdiges Scandal, womit ganz Paris ſich beſchäftiget hat; denn Sie heirathen keine unbekannte Frauensperſon, lieber Prinz, der Name der Ihrigen iſt in jedem Munde.“ Und da bei dieſen unerwarteten, ſchrecklichen Worten, Adriane, Djalma und Mayeur, obgleich verſchiedenen Gefühlen gehorchend, vor Erſtaunen einen Augenblick verſtummten, rief die

Prinzeſſin, die es nicht mehr für nöthig erachtete, ihre hölliſche Freude und ihren triumphirenden Haß zu verhalten, aufſtehend aus, mit flammenden Wangen, funkelnden Augen, an Adriane ſich wendend: „Ja, ich fordere ſie auf, mich Lügen zu ſtrafen; iſt man gezwungen geweſen, Sie unter dem Vorwande des Wahnſinnes einzuſperren? Hat man, ja oder nein, jenen Handwerker, damals Ihren Liebhaber, in Ihrem Schlafzimmer verſteckt gefunden?"

Bei dieſer furchtbaren Beſchuldigung wurde Djalma's Teint, durchſichtig und goldig wie Ambra, plötzlich matt und bleifarben; ſeine ſtarren, weit geöffneten Augen, bekamen einen weißen Ring; ſeine blutrothe Oberlippe, in einer Art wilder Mundaufſperrung aufzuckend ließ ſeine kleinen, weißen, krampfhaft zuſammengepreßten Zähne ſehen, kurz, ſeine Phyſiognomie wurde in dieſem Momente ſo entſetzlich drohend und grimmig, daß Mayeur vor Schrecken ſchauderte. Der junge Indier, von Zornesgluth, vom Ungeſtümme des Blutes hingeriſſen, empfand einen unüberlegten, unwillkürlichen Schwindel, eine niederdonnernde Erſchütterung, jener gleich, die dem Manne von Ehre, wenn er einen Schlag in's Geſicht erhält, das Blut aus ſeinem Herzen in ſeine Augen jagt, die es trübt, in ſein Gehirn, das es verwirrt. Wenn während dieſes ſchrecklichen Augenblickes, ſchnell wie das Licht des Blitzes, das die Wolke furcht, dem Gedanken Djalma's die That würde gefolgt ſeyn, ſo wären die Prinzeſſin, Adriane, Mayeur und er ſelbſt, durch eine eben ſo furchtbare, eben ſo plötzliche Exploſion vernichtet worden, wie jene einer auffliegenden Mine. Er hätte die Prinzeſſin getödtet, weil ſie Adriane einer infamen Verrätherei beſchuldigte; Adriane, weil man ſie im Verdachte dieſer Infamie haben konnte, Mayeux als Zeugin dieſer Beſchuldigung, ſich ſelbſt endlich würde er getödtet haben, um eine ſo furchtbare Täuſchung nicht zu überleben. Aber, o Wunder! — ſein grimmiger, wahnſinniger Blick iſt Adrianens Blicke voll Würde, voll ruhiger und heiterer Zuverſicht begegnet, und der Ausdruck wilder Wuth, die den Indier von Sinnen brachte, verſchwunden... flüchtig wie der Blitz.

Noch mehr... zu großem Erſtaunen der Prinzeſſin und der jungen Arbeiterin, beſänftigte ſich nicht nur der Indier, in dem Maße, als die Blicke, die er auf Adriane warf, inniger, durchdringender, und ſo zu ſagen dieſer ſo ſchönen, ſo reinen Seele kundiger wurden, ſondern auch ſeine Phyſiognomie, anfangs ſo heftig verſtört, wurde, ſich verwandelnd, wieder heiter, und wiederſtrahlte bald wie ein Spiegel die edle Sorgloſigkeit des Antlitzes des jungen Mädchens.

Erklären wir nun ſo zu ſagen auf eine natürliche Weiſe dieſe moraliſche, für die anfangs ſo erſchrockene Mayeux ſo angenehme, für die Betſchweſter ſo in Verzweiflung ſetzende Umwälzung. Kaum hatte die Prinzeſſin ihre abſcheuliche Verläumdung von ihrer giftigen Lippe geträufet, als Djalma, eben am Kamine ſtehend, im Paroxismus ſeiner Wuth einen Schritt auf die Prinzeſſin zu gethan, hierauf, wie wenn er in ſeiner Wuth ſich hätte mäßigen wollen, ſich wieder, ſo zu ſagen, am Kaminmarmor zurückgehalten hatte, den er mit ſeiner Stahlhand zu kneten ſchien; ein krampfhaftes Schaudern durchbebte ſeinen ganzen Leib; ſeine verzerrten, unkennbaren Züge waren ſchrecklich geworden. Ihrerſeits war Adriane, die Prinzeſſin hörend, einer erſten Regung zorniger Entrüſtung nachgebend, wie Djalma einer erſten Regung blinder Wuth ſich überlaſſen hatte, plötzlich aufgeſtanden, mit von empörtem Stolze funkelndem Blicke; aber ſchier alſogleich durch das Bewußtſeyn ihrer Unſchuld beſänftiget, ihr holdſeliges Antlitz wieder anbetungswürdig heiter geworden. In dieſem Momente geſchah's, daß ihre Augen jenen Djalma's begegneten. Eine Sekunde lang war das junge Mädchen über den drohenden, furchtbaren Ausdruck der Phyſiognomie des Indiers mehr betrübt als erſchrocken. „Eine dumme Nichtswürdigkeit erbittert ihn ſo ſehr," hatte Adriane gedacht; „er hegt alſo Verdacht gegen mich?..." Aber dieſer eben ſo ſchnellen als peinlichen Erwägung folgte eine wahnſinnige Freude, als Adrianens Augen, nach langer Verweilung auf jenen des Indiers, dieſe ſo wilden Züge plötzlich, wie durch Zauber, ſich beſänftigen, und wieder freudeſtrahlend und bezaubernd werden ſah, wie kurz zuvor.

So brach der abſcheuliche Anſchlag der Frau von Saint-Dizier vor dem würdigen, vertrauenden und aufrichtigen Ausdrucke der Phyſiognomie Adrianens zuſammen. Dieß war nicht Alles. In dem Augenblicke, da die Prinzeſſin Zeugin dieſer ſtummen, ſo ausdrucksvollen Scene, welche die wunderbare Sympathie dieſer beiden Weſen bewies, die, ohne ein Wort zu ſprechen, und vermittelſt ihrer wenigen ſchweigenden Blicke ſich verſtanden, erklärt, und wechſelſeitig beruhiget hatten, vor Aerger und Zorn erſtickte, reichte Adriane, mit einem anbetungswürdigen Lächeln und einer Geberde von anmuthiger Coquetterie, ihre ſchöne Hand Djalma, der, ſich niederknieend, einen feurigen Kuß darauf drückte, deſſen Gluth eine leichte roſige Wolke auf die Stirne des jungen Mädchens hauchte.

Der Indier ſetzte ſich dann auf den Hermelinteppich zu den Füßen des Fräuleins von Cardoville, in einer Stellung voll Anmuth und Ehrerbietung, ſtützte ſein Kinn in ihre flache Hand, und begann, in ſtummer Anbetung verſunken, Adriane ſchweigend zu betrachten, die, lächelnd glücklich zu ihm geneigt, in ſeinen Augen ihre Augen, wie das Lied ſagt, ſpiegelte, mit eben ſo liebevoller Gewährung, wie wenn die vor Haß erſtickende Betſchweſter nicht da geweſen wäre. Aber bald winkte Adriane, als ob zu ihrem Glücke noch etwas gemangelt hätte, Mayeux zu ſich, und ließ ſie neben ſich Platz nehmen; dann, eine Hand in der Hand dieſer vortrefflichen Freundin, warf das Fräulein von Cardoville, dem von ihr anbetenden Djalma zulächelnd, auf die immer mehr ſtaunende Prinzeſſin einen ſo ſanften und zugleich ſo feſten, ſo heitern Blick, und der ſo edel die unüberwindliche Ruhe ihrer Glückſeligkeit, und die unzugängliche Höhe ihrer Verachtung der Verleumdung ausdrückte, daß Frau von Saint-Dizier, verſtört, verdummt, einige kaum verſtändliche Worte mit zornbebender Stimme ſtammelte; dann, völlig den Kopf verlierend, eilig ſich zur Thüre wendete. Doch in dieſem Augenblicke entſchloß ſich Mayeux, die irgend eine Schlinge, irgend ein Complott oder irgend eine treuloſe Ausſpähung fürchtete, nach dem Austauſche eines Blickes mit Adrianen, der Prinzeſſin bis an ihren Wagen zu folgen.

Die erzürnende getäuſchte Erwartung der Frau von Saint-Dizier, als ſie ſich ſo von Mayeux begleitet und überwacht ſah, ſchien dem Fräulein von Cardoville ſo komiſch, daß ſie ſich nicht enthalten konnte, in ein lautes Gelächter auszubrechen; unter dem Lärme dieſer geringſchätzigen Heiterkeit alſo verließ die Betſchweſter, vor Wuth und Verzweiflung auſſer ſich, dieſes Haus, in welches ſie die Verſtörung und das Unglück zu bringen gehofft hatte. Adriane und Djalma blieben allein.

Bevor wir die Scene fortſetzen, die zwiſchen ihnen vorging, ſind einige rückwärts ſchauende Worte unerläßlich.

Man wird unſchwer glauben, daß von dem Augenblicke an, wo das Fräulein von Cardoville und der Indier ſich nach ſo vielen Widrigkeiten einander näherten, ihre Tage in einem unausſprechlichen Glücke verfloſſen; Adriane gab ſich vorzüglich Mühe, die Gelegenheit herbeizuführen, alle großmüthigen Eigenſchaften Djalma's, von denen ſie in den Büchern der Reiſenden ſo glänzende Berichte geleſen hatte, ſo zu ſagen eine nach der andern in ein helles Licht zu ſetzen.

Das junge Mädchen hatte ſich dieſes zärtliche und geduldige Studium von Djalma's Charakter nicht bloß zur Aufgabe gemacht, um die exaltirte Liebe zu rechtfertigen, die ſie empfand, ſondern auch, weil dieſe Art von Prüfungszeit, der ſie eine Friſt beſtimmt hatte, ihr die Liebesausbrüche Djalma's mäßigen, zerſtreuen half, ein um ſo verdienſtlicheres Streben Adrianens, als ſie dieſelben ungeduldigen Berauſchungen, dieſelben leidenſchaftlichen Gluthen fühlte; bei dieſen beiden, vom Schöpfer ſo vollſtändig begabten Weſen, ſtanden die glühenden Wünſche der Sinne und die erhabenſten Aufſchwünge der Seele im Gleichgewichte, unterſtützten ſich wunderſam in ihrem wechſelſeitigen Höhenfluge, da Gott dieſen beiden Liebenden die ſeltenſte Schönheit des Körpers und die anbetungswürdigſte Schönheit des Herzens verliehen hatte, wie zur Rechtfertigung der unwiderſtehlichen Neigung, die ſie aneinander feſſelte. Wann ſollte dieſe ſo peinliche Prüfung enden, welche Adriane Djalma und ſich ſelbſt auferlegte? Dieß iſt's, was das Fräulein von Cardoville Djalma in der Unterredung mitzutheilen gedenkt, die ſie, nach dem barſchen Fortgehen der Frau von Saint-Dizier, mit ihm pflegen wird.

Zehntes Kapitel.

Die Prufung.

Das Fräulein von Cardoville und Djalma blieben allein. So groß war das edle Vertrauen, welches in der Seele des Indiers ſeiner erſten Regung unüberlegter Wuth, als er die infame Verleumdung der Frau von Saint-Dizier hörte, gefolgt war, daß er, einmal mit Adrianen allein, kein Wort von dieſer nichtswürdigen Beſchuldigung zu ihr ſagte.

Ihrerſeits.. ein rührendes und bewunderswürdiges Verſtändniß dieſer beiden Herzen.. war das junge Mädchen zu ſtolz, zu ſehr der Reinheit ihrer Liebe ſich bewußt, um zu einer Rechtfertigung gegen Djalma ſich zu erniedrigen. Sie hätte ihn und ſich ſelbſt zu beleidigen geglaubt. Die beiden Liebenden begannen daher ihre Unterredung, wie wenn der von der Betſchweſter veranlaßte Umſtand gar nicht ſtatt gefunden hätte. Die nämliche Geringſchätzung erſtreckte ſich auf die Noten, die, nach der Prinzeſſin Aeußerung, das nahe Bevorſtehen des Ruines Adrianens beweiſen ſollten. Das junge Mädchen hatte dieſes Papier, ohne es zu leſen, auf einen in Griffweite angebrachten Gueridon gelegt. Mit anmuthvoller Geberde winkte ſie Djalma, ſich neben ſie zu ſetzen; dieſer, ihrem Wunſche fügſam, verließ, nicht ohne Bedauern, den Platz, welchen er zu den Füſſen des jungen Mädchens einnahm.

„Mein Freund,“ ſagte Adriane mit einem wichtigen und zärtlichen Tone zu ihm, „Sie haben mich oft und ungeduldig gefragt, wann das Ende der Prüfung kommen würde, die wir uns auflegten... dieſe Prüfung iſt ihrem Ende nahe.“ Djalma bebte, und konnte einen leiſen Ausruf des Glückes und der Ueberraſchung nicht zurückhalten; aber dieſer faſt zitternde Ausruf war ſo ſanft, ſo ſüß, daß er eher der erſte Ausruf einer unausſprechlichen Dankbarkeit, als der leidenſchaftliche Ausdruck des Glückes ſchien. Adriane fuhr fort: „Getrennt, von Schlingen, von Lügen umgeben, wechſelſeitig über unſere Gefühle getäuſcht, liebten wir uns dennoch, mein Freund... hierin folgten wir einer unwiderſtehlichen und ſicheren Neigung, ſtärker als die widrigen Ereigniſſe; aber ſeitdem, während dieſer in langer Abgeſchiedenheit verfloſſenen Tage, wo wir von Allem und von Allen iſolirt gelebt, haben wir uns noch mehr achten, ehren gelernt. Uns ſelbſt überlaſſen, alle Beide frei, haben wir den Muth gehabt, allen feurigen Berauſchungen der Leidenſchaft zu widerſtehen, um das Recht zu erwerben, uns denſelben ſpäter ohne Reue hinzugeben. „Während jener Tage, da unſere Herzen einander offen geblieben ſind, haben wir darin geleſen. Alles geleſen.... Daher glaub' ich an Sie, und Sie glauben an mich. Ich finde in Ihnen das, was Sie in mir finden, nicht wahr? alle für unſer

Glück möglichen, wünſchenswerthen, menſchlichen Bürgſchaften. Aber dieſer Liebe fehlt eine Weihe... und in den Augen der Welt, in der wir zu leben berufen ſind, gibt es nur eine einzige, eine einzige... die Ehe, und ſie kettet das ganze Leben."

Djalma blickte das junge Mädchen mit Erſtaunen an.

„Ja, das ganze Leben... und doch, wer iſt Derjenige, der für die Gefühle ſeines ganzen Lebens auf immer bürgen kann?" fuhr das junge Mädchen fort. „Nur ein Gott, der die Zukunft der Herzen wüßte, könnte gewiſſe Weſen zu ihrem Glücke unwiderruflich verbinden; aber, ach! den Augen der menſchlichen Geſchöpfe iſt die Zukunft unerforſchlich; heißt alſo nicht, da man mit Sicherheit nur für ein gegenwärtiges Gefühl gut ſtehen kann, ſich unauflöslich binden, eine wahnſinnige, ſelbſtſüchtige, verruchte Handlung begehen?"

„Das iſt ein trauriger Gedanke," erwiederte Djalma nach kurzem Nachſinnen, „aber er iſt richtig." Dann ſchaute er das junge Mädchen mit einem Ausdrucke ſteigenden Erſtaunens an.

Adriane beeilte ſich, mit tief gerührtem Tone zärtlich beizufügen: „Irren Sie ſich hinſichtlich meines Gedankens nicht, mein Freund; die Liebe von zwei Weſen, die, wie wir, nach tauſend erduldeten Herzens-, Gemüths- und Geiſteserfahrungen, wechſelſeitig alle Bürgſchaften wünſchenswerthen Glückes gefunden haben; eine Liebe, wie die unſere endlich, iſt ſo edel, ſo groß, ſo göttlich, daß ſie die göttliche Weihe nicht entbehren könnte... Ich beſitze nicht die Religion der Meſſe, wie meine verehrungswürdige Tante; aber ich beſitze die Religion Gottes; von ihm iſt unſere glühende Liebe uns verliehen; er muß dafür andächtig verherrlichet werden; wir müſſen alſo, mit inniger Dankbarkeit ihn anrufend, nicht ſchwören, uns immer zu lieben, nicht... ewig einander anzugehören...“

„Was ſagen Sie?“ rief Djalma aus.

„Nein,“ fuhr Adriane fort, „denn Niemand kann ohne Lüge einen ſolchen Schwur leiſten, oder ohne Wahnſinn; aber wir können in der Aufrichtigkeit unſeres Herzens ſchwören, gegenſeitig loyal alles das zu thun, was menſchlicherweiſe möglich iſt, damit unſere Liebe immer dauere, und wir ſo einander angehören; wir dürfen kein unauflösliches Band annehmen, denn wenn wir uns immer lieben, wozu nützt dieſes Band? Wenn unſere Liebe aufhört, wozu nützen dieſe Ketten, die dann nur mehr eine ſchreckliche Tyrannei ſeyn werden?... Ich frage Sie, mein Freund?“

Djalma antwortete nicht, aber mit einer faſt ehrfurchtvollen Geberde winkte er ihr, fortzufahren.

„Und dann endlich,“ ſagte ſie mit einem Gemiſche von Zärtlichkeit und Stolz, „würde ich, aus Achtung für Ihre Würde und die meinige, niemals ſchwören, ein vom Manne *gegen* die Frau gemachtes Geſetz zu beobachten, ein Geſetz, das ſie nicht annehmen könnte, ohne eine Sclavin oder eine Meineidige zu werden, ein

Geſetz endlich, das dem Mädchen ſeinen Namen entzieht,*) die Gattin**) von unheilbarem Blödſinne behaftet erklärt, indem es ihr eine entwürdigende Vormundſchaft auflegt; der Mutter jedes Recht verweigert, jede Macht über ihre Kinder,***) und ſie, ein menſchliches Geſchöpf denn doch, unterjocht, an die Willkür eines andern menſchlichen Geſchöpfes, ihr ähnlich und ihres Gleichen vor Gott, auf ewig kettet. †)

---

*) Die Frau nimmt den Namen ihres Mannes an. Uebrigens hat ſich ſeit geraumer Zeit die weibliche hohe Ariſtokratie gegen dieſe ſonderbare Anmaßung der häßlichſten und bärtigſten Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes aufgelehnt, die ziemlich gern nicht die Hälfte, ſondern das Ganze in der Ehe ſeyn möchte.

Alſo, zum Beiſpiele, eine junge Perſon, Namens Montmorency, würde irgend Einen, Namens Crillon, heirathen, ſo würde ſie nach ihrer Vermählung immer ſtolz Montmorency von Crillon unterzeichnen.

**) Die Frau iſt im Zuſtande beſtändiger Minderjährigkeit und kann auf keine Weiſe über das verfügen, was ihr gehört.

***) Dem Vater allein iſt es vorbehalten, die Erziehung der Kinder zu leiten; der Vater allein hat das Recht, ſie zur Heirath zu ermächtigen; ob die Mutter dazu einwillige, oder nicht, daran liegt wenig; und wer kennt doch nicht den bewunderungswürdigen Scharfſinn, den wunderbaren Inſtinkt des mütterlichen Herzens, vorzüglich wenn es ſich um die Tochter handelt?

†) Die Frau muß ihrem Manne überallhin folgen, vom Eiſe der Pole bis zur heißen Zone einſchließlich, wie immer die Neigungen, die Geſundheit des an männliche

„Sie wiſſen, mein Freund,“ fügte das junge Mädchen mit leidenſchaftlicher Exaltation bei, „Sie wiſſen, wie ſehr ich Sie ehre, Sie, deſſen Vater der Vater des Großmüthigen genannt worden iſt; ich beſorge alſo nicht, edles und muthiges Herz, Sie von jenen tyranniſchen Rechten gegen mich Gebrauch machen zu ſehen; aber ſo lange ich lebe, hab' ich nicht gelogen, und unſere Liebe iſt zu heilig, zu himmliſch, um einer mit doppeltem Meineide erkauften Weihe unterworfen zu werden; nein, mir werde ich einen Eid leiſten, ein Geſetz zu beobachten, welches meine Würde, welches meine Vernunft zurückweiſen; wäre morgen die Eheſcheidung wieder eingeführt… wären morgen die Rechte der Frauen wieder anerkannt, ich würde dieſe Gebräuche beobachten, weil ſie mit meiner Vernunft, mit meinem Herzen, mit Allem im Einklange ſeyn würden, was gerecht, mit Allem, was möglich, mit Allem, was menſchlich iſt;“ dann ſetzte Adriane, ſich unterbrechend, mit einer ſo innigen, ſo ſüßen Gemüthsbewegung hinzu, daß eine Thräne der Rührung ihre ſchönen Augen umſchleierte: „O! wenn Sie wüßten, mein Freund… was unſere Liebe mir

---

Launen geketteten Geſchöpfes ſeyn mögen, wär's auch ihrem Herzen tödtlich, eine Mutter oder angebetete Kinder zu verlaſſen; der Mann kann auch der Familie ſeiner Frau verwehren, ſein Haus zu betreten, er genießt mit einem Worte viele andere hübſche … hübſche Herrenrechte! deren Aufzählung hier zu lang wäre.

G. S.

gilt; wenn Sie wüßten, wie koſtbar, wie heilig Ihr Glück mir iſt, ſo würden Sie jenen edelmüthigen Aberglauben eines liebenden und loyalen Herzens begreifen, der in einer lügenhaften und meineidigen Weihe ein unſeliges Vorzeichen ſähe; was ich will... iſt: Sie durch die Neigung feſthalten; Sie durch das Glück feſſeln, und Sie frei laſſen ... um Sie nur Ihnen ſelbſt zu verdanken."

Djalma hatte das junge Mädchen mit einer leidenſchaftlichen Aufmerkſamkeit angehört. Stolz und großmüthig, vergötterte er dieſen ſtolzen und großmüthigen Charakter. Nach einem Momente ſinnenden Schweigens, ſagte er zu ihr mit ſeiner ſanften und ſonoren Stimme, und in einem faſt feierlichen Tone: „Wie Sie, empören mich die Lüge, der Meineid, die Unbilligkeit; wie Sie, glaub' ich, daß ein Mann ſich verächtlich macht, wenn er das Recht annimmt, tyranniſch und niederträchtig zu ſeyn; obgleich entſchloſſen, von dieſem Rechte keinen Gebrauch zu machen, wär' es mir, wie Ihnen, zu denken unmöglich, daß ich nicht lediglich Ihrem Herzen, ſondern dem ewigen Zwange eines unauflösbaren Bandes alles das verdanke, was ich nur von Ihnen empfangen will; wie Sie, glaub' ich, daß Würde nur in der Freiheit ſey... Aber, Sie haben es geſagt, Sie wollen für dieſe ſo große, ſo heilige Liebe, eine göttliche Weihe, und wenn Sie Eide zurückweiſen, die Sie ohne Wahnſinn, ohne Meineid nicht leiſten könnten, ſo gibt es deren andere, die Ihre Vernunft, die Ihr Herz genehmigen könnte... Wer wird uns dieſe göttliche Weihe ertheilen?... In weſſen Hände werden wir dieſe Eide leiſten?"

„In ſehr wenigen Tagen, mein Freund, werd' ich es Ihnen, glaub' ich, ſagen können; an jedem Abende nach Ihrem Fortgehen hatte ich keinen andern Gedanken, als dieſen: ein Mittel zu finden, uns, Sie und mich, vor den Augen Gottes zu verpflichten, aber außerhalb der Geſetze, und nur in den einzigen Grenzen, welche die Vernunft billiget, ohne gegen die Anforderungen, gegen die Gewohnheiten einer Welt zu verſtoſſen, in welcher ſpäterhin zu leben uns belieben kann, und deren offenbare Empfindlichkeiten man nicht verletzen muß; ja, mein Freund, wenn Sie erfahren werden, zwiſchen welchen edlen Händen die unſerigen zu vereinigen ich Ihnen vorſchlagen werde, wer derjenige iſt, der Gott danken und ihn lobpreiſen wird ob dieſer Verbindung einer geheiligten Verbindung, die uns dennoch frei laſſen wird, um uns würdig zu laſſen... werden Sie ſagen, wie ich, deſſen bin ich gewiß, daß nie reinere Hände auf uns hätten gelegt werden können. Verzeihen Sie, mein Freund, alles dieß iſt wichtig, wichtig, wie das Glück, wichtig, wie unſere Liebe. Wenn meine Worte Ihnen ſeltſam dünken, meine Gedanken unvernünftig, ſo ſprechen Sie, ſprechen Sie, mein Freund; wir werden ein beſſeres Mittel ſuchen und finden, um das, was wir Gott ſchulden, das, was wir der Welt ſchulden, mit dem zu verſchmelzen, was wir uns ſelbſt ſchulden. Man behauptet, daß die Liebenden Narren ſeyen," fügte das junge Mädchen lächelnd bei, „ich behaupte, daß es nichts Vernünftigeres gibt, als die wahren Liebenden."

„Wenn ich Sie ſo von unſerm Glücke ſprechen höre," ſagte Djalma tief gerührt, „mit dieſer heiteren und ruhigen Zärtlichkeit, dünkt es mir, eine mit der Zukunft ihres angebeteten Kindes unabläſſig beſchäftigte Mutter zu ſehen, bemüht, es mit Allem zu verſehen, was es muthig, kräftig und großmüthig machen kann, bemüht, Alles von ſeinem Pfade zu entfernen, was nicht edel und würdig iſt. Sie verlangen von mir, Ihnen zu widerſprechen, wenn Ihre Gedanken mir ſonderbar dünken, Adriane. Aber Sie vergeſſen ja, daß ich das, was meinen Glauben, mein Vertrauen in unſerer Liebe ausmacht, mit den nämlichen Nuancen empfinde, wie Sie; was Sie verletzt, verletzt auch mich; was Sie empört, empört auch mich; ſo eben erſt, als Sie mir die Geſetze dieſes Landes citirten, welche in der Frau nicht einmal die Mutter achten, dachte ich mit Stolz daran, daß in unſeren barbariſchen Gegenden, wo die Frau Sclavin iſt, ſie wenigſtens frei wird, wenn ſie Mutter wird. Nein, nein, dieſe Geſetze ſind weder für Sie, noch für mich gemacht. Heißt es nicht die heilige Achtung beweiſen, die Sie für unſere Liebe hegen, daß Sie dieſelbe über alle jene unwürdigen Dienſtbarkeiten erheben wollen, die ſie befleckt hätten? Und ſehen Sie, Adriane, ich hörte oft die Prieſter meiner Heimath ſagen, daß es niedere Weſen gebe, als die Gottheit, aber höhere als die übrigen Geſchöpfe; ich glaubte dieſen Prieſtern nicht: hier glaub' ich ihnen." Dieſe letzteren Worte wurden nicht mit dem Tone der Schmeichelei geſprochen, ſondern mit dem Tone der aufrichtigſten Ueberzeugung, mit jener Art von leidenſchaftlicher Verehrung, von faſt eingeſchüchtertem Eifer, die den Gläubigen bezeichnet, wenn er von ſeinem Glauben ſpricht; aber was ſich unmöglich ſchildern läßt, iſt die unausſprechliche Harmonie dieſer ſchier religiöſen Worte und des ſanften und ernſten Klanges der Stimme des jungen Indiers. Was ſich unmöglich ſchildern läßt, iſt der Ausdruck liebeſehnender und glühender Melancholie, die ſeinen bezaubernden Zügen einen unwiderſtehlichen Reiz verlieh.

Adriane hatte Djalma mit einem unnennbaren Gemiſche von Freude, Dankbarkeit und Stolz angehört. Bald erwiederte ſie, ihr Hand auf ihr Herz legend, wie um das heftige Pochen deſſelben zu bewältigen, den Prinzen wonnetrunken anſchauend: „So iſt's recht, immer gut, immer gerecht, immer groß! O mein Herz! mein Herz, wie es pocht! ſtolz und freudeſtrahlend. Sey geprieſen, mein Gott! mich für dieſen angebeteten Geliebten erſchaffen zu haben. Du willſt alſo die Welt durch die Wunder von Zärtlichkeit und Liebe in Erſtaunen ſetzen, die eine ſolche Liebe wirken kann! Man kennt noch nicht die ſouveraine Allmacht der glücklichen glühenden, freien Liebe! O! Dank uns Beiden, nicht wahr, Djalma, welche Hymnen des Glückes, der Dankbarkeit, werden an dem Tage der Ineinanderfügung unſerer Hände, von allen Seiten zum Himmel aufſchweben! Nein, nein, man weiß nicht, von welchem unermeßlichen, von welchem unerſättlichen Bedürfniſſe der Freude und Fröhlichkeit zwei Liebende, wie wir, durchdrungen ſind. Man weiß nicht alles das, was an unerſchöpflicher Güte aus der himmliſchen Glorie ihres flammenden Herzens ſtrahlet! O! ja, ja, ich fühle es, viele Thränen werden getrocknet, viele durch Gram zu Eis erſtarrte Herzen, durch das göttliche Feuer unſerer Liebe neu belebt werden! Und an den Segnungen derjenigen, die wir werden gerettet haben, wird man die heilige Trunkenheit unſerer Wonnen erkennen!"

Bei Djalma's geblendeten Blicken, wurde Adriane immer mehr ein ideales Weſen, der Göttlichkeit theilhaftig durch die unerſchöpflichen Schätze ihrer Güte, ein ſinnliches Geſchöpf durch die Gluth, denn Adriane, wider Willen dem mächtigen Zuge der Liebe nachgebend, heftete auf Djalma liebefunkelnde Blicke. Dann rief der Indier, ganz außer ſich, von Sinnen, zu den Füſſen des jungen Mädchens ſtürzend, mit flehender Stimme: „Gnade, ich habe keinen Muth mehr; Erbarmen, ſprich nicht mehr ſo. O! jener Tag, wie viele Jahre meines Lebens gäb' ich hin um ihn zu beſchleunigen!"

„Schweig, ſchweig, keine Gottesläſterung; die Jahre gehören mein."

„Adriane! Du liebſt mich?"

Das junge Mädchen antwortete nicht; aber ihr tiefer, brennender, halbverſchleierter Blick verſetzte Djalma's Vernunft den letzten Stoß; Adrianens beide Hände in die ſeinigen faſſend, rief er mit bebender Stimme aus: „Warum jenen Tag, jenen höchſten Tag, jenen Tag, an dem wir dem Himmel nahe ſeyn werden, jenen Tag, der uns durch das Glück und die Güte zu Göttern machen wird, warum jenen Tag noch verzögern?“

„Weil unſere Liebe, um ohne Rückhalt zu ſeyn, durch den Segen Gottes geweiht werden muß.“

„Sind wir nicht frei?“

„Ja, ja, mein Geliebter, mein Abgott, wir ſind frei; aber laß uns unſerer Freiheit würdig ſeyn.“

„Adriane, Gnade.“

„Und ich bitte Dich auch um Gnade und Erbarmen, ja, um Erbarmen mit der Heiligkeit unſerer Liebe; entheilige ſie nicht in ihrer Blüthe. Glaube meinem Herzen, glaube meinen Ahnungen; ſie herabwürdigen, hieße ſie welken machen, hieße ſie tödten. Muth, mein Freund, angebeteter Geliebter, noch einige Tage, und der Himmel ohne Gewiſſensbiſſe, ohne Reue!“

„Aber bis dahin die Hölle, unnennbare Qualen; denn Du weißt nicht, nein, Du weißt nicht, wenn ich, nach jedem Tage, Dein Haus verlaſſe; Du weißt nicht, daß die Erinnerung an Dich mir folgt, daß ſie mich umgiebt, daß ſie mich verzehrt; es dünkt mir, daß es Dein Hauch iſt, der mich entzündet; Du kenneſt meine ſchlafloſen Nächte nicht, ich ſagte Dir dieß nicht; aber, ſiehſt Du, in meiner Verrückung, rufe ich Dir in jeder Nacht, ich weine, ich ſchluchze laut, daß ich Dir rief, daß ich weinte, wenn ich glaubte, daß Du mich nicht liebeſt, und doch weiß ich, daß Du mich liebeſt, daß Du mein biſt! Aber auch Dich ſehen, Dich täglich ſchöner ſehen, angebeteter, und täglich wonnetrunkener Dich verlaſſen, nein.- Du weißt nicht ...“

Djalma konnte nicht fortfahren. Was er von ſeinen verzehrenden Qualen ſagte, hatte auch Adriane empfunden, vielleicht noch heftiger, als er; daher fühlte ſie, verſtört, von Djalma's ſo ſchönem, ſo leidenſchaftlichem elektriſchen Tone berauſcht, ihren Muth ſinken. Schon lähmte ein unwiderſtehliches Sehnen ihre Kräfte, ihre Vernunft, als ſie plötzlich, durch eine letzte Anſtrengung keuſchen Willens, raſch aufſprang, und zur Thüre ſtürzend, welche in das Zimmer der Mayeur führte, ausrief: „Meine Schweſter! meine Schweſter! retten Sie mich! retten Sie mich!“

Kaum war eine Sekunde verfloſſen, als das Fräulein von Cardoville, das Antlitz von Thränen überſtrömt, immer ſchön, immer rein, die junge Arbeiterin in ihre Arme ſchloß, während Djalma ehrerbietig auf der Schwelle der Thüre kniete, die er nicht zu überſchreiten wagte.

Eilftes Kapitel.

Die Ehrſucht.

Sehr wenige Tagen nach der von uns erzählten Unterredung Djalma's und Adrianen's, ging Rodin allein in ſeinem Schlafzimmer im Haüſe der Straße Vaugirard auf und ab, worin er die Moras des Doctors Baleinier ſo muthig erduldet hatte; die beiden Hände in die Rückentaſchen ſeines Oberrockes geſteckt, den Kopf auf die Bruſt geſenkt, ſann der Jeſuit tief nach; ſein bald langſamer, bald ſchneller Gang verrieth ſeine Aufregung.

„Was Rom betrifft," ſagte Rodin bei ſich, „bin ich ruhig, Alles geht, in die Abdankung iſt ſo zu ſagen eingewilliget, und wenn ich den durch Uebereinkommen feſtgeſetzten Preis bezahlen kann, verbürgt mir der Cardinal-Prinz eine Majorität von neun Stimmen im nächſten Conclave, unſer General iſt für mich, die vom Cardinale Malipieri gefaßten Beſorgniſſe ſind zerſtreut, oder haben da unten kein Echo mehr! Dennoch bin ich nicht ohne Unruhe hinſichtlich der Correſpondenz, welche der Vater von Aigrigny, ſagt man, mit Malipieri unterhält; es iſt mir unmöglich geweſen, etwas davon aufzufangen; es macht nichts, dieſer alte Haudegen iſt ein abgeurtheilter Mann; ſeine Angelegenheit iſt ſo gut als abgemacht; ein wenig Geduld, und er wird gerichtet ſeyn."

Und Rodin's bleifarbene Lippen krampften ſich durch jenes gräßliche Lächeln, das ſeinem Geſichte einen teufliſchen Ausdruck gab. Nach einer Pauſe fuhr er fort: „Die Beerdigung des Freidenkers, des philantropiſchen Freundes des Handwerkers, hat geſtern zu Saint-Herem Statt gefunden. François Hardy iſt in einem Anfalle ſeelenentrückenden Deliriums ausgelöſcht. Ich hatte ſeine Schenkung; aber dieß iſt ſicherer; Alles prozeſſiret; die Todten prozeſſiren nicht.“ Rodin blieb einige Minuten nachdenkend ſtehen; dann ſagte er mit concentrirten Tone: „Es bleiben noch jene Goldhaarige und ihr Mulatte übrig, wir haben den 27. Mai; der 1. Juni naht heran, und dieſe zwei verliebten Weſen ſcheinen unverwundbar. Die Prinzeſſin glaubte die Sache am rechten Ende angegriffen zu haben; ich hätte es geglaubt, wie ſie. Es war vortrefflich, an die Entdeckung von Agricola Baudoin bei dieſer Närrin zu erinnern, denn der indiſche Tiger hat vor grimmiger Eiferſucht gebrüllt; ja, aber kaum hatte die verliebte Taube mit der Spitze ihres roſigen Schnabels gegirrt, als der ſchwachköpfige Tiger ſich zu ihren Füſſen gekrümmt hat, die Klauen einziehend; das iſt Schade, es ließ ſich etwas erwarten.“ Und Rodin's Gang wurde immer aufgeregter. „Nichts iſt ſonderbarer,“ fuhr er fort, „als die ſucceſſive Ideenbildung. Warum taucht in meinem Innern, indem ich dieſe goldhaarige Plaudertaſche mit einer Taube vergleiche, die Erinnerung an jene infame Alte, la Sainte-Colombe genannt, auf, welcher jene dicke drollige Kauz, Jacques Dumoulin, aus Gewinnſucht ſchmeichelt, und die der Abbé Corbinet zuletzt zu unſerem Vortheile ausbeuten wird, hoff' ich, ja, warum taucht die Erinnerung an jene Megäre in meiner Seele auf? Ich habe oft bemerkt, daß, wie die unglaublichſten Zufälligkeiten den Reimern die vortrefflichſten Reime eingeben, der Keim der beſten Gedanken bisweilen in einem Worte ſich befindet, in einem abſurden Vergleiche, wie dieſer la Sainte-Colombe, die abſcheuliche Hexe, und die ſchöne Adriane von Cardoville. Wahrlich, dieß paßt zuſammen, wie ein Ring einer Katze, wie ein Collier einem Fiſche. Ei doch, da iſt's nichts."

Kaum hatte Rodin dieſe Worte ausgeſprochen, als er bebte; ſein Geſicht ſtrahlte anfangs von einer finſtern Freude, dann nahm es bald einen Ausdruck nachſinnendes Erſtaunens an, wie es geſchieht, wenn der Zufall dem überraſchten und entzückten Gelehrten irgend eine unvermuthete Entdeckung bringt. Bald richtete Rodin ſich empor, die Stirne zurückgeworfen, offenen, funkelnden Auges, während ſeine matten und hohlen Wangen unter einer Art hochmüthiger Anſchwellung zuckten, kreuzte ſeine Arme mit einem unausſprechlichen Ausdrucke von Triumph und rief aus: „O! die geheimnißvollen Bewegungen des Geiſtes ſind etwas Schönes, Bewunderungswürdiges, Wunderbares, die unbegreiflichen Verkettungen des menſchlichen Gedankens, die oft aus einem abgeſchmackten Worte entſpringen, um in eine herrliche, lichtvolle, unermeßliche Idee überzugehen.

Iſt dieß Schwachheit? Iſt's Erhabenheit? Sonderbar, ſonderbar, ſonderbar. Da vergleiche ich jene Goldhaarige mit einer Taube*), dieſe Vergleichung erinnert mich an jene Megäre, die mit dem Leibe und der Seele ſo vieler Geſchöpfe Handel getrieben hat. Gemeine, ſprichwörtliche Redensarten fallen mir ein, ein Ring, einer Katze, ein Collier, einem Fiſche. Und plötzlich, bei dem Worte: Collier erleuchtet das Licht meinen Blick, und erhellt die Finſterniſſe, worin ich mich ſeit geraumer Zeit, an jene unverwundbaren Liebenden denkend, vergebens herumtrieb. Ja, dieſes einzige Wort: Collier, iſt der goldene Schlüſſel geweſen, der ein ich weiß nicht ſeit wann dumm vernageltes Fach meines Gehirnes aufgeſchloſſen hat."

Und nachdem Rodin mit neuer Haſt auf und abgegangen war, fuhr er fort: „Ja, es iſt zu verſuchen; je länger ich darüber nachſinne, deſto möglicher dünkt mir dieſes Projekt; nur, jene Megäre Sainte-Colombe, durch welche Vermittelung? Ei, jener dicke drollige Kauz, jener Jacques Dumoulin, gut; die andere? wo find' ich die andere? ferner, wie kann ich ſie dazu bewegen? da liegt der Stein des Anſtoſſes; ja, ja, ich hatte mich zu ſehr beeilt, Victoria zu rufen." Und Rodin begann wieder hin und her zu gehen, mit einer heftig nachdenkenden Miene ſeine Nägel benagend; wäh-

---

*) Franzöſiſch: **Colombe**; daher Rodin's Erinnerung an la Sainte-Colombe. D. Ueb.

rend einiger Momente war die Anſtrengung ſeines Geiſtes ſo ſtark, daß dicke Schweißtropfen von ſeiner gelben und ſchmutzigen Stirne perleten; und der Jeſuit ging auf und ab, blieb ſtehen, ſtampfte mit dem Fuße; bald die Augen zum Himmel erhebend, um dort eine Eingebung zu ſuchen, bald, während er an den Nägeln ſeiner rechten Hand nagte, mit der linken Hand ſeinen Schädel kratzend; endlich ließ er von Zeit zu Zeit Ausrufungen des Aergers, des Zornes, oder wechſelweiſe auftauchender oder getäuſchter Hoffnung entſchlüpfen. Wäre die Urſache des Nachſinnens dieſes Ungeheuers nicht ſchrecklich geweſen, ſo hätte es einen ſonderbaren, intereſſanten Anblick geboten, den Geburtswehen dieſes mächtigen Gehirnes unſichtbar beizuwohnen, auf dieſem eindruckfähigen und beweglichen Geſichte den guten und ſchlimmen Entwickelungen; ſo zu ſagen einer nach der andern, des Reifwerdens jenes Projektes zu folgen, auf welches er alle Hülfsquellen, die ganze Macht ſeiner ſtarken Intelligenz concentrirte.

Endlich ſchien das Werk vorzurücken, und bald ſeiner Vollendung ſich nähern zu müſſen, denn Rodin fuhr fort: „Ja, ja, das iſt gewagt, das iſt kühn, das iſt abenteuerlich; aber es iſt prompt, und die Folgen können unberechenbar ſeyn. Wer kann die Folgen der Exploſion einer Mine vorausſehen?“ Dann rief der Jeſuit, mit einer Regung des Enthuſiasmus, der wenig in ſeiner Natur lag, mit freudeſtrahlendem Blicke aus: „O! die Leidenſchaften! die Leidenſchaften! welch' ein magiſches Clavier für denjenigen, der ſeine Taſten mit leichter, gewandter und kräftiger Hand zu greifen verſteht! Wie ſchön iſt doch die Macht des Gedankens! mein Gott, wie ſchön doch iſt ſie! Nun ſpreche man noch, nach dieſem, von den Wundern der Eichel, die eine Eiche, vom Getreidkorne, das eine Aehre wird; das Getreidkorn braucht ja Monate, um ſich zu entwickeln; die Eichel bedarf Jahrhunderte, um zu ihrer Pracht zu gelangen, während dieſes einzige, aus ſieben Buchſtaben zuſammengeſetzte Wort Collier, ja, dieſes einzige Wort, dieſer einzige Keim, vor wenigen Minuten in mein Gehirn gefallen, und groß werdend, plötzlich groß werdend, jetzt ſchon etwas eben ſo Ungeheures geworden iſt, wie eine Eiche; ja, dieſes einzige Wort iſt der Keim einer Idee geweſen, die, wie die Eiche, tauſend unterirdiſche Zweige hat, die, wie die Eiche, ſich zum Himmel emporſchwingt, denn ich handle zur größern Ehre Gottes, ja, Gottes, ſo wie ſie ihn machen, ſo wie ſie ihn geben, ſo wie ich ihn aufrecht erhalten werde; wenn ich zum Zwecke komme, und ich werde dazu kommen; denn dieſe elenden Rennepont werden wie Schatten verſchwunden ſeyn. Und was verſchlägt's im Grunde der moraliſchen Ordnung, deren Meſſias ich ſeyn werde, ob dieſe Leute da leben oder ſterben? Was hätten ſolche Exiſtenzen in der Wage der Weltgeſchichte gewogen? Während dieſe Erbſchaft, die ich mit kühner Hand in die Wage werfen will, mich in eine Sphäre emportragen wird, von wo aus man noch viele Könige, viele Völker beherrſcht, was man auch ſagen, thun, oder ſchreien möge. Dieſe Dummköpfe, dieſe doppelten Kretiner, nein, nein, im Gegentheile, die guten, die heiligen, die anbetungswürdigen Kretiner glauben uns Kirchenleute zu vernichten, indem ſie mit pausbäckiger Stimme zu uns ſagen: Ihr werdet das Spirituelle*) haben; aber wir, morbleu, wir behalten das Temporelle.**)

„O! wie ihr Bewußtſeyn und ihre Beſcheidenheit ihnen ſo gut eingeben, vom Spirituellen nichts in Anſpruch zu nehmen; das Spirituelle aufzugeben, das Spirituelle zu verachten; das ſieht man übrigens, daß ſie mit dem Spirituellen nichts gemein haben müſſen. O! die verehrungswürdigen Eſel ſehen nicht, daß man eben ſo, wie ſie gerade zur Mühle gehen, durch das Spirituelle ganz gerade zum Temporellen geht, als ob man nicht durch den Geiſt den Leib beherrſche. Sie laſſen uns das Spirituelle, ſie verſchmähen das Spirituelle, nämlich die Beherrſchung der Gewiſſen, der Seelen, der Geiſter, der Herzen, der Meinungen, das Spirituelle, nämlich die Macht, im Namen des Himmels Strafe, Verzeihung, Belohnung und Nachlaß zu ertheilen, und zwar ohne Controle, und zwar im Dunkel und im Geheimniſſe des Beichtſtuhles, und zwar ohne daß der temporelle

---

*) Das Geiſtige.

**) Das Weltliche. D. Ueb.

Tölpel etwas davon zu ſehen bekommt, da ihm Alles gehört, was Leib, Materie und Freude umfaßt, ſo reibt der gute Alte ſich darob den Wanſt. Nur gewahrt er bisweilen, ein wenig ſpät, daß, wenn er die Leiber zu haben gedenkt, wir die Seelen haben, und daß, weil die Seelen die Leiber lenken, die Leiber zuletzt ſich uns anſchließen; Alles bei der natürlichen Verdummung des temporellen guten Alten, der mit aufgeſperrtem Munde daſteht, die Hände auf ſeinem Wanſte, mit großen glotzenden Augen ſagend: Ah bah! iſt's gottsmöglich!“ Dann ein lautes, wildes Gelächter ſtolzer Verachtung ausſtoſſend, fuhr Rodin fort, mit großen Schritten gehend: „O! mög' ich zum Zwecke kommen, mög' ich zum Glücke Sixtus V. gelangen, und die Welt wird ſehen eines Tages, bei ihrem Erwachen, was die ſpirituelle Macht in Händen, wie die meinigen, ſey, in Händen eines Prieſters, der bis zu fünfzig Jahren ſchmutzig, frugal und Jungherr geblieben iſt, und ſogar, wenn er Papſt wird, ſchmutzig, frugal und als Jungherr ſterben wird!“

So ſprechend, wurde Rodin fürchterlich. Alles was von blutdürſtiger, gottloſer, abſcheulicher Ehrſucht, in einigen allzu berühmten Päpſten gebrütet hatte, ſchien auf der Stirne dieſes Sohnes von Ignaz in blutigen Zügen hervorzubrechen; eine heftige Fibernſpannung verzehrender Herrſchgier peitſchte das unreine Blut des Jeſuiten; ein brennender Schweiß überrieſelte ihn, und ein eckelhafter Dunſt ſtieg um ihn her auf. Plötzlich feſſelte das Geräuſch eines Wagens mit Poſtpferden, der in den Hof des Hauſes der Straße Vaugirard fuhr, Rodin's Aufmerkſamkeit; bereuend, daß er von ſo großer Exaltation ſich habe hinreiſſen laſſen, zog er aus ſeiner Taſche ſein ſchmutziges, weiß- und rothgewürfeltes Sacktuch, tauchte es in ein Glas Waſſer, und benetzte damit die Stirne, die Wangen und die Schläfen, ſtets dem Fenſter ſich nähernd, um durch den halbgeöffneten Sommerladen zu ſchauen, welcher Reiſende angekommen ſey.

Der Vorſprung eines die Thüre beherrſchenden Schirmdaches, bei welcher der Wagen gehalten hatte, fing Rodin's Blick auf. „Es liegt wenig daran," ſagte er, nach und nach ſeine Kaltblütigkeit wieder annehmend, „gleich werde ich erfahren, wer gekommen iſt. Schreiben wir vorerſt an jenen drolligen Jacques Dumoulin, ſich auf der Stelle hierher zu begeben; er hat mir ſchon gut und treu gedient gelegentlich jenes elenden kleinen Mädchens, welches mir in der Straße Clovis mit ſeinen Liedern von jenem hölliſchen Beranger Hautſchauder verurſachte. Dießmal kann Dumoulin mir wieder dienen. Ich halte ihn in meiner Hand, er wird gehorchen."

Rodin ſetzte ſich an ſein Schreibpult, und ſchrieb. Nach einigen Sekunden klopfte man an eine ... gegen die Vorſchrift ... zweifach verſchloſſene Thüre; aber, von Zeit zu Zeit, ſeines Einflußes und ſeiner Wichtigkeit gewiß, entſchlüpfte Rodin, der von ſeinem Generale die Erlaubniß erhalten hatte, auf eine beſtimmte Zeit der unbequemen Geſellſchaft eines Socius, unter dem Vorwande der Intereſſen der Geſellſchaft, enthoben zu ſeyn, oft bis zu ziemlich zahlreichen Abweichungen, den Satzungen des Ordens.

Ein Diener trat ein, und überreichte Rodin einen Brief. Dieſer nahm ihn, und ſagte zu ihm, bevor er den Brief öffnete: „Wem gehört dieſer Wagen, der ſo eben angekommen iſt?“

„Dieſer Wagen kommt von Rom, mein Vater,“ — antwortete der Diener, ſich verbeugend.

„Von Rom!“ — erwiederte Rodin raſch, — und wider ſeinen Willen malte ſich eine unbeſtimmte Unruhe in ſeinen Zügen; dann fügte er ruhiger bei und immer den Brief haltend, den er in den Händen hatte, ohne ihn zu öffnen: „Und wer iſt in dieſem Wagen?“

„Ein hochwürdiger Vater unſerer heiligen Geſellſchaft, mein Vater.“

Ungeachtet ſeiner brennenden Neugier, denn er wußte, daß ein mit der Poſt reiſender Vater immer mit einer wichtigen und dringenden Miſſion beauftragt iſt, that Rodin keine Frage mehr in dieſer Beziehung, und fragte, auf den Brief in ſeiner Hand weiſend: „Woher kommt dieſer Brief?“

„Aus unſerm Hauſe zu Saint-Hérem . . . mein Vater.“

Rodin ſchaute die Handſchrift aufmerkſamer an, und erkannte jene des Paters von Aigrigny, der beauftragt geweſen war, Herrn Hardy in ſeinen letzten Augenblicken beizuſtehen.

Dieſer Brief enthielt folgende Worte: „Ich ſende
„an Euer Hochwürden einen eigenen Boten, um Sie
„von einem Ereigniſſe in Kenntniß zu ſetzen, das mehr
„ſeltſam als wichtig iſt; nach der Begräbnißfeier des
„Herrn François Hardy war der ſeine irdiſchen Reſte
„enthaltende Sarg proviſoriſch in eine Gruft unſerer
„Capelle gebracht worden, bis es möglich würde, ſeine
„Leiche auf den Kirchhof der benachbarten Stadt zu
„bringen; heute früh, in dem Augenblicke, da unſere
„Leute in die Gruft hinabgeſtiegen ſind, um die nöthige
„Vorkehrung zur Transportirung der Leiche zu treffen,
„war der Sarg verſchwunden . . .“

Rodin machte eine Bewegung des Erſtaunens, und ſagte: „In der That, dieß iſt ſeltſam . . .“ Dann fuhr er fort:

„Alle Nachforſchungen, um die Urheber oder Spu-
„ren dieſer gotteslästerlichen Entführung zu entdecken,
„ſind fruchtlos geweſen; da die Capelle, wie Sie wiſ-
„ſen, von unſerm Hauſe abgeſondert und nicht bewacht
„iſt, hat man hineinkommen können, ohne Aufſehen zu
„erregen; wir haben nur auf einem vom Regen durch-
„weichten Boden die friſchen Spuren eines Wagens mit
„vier Rädern bemerkt; aber in einiger Entfernung von
„der Capelle haben ſich dieſe Spuren im Sande verlo-
„ren, und es war unmöglich, etwas zu entdecken.“

„Wer hat dieſe Leiche entführen können?“ — ſagte

Rodin mit nachdenkender Miene, — „und wer kann an der Entführung dieſer Leiche ein Intereſſe haben?“ Er fuhr fort:

„Zum Glücke iſt der Todtenſchein vorſchriftmäßig „und vollkommen legaliſirt; ein Arzt von Etampes iſt „auf mein Anſuchen zur Conſtatirung des Hintrittes gekommen; der Tod iſt alſo vollkommen und regelmäßig dargethan, und folglich die Subſtitution der durch „die Schenkung und Ueberlaſſung des Vermögens auf „uns übertragenen, in allen Beziehungen giltigen und „unverwerflichen Rechte; jedenfalls hab' ich Ihnen einen „eigenen Boten ſenden zu müſſen geglaubt, um Euer „Hochwürden von dieſem Ereigniſſe zu weiterer Verfügung Nachricht zu geben ꝛc.“

Nach einem Momente des Nachſinnens ſagte Rodin bei ſich: „Von Aigrigny hat Recht; dieß iſt mehr ſeltſam, als wichtig; dennoch giebt es mir zu denken. Wir werden uns daran erinnern.“ Sich zum Diener wendend, der ihm dieſen Brief gebracht hatte, ſagte Rodin zu ihm, indem er ihm das an **Nini-Moulin** geſchriebene Briefchen übergab: „Laſſen Sie dieſen Brief ſogleich an ſeine Adreſſe beſtellen; man wird auf Antwort warten.“

„Ja, mein Pater.“

In dem Augenblicke, da der Diener Rodin's Zimmer verließ, trat ein hochwürdiger Pater ein, und ſagte zu ihm: „Der hochwürdige Pater Caboccini, von Rom, kommt ſo eben an, mit einer Miſſion an Euer Hochwürden von Seiten unſeres hochwürdigſten Generals beauftragt.“

Bei dieſen Worten machte Rodin's Blut eine einzige Wallung; aber er bewahrte eine unſtörbare Ruhe, und fragte einfach: „Wo iſt der hochwürdige Pater Caboccini?“

„Im anſtoſſenden Zimmer, mein Pater.“

„Bitten Sie ihn, einzutreten, und verlaſſen Sie uns,“ ſagte Rodin. — Eine Sekunde nachher trat der hochwürdige Pater Caboccini von Rom ein, und blieb allein mit Rodin.

Zwölftes Kapitel.

Zum Socius, anderthalb Socius.

Der hochwürdige Pater Caboccini, ein römiſcher Jeſuit, der bei Rodin eintrat, war ein kleiner Mann von höchſtens dreißig Jahren, quabbelig, rundlich, deſſen Schmeerbauch den kleinen, ſchwarzen Leibrock ſchwellte. Dieſer gute, kleine Vater war einäugig; aber das Auge, das ihm blieb, blitzte von Lebhaftigkeit; ſein blühendes Geſicht lächelte artig, fröhlich, prächtig gekrönt von einem dichten kaſtanienbraunen Haare, welches, wie jenes eines wächſernen Jeſuskindes friſirt war; eine bis zur Vertraulichkeit cordiale Geberde, mittheilſame und heftige Manieren, harmonirten vortrefflich mit der Phyſiognomie dieſer Perſon.

In einer Sekunde hatte Rodin den italieniſchen Emiſſär durchſchaut, und da er ſeine Geſellſchaft und die Gewohnheiten Roms ſehr genau kannte, empfand er anfangs eine finſtere Ahnung bei dem Anblicke dieſes guten, kleinen Paters mit den ſo höflichen Formen; er hätte irgend einen langen und knochigen hochwürdigen Pater, mit einem ſtrengen und leichenhaften Geſichte, weniger gefürchtet, denn er wußte, daß die Geſellſchaft ſo ſehr als möglich trachtete, die Neugierigen durch die Phyſiognomie und das Aeußere ihrer Agenten zu täuſchen. Nun aber, wenn Rodin richtig ahnete, nach dem cordialen Benehmen jenes Emiſſärs zu ſchließen, mußte dieſer mit der fatalſten Miſſion beauftragt ſeyn. Mißtrauend, aufmerkſam, Aug' und Geiſt auf der Lauer, wie ein alter Wolf, der einen Angriff oder einen Ueberfall erſpäht und wittert, hatte Rodin, nach ſeiner Gewohnheit, langſam und in Krümmungen dem kleinen Einäugigen ſich genähert, um Zeit zu haben, ihn wohl zu erforſchen, und zuverläßig unter dieſen jovialen Ueberwurf einzudringen; aber der Römer ließ ihm nicht Zeit dazu: im Feuer ſeiner ungeſtümmen zärtlichen Zuthulichkeit ſprang er faſt von der Thüre aus an Rodin's Hals, mit Innigkeit in ſeine Arme ihn ſchließend, ihn küſſend und wieder küſſend, und immer auf beide Wangen, und ſo reichlich und ſo patſchend, daß dieſe Küſſeungeheuer von dem einen Ende des Zimmers bis zum andern wiederhallten.

So lang er lebte, war Rodin noch nicht ſo gefeiert worden; immer beſorgter hinſichtlich des Schelmſtreiches, den ſo brünſtige Umarmungen verhehlen mußten, übrigens durch ſeine ſchlimmen Ahnungen heimlich gereizt, machte der franzöſiſche Jeſuit alle Anſtrengungen, um ſich den Zeichen ziemlich übertriebener Zärtlichkeit des römiſchen Jeſuiten zu entziehen; aber dieſer hielt feſt Stand; ſeine obgleich kurzen Arme waren kräftig, und Rodin wurde von dem dicken, kleinen Einäugigen geküßt, wieder geküßt, bis dieſem der Athem ausging. Es iſt überflüßig zu ſagen, daß ſeine wüthenden Umhalſungen von den freundſchaftlichſten, liebevollſten, brüderlichſten Ausrufungen begleitet waren, durchaus in ziemlich gutem Franzöſiſch, aber mit einem ſehr markirten italieniſchen Accente, mit dem wir unſern Leſer verſchonen wollen, indem wir ihn bitten, im Geiſte jene Art von Patois zu ergänzen, nachdem wir eine Phraſe davon als Probe werden gegeben haben.

Man erinnert ſich vielleicht, daß Rodin, die Gefahren einſehend, welche ihm ſeine ehrſüchtigen Umtriebe zuziehen konnten, und durch die Geſchichte belehrt, daß die Anwendung des Giftes in Rom oft als eine Nothwendigkeit des Staates und der Politik betrachtet worden war, durch die Ankunft des Cardinals Malipierri mit Mißtrauen erfüllt, und plötzlich von der Cholera befallen, aber noch nicht wiſſend, daß die heftigen Schmerzen, die er fühlte, die Symptome der Seuche waren, einen wüthenden Blick auf den römiſchen Prälaten werfend, ausgerufen hatte: „Ich bin vergiftet!...“

Die nämlichen Beſorgniſſe ſtiegen dem Jeſuiten unwillkürlich auf, während er durch erfolgloſe und heftige Anſtrengungen den zärtlichen Umarmungen des Emiſſärs ſeines Generals zu entſchlüpfen ſuchte, und er ſagte bei ſich: „Dieſer Einäugige ſcheint mir ſehr zärtlich, wenn nur kein Gift unter dieſen Judasküſſen ſteckt.“

Endlich mußte ſich der gute kleine Pater Caboccini, vor blutſaurer Arbeit ſchnaubend, von Rodin's Halſe losreiſſen, der, ſeinen ſchmierigen Kragen, ſeine Cravate und ſeine alte Weſte wieder in Ordnung bringend, die bei dieſem Sturme von Liebkoſungen am Stärkſten in's Gedränge kamen, mit mürriſchem Tone ſagte: „Ihr Diener, mein Vater, Ihr Diener; es iſt nicht nöthig, ſich ſo ſtark zu küſſen.“

Aber der gute kleine Pater, ohne auf dieſen Vorwurf zu antworten, ſein einziges Auge mit einem Ausdrucke von Enthuſiasmus auf Rodin heftend, und die Worte mit ungeſtümen Geberden begleitend, rief in ſeinem Patois aus: „Endlich erblicke ich dieſes herrliche Licht unſerer heiligen Geſellſchaft, ich kann es an mein Herz drücken... ja... ja wieder, wieder.“

Und als der gute kleine Pater wieder genügend Athem geſchöpft hatte, ſchickte er ſich zum Sprunge an, um Rodin von Neuem zu umhalſen; dieſer fuhr raſch zurück, die Arme vor ſich hinſtreckend, wie um ſich zu ſchützen, und ſagte zu dieſem unbarmherzigen Umarmer, auf die vom Pater Caboccini unlogiſch angewendete Vergleichung anſpielend: „Gut, gut, mein Pater; erſtens drückt man ein Licht nicht an ſein Herz, und zweitens bin ich kein Licht ... ich bin ein demüthiger und unſcheinbarer Arbeiter im Weinberge des Herrn.“

Der Römer verſetzte mit Exaltation, voll Nachdruck: „Sie haben Recht, mein Pater, man drückt ein Licht nicht an ſein Herz, ſondern man wirft ſich vor ihm nieder, um ſeinen ſtrahlenden, blendenden Glanz zu bewundern.“

Und Caboccini hätte ſich, zum Worte die That fügend, vor Rodin niedergekniet, wäre dieſer nicht jener Bewegung niedriger Schmeichelei zuvorgekommen, indem er den Römer beim Arme zurückhielt, und mit Ungeduld zu ihm ſagte: „Dieß wird Abgötterei, mein Pater; gehen wir über meine Eigenſchaften hinweg, und kommen wir auf den Zweck Ihrer Reiſe zu ſprechen: welcher iſt er?“

„Dieſer Zweck, mein lieber Vater, dieſer Zweck erfüllt mich mit Freude, mit Glück, mit Zärtlichkeit; ich habe geſucht, Ihnen dieſe Zärtlichkeit durch meine Liebkoſungen und durch meine feurigen Umarmungen zu bezeugen; denn mein Herz fließt über; ich habe mein Möglichſtes gethan, es während der ganzen Reiſe zu bewältigen; denn es ſchwang ſich immer hierher, Ihnen zu, mein lieber Pater; dieſer Zweck begeiſtert, entzückt mich; dieſer Zweck ... er ...“

„Aber dieſer Zweck, der Sie entzückt,“ rief Rodin aus, von dieſen ſüdlichen Uebertreibungen erbittert, und den Römer unterbrechend, „worin beſteht dieſer Zweck?“

„Dieſes Reſcript unſers hochwürdigſten und vortrefflichſten Generals, wird Sie davon unterrichten, mein liebſter Pater.“

Und Caboccini zog aus ſeiner Brieftaſche einen mit drei Siegeln verſchloſſenen Umſchlag, den er ehrerbietig küßte, bevor er ihn Rodin überreichte, der ihn nahm, und nachdem er ihn gleichfalls geküßt hatte, mit einer lebhaften Bangigkeit erbrach. Während der Jeſuit las, blieben ſeine Züge unempfindſam; nur das beſchleunigte Pochen der Adern an ſeinen Schläfen, verrieth ſeine innere Aufregung. Dennoch ſteckte Rodin das Schreiben kaltblütig in ſeine Taſche, ſchaute den Römer an, und ſagte zu ihm: „Es wird ſo verfahren werden, wie unſer vortrefflichſter General anbefohlen.“

„Alſo ich, mein Pater,“ rief Caboccini mit einer heftigen Erneuerung von Herzensergießung und Bewunderung aller Art aus: „werde der Schatten Ihres Lichtes, Ihr zweites Ich ſeyn; ich werde das Glück haben, Sie weder bei Tag noch bei Nacht zu verlaſſen, kurz, Ihr Socius zu ſeyn, weil unſer vortrefflichſter General, nachdem er Ihnen die Befugniß zugeſtanden, Ihrem Wunſche gemäß, und zum beſten Intereſſe der Angelegenheiten unſerer heiligen Geſellſchaft, während einiger Zeit keinen Socius zu haben, es für paſſend erachtet, mich von Rom zu Ihnen zu ſenden, um dieſe

Funktion zu verſehen; eine unverhoffte, unermeßliche Gunſt, die mich mit Dankbarkeit gegen unſern General, und mit Zärtlichkeit gegen Sie erfüllt, mein lieber und würdiger Pater."

„Das iſt gut geſpielt," dachte Rodin; „aber mich überraſcht man nicht unvermuthet, und nur im Königreiche der Blinden ſind die Einäugigen Könige."

Am Abende des nämlichen Tages, an welchem dieſe Scene zwiſchen dem Jeſuiten und deſſen neuem Socius vorgefallen war, hatte ſich Nini-Moulin, nach Empfang der Inſtruktionen Rodin's in Caboccini's Gegenwart, zur Frau von la Sainte-Colombe begeben.

Dreizehntes Kapitel.

Frau von la Sainte-Colombe.

Frau von la Sainte-Colombe, die bei dem Beginne dieſer Erzählung das Landgut und Schloß Cardoville beſucht, in der Abſicht beſucht hatte, dieſe Beſitzungen zu kaufen, war zu ihrem Vermögen gekommen, als ſie zur Zeit des Einzuges der Alliirten in Paris, ein Modewaarenmagazin unter den Holzgallerien des Palais-Royal hielt, ein ſonderbares Magazin, worin die Arbeiterinnen immer viel hübſcher und viel friſcher als die Hüte waren, die ſie anfertigten. Es wäre ziemlich ſchwierig, zu ſagen, durch welche Mittel es dieſem

Geſchöpfe gelungen war, ſich ein beträchtliches Vermögen zu ſammeln, auf welches die hochwürdigen Paters, völlig unbekümmert hinſichtlich des Urſprunges eines Vermögens, wofern ſie es nur (**ad majorem Dei gloriam**) in die Taſche ſtecken können, ernſtliche Abſichten hatten. Sie waren nach dem ABC ihres Gewerbes verfahren. Dieſe Frau beſaß einen ſchwachen, gemeinen, plumpen Verſtand.

Da es den hochwürdigen Paters gelungen war, bei ihr Zutritt zu finden, hatten ſie dieſelbe wegen ihres frühern abſcheulichen Lebenswandels nicht allzuſehr getadelt. Sie hatten ſogar Mittel gefunden, dieſe *kleinen Sünden* zu mildern, denn ihre Moral iſt leicht und gefällig, aber ihr erklärt, daß eben ſo, wie ein Kalb durch das Alter ein Stier wird, die kleinen Sünden in der Unbußfertigkeit wachſen, und, durch Altern wachſend, zuletzt die Größe ungeheurer Sünden erreichen, und dann war als furchtbare Strafe dieſer ungeheuren Sünden, die obligate Fantasmagorie des Teufels mit ſeinen Hörnern, mit ſeinen Flammen und großen Gabeln gekommen; wogegen in dem Falle, daß das Einhaltthun dieſer kleinen Sünden rechtzeitig geſchehen, und durch irgend eine ſchöne und gute Schenkung an ihre Geſellſchaft ſich bethätigen würde, die hochwürdigen Paters ſich erboten, Lucifer zu ſeinen Flammenöfen zurückzuſchicken, und der la Sainte-Colombe, immer gegen Mobiliar- oder Immobiliarwerth, einen guten Platz unter den Auserwählten zu verbürgen.

Ungeachtet der gewöhnlichen Wirkſamkeit dieſer Mittel, hatte dieſe Bekehrung zahlreiche Schwierigkeiten geboten. La Sainte-Colombe, von Zeit zu Zeit ſchrecklichen Rückfällen in ihre Jugend unterworfen, hatte zwei oder drei Beichtväter gebraucht. Endlich, über Alles hinaus, hatte Nini-Moulin, dem es ernſtlich nach dem Vermögen und mit Gewalt nach der Hand dieſes Geſchöpfes gelüſtete, den Projekten der hochwürdigen Paters ein wenig geſchadet.

In dem Augenblicke, da der religiöſe Schriftſteller ſich zur Frau von la Sainte-Colombe als Rodin's Bevollmächtiger begab, bewohnte ſie eine Wohnung im erſten Stocke, Straße Richelieu; denn ungeachtet ihrer Halbwillensäußerungen von Abgeſchiedenheit, fand dieſe Frau ein unendliches Vergnügen an dem betäubenden Lärmen, an dem Anblicke des Getümmels einer beſuchten und bevölkerten Straße. Dieſe Wohnung war reich möblirt, aber faſt immer ſchmutzig und in Unordnung, trotz der Sorgfalt, oder wegen der Sorgfalt von zwei oder drei Domeſtiken, mit denen la Sainte-Colombe, abwechſelnd auf die rührendſte Art fraterniſirte, oder wüthend zankte.

Wir werden den Leſer in das Heiligthum einführen, worin dieſes Geſchöpf ſeit einiger Zeit in geheimer Conferenz mit Nini-Moulin war. Die eifrige Neubekehrte der hochwürdigen Paters, thronte auf einem mit carmeſinrother Seide überzogenen Canapé. Sie hatte zwei Katzen auf ihrem Schooße, und einen Pudel zu ihren Füßen, während ein dicker alter grauer Papagei, auf der Lehne des Canapé hockend, auf und ab trippelte; ein grünes Papageiweibchen, minder zahm oder minder begünſtiget, kreiſchte von Zeit zu Zeit, an ſeine Stange gekettet, bei der Vertiefung eines Fenſters; der Papagei ſchrie nicht; aber bisweilen miſchte er ſich auf eine brutale Weiſe in das Geſpräch, indem er mit wiederhallender Stimme die greulichſten Flüche vernehmen ließ, oder auf's Deutlichſte von der Welt ein der Hallen oder jener unehrbaren Orte würdiges Wörterbuch ſchnarrend, in denen ihre Kindheit verfloſſen war; um Alles zu ſagen, dieſer alte Tiſchgenoß der la Sainte-Colombe, hatte, vor ihrer Bekehrung, von ſeiner Gebieterin dieſe wenig erbauliche Erziehung erhalten, und war ſogar von ihr mit einem der übelklingendſten Namen getauft worden, dem la Sainte-Colombe, ihre früheren Irrthümer abſchwörend, den beſcheideneren Namen Barnabas ſubſtituirt hatte. Was das Portrait der la Sainte-Colombe betrifft, war ſie eine robuſte Frau von etwa fünfzig Jahren, mit einem breiten, gefärbten, ein wenig bärtigen Geſichte, und männlicher Stimme; ſie trug an dieſem Abende eine Art orangefarbenen Turbans und ein in's Veilchenblaue ſpielendes Sammetkleid, obwohl man ſchon am Ende des Mai war, außerdem Ringe an allen Fingern, und auf der Stirn eine Ferroniere von Diamanten.

Nini-Moulin hatte den etwas rückſichtloſen Paletot-Sac, welchen er gewöhnlich trug, mit einem vollſtändigen ſchwarzen Anzuge und einer weiten weißen Weſte à la Robespierre vertauſcht; ſeine Haare ſchmiegten ſich glatt um ſeinen finnigen Schädel, und er hatte eine höchſt ſcheinheilige Phyſiognomie angenommen, einen Außenſchein, der ihm ſeinen Heirathsprojekten beſſer zu dienen, und dem Einfluſſe des Abbé Corbinet die Wage zu halten dünkte, als das Verfahren von Roger-Bontemps, das er zuerſt affectirt hatte. In dieſem Momente dachte der religiöſe Schriftſteller, ſeine Intereſſen aus dem Spiele laſſend, nur an das Gelingen ſeiner delicaten Miſſion, die ihm Rodin übertragen hatte, einer Miſſion, die übrigens durch den Jeſuiten ihm unter einem völlig annehmbaren Außenſcheine war dargeſtellt worden, und deren, im Grunde ehrenhafte Zweck, die etwas gewagten Mittel entſchuldigen ließ.

„Sie iſt alſo," fragte Nini-Moulin, ein ſeit geraumer Zeit begonnenes Geſpräch fortſetzend, „zwanzig Jahre alt?"

„Höchſtens," antwortete la Sainte-Colombe, die von einer lebhaften Neugier ergriffen ſchien; „aber es iſt eben wohl eine Poſſe, was Sie mir da ſagen, mein dicker Bibi..." (la Sainte-Colombe ſtand ſchon, wie man ſieht, auf einem Fuße ſüßer Vertraulichkeit mit dem religiöſen Schriftſteller).

„Poſſe ... iſt vielleicht nicht das geeignetſte Wort, meine würdige Freundin," entgegnete Nini-Moulin mit zerknirſchter Miene, „es iſt rührend, intereſſant, wollten

Sie ſagen, denn wenn Sie von jetzt an bis morgen die fragliche Perſon wieder finden können.“

„Teufel, von jetzt an bis morgen, mein Söhnchen,“ rief la Sainte-Colombe cavaliermäßig aus, „wie ſchnell es bei Ihnen geht, da es doch ſchon länger als ein Jahr iſt, daß ich nichts mehr von ihr habe ſprechen hören. Ah wenn...doch Antonia, der ich vor einem Monate begegnet bin, hat mir geſagt, wo ſie war.“

„Könnte man ſie alſo nicht durch das Mittel, woran Sie eben gedacht haben, auffinden?“

„Ja dicker Bibi; aber ſolche Gänge da ſind hübſch widerwärtig, wenn man nicht mehr daran gewöhnt iſt.“

„Wie, meine ſchöne Freundin, Sie, die Sie ſo gut ſind, ſo eifrig an Ihrem Seelenheile arbeiten, Sie zögern wegen einiger... es mag ſeyn... unangenehmer Gänge, da es um eine exemplariſche Handlung zu thun iſt, da es ſich darum handelt, jenes junge Mädchen dem Satan und deſſen Herrlichkeiten zu entreiſſen...“ Hier ließ der Papagei Barnabas zwei ſchreckliche, bewundernswürdig vernehmliche Flüche hören.

In ihrer erſten Bewegung der Entrüſtung, rief la Sainte-Colombe, ſich gegen Barnabas umkehrend, mit einer zornigen und empörten Miene aus: „Dieſer...“ (ein eben ſo derbes Wort, wie das von Barnabas ausgeſprochene), wird ſich niemals beſſern. Willſt du ſchweigen?“ (Hier eine Litanei anderer Worte aus dem Wörterbuche von Barnabas.) „Es iſt, als thät' er's abſichtlich. Noch geſtern hat er den Abbé Corbinet bis zu den Ohren erröthen gemacht. Wirſt Du ſtill ſeyn."

„Wenn Sie Barnabas wegen ſeiner Verirrungen immer mit dieſer Strenge zurecht weiſen," ſagte Nini-Moulin, einen unſtörbaren Ernſt bewahrend, „werden Sie ihn zuletzt beſſern. Aber, um wieder auf unſere Angelegenheit zurückzukommen, ſeyen Sie doch, was Sie natürlicherweiſe ſind, meine verehrliche Freundin, möglichſt gefällig; wirken Sie zu einem doppelten guten Werke mit, zunächſt, wie ich Ihnen ſagte, ein junges Mädchen dem Satan und deſſen Herrlichkeiten zu entreiſſen, indem Sie ihr ein ehrbares Loos ſichern, nämlich das Mittel, zur Tugend zurückzukehren, und dann, keine geringere Hauptſache, zu ſuchen, einer aus Kummer wahnſinnig gewordenen armen Mutter wieder die Vernunft zu verſchaffen. Was muß man zu dieſem Zwecke thun? Einige Schritte, weiter nichts."

„Aber warum dieſes Mädchen eher, als ein Anderes, mein dicker Bibi? Etwa, weil es eine Art von Seltenheit iſt?"

„Gewiß, meine verehrliche Freundin; ſonſt wäre dieſe arme wahnſinnige Mutter, die man wieder zur Vernunft bringen will, bei ihrem Anblick nicht frappirt, wie es ſich's gebührt, daß ſie es ſey."

„Das iſt richtig."

„Nun denn, eine kleine Anſtrengung, meine würdige Freundin."

„Poſſenreiſſer, geben Sie!" ſagte la Sainte-Colombe mit weicher Hingebung; „ich muß Alles thun, was Sie wollen."

„Alſo," verſetzte **Nini-Moulin** raſch, „Sie verſprechen ..."

„Ich verſpreche, und thue Beſſeres als dieß, ich will auf der Stelle gehen, wohin ich muß; ſo wird's ſchneller gethan ſeyn. Heute Abend werde ich wiſſen, um was ſich's dreht, und ob dieß ſeyn kann, oder nicht."

Alſo ſprechend, ſtand la Sainte-Colombe mit Anſtrengung auf, legte ihre zwei Katzen auf das Canapé, ſtieß ihren Hund mit der Fußſpitze zurück, und klingelte heftig.

„Sie ſind bewunderungswürdig, —" ſagte **Nini-Moulin** mit Würde. „Ich werde mein Lebtage nicht vergeſſen ..."

„Brauchen ſich nicht zu geniren, mein Dicker," erwiederte la Sainte-Colombe, den religiöſen Schriftſteller unterbrechend, „ich entſchließe mich nicht Ihretwegen dazu."

„Und wegen weſſen, oder weßhalb?" fragte **Nini-Moulin**.

„Ah! dieß iſt mein Geheimniß," antwortete la Sainte-Colombe. Dann fügte ſie bei, zu ihrer eben eingetretenen Zofe gewendet: „Meine Hirſchkuh, ſag zu Ratisbonne, ſie ſolle mir einen Fiakerwagen holen, und gieb mir meinen klatſchroſenfarbenen Sammethut mit Federn."

Während die Dienerin ſich entfernte, um die Befehle ihrer Gebieterin zu vollziehen, näherte ſich **Nini-Moulin** la Sainte-Colombe, und ſagte halblaut mit einem beſcheidenen und bewegten Tone: „Sie werden wenigſtens bemerken, meine ſchöne Freundin, daß ich dieſen Abend kein einziges Wort von meiner Liebe mit Ihnen geſprochen habe; werden Sie mir meine Beſcheidenheit nicht doch anrechnen?“

In dieſem Momente hatte la Sainte-Colombe ihren Turban abgezogen; ſie kehrte ſich plötzlich um, und pflanzte dieſen Kopfputz auf den kahlen Schädel von **Nini-Moulin**, in ein plumpes Gelächter ausbrechend. Der religiöſe Schriftſteller ſchien von dieſem Vertrauensbeweiſe entzückt, und küßte in dem Augenblicke, da die Zofe mit dem Shawl und dem Hute ihrer Gebieterin eintrat, leidenſchaftlich den Turban, indem er la Sainte-Colombe verſtohlen anſchaute.

An dem auf dieſe Scene folgenden Tage, trug Rodin, deſſen Phyſiognomie triumphirend ſchien, ſelbſt einen Brief auf die Poſt. Dieſer Brief war adreſſirt:

„An Herrn Agricola Baudoin,
Straße Briſe-Miche, No. 2.
in
Paris.“

(Sehr dringend.)

Vierzehntes Kapitel.

Faringhea's Liebſchaften.

Djalma hatte, man erinnert ſich vielleicht noch deſſen, als er zum erſtenmale erfahren, daß er von Adriane geliebt werde, in der Trunkenheit ſeines Glückes zu Faringhea, deſſen Verrätherei er durchſchaute, geſagt: „Du haſt Dich mit meinen Feinden verbündet, und ich hatte Dir nichts Schlimmes zugefügt. Du biſt ſchlecht, ohne Zweifel weil Du unglücklich biſt; ich will Dich glücklich machen, damit Du gut werdeſt; willſt Du Gold? Du wirſt Gold haben; willſt Du einen Freund? Du biſt Sclave, ich ein Königsſohn; ich biete Dir meine Freundſchaft an.“

Faringhea hatte das Gold ausgeſchlagen, und ſchien die Freundſchaft des Sohnes von Kadja-Sing anzunehmen. Mit einer merkwürdigen Intelligenz, einer tiefen Verſtellung begabt, hatte der Meſtize von der Aufrichtigkeit ſeiner Reue, von ſeiner Dankbarkeit und ſeiner Anhänglichkeit, leicht einen Mann von ſo vertrauendem, ſo großmüthigem Charakter, wie Djalma, überzeugt; welche Gründe hätte übrigens dieſer gehabt, fortan ſeinem Sclaven zu mißtrauen, der ſein Freund geworden war? Der Liebe des Fräuleins von Cardoville gewiß, bei der er jeden Tag verlebte, wäre er durch den heilſamen Einfluß des jungen Mädchens, gegen die treuloſen Rathſchläge oder gegen die Verleumdungen des

Meſtizen, des treuen und geheimen Werkzeuges Rodin's, der ihn ſeiner Geſellſchaft affiliirt hatte, geſchützt geweſen; aber Faringhea, deſſen Takt vollkommen war, handelte nicht unüberlegt; er ſprach nie mit dem Prinzen von dem Fräulein von Cardoville, und wartete beſcheiden auf die Anvertrauungen, welche bisweilen Djalma's mittheilſame Freude herbeiführte.

Sehr wenige Tage nach jenem, an welchem Adriane, durch eine allmächtige Anſtrengung keuſchen Willens, Djalma's anſteckender Leidenſchaftstrunkenheit entronnen war; am folgenden Tage nach jenem, an welchem Rodin, von dem guten Erfolge der Miſſion Nini-Moulin's bei la Sainte-Colombe verſichert, einen an Agricola Baudoin adreſſirten Brief perſönlich auf die Poſt getragen, hatte der ſeit einiger Zeit ziemlich düſtere Meſtize einen heftigen Kummer zu fühlen geſchienen, der bald dergeſtalt ihn beherrſchte, daß der Prinz, über das verzweiflungsvolle Ausſehen dieſes Mannes beſtürzt, den er durch das Wohlwollen und das Glück zum Guten zurückführen wollte, ihn mehrmals um die Urſache dieſer gramvollen Traurigkeit fragte; allein der Meſtize, dem Prinzen für ſeine Theilnahme mit anerkennender Herzensergießung dankend, hatte eine unbedingte Verſchloſſenheit beobachtet.

Nach Vorſtehendem wird man die folgende Scene begreifen. Sie war gegen die Mitte des Tages in dem kleinen vom Indier bewohnten Hauſe in der Straße Clichy vorgefallen. Djalma hatte, gegen ſeine Gewohnheit, dieſen Tag nicht bei Adrianen zugebracht. Seit dem vorigen Tage war er von dem jungen Mädchen in Kenntniß geſetzt, daß ſie ihn um das Opfer dieſes ganzen Tages bitte, um dieſen zur Vorkehrung der nöthigen Maßregeln zu verwenden, damit ihre Ehe eingeſegnet, und in den Augen der Welt annehmlich würde, und dennoch die Vorbehalte einſchließe, welche ſie und Djalma wünſchten; die Mittel betreffend, welche das Fräulein von Cardoville anwenden mußte, um dieſen Erfolg zu erreichen, die ſo reine, ſo ehrenwerthe Perſon, welche dieſe Verbindung weihen ſollte, war dieß ein Geheimniß, das, dem jungen Mädchen nicht allein angehörend, Djalma noch nicht konnte anvertraut werden.

Dem jungen Indier, ſeit ſo langer Zeit gewohnt, alle ſeine Augenblicke Adrianen zu widmen, ſchien dieſer ganze, ferne von ihr zugebrachte Tag, endlos. Zudem, ſeit der leidenſchaftlichen Scene, während welcher das Fräulein von Cardoville nahe daran war, zu unterliegen, hatte ſie, ihrem Muthe mißtrauend, Mayeux gebeten, ſie fortan nicht mehr zu verlaſſen; daher die liebeglühende und verzehrende Ungeduld Djalma's ihre höchſte Stufe erreichte. Abwechſelnd einer fieberhaften Aufgeregtheit oder einer Art von Erſtarrung preisgegeben, in die er ſich zu verſenken ſuchte, um Gedanken zu entrinnen, die ihm ſo herzzerreiſſende Qualen verurſachten, lag Djalma auf einen Divan hingeſtreckt, ſein Antlitz mit ſeinen Händen verhüllend, wie wenn er eine allzu verführeriſche Viſion hätte abwehren wollen. Plötzlich trat Faringhea bei dem Prinzen ein, ohne nach ſeiner Gewohnheit an die Thüre geklopft zu haben.

Bei dem Geräuſche, das der Meſtize eintretend machte, fuhr Djalma auf, hob den Kopf empor, und ſchaute mit Erſtaunen um ſich; aber bei dem Anblicke der blaſſen, verſtörten Phyſiognomie des Sclaven, ſtand er raſch auf, und rief aus, einige Schritte ihm entgegen gehend: „Was fehlt Dir, Faringhea?“

Nach einer Pauſe des Schweigens, und wie einer peinlichen Unſchlüſſigkeit nachgebend, murmelte Faringhea, zu Djalma's Füſſen ſtürzend, mit einer ſchwachen Stimme, mit verzweiflungsvollen Grame, faſt flehend: „Ich bin ſehr unglücklich; haben Sie Mitleiden mit mir, gnädiger Herr!“

Der Ton des Meſtizen war ſo rührend, der große Schmerz, den er zu empfinden ſchien, verlieh ſeinen, gewöhnlich unempfindſamen und harten Zügen, gleich jenen einer Maske von Bronce, einen ſo herzzerfleiſchenden Ausdruck, daß Djalma ſich gerührt fühlte, und, ſich bückend um den Meſtizen aufzuheben, liebevoll zu zu ihm ſagte: „Sprich, ſprich, die Mittheilung lindert die Qualen des Herzens. Hege Vertrauen, Freund, und zähle auf mich; der Engel ſagte mir noch vor wenigen Tagen: die glückliche Liebe duldet keine Thränen um ſich her.“

„Aber die unglückliche Liebe, die elende Liebe, die verrathene Liebe vergießt blutige Thränen,“ erwiederte Faringhea mit ſchmerzlicher Niedergeſchlagenheit.

„Von welcher verrathenen Liebe ſprichſt Du?“ — fragte Djalma erſtaunt.

„Ich ſpreche von meiner Liebe...“ antwortete der Meſtize mit düſterer Miene.

„Von Deiner Liebe?“ ſagte Djalma, immer erſtaunter; nicht daß der Meſtize, der noch jung war, und ein Geſicht von düſterer Schönheit beſaß, ihm unfähig ſchien, ein zärtliches Gefühl einzuflößen oder zu empfinden, ſondern weil er bisher dieſen Menſchen eines ſo heftigen Kummers nicht für fähig gehalten hatte.

„Gnädiger Herr,“ verſetzte der Meſtize, „Sie hatten zu mir geſagt: Das Unglück hat Dich ſchlecht gemacht... ſey glücklich, und Du wirſt gut ſeyn... In dieſen Worten hatte ich eine Weiſſagung geſehen; man hätte meinen ſollen, daß eine edle Liebe, um in mein Herz einzuziehen, wartete, bis der Haß, bis der Verrath dieſes Herz würden verlaſſen haben. Dann hab' ich, Halbwilder, eine ſchöne und junge Frauensperſon gefunden, die meiner Liebe entſprach; wenigſtens hab' ich's geglaubt; aber ich war ein Verräther gegen Sie geweſen, gnädiger Herr, und für die Verräther, ſelbſt für die reumüthigen, giebt es nie ein Glück; auch ich bin verrathen worden... auf eine ſchändliche Art verrathen.“ — Dann die Bewegung des Erſtaunens des Prinzen bemerkend, fügte der Meſtize bei, wie von Verwirrung vernichtet: „Erbarmen, ſpotten Sie meiner nicht, gnädiger Herr. Die gräßlichſten Qualen hätten mir dieſes unſelige Geſtändniß nicht entriſſen; aber

Sie, Königsſohn, haben zu Ihrem Sclaven zu ſagen geruht: „„Sey mein Freund.““

„Und dieſer Freund dankt Dir für Dein Vertrauen,“ entgegnete Djalma raſch; „weit entfernt, Deiner zu ſpotten, wird er Dich tröſten. Beruhige Dich; . . . doch, Deiner ſpotten . . . ich?“

„Die verrathene Liebe zieht ſo viele Verachtung, ſo viele beſchimpfende Verſöhnungen zu!“ ſagte Faringhea bitter. „Selbſt die Feigen haben das Recht, geringſchätzig mit dem Finger auf Einen zu weiſen; denn in dieſem Lande erregt der Anblick des in dem betrogenen Mannes, was die Seele ſeiner Seele, das Blut ſeines Blutes, das Leben ſeines Lebens iſt . . . Achſelzucken und lautes Gelächter.“

„Biſt Du aber dieſes Verrathes gewiß?“ erwiederte Djalma ſanft; dann ſetzte er mit einem Zögern bei, das die Güte ſeines Herzens bewies: „Höre mich an, und verzeihe mir, von Vergangenen mit Dir zu ſprechen. Dieß wird zudem von meiner Seite wiederholt Dir zeigen, daß ich hiewegen keine zürnende Erinnerung gegen Dich hege, und an die Reue, an die Liebe glaube, die Du mir täglich bethätigeſt. Erinnere Dich, daß auch ich geglaubt habe, der Engel, welcher jetzt mein Leben iſt, liebe mich nicht, und doch war dieß falſch. Wer ſagt Dir, daß nicht auch Du, wie ich es war, durch falſchen Schein getäuſcht biſt?“

„Ach! gnädiger Herr, ich möchte es glauben; aber ich wag' es nicht zu hoffen . . . in dieſen Ungewißheiten hat ſich mein Verſtand verloren; ich bin unfähig, einen Entſchluß zu faſſen, und ich komme zu Ihnen, gnädiger Herr.“

„Aber was hat Deinen Verdacht erregt?“

„Ihre Kälte, die bisweilen auf eine anſcheinende Zärtlichkeit folgt. Die Verſagung, welche ſie mir im Namen ihrer Pflichten entgegenſtellt, und dann …“ — doch der Meſtize fuhr nicht fort, ſchien einem Rückfalle zu unterliegen, und fügte nach einigen Minuten des Schweigens bei: „Endlich, gnädiger Herr, vernünftelt ſie über ihre Liebe … ein Beweis, daß ſie mich nicht liebt, oder daß ſie mich nicht mehr liebt.“

„Im Gegentheile, ſie liebt Dich vielleicht mehr, wenn ſie das Intereſſe, die Würde ihrer Liebe beſpricht.“

„Dieß ſagen Alle,“ verſetzte der Meſtize mit grimmiger Ironie, einen durchdringenden Blick auf Djalma heftend; „wenigſtens ſprechen jene ſo, die ſchwach lieben; aber Jene, die muthig lieben, zeigen nie dieſes beſchimpfende Mißtrauen … für ſie iſt ein Wort des Mannes, den ſie anbeten, ein Befehl; ſie beſinnen ſich nicht, um ſich das grauſame Vergnügen zu verſchaffen, die Leidenſchaft ihres Geliebten bis zum Wahnſinne zu ſteigern, und ihn dadurch deſto ſicherer zu beherrſchen. Nein, nein, was ihr Geliebter von ihnen verlangt, müßt' es ihnen das Leben, die Ehre koſten … gewähren ſie, weil ihnen der Wunſch, der Wille ihres Geliebten mehr gilt, als jede göttliche oder menſchliche Erwägung. — Aber jene Frauensperſonen, und Jene, die mir dieſe

Leiden bereitet, gehört zu ihrer Zahl... jene liſtigen Frauensperſonen, die ihren niedrigen Hochmuth darein ſetzen, den Mann zu bezwingen, zu knechten, je ſtolzer und ungeduldiger derſelbe ob ſeinem Joche iſt, jene Frauensperſonen, die daran Gefallen finden, vergebens ſeine Leidenſchaft aufzuſtacheln, indem ſie ihr bisweilen nachzugeben ſcheinen, jene Frauensperſonen ſind Dämone; ſie ergötzen ſich an den Thränen, an den Qualen des ſtarken Mannes, der ſie mit der unglücklichen Schwachheit eines Kindes liebt. Während man vor Liebe zu ihren Füſſen ſtirbt, berechnen dieſe treuloſen Geſchöpfe in ihrem beleidigenden Mißtrauen gewandt die Tragweite ihrer Verſagung; denn man muß ſein Opfer nicht völlig verzweifeln laſſen. O! wie kalt und feige ſind ſie neben jenen leidenſchaftlich liebenden, muthigen Frauensperſonen, welche, ganz außer ſich, wahnſinnig vor Liebe, zu dem Manne ſagen, den ſie anbeten: „„Dein ſeyn heute... nach Deinem Wunſche... Dein, ganz Dein... und mögen für mich morgen die gänzliche Verlaſſenheit, die Schmach, der Tod kommen, was liegt mir daran ... ſey glücklich; mein Leben iſt nicht eine einzige von Deinen Thränen werth.“

Djalma's Stirne war, während er den Meſtizen anhörte, nach und nach düſter geworden; da der Prinz gegen dieſen Menſchen hinſichtlich der verſchiedenen Zuſtände ſeiner Liebe zu dem Fräulein von Cardoville das unbedingteſte Geheimniß bewahrt hatte, konnte er in dieſen Worten nur eine unwillkürliche, und vom Zufalle herbeigeführte Anſpielung auf Adrianens berauſchende Verſagungen ſehen, und dennoch kränkte es Djalma's Stolz einen Augenblick, bedenkend, daß es wirklich, wie Faringhea ſagte, Erwägungen, Pflichten gebe, die eine liebende Frauensperſon höher ſtelle, als ihre Liebe; aber dieſer bittere und peinliche Gedanke entſchwand bald Djalma's Geiſte, Dank dem ſanften und wohlthätigen Einfluſſe der Erinnerung an Adriane; ſeine Stirne wurde allgemach wieder heiter, und er antwortete dem Meſtizen, der ihn mit verſtohlenem Blicke aufmerkſam beobachtete: „Der Gram verwirrt Dich; wenn Du keinen andern Grund haſt, an Jener zu zweifeln, die Du liebſt, als dieſe Verſagungen, als dieſen unbeſtimmten Verdacht, worüber Dein argwöhniſcher Geiſt ſich ängſtiget, ſo beruhige Dich... Du biſt geliebt... vielleicht mehr, als Du glaubſt.“

„Ach! möchten Sie die Wahrheit ſagen, gnädiger Herr!“ verſetzte der Meſtize traurig nach einer Pauſe des Schweigens, und wie von Djalma's Worten gerührt, „und dennoch ſag' ich bei mir: Es giebt alſo etwas Höheres für dieſe Frauensperſon, als ihre Liebe zu mir; Zartgefühl, Gewiſſensbedenken, Würde, Ehre... es ſey; aber ſie liebt mich nicht genug, um mir ihre Zartgefühle, ihre Gewiſſensbedenken, ihre Würde, ihre Ehre zu opfern; gleichviel, ich werde bei mir ſagen: Nach allem dem kommt vielleicht meine Liebe an die Reihe . . .“

„Freund, Du täuſcheſt Dich,“ entgegnete Djalma ſanft, obgleich er bei den Worten des Meſtizen wieder einen peinlichen Eindruck gefühlt hatte; „ja, Du täuſcheſt Dich, je größer die Liebe einer Frauensperſon, deſto würdiger und keuſcher iſt ſie; die Liebe allein iſt's, welche dieſe Gewiſſensbedenken, dieſe Zartgefühle wecket, ſie beherrſcht Alles, anſtatt von Allem beherrſcht zu werden.“

„Das iſt richtig, gnädiger Herr,“ erwiederte der Meſtize mit bitterer Ironie. „Dieſes Frauenzimmer überbürdet mir ihre Art zu lieben, ihre Liebe mir zu beweiſen; an mir iſt's, mich zu unterwerfen.“ Dann, ſich plötzlich unterbrechend, verhüllte der Meſtize ſein Geſicht mit ſeinen Händen, und ſtieß einen tiefen Seufzer aus; ſeine Züge drückten ein Gemiſch von Haß, von Wuth und von Verzweiflung aus, ſo ſchrecklich und zugleich ſo ſchmerzlich, daß Djalma, immer gerührter, die Hand des Meſtizen faſſend, ausrief: „Beſchwichtige dieſe heftigen Aufwallungen; höre auf die Stimme der Freundſchaft; ſie wird dieſen ſchlimmen Einfluß beſchwören; ſprich . . . ſprich!“

„Nein, nein, es iſt zu gräßlich!“

„Sprich, ſag' ich Dir!“

„Ueberlaſſen Sie einen Unglücklichen ſeiner unheilbaren Verzweiflung!“

„Hältſt Du mich deſſen fähig?“ ſagte Djalma mit einem Gemiſche von Sanftmuth und Würde, das auf den Meſtizen Eindruck zu machen ſchien.

„Ach!“ entgegnete er nieder zögernd: „Sie wollen es, gnädiger Herr?“

„Ich will's.“

„Nun denn! ich habe Ihnen nicht Alles geſagt; denn im Augenblicke dieſes Geſtändniſſes haben die Scham, die Furcht vor dem Spotte mich abgehalten; Sie haben mich gefragt, welche Gründe ich hätte, an einen Verrath zu glauben; ich habe mit Ihnen von einem unbeſtimmten Verdachte geſprochen, von Verſagung, von Kälte; dieß war nicht Alles; dieſen Abend hat dieſe Frauensperſon . . .“

„Vollende … vollende!“

„Hat dieſe Frauensperſon ein Rendez-vous einem Manne gegeben, den ſie mir vorzieht.“

„Wer hat Dir dieß geſagt?“

„Ein Fremder, der mit meiner Blindheit Mitleiden gehabt hat.“

„Und wenn dieſer Mann ſich täuſchte?“

„Er hat mir die Beweiſe deſſen angeboten, was er ſagte.“

„Welche Beweiſe?“

„Mich heute Abend Zeuge dieſes Rendez-vous ſeyn zu laſſen. „„Es kann ſeyn,““ hat er zu mir geſagt, „„daß dieſe Zuſammenkunft nicht ſchuldhaft iſt, ungeachtet des gegentheiligen Anſcheines. Urtheilen Sie ſelbſt darüber,““ — hat dieſer Mann beigefügt, — „„faſſen Sie dieſen Muth, und Ihre peinlichen Unſchlüſſigkeiten werden aufhören.““

„Und was haſt Du geantwortet?“

„Nichts, gnädiger Herr, ich war von Sinnen, wie jetzt; dann geſchah's, daß ich gedacht habe, Sie um Rath zu bitten."

Hierauf fuhr der Meſtize fort, mit einer Geberde der Verzweiflung, mit verwirrter Miene, mit einem lauten Ausbruche wilden Gelächters: „Einen Rath, einen Rath ſollte ich eigentlich von der Klinge meines Kandjar's verlangen. Sie hätte mir geantwortet: Blut... Blut..." Und der Meſtize fuhr mit der Hand krampfhaft nach einem an ſeinem Gürtel befeſtigten Dolche.

In gewiſſen heftigen Aufwallungen liegt eine Art unſeliger, fataler Anſteckung. Bei dem Anblicke der von Eiferſucht und Wuth verzerrten Züge Faringhea's ſchauderte Djalma; er erinnerte ſich des Anfalles unſinniger Wuth, von welcher er ſich ergriffen gefühlt, als die Prinzeſſin von Saint-Dizier Adriane aufgefordert hatte, zu läugnen, daß ihr angeblicher Geliebter, Agricola Baudoin, in ihrem Schlafzimmer verſteckt gefunden worden ſey. Aber durch die ſtolze und würdige Haltung des jungen Mädchens alſogleich beruhiget, hatte Djalma bald nur eine ſouveraine Verachtung gegen jene ſchreckliche Verleumdung empfunden, welche Adriane nicht einmal einer Antwort würdigte. Einigemale jedoch, wie ein Wetterleuchten zufällig den reinſten und ſtrahlendſten Himmel durchfurcht, hatte die Erinnerung an jene ſchändliche Beſchuldigung wie ein Blitzſtrahl durch den Geiſt des Indiers gezuckt; war aber faſt augenblicklich inmitten der Heiterkeit ſeines Glückes und ſeines unausſprechlichen Vertrauens auf

Adrianes Herz entſchwunden. Dieſe Erinnerungen und jene an die beharrlichen Verſagungen des jungen Mädchens, Djalma einige Augenblicke betrübend, machten ihn indeſſen noch mitleidiger gegen Faringhea, als er ohne dieſe geheime und ſonderbare Vergleichung zwiſchen der Lage des Meſtizen und der ſeinigen geweſen wäre; aus eigener Erfahrung wiſſend, zu welchem Wahnſinne blinde Wuth treiben könne, und fortwährend des Willens, den Meſtizen durch Zuneigung und Güte zu bewältigen, ſagte Djalma mit ernſtem und ſanftem Tone zu ihm: „Ich habe Dir meine Freundſchaft angeboten ... Ich will mit Dir handeln, dieſer Freundſchaft gemäß."

Aber der Meſtize, anſcheinend einer heimlichen und ſtummen Wuth preisgegeben, mit ſtarren, verſtörten Augen, ſchien Djalma nicht zu hören. Dieſer, ſeine Hand auf die Schulter des Meſtizen legend, fuhr fort: „Faringhea, höre mich an."

„Gnädiger Herr," verſetzte der Meſtize, plötzlich ſchaudernd, wie wenn er aus dem Schlafe wäre aufgeſchreckt worden, „verzeihen Sie... aber..."

„In der Herzensangſt, in welche Dein grauſamer Verdacht Dich ſtürzt, mußt Du nicht von Deinem Kandjiar Rath verlangen, ſondern von Deinem Freunde, und ich habe Dir's geſagt, ich bin Dein Freund."

„Gnädiger Herr . . ."

„Zu jenem Rendez-vous, welches Dir, wie man ſagt, die Unſchuld... oder den Verrath Jener beweiſen wird, die Du liebſt... zu jenem Rendez-vous mußt Du gehen."

„O ja!" — ſagte der Meſtize mit einer dumpfen Stimme und mit einem finſteren Lächeln, — „ja, ich werde gehen."

„Aber Du wirſt nicht allein gehen."

„Was wollen Sie damit ſagen, gnädiger Herr?" rief der Meſtize aus. „Wer wird mich begleiten?"

„Ich . . ."

„Sie, gnädiger Herr?"

„Ja, um Dir vielleicht ein Verbrechen zu erſparen; denn ich weiß, wie ſehr das erſte Aufbrauſen des Zornes oft blind und ungerecht iſt."

„Aber das erſte Aufbrauſen rächet uns auch," entgegnete der Meſtize mit einem grauſamen Lächeln.

„Faringhea, dieſer Tag gehört ganz mein; ich verlaſſe Dich nicht," ſagte der Prinz entſchloſſen. „Entweder wirſt Du nicht zum Rendez-vous gehen, oder ich werde Dich dahin begleiten."

Der Meſtize, welcher durch dieſes großmüthige Beharren überwunden ſchien, fiel Djalma zu Füſſen, faßte ſeine Hand, die er zuerſt ehrerbietig an ſeine Stirne, dann an ſeine Lippen führte, und ſagte: „Gnädiger Herr, Sie müſſen bis an's Ende großmüthig ſeyn, und mir verzeihen."

„Was ſoll ich Dir verzeihen?"

„Bevor ich zu Ihnen kam, hatte ich die Kühnheit, daran zu denken, Sie um das zu bitten, was Sie mir antragen; ja, weil ich nicht wußte, wohin meine Wuth mich fortreiſſen könnte; ich hatte daran gedacht, Sie um dieſen Beweis von Güte zu bitten, den Sie vielleicht Keinem Ihres Gleichen bewilligen würden; aber ſpäter hab' ich's nicht mehr gewagt. Ich habe auch das Geſtändniß des Verrathes geſcheuet, den ich befürchte, und ich bin nur gekommen, Ihnen zu ſagen, daß ich ſehr unglücklich ſey, weil ich es Ihnen allein auf der Welt ſagen konnte."

Man kann die faſt treuherzige Einfachheit nicht ſchildern, womit der Meſtize dieſe Worte ausſprach, mit bewegtem, gerührten, thränengemiſchten Tone, der auf ſein wildes Aufbrauſen folgte. Djalma, lebhaft gerührt, reichte ihm die Hand, half ihm auf, und ſagte zu ihm: „Du hatteſt das Recht, mich um einen Beweis des Wohlwollens zu erſuchen. Ich bin glücklich, Dir zuvorgekommen zu ſeyn. Auf, Muth! hoffe. Zu dieſem Rendez-vous werde ich Dich begleiten, und wenn ich hiewegen meinen Wünſchen glaube, wird falſcher Anſchein Dich getäuſcht haben."

Als die Nacht angebrochen war, ſtiegen der Meſtize und Djalma in Mäntel gehüllt, in einen Fiakerwagen. Faringhea bezeichnete dem Kutſcher das Haus von la Sainte-Colombe.

Fünfzehntes Kapitel.

Eine Soirée bei la Sainte-Colombe.

Djalma und Faringhea waren in den Wagen geſtiegen, und nach der Wohnung von la Sainte-Colombe gefahren. Bevor wir die Erzählung dieſer Scene beginnen, ſind einige rückwärts blickende Worte unerläßlich.

Nini-Moulin, des eigentlichen Zweckes der Schritte fortwährend unkundig, die er auf Rodin's Anſtiften machte, hatte, nach deſſen Weiſungen, der la Sainte-Colombe eine ziemlich beträchtliche Summe geboten, um von dieſem noch immer abſonderlich lüſternen und raubſüchtigen Geſchöpfe, für den ganzen Tag die freie Verfügung über ihre Wohnung zu erhalten. Als la Sainte-Colombe dieſen für ſie zu vortheilhaften Antrag, um ihn abzulehnen, angenommen hatte, war ſie am Morgen mit ihren Domeſtiken fortgegangen, denen ſie, ihrer Aeußerung nach, in Anerkennung ihrer guten Dienſte, eine Landpartie zum Beſten geben wollte.

Herr der Wohnung, war Rodin, den Schädel mit einer ſchwarzen Perücke bedeckt, blaue Lünetten tragend, in einen Mantel gehüllt, den untern Theil des Geſichtes in eine hohe, wollene Cravate vergraben, kurz, vollkommen vermummt, am nämlichen Morgen, von Faringhea begleitet, gekommen, um einen Blick in dieſe Behauſung zu werfen, und dem Meſtizen ſeine Inſtruktionen zu geben.

Dieſer hatte, nach der Entfernung des Jeſuiten, vermittelſt ſeiner Gewandtheit und Intelligenz, gewiſſe ſehr wichtige Vorbereitungen getroffen, und war eilig zu Djalma zurückgekehrt, um die bereits erzählte Scene mit abſcheulicher Heuchelei zu ſpielen.

Während der Fahrt von der Straße Clichy in die Straße Richelieu, worin la Sainte-Colombe wohnte, ſchien Faringhea von ſchmerzlichen Grame gebeugt; plötzlich ſagte er zu Djalma mit dumpfer und kurzer Stimme: „Gnädiger Herr, wenn ich verrathen bin, muß ich doch Rache haben.“

„Die Verachtung iſt eine ſchreckliche Rache,“ antwortete Djalma.

„Nein, nein,“ verſetzte der Meſtize mit einem Tone verhaltener Wuth; — „nein, dieß iſt nicht genug, je näher der Augenblick kommt, deſto mehr gelüſtet mir nach Blut.“

„Höre mich an.“

„Gnädiger Herr, haben Sie Erbarmen mit mir, ich war feige; ich fühlte Furcht, ich bebte vor meiner Rache zurück; nun gäbe ich für ſie Qual für Qual, gnädiger Herr; laſſen Sie mich von Ihnen ſcheiden, ich werde allein zu dieſem Rendez-vous gehen.“ Dieß ſagend, machte Faringhea eine Bewegung, wie wenn er ſich zum Wagen hätte hinausſtürzen wollen.

Djalma hielt ihn raſch beim Arme zurück, und ſagte zu ihm; „Bleib, ich verlaſſe Dich nicht. Wenn Du verrathen biſt, wirſt Du kein Blut vergießen; die Verachtung wird Dich rächen, die Freundſchaft wird Dich tröſten.“

„Nein, nein gnädiger Herr, ich bin dazu entſchloſſen, wenn ich werde getödtet haben, werde ich mich tödten,“ rief der Meſtize mit wilder Exaltation aus. — „Der Verrätherei dieſen Kandjiar! —“ und er legte die Hand auf einen langen Dolch, der in ſeinem Gürtel ſtack, „mir dieſes Gift, welches dieſer Dolch in ſeinem Stichblatte verſchließt.“

„Faringhea!“

„Gnädiger Herr, wenn ich Ihnen widerſtehe, verzeihen Sie mir; mein Geſchick muß in Erfüllung gehen.“

Die Zeit drängte; Djalma, ohne Hoffnung, die wilde Wuth des Meſtizen zu beſchwichtigen, beſchloß durch Liſt zu handeln. Nach einigen Minuten des Schweigens ſagte er zu Faringhea: „Ich werde Dich nicht verlaſſen; ich werde Alles thun, Dir ein Verbrechen zu erſparen; wenn es mir nicht gelingt, wenn Du auf meine Stimme nicht achteſt, ſo komme das Blut über Dich, das Du wirſt vergoſſen haben. So lang' ich lebe, wird meine Hand die Deinige nicht berühren.“

Dieſe Worte ſchienen auf Faringhea einen tiefen Eindruck zu machen; er ſtieß einen langen Seufzer aus, und ſeinen Kopf auf ſeine Bruſt neigend, blieb er ſtumm und ſchien nachzudenken. Djalma ſchickte ſich an, bei dem ſchwachen Lichte, welches die Laterne in das Innere des Wagens warfen, Ueberraſchung oder Gewalt anzuwenden, um den Meſtizen zu entwaffnen, als dieſer, der durch einen ſchrägen Blick die Abſicht des Prinzen errathen hatte, plötzlich nach ſeinem Kandjiar griff, ihn mit Klinge und Scheide auf ſeinem Gürtel zog, dann, denſelben ſtets in der Hand haltend, zum Prinzen mit einem feierlichen und zugleich wilden Tone ſagte: „Dieſer, von einer feſten Hand geführte Dolch, iſt ſchrecklich; in dieſem Fläſchchen iſt ein feines Gift verſchloſſen, wie alle aus unſerm Lande.“

Und als der Meſtize eine im Gefäße des Kandjiar verborgene Springfeder hatte ſpielen laſſen, ging der Dolchknopf wie ein Deckel auf, und ließ den Kragen eines kleinen, im Innern des Griffes dieſer mörderiſchen Waffe verſteckten Kryſtallfläſchchens ſehen. „Zwei oder drei Tropfen dieſes Giftes auf die Lippen,“ fuhr der Meſtize fort, „und der Tod kommt langſam, friedlich und ſanft, ohne Todeskampf, nach wenigen Stunden; als erſtes Zeichen werden die Nägel blau. Aber wer dieſes Fläſchchen auf einen Zug leeren würde, fiele todt zu Boden, plötzlich, ohne Leiden, und wie vom Blitze getroffen.“

„Ja,“ erwiederte Djalma, „ich weiß, daß es in unſerm Lande geheimnißvolle Gifte giebt, die das Leben nach und nach erſtarren machen, oder wie der Blitz tödten; aber warum verweileſt Du ſo bei den unſeligen Eigenſchaften dieſer Waffe?“

„Um Ihnen zu zeigen, gnädiger Herr, daß dieſer Kandjiar die Sicherheit und Ungeſtraftheit meiner Rache iſt; mit dieſem Dolche tödte ich, mit dieſem Gifte entgeh' ich der ſtrafenden Gerechtigkeit der Menſchen durch einen ſchnellen Tod. Und dennoch überlaſſe ich Ihnen dieſen Kandjiar; nehmen Sie ihn, gnädiger Herr, ich will lieber auf meine Rache verzichten, als mich unwürdig machen, jemals Ihre Hand zu berühren." Und der Meſtize reichte dem Prinzen den Dolch.

Djalma, wegen dieſes unerwarteten Entſchluſſes eben ſo glücklich als überraſcht, ſteckte die ſchreckliche Waffe raſch in ſeinen Gürtel, während der Meſtize mit bewegter Stimme fortfuhr: „Behalten Sie dieſen Kandjiar, gnädiger Herr, und wenn Sie das geſehen und gehört haben werden, was wir ſehen und hören werden, werden Sie mir entweder den Dolch geben, und ich eine Niederträchtige durchbohren, oder Sie werden mir das Gift geben, und ich ſterben, ohne zu tödten; Sie haben zu befehlen, und ich zu gehorchen."

In dem Augenblicke, da Djalma antworten wollte, hielt der Wagen vor dem Hauſe der la Sainte-Colombe. Der Prinz und der Meſtize traten durch eine dunkle Thorhalle ein. Das Hofthor ſchloß ſich wieder hinter ihnen. Faringhea wechſelte einige Worte mit dem Portiere; dieſer gab ihm einen Schlüſſel. Die beiden Indier kamen bald an einer von den Thüren der Wohnung von la Sainte-Colombe an. Dieſe Wohnung hatte zwei Eingänge auf dieſer Hausflur, und einen geheimen, in den Hof führenden Ausgang.

Als Faringhea eben den Schlüſſel in das Schloß ſtecken wollte, ſagte er zu Djalma mit bewegter Stimme: „Gnädiger Herr, haben Sie Mitleiden mit meiner Schwachheit; aber in dieſem ſchrecklichen Augenblicke zittere ich, zögere ich; vielleicht iſt's beſſer, meinen Zweifeln preisgegeben zu bleiben, oder gar zu vergeſſen.“

Dann rief der Meſtize in dem Momente aus, da der Prinz antworten wollte: „Nein... nein... keine Feigheit...“ Und ſchnell öffnend, ging er zuerſt hinein. Djalma folgte ihm.

Nach geſchloſſener Thüre befanden ſich der Meſtize und der Prinz in einem engen Corridore, inmitten einer tiefen Finſterniß.

„Ihre Hand, gnädiger Herr, laſſen Sie ſich führen, und treten Sie ſachte auf,“ ſagte der Meſtize mit leiſer Stimme. Und er reichte ſeine Hand dem Prinzen, der ſie faßte. Beide ſchritten im Finſtern ſchweigend dahin. Nachdem er Djalma einen ziemlich langen Umweg hatte machen laſſen, mehrere Thüren öffnend und ſchließend, blieb der Meſtize plötzlich ſtehen, und ſagte ganz leiſe zum Prinzen, deſſen Hand fahren laſſend, die er bisher gehalten hatte: „Gnädiger Herr, der entſcheidende Moment nahet heran; laſſen Sie uns hier einige Augenblicke warten.“

Ein tiefes Schweigen folgte dieſen Worten des Meſtizen. Die Finſterniß war ſo groß, daß Djalma nichts unterſchied; nach einer Minute hörte er Faringhea ſich von ihm entfernen, dann plötzlich das Geräuſch einer haſtig geöffneten, und doppelt verſchloſſenen Thüre. Dieſes plötzliche Verſchwinden begann Djalma zu beunruhigen. Mechaniſch griff er nach ſeinem Dolche, und tappte raſch einige Schritte weit gegen die Seite hin, wo er einen Ausgang vermuthete. Plötzlich vernahm er die Stimme des Meſtizen, und ohne daß es ihm zu wiſſen möglich war, wo ſich derjenige eben befinde, welcher mit ihm ſprach, hörte er dieſe Worte: „Gnädiger Herr, Sie haben zu mir geſagt: Sey mein Freund; ich handle als Freund; ich habe die Liſt angewendet, um Sie hierher zu führen. Die Blindheit Ihrer unſeligen Liebe hätte Sie abgehalten, mich zu hören, und mir zu folgen. Die Prinzeſſin von Saint-Dizier hat Ihnen Agricola Baudoin als den Geliebten Adrianens von Cardoville bezeichnet. Hören Sie ... ſehen Sie... urtheilen Sie..." Und die Stimme verſtummte. Sie ſchien aus einem der Winkel dieſes Zimmers zu kommen.

Djalma, immer noch von Finſterniß umgeben, zu ſpät erkennend, in welche Falle er gerathen war, bebte vor Wuth und faſt vor Schrecken. Faringhea," rief er aus, „wo bin ich? wo biſt Du? bei Deinem Leben, öffne mir, ich will auf der Stelle fortgehen."

Und Djalma, die Hände vorwärts ſtreckend, machte haſtig einige Schritte, erreichte eine mit Stoff tapezierte Wand, und tappte an ihr hin, in der Hoffnung, eine Thüre zu finden: er traf auch wirklich eine: ſie war verſchloſſen; ... vergebens rüttelte er das Schloß; es widerſtand allen ſeinen Anſtrengungen; ſeine Nachſuchungen fortſetzend, kam er an einen Kamin, deſſen Herd erloſchen war, dann zu einer zweiten, gleichfalls verſchloſſenen Thüre; in wenigen Augenblicken hatte er ſo das ganze Zimmer umgangen, und befand ſich wieder bei dem Kamine, auf den er zuerſt geſtoßen war. Die Bangigkeit des Prinzen nahm immer mehr zu; mit zornbebender Stimme rief er Faringhea.

Keine Antwort. Draußen herrſchte das tiefſte Schweigen ... im Innern die tiefſte Finſterniß. Bald verbreitete ſich nach und nach ein wohlriechender, aber ſehr feiner, ſehr durchdringender Duft von unausſprechlicher Süſſigkeit, in dem kleinen Zimmer, worin Djalma ſich befand; man hätte meinen ſollen, daß die Mündung einer Röhre, an einer Thüre dieſes Gemaches angebracht, dieſen balſamiſchen Strom hineinleite. Djalma, inmitten entſetzlicher Gedanken, vor Wuth bebend, gab auf dieſen Wohlgeruch nicht Acht; aber bald pochten die Adern ſeiner Schläfen mit ſtärkerer Gewalt; eine heftige, brennende Hitze durchkreiſete ſchnell ſeine Adern; er empfand ein Gefühl von unerklärbarem Wohlſeyn; die grimmigen Rachegedanken, welche ihn beſtürmten, ſchienen nach und nach gegen ſeinen Willen zu erlöſchen, und in eine ſüße und unausſprechliche Betäubung überzugehen, faſt ohne daß er ſich jener Art moraliſcher Verwandlung bewußt war, die er wider ſeinen Willen erlitt. Dennoch, mit einer höchſten Anſtrengung ſeines ſchwankenden Willens, ſchritt Djalma auf Geradewohl voran, um zu verſuchen, wieder eine Thüre zu öffnen, die er in der That fand; aber an dieſer Stelle war der balſamiſche Duft ſo durchdringend, daß ſeine Wirkung ſich verdoppelte. Da Djalma nicht mehr die Kraft hatte, eine Bewegung zu machen, lehnte er ſich an das Getäfel.*)

Sodann ereignete ſich etwas Sonderbares. Als ein ſchwacher Schimmer ſtufenweiſe in einem anſtoſſenden Gemache ſich verbreitete, gewahrte Djalma, in eine völlige Viſion verſunken, das Daſeyn einer Art von rundem Fenſter, welches dem Zimmer, worin er ſich befand, Licht gab, oder von ihm erhielt. Auf der Seite des Prinzen war dieſe Oeffnung mit einem eben ſo leichten als feſten Eiſengitter vermacht, welches kaum die Einſicht hemmte; auf der andern Seite ein dickes im Innern der Scheidewand eingefügtes Spiegelglas, zwei bis drei Zoll vom Eiſengitter entfernt. Das Zimmer, welches Djalma durch dieſe Oeffnung mit einem ſanften, ungewiſſen, und ſchleierhaften Schim-

---

*) Siehe die ſonderbaren Wirkungen des Wambay, eines harzigen, aus einem Strauche des Himalaya träufelnden Gummi, deſſen Duft Erheiterungseigenſchaften von außerordentlicher und weit mächtigerer Energie beſitzt, als Opium, Hachich, ꝛc. Man ſchreibt der Wirkung dieſes Gummi jene Art von Viſionen zu, welche jene Unglücklichen befiel, die der Fürſt der Aſſaſinen (der Alte vom Berge) zu Werkzeugen ſeiner Rache machte.
E. S.

mer ſich ſchwach erhellen ſah, war reich möblirt. Zwiſchen zwei mit Vorhängen von carmeſinrother Seide drapirten Fenſtern, ſtand ein großer Spiegelſchrank, der zum Ankleideſpiegel diente, und dem nur mit blutroth glühender Kohle angefülltem Kamine gegenüber, ein breiter und langer, bloß mit ſeinen Polſtern beſetzter Divan. Nach kaum einer Sekunde trat eine Frauensperſon in dieſes Gemach; man konnte weder ihr Geſicht, noch ihre Geſtalt erkennen, da ſie ſorgfältig in einem langen Capuzenmantel von ſonderbarer Form und dunkler Farbe eingehüllt war.

Der Anblick dieſes Mantels machte Djalma beben; dem eben erſt gefühlten Wohlbehagen folgte eine fieberhafte Aufregung, ähnlich jener von ſteigenden Trunkenheitsdünſten; er empfand jenes betäubende Ohrenſauſen, das man hört, wenn man in die Tiefe großer Wäſſer taucht. Djalma betrachtete immer mit einer Art von Erſtaunen, was im anſtoßenden Zimmer vorging. Die ſo eben darin erſchienene Frauensperſon war vorſichtig, faſt mit Furcht eingetreten; zuerſt ſchob ſie einen von den zugezogenen Vorhängen zur Seite, und warf durch die Sommerläden einen Blick auf die Straße; dann kehrte ſie langſam zum Kamine zurück, auf den ſie ſich einen Augenblick nachſinnend mit dem Ellbogen lehnte, immer ſorgfältig in ihren Mantel gehüllt.

Da Djalma, der ſteigenden Einwirkung des Erheiternden preisgegeben, das ſeine Vernunft trübte, und auf Faringhea völlig vergeſſend, ſo wie auf die Umſtände, welche in dieſes Haus ihn geführt hatten, verwendete die ganze Macht ſeiner Aufmerkſamkeit auf den Anblick, der ſich ſeinen Blicken darbot, und dem er beiwohnte, wie wenn er ein Zuſchauer ſeiner Träume geweſen wäre... die Augen immer gierig auf jene Frauensperſon geheftet. Plötzlich ſah Djalma ſie den Kamin verlaſſen, ſich dem Ankleideſpiegel nähern; dann ließ dieſe Frauensperſon den ſie völlig verhüllenden Mantel zu ihren Füſſen gleiten. Djalma war wie vom Blitze gerührt. Vor ſeinen Augen ſtand Adriane von Cardoville.

Ja, er glaubte Adriane von Cardoville zu ſehen, ſo, wie er ſie am vorigen Tage geſehen, und auch gekleidet, wie ſie es bei ſeiner Zuſammenkunft mit der Prinzeſſin von Saint-Dizier war, in ein zartgrünes Kleid mit Roſenſchnitt, und durch eine Garnitur von weißem Schmelze gehoben. Ein Haarnetz, gleichfalls von weißem Schmelze, verhüllte die Flechtenkrone ihres Hinterhauptes, was mit dem Goldbraun ihrer Haare wunderſam harmonirte ... Es waren endlich, inſoweit der Indier durch einen faſt dämmerigen Schimmer und durch das Gitter der Verglaſung bemerken konnte, Adrianens Nymphengeſtalt, ihre Marmorſchultern, ihr ſo ſtolzer und anmuthiger Schwanenhals. Mit einem Worte, es war das Fräulein von Cardoville ... er konnte nicht daran zweifeln, er zweifelte nicht daran. Ein brennender Schweiß überſtrömte Djalma's Antlitz; ſeine ſchwindelige Exaltation nahm immer zu; mit flammendem Auge, keuchender Bruſt... regungslos... ſchaute er, ohne nachzuſinnen, ohne zu denken.

Nachdem das junge Mädchen, immer Djalma den Rücken zukehrend, ihre Haare mit einer Coquetterie voll Grazie geordnet hatte, zog ſie das Haarnetz, ihren Kopfputz, ab, und legte es auf den Kamin; dann machte ſie eine Bewegung, ihr Kleid loszuhäkeln; dann aber, den Spiegel verlaſſend, vor dem ſie zuvor geſtanden, entſchwand ſie einen Augenblick Djalma's Augen.

„Sie erwartet Agricola Baudoin, ihren Geliebten...“ rief nun eine Stimme im Dunkel, die aus der Mauer des finſtern Gelaſſes zu kommen ſchien, worin der Prinz ſich befand.

Ungeachtet der Verwirrung ſeines Geiſtes, durchziſch[illegible]ieſe ſchrecklichen Worte: „Sie erwartet Agri[illegible]a Baudoin, ihren Geliebten...“ Djalma's Gehirn und Herz, äzend, brennend, wie ein Flammenpfeil. Eine Blutwolke flimmerte vor ſeinen Augen; er ſtieß ein dumpfes Gebrüll aus, welches die Dicke des Spiegelglaſes verhinderte, in das anſtoſſende Zimmer zu gelangen, und der Unglückliche zerbrach ſich die Nägel, indem er das Eiſengitter des runden Fenſters herausreiſſen wollte. Im Augenblicke dieſes Paroxysmus wahnſinniger Wuth, ſah Djalma das ohnehin ſchon undeutliche Licht, welches das andere Zimmer erleuchtete, noch ſchwächer werden, wie aus beſonnener Schonung; dann ſah er durch dieſes dunſtige Helldunkel das junge Märchen zurückkommen, mit einem langen weißen Nachtmantel angethan, der ihre Arme, und ihre nackten Schultern gewahren ließ, auf welche die langen Locken ihrer Goldhaare herabwogten. Sie kam vorſichtig näher, und wendete ſich einer Thüre zu, welche Djalma nicht ſehen konnte. In dieſem Momente wurde einer von den Ausgängen des Gemaches, worin der Prinz ſich befand, in der nämlichen Scheidewand angebracht, in welcher das runde Fenſter war, von einer unſichtbaren Hand ſachte geöffnet. Djalma gewahrte es an dem Knarren des Schloſſes, und an der Strömung einer friſcheren Luft, die ihm in's Geſicht wehte, denn keine Helle gelangte bis zu ihm. Dieſer Ausgang, den man Djalma gelaſſen hatte, führte, wie eine von den Thüren des anſtoſſenden Zimmers, worin das junge Mädchen war, in ein mit der Treppe in Verbindung ſtehendes Vorzimmer, über die man bald Jemand heraufſteigen hörte, der, drauſſen ſtehen bleibend, zweimal an die äuſſere Thüre klopfte.

„Agricola Baudoin iſt's . . . Hör' und ſieh . . .“ ſagte in der Dunkelheit jene Stimme, welche der Prinz ſchon vernommen hatte. Trunken, wahnſinnig, mit der Entſchloſſenheit und fixen Idee des trunkenen und wahnſinnigen Mannes, zog Djalma den Dolch, den ihm Faringhea überlaſſen hatte, . . . dann wartete er . . . regungslos . . .

Kaum war von Außen zweimal geklopft worden, als das junge Mädchen, aus ihrem Zimmer tretend, aus dem ein ſchwaches Licht ſchlüpfte, zur Treppenthüre eilte, ſo daß einige Helle in das halbgeöffnete Verſteck drang, worin Djalma ſeinen Dolch in der Hand, ſich geduckt hielt. Dadurch geſchah's, daß er das junge Mädchen durch das Vorzimmer gehen, und der Treppenthüre ſich nähern ſah, indem ſie ganz leiſe ſagte: „Wer iſt da?"

„Ich! Agricola Baudoin," antwortete von Auſſen eine männliche und ſtarke Stimme."

Was nun folgte, geſchah ſo raſch, ſo blitzſchnell, daß nur der Gedanke es ſchildern könnte. Kaum hatte das junge Mädchen den Schlüſſel von der Thüre weggezogen, kaum Agricola Baudoin die Schwelle überſchritten, als Djalma, wie ein Tiger ſpringend, ſo zu ſagen zu gleicher Zeit, ſo raſch waren ſeine Stöſſe, das junge Mädchen traf, die todt zu Boden ſtürzte, und Agricola, der, ohne tödtlich verwundet zu ſeyn, wankte, und neben den entſeelten Leib jener Unglücklichen hinrollte. Dieſe blitzſchnelle Mordſcene hatte inmitten eines Halbdunkels Statt gefunden; plötzlich erloſch das ſchwache Licht, welches das Zimmer erhellte, aus dem das junge Mädchen getreten war, und eine Sekunde nachher fühlte Djalma in der Finſterniß eine eherne Fauſt ſeinen Arm ergreifen, und hörte Faringheas Stimme, der zu ihm ſagte: „Du biſt gerächet . . . komm . . . der Rückzug iſt ſicher."

Djalma, trunken, unthätig, durch den Mord ſtumpfſinnig, leiſtete keinen Widerſtand, und ließ ſich vom

Meſtizen in das Innere der Wohnung ſchleppen, die zwei Ausgänge hatte.

. . . .

Als Rodin, die ſucceſſive Fortbildung der Gedanken bewundernd, ausgerufen hatte, daß das Wort Collier der Keim des hölliſchen Projektes geweſen ſey, welches er damals unklar brütete, ward er vom Zufalle an die allberüchtigte Halsbandgeſchichte erinnert, worin eine Frauensperſon, vermitelſt ihrer unbeſtimmten Aehnlichkeit mit der Königin Marie-Antoinette, und übrigens gekleidet, wie dieſe Fürſtin, von einem Halbdunkel begünſtiget, die Rolle jener unglücklichen Königin ſo gut geſpielt hatte, daß der Cardinal Prinz von Rohan, obgleich häufig bei Hofe, durch dieſe Täuſchung überliſtet wurde.

Mit ſeinem abſcheulichen Plane einmal im Reinen, hatte Rodin Jacques Dumoulin an Sainte-Colombe abgeſendet, ohne ihm den wahren Zweck ſeiner Miſſion zu eröffnen, die ſich darauf beſchränkte, dieſe erfahrene Frau zu fragen, ob ſie nicht ein junges, ſchönes, großes und rothgelbhaariges Mädchen kenne; war das Mädchen gefunden, ſollte ein Anzug, durchaus demjenigen gleich, welchen Adriane trug, und die Prinzeſſin von Saint-Dizier Rodin geſchildert hatte, (man muß es ſagen, daß die Prinzeſſin von dieſem Complotte nichts wußte) die Täuſchung vollenden. Man weiß oder eräth das Uebrige: das unglückliche Mädchen, Adrianens Doppelgängerin, hatte die ihr vorgezeichnete Rolle in der Meinung geſpielt, daß es um einen Spaß ſich handle. Agricola betreffend, hatte derſelbe einen Brief erhalten, worin man ihn einlud, ſich zu einer Zuſammenkunft zu verfügen, welche für das Fräulein von Cardoville von großer Wichtigkeit ſeyn konnte.

Sechzehntes Kapitel.

Das Brautbett.

Ein ſanftes Licht, einer kugelförmigen Lampe von orientaliſchem Alabaſter entquellend, die an drei ſilbernen Ketten am Plafond hangt, erleuchtet ſchwach das Schlafzimmer Adrianens von Cardoville. Das breite Bett von Elfenbein, mit Perlenmutter eingelegt, iſt unberührt, und verſchwindet zur Hälfte unter Wogen von weißem Muſſelin und Valenciennes, von leichten, wie Wolken durchſichtigen und luftigen Vorhängen. Auf dem Kamine von weißem Marmor, deſſen Glut hochrothe Wiederſcheine auf den Hermelinteppich wirft, liegt ein großer Korb, wie gewöhnlich, angefüllt mit einem wahren Gebüſche von friſchen Camelienroſen mit glänzendgrünen Blättern.

Ein lieblicher aromatiſcher Wohlgeruch, einer kryſtallenen Badewanne voll lauen und parfümirten Waſſers entduftend, dringet in dieſes Zimmer aus dem anſtoſſenden Badeſaale Adrianens. Drauſſen iſt Alles ruhig, ſchweigſam. Es iſt kaum eilf Uhr Nachts.

Die Thüre von Elfenbein, jener gegenüber, die in den Badeſaal führt, geht langſam auf . . . Djalma erſcheint. Zwei Stunden ſind verfloſſen, ſeitdem er einen doppelten Mord begangen hat, und Adriane in einem Anfalle wüthender Eiferſucht getödtet zu haben glaubt. Die Leute des Fräuleins von Cardoville, gewohnt, Djalma täglich kommen zu ſehen, und ihn nicht mehr zu melden, ohne gegentheiligen Auftrag von ihrer eben in einem der Salons des Erdgeſchoſſes beſchäftigten Gebieterin, haben den Beſuch des Indiers nicht auffallend gefunden.

Nie war dieſer in das Schlafzimmer des jungen Mädchens getreten; da er jedoch wußte, daß ihre beſondere Wohnung im erſten Stocke des Hauſes ſich befinde, war er leicht dahin gekommen. In dem Augenblicke, da er in dieſes jungfräuliche Heiligthum trat, war Djalma's Phyſiognomie ziemlich ruhig, ſo gewaltig bezwang er ſich; kaum daß eine leichte Bläſſe die glänzende Ambrafarbe ſeines Teints trübte. Er trug an dieſem Tage ein Kleid von purpurrothem, ſilbergeſtreiften Cachemir, ſo daß man einige Blutflecken nicht bemerkte, die auf den Stoff ſprizten, als er den Stoß auf das junge Mädchen mit den Goldhaaren, und auf Agricola Baudoin führte.

Djalma ſchloß die Thüre hinter ſich, und warf ſeinen weißen Turban weg; denn es dünkte ihm, als ob ein glühender eiſerner Ring ſeine Stirne klemme; ſeine blauſchwarzen Haare umrahmten ſein blaſſes und ſchönes Antlitz; ſeine Arme auf der Bruſt kreuzend, ſchaute er langſam um ſich her. Als ſeine Augen auf Adrianens Bette verweilten, ſchauderte er heftig, und Purpur übergoß ſein Geſicht; aber mit der Hand an die Stirne fahrend, ſenkte er den Kopf, und blieb einige Momente träumeriſch und regungslos, wie eine Statue. Nach einigen Augenblicken düſtern und ſchwermüthigen Nachſinnens, fiel Djalma auf die Knie, ſeinen Kopf zum Himmel erhebend. Das nun von Thränen überrieſelte Geſicht des Indiers, offenbarte keine ungeſtüme Leidenſchaft; man las in ſeinen Zügen weder Haß, noch Verzweiflung, noch die wilde Freude geſättigter Rache; wohl aber, wenn man ſo ſagen kann, den Ausdruck eines treuherzigen und zugleich unermeßlichen Schmerzes. Einige Minuten lang nahm ihm Schluchzen Athem und Sprache; Thränen ſtrömten über ſeine Wangen.

„Todt! . . . todt! . . .“ murmelte er mit erſtickter Stimme, „todt! . . . ſie, die heute früh noch ſo glücklich in dieſem Zimmer ruhte; ich habe ſie getödtet. Nun, da ſie todt iſt, was thut mir ihr Verrath? Ich hätte ſie deßhalb nicht ermorden ſollen. Sie hatte mich verrathen, ſie liebte dieſen Mann, den ich gleichfalls niederſtieß; ſie liebte ihn . . . darum, ach! weil ich mich nicht ſo zu benehmen gewußt habe, daß ſie mich ihm vorzog,“ fügte er mit einer Reſignation voll Rührung und Gewiſſensbiſſe bei; „wie konnte ich armes, halbbarbariſches Kind, ihr Herz verdienen? mit welchem Rechte? durch welchen Zauber? Sie liebte mich nicht?

Dieß war meine Schuld, und ſie, immer großmüthig, verbarg mir ihre Gleichgültigkeit unter dem äußerlichen Scheine des Wohlwollens, um mich nicht allzu unglücklich zu machen; und deßwegen hab' ich ſie getödtet... Ihr Verbrechen? Wo iſt es? War ſie nicht freiwillig mir entgegen gekommen? Hatte ſie mir nicht ihre Wohnung geöffnet? Hatte ſie mir nicht erlaubt, Tage bei ihr zu verleben... allein mit ihr?... Gewiß, ſie wollte mich lieben, und hat nicht gekonnt. Ich liebte ſie mit der ganzen Kraft meiner Seele; aber meine Liebe war nicht jene, die ihrem Herzen entſprach. Und deßhalb hätt' ich ſie nicht ermorden ſollen. Aber ein unſeliger Schwindel hat mich erfaßt... und nach dem Verbrechen bin ich wie aus einem Traume erwacht.... Iſt dieß nicht ein Traum, ach! ich habe ſie getödtet... Und doch bis zu dieſem Abende, wie viel Glück hab' ich ihr zu verdanken, wie viele unausſprechliche Hoffnungen, wie viele lange Trunkenheiten! Und wie hatte ſie mein Herz beſſer, edler, großmüthiger gemacht!... Dieß kam von ihr... dieß wenigſtens blieb mir," ſetzte der Indier mit verdoppeltem Schluchzen hinzu. „Dieſen Schatz des Vergangenen konnte mir Niemand nehmen; dieß mußte mich tröſten; aber warum denk' ich an dieß? ſie und jenen Mann, ich habe ſie Beide durchbohrt... ein feiger und kampfloſer Mord... die Wildheit des Tigers, welcher brüllt, und eine unſchuldige Beute zerreißt..."

Und ſchmerzgebeugt verhüllte Djalma ſein Antlitz mit ſeinen Händen; dann fuhr er fort, ſeine Thränen trocknend: „Ich weiß wohl, daß ich mich auch tödten werde; aber mein Tod wird ihr das Leben nicht zurückgeben.“ Und mit Mühe ſich erhebend, zog Djalma Faringhea's blutigen Dolch aus ſeinem Gürtel, nahm aus dem Gefäße dieſer Waffe das Gift enthaltende Kryſtallfläſchchen, und ſchleuderte die blutige Klinge auf den Hermelinteppich, deſſen unbefleckte Weiße leicht geröthet wurde.

„Ja,“ fuhr Djalma fort, das Fläſchchen mit krampfhafter Hand drückend; „ja, ich weiß es wohl, ich werde mich tödten; ich muß es: Blut für Blut; mein Tod wird ſie rächen; wie kommt es, daß der Stahl ſich nicht gegen mich gekehrt hat, als ich den Stoß gegen ſie führte? Ich weiß es nicht; wie dem ſey, ſie iſt geſtorben ... von meiner Hand ... Zum Glücke iſt mein Herz voll von Gewiſſensbiſſen, von Schmerz und von einer unausſprechlichen Zärtlichkeit für ſie; deßwegen hab' ich hierher kommen wollen, um hier zu ſterben. — Hier, in dieſem Zimmer,“ fuhr er mit bewegter Stimme fort, „in dieſem Himmel meiner glühenden Viſionen.“

Dann rief er mit einem herzzerfleiſchenden Tone aus, ſein Geſicht mit ſeinen Händen verhüllend: „Und todt, todt . . .“

Nach einigem Schluchzen fuhr er hierauf mit feſter Stimme fort: „Nun, auch ich werde bald todt ſeyn; nein, ich will langſam ſterben, nicht bald.“ — Und er ſchaute das Fläſchchen mit einem zuverſichtlichen Blicke an. „Dieſes Gift kann von blitzſchneller, und auch von minder raſcher, aber immer ſicherer Wirkung ſeyn, hat mir Faringhea geſagt. Dazu genügen einige Tropfen; es dünkt mir, daß bei der Gewißheit zu ſterben, meine Gewiſſensbiſſe minder ſchrecklich ſeyn werden . . . Wer hätte mir wohl geſtern dieß geſagt, als ſie, mich verlaſſend, die Hand mir gedrückt hat?“

Und der Indier brachte das Fläſchchen entſchloſſen an ſeine Lippen. Nachdem er einige Tropfen von der Flüßigkeit, die es enthielt, getrunken hatte, legte er es wieder auf einen kleinen, neben Adrianens Bette ſtehenden Tiſch von Elfenbein.

„Dieſe Flüßigkeit iſt ſcharf und brennend,“ ſagte er; „nun weiß ich gewiß, daß ich ſterbe. O, möge mir wenigſtens ſo viel Zeit bleiben, mich wieder an dem Anblicke und lieblichen Dufte dieſes Zimmers zu berauſchen; möge mein ſterbendes Haupt auf dieſem Bette ruhen können, auf dem das ihrige geruht hat!“ Und Djalma ſank vor dem Bette auf die Knie hin, auf welches er ſeine glühende Stirne ſtützte.

In dieſem Momente drehte ſich die Elfenbeinthüre, welche in den Badeſaal führte, ſachte in ihren Angeln, und Adriane trat ein. . Das junge Mädchen hatte ſo eben ihre Zofen entlaſſen, die mit ihrer Nachttoilette waren beſchäftiget geweſen. Sie trug einen langen Nachtmantel von blendend weißem Muſſeline; ihre Goldhaare, für die Nacht reizend in kleine Flechten gewunden, bildeten ſo zwei breite Stirnbinden, welche ihrem entzückenden Antlitze einen Charakter von holdſeliger Jugendlichkeit verliehen; ihr Schneeteint war von der lauen Feuchtigkeit des parfümirten Bades leicht beſeelt, in welchem ſie allabendlich einige Augenblicke untertauchte.

Als Adriane die Elfenbeinthüre öffnete, und mit ihrem kleinen, roſigen und nackten Fuße, in Pantoffeln von weißem Atlaſſe, den Hermelinteppich betrat, war ſie von ſtrahlender Schönheit; das Glück leuchtete in ihren Augen, auf ihrer Stirne, in ihrer Haltung; alle auf die Form der Verbindung, die ſie ſchließen wollte, bezüglichen Schwierigkeiten waren gehoben; in zwei Tagen ſollte ſie Djalma angehören. Und der Anblick des hochzeitlichen Gemaches erfüllte ſie mit einer unbeſtimmten und unausſprechlichen Sehnſucht.

Die Elfenbeinthüre hatte ſo ſachte in ihren Angeln ſich gedreht; die erſten Schritte des jungen Mädchens waren auf dem Hermelinteppiche ſo gedämpft worden, daß Djalma, die Stirne auf das Bett ſtützend, nichts gehört hatte.

Aber plötzlich ſchlug ein Schrei der Ueberraſchung und des Schreckens an ſein Ohr. Er kehrte ſich haſtig um. Adriane erſchien vor ſeinen Augen. Aus einer Regung von Scham kreuzte Adriane ihren Nachtmantel auf ihren nackten Buſen, und trat raſch zurück, mehr betrübt als erzürnt, in dem Wahne, Djalma, von einem wahnſinnigen Leidenſchaftsanfalle hingeriſſen, wäre mit einer ſchuldhaften Hoffnung in ihr Zimmer gekommen.

Das junge Mädchen, von dieſem unbiedern Verſuche tief verletzt, wollte Djalma Vorwürfe machen, als ſie den Dolch gewahrte, den er auf den Hermelinteppich geſchleudert hatte. Bei dem Anblicke dieſer Waffe, bei dem Ausdrucke des Schreckens, des Erſtaunens, der Djalma's Züge verſteinerte, welcher immer noch kniete, regungslos, den Leib zurückgeworfen, die Hände vor ſich hinſtreckend, mit ſtarren, glotzenden, weißgeringelten Augen, näherte ſich Adriane, die keine liebetrunkene Ueberraſchung mehr befürchtete, aber einen unausſprechlichen Schrecken fühlte, dem Prinzen, anſtatt ihn zu fliehen, und rief mit bewegter Stimme aus, mit einer Geberde ihm den Kandjiar weiſend: „Mein Freund, wie kommen Sie hierher? Was fehlt Ihnen? Wozu dieſer Dolch?“

Djalma antwortete nicht. Gleich anfangs hatte ihm Adrianens Gegenwart eine Viſion gedünkt, die er der Verwirrung ſeines, wie er meinte, von der Wirkung des Giftes bereits verſtörten Gehirnes beimaß. Als aber die ſanfte Stimme des jungen Mädchens in ſein Ohr klang; als aber ſein Herz wie von einem elektriſchen Schlage bebte, den er fortwährend empfand, ſobald ſein Blick dem Blicke dieſes ſo glühend geliebten Weſens begegnete; als er aber dieſes anbetungswürdige, ſo roſige, ſo friſche, ungeachtet ſeines Ausdruckes lebhafter Ungeduld ſo ruhige Antlitz betrachtet hatte, ſah

Djalma ein, daß er kein Spielball irgend eines Traumes ſey, und daß das Fräulein von Cardoville vor ſeinen Augen ſtehe. Dann, und in dem Maße, als er in dieſen Gedanken ſich hineindachte, daß Adriane nicht todt ſey, und obwohl er das Wunder dieſer Auferſtehung ſich nicht erklären konnte, verwandelte ſich die Phyſiognomie des Indiers; das blaſſe Gold ſeines Teints wurde wieder warm und roth; ſeine durch Thränen aus Gewiſſensbiſſen matten Augen erhellte ein lebhaftes Strahlen; ſeine Züge endlich, kurz zuvor durch einen verzweiflungsvollen Schrecken verzerrt, drückten alle ſteigenden Phaſen einer tollen, wahnſinnigen, ſeelentrückenden Freude aus. Adrianen ſich nähernd, immer auf den Knieen, ſeine zitternden Hände zu ihr erhebend, zu gerührt, um ein einziges Wort hervorzubringen, betrachtete er ſie mit ſo großem Erſtaunen, mit ſo großer Liebe, mit ſo großer Anbetung, mit ſo großer Dankbarkeit... ja, mit Dankbarkeit dafür, daß ſie lebte... daß das junge Mädchen, von dieſem unerklärbaren, ſo ſtummen, ſo regungsloſen Blicke bezaubert, an dem beſchleunigten Pochen ihres Herzens, an einem heimlichen Schreckensſchauder fühlte, daß es ſich um irgend ein entſetzliches Geheimniß handle. Endlich rief Djalma aus, die Hände faltend, mit einem unbeſchreiblichen Ausdrucke: „Du biſt nicht todt!“

„Todt? . . .“ wiederholte das junge Mädchen erſtaunt.

„Nicht Du warſt es... nicht Du warſt es... die ich getödtet habe… Gott iſt gut und gerecht…“ — Dieſe Worte mit wahnſinniger Freude ſprechend, vergaß der Unglückliche das Opfer, welches er in ſeinem Irrthume durchbohrt hatte.

Immer erſtaunter, von Neuem den auf dem Boden liegenden Dolch anſchauend, und dann gewahrend, daß er mit Blut befleckt war… eine furchtbare Entdeckung, die Djalma's Worte beſtätigte, rief das Fräulein von Cardoville aus: „Sie haben getödtet, Sie, Djalma? O, mein Gott! was ſagt er? Man möchte darob wahnſinnig werden.“

„Du lebſt… ich ſehe Dich… Du biſt da…“ — ſagte Djalma mit bebender, wonnetrunkener Stimme; „Du biſt da, immer ſchön, immer rein, denn Du warſt es nicht. O nein!… Wäreſt Du es geweſen, ich ſagte es wohl; ſo hätte der Stahl ſich lieber gegen mich gewendet, als Dich getödtet.“

„Sie haben getödtet!“ rief das junge Mädchen aus, faſt verrückt ob dieſer unvorhergeſehenen Offenbarung, mit Entſetzen die Hände ringend. „Aber warum? und wen haben Sie getödtet?“

„Was weiß ich… eine Frauensperſon, welche Dir glich, und dann einen Mann, den ich für Deinen Geliebten hielt; es war eine Täuſchung… ein gräßlicher Traum, Du lebſt, denn Du biſt da…“ Und der Indier ſchluchzte vor Freude.

„Ein Traum! Aber es iſt kein Traum… An dieſem Dolche klebt das Blut!“ rief das junge Mädchen aus, mit einer irrſinnigen Geberde auf den Kandjiar weiſend. — „Ich ſage Ihnen, daß Blut an dieſem Dolche klebt.“

„Ja, eben erſt hab' ich dieſen Kandjiar weggeworfen, um das Gift zu nehmen, als ich Dich getödtet zu haben wähnte.

„Das Gift!“ rief Adriane aus, und ihre Zähne ſtießen krampfhaft auf einander. — „Welches Gift!“

„Ich glaubte, Dich getödtet zu haben; ich wollte hier ſterben.“

„Sterben! warum ſterben? O! mein Gott! warum dieß, ſterben? aber wer ſoll ſterben?“ rief das junge Mädchen ſchier wahnſinnig aus.

„Nun, ich, ich ſag's Dir,“ erwiederte Djalma mit unausſprechlicher Sanftmuth, — „ich wähnte, Dich getödtet zu haben; dann hab' ich Gift genommen.“

„Du!“ verſetzte Adriane, bleich werdend, wie der Tod, — „Du!!“

„Ja…“

„Das iſt nicht wahr!“ ſagte das junge Mädchen mit erhabener Abläugnung.

„So ſieh,“ erwiederte der Indier. Und mechaniſch wendete er den Kopf von der Seite des Bettes dem kleinen Elfenbeintiſche zu, auf dem das Kryſtallfläſchchen funkelte.

Mit einer überlegungsloſen Bewegung, mit einer ſchnelleren, als der Gedanke, vielleicht ſogar als ihr Wille, ſtürzte Adriane zum Tiſche hin, ergriff das

Fläſchchen, und brachte es an ihre gierigen Lippen. Djalma war bisher auf den Knien geblieben; er ſtieß einen ſchrecklichen Schrei aus, ſprang auf das junge Mädchen hin, und entriß ihr das Fläſchchen, das ſie an ihre Lippen hielt. „Gleichviel, ich habe ſo viel davon getrunken, wie Du,“ ſagte Adriane mit triumphirender und düſterer Befriedigung.

Einen Augenblick lang herrſchte ein ſchreckliches Schweigen. Adriane und Djalma betrachteten ſich ſtumm, regungslos, entſetzt. Dieſes traurige Schweigen brach das junge Mädchen zuerſt, und ſagte mit gebrochener Stimme, welcher ſie Feſtigkeit zu geben ſuchte: „Nun denn! was liegt darin Außerordentliches? Du haſt getödtet, du haſt gewollt, daß Dein Tod Dein Verbrechen ſühne; das war recht. Ich will Dich nicht überleben, dieß iſt ganz einfach. Warum ſchauſt Du mich ſo an? Dieſes Gift iſt ſehr ſcharf auf den Lippen; iſt ſeine Wirkung ſchnell? ſprich, mein Djalma.“

Der Prinz antwortete nicht; an allen ſeinen Gliedern bebend, warf er einen Blick auf ſeine Hände. Faringhea hatte wahr geſprochen: ein leichter violetter Teint färbte bereits die glatten Nägel des jungen Indiers.

Der Tod nahte heran, langſam, heimlich, noch faſt unmerkbar, aber ſicher. Djalma, bei dem Gedanken von Verzweiflung vernichtet, daß auch Adriane ſterben ſollte, fühlte ſeinen Muth ſchwinden; er ſtieß einen tiefen Seufzer aus, verbarg ſein Geſicht in ſeinen Händen; ſeine Knie wankten unter ihm, und er ſank ſitzend auf das Bett, bei dem er eben ſtand.

„Djalma,“ rief das junge Mädchen mit Entſetzen aus, zu Djalma's Füſſen auf die Knie ſtürzend, „naht ſchon der Tod? Du verbirgſt mir Dein Geſicht.“ Und in ihrem Schrecken zog ſie raſch des Indiers Hände herab, um ihn zu betrachten; ſein Antlitz war von Thränen überſchwemmt.

„Nein, der Tod kommt noch nicht,“ murmelte er ſchluchzend; „dieſes Gift wirkt langſam.“

„Wahr,“ rief Adriane mit unſäglicher Freude aus; dann fügte ſie bei, Djalma's Hände mit unbeſchreiblicher Zärtlichkeit küſſend: „Wenn dieſes Gift langſam wirkt, warum weinſt Du dann?“

„Aber Du, aber Du!!“ entgegnete der Indier mit herzzerreiſſender Stimme.

„Es iſt nicht von mir die Rede,“ verſetzte Adriane entſchloſſen; — „Du haſt getödtet, wir werden Dein Verbrechen ſühnen. Ich weiß nicht, was geſchehen iſt; aber, bei unſerer Liebe ſchwör' ich Dir. Du haſt das Böſe nicht des Böſen wegen gethan; es obwaltet irgend ein gräßliches Geheimniß!“

„Unter einem Vorwande, dem ich glauben mußte,“ ſagte Djalma mit keuchender und beſchleunigter Stimme, „hat mich Faringhea in ein Haus geführt; dort hat er mir geſagt, daß Du mich betrügeſt, ich hab' ihm Anfangs nicht geglaubt; aber ich weiß nicht welcher Schwindel ſich meiner bemächtiget hat, und bald hab' ich, durch ein Halbdunkel, Dich geſehen.“

„Mich!“

„Nein, nicht Dich; ſondern eine Frauensperſon, gekleidet wie Du; und ſie glich Dir ſo ſehr, daß ich in der Verwirrung meiner Vernunft, dieſer Täuſchung geglaubt habe. Endlich iſt ein Mann gekommen; Du biſt ihm entgegengeeilt. Dann hab' ich, wahnſinnig vor Wuth, die Frauensperſon durchbohrt, und dann den Mann; ich habe ſie ſtürzen geſehen; hierauf bin ich hierher gekommen, um da zu ſterben, und finde Dich wieder, und zwar um Deinen Tod zu veranlaſſen. O Unglück! Unglück! Du mußteſt durch mich ſterben!!“

Und Djalma, dieſer Mann von einer ſo furchtbaren Energie, begann von Neuem mit der Schwachheit eines Kindes, in lautes Schluchzen auszubrechen.

Bei dem Anblicke dieſer ſo tiefen, ſo rührenden, ſo leidenſchaftlichen Verzweiflung, dachte Adriane, mit jenem bewunderungswürdigen Muthe, welchen in der Liebe nur die Frauensperſonen beſitzen, nur mehr daran, Djalma zu tröſten. Durch eine Anſtrengung übermenſchlicher Liebe, wurde bei dieſer Offenbarung des Prinzen, die ein hölliſches Complott enthüllte, das Antlitz des jungen Mädchens ſo hellſtrahlend von Liebe, Glück und Leidenſchaft, daß der Indier, ſie mit Erſtarrung anſchauend, einen Augenblick befürchtete, ſie möchte den Verſtand verloren haben.

„Keine Thränen mehr, mein angebeteter Geliebter,“ rief das junge Mädchen freudeſtrahlend aus, — „keine Thränen mehr, ſondern das Lächeln der Freude und

Liebe; beruhige Dich; nein, nein, unſere erbitterten Feinde werden nicht triumphiren.“

„Was ſagſt Du?“

„Sie wollten uns unglücklich; beklagen wir ſie, die Welt ſollte unſere Glückſeligkeit beneiden.“

„Adriane, komm zu Dir.“

„O! ich habe meinen Verſtand, meinen vollen Verſtand. Höre mich an, mein Engel, nun begreif' ich Alles. In eine Falle gerathend, welche jene Elenden Dir geſtellt haben, haſt Du getödtet. In dieſem Lande, ſiehſt Du, bringt ein Mord, Infamie oder das Schaffot. Und morgen, dieſe Nacht vielleicht, wäreſt Du in den Kerker geworfen worden; daher haben unſere Feinde bei ſich geſagt: ein Mann, wie der Prinz Djalma, erwartet nicht die Infamie oder das Schaffot, er tödtet ſich. Ein Mädchen, wie Adriane von Cardoville, überlebt nicht die Infamie oder den Tod ihres Geliebten, ſie tödtet ſich oder ſie ſtirbt aus Verzweiflung. Alſo, ein gräßlicher Tod für ihn, ein gräßlicher Tod für ſie und für uns, ſagen jene verruchten Menſchen, die unermeßliche Erbſchaft, nach der es uns gelüſtet.“

„Aber für Dich; die Du ſo jung, ſo ſchön, ſo ſchuldlos, iſt der Tod gräßlich, und jene Ungeheuer triumphiren!“ rief Djalma aus. „Sie werden wahr geſprochen haben.“

„Sie werden gelogen haben,“ rief Adriane aus; — „unſer Tod wird himmliſch ſeyn, wonnetrunken; denn dieſes Gift wirkt langſam, und ich bete Dich an mein Djalma!"

Dieſe Worte mit leiſer und von Leidenſchaft bebender Stimme ſprechend, hatte ſich Adriane, mit den Elbogen auf Djalma's Knie ſich ſtützend, ihm ſo ſehr genähert, daß er den glühenden Athem des jungen Mädchens auf ſeinen Wangen fühlte. Bei dieſem berauſchenden Eindrucke, bei den Strahlen feuchter Flamme, welche aus Adrianens großen, ſchwimmenden Augen ihm zublitzten, deren halbgeöffnete Lippen immer purpurner glänzten, bebte der Indier; eine glühende Liebe verzehrte ihn; ſein keuſches Blut, von Jugend und Liebe aufgewühlt, wallete in ſeinen Adern; er vergaß Alles, ſeine Verzweiflung und ſeinen nahen Tod, der ſich bei ihm wie bei Adrianen bis jetzt nur durch eine fieberhafte Hitze kund gab. Sein Antlitz, wie jenes des jungen Mädchen, war von ſtrahlender, idealer Schönheit geworden!

„O mein Geliebter, mein angebeteter Gatte, wie ſchön biſt Du!" ſagte Adriane mit Vergötterung. „O! wie liebe ich Deine Augen, Deine Stirne, Deinen Hals, Deine Lippen! Wie oft hat die Erinnerung an Dein entzückendes Antlitz, an Deine Anmuth, an Deine glühende Liebe meinen Verſtand verwirrt; wie oft hab' ich meinen Muth ſchwinden gefühlt, jenes göttlichen Momentes harrend, wo ich Dein ſeyn ſollte; ja, Dein, ganz Dein! Du ſiehſt es, der Himmel will, daß wir einander angehören ſollen, und nichts wird den Entzuckungen unſerer Wonnen gleichen; denn noch heute früh hat der evangeliſche Mann, der in zwei Tagen unſere Verbindung ſegnen ſollte, von mir, in Deinem und meinem Namen, ein königliches Geſchenk erhalten, welches das Herz und Antlitz von vielen Unglücklichen auf immer mit Freude erfüllen wird. Was bedauern wir alſo, mein Engel? Unſere unſterblichen Seelen werden wir in unſern Küſſen aushauchen, um noch liebetrunken, zum anbetungswürdigen Gotte emporzuſchweben, der ganz Liebe iſt.“

„Adriane . . .“

„Djalma . . .“

. . . .

Und als ſie zurückſanken, umſchleierten die durchſichtigen und leichten Vorhänge, dieſes bräutliche und leichenhafte Lager wie mit einer Wolke. Leichenhaft, denn zwei Stunden nachher, hauchten Adriane und Djalma den letzten Seufzer in einem wollüſtigen Todeskampfe aus.

Siebenzehntes Kapitel.

Ein Rencontre.

Adriane und Djalma waren am 30. Mai geſtorben. Die folgende Scene ereignete ſich am 31. des nämlichen Monates, am Vortage des zur letzten Zuſammenberufung der Erben von Marius von Rennepont feſtgeſetzten Tages.

Man erinnert ſich ohne Zweifel der Eintheilung der Wohnung, worin Herr Hardy im Abſonderungshauſe der hochwürdigen Paters in der Straße Vaugirard ſich aufhielt, einer düſtern, iſolirten Wohnung, deren letztes Gemach auf einen traurigen kleinen, mit Eibenbäumen bepflanzten und mit hohen Mauern umgebenen Garten ging. Um in dieſes abgelegene Gemach zu kommen, mußte man durch zwei weiträumige Zimmer gehen, deren Thüren, waren ſie einmal geſchloſſen, jedes Geräuſch, jede Verbindung nach Außen unterbrachen. Nach dieſer Erinnerung fahren wir weiter.

Seit drei oder vier Tagen wohnte der Pater von Aigrigny in dieſem Gelaſſe; er hatte es nicht gewählt, war aber veranlaßt worden, es unter übrigens vollkommen glaubwürdigen Vorwänden anzunehmen, die ihm auf Anſtiften Rodin's der hochwürdige Pater Oekonom vorgeſpiegelt hatte. Es war ungefähr Mittag. Der Pater von Aigrigny, in einem Armſtuhle nahe bei der Glasthüre ſitzend, die in den traurigen kleinen Garten führte, hielt ein Morgenjournal in der Hand, und las Folgendes unter den Neuigkeiten von Paris:

„Eilf Uhr Abends. Ein eben ſo furchtbares als tragiſches Ereigniß, hat ſo eben das Quartier Richelieu mit Schrecken erfüllt: Ein Doppelmord iſt an einem jungen Mädchen und an einem jungen Handwerker verübt worden. Das junge Mädchen iſt durch einen Dolchſtich getödtet worden; man hofft das Leben des Handwerkers zu retten. Dieſes Verbrechen wird

„der Eiferſucht zugeſchrieben. Das Gericht leitet die Unterſuchung ein. Morgen das Nähere.“

Nachdem der Pater von Aigrigny dieſe Zeilen geleſen hatte, warf er das Journal auf den Tiſch, und ſann nach.

„Es iſt unglaublich,“ ſagte er mit bitterem Neide, an Rodin denkend. „Er hat das ſich vorgeſteckte Ziel erreicht; faſt keine von ſeinen Vorherſehungen iſt getäuſcht worden. Dieſe Familie iſt bloß durch das Spiel der Leidenſchaften, guter oder böſer, die er in Bewegung zu ſetzen gewußt hat, vernichtet worden. Er hatte es geſagt!!! O! ich bekenne es,“ fügte der Pater von Aigrigny mit einem eiferſüchtigen und gehäſſigen Lächeln bei, „der Pater Rodin iſt ein gleißneriſcher, gewandter, geduldiger, energiſcher, beharrlicher Mann, und von ſeltener Intelligenz. Wer hätte mir vor wenigen Monaten geſagt, als er, ein demüthiger und discreter Socius, unter meinen Befehlen ſchrieb, daß dieſer Mann ſchon ſeit langer Zeit die verwegenſte, ungeheuerſte Ehrſucht hege, und ſeine Augen ſogar auf den heiligen Stuhl zu werfen wage, und daß, vermittelſt ſeiner wunderſam angeſponnenen Intriguen, dann einer im Schooße des heiligen Collegiums mit unglaublicher Geſchicklichkeit angewendeten Beſtechung, dieſer Plan, der nicht unverſtändig war, dieſe hölliſche Ehrſucht vielleicht bald ſein Ziel erreicht hätte, wären nicht ſeit langer Zeit die geheimen Umtriebe dieſes höchſt gefährlichen Mannes, wider ſein Wiſſen, wie ich eben erfahren habe, überwacht worden.

„Ah!“ fuhr der Pater von Aigrigny mit einem ironiſchen und triumphirenden Lächeln fort, — „ah! Sie, Schmutzhammel, Sie wollen Sixtus V. ſpielen? Und nicht zufrieden mit dieſem vermeſſenen Hirngeſpinſte, wollen Sie, wenn es Ihnen gelingt, unſere Geſellſchaft aufheben, ſie in Ihr Papſtthum abſorbiren, wie der Sultan die Janitſcharen abſorbirt hat. Ah! wir ſind für Sie nur ein Fußſchemel! Ah! Sie haben mich geſtürzt, gedemüthiget, unter Ihrer inſolenten Geringſchätzung vernichtet, Geduld —“ fügte der Pater von Aigrigny mit concentrirter Freude bei, „Geduld, der Tag der Vergeltung nahet heran; ich allein bin der Verwahrer des Willens unſers Generals; ſogar der Pater Caboccini, als Socius hierher geſendet, kennt ihn nicht. Das Schickſal des Paters Rodin liegt alſo in meinen Händen. O! er weiß nicht, was ſeiner harret. In dieſer von ihm wunderbar geleiteten Rennepont'ſchen Sache erkenne ich ihn; er glaubt uns bei Seite zu ſchieben, und ganz allein das Gelingen erzielt zu haben; aber morgen . . .“

Der Pater von Aigrigny wurde plötzlich in ſeinen angenehmen Betrachtungen geſtört; er hörte die Thüren der Zimmer öffnen, welche vor dem Gemache lagen, worin er ſich befand. In dem Augenblicke, da er den Kopf wendete, um zu ſehen, wer bei ihm eintrete, drehte ſich die Thüre in ihren Angeln.

Der Pater von Aigrigny machte eine haſtige Bewegung, und wurde purpurroth. Der Marſchall Simon ſtand vor ihm. Und hinter dem Marſchalle, im Dunkel, gewahrte der Pater von Aigrigny Rodin's leichenhaftes Antlitz. Nachdem dieſer auf den Pater von Aigrigny einen Blick voll teufliſcher Freude geworfen hatte, verſchwand er raſch; die Thüre ſchloß ſich wieder, und der Pater von Aigrigny und der Marſchall Simon blieben allein.

Der Vater von Roſe und Blanche war faſt nicht mehr kennbar; ſeine grauen Haare waren völlig weiß geworden; aus ſeinen blaſſen, gemarmelten, abgezehrten Wangen ſtach ein dichter, ſeit mehreren Tagen nicht raſirter Bart hervor; ſeine hohlen, gerötheten, glühenden und äußerſt beweglichen Augen hatten etwas Wildes, Verſtörtes; ein weiter Mantel umhüllte ihn, und ſeine ſchwarze Cravate war nur loſe um ſeinen Hals geknüpft.

Rodin hatte im Hinausgehen, wie aus Unachtſamkeit, die Thüre durch zweimaliges Umdrehen des Schlüſſels verſchloſſen.

Als der Marſchall mit dem Jeſuiten allein war, ließ er mit einer ungeſtümmen Bewegung den Mantel von ſeinen Schultern gleiten, und der Pater von Aigrigny konnte in einem ſeidenen Taſchentuche, welches dem Vater von Roſe und Blanche als Gürtel diente, zwei bloße und geſchliffene Schlachtdegen erblicken. — Der Pater von Aigrigny begriff Alles. Er erinnerte ſich, einige Tage früher von Rodin beharrlich gefragt worden zu ſeyn, was er thäte, wenn der Marſchall ihn auf die Wange ſchlüge? Kein Zweifel mehr, Rodin hatte dem Pater von Aigrigny, der deſſen Loos in ſeinen Händen zu halten glaubte, einen Streich geſpielt, und in einen ſchrecklichen Engpaß ihn gedrängt; denn, er wußte es, die beiden zu ihm führenden Zimmer waren verſchloſſen; es gab keine Möglichkeit, ſich, um Hülfe rufend, nach Auſſen vernehmbar zu machen, und die hohen Mauern des Gartens ſtießen an unbewohnte Strecken. Der erſte Gedanke, der in ihm auftauchte, und es fehlte demſelben nicht an Wahrſcheinlichkeit, war, daß Rodin, ſey's durch ſeine Einverſtändniſſe mit Rom, ſey's durch eine unglaubliche Erforſchung, in Kenntniß geſetzt, daß ſein Geſchick gänzlich vom Pater von Aigrigny abhangen ſollte, ſich ſeiner zu entledigen hoffte, indem er ihn ſo der unerbittlichen Rache des Vaters von Roſe und Blanche überlieferte.

Der Marſchall, immer Stillſchweigen beobachtend, machte das Taſchentuch los, das ihm als Gürtel diente, legte die beiden Degen auf einen Tiſch, und ging, die Arme auf ſeiner Bruſt kreuzend, langſam auf den Vater von Aigrigny zu. So ſtanden dieſe beiden Männer einander Aug' im Auge gegenüber, die während ihres ganzen Soldatenlebens mit einem unverſöhnlichen Haſſe ſich verfolgt, und, nachdem ſie in zwei feindlichen Lagern ſich geſchlagen, bereits in einem hartnäckigen Duelle auf Leib und Leben ſich begegnet hatten; dieſe beiden Männer, von denen der Eine, der Marſchall Simon, kam, um von dem Andern Rechenſchaft wegen des Todes ſeiner Kinder zu fordern.

Bei dem Nahen des Marſchalles ſtand der Pater von Aigrigny auf; er trug an dieſem Tage einen ſchwarzen Prieſterrock, welcher die Bläſſe noch ſichtbarer machte, die auf eine plötzliche Röthe gefolgt war. Seit einigen Sekunden ſtanden dieſe Männer einander gegenüber, und noch hatte Keiner ein Wort geſprochen.

Der Marſchall war aus väterlicher Verzweiflung ſchrecklich; ſeine Ruhe, unerbittlich wie das Schickſal, erſchien furchtbarer, als des Zornes ſtürmiſche Aufwallungen. „Meine Kinder ſind todt,“ ſagte er endlich zum Jeſuiten mit langſamer und hohler Stimme, zuerſt das Schweigen brechend, „ich muß Sie tödten.“

„Mein Herr,“ rief der Pater von Aigrigny aus, „hören Sie mich an … glauben Sie nicht …“

„Ich muß Sie tödten!“ verſetzte der Marſchall, den Jeſuiten unterbrechend; „Ihr Haß hat meine Gattin bis in die Verbannung verfolgt, worin ſie zu Grunde gegangen iſt; Sie und Ihre Mitſchuldigen haben meine Kinder in einen unfehlbaren Tod geſendet. Seit zwanzig Jahren ſind Sie mein böſer Dämon. Das iſt genug; ich will Ihr Leben, ich werde es bekommen.“

„Mein Leben gehört zunächſt Gott,“ antwortete der Pater von Aigrigny gottesfürchtig, „dann jenem, der es nehmen will.“

„Wir werden uns in dieſem Zimmer auf Leben und Tod ſchlagen,“ erwiederte der Marſchall, „und da ich meine Gattin und meine Kinder zu rächen habe, bin ich ruhig.“

„Mein Herr," entgegnete der Pater von Aigrigny gelaſſen, „Sie vergeſſen, daß mein Stand mir verbietet, mich zu ſchlagen. Ehedem hab' ich das von Ihnen mir vorgeſchlagene Duell annehmen können, nun hat ſich meine Stellung geändert."

„Alſo," ſagte der Marſchall mit einem bitteren Lächeln, „Sie weigern ſich, jetzt ſich zu ſchlagen, weil Sie Prieſter ſind?"

„Ja, mein Herr, weil ich Prieſter bin."

„So daß ein Niederträchtiger, wie Sie, weil er ein Prieſter iſt, der Ungeſtraftheit verſichert bleibt, und ſeine Feigheit, ſeine Verbrechen, unter den Schutz ſeines ſchwarzen Rockes ſtellen kann?"

„Ich begreife kein Wort von Ihren Beſchuldigungen, mein Herr. Jedenfalls giebt es Geſetze," ſagte der Pater von Aigrigny, vor Zorn auf ſeine bleichen Lippen beiſſend, denn er fühlte die Beſchimpfung tief, welche der Marſchall ihm ſo eben angethan; „wenn Sie ſich zu beſchweren haben, wenden Sie ſich an das Gericht; es iſt gleich für Alle."

Der Marſchall Simon zuckte mit wilder Geringſchätzung die Achſeln.

„Ihre Verbrechen entrinnen dem Gerichte; es würde ſie beſtrafen, wenn ich ihm noch die Sorge, mich zu rächen, überlaſſen möchte... nach all' dem Böſen, was Sie mir zugefügt, nach all' dem, was Sie mir geraubt haben." Und bei der Erinnerung an ſeine Kinder, bebte die Stimme des Marſchalles leicht; aber er nahm bald wieder ſeine ſchreckliche Ruhe an: „Sie fühlen wohl, daß ich nur noch für die Rache lebe, ich bedarf einer Rache, die ich recht genießen kann, indem ich Ihr feiges Herz an der Spitze meines Degens zucken fühle. Unſer jüngſtes Duell war nur ein Spiel geweſen; aber dieſes, o! Sie werden dieſes ſehen.“ Und der Marſchall ging zu dem Tiſche hin, auf den er die Degen gelegt hatte.

Der Vater von Aigrigny bedurfte einer großen Selbſtbeherrſchung, um ſich zu bezwingen; der unverſöhnliche Haß, den er immer gegen den Marſchall Simon gehegt hatte, die beſchimpfenden Herausforderungen deſſelben, weckten in ihm tauſend wilde Aufwallungen; dennoch antwortete er mit einem noch ziemlich ruhigen Tone: „Zum letztenmale, mein Herr, wiederhol' ich es Ihnen, daß der Charakter, womit ich bekleidet bin, mich verhindert, mich zu ſchlagen.“

„Alſo Sie weigern ſich?“ fragte der Marſchall umkehrend, indem er ſich ihm wieder näherte.

„Ich weigere mich.“

„Entſchieden?“

„Entſchieden; nichts könnte mich dazu zwingen.“

„Nichts?“

„Nein, mein Herr, nichts.“

„Wir wollen ſehen,“ ſagte der Marſchall, und ſeine Hand fiel ſenkrecht auf die Wange des Vaters von Aigrigny…

Der Jeſuit ſtieß einen Wuthſchrei aus; alles Blut ſtrömte in ſein ſo derb beohrfeigtes Geſicht; der Muth dieſes Mannes, denn er war muthig, empörte ſich; ſein früherer kriegeriſcher Muth riß ihn wider ſeinen Willen fort, ſeine Augen funkelten, und mit verbiſſenen Zähnen, mit geballten Fäuſten, trat er dem Marſchalle einen Schritt näher, ausrufend: „Die Degen . . . die Degen . . .“

Aber plötzlich an Rodin's Erſcheinen, und an das Intereſſe ſich erinnernd, welches er gehabt hatte, dieſes Rencontre herbeizuführen, ſchöpfte er aus dem Willen, einer teufliſchen Falle zu entgehen, die ihm ſein ehemaliger Socius legte, den Muth, ein ſchreckliches Rachegefühl zu bewältigen. Dem flüchtigen Aufbrauſen des Paters von Aigrigny folgte ſohin plötzlich eine Ruhe voll Herzenszerknirſchung, und entſchloſſen, ſeine Rolle bis an's Ende zu ſpielen, kniete er ſich nieder, und klopfte, den Kopf neigend, mit Herzenszerknirſchung an die Bruſt, indem er ſagte: „Verzeihe mir, Gott, daß ich einer Regung des Zornes mich hingegeben habe... und vorzüglich verzeihe jenem, der mich beſchimpft.“

Ungeachtet ſeiner anſcheinenden Reſignation, war die Stimme des Jeſuiten mächtig verändert; es dünkte ihm, ein glühendes Eiſen auf ſeiner Wange zu fühlen; denn zum erſtenmale in ſeinem Leben, in ſeinem Soldaten- und Prieſterleben, erduldete er eine ſolche Schmach; er hatte ſich auf die Knie geworfen, eben ſo ſehr aus Verſtellung, als um nicht dem Blicke des Marſchalls zu begegnen, aus Beſorgniß, wenn er ihm begegnete, nicht mehr für ſich bürgen zu können, und ſich von ſeinen ungeſtümen Rachegefühlen hinreiſſen zu laſſen.

Als der Marſchall, welcher bereits den Degen ergriffen hatte, den Jeſuiten auf die Knie fallen ſah, und ſeine heuchleriſche Anrufung hörte, bebte er vor Entrüſtung, und rief aus: „Auf.. Betrüger, Niederträchtiger, auf, unverzüglich!“

Und der Marſchall puffte den Jeſuiten derb mit ſeinem Stiefel. Bei dieſer neuen Beſchimpfung richtete ſich der Pater von Aigrigny wieder auf, und ſprang empor, wie von einer Stahlfeder geſchnellt. Es war zu viel; mehr konnte er nicht ertragen. Außer ſich, blind vor Wuth, ſtürzte er zum Tiſche hin, auf dem der andere Degen lag, und rief zähneknirſchend aus: „Ah! Sie wollen Blut! Wohlan!... Blut... und das Ihrige, wenn ich kann...“ Und der Jeſuit, in der vollen Kraft des Alters, purpurrothen Geſichtes, mit ſeinen vor Haß funkelnden großen grauen Augen, fiel mit der Leichtigkeit und Gewandtheit eines Fechters aus.

„Endlich!“ rief der Marſchall aus, indem er ſich anſchickte, den Degen zu kreuzen.

Aber die Erwägung dämpfte noch einmal den Ungeſtüm des Paters von Aigrigny; er bedachte von Neuem, daß dieſes gewagte Duell Rodin's Wünſche krönen würde, deſſen Geſchick er in ſeinen Händen hielt, den nun er ſeinerſeits vernichten wollte, und vielleicht mehr noch verabſcheute, als den Marſchall; daher, ungeachtet der in ihm ſtürmenden Wuth, ungeachtet ſeiner geheimen Hoffnung, als Sieger aus dieſem Kampfe hervorzugehen, denn er fühlte ſich voll Kraft und Geſundheit, während gräßliche Kümmerniſſe den Marſchall Simon ausgezehrt hatten, gelang es dem Jeſuiten, ſich zu beſänftigen, und zum großen Erſtaunen des Marſchalls ſenkte er die Spitze ſeines Degens, indem er ſagte: „Ich bin ein Diener des Herrn; ich darf kein Blut vergießen. Dießmal verzeihe mir noch meine Aufwallung, Gott, und verzeihe auch jenen von meinen Brüdern, der meinen Zorn gereizt hat.“

Indem er dann alſogleich die Degenklinge unter ſeinen Hacken ſchob, zog er den Griff raſch an ſich, ſo daß die Waffe in zwei Stücke zerbrach. Es war alſo kein Duell mehr möglich. Der Pater von Aigrigny verſetzte ſich ſomit ſelbſt in die Unmöglichkeit, einem neuen Aufbrauſen nachzugeben, deſſen nahes Bevorſtehen und Gefahr er fühlte.

Der Marſchall Simon ſtand einen Augenblick vor Ueberraſchung und Entrüſtung ſtumm und regungslos da; denn auch er ſah, daß nun das Duell unmöglich ſey; aber plötzlich, dem Jeſuiten nachahmend, ſchob der Marſchall, wie jener, die Klinge ſeines Degens unter ſeinen Haken, und brach ſie etwa zur Hälfte ab, wie der Degen des Paters von Aigrigny war zerbrochen worden, dann das ſpitzige, ungefähr achtzehn Zoll lange abgebrochene Trumm aufraffend, nahm er ſeine ſchwarzſeidene Cravate ab, wickelte ſie um dieſes Stück auf deſſen Bruchſeite, improviſirte ſo einen Griff, und ſagte zum Vater von Aigrigny: „Es gilt der Dolch ...“

Ueber ſo große Kaltblütigkeit, über ſo große Erbitterung erſchrocken, rief der Vater von Aigrigny aus: „Aber dieß iſt doch die Hölle! ...“

„Nein, es iſt ein Vater, deſſen Kinder man getödtet hat,“ erwiederte der Marſchall mit dumpfer Stimme, ſeinen Dolch feſt mit der Hand faſſend, und eine flüchtige Thräne benetzte ſeine Augen, die alſogleich glühend und wild wurden.

Der Jeſuit erlauerte dieſe Thräne ... Es lag in dieſem Gemiſche von rachſüchtigem Haſſe und väterlichem Schmerze etwas ſo Schreckliches, ſo Heiliges, ſo Drohendes, daß der Vater von Aigrigny zum erſtenmale von einem Gefühle der Furcht befallen wurde ... feiger unwürdiger Furcht, von der Furcht für ſeine Haut ... So lang' es ſich um einen Kampf mit dem Degen gehandelt hatte, worin die Liſt, die Gewandheit und Erfahrung ſo mächtige Bundesgenoſſen des Muthes ſind, brauchte er bloß die Ausbrüche ſeiner Wuth und ſeines Haſſes zu unterdrücken; aber von dieſem Kampfe Leib an Leib, Aug' in Auge, Herz gegen Herz, erbebte er einen Augenblick, erblaßte, und rief aus: Eine Schlächterei mit Meſſerſtichen . . . niemals.“

Die Stimme, die Phyſiognomie des Jeſuiten verkündeten dergeſtalt ſeinen Schrecken, daß der Marſchall darüber beſtürzt wurde, und ängſtlich ausrief, da er befürchtete, ſeine Rache möchte ihm entgehen: „Aber iſt er denn nicht wahrhaft feige? Dieſer Elende hatte alſo nur den Muth der Fechtkunſt, oder des Stolzes, dieſer elende Renegat, dieſer Verräther an ſeinem Vaterlande, den ich beohrfeigt, gepufft habe: denn ich habe Sie beohrfeigt... Marquis von altem Schrot und Korn! Ich habe ſie gepufft... Marquis von altem Stamme! Sie, der Schandfleck Ihres Hauſes, der Schandfleck aller braven, alten oder neuen Edelleute... Ah! nicht aus Heuchelei oder Berechnung, wie ich glaubte, verweigern Sie, ſich zu ſchlagen, es geſchieht aus Furcht. Ah! Sie bedürfen des Kriegsgetöſes, oder der Blicke der Zeugen eines Duells, um Muth zu bekommen."

„Mein Herr, nehmen Sie ſich in Acht," verſetzte der Vater von Aigrigny mit geklemmten Zähnen und ſtammelnd; denn bei dieſen vernichtenden Worten vergaß er aus Wuth und Haß ſeine Furcht.

„Ich muß Dir alſo in's Geſicht ſpeien, um das bischen Blut hinein zu treiben, das Dir in Deinen Adern bleibt!" rief der Marſchall erbittert aus.

„O! das iſt zu viel! das iſt zu viel!" erwiederte der Jeſuit, und ſtürzte auf das ſcharfe Klingenſtück, das zu ſeinen Füſſen lag, wiederholend: „Das iſt zu viel!"

„Das iſt nicht genug," ſagte der Marſchall mit keuchender Stimme, „da, Judas!..." Und er ſpie ihm in's Geſicht. „Und wenn Du Dich jetzt nicht ſchlägſt," fügte der Marſchall bei, „ſo ſchlag' ich Dich mit Stuhlhieben todt, infamer Kindermörder..."

Der Vater von Aigrigny, dieſe höchſte Beſchimpfung empfangend, die ein ſchon Beſchimpfter erhalten kann, verlor den Kopf, vergaß ſeine Intereſſen, ſeine Entſchlüſſe, ſeine Furcht, vergaß ſogar Rodin; ein zügelloſer Rachedurſt war Alles, was er empfand; dann, einmal ſein Muth zurückgekehrt, anſtatt dieſen Kampf zu fürchten, wünſchte er ſich Glück dazu, indem er ſeine kräftige Schulterbreite mit der Magerkeit des von Gram faſt erſchöpften Marſchalls verglich; denn in einem ſolchen Kampfe, in einem brutalen, wilden Kampfe, Leib an Leib, gewährt die phyſiſche Kraft einen unermeßlichen Vortheil. In einem Augenblicke hatte der Vater von Aigrigny ſein Taſchentuch um die aufgehobene Degenklinge gewickelt, und er ſtürzte auf den Marſchall Simon, der den Anprall unerſchrocken empfing.

Während der kurzen Dauer dieſes ungleichen Kampfes, denn der Marſchall litt ſeit einigen Tagen an einem Zehrfieber, das ſeine Kräfte unterwühlt hatte, ſprachen die beiden ſtummen, erbitterten Gegner kein Wort, ſtießen keinen Schrei aus. Irgend einem Zeugen dieſer furchtbaren Scene wäre es zu ſagen unmöglich geweſen, wo und wie die Stöſſe fielen: er hätte zwei ſchreckliche, bleifarbene, convulſiviſche Köpfe ſich neigen, ſich wieder aufrichten, oder ſich zurücklehnen geſehen, je nach den Umſtänden des Kampfes, Arme ſtarr werden, wie Eiſenſtangen, oder ſich krümmen, wie Schlangen, und dann durch die haſtigen wellenförmigen Bewegungen des blauen Ueberrockes des Marſchalls, und des ſchwarzen Prieſterrockes des Jeſuiten, bisweilen einen raſchen Stahlblitz leuchten und wiederleuchten; er hätte endlich ein dumpfes, ruckweiſes Strampeln, oder von Zeit zu Zeit ein geräuſchvolles Athemholen gehört.

Nach höchſtens zwei Minuten ſtürzten die beiden Gegner zu Boden, und wälzten ſich übereinander. Dem Einen von Beiden, dem Pater von Aigrigny, gelang es durch eine heftige Anſtrengung, ſich von den ihn umklammernden Armen loszumachen, und ſich aufzuknieen. Seine erſchlafften Arme ſanken herab, dann murmelte die ſterbende Stimme des Marſchalls dieſe Worte: „Meine Kinder!.. Dagobert!...“

„Ich habe ihn getödtet,“ ſagte der Pater von Aigrigny mit ſchwach werdender Stimme; „aber ... ich fühle es... ich bin tödtlich verwundet...“ Und mit der einen Hand ſich auf den Boden ſtützend, fuhr der Jeſuit mit der andern Hand an ſeine Bruſt. Sein Prieſterrock war von Stichen zerfetzt; da aber die Klingen, ſogenannte Ablenklingen, deren ſie ſich bei dem Kampfe bedienten, dreieckig und ſehr ſcharf waren, reſorbirte ſich das Blut inwendig, anſtatt ſich nach Auſſen zu ergießen.

„O! ich ſterbe... ich erſticke,“ ſagte der Pater von Aigrigny, deſſen entſtellte Züge bereits das Nahen des Todes verkündeten.

In dieſem Augenblicke drehte ſich der Schlüſſel im Schloſſe zweimal mit einem dumpfen Geräuſche: Rodin erſchien auf der Thürſchwelle, und ſteckte den Kopf voran, mit demüthiger Stimme und discreter Miene ſagend: „Darf man eintreten?“

Bei dieſer ſchrecklichen Ironie machte der Pater von Aigrigny eine Bewegung, um auf Rodin zu ſtürzen; aber er ſank auf eine von ſeinen Händen zurück, indem er einen dumpfen Seufzer ausſtieß: das Blut benahm ihm Athem und Sprache.

„Ah! Ungeheuer der Hölle,“ murmelte er, auf Rodin einen entſetzlichen Blick der Wuth und des Todeskampfes werfend. — „Du biſt Schuld an meinem Tode...“

„Ich hatte Ihnen immer geſagt, mein liebſter Vater, daß Ihr alter Schlachtenſauerteig Ihnen verderblich würde,“ antwortete Rodin mit einem gräßlichen Lächeln. „Vor wenigen Tagen noch hab' ich Sie gewarnt, indem ich Ihnen anempfahl, ſich von dem Haudegen ruhig beohrfeigen zu laſſen... der gar nichts mehr zuſammenhauen wird... und das iſt wohl gethan: weil zuvörderſt, wer das Schwert zieht... durch das Schwert umkommt, — ſagt die heilige Schrift. — Und dann ferner erbte der Marſchall Simon von ſeinen Kindern. Sehen Sie... unter uns... was ſollte ich machen, mein liebſter Vater? Ich mußte Sie wohl dem gemeinſamen Intereſſe opfern, um ſo mehr, als mir bekannt war, was Sie mir auf morgen aufhoben. Nun aber überraſcht man mich nicht unvermuthet.“

„Bevor ich ſterbe,“ ſagte der Pater von Aigrigny mit ſchwächer gewordener Stimme, „werde ich Sie entlarven..."

„O! mit nichten," ſagte Rodin den Kopf mit liſtiger Miene ſchüttelnd, — „mit nichten... ich ſelbſt werde Sie Beicht hören, wenn es Ihnen beliebt..."

„O dieß erſchreckt mich," murmelte der Pater von Aigrigny, deſſen Augenlieder ſchwer wurden, „möge Gott Erbarmen mit mir haben, wenn es nicht zu ſpät iſt... Ach! der wichtige Augenblick iſt da... ich bin ein großer Sünder..."

„Und vorzüglich ein großer Dummkopf," ſagte Rodin, die Achſeln zuckend, und den Todeskampf ſeines Mitſchuldigen mit kalter Verachtung betrachtend.

Der Pater von Aigrigny hatte nur noch einige Minuten zu leben; Rodin bemerkte es, und ſagte bei ſich: „Es iſt Zeit, um Hülfe zu rufen."

Dieß that der Jeſuit, indem er mit erſchrockener, verwirrter, beunruhigter Miene in den Hof des Hauſes eilte. Auf ſein Schreien lief man herbei. Wie er es geſagt hatte, Rodin verließ den Pater von Aigrigny nicht, bis dieſer den letzten Seufzer ausgehaucht hatte.

Am Abende, allein im Hintergrunde ſeines Zimmers, bei dem Schimmer einer kleinen Lampe, war Rodin in eine Art von entzückter Betrachtung vor dem das Portrait Sixtus V. darſtellenden Bilde verſunken. Die große Hausuhr ſchlug langſam Mitternacht. Als der letzte Schlag gedröhnt hatte, richtete ſich Rodin in der ganzen wilden Majeſtät ſeines hölliſchen Triumphes empor, und rief aus:

„Wir haben den 1. Juni… es gibt keinen Rennevont mehr!!… Es dünkt mir, die Uhr der St. Peterskirche in Rom ſchlagen zu hören!…"

Achtzehntes Kapitel.

Eine Botſchaft.

Während Rodin bei der Betrachtung des Bildniſſes Sixtus V. in eine ehrſüchtige Seelenentrückung verſunken blieb, hatte der gute kleine Pater Caboccini, deſſen heiſſe und ungeſtüme Umarmungen Rodin's Ungeduld ſo ſehr erregten, geheimnißvoll Faringhea beſucht, und, ein Bruchſtück von einem Crucifixe von Elfenbein ihm überreichend, mit ſeiner gewöhnlichen Miene von Gutmüthigkeit und Schäkerei, dieſe einzigen Worte zu ihm geſagt: „Seine Eminenz, der Cardinal Malipieri, hat mich bei meiner Abreiſe von Rom beauftragt, Ihnen dieß zu übergeben, erſt heute, den 31. Mai."

Der Meſtize, mit Rührung wenig vertraut, ſchauderte doch haſtig, faſt mit Schmerz; ſein Geſicht verdüſterte ſich, und auf den kleinen einäugigen Pater einen durchdringenden Blick heftend, antwortete er: „Sie müſſen mir noch einige Worte ſagen."

„Es iſt wahr, —" erwiederte der Pater Caboccini, dieſe Worte ſind: „Oft iſt es vom Becher bis zu den Lippen, weit."

„Gut,“ ſagte der Meſtize. Und einen tiefen Seufzer ausſtoſſend, näherte er das Bruchſtück des Crucifixes von Elfenbein dem Bruchſtücke, das er bereits beſaß; Alles paßte vortrefflich.

Der Pater Caboccini ſchaute ſeinem Thun neugierig zu; denn der Cardinal hatte ihm nichts Anderes geſagt, als dieſes Stück Elfenbein Faringhea einzuhändigen, und ihm die vorſtehenden Worte zu wiederholen, um die Giltigkeit ſeiner Miſſion nachzuweiſen; der hochwürdige Pater, ziemlich geſpannt, ſagte zum Meſtizen: „Und was ſollen Sie mit dieſem nun vollſtändigen Crucifixe machen?“

„Nichts,“ verſetzte Faringhea, immer in peinliches Nachſinnen vertieft.

„Nichts?“ entgegnete der hochwürdige Pater erſtaunt. „Aber wozu mußt' ich es Ihnen ſo weit her bringen?

Ohne dieſe neugierige Frage zu befriedigen, antwortete ihm der Meſtize: „Zu welcher Stunde begiebt ſich morgen der hochwürdige Pater Rodin in die Straße Saint-François?“

„Sehr früh.“

„Wird er vor dem Fortgehen die Capelle beſuchen, um zu beten?“

„Ja, nach der Gewohnheit von uns hochwürdigen Paters allen.“

„Sie ſchlafen in ſeiner Nähe?“

„Als ſein Socius bewohne ich ein Zimmer, das an das ſeinige ſtößt.“

„Es könnte ſich ereignen,“ ſagte Faringhea nach einer Pauſe des Schweigens, „daß der hochwürdige Pater, von den wichtigen Intereſſen in Anſpruch genommen, die ihn beſchäftigen, in die Capelle zu gehen vergäße. Erinnern Sie ihn an dieſe fromme Pflicht.“

„Ich werde es nicht unterlaſſen.“

„Nein, unterlaſſen Sie es nicht,“ fügte Faringhea dringend bei.

„Seyen Sie ruhig,“ verſetzte der gute kleine Pater, „ich ſehe, daß Sie ſich für ſein Seelenheil intereſſiren.“

„Sehr . . .“

„Dieſe Sorge iſt löblich; fahren Sie ſo fort, und Sie werden einſt unſerer Geſellſchaft völlig angehören können,“ ſagte der Pater Caboccini liebreich.

„Ich bin nur erſt ein armes, mithelfendes, affiliirtes Mitglied,“ erwiederte Faringhea demüthig; „aber Niemand hat mehr, als ich, Seele, Leib, Geiſt, der Geſellſchaft hingegeben,“ ſagte der Meſtize mit heimlicher Exaltation. „Bohwanie iſt nichts neben ihr . . .“

„Bohwanie! Was iſt dieß, mein guter Freund?“

„Bohwanie macht Leichen, die verfaulen, und die heilige Geſellſchaft, macht Leichen, welche geben . . .“

„Ah! ja... Perinde ac cadaver; *) dieß iſt das letzte Wort unſers großen heiligen Ignaz von Loyola; aber was iſt Bohwanie?“

„Bohwanie verhält ſich zur heiligen Geſellſchaft, wie das Kind zum Manne,“ antwortete der Meſtize, immer exaltirter. „Ehre der Geſellſchaft!! Ehre!! Wäre mein

---

*) „Wie eine Leiche.“ D. Ueb.

Vater ihr Feind, ich würde meinen Vater tödten. Wäre der Mann, deſſen Genie mir am meiſten Bewunderung, Ehrfurcht und Schrecken einflößen würde, ihr Feind, ich würde dieſen Mann tödten, ungeachtet der Bewunderung, der Ehrfurcht und des Schreckens, von ihm mir eingeflößt," ſagte der Meſtize mit Anſtrengung; dann fügte er, nach einem Momente des Schweigens, hinzu, dem Pater Caboccini gerade in's Geſicht ſchauend: „Ich ſpreche ſo, damit Sie dieſe Worte dem Cardinale Malipieri hinterbringen, und ihn bitten, ſie zu berichten... dem..." Faringhea hielt plötzlich inne.

„Wem ſoll der Cardinal Ihre Worte berichten?"

„Er weiß es," antwortete der Meſtize haſtig. „Guten Abend!"

„Guten Abend, mein guter Freund! ich kann Sie wegen Ihrer Geſinnungen für unſere Geſellſchaft nur loben. Ach! ſie bedarf energiſcher Vertheidiger, denn es ſchleichen ſich, ſagt man, Verräther in ihren Schooß ein . . ."

„Vorzüglich mit dieſen," verſetzte Faringhea, „muß man kein Erbarmen haben . . ."

„Kein Erbarmen... —," ſagte der gute kleine Vater... wir verſtehen uns."

„Vielleicht," entgegnete der Meſtize; „vergeſſen Sie ja nicht, den hochwürdigen Pater Rodin zu erinnern, vor dem Ausgehen die Capelle zu beſuchen."

„Ich werde es nicht unterlaſſen, —" erwiederte der hochwürdige Vater Caboccini.

Und die zwei Männer trennten ſich. Heimgekommen erfuhr der Pater Caboccini, daß ein in derſelben Nacht aus Rom eingetroffener Courier, Depeſchen für Rodin überbracht hatte.

Neunzehntes Kapitel.

Der 1. Juni.

Die Hauscapelle der hochwürdigen Paters in der Straße Baugirard war anziehend und lieblich; große farbige Fenſterſcheiben verbreiteten darin ein geheimnißvolles Zwielicht; der Altar ſtrahlte blendend von Vergoldung und vergoldetem Silber; an der Thüre dieſer kleinen Kirche, unter den Steinſchichten des Orgelgehäuſes, in einer dunklen Vertiefung, ſtand ein weiter, reich aus Marmor gemeißelter Weihwaſſerkeſſel. Neben dieſem Weihwaſſerkeſſel, in einer finſteren Ecke, kaum zu gewahren, kniete Faringhea am 1. Juni am frühen Morgen nieder, ſobald die Thüren der Capelle geöffnet waren.

Der Meſtize war ſehr traurig; von Zeit zu Zeit ſchauderte er, und ſeufzte, wie wenn er die Aufregungen eines heftigen inneren Kampfes bewältiget hätte; dieſe wilde, unbändige Seele, von der fixen Idee des Geiſtes des Böſen und der Zerſtörung durchdrungen, empfand, was man vielleicht errathen hat, eine innige Bewunderung für Rodin, der eine Art magnetiſcher Bezauberung auf ihn ausübte; der Meſtize, ein wildes Thier mit Intelligenz und menſchlichem Antlitze, erblickte in Rodin's hölliſchem Genie etwas Uebermenſchliches. Und Rodin, zu ſcharfſichtig, um nicht der wilden Ergebenheit jenes Elenden gewiß zu ſeyn, hatte ſich ſeiner, wie man geſehen, mit Erfolg bedient, um das tragiſche Ende der Liebe Adrianens und Djalma's herbeizuführen. Was Faringhea's Bewunderung zu einem unglaublichen Grade aufſtachelte, war das, was er von der Geſellſchaft Jeſu kannte oder begriff. Dieſe unermeßliche, verborgene Gewalt, welche durch ihre unterirdiſchen Verzweigungen die Welt unterwühlte, und durch teufliſche Mittel ihren Zweck erreichte, hatte den Meſtizen mit einem wilden Enthuſiasmus erfüllt. Und wenn irgend etwas auf der Welt ſeine fanatiſche Bewunderung für Rodin übertraf, ſo war's ſeine blinde Hingebung für die Geſellſchaft des Ignatius von Loyola, welche Leichen machte, die gehen, wie der Meſtize ſagte.

Faringhea, im Dunkel der Capelle verborgen, war alſo in tiefes Nachſinnen verſunken, als Schritte ſich vernehmen ließen; bald erſchien Rodin, von ſeinem Socius begleitet, dem guten, kleinen, einäugigen Pater. Sey's Gedankenfülle, ſey's, weil die Schlagſchatten des Orgelgehäuſes ihm nicht geſtattet hatten, den Meſtizen zu ſehen, tauchte Rodin ſeine Finger in den Weihwaſſerkeſſel, neben welchem Faringhea kauerte, ohne dieſen zu gewahren, der regungslos wie eine Statue blieb, indem er einen eiſigen Schweiß über ſeine Stirne rieſeln fühlte, ſo ſtark war ſeine Gemüthsbewegung. Rodin's Gebet war kurz, man begreift es; er hatte Eile, ſich in die Straße Saint-François zu begeben. Nachdem er, ſo wie der Pater Caboccini, einige Augenblicke lang gekniet hatte, ſtand er auf, verbeugte ſich ehrfurchtvollſt vor dem Chore, und wendete ſich der Ausgangsthüre zu, in der Entfernung einiger Schritte von ſeinem Socius gefolgt.

In dem Momente, da Rodin ſich dem Weihwaſſerkeſſel näherte, bemerkte er den Meſtizen, deſſen hohe Geſtalt von dem Halbſchatten ſich ſcharf abhob, worin er bis jetzt geblieben war; ein wenig vortretend, verbeugte ſich der Meſtize ehrerbietig vor Rodin, der ganz leiſe und mit gedankenvoller Miene zu ihm ſagte: „Bald, in zwei Stunden ... bei mir.“

Dieß ſagend, ſtreckte Rodin den Arm aus, um ſeine Hand in den Weihwaſſerkeſſel zu tauchen; aber Faringhea erſparte ihm dieſe Mühe, indem er ihm raſch den Weihwedel reichte, der gewöhnlich im Weihwaſſer lag.

Zwiſchen ſeinen ſchmutzigen Fingern die befeuchteten Häärchen des Weihwedels drückend, den der Meſtize beim Stiele hielt, durchnäßte Rodin genügend ſeinen Zeigefinger und Daumen, fuhr damit an ſeine Stirne, auf die er, wie gebräuchlich, das Zeichen eines Kreuzes machte, und ging dann fort, die Thüre der Capelle öffnend, nachdem er ſich umgewendet hatte, um zu Faringhea wiederholt zu ſagen: „Um zwei Uhr bei mir.“

In der Meinung, gelegentlich den Weihwedel benützen zu können, welchen Faringhea, regungslos, entſetzt, immer noch in der Hand hielt, ſtreckte der Vater Caboccini die Finger aus, als der Meſtize, der vielleicht ſeine Höflichkeit auf Rodin beſchränken wollte, den Weihwedel ſchnell zurückzog; der Vater Caboccini, in ſeiner Erwartung getäuſcht, folgte eilig Rodin, den er, vorzüglich an dieſem Tage, keinen Augenblick aus dem Geſichte verlieren durfte, und ſtieg mit ihm in einen Fiakerwagen, der ſie in die Straße Saint-François führte.

Es iſt unmöglich, den Blick zu ſchildern, welchen der Meſtize in dem Momente auf Rodin geworfen hatte, als dieſer die Capelle verließ. In dem heiligen Orte allein geblieben, brach Faringhea in ſich ſelbſt zuſammen, und ſank auf die Steinplatten hin, halb knieend, halb gekauert, ſein Geſicht mit ſeinen Händen verhüllend.

In dem Maße, als der Wagen ſich dem Quartiere Marais näherte, wo das Haus von Marius von Rennepont geſtanden hatte, las man die fieberhafte Aufregung, die verzehrende Ungeduld des Triumphes in Rodin's Phyſiognomie; einigemale las er wieder und ordnete, ſein Portefeuille öffnend, die verſchiedenen Actenſtücke oder Notifikationen von den Todesfällen der Mitglieder der Familie Rennepont; bisweilen näherte er den Kopf ängſtlich dem Kutſchenſchlage, wie wenn er den langſamen Gang des Wagens hätte beſchleunigen wollen. Der gute kleine Vater, ſein Socius, wendete ſeinen Blik nicht von ihm ab; dieſer Blick hatte einen eben ſo tückiſchen als unheimlichen Ausdruck. Endlich fuhr der Wagen in die Straße Saint-François, und hielt vor dem eiſenbeſchlagenen Thore des alten, vor Kurzem ſeit anderthalb Jahrhunderten verſchloſſenen Hauſes. Rodin ſprang leicht aus dem Fiakerwagen, wie ein junger Mann, und ſtieß heftig an die Thüre, während der Pater Caboccini, minder flink, vorſichtiger ausſtieg. Niemand antwortete auf die wiederhallenden Hammerſchläge, welche Rodin gethan hatte. Vor Angſt bebend, klopfte er wieder; dießmal, aufmerkſam lauſchend, hörte er langſame und ſchleppende Schritte ſich nähern; aber ſie hörten in geringer Entfernung vom Thore auf, welches ſich nicht öffnete.

„Das heißt auf glühenden Kohlen ſtehen," ſagte Rodin, denn ſeine glühende Bruſt ſchien ihm vor Angſt auszudörren. Nachdem er von Neuem heftig gepocht hatte, begann er, nach ſeiner Gewohnheit, an ſeinen Nägeln zu nagen.

Plötzlich drehte ſich das Hofthor in ſeinen Angeln; Samuel, der jüdiſche Wächter, erſchien unter der Halle. Die Züge des Greiſes drückten einen bitteren Schmerz aus; auf ſeinen ehrwürdigen Wangen ſah man noch die Spuren friſcher Thränen, welche ſeine greiſen und zitternden Hände ſo eben getrocknet hatten, als er Rodin aufſchloß.

„Wer ſind Sie, meine Herren?" ſagte Samuel zu Rodin.

„Ich bin der mit Vollmachten und Befugniſſen verſehene Mandatar des Abbé Gabriel, des einzigen lebenden Erben der Familie Rennepont,“ antwortete Rodin mit beſchleunigter Stimme. „Dieſer Herr iſt mein Sekretär,“ fügte er bei, mit einer Geberde den Pater Caboccini bezeichnend, der ſich verbeugte.

Nach einem aufmerkſamen Blicke auf Rodin, verſetzte Samuel: „In der That, ich erkenne Sie wieder. Wollen Sie mir gefälligſt folgen, mein Herr.“

Und der alte Wächter ging auf das Gebäude des Gartens zu, indem er den beiden hochwürdigen Paters ein Zeichen gab, ihm zu folgen.

„Dieſer verwünſchte Alte hat mich ſo erzürnt, indem er mich am Thore warten ließ,“ ſagte Rodin ganz leiſe zu ſeinem Socius, „daß ich, glaub' ich, das Fieber davon habe. Meine Lippen und meine Kehle ſind trocken und brennend, wie am Feuer zuſammengeſchrumpftes Pergament.“

„Wollen Sie nichts zu ſich nehmen, mein guter Vater, mein lieber Vater? Wenn Sie ein Glas Waſſer von dieſem Manne begehrten?“ rief der kleine Einäugige mit der zärtlichſten Sorgfalt aus.

„Nein, nein,“ antwortete Rodin, „es iſt nichts ... Die Ungeduld verzehrt mich, das iſt ganz einfach.“

Bleich und höchſt betrübt ſtand Bathſeba, Samuels Weib, an der Thüre der Behauſung, welche ſie mit ihrem Manne bewohnte, und die auf das Gewölbe des Thorweges ging; als der Iſraelit bei ſeinem Weibe vorüberging, ſagte er auf Hebräiſch zu ihr: „Und die Vorhänge des Trauergemaches?"

„Sind geſchloſſen . . ."

„Und das eiſerne Käſtchen?"

„Iſt hergerichtet," entgegnete Bathſeba, gleichfalls Hebräiſch.

Nachdem ſie dieſe, für Rodin und den Pater Caboccini völlig unverſtändlichen Worte geſprochen hatten, wechſelten Samuel und Bathſeba, ungeachtet der Troſtloſigkeit, die man in ihren Zügen las, eine Art ſonderbaren und unheimlichen Lächelns. Bald ſtieg Samuel, den beiden hochwürdigen Paters vorangehend, die Freitreppe hinauf, und trat in die Hausflur, wo eine Lampe brannte; Rodin, mit einem vortrefflichen Ortsſinne begabt, wendete ſich gegen den rothen Salon, worin die erſte Zuſammenberufung der Erben Statt gefunden hatte, als Samuel ihn ſtellte, und zu ihm ſagte: „Nicht dahin müſſen Sie gehen." Dann nahm er die Lampe, und ſchritt einer dunklen Treppe zu: denn die zugemauerten Fenſter waren nicht wieder aufgebrochen worden.

„Aber," ſagte Rodin, „das letztemal hatte man ſich im Salon des Erdgeſchoſſes verſammelt..."

„Heute... verſammelt man ſich oben," antwortete Samuel. Und er begann langſam die Treppe hinaufzuſteigen.

„Wohin?... hinauf?..." ſagte Rodin ihm folgend.

„In den Trauerſaal," verſetzte der Iſraelit . . .

„Was iſt der Trauerſaal?“ erwiederte Rodin, ziemlich beſtürzt.

„Ein Ort der Thränen und des Todes . . .“ ſagte der Iſraelit. Und er ſtieg immer durch das Dunkel dahin, welches zunahm; denn die Lampe zerſtreute es kaum.

„Aber,“ ſagte Rodin, immer beſtürzter, und plötzlich ſtille ſtehend, „warum gehen wir an dieſen Ort?“

„Das Geld iſt dort!“ antwortete Samuel. Und er ſtieg immer fort.

„Das Geld iſt dort? Das iſt etwas Anderes,“ erwiederte Rodin, Und er beeilte ſich, die wenigen Stufen wieder zu gewinnen, die er während ſeines Stilleſtehens verloren hatte. Samuel ſtieg hinauf . . . ſtieg immer hinauf. Als die beiden Jeſuiten eine gewiſſe Höhe erreicht hatten, und die Treppe plötzlich eine Beuge machte, ſchienen ſie bei dem bleichen Lichte der kleinen Lampe, und in dem zwiſchen der eiſernen Baluſtrade und der Treppenrundung leer gelaſſenen Raume, das Profil des alten Iſraeliten zu gewahren, der, ſie beherrſchend, die Treppe emporklimmte, indem er ſich mühſam am Eiſengeländer forthalf.

Rodin war über den Ausdruck der Phyſiognomie Samuels betroffen; ſeine ſchwarzen, gewöhnlich ſanften, und durch das Alter verſchleierten Augen, leuchteten mit lebhaftem Glanze. Seine Züge, die immer das Gepräge der Traurigkeit, der Intelligenz und Güte trugen, ſchienen ſich zu krampfen, zu verhärten, und mit ſeinen dünnen Lippen lächelte er auf eine ſeltſame Weiſe.

„Es iſt nicht übermäßig hoch,“ ſagte Rodin ganz leiſe zum Pater Caboccini, „und doch ſind meine Füſſe wie zerſchlagen; ich bin ganz athemlos, und meine Schläfen toben.“

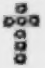
Wirklich keuchte Rodin mühſam; ſein Athmen war erſchwert; auf dieſe Anvertrauung, antwortete der gute kleine Pater Caboccini, ſonſt immer voll zärtlicher Sorgfalt für ſeinen Gefährten, nicht; er ſchien ſehr nachſinnend. „Werden wir bald ankommen?“ ſagte Rodin zu Samuel mit ungeduldiger Stimme.

„Wir ſind da,“ antwortete Samuel.

„Endlich! es iſt ſehr glücklich,“ ſagte Rodin.

„Sehr glücklich,“ antwortete der Iſraelit. Und einen Corridor entlang ſchreitend, wohin er Rodin vorausgegangen war, zeigte er mit der Hand, in welcher er die Lampe hielt, auf eine große Thüre, aus der eine ſchwache Helle brach.

Rodin, ungeachtet ſeiner ſteigenden Beſtürzung, trat entſchloſſen ein, von Pater Caboccini und Samuel gefolgt. Das Gemach, worin ſich nun dieſe drei Perſonen befanden, war ſehr geräumig: es konnte nur von einem viereckigen Belvedere Licht erhalten; aber die Scheiben der vier Seiten dieſer Art von Laterne, verſchwanden unter Bleiplatten, von denen jede von ſieben das Kreuz bildenden Oeffnungen durchbrochen war:



Daher, weil das Tageslicht nur durch die punktirten Kreuze in dieſes Zimmer gelangte, wäre ohne eine Lampe, die auf einem großen und maſſiven, an eine von den Wänden geſtützten Konſoltiſche von ſchwarzem Marmor brannte, die Finſterniß vollſtändig geweſen. Man hätte meinen ſollen, es ſey ein Leichengemach; überall ſah man nur ſchwarze Draperien oder Vorhänge mit weißen Franſen. Man erblickte kein anderes Möbel, als den marmorenen Konſoltiſch, von dem wir geſprochen haben. Auf dieſem Konſoltiſche lag ein Käſtchen von geſchmiedetem Eiſen aus dem ſiebenzehnten Jahrhunderte, bewundernswürdig durchbrochen gearbeitet, eine wahre Stahlſpitze.

Samuel wendete ſich zu Rodin, der, die Stirne mit ſeinem ſchmutzigen Taſchentuche trocknend, ſehr betroffen, aber durchaus nicht erſchrocken, um ſich her ſchaute, und ſagte zu ihm: „Die Willensmeinungen des Teſtators, wie wunderlich ſie ſcheinen mögen, ſind heilig für mich, ich werde ſie alſo alle erfüllen, wenn es Ihnen recht iſt.“

„Nichts Billigeres,“ erwiederte Rodin; „aber was werden wir hier thun?“

„Sie werden es ſogleich erfahren, mein Herr . . . Sie ſind der Bevollmächtigte des einzigen noch lebenden Erben der Familie Rennepont, des Herrn-Abbé Gabriel von Rennepont?“

„Ja, mein Herr, und hier ſind meine Rechtstitel,“ antwortete Rodin.

„Um Zeit zu ſparen,“ fuhr Samuel fort, „will ich, in Erwartung der Ankunft des Notars, in Ihrer Gegenwart das Inventar der die Rennepont'ſche Erbſchaft betragenden, in dieſem eiſernen Käſtchen verſchloſſenen Werthe entwerfen, die ich heute aus der Bank von Frankreich zurückgezogen habe.“

„Die Werthe ſind da;“ rief Rodin mit einer glühenden Stimme aus, auf das Käſtchen ſtürzend.

„Ja, mein Herr,“ antwortete Samuel; „hier iſt mein Sortenzettel; Ihr Herr Sekretär wird den Aufruf der Werthe machen, ich werde Ihnen die davon Benannten nach der Reihe geben, Sie werden ſie prüfen, und ſie werden dann wieder in dieſes Käſtchen gelegt, das ich ihnen in Gegenwart des Notars zuſtellen werde.“

„Das iſt in jeder Beziehung vollkommen,“ ſagte Rodin.

Samuel reichte dem Pater Caboccini ein Notizbuch, ging zum Käſtchen, und ließ eine Springfeder ſpielen, welche Rodin nicht bemerken konnte; der ſchwere Deckel ſprang auf, und in dem Maße, als der Pater Cabboccini, den Sortenzettel leſend, einen Werth nannte, legte Samuel das Papier Rodin vor Augen, der es nach genauer Prüfung wieder dem alten Juden einhändigte. Dieſe Beglaubigung geſchah raſch; denn dieſe unermeßlichen Werthe beſtanden, wie man weiß, nur aus acht Titeln *) und aus einem Zuſchuſſe von fünfmalhundert-

---

*) Nämlich: Zwei Millionen 5 procentige franzöſiſche Renten, auf den Inhaber; 900.000 Fr. 3 procentige

tauſend Francs in Banknoten, aus fünfunddreißigtauſend Francs in Gold, und zweihundertfünfzig Francs in Silber; in Allem: Zweihundertzwölf Millionen einhundertfünfundſiebenzigtauſend Francs.

Als Rodin, nachdem er die letzte der fünfhunderttauſend Francs-Banknoten gezählt hatte, ſie dem Samuel zurückgebend, ſagte: „Richtig . . . in Allem: **Zweimalhundertzwölf Millionen einhundertfünfundſiebenzigtauſend Francs**, — befiel ihn eine Art von Erſtickung ohne Zweifel aus Freude, aus Glücksblendung; denn einen Augenblick ſtockte ſein Athem, ſeine Augen ſchloſſen ſich, und er war gezwungen, ſich auf den Arm des guten kleinen Paters Caboccini zu ſtützen, indem er mit veränderter Stimme zu ihm ſagte: „Das iſt ſonderbar ... ich glaubte

---

franzöſiſche Renten, gleichfalls auf den Inhaber; 5.000 Actien der Bank von Frankreich, auf den Inhaber; 3.000 Actien der Vier-Kanäle, auf den Inhaber; 125.000 Dukaten neapolitaniſche Renten, auf den Inhaber; 5.000 öſterreichiſche Metalliques, auf den Inhaber; 75.000 Pfund Sterling 3 procentige engliſche Renten, auf den Inhaber; 1.200.000 holländiſche Gulden, auf den Inhaber; 28.860.000 niederländiſche Gulden, auf den Inhaber.†) E. S.

†) Dieß wären neun Titel, ſtatt acht, wie der Herr Verfaſſer oben angiebt, der aus Verſehen am Schluſſe vorſtehender Note 1,200,000 und 28,860,000 holländiſche Gulden aufführte, ſtatt zu ſchreiben: 1,200,000 = 28,860,000. (Siehe Theil V. S. 24.) D. Ueb.

gegen Gemüthsbewegungen ſtärker zu ſeyn. Was ich fühle, iſt außerordentlich.“

Und die natürliche Bleifarbe des Jeſuiten nahm dergeſtalt zu, er wurde von ſo ruckweiſen convulſiviſchen Schaudern erfaßt, daß der Vater Caboccini, immer ihn ſtützend, ausrief: „Mein lieber Vater, kommen Sie wieder zu ſich; die Wonnetrunkenheit des glücklichen Erfolges, darf Sie nicht bis zu dieſem Grade berauſchen . . .“

Während der kleine Einäugige Rodin dieſen neuen Beweis ſeiner zärtlichen Sorgfalt gab, beſchäftigte ſich Samuel damit, dieſe Titel und Werthe wieder in das eiſerne Käſtchen zu legen.

Rodin, vermittelſt ſeiner unbändigen Energie, und der unſäglichen Freude, die er empfand, auf dem Punkte zu ſeyn, ein ſo eifrig verfolgtes Ziel zu erreichen, überwand dieſen Anfall von Schwäche, und ſagte, ruhig, ſtolz ſich wieder aufrichtend, zum Vater Caboccini: „Es iſt nichts; ich habe an der Cholera nicht ſterben wollen; noch weniger will ich am 1. Juni vor Freude ſterben.“

Und wirklich ſtrahlte des Jeſuiten Geſicht, obwohl furchtbar bleifarben, von Stolz und Kühnheit. Als der Vater Caboccini Rodin wieder völlig erholt ſah, ſchien er ſich, obgleich klein, fettleibig und einäugig, zu verwandeln; ſeine kurz zuvor ſo lächelnden Züge nahmen plötzlich einen ſo feſten, ſo harten, ſo gebieteriſchen Ausdruck an, daß Rodin bei ſeinem Anblicke einen

Schritt zurücktrat. Dann warf der Pater Caboccini, ein Papier aus ſeiner Taſche ziehend, das er ehrerbietig küßte, einen Blick äuſſerſter Strenge auf Rodin, und las Folgendes mit einer ſonoren und drohenden Stimme:

„Bei Empfang des gegenwärtigen Reſcripts wird „der hochwürdige Pater Rodin alle ſeine Vollmachten „dem hochwürdigen Pater Caboccini übergeben, der allein beauftragt bleiben wird, ſo wie der hochwürdige „Pater von Aigrigny, die Rennepont'ſche Erbſchaft in „Empfang zu nehmen, wenn Gott in ſeiner ewigen Gerechtigkeit will, daß dieſes, vormals unſerer Geſellſchaft „geraubte Vermögen uns wieder zukommen ſoll. Ferner wird bei Empfang des gegenwärtigen Reſcriptes „der hochwürdige Pater Rodin, von einem unſerer Paters überwacht, welchen der hochwürdige Pater Caboccini bezeichnen wird, in unſer Haus in der Stadt Laval gebracht, wo er, in eine Zelle gethan, in Abſonderung und unbedingter Klöſterlichkeit bis auf weiteren „Befehl verbleiben wird.“

Und der Pater Caboccini reichte Rodin das Reſcript, damit dieſer die Unterſchrift des Generals darin leſen konnte.

Samuel, voll Theilnahme an dieſer Scene, verließ das halbgeöffnete Käſtchen, und trat einige Schritte näher. Plözlich brach Rodin in ein lautes Gelächter aus, aber in ein unbeſchreibliches Freuden-, Verachtungs- und Triumphgelächter. Der Pater Caboccini ſchaute ihn mit einem erzürnten Blicke an, als Rodin, wieder ſich emporſtreckend, und gebieteriſcher, hochmüthiger, ſouverainer geringſchätzig als jemals, mit dem Rücken ſeiner ſchmutzigen Hand das Papier wegſchob, welches ihm der Pater Caboccini reichte, und zu ihm ſagte: „Von welchem Datum iſt dieſes Reſcript?“

„Vom 11. Mai...“ antwortete der Pater Caboccini verblüfft.

„Hier iſt ein Breve, das ich heute Nacht von Rom erhalten habe; es iſt vom 18. . . ., und meldet mir, daß ich zum Ordensgenerale ernannt worden bin. Leſen Sie . . .“

Der Pater Caboccini nahm das Papier, las, und blieb anfangs niedergedonnert ſtehen. Dann reichte er Rodin demüthig das Reſcript, ehrerbietig das Knie vor ihm beugend.

So war Rodin's erſte ehrſüchtige Abſicht erreicht. Trotz allem Verdachte, allem Mißtrauen, allem Haſſe von ihm bei der Partei erregt, deſſen Repräſentant und Oberhaupt der Cardinal Malipieri, war es Rodin, durch Gewandtheit, Liſt, Verwegenheit, Ueberredung, und insbeſondere wegen der hohen Idee, welche ſeine Anhänger in Rom von ſeiner ſeltenen Geſchicklichkeit hegten, doch gelungen, in Folge der Thätigkeit, der Intriguen ſeiner Selden, die Abſetzung ſeines Generals, und ſeine Erhebung auf dieſen eminenten Poſten zu bewirken. Nun aber brauchte Rodin, nach ſeinen Berechnungen, verbürgt durch die Millionen, in deren Beſitz er kommen ſollte, von dieſem Poſten auf den päpſtlichen Thron... nur einen Schritt zu thun.

Als ein ſtummer Zeuge dieſer Scene lächelte auch Samuel, mit einer Miene des Triumphes, als er das Käſtchen vermittelſt der ihm allein bekannten geheimen Feder verſchloß. Dieſes metalliſche Geräuſch rief Rodin von den Höhen einer zügelloſen Ehrſucht zu den Wirklichkeiten des Lebens zurück, und er ſagte zu Samuel mit kurzer Stimme: „Haben Sie gehört? Mir... mir allein dieſe Millionen.“

Und er ſtreckte ſeine ungeduldigen und gierigen Hände gegen die eiſerne Caſſe aus, wie um vor der Ankunft des Notars davon Beſitz zu nehmen. Aber nun verwandelte ſich auch Samuel; die Arme auf ſeiner Bruſt kreuzend, ſeine durch das hohe Alter gebeugte Geſtalt wieder aufrichtend, erſchien er impoſant, drohend, ſeine immer mehr funkelnden Augen ſchleuderten Zornesblitze und er rief mit einer feierlichen Stimme aus: „Dieſes Vermögen, anfangs ein geringfügiger Ueberreſt vom Erbe des edelſten Mannes, den die Complotte der Söhne Loyola's zum Selbſtmorde gezwungen haben... dieſes Vermögen, ein königliches geworden durch die heilige Redlichkeit von drei Generationen treuer Diener, wird nicht der Lohn der Lüge, der Heuchelei und des Mordes ſeyn. Nein, nein, in ſeiner ewigen Gerechtigkeit will es Gott nicht.“

„Was ſprechen Sie von Mord, mein Herr?“ fragte Rodin vermeſſen.

Samuel antwortete nicht; er ſtampfte mit dem Fuße, und ſtreckte langſam den Arm gegen den Hintergrund des Saales aus. Jetzt erblickten Rodin und der Pater Caboccini ein ſchreckliches Schauſpiel. Die Draperien, welche die Wände verhüllten, thaten ſich auseinander, wie wenn ſie einer unſichtbaren Hand gewichen wären.

Umhergereiht in einer Art von Todtengruft, welche von dem düſteren und bläulichen Schimmer einer ſilbernen Lampe erleuchtet war, lagen ſechs Leichen auf ſchwarzen Draperien und mit langen, ſchwarzen Gewändern angethan. Dieß waren: Jacques Rennepont, François Hardy, Roſe und Blanche Simon, Adriane und Djalma.

Sie ſchienen entſchlummert; ihre Augenlieder waren geſchloſſen, ihre Hände auf ihrer Bruſt gekreuzt.

Der Pater Caboccini, am ganzen Leibe zitternd, bekreuzte ſich, und fuhr bis an die entgegengeſetzte Wand zurück, an die er ſich lehnte, ſein Geſicht in ſeinen Händen verbergend. Rodin dagegen, mit verſtörten Zügen, ſtarren Augen, geſträubten Haaren, einer unwiderſtehlichen Anziehung nachgebend, näherte ſich den entſeelten Leibern. Man hätte gemeint, daß dieſe Letzten der Rennepont ſo eben geſtorben wären; denn ſie ſchienen in der erſten Stunde des ewigen Schlafes zu ſeyn. *)

---

*) Wenn dieß befremdend ſcheint, erinnere man ſich an die jüngſten wunderſamen Entdeckungen von Mumification (Verwandlung in Mumie. D. Ueb.). und unter andern an jene des Doctors Gannal. E. S.

„Da ſind ſie, die Sie getödtet haben,“ — ſagte Samuel mit einer von Schluchzen unterbrochenen Stimme. — „Ja, Ihre entſetzlichen Complotte haben den Tod derſelben veranlaſſen müſſen, denn ihr Tod war Ihnen nöthig. So oft, durch Ihre verruchten Zaubermittel erfaßt, eines von den Mitgliedern dieſer unglücklichen Familie in den Tod ſank, gelang es mir, ſeiner ſterblichen Hülle mit andächtiger Sorgfalt mich zu bemächtigen; denn, ach! ſie ſollen Alle in dem nämlichen Grabe ruhen. O! ſeyen Sie verflucht … verflucht … verflucht … Sie, der Sie dieſelben getödtet haben; aber die ihnen abgejagte Beute wird Ihren mörderiſchen Händen entſchlüpfen.“

Rodin, immer wider ſeinen Willen angezogen, hatte ſich nach und nach dem Todeslager Djalma's genähert; ſeinen erſten Schrecken überwindend, wagte der Jeſuit, um ſich zu überzeugen, daß er nicht der Spielball einer furchtbaren Täuſchung ſey, die Hände des Indiers zu berühren, die dieſer auf ſeiner Bruſt gekreuzt hatte. — Dieſe Hände ſchienen eiſig, aber ihre Haut war geſchmeidig und feucht. Rodin fuhr entſetzt zurück; einige Minuten lang bebte er convulſiviſch; als aber ſeine erſte Betäubung vorüber war, dachte er wieder nach, und mit dem Nachdenken kehrte ihm jene unüberwindliche Energie, jene hölliſche Hartnäckigkeit des Charakters zurück, die ihm ſo große Macht verliehen; dann kräftigte er ſich auf ſeinen wankenden Füſſen, fuhr mit der Hand über ſeine Stirne, richtete den Kopf wieder emvor, befeuchtete einigemal ſeine Lippen, bevor er ſprach, denn er fühlte ſeine Bruſt, ſeine Kehle und den Mund immer mehr glühen, ohne ſich die Urſache dieſer verzehrenden Hitze erklären zu können; es gelang ihm, ſeinen entſtellten Zügen einen gebieteriſchen und ironiſchen Ausdruck zu geben; er wendete ſich zu Samuel um, der ſchweigend weinte, und ſagte zu ihm mit einer rauhen Kehlenſtimme:

„Ich habe nicht nöthig, Ihnen die Beſcheinigungen der Todesfälle zu weiſen; da ſind ſie, in Perſon . . .“

Und mit ſeiner abgezehrten Hand wies er auf die ſechs Leichen.

Bei dieſen Worten ſeines Generals bekreuzte ſich der Pater Caboccini von Neuem mit Entſetzen, wie wenn er den Teufel geſehen hätte.

„O! mein Gott!“ ſagte Samuel, „Du haſt Dich alſo ganz von ihm zurückgezogen... mit welchem Blicke er ſeine Opfer betrachtet!...“

„Gehen Sie doch, mein Herr,“ erwiederte Rodin mit einem gräßlichen Lächeln, „es iſt eine Darſtellung von Curtius nach der Natur ... weiter nichts ... Meine Ruhe beweiſet Ihnen meine Unſchuld. Zur Sache nun, denn ich habe um zwei Uhr ein Rendez-vous zu Hauſe. Laſſen Sie uns dieſes Käſtchen hinabtragen.“ Und er machte einen Schritt zum Konſoltiſche.

Samuel, von Entrüſtung, Zorn und Abſcheu erfaßt, ging Rodin voran, drückte kräftig auf einen mitten auf dem Deckel des Käſtchens angebrachten Knopf, der dieſem Drucke wich, und rief aus: „Weil Ihre hölliſche Seele die Gewiſſensbiſſe nicht kennt, wird vielleicht die Wuth getäuſchter Habgier ſie erſchüttern.“

„Was ſagt er?“ rief Rodin aus. „Was thut er?“

„Da ſehen Sie,“ entgegnete nun Samuel mit wildem Triumphe, „ich hab's Ihnen geſagt: die Ihren Opfern abgejagte Beute wird Ihren mörderiſchen Händen entſchlüpfen.“

Kaum hatte Samuel dieſe Worte geſprochen, als durch die Ausſchnitte des durchbrochen gearbeiteten eiſernen Käſtchens einige Rauchſchnörkel ſchnoben, und ein leichter Geruch von verbranntem Papier in dieſem Saale ſich verbreitete. Rodin begriff. „Feuer!“ rief er aus, ſich auf das Käſtchen ſtürzend, um es fortzutragen. Es war in den ſchweren marmornen Konſoltiſch vernietet.

„Ja, Feuer,“ verſetzte Samuel, „in wenigen Minuten wird von dieſem unermeßlichen Schatze nur Aſche übrig ſeyn, und es iſt beſſer, daß er in Aſche zerſtiebe, als Ihnen und den Ihrigen zufalle. Dieſer Schatz gehört nicht mein, ich habe nur das Recht, ihn zu vernichten, denn Gabriel von Rennepont wird ſeinem geleiſteten Eide treu bleiben.“

„Zu Hülfe! Waſſer! Waſſer!“ rief Rodin aus, auf das Käſtchen ſtürzend, das er mit ſeinem Leibe bedeckte vergebens bemüht, die Flamme zu erſticken, welche, vom Luftſtrome angefacht, durch tauſend Eiſenausſchnitte hervorqualmte; dann nahm ſeine innere Wirkſamkeit bald nach und nach ab: einige bläuliche Rauchfäden entſchlängelten ſich noch dem Käſtchen, und Alles erloſch!

Es war damit geſchehen.

Nun wendete ſich Rodin um, ganz außer ſich, keuchend; er ſtützte ſich mit der einen Hand auf den Konſoltiſch; zum erſtenmale in ſeinem Leben weinte er; heiße Thränen, Thränen der Wuth rieſelten über ſeine leichenhaften Wangen. Aber plötzlich brachen grimmige, anfangs dumpfe Schmerzen, die jedoch nach und nach an innerer Wirkſamkeit zugenommen hatten, obgleich er ſeine ganzen Energie aufbot, ſie zu bewältigen, mit ſolcher Wuth in ihm los, daß er auf ſeine Knie ſtürzte, mit beiden Händen an ſeine Bruſt greifend, und murmelte, indem er noch zu lächeln ſuchte: „Es iſt nichts, freuen Sie ſich nicht, einige Krämpfe, das iſt Alles, der Schatz iſt vernichtet, aber ich bleibe immer General des Ordens, und ich, o! ich leide, welcher Flammenofen!“ fügte er bei, unter ſchrecklichen Beklemmungen ſich krümmend. — „Seitdem ich in dieſes verfluchte Haus getreten bin,“ fuhr er fort, „weiß ich nicht was mir fehlt; wenn ich nicht lebte, ſeit langer Zeit nur von Wurzeln, von Waſſer und Brod, das ich ſelbſt einkaufe, würde ich glauben, an Gift; denn ich triumphire und der Cardinal Malipieri hat lange Arme. Ja, ich triumphire, daher werde ich nicht ſterben, nein, eben ſo wenig dießmal, als früher, ich will nicht ſterben, ich.“

Dann mit einem convulſiviſchen Aufſprunge, und die Arme ſtraff ausſtreckend: „Das iſt ja Feuer, was meine Eingeweide verzehrt, kein Zweifel mehr, man hat wollen mich vergiften ... heute ... aber ... wo? aber wer?" Sich wieder unterbrechend, rief Rodin mit erſtickter Stimme aus. „Zu Hülfe! ... ſo kommt mir doch zu Hülfe, Ihr ſeht mich da an ... alle Beide wie Geſpenſter... zu Hülfe!"

Samuel und der Pater Caboccini, über dieſen entſetzlichen Todeskampf erſchrocken, waren keiner Bewegung fähig.

„Zu Hülfe!" ſchrie Rodin mit erdroſſelter Stimme „denn dieſes Gift iſt furchtbar. Aber wie hat man es mir . . . —" Dann einen ſchrecklichen Wuthſchrei ausſtoſſend, wie wenn ein Gedanke plötzlich in ihm aufgetaucht wäre, rief er aus: „Ah... Faringhea... dieſen Morgen ... das Weihwaſſer, welches er mir geboten hat... er kennt ſo ſeine Gifte. Ja, er iſt's... er hatte eine Unterredung gehabt mit Malipieri... O Teufel... Es iſt gut geſpielt, ich geſteh's... die Borghia laſſen nicht von der Art. O! es iſt vorbei ... ich ſterbe... Sie werden meinen Tod bedauern ... die Dummköpfe. O! Hölle! Hölle! ja die Kirche weiß nicht, was ſie verliert; aber ich brenne! Zu Hülfe!"

Man kam Rodin zu Hülfe. Haſtige Schritte ließen ſich auf der Treppe vernehmen; bald erſchien der Doctor Baleinier, von der Prinzeſſin von Saint-Dizier gefolgt, an der Thüre des Trauergemaches. Die Prinzeſſin, welche am nämlichen Morgen den Tod des Paters von Aigrigny unbeſtimmt vernommen hatte, eilte herbei, um Rodin hierwegen zu fragen. Als dieſe Frau, eilig eintretend, einen Blick auf das ſchreckliche Schauſpiel geworfen hatte, das ſich ihren Augen darbot, als ſie Rodin geſehen hatte, ſich krümmend in gräßlichem Todeskampfe, dann, weiterhin, von der Todtenlampe beleuchtet, die ſechs Leichen... und unter ihnen die Leiche ihrer Nichte und die Leichen der beiden Waiſen, die ſie in den Tod geſendet, war die Prinzeſſin ganz verſteinert; ihre Vernunft konnte einem ſo furchtbaren Stoße nicht widerſtehen. Nach einem langſamen Schauen um ſich her, hob ſie die Arme zum Himmel empor, und brach in ein lautes, tolles Gelächter aus. Sie war wahnſinnig. Während der Docter Baleinier ganz außer ſich Rodin's Kopf ſtützte, der in ſeinen Armen ſtarb, erſchien Faringhea an der Thüre, blieb im Dunkel ſtehen, und ſagte, einen wilden Blick auf Rodin's Leiche werfend: „Er wollte das Oberhaupt der Geſellſchaft Jeſu werden, um ſie zu vernichten; mir erſetzt die Geſellſchaft Jeſu Bohwanie; ich habe dem Cardinale gehorcht."

Epilog.

Neunzehntes Kapitel.

Vier Jahre nachher.

Vier Jahre waren ſeit den vorausgegangenen Ereigniſſen verfloſſen. Gabriel von Rennepont ſchrieb den folgenden Brief an den Herrn Abbé Joſeph Charpentler, Pfarrverweſer der Pfarre Saint-Aubin, eines armen Dorfes von Sologne.

Meierei Vires-Gaur, den 2. Juni 1836.

Da ich Ihnen geſtern ſchreiben wollte, mein guter Joſeph, hatte ich an jenen alten, kleinen, ſchwarzen Tiſch mich geſetzt, den Sie kennen; das Fenſter meines Zimmers geht, wie Sie wiſſen, auf den Hof unſerer Meierei; ich kann von meinem Tiſche aus, ſchreibend, Alles ſehen, was in dieſem Hofe vorgeht.

Das ſind ſehr wichtige Einleitungen, mein Freund; Sie lächeln; ich komme zur Sache. Ich hatte mich alſo an meinen Tiſch geſetzt, als ich, zufällig durch mein offenes Fenſter ſchauend, Nachſtehendes ſah; Sie, der Sie ſo gut zeichnen, mein guter Joſeph, Sie hätten, deſſen bin ich gewiß, dieſe Scene mit einem rührenden Zauber abgebildet. Die Sonne war im Untergehen, der Himmel von großer Heiterkeit, die Luft lenzlieblich, lau, und von der Blüthe der Hagedornhecke ganz durchbalſamirt, welche, von der Seite des kleinen Baches, unſerm Hofe zur Einfriedung dient; unter dem großen Birnbaume dicht an der Mauer der Scheune, ſaß auf der ſteinernen Bank mein Adoptivvater, Dagobert, jener brave und loyale Soldat, den Sie ſo ſehr lieben; er ſchien nachdenkend; ſeine weißgewordene Stirne war auf ſeine Bruſt geſenkt, und mit zerſtreuter Hand liebkoſete er dem alten Rabat-joie, der ſeinen intelligenten Kopf auf die Knie ſeines Herrn ſtützte: an Dagobert's Seite war ſeine Frau, meine gute Adoptivmutter, mit einer Näharbeit beſchäftiget, und neben ihnen auf einem Schemel, Angéle, Agricola's Frau, ihr Jüngſtgebornes ſäugend, während die ſanfte Mayeux, das Aelteſte auf ihren Knien haltend, es die Buchſtaben in einem ABCbuche buchſtabiren lehrte.

Agricola war eben von den Feldern heimgekehrt; er begann ſeine Ochſen aus dem Joche zu ſpannen, als er, ohne Zweifel, wie ich, von dieſem Gemälde ergriffen, einen Augenblick regungslos ſtehen blieb, um es zu betrachten, die Hand immer auf das Joch geſtützt, unter welches mächtig und unterwürfig die breite Stirne ſeiner zwei großen ſchwarzen Ochſen ſich beugte.

Ich kann Ihnen, mein Freund, den ruhigen Zauber dieſes, von den hie und da im Laubwerke gebrochenen Scheideſtrahlen der Sonne beleuchteten Gemäldes nicht ſchildern. Welche verſchiedene und rührende Vorbilder! Das ehrwürdige Antlitz des Soldaten, die ſo gute und ſo zärtliche Phyſiognomie meiner Adoptivmutter, das friſche und anmuthige, ihrem kleinen Kinde zulächelnde Geſicht Angélens, die ſanfte Melancholie der Mayeux, die bisweilen ihre Lippen an den blonden und heiteren Kopf des älteſten Sohnes Agricola's drückt, und endlich Agricola ſelbſt, von ſo männlicher Schönheit, worin ſich dieſe loyale und muthige Seele abzuſpiegeln ſcheint.

O mein Freund! dieſen Verein ſo guter, ſo hingebender, ſo edler, ſo liebender, einander ſo theurer, in die Abgeſchiedenheit einer kleinen Meierei unſeres armen Sologne zurückgezogener Weſen betrachtend, hat ſich mein Herz mit einem Gefühle unausſprechlicher Dankbarkeit zu Gott erhoben; dieſer häusliche Friede, dieſer ſo reine Abend, dieſer Wohlgeruch wilder Blumen und Gehölze, vom Winde herbeigeweht, dieſe tiefe Stille, nur durch das Plätſchern des kleinen Waſſerfalles in der Nähe der Meierei geſtört, dieß Alles erfüllte mein Herz mit jenen Aufſchwüngen unbeſtimmter und ſanfter Rührung, die man fühlt und nicht ſchildert. Sie wiſſen es mein Freund ... Sie, der Sie auf Ihren einſamen Spaziergängen, inmitten Ihrer unermeßlichen Ebenen von Heideröschen, von großen Föhrenwäldern umgeben, ſo oft Ihre Augen feucht werden fühlen, ohne ſich dieſe melancholiſche und ſüße Gemüthsbewegung erklären zu können, eine Gemüthsbewegung, die auch ich ſo oft während der bewunderungswürdigen, in den tiefen Einöden Amerika's verlebten Nächte empfand.

Aber ach! ein peinlicher Zwiſchenfall trübte die Heiterkeit dieſes Gemäldes. Ich hörte plötzlich Dagobert's Frau ausrufen: „Mein Freund, Du weineſt!“ Bei dieſen Worten ſtanden Agricola, Angéle und Mayeur auf, und umringten aus freiem Antriebe den Soldaten; die Beſorgniß war in allen Geſichtern ausgeprägt, als er dann haſtig den Kopf wieder emporgehoben hatte, konnte man wirklich zwei Thränen ſehen, die von ſeinen Wangen in ſeinen weißen Knebelbart rollten.

„Es iſt nichts, meine Kinder,“ ſagte er mit gerührter Stimme, „es iſt nichts; wir haben ja heute den 1. Juni... und vor vier Jahren...“

Er konnte nicht ausreden; und als er mit den Händen an ſeine Augen fuhr, um ſeine Thränen zu trocknen, bemerkte man, daß er eine kleine Kette von Bronce hielt, an welcher eine Medaille hing. Dieß war ſeine liebſte Reliquie; denn vor vier Jahren, faſt ſterbend vor verzweiflungsvollem Grame, den ihm der Verluſt dieſer beiden Engel verurſachte, von denen ich ſo oft mit Ihnen geſprochen, mein Freund, hatte er am Halſe des nach einem Kampfe auf Leib und Leben todt weggebrachten Marſchalls Simon, dieſe von deſſen Kindern ſo lange getragene Medaille gefunden.

Ich ging alſogleich hinunter, wie Sie ſich wohl denken, mein Freund, um gleichfalls zu verſuchen, die ſchmerzlichen Erinnerungen dieſes vortrefflichen Mannes zu beſänftigen; nach und nach beſchwichtigte ſich ſein Gram, und der Abend ging in frommer und ſtiller Ruhe vorüber. Sie können nicht glauben, mein Freund, wie viele peinliche Gedanken, als ich wieder in mein Zimmer hinaufgegangen war, in mir aufſtiegen, an das Vergangene denkend, von dem ich immer meinen Geiſt mit Furcht und Abſcheu wegwende.

Dann erſchienen mir die rührenden Opfer jener ſchrecklichen und geheimnißvollen Ereigniſſe, deren ſchauverhaſten Abgrund man niemals hat ergründen und erhellen können, in Folge des Todes des Paters von A*** und des Paters R***, ſo wie des unheilbaren Wahnſinnes der Frau von Saint-D***, alle Drei Urheber oder Mitſchuldige von ſo viel gräßlichem Unheile, ein niemals wieder gut zu machendes Unheil; denn jene, die einer entſetzlichen Ehrſucht ſind geopfert worden, wären durch das Gute, das ſie gethan hätten, der Stolz der Menſchheit geweſen...

Ah! mein Freund, wenn Sie wüßten, was für auserleſene Herzen dies waren! Wenn Sie die Pläne voll glänzender Nächſtenliebe dieſes jungen Mädchens kennen würden, deren Herz ſo großmüthig, deren Geiſt ſo erhaben, deren Gemüth ſo edel war. Am Vortage ihres Todes, und wie zur Einleitung ihrer herrlichen Abſichten, in Folge einer Unterredung, deren Geheimniß ich ſelbſt vor Ihnen, mein Freund, bewahren muß, hatte ſie mir eine beträchtliche Summe anvertraut, indem ſie mit ihrer gewöhnlichen Huld und Güte zu mir ſagte: „Man gedenkt, mich zu Grunde zu richten, man wird es vielleicht können. Was ich Ihnen einhändige, wird wenigſtens ein Schutzmittel für jene ſeyn, welche leiden. Geben Sie, geben Sie viel. Machen Sie ſo Viele glücklich, als möglich. Ich will mein Glück königlich einweihen!!“

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen geſagt habe, mein Freund, daß in Folge jener unglücklichen Ereigniſſe, als ich Dagobert und deſſen Frau, meine Adoptivmutter, in's Elend geſtürzt ſah, die ſanfte Mayeux kaum im Stande, von einem ungenügenden Arbeitslohne zu leben, Agricola bald Vater werden, und mich ſelbſt von meiner kleinen Pfarre abberufen, und von meinem Biſchofe mit einem Interdicte belegt, weil ich einem Proteſtanten den Troſt unſerer Religion gegeben, und am Grabe eines Unglücklichen, durch die Verzweiflung zum Selbſtmorde Getriebenen gebetet habe, durch die Wirkung jener Interdiction bald ohne Hülfsmittel, denn die Würde, womit ich bekleidet bin, erlaubt mir nicht, alle Exiſtenzmittel gleichgültig anzunehmen ... ich weiß nicht, ob ich Ihnen geſagt, daß ich nach dem Tode des Fräuleins von Cardoville glaubte, von dem, was ſie mir anvertraute, um zu guten Werken verwendet zu werden, eine ſehr geringfügige Summe wegzunehmen, womit ich in Dagobert's Namen dieſe Meierei angekauft habe. Ja, mein Freund, dieß iſt der Urſprung meines Vermögens; der Pächter, der dieſe wenigen Morgen Landes einträglich machte, hat unſere landwirthſchaftliche Erziehung begonnen; unſere Intelligenz, das Studium einiger guten praktiſchen Bücher hat ſie vollendet; aus einem vortrefflichen Handwerker iſt Agricola ein vortrefflicher Feldbauer geworden; ich habe ihm nachgeahmt; ich habe eifrig die Hand an den Pflug gelegt, ohne mir etwas zu vergeben; denn dieſe Arbeit iſt dreimal heilig, und es heißt auch Gott dienen und ihn verherrlichen, indem man die von ihm erſchaffene Erde fruchtbar macht.

Seit Dagobert's Kummer ein wenig geſtillt iſt, hat dieſes ländliche und geſunde Leben ſeine Kraft wieder geſtählt; in ſeiner Verbannung in Sibirien war er faſt ſchon Feldbauer geworden. Endlich haben meine gute Adoptivmutter, Agricola's vortreffliche Frau, und Mayeux, die häuslichen Arbeiten unter ſich getheilt, und Gott dieſe arme kleine Colonie von ach! durch das Unglück ſchwer geprüften Menſchen geſegnet, die in der Einſamkeit und in harten Feldarbeiten eine friedliches, arbeitſames, unſchuldiges Leben, und das Vergeſſen großer Leiden geſucht haben.

Bisweilen haben Sie in unſern Winterabendgeſellſchaften den ſo zarten, ſo anmuthigen, ſo ſanften Geiſt der Mayeux, die ſeltene poetiſche Intelligenz Agricola's, das bewunderungswürdige mütterliche Gefühl ſeiner Mutter, den vollkommen geſunden Verſtand ſeines Vaters, das liebreiche und vortreffliche Gemüth Angelens, würdigen können; ſagen Sie mir daher, mein Freund, ob man jemals ſo viele Elemente verehrungswürdiger Vertraulichkeit zu vereinigen vermocht hat. Wie viele lange Winterabende haben wir ſo um den Herd voll kniſternden Rebholzes zugebracht, wechſelweiſe vorleſend, oder jene wenigen, immer neuen, unvergänglichen, göttlichen Bücher auslegend, die immer das Herz erwärmen, immer die Seele erheben.

Wie viele anziehende, ſo bis tief in die Nacht verlängerte Plaudereien! Und Agricola's Hirtengedichte, und die ſchüchternen literariſchen Mittheilungen der

Mayeur! Und die ſo reine, ſo friſche Stimme Angelens, ſich vereinigend mit der männlichen und ſchwingenden Stimme Agricola's, in den Liedern von einfacher und treuherziger Melodie! Und Dagobert's ſo energiſche, ſo maleriſche Erzählungen in ihrer kriegeriſchen Einfalt, und die ſo reizende Luſtigkeit der Kinder, und ihre Späſſe mit dem guten alten Rabat-joie, der ſich mehr ihren Spielen überläßt, als daran Theil nimmt! „Ein gutes und intelligentes Geſchöpf, das immer Jemand zu ſuchen ſcheint,“ ſagte Dagobert, der ihn kennt; und er hat Recht. Ja, auch er vermißt jene zwei Engel, deren treuer Wächter er war.

„Glauben Sie nicht, mein Freund, daß unſer Glück uns vergeßlich macht; nein, nein, es vergeht kein Tag, ohne daß nicht allen unſern Herzen ſehr theure Namen mit einer frommen und zärtlichen Ehrerbietung ausgeſprochen werden. Daher verleihen die ſchmerzlichen Erinnerungen, die ſie zurückrufen, uns unaufhörlich umſchwebend, unſerm ruhigen und glücklichen Daſeyn jene Schattirung ſanften Ernſtes, welche Sie befremdet hat. Gewiß, mein Freund, iſt dieſes auf den vertraulichen Familienkreis beſchränkte, und nicht nach Auſſen für den Wohlſtand und die Verbeſſerung unſerer Brüder wirkende Leben, ein etwas ſelbſtſüchtiges Glück; aber ach! die Mittel fehlen uns, und obwohl der Arme immer einen Plaz an unſerm frugalen Tiſche findet, und ein Obdach in unſerm Hauſe, müſſen wir doch auf jeden großen Gedanken brüderlicher Wirkſamkeit verzichten.

Der ſpärliche Ertrag unſerer Meierei, reicht mit genauer Noth für unſere Bedürfniſſe hin.

Ach! wenn dieſe Gedanken in mir aufſteigen, kann ich, ungeachtet des Bedauerns, das ſie mir erregen, den von mir gefaßten Entſchluß nicht mißbilligen, meinen heiligen, unwiderruflichen Ehrenſchwur getreu zu halten, auf die mir, ach! durch den Tod der Meinigen, zugefallene, unermeßliche Erbſchaft zu verzichten. Ja, ich glaube eine große Pflicht erfüllt zu haben, indem ich den Verwahrer jenes Schatzes ermächtigte, ihn lieber in Aſche zu verwandeln, als in die Hände von Leuten fallen zu ſehen, die einen abſcheulichen Gebrauch davon gemacht hätten, als durch die Beſtreitung einer von mir freiwillig, ungezwungen, aufrichtig gemachten Schenkung meineidig zu werden. Und dennoch, im Hinblicke auf die Verwirklichung der herrlichen Willensmeinungen meines Ahnherrn, ein bewunderungswürdiges Utopien, nur mit ſo unermeßlichen Hülfsmitteln möglich, und welche das Fräulein von Cardoville vor ſo vielen unſeligen Ereigniſſen, unter Mitwirkung des Herrn François Hardy, des Prinzen Djalma, des Marſchalls Simon, deſſen Töchter und meiner Perſon auszuführen gedachte; im Hinblicke auf den blendenden Brennpunkt lebendiger Kräfte aller Art, den eine ſolche Verbündung ausgeſtrahlt hätte; im Hinblicke auf den unermeßlichen Einfluß, den ſeine Verzweigungen für das Glück der ganzen Menſchheit hätten haben können, ſteigern ſich noch meine Entrüſtung, mein Abſcheu, mein

Haß als rechtſchaffener Mann und Chriſt, gegen dieſe abſcheuliche Geſellſchaft, deren ſchwarze Complotte eine ſo ſchöne, ſo große, ſo fruchtbare Zukunft in ihrem Keime erſtickt haben.

Was iſt von ſo vielen glänzenden Plänen übrig? Sieben Gräber. Denn auch das meinige iſt in jener Grabſtätte gegraben, welches Samuel auf dem Bauplatze des Hauſes in der Straße Neuve-Saint-François errichten laſſen, und zu deſſen Wächter er ſich ſelbſt beſtellt hat, treu bis in den Tod.

. . . .

So weit war ich mit meinem Briefe gekommen, mein Freund, als ich den Ihrigen erhalte. Alſo, nachdem Ihnen Ihr Biſchof verboten hatte, mich zu beſuchen, verbietet er Ihnen, fortan mit mir zu correſpondiren. Ihr ſo rührendes, ſo ſchmerzliches Bedauern, hat mich tief bewegt; mein Freund, gar oft haben wir von der kirchlichen Disciplin geſprochen, und von der unbedingten Gewalt der Biſchöfe über uns arme Proletarier des Clerus, ihnen preisgegeben ohne Stütze und ohne Zuflucht. Dieß iſt ſchmerzlich, aber es iſt das Gebot der Kirche, mein Freund; Sie haben geſchworen, dieſes Gebot zu beobachten; Sie müſſen ſich unterwerfen, wie ich mich unterworfen habe; jeder Schwur iſt für den Mann von Ehre heilig.

Armer und guter Joſeph, ich wollte, daß Sie die Vergütungen hätten, die mir nach dem Bruche für mich ſo ſüßer Verbindungen bleiben. Doch halt, ich bin allzu bewegt, ich leide ja ſehr; denn ich weiß, was Sie fühlen müſſen.

Es iſt mir unmöglich, dieſen Brief fortzuſetzen; ich würde vielleicht gegen Jene bitter, deren Befehle wir achten müſſen. Weil es ſeyn muß, wird dieſer Brief der Letzte ſeyn; leben Sie wohl, mein zärtlicher Freund; noch einmal Lebewohl, und für immer Lebewohl. Mein Herz iſt gebrochen.

Gabriel von Rennepont.

Zwanzigſtes Kapitel.

Die Erlöſung.

Der Tag ſollte bald erſcheinen.

Ein roſiger, faſt unmerklicher Schimmer, begann im Oſten anzubrechen, aber die Sterne glänzten noch lichtfunkelnd inmitten des azurnen Zenithes. Die Vögel, unter dem friſchen Laubwerke der großen Wälder des Thales erwachend, ſtimmten mit iſolirtem Gezwitſcher den Vorgeſang ihres frühen Morgenconcertes an. Ein leichter weißlicher Dunſt ſtieg von den hohen, im Nachtthaue gebadeten Gräſern empor, während das ruhige und klare Waſſer eines großen See's, die weiß werdende Morgenröthe in ihrem tiefen und blauen Spiegel wiederſtrahlte. Alles verkündigte einen von jenen fröhlichen und warmen Tagen des beginnenden Sommers.

Auf der Mitte des Abhanges des kleinen Thales, dem Oſten gegenüber, bildete ein Gebüſch von mooſigen, durch die Zeit ausgehöhlten Weidenbäumen, deren ſchrundige Rinde unter den kletternden Zweigen des wilden Geißblattes und der Windglöckchen von allen Farben faſt verſchwand, eine Art natürlichen Schirmdaches, und auf ihren knorrigen, ungeheuern, mit dichtem Mooſe bedeckten Wurzeln, ſaſſen ein Mann und eine Frau: ihre völlig weißgewordenen Haare, ihre greiſen Runzeln, ihre gekrümmten Rücken, verkündeten ein hohes Alter.

Und dennoch war dieſe Frau vor Kurzem noch jung, ſchön, und lange ſchwarze Haare umfloſſen ihre bleiche Stirne. Und dennoch war dieſer Mann vor Kurzem noch in der vollen Kraft des Alters.

Von der Stelle aus, wo dieſer Mann und dieſe Frau ruhten, erblickte man das Thal, den See, die Wälder, und über den Wäldern den ſcharf abgeſchnittenen Gipfel eines hohen bläulichen Berges, hinter welchem die Sonne aufgehen ſollte. Dieſes Gemälde, durch die blaſſe Durchſichtigkeit der Dämmerungszeit halb verſchleiert, war zugleich lieblich, melancholiſch und feierlich.

„O meine Schweſter!“ ſagte der Greis zur Frau, die, wie er, in dem ländlichen, vom Weidengebüſche gebildeten Verſtecke ruhte, „o meine Schweſter, wie oft, ſeit ſo vielen Jahrhunderten, von der Hand des Herrn in den Raum hinausgeſchleudert, und getrennt, die Welt von einem Pole zum andern durcheilend, wie oft haben wir dem Erwachen der Natur mit einem Gefühle unheilbaren Schmerzens beigewohnt! Ach! es war wieder ein Tag zu durchſchreiten, von der Morgenröthe bis zum Sonnenuntergange; ein Tag, unnütz unſern Tagen beigefügt, deren Zahl vergebens vermehrte, weil der Tod uns immer floh.“

„Aber, o Glück! ſeit einiger Zeit, mein Bruder, hat der Herr in ſeinem Erbarmen gewollt, daß, wie für die andern Geſchöpfe, jeder verfloſſene Tag für uns ein Schritt mehr, dem Grabe zu, ſeyn ſolle. Ehre ihm! Ehre ihm!“

„Ehre ihm, meine Schweſter, denn ſeit geſtern, da ſein Wille uns zugekommen iſt, fühle ich jene unausſprechliche Sehnſucht, welche das Nahen des Todes verurſachen muß.“

„Wie Du, mein Bruder, hab' auch ich nach und nach meine ſchon ſehr ſchwach gewordenen Kräfte, in einer ſüſſen Erſchöpfung noch ſchwächer werden gefühlt; gewiß nahet das Ende unſeres Lebens. Der Zorn des Herrn iſt befriediget.“

„Ach! meine Schweſter, ohne Zweifel auch wird der letzte Sprößling meines verfluchten Stammes, durch ſeinen nahen Tod meine Erlöſung vollenden. Denn der Wille Gottes hat ſich endlich geoffenbaret; ich werde Verzeihung erhalten, wenn der Letzte meiner Sprößlinge von der Erde wird verſchwunden ſeyn. Dieſem, heilig unter den Heiligſten, war die Gnade vorbehalten, meine Erlöſung zu vollziehen; ihm, der für das Seelenheil ſeiner Brüder ſo viel gethan hat.“

„O! ja, mein Bruder; er, der ſo viel gelitten, der, ohne zu klagen, ſo bittere Kelche geleeret, ſo ſchwere Kreuze getragen hat; er, welcher als ein Diener des Herrn, das Bild Chriſti auf Erden war, mußte das letzte Werkzeug dieſer Erlöſung ſeyn.“

„Ja, denn ich fühle es zu dieſer Stunde, meine Schweſter, daß der Letzte der Meinigen, ein rührendes Opfer langſamer Verfolgung, auf dem Punkte ſteht, Gott ſeine engelgleiche Seele zurückzugeben. Alſo, bis in den Tod werde ich meinem verfluchten Stamme unheilbringend geweſen ſeyn. Herr, Herr, wenn Deine Milde groß iſt, iſt auch Dein Zorn groß geweſen.“

„Muth und Hoffnung, mein Bruder; bedenke, daß nach der Abbüßung die Verzeihung, nach der Verzeihung die Belohnung kommt. Der Herr hat in Dir und Deiner Nachkommenſchaft den durch das Unglück und die Ungerechtigkeit ſchlimm gewordenen Handwerker geſtraft; er hat zu Dir geſagt: „„fort! fort! ohne Ruh und Raſt, und Dein Wandeln wird vergebens ſeyn, und an jedem Abende, wenn Du Dich auf die harte Erde wirfſt, wirſt Du dem Ziele nicht näher ſeyn, als Du es am Morgen wareſt, Deinen ewigen Lauf beginnend.““ So haben ſeit Jahrhunderten unbarmherzige Menſchen zum Handwerker geſagt: Arbeite! arbeite, arbeite, ohne Ruh und Raſt, und Deine für Alle fruchtbare Arbeit, wird für Dich allein unfruchtbar ſeyn, und an jedem Abende, wenn Du Dich auf die harte Erde wirfſt, wirſt Du nicht näher daran ſeyn, das

Glück und die Ruhe zu erreichen, als Du es am Vorabende wareſt, von Deiner täglichen Arbeit heimkehrend. Dein Arbeitslohn wird Dir hingereicht haben, dieſes Leben voll Leiden, Entbehrungen und Elend zu erhalten.“

„Ach! Ach! wird es denn immer ſo ſeyn?“

„Nein, nein, mein Bruder, anſtatt über jene Deines Stammes zu weinen, ergötze Dich an dieſen; wenn der Herr ihres Todes Deiner Erlöſung wegen bedurft hat, wird der Herr, indem er in Dir den vom Himmel verfluchten Handwerker erlöſet, auch den von jenen verfluchten und gefürchteten Handwerker erlöſen, die ihm ein eiſernes Joch auflegen. Endlich, mein Bruder, nahet die Zeit, nahet die Zeit; das Erbarmen des Herrn wird ſich nicht auf uns allein beſchränken. Ja, ich hab' es Dir geſagt, in uns werden das Weib und der moderne Sclave erlöſet werden. Die Prüfung iſt grauſam geweſen, mein Bruder, ſeit bald achtzehn Jahrhunderten dauert ſie, aber ſie hat lang genug gedauert. Sieh, mein Bruder, ſieh im Oſten jenen roſigen Schimmer, der nach und nach das Firmament gewinnt. So wird bald die Sonne der neuen Emancipation ſich erheben, einer friedlichen, heiligen, erhabenen, heilſamen, fruchtbaren Emancipation, die ihr Licht, ihre belebende Wärme über die Welt verbreiten wird, wie jene des Geſtirnes, das bald am Himmel ſtrahlen wird.“

„Ja, ja, meine Schweſter, ich fühle es, Deine Worte ſind prophetiſch; ja, wir werden unſere müden Augen ſchließen, wenigſtens die Morgenröthe jenes Befreiungstages ſchauend, eines ſchönen, glänzenden Tages, wie der anbrechende. O! nein, nein, ich habe nur noch Thränen des Stolzes und der Verherrlichung für jene meines Stammes, die vielleicht geſtorben ſind, um dieſe Erlöſung zu ſichern! als heilige Martyrer der Menſchheit, von den ewigen Feinden der Menſchheit geopfert; denn die Ahnen jener Ruchloſen, die den heiligen Namen Jeſu läſtern, indem ſie ihn ihrer Geſellſchaft beilegen, ſind die Phariſäer, jene falſchen und ſchändlichen Prieſter, welche Chriſtus verflucht hat.

„Ja, Ehre den Nachkömmlingen meines Stammes, daß ſie die letzten Martyrer geweſen ſind, geopfert von jenen Mitſchuldigen jeder Sclaverei, jeder Tyrannei, von jenen unbarmherzigen Feinden der Freilaſſung Derjenigen, welche denken und nicht mehr leiden wollen; Derjenigen, die als Kinder Gottes die Spenden genießen wollen, die der Schöpfer unter ſeine große Menſchenfamilie vertheilt. Ja, ja, das Ende der Herrſchaft dieſer modernen Phariſäer nahet heran, dieſer falſchen Prieſter, die eine verruchte Stütze der unbarmherzigen Selbſtſucht des Starken gegen den Schwachen leihen, indem ſie es wagen, im Angeſichte der unerſchöpflichen Schätze der Natur zu behaupten, daß Gott den Menſchen zu Thränen, Unglück und Elend erſchaffen habe. Dieſe falſchen Prieſter wollen immer die Stirne des Geſchöpfes erniedriget, abgehärmt, troſtlos, gegen die Erde beugen. Nein, nein, es erhebe ſtolz ſeine Stirne; Gott hat es erſchaffen, um würdig, intelligent, frei und glücklich zu werden.“

„O! mein Bruder! auch Deine Worte ſind prophetiſch, ja, ja, die Morgenröthe dieſes ſchönen Tages, nahet heran; ſie nahet heran, wie der Anbruch des Tages herannahet, der durch die Barmherzigkeit Gottes der letzte unſeres irdiſchen Lebens ſeyn wird . . .“

„Der Letzte, meine Schweſter; denn ich weiß nicht welche Vernichtung mich befällt; es dünkt mir, daß Alles, was in mir Materie iſt, ſich auflöſet, ich fühle die ſehnſuchtvollen Erhebungen meiner Seele, welche ſich zum Himmel emporſchwingen zu wollen ſcheint.“

„Mein Bruder, meine Augen umſchleiern ſich; kaum gewahre ich, durch meine geſchloſſenen Augenlieder hindurch, im Oſten jenes eben erſt ſo roſige Licht . . .“

„Meine Schweſter, durch einen wirren Dunſt hindurch ſeh' ich das Thal, den See, die Wälder; meine Kräfte verlaſſen mich . . .“

„Mein Bruder, Gott ſey geprieſen, der Moment ewiger Ruhe nahet heran . . .“

„Ja, er kommt, meine Schweſter, das Wohlbehagen des ewigen Schlafes, bemächtiget ſich aller meiner Sinne.“

„O! Glück . . . mein Bruder . . . ich verſcheide . . .“

„Meine Schweſter . . . meine Augen ſchließen ſich.“

„Uns iſt verziehen, verziehen . . .“

„O! mein Bruder, möge dieſe göttliche Erlöſung über Alle ſich erſtrecken, über jene, die leiden auf Erden.“

„Stirb in Frieden meine Schweſter. Die Morgenröthe, dieſes erhabenen Tages, ihm; die Sonne taucht auf, ſieh! . . .“

„O Gott! ſey geprieſen! . . .“

„O Gott! ſey geprieſen . . .“ Und in dem Augenblicke, da dieſe beiden Stimmen auf ewig verſtummten, erſchien die Sonne ſchimmernd, blendend, und überſtrömte das Thal mit ihren Strahlen.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Schluß.

Unſere Aufgabe iſt gelöſet, unſer Werk vollendet. Wir wiſſen, wie unvollſtändig, unvollkommen dieſes Werk iſt; wir wiſſen Alles, was ihm fehlt, ſowohl hinſichtlich des Styles, als der Conception und der Handlung. Aber wir glauben, das Recht zu haben, dieſes Werk ehrbar, gewiſſenhaft und aufrichtig zu nennen.

Während des Laufes ſeiner Veröffentlichung, haben es viele gehäſſige, ungerechte, unverſöhnliche Angriffe verfolgt, viele ſtrenge, harte, bisweilen leidenſchaftliche, aber loyale Kritiken es empfangen. Die heftigen, gehäſſigen, ungerechten, unverſöhnlichen Angriffe, haben uns gerade deßhalb ergötzt, wir geſtehen es in aller Demuth, gerade deßhalb, weil ſie von der Höhe gewiſſer biſchöflicher Stühle in der Form von Ausſchreiben gegen uns erlaſſen wurden. Dieſe unterhaltenden Wuthausbrüche, dieſe komiſchen Bannflüche, ſeit einem Jahre auf uns geſchleudert, ſind zu ergötzend, um unangenehm zu ſeyn; es iſt einfach eine hohe, und ſchöne, und gute Comödie geiſtlicher Sitten. Dieſe Comödie hat uns erfreut, ſehr erfreut; wir haben ſie gekoſtet, recht genoſſen; es bleibt uns nur noch übrig, unſern aufrichtigen Dank Denjenigen auszudrücken, die, wie der göttliche Molière, die Verfaſſer oder Schauſpieler davon ſind.

Was die Kritiken betrifft, wie bitter, wie heftig ſie geweſen ſeyn mögen, ſo nehmen wir ſie um ſo lieber in allem dem an, was den litterariſchen Theil unſeres Buches berührt, als wir oft Rathſchläge zu benützen geſucht haben, die man uns vielleicht ein wenig ſcharf gab. Unſere beſcheidene Willfährigkeit für die Meinung der verſtändigſten, reifeſten, mehr correcten als ſympathetiſchen und wohlwollenden Geiſter, hat, fürchten wir, eben dieſe Geiſter ein wenig aus der Faſſung gebracht, geärgert, durchkreuzt; wir bedauern es doppelt, denn wir haben ihre Kritiken benützt, und es geſchieht immer unwillkürlich, wenn wir jenen mißfallen, die uns zu Dank verpflichten, gerade in der Hoffnung, uns einen ſchlechten Dienſt zu erweiſen.

Einige Worte noch über Angriffe anderer Art, aber wichtigere. Dieſe haben uns beſchuldiget, einen Aufruf an die Leidenſchaften gemacht zu haben, alle Mitglieder der Geſellſchaft der öffentlichen Ahndung bezeichnend. Hier unſere Antwort: Es iſt nun außer Zweifel, es iſt unbeſtreitbar, es iſt dargethan durch die den am meiſten contradictoriſchen Prüfungen unterſtellten Texte, ſeit

Paſcal bis auf unſere Tage; es iſt dargethan, ſagen wir, durch dieſe Texte, daß die theologiſchen Werke der accreditirteſten Mitglieder der Geſellſchaft Jeſu, die Entſchuldigung oder Rechtfertigung enthalten:

Des Diebſtahles — des Ehebruches — der Nothzucht — des Mordes.

Es iſt gleichfalls erwieſen, daß unzüchtige, empörende Werke, von den hochwürdigen Paters der Geſellſchaft Jeſu unterzeichnet, mehr als einmal jungen Seminariſten in die Hände gegeben wurden. Dieſe letztere Thatſache iſt hergeſtellt, durch die gewiſſenhafte Prüfung der Texte erwieſen, und erſt noch kürzlich feierlich beſtätiget worden, Dank der Rede voll Erhabenheit, hohen Verſtandes, tiefer und hochherziger Beredſamkeit, vom Herrn Staatsanwalte Duvary zur Zeit des Prozeſſes des gelehrten und ehrenwerthen Herrn Buſch von Straßburg gehalten. Wie ſind wir verfahren? Wir haben Mitglieder der Geſellſchaft Jeſu angenommen, beſeelt von den abſcheulichen Grundſätzen ihrer claſſiſchen Theologen, und handelnd nach dem Geiſte und Buchſtaben dieſer verruchten Bücher, ihres Catechiſmus, ihrer Grundlage; wir haben endlich jene abſcheulichen Lehren in Wirkſamkeit, in Bewegung, in Relief, in Fleiſch und Knochen geſetzt, nicht mehr — nicht weniger.

Haben wir behauptet, daß alle Mitglieder der Geſellſchaft Jeſu das unſelige Talent, die Verwegenheit oder die Laſterhaftigkeit beſäſſen, jene gefährlichen Wafſen zu gebrauchen, welche das finſtere Arſenal ihres Ordens enthält? Nicht im Mindeſten von der Welt. Was wir angegriffen haben, iſt der abſcheuliche Geiſt der Satzungen der Geſellſchaft Jeſu, ſind die Bücher ihrer claſſiſchen Theologen. Haben wir endlich beizufügen nöthig, daß wir, weil Päpſte, Könige, Nationen, und kürzlich auch Frankreich, die entſetzlichen Lehren dieſer Geſellſchaft gebrandmarkt haben, indem ſie ihre Mitglieder vertrieben oder ihre Congregation auflöſeten, recht zu ſagen, nur ſeit langer Zeit beſtätigte und offenkundige Ideen, Ueberzeugungen, Thatſachen, unter einer neuen Form dargeſtellt haben.

Dieß geſagt, fahren wir fort. Man hat uns auch vorgeworfen, den Groll der Armen gegen die Reichen aufzureizen, den Neid zu verſchlimmern, welchen der Anblick der Pracht des Reichthums im Unglücklichen erzeugt. Darauf werden wir antworten, daß wir vielmehr in der Schöpfung Adrianens von Cardoville verſucht haben, jenen Theil der Ariſtokratie von Namen und Vermögen zu perſonificiren, welcher, eben ſo wohl aus einem edlen und großmüthigen Antriebe, als aus Intelligenz des Vergangenen und aus Vorherſehung der Zukunft, eine wohlwollende und brüderliche Hand Allem, was leidet, Allem, was im Elende die Rechtſchaffenheit bewahrt, Allem, was durch Arbeit würdig gemacht iſt, eine Hand reicht, oder reichen ſollte. Heißt dieß, mit einem Worte, Keime der Zwietracht zwiſchen den Reichen und Armen ſtreuen, wenn man Adriane von Cardoville, die ſchöne und reiche Patricierin, Mayeur ihre Schweſter nennen, und ſie als Schweſter behandeln läßt, die arme, elende und gebrechliche Arbeiterin?

Heißt es den Arbeiter gegen jenen aufhetzen, der ihn verwendet, wenn man Herrn François Hardy den erſten Grund zu einem gemeinſchaftlichen Hauſe legen läßt? Nein, wir haben im Gegentheile ein Werk der Annäherung, der Verſöhnung zwiſchen den zwei an den beiden Enden der ſocialen Leiter befindlichen Claſſen verſucht; denn ſeit bald drei Jahren haben wir dieſe Worte geſchrieben: — „Wenn die Reichen wüßten! !“

Wir haben geſagt, und wiederholen es, daß es gräßliches und zahlloſes Elend giebt, daß die Maſſen über ihre Rechte immer mehr aufgeklärt, aber noch ruhig, geduldig, ergeben, verlangen, daß jene, welche regieren, ſich endlich mit der Verbeſſerung ihrer bedauernswerthen, durch die Anarchie und unbarmherzige Concurrenz, die in der Induſtrie herrſcht, täglich erſchwerten Lage beſchäftigen. Ja, wir haben geſagt und wiederholen, daß der arbeitſame und rechtſchaffene Mann ein Recht auf Arbeit hat, die ihm einen genügenden Arbeitslohn verſchafft. Man erlaube uns endlich, in wenigen Zeilen die von uns in dieſem Werke aufgeſtellten Sätze zuſammenzufaſſen. Wir haben die ſchmerzliche Unzulänglichkeit des Arbeitslohnes der Frauensperſonen und die furchtbaren Folgen dieſer Unzulänglichkeit zu beweiſen geſucht. Wir haben neue Bürgſchaften gegen die Leichtigkeit verlangt, womit Jedermann in ein Irrenhaus eingeſperrt werden kann. Wir haben verlangt, daß der Handwerker der Wohlthat des Geſetzes hinſichtlich der Freiheit ohne Caution ſich erfreue, einer ſo hoch angeſetzten Caution (500 Fr.), daß es ihm unmöglich iſt, ſie zu ſtellen, einer Freiheit, deren er doch mehr als ſonſt Jemand bedarf, weil oft ſeine Familie von ſeiner Induſtrie lebt, die er im Gefängniſſe nicht ausüben kann. Wir haben alſo die Zahl von ſechzig bis achtzig Francs vorgeſchlagen, als beiläufig den Durchſchnittsertrag eines Arbeitsmonates.

Wir haben endlich, bemüht, die Organiſation eines gemeinſchaftlichen Arbeiterhauſes praktiſch zu machen, dargethan, hoffen wir, welche unermeßliche Vortheile, ſelbſt bei der gegenwärtigen Taxe der Arbeitslöhne, wie unzulänglich ſie auch ſeyn mag, die arbeitenden Claſſen im Principe der Aſſociation und des gemeinſchaftlichen Lebens fänden, wenn man ihnen die Mittel erleichtern würde, ſie auszuüben. Und damit dieß nicht für ein Utopien gehalten werde, haben wir durch Zahlen nachgewieſen, daß die Speculanten ein menſchenfreundliches, edelmüthiges, für Alle vortheilhaftes Werk verrichten, und zugleich, durch Mitwirkung bei der Anlage gemeinſchaftlicher Häuſer, 5 Procent von ihrem Capitale beziehen könnten.

Eine menſchenfreundliche und edelmüthige Speculation, die wir gleichfalls der Aufmerkſamkeit des Municipalrathes empfohlen haben, der immer voll Sorgfalt für die Pariſerbevölkerung iſt. Die Stadt Paris iſt reich: könnte ſie nicht mit Nutzen einige Capitalien anlegen, indem ſie in jedem Stadtquartiere ein gemeinſchaftliches Haus als Muſter herſtellte: Zunächſt würde die Hoffnung, zu einem mäßigen Preiſe darin aufgenommen zu werden, unter den arbeitenden Claſſen eine löbliche Nacheiferung erregen, dann würden ſie aus dieſen Vorbildern die erſten und fruchtbaren Anfangsgründe der Aſſociation ſchöpfen.

Nun ein letztes Wort, um aus dem Innerſten unſeres Herzens den bekannten und unbekannten Freunden zu danken, deren Wohlwollen, Ermuthigung, Sympathie, uns beſtändig gefolgt, und in unſerer langen Arbeit einen ſo mächtigen Beiſtand geleiſtet hat.

Ein Wort noch... ehrerbietiger und unerſchütterlicher Dankbarkeit für unſere Freunde in Belgien und der Schweiz, welche uns öffentlicher Beweiſe ihrer Sympathie gewürdiget haben, deren wir uns immer rühmen werden, und die eine von unſeren ſüßeſten Belohnungen werden geweſen ſeyn.

An Herrn C... P...

Mein Freund, ich habe Ihnen dieſes Buch gewidmet; es Ihnen widmen, hieß die Verpflichtung übernehmen, ein Werk liefern, das, wenn das Talent ihm fehlte, wenigſtens gewiſſenhaft, aufrichtig wäre, und deſſen Einfluß, obgleich beſchränkt, heilſam ſeyn könnte. Mein Zweck iſt erreicht; einige vortreffliche Herzen, wie das Ihrige, mein Freund, haben die legitime Aſſociation der Arbeit, des Capitals und der Intelligenz zur Ausführung gebracht, und ihren Arbeitern bereits einen verhältnißmäßigen Antheil an dem Gewinne bewilliget, Andere den erſten Grund zu gemeinſchaftlichen Häuſern gelegt, und einer der größten Fabrikanten Hamburgs mir ſeine Pläne hinſichtlich eines in rieſenhaften Verhältniſſen unternommenen Etabliſſements dieſer Art gütigſt mitgetheilt.

Betreffend die Zerſtreuung der Mitglieder der Geſellſchaft, hab' ich ſie herbeigeführt, wie ſo viele andere Feinde der abſcheulichen Lehren Loyola's, und die Stimme dieſer hat wohl weit mehr Aufſehen, Wiederhall und Macht bethätiget, als die meinige.

Adieu, mein Freund! Ich hätte dieſes Werk Ihrer würdig gewünſcht; doch Sie ſind nachſichtig, und werden wenigſtens die Abſichten achten, welche es dictirt haben.

Der Ihrige, mein Freund,

Eugen Sue.

Paris, den 25. Auguſt 1845.

Ohne Heirathsgut.

Roman

von

Charles Reybaud.

Deutſch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Augsburg, 1845.
v. Jeniſch und Stage'ſche Buchhandlung.

ECA
A
SIS

Das

Belletriſtiſche Europa.

Neueſte Romane

von

H. de Balzac, Friederike Bremer, Bulwer, Alex. Dumas, George Sand, Friedrich Soulié und Eugen Sue ꝛc. ꝛc.

Herausgegeben

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Fünfter Band.

Ohne Heirathsgut von Charles Reybaud.

Augsburg, 1843.
v. Jeniſch und Stage'ſche Buchhandlung.

BIBLIOTECA

Ohne Heirathsgut.

Eine Nacht der Herzensangſt.

1.

Die Sonne tauchte am Horizonte, und vergoldete mit ihren purpuren Scheideſtrahlen die Spitzen der grünen Hügel, welche Val-de-Meudon ſäumen. Die Luft hatte jene warme Durchſichtigkeit, die den Landſchaften des ſüdlichen Frankreichs ſo weiche Tinten giebt, und unter dem Einfluße eines ſchönen Frühlingstages färbte ſich die blaſſe Sonne des Nordens roth und hochblau, wie in den Gegenden, wo die Citronen blühen, und die lauen Abendlüftchen durch die harmoniſchen Kronen der Fichten und Maulbeerfeigenbäume ſäuſeln.

Bevor die Sonne aus dem Geſichtskreiſe verſchwand, öffneten ſich die beiden Flügel der Thüre eines von jenen anmuthigen Landhäuſern, deren weiße Vorderſeite aus dem dunklen Grün der Wälder von Meudon hervortritt, und ein Diener ſchob einen Krankenſtuhl heraus; dann näherte ſich langſam ein Mann, in einen dicken Schlafrock gehüllt, und auf den Arm einer jungen Frau geſtützt. Nach einigen müheſamen Schritten auf der Terraſſe, ſank er keuchend, erſchöpft, in ſeinen Armſtuhl, ſchloß mit zurückgelehntem Kopfe die Augen, und blieb regungslos, wie um ſich von dieſer ſeine Kräfte überſteigenden Anſtrengung zu erholen. Die junge Frau legte den halbgeöffneten Schlafrock auf der Bruſt des Kranken übereinauder, und blieb bei ihm ſtehen, mit Beſorgniß ſein Erheben aus einer Art von Vernichtung erwartend, womit ihn ſein kurzer Spaziergang befallen hatte.

Dieſer Mann war noch nicht über das reife Alter hinaus; aber die regelmäßigen, durch eine furchtbare Magerkeit verſtörten Züge ſeines Geſichtes, zeigten das Eckige des Kopfes eines Greiſes. Seine ſchwarzen und feinen Haare ſchmiegten ſich an ſeine hohlen Schläfe, und ſeine Augen, mit dem dünn gewordenen Augenliede von bläulicher Durchſichtigkeit, lagen tief verſteckt in der Augenhöhle, welche auf dieſem abgezehrten Geſichte eine hervorſpringende Kante bildete. Der in die Watte und Seide eines weiten Schlafrockes vergrabene Leib, war nur noch ein Knochengerüſt, und ſeine langen blaſſen Hände, die offen und ausgeſtreckt auf ſeinen Knien ruhten, wieſen die durchſchimmernde Farbe des Wachſes.

Dieſes Geſicht, welchem Krankheit und Leiden ihre betrübenden Kennzeichen aufgeprägt hatten, bildete einen ſchmerzlichen Gegenſatz zu jenem der jungen Frau, die, in dieſem Augenblicke über den Armſtuhl geneigt, ängſtlich harrte, daß der Kranke die Augen wieder öffne.

Dieſe junge Frau war groß, und ihre wohl ausgedrückten, obgleich zarten und ſchlanken Formen, verkündeten eine kräftige Natur, eine friſche und feſte Geſundheit. Ihr Teint hatte jene Reinheit, jenes ſanfte Incarnat, welches einem Geſichte von ſechzehn Jahren einen ſo ſüßen Glanz verleiht. Von Jugend, Kraft, Leben überſtrömte, ſo zu ſagen, dieſes ſchöne Weſen, deſſen ruhigen und lieblichen Züge die Heiterkeit einer Seele zu wiederſtrahlen ſchienen, worin die Leidenſchaften noch nicht geſtürmt haben.

Sie nahm in ihre weichen und kalten Hände die fieberhafte Hand des Kranken, und ſagte zu ihm, als er ſein erloſchenes Auge auf ſie richtete:

„Mein Lieber, nicht wahr, Du befindeſt Dich hier beſſer?“

„Ja,“ antwortete er mit unterbrochener Stimme, und durch eine Anſtrengung des Willens ſich belebend, „ja, ich fühle mich viel beſſer. Die Luft meines Zimmers hat mir dieſe Beklemmungen verurſacht.“

Dann ſein Geſicht nach jener Seite wendend, von woher der Wind wehte, wie um die feuchte Kühle einzuathmen, die aus den Wäldern ſich erhob, fügte er bei: „Morgen will ich hinuntergehen, unter die Bäume; man befindet ſich ſo wohl in freier Luft! Morgen iſt der erſte Mai, nicht wahr, Felicie?“

„Ja, mein Lieber, der Monat der Jungfrau,“ antwortete ſie in treuherziger Erinnerung an ihr Leben als junges Mädchen; „dieß war der Monat, den wir im Kloſter am meiſten liebten, weil die Roſenſträuche im Garten blühten, und wir täglich neue Sträuße für die Kapelle hatten."

Nach dieſen Worten ſeufzte und ſchwieg ſie, eingedenk der ruhigen Tage, die eben wieder ihrem Geiſte vorſchwebten, indem ſie die Hand ihres Gatten fortwährend in ihren Händen hielt.

„Ich habe heute keine Schmerzen empfunden," erwiederte der Kranke, ein trockenes Huſten unterdrückend; „ich bin wirklich ſehr wohl, und in einigen Tagen werden wir nach Paris zurückkehren können, willſt Du es, Felicie?"

„Von ganzem Herzen!" antwortete lebhaft die junge Frau; „dann wirſt Du vielleicht einwilligen, die Aerzte zu ſehen. Weißt Du, mein Lieber, daß Deine Hartnäckigkeit, die Aerzte nicht um Rath zu fragen, mir oft Beſorgniß eingeflößt hat? Heute wieder dünkte es mir, daß Dein Uebel ſich verſchlimmerte; ſieh, welche Thorheit! Gerade biſt Du beſſer, biſt Du wohl, man ſieht's."

Wirklich ſchminkte ein roſiger Abglanz der letzten Strahlen der Sonne das Geſicht des Kranken einigermaßen, und verwiſchte die bleiblaue und erdfahle Farbe ſeiner Haut, man hätte ſagen mögen, daß das Blut wieder unter der trockenen Oberhaut kreiſete, und langſam in dieſes bleiche Antlitz emporſtieg.

„Wie glücklich bin ich, mit Unrecht mich beunruhiget zu haben!" fuhr die junge Frau fort, indem ſie ſich auf einen Schemel zu den Füßen des Kranken ſetzte, und ihren Kopf auf den Arm des Lehnſtuhles mit kindlicher Unbefangenheit ſtützte; „nun will ich ein wenig ruhen, wenn Du es erlaubſt, mein lieber Paul, und wir wollen plaudern.“

„Ja, ſprich, mein Kind,“ verſetzte er, ſein Taſchentuch auf ſeinen Mund drückend, um einen neuen Anfall von Huſten zurückzuhalten.

„Laß uns Pläne machen,“ ſagte die junge Frau, die Augen ſchließend, wie um alle Hülfsmittel ihrer Einbildungskraft zu ſammeln und zuſammenzuraffen, „laß uns ſchöne Pläne machen. Ich will mich aller derjenigen zu erinnern ſuchen, die ich zur Zeit entwarf, da ich Deine Mündel war. Zuerſt, mein lieber Vormund, ich will ſagen mein lieber Mann, werden wir uns endlich irgendwo feſtſetzen, und nicht mehr unbedingt allein leben, ſondern ſogar viele Leute ſehen.“

„Das iſt ganz mein Gedanke,“ entgegnete der Kranke, mit ſchwacher Stimme und belebtem Tone; ſobald ich wieder hergeſtellt bin, werd' ich in der Geſellſchaft Dich aufführen, worin zu leben Du berufen biſt. Bisher, meine liebe Felicie, haſt Du die Glücksumſtände nicht würdigen können, in welche uns der Himmel verſetzt hat. Ich bin reich, und Du haſt von unſerm Vermögen noch keinen Genuß gehabt; Dein Platz iſt in auserleſener Geſellſchaft, worin ich immer gelebt habe, und Du haſt ihn noch nicht eingenommen. Welche Freude für mich, Dich in dieſe Vortheile einigermaßen einzuweiſen! Mit welcher Ungeduld harre ich des Tages, an dem ich Dich zum erſtenmale auf den Ball führen werde! Geh! es wird kein Opfer ſeyn, welches Dein alter Mann von ſieben und dreißig Jahren Dir bringen wird; auch ich liebe die Geſellſchaft, die Feſte."

„Vielleicht mehr als ich, die ich dieß Alles nur aus den Erzählungen kenne, die Du mir davon gemacht haſt," antwortete munter die junge Frau; „aber da Du ſo weltlich biſt, will' ich mich darein fügen, alle Tage auf den Ball zu gehen. Mit unſern Plänen wären wir alſo im Reinen; wir werden unſere Einſamkeit verlaſſen; Du wirſt Deine Freunde wieder ſehen, und wir werden den Sommer damit zubringen, uns für den nächſten Winter einzurichten. Ermüdet Dich der Lärm in Paris, ſo kehren wir hierher zurück, um frei zu athmen, und einige Tage auszuruhen; wir werden immer einige Perſonen mitnehmen, Deine früheren Vertrauten, vielleicht Deine Schweſter."

„Meine Schweſter! Sprechen wir nicht von ihr," unterbrach ſie der Kranke haſtig; „ich will ſie nicht mehr ſehen."

„O! das iſt ungerecht!" murmelte die junge Frau; dann, die Anregung eines erzürnenden Stoffes bedauernd, und Willens, ihren Mann von dieſem Gedanken abzubringen, fügte ſie hinzu, indem ſie raſch aufſtand, und an das andere Ende der Terraſſe eilte: „Mein Lieber, horch! ein Vogel zwitſchert da unten in dieſer Weißdornhecke, das iſt die Nachtigall. Wir haben ſie in dieſem Jahre noch nicht gehört; ſie ſingt, um den ſchönen Monat Mai zu begrüßen, und die beginnende ſchöne Nacht.“

Bei dieſen Worten ſtützte ſie ſich mit den Elbogen auf die Marmorbrüſtung, welche die Terraſſe abſchloß, und ließ ihren Blick durch die Landſchaft ſchweifen, halb verſchleiert von der Dämmerung, die ſchnell den letzten Schimmerſtreifen des Tages folgte. Die roſigen Lichter der untergehenden Sonne erloſchen allmälig; die Sterne gingen auf am dunkelblauen Himmel, und ein friſches Lüftchen brachte ſtoßweiſe die ländlichen Wohlgerüche des Weißdornes und der Rainweide. Die junge Frau athmete einen Augenblick dieſe balſamiſche Kühle; dann kehrte ſie langſam zu dem Kranken zurück, die Augen auf eine Blume ſenkend, die ſie an ihren Gürtel heftete. Als ſie vor ihm ſtand, ſchlug ſie lächelnd die Augen auf; aber dieſes Lächeln verſchwand alſogleich, und das Wort, welches ſie ſprechen wollte, erſtarb auf ihren Lippen: der letzte Strahl der Sonne war auf dem blaſſen Antlitze erloſchen, dem er einen Augenblick die Farben des Lebens verliehen hatte; der Kranke war wieder erdfahl geworden, und ſein mattes Augenlied fiel wieder auf ſeine ſtarren und halbgeöffneten Augen.

„Mein Lieber,“ ſagte die junge Frau mit einer Unruhe zu ihm, die ſie vergebens zu verhehlen ſuchte, „mein Lieber, ich fürchte, daß die Abendkühle Dir ſchaden möchte.“

„Ja,“ antwortete er mit erloſchener Stimme; „ich friere, gehen wir hinein.“

Er verſuchte aufzuſtehen; aber ſeine Füſſe brachen, und er ſank auf ſeinen Sitz zurück, murmelnd: „Das iſt die Nachtluft, die mich angegriffen hat; in meinem Zimmer werde ich mich beſſer befinden.“

„Gehen wir ſchnell hinein, ſchnell!“ erwiederte die junge Frau, den Dienern rufend.

Man rollte ſachte den Armſtuhl in ein Zimmer des Erdgeſchoſſes, welches jenes des Kranken, und ſchon völlig zu ſeinem Zubettegehen bereit war. Der Anblick dieſes Gemaches, ohne etwas Trauriges zu haben, war äußerſt betrübend. Ein helles Feuer brannte im Kamine, und die Fenſter waren verſchloſſen, als ob des Januars eiſiger Hauch hinter den Scheiben pfiffe. Die ſchon angezündete Nachtlampe warf ihr zitterndes Licht auf einen mit gläſernen Fläſchchen beſetzten Gueridon, auf welchen man einen Thermometer und eine Secundenuhr gelegt hatte.

Im Augenblicke, da der Kranke von dem, was er ſeinen Spaziergang nannte, heimkehrte, war eine betagte Frau, die vor der kleinen auf dem Gueridon ausgekramten Apotheke ſtand, mit der Bereitung eines beruhigenden Trankes beſchäftiget.

„Der Herr befindet ſich übler,“ ſagte ſie ängſtlich und dem Kranken ſich nähernd, der ihr einen Wink gab ſich zu beruhigen, und ſchaudernd ſprach:

„Es iſt hier faſt eben ſo kalt, wie da drauſſen; eben befällt mich wieder meine Beklemmung, das iſt ein nervöſes Uebel.“

„Madame Carbonnet, den Trank! geben Sie her!" ſagte die junge Frau, neben ihrem Manne niederkniend, um ihm die Taſſe zu reichen.

Er nahm einen Schluck, und ſchlummerte faſt alſogleich auf dem Kiſſen ein, welches der Kammerdiener unter ſeinen Kopf gelegt hatte. Dann lud Madame Carbonnet mit einer Geberde der Beſorgniß ihre junge Gebieterin ein, in den Salon zu gehen, wohin ſie ihr folgte.

„Madame werden mir verzeihen," ſagte ſie; „aber ich kann mich nicht enthalten, Ihnen zu bemerken, daß die Krankheit des Herrn ſich von Stunde zu Stunde einigermaßen verſchlimmert."

„Ach! mein Gott! ich ſeh' es wohl," antwortete ſchmerzlich die junge Frau; „aber was iſt zu thun?"

„Einen Arzt kommen laſſen."

„Wo denken Sie hin, meine gute Carbonnet! Sie kennen die Abneigung des Herrn von Clavières gegen Alles, was einer ärztlichen Berathung gleich ſieht. Es giebt nur einen Mann, deſſen Heilverfahren er ſich gerne unterwürfe, nicht unter dem Titel eines Arztes, ſondern unter dem Titel eines Freundes; dieß iſt Herr von Ramſay. Leider iſt er zweihundert Meilen von hier. In Folge einer unbegreiflichen Krankenidee, hat ihm mein Mann nicht ſchreiben wollen, daß er leidend ſei, und ich hab' es nicht gewagt."

„Ich hab' es gethan," erwiederte Carbonnet mit zuverſichtlichem Tone; „ich habe gewagt, es auf mich zu nehmen, und bin überzeugt, daß Madame es billigen.“

„Gewiß,“ rief die junge Frau aus; „Herr von Ramſay hat ſo viel Freundſchaft für uns, daß ich gar nicht zweifle, er werde kommen. Er wird ſich bei ſeiner Ankunft ſtellen, als wiſſe er nichts, und wolle uns nur überraſchen.“

„Wenn es nur nicht zu ſpät iſt!“ murmelte Madame Carbonnet; „der Herr hat dieſen Abend ein Geſicht, worüber man zittern muß.“

„Aber es iſt nicht die mindeſte Gefahr dabei,“ ſagte die junge Frau mit ſich ſelbſt ſprechend, wie um ſich zu beruhigen; „nein, dem Himmel ſei's gedankt, es iſt keine dabei! Eben erſt ſprach er mit mir wie gewöhnlich; er war belebt, zufrieden, und machte tauſend Pläne. Gleich viel, ich gäbe herzlich gerne zehn Jahre meines Lebens darum, wenn Herr von Ramſay morgen hier wäre!“

„Er wird vielleicht da ſeyn,“ entgegnete Madame Carbonnet; „ich nahm mir die Freiheit, ihm zu ſchreiben, daß Madame ſehr beſorgt wären, und daß nur ſeine Gegenwart ſie beruhigen könnte.“

„Das iſt die Wahrheit; aber warum haben Sie mich von dieſem Schritte nicht in Kenntniß geſetzt, meine gute Carbonnet?“

„Ich wußte nicht, ob Madame ihn vollkommen billigen würden, und da der Herr in den jüngſten Tagen ſich beſſer befand, hielt ich Sie nicht für beſorgt genug, um Ihnen die Sache mitzutheilen. Jetzt werden Sie mir dieſes Uebermaß von Eifer verzeihen.“

„Ich danke Ihnen ſogar dafür,“ erwiederte die junge Frau lebhaft; „O! ja, Sie haben gut gethan, zu ſchreiben! Zur Zeit erſchreckt mich die Abſonderung, in der wir leben. Iſt es möglich, daß man ſo in einem Augenblicke von der vollſtändigſten Sicherheit zu tödtlichen Beſorgniſſen übergehen kann! Vielleicht ſollte ich, der Ankunft des Herrn von Ramſay harrend, einen Arzt aus Paris kommen laſſen, ihn um Rath fragen. Wenn er nichts thäte, als mir ſagen, daß ich eine Thörin ſei, ſo zu erſchrecken!“

„Der Herr wird ihn nicht empfangen wollen, das iſt gewiß,“ bemerkte Carbonnet; „aber ich will ihm einen ſo genauen Bericht erſtatten, daß er, ſelbſt ohne den Kranken geſehen zu haben, Ihnen, Madame, Mittel wird bezeichnen können, welche Ihnen Anleitung geben werden.“

„Ja, ja,“ rief Frau von Clavières aus; „Julian ſoll ſich auf der Stelle auf den Weg machen.“

„Horchen Sie, Madame,“ unterbrach ſie Carbonnet lauſchend, „ich höre einen Wagen in der Allee; ſollte es Herr von Ramſay ſeyn? Schon! das iſt faſt unmöglich.“

Die beiden Frauen eilten an die Haustreppe. In der That kam ein Wagen in ſcharfem Trabe an, und bei dem Scheine der Laternen gewahrte man die bordirte Weſte und den gewichsten Hut des Poſtillions.“

„Das iſt eine Poſtchaiſe!“ rief die junge Frau mit einem Aufſchwunge von Freude aus. „Ah! unſer guter, unſer würdiger Freund, hat nicht geſäumt! Er kommt an!“

„Endlich werden wir erfahren, woran wir uns zu halten haben,“ murmelte Carbonnet; „da iſt ſchon der Arzt; wer weiß, ob man nicht morgen den Notar wird müſſen kommen laſſen!“

Eine Minute ſpäter lenkte eine Poſtchaiſe in die Terraſſe ein, und hielt an der Haustreppe. Bevor der Fußtritt herabgelaſſen wurde, näherte ſich die junge Frau dem Kutſchenſchlage, und rief, ihre beiden Hände dem Manne reichend, der noch im Fond der ſtaubigen Equipage ſaß:

„Doctor!“

„Meine liebe Felicie! Madame!“ erwiederte er mit ſehr gerührter Stimme, und die Hände küſſend, welche die ſeinigen geſucht hatten.

Dann ſich auf die Schulter des Dieners ſtützend, der den Kutſchenſchlag geöffnet hatte, ſtieg er mühſam aus, und begann mit Hülfe einer Art von Stock zu gehen, welchen viele Leute eine Krücke genannt hätten. Er war jedoch nicht alt, und ſein ſchönes und ruhiges Geſicht verrieth nicht viel mehr, als einen Dreißiger an Jahren; aber ſeine Taille, obgleich ziemlich hoch, war von ungeſtalter Dicke, und er hinkte ſchrecklich.

„Und unſer Kranker?“ ſagte er zur jungen Frau, langſam die Haustreppe erklimmend.

„Er ſcheint mir ſchon geneſen, weil Sie da ſind,“

antwortete ſie freudetrunken; „aber ich war ſehr traurig, ſehr beunruhigt, erſt vor einem Augenblicke.“

„Man muß ihn ganz ſachte von meiner Ankunft in Kenntniß ſetzen.“

„Sogleich, Doctor; welche Ueberraſchung, welche Freude für ihn! Ah, ich bin davon überzeugt, daß Ihre Gegenwart das beſte Heilmittel ſeines Uebels ſeyn wird . . .“

Alſo ſprechend, waren ſie in den Salon getreten, der vor dem Zimmer des Kranken lag, und indem die junge Frau den Arzt zu einem Stuhle führte, fuhr ſie mit leiſerer Stimme fort:

„Ruhen Sie da aus, lieber Doctor; Sie müſſen ſo müde ſeyn! Madame Carbonnet wird die Anordnungen zu Ihrer Beherbergung treffen; ich eröffne Ihnen zum voraus, daß ich Sie nicht für weniger als einen Monat in Empfang nehme. Dieß iſt eine ſtrenge Bedingung. O, wenn Sie wüßten, wie glücklich ich bin, Sie wieder zu ſehen!“

Bei dieſen Worten drückte ſie ihm die Hand, und entfernte ſich mit leichtem Schritte, um zu ihrem Manne zu gehen, und ihn von der Ankunft des Doctors in Kenntniß zu ſetzen.

Herr von Ramſay, einen Augenblick im Salon allein verweilend, warf einen düſtern, ſchmerzlich verwirrten Blick um ſich, und ſtützte ſeine Stirne auf ſeine gefalteten Hände mit einem tiefen Seufzer; aber, faſt alſogleich ſeine Eindrücke bewältigend, ſchloß er die Augen halb, und ſchien ſich in ruhigeren Gedanken zu ſammeln. Einen Moment danach trat Carbonnet ein, mit der wichtigen und ein wenig vertraulichen Miene einer Dienerin aus gutem Hauſe, welche jene geboren werden ſah, die ſie bediente.

„Ah! Herr Doctor,“ ſagte ſie, die Augen zum Himmel erhebend, „es war Zeit, daß Sie kamen! Madame macht ſich keine Idee von dem, was ſich ereignen könnte, ſie beruhiget ſich wegen der Geſundheit des Herrn, aber ohne Vorausſicht; ich dagegen zittere. Wenn man ſeit dreißig Jahren Beſchließerin in einem Hauſe geweſen iſt, kennet man die Angelegenheiten der Gebieter. Deßwegen, Herr Doctor, nahm ich mir die Freiheit, an Sie zu ſchreiben.“

„Wo will ſie denn hinaus?“ dachte der Arzt; aber bevor er Zeit fand, ſie um Erklärung dieſer unbeſtimmten Andeutungen zu fragen, öffnete Frau von Clavières halb die Thüre, und ſagte mit leiſer Stimme:

„Er ruht, Doctor; ich wag' es nicht, ihn zu wecken. Kommen Sie immerhin, ihn zu ſehen.“

Der Kranke ſaß noch, oder beſſer geſagt, lag in ſeinem Armſtuhle ausgeſtreckt. Seine Füße ruhten auf einem breiten Kiſſen, und ſein Kopf war gleichſam vergraben in einem Pfuhle, den man eilig unter ihn geſchoben hatte, um ihn zu unterſtützen. Die Flamme des Kamins warf zeitweiſe lebhafte Streiflichter über ſeine Züge, und es iſt unmöglich, die Wirkung dieſer plötzlichen Erhellungen dieſes erdfahlen Geſichtes mit

Worten zu ſchildern; es war wie ein unheimlicher Blitz, der plötzlich jene düſteren Statuen beleuchtet, welche die Bildhauer des fünfzehnten Jahrhunderts auf die Gräber legten; der Marmor hat keine bleicheren und kälteren Farben, als dieſes Geſicht, deſſen vorragende Theile in gelblichem Wiederſcheine leuchteten. Der dicke Teppich, welcher den Fußboden bedeckte, dämpfte die Tritte, und kein Geräuſch verrieth die Anweſenheit der Eintretenden. Herr von Ramſay blickte um ſich, und ging vorſichtig voran, während die junge Frau ihm einen Stuhl zur Seite des Kranken wies, und ſich ſelbſt neben ihren Mann ſetzte. Carbonnet, hinter ihrer Gebieterin ſtehend, beobachtete was vorging mit unruhiger Aufmerkſamkeit. Der Arzt warf einen Blick auf ſeinen Freund, legte den Zeigefinger ſachte auf den Arm, der ſich träge leibwärts hindehnte, neigte den Kopf, und ſchien nachzudenken; aber ſeine Phyſiognomie blieb ruhig, unerforſchlich, und die beiden Frauen ſuchten vergebens ſeine Beſorgniſſe oder ſeine Sicherheit aus dem ruhigen Ernſte ſeiner Haltung zu errathen.

Ein Moment des Schweigens trat ein, während deſſen man nichts hörte, als das kurze und haſtige Athmen des Kranken; dann erhob ſich der Arzt, und winkte der jungen Frau, ihm zu folgen. Sie verließ ihren Sitz, und lud durch einen Blick Madame Carbonnet ein, ihren Platz einzunehmen, empfahl mit einer Geberde dem Kammerdiener, welcher das Feuer ſchürte, ſtill zu ſeyn, und ging in den Salon.

„Wohlan! Doctor,“ ſagte ſie raſch; „Sie ſehen nichts Widriges voraus, nicht wahr?“

Und als der Arzt zu antworten zögerte, fügte ſie mit plötzlichem Schrecken und immer ſteigender Angſt hinzu: „Doch nein, Sie ſind nicht beruhiget, ich ſeh' es. Die Gefahr iſt vielleicht noch größer, als Sie ſich dieſelbe vorgeſtellt haben. Sagen Sie, mein Herr, ſagen Sie um Gotteswillen, was iſt zu fürchten? Was darf ich noch hoffen?“

„Nichts, meine liebe Felicie,“ antwortete er mit Thränen in den Augen; „mein armer Freund hat vielleicht nur noch einige Stunden zu leben.“

Die junge Frau ſtieß einen erſtickten Schrei aus, und ſank ſchluchzend in einen Stuhl; die Worte des Arztes hatten ihr einen ſo unerwarteten Schlag verſetzt, daß ſie nicht mehr Beſtürzung, Verzweiflung und Schrecken empfunden hätte, wenn ihr Mann, von einer Kugel getroffen, zu ihren Füſſen geſtürzt wäre. Faſt in demſelben Augenblicke trat Carbonnet aus dem Zimmer, und rief aus, ihre Gebieterin in Thränen erblickend: „Mit dem Herrn ſteht's alſo ſehr ſchlecht?“

„Sein Todeskampf beginnt; man muß ſeine Frau zu entfernen trachten,“ ſagte er mit leiſer Stimme; „ich werde während dieſer traurigen Nacht mit Ihnen wachen . . . die letzte . . . ohne Zweifel.“

„Welches Unglück!“ erwiederte die Beſchließerin mit allen Zeichen eines heuchleriſchen Schmerzes, und mit dem Taſchentuche über ihre Augen fahrend, die jedoch trocken blieben; „mein armer Herr, da iſt er nun in der Todesſtunde! Ah! wenn man es gewußt hätte! Aber es iſt noch nicht zu ſpät, Herr Doctor, wir wollen handeln, nicht wahr? Die Zeit drängt; man muß einen Notar holen laſſen.“

„Einen Notar! warum?“ unterbrach ſie Frau von Clavières, bei dieſem Worte ihr thränenbenetztes Geſicht wieder erhebend.

„Warum! damit der Herr ein Teſtament mache, bevor er ſtirbt,“ erwiederte die Beſchließerin mit belebter Miene; „der arme Mann hat nie daran gedacht, ſo ferne vom Tode glaubte er ſich; und wenn er nun ſeinen Geiſt aufgiebt, ohne ſeine Verfügungen getroffen zu haben, erbt ſeine Schweſter, erbt Alles!“

„Es iſt wahr, meine arme Felicie,“ ſagte der Arzt, über dieſe Worte betroffen; „Sie haben ſich ohne Heirathsgut, ohne Witthum verheirathet.“

„Und nach dem Tode ihres Mannes bliebe Madame kein Sou Vermögen, ich weiß es gut,“ fuhr die Beſchließerin mit Energie fort: „er war ihr Onkel, ihr Vormund; er liebte ſie zärtlich, nnd nachdem er ihr eine treffliche Erziehung hatte geben laſſen, heirathete er ſie, ohne vorauszuſehen, daß er ſie als eine ſo junge Wittwe zurücklaſſen würde, und ohne daran zu denken, ihr ſein Vermögen zu ſichern. Dennoch kenne ich ſeine Abſichten gut! Manchmal ſagte er zu mir: Meine gute Carbonnet,“ — hier drückte die Beſchließerin ihr Taſchentuch auf ihren Mund, als ob

Schluchzen ihn gekrampft hätte; dann fuhr ſie fort, mit vollkommener Klarheit der Gründe und des Gedächtniſſes — „ſagte er zu mir: „„Meine gute Carbonnet, ich bin zwanzig Jahre älter, als meine Frau; es iſt natürlich, daß ſie mich überlebt; ich werde ihr den größten Theil meines Vermögens vermachen.““

„Ja, ſehen Sie, dieß hat er mir öfter als einmal wiederholt. Und jetzt wird er nicht unſchlüſſig ſeyn, was er thun ſoll. Sobald er einſehen wird, daß er auf dem Todbette liegt, wird er den Notar verlangen. Ich will ihn zum voraus holen laſſen.“

„Das iſt überflüßig,“ unterbrach ſie die junge Frau mit feſtem Tone; „er wird hier nichts zu thun haben.“

„Was! Madame,“ rief Carbonnet aus, unfähig, die Uneigennützigkeit und die Entſagung zu begreifen, welche jene Worte eingegeben hatten.

„Ueberlegen Sie, es handelt ſich um Ihre ganze Zukunft!“ murmelte der Arzt mit Gemüthsbewegung.

Dieſe ſchreckliche Lage hatte der Frau von Clavières plötzlich Verhältniſſe geoffenbaret, bei denen ihr Geiſt ſonſt niemals verweilte; die junge Frau, bisher ſorgenlos und unbekümmert, fand in ihrem Herzen ernſte Gedanken, einen hochherzigen und unerſchütterlichen Entſchluß. „Ei was!“ ſagte ſie mit Heftigkeit, „um von ſeinem Vermögen zu erben, würde ich meinem Manne den Tod zeigen, der ſich ſeinem Bette naht! Ich würde mit unbarmherziger Feſtigkeit zu ihm ſagen: Deine letzte Stunde iſt gekommen! Denke daran, von Allem ſcheidend, mich reich zurückzulaſſen! Ich würde ihm zum voraus ſeinen letzten Augenblick bezeichnen, und ohne Mitleiden ihn ſich abzuquälen ſehen in dem Bangen des Todeskampfes, in den Schauern dieſer ſchrecklichen Schwelle, die er bald überſchreiten wird, ohne es zu gewahren! O, wenn ich, eigennützigen Antrieben nachgebend, eine ſo niederträchtige Handlung beginge, würden Gewiſſensbiſſe den Reſt meines Lebens vergiften; ich könnte eines Vermögens nicht froh werden, erhalten um den Preis der Todesängſte, der Schrecken, des herzzerreißenden Leidweſens, der Qualen dieſes Unglücklichen! Der Himmel hat mir keine Zeit vergönnet, ſein Leben glücklich zu machen; aber ich will ihm wenigſtens einen ruhigen Tod ſichern!“

„Sie haben ein großmüthiges Herz, eine edle Seele! Ich wußte es ſchon, Felicie!“ ſagte der Arzt gerührt.

„Sie iſt unſinnig!“ dachte die Beſchließerin.

„Mein liebes Kind!“ fuhr der Arzt fort; „vielleicht könnte man mit Schonung dieſes furchtbare Wort von teſtamentariſchen Verfügungen wagen. In dieſen ſchrecklichen Krankheiten bewahren die Sterbenden bis zum letzten Augenblicke die Klarheit des Geiſtes. Wenn Ihr Gatte aus dieſer Betäubung zu ſich kommt, wird er mich vernehmen, mit mir ſprechen; dann kann ich ihm ſagen . . .“

„O! kein Wort, keine Anſpielung, ich bitte Sie darum inſtändig!“ unterbrach ihn Frau von Clavières; „er würde Sie nur zu gut verſtehen, ich kenne ihn.

Der Gedanke an den Tod iſt für ihn entſetzlich; er hat ſich nie damit vertraut gemacht. Er war ſo glücklich! Das Leben ſchien ihm ſo leicht und ſo ſüß! Welche Hoffnungen, welche Pläne ſterben mit ihm! Ach, mein Gott! möge er bis zu ſeinem Ende nicht erfahren, daß er uns verlaſſen wird."

„Aber, Madame, wiſſen Sie, um welchen Preis Sie die Ruhe ſeiner letzten Augenblicke erkaufen?" rief Carbonnet außer ſich; „ſie koſtet Ihnen mehr als eine Million!"

„Wenn es ſeyn müßte, würde ich ſie mit dem Leben erkaufen," erwiederte die junge Frau.

„Aber es iſt Ihre ganze Exiſtenz, die Sie ihm ſo opfern," fuhr die Beſchließerin fort; „morgen werden Sie erwachen, von Allem entblößt, ärmer als ich. Fräulein von Clavières erbt, dieſes Ungeheuer, wie man ſie nennt! Ah! Madame, ich werde es nicht dulden, daß ſie ſich ſo zu Grunde richten!" Sie machte einen Schritt gegen das Zimmer. Doch die junge Frau, ſich vor die Thüre ſtellend, ſagte zu ihr mit ernſtgemiſchter Sanftmuth: — „Nein, Sie werden hier mit den Leuten wachen, Madame Carbonnet... Daß Niemand eintrete ohne meinen oder des Doctors Auftrag!"

Bei dieſen Worten öffnete ſie die Thüre; aber im Augenblicke des Eintretens in das verhängnißvolle Zimmer, blieb ſie mit einem Schreckensſchauder ſtehen: da, wo ſie einen Kranken zu finden glaubte, fand ſie einen mit dem Tode Ringenden. Der Arzt unterſtützte ſie, und führte ſie hinein; dann verſchloß er die Thüre hinter ſich.

„Dieſe Frau hat, ſo zu ſagen, Ihren Gatten geboren werden ſehen,“ ſagte er zu ihr, indem er mit Beſorgniß Carbonnet im Salon ſchluchzen und ganz laut ſprechen hörte; „ſie hat vielleicht ein Intereſſe daran, daß er ein Teſtament mache; vielleicht wird ſie es, ungeachtet Ihrer Befehle, wagen, heute Nacht einzutreten.“

„Ich werde ſie daran verhindern!“ erwiederte Frau von Clavières, den Riegel vorſchiebend; „ſie wird ſich dieſem Sterbebette nicht nähern.“ Die Zärtlichkeit, die Dankbarkeit, ein Gefühl von erhabener Großmuth, verliehen in dieſem Augenblicke der jungen Frau den Muth, die Kraft, die Wachſamkeit, welche die Habſucht ſo oft Denjenigen einflößt, die das Bett eines Sterbenden umgeben. „Doctor,“ ſagte ſie, ihr Schluchzen unterdrückend, „die Vorſehung hat Sie mir zu Hülfe geſendet! Ach, Gott hat mich während dieſer ſchrecklichen Momente nicht gänzlich verlaſſen; nun muß ich die Kraft haben, nicht mehr zu weinen, und ein ruhiges Geſicht zu erkünſteln.“ Sie trocknete ihre Thränen, näherte ſich dem Kranken, der mit immer geſchloſſenen Augen, unter dumpfen Klagen ſich unruhig hin und her bewegte und murmelte, an ſeine Seite knieend, mit einem unausſprechlichen Ausdrucke von Schmerz und Feſtigkeit: „Ich wache hier; ich werde dieſen Platz nur verlaſſen, wenn“ — das Wort erſtarb auf ihren Lipven, und ſie fügte hinzu, ihre Thränen unterdrückend: — „wenn er für immer ruhig ſeyn wird.“

Carbonnet wagte jedoch, ungeachtet der Einſchärfung ihrer Gebieterin, an die Thüre zu klopfen, und zu verſuchen, ſie zu öffnen. Da ſie bemerkte, daß inwendig der Riegel vorgeſchoben ſey, und wohl wußte, daß das Zimmer keinen andern Ausgang habe, brach ſie in Wehklagen aus, rief lärmend den Dienern, eröffnete ihnen die Befehle der Frau von Clavières, und ſagte, ſich der Thüre gegenüber ſetzend: „Ich weiche bis morgen nicht von hier!“ Die Nacht war ſchön und heiter, und die Nachtigall ſang in den Blüthenhecken. Ein tiefes Schweigen herrſchte in der Villa Val-de-Meudon, und die Diener, im Salon verſammelt, lauſchten aufmerkſam dem mindeſten Geräuſche, das im Innern des Zimmers entſtand, und erwarteten mit beſtürzunggemiſchter Bangigkeit das traurige Ereigniß. Carbonnet, mürriſch, erzürnt, die Augen auf die Thüre heftend, vergoß von Zeit zu Zeit einige Thränen der Wuth, und ſagte zum Kammerdiener, ihrem Vertrauten und Freunde: „Man bringt uns um eine Rente von tauſend Franken, wenigſtens. Ein ſo guter Herr! ihn ſo ſterben zu laſſen. O! Madame wird bereuen, was ſie thut! Sie wird es bald bereuen, ich ſchwör' es Ihnen! Sie hat mir die Thüre des Zimmers des Herrn gewieſen, mir, Dorothea Carbonnet, die ich faſt zur Familie gehöre! Das iſt ein Beiſpiel von der Undankbarkeit der Herrſchaften ab! die Sachen wären anders gegangen, wenn ich hätte vorausſehen können, daß der Tod ſo bald im Hauſe einkehren würde. Aber, dumm und blind, wie ich war, bedurfte ich des Arztes um zu kennen, daß der Herr an der Bruſt leide, wie ſein Vater, ſein älterer Bruder, ſeine ganze Familie! Sie haben Alle geendet wie er, ohne es zu vermuthen, und ohne nur daran zu denken, mir ein Zeichen des Andenkens zu hinterlaſſen. Nach dreißigjährigen Dienſten in dieſem Hauſe, werde ich aus demſelben ſcheiden, wer ſollte es glauben, werde ich aus demſelben ſcheiden mit nichts als mit meinen Erſparniſſen! Das iſt unerhört das iſt abſcheulich.“ Während dieſes traurigen Wachens lehnte Carbonnet zwanzigmal ihr Ohr an die Thüre des Kranken; aber ſie hörte nichts; die Stille im Zimmer war ſo tief, daß man es für leer und verlaſſen gehalten hätte. Hinter dieſer verſchloſſenen Thüre ereignete ſich jedoch eine rührende und ſchreckliche Scene: der Kranke lag immer zurückgelehnt in ſeinem Armſtuhle; ſeine Frau und ſein Freund waren neben ihm, und pauſenweiſe ſprach er mit ihnen mit kurzer, ſchwacher, aber noch verſtändlicher Stimme. Auf ſeine Frage, warum Madame Carbonnet, ſeine gewöhnliche Wärterin, nicht da ſey, antwortete ihm Frau von Clavières einfach: — „Sie war ſehr ermüdet, und da Du Dich beſſer befindeſt, mein Lieber, hab' ich ſie zu Bette geſchickt; der Doctor erſetzt ſie.“

„Mein lieber Adrian, welchen guten Gedanken haben Sie gehabt, uns zu beſuchen!“ ſagte der Kranke mit erloſchener Stimme, und mit häufigen Pauſen.

„Sie werden mich heilen und wir werden miteinander in die Schweiz reiſen. In die Schweiz will ich gehen, die reine Gebirgsluft iſt mir nöthig, den nächſten Winter werden wir nach Paris kommen, wir werden viele Leute empfangen. Gefällt Dir dieſer Plan, meine liebe Felicie?“

„Vollkommen,“ antwortete ſie mit lächelnden Lippen und blutendem Herzen.

Nach einem Augenblicke fuhr der Sterbende mit einer noch ſchwächeren Stimme fort: — „Die Luft fehlt hier, Felicie, laß dieſes Fenſter aufmachen, ich will den Himmel ſehen.“

Der Arzt öffnete die Sommerläden; ein Luftſtoß drang in das Zimmer, ganz durchweht vom Wohlgeruche der Roſen und Reſeden.

„Ah! welch' ein ſüßer Geruch! Ich bin wohl,“ murmelte Herr von Clavières, den Kopf auf den Arm ſeiner Frau neigend, und ſchwach ſeufzend wie ein entſchlummerndes Kind. Dann ſchloſſen ſich ſeine Augen und er blieb regungslos, die Wange auf die Hände der jungen Frau geſtützt. Herr von Ramſay befühlte den Arm, der den Leib entlang herabgleitete, und legte die Hand auf das Herz; die Pulsader hatte zu ſchlagen aufgehört, und der letzte Hauch war der ſtarren Bruſt entflohen. Dann legte der Arzt den Kopf des Herrn von Clavières wieder auf den Pfühl, und ſagte, Feliciens Hand ergreifend, mit thränengebrochener Stimme zu ihr: — „Kommen Sie!“

Sie ſah ein, daß Alles vorüber ſey, und brach, auf die Knie ſtürzend, in Schluchzen aus; dann, nach Beſchwichtigung dieſes erſten Schmerzanfalles, gab ſie dem Zureden des Arztes nach, der ſie dringend bat, ſich zu entfernen, und ſagte einen letzten Blick auf dieſes Antlitz werfend, deſſen Züge, weit entfernt, durch die Krämpfe des Todeskampfes entſtellt zu ſeyn, das Gepräge der ruhigſten Heiterkeit trugen, durch den Gedanken an dieſes ſtille Ende getröſtet: — „Wenigſtens hat er die Schrecken dieſer furchtbaren Stunde nicht gefühlt, er iſt nicht geſtorben, er iſt eingeſchlafen!“

Die junge Wittwe.

2.

In den ſchmerzlichſten Prüfungen des Lebens, inmitten des Leidweſens, veranlaßt durch den Verluſt derjenigen, die uns theuer ſind, giebt es oft harte Nothwendigkeiten, welche unſere Betrübniß hemmen, und unſere Thränen bannen. Faſt alſogleich nach dem Tode ihres Gatten, befand ſich Frau von Clavières in dieſer peinlichen Lage. Sie hatte Val-de-Meudon nicht verlaſſen, und der Freund, der ihr in dieſen ſchrecklichen Momenten beigeſtanden, war bei ihr geblieben, in dieſem öden und troſtloſen Hauſe. Die traurige Wittwe hatte, ſo zu ſagen, den Tag nicht wiedergeſehen; im abgelegenſten Gemache der Villa eingeſchloſſen, weinte Frau von Clavières, nicht mit der tödtlichen Verzweiflung einer Frau, welche den Gegenſtand ihrer Liebe verloren hat, ſondern mit dem tiefen Schmerze einer zärtlichen und dankbaren Seele, welche einen Wohlthäter, einen Freund betrauert.

Der Arzt war mit den traurigen Förmlichkeiten beſchäftiget, welche einem Todesfalle folgen; er hatte den bei dem Notare hinterlegten Akt geſehen, und ſich überzeugen können, daß der Heirathsvertrag der Frau von Clavières ihr kein Witthum zuſicherte. Obſchon ſie übrigens eine nahe Verwandte von Herrn von Clavières war, ſtand ihr doch kein Anſpruch auf den Nachlaß zu, weil dieſer eine einzige Schweſter hinterließ, welche von Rechtswegen dieſes ganze große Vermögen erbte. Felicie hatte zudem keine andern Verwandten mehr, keine andere Familie, als dieſe Schwägerin, und eine alte Frau, ihre Großmutter von väterlicher Seite, die in der Provinz lebte, und welche ſie kaum kannte. Das Unglück hatte einigermaßen dieſe junge Frau vor ihrer Geburt getroffen, und manche Scenen der Troſtloſigkeit und Trauer umgaben ihre Wiege; doch waren ſie Geheimniſſe, von denen Herr von Clavières nie mit ihr geſprochen; ſie wußte nur, daß ihre Mutter, ein Fräulein von Clavières, einen Mann ohne Vermögen, ohne Namen geheirathet, und da alle zwei jung geſtorben, war ſie in einem Alter von drei Jahren Waiſe geworden. Derjenige, den ſie ſo eben verloren, hatte ſie, obgleich ſelbſt noch ſehr jung, großmüthig adoptirt; ſie verdankte ihm Alles, und war gewohnt, ihn als den einzigen Gegenſtand der Zuneigung, als die einzige Stütze zu betrachten, die ſie auf der Welt beſaß. Einige Tage nach dem traurigen Ereigniſſe, nahm Herr von Ramſay die junge Frau mit auf die Teraſſe. Bei dem Anblicke der durch die Strahlen der untergehenden Sonne, von Purpurwolken, die am hochblauen Himmel ſegelten, erleuchteten Landſchaft, brach ſie in Thränen aus, murmelnd: — „Ach! er ſieht dieß Alles nicht mehr!“

Bisher hatte der Arzt nicht verſucht, ſie zu tröſten; aber der Augenblick war gekommen, wo er ſie von ihrem Schmerze durch die traurigen Beſchäftigungen mit ihrer Zukunft abbringen, und ihr die Prüfungen zeigen mußte, die ihrer in dieſem Leben harrten, deſſen Anfangs ſo leichten, ſo lachendem Pfade, unter ihren Tritten plötzlich düſter, rauh und troſtlos wurden.

„Meine liebe Felicie,“ ſagte Herr von Ramſay, „ich habe mir erlaubt, als der ehemalige Freund unſers armen Paul, der ich Sie ſchon ſeit Ihrer Kindheit kenne in einer Sie perſönlich betreffenden wichtigen Angelegenheit, die Initiative zu ergreifen. Um zu wiſſen, ob ich recht gethan habe, müſſen wir von Ihren Vermögensverhältniſſen, von Ihrer Zukunft ſprechen. Sie wiſſen es, mein Kind, daß Ihre Schwägerin, Fräulein Seraphine von Clavières, Alles erbt.“

„Ja, ich weiß es,“ antwortete ſie mit Ruhe; „ich bleibe arm; das ſehr kleine Einkommen, das ich mir durch den Verkauf meiner Diamanten, meiner Kleinodien, und alles deſſen, was mein perſönliches Eigenthum iſt, werde erſchaffen können, wird zu meinem Lebensunterhalte nicht hinreichen. Wohlan! ich werde arbeiten, ich werde Unterricht im Zeichnen, in Muſik geben."

„Ich erwartete von Ihnen nichts Geringeres von Reſignation und Muth," erwiederte der Arzt, gerührt von dieſer freiwilligen Entſchloſſenheit; „aber ach! es iſt nicht leicht, jene edle Unabhängigkeit zu erreichen, welche die Arbeit bietet."

„Aber es iſt nicht unmöglich," verſetzte ſie mit einer muthgemiſchten Reſignation; „durch Beharrlichkeit werde ich alle Schwierigkeiten überwinden."

„Jene nicht, die aus Ihrer falſchen Stellung entſpringen werden; dieſe harte Prüfung hatte Ihre arme Mutter verſucht, und iſt vor Gram geſtorben."

„Meine Mutter!" rief Felicie mit ſchmerzlichem Erſtaunen aus, „meine Mutter iſt auch unglücklich geweſen! und ich wußte es nicht!"

„Derjenige, welcher mit ſo viel Sorgfalt über Ihr Glück wachte, wollte Ihr Denken durch dieſe Erinnerungen nicht betrüben," verſetzte Herr von Ramſay; „er hatte gehofft, daß Sie immer glücklich ſeyn würden, und wollte Alles von Ihnen entfernen, was die Heiterkeit Ihres Lebens trüben konnte. Aber heute, mein Kind, müſſen Sie erfahren, welche Prüfungen einer jungen Frau bevorſtehen, die im Ueberfluſſe erzogen, und plötzlich dahin gebracht iſt, von ihrer Arbeit zu leben.

„Ihre Mutter, Wittwe eines Mannes, der in wenigen Jahren ſein ganzes Vermögen verſchwendet hatte, faßte den muthigen Entſchluß, an den Sie ſo eben für Sie ſelbſt gedacht haben. Sie war mit ihrer Familie entzweiet, die ihre Heirath mit Herrn Dalange mißbilliget hatte, und ihr Stolz ſträubte ſich wider eine Annäherung, die man eigennützigen Beweggründen hätte beimeſſen können. Sie wollte lieber muthig ihr Elend ertragen, als Hülfe annehmen."

„Wie ſchön!" murmelte Felicie, mit melancholiſchem Stolze die Augen zum Himmel erhebend.

„Ja, dieß war ſchön," fuhr der Arzt fort; „denn dieſe Hülfe kam von einer Perſon, deren Hand ſich aufthat, aber deren Herz verſchloſſen blieb, von jener, die, wenn ſie gelebt hätte, Ihre Schwiegermutter geworden wäre."

„Frau von Clavières! Aber ihr Sohn! ihr Sohn war alſo nicht da?"

„Er reiſete; wir waren miteinander in Italien, und erſt bei ſeiner Rückkehr nach Paris erfuhr er, daß eine Frau aus der Familie von Clavières, eine nahe Verwandte, faſt zur Dürftigkeit heruntergekommen ſey, und in einer kleinen Wohnung in der Nähe ſeines Hôtels lebe. Eines Abends gingen wir miteinander aus, und unter dem Vorwande, eine Perſon zu ſuchen, welche Clavierunterricht ertheile, ſtellten wir uns Madame Dalange vor."

„Sie haben meine Mutter gekannt!" unterbrach ihn Felicie gerührt.

„Ja,“ antwortete der Arzt mit tiefer Traurigkeit; „ſie glich Ihnen, ſie glich Ihnen eben ſo ſehr, wie der Schatten der Geſtalt gleichen kann, die verlöſchende Dämmerung dem beginnenden Tage, die Blume, welche der Wind geknickt und welk gemacht hat, der friſchen und auf dem nämlichen Stengel glänzend entfalteten Knoſpe. Die arme Frau! Wie mußte ſie leiden! Welche Abſonderung! Welche Dürftigkeit! Sie wohnte in einem ziemlich ſchönen Hauſe der Straße de Provence, im vierten Stockwerke; aber der bloße Anblick der Wohnung verrieth, welche Entbehrungen ſie ſich aufbürden mußte, um die Miethe eines ſo entſprechenden Aufenthaltes zu bezahlen. „Als wir zu ihr kamen, war es Nacht; es war im Winter, und fror ſehr ſtark. Madame Dalange erwartete keinen Schüler, keinen Beſuch; ſie ſaß allein an ihrem Clavier, und arbeitete ohne Feuer, faſt ohne Licht. Die Einrichtung war anſtändig, der Fußboden reinlich und gebohnt; aber alle die Einzelnheiten dieſes ſo geordneten Innern, offenbarten einen Zwang, welcher das Herz mehr betrübte, als der Anblick eines nackten und eingeſtandenen Elendes. „Ihre arme Mutter beeilte ſich, die beiden Wachskerzen anzuzünden, welche die Ecken des Kamines zierten, und die erloſchenen Feuerbrände auf dem Herde zu ſchüren; dann erkundigte ſie ſich nach dem Grunde unſers Beſuches. Sie war eine Frau, welcher das Unglück ihre ganze Würde gelaſſen hatte; ſie war impoſant unter dem Kleide von ſchwarzer Wolle, an einigen Stellen durch langes Tragen dünn wie Muſſelin geworden. Paul wagte es nicht, zu ſagen, daß er der Sohn von jener Verwandten ſey, deren Hülfe ſie ſo ſtolz abgelehnt; er beſchränkte ſich darauf, ſie zu erſuchen, uns Clavierſtunden zu geben, die wir bei ihr nehmen wollten, und indem er ihr ſagte, wer wir wären, gab er nur meinen Namen an. Während er mit ihr ſprach, hatte ich einem Sofa mich genähert, auf welchem ruhig, und warm in eine wollene Decke eingehüllt, das anmuthigſte kleine Weſen ruhte, von dem ich jemals die roſigen Wangen, die Lockenhaare bewundert hatte. Dieß waren Sie, Felicie, dieß waren Sie, faſt in der Wiege."

Bei dieſer Erinnerung brach die Stimme des Herrn von Ramſay; er konnte die Gemüthsaufregung, die ſich ſeiner bemächtigte, nicht vollſtändig beherrſchen, und ſchwieg einen Augenblick, das Geſicht abwendend; dann fuhr er in einem ruhigeren Tone fort: — „von jenem erſten Beſuche an, kamen wir täglich zu Madame Dalange. Ich ſtudirte damals Medicin, und wußte genug, um an ihr die traurigen Zeichen einer Krankheit zu erkennen, die unſere Kunſt nicht heilt: ich ſah ſogleich, daß die Geſundheit Ihrer Mutter für immer zerſtört ſey, und ſie bald unterliegen würde. — Es blieb nichts übrig, als die letzten Augenblicke dieſes von Leiden, welche menſchliche Kräfte überſteigen, ſo bald aufgezehrten Lebens zu verſüßen. „Sie haben Pauls Edelmuth, ſein auserleſenes Zartgefühl, und jene Herzensgüte würdigen können, welche ſeine Theilnahme an fremdem Unglücke ſo ſchnell erregte; man muß ihn gekannt haben, wie ich, um zu begreifen, was er für Madame Dalange war. Er mußte ihr beiſtehen, ſie unterſtützen, ohne ihren Stolz zu verletzen, ohne daß ſie argwohnte, vom wem die Wohlthat komme: es gelang Paul. Es war kaum ein Monat, daß ſie uns Stunden gab, als ihre Geſundheit ganz ſchlecht wurde; aber mit jener Energie, mit jenem eiſernen Willen, welchen die Nothwendigkeit hervorruft, wollte ſie fortfahren, zu arbeiten, zu ihren Zöglingen zu gehen. Paul verhinderte ſie, indem er ſie zu Hauſe beſchäftigte; er fand tauſend ſinnreiche Mittel, ihr, ohne daß ſie es gewahrte, alle Hülfe zu verſchaffen, deren ſie bedurfte. Vielleicht, wenn der Himmel ihn einige Monate früher zu ihr geführt hätte, wäre ſie nicht geſtorben; aber die arme junge Frau hatte alle Kräfte ihres Lebens im verzweifelten Kampfe erſchöpft, den ſie ſeit drei Jahren mit den Anſtrengungen, dem Eckel, und dem geheimen Elende ihrer Lage führte; ſie hatte unbeſchreibliche materielle Leiden erduldet; aber vorzüglich war unausſprechlich, was ſie in ihrem Zartgefühle, in ihrem Stolze gelitten. Paul erleichterte wenigſtens ihre letzten Leiden. Erſt auf dem Todbette erkannte ſie endlich denjenigen, der ſich ſo edelmüthig um ſie angenommen. Ich war anweſend, und nie wird die traurige und rührende Erinnerung dieſer Scene meinem Gedächtniſſe entſchwinden. Ihre Mutter nahm Sie, nach Unterzeichnung des Aktes, der ihren letzten Willen enthielt, in ihre Arme, und drückte Sie an ihr Herz; dann Sie Paul übergebend, ſagte ſie zu ihm: „„Hier iſt meine verwaiſete Tochter, ich vermache ſie Ihnen; ich ſcheide ruhig."" Am darauf folgenden Tage ſtarb ſie."

„Ah! ich wußte nicht Alles, was ich demjenigen ſchuldete, den der Tod, der grauſame Tod, mir ſo geraubt hat!" ſagte Felicie, ihre thränenvollen Augen zum Himmel erhebend.

„Sie haben Ihre Schuld großmüthig bezahlt, mein Kind," erwiederte Herr von Ramſay; „Sie haben in ſeinen letzten Augenblicken noch mehr für ihn gethan, als er für Ihre arme Mutter. Ach! er hat es nicht eingeſehen, daß er Sie den ſchrecklichen Prüfungen ausgeſetzt ließ, welche ſie beſtanden hat! Wie würde er ſeine Sorgloſigkeit bereuet haben, hätte er eine Minute gehabt, zur Beſinnung zu kommen, bevor er von dieſem Leben ſchied! Dann vielleicht hätte er Zeit gefunden, ein letztes Wort an Sie zu richten, und ich weiß, was ſein letzter Wille geweſen wäre."

„Welcher er auch ſey, er iſt für mich ein Befehl," ſagte Frau von Clavières gerührt.

„Er würde Ihnen geſagt haben, bei Ihrer Familie Zuflucht zu ſuchen."

„Ja, dort iſt in der That mein Platz," entgegnete die junge Frau mit nachdenkendem Tone; „meine Familie, ach! das iſt meine alte Großmutter, eine arme gebrechliche Frau, die auf einem kleinen Landgute lebt, zweihundert Meilen von hier. Ich habe ihr von dem

Unglücke geſchrieben, das mich getroffen hat. Sie hatte mich ſo glücklich geſehen, vor einem Jahre, als ich einige Tage bei ihr verlebte. Ich war ſeit ſechs Monaten verheirathet, und Sie hatten uns eben verlaſſen. Wer hätte mir damals vorausgeſagt, daß, wenn wir uns wieder ſehen würden, Eines das Andere, das Schickſal mich ſo grauſam geprüft hätte!“

Bei dieſen Worten ſeufzte Herr von Ramſay, und murmelte mit tief betrübter Stimme: „Dann reiſete ich ab, indem ich Ihnen die Heiterkeit, die ruhigen und fortwährenden Freuden wünſchte, welche andern Lebenden verſagt ſind; der Himmel hat meine Wünſche nicht erhört!“

„Ich werde wieder zu meiner guten Großmutter gehen,“ verſetzte Felicie; ich werde bei ihr leben, ſo lange Gott ſie mir erhalten wird.“

„Meine liebe Felicie,“ ſagte Herr von Ramſay, „ich würde dieſen Entſchluß billigen, gäb' es auf der Welt keine andere Perſon, bei der Ihr Platz natürlicher erſcheint, eine Perſon, die Ihre Verwandte durch Blut und Verbindung iſt.“

„Meine Schwägerin!“ rief Felicie mit einem ſonderbaren Ausdrucke von Widerwillen und faſt Schrecken aus; dann alſogleich dieſer unüberlegten Bewegung Meiſterin geworden, fügte ſie bei: „Ich hatte über ſie in unſern Beziehungen mich nie zu beklagen, die übrigens wenig Statt fanden; ihr Bruder liebte ſie nicht, und ich weiß nicht, in Folge welcher Krankenidee er erklärt hatte, ſie nicht mehr ſehen zu wollen.“

„Und Sie glauben, daß dieſer Entſchluß bloß von einer Laune eingegeben ſey?“ fragte der Arzt mit nachdenkender Miene.

„Ich ſah keinen Beweggrund darin,“ antwortete Frau von Clavières; „ich gerieth auf die Meinung, auf die Vermuthung,“ — ſie ſchwieg einen Augenblick, in der Verlegenheit, ihren Mann eines kindiſchen Benehmens zu beſchuldigen, — dann fuhr ſie zögernd fort: „Vielleicht hatte er ſich an das Geſicht ſeiner Schweſter nicht gewöhnen können.“

„Sie iſt ſchrecklich, in der That!“ ſagte der Arzt.

„Ich habe dieß gedacht, weil ich ſelbſt, bei ihrem Anblicke, einer innern Bewegung, einer Art von Entſetzen, mich nicht erwehren konnte. Aber dieſer Eindruck verlor ſich in dem Maße, als unſere Zuſammenkunft ſich verlängerte. Ich gewöhnte mich nach und nach an ihr Geſicht, und, ſonderbar! ich habe jetzt mehr Furcht, indem ich ſie mir vorſtelle, als da ſie vor mir ſtand.“

„Das iſt kindiſches Zeug,“ verſetzte der Arzt lächelnd; „und da, dem Himmel ſey's gedankt, keine ernſtlichen Gründe des Sichfernhaltens zwiſchen Ihnen und Ihrer Schwägerin vorliegen, hab' ich wohl gethan, Ihre Annäherung zu verſuchen.“

„Iſt dieß der Schritt, von dem Sie mir erſt ſagten?“

„Ja; ich nahm es auf mich, an Fräulein von Clavières zu ſchreiben; mißbilligen Sie, daß ich es gethan, Felicie?“

„Nein,“ antwortete ſie ſchwach.

„Ich habe ihr das traurige Ereigniß geſchrieben,“ fuhr der Arzt fort; „Sie wiſſen, daß ſie in den Bädern von Plombières iſt; ich hab' es von Madame Carbonnet erfahren. Dieſe Frau beſtand ſo dringend auf der Nothwendigkeit, das Fräulein von Clavières auf dieſe traurige Nachricht vorzubereiten, ſie ihr mit Schonung mitzutheilen; ſie hat mich ſo inſtändig gebeten, in Erwägung ihrer vieljährigen Dienſte ihr die Erlaubniß zu ertheilen, meinen Brief ſelbſt überbringen zu dürfen, daß ich eingewilliget habe.“

„Ich wußte, daß ſie abgereiſet ſey,“ ſagte die junge Frau, „und ſehen Sie, wie falſch ich ſie beurtheilt habe! Ich dachte, daß ſie aus übler Stimmung, aus ſchmutzigem Leidweſen mich verlaſſen habe.“

„Wer weiß?“ murmelte der Arzt — dann fuhr er fort: „Madame Carbonnet iſt unmittelbar nach Plombières abgereiſet, und nun kann Ihre Schwägerin mit jedem Tage ankommen. Ich glaube, daß ſie Ihnen antragen wird, bei ihr zu wohnen; das iſt ihre Pflicht; dieß gebietet ihr zudem die herkömmliche Schicklichkeit. Sie iſt bereits ſehr reich, reicher als ihr Bruder war, und die Erbſchaft, welche ſie machen wird, kann ihrem Luxus nichts mehr beifügen; das iſt ein Ueberfluß, den ſie nicht zu verwenden wiſſen wird. Ich verlange nicht, daß ſie Ihnen dieſes Vermögen zurückgebe; aber ich glaube, daß ſie ihre nächſte Verwandte, die Wittwe ihres Bruders, daran ſolle Theil nehmen laſſen. In dieſer Ausgleichung liegt nichts, was Ihren Stolz verletzen könnte, und es dünkt mir, daß Sie Beide dabei gewinnen werden: ſie eine liebenswürdige Geſellſchafterin, welche die Einſamkeit ihres Innern erheitern wird, Sie eine Führerin, eine Stütze in der Welt, worin Sie bleiben müſſen.“

„Ich werde Ihren Rath befolgen,“ antwortete die junge Wittwe mit jener Willfährigkeit und Gefügigkeit, an die ſie, ohne es zu gewahren, bei Herrn von Clavières ſich gewöhnt hatte. Es koſtete ihr wenig, auf ihre eigenen Gedanken zu verzichten; mehr von ihren edlen Antrieben als von ihrer Einſicht geleitet, war ſie nach und nach zu zwei äuſſerſten Entſchlüſſen gelangt. Herr von Ramſay zeigte ihr einen Dritten, an den ſie von ſelbſt nicht gedacht hätte, und ungeachtet der Einwendungen, die ſich insgeheim in ihrem Innern erhoben, zögerte ſie nicht, ihn zu faſſen.

Am folgenden Tage nach dieſer Unterredung erhielt ſie zwei Briefe. Der Eine, mit großen, unregelmäßigen und von zitternder Hand geſchriebenen Schriftzügen, enthielt nur dieſe Zeilen:

„Liebe Tochter! Die Nachricht von Deinem Unglücke hat mir die tiefſte Betrübniß verurſacht, und ſeitdem ich Deinen Brief empfing, hab' ich nicht aufgehört, Gott für Dich zu bitten. Mein Haus iſt das Deinige, mein Kind; komm, wenn eine faſt unbedingte Einſamkeit, und die Geſellſchaft einer alten, gebrechlichen, faſt blinden

Frau, Dich nicht abſchrecken. Deine Anweſenheit würde Deine Großmutter mit Freude überhäufen, welche Dich umarmt und aus der Tiefe ihres Herzens ſegnet.

B. Dalange."

Der zweite, ſchwarz geſiegelte Brief, lautete ſo:

„Meine liebe Schweſter! Ich habe viele Thränen vergoſſen, als ich die traurige Nachricht vernahm, welche Herr von Ramſay mir meldete. Da ſieht man wieder, was wir hienieden ſind! Alles Wohlergehen, alle Glückſeligkeit des Lebens, kann uns gegen den Tod nicht ſchützen; er ergreift die Glücklichen, und vergißt die Elenden. Mein armer Bruder, ach! wer hätte mir geſagt, als ich von ihm Abſchied nahm, daß ich ihn zum letztenmale geſehen? Sie ſtehen jetzt allein in der Welt, wie ich, meine liebe Felicie, und ich begreife die Bitterkeit Ihres Schmerzes, den ſchrecklichen Gram, der Sie verzehrt. Es dünkt mir, daß wir in gegenſeitiger Annäherung einen Troſt für unſern gemeinſamen Schmerz werden finden können. Mein Haus ſteht Ihnen offen, und ich werde mich glücklich ſchätzen, wenn Sie hinkommen wollen; Sie werden dort eine Freundin, eine Schweſter finden, die, obwohl ſie getrennt gelebt von Ihnen, von jenem, den wir beweinen, ſtets Sie Beide geliebt, und in ihrer Einſamkeit Sie oft erſehnt hat. Ich verlaſſe Plombières, um nach Paris zurückzukehren, und dieſer Brief wird nur um zwei Tage mir vorangehen.

„Leben Sie wohl, meine liebe Felicie; ich erwarte

Ihre Antwort nicht, ich will ſie holen, und hoffe, daß ſie ſo ſeyn wird, wie ich ſie wünſche.

„Ihre wohlgeneigte Schweſter“

„Seraphine von Clavières.“

Herr von Ramſay las dieſen Brief zweimal; dann ihn der Frau von Clavières zurückgebend, ſagte er zu ihr mit nachdenkender Miene: — „Dieſer Antrag iſt aufrichtig, glaub ich. Ich kenne Ihre Schwägerin ſehr wenig, und enthalte mich, ſie zu beurtheilen; aber es ſcheint mir, daß zwiſchen ihr und Ihnen wenigſtens ein Grund von Sympathie ſeyn wird, eine Uebereinſtimmung der Gefühle; auch ſie iſt nicht glücklich.“

„O! ich weiß es,“ antwortete Frau von Clavières; „ſie hat einen geheimen Kummer, der an ihr nagt, und ſie fortwährend unterwühlt, nämlich: daß ſie nicht iſt, wie alle Leute.“

Sie hatte dieſe Worte noch nicht ausgeſprochen, als ſie Alles fühlte, was ſie Peinliches für Herrn von Ramſay hatten. Verwirrt und mit Thränen in den Augen ſchwieg ſie plötzlich, ihr Antlitz abwendend. Der Arzt war erblichen, und ſein Blick unwillkürlich auf ſeine ungeſtalten Beine gefallen. Nach kurzem Schweigen faßte er die Hand der jungen Frau und ſagte mit einem Lächeln voll Sanftmuth und Melancholie zu ihr: „Meine gute Felicie, Ihre Schwägerin wird Sie ohne Zweifel mit ſich fortnehmen; auch ich werde nach Paris gehen, und Sie nur verlaſſen; wenn Sie ruhiger, getröſteter ſeyn werden.“

„O! mein Freund, mein beſter Freund,“ rief ſie gerührt aus; „ſo lange ſie über mich wachen, werde ich den Muth haben, alle meine Leiden zu überwinden. In den Augenblicken der Unruhe, der Betrübniß, werd' ich meine Zuflucht zu Ihnen nehmen; wenn ich traurig und unglücklich bin, Ihnen mein Herz öffnen.“

„Felicie,“ erwiederte Herr von Ramſay, ſie feſt anblickend, „vielleicht werd' ich Sie eines Tages an dieſe Worte erinnern.“

Die Schwägerin.

3.

Vier Uhr ſchlug es, und der anbrechende Tag erleuchtete mit ſeinem ruhigen Lichte die noch öden Straſſen der großen Stadt, als eine Poſtchaiſe durch den gewölbten Thorweg eines Hôtels in der Straße der Vorſtadt Saint-Honoré rollte, und hinten im Hofe vor einer breiten, mit Pomeranzenbäumen und Lorbeerroſen geſäumten Treppe hielt. Eine Frau ſtieg aus dem Wagen mit einer andern Frau, gleichfalls in Trauer wie ſie; es war die Schweſter von Paul von Clavières, von Carbonnet begleitet. Dieſe zeigte ſchon die wichtige und geſchäftige Miene einer begünſtigten Dienerin. Sie zankte im Vorbeigehen die Diener aus, und begleitete ihre Gebieterin in den Salon, wohin dieſe ſich ſogleich begab.

„Jeſus! wie das Fräulein ermüdet ſeyn müſſen!“ ſagte ſie, einen Polſter unter die Füße der Reiſenden legend; „eine ganze Nacht im Wagen, das iſt, um daran zu ſterben, das krampſt die Füſſe, das erhitzt den Teint.“

„Das thut mir nichts,“ antwortete das Fräulein von Clavières trocken; „nur ſcheint es mir, daß man hier erſtickt; laſſen Sie überall aufmachen.“

Bei dieſen Worten knüpfte ſie ihren Hut los, warf ihn auf einen Armſtuhl, bevor Carbonnet ſich genähert hatte, um ihn in Empfang zu nehmen, und lehnte ſich mit den Elbogen auf einen Gueridon, die Augen halb ſchließend, wie vom Glanze des Tages beläſtiget; vor ihr ſtand Carbonnet, ihrer Befehle gewärtig. Es lag wahrhaftig etwas Erſchreckendes im Geſichte des Fräuleins, und man wurde bei ihrem Anblicke von jenem Gefühle peinlicher Neugier, traurigen Erſtaunens beſchlichen, welches Geſchöpfe erregen, die vom gewöhnlichen Geſetze abweichen. Seraphine von Clavières zählte nicht viel über vierundzwanzig Jahre; ſie war groß, und ihre Taille zeigte kein auffallendes Gebrechen; ſie war nur unanmuthig; aber auf dieſen Leib von menſchlicher Form, hatte die Natur einen Kopf geſetzt, deſſen Züge viel ähnliches mit jenen der Thiere verriethen. Er war ein Muſter von faſt abſcheulicher Häßlichkeit. Die Stirne war niedrig; das ſehr kleine und tief in den Marken verſteckte Auge, hatte eine grünliche Farbe, die an das ſtarre und matte Auge der Nachtvögel erinnerte; die breite und kurze Naſe war unausgebildet geblieben, während der untere Theil des Geſichtes eine unförmliche Vergrößerung angenommen hatte. Dieſer aufgeworfene Mund, dieſe dicke Lippe, dieſes geſchweifte Kinn, gaben ihrer Phyſiognomie einen ſcheußlichen Character; weder die geiſtvollſte Feinheit, noch der anbetungswürdigſte Ausdruck von Güte, hätten dieſe Züge verſchönern können, die ſich ſo zu ſagen weigerten, die Regungen der Seele zu widerſtrahlen, und in deren Unbeweglichkeit etwas Unheimliches lag. Das Fräulein von Clavières hatte frühzeitig eingeſehen, daß ſie in der Natur eine traurige Ausnahme bilde, und ſich nicht einen einzigen Augenblick über die ſchreckliche Häßlichkeit ihres Geſichtes getäuſcht. Da ſie einen geſunden, durchdringenden Verſtand, viel Hochmuth, eine gewiſſe Trockenheit des Gemüthes und etwas Entſchiedenes in ihrem Charakter beſaß, beurtheilte ſie genau, welche Stellung in der Welt für ſie paſſe, und dieſe einnehmend, faßte ſie einen feſten Entſchluß. Jedem Anſpruche entſagend, beſchloß ſie, niemals zu heirathen, und benahm ſich gleich Anfangs auf eine Art, wodurch ſie bewies, daß ſie ſich nicht als ein junges Mädchen betrachte, ſondern als eine Frau von fünfzig Jahren, welche die Vortheile ihres Alters genießen, und von ihrer Unabhängigkeit Gebrauch machen will. Die Erbſchaft von einer Tante hatte ſie, noch ganz Kind, bereichert; ihre Mutter ſtarb, als ſie ihre Volljährigkeit erreichte, und hinterließ ihr auch ein großes Erbe; dieß Alles bildete ein ſehr ſchönes Vermögen, das ſie mit jener intelligenten Selbſtſucht verwendete, welche der Hauptzug ihres Charakters war.

Sie richtete ihr Haus prächtig ein, umgab ſich mit allem Ausgeſuchten, mit allen Phantaſien des Luxus, ging viel in Geſellſchaften, und empfing ihrerſeits die glänzende Menge, in deren Mitte ſie ſich einen Platz auserſehen hatte, um den ſie zu beneiden kein junges Mädchen von ihrem Alter in Verſuchung kam. Man muß es zum Lobe der jungen Leute ohne Vermögen, der alten ruinirten Gecken ſagen, die ſie täglich traf, keine Parthie that ſich für ſie hervor, kein Notar wurde von einem verſchuldeten Clienten beauftragt, ihre Neigungen zu erforſchen; ſie blieb nach Gebühr in die Klaſſe der Buckligen eingereiht, der halbhundertjährigen Mädchen, und anderer armer, für immer unheirathbarer Geſchöpfe. In der Geſellſchaft ſprach man nichts von ihr, außer etwa, daß die ſchwangern Frauen nicht wagten, ihr Geſicht anzuſchauen, und daß ſie entzückende Toiletten habe, welche ihr ſehr ſchlecht kleideten. Wirklich hätte die Kunſt der Nähterin ihre lange, dürre und platte Taille verſchönern, ihre knochigen Arme verbergen, und ihr eine elegante Haltung verſchaffen können; aber ſey es Sorgloſigkeit, ſey's Verſchmähung, ſie vernachläſſigte dieſe Kunſtgriffe; man hätte ſagen mögen, daß ſie aus dem Nichtsthun zur Verminderung ihrer Häßlichkeit, eine Art Schauſtellung machen wolle. Alle, welche ſie wenig kannten, mochten glauben, daß ſie hiewegen ihren Entſchluß gefaßt habe; aber Leute, die öfter in ihre Nähe kamen, erriethen, wie Felicie, daß weder ihr unermeßliches Vermögen noch ihre Unabhängigkeit, noch alle Vortheile ihrer Lage, hinſichtlich ihres Geſichtes ſie getröſtet hatten. Die Langweile, die Unruhe des Geiſtes, die Leere ihres Daſeyns, brachten ſie dahin, fortwährend ihren Aufenthalt zu wechſeln; dieß war's, was ſie nach Plombières geführt, wo ſie die Badeſaiſon zu verleben gedachte. Sie hatte durch die faſt augenblickliche Verzichtung auf dieſen Plan, kein Opfer gebracht; denn ſie war dieſes Aufenthaltes ſchon überdrüſſig, von wo ſie die widrige Stimmung mitgenommen, welche ihr die Geſellſchaft und die Einſamkeit gleichmäßig verhaßt machten.

Der Tod ihres Bruders hatte ſie ſchmerzlich ergriffen; ſie beweinte ihn aufrichtig; aber, ſeltſam! dieſe Betrübniß war zum Theil eine Erleichterung für ſie, eine Ablenkung von andern düſtern, verzehrenden Leiden, welche ſie ohne Klagen, ohne Thränen zu dulden gewohnt war. In dieſem Augenblicke war ſie in Gedanken vertieft, die obwohl traurig, noch größere Trübſale ihrer Seele einigermaßen beſchwichtigten; ſie gedachte, nicht der trockenen Erinnerungen aus ihrem Leben, ſondern der jungen Jahre desjenigen, der nicht mehr war, der Zeit, wo ſie, noch ganz ein Kind, er ſchon ein junger, eleganter und ſchöner Mann, bei ihrer Mutter lebten, in dieſem prächtigen Hötel, das ſie nun allein bewohnte. Zu jener Zeit liebte ſie wahrhaft nur dieſen Bruder, der ihr eine neidgemiſchte Bewunderung einflößte, und oft dachte ſie, ihn betrachtend, mit einem ſonderbaren Gefühle von Zärtlichkeit und

Bedauern: „Paul iſt glücklich! O! wenn ich ihm gliche!“ Und eben jetzt ſann ſie darüber nach, was der Tod aus dieſen ſo edlen Zügen, aus dieſem eleganten und ſtolzen Geſichte gemacht habe, das ſie ſo oft beneidet.

Madame Carbonnet, welche ſie in Gedanken verſunken ſah, wagte endlich, zu ihr zu ſagen: „Fräulein ſagten mir, daß Sie bei der Ankunft mir Befehle zu ertheilen hätten?“

„So iſt's,“ antwortete dieſe mit kurzem Tone und wie gelangweilt von der Nothwendigkeit, ihren Gedanken anders als durch ein einziges Wort zu erklären; „Sie werden ſogleich die Wohnung herrichten laſſen, worin ehemals mein Bruder ſich aufhielt; ich will, daß alle Möbel erneuert werden; das Zimmer ſoll einfach und elegant ſeyn; der kleine Salon vor demſelben reicher ausgeſchmückt, und das Cabinet in einem neuen Geſchmacke geordnet werden: Es ſind Gemälde darin, Jagdſtücke und Sportſcenen vorſtellend; man wird ſie durch die Landſchaften und Aquarellbilder erſetzen, die im erſten Felde der Gallerie ſind; für den Kamin einen Aufſatz von Grottenwerk; ſtatt des Schreibepultes einen Arbeitstiſch; alles dieß muß bis heute Abend geſchehen ſeyn; gehen Sie!“

Und da Carbonnet, anſtatt ſich zu beeilen, ihr zu gehorchen, ſie ſtarr und faſt verwirrt anſchaute, fügte ſie bei: „Haben Sie mich nicht gut verſtanden?“

„Nicht ganz,“ ſtotterte die Beſchließerin; „das Fräulein erklären mir nicht. Vielleicht werde ich Ihre Befehle nicht ſo vollziehen, wie Sie es erwarten. Würde ich den Geſchmack der Perſon kennen, welche die Wohnung beziehen wird, ſo wäre ich überzeugt, beſſer zu entſprechen …"

„Ich beſtimme ſie für meine Schwägerin," erwiederte Fräulein von Clavières.

Carbonnet preßte die Lippen zuſammen, ward purpurroth vor Aerger, vor geheimer Wuth, und verſetzte mit einem Tone ehrerbietiger Billigung: „Wie gut das Fräulein ſind!"

„Meine Schweſter wird ohne Zweifel zufrieden ſeyn, Sie hier wieder zu finden," erwiederte das Fräulein von Clavières; „dieſe Rückſicht hat mich zu ihren Gunſten geſtimmt. Ich hatte ſonſt keine Gründe, ja ſogar Beſchwerden über Sie. Nach ſo vielen Jahren einer guten Bedienſtung verließen Sie mein Haus, um in jenes meines Bruders zu ziehen; Sie trennten ſich von mir, Madame Carbonnet."

„Sonſt nannten mich das Fräulein Dorothea," ſagte Carbonnet, indem ſie ſich ſtellte, als ob ſie eine Thräne trockne.

„Nun denn, meinetwegen Dorothea. Sie ſehen, daß ich großmüthig gehandelt habe; Sie haben Ihren ehemaligen Platz im Hôtel Clavières wieder eingenommen; es hängt nur von Ihnen ab, daß Sie ihn lange, daß Sie ihn für immer behalten."

„Bis ich mir meine Rente von zweitauſend vierhundert Francs gemacht habe!“ dachte Carbonnet, mit gerührter Miene, und wie wenn Gemüthsaufregung ihr die Sprache genommen hätte, ſich verneigend; dann, die Augen zum Himmel erhebend, rief ſie aus: „Ich bitte Gott nur um *eine* Gnade: im Dienſte des Fräuleins zu ſterben!“

Zwei Stunden ſpäter ſtieg das Fräulein von Clavières wieder in den Wagen, um ſich nach Val-de-Meudon zu begeben.

„Sie hat nicht geſchlafen, ſie hat faſt nichts gegeſſen; ſie muß einen eiſernen Leib haben,“ murmelte Carbonnet, als ſie ſie fortreiſen ſah; „ſie iſt immer die Nämliche, unruhig, zänkiſch, unvermögend, an einem Orte auszuhalten. Wer möchte ſie bedienen, gütiger Himmel! wenn ſie nicht ſo reich wäre? wer möchte dieſen Kopf immer vor Augen haben!“

Halblaut dieſe Worte ſprechend, ſchaute Carbonnet in den Spiegel des Toilettetiſches, den ſie eben in die für Frau von Clavières beſtimmte Wohnung geſtellt hatte, und beſah einen Augenblick mit Wohlgefallen ihr volles, rothes Geſicht, dem die Trauerkleidung einen gewiſſen Glanz des Teints verlieh, welchen man mit einigen gutem Willen für einen Reſt von Friſche hätte halten mögen. Indem ſie dann ihr Geſicht mit jenem verglich, welches ſie ſeit einigen Tagen ſtündlich ſah, dünkte es ihr, daß ſie noch angenehm und hübſch ſei, ungeachtet ihrer zurückgelegten fünf und vierzig Jahre, und ſie dachte ſich, mit einem Herzen voll Bedauern und Unwillen: „Wäre der Herr nicht ohne Teſtament geſtorben, ſo hätte ich wieder heirathen können! Ah! Madame ſetzte ſich's in den Kopf, ihr Unglück und das Meinige zu begründen. Aber ſie ſoll mir's büßen!"

Es war noch ſehr früh, als das Fräulein von Clavières zu Val-de-Meudon ankam. Als das Parkgitter vor ihr aufging, und der Wagen in die Allee rollte, durchſchweifte ihr betrübter Blick dieſe Plätze, wo ſie ehemals die ſchöne Jahreszeit verlebte, und wohin ſie nicht mehr zurückkehrte, ſeitdem die Villa Eigenthum ihres Bruders geworden war. Der Himmel war ſonnenhell; tauſend verworrene und ſüße Laute regten ſich im dunklen Laube des Parkes; von allen Seiten erblühten Blumen in Hülle und Fülle, und der ſchöne Frühling verbreitete durch die ganze Schöpfung eine heitere Freude. Das arme Mädchen ſeufzte bei dem Anblicke dieſer anmuthigen Fernſichten, die warmen Wohlgerüche einathmend, welche die Luft durchwebten. Das Schauſpiel der ſchönen und verjüngten Natur, verurſachte ihr immer ein geheimes Leiden. Bei dieſem Anblicke begann ſie, ſich Himmelsſtriche zu erſehnen, mit einem blaſſen und eiſigen Himmel. Sie wähnte, das Leben würde ihr minder peinlich ſeyn in jenen düſtern und öden Gegenden, wo ein ewiger Winter herrſcht, wo die Erde, immer nackt und unfruchtbar, ihr überall das Bild ihres eigenen Daſeyns böte, die Einſamkeit, die Unbeweglichkeit, das Nichtige. In dieſer Stimmung ſtieg ſie am Thore der Villa ab. Der Diener, welcher erſchien, war ſeit kurzer Zeit im Hauſe, und hatte das Fräulein von Clavières nie geſehen. Als ſie, den Schleier lüftend, ſich näherte, fuhr er einen Schritt zurück, und ſagte ſtotternd:

„Madame iſt in den Park gegangen; ſie muß da unten ſeyn, bei der Quelle. Ich will ſie in Kenntniß ſetzen . . .“

„Nein, nein, das iſt überflüſſig,“ unterbrach ihn das Fräulein von Clavières mit dem ihr eigenthümlichen trockenen und kurzen Tone; „ich will ſie ſelbſt ſuchen; ich werde allein gehen.“ Sie ging durch den Wieſenplan, und trat in die ſchlängelnde Allee, welche zur Quelle führte. Ihre Seele war traurig; ſie ging langſam und wie gramgebeugt; denn es dünkte ihr, als ob, je näher ſie jener jungen Frau komme, die ſie ihre Freundin und ihre Schweſter genannt, zu ihrer Gefährtin machen wollte, eine innere Stimme ihr zurufe: „Was wirſt Du mit einer Freundin thun? wirſt Du ihr Dein Innerſtes aufſchließen können? wirſt Du ihr die beſtändige Qual Deines Gemüthes entdecken, die Langweile und die düſtere Verzweiflung, die Dich verzehren? wirſt Du es ihr zu geſtehen wagen, warum Du leideſt, und, wenn Du es ihr geſteheſt, wird ſie Dich begreifen, ſie, die ſo ſchön iſt? Nein, nein, kehre in die Einſamkeit zurück, verſchließe Dein Herz; Alles, was ſich Dir nähern wird, wird Dir Unheil bringen!“

Sie ging jedoch immer fort. Als ſie ſich der Quelle auf zwanzig Schritte näherte, gewahrte ſie durch die

Bäume jene, welche ſie geſucht hatte, und die ihre Anweſenheit nicht vermuthete. Die junge Frau ſaß auf einer ländlichen Bank, unter dem Schirmdache von Weiden, welche die Quelle umſchatteten, ſie trug die ſtrenge Trauerkleidung der Wittwen: ein Kleid von ſchwarzer Wolle, einen langen Shawl vom nämlichen Stoffe, und ein Häubchen von Kreppe auf ihrem geſcheitelten Haare. Ihr etwas bleiches Geſicht war auf ihre Hand geneigt, und in ihrer ganzen Haltung lag eine tiefe Melancholie; ſie folgte mit einem unbeſtimmten Blicke dem leichten Gefälle des Waſſers, das zu ihren Füßen rieſelte, und in ſeinem Laufe kleine, wilde, dem Ufer entſproſſene Blumen mit ſich führte. Dieſes ewig wahre Bild der Zeit, welche verfließt und ohne Wiederkehr entſchwindet, die guten und ſchlimmen Tage unſeres Lebens fortnehmend, erſchütterte ohne Zweifel die junge Frau, und verſenkte ſie in ernſte und religiöſe Gedanken; denn bisweilen trocknete ſie ihre Thränen, und ſeufzte zum Himmel aufblickend.

„Sie weint,“ murmelte Seraphine; „in der That, ſie hat Alles verloren: ihre Stellung, ihr Vermögen, jenen, den ſie liebte. Welches Alleinſtehen und welche Trauer! Aber ihr Schmerz wird nicht ewig währen, dieſer düſtere Horizont ſich erhellen. Sie trägt nicht, wie ich, ihr Unglück in ihr ſelbſt, und ſie wird nicht von ihrer Geburt bis zu ihrem Tode ohne Unterlaß dieſes Kreuz ſchleppen! Es giebt nur ein wahrhaft elendes Weſen unter dem Himmel, dieß bin ich!“

Sie fuhr mit dem Taſchentuche über ihr Geſicht, um die Thränen zu trocknen, welche dieſe ſchmerzlichen Gedanken ihr entriſſen. In dieſem Augenblicke erſchien Herr von Ramſay in der Tiefe der Allee. Er ging mühſam, auf ſeine Krücke geſtützt, und das Fräulein von Clavières, ihm entgegen gehend, fand Zeit, ihn zu betrachten. Sein Geſicht war edel und ſchön, und ſein prächtiges ſchwarzes Haar fiel in leichten Locken um ſeinen kräftigen Hals; aber er glich einer bewundernswerthen, auf einen unförmlichen Block geſtellten Büſte; ſeine dicke Taille, ſeine ſchwachen und ungleichen Beine, erinnerten an Callot's Groteſken, und ſein langſamer und hinkender Gang verkündete ein unheilbares Gebrechen. Das Fräulein von Clavières empfand alſogleich bei dem Anblicke dieſes Mannes, der, wie ſie, eine traurige Ausnahme in der menſchlichen Natur machte, eine Art von Erleichterung und Tröſtung; ſie fühlte ſich von einer ſelbſtſüchtigen Sympathie für ein dem ihrigen faſt gleiches Unglück, durchdrungen, und in dieſer ruhigeren und vertrauenderen Stimmung redete ſie Herrn von Ramſay an: „Mein Herr, Sie ſind der beſte Freund meines armen Bruders geweſen," ſagte ſie zu ihm, die Hand ihm reichend; „es iſt ein großer Troſt für mich, Sie hier zu finden."

Herr von Ramſay verbeugte ſich, ohne zu antworten; obwohl er ſchon öſter in der Umgebung des Fräuleins von Clavières geweſen, empfand er doch jene inſtinktmäßige Regung der Beſtürzung und des Abſtoßſens, die ſie bei dem erſten Anblicke immer veranlaßte. Sie bemerkte es nicht, und fuhr in einem ſchier liebreichen Tone fort: „Ihr Brief, indem er mir ein eben ſo unvermuthetes als grauſames Unglück meldete, hat mir angezeigt, wo ich ein Mittel gegen den Schmerz finden könnte, den er mir verurſachte. Ich habe Ihren Rath verſtanden, wie Sie ſehen, weil ich hier bin.“

„Ah! Fräulein,“ erwiederte der Arzt bewegt, „Gott vertraut Ihnen das Geſchick dieſer armen jungen Frau an; nehmen Sie ſie mit; tröſten Sie dieſe betrübte Seele. Hier erneuert Alles wieder ihre Erinnerungen und ihren Schmerz. Das iſt eine von den ſchwachen und empfindſamen Naturen, welche den Leiden nicht widerſtehen, und denen die Abſonderung tödtlich iſt. Sie iſt ſeit ihrem Unglücke in eine Niedergeſchlagenheit verſunken, die mich erſchreckt und troſtlos macht; ſie iſt eine zarte Pflanze, gewaltſam vom Stengel geriſſen, der ihr zur Stütze diente, und kränkelnd und geknickt auf dem Boden liegt, wo ſie zu Grunde gehen wird, wenn nicht eine hülfreiche Hand ſie aufrichtet.“

„Arme Felicie! Sie iſt ſo unglücklich!“ murmelte das Fräulein von Clavières mit einer Art wilden Mitleidens. Alſo ſprechend, waren ſie die Allee hinabgegangen, die zur Quelle führte. Die junge Wittwe erblickte ſie nun, und ſtand auf, einen ſchwachen Schrei ausſtoſſend. Bei dem Anblicke ihrer Schwägerin befiel ſie ein Zittern; es dünkte ihr, als ob ihr Herz zu Eis erſtarre, und eine unſichtbare Gewalt ſie gefeſſelt halte.

Es war jedoch keine kindiſche Schreckensregung, wie ſie ſie ſonſt gefühlt, welche ſie bannte; es war eine unklare Ahnung, eine Art von Furcht, welche ſie nicht überwinden konnte. Dennoch machte ſie eine Anſtrengung der Selbſtbeherrſchung, und als das Fräulein von Clavières, ſie umarmend, zu ihr ſagte:

„Meine Schweſter, ich komme, um Sie zu holen," antwortete ſie ihr:

„Ich erwartete Sie, und bin bereit, Ihnen zu folgen. O! meine liebe Seraphine, ich habe jetzt Niemand mehr auf der Welt, als Sie!"

Das Hôtel Clavières.

4.

Am nämlichen Tage, Nachmittags, kamen die beiden Schwägerinnen im Hôtel Claviéres an. Der Arzt begleitete ſie.

Ungeachtet des immerwährenden Ringens nach Faſſung, war die junge Wittwe in düſteren Kleinmuth verſunken, und als ſie die Schwelle dieſer prächtigen Wohnung betrat, wo ſie fortan leben ſollte, füllten ihre Augen ſich mit Thränen. Ohne ſich von ihrem Eindrucke Rechenſchaft zu geben, fühlte ſie, daß bereits eine geheime Bitterkeit ſich in ihre Gemüthsſtimmung miſche, und daß keine Sympathie zu jener ſie hinziehen werde, deren unzertrennliche Gefährtin ſie werden ſollte.

Dennoch mußte ſie innerlich geſtehen, daß nichts dieſe Entmuthigung, dieſen Widerwillen begründete, und die Aufnahme, welche ſie gefunden, ſie befriedigen durfte. Das Fräulein von Clavières beſaß eine gewiſſe Größe in ihrem Character, und jenen Tact, jenes Zartgefühl, die unter gewiſſen Umſtänden die Stelle einer wahren Großmuth des Herzens vertreten. Sie begriff die Pflichten der Gaſtfreundſchaft, die ſie gegen ihre Schwägerin zu erfüllen hatte, und alle Rückſichten, die ihre gegenſeitige Stellung ihr auferlegte.

„Meine liebe Felicie,“ ſagte ſie, indem ſie die junge Frau in die für ſie beſtimmte Wohnung führte, „hier ſind Sie zu Hauſe; verfügen Sie, gebieten Sie nach Belieben; meine Dienerſchaft ſteht Ihnen zu Befehl; Alles gehört Ihnen in dieſem Hauſe; mit einem Worte, Sie ſind hier die Gebieterin, wie ich ſelbſt.“

Felicie, von dieſen einfachen und herzlichen Worten gerührt, drückte Seraphinens Hand, mit gerührter Stimme erwiedernd: „Ich danke, meine gute Schweſter!“

„Sie haben Unrecht gethan, meine liebe Freundin, alle Ihre Leute, zu verabſchieden,“ fuhr Fräulein von Clavières fort; „Sie müſſen Ihre kleine Roſine wieder kommen laſſen; inzwiſchen wird Madame Carbonnet da als Ihre Kammerfrau Sie bedienen.“

Mit dieſen Worten entfernte ſie ſich, ließ beſcheiden Felicie allein, und begab ſich in den Salon zu Herrn von Ramſay.

Während Madame Carbonnet in der Wohnung Alles in Ordnung brachte, hatte die junge Frau abſichtlos am Toilettiſche Platz genommen, und überſchaute mit melancholiſchem und zerſtreuten Blicke die Stätte, welche ſie zum erſtenmale betrat. Die Möblirung war von prächtiger Einfachheit, und dem Geſchmacke ſo wie den Gewohnheiten einer eleganten Dame vollkommen angemeſſen. Nichts verrieth, daß dieſes Zimmer zuvor von einem Manne bewohnt geweſen, der für einige unter den jungen reichen Leuten herrſchende Modephantaſien eingenommen war: die Waffentrophäen, die Jagdſtücke waren verſchwunden, und an der Stelle derſelben ſah man große Gemälde, religiöſe Gegenſtände vorſtellend, oder anmuthige Scenen, Madonnen, Heilige mit ernſten Zügen, oder heitere Landſchaften, von Hirtengeſtalten belebt; die ganz weißen Tapeten und Draperien harmonirten mit den Trauerkleidern derjenigen, welche dieſe Gemächer von durchaus prächtigen, eleganten und traurigen Anblicke bewohnen ſollte.

Madame Carbonnet verrichtete ſchweigend ihr Geſchäft; dann ſagte ſie mit ehrerbietigem und trockenen Tone: „Ich ſtehe Ihnen zu Befehl, Madame; haben Sie mir einen Auftrag zu geben?“

„Keinen, für jetzt keinen, meine gute Madame Carbonnet,“ antwortete Felicie ſanft; „Sie können mich verlaſſen.“

Der Tag neigte ſich zu Ende; die Kaſtanienbäume des Gartens ſtreckten ihre dichtbelaubten Aeſte über die Balkone, und fingen ſo die letzten Strahlen der Sonne auf; ein melancholiſches Licht ſchlich ſich kaum durch ihr üppiges Laubwerk, und drang nicht bis in die Tiefe des Zimmers, deſſen weiße Tapeten in dieſem Augenblicke auf eine traurige Weiſe mit den dunklen Farben des Getäfels contraſtirten; die breiten vergoldeten Ränder funkelten noch im Dunkel, und als die dem Tage ſchnell folgende Dämmerung allen Gegenſtänden eine ungewiſſe und wunderliche Form lieh, hätte man meinen mögen, daß phantaſtiſche Geſtalten aus dem ſchwarzen Grunde der Gemälde hervortraten, und über die hell wiederſtrahlenden Rahmen ſich herausneigten.

Frau von Clavières war in jener kränklichen Gemüthsſtimmung, die alle Eindrücke erhöht; ſie wurde von einem unklaren Mißbehagen erfaßt, als ſie ſich ganz allein in dieſem großen Zimmer mitten im Dunkel befand. Ihre Wohnung, gegen den Garten hinaus einen Flügel bildend, war von jener des Fräuleins von Clavières durch eine lange Gallerie getrennt, und bei der in dieſem Augenblicke ſie rings umgebenden Stille, hätte ſie das Hôtel für unbewohnt halten können. Eine ſchreckengemiſchte Traurigkeit bemächtigte ſich ihres Geiſtes; ſie empfand etwas dem kindiſchen Schauer Aehnliches, der ſie noch vor Kurzem im Kloſter durchrieſelte, wenn ſie gegen Abend an der traurigen Stätte vorüberging, wo man die Nonnen einſargte, und mit einem leichten Zittern ſich erhebend, faßte ſie die ſeidene Schnur, die über dem Bettpfühle hing, und klingelte heftig; aber faſt in gleichem Augenblicke beſchwichtigte ein ſehr einfacher und ihr dennoch ſonderbar ſcheinender

Umſtand, plötzlich ihre Furcht; ſie erkannte, daß ſie nicht ganz allein ſei; denn eines Mannes Stimme ließ ſich vernehmen, und ſang den Schlußreim eines Liebesliedes nach einer Weiſe des ſchönen Venedig. Dieſe Stimme, welche Anfangs im nächſten Zimmer zu ertönen ſchien, entfernte ſich nach und nach, und erloſch bald, wie ein fernes Echo die letzten Worte der Barkarolle wiederholend.

Felicie horchte noch, als Madame Carbonnet eintrat, die Wachskerzen bringend, welche ſie auf den Toilettetiſch ſtellte, indem ſie ſagte: „Bedürfen Madame jetzt meiner?"

„Nein, ich danke Ihnen, meine liebe Madame Carbonnet," antwortete Felicie; „ſagen Sie mir bloß, wer ſo eben hier in der Nähe ſang."

„Hier in der Nähe!" wiederholte Carbonnet; „Madame wollen ſagen, auf der Straße."

„Nein, nein, in dieſem Zimmer; da d'rin ſang man, glaub' ich," ſagte die junge Frau, auf eine Thüre weiſend, welche in einer der Eingangsthüre entgegengeſetzten Ecke ſich befand.

„Das iſt unmöglich!" entgegnete Carbonnet, „Madame haben ſich getäuſcht; dieſes Zimmer, welches ſich dem Toilettecabinete anſchließt, hat keine andere Thüre, als dieſe hier, und wenn Jemand darin wäre, ſo hätte er, um hineinzukommen, bei Madame vorbeigehen müſſen."

„Das iſt ſonderbar!" murmelte Felicie, die Augen auf die Thüre heftend.

Madame Carbonnet nahm ein Licht, öffnete raſch, warf einen Blick in dieſes kleine Gemach, und verſchloß es wieder mit den Worten: „Ich wußte wohl, daß Niemand darin ſei.“

„Wahrhaftig, das iſt unerhört!“ erwiederte Frau von Clavières ſeufzend; „mein Kopf muß ſehr ſchwach ſeyn, um ſolche Träumereien zu hegen.“

„Das iſt nicht zu verwundern,“ bemerkte Carbonnet mit einem heuchleriſchen Tone, und ihre dünnen Lippen zuſammenpreſſend, um den Ton ihrer Stimme zu mildern; „Madame haben ſo ſchlimme Augenblicke erlebt, ſo großes Unglück ausgeſtanden! Einen ſo guten Mann und ein ſo bedeutendes Vermögen zugleich zu verlieren! das iſt ja, um vor Kummer zu ſterben. Zum Glücke iſt das Fräulein eine ſehr großmüthige und ſehr gute Perſon, welche Madame liebt, als wäre ſie ihre rechte Schweſter, und ſie mit allen Rückſichten behandelt. In Wahrheit, das iſt ihre Pflicht, weil ſie, Dank der Uneigennützigkeit von Madame, das ganze Vermögen bekommen hat; aber es giebt ſo viele ſchlechte Verwandte, ſo viele undankbare Seelen auf dieſer Welt! Andere an ihrer Stelle hätten vielleicht nicht ſo gehandelt!“

„Ich weiß es, ach!“ murmelte Felicie, innerlich empört über dieſe Aeußerungen des Eigennutzes, deren ganze Treuloſigkeit ſie jedoch nicht durchſchaute. Dann, von ihrer natürlichen Güte fortgeriſſen, fügte ſie bei: „Ich bin meiner Schweſter unendlich Dank ſchuldig, Sie in ihren Dienſt genommen zu haben, meine liebe

Madame Carbonnet; wenigſtens werden Sie durch meinen Glückswechſel nichts verloren haben, und hier die nämlichen Vortheile genießen, die Sie in meinem Hauſe hatten. Es iſt eine Befriedigung für mich, zu ſehen, daß Ihre Lage immer glücklich iſt.“

„Madame ſind ſehr gut, und ich bin für die Theilnahme ſehr dankbar, die Sie für mich haben,“ antwortete Carbonnet mit bitterem Lächeln.

Man ſoupirte bei dem Fräulein von Clavières; dieß war eine Neuerung, die ſie hatte verſuchen wollen, eine alte Sitte, die ſie wieder herzuſtellen gedachte; ſie hatte auch ihr Haus mit einem Ceremoniel geordnet, welches bis auf einen gewiſſen Punkt das Oede, die einförmigen Gewohnheiten dieſes Innern verhehlte, das im Grunde nur die prächtige Haushaltung einer alten Jungfer war. Als Felicie bei ihrer Schwägerin eintrat, fand ſie die Salons offen und erleuchtet, wie wenn ſie fünfhundert Perſonen erwartet hätte; dennoch war das Fräulein von Clavières allein mit dem Arzte in dieſer Reihe von glänzenden und leeren Gemächern. Einen Augenblick danach ließ der Haushofmeiſter die beiden Flügel des Speiſeſaales öffnen, und meldete, daß der Nachttiſch ſervirt ſei. Das Fräulein von Clavières nahm Felicie bei der Hand, und führte ſie langſam fort, einen Blick hinter ſich werfend, um Herrn von Ramſay zu beobachten, der ihnen mit ungleichem Schritte folgte. Sie empfand ſeit einigen Stunden eine innere Zufriedenheit, entſtanden, vielleicht wider ihren

Willen, aus einer Art Gleichheit, welche ſie zwiſchen dem ihrigen und dem Geſchicke des Herrn von Ramſay fand; das Unglück eines Andern erleichterte ſie, und ohne es ſich zu geſtehen, fühlte ſie, es liege für ſie ein großer Troſt in dem Gedanken, daß dieſer Mann, deſſen ausgezeichneten Geiſt und edlen Charakter ſie lebhaft würdigte, gleich ihr zu einem ewig einſamen, unfruchtbaren und elenden Leben verurtheilt war. Dieſe Gemüthsſtimmung machte ſie liebreicher gegen Felicie, und von dieſem Momente an behandelte ſie dieſelbe mit wirklichem Wohlwollen, da ſie minder beklagenswerth war, wurde ſie beſſer.

Herr von Ramſay erklärte ſich das Zuvorkommende nicht, deſſen Gegenſtand er war, und ſuchte nicht den Beweggrund des beſondern Wohlwollens zu erforſchen, welches Seraphine ihm bezeigte. Wie alle in ihren Beziehungen zur Welt unaufhörlich zerfallenen Weſen, lebte er im Bereiche ſeiner eigenen Eindrücke, um die gleichgültigen wenig ſich bekümmernd, und nie bis auf den Grund ihrer Gefühle oder ihrer Abſichten ſich vertiefend. Der Nachttiſch wurde mit dem glänzenden Luxus ſervirt, der aus allen Einzelnheiten dieſes düſtern und prächtigen Innern hervorleuchtete; da herrſchten eine Verſchwendung, eine Eleganz, ein Raffinement, welche an die faſt verlorenen Ueberlieferungen von jenen hübſchen Gaſtirungen erinnerten, bei denen die vornehmen Herren des achtzehnten Jahrhunderts in Prunk, Geiſt und ergötzlichen Thorheiten wetteiferten. Aber dieſem Gaſtmahle fehlten die Gäſte von ehedem, die brillanten Marquis, die anbetungswürdigen Herzoginnen, die niedlichen Abbé's und die ſchönen Geiſter, welche die Herrſchaft der Frau von Pompadour verherrlichten, und dieſe in Trauerkleidern um den Tiſch herum ſitzenden Geſtalten, bildeten einen ſeltſamen Contraſt mit dem wunderſamen Auserleſenen, wovon ſie umgeben waren.

Der Arzt, zwiſchen den beiden Schwägerinnen ſitzend, betrachtete ſie wechſelweiſe, von einem wunderlichen Gedanken erfaßt; ihm dünkte, die Wirklichkeit eines Mährchens zu ſehen, welches wir Alle in unſerer Kindheit mit rührungvoller Theilnahme geleſen haben. Wie im verzauberten Palaſte, worin die Roſen Indiens blühten, war der Tiſch mit ausgeſuchten Gerichten bedeckt, funkelten Gold und Kryſtall unter Lichtwogen, duftete die Luft von den Wohlgerüchen der Früchte und Blumen, die in Silbergeſchirren zu Pyramiden ſich erhoben, und zwei Geſtalten ſaßen bei einem prächtigen Bankette, die Eine von jugendlicher, friſcher und entzückender Schönheit, die Andere von ſo entſetzlicher Häßlichkeit, daß ſie einige Aehnlichkeit mit dem unreinen Thiere hatte; man hätte glauben können, die holdſelige Tochter des Kaufmanns von Ormuz, den von einer böſen Fee verwandelten unglücklichen Prinzen, und die letzte Scene dieſes ſchönen Mährchens zu ſehen, betitelt: die Schöne und das Thier. Während die Einbildungskraft des Herrn von Ramſay dieſer Phantaſie ſich hingab, richtete das Fräulein von Clavières ihr fahles, von gelblichen Wimpern geſäumtes Auge auf ihn, und ſagte mit dem gräßlichen Lächeln, welches alle ihre weißen, langen und hervorſpringenden Zähne ſehen ließ, wie bei gewiſſen fleiſchfreſſenden Thieren: „Ohne Zweifel, mein Herr, denken Sie noch nicht daran, Paris zu verlaſſen?“

„Je nachdem,“ antwortete er, unwillkürlich Felicie anſchauend; „ich gedenke jedoch nicht, vor der Mitte des Sommers in die Provence zurückzukehren.“

„Aber die Provence iſt ein Land, welches man zu dieſer Zeit gerade fliehen muß,“ entgegnete Seraphine raſch; „die Temperatur daſelbſt gleicht dann jener eines heißen Erdſtriches; wär' es nicht beſſer, den Herbſt unter unſerem gemäßigten Himmel zu erwarten?“

„Ich möchte dieß wohl; aber wahrſcheinlich werde ich genöthiget ſeyn, nach Ramſay zurückzukehren.“

„Um Ihre Pflicht als großer Grundbeſitzer zu erfüllen, die Arbeiten Ihrer Pächter zu überwachen, und bei den landwirthſchaftlichen Verſammlungen den Vorſitz zu führen?“

„Mein Gott! nein, Fräulein, mit allem dem geb' ich mich nicht ab.“

„Aber was thun Sie dann auf dem Lande?“ fragte Seraphine.

„Ich beſuche meine Kranken,“ antwortete der Arzt.

„Ja, aber Sie ſagen meiner Schweſter nicht, wie Sie Ihr Geſchäft ausüben,“ erwiederte hierauf Felicie; Sie erwähnen des edlen Gebrauches nicht, den Sie von

Ihrer Zeit machen, von Ihrer Wiſſenſchaft, von Ihrer Geſundheit, von Ihrem Vermögen."

„Ich ſuche ein wenig Gutes zu thun, und es gelingt mir nicht immer," entgegnete Herr von Ramſay einfach.

„Meine Schweſter," verſetzte Felicie lebhaft, „der Doctor will auf Ihre Frage nicht antworten; erfahren Sie nun von mir, warum er nach Ramſay zurückkehren will; aber vor Allem muß ich Sie mit dem traurigen Aufenthalte bekannt machen, den er die Hälfte des Jahres hindurch bewohnt."

„Sind Sie nach Ramſay gegangen, meine Schweſter?" fragte das Fräulein von Clavières.

„Ja, meine liebe Seraphine," antwortete die junge Wittwe ſeufzend; „im vorigen Jahre haben wir die erſten vierzehn Tage des Monates Mai dort verlebt."

Bei dieſer Erinnerung brach ihr die Stimme, und die Thränen traten ihr in die Augen; ſie ſchwieg einen Augenblick, dann fuhr ſie fort: „Stellen Sie ſich vor, meine Schweſter, zweihundert Meilen von Paris, gegen die Mündung der Rhone, eine große ſumpfige Ebene, auf welcher nur Tamarisken und Binſen wachſen. In weiten Abſtänden gewahrt man jedoch etwas wie grüne kleine Inſeln und Bauernhäuschen. Inmitten dieſer Gegend auf einer Anhöhe, welche die ganze Ebene beherrſcht, erhebt ſich das Schloß Ramſay, ein altes, gleich einer Feſtung von dicken Mauern umgebenes Schloß, und feſt, wie der Felſen, auf dem es ſteht.

Sie können ſich nichts Traurigeres denken, als die Landſchaft, die man überſchaut, wenn man auf die große Terraſſe tritt; auf der einen Seite rollt ſich die unfruchtbare und nackte Ebene bis zum Horizonte auf, auf der andern das Meer, bald ruhig, bald wüthend, und mit ſchrecklichem Getöſe das Ufer brandend. So iſt der Anblick dieſer troſtloſen Stätten; aber ich hab' Ihnen noch nicht geſagt, von welcher entſetzlichen Landplage ſie jährlich heimgeſucht werden: Wenn der Sommer kommt, wenn die Sonne die Erde verkalkt und die Sümpfe austrocknet, ſteigen unſichtbare Gifte aus dieſen ſalzigen Wäſſern auf, und das Fieber bricht aus. Dann kommt Herr von Ramſay an. Er durchzieht die Gegenden ſeiner Beſitzung; er beſucht die elenden Behauſungen, worin die Krankheit herrſcht, er bringt den Fieberkranken ſeine Hülfe; er pflegt ſie, er heilt ſie. Dieß, meine Schweſter, heißt er ſein Geſchäft verrichten, und darum will er uns verlaſſen, um nach Ramſay zurückzukehren."

„Das iſt eine ſchöne Hingebung!" ſagte Seraphine, mit mehr Erſtaunen als Sympathie und Bewunderung einer ſo großen und ſo ſeltenen Wohlthätigkeit.

„Das iſt noch nicht Alles," fuhr Felicie fort; — „Herr von Ramſay hat es unternommen, die Landplage zu zerſtören, die jährlich ſo viele Opfer verſchlingt; er verwendet faſt ſein ganzes Einkommen auf unermeßliche Arbeiten; er will dieſe Sümpfe austrocknen, deren ſtockende Wäſſer die Luft vergiften; er will für immer die Geſundheit und das Leben dieſer elenden Bevölkerung wiedergeben, die ihn als ihren Wohlthäter, als ihren Retter betrachtet."

„Das iſt ſehr ſchön!" erwiederte Seraphine kalt.

„Das iſt ganz einfach," ſagte der Arzt mit einer trauergemiſchten Gutmüthigkeit; „welchen Gebrauch ſollte ich von meinem Vermögen machen, wenn ich es nicht ſo verwendete? Wozu würde es mir nützen?"

„Es giebt immer ein Mittel, ſein Einkommen zu verbrauchen," bemerkte das Fräulein von Clavières, einen Blick um ſich werfend, wie um die Wahrheit dieſes banalen Grundſatzes zu beweiſen. — Herr von Ramſay und Felicie blickten ſich an, von nämlichen Gedanken erfaßt; alle Beide waren betrübt und erſchrocken über die große Selbſtſucht, welche dieſe Worte verriethen; aber das Fräulein von Clavières gewahrte dieſe Bewegung nicht, und fuhr fort, zum Arzte gewendet:

„Alſo, mein Herr, würden Sie nicht gerne auf dieſes einfache und eintönige Leben verzichten, deſſen ſämmtliche Zerſtreuungen, ſämmtliche Befriedigungen auf die Verrichtung eines menſchenfreundlichen Werkes ſich beſchränken?"

„Nur ein ſolches Leben geziemt mir," antwortete der Arzt ſeufzend; „ich habe keine Sympathie für die Geſellſchaft, die ich zudem ſehr wenig geſehen habe."

„Sie haben keine ſolchen Ideen, meine Schweſter," ſagte Felicie mit einem ſchwachen Lächeln; „Sie verſtehen das Leben anders."

„Ja," rief ſie mit einer gramgemiſchten Heftigkeit aus; „ich liebe den Prunk, ich geſteh's. Die Einſamkeit erfüllt mich mit Schrecken. Das Geräuſchvolle, Aufſehenerregende, das Gewühl der Welt iſt mir Bedürfniß. Ich muß die Menge um mich her ſummen hören; die Traurigkeit erfaßt mich, wenn ich einen Augenblick außerhalb des Wirbels zubringe, der mich betäubt und fortreißt, und ſo in mein Inneres verſinke, und darin einen Tag, einen einzigen Tag mit mir ſelbſt verlebe."

„Meine liebe Seraphine," ſagte die junge Wittwe, „welche Leere müſſen Sie in dieſem Augenblicke um ſich finden! Herr von Ramſay und ich nehmen ſo wenig Platz ein, und machen ſo wenig Geräuſch!"

„So lange Sie Beide bei mir ſeyn werden, werde ich keiner Zerſtreuungen bedürfen, die ich in der Geſellſchaft ſuchen will," verſetzte das Fräulein von Clavières mit einem wirklich liebreichen Tone, und mit einer Empfindſamkeit, worüber ſie vielleicht ſelbſt ſtaunte.

Dieſe Aeußerung beruhigte wieder die gute Felicie; noch einmal glaubte ſie an die Empfindſamkeit der Seele, an die Freundſchaft ihrer Schwägerin, und ſie begann wieder, ſie zu lieben, indem ſie ſich innerlich den Vorwurf machte, ſie falſch beurtheilt zu haben. Seraphinens Herz war ein Abgrund, deſſen Tiefe ein hellerer und durchdringenderer Blick, als jener Feliciens, nicht hätte ergründen können.

Faſt alſogleich nach dem Nachtiſche, ging Herr von

Ramſay auf ſein Zimmer. Felicie, in ihre Wohnung zurückgekehrt, ließ ſich entkleiden, und hierauf Madame Carbonnet ſich entfernen; dann, bevor ſie zu Bette ging, durchſchritt ſie langſam das Zimmer, alle Ausgänge unterſuchend, und ſich überzeugend, daß ſie verſchloſſen ſeyen; ſie dachte auch an jenen Geſang, den ſie hinter ihr gehört zu haben glaubte. Da ſie ſich dieſen ſonderbaren Fall nicht erklären konnte, hatte ſie nicht davon geſprochen; aber ihr Geiſt war noch damit beſchäftiget, und ſie ſuchte vergebens zu ergründen, durch welche akuſtiſche Wirkung ſie getäuſcht worden ſey. Ungeachtet deſſen, was ſie zu Carbonnet geſagt, glaubte ſie nicht, daß dieß ein Hirngeſpinnſt geweſen, ein Traum, den ſie völlig wachend gehabt, und dieſer Umſtand verurſachte ihr eine Art von Unruhe. An die Thüre des Cabinetes tretend, worin ſie jene geheimnißvolle Stimme gehört zu haben wähnte, legte ſie die Hand auf den Schlüſſel, und zögerte einen Augenblick; dann, von einer Regung der Neugier gedrängt, öffnete ſie dieſes kleine Gemach, in welches ſie noch nicht gekommen war. Dieß war ein anmuthiges Boudoir, zu deſſen Herrichtung man noch keine Zeit gefunden, wie zu jener der übrigen Wohnung, mit einer Möblirung in einem durchaus originellen Geſchmacke. Dieſer abgeſonderte Raum ſchien der Ruhe, der Weichheit, der Sinnenluſt geweiht zu ſeyn. Ein ſehr niederer Divan lief rings herum, und das Getäfel war nach der orientaliſchen Mode gemalt, mit lebhaften Farben, untermiſcht mit leichten

Goldzeichnungen. Große Javaniſche Vaſen, beſtimmt, Blumenſträuße aufzunehmen, füllten die Ecken aus, und Tigerfelle, auf den Fußboden hingebreitet, dienten als Teppiche. Dicke Vorhänge von carmeſinrother Farbe, wie der Divan, ſchmückten das Fenſter, welches, nach der Lage der Oertlichkeit, die Ausſicht in die Gärten der Nachbarſchaft bieten mußte. Einige Bücher lagen ungeordnet auf einem Gueridon, neben der ohne Zweifel ſeit langer Zeit erloſchenen Lampe. Was jedoch Felicien am meiſten auffiel, war ein Gemälde, deſſen breiter Rahmen auf der einen Seite den Divan berührte, und auf der andern bis zur Höhe des Plafonds reichte. Dieſes Gemälde ſtellte eine Frau aufrecht, in Amazonentracht, vor. Mit einer ihrer zarten und vollen Hände hob ſie eine Seite ihres Kleides auf, mit der andern, noch behandſchuhten Hand hielt ſie eine Reitpeitſche mit goldenem Knopfe. Ihr Hut von ſchwarzem Filze war zu ihren Füſſen gefallen, und die wogenden Locken ihres blonden Haares ſchienen vom Winde durchwühlt zu flattern. Aber eine wunderliche Laune des Modelles, oder eine Grille des Künſtlers, verhinderten, jemals die elegante Stallmeiſterin zu erkennen, welche dieſes Portrait vorſtellte; man ſah weder ihren Blick, noch ihr Lächeln; denn eine Sammetmaske verhüllte ihr Geſicht, und ließ kaum den obern Theil einer großen und reinen Stirne gewahren, und das kleine Grübchen eines runden, roſigen Kinnes, das in einer ſchwarzſeidenen Cravatte ſich vornehm brüſtete. Felicie betrachtete noch dieſes Gemälde, als ein leiſes Geräuſch ſie ſchaudern machte, und faſt alſogleich vernahm ſie den Schlußreim der Barkarolle:

„Senkt ſich das Dunkel nieder,
Das Dunkel auf die Flur,
Und lockt der Nacht Gefieder,
Dann, Liebchen, ſchiffet nur!“

Dieß war wieder die nämliche Stimme, die Stimme eines Mannes, eine junge und friſche Stimme, welche ſo ſang, und dießmal zweifelte Felicie nicht mehr; dieſer unſichtbare Sänger war neben ihr, in einem anſtoſſenden Gemache, und ſie von ihm nur durch eine Thüre oder dünne Zwiſchenwand getrennt. Bleich, erſchrocken, mit verhaltenem Athem, horchte ſie wieder, und hörte, wie das erſtemal, dieſe Stimme ſich entfernen, und in der Tiefe eines andern Gemaches verhallen.

Hierauf ſuchte ſie, ihren Leuchter in der Hand; ſie bemühte ſich, zu entdecken, auf welche Art man, ohne ihr Wiſſen, ſo nahe zu ihr gelangen konnte; aber überall gab das glatte und glänzende Getäfel einen dumpfen Klang; es fand ſich nicht die mindeſte Spur einer geheimen Thüre, noch irgend eines andern Verbindungsmittels zwiſchen dem anſtoſſenden Hauſe und dem Hôtel Clavières. Felicie trat mit ein wenig beruhigter Gemüthsaufregung, und doch von einem unklaren Schrecken noch ergriffen, rückwärts aus dem Boudoir, verſchloß die Thüre doppelt, und murmelte, auf einen

Schemel zu den Füſſen ihres Bettes gleitend: „Mein Gott! es müſſen hier ſeltſame Dinge ſich ereignet haben!“

Die Unſichtbaren.

5.

Es war zehn Uhr Morgens. Die junge Frau ſaß an der Toilette, und ordnete langſam ihren Kopfputz, ohne in den Spiegel zu ſchauen, der ihre reizenden Züge wiederſtrahlte, mit halbnackten Armen und eleganter Taille, die von den Falten eines Ankleidemantels von Muſſelin anmuthig umfloſſen war. Vor ihr ſtand Carbonnet, und reichte ihr einzeln die Stecknadeln, mit denen ſie die langen Flechten ihres Haares gleichgültig heftete. Seit dem Eintritte dieſer Frau ſchwankte ſie, ſie zu fragen, und von dem ſeltſamen Vorfalle mit ihr zu ſprechen, der in ihr ſo viel Schrecken und Neugier erregt hatte. Ohne gerade der Carbonnet zu mißtrauen, verließ ſie ſich weder auf ihren guten Willen, noch auf ihre Verſchwiegenheit, und wollte ihr ein ſo wunderliches und geheimnißvolles Ereigniß nicht anvertrauen. Ihrerſeits betrachtete die abſcheuliche Dienerin ſie mit boshafter Freude.

„Madame haben dieſen Morgen ein Ausſehen, das mir bange macht,“ ſagte ſie plötzlich; „ich finde Ihre Augen matt und Ihren Teint angegriffen; ohne Zweifel haben Sie eine ſchlimme Nacht gehabt.“

„Es iſt wahr, meine gute Carbonnet,“ antwortete Felicie; „ich habe wenig geſchlafen.“

„Und vielleicht viel geweint,“ verſetzte jene mit einer Miene heuchleriſcher Empfindſamkeit; „Madame ſollten ſich doch faſſen, und bedenken, daß die Lage ſchlimmer ſeyn könnte.“

Sie wollte in dieſem Tone fortfahren; aber gewahrend, daß Felicie ſie mit Zerſtreuung anhörte, und die ganze Bedeutung ihrer Worte nicht begriff, gab ſie ſchnell dem Geſpräche eine andere Wendung, und fuhr fort, einen Blick durch das Zimmer werfend: „Madame mußten mit Ihrer Wohnung zufrieden ſeyn; ich habe mein Beſtes gethan. Das Fräulein bewilligte mir dazu nur einige Stunden; aber da ſie mir zugleich ſagte, nichts zu ſparen, konnte ich vom Morgen bis zum Abende die ganze Einrichtung ändern.“

„Wer hielt ſich denn vor mir in dieſer Wohnung auf?“ fragte Felicie.

„Niemand,“ antwortete Carbonnet mit einem tiefen Seufzer; „Hier wohnte Herr von Clavières, mein armer Gebieter! Seitdem er das Hôtel nicht mehr bewohnte, war ſeine Wohnung geſchloſſen geblieben.“

„Iſt dieß lange her?“ ſagte Felicie erſtaunt.

„Ungefähr vier Jahre. Nach dem Tode ſeiner Frau Mutter wollte der Herr nicht mehr im Hôtel wohnen; er behielt ſich jedoch dieſe Wohnung vor, welche, wie Madame es ſehen, ein getrenntes Hauptgebäude bildet. Ich kannte ſeine Geſinnung nicht; er hatte ſeine Möbel, ſeine Bibliothek darin gelaſſen, und mir bisweilen geſagt, daß er einmal kommen werde, um dieß Alles in Ordnung zu bringen. Die Sachen ſind jedoch an Ort und Stelle geblieben, und das Fräulein hat ſie geerbt, wie alles Uebrige. Geſtern hab' ich auf ihren Befehl die türkiſchen Säbel, die Jagdflinten, die Bücher, u. ſ. w., anderswohin bringen laſſen, und die Einrichtung vollſtändig erneuert."

„Aber mit dieſem kleinen Gemache, glaub' ich, haben Sie ſich nicht beſchäftiget," ſagte Felicie, auf das Cabinet weiſend.

„Es iſt wahr; die Zeit hat uns gemangelt," erwiederte Carbonnet; „aber Madame können überzeugt ſeyn, daß ich heute noch des Fräuleins Befehle vollziehen, und die ganze Einrichtung dieſes Gemaches verändern werde."

„Das iſt überflüſſig, meine liebe Madame Carbonnet," unterbrach ſie die junge Frau; „laſſen wir dieſen kleinen Aufenthalt ſo, wie er iſt." Dann, nach einem Momente des Schweigens und Nachſinnens, fügte ſie bei: „Hat Herr von Clavières es ſo einrichten laſſen?"

„Er ſelbſt, Madame; allein man erkennt daran ſeinen gewöhnlichen Geſchmack nicht."

„Was mich am meiſten befremdet hat," ſagte Felicie, „iſt dieſes große Gemälde."

„Welches? Jene Frau mit der ſchwarzen Maske vor dem Geſichte?" fragte Carbonnet verächtlich. „Eine ſaubere Art, ſich malen zu laſſen! Dieſer Gedanke konnte nur einer eben ſo häßlichen Frau kommen, wie —" ſie hielt das Wort zurück, welches ihr eben entſchlüpfen wollte, und ſetzte mit leiſerer Stimme hinzu: — „eben ſo häßlich, wie der Teufel!“

„Sie glauben, daß es ein Porträt iſt? Sie kennen das Original?“ erwiederte Felicie raſch.

„Durchaus nicht,“ antwortete Carbonnet; „der Herr hat dieſes große, häßliche Gemälde aus Italien mitgebracht, glaub' ich. Nicht wiſſend wohin damit, hatte er es dort aufgehängt.“

Dieſe ſehr einfachen Andeutungen gaben Felicien keinen Aufſchluß; die von ihr gehegten Vermuthungen entſchwanden, und ihr Geiſt gerieth auf eine andere, ſo wahrſcheinliche Muthmaſſung, daß ſie erſtaunte, nicht früher darauf gekommen zu ſeyn.

„Meine gute Carbonnet,“ fuhr ſie fort, „könnten Sie mir nicht ſagen, ob Jemand unter, oder über meinen Gemächern wohnt?“

„Da unten, im Erdgeſchoſſe, ſind die Ställe und die Wohnung der Stallleute,“ antwortete Carbonnet, über die Wichtigkeit ein wenig erſtaunt, welche die junge Frau in die Kenntniß ihrer Nachbarſchaft ſetzte; „da oben ſind die Zimmer der Bedienten.“

„Gut! Nun begreif' ich,“ dachte ſich Felicie, und ſchämte ſich faſt wegen der Spiele ihrer Einbildungskraft; „irgend ein Stalldiener, irgend ein Bedienter, ſang dieſe Nacht, und durch ein Verhältniß der Oertlichkeit, das ich nicht zu erklären vermag, iſt ſeine Stimme zu mir gedrungen, durch die Mauern; in der Stille der Nacht glaubte ich ſie an meiner Seite zu hören.

Welche eitle Schrecken und thörichte Gedanken wegen eines ſo einfachen Umſtandes!“

Einen Augenblick darnach trat das Fräulein von Clavières ein; weder Felicie noch Carbonnet hatten ihren ſtarken und ſchleppenden Tritt zu erkennen vermocht, ſo ſehr war ihr Gang ſeit dem vorigen Tage verändert. Ihre gewöhnlich traurige und ſauertöpfiſche Phyſiognomie, zeigte in dieſem Augenblicke einen heitern und wohlwollenden Ausdruck, der ihr ganzes Geſicht verſchönerte.

„Das Fräulein ſcheint zufrieden, ſiehe da, etwas Neues!“ murmelte Carbonnet fortgehend.

„Guten Morgen, meine liebe Seraphine,“ ſagte die junge Frau mit liebreichem Tone; „ich glaubte Sie nicht ſo früh auf.“

„Guten Morgen, mein Herz,“ erwiederte das Fräulein von Clavières; „ich hatte die ſchlimme Gewohnheit, ſehr ſpät aufzuſtehen, es iſt wahr; dadurch verlor ich immer eben ſo viel vom Tage; aber jetzt fühle ich jene tödtliche Langweile nicht mehr, welche die Stunden ſo lange machte. Seit geſtern hat ſich mein Leben geändert. Dieß iſt nur Ihr Einfluß, der dieſe Umgeſtaltung veranlaßt hat.“

„Meine liebe Schweſter, wie angenehm iſt es mir, Sie ſo ſprechen zu hören!“ rief Felicie aus, indem ſie ihr beide Hände reichte, und den Kopf erhob, um dem Fräulein von Clavières ihre Stirne zu bieten, die ſich neigte, um ſie zu küßen; aber bei dieſer Bewegung begegneten ſich ihre Geſichter im Spiegel, und Seraphine erblickte ihre volle abſtoſſende Larve neben dem reinen und holdſeligen Profile der jungen Frau. Alſogleich raſch ſich erhebend, ſetzte ſie ſich in einiger Entfernung, und ſagte trocken zur eintretenden Carbonnet: — „Vollenden Sie doch das Ankleiden meiner Schweſter; Sie ſind ſchuld, daß ſie ſeit einer Stunde mit ihrer Toilette beſchäftiget iſt.“

„Werden wir dieſen Morgen ausgehen?“ fragte Felicie, über dieſe Art von Vorwurf ein wenig erſtaunt.

„Nein, ich habe gar nichts vor,“ antwortete das Fräulein von Clavières mit einem ſonderbaren Tone; „ich kenne nichts Abgeſchmackteres, als dieſe Morgenausflüge. Fahren Sie aus? Sie ſehen aus, wie eine Prozeßkrämerin, welche vor ein Uhr Nachmittags ihre Richter eilig beſucht, oder wohl wie eine Lady Northumberland in Aufſpürung der Monumente von Paris. Gehen Sie zu Fuß? das iſt noch ſchlimmer; Sie werden von den Ellbogen der Waſſerträger geſtoſſen, und die Seefiſchhändler entern Sie mit dem Rande ihres Korbes. Nein, nein, wir werden dieſen Morgen nicht ausgehen.“

„Deſto beſſer,“ antwortete einfach Felicie; „Herr von Ramſay hat mir verſprochen, frühzeitig zu kommen.“

Dieſes Wort änderte plötzlich den Humor und die Stimmung Seraphinens; ihre Phyſiognomie wurde heiterer, belebte ſich, und ſie ſagte raſch: „Der Doctor wird dieſen Morgen kommen! Ich werde ihn zum

Mittagstiſche behalten. Wir wollen einen angenehmen Tag verleben meine liebe Felicie, er iſt Gemäldekenner; ich will, daß er meine Gallerie beſucht; ſie iſt der Mühe werth; ich habe auf dieſe Sammlung unſinnig viel verwendet. Er wird im Vorbeigehen auch meine Statuen, meine chineſiſchen Sachen, meine etruskiſchen Vaſen, und meine Mumien beſehen. Welches Vergnügen wird es mir machen, ihm alle dieſe Seltſamkeiten zu weiſen!“

Das iſt ein Spaziergang, den wir machen werden, ohne das Hôtel zu verlaſſen,“ ſagte Felicie; „aber, meine Schweſter, wir werden ſehr langſam gehen müſſen, und dieß Sie vielleicht ungeduldig machen.“

„Mich! Gar nicht,“ erwiederte ſie; „ich werde meinen Schritt nach jenen des Herrn von Ramſay ordnen;“ — dann fügte ſie bei, jedes Wort betonend, wie Jemand, der in ſeinen Erwägungen ſich ſelbſt gefällt: „welch hartes Gebrechen! Darauf beſchränkt ſeyn, ſich mit langſamem Schritte fortzuſchleppen, an der Seite derjenigen, die gehn, übel verſichert, das Loos aller Elenden zu beneiden, welche mit ihren nackten und geſunden Füßen dahinwandeln, ſich nicht zeigen zu können, ohne das Mitleiden oder ein trauriges Erſtaunen zu erregen; das iſt ein ſchmerzliches Daſeyn, und Herr von Ramſay muß oft den Tag verwünſcht haben, an welchem ſeine Mutter ihn zur Welt gebar, ſo gebrechlich, ſo ſchrecklich ungeſtaltet!

„O! ja, er muß ſehr unglücklich ſeyn!“ ſagte die junge Frau, welcher der energiſche Ausdruck eines ſolchen Mitleidens das Herz zuſammenſchnürte, ohne nach dem Grunde dieſer grauſamen Sympathie zu forſchen.

Carbonnet ſah vielleicht tiefer, als ſie, in Seraphinens Gemüth, und vermuthete von dieſem Tage an, daß ihre Gebieterin für Herrn von Ramſay die erſten Regungen eines ſehr lebhaften Gefühles empfand. Die Sache ſchien ihr ſo drollig, daß ſie, als die beiden Schwägerinnen das Zimmer verlaſſen hatten, und ſie ſich endlich allein befand, in einen Lehnſtuhl ſank, und bis zu Thränen lachend ausrief: Ein ſchönes Paar, bei meiner Treu! Es wäre ſpaßhaft, das Fräulein im Brautanzuge zu ſehen! und Herrn von Ramſay ein wenig hinkend ſie zur Eröffnung des Balles führend. Gott im Himmel! Welcher Anblick! Gleichviel,". fügte ſie bei, von ihrem Anfalle von Heiterkeit ſich erholend, nnd auf ihre Gedanken an Habſucht, Haß und Rache zurückkommend; „gleichviel; wenn das Fräulein in dieſen Hinkenden verliebt würde, gingen die Sachen deßwegen nicht ſchlechter; im Gegentheile . . . Zuvörderſt würde ihr Character ſanfter, ferner ſie ſich nicht mehr um die Geſellſchaft von Madame bekümmern; ja es würde ſie ſogar langweilen, ſie immer ſo als dritte Perſon zwiſchen ſich und ihrem Geliebten zu ſehen, und dann... ei, ei! mir dünkt, daß wir Umwälzungen in dieſem Hauſe ſehen werden; das wird drollig ſeyn!"

Der Arzt brachte den ganzen Tag im Hôtel Clavières zu. Ohne gerade zu wiſſen, wie es zugegangen, befand er ſich bereits in einer Art von Vertraulichkeit, die ihm angenehm und ſüß war. Wider ſein Erwarten gewöhnte er ſich durchaus nicht an Seraphinens Geſicht, und er empfand ſtets ein unerklärbares Mißbehagen, ſo oft er, unwillkürlich die Augen auf ſie richtend, ihr gerade in's Antlitz ſchaute; aber er war für das geſchäftige Wohlwollen dankbar, das ſie ihm bezeigte, und ihr vorzüglich für die Art ihres Benehmens gegen Felicien unendlich verbunden.

Sie benahm ſich gegen die junge Frau mit einem leichten und liebenswürdigen Humor, mit einer freundſchaftlichen Vertraulichkeit, welche auch ſcharfſichtigere Leute, als Herrn von Ramſay, getäuſcht hätte. Er argwohnte nicht, daß an ihn dieſe Beweiſe von Empfindſamkeit gerichtet waren, dieſe Anzeichen eines neuen Gefühles, welches dieſes unerfahrene und heftige Gemüth plötzlich durchdrang. Fräulein von Clavières erkannte eben ſo wenig, was in ihrem Herzen vorging. Sie beſaß freilich weder die Unſchuld, noch die reine Einfalt eines jungen Mädchens; aber ſie war in Betreff der Liebe unerfahren, und irrte ſich hinſichtlich ihrer eigenen Eindrücke, wie ein Kind von fünfzehn Jahren, das niemals ſeine Gedanken über gewiſſe Gegenſtände feſtgeſtellt, und in ſeinem Innern das Wort Liebe erläutert hat.

Dieſer Tag, welcher dem Herrn von Ramſay nicht lang ſchien, und den Seraphine für den am Beſten verlebten, angenehmſten hielt, den ſie in ihrem Leben zugebracht, ließ jedoch der jungen Wittwe einen peinlichen

Eindruck von Traurigkeit zurück. In Frau von Clavières regten ſich Contraſte, die ſie zugleich anzogen und abſtießen, und ſie fühlte mit einem Kummer, in den ſich Gewiſſensbiſſe miſchten, daß ihr Herz den Freundſchaftsbeweiſen nicht begegnete, welche Seraphine an ſie verſchwendete. Durch ein verhängnißvolles Geſetz unſerer Natur läßt uns die Zeit, indem ſie unſer Sehnen, unſere Schmerzen mindert, einer tiefen Niedergeſchlagenheit zum Raube, einer Art moraliſcher Erſchlaffung, langwieriger und ſchwerer zu heilen, als die ihr vorausgegangene Kriſis. Felicie begann dieß zu empfinden: in dem Maße, als ihr Gemüth von dem Stoſſe ſich erholte, der ſie erſchüttert hatte, fand ſie in ihr ſelbſt, anſtatt der gehofften Ruhe, ein quälendes Sehnen, eine unausſprechliche Langeweile. Unruhig, gramgebeugt, erwartete ſie mit einer Art von Ungeduld das Ende dieſes Tages, und kehrte mit einem Gefühle von Zufriedenheit Abends in ihre Wohnung zurück. Wie am vorigen Tage beeilte ſie ſich, Frau Carbonnet zu entlaſſen, und athmete leichter, als ſie ſich endlich frei und allein ſah.

Es war faſt Mitternacht, das Wetter war ſturmdrohend, und man bemerkte durch die halbgeöffneten Fenſter eine Ecke des Firmamentes, wo die Sterne ſchwach ſchimmerten. Eine tiefe Stille herrſchte unter den Schatten des Gartens; aber jenſeits der mit Hagebuchen bepflanzten Mauern hörte man das dumpfe und unaufhörliche Summen der großen Stadt, das ferne

Toſen der lebendigen Woge, die Tag und Nacht über das Pflaſter von Paris ſich wälzt. Felicie dachte an den Sänger vom vorigen Tage, und horchte einen Augenblick; denn es hatte ihr gedünkt, daß Jemand in ein Gemach des unter ihrer Wohnung befindlichen Erdgeſchoſſes trat; ſie wartete faſt darauf, eine harmoniſche und reine Stimme wieder in ihrer Nähe ertönen zu hören, und ſchickte ſich an, dieſe ſonderbare akuſtiſche Wirkung zu beobachten; aber bald vernahm ſie, anſtatt des Schlußreimes der Barkarolle, das dumpfe Ertönen einer Reihe von Einſprüchen, mit Beiwörtern vermengt, deren Rechtſchreibung im Wörterbuche noch nicht feſtgeſtellt iſt. Dieß war der Kutſcher des Fräuleins von Clavières, der die Stallleute auszankte. Felicie beeilte ſich, das Fenſter zu ſchließen; dann trat ſie in das Boudoir und ſetzte ſich an den Gueridon, auf dem ſie am Tage ihren ganzen kleinen Correſpondenzapparat zurecht gelegt hatte. Nun gab es Niemand auf der Welt, an welchen ſie öfter als zwei- oder dreimal in ihrem Leben geſchrieben hatte; dennoch ergriff ſie die Feder, und ſchrieb an Herrn von Ramſay:

„Mein beſter Freund!

„Iſt es nicht ſeltſam, daß ich, nachdem ich den ganzen Tag mit Ihnen verlebt habe, am Abend es unternehme, Ihnen meine Gedanken, meine Eindrücke ſchriftlich mitzutheilen? Wenn ich Ihnen doch Geheimniſſe zu eröffnen hätte! Aber nein, es iſt nichts, als eine Plauderei; ich will mit Ihnen ſprechen;

dieß iſt Alles. Mein Gott, wenn Sie wüßten, wie mir hinſichtlich deſſen zu Muthe iſt, was heute in meinem Gemüthe vorgegangen, und der Wirkung, welche die Anweſenheit Seraphinens auf mich hervorbringt! Sie benimmt ſich vortrefflich gegen mich; ſie überhäuft mich mit Beweiſen ihrer Freundſchaft, und dennoch bleiben, ihr gegenüber, mein Herz und mein Geiſt ſtumm; bei ihrer Stimme erſtarren meine Fähigkeiten zu Eis, und ſo lange ſie mich hört, hab' ich nichts mehr zu ſagen, ſelbſt nicht zu Ihnen . . . O! mein Freund, der Sie die Weisheit und die Wiſſenſchaft beſitzen, der Sie die Gebrechen der Seele wie die Krankheiten des Leibes zu heilen verſtehen, lehren Sie mich, wie ich mit mir ſelbſt fertig werde. Es iſt nöthig, denn ich leide, ſehen Sie!... und ich weine . . .“

Bei dieſem Worte ließ ſie die Feder ſinken, und fuhr mit der Hand über ihre von Thränen verdunkelten Augen; aber in demſelben Augenblicke ſanken ihre Arme haltlos herab, ihr Blut gerann zu Eis, und ſie fühlte einen kalten Schweiß ihre blaſſe Stirne benetzen: man hatte hinter ihr geſprochen; man hatte ihr faſt in's Ohr geſprochen. Regungslos, ſtarren Blickes, horchte ſie wieder, an dieſem Wunder zweifelnd, und ohne es zu wagen, ſich umzuwenden; denn ſie wähnte, daß ſie die Dame mit der Sammetmaske aus ihrem Rahmen würde herabſteigen ſehen. Einen Augenblick danach ſagte eine ſonore und ſanfte Stimme, doch nicht die Stimme eines weiblichen Weſens, mit dem Ausdrucke eines leiſen Vorwurfes: „Ein andersmal, Etienne, werden Sie meine Befehle erwarten, um die Leute der Miß Diana zu fragen . . .“

„Ich habe geglaubt, dem Herrn dieſen Beweis meines Eifers geben zu müſſen,“ erwiederte eine andere Stimme mit einem Flötentone, und obwohl ich mir Ihre Vorwürfe zugezogen, glaub' ich, daß Sie meine Abſicht würdigen werden.“

„Ja, ja! ich weiß, daß ſie gut war, und zürne Ihnen nicht.“

„Dann werden der Herr mir erlauben, beizufügen, daß Miß Diana krank iſt, faſt ſterbend,“ fuhr die Flötenſtimme geläufig fort; „Betzy, ihre erſte Kammerfrau, hat es mir geſagt und behauptet; das arme Mädchen weinte hiewegen. Vorzüglich ſeit heute früh hat ſich das Uebel ſehr verſchlimmert, und man befürchtet ein Gehirnfieber wegen der geiſtigen Ueberſpanntheit, worin Miß Diana ſich befindet. James, der Kammerdiener, mit dem ich auch geſprochen habe, war beſtürzt; er hatte die Aerzte ſagen hören, daß das ganze Uebel im Gehirn liege. Der Herr ſehen, daß ich wohl gethan habe, Erkundigungen einzuziehen.“

„Künftig werden Sie einfach die Befehle vollziehen, die ich Ihnen geben werde,“ unterbrach die andere Stimme mit kurzem Tone, „morgen werde ich frühzeitig abreiſen; benachrichtigen Sie Piter davon; ich bedarf Ihrer nicht mehr; treten Sie nur ein wenn ich klingle.“

Das Geräuſch einer Thüre, welche ſich ſchloß, verrieth, daß derjenige fortging, welcher ſo eben geſprochen hatte; und ſchier in dem nämlichen Augenblicke ließ ſich die Stimme eines neuen Sprechers vernehmen.

„Der Herr befindet ſich in ſeinem Zimmer?“ ſagte er ganz leiſe.

„Ja,“ antwortete der Andere; „er iſt in einer Laune, daß man zittern möchte; geh, Piter, die Heirath hat ſich zerſchlagen, ja zerſchlagen, und Miß Diana kann ſterben, wenn ſie will; in dieſem Hauſe wird man nicht Trauer für ſie tragen. Fort! Fort! Der Herr Graf hat mir ſeine Befehle für Dich ertheilt, und wir haben hier nichts mehr zu thun.“ Sie entfernten ſich, und das Geräuſch mehrerer nacheinander zugemachter Thüren, zeigte an, daß ſie im Fortgehen durch eine Reihe von Zimmern ſchritten.

Felicie, mit vorgeneigtem Leibe, ſtarren Augen, und noch bleichem Geſichte, hatte dieſes Geſpräch mit lautloſem Erſtaunen angehört. Es dünkte ihr, daß man hinter dem Gemälde ſprach, und ſie von den Sprechenden nur durch die Dicke des Bildes getrennt ſei. Aber ſie konnte ſich nicht erklären, wie dieſe Art von Verbindung zwiſchen dem anſtoſſenden Hauſe und ihrer Wohnung beſtand, zu welchem Zwecke man ſie angelegt hatte. Nach noch längerem Horchen, um ſich zu verſichern, daß dießmal Niemand neben ihr ſey, nahm ſie die Wachskerze, und unterſuchte aufmerkſam das Getäfel und Gemälde. Ueberall war die Mauer glatt, gleichmäßig dick, und der Rahmen des Gemäldes, befeſtiget mit eiſernen tief in die Mauer eingeſenkten Krampen; augenſcheinlich waren dieſe breiten Rahmen von vergoldetem Holze nicht beweglich, und das Feld, an welches man ſie genagelt hatte, keine Verbindungsthüre; denn das Auge konnte daran nicht die mindeſte Spur einer Oeffnung entdecken, oder der geringſten Spalte. Die junge Frau mußte endlich auf vergebliche Nachforſchungen und Muthmaßungen verzichten, worin ihr Geiſt ſich verlor. Nur ſchloß ſie aus dieſem ſonderbaren Ereigniſſe, daß ſie, ohne es zu wollen, ein vielleicht ſeit langer Zeit vergeſſenes Geheimniß entdeckt habe, welches ſich auf irgend ein geheimnißvolles Abenteuer bezog, deſſen Enträthſelung ſie wahrſcheinlich niemals erfahren dürfte. Nach vielfacher Ueberlegung hielt ſie es für vorſichtig, ihre Entdeckung zu verſchweigen, und die Sachen ſo zu laſſen, wie ſie ohne Zweifel ſeit vielen Jahren ſich verhielten. Das Schloß welches die Verbindungsthüre zwiſchen dem Boudoir und ihrem Zimmer abſperrte, beruhigte ſie vollſtändig, und ſie empfand nur noch ein lebhaftes Gefühl der Neugier in Bezug auf dieſen unbekannten Nachbar, deſſen Geheimniſſe ſie unwillkürlich erlauſcht hatte: eine zerſchlagene Heirath, eine ſterbende Braut, ein ergrimmter Liebhaber, und eine Art von Diener in der Comödie, der das entzweite Paar wieder auszuſöhnen ſucht. Wie am vorigen Tage, trat Felicie ganz aufgeregt und nachdenkend aus dem Boudoir; ſie ſchloß die Thüre doppelt zu, und dachte innerlich, faſt wider Willen auf dieſen ſonderbaren Fall zurückkommend, der ſie zur Vertrauten ihres Nachbars gemacht hatte:

„Er war's, der geſtern Abend ſang. Er muß ein junger Mann ſeyn. Aber warum hat er denn ſeine Heirath aufgegeben? Warum läßt er denn dieſe Miß Diana vor Gram ſterben? Er liebte ſie alſo nicht? Sie iſt vielleicht häßlich, häßlich wie ... O! das iſt nicht möglich! Morgen will ich Madame Carbonnet fragen; ſie muß alle diejenigen namentlich kennen, welche die an dieſes Hötel anſtoſſenden Häuſer bewohnen; vielleicht werde ich von ihr erfahren, wer dieſer Nachbar iſt, deſſen vertrauliche Mittheilungen ich, wider meinen und ſeinen Willen, zu empfangen ausgeſetzt bin; aber das iſt vorbei; ſobald ich Geräuſch bei ihm hören werde, will ich mich beſcheiden zurückziehen; ich werde ihn allein laſſen. Dennoch möchte ich ihn hören, wenn er wieder ſingt."

Mit dieſen Gedanken beſchäftiget ſchlief ſie ein, und am andern Tage, bei ihrem Erwachen, ſchwebten ſie noch ihrem Geiſte vor. Bevor ſie der Madame Carbonnet klingelte, ſtand ſie auf, öffnete jenes kleine Zimmer, worin ſie die ganze Nacht träumend geweſen war, und auf den Balkon tretend, der den Vorſprung einer nackten Mauer bildete, ſchaute ſie hinaus, indem ſie ſich zu orientiren ſuchte.

Dieſes Fenſter ging in einen großen Garten, deſſen

Pflanzenwachsthum in den Stand der Wildheit zurückgekehrt war; die Bromberſträuche ſchlangen ſich um den Stamm der Ulmen, und der Sand der Alleen war unter prächtigen Diſteln und Brennneſſeln vom ſchönſten Gedeihen verſchwunden. In der durch die Mauern des Hôtels Clavières gebildeten, geraden Linie, gewahrte man ein anderes Gebäude, ein wenig rückwärts, dem Garten zu, gelegen, ſo daß man ſich über den Balkon neigen mußte, um die verfallenen Gitterläden zu ſehen, die vom Mooſe grüngewordene Haustreppe, und die verſtümmelten Bildhauerarbeiten an der innern Vorderſeite.

„Hier muß dieſer junge Mann wohnen," dachte Felicie, erſtaunt über ſo große Sorgloſigkeit und gänzliche Verlaſſenheit; „man ſollte wirklich glauben, das Haus ſei unbewohnt."

Eine Viertelſtunde danach, während Madame Carbonnet ſie ankleidete, ſagte ſie zu ihr unbefangen:

„Iſt dieſes große Haus, das ich vom Fenſter meines Cabinets aus ſehe, bewohnt?"

„Madame fragen mich darum, weil es nicht mehr bewohnbar ſcheint," erwiederte Carbonnet; „der Herr Graf von Albys, dem es gehört, wohnt jedoch darin."

„Iſt er ein junger Mann?"

„Ei, ei! Ein Jüngling von ſechzig und einigen Frühlingen. Zudem verſichern die Leute, die ihn von jeher gekannt haben, daß er niemals ſchön und liebenswürdig geweſen iſt„

„Ah! mein Gott, was Sie da ſagen!“ rief Felicie mit naivem Erſtaunen aus.

„Das iſt noch nicht Alles,“ fuhr Carbonnet mit einer gewiſſen Bewegung der Lippen fort, durch welche ſie ihre läſternde Zunge zu ſpitzen ſchien; „er iſt ein alter Narr, ganz zuſammengeſetzt von Argliſt und Bosheit. Um ſeine Neffen ihres Erbtheiles zu berauben, gerieth er auf den Einfall, als ein Fünfziger eine junge Perſon zu heirathen, und ſperrte ſich mit ihr in ſeiner traurigen Wohnung ein. Die arme Dame verging darin vor Langweile; ſie wurde krank; er mußte ſie reiſen laſſen; aber ihr Mann ſäumte nicht, ſie in ihr altes Haus zurückzubringen; man ſagt, daß er eiferſüchtig war, und ſie ſehr unglücklich machte. Sie nahm ſich ihren Kummer zu ſehr zu Herzen; ihre Geſundheit wankte von Neuem, und kurz, ſie ſtarb. Von nun an ließ ſich Herr von Albys, zum Zeichen der Trauer, nicht mehr raſiren; nie verläßt er ſein Zimmer, außer um in dieſem großen Garten Luft zu ſchöpfen, der einem Dorfkirchhofe gleicht; ich ſehe ihn nicht; aber ich höre ihn bisweilen.“

„Ah! Sie hören ihn!“ ſagte die junge Frau, immer von der nämlichen Idee geleitet.

„Ja, ich höre ihn huſten,“ fuhr Carbonnet fort; „das kleine Fenſter meines Zimmers geht in den Garten, und ich erkenne auch ſeine Stimme, wenn er mit einem mürriſchen Tone ruft: „Holla, Piter! zu mir her! Reiche mir Deinen Arm, Schuft!“

„Gewiß, er iſt nicht derjenige, wegen deſſen Miß Diana vor Liebe ſtirbt!“ dachte die junge Frau; „aber wer iſt er denn? Ah! ich werde es erfahren!“ Dann fügte ſie noch im Stillen bei: „Wozu! Was liegt mir daran! Ich bin eine Närrin, mich mit einem Fremden, einem Unbekannten zu beſchäftigen. Lohnt ſich's der Mühe, daß ich daran denke. Befänd' ich einen Augenblick mit dem Doctor mich allein, ſo würde ich ihm dieß Alles erzählen; aber ich kann nicht mehr mit ihm ſprechen; ich bin darauf beſchränkt, ihm zu ſchreiben!“

Alſo ſprechend, zerriß ſie mechaniſch das am Abende begonnene, und durch ein ſo romanhaftes Ereigniß unterbrochene Billet. Sie fühlte, daß der Eindruck vom vorigen Tage nicht mehr derſelbe am darauffolgenden Tage war, und das Bilet nicht mehr enthielt, was Sie Herrn von Ramſay hatte ſagen wollen.

Roſette.

6.

Während Felicie vergebens die Löſung des von Carbonnet, ohne daß dieſe es wußte, ihr aufgegebenen Räthſels ſuchte, war dieſe zum Fräulein von Clavières gegangen, um dem Lever derſelben anzuwohnen. Bereits waren die anderen Zofen auf den Klingellaut ihrer Gebieterin herbeigeeilt. Die Eine öffnete halb die Sommerläden, und ließ vor dem Fenſter einen Rollvorhang von weißem Atlaß herab, auf den ein chineſiſcher Künſtler Vögel mit unerhörtem Gefieder, unmögliche Blumen gemalt hatte; eine Andere lüftete die Bettvorhänge, und ordnete die Leintücher von ſpitzenſetztem Batiſt; eine Dritte, auf dem Teppiche knieend, ſchickte ſich an, mit einem Pantoffel von geſticktem Sammet Seraphinens magern und platten Fuß zu bekleiden. Es war ein ſeltſames und trauriges Bild des Innern. Das Schlafzimmer des Fräuleins von Clavières war einer Königin oder einer hübſchen Frau würdig; Tapeten von einem himmelblauen chineſiſchen Seidenzeuge, in leichte Goldſtäbe eingerahmt, bildeten einen Tapetengrund von der reicheſten und friſcheſten Wirkung. Die Möblirung, im reinen Style Ludwigs XV., ſchien den kleinen Gemächern von Verſailles entnommen zu ſeyn, und die Pendeluhr, deren emaillirte Zeiger den Namen Lepaute trug, mußte die Stunde von mehr als einem, bei dem Spiele der Königin oder dem Lever einer Favoritin gegebenen Rendezvous geſchlagen haben. Hätte durch ein Wunder der Vertraute von einem jener hübſchen Marquis, jener liebenswürdigen Lebemänner, welche der Madame Dubarry den Hof machten, ſeinen irdiſchen Leib wieder annehmend, in dieſe erblichen Gemächer des alten Adels zurückkehren können, er wäre mit pochendem Herzen auf der Schwelle dieſes Zimmers ſtillgeſtanden, worin ſeit Dreivierteljahrhunderten nichts verändert zu ſeyn ſchien, worin er nichts Neues bemerkt hätte, als das mit Ankündigungen vollgepfropfte, und mit einem Feuilleton von neun Spalten gezierte Journal, deſſen rieſenhafte Seiten den Gueridon bedeckten, auf den das Fräulein von Clavières, welche die Romane nicht liebte, mit verachtender Hand es geworfen hatte.

Seraphine ließ ſich ankleiden, ohne ein Wort zu ſprechen. Nicht ein einzigesmal in ihrem Leben war es ihr begegnet, eine Weiſung hinſichtlich ihrer Toilette zu geben, und ihre Zofen, an dieſe unbedingte Gleichgültigkeit gewöhnt, kleideten ſie nach ihrer Phantaſie mit Kleidern, welche die geſchickteſte Nähterin von Paris nach ihrem Gutdünken gewählt hatte. Sie überließ ſich ihren Bemühungen mit einer Art von Ungeduld, und ſchaute niemals in den Spiegel, um ihr Werk zu beurtheilen. Nachdem die Eine ihre Haare gekämmt und ſo aufgeſteckt hatte, daß ſie im Nacken einen kleinen Chignon bildeten, zog ihr die Andere ein ſchwarzes, mit Atlaß gefüttertes Baregekleid an, und die Dritte beeilte ſich, die letzte Hand an dieſe Trauertoilette zu legen, indem ſie um die Schultern ihrer Gebieterin eine Mantille von ſchwarzen Spitzen ſchlang.

„Gut! Das iſt vollbracht!“ ſagte das Fräulein von Clavières.

Dann entließ ſie mit einem Winke ihre Zofen, und fuhr fort, gegen Carbonnet gewendet: „Haben Sie mir etwas zu ſagen, Dorothea?“

„Eben nichts Beſonderes,“ antwortete ſie; „ich wollte das Fräulein nur fragen, ob ich meine Dienſt bei Ihrer Frau Schwägerin fortſetzen ſoll, obwohl Roſette heute bei ihr eingetroffen iſt.“

„Nein; das iſt überflüſſig, denk' ich,“ erwiederte Seraphine. Und nach kurzem Nachſinnen fügte ſie bei: „Sagen Sie mir, Dorothea, aus welchem Grunde ſind Sie auf der Nothwendigkeit beſtanden, dieſe kleine Roſette wieder zu meiner Schweſter zu thun?“

Bei dieſer Frage ſchüttelte Carbonnet den Kopf, und lächelte fein. Es iſt eine Wahl, auf welche Sie einige Wichtigkeit legen,“ fuhr Seraphine fort; „denn Sie haben mit mir davon geſprochen, ſelbſt bevor ich nach Meudon ging, um meine Schweſter abzuholen; Sie haben darauf gedrungen. Wie geſinnt, und wer iſt dieſes junge Mädchen?“

„Ein armes Geſchöpf, welches Madame ſchier aus chriſtlicher Liebe in ihre Dienſte genommen hatte,“ erwiederte Carbonnet ruhig; „ſie leiſtet nichts Beſonderes, ich geb' es zu.“

„Nun denn, warum haben Sie ſie vorgeſchlagen?“ unterbrach ſie das Fräulein von Clavières haſtig.

„Weil ſie hier keinen großen Lärm machen wird,“ erwiederte Cardonnet im nämlichen Tone, „weil ſie nicht unabläſſig beobachten, was man thut, hören wird, was man ſagt, um dann bei ihrer Gebieterin ihre Anſichten darüber laut werden zu laſſen. Sie iſt ein kleines, ſehr ruhiges Mädchen, dem man nie die mindeſte Unverſchwiegenheit hat vorwerfen können, das nie ein einziges Wort von dem, was man in ſeiner Gegenwart geſprochen, ausgeſchwätzt hat.“

„Sie iſt ſtumm!“ unterbrach ſie Seraphine.

„Taubſtumm von Geburt,“ verſetzte Carbonnet; „eine Zofe, die nicht mehr ſpricht, als ein rother Fiſch! Das iſt eine köſtliche Perſon, und ich habe gedacht, das Fräulein würden dieſe Wahl billigen.“

„Ich verlaſſe mich hiewegen auf das, was meine Schweſter ſagen wird,“ entgegnete das Fräulein von Clavières, innerlich zufrieden mit dieſer Verfügung, welche an Feliciens Seite ein Weſen ſetzte, deſſen guter Wille und Ergebenheit nothwendig unfruchtbar ſeyn mußten. Bald darauf begab ſie ſich zur jungen Frau, um ihr vorzuſchlagen, in Saint-Roche die Meſſe zu hören; denn obgleich ſie nicht andächtig war, überhob ſie ſich doch gewiſſer Aeußerlichkeiten nicht, welche ſie bei der gottloſen Unthätigkeit ihrer Seele, gleichſam zum Zeitvertreib ausübte.

Roſette war, von Carbonnet begleitet, angekommen. Sie war ein armes, kleines, ziemlich hübſches Geſchöpf, und ſo ſchwächlich, daß man auf den erſten Anblick hätte glauben können, daß ſie kaum die Kinderjahre zurückgelegt habe. Obwohl ſie zwanzig Jahre zählte, wieſen ihre Glieder noch die dünnen Formen der Kindheit; aber ihr Geſicht verrieth ein höheres Alter, als ihre Taille. Dieſer Contraſt entſprang aus ihrer Gebrechlichkeit; genöthiget, um ſich verſtändlich zu machen, den Ausdruck ihrer Züge zu erzwingen, und die Sprache durch eine heftige Pantomime zu erſetzen, hatte ſie an der Stirne verfrühte Runzeln, und eine leichte Falte markirte bereits ihr rothes Lippenband. Ihre Phyſiognomie glich übrigens jenen unglücklichen Geſchöpfen, die von ihrer Umgebung moraliſch geſchieden leben, und deren geiſtige Erziehung völlig nichtig iſt. Ihr Blick war beweglich, unruhig, bisweilen unſtät, und in ihrem Lächeln lag etwas Trauriges und Beſtürztes, welches die beſtändig arbeitende Anſtrengung einer ungewiſſen Intelligenz in mitten eines ewigen Schweigens bezeichnete.

Als das Fräulein von Clavières eintrat, betrachtete ſie Roſette, die vor ihrer jungen Gebieterin ſtand, mit entzückter Miene, und bezeigte die Freude, welche ſie fühlte, ſie wieder zu ſehen, durch ein ſchwaches, ſchweigendes Lächeln, welches der höchſte Ausdruck ihrer Zufriedenheit war; dann, wie um auf der Stelle ihre Verrichtungen zu beginnen, machte ſie ihr ein Zeichen, daß ſie nicht mit tadelloſer Sorgfalt gekleidet ſey, und begann ſie mit ihren kleinen gewandten Händen wieder zu ordnen. Feliciens Blick gegen die Thüre, das Fräulein von Clavières erwartend, wendete Roſette von dieſem Geſchäfte ab; auch ſie ſchaute empor, und blieb bei dem Anblicke dieſes Meduſenhauptes wie verſteinert. Ein faſt unmerkbarer Wink Feliciens gebot ihr, ihre Phyſiognomie nicht ſprechen zu laſſen. Die junge Frau, alſogleich ſich erhebend, eilte ihrer Schwägerin entgegen, und führte ſie in den Salon, wo ſie allein blieben.

Roſette und Carbonnet entfernten ſich über die Dienſttreppe. Die Stumme eilte flugs in den Garten; ſie hatte eine von den Zofen bemerkt, die auf dem Wieſenplane einen fauſtgroßen Hund ſpazieren führte, deſſen lange, in einen Chignon geſchlungenen Haare, mit einer Schleife von Roſabändern befeſtiget waren.

„Geh und ſchwätze, wenn du kannſt!“ murmelte Carbonnet, als ſie dieſelbe ihre neue Gefährtin anreden ſah, „ich wage nichts dabei, Euch beiſammen zu laſſen.“

„Die Sonn- und Feiertagsmeſſen ſoll man hören,“ ſagte das Fräulein von Clavières; „begleiten Sie mich nach Saint-Roche, meine liebe Felicie?“

„Allerdings, meine Schweſter,“ antwortete ſie; „dieß war mein Vorhaben; Sie ſehen es, ich bin bereit.“

Während ſie vor dem Spiegel ihren Hut aufſetzte, näherte ſich Seraphine dem Fenſter, und blickte mechaniſch in den Garten; alſogleich verzerrte ſich ihr Geſicht, ihre Wangen rötheten ſich, und ſie wendete die Augen mit einer Bewegung von Wuth, Verachtung, Beſtürzung und Schmerz weg; ſie hatte die beiden Zofen auf dem Wieſenplane ſtehen ſehen: die eine lachte laut auf; die Andere äffte mit der den Taubſtummen eigenthümlichen Lebendigkeit die vorſpringende Schnauze und das Kinnbackenſpiel eines Schweines nach. Bevor Felicie ihren Hut zugeknöpft hatte, zeigte das Fräulein von Clavières wieder ihre gewöhnliche Phyſiognomie. Während des ganzen Tages vergaß ſie auf dieſen Vorfall; aber am Abende, als ihre Zofen ſie zu Bette gebracht hatten, befahl ſie, daß man ſie allein laſſe, und Carbonnet rufe.

„Ich bin unzufrieden,“ ſagte ſie empfindlich; „man bedient mich mit unerhörter Nachläſſigkeit. Dieſe Demoiſellen zeigen eine unerträgliche Ungeſchicklichkeit. Bisher hatte ich Geduld; aber zuletzt nimmt Alles ein Ende ich habe beſchloſſen, die Sache in Ordnung zu bringen.

„Zum Beiſpiele muß man zunächſt Mademoiſelle Zoé beabſchieden,“ fuhr Seraphine fort; „vorzüglich ſie iſt's, mit der ich unzufrieden bin; ſie taugt zu gar nichts, als Cupido im Garten ſpazieren zu führen.“

„Das iſt wahr,“ erwiederte Carbonnet gehorſam; „es bedurfte der ganzen Nachſicht des Fräuleins, um ſo lange Zeit eine Kammerzofe zu behalten, die kein anderes Talent beſitzt, als jenes, einen kleinen Hund mit Roſabändern zu putzen.“

„Morgen früh werden ſie ihr den Abſchied geben; ſie ſoll mir nicht mehr vor die Augen kommen. Man müßte auch meine Schweſter veranlaſſen, jene kleine Stumme fortzuſchicken, Ihren Schützling; ſie mißfällt mir.“

„Ich habe dem Fräulein die Eigenſchaften bezeichnet, die mich an ſie denken ließen.“

„Ja, Sie haben ſie mir genau geſchildert,“ unterbrach ſie Seraphine mit einem ironiſchen Tone; „ein eingezogenes, verſchwiegenes, kurzſtummes Mädchen ... Gehen Sie! Sie iſt eben ſo ſchwatzhaft, wie die Andern.“

„Gut!“ dachte Carbonnet, für welche dieſes Wort eine Entdeckung war, „die kleine Dumme hat vor Zoé geſtikulirt, und das Fräulein ſie geſehen.“

„Meine Schweſter muß dieſes Geſchöpf entlaſſen,“ fuhr das Fräulein von Clavières fort; Sie, Dorothea, werden ſie bleibend erſetzen.“

Dieſer Antrag empörte Carbonnet innerlich; ſie fand ihre Rechnung nicht dabei; aber ſie kannte ihre Gebieterin zu gut, um ſich eine Weigerung zu erlauben, oder auch nur eine Bemerkung zu wagen, und mit unterwürfiger Miene ſich verneigend, erwiederte ſie hinterliſtiger Weiſe: „Dieſe kleine Stumme iſt in der That ein dummes Geſchöpf; die Leute im Hôtel machen ſich ſchon über ſie luſtig. Hätte man ſie behalten, würde man ſie Tag und Nacht im Zimmer ihrer Gebieterin haben einſperren müſſen; je nun, ſie hätte es nicht beſſer verlangt. Der Madame liegt übrigens nichts an dieſem Kinde; nur der Herr Doctor intereſſirt ſich für ſie.“

„Herr von Ramſay?“ fragte Seraphine lebhaft.

„Ja, mein Fräulein,“ antwortete Carbonnet, indem ſie eine empfindſame Miene anzunehmen ſuchte; „er iſt ein ſo guter und ſo liebreicher Mann! Er hatte Roſettens Eltern, die ſehr arme Leute ſind, verſprochen, ſich um ſie anzunehmen, und ich bin überzeugt, daß er ſie nicht aus den Augen verlieren, und alles Mögliche thun wird, einen andern Dienſt für ſie zu finden.“

„Genau erwogen, kann man ſie hier behalten,“ unterbrach ſie das Fräulein von Clavières; „da Herr von Ramſay ſich für ſie intereſſirt, iſt es genug; aber ich will nicht, daß ſie zum Geſpötte meiner Leute werde, Sie werden die Sachen ſo ordnen, daß ſie weder mit dem Vorzimmer, noch mit der Dienerſchaft in Berührung kommt. Dieß iſt Alles, was ich Ihnen zu ſagen hatte, Madame Carbonnet.“

Die Beſchließerin entfernte ſich, die Hände ſich reibend und flüſternd: „Das iſt gut! Könnte nicht beſſer ſeyn! Wie ſie bei dem erſten Worte, das ich ihr von Herrn von Ramſay ſagte, ihren Willen geändert hat! Sie, die niemals die mindeſte Willfährigkeit für Jemand gehabt hat! Ei! ei! es wird komiſch ſeyn, ſie im Ernſte verliebt zu ſehen! Vielleicht werde ich ihre Vertraute.“

Mehrere Tage verfloſſen, ohne irgend ein Ereigniß von einiger Wichtigkeit herbeizuführen; die Beziehungen zwiſchen Seraphinen und deren jungen Schwägerin, waren ruhig und gefällig; Herr von Ramſay nahm natürlich ſeine Stelle in dieſer Vertraulichkeit ein, und benützte ſie eifrig. Man ſah übrigens wenig Beſuche im Hôtel Clavières, und das darin geführte Leben war völlig einfach und eintönig. Dennoch gab es in dem Innern von jeder dieſer Exiſtenzen geheime Gemüthsbewegungen, und zwei von ihnen waren von Unruhen, von heftigen Aufregungen einer verhaltenen und verborgenen Leidenſchaft heimgeſucht. Aber dieſe drei Perſonen, welche ſich täglich, faſt ſtündlich ſahen, argwöhnten wechſelſeitig ihre Geheimniſſe nicht, und blieben in ihren Erwägungen iſolirt. Das Fräulein von Clavières war ſchon dahin gekommen, zu gewahren, daß ſie für Herrn von Ramſay Gefühle hege, von denen ſie bisher ſich keine Vorſtellung gemacht hatte. Ueber das erſtaunt, was in ihrem Gemüthe vorging, überließ ſie ſich ohne Rückhalt dieſer gebieteriſchen Neigung; ſie genoß langſam, ſo zu ſagen, ihre Liebe; ſie berauſchte ſich heimlich in dieſen unbekannten Regungen, und blickte nicht aus ſich hinaus, ſo ſehr war ſie in die gemachte Entdeckung vertieft, daß ſie ein Herz beſitze. Da ſie übrigens einen von jenen poſitiven Geiſtern hatte, welche ſelbſt die Folgen ihrer Hinreiſſungen berechnen, und gewöhnt war, über ihre Perſon ſich keine Täuſchung zu machen, ſchmeichelte ſie ſich nicht, dem Herrn von Ramſay zu gefallen; ſie entwarf nicht den eitlen und überflüſſigen Plan, ihn durch Ergebenheit und Liebe die abſcheuliche Häßlichkeit ihres Geſichtes vergeſſen zu machen; ſie wußte zu gut, daß ſie eine jener wahrhaft vom Himmel enterbten Frauensperſon ſei, die Niemand lieben könnte; aber ſie dachte, daß Herr von Ramſay dieſe Beweiſe ihrer Liebe ohne Verſchmähung empfangen würde, und ſie heirathen könnte, ohne eine lächerliche Heirath zu ſchließen.

Es lag in ihr ſelbſt ein Inſtinkt wilder Eiferſucht, und dieß vielleicht war's, was ſie bisher vor der Liebe bewahrt hatte; aber die Ungeſtaltheit des Herrn von Ramſay beruhigte ſie; ſie war überzeugt, daß er niemals geliebt, daß er nie zu lieben wagen würde. Dieſe Gewißheit genügte ihr, und in dieſer entſetzlichen Selbſtſucht ihrer Leidenſchaft, ſah und berechnete ſie nur ihr eigenes Glück. Seinerſeits errieth Herr von Ramſay Seraphinens Gefühle und Pläne nicht; er empfing mit mehr Erſtaunen als Sympathie die Beweiſe von Theilnahme, die ſie an ihn verſchwendete, und wußte ihr wahrhaft nur für die Freundſchaft Dank, welche ſie für Felicie zu hegen ſchien. Uebrigens mit ſeinen eigenen Angelegenheiten beſchäftiget, in einen einzigen Gedanken verſunken, verwendete er alle Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, um die bitteren Wonnen, die Leiden, die unwillkürlichen Aufſchwünge ſeines Herzens zu verbergen.

Die junge Wittwe war weit entfernt zu vermuthen, was auf dem Grunde dieſes ſeit langer Zeit von einer verhängnißvollen Liebe unterjochten Herzens vor ſich ging. Sie fuhr fort unſchuldigerweiſe Herrn von Ramſay durch Proben ihrer grauſamen Freundſchaft, durch ſinnreiche und bezaubernde Vertraulichkeiten zu quälen, welche ſie ſich erlaubte, wenn ſie einen Augenblick allein waren, und ſie mit ihm, wie früherhin, mit freiem und vertrauenden Wohlwollen ſprechen konnte. Aber in Seraphinens Gegenwart fand ſie ihm nichts mehr zu ſagen; der Einfluß dieſes ſpröden, gebieteriſchen Geiſtes lähmte alle ihre Eindrücke, und machte ihren Gedanken erſtarren. Da das Fräulein von Clavières ſie immer wandellos ſah, ſchweigend, ein wenig traurig und in ſich verſchloſſen, urtheilte ſie hiernach, daß ſie unbedeutend und albern wäre. Dieſe Art von Entdeckung beſtärkte ſie in ihrer guten Stimmung, und machte ihr eine innige Freundſchaft vollends angenehm, von der ſie Anfangs nicht ſo viel gehofft hatte. Sie faßte keinen Argwohn gegen eine Perſon, die ſich ſo gänzlich in den Schatten ſtellte, und verzieh ihr gerne die Reize ihres Geſichtes zur Entſchädigung für das, was ſie ihre geiſtige Nichtigkeit nannte. Die im Hôtel Clavières hergebrachten Gewohnheiten, ließen Felicien mehrere Stunden der Einſamkeit und Freiheit. Sie verlebte die Hälfte des Tages allein in ihrem Zimmer, und Anfangs war es ihr unmöglich, jene Art von Schrecken zu überwinden, den ihre geheimnißvolle Nachbarſchaft ihr verurſachte. Bei Tag ſchauderte ſie ob dem mindeſten Geräuſche, bei Nacht fuhr ſie erſchrocken aus dem Schlafe auf, in der Meinung, den Namen der Miß Diana, oder den Schlußreim eines Liebesliedes in ihr Ohr zu hören; dennoch brach keine Stimme das Schweigen ihres Zimmers; ſie vernahm nie etwas Anderes, als Roſettens leichten Tritt, welche mit den Bewegungen eines gezähmten Rehes um ſie herum ging und kam. Einige Tage lang blieb das Cabinet zugeſchloſſen; dann trat Felicie eines Morgens faſt zitternd in daſſelbe, und lehnte ſich mit den Elbogen auf den Balkon, der in den einem Urwalde ähnlichen Garten ging, worin, nach Carbonnets Aeußerung, bisweilen der alte Graf von Albys luſtwandelte; aber die junge Frau ſah Niemand; ſie hörte nichts als den Flug der Vögel unter dem Laubwerke der Kaſtanienbäume, und das Säuſeln des Windes, welcher weich die Wipfel der italieniſchen Pappeln bog. Am Abende kehrte ſie zurück, um das Buch zu holen, das ſie am Morgen auf dem Balkone vergeſſen hatte, und eilte alſogleich davon.

Am darauf folgenden Tage kam ſie wieder, um ſich an das Fenſter zu ſetzen, ihr Buch in der Hand; ſpäter erkühnte ſie ſich, ihr Schreibezeug und Papier wieder auf den Gueridon zu legen, und zuletzt beſchloß ſie, aus dem Boudoir ihr Studircabinet und Maleratelier zu machen.

Sie begann ſich zu überreden, daß ſie den Namen Miß Diana und den Schlußreim der Barkarolle im Traume gehört habe. Dennoch verfloſſen manche Tage, bevor ſie von dieſem kleinen Gemache ruhig Beſitz genommen hatte, worin es ihr beſſer gefiel, als in ihrem eleganten Salon, und in ihrem prächtigen Schlafzimmer. Sie konnte ſich, in daſſelbe tretend, einer gewiſſen Gemüthsaufregung nicht erwehren, und es dünkte ihr immer, daß eine Stimme hinter der Dame mit der Sammetmaske ſich würde hören laſſen. Oft, dieſe Unbekannte anſtarrend, verſuchte ſie in Gedanken, ihr dieſe ſchwarze Maske abzunehmen, welche vielleicht der Maler ſelbſt nicht gelüftet hatte, und wähnte ein blaſſes und thränenbenetztes Geſicht zu ſehen.

Die Tracht dieſes Porträtes ſchien ein ſehr neues Datum anzuzeigen, und wahrſcheinlich zu ſeyn, daß jene, deren Bildniß man ſo geheimnißvoll entwarf, noch lebte, und in der Blüthe ihrer Jugend und Schönheit ſtand. Daher dachte ſich Felicie oft, ſie mit beſonderer Theilnahme, mit treuherziger Bewunderung betrachtend:

„O! wenn ich ihr jemals begegne, werde ich ſie wohl erkennen!“

Sie hätte gerne Herrn von Ramſay gefragt; denn ſie vermuthete, daß er dieſes Gemälde zur Zeit geſehen habe, da Herr von Clavières es an ſich brachte; aber die Augenblicke, in denen ſie in voller Freiheit mit ihm ſprechen konnte, waren ſo kurz und ſo ſelten, daß ihr die Gelegenheit immer fehlte. Einmal jedoch, da der Arzt kam, trat Felicie ihrerſeits in den Salon, wohin ſich das Fräulein von Clavières noch nicht begeben hatte.

„Mein lieber Doctor, wie glücklich bin ich, Sie zu ſehen!" rief die junge Frau aus, herzinnig ihm die Hand reichend, als ob ſie ihn nach einer langen Abweſenheit ſähe; „wir wollen endlich miteinander plaudern; ich habe ihnen ſo viele Dinge zu ſagen!"

Bei dieſer ſanften und lieblichen Stimme bebte der Unglückliche, wendete das Antlitz ab, um nicht Feliciens ſüßem Blicke zu begegnen, den ſie auf ihn richtete, und antwortete, indem er die Unruhe ſeines Gemüthes zu beherrſchen ſuchte: „Mein Kind, auch ich wollte mit Ihnen ſprechen. Sie haben oft eine Phyſiognomie, die mich beunruhiget. Ich ſähe Sie lieber bisweilen traurig, als immer in ſo gleicher und gleichgültiger Laune. Warum leben Sie ſo in ſich ſelbſt zurückgezogen?"

„Weil ich Niemanden als Ihnen ſagen könnte, was ich fühle, was ich denke," antwortete ſie ſeufzend; „ich liebe Seraphine; ſie iſt ſo gut gegen mich; aber ſie hat etwas in ihr, was mich beengt und erſtarren macht; ich glaube, daß ich ſie fürchte, und mach' es mir lebhaft zum Vorwurfe; denn dieß iſt faſt Undankbarkeit, nach den Beweiſen von Freundſchaft, womit ſie mich überhäuft.“

„In dieſem Mädchen liegen ſonderbare Contraſte!“ murmelte Herr von Ramſay.

„Ich kann dieſe Regungen nicht überwinden,“ fuhr die junge Frau traurig fort; „in Seraphinens Gegenwart könnte ich meine Eindrücke, meine Gefühle nicht kundgeben. Aber auch Sie, mein guter Doctor, ſprechen nicht mehr mit mir, wie ehedem; Sie richten nicht mehr die liebreichen Namen an mich, an die Sie mich gewöhnt hatten; Sie nennen mich ceremoniös Madame, und ſeitdem meine Schweſter zwiſchen uns ſteht, bin ich nicht mehr Ihr Kind, Ihre liebe Felicie.“

„O! Immer ſind Sie es! Immer tief im Herzen,“ rief Herr von Ramſay aus; „Alles kann ſich ändern und zu Grunde gehen um uns her und in uns ſelbſt, Alles, nur nicht mein Wohlwollen für Sie!“

„O! ich weiß es wohl!“ erwiederte ſie, die Hand des Herrn von Ramſay ergreifend und an ihr Herz drückend.

Es trat ein Augenblick des Schweigens ein; der Arzt, in eine bittere Empfindung von Glück verſunken, fühlte ſeine Vernunft ſchwach werden, und ſein Herz nahe daran, dieſer ſchmerzlichen Glückſeligkeit mit Entzücken ſich zu überlaſſen; aber gerade das Uebermaß ſeiner Gemüthsaufregung half ihm, ſich nicht zu verrathen; ſtumm, unbeweglich und mit geſenktem Blicke, ſchien er unempfindlich für dieſe peinlichen Beweiſe von Zuneigung, für dieſe ſüſſen Worte, welche die junge Frau in der Reinheit und zarten Empfindſamkeit ihres Gemüthes an ihn richtete.

„Mein guter Doctor,“ fuhr ſie fort, indem ſie die Hand fahren ließ, welche ſie noch hielt, und Herrn von Ramſay mit einer Miene anblickte, die ihn irgend eine Anvertrauung mußte ahnen laſſen, „mein guter Doctor, ich habe Ihnen eine ſehr ſeltſame Sache zu erzählen; aber ſagen Sie mir vor Allem, ſind Sie früherhin hierher gekommen? Kennen Sie die Wohnung, worin ich gegenwärtig mich befinde?“

„Ja, allerdings,“ antwortete er, über die Miene erſtaunt, die ſie angenommen, um eine ſo einfache Frage an ihn zu ſtellen.

„Dann,“ fuhr ſie fort, „haben Sie jenes ſonderbare Gemälde geſehen, welches im Cabinete iſt?“

Und da der Arzt nicht zu verſtehen ſchien, von welchem Gemälde die Rede ſei, fügte ſie hinzu:

„Es iſt gewiß ein Porträt, das Porträt einer Frau, welche Gründe hatte, ihr Geſicht nicht zu zeigen; denn ſie ließ ſich mit einer Sammetmaske malen.“

„Wie!“ rief der Arzt mit äuſſerſter Ueberraſchung aus, „dieſes Bild iſt hier, bei Ihnen?“

„Ja, haben Sie es geſehen, Doctor? Erinnern Sie ſich deſſelben?“

„Vollkommen.“

„Und wo war es damals?“

„In Rom, im Atelier des Malers."

„Und ich habe mich nicht geirrt, es iſt ein Porträt?"

Der Arzt machte ein Zeichen der Beſtätigung.

„Iſt es das Porträt einer hübſchen Frau?" fuhr Felicie fort.

Ja! ſie war ſchön," antwortete Herr von Ramſay ſeufzend.

„Sie haben ſie gekannt!" rief die junge Frau aus; „o! Doctor, Sie werden mir ihren Namen ſagen, Sie werden mir ihre Geſchichte erzählen."

Er ſchwankte einen Augenblick, bevor er antwortete; dann ſagte er mit einem ernſten und traurigen Tone: „Nein, mein Kind, dieß ſind Geheimniſſe, die ich Ihnen nicht offenbaren kann. Ich wußte nicht, daß dieſes Gemälde hier ſey. Sprechen Sie nicht davon, fragen Sie Niemand; Sie könnten, ohne es zu wiſſen, ohne es zu wollen, Dinge vermuthen machen, die auf ewig verborgen bleiben müſſen."

Bei dem Schluße dieſer Worte trat das Fräulein von Clavières ein. Ihre Gegenwart hinderte Felicie, die begonnene Anvertrauung zu vollenden; ſie bewahrte die Hälfte des Geheimniſſes, welches ſie ſeit einem Monate beſchäftigte. Am Abende, als ſie in ihrem Zimmer war, gab ſie Roſetten zu verſtehen, daß ſie noch nicht zu Bette gehen wolle, und ſetzte ſich, in das Cabinet tretend, dem geheimnißvollen Porträte gegenüber. Ihre Einbildungskraft ſchuf dann in einigen Minuten einen ganzen Roman. — „Es war ein junges Mädchen," dachte ſie ſich; „es konnte jenen nicht heirathen, den es liebte. Vielleicht iſt ſie die Frau eines Andern geworden. Herr von Ramſay iſt der Vertraute ihrer Liebe geweſen. Aber durch welchen ſonderbaren Zufall iſt dieſes Porträt hierher gekommen? Wie iſt es in gleichgültige Hände gerathen? Ohne Zweifel, weil jene nicht mehr lebt, die es vorſtellt! Armes, junges Mädchen! . . ."

Ein unterdrückter Seufzer ſchien Feliciens Gedanken zu antworten. Sie bebte, trat einen Schritt zurück; dann horchte ſie regungslos: man ſprach hinter dem Gemälde.

Ein unſichtbares Drama.

7.

Felicie war dem Gemälde gegenüber ſtehen geblieben; ſtarren Blickes, mit vor Ueberraſchung, Schrecken und Neugier pochendem Herzen. Offenbar trennte ſie nur dieſes Bild von der Perſon, deren Schluchzen ſie vernommen hatte; denn ſie unterſchied nun inmitten der Stille, welche jenem Ausbruche des Schmerzens gefolgt war, das ſchwache Geräuſch eines unterdrückten und keuchenden Athmens, bald verrieth ihr das leiſe Anſtreifen eines ſeidenen Kleides, daß die gegen die Wand ſitzende Perſon mit einer raſchen Bewegung aufgeſtanden war, und ſie hörte ſie ausrufen:

„Er kommt nicht! Ich habe den Muth gehabt, ihn aufzuſuchen; aber ich habe den Muth nicht, ihn zu erwarten; noch eine ſo qualvolle Stunde, und er fände mich todt.“

Dieſe Stimme, deren Klang von Jugend zeugte, hatte einen ungeſtümmen Ton, eine ſcharfe und ſonore Schwingung, welche Felicien überraſchte: ſie ſtellte ſich die Phyſiognomie, die Geberde, die Haltung dieſer Unbekannten vor, und lieh ihr die männliche und düſtere Schönheit einer Medea oder Herodias. Man hätte glauben ſollen, daß dieſe Frau, alſo ſprechend, ſich an irgend Einen gewendet, der bisher geſchwiegen. In der That, der Tritt eines Mannes wiederhallte auf dem Fußboden, und ſchien ſich zu nähern; dann hörte Felicie eine andere Stimme, welche ſagte: „Wenn er noch zögert, muß man darauf verzichten, ihn zu erwarten.“

„Darauf verzichten, ihn zu ſehen, jetzt, da ich ihn bis hierher aufgeſucht habe!“ — unterbrach heftig die Dame. — „O, nein, nein! ich muß heute dieſen Becher leeren, den ich ſeit einem Monate Tropfen für Tropfen trinke; ich muß endlich aus dieſer Todesqual heraustreten, oder ihr unterliegen.“

„Leiſer, um Gotteswillen!“ erwiederte der Mann halblaut; „irgend ein Diener des Hauſes könnte in der Nähe herumſtreichen, und Sie hören.“

„Da ſieht man's doch, wie weit er mich gebracht hat!“ murmelte die Dame ſchmerzlich; „mich heimlich bei ihm einzuſchleichen, um eine Unterredung zu erhalten.“

„Das iſt eine Gunſt, für die ein Taugenichts, wie ich, Ihnen auf den Knien danken würde," entgegnete der Mann mit ungezwungenem Tone, der mit der Aufgeregtheit der jungen Dame ſonderbar contraſtirte; „aber er!... er iſt, meiner Treu! im Stande, zu bedauern, daß eine Frau ihm zu Gefallen ſich bloßſtellt."

„Sie haben mir heute Abend nur grauſame Worte zu ſagen!" unterbrach ihn wieder die Dame; „ſollten Sie ſo ſprechen, Sie, ſein Verwandter, ſein Freund!"

„Sein Verwandter, mehr nicht," verſetzte der Mann, immer mit dem nämlichen kalten und faſt ſardoniſchen Tone. „Ei, ei! ich ſchmeichle mir nicht, der Freund eines ſo tugendhaften Jünglings zu ſeyn; ich, der Ausbund der Taugenichtſe, das wahre Muſter eines Spitzbuben von Neffen, von der Erbſchaft eines Millionär-Onkels zum voraus zehrend, ich bin nicht würdig, mich dieſem Modelle junger Leute ohne Schulden und ohne Liebchen an die Seite zu ſtellen. Und dennoch, ſehen Sie, welche großmüthige Rolle ich hier ſpiele! Jedem Anſpruche entſagend, vergeſſend, daß Sie meine Huldigung verſchmäht und mein angebotenes Herz von ſich geſtoſſen haben, bin ich Ihr verſchwiegener und ergebener Vertrauter geworden."

„Das iſt großmüthig von Ihrer Seite!" erwiederte die Dame mit dumpfer Stimme; „aber bisher ſind Ihre Rathſchläge und Tröſtungen für mich ſehr unglücklich ausgefallen!"

„Einſt... bald, werden Sie mir mehr Gerechtigkeit wiederfahren laſſen," erwiederte der Vertraute mit einem ſonderbaren Tone. — Und nach kurzem Schweigen fügte er hinzu: „Lucian darf nicht erfahren, daß ich Sie hierher begleitet habe; wenn er kommen wird, werde ich durch dieſe Thüre fortgehen, welche auf die Dienſttreppe führt, und er wird meine Anweſenheit nicht vermuthen; ich werde Sie beſcheiden fünfzig Schritte vom Hôtel erwarten. Der Kammerdiener, der uns hereingeführt, wird Spähe halten, und mich in Kenntniß ſetzen, wenn Sie fortgehen, und Sie werden den Wagen vor der Thüre finden.“

„Gut!“ antwortete die Dame mit kurzer Stimme.

Ein langes Schweigen folgte dieſen Worten. Felicie, unbeweglich und den Leib vorwärts geneigt, in der Haltung einer geſpannten Aufmerkſamkeit, ſchien an den Platz gebannt, den ſie ſeit den erſten Worten dieſes Geſpräches eingenommen. Sie machte ſich einen Vorwurf, es angehört zu haben; aber eine Neugier voll Gemüthsaufregung erhob ſie über ihre Gewiſſenszweifel, und ſie erwartete mit einer unausſprechlichen Bangigkeit die Entwickelung dieſer ſonderbaren Scene. In der Unſchuld und Reinheit ihrer Seele, in ihrer völligen Unkenntniß der Leidenſchaften, hatte ſie ſich von einer ähnlichen Lage nie eine Vorſtellung gemacht, und was ſie hörte, war wie eine Offenbarung, die ihr Gemüth mit Erſtaunen, Unruhe und Schrecken erfüllte.

Indeſſen ſchritt der Zeiger der Pendeluhr auf Mitternacht zu; Alles ſchwieg, und Frau von Clavières hätte glauben können, daß die unſichtbaren Perſonen dieſes geheimen Drama, welches wenige Schritte von ihr ſpielte, fortgegangen ſeyen, würde ſie nicht von Zeit zu Zeit einige dumpfe, unverſtändliche Worte den Lippen der jungen Dame entſchlüpfen, und die ruckweiſen Schritte des Mannes gehört haben, der im Gemache auf und ab ging.

Endlich ſtörte ein Geräuſch, das ſie nicht gewahren konnte, aber errieth, die beiden Perſonen aus ihrem ſchweigſamen Brüten auf. Das Knarren einer Thüre verkündete Felicien, daß der Mann über die Dienſttreppe verſchwunden ſey, und ſie hörte die junge Dame, die mit haſtigem Schritte in die Tiefe des Gemaches zurückkehrte, und in einen Stuhl ſank, mit erlöſchender Stimme murmeln: „Er iſt's!“ — Faſt in demſelben Augenblicke trat Jemand ein, und rief mit einem unausſprechlichen Ausdrucke von Ueberraſchung, Unruhe und ſchier Schrecken aus: „Miß Diana!“

Felicie erkannte auf der Stelle dieſe Stimme; ſie war jene ihres unbekannten Nachbars, desjenigen, den ſie mezza-voce den Schlußreim der Barkarolle hatte ſingen hören. Während einer Minute vernahm ſie kein Wort mehr, ſelbſt nicht einen Ausruf, einen Seufzer; aber ſie unterſchied den Tritt des jungen Mannes, der ſich langſam näherte, und es dünkte ihr, die junge Dame zittern und beben zu hören.

Durch eine ſympathetiſche Bewegung preßte ſie ihre beiden Hände an ihr Herz, welches heftig ſchlug, und, den Athem zurückhaltend, kniete ſie auf den Divan, und lauſchte aus allen Kräften ihres Geiſtes und ihrer Aufmerkſamkeit. Die Dame ſchien endlich die ſchreckliche Gemüthsaufregung zu überwinden, die ihre Worte erſtickte, und ſagte mit einer abgebrochenen, Anfangs ſchwachen Stimme, welche aber bald erſtarkte, und ſich bis zur Heftigkeit belebte: — „Sie erwarteten dieſen Schritt nicht, Lucian. Er beweiſet Ihnen die Lage, in der ich bin, und die Verzweiflung, in welche Ihr Betragen mich geſtürzt hat. Es mußte wohl ſo kommen. Sie antworteten auf meine Briefe nicht, und als ich Sie um eine letzte Unterredung bitten ließ, ſind Sie abgereiſet, ohne mich auch nur Ihrer Verweigerung zu würdigen. Ich erwartete Sie einen ganzen Tag lang, und am Abende erfuhr ich, daß Sie Paris verlaſſen hätten. Wiſſen Sie, daß ich damals eine ſchreckliche Furcht hegte … jene, vor ihrer Rückkehr zu ſterben? Denn, ſehen Sie, Lucian, ich bedurfte einer Erklärung; ich will wiſſen, warum und durch wen wir getrennt ſind. Woher kommt dieſer Bruch? Nichts, was ich weiß, hat ihn begründet; er iſt weder aus einem Mißvergnügen, noch aus einer Laune Ihres Herzens entſprungen. Sie ſind mir nicht untreu geweſen; aber eines Tages haben Sie ſich, ohne Grund, entfernt, haben Sie mich verlaſſen. Ah! mein Herr, das iſt grauſam, das iſt ſchändlich, was Sie da gethan haben!“

Der junge Mann brachte kein Wort hervor; aber Felicie glaubte zu errathen; daß er gegen dieſen Vorwurf durch eine Geberde ſchmerzlicher Entrüſtung proteſtirte.

„Was hat ſich denn ereignet, was Ihr Benehmen erklären könnte?“ fuhr die Dame fort; „was können Sie ſagen, um es zu entſchuldigen? Daß Sie mich nicht mehr lieben?“

„Ich würde lügen!“ rief der junge Mann aus.

„Ja,“ erwiederte ſie; „denn Sie haben mich nie geliebt! Gehen Sie! Ich habe bis auf den Grund Ihres Herzens geſehen, und mir nicht geſchmeichelt, es gefeſſelt zu haben. Ich hatte es verführt, das iſt Alles. Ich täuſchte mich nicht über Ihre Gefühle, ſelbſt da ich die Hoffnung, die Gewißheit hatte, daß Sie Ihr Geſchick mit dem meinigen unwiderruflich verbinden würden. Ich wußte, daß es meine eigene Leidenſchaft war, die Sie fortriß und Ihr Herz entzündete, daß Sie ſich, ſo zu ſagen, an dieſer glühenden Quelle berauſchten.

„Aber ich liebte Sie hinreichend, um mich mit dieſem ſchwachen Wiederſtrahle meiner eigenen Liebe zu begnügen. Ja, dieß war genug, und das Recht, für Sie zu leben, Sie mit Beweiſen meiner Zärtlichkeit zu überhäufen, genügte zu meinem Glücke. Aber auf dieſes Recht muß ich verzichten, haben Sie geſagt. Warum? Ich frage Sie. Wenn der Richter ein Todesurtheil ausſpricht, eröffnet er dem Verurtheilten die Gründe ſeines Erkenntniſſes.

Und als der junge Mann ſchwieg, fuhr ſie ungeſtüm fort:

„O! Gott! Mein Gott! Meine Stimme dringt nicht bis in Ihr leeres und eiſiges Herz! es verſteht dieſe unausſprechlichen Schmerzen nicht. — Hören Sie, Lucian;“ ſprach ſie in ruhigerem Tone weiter, aber mit einer Art von Ironie, von verhaltener Bitterkeit, „ich kann nicht glauben, daß dieß Alles die Wirkung einer grauſamen Laune ſey. Ein Mann von Ihrem Character handelt nicht ohne Grund, ohne Berechnung.

„Vielleicht würde dieſe Heirath Ihren Stolz, Ihren Ehrgeiz nicht völlig befriedigen; vielleicht werden Sie finden, daß Miß Diana Nevil, Tochter eines Pairs von England, und eine der reicheſten Erbinnen des vereinigten Königreiches, keine Ihrer würdige Partie iſt. Es giebt auch andere Vorzüge, welche, in Ihren Augen, mir vielleicht fehlen.“

„Wären Sie minder ſchön, minder reich, und von minder hohem Range, ſo hätte ich vielleicht nicht die Kraft gehabt, Ihnen zu entſagen!“ antwortete der junge Mann mit einem kurzen und ſchmerzlichen Tone: „jene Vorzüge, auf die Sie mit Recht ſtolz ſind, ſie ſind es, die unſere Trennung gebieten. Bewahre mich der Himmel vor dem Scheine einer eigennützigen Berechnung!“

„Was ſagen Sie?“ unterbrach ſie ihn mit demſelben ungläubigen Tone und heimlich erzürnt; „Ihre Empfindlichkeit beunruhiget ſich, Ihr Stolz empört ſich bei dem Gedanken, daß man Sie in Verdacht haben könnte, indem Sie mich heirathen, eine Geldheirath zu machen! Aber war ich vor einigen Monaten minder reich, als Sie ohne Bedenken in die Theilung dieſes Vermögens einwilligten?"

„Damals war ich über meine wahre Lage nicht aufgeklärt, wie jetzt," antwortete der junge Mann mit Anſtrengung; „damals konnte ich, ohne in meinen eigenen Augen mich zu erniedrigen, eine Gemeinſchaft des Beſitzes annehmen, wozu wir, Sie ein faſt königliches Vermögen, ich ein mittelmäßiges Erbe und ungewiſſe Hoffnungen, beibrachten."

„Ihr Entſchluß hat alſo keinen andern Grund, als dieſe Bedenken?"

„Keinen andern, als die Sorge für meine Ehre."

„Und dieſen Empfindlichkeiten opfern Sie mich auf!" rief die junge Dame mit ironiſcher Heftigkeit aus, die ſich bald in Zärtlichkeit und Thränen verwandelte; „ja Sie ſind ſtolz Sie haben eine große Seele! Lieber, als das Vermögen von einer Frau anzunehmen, ſtoſſen Sie ihre Hand zurück, verſchmähen Sie ihre Liebe. Das iſt uneigennützig! Das iſt edel! Das iſt ſchön!"

Und nach kurzem Schweigen, fügte ſie mit einem unausſprechlichen Ausdrucke des Vorwurfes, des Unwillens und der Leidenſchaft hinzu: In der gräßlichen Selbſtſucht Ihres Stolzes, haben Sie meine Leiden für nichts gerechnet. Sie haben nicht bedacht, was mir das koſten würde, was Sie die Sorge für Ihre Ehre nennen. Sie haben ſich's nicht träumen laſſen, daß ich ſie mit dem ganzen Glücke meines Lebens bezahlte!"

„Erſparen Sie mir dieſe Vorwürfe: Zwingen Sie mich nicht, darauf zu antworten, Miß Diana!" unterbrach ſie der Mann mit einem Tone, der einen tiefen Schmerz und zugleich eine innerliche Gereiztheit verrieth. Dann plötzlich ſich beſchwichtigend, fuhr er mit ruhiger Traurigkeit fort: Ich hege die Hoffnung, die innerliche Ueberzeugung, Diana: an dieſer Wunde Ihres Herzens, Ihres Stolzes, werden Sie nicht lange leiden. Nichts iſt auf ewig verloren, weder Ihre Ruhe, noch ihr Glück. Sie zählen zwanzig Jahre, Sie ſind ſchön, Ihr Daſeyn iſt von allem Glanze, von allen Freuden umgeben. Die Welt, worin Sie eine ſo hohe, ſo beneidete Stelle einnehmen; die Welt, worin ſo viele Huldigungen Ihnen gebracht werden, wird Sie bald zerſtreuen, dann wird eine andere Liebe Sie tröſten. Sie werden mich vergeſſen, man vergißt Alles."

„Ah! Wollte Gott, daß es wahr wäre, dieſes grauſame Wort! Dann könnte ich leben!" rief die junge Dame mit einem Tone aus, der Felicien ſchaudern machte, und ohne Zweifel denjenigen rührte, an den dieſe Worte gerichtet waren; denn er murmelte mit gebrochener Stimme: Um den Preis meines Blutes möchte ich aus Ihrem Leben und dem meinigen den traurigen Tag vertilgen, an dem wir uns zum erſtenmale geſehen haben! jenen noch unſeligeren, an dem wir gegenſeitige Verheiſſungen ausgetauſcht haben."

Dem Anſcheine nach glaubte die verlaſſene Geliebte in dieſen Worten den Ausdruck einer Reue zu ſehen; es dünkte ihr vielleicht, daß dieſes Herz, welches ſich von ihr entfernen wollte, in ſeinem Entſchluſſe ſchwankte; denn ſie rief mit einer Rückkehr plötzlicher Hoffnung aus: Lucian! Sie haben dieſe Verheiſſungen nicht vergeſſen, die Sie verläugnen! Ah! wir ſind noch nicht ganz getrennt! Ihr Herz ſchwanket. Sie fürchten gleich ſehr, unſere Bande zu brechen und ſie wieder zu knüpfen. Wohlan! vertagen wir unſere Entſchlüſſe, und laſſen wir uns gehen, wohin das Schickſal uns führen wird. Wir werden uns täglich ſehen, wie ehedem. Mein Gott! Ich werde nicht begehrlich ſeyn. Ich werde keine Rechenſchaft von Ihren Schwankungen, von Ihren Launen verlangen, ich werde mich über Ihre Gleichgültigkeit nicht entrüſten. Ich werde mich mit den lediglich freundſchaftlichen Verhältniſſen begnügen. Was ſag' ich! ich werde damit glücklich ſeyn; denn, ich fühle es nun, von Ihnen kann ich Alles erdulden, mit Entſagung, mit Freude. Ich kann Alles ertragen, nur nicht Ihre Abweſenheit. Lucian, es bleibt dabei, Sie werden morgen kommen."

„Morgen werde ich abgereiſet ſeyn," erwiederte er mit veränderter, aber feſter Stimme.

Bei dieſem entſcheidenden Worte fühlte Frau von Clavières einen Schauer durch ihre Adern rieſeln; mit mechaniſcher Bewegung neigte ſie ſich gegen das Gemälde, ihren Athem zurückhaltend. Ihr Geſicht berührte faſt das Bild, das allein ſie von den Theilnehmern an dieſem unſichtbaren Drama trennte, und es dünkte ihr, daß ein Arom, der heftige Wohlgeruch eines Fläſchchens, welches ohne Zweifel Miß Diana in ihrer Hand hielt, bis zu ihr drang. Einen Augenblick lang hörte ſie nichts mehr, und dieſe Stille, dieſe Unbeweglichkeit, erſchreckten ſie mehr, als Jammern und Schluchzen. Endlich fuhr der junge Mann mit einem ernſten und eindringlichen Tone fort:

„Trennen wir uns nicht mit bitteren Worten, Diana; laſſen Sie mich wenigſtens als ein Freund von Ihnen ſcheiden. Einſt, wenn Sie werden getröſtet ſeyn und einen ruhigen und unbefangenen Blick auf die Vergangenheit werfen können, werden Sie ſich meiner ohne Groll erinnern. Dann wird es Ihnen vielleicht ſüß ſeyn, unſers Abſchiedes zu gedenken, ſich zu geſtehen, daß er ſchmerzlich war, aber würdig.“

„Sie reiſen morgen!“ murmelte die junge Dame, wie wenn ſie von allem Gehörten nur dieſes einzige Wort behalten hätte: „Ah! das war beſchloſſen! und wird Ihre Abweſenheit lange dauern?“

„Ja, lange, glaub' ich,“ antwortete der junge Mann immer mit dem nämlichen traurigen und entſchloſſenen Tone.

„Alſo,“ fuhr die junge Dame mit einer verhaltenen Heftigkeit fort, die jedoch bald überſtrömte, „alſo Sie reiſen mit leichtem Herzen, zerſtreuten und zufriedenen Geiſte mit ruhiger Seele, und ich bleibe zurück, Qualen preisgegeben, die Sie nicht nur nicht beklagen, ſondern die Sie ſogar nicht zu begreifen vermögen. Sie haben einen

Abgrund um mich her gegraben, in welchen meine Vernunft mit meinem ſchon zerſtörten Glücke ſtürzen muß. Mit Schrecken meſſe ich die Tiefe, an deren Rande ich wanke. Erſt vor einem Augenblicke hat der Schwindel des Wahnſinnes mein Gehirn erſchüttert. Ich fühlte meine Vernunft ſich verwirren.

„Ja, während Sie ſprachen, ſchien es mir, als ob eine tödtliche Kälte in mein Inneres dränge, und mein Herz zu Eis erſtarrte, welches aufhörte, zu ſchlagen. Meine Kraft, mein Wille, mein Schmerz, meine Liebe, Alles ging in mir zu Grunde, und in dieſer vorübergehenden Vernichtung meines ganzen Seyns, hab' ich das Glück begriffen, zu ſterben! Sehen Sie, dieß haben Sie aus mir gemacht, Lucian! O! wenn ich vor dem Ende dieſer Todesqual, welcher ich unterliegen werde, einen einzigen Augenblick aufhörte, Sie als meinen Geliebten zu lieben, müßte ich Sie als meinen Henker haſſen!"

Der junge Mann machte eine Bewegung; Frau von Clavières merkte, daß er aufgeſtanden war, und hörte ihn bald mit einer bewegten, heimlich drohenden Stimme ſagen: „Scheiden wir Miß Diana, für Sie, für mich, iſt es Zeit dazu, wir würden dieſe Unterredung nicht verlängern, ohne uns tödtliche Wunden zu verſetzen."

„Ei! Was kann ich jetzt fürchten?" antwortete ſie, „welch' tödtlicheren Schlag können Sie gegen mich führen? Sprechen Sie! Wo werden ſie mich treffen?" und als er ſein düſteres Schweigen bewahrte, fuhr ſie mit einer abwechſelnd wüthenden und flehenden Stimme fort:

„Unſinniger! Sie glaubten, nur Ihr Herz mir entzogen zu haben, und Sie haben mein Leben genommen. Ach! ich ſpreche mit Thränen zu Ihnen, mit Ausbrüchen des Schmerzens, die den grauſamſten Haß erweichen würden, und ich kann von Ihrer Gleichgültigkeit nicht ein Wort der Sympathie, keinen Blick des Mitleidens erhalten! Sie ſehen es alſo nicht ein, daß Sie mich tödten! Wenn ich dieſen Qualen nicht unterläge, was wäre mein Leben fortan? Ein entſetzliches Nichts, etwas Gräßliches, das weder Leben noch Tod ſeyn würde.

„Und Sie ſind es, der mich kaltblütig verworfen, der mich in meinen Hoffnungen, in meinem Glücke, in meiner Liebe getödtet hat. Die Empfindlichkeit Ihrer Ehre fordert es, ſagten Sie! Aber ſollen Sie ſich nicht auch ein wenig um die meinige bekümmern, Herr Graf? Denken Sie, daß ſie durch dieſen Bruch, durch den Schritt, welchen ich in dieſem Augenblicke mache, nicht bloßgeſtellt iſt? Sehen Sie, ich bin allein da bei Ihnen, mitten in der Nacht, ich, Miß Diana Nevil. Wenn man es morgen wüßte, wenn man zu gleicher Zeit erführe, daß Sie fortgereiſet ſind, wär' ich entehrt, verloren, und hätt' ich dann nicht das Recht zu ſagen, daß Sie ein wortbrüchiger, niederträchtiger Mann ſind!“

Bei dieſer empfindlichen Beleidigung machte der junge Mann eine Bewegung, wie Jemand, der von Zorn und Entrüſtung erfaßt zurückfährt, und faſt im nämlichen Augenblicke hörte Frau von Clavières das unglückliche junge Mädchen auf die Knie fallen, mit dem Ausrufe: „Verzeihen Sie! Verzeihen Sie mir Lucian! Ich bin wahnſinnig. Wenn ſie nicht wollen, daß ich vor Schmerz zu Ihren Füſſen vergehe, ſo ſchauen Sie mich nicht mehr mit dieſem finſtern, zornigen Blicke an, mit dieſem Ausdrucke von Geringſchätzung und Groll. Aber ſehen Sie nicht, was mich verwirrt, und Worte der Drohung und des Haſſes mir in den Mund legt? Sehen Sie nicht, daß ich eben erſt log, als ich mich ſtellte, an dieſe Bedenken zu glauben, an dieſes unerbittliche Ehrgefühl, das Ihnen zum Vorwande diente. Sie trennen ſich von mir, weil Sie untreu ſind. Nur die Liebe, welche Sie für eine andere Frau fühlen, kann Ihnen dieſen grauſamen Muth geben."

„Ich ſchwöre Ihnen bei meiner Ehre, daß ich die Wahrheit geſagt habe!" rief der junge Mann mit Energie aus.

„Ihr Benehmen widerlegt Ihren Schwur!" unterbrach ihn die Dame mit düſterer Heftigkeit; „ich glaube Ihnen nicht, und wenn ich Ihnen glaubte, würde ich Sie für einen ſchwachen Mann halten, ohne Herz, welcher die Frau, die er liebt, einem ich weiß nicht welchem Hirngeſpinſte opfert!"

Anſtatt zu antworten, kehrte der junge Mann langſam in den Hintergrund des Gemaches zurück, und führte Miß Diana wieder an den Platz, den ſie verlaſſen hatte, indem er zu ihr mit einem unausſprechlichen Ausdrucke von Würde, Schmerz und unterdrückter Entrüſtung ſagte: „Ich habe die Wahrheit geſprochen, Miß Diana; aber nicht die volle.“

„Ah! endlich!“ murmelte ſie mit erloſchener Stimme.

Eine unbekannte Schuld.

8.

Nach kurzem Schweigen fuhr der junge Mann mit eben ſo bitterem als ruhigem Ausdrucke fort: „Hören Sie mich an, Miß Diana, hören Sie mich an, ohne mich zu unterbrechen, ohne gegen die Thatſachen zu proteſtiren, die ich Ihnen erzählen will; denn dieß wäre vergeblich: ich meinerſeits würde Ihnen nicht glauben.

„Vor einigen Jahren wohnte ein ſchon alter Mann ein Fremder von hohem Range und unermeßlichem Vermögen, mit ſeiner einzigen Tochter in einer von unſeren Städten des ſüdlichen Frankreichs. Das junge Mädchen zählte kaum fünfzehn Jahre; aber bereits öffnete ſich ihr Gemüth den Leidenſchaften, welche das Daſeyn weiblicher Weſen ſo gewaltig trüben, die nicht eine ſtrenge Erziehung gegen die Hinreiſſungen des Herzens verwahrt hat. Sie beſaß einen lebhaften Geiſt, einen ungeſtümen, und doch der Verſtellung fähigen Character. Zu früh falſch und verderbt, täuſchte ſie ihren Vater. Sie hatte einen Liebhaber in einem Alter, wo die jungen Mädchen noch nicht wiſſen, daß es eine andere Liebe giebt, als jene, die ſie für ihre Eltern fühlen.

Dieſe Worte hörend, machte die junge Dame eine Bewegung, und erwiederte mit wenig zuverſichtlicher Stimme: „Die Verleumdung hat vielleicht in Ihren Augen dieſes Kind beſchimpft; es konnte eine Unvorſichtigkeit begeben, aber kein Verbrechen.“

„Unterbrechen Sie mich nicht, Miß Diana!“ antwortete der junge Mann ernſt; „Sie werden es rechtfertigen, wenn Sie dieß können, ſobald ich Alles geſagt habe.“

„Die unglückliche Tochter täuſchte ihren Vater und ihre Erzieherin, welche über ihre Aufführung wachte; ſie beſaß Selbſtbeherrſchung genug, um ihre Gefühle zu verbergen, und ohne daß man dieſe Intrigue vermuthete, verſchenkte ſie ihr Herz, verſprach ihre Hand einem jungen Manne, der, von ihrem Vermögen mehr noch als von ihrer Schönheit angezogen, die Niederträchtigkeit beging, die Zwiſchenfälle dieſes Romanes ſo zu berechnen, daß ſie unvermeidlich zur Ehe führen mußten. In dieſer Art von Intrigue erfahren, wußte er, daß er, zur Sicherung ihres Erfolges, ſeine Verſuche bis zum Ausgange verhehlen, jeden Verdacht entfernen müſſe. Seine Maßregeln waren ſo gut getroffen, ſeine Verhältniſſe zu dem jungen Mädchen ſo ſehr in Vorſicht und Geheimniß gehüllt, daß an dem Tage, da er mit ihr entfloh, noch Niemand ihre Verbindung vermuthete. Eine Fügung der Vorſehung, ein im Zimmer des jungen Mädchens vergeſſener Brief, brachte den unglücklichen Vater auf die Spur der Flüchtigen; er eilte ihnen nach, holte ſie in einem Landhauſe ein, wohin der Verführer das unglückliche Kind gebracht hatte. Dann...

„Doch wozu Sie an die Einzelnheiten jener Scene erinnern, wo der Mann ohne Herz und ohne Ehre, der auf die Schwachheit und Verzweiflung eines Greiſes, auf die Liebe und leeren Verheiſſungen eines jungen, romanhaften Mädchens gerechnet hatte, in ſeiner eigenen Schlinge ſich gefangen ſah? Die Unvorſichtige, welche ihm gefolgt war, beſaß dann als ganzes Vermögen eine kleine, von ihrer Mutter ihr hinterlaſſene Rente; der beſchimpfte Vater erklärte, daß er ſeine Heirathsbewilligung ertheile, aber die Vorkehrung treffen würde, ſeiner natürlichen Erbin das Ganze ſeines Vermögens zu entziehen. Das junge Mädchen hatte den Edelmuth, darauf einzugehen. Der Geliebte weigerte ſich. Eine Stunde danach führte der Vater ſein auf immer entehrtes Kind fort, deſſen Schwäche er aber wenigſtens vor den Augen der Welt verbergen konnte. Es gab weder Aufſehen noch Scandal; der Ruf war gerettet, wenn auch nicht die Ehre. Das junge Mädchen konnte glauben, daß dieſes ſchimpfliche Geheimniß für immer verborgen bliebe, ſie hat es bis zu dieſem Augenblicke geglaubt. Bald ſtarb ihr Vater; er war, ſo zu ſagen, der einzige Zeuge ihrer Schuld geweſen, und dann vergaß ſie dieſelbe, wie es ſcheint. Ja, ich glaub' es, Miß Diana Nevil hat Raimund von Mauſſane vergeſſen; denn wenn, der Vergangenheit eingedenk, ſie ihrer erſten Liebe ſich erinnert hätte, würde ſie mich heute nicht gefragt haben, warum ich ihr Vermögen und ihre Hand nicht annehmen könne.“

Ein langes Schweigen folgte dieſen Worten, welche der junge Mann raſch und mit unterbrochener Stimme geſprochen hatte. Man hätte ſagen können, daß jene, an die er ſie richtete, wie verſteinert war; denn unter der Wirkung eines ſo harten Schlages brachte ſie keinen Ausruf hervor, vergoß ſie keine Thräne. Endlich aus ihrer Erſtarrung auftauchend, machte ſie eine Bewegung, ſagte ſie mit einer Kaltblütigkeit, welche das Aeußerſte der Herabwürdigung, oder der höchſte Ausdruck der Verzweiflung war: „Gehen wir! Alles iſt zu Ende.“

Frau von Clavières merkte, daß ſie aufgeſtanden war, und etwas um ſich herum ſuchte, wie Jemand, der ſich mechaniſch fortzugehen anſchickt. Auch der junge Mann hatte ſich erhoben.“

„Verzeihen Sie mir,“ ſagte er mit ſchmerzlicher Gemüthsbewegung, „verzeihen Sie mir das Uebel, das ich Ihnen ſo eben zugefügt habe; glauben Sie es, Diana, auch ich habe ſehr gelitten ... ich hätte dieſe peinliche Rechtfertigung meines Benehmens, meiner Entſchlüſſe, zu erſparen gewünſcht ... Ach! warum haben Sie mich gezwungen, Ihnen zu ſagen, daß ich dieſes traurige Geheimniß wußte?“

„Wer hat es Ihnen entdeckt?“ fragte ſie mit hohler Stimme ...

„Ein Mann, den ich haſſe, den ich verachte, und deſſen Namen ich Ihnen verſchweigen muß.“

„Ich glaube ihn zu kennen!“ murmelte ſie. „O! Falſchheit, ſchändlicher Verrath!“

Dann fuhr ſie mit einem ruhigeren Tone fort, gegen den jungen Mann gewendet: „Ich bin von Einem Ihrer Leute hier eingeführt worden. Nun will ich fortgehen; aber nicht mit Wiſſen dieſes Dieners. Können Sie mich nicht fortbringen, ohne daß Jemand mich ſieht?“

„Ich will Sie über die Dienſttreppe hinuntergehen laſſen,“ antwortete er; „wir brauchen nur durch den Hof zu gehen.“

„Nein, nein,“ unterbrach ſie ihn raſch; „Ihr Kammerdiener iſt eben unten. Giebt es keinen andern Ausgang?“

„Die kleine Gartenthüre, welche auf die Champs-Elysées führt.“

„Gut! Gehen wir!“ verſetzte ſie, immer mit der nämlichen Ruhe. „Sie werden mich bis dahin begleiten, und mich verlaſſen; in zwei Schritten werde ich meinen Wagen und meine Leute finden.“

„Sie täuſcht ihn!“ dachte Frau von Clavières, von einer traurigen Ahnung ergriffen. „Großer Gott! was iſt ihre Abſicht?“

„Gehen wir!“ wiederholte die junge Dame mit dem nämlichen düſtern und kalten Tone; „gehen wir, mein Herr! . . .“

Sie entfernten ſich. Frau von Clavières hörte das Geräuſch ihrer Schritte im Hintergrunde des Gemaches verhallen, und mehrere Thüren hinter ihnen ſich ſchließen. Dann löſchte ſie ihr Licht aus, und eilte an das Fenſter des Cabinets. Es war ungefähr ein Uhr nach Mitternacht; der wachſende Mond ſtreckte ſeine Sichel durch die Wolken, und entſendete ſchwache Strahlen, deren Licht auf den finſtern Maſſen von Grün erloſch, welche den Garten bedeckten. Dennoch gewahrte Felicie bald, von dieſem dämmernden Zwielichte begünſtiget, zwei Schatten, die über die grauliche Vorderſeite des Hôtels von Albys hingleiteten. Sie zweifelte nicht mehr; dort war es wohl, wo ihr unbekannter Nachbar wohnte! Dort war es, wo die Scene ſich ſo eben ereignet hatte, deren unſichtbare Zeugin ſie geweſen. Sie konnte die beiden Geſichter nicht unterſcheiden, die ſich im Dunkel bewegten, und dachte ſich, daß es ihr gewiß unmöglich ſeyn würde, ſie zu erkennen, wenn ſie dieſelben jemals am hellen Tage wieder ſähe. Inzwiſchen entgingen ihr alle ihre Bewegungen nicht; über die Treppe getreten, eilten ſie eine der Seitenalleen des Gartens entlang, und verſchwanden unter einer Gruppe von Bäumen, die an die Einfriedungsmauer ſtieß. — Einige Minuten ſpäter kam der junge Mann allein zurück, langſamen Schrittes, und nachdem er einen Augenblick ſtillgeſtanden, wie um zu athmen und ſich zu erholen, trat er in ſein Haus.

Die junge Wittwe ſank auf einen Divan, und legte ihre heiße und müde Stirne in ihre gefalteten Hände. Alles eben Gehörte hatte wie ein ſchrecklicher Traum ſie erfaßt, eine ganze Welt von Gedanken und Gefühlen ihren erſchreckten Blicken ſich enthüllt; ſie hatte den Ausdruck der Leidenſchaften verſtanden, in der Tiefe ihres eigenen Herzens gleichſam das Echo dieſer ſtürmiſchen Stimmen wiederhallen gefühlt, und nachdenkend, erſtaunt, begann ſie von jener verhängnißvollen Neugier befallen zu werden, welche das erſte Weib antrieb, von den bittern und vergoldeten Früchten des Baumes der Erkenntniß zu koſten. Lange ſchon war ſie in dieſem Abgrunde von Betrachtungen verſunken, als ein neuer Umſtand ihre Aufmerkſamkeit erregte, und ihre Bangigkeiten erneuerte; man war ſo eben mit leichtem Geräuſche in jenes Gemach getreten, worin ſeit einer Stunde Niemand mehr geweſen war. Dieß war der Vertraute, welcher mit einer andern Perſon zurückkehrte.

„O, o!“ ſagte er halblaut, und mit einem Tone voll Erſtaunens und Aergers, „das iſt doch ſonderbar! Du hörteſt ſie nicht mehr, Etienne? Ich glaub's wohl, parbleu! Sie ſind verſchwunden! Was will dieß denn ſagen?“

„Das iſt unbegreiflich!“ murmelte der Diener; „es iſt doch Niemand fortgegangen!“

„Sollte Lucian nur ein Taugenichts ſeyn, wie ich!“ fuhr der Andere fort; „in dieſem Falle hätte ich mir ſelbſt einen drolligen Streich geſpielt! Etienne, mein Junge, ſuche Dich zu überzeugen, ob er in ſeinem Zimmer iſt, ob er allein darin iſt.“

„Seine Thüre iſt zugeſchloſſen; ich darf nicht eintreten, ohne daß er klingelt.“

„Ei, was fürchteſt Du, Schuft? Daß er Dich fortjagt? Was liegt daran, da ich Dich in meinen Dienſt nehme?“

„Nicht dieß iſt's, was mich beunruhiget; aber ich möchte denn doch wiſſen... Bisher hab' ich die Weiſungen des Herrn pünktlich vollzogen, ich hab' ihn hier mit der jungen Dame eingeführt; aber was ſich nun ereigne, es ſcheint mir, daß es nicht nach ſeinen Anſichten gehen kann, und daß er nicht auf dem Punkte ſteht, wie er wähnt, Miß Diana Nevil zu heirathen.“

„Sprich freimüthiger, Schurke! die Sache ſcheint Dir unmöglich, und Du möchteſt wiſſen, welchen Handſtreich ich brüte, um hiewegen an's Ziel zu gelangen!“

„Ich werde mir nicht die mindeſte Frage erlauben,“ antwortete der Diener mit einem ehrerbietig ironiſchen Tone; „aber ich habe ſchon gedient, mein Herr; ich weiß, daß er in ſeinen Unternehmungen eine Kühnheit beſitzt, die uns weit führen kann, und ich fürchte in der That . . .“

„Ich will Dich mit zwei Worten beruhigen,“ erwiederte der Vertraute der Miß Diana mit cyniſcher Freimüthigkeit; „die Perſon, welche ich heute Abend hierher geführt habe, iſt in einem Miethwagen ausgefahren, ohne ihre Dienerſchaft davon in Kenntniß zu ſetzen. Niemand weiß, wo ſie iſt. Ich muß ſie heimführen. Wohlan! ſie wird heute Nacht nicht nach Hauſe kehren. Bei mir, in meiner kleinen Wohnung, neben der Barrière, wird ſie bis morgen bleiben, und, ich ſchwör' es, ganz Paris wird es wiſſen, wenn ſie nicht, um dieſes Scandal zu vermeiden, einwilliget, mich in möglichſt kürzeſter Friſt zu heirathen."

„Dieß kann fehlſchlagen," bemerkte der Diener; „aber in der That, mein Herr, Sie wagen nichts bei dieſer Unternehmung. Ich will zu erfahren verſuchen, was bei dem Herrn Grafen vorgeht."

„Geh doch! Die Zeit verſtreicht!" murmelte der Taugenichts mit einer heimlichen Ungeduld.

Der Diener kehrte einen Augenblick danach zurück.

„Das iſt eine völlig unbegreifliche Sache!" ſagte er. „Der Herr Graf iſt allein in ſeinem Zimmer, ganz allein . . ."

„Biſt du deſſen gewiß?" unterbrach ihn die andere Perſon mit aufgeregtem Tone.

„Völlig gewiß. Ich habe durch das Schloß geſchaut, und den Herrn Grafen am Tiſche ſitzen ſehen, welcher der Thüre gegenüber ſteht, und beſchäftiget, Papiere zu ordnen. Er ſieht ſehr traurig aus, und man möchte meinen, daß er nicht daran denkt, heute Nacht zu Bette zu gehen. Was die junge Dame betrifft, ſo iſt keine Spur von ihr vorhanden, und ſie wie ein Dunſt in den Lüften verſchwunden."

„Während ich lange da unten ſtand und wartete, hat er ſie durch den Thorweg fortgeführt!" rief der Vertraute wüthend aus.

„Unmöglich," verſetzte raſch der Diener, „ich ſtand im Hofe auf der Lauer, der Herr wiſſen es!"

„Dann iſt ſie durch die kleine Gartenthüre entkommen!“ unterbrach ihn jener grimmig; „ja, ſo konnte ſie fortgehen, ohne erblickt zu werden. Aber warum hat ſie mich nicht aufgeſucht, wie wir es verabredeten? Sollte ſie irgend ein Mißtrauen, einen Argwohn gefaßt haben? Das iſt unmöglich. Was war alſo ihre Abſicht? Zu welchem Zwecke hat ſie ſich ſo meiner entlediget?“

Dann, wie von einem plötzlichen Gedanken durchzuckt, fügte er mit einem Tone bei, der Felicien zittern machte: „Sie iſt fähig, irgend einen unſeligen Entſchluß gefaßt zu haben! Ei, ei! ich kenne ſie! Etienne, merke Dir wohl, was ich Dir ſagen werde: Morgen könnte ſich's wohl ereignen, daß man ſie wieder finden würde … in der Morgue *)!“

„Man wird nachſehen,“ antwortete der Diener mit einer ſchrecklichen Kaltblütigkeit; „aber inzwiſchen werden der Herr wohl thun, ſich zu entfernen; in jedem Augenblicke kann der Herr Graf auf den Einfall gerathen, hier einzutreten, und dann möchte er nicht gut mit uns verfahren.“

„Wohlan, die Partie iſt verloren!“ murmelte die niederträchtige Perſon; „ſolche Dinge begegnen nur mir!“

Felicie hörte ſie ſich entfernen. Dann gelangte ſie zitternd, beſtürzt in ihr Zimmer mit wankendem Schritte,

---

*) Ein Ort in Paris, wo Todtgefundene zur Schau ausgeſtellt werden. A. d. Ueb.

und ſank erſchöpft in einen Lehnſtuhl, murmelnd: — „Welche Treuloſigkeiten! Welche Verräthereien! Welche Verbrechen! Welche Widerwärtigkeiten! Mein Gott! Dieß iſt alſo die Welt!“

Eine Entdeckung.

9.

Als Frau von Clavières am andern Tage erwachte, ſchien es ihr Anfangs, einen peinlichen Traum gehabt zu haben, und nur durch die Erinnerung an alle Umſtände der Scene, deren verborgene Zuſchauerin ſie geweſen, kam ſie zum Bewußtſeyn der Wirklichkeit dieſes ſeltſamen Ereigniſſes. Sie hätte Alles auf der Welt darum gegeben, um, nur eine Minute lang, die Perſonen des Drama zu ſehen, das ihr zu Ohren gekommen war; ſie galten ihr als Muſter deſſen, was es Edelſtes, Leidenſchaftlichſtes und Niederträchtigſtes in der menſchlichen Natur giebt. Sie ſuchte, jenen jungen Mann ſich vorzuſtellen, deſſen Ton ſo ſtolz und ſo traurig, die Worte ſo ſchmerzlich bewegt, die Geſinnungen ſo hochherzig waren; jenes junge, ſchon verderbte und der überſpannteſten Liebe, ſowie zugleich der Treuloſigkeit des ſchändlichſten Betragens fähige Mädchen. Sie ſtellte ſich mit einer Art von Schrecken die niederträchtige Perſon vor, welche das Vertrauen der Miß Diana erſchlichen, und den Verrath kaltblütig berechnet hatte, der ihm die reiche Erbin überliefern ſollte, deren für einen anderen Geliebten glühendes Herz ſeine Anträge verſchmäht hatte. Dieſe Unruhe des Geiſtes beſchleunigte das Aufſtehen der jungen Wittwe. Sie richtete ſich angegriffen, verſtört, auf, und verließ ihr Bett vor der gewöhnlichen Stunde. Unruhig und nachdenkend, das Gemüth von einer unklaren Verwirrung erfaßt, ſetzte ſie ſich in ihrem Cabinete an den Balkon, von wo ſie den ganzen Garten und einen Theil der innern Vorderſeite des Hôtels von Albys überſah. Hinter dem Gitterladen verborgen, deſſen grüne Schirme über den Balkon hinaus ſich ſchaukelten, betrachtete ſie lange Zeit die Allee, wo ſie in der vergangenen Nacht den jungen Mann und die junge Dame wie zwei Schatten durch die Finſterniß hatte wandeln ſehen. Die Morgenſonne erheiterte das Grün der Luſtgebüſche, und machte die auf jedem Blatte ſchwebenden Thautropfen funkeln, wie klare Diamanten. Die Vorderſeite des Hôtels von Albys blieb immer düſter und ſtumm, wie jene der verzauberten Schlöſſer, in deren Innerem Feen die Prinzeſſinnen, ihre Pathen, erziehen; die Sperlinge hüpften auf den losgelöſeten Steinen der Terraſſe, und der Wind wiegte leiſe die Gehänge der Weinreben, welche ihre zarten Ranken an die gebrochenen Schirme der Sommerläden knüpften.

Plötzlich feſſelte ein Umſtand, jedoch von ſehr einfacher Natur, Feliciens Aufmerkſamkeit, und machte ihr Herz ſchlagen. Eine von den Fenſterthüren des Erdgeſchoſſes hatte ſich geöffnet, und eine menſchliche Geſtalt erſchien im Halbdunkel, hinter der in dieſem Augenblicke von einem Sonnenſtrahle lebhaft erleuchteten Schwelle. Jenſeit dieſes halb erleuchteten Raumes unterſchied man undeutlich das Innere eines Salons, der außerordentlich groß ſeyn mußte. Bald näherte ſich die Perſon, welche Felicie geſehen, und zeigte ſich ganz: es war ein kleiner Greis mit einer ſchmutzigen ſchwarzen Mütze auf dem Kopfe, in einen braunen Schlafrock gehüllt, durch deſſen Aermel und Aufſchläge die Watte hervorbrach. Sein Geſicht war mager, ſein Teint bleifarben, und ein langer Bart von einem gelblichen Weiß floß auf ſeine Bruſt herab.

„Das iſt der Graf von Albys!“ dachte Frau von Clavières, indem ſie ihn mit einer Neugier, die mit Anwiderung und Mitleiden vermiſcht war, betrachtete. Dann fügte ſie in Gedanken und mit einer gewiſſen Gemüthsbewegung bei: „Ah! er iſt nicht allein!“

In der That hatte ſich Jemand im Halbſchatten der Thüre gezeigt: dieß war wie eine Erſcheinung, und Felicie ſah nur einen Hut von grauem Filze, unter dem die Locken eines ſchwarzen, welligen, ein wenig langen Haares quollen; er hatte eine hohe und ſchlanke Taille, an die ein kurzer Oberrock ſich ſchmiegte, und trug an einer Hand einen Handſchuh. Der Greis kehrte ſich um, und blieb auf der Schwelle ſtehen; augenſcheinlich ſprach er mit der Perſon, die hinten geblieben war. An ſeiner ruckweiſen Geberde, an dem Ungeſtüme ſeiner

Kopfbewegungen, glaubte Felicie zu erkennen, daß er mit ärgerlichem Tone laut aufſchrie.

„Das iſt kein Diener, mit dem er zankt!“ dachte ſie ſich; „warum ereifert er ſich denn ſo? Guter Gott!“

Im nämlichen Augenblicke ſtreckte ſich die behandſchuhte Hand gegen den Greis aus, welcher die ſeinige zu reichen zögerte, ja ſogar mit einer Geberde des Grolles, faſt des Zornes, zurücktrat; dann öffnete er die Arme; ein junger und brauner Kopf neigte ſich gegen ihn; der ſchwarze Knebelbart des Einen und der graue Bart des Andern berührten ſich in einer Umarmung, und der junge Mann, nachdem er noch einmal die Hand des Greiſes gedrückt, verſchwand im Hintergrunde des Salons.

„Sie haben Abſchied genommen!“ murmelte Felicie. „Er iſt's ohne Zweifel; es iſt derjenige, zu deſſen Knien heute Nacht Miß Diana geweint hat. Er reiſet fort! und ſie, großer Gott! was hat ſie gethan, als ſie ihn verließ? Was iſt aus ihr geworden?“

Sie erinnerte ſich dann des finſtern Wortes, welches der Vertraute von Miß Diana ausgeſprochen; aber ſie dachte, daß die böſe Ahnung jenes Mannes ſich nicht verwirklichen würde. Dennoch blieb ihr Geiſt von einer Art von Unruhe, und vorzüglich von lebhafter Neugier ergriffen. Der Graf von Albys war in den Garten gegangen, und betrat mit einem ſchleppenden und ſchwerfälligen Schritte die Seitenallee, in gleicher Linie mit der Mauer, welche ſeinen Garten von jenem des Hôtels Clavières trennte. Er befand ſich ſo faſt unter dem Balkone. Carbonnet hatte die Wahrheit geſagt; er zeigte völlig das Benehmen eines Wahnſinnigen. Anfangs begann er zu geſtikuliren, abgebrochene Worte murmelnd; dann erhob er die Stimme, und ſchrie aus allen Kräften: „Piter! Holla! Piter! Hierher, Schurke! Böſewicht! Trunkenbold!“

Eine Art Frontin näherte ſich ehrerbietig, und ſchrie gleichfalls aus voller Lunge: „Hier bin ich, Herr Graf.“

„Was beliebt?“ fragte der Greis, ſeine Hand, nach Art eines Hörrohres an ſein Ohr legend; „Du haſt die Sucht, durch die Zähne zu reden, Spitzbube!“

„Ich ſagte: hier bin ich, Herr Graf,“ ſchrie der Diener auf eine noch lautere Art.

„Parbleu, ich ſeh's wohl! Du haſt nicht nöthig, es mir zu wiſſen zu machen. So, reiche mir den Arm, und geh langſam. Meine Gicht quält mich heute. Es ſind nun bald zwei Monate, daß ich mein Zimmer nicht mehr verlaſſen habe. Die friſche Luft macht mir Schwindel, hier iſt's jedoch ziemlich gut, in der Sonne. O! o!“ ſagte er, ſich unterbrechend, indem er plötzlich ſtehen blieb, „was ſeh' ich? Wer iſt hier gegangen?“

Alſo ſprechend, wies er mit der Spitze ſeines Stockes Fußſtapfen, die in den feuchten Boden der Allee eingeprägt waren.

„Ich bin's nicht, Herr Graf,“ ſagte Piter, ſeine breite Sohle neben den Spuren ausdrückend, welche zwei Füſſe von ungleicher Größe, aber Beide ſchmal und klein, zurückgelaſſen hatten.

„Das iſt meine Neffe,“ rief der Greis aus, „und er war nicht allein! Ah! der Erzlüſtling! wer hätte es geglaubt! Wär' es ſein Vetter, ſo würde ich mich nicht darüber verwundern; aber er! ein ſo verſtändiger, ſo geſetzter Junge! ein junger Mann, der vor nicht vollen drei Monaten unter dem Vorwande heirathen wollte, daß er ſich nicht darum bekümmerte, Liebchen zu haben! Da ſieht man es, wie er ſich aufführt! Und ich ſah ihn mit Bedauern fortreiſen! Er hat wohl gethan, fortzugehen, morbleu!“

„Der Herr Graf wiſſen, daß die Jugend austoben muß,“ wagte Piter mit einem ſalbungsvollen Tone zu ſagen.

„Keineswegs! damit bin ich nicht verſtanden,“ erwiederte der Greis mit Widerwillen. „Ah! Ah! man hält mich für einen Comödienonkel. Wohlan! wir wollen ſehen. Wenn ich an Alles denke, was ich für dieſen Taugenichts gethan habe, an Alles, was ich für ihn thun wollte! Ich hab' ihn bei mir aufgenommen, in der ſchönſten Wohnung des Hôtels, in jener, die ich für meine arme Frau hatte herrichten laſſen. Ich biete ihm Geld mit vollen Händen. Er lehnt es ab, in Wahrheit; ich wollte ihn aber mit meinen Wohlthaten überhäufen, wär's auch nur, um meinen andern Spitzbuben von Neffen wüthend zu machen. Und ſo verdient er meine Güte! Er wagt es, hier Beſuche von ſeinem

Liebchen anzunehmen, und mit ihr unter meinen Fenſtern ſpazieren zu gehen!

„Wer weiß! Herr Graf,“ verſetzte Piter, die Augen zum Himmel erhebend.

„Wer weiß!“ wiederholte der Graf, ihm nachäffend, und mit der Spitze ſeines Stockes auf die in der Allee gebliebenen Fußſtapfen ſtoſſend, „hier ſteht's geſchrieben. Du ſiehſt es wohl, obgleich Du nicht leſen kannſt! Sieh dieß iſt klar, dieß! ein Fuß, ſo lang wie mein Finger, und hier Stiefelabſätze! Es iſt kein anderes weibliches Weſen im Hôtel, als Madame Urſula, die Beſchließerin, welche mit ſo breiten Schuhen auftritt, wie die Deinigen! Es iſt aus, ich weiß, woran ich hiewegen mich zu halten habe, und man wird ſehen, ob ich ein myſtificirter Onkel, ein Geront bin!“ Bei dieſen Worten kehrte er brummend zurück, und betrat die Haustreppe, Piters Arm ſchüttelnd.

Felicie, gegen den Gitterladen ſitzend, hatte nicht ein einziges Wort von dieſem Geſpräche verloren, welches ihr Dinge offenbarte, die ſie nur gemuthmaßt hatte; aber was ſie ſo eben vernommen, weit entfernt, ſie völlig aufzuklären, machte ihr einen Theil der von ihr entdeckten ſeltſamen Geheimniſſe nur noch unerforſchlicher.

„Wie!“ dachte ſie ſich, „dieß war die Wohnung der jungen Gräfin von Albys; ſie hat es vielleicht bis zu ihrem Tode bewohnt. Woher kommt es, daß man damals dieſen Verbindungsweg nicht bemerkt hat, der zwiſchen dem Hôtel Albys und dem Hôtel Clavières beſteht? Damals wie jetzt, mußte man von dem einen Zimmer in das andere ſprechen hören. Und dieſer arme junge Mann wird vielleicht wegen eines Vergehens enterbt werden, das er nicht begangen hat. Mein Gott! welche ſonderbare Verwicklung von Ereigniſſen! Was wird das Ende von dem Allen ſeyn! und wie war der Anfang! Wie haben dieſe beiden jungen Leute, die Neffen des Grafen von Albys, ſo ungleiche Wege eingeſchlagen! Was wird aus dieſer Art von Kampf zwiſchen dieſen beiden Männern erfolgen, von denen der Eine ſo verworfen, der Andere ſo edel iſt! Und dieſes junge Mädchen, deſſen Hand der Eine verſchmäht, und welches der Andere in Güte oder mit Gewalt heirathen will, wo iſt es? Was thut es jetzt? Ach! vielleicht." Sie vollendete innerlich ihren Gedanken nicht; denn eine ſchreckliche Vorſtellung drängte ſich ihrem Geiſte auf; zum zweitenmale hatte ſie an das furchtbare Wort des treuloſen Vertrauten von Miß Diana ſich erinnert. „O! nein, nein," murmelte ſie, dieſen Gedanken von ſich ſtoſſend; „es war eine gute Eingebung und nicht ein unſeliges Vorhaben, was ſie bewog, jenen Mann zu fliehen, und ohne ſein Vorwiſſen allein fortzugehen. Sie war ruhig, als ſie ſich entfernte, und vielleicht iſt ſie ſchon getröſtet."

Die junge Frau begab ſich zur gewöhnlichen Zeit zu ihrer Schwägerin, alle dieſe Gedanken ſummten in ihrem Gehirne; aber ſie hütete ſich, Seraphinen die mindeſte Mittheilung zu machen. Herr von Ramſay war die einzige Perſon auf der Welt, der ſie alle dieſe Dinge hätte entdecken mögen, welche ſie ſo lebhaft beſchäftigten, aber die fortwährende Anweſenheit des Fräuleins von Clavières machte dieſe Mittheilung unmöglich. Einen Augenblick dachte ſie daran, ihm zu ſchreiben; aber ſie verzichtete alſogleich darauf; es dünkte ihr, der Arzt möchte ſich einbilden, daß ſie ihm Hirngeſpinnſte erzähle. Dennoch wagte ſie am nämlichen Tage, mit Seraphinen und Herrn von Ramſay im Garten ſpazierengehend, zu ſagen:

„Wir haben einen originellen Alten zum Nachbar; kennen Sie ihn, meine Schweſter?"

„Den Grafen von Albys?" antwortete Seraphine; „er kam ehedem oft zu meiner Mutter; aber nach ſeiner Verheirathung hatte er ſich völlig abgeſperrt."

„Und er lebt allein? Hat er keine Familie, keine Verwandten um ſich?" fragte Felicie zögernd und ſich verwirrend, wie wenn dieſe einfache Frage die geheimen Gründe ihrer Neugier verrathen hätte."

„Er hat zwei Neffen, die er wenig liebt, weil ſie ſeinen Namen nicht führen."

„Sie kennen ſie?" ſagte Felicie lebhaft.

„Nein, meine Schweſter, durchaus nicht," antwortete das Fräulein von Clavières. Dann fügte ſie lachend hinzu: „Wie Sie ſich für unſern alten Nachbarn intereſſiren! Haben Sie ihn geſehen, wenn er in ſeinem Garten ſpazieren geht, ſeine Diener mit einer Stimme auszankend, welche bis in die benachbarten Häuſer dröhnet?"

„Ich hab' ihn geſehen und gehört,“ erwiederte Felicie.

„Meine Liebe, wären Sie geneigt, Beziehungen guter Nachbarſchaft mit ihm herzuſtellen?“ verſetzte Seraphine heiter; „man könnte wahrhaftig, ohne ſich zu compromittiren, die erſten Schritte thun. Wir werden ihn bitten, uns ohne Umſtände zu beſuchen, in ſeinem braunen Schlafrocke.“

„Ich bin's zufrieden!“ antwortete die junge Frau unbeſonnen.

Dieſer Gedanke hatte das Fräulein von Clavières in eine heitere Stimmung verſetzt; ſie beherzigte ihn und erklärte, daß ſie an den Grafen von Albys in ſo huldvollen Ausdrücken ſchreiben wolle, daß er nicht umhin könnte, ihr einen Beſuch zu machen. Ihrerſeits verſprach Felicie, halb ernſthaft, halb im Tone des Scherzes, dem alten, tauben und gichtbrüchigen Nachbar einen charmanten Empfang zu bereiten, um ihn zu bewegen, ihr bisweilen ſeine Aufwartung zu machen. Ein geheimer Gedanke, den Niemand gewiß argwöhnen konnte, beſtimmte ſie, an dieſem Scherze Theil zu nehmen, und ſie lächelte im Stillen, bedenkend, daß ſie, wenn man den Grafen von Albys melden würde, einige Gemüthsbewegung empfinden dürfte, und daß, was ſie ſagen würde, wohl manchmal ihr Herz könnte ſchlagen machen; denn müſſige Herzen ſchlagen leicht.

Vom Gartenſpaziergange zurückkehrend, fand Herr von Ramſay, der an der Unterredung wenig Theil genommen, Gelegenheit, ſich der jungen Wittwe zu nähern, und halblaut ihr zu ſagen, während das Fräulein von Clavières ſich abwendete, um Cupido auszuzanken: „Felicie, der Sommer rückt heran; meine armen Kranken bedürfen meiner zu Ramſay; ich glaube, daß ich bald abreiſen werde.“

„O! noch nicht!“ erwiederte ſie mit einem ſanften und flehenden Blicke.

„Wenn ſie es wünſchen, bleib ich,“ antwortete er, glücklich und gequält durch dieſes heimliche Zeichen liebreichen Einverſtändniſſes.

Man war damals ſchon in den erſten Sommertagen, und es herrſchte eine feuchte und ſchwüle Hitze, welche eben ſo ſehr die Seele wie den Leib entkräftete. Den Garten verlaſſend begab ſich Felicie in ihre Wohnung, ſetzte ſich, Roſetten ein Zeichen gebend, die Sommerläden zu ſchließen, in den Hintergrund des Zimmers, und blieb in jene leichte Erſchlaffung verſunken, welche einer zu lange gedauerten Anſtrengung folgt. Von dieſem Platze aus drang ihr Blick in das Cabinet, deſſen Getäfel ein helleres Licht erleuchtete, und ſie beobachtete mechaniſch die Wirkungen von Schatten und Licht, von der Sonne erzeugt, indem ſie in den beweglichen Zweigen der Pappeln ſpielte, deren Wipfel das Fenſter überragten. Das glänzende Geſtirn war durch dieſen zitternden Vorhang nur halb verſchleiert; ſeine ſanften Strahlen brachen durch das Laubwerk, und ſchoſſen wie raſche Blitze durch den halbgeöffneten Gitterladen. Dieſe

Lichtfurchen trafen zeitweiſe das Gemälde, welches Felicie von der Seite erblickte, und machten, über das blonde Haar der Dame mit der Sammetmaske gleitend, die Vergoldungen des Rahmens funkeln, deſſen reiche Einfaſſung erhaben gearbeitet war, und gleichſam eine breite Guirlande von Blumen in flüſſigem Golde auf einem Grunde von Ebenholz bildete. Alle Einzelnheiten dieſer Ausſchmückung wiederholten ſich genau auf jedem Vorſprunge des Rahmens; aber Felicie bemerkte, daß auf einer Seite eine von den Blumen hervorſpringe, und den Saum des Rahmens überrage.

Sie erhob ſich, faſt ohne es zu wiſſen, und wollte mit dem Finger die Roſe von vergoldetem Holze berühren, die ſich von ihrem Stengel abzulöſen ſchien.

Alſogleich vertiefte ſich der Kelch, wie eine Springfeder nachgebend, in die Dicke des Rahmens, und das Porträt die Dame mit der Sammetmaske, langſam auf ſeinem Geſtelle gleitend, verſchwand in der Mauer. Felicie, erſtarrt, erblickte dann vor ihr eine Art von Thüre, welcher der Divan zur Stufe diente, und die aus einer eingerahmten Leinwand beſtand; ein leichter Riegel verſchloß ſie inwendig. Die junge Wittwe ſchwankte eine Minute; dann, von jenem Inſtinkte der Neugier hingeriſſen, welcher Blaubarts ſieben Weiber in den finſtern Keller trieb, wo ſie eine nach der andern aufgehängt wurden, ſchob ſie den Riegel weg, und trat mit zitterndem Fuße in dieſes Gemach, worin ſie am vorigen Tage Miß Diana gehört hatte. Es war ein anmuthiger Studirſalon; auf der einen Seite eine Bibliothek, auf der andern ein Clavier. Ein Divan, ähnlich jenem des Cabinets, lief rings herum. Der Armſtuhl, in welchem Miß Diana geſeſſen, ſtand noch bei dem Gueridon, auf dem eine ausgebrannte Kerze war, ohne Zweifel jene, die in der verfloſſenen Nacht leuchtete. Alles war übrigens geordnet, wie nach einer Abreiſe: das Fenſter geſchloſſen, wie auch die Thüren; kein Papier lag unordentlich auf dem Tiſche, der als Schreibepult diente, und auf dem man doch eine Flaſche von Porzellan gelaſſen hatte, worin die Stengel eines Straußes von Magnolien weichten, welche entzückende Wohlgerüche in die Luft hauchten. Felicie blickte raſch umher, dann näherte ſie ſich dem Tiſche; es kam ihr nicht in den Sinn, die auf dem Pulte in Ordnung gelegten Blätter zu berühren; aber einen Brief gewahrend, der unter dem Schriftengeſtelle ſich losmachte, las ſie auf der Adreſſe: An den Herrn Grafen Lucian von Froideſaigues." „Froideſaigues!" wiederholte ſie in Gedanken; „ſo heißt er alſo!"

Dann, ſich zu den Magnolien neigend, athmete ſie den heißen Duft, den ihre Blumenkrone aushauchte. Dieß war zum erſtenmale, daß ſie dieſe ſchöne Blume ſah, und in ihrer naiven Bewunderung berührte ſie dieſelbe mit der Hand. Alſogleich löſete die Blume ſich los, und blieb zwiſchen ihren Fingern. Sie wendete ſich raſch um, wie um zu fliehen; aber bei dieſer Bewegung fand ſie ſich der geheimnißvollen Thüre gegenüber; dieſe war auch ein Gemälde, ein Reiterporträt, welches wenige Leute zu erkennen vermocht hätten. Es ſtellte einen eleganten Reiter vor, der eine Hand auf den Hals ſeines Pferdes gelegt, bereit ſchien, ſich auf das edle Thier zu ſchwingen, welches mit ſchnaubendem Nüſtern wieherte; aber man ſah nur die Taille und das Haar des herrlichen Reiters; denn, das Geſicht gegen den Hintergrund des Gemäldes wendend, ſchien er die Dome der ewigen Stadt in der Ferne zu betrachten.

Die junge Frau blieb einen Augenblick beſtürzt und regungslos vor Erſtaunen, dann rief ſie aus! Ich erkenne ihn wohl! Das iſt Herr von Clavières und ſein Pferd Jaffa!“ Einen Augenblick danach kehrte ſie ohne Geräuſch in ihre Wohnung zurück, ſchloß die Thüre zu, und drückte die Springfeder, welche die Dame mit der Sammetmaske wieder an ihren Platz brachte. Dann ſetzte ſie ſich auf den Divan, und begann nachzudenken. Zum Glücke war Roſette ſtets im Zimmer geblieben; ſie hatte nichts geſehen, und da ſie nichts hatte hören können, vermuthete ſie nicht, daß ihre Gebieterin auch nur ihren Platz verändert habe; aber ſie war ſonderbar überraſcht, als ſie, in das Cabinet tretend, ſie blaß erblickte, ſtarren Blickes, und in ihren Händen jene ſchöne Blume haltend, die ſie aus Unachtſamkeit mitgenommen, und deren breite Blumenblätter in der Luft des Cabinetes einen lieblichen Geruch verbreiteten. Lange betrachtete ſie dieſen geheimnißvollen Strauß mit unruhiger, erſchrockener Miene, ſchaute nach allen Seiten hin, um zu ſehen, woher er gekommen; dann auf den Himmel weiſend, machte ſie ein Zeichen mit einer Geberde der Ueberzeugung, daß er von Oben gekommen war. Die junge Wittwe, in ihre Erwägungen verſunken, vollendete in Gedanken das Kapitel von ihren Entdeckungen.

„Ach!“ dachte ſie mit unausſprechlicher Traurigkeit, und auf die Dame mit der Sammetmaſke ihre in Thränen ſchwimmenden Augen richtend, „das iſt dieſe ſchöne Frau von Albys, ſie liebten ſich! Beide ſind geſtorben, und nach ſo vielen Jahren bin ich es, die ihr Geheimniß entdeckt hat!“

Die Lebendigen und die Todten.

10.

In einem Alter von ſechzehn Jahren mit einem Manne ſich verbindend, deſſen Jugend beinahe verfloßen war, hatte Frau von Clavières ihn natürlich als einen zärtlichen und aufmerkſamen Beſchützer, als treuen Freund betrachtet, und nicht als einen von ihrer Anmuth und Schönheit eingenommenen Gatten. Sie hatte für ihn mehr eine unterwürfige Zärtlichkeit, die Ehrerbietung einer Tochter, als die Liebe einer Gattin gehegt, und in der Ruhe einer ſo reinen Zuneigung nie daran gedacht, ihn zu fragen, ob nicht früherhin lebhaftere Gefühle ſein Herz bewegten. Nie hatte ſie irgend eine von dieſen

Mittheilungen erhalten, welche junge Frauen ſo dringend ſuchen, und oft mit geheimer Eiferſucht vernehmen, und vielleicht in der treuherzigen Reinheit ihrer Seele ſich eingebildet, daß Herr von Clavières nie eine Geliebte gehabt habe. Die ſo eben gemachte Entdeckung verſenkte ſie in einen Abgrund von rückwärts ſchauenden Gedanken und Betrachtungen. Sie erinnerte ſich gewiſſer Umſtände, gewiſſer Regungen von Traurigkeit, die keinen bekannten Grund hatten; ſie erinnerte ſich vorzüglich einer von ihrem Gatten in der letzten Zeit ſeines Lebens ihr gemachten Aeußerung, und zwar eines Abends zu Val-de-Meudon; ſie las ihm ganz laut die Spaziergänge in Rom von Friedrich Stendahl vor; als ſie an jene Stelle kam, wo der geiſtvolle Touriſt ſeinen erſten Beſuch im Coliſäum erzählt, unterbrach ſie Herr von Clavières, indem er mit befangener Stimme zu ihr ſagte: „Genug, Felicie! Auch ich war zur ſelben Zeit in Rom, und eine ſehr theure, ſehr ſchmerzliche Erinnerung, knüpft ſich an meine Spaziergänge nach dem Coliſäum."

An dieſe Vorfälle ſich erinnernd, gedachte die junge Wittwe zugleich gewiſſer gleichzeitiger Ereigniſſe; ſie berechnete annäherungsweiſe die Daten. In Italien mußte Herr von Clavières die Gräfin von Albys gekannt haben; in Rom hatten ſie jene geheimnißvollen Porträte ausgetauſcht, welche die Eiferſucht oder Bosheit nicht erkennen konnte; nach ihrer Rückkehr nach Paris hatten ſie, um die Anſchläge eines argwöhniſchen und wachſamen Gatten zu vereiteln; dieſes ſinnreiche Verbindungsmittel ausführen laſſen. Und ihr Glück hatte vielleicht lange gedauert. Dann war die junge Frau geſtorben, und ihr Geliebter hatte dieſe Wohnung verlaſſen, ohne zu vermuthen, ach! daß er nie wieder dahin zurückkehren, und vor der Zeit mit ſeiner ſchönen Geliebten ſich vereinigen würde. In dem Maße, als Feliciens Einbildungskraft dieſen melancholiſchen und wahren Roman neu belebte, wies ſie Herrn von Ramſay die Rolle an, die er geſpielt hatte; offenbar war er in Rom der Vertraute der beiden Liebenden geweſen; aber er kannte das Mittel nicht, welches in Paris die Fortſetzung ihres Verhältniſſes begünſtiget hatte; Beide hatten dieſes Geheimniß bewahrt, und Felicie war jetzt die einzige Perſon auf der Welt, welche dieſe geheimnißvolle Thüre zu öffnen verſtand, die ſie mit vor Ungeduld und Liebe pochendem Herzen ſo oft aufgethan hatten.

Dieſe Entdeckung, die Erinnerung an die Scene, deren unſichtbare Zeugin ſie geweſen, beunruhigten die junge Frau in hohem Grade; ſie hatte die ſtürmiſchen Leidenſchaften nicht ungeſtraft um ſich her toben hören, und fühlte in der Tiefe ihres Gemüthes etwas wie ein Echo dieſer furchtbaren Stimme dumpf wiederhallen. Traurig, erſtaunt, gedankenvoll und unbeſtimmt gerührt, überließ ſie ſich lange Zeit einer Träumerei, welche ſie in die unbekannten Räume zog, die ſie geahnet hatte. Durch eine ſonderbare Rückkehr zu andern Eindrücken, erinnerte ſie ſich an das Lied, welches ſie ſchaudern machte, als ſie zum Erſtenmale dieſe Wohnung betreten, an jenen Schlußreim, den eine zärtliche Stimme in ihr Ohr geflüſtert. Ihre Augen wendeten ſich zu den Gebüſchen des Gartens, über welchen die Abendſchatten ſich zu breiten begannen; ſie wiederholte unwillkürlich halb laut:

„Und lockt der Nacht Geſieder,
„Dann, Liebchen, ſchiffet nur!“

Und ſich ſelbſt hörend, fühlte ſie eine Thräne ihre Wimper erweichen, als das letzte Wort der Barkarolle auf ihren Lippen erſtarb. Dann, mehr dem Gange ihrer Eindrücke als dem Faden ihrer Gedanken folgend, murmelte ſie mit einem Seufzer: „Er iſt fortgereiſet!“ Aber dieſer ſonderbare Traum verſchwand alſogleich; ſie fuhr mit der Hand über ihre Stirne, und dachte ſich im Stillen mit einiger Verwirrung: „Mein Gott! Ich bin thöricht! Wohin wird meine Einbildungskraft ſich verirren!“ — Und raſch in ihr Zimmer tretend, machte ſie der Stummen ein Zeichen, ſie anzukleiden; denn Seraphine und Herr von Ramſay mußten ſie bereits im Salon erwarten.

Einige Tage verfloſſen, und die junge Wittwe, weit entfernt, wieder heiter zu werden, fühlte die Aufregungen ihres Geiſtes ſich vermehren. Das von ihr entdeckte doppelte Geheimniß hatte ihre Seele mit großer Beſtürzung, und mit einer unruhigen Neugier erfüllt. Ihre Einbildungskraft verirrte ſich fortwährend in Muthmaßungen, welche durch nichts widerlegt oder beſtätiget wurden. Sie empfand einen Eindruck, ähnlich demjenigen des Leſers, der, an das Ende eines intereſſanten Romanes gekommen, die letzte Seite zerriſſen findet, und vergebens die Entwickelung zu errathen ſucht. Es war offenbar, daß ſie in dem beſchränkten Kreiſe, worin ſie lebte, niemals von Miß Diana würde ſprechen hören, und ſie verzweifelte völlig, zu vernehmen, wie dieſes ſtolze, leidenſchaftliche und heftige Gemüth ſich von einem ſo ſchrecklichen Schlage hatte erheben können, als ein ſehr einfacher Zufall das letzte Kapitel dieſer Liebes-Geſchichte vor ihre Augen brachte, welche ſo lebhafte Erinnerungen in ihr zurückgelaſſen hatte.

Im Erdgeſchoſſe des Hôtels Clavières befand ſich ein Gemach, welches man den Sommerſalon nannte, und das in der That nur bewohnbar war, wenn die glühenden Einflüſſe der Hundstage die laue Atmosphäre flüchtig entzünden, in der wir leben. Ein herrlicher Einfall Seraphinens hatte in dieſen Raum den Luxus einer andern Zeit, und das ſinnlich Auserleſene eines andern Himmelsſtriches verpflanzt. Es war einer von den Sälen der Alhambra, in einem Hauſe von Paris nachgeahmt. Die Wände, bis zu einer gewiſſen Höhe mit gefirnißtem Getäfel bekleidet, waren mit Arabesken verziert, deren Einzelnheiten, mit lebhaften Farben gemalt und durch Goldleiſten erhoben, eine unerhörte Zartheit und Anmuth wieſen; Oeffnungen von Cedernholz bildeten die Thüren, deren dreiſeitiges Geſims mit einer Inſchrift in kufiſchen *) Schriftzeichen geſchmückt war; in der Mitte des Saales war ein aus zwei übereinander geſtellten, ungeheuern alabaſternen Becken beſtehender Springbrunnen; das Waſſer floß nicht mit einem rauſchenden Gefälle, ſondern troff, ſich ergießend, mit dem ſanften Murmeln eines Sommerregens, und badete mit feuchtem Sprühen die in der Vaſe ſchwimmenden Blumen. Der Künſtler, welcher das Modell der Möbel zeichnete, träumte ohne Zweifel von der Pracht des arabiſchen Palaſtes, nachdem er ein Mährchen aus Tauſend und eine Nacht geleſen, und die Königin Zoraya hätte dieſen goldgeſtirnten Divan wieder erkannt, dieſe reichen Teppiche, und dieſen mit Corduan überzogenen Stuhl, deſſen Füſſe aus vier Elfenbeinkugeln beſtanden. Das Laubwerk der Akazien, welche die Terraſſe ſäumten, verbreitete eine grüne Dämmerung in dieſem Aufenthalte voll Schweigen, Kühle und Wohlgeruch.

Während der großen Sommerhitze begab ſich das Fräulein von Clavières nach dem Frühſtücke in dieſen Saal; ſie ließ einige Bücher und Journale bringen, und der Reſt des Tages verfloß mit friedlichem Plaudern, Sinnen und Leſen. Gewöhnlich kam Herr von Ramſay frühzeitig, und Seraphine bat ihn, irgend etwas laut vorzuleſen. Sie genoß ſo das Angenehme,

---

*) Altarabiſchen, vom 7—11. Jahrhunderte, von der aſiatiſchen Stadt Kufa. A. d. Ueb.

jene Stimme zu hören, die bis in die Tieſe ihres Herzens drang, und ſie in unausſprechliches Entzücken verſetzte. Ihre ſtille Liebe fand an dieſen Befriedigungen Vergnügen. Verliebt wob ſie ihr Hirngeſpinnſt, und ließ ihr Herz ſich an der verzehrenden Gluth ergötzen, deſſen ſüße Qual alle Kräfte ihres Weſens erſchöpfte.

Eines Nachmittags nun ſaßen die beiden Schwägerinnen mit Herrn von Ramſay in dieſem kühlen Salon, worin es Seraphinen gefiel. Die junge Frau beſchäftigte ſich mit einer Stickerei; der Arzt las ein Journal laut vor, und das Fräulein von Clavières, in ſich ſelbſt zuſammengeſunken, mit halbgeöffneten Augen und auf ihrer Bruſt gekreuzten Armen, lauſchte regungslos dieſer Stimme, von der jeder Laut alle Fibern ihres Herzens erſchütterte.

Felicie hatte der politiſchen Chronik und den auswärtigen Nachrichten nur eine mittelmäßige Aufmerkſamkeit geſchenkt; aber bebend erhob ſie den Kopf, und ließ ihre Nadel fallen, als der Arzt an die folgende, im Style der Pariſer-Thatſachen erzählte Geſchichte kam:

„Ein eben ſo trauriges als unerklärbares Ereigniß hat mit Beſtürzung die vornehme Welt erfüllt, welche die Honneurs der Hauptſtadt den edlen Ladies erweiſet, die jährlich einige Monate auf Beſuch bei uns zubringen. Miß Diana ***, eine der reicheſten Erbinnen Großbritanniens, bewohnte ſeit dem Beginne des vorigen Winters Paris, und es verbreitete ſich ſogar das Gerücht, daß ſie auf dem Punkte ſtehe, durch ihre Verheirathung mit einem Franzoſen ſich daſelbſt niederzulaſſen. Am verfloſſenen Montage, gegen Abend, ging Miß Diana *** allein und zu Fuß aus, gegen ihre Gewohnheit, und Niemand von ihren Leuten wußte, wohin ſie gegangen war. Um Mitternacht war ſie noch nicht heimgekehrt, und man begann einige Beſorgniß zu hegen; ihre Leute erwarteten ſie die ganze Nacht, und einen Theil des Morgens. Endlich ging man auf die Polizei, welche Anfangs fruchtloſe Nachforſchungen anſtellte; aber geſtern früh beeilten ſich Kinder, welche von der Brücke der Invaliden ſtromaufwärts etwas Weißes geſehen hatten, das zwiſchen zwei Wäſſern ſchwamm, und einer menſchlichen Geſtalt glich, die Männer vom nächſten Poſten herbeizurufen, welche die Leiche eines jungen Mädchens an das Ufer zogen. Sie hielt noch in ihrer Hand ein Fläſchchen von Werth, und eine goldene Kette, an der eine Uhr hing, umſchlang ihren Hals; die unmittelbar in die Morgue gebrachte Leiche, wurde an demſelben Tage erkannt. Sie war jene von Miß Diana ***. Dieſer Tod ſcheint die Folge eines Selbſtmordes, den nichts erklärt. Man verliert ſich in Muthmaſſungen über die Urſachen dieſes traurigen Ereigniſſes.“

„Sie hat ſich getödtet!“ ſagte Felicie mit einer Art von Betäubung, und ohne zu beachten, daß dieſer Ausruf denjenigen auffallen mußte, die ihn hörten; „ſie hat ſich getödtet, mein Gott!“

„Kennen Sie dieſes junge Mädchen? Haben Sie es in Geſellſchaften getroffen?“ fragte Herr von Ramſay, beſorgt und erſtaunt wegen der Bläſſe, welche plötzlich Feliciens Züge überflog, und wegen der in ihrer Phyſiognomie ausgeprägten Beſtürzung.

„Ich habe oft von einer Engländerin ſprechen hören, welche Miß Diana hieß,“ antwortete ſie, indem ſie ſich zu faſſen ſuchte.

„Und Sie glauben, dieſe ſey's? Welche Einfalt!“ erwiederte das Fräulein von Clavières mit einem Achſelzucken; „es giebt eine Menge Engländerinnen, welche Diana heißen; ſeyen Sie ruhig, es iſt nicht die Ihrige, die ſich ertränkt hat.“

„Wer weiß?“ ſagte Felicie mit Thränen in den Augen, und ſetzte ihre Arbeit wieder fort.

„In Wahrheit, meine Schweſter, ich hielt Sie nicht für ſo eindruckempfänglich,“ rief Seraphine mit einem Tone aus, der nicht frei von Ironie war; „Sie betrüben ſich ſo, weil eine vom Spleen ergriffene Närrin ſich in's Waſſer geſtürzt hat! Aber dieß ſieht man ja alle Tage, und die Sache ſcheint mir keiner beſondern Theilnahme würdig.

„Ach! dieſe arme Närrin muß ſehr unglücklich geweſen ſeyn, um den Muth zu haben, ſich zu tödten!“ murmelte die junge Frau.

„Mein Gott! Felicie, ich begreife Sie nicht,“ entgegnete das Fräulein von Clavières lebhaft; „Sie intereſſiren ſich für Jedermann. Wie können Sie Ihre Neigungen ſo zerſtreuen, und ſich dieſe Menge von Sympathien erſchaffen! Wahrhaftig, ich weiß nicht, ob man Sie um dieſe allgemeine Empfindſamkeit beneiden, oder bedauern muß, daß Sie die Gefühle Ihres Herzens auf ſolche Weiſe verzetteln!

„Wie! meine Schweſter, Sie begreifen dieſe unwillkürliche Sympathie nicht, welche uns den Freuden oder Leiden Anderer zugeſellt," verſetzte Felicie ſanft; „Sie begreifen nicht, daß es Abſtufungen in unſerm Wohlwollen giebt?"

„Nein," antwortete jene, „ich begreife nur die ausſchließenden Gefühle; man muß einzig und allein lieben, mit Entzücken, aus allen Kräften ſeines Gemüthes, oder gar nicht lieben."

Der Arzt und Felicie wechſelten einen Blick; der nämliche Gedanke hatte ſie durchzuckt, und Beide, über dieſe Äußerung erſtaunt, dachten ſich im Stillen: „Wen liebt ſie denn ſo?"

Herr von Ramſay hatte ein Buch aufgeſchlagen; aber ein Beſuch, an den Niemand mehr dachte, unterbrach dieſes Vorleſen: man meldete den Herrn Grafen von Albys. Der alte gute Mann hatte von ſeinen Vorrechten eines Nachbars und Gichtbrüchigen Gebrauch gemacht; an ſeinem Anzuge war nichts verändert; nur hatte er auf ſeine ſchwarzſeidene Mütze eine Kappe geſetzt, an die ein Schirm von grünem Taffet befeſtiget war, und ſeinen Bart zugeſtutzt.

„Mein Fräulein," ſagte er, galant Seraphinens Hand küſſend, und vor der jungen Frau mit einer

Miene ſich verbeugend, die noch den Hofmann verrieth, „mein Fräulein, hier kommt ein armer gebrechlicher Mann, um Ihnen für die Erinnerung zu danken, daß er noch lebe, obgleich ſeit vielen Jahren eingegraben.

Seraphine verneigte ſich anmuthig, und ſtellte ihn ernſthaft der jungen Frau vor; dann, gegen ihn gekehrt, fügte ſie mit erhobener Stimme bei: „Frau Felicie von Clavières, meine Schwägerin …

„In der That, eine ſehr ſchöne *) Dame,“ erwiederte er mit einem artigen und ſchmeichelhaften Tone, der den drolligſten Contraſt mit ſeinen Brillen, ſeinem Augenſchirme von grünem Taffet, und mit ſeinem Kapuzinerbarte bildete; dann, wie durch die Berührung mit der Welt, worin er ſeit ſo langer Zeit nicht mehr geweſen, wieder fröhlich geworden, ſetzte er ſich mit der Behaglichkeit eines vornehmen Herrn nieder, kreuzte ſeinen Stock mit ſchnabelförmigem Knopfe auf ſeinem Beine, und fuhr um ſich ſchauend fort: „Das iſt für mich eine der angenehmſten Ueberraſchungen; ich befinde mich wieder in Spanien, im Alhambrapalaſte! Tauſendmal Dank der liebenswürdigen Fee, die mich hingeführt hat! Sie erneuert mir eine der angenehmſten Erinnerungen meines Lebens.“

„Sind Sie viel gereiſet, Herr Graf?“ fragte Seraphine.

„Ich habe meine Tour durch Europa im Alter von

---

*) Ein unüberſetzbares Wortſpiel zwiſchen belle-soeur und fort belle. A. d. Ueb.

zwanzig Jahren gemacht,“ antwortete er, „und dreißig Jahre ſpäter bin ich nach Italien zurückgekehrt.“

Bei dieſem Worte erhob Felicie den Kopf; es dünkte ihr, daß das Geſpräch eine intereſſante Wendung nehme, und der Blick, den ſie auf den Grafen warf, mußte ihren Eindruck offenbaren; denn er fügte bei, von der Aufmerkſamkeit, die ſie ſeinen Worten zu ſchenken ſchien, innerlich geſchmeichelt: „Vor etwa zehn Jahren führte ich Frau von Albys nach Rom; die Aerzte hatten ihr dieſe Reiſe zur Herſtellung ihrer Geſundheit verordnet, und, könnte ich beifügen, um der meinigen den letzten Stoß zu verſetzen; ich wäre beinahe an der uns vorgeſchriebenen Diät geſtorben.“

„Uebertriebene Sorgfalt und Schonung?“ ſagte Seraphine; „aber gerade dieß verlängert das Leben, Herr Graf.“

„Sorgfalt, Schonung!“ wiederholte Herr von Albys; „die neue Medicin verfährt nicht ſo: wenn eine junge zarte und ſchwächliche Frau leidet und dahinſiecht, vergleicht man ſie mit einer verkümmmernden Pflanze; man verordnet ihr die friſche Luft, die Sonne, und der arme Ehemann ſieht ſich genöthiget, auf den Heerſtraſſen die Vorſchriften der Fakultät zu vollziehen. Als die Krankheit der Frau von Albys einmal erwieſen war, erlaubte man ihr keinen Augenblick Ruhe mehr, folglich auch mir nicht. Wir machten gymnaſtiſche Uebungen, wir ritten täglich. Hätte ich das Talent von dieſem ſo geiſtvollen dicken guten Manne gehabt, den man Stendahl nennt, ſo würde auch ich im Stande geweſen ſeyn, meine Spaziergänge nicht nur in Rom, ſondern auch im ganzen Kirchenſtaate, zu beſchreiben!“

„Und was war das Reſultat von dieſer nomadiſchen Behandlung? Hatte ſie irgend einen Erfolg, Herr Graf?“ fragte Seraphine.

„Sie ſchlug der Frau von Albys gut an,“ antwortete er mit einem Seufzer, „und verurſachte mir einen Rheumatism, der mich zwang, ſie die erwähnte Methode ganz allein befolgen zu laſſen. Als ſie auf dem Punkte der Geneſung ſtand, führte ich ſie wieder nach Paris. Sie war damals friſch wie eine Roſe, lebhaft und fröhlich wie eine Grasmücke; dennoch verlor ich ſie nach Verlauf eines Jahres.“

„Die arme kleine Grasmücke hatte ſich nicht wieder an ihren Käfig gewöhnen können!“ ſagte der Arzt mit halblauter Stimme.

„Die Gitterſtangen waren nicht ſo eng gereiht, daß ſie nicht vielleicht bisweilen daraus entſchlüpfen konnte!“ antwortete Felicie mit dem nämlichen Tone und einem leichten Lächeln.

Herr von Ramſay war weit entfernt, den Sinn und das Ziel dieſer Worte zu verſtehen; er ſchüttelte den Kopf und murmelte mit betrübter Miene: „Sie iſt in ihrem Kerker aus Langweile und Sehnſucht geſtorben! . . .“

Die Anweſenheit dieſes kränklichen, gebrechlichen und tauben Greiſes, verſetzte das Fräulein von Clavières in gute Laune; ſie ſah alle ſeine Gebrechen mit einer Art von Sympathie, die im Grunde nur die wilde Genugthuung war, den Anblick eines Unglückes, dem ihrigen gleich, vor Augen zu haben. Ihre Aufnahme des Herrn von Albys war ſo geſchäftig, ſo wohlwollend, daß er innerlich davon geſchmeichelt ſeyn mußte. Felicie dagegen betrachtete ihn mit einer peinlichen Neugier, und empfand bei ſeinem Anblicke jenes mit Traurigkeit vermiſchte Mitleiden, welches Hinfälligkeit der Jugend einflößt. Aus einem Grunde, von dem ſie ſich nicht vollſtändig Rechenſchaft gab, benahm ſie ſich jedoch holdſelig gegen ihn, und ſchrie ihm mit aller Kraft ihrer ſanften Stimme Worte zu, wofür er ſehr dankbar ſchien. Daher verlängerte er ſeinen Beſuch, und ſchien an dieſer Unterhaltung Vergnügen zu finden, deren Faden er jedoch nicht immer folgte.

Herr von Ramſay miſchte ſich wenig in die Unterhaltung; er dachte und ſann, die Gruppe betrachtend, welche einige Schritte von ihm das Fräulein von Clavières, die junge Wittwe und der Graf von Albys bildeten; dieſes Bild im Innern mußte wahrlich einen Philoſophen zum Nachdenken bringen, und einen Liebhaber beunruhigen. Seraphine ſaß auf dem Stuhle mit den Elfenbeinfüſſen, den ſie ſcherzweiſe den Thron der Königin-Sultanin nannte; ihr ſchreckliches Antlitz trat aus dem dunkelblauen Hintergrunde der Mauer wie ein Fratzengeſicht aus gebrannter Erde hervor; ſie hielt Cupido auf ihren Knien, und ergötzte ſich, ihn zu necken, indem ſie ihn mit einem Orangenzweige ſchlug, deſſen ſüße Blüthen der mürriſche kleine Hund abbiß und brach. Ihr gegenüber machte ſich Herr von Albys breit in dem tiefen Lehnſtuhle, den man für ihn in den Sommerſalon gerollt hatte, und mit etwas gelüftetem Augenſchirme, die Hand nach Art eines Hörrohres an ſeinem Ohre, nahm er ſo gut als möglich an der Unterhaltung Theil, und lachte bei Allem, was Felicie ſagte, in ſeinen Ewigen-Juden-Bart. Zwiſchen dieſen beiden Geſichtern erſchien der anmuthige Kopf der jungen Frau, welche, nachläſſig auf die Kiſſen des Divans gelehnt, die kalten und durchſichtigen Körner der an ihrem Halſe hangenden Schnur von gelbem Ambra, durch ihre Finger gleiten ließ. Dieſer Contraſt machte den Arzt lächeln und ſeufzen; er begann über die ungleiche Vertheilung nachzuſinnen, welche Natur und Glück mit ihren Gaben unter dieſe drei Perſonen gemacht hatte, und es dünkte ihm, daß wenn das Schickſal billig wäre, es, anſtatt ſolche Ausgleichungen zu treffen, den Alten und das Mädchen mit der Meduſenlarve zwingen würde, ihre unnützen Reichthümer derjenigen zu Füſſen zu legen, welche bereits auf ihrer Stirne die Doppelkrone der Jugend und Schönheit trug.

Der Beſuch des Grafen von Albys zog ſich ſo in die Länge, daß er ſich bei dem Fortgehen entſchuldigen mußte. Seraphine, aus ehrender Achtung für ſein Alker und ſeine Stellung als ehemaliger Freund der Familie, wollte ihn bis in das Vorzimmer fortbegleiten, und ehe er ſich entfernte, fragte ſie ihn ſehr artig, ob ſie hoffen dürfte, dieſe Beziehungen guter Nachbarſchaft ſich wiederholen zu ſehen.

„Meine Schweſter und ich werden entzückt ſeyn, Sie oft zu empfangen, Herr Graf,“ ſagte ſie zu ihm mit jenem gräßlichen Lächeln, welches die Leute verſteinerte, wie wenn ſie das einzige Auge, die ehernen Klauen und die Schlangenhaare der Gorgone geſehen hätten.

„Gewiß, mein Fräulein, werde ich oft die Ehre haben, Ihnen meine Aufwartung zu machen,“ erwiederte der Graf mit jener galanten und ehrerbietigen Miene, womit er ehedem die Hofdamen auf der großen Treppe von Verſaille grüßte, als er Page der Königin war.

In dieſem Augenblicke ging Carbonnet durch das Vorzimmer; ſie erblickte den Grafen, der ſich ziemlich hurtigen Schrittes entfernte, und Piter zurückließ; plötzlich durchzuckte ein teufliſcher Gedanke ihr Inneres.

„Ei! ei!“ dachte ſie, „wer weiß, warum das Fräulein ſo viele Zärtlichkeiten dieſem alten Podagriſten erweiſet! Sollte ſie vielleicht zufällig daran denken, ihn mit unſerer jungen Wittwe zu verheirathen, und eine Doppelhochzeit zu machen! In dieſem Falle würde der Ball mit einem ſchönen Contretanze eröffnet!“

Die Träume einer Sommernacht.

11.

Es war ein Uhr nach Mitternacht. Schon lange hörte man kein Geräuſch mehr in den großen Gemächern des Hôtels Clavières; alle Lichter waren nach und nach hinter den Sommerläden erloſchen; nur eine kleine flackernde Helle ſchien durch die Rollvorhänge von Seraphinens Schlafzimmer; ſie kam aus der auf dem Gueridon ſtehenden alabaſternen Nachtlampe: das Fräulein von Clavières lag im Bette; aber der Schlaf nahte ſich noch nicht ihren heißen Augenliedern; ſie hatte ſich aufgerichtet, wie um leichter zu athmen, und den Elbogen in den weichen Pfühl ſenkend, den Kopf auf ihre Hand ſtützend, ſtarren Blickes und beklommener Bruſt, ſchien ſie, wie die bleiche Phädra,

„Des Wagens Bahnflucht mit dem Blick' zu folgen.“

Carbonnet, auf einem Stuhle vor dem Bette ſitzend, hatte ſich einige einſchläfernde Erzählungen erlaubt; aber ihrer nieſelnden und wie das Geräuſch eines Spinnrades eintönigen Sprache, gelang es nicht, dieſe hartnäckige Schlafloſigkeit zu beſiegen. Endlich hatte ſie zu ſchweigen beſchloſſen, und begnügte ſich, von Zeit zu Zeit die Augen zum Plafond aufzuſchlagen, tief ſeufzend, wie Jemand, deſſen Gemüth von einer großen Traurigkeit bewältiget iſt. Seraphine bemerkte zuletzt dieſe Pantomime.

„Was giebt's denn, Dorothea, und warum ſchneiden Sie denn ſo Geſichter?“ ſagte ſie barſch; „ich wünſchte es zu wiſſen.“

„Das Fräulein ſind ſehr gut,“ antwortete die Zofe indem ſie ihre Stimme weinerlich zu machen ſuchte, aus Mangel der Thränen, die nicht aus ihren Augen floßen; „aber ich wage es nicht, Ihnen zu gehorchen; ich getraue mir nicht, die Urſache meiner Betrübniß zu ſagen.“

Und als Seraphine mit einer Geberde der Ungeduld ſich abwendete, beeilte ſie ſich beizufügen: „Ach! das Fräulein ſelbſt machen mir Kummer; der Gemüthszuſtand, worin ich Sie ſehe, beunruhiget mich.“

„Was wollen Sie ſagen?“ unterbrach ſie das Fräulein von Clavières, deren Wangen mit einer plötzlichen Röthe ſich überzogen, „was haben Sie denn bemerkt?“

„Daß das Fräulein bisweilen traurig ſind,“ erwiederte Carbonnet, „daß Sie die Geſellſchaft fliehen, daß Sie alle Abende zu Hauſe zubringen, was früherhin nie der Fall geweſen, kurz, daß Sie irgend einen Gedanken zu hegen ſcheinen, der Sie quält.“

„Ah! Sie haben dieß geſehen?“ verſetzte Seraphine in einem halb nachdenkenden, halb ironiſchen Tone. „Nun denn, Sie haben ſich nicht völlig geirrt. In der That, es geht in mir eine große Veränderung vor.“

„Da haben wir's!“ dachte Carbonnet.

„Sie ſind eine verſtändige Perſon, Dorothea,“ fuhr das Fräulein von Clavières fort; „Sie haben vielleicht Dinge bemerkt, welche diejenigen nicht vermuthen, die mir noch näher kommen, als Sie.“

„Ich beſitze keinen großen Scharfſinn, aber meine Anhänglichkeit an das Fräulein erſetzt mir die Einſicht," antwortete Carbonnet mit erheuchelter Beſcheidenheit, und innerlich vergnügt über eine ſo ſchöne Redensart.

„Sie ſind fein und liſtig," ſagte Seraphine kalt; „Sie ſind auch verſchwiegen, glaub' ich. Da ich in dieſer Nacht nicht ſchlafen kann, will ich mit Ihnen von Sachen reden, die Sie halb errathen haben."

Carbonnet rückte ihren Stuhl dem Bette näher, und erkünſtelte eine Miene aufmerkſamer Rührung die einer Vertrauten von Profeſſion Ehre gemacht hätte. Gewiß haben die Cleone und Phedimen unter ihren kleinen Binden von weißer Wolle, nicht die belebte Phyſiognomie, den ehrerbietig fragenden Blick, wie ſie die verſchmitzte Zofe unter der Spitzenhaube hatte, welche auf ihren zwei Büſcheln falſcher Haare ſaß, deren pomadirte Lunten auf ihrer, wie eine Pfingſtroſe hochrothen Wange in zwei dünne Korkzieher ausliefen.

„Mein Geiſt iſt beſchäftiget, in der That," fuhr das Fräulein von Clavières fort; „denn ich bin im Begriffe, einen großen Entſchluß zu faſſen."

„Gebe der Himmel, daß es derjenige* ſey, welchen dem Fräulein einzuflößen ich Gott ſo ſehr gebeten habe!" rief Carbonnet hinterliſtig aus.

Seraphine ließ ſich von dieſer ſinnreichen Art, ſein Gefühl über eine zweifelhafte Sache, die man zu billigen geneigt iſt, zum voraus zu äußern, nicht geradezu täuſchen. Sie heftete auf die Zofe einen forſchenden

Blick, und ſagte zu ihr, vielleicht mit dem Gedanken, ſie in Verlegenheit zu ſetzen:

„Welchen Wunſch haben Sie denn auf ſolche Art für mich gehegt?“

„Jenen, daß das Fräulein ſich endlich entſchließen mögen, einen Gatten zu wählen,“ antwortete Carbonnet kühn.

Dieſe Worte hörend, erblaßte und erröthete wechſelweiſe das Fräulein von Clavières; ihre Augenbrauen zogen ſich zuſammen. Sie wendete ihr Geſicht ab, und ſchwieg. Vielleicht empfand ſie innerlich einen geheimen Aerger, faſt durchſchaut zu ſeyn.

„Meiner Treu!“ dachte ſich Carbonnet heimlich, etwas beunruhigt, „das große Wort iſt gefallen. Deſto ſchlimmer, wenn ſie es übel nimmt!“

Aber Seraphine, plötzlich von dem Bedürfniſſe hingeriſſen, endlich ihre Gefühle und Gedanken auszudrücken, ſchaute Carbonnet ohne Zorn an, und ſagte zu ihr, mit ihrem fahlen Auge blinzend: „Da Sie denken, daß ich heirathen will, ſo müſſen Sie auch vermuthen, daß ich eine Wahl getroffen habe.“

Die Zoſe wagte nur durch ein ehrerbietig bejahendes Zeichen zu antworten.

„Ah! Sie glauben, daß ich zu Gunſten von irgend Jemanden mich entſchieden habe?“ fuhr Seraphine fort; „wohlan! wir wollen ſehen, ob Sie es auch dießmal errathen haben.“

„Es dünkt mir, das Fräulein würden dem Herrn von Ramſay nicht auf ſolche Weiſe Hoffnungen zu machen belieben, wenn Sie nicht entſchloſſen wären, ihm Ihre Hand zu bewilligen," antwortete Carbonnet.

„Sie haben recht, Dorothea," ſagte das Fräulein von Clavières, deren Ohre die Worte dieſer Antwort angenehm klangen. „Und glauben Sie, daß Herr von Ramſay dieſe Abſicht ahne, daß er ſich ſchmeichelt, mich zu heirathen?"

„Ei, ei, dieß wäre kühn von ſeiner Seite!" antwortete die Zofe; „vernünftigerweiſe könnte er ein ſo großes Glück nicht erwarten."

„Sprechen Sie freimüthig, Dorothea," unterbrach ſie das Fräulein von Clavières, „Sie finden ihn entſetzlich ungeſtalt?"

„Ich glaube, daß es, zum Unglücke für ihn, in ganz Paris und vielleicht in der ganzen Welt, keine Beine giebt, wie die ſeinigen," antwortete Carbonnet. „Weil das Fräulein meine Meinung zu hören verlangen, muß ich, auf die Gefahr hin, Ihnen zu mißfallen, die Wahrheit ſagen: Herr von Ramſay ſcheint mir ein braver Mann; er hat ſchöne Manieren; ſein Character ſcheint ſehr ſanft, ſo viel, was das Moraliſche betrifft. Hinſichtlich des Körperlichen muß man geſtehen, daß man nichts Betrübenderes ſehen könnte: ſeine Füſſe können ihn kaum tragen, und altert er ein wenig mehr, ſo wird er ſeinen Lehnſtuhl nicht mehr verlaſſen; das iſt gewiß."

„Ich glaub' es!“ murmelte Seraphine, durch Carbonnets Worte innerlich befriediget und beruhiget; „ja, dieſer Mann iſt eine Ausnahme in der menſchlichen Natur; Niemand könnte ihn lieben; er dürfte den Verſuch nicht wagen, irgend einem weiblichen Weſen zu gefallen.“

„Gut!“ dachte Carbonnet, „ſie iſt zufrieden, ich habe ihr bewieſen, daß Herr von Ramſay noch abſcheulicher häßlich iſt, als ſie.“

„Dennoch iſt er der Mann, den ich heirathen werde,“ fuhr Seraphine mit innigem Ausdrucke fort; „er iſt der Mann, den ich liebe, Dorothea!“

„Wie glücklich er iſt, Fräulein!“ ſagte Carbonnet, die Augen zum Himmel aufſchlagend; „wie groß wird ſeine Freude ſeyn, wenn er erfährt, daß er Ihr Herz gerührt hat!“ Dann fügte ſie argliſtig bei:

„Wer weiß jedoch, ob er ſein Glück nicht ein wenig vermuthet!“

„Nein,“ antwortete Seraphine mit einer unglaublichen Zuverſicht, „nein, er würde es nicht wagen, ſich einzubilden, daß er geliebt wird. Die Frauenzimmer haben ihn ſtets als einen unbedeutenden Mann behandelt: er iſt gewohnt, die Zeichen ihres Wohlwollens, ihrer Freundſchaft, ohne Dünkel zu empfangen. Für ihn hat das Wort Liebe keinen Sinn, und ich habe, ohne mich bloßzuſtellen, meine Gefühle äußern können; er hat mich zu verſtehen nicht vermocht, nicht gewagt, und ich bin noch immer die Herrin meines Geheimniſſes.“

„Das Fräulein werden zuletzt genöthiget ſeyn, ihm

Ihre Abſichten zu erklären; das iſt eine delikate Lage," bemerkte Carbonnet.

„Ich will es noch verſchieben," antwortete das Fräulein von Clavières; „ja, ich will dieſe Erklärung noch verſchieben, deren letztes Wort eine Verpflichtung, ein Heirathsverſprechen ſeyn muß. Wozu den Gang nach einem gewiſſen Ziele übereilen? Iſt es nicht beſſer, es langſam zu erreichen, Schritt für Schritt? Sprechen Sie noch weiter mit mir von Herrn von Ramſay, Dorothea. Nicht wahr, ſein fleißiges Verweilen zeigt, wie angenehm ihm die Beziehungen in dieſem Hauſe ſind?"

„Gewiß iſt es nur das Vergnügen, mit dem Fräulein ſich zu unterhalten, was ihn hier feſſelt," erwiederte Carbonnet, entzückt, dieſe Gelegenheit zu finden, Felicien herabzuſetzen; „die Anweſenheit von Madame kann nichts dazu beitragen; ſie iſt zu ernſthaft, zu ſchweigſam."

„Zu langweilig," fügte Seraphine bei; „ſie iſt ein wahres Geſicht von weißem und rothem Wachſe, gut gekleidet, ſehr ſorgfältig herausgeputzt, das mit einem großen melancholiſchen Auge vor ſich hin ſchaut, und nicht einmal lächeln kann. Ich liebe ſie wirklich ſehr; aber ich kann mich der Ueberzeugung nicht erwehren, daß ſie eine abgeſchmackte Schönheit iſt, die nicht viele Bewunderer muß gehabt haben."

„Ei, ei! ich weiß nicht!" verſetzte Carbonnet boshaft; „aber es dünkt mir, daß nicht ſpäter als vorgeſtern der Herr Graf von Albys ſehr begeiſtert von hier fortgegangen iſt."

„Sie glauben, Dorothea!" unterbrach ſie das Fräulein von Clavières, bei welcher dieſe Aeußerung vielleicht die Idee erregte, welche ſchon der Carbonnet in den Sinn gekommen war.

„Ich weiß es gewiß und beſtimmt," antwortete dieſe unverſchämt; „als der Herr Graf ſich entfernte, hörte ich ihn zu Piter ſagen; „Frau von Clavières iſt ſicher die ſchönſte Perſon, die ich in meinem Leben geſehen!"

„Er hat dieß geſagt!" murmelte Seraphine ein wenig erſtaunt, daß der ehemalige Page der Königin dergleichen Herzensergießungen gegen ſeinen Livréebedienten bethätige. Aber in Rückſicht auf die Ueberſpanntheit des Mannes, konnte ſie jedoch glauben, daß Carbonnet dieſe Aeußerung wirklich gehört habe.

„Ah! Sie glauben, daß meine Schweſter die Eroberung des Grafen von Alby's gemacht habe?" ſagte ſie lachend; „das iſt ſehr ſchmeichelhaft für ſie. „Dann, auf ihre fixe Idee zurückkommend, fügte ſie hinzu: „Ich kenne die Pflichten, die ich durch die Heirath eines gebrechlichen Mannes mir aufbürden werde. Ich werde auf die Welt verzichten müſſen; aber ich werde das Glück in meinem Innern finden, an der Seite meines Gatten; wir werden für uns allein leben. Ich werde nicht fürchten, daß der Ehrgeiz, Geſchäfte, Vergnügungen ihn von mir entfernen. Mein Glück wird gegen alle Ereigniſſe geſchützt ſeyn, die den Frieden des häuslichen

Lebens zerſtören; ich werde weder den Einfluß ehemaliger Freundſchaften, noch die Gefahren neuer Verbindungen befürchten; ſchlechte Subjekte und Coquetten werden mir meinen Gatten nicht beſtreiten. Man wird ihn nicht von mir weg zu Feſten ziehen, welche Liebesintriguen zum Vorwande dienen; wenigſtens bin ich ſicher, daß er ſich nicht erlauben wird, ohne ſeine Frau auf den Ball zu gehen.“

„Sie iſt eiferſüchtig, wie eine Tigerin!“ dachte Carbonnet.

„Ah! meine liebe Dorothea, alle dieſe Gedanken beſchäftigen mich wirklich,“ fuhr das Fräulein von Clavières fort; „ich habe für mein Benehmen einen Plan mir entworfen; ich will, daß Herr von Ramſay ſich zuvörderſt gewöhne, mich täglich zu ſehen; daß er meine Gegenwart nicht mehr entbehren könne. Schon käm' es ihm hart an, ich weiß es, ſich zu entfernen. Er ſpricht nicht mehr davon, nach Ramſay zu reiſen, um ſeine Fieberkranken zu heilen. Ich bin faſt überzeugt, daß er nicht daran denkt, in dieſem Sommer Paris zu verlaſſen. Ohne es zu vermuthen, hat er ſich von dem ſoliden und ſtarken Bande der Gewohnheit umſchlingen laſſen.“

„Und wenn er einen andern Grund hätte, wenn er in das Fräulein verliebt wäre?“ wagte Carbonnet ernſthaft zu ſagen.

„Nein,“ antwortete Seraphine, „nein, ich täuſche mich nicht hinſichtlich ſeiner Gefühle; das iſt ein kaltes, unzugängliches Gemüth; nie wird ein Frauenzimmer ſein Herz ſchlagen machen. Ich beklage mich nicht über dieſe Unempfindſamkeit; das iſt eine Bürgſchaft mehr."

„Das Fräulein entwerfen völlig eine Vernunftehe," ſagte Carbonnet; „dennoch fühlen Sie einige Neigung für Herrn von Ramſay."

„Ja, ich liebe ihn!" erwiederte Seraphine mit einem unausſprechlichen Ausdrucke von heftiger und tiefer Leidenſchaft; dann ihren Kopf auf den Pfühl ſinken laſſend, ſetzte ſie hinzu: „welche Nacht! die Luft iſt wie glühend."

„Das Fräulein ſollten ein wenig zu ruhen ſuchen," ſagte Carbonnet, das Bett ordnend: „es hat drei Uhr geſchlagen; bald wird der Tag anbrechen."

„Ich kann nicht mehr ſchlafen," murmelte Seraphine ſeufzend und halb die Augen ſchließend; „gehen Sie zu Bette, Dorothea, morgen früh kommen Sie allein zu mir, ich werde noch mit Ihnen ſprechen."

Die Vertraute ging fort, und Seraphine blieb ohne Zerſtreuung ihren Gedanken überlaſſen. Dieſe Unterredung hatte ihre Leidenſchaft geſteigert; ſie hatte nicht ungeſtraft gewiſſe Worte laut ausgeſprochen, und die bisher in der Tiefe ihres Herzens verſchloſſenen Gefühle geäußert; ſie empfand in dieſem Augenblicke, daß ſie, vielleicht wider ihren Willen, ſich Luft machen würden, wie jene unterirdiſchen Flammen, welche nach langem Glimmen losbrechen; aber in dem blinden Inſtinkte ihrer Leidenſchaft ſah ſie nicht voraus, daß dieſer Ausbruch ſie, unter den Ruinen ihrer Täuſchungen und ihres Glückes zerſchmettert, begraben könnte.

Während ſie ſich dieſem Traume hingab, und hartnäckig ihr Hirngeſpinnſt verfolgte, war Felicie ihrerſeits ſeltſamen Unruhen preisgegeben. Die junge Frau hatte ihre Heiterkeit nicht wieder finden können, den glücklichen Frieden ihres Gemüthes; ohne irgend einen wirklichen Grund zu Freude oder Schmerz zu haben, empfand ſie Wechſelzuſtände von Niedergeſchlagenheit und Hoffnung, von Traurigkeit und unbeſtimmter Glückſeligkeit. Ihr Herz entwarf weder Pläne, noch Hoffnungen, noch Wünſche, und doch war ſie von fortwährenden Aufregungen, von Gemüthsunruhen erfaßt, deren Urſache ſie weder in ſich ſelbſt, noch in den Ergebniſſen ihres inneren Lebens fand. Während dieſer glühenden Nacht, hatte auch ſie in der Stille und Einſamkeit ihrer Wohnung gewacht. Ermüdet von der langen Schlafloſigkeit, hatte ſie ihr Bett verlaſſen, und einen Nachtmantel über ihre Schultern werfend, war ſie auf den Balkon des Cabinetes getreten, um einen Augenblick Luft zu ſchöpfen. Die Nacht war finſter, die Luft ſchwer und feucht. Bisweilen durchzuckten lange Blitze die Wolken, und erleuchteten mit bleicher Helle die Vorderſeite des Hôtels Albys. Dieſe Stille, nur durch die lauten Stimmen des Gewitters unterbrochen, das in der Ferne rollte, der traurige Anblick des Himmels, an welchem große ſchwarze Wolken ſich bekämpften, erfüllten Feliciens Seele mit einem melancholiſchen Schrecken; ſie verließ langſam den Balkon, und ſetzte ſich jenem Porträte gegenüber, welches ſie durch ihre ſchwarze Maske anzuſchauen ſchien. Die Luft im Cabinete war von den Wohlgerüchen der Magnolien ganz durchwebt, deren Stengel in einer auf dem Gueridon ſtehenden chineſiſchen Vaſe weichte. Felicie nahm dieſe ſchöne Blume, und betrachtete lange deren dicke, ſammetartige Blumenblätter von einem ſanften Weiß, die ſich wollig öffneten, und in den blaßgelben Kelch blicken ließen, aus denen jene betäubenden Wohlgerüche aufathmeten, von deren Aroma keine Blume unſerer Blumenbeete eine Idee geben kann.

Es war wie ein ſüßes und heftiges Gift, was die junge Frau berauſchte, und ihr in Kopf und Herz ſtieg. Bald dünkte es ihr, als ob traurige und liebliche Phantome ſie umgaukelten, und die zürnende und klagende Stimme von Miß Diana ſich in das ſchwache Säuſeln des Windes miſchte, der in den Pappeln ſeufzte. In dieſem Augenblicke erreichte Carbonnet ihr Kämmerchen. Als ſie ſich neigte, um das Fenſter zu ſchließen, gewahrte ſie das Licht, welches ſchwach auf dem Balkone ſchimmerte.

„O! o!“ dachte ſie, „Madame wacht da unten! Was hindert ſie denn, zu ſchlafen? Sollte ſie auch verliebt ſeyn? Aber in wen? Wenn ſie's zufällig in dieſen Hinkenden wäre? Dieß würde komiſch ſeyn! Ah! ah! das iſt unmöglich; dennoch werde ich ſie beobachten müſſen! . . .“

Dieſer Gedanke und die Mittheilungen des Fräuleins von Clavières hielten ſie lange Zeit wach, und als ſie endlich mit Tagesanbruch einſchlief, hatte ſie einen gräßlichen Traum; es ſchien ihr, daß ſie in eine Karyatide verwandelt ſei, und Seraphinens Geſicht das Gegenſtück des ihrigen bilde; Beide trugen durch die Anſtrengung ihrer Arme den großen Balkon des Hôtels, und ſchauten ſich von beiden Seiten des Thorweges unaufhörlich an, während Felicie im Ballkleide, und ihren Blumenſtrauß in der Hand, von einem jungen Manne begleitet, durch die Hausflur ſchritt. Ihrerſeits war Seraphine von Träumen heimgeſucht, der Hölle durch das Hornthor entſchlüpft. Sie erblickte ſich an ihrem Hochzeittage vor dem Altare, an den ſie getreten war, um das feierliche Gelübde auszuſprechen, und plötzlich ſah ſie, ſchreckliches Ereigniß! daß die verdrehten Beine des Herrn von Ramſay ſichtbar gerade wurden, und daß er, ſeine Krücke wegwerfend, allen Blicken eine kräftig geformte Kniekehle wies, und ſolid, wie jene eines andaluſiſchen Majo. Die aus dem Elfenbeinthore hervorgekommenen Träume, gaukelten auch unter den Vorhängen der ſchönen Wittwe; ſie war bei dem dumpfen Toſen des Gewitters entſchlummert, und ſah in ihrem Traume einen ſchönen Sänger, der ſie in eine Gondel führte, den ſüßen Schlußreim ſeines venetianiſchen Liedes wiederholend.

Ein Donnerſchlag.

12.

Von der Anvertrauung gewiſſer Entſchlüſſe bis zum Beginne ihrer Vollziehung, iſt nur ein Schritt; wenn man einmal geſprochen hat, iſt man bald entſchloſſen zu handeln. Seitdem das Fräulein von Clavières der Carbonnet ihre geheimen Gefühle, ihre Hoffnungen ihre Pläne für die Zukunft mitgetheilt hatte, fühlte ſie ſich unwiderſtehlich hingeriſſen, dieſen ſchönen Roman endlich zu verwirklichen, an dem ſie ſeit drei Monaten im Stillen arbeitete, und den ſie in den Augen der Welt durch eine Vernunftheirath und ihrem Herzen nach durch eine Neigungsheirath zu beendigen die Anmaſſung hatte.

Aber es war ſehr ſchwierig, die Formel einer ſolchen Entwickelung zu finden; nur ein Dritter konnte ſchicklicherweiſe eine ſolche Unterhandlung anknüpfen; nach vielem Nachſinnen beſchloß Seraphine, dieſe delikate Commiſſion der jungen Wittwe anzuvertrauen. In dieſer Abſicht verdoppelte ſie ihre Freundſchaftsbeweiſe, und verſchwendete an ſie jene Gefälligkeiten, jene liebreichen Worte, welche Carbonnet in Wuth verſetzten. Die Beziehungen zwiſchen den beiden Schwägerinnen nahmen alſo plötzlich einen vertrauteren und zärtlicheren Character an, und Feliciens Herz, bereits von Dankbarkeit durchdrungen, war nahe daran, ſich dieſem Vertrauen hinzugeben, das ihren Verhältniſſen immer gefehlt hatte. Inzwiſchen erſchien eines Nachmittags der Graf von Albys im Hôtel Clavières. Dieß war ſein zweiter Beſuch. Carbonnet, die immer auf der Lauer war, lief herbei, als ſie Piters Stimme im Vorzimmer hörte. Bei dem Anblicke des Grafen, der mit hurtigem Schritte und geſtrecktem Kopfe durch die Salons ging, rief ſie aus: „Er hat ſeinen Bart weggethan! Es iſt aus! er iſt in Madame verliebt! der alte Narr!“

In der That ſchien die Haltung des Herrn von Albys eine große Veränderung in ſeinen Ideen, und eine vollſtändige Umwälzung in ſeinen Gewohnheiten zu verkünden. Als er in den Sommerſalon trat, betrachteten ihn die drei Perſonen, welche ſchon dort waren, mit einem gewiſſen Erſtaunen. Ein Kleid, deſſen ſchwalbenſchwanzförmig geſchnittenen Schöſſe bis zur Hälfte des Beines reichten, erſetzte den braunen Schlafrock. Die Kappe war in einen Hut verwandelt, und eine Perücke von einem zweideutigen Blond, ohne Zweifel von Piter friſirt, bedeckte mit ihren unzähligen Locken dieſen ſo lange Zeit unter einer ſchwarzſeidenen Mütze begrabenen Kahlkopf.

Die Brille, der Augenſchirm, waren gleichfalls verſchwunden, und ſtatt der breiten Muſſelincravatte, worin der gute alte Herr ſich brüſtete wie ein verdauender Pelikan, trug er eine Atlaßhalsbinde, deren gekreuzte Enden eine Bruſtkrauſe von Batiſt ſehen ließen. Ein großer, in eine Nadel gefaßter Brillant, funkelte auf der Bruſtkrauſe, und eine goldene Kette von der Dicke eines Ankertaues, hing kreuzweiſe an der Weſte.

„Ah! Herr Graf," ſagte Seraphine mit heiterer Vorwurfsmiene zu ihm, und mit einem Blicke auf dieſe glänzende Toilette, „es war verabredet, wie mir dünkt, daß Sie oft kommen würden, aber immer als Nachbar."

„Ich verzichte nur auf die Hälfte meines Vorrechtes," ſagte er, ſein Kinn, glatt wie jenes eines Seminariſten, mit dem Griffe des Rohrs mit ciſelirtem Knopfe ſtreichelnd, welches ſeine Krücke erſetzte; „ich werde ſo oft kommen, als Sie mich zu empfangen gefälligen, meine liebenswürdige Nachbarin; ich werde ſo lange verweilen, als Sie mich zu dulden würdigen werden."

Es war ſchwer, das Geſpräch in dem anſtrengenden Tone zu führen, der nöthig war, um vom Grafen von Albys gehört zu werden; die Unterhaltung mit ihm war nicht viel mehr als ein langes Selbſtgeſpräch, dem die Mitſprechenden durch eine Pantomime antworteten, vermiſcht mit einigen Worten, deren Sinn er nicht immer faßte. Da er viel in der großen Welt gelebt hatte, und ziemlich gut von jener Epoche ſprach, in welcher er ein glänzender Schmetterling war, prächtige Blumen umgaukelnd, die bei den erſten Strahlen der Sonne des Kaiſerreiches aufblühten, hörte man ihn ohne Ungeduld und Langweile. Seraphine hörte ihn ſogar gerne von den Triumphen und dem Verfalle jener ſtolzen Schönheiten erzählen, deren glücklicher Anbeter er geweſen war. An dieſem Tage regte ſie ſeine Erinnerungen ſo gut auf, daß er redſelig viel von ſich ſelbſt ſprach, und mehrere Anecdoten zum Beſten gab, deren Held er geweſen war. Nachdem er die erkaltete Aſche ſeiner alten Liebſchaften ziemlich angefacht hatte, richtete er ſich ſtolz empor, wie ein Veteran, der bei der Erzählung ſeiner Feldzüge in's Feuer gerathen iſt, und ſagte, ſeine Bruſtkrauſe mit einer Geberde unnachahmlicher Geckenhaftigkeit ſchüttelnd, die er fünfzig und einige Jahre früher in den Salons der alten Ariſtokratie mußte gelernt haben: „So war die Jugend damals. Die jungen Leute von heut zu Tage bilden ſich ein, mehr werth zu ſeyn! Ei! ei! ich weiß nichts davon; aber ſo viel iſt gewiß: mit dreißig Jahren ſind ſie ſchon ausgemergelt, und wir Männer von ehedem werden niemals alt."

„Man iſt um ſo mehr verſucht, dieß zu glauben, als Sie ſich ſichtbar verjüngen, Herr Graf," erwiederte Seraphine mit einem Blicke auf dieſe lebendige Ruine.

Die junge Frau war ganz erſtaunt; ſie erinnerte ſich des wunderlichen, gichtiſchen und kränklichen Greiſes, den ſie einige Tage früher geſehen, und fragte ſich, durch welche Willensanſtrengung Herr von Albys dieſen Anſchein von Kraft wieder erlangen konnte, und wie es gekommen, daß er den Entſchluß gefaßt, jung zu werden. Auch der Arzt beobachtete ihn; er ſuchte zu errathen, was dieſen Greiſenleib galvaniſirt hatte;

aber die Urſachen dieſer Naturerſcheinung entgingen ſeiner Forſchung.

„Sie haben ſich zu früh aus der großen Welt zurückgezogen, Herr Graf," äußerte Seraphine; „es iſt nicht klug, was man auch ſagen mag, ſie zu verlaſſen, bevor ſie uns verläßt, und ſich zu begraben, bevor man geſtorben iſt."

„So denk' ich auch!" erwiederte raſch der Graf; „ich habe eingeſehen, daß ich mich zu früh beeilte, den Befriedigungen zu entſagen, welche man in dieſem elenden Leben ſich verſchaffen kann, wenn man eine Rente von hunderttauſend Livres beſitzt. Es bleiben mir noch einige grüne Jahre, die ich gut anzuwenden wiſſen werde. Ah! ah! meine Erben werden Dinge vernehmen, worüber ſie ſtaunen werden. Sie erwarten es nicht, ihren alten Onkel, wie ſie ihn nennen, wieder auferſtehen zu ſehen. Bei Gott! das wird für ſie ein ſchöner Theatercoup ſeyn!"

Der alte gute Mann blickte unwillkürlich Felicien an; dann ſagte er in einem halb ernſten, halb ſcherzhaften Tone: „Ei! ei! die ſchönſte Ueberraſchung, die ich ihnen bereiten könnte, wäre, ihnen eine Einladung zu meinem Hochzeitballe zu ſenden!"

„Er denkt, wieder zu heirathen!" murmelte Herr von Ramſay; „der arme Mann!"

„Das iſt ein Scherz," antwortete Felicie, welche dieſen Gedanken für äuſſerſt poſſierlich hielt.

Bald darauf empfahl ſich der Graf, und wie das erſtemal begleitete ihn das Fräulein von Clavières bis in das Vorzimmer. Felicie und der Arzt blieben einen Augenblick allein im Salon.

„Mein liebes Kind,“ ſagte Herr von Ramſay, „ich bemerke mit Freuden, daß Ihr Geiſt aus ſeiner Gleichgültigkeit heraustritt; Sie ſind heiterer, mittheilſamer ſeit einigen Tagen.“

„Ja, mein guter Doctor,“ erwiederte ſie, „ich bin glücklicher, weil ich anfange, Seraphinen zu lieben. Wenn Sie wüßten, wie gut und liebevoll ſie gegen mich iſt! Das iſt wahrhaftig eine Schweſter, welche der Himmel mir gegeben hat!“

„Sie ſind glücklich,“ ſagte der Arzt, mit melancholiſcher Freude dieſes liebliche und holdſelige Geſicht betrachtend, aus welchem ſtille Zufriedenheit ſtrahlte; „ich kann jetzt abreiſen, Felicie?“

„Ah! noch nicht!“ rief ſie aus, die Hand mit einer treuherzigen Bewegung vor ſich hin ſtreckend, wie um ihn zurückzuhalten; „noch nicht! Welche Leere würde durch Ihre Abreiſe hier entſtehen!“

Er wagte mit ſeinen Händen die anmuthige Hand zu drücken, die ſich gegen ihn bewegte, und murmelte mit einer durch das ſchmerzliche Glück, welches alle Fibern ſeines Herzens durchbebte, erſtickten Stimme: „Liebes, liebes Kind! Ah! könnte doch meine Freundſchaft immer zu Ihrem Glücke genügen!“

Als er dieſe Worte ſagte, glaubte er hinter dem herabgelaſſenen Gitterladen eines Fenſters, dem er gegenüber ſaß, einen Schatten vorübergleiten zu ſehen. „Man belauſcht uns!“ ſagte er, raſch Feliciens Hand fahren laſſend.

„Zu welchem Zwecke?“ antwortete ſie beſtürzt, aber ohne die Unruhe des Herrn von Ramſay zu theilen, „und ſelbſt wenn man uns belauſchen würde, was läge daran! Wir haben nichts geſagt, was nicht vor der ganzen Welt wiederholt werden könnte.“

„Es iſt wahr,“ verſetzte der Arzt ſeufzend; „Ihr Gemüth iſt rein von jedem Gedanken, den Sie nicht laut geſtehen dürften; es iſt nichts Verborgenes in Ihrem Herzen.“

„Ach! mein guter Doctor!“ entgegnete Felicie mit einer liebenswürdigen Regung von Freimüthigkeit und treuherziger Verwirrung, „Sie verurſachen mir Gewiſſensbiſſe, indem Sie ſo ſprechen. Ich habe Ihnen ſo viele Dinge verhehlt!“

„Sie? Felicie!“ rief Herr von Ramſay aus.

„Ja,“ erwiederte ſie; „eigentlich ſind es Geheimniſſe, die mich nicht perſönlich betreffen.“

„Ah! der Himmel ſey geprieſen! Dann hat es nichts zu ſagen!“ murmelte der Arzt beruhigt.

Einen Augenblick danach trat das Fräulein von Clavières in den Salon, und der Reſt des Tages verfloß wie gewöhnlich. Aber am Abend, als das Fräulein von Clavières in ihr Zimmer kam, fand ſie Carbonnet, die ihrer harrte.

„Was giebt's denn, Dorothea?“ fragte ſie, die beſtürzte und geheimnißvolle Miene der Zofe bemerkend, welche umhertrippelte, wie aus Ungeduld über die Langſamkeit, womit die Kammerzofen ſie entkleideten.

„Ich werde mit dem Fräulein ſprechen, wenn Sie zu Bette gebracht ſind,“ antwortete Carbonnet halblaut, und mit einer Miene, welche verrieth, daß ſie ihr etwas Wichtiges zu entdecken habe.

Das Fräulein von Clavières, eine unbeſtimmte Unruhe empfindend, beeilte ſich, ihre Zofen zu entlaſſen; dann ſagte ſie mit einem hochmüthigen Tone: „Nun, was haben Sie mir zu ſagen, Dorothea; Ihrer Phyſiognomie gemäß ſollte man glauben, daß irgend ein Unglück in meinem Hauſe ſich ereignet habe.“

„In der That geſchehen darin für das Fräulein unglückliche Dinge,“ antwortete Carbonnet, die Augen zum Himmel erhebend, und ſeufzend, wie von Zorn und Entrüſtung beklommen.

„Um was handelt es ſich? und von wem wollen Sie mit mir ſprechen?“ fragte das Fräulein von Clavières, eine Bewegung der Ungeduld verhaltend.

„Die Sache verhält ſich ſo,“ verſetzte Carbonnet, jedes ihrer Worte mit einer gewiſſen Langſamkeit betonend, um Seraphinen Zeit zu gönnen, ſie wie ſpitzige und vergiftete Pfeile tief in ihr Herz dringen zu fühlen; „das Fräulein werden täglich und ſtündlich, unter Ihren Augen, betrogen und verrathen; man ſpinnt in Ihrer Nähe eine Liebesintrigue, die Sie niemals vermuthet haben. Herr von Ramſay iſt in Madame verliebt; ihretwegen kommt er hieher, und ſie ſieht ihn nicht mit ganz gleichgültigen Augen."

Bei dem erſten Worte fuhr Seraphine wie ein verwundeter Panther auf; ihr Geſicht überflog eine erdfahle Bläſſe; dann ſchloß ſie die Augen und blieb unempfindſam. Nach dieſer Offenbarung ſchwieg ſie einen Augenblick, und ſchien nachzudenken. Hierauf ſagte ſie mit kurzer Stimme: „Von wem haben Sie erfahren, was Sie mir ſo eben geſagt haben?"

„Ich hab's geſehen," antwortete Carbonnet kalt.

„Wo? Wie? Wann haben Sie dieſe Intrigue entdeckt?"

„Eben heute," erwiederte Carbonnet eifrig; „als das Fräulein den Herrn von Albys begleiteten, war ich zufällig im Garten, hinter einem Gitterladen des Sommerſalons. Der Himmel bewahre mich, an den Thüren zu horchen! Dieß war nie eine Untugend von mir; aber, ohne Arges zu denken, blickte ich in den Salon. Madame war allein mit Herrn von Ramſay, und . . ." Sie unterbrach ſich, und ſchien zu ſchwanken.

„Vollenden Sie!" ſagte das Fräulein von Clavières gebieteriſch zu ihr.

„Wohlan! dann hab' ich Madame raſch dem Herrn von Ramſay ſich nähern, und mit einer zärtlichen Miene mit ihm ſprechen ſehen, wie ſie in Gegenwart des Fräuleins nie mit ihm ſpricht; er ſchien ganz entzückt. Ich hörte nicht genau, was ſie ſprachen; aber es dünkt mir, daß es ſehr vertraut war. Er nannte ſie ganz einfach-

Felicie, und ſie ſagte alle Augenblicke: Mein Freund! Hierauf haben ſie ſich bei der Hand gefaßt, und dann ſind das Fräulein zurückgekommen.“ Carbonnet ſprach dieſe Worte mit äußerſter Geläufigkeit und mit ſehr bewegter Stimme; ſie war von der doppelten Freude überwältiget, mit dem nämlichen Schlage Seraphinens Herzen eine ſo ſchmerzliche Wunde verſetzt, und die junge Frau mit einem ſo ſichern und treuloſen Pfeile getroffen zu haben. Sie freute ſich über das Böſe, das ſie dieſen beiden Frauen zufügte, die ſie aus verſchiedenen Gründen verabſcheute, und ſie dachte heimlich, das bleiche und entfärbte Geſicht Seraphinens betrachtend: „Das iſt ein harter Schlag! Sie ſagt jetzt kein Wort mehr. Ei, ei, wer ſollte glauben, daß ſie weinen werde. Dieß war ihr nie begegnet, vor mir wenigſtens. Sie hat mir ſo viele unangenehme Dinge geſagt, die ich, ohne zu antworten, dulden mußte, und ſogar mit zufriedener Miene ihr dankend! Sie hat mich ſo ſehr bedrängt, ſo ſehr gequält! Nun iſt die Reihe an mir. Es macht mir Vergnügen, ſie ſo zu ſehen. Ei, ei, jede Andere an meiner Stelle würde ſich fürchten!“

In der That war Seraphine erſchreckend; halb aufgerichtet und eine Hand auf ihren Pfühl geſtützt, mit vorgeneigtem Leibe; ſchien ſie inneren Stürmen preisgegeben, die in Schmerzens- und Verzweiflungslauten hervorbrachen. Nie wurde die antike Megäre mit häßlicheren Zügen dargeſtellt; mit flammendem Auge, bleichen und bebenden Lippen, auf der Stirne geſträubten rothen Haaren, war das Fräulein von Clavières in dieſem Augenblicke die lebendige Verperſönlichung einer von den ſchwarzen Schweſtern, welche den wilden Haß, die finſtere Wuth, die unverſöhnliche Rache entzünden. Endlich fand ſie die Kraft, ſich zu beherrſchen. Nachdem ſie lange in dieſen düſtern und ſtummen Schmerz verſunken geweſen, blickte ſie Carbonnet an, welche, mit dem Taſchentuche vor ihren Augen, ihre Thränen zu trocknen ſchien, und mit dumpfer, kaum verſtändlicher Stimme zu ihr ſagte: „Ich glaube Ihnen, Dorothea; dennoch will ich mit eigenen Augen ſehen; es iſt angenehm, ſie zu überraſchen; morgen werde ich ſie einen Augenblick allein laſſen; ich werde in ihrer Nähe verborgen ſie beobachten; ich werde ſie ſehen; ich werde die Liebesworte hören, die ſie ſich ſagen; ich werde Zeugin ihrer Entzückungen ſeyn. Ah! wie ſchändlich bin ich betrogen! Ich wollte meine Hand dieſem Manne bieten, der ſie verſchmäht hätte! Und dieſe Frau war's der ich zunächſt mein Herz zu öffnen gedachte!"

„Wenn das Fräulein ſich gewürdiget hätten, mich wegen dieſer Abſicht um Rath zu fragen, ſo würde ich Sie davon abgebracht haben," ſagte Carbonnet, welche den Moment gekommen ſah, ihre Rolle als Rathgeberin zu beginnen; „jedenfalls ſind das Fräulein glücklicherweiſe noch die Herrin Ihres Geheimniſſes. Das iſt ein großer Troſt."

„Ja, dieß gewährt mir die Mittel, mich zu rächen!" murmelte Seraphine. „O, morgen, morgen! Wie lang die Nacht iſt! Wie ſchrecklich dieſes Warten! Ich möchte gehen, hinaus von hier; ich erſticke in dieſem Zimmer." Sie ſtand auf, und ließ ſich ankleiden.

Carbonnet, welche dachte, daß ſie wahnſinnig würde, begann ſich zu fürchten. „Die Nerven des Fräuleins ſind in einem gräßlichen Zuſtande," ſagte ſie; „ich will Ihnen einen Trank bereiten, der Ihnen vielleicht Schlaf bringen wird."

Seraphine hörte ſie nicht, und ging in Aufregung im Zimmer auf und ab, abgebrochene Worte ausſtoſſend. Dann, wie vernichtet in einen Lehnſtuhl ſinkend, ſtieß ſie das von Carbonnet ihr gereichte Glas zurück, und ſagte weinend: „Dorothea, ich bin der Sache noch nicht gewiß. Sie können ſich geirrt haben!"

„Wir werden dieß morgen wohl ſehen!" murmelte die Vertraute.

Indem ſie dann überlegte, daß ſie eine ſehr ſchlechte Nacht zubrächte, wenn es ihr nicht gelänge, ihre Gebieterin zu beruhigen, fuhr ſie mit unbefangener Miene fort: „Nach Allem haben das Fräulein vielleicht recht; ich habe nichts gehört, nichts geſehen, was einen beſtimmten Beweis gäbe. Welches Glück, wenn ich mich geirrt hätte! Das Fräulein würden mir deßwegen ſicher nicht zürnen; wenn ich Ihnen meinen Argwohn mitgetheilt habe, ſo geſchah es aus Uebermaß des Eifers. Wie ſollte es im Grunde möglich ſeyn, daß Herr von Ramſay in Madame verliebt wäre!"

„Sollte ich morgen entdecken, daß Sie ihn verleumdet haben, ſo werde ich Sie davonjagen, Madame Carbonnet!“ ſagte Seraphine mit einem zornigen Blicke auf die Zofe.

„Ich ſelbſt würde des Vertrauens des Fräuleins mich unwürdig halten, und den Dienſt verlaſſen,“ antwortete Carbonnet ſtolz, und ſetzte heimlich hinzu: „Geh, geh, ich wage nichts! Ich habe geſehen, was ich geſehen habe, und Du wirſt es auch ſehen; dieß wird einen ſchönen Auftritt geben!“

Das Fräulein von Clavières verlebte den Reſt der Nacht abwechſelnd in Wuth und Niedergeſchlagenheit. Am andern Morgen erſchien ſie, unter dem Vorwande, Briefe zu ſchreiben, nicht bei dem Frühſtücke, und lange vor der Stunde, zu welcher Herr von Ramſay in das Hôtel Clavières zu kommen gewohnt war, verſchloß ſie ſich in einem kleinen Gemache neben dem Sommerſalon, das einen andern Ausgang in den Empfangsſalon hatte. Es befand ſich darin weder ein beweglicher Fenſterladen, noch ein geeignet angebrachtes Getäfel, um in dem einen Zimmer zu ſehen, was in dem andern vorging; Carbonnet machte ganz proſaiſch mit einem Bohrer zwei Löcher in die Thüre, nachdem ſie zuvor vorſichtig den Riegel inwendig vorgeſchoben hatte; dieſes Spionirmittel war wohl ein anderes werth. — Dann ſagte ſie, einen Stuhl herbeirückend: „Das Fräulein werden es da recht bequem haben.“ Seraphine ſetzte ſich; ſie zitterte; vielleicht erwachte in dieſem Augenblicke der Stolz ihres Blutes; vielleicht empfand ſie einige Scham über dieſe niederträchtige Handlung, deren Mitſchuldige Carbonnet war. Aber dieſes verworrene Gefühl von Würde wurde bald durch jenen wilden Inſtinkt erſtickt, welcher heftige Gemüther antreibt, ihr eigenes Unglück aufzuſuchen.

Das Fräulein von Clavières war ſeit einer Viertelſtunde da, als die Thüre des Salons aufging; Felicie trat ein. Sie ſtellte den leichten Korb, der ihre Stickerei enthielt, auf einen Tiſch, worauf ſich bereits die Journale und ein kleines Pult befanden, auf dem ſie bisweilen Bemerkungen ſchrieb, während der Arzt etwas las; dann ſchritt ſie einigemal durch den Salon mit der Leichtigkeit eines kleinen Vogels, der am Rande ſeines Käfiges hüpft; ſie pflückte am Springbrunnen Blumen, ließ die Rollvorhänge herab, die zu viel Licht eindringen ließen, ſetzte ſich endlich an den Tiſch, und begann zu arbeiten. Etwa nach einer Stunde trat Herr von Ramſay ein.

Bei ſeinem Anblicke drückte das Fräulein von Clavières Carbonnets Arm, die, neben ihr knieend, gleichfalls ſpähte, und ſagte mit leiſer Stimme zu ihr: „Sie iſt nicht verwirrt geworden; aber er hat die Farbe gewechſelt, als er ſie allein ſah."

Carbonnet legte raſch einen Finger auf ihren Mund, und gab ihrer Gebieterin ein Zeichen, zu horchen.

„Mein guter Doctor," ſagte Felicie, „ſetzen Sie ſich daher neben mich; ich will Sie nach Herzensluſt auszanken. Sie hatten geſtern Abend einen ſehr ſchweigſamen Humor, welcher Seraphinen betrübt hat, deſſen bin ich gewiß."

„Ich war vielleicht traurig; dieß begegnet mir oft," antwortete der Arzt, ohne ſich auf den Stuhl zu ſetzen den ihm die junge Frau mit dem Finger wies; er war dahin gekommen, dieſe anmuthige Vertraulichkeit zu fürchten, welche ihn Anfangs ſo glücklich gemacht hatte. „Ich ſehe das Fräulein von Clavières nicht," fuhr er mit einer verlegenen Miene fort, indem er auf die andere Seite des Tiſches ging.

„Sie hatte Briefe zu ſchreiben; ſie wird noch nicht herabkommen," erwiederte einfach Felicie.

Der Arzt erſchrack vor dem Gedanken eines Tête-à-Tête, das ſich verlängern könnte; er hatte ſich ſchon in einem gleichem Falle ſchwach gefühlt; die Gefühle ſeines Herzens waren einem Erguße ſo nahe, daß er die gefährliche Berauſchung fürchtete, in welche Feliciens Worte und Blicke ihn verſetzten. Sie hatte ihren Kopf gegen ihn gewendet, und zeigte ihm fortwährend den leeren Sitz von ihrer Seite.

„Nein," ſagte er, glücklich und gequält durch dieſe holdſelige Umgebung, und einen Vorwand ſuchend, dieſer Gefahr zu entgehen; „wenn ſie es erlauben, meine liebe Felicie, ſo will ich die Abweſenheit Ihrer Schweſter benützen, um einen vergeſſenen Brief zu ſchreiben."

„Hier iſt, weſſen Sie zum Schreiben bedürfen," antwortete Felicie, ihm das Pult weiſend. „Geben Sie nicht darauf Acht, daß ich da bin, mein guter Doctor;

vollenden Sie ruhig Ihren Brief.“ Sie griff bei dieſen Worten wieder nach ihrer Arbeit, und Herr von Ramſay begann zu ſchreiben.

„Sie irrten ſich, Madame Carbonnet,“ murmelte Seraphine, mit einem niederſchmetternden Blicke auf ihre Vertraute.

„Das iſt unbegreiflich,“ dachte ſich dieſe beſtürzt.

Während einiger Minuten hörte man nichts, und keine Bewegung geſchah im Sommerſalon. Dann ſtand Felicie auf, ſuchte einen Augenblick um ſich her, und ging dann hinaus, ohne Zweifel um zu beweiſen, daß ſie irgend ein kleines Zubehör zu der feinen Arbeit verlegt habe, welche ihre Feenfinger ſchufen. Bei dieſer Bewegung ließ ſie ihr Taſchentuch auf der Thürſchwelle fallen. Herr von Ramſay bemerkte dieß, als ſie hinausgegangen war.

Dann raſch ſich erhebend, hob er das durchſichtige Gewebe auf, worin Feliciens Namenszug geſtickt war; nachdem er es einen Augenblick betrachtet, und den leichten Wohlgeruch eingeathmet hatte, den es aushauchte, drückte er es an ſeine Lippen, und legte es dann auf den Platz, den die junge Frau ſo eben verlaſſen. Dieſe Pantomime hatte nur einige Secunden gedauert; aber ſie war ſo bezeichnend, ſo ausdrucksvoll, daß Carbonnet ſich aufrichtete, nun ihrerſeits ihre Gebieterin anblickend, und murmelnd: „Nun denn?“

Das Fräulein von Clavières wankte empor; für ſie war Alles geſagt, und ſie hatte Alles verſtanden. Carbonnet führte ſie in ihr Zimmer zurück. Dann ſagte ſie zu ihr, ſich auf ihre bleichen Lippen beißend: „Sie hatten ſich nur halb geirrt, Dorothea. Er liebt ſie, ſie weiß es vielleicht nicht. O! ich werde mich rächen! an ihm zuerſt, dann an ihr!

Geheime Rache.

13.

Das Fräulein von Clavières verbrachte den Reſt des Nachmittags, mit Carbonnet in ihr Gemach eingeſchloſſen. Sie gab ſich nicht ihrem Schmerze hin; ſie weinte nicht über verlorene Hoffnungen, über ihre für immer zerſtörten Glücksträume; ſie dachte nur an ihre Rache. Mit mehr Billigkeit, mehr Seelengröße, hätte ſie gefühlt, daß ſie allein die Schuldige ſey, daß ſie ſich, ſo zu ſagen, mit eigener Hand einen tödtlichen Stoß verſetzt habe; daß ſie nicht das Opfer eines Verrathes ſey; daß Feliciens einziges Unrecht darin beſtand, eine Leidenſchaft eingeflößt zu haben, die ſie nicht kannte, und Herr von Ramſay's Verbrechen, ſie geliebt zu haben. Sie empfand nur noch die glühende Sehnſucht, dieſes Herz zu quälen, welches ſie nicht hatte bezwingen können, und berechnete mit grauſamem Scharfſinn die Mittel, dem Herrn von Ramſay den empfindlichſten Schlag zu verſetzen. Obwohl ſie viel Selbſtbeherrſchung beſaß, und der tiefſten Verſtellung fähig war, mangelte ihr die

Kraft, ſich dieſen peinlichen Zwang anzuthun. Unter dem Vorwande eines wichtigen Geſchäftes ging ſie gegen Abend aus, ohne Felicien zu ſehen, und indem ſie ihr einfach durch Carbonnet ſagen ließ, daß ſie zu Tiſch gehen möge, ohne auf ſie zu warten. Zu gleicher Zeit übergab die Kammerzofe dem Herrn von Ramſay heimlich das folgende Billet:

„Ich wünſchte, mein Herr, heute Abend eine Stunde lang mit Ihnen zu ſprechen. Meine Schweſter darf bei dieſer Unterredung nicht anweſend ſeyn, aus Gründen, welche Sie würdigen werden, wenn ich Sie mit dem Zwecke meines Schrittes bekannt gemacht habe. Ich bin daher gezwungen, ihr eine Art von Geheimniß daraus zu machen, und werde Sie bei mir empfangen.

Seraphine."

Herr von Ramſay empfing dieſes Billet, als er das Hôtel Clavières verließ. Nachdem er es zweimal geleſen hatte, ohne zu begreifen, was ihm Seraphine insgeheim zu ſagen habe, bildete er ſich plötzlich ein, daß es ſich um irgend eine Vermögensverfügung handle, und der reichen Erbin einen großmüthigen Entſchluß zutrauend, vermuthete er, daß ſie einen Theil vom Vermögen ihres Bruders der jungen Wittwe zurückgeben wolle. Während er dieſe Muthmaſſungen brütete, und die Stunde des Rendez-vous mit inniger Ungeduld erwartete, irrte Seraphine, in den Fond des Wagens zurückgelehnt, auf's Gerathewohl durch die Alleen des

Boulognerwäldchens; nur hatte ſie befohlen, daß man ohne anzuhalten fahre, und immer im raſchen Zuge. Als ſie in das Hôtel zurückkehrte, gegen neun Uhr, erwartete ſie Herr von Ramſay ſchon in ihrer Wohnung, in ihrem prächtigen Schlafzimmer. Alles war dort wie zu einem Rendez-vous der Liebe geordnet. Da Niemand im Hôtel wiſſen ſollte, daß Herr von Ramſay ſich bei Seraphinen befand, hatte ihn Carbonnet über die Dienſttreppe eingeführt, und nach vorſichtigem Herablaſſen der Rollvorhänge und Verſchließen der Sommerläden, ſo, daß man das Licht der Kerzen nicht bemerkte, die ſie ſo eben angezündet, war ſie als Schildwache an die Thüre des Salons gegangen, der vor dem Schlafzimmer lag. Das Herz des Fräuleins von Clavières ſchlug heftig, als die Zofe, ihr entgegeneilend, mit leiſer Stimme ſagte: „Er iſt da, mein Fräulein!"

Das unglückliche Mädchen ſtand einen Augenblick ſtille und ſchaute um ſich, von dieſer Lage betroffen. Dieß war das erſtemal, ohne Zweifel das letztemal ihres Lebens, daß ein heimlich zu ihr geführter Mann ſie in ihrem Zimmer verſteckt erwartete.

Ein Halbdunkel herrſchte im Salon, deſſen ſämmtliche Thüren vorſichtig verſchloſſen waren; die Vertraute wachte draußen, und ein zwiſchen den herabgelaſſenen Thürvorhängen des Schlafzimmers ſchwach ſchimmerndes Licht verrieth, daß Jemand wartete. Seraphine konnte ſich eine Minute lang einbilden, daß ſie zu einem wirklichen Rendez-vous der Liebe komme, und dachte ſich mit einem ſchrecklichen Gefühle von Neid und Mißgunſt: „Da ſieht man, wie jene Frauen, welche die Liebe zur einzigen Leidenſchaft ihres Lebens erheben, ihre Liebhaber zu empfangen wagen! Wie ſehr müſſen dieſe Vorkehrungen, dieſe Schwierigkeiten ihre Freuden verdoppeln, und ihre Leidenſchaft ſteigern! Welche Luſt, ſein Glück ſo allen Augen zu entziehen! Welche Wonnen, in dieſen geheimnißvollen Zuſammenkünften!“

Dann plötzlich in die Wirklichkeit ihrer Lage zurückkehrend, murmelte ſie durch die Zähne: „Er iſt da! Er harret meiner; er erwartet mich vielleicht ungeduldig, denn er rechnet auf das Wiederſehen nach dieſer Zuſammenkunft; er iſt glücklich. Ah, er vermuthet den Schlag nicht, den ich ihm verſetzen will!“ — Hierauf näherte ſie ſich mit feſtem Schritte; eintretend reichte ſie Herrn von Ramſay die Hand, und ſagte zu ihm in einem ernſten, faſt feierlichen Tone: „Ich war lange unſchlüſſig, mein Herr, bevor ich Sie um dieſe Unterredung erſuchte. Was ich Ihnen zu ſagen habe, iſt von ſo delikater Natur, betrifft Sie ſo perſönlich, daß ich in der That einige Verlegenheit fühle, mich zu erklären.“

„Mein Fräulein, es giebt nichts, was Sie mir zu ſagen nicht das Recht hätten,“ antwortete der Arzt, über dieſen Anfang erſtaunt; „in einer Angelegenheit, die mich zudem perſönlich betrifft, kann ich aus Ihrem Munde Alles vernehmen.“

Sie wies ihm einen Sitz, und gab ihm ein Zeichen, ſich neben ſie zu ſetzen; dann fuhr ſie mit dem nämlichen düſtern und ernſten Tone fort: „Es giebt im Leben verhängnißvolle Abgründe, wohin man wider ſeinen Willen gezogen wird, und in die man unfehlbar ſtürzt, wenn nicht eine Freundeshand uns zu Hülfe kommt, und uns zur rechten Zeit feſthält; ſo iſt Ihre Lage, mein Herr, und ich will verſuchen, Sie zu retten.“

„Mein Fräulein, ich begreife nicht ...“ ſtammelte der Arzt, immer erſtaunter, und von einer unbeſtimmten Beſorgniß erfaßt.

Aber ſie gönnte ihm keine Zeit, vorauszuſehen, was ſie ihm ſagen wollte, und ſeine Antwort vorzubereiten.

„Mit einem Worte will ich mich erklären,“ antwortete ſie, ihn ſtarr anblickend, und gleichſam mit dem Glanze ihres grünlichen Auges bannend; „Sie haben zu meiner Schweſter, der Wittwe Ihres Freundes, eine thörichte, unſelige Liebe gefaßt. Sie lieben Felicien, ich hab' es durchſchaut, ich hab' es geſehen. Hab' ich mich getäuſcht, mein Herr?“

„Nein, mein Fräulein,“ antwortete der Arzt, ſelbſt ohne ein Läugnen zu verſuchen.

Dieſes Wort drang wie ein Dolchſtoß in Seraphinens Herz. Sie war überzeugt, daß Herr von Ramſay Felicien liebe; aber es war ein ihre Kräfte faſt überſteigender Schmerz, ihn es ſagen zu hören. Dennoch bezwang ſie ſich, und fuhr ruhig fort:

„Aber wohin, mein Herr, wird dieſe Liebe Sie führen? Welche Zufriedenſtellung gewährt ſie Ihnen gegenwärtig? Welches Glück erwarten Sie davon für die Zukunft?“

„Keines,“ erwiederte der Arzt mit einem ſchmerzlichen Ausdrucke; „beklagen Sie mich, mein Fräulein, und tadeln Sie mich nicht. Es iſt wahr, ich habe wie ein Thor dem bitteren Glücke mich hingegeben, das mir meine Liebe ſpendet. Ich war ohne Kraft, ohne Muth gegen mich ſelbſt. Ich bin dieſem Abgrunde, die Augen verſchließend, entgegengegangen, und ohne zu wiſſen, wohin ſie mich ſtürzen würde.“

„Ich weiß es,“ antwortete Seraphine; „ſie wird Sie in einen Abgrund von Schmerz und Verzweiflung ſchleudern, und Sie werden an dem Tage hineinſtürzen, an welchem Frau von Clavières ſich wieder mit einem jungen, liebenswürdigen und ſchönen Manne verheirathen wird, den ſie liebt.“

„Oft hab' ich bei dem bloßen Gedanken daran gezittert!“ murmelte der Arzt, die Augen zum Himmel erhebend. „Wenn Sie wüßten, Fräulein, was ich ſchon gelitten habe; wenn Sie wüßten, welche Qualen zu verhehlen ich die Kraft hatte!“

„Sie können mir Ihr Geheimniß ganz anvertrauen; ich werde Sie mit Nachſicht, mit Sympathie anhören,“ ſagte Seraphine, von einer entſetzlichen Neugier getrieben, und ſo zu ſagen der Qual Trotz bietend, welche ſie freiwillig dulden wollte; „ſprechen Sie mit mir von Ihrer Liebe, erzählen Sie mir die Ereigniſſe dieſer Leidenſchaft, die, wie ich ſehe, ſeit Jahren dauert.“

„Ach!“ antwortete Herr von Ramſay, „wie alle wahren und tiefen Gefühle, iſt ſie langſam groß geworden, faſt wider mein Wiſſen, und durch die Leiden, welche ſie mir verurſachte, hat ſie ſich geoffenbart. Als Frau von Clavières noch Felicie Dalange hieß, hab' ich ſie, ohne Mißtrauen in mich, als ein holdſeliges Kind geliebt, als eine arme Waiſe, die ich angenommen hätte, würde ſie nicht ſchon einen andern Beſchützer gefunden haben. Die Jahre verfloſſen jedoch, und das Kind wurde ein ſchönes junges Mädchen. In dieſer Zwiſchenzeit war ich lange abweſend; ich befand mich zu Ramſay, als ein Brief Pauls von Clavières mir meldete, daß er ſeine Mündel heirathete. Der Schmerz, den dieſe Nachricht mir verurſachte, zeigte mir, was in meinem Gemüthe vorging; verwirrt, erſchrocken, einer Art von Reue preisgegeben, wollte ich das einzige gegen ſolche Uebel mögliche Mittel verſuchen, die Thätigkeit, die durch eine lange Reiſe erzwungenen Zerſtreuungen, als ein zweiter Brief Paul's mir meldete, ihn zu erwarten: er kam mit ſeiner jungen Frau nach Ramſay, um mich zu beſuchen. Was hab' ich damals gelitten, mein Gott!“

„Waren Sie eiferſüchtig?“ fragte Seraphine mit einer Art Lächeln.

„Auf Paul eiferſüchtig, meinen beſten Freund? Nein, Gott ſey Dank,“ antwortete Herr von Ramſay; „aber ich hatte einen Widerwillen gegen das Leben und mich ſelbſt gefaßt, bedenkend, daß ein ähnliches Glück mir niemals beſchieden ſeyn würde. Es giebt keine zweite

Felicie auf der Welt, und wenn ſie exiſtirte, ach! ſo wäre ſie nicht für mich da! Die Neuvermählten blieben nicht lange in Ramſay; Paul, von jenem Bewegungsbedürfniſſe gedrängt, welches die Menſchen beherrſcht, deren Ende nahe iſt, gedachte durch ganz Europa zu reiſen, und drang in mich, ihn zu begleiten. Aber ich fühlte, daß die in der tiefſten Tiefe meines Herzens verborgener Wunde ſich verſchlimmern, und mir den Tod bringen würde, wenn ich noch länger bei Felicien bliebe. Ich trennte mich von dieſen beiden Weſen, die zu dem gehörten, was ich auf der Welt am meiſten liebte, und verweilte in Ramſay mit meinem Schmerze und in meiner Abſonderung. Aber wer kann ſich hienieden auf ſein Glück verlaſſen! Jener, den ich für glücklich hielt, deſſen Loos ich beneidete, verlor das unſchätzbare Gut, das er beſaß, auf immer. Ich ſollte den armen Paul nur auf ſeinem Todbette wieder ſehen. O! wie ſehr hab' ich ihn in ſeinen letzten Momenten beklagt! er ſchied für immer von Felicien! Sie ſehen, welches Leben ich ſeit dem traurigen Tage führe, an welchem Frau von Clavières ihren Gatten verloren hat. Sie haben meine Qualen durchſchaut. Ah! Fräulein, dieß iſt das erſtemal, daß man mich ſo verſteht. Dieß iſt das erſtemal, daß ich das ſage, was Sie ſo eben gehört haben."

Seraphine hatte ihn ſtarr, regungslos angehört, und wie in eine ſtumme Aufmerkſamkeit verſunken; ihr Herz, von den Schlangen der Eiferſucht benagt, ſchauderte jedoch, und ſie fühlte einen kalten Schweiß über ihre Stirne rieſeln. Aber ihre ganze Energie zuſammenraffend, und durch die Hoffnung neubelebt, dieſem Manne alle jene Qualen zu erſtatten, die ſie ſeinetwegen ausgeſtanden, ohne daß er es vermuthete, öffnete ſie wieder ihre halbgeſchloſſenen Augen, und ſagte mit einer ruhigen, faſt liebreichen Stimme: „Ich hege mitfühlende Theilnahme an dieſen Leiden, die ich nicht kenne, und möchte Ihnen aus dieſer peinlichen Lage helfen; aber dazu müßte ich ſo zarte Saiten berühren, ſo unzugängliche Verhältniſſe anregen, daß ich zu ſprechen ſchwanke.“

„Ich hab' es Ihnen ſchon geſagt, mein Fräulein,“ antwortete der Arzt, „aus Ihrem Munge kann ich Alles hören.“

„Wohlan!“ fuhr ſie fort, „ich will Ihnen zuvörderſt mit wenigen Worten erklären, was Sie in allem Dieſem wagen. Sie wagen Ihre Ruhe, Ihre Würde, Ihr Glück, und Feliciens ganze Zukunft. Wenden Sie nichts dagegen ein; das iſt die Wahrheit, die unerbittliche Wahrheit, die in dieſem Augenblicke ſpricht, und und ich werde den Muth haben, Ihnen Alles zu ſagen. Glauben Sie, mein Herr, daß Ihre Bewerbungen, wenn ſie ſo fortgingen, der Frau von Clavières keinen Nachtheil brächten? Als eine Wittwe von ſiebenzehn Jahren und ohne Vermögen, iſt ſie zum Theile in einer vergänglichen Lage; ſie muß wieder heirathen. Alle, die ſich für ihre Zukunft intereſſiren, werden für ſie darauf denken. Aber glauben Sie, daß die Aufmerkſamkeiten, die Sie ihr erweiſen, kein Hinderniß wären? Glauben Sie, daß irgend eine Partie ſich für ſie ergäbe, ſo lange Sie hier ſeyn werden? Vielleicht haben Sie, ohne ſich's zu geſtehen, eine Hoffnung gefaßt, die Hoffnung auf die Gewöhnung an Ihre Gebrechen, und perſönlich zu gefallen, wenn Sie um ihre Hand werben. Ein eitles und kühnes Projekt! Sie iſt voll Achtung und Wohlwollen für den Freund; des Geliebten würde ſie ſpotten; ſie würde ihn mit hochmüthiger Verſchmähung abweiſen. Und wenn ſie durch eine jener Erwägungen, wodurch übel berathene Heirathen entſtehen, Ihre Frau zu werden einwilligte; wenn ſie leider gegründete Abſtoſſungen überwinden könnte, glauben Sie, daß ſie Sie lieben würde? Glauben Sie, daß Sie dieſelbe bei Ihrem Anblicke nicht immer mit einer unwillkürlichen Regung von Mitleiden und Widerwillen ſich abwenden ſehen würden?"

„O! nie, nie ein ſolches Unglück!" murmelte Herr von Ramſay, das Geſicht mit ſeinen Händen verhüllend.

Das Fräulein von Clavières betrachtete ihn einen Augenblick mit einer wilden Freude; dann ſprach ſie mit ihm, um ſeine Wunde noch zu erweitern, ohne Schonung, ohne Erbarmen von ſeiner Ungeſtaltheit; ſie ſchilderte ihm die lächerliche Seite ſeiner Lage; ſie griff ihn an allen ſeinen verwundbaren Stellen an, ſie verletzte ihn an allen empfindlichen Theilen ſeines Herzens und ſeines Gemüthes.

Endlich ſagte der Unglückliche verzweiflungsvoll zu ihr: „Ja, dieß iſt die Wahrheit, die ſchreckliche Wahrheit! Wie könnte eine Frau mich ohne Widerwillen anſehen? Ich bin mir ſelbſt zum Entſetzen. Aber ich habe nie den unſinnigen Plan gehegt, Feliciens göttliche Schönheit an meine traurige Häßlichkeit zu knüpfen. Nein, dem Himmel ſei's gedankt, über dieſen tollen Gedanken brauch' ich nicht zu erröthen!"

„Und inzwiſchen haben Sie ſich in eine falſche, ſchwierige Stellung begeben, welche für Sie täglich unerträglicher wird," fuhr das Fräulein von Clavières unbarmherzig fort; „es giebt nur ein einziges Mittel, Ihr Herz zu erleichtern und zu heilen, ſich für die Zukunft die Freundſchaft derjenigen zu bewahren, die wider ihr Wiſſen, ſo verhängnißvoll Ihr Leben getrübt hat: Sie müſſen reiſen, auf lange Zeit reiſen."

„Auf immer!" murmelte Herr von Ramſay.

Nach kurzem Schweigen fuhr das Fräulein von Clavières fort: „Sie ſind entſchloſſen?"

„Vollkommen entſchloſſen," antwortete er. Dieſe Worte ſprechend, fuhr er mit dem Taſchentuche über ſeine Augen. Zwei Thränen floſſen wider ſeinen Willen unter ſeinen Wimpern.

„Er leidet!" dachte das Fräulein von Clavières, ihn mit einer grauſamen Befriedigung betrachtend.

Er ſtand auf, trat an das Fenſter, und beſchaute einen Augenblick durch das Laubwerk der Kaſtanienbäume ein ſchwach erleuchtetes Fenſter. Und als das

Fräulein von Clavières ſich ihm näherte, und ihn zu betrachten ſchien, ſagte er zu ihr: „Ich ſage Felicien Lebewohl."

„Sie werden ſie alſo nicht mehr ſehen?" fragte das Fräulein von Clavières.

„Nein, mein Fräulein," antwortete er, „ich werde ihr ſchreiben." Er nahm ſodann von Seraphinen Abſchied, und ſie begleitete ihn bis an die Thüre des Salons. Im Augenblicke des Scheidens, ſagte ſie, ihm die Hand reichend: „Wir werden uns vielleicht niemals wiederſehen."

Ihr Herz brach bei dieſen Worten; ſie hatte einen Augenblick von Schwäche, und die Thränen traten ihr in die Augen.

„Wenn ich nicht mehr hier ſeyn werde, ſprechen Sie bisweilen von mir mit ihr," erwiederte Herr von Ramſay, gerührt von dieſem Zeichen von Sympathie. Er ging fort, und Seraphine hörte das Thor des Hôtels hinter ihm ſich ſchließen; dann kehrte ſie in ihr Gemach zurück, düſter, erſchöpft, und ohne auf Carbonnet zu achten, die um ſie herumſtrich, und ſie mit neugierigem Blicke beobachtete. Endlich von ihren Vorrechten einer Vertrauten Gebrauch machend, wagte die Zofe ihre Gebieterin zu fragen.

„Sie errathen nicht, was ſich ſo eben ereignet hat?" antwortete ſie ihr, aus ihrer Erſtarrung erwachend; „eine ſehr einfache Sache: Herr von Ramſay iſt von hier fort, um nicht mehr zurückzukehren."

„Und wird Madame auch fortreiſen?“ rief Carbonnet aus.

„Nein,“ antwortete kalt das Fräulein von Clavières; „ſie bleibt! Wenn ich ſie gehen ließe, würde er ſie bald wieder finden! Ich muß ſie wieder verheirathen, dieſe junge Frau, und bei meiner Seele, dieß wird mit dem Grafen von Albys geſchehen!“

Am andern Tage, bei ſeinem Erwachen, erhielt Felicie einen Brief von Herrn von Ramſay, datirt vom Vorabende, um eilf Uhr Nachts. Er ſchrieb ihr, daß er, gezwungen, noch in der nämlichen Nacht abzureiſen, von ihr nicht Abſchied nehmen konnte, und daß er ſie zu glauben bitte, daß nur wichtige Gründe ihn zu beſtimmen vermochten, ſich ſo zu entfernen, ohne ſie zum letztenmale zu ſehen. Der Ton dieſes Briefes war ſo gezwungen; eine ſo große Traurigkeit drang durch die gemeſſenen Worte, welche den Gedanken zu verhehlen, und nicht ihn auszudrücken ſchienen, daß Felicie von einer traurigen Ahnung erfaßt wurde. Sie beeilte ſich, aufzuſtehen, und flog ganz außer ſich zu ihrer Schwägerin, um ihr die Beſorgniß anzuvertrauen, womit die plötzliche Abreiſe des Herrn von Ramſay ſie erfüllte, und ihr den Brief zu zeigen, welchen ſie ſo eben empfangen hatte. In ihrer Aufregung hörte ſie Carbonnet nicht, welche ſie feſtzuhalten ſuchte, und trat eilig in das Schlafzimmer. Aber bei Seraphinens Anblicke, hingeſtreckt auf einen langen Stuhl, mit gegen ihre Bruſt gepreßten Händen, und ihr erdfahles Geſicht zum

Himmel gewendet, gleich einer Grabesgeſtalt, blieb ſie ergriffen ſtehen, und rief aus: „Meine Schweſter! Sie ſind leidend! Großer Gott! was iſt Ihnen denn begegnet!“

Das Fräulein von Clavières hatte ſich nicht zu Bett gelegt. Der gräßlichſten Verzweiflung zur Beute, war ſie, ohne Wiſſen ihrer Leute, mit Carbonnet ausgegangen, und die ganze Nacht in der Umgebung des Hôtels umhergeirrt, welches Herr von Ramſay bewohnte; ſie wußte, daß er mit Tagesanbruch reiſen würde, und wollte ihn noch einmal ſehen. Sie war verſucht geweſen, ſich unter die Räder der Poſtchaiſe zu ſtürzen, als ſie ihn vorüberfahren ſah, in den Fond ſeines Wagens zurückgelehnt, das Geſicht blaß, und halb in ſein Taſchentuch gehüllt: aber es ſtand geſchrieben, daß das Drama ihres elenden Lebens hier nicht enden ſollte. Bei Feliciens Stimme erhob ſie den Kopf, und ſagte, mit der Hand über ihre entzündeten Augenlieder fahrend: „Ich habe dieſe Nacht ſchlecht geſchlafen. Ich fühle mich etwas unwohl; aber dieß wird vergehen.“

„Aber Sie ſelbſt,“ fügte ſie bei, Felicien ſtarr anblickend, „was fehlt Ihnen? Sie ſcheinen ganz beſtürzt.“

Die junge Frau hatte ſich auf einen Schemel neben ſie gekniet, und ſagte zu ihr mit Thränen in den Augen: „Meine Schweſter, unſer Freund iſt fortgereiſet.“

„Ich weiß es,“ unterbrach ſie Seraphine mit einem kurzen Tone. „Er hat mir geſchrieben, um Abſchied zu nehmen:

„Wie mir," ſagte Felicie, ihr den Brief reichend. „Ach! ſehen Sie. Er erklärt durch keine Gründe dieſe ſchnelle Abreiſe. Ich fürchte, es möchte ihm irgend ein Unglück begegnet ſeyn!"

„Beruhigen Sie ſich," antwortete Seraphine kalt; „er iſt ganz einfach zu dem Zwecke abgereiſet, ſein menſchenfreundliches Werk fortzuſetzen. Man wird ihm geſchrieben haben, daß der Tod ſeine Fieberkranken wegraffe, und er iſt abgereiſet, ohne ſich Zeit zu nehmen, uns zu beſuchen, und uns ein Lebewohl zu ſagen . . . Dieß iſt der einzige Grund dieſer Reiſe."

„Gott gebe es!" murmelte Felicie, den Kopf ſchüttelnd.

„Meine Schweſter," ſetzte ſie treuherzig hinzu, und auf das Fräulein von Clavières ihre ſchönen und noch thränenfeuchten Augen heftend, „meine Schweſter, nicht wahr, Sie bedauern den Verluſt des Herrn von Ramſay, und daß ſeine Abweſenheit eine große Leere um uns laſſen wird?"

„Ja, aber Sie bleiben mir!" antwortete ſie mit einem entſetzlichen Lächeln.

Der Wolf und das Lamm.

14.

Das Fräulein von Clavières war mit jenen heftigen und verderbten Naturtrieben geboren, welche auch dem Daſeyn einiger Frauen zunächſt einen leidenſchaftlichen Roman machen, deſſen Scenen, Anfangs lebhaft und reizend, ſtufenweiſe ſich verdüſtern, ſodann ein Drama, wovon jeder Act eine traurige Entwickelung herbeiführt, und das mit einem oft böſen, immer unglücklichen Ausgange endet. Durch die abſcheuliche Häßlichkeit ihres Geſichtes behütet und bewahrt, hatte ſie ihre ſomit zurückgedrängten Neigungen zum Theile tief in ihrem Herzen gähren, und in bittere Empfindungen ſich verwandeln gefühlt. Die Täuſchung, worin ſie ſeit einigen Monaten gelebt, hatte, bis auf einen gewiſſen Punkt, ihr Naturell umgeſtimmt, und ihr Gemüth weich gemacht. Aber der Schlag, der ſie ſo eben getroffen, veranlaßte eine ſchreckliche Gegenwirkung. Von wilder Eiferſucht, von finſterm Haſſe verzehrt, fand ſie für ihr Unglück keinen andern Troſt, als die langſame Rache, welche ſie an Felicien üben konnte. Es bedurfte aber einer außerordentlichen Heuchelei, um mit dem Opfer fertig zu werden, ohne daß es den grauſamen Händen entſchlüpfte, die es zurückhielten, und ſich anſchickten, es an allen empfindlichen Theilen ſeines Weſens zu treffen; das Fräulein von Clavières beſaß dieſe grauſame Geſchicklichkeit. Sie wurde übrigens von Carbonnet unterſtützt, die, ohne irgend eine Erklärung, ihre Abſichten begriffen hatte, und zum Vollzuge ihrer Projekte ſtillſchweigend beitrug. Seraphine, unter dem Vorwande des noch immer neuerlichen Todes ihres Bruders und der Erſchütterung ihrer Geſundheit, kündigte an, daß ſie im künftigen Winter ihre Salons nicht wieder öffnen würde. Da ſie eine Menge Bekanntſchaften und keine Freunde hatte, fand ſie ſich, ihrer Abſicht entſprechend, völlig iſolirt. Dann begann für die junge Wittwe ein traurigeres, eintönigeres Leben, als jenes der Abgeſchloſſenen, welche, der Welt entſagend, ehemals ihre Tage in einer unter dem Widerlager einer Kirche vermauerten Zelle verlebten. Den größten Theil des Tages brachte ſie allein in jener prachtvollen Wohnung zu, wo ſie nie ein Geräuſch hörte, ſelbſt nicht den Klang ihrer eigenen Stimme; denn ſie konnte mit ihrer armen Stummen nur durch Zeichen ſprechen. Carbonnet hatte Wort gehalten: Roſette war nicht mehr aus der Wohnung ihrer Gebieterin gekommen. In ein kleines Zimmer verwieſen, das auf die Dienſttreppe ging, ſpeiſete ſie dort, und wagte es niemals, die Befehle der furchtbaren Beſchließerin zu übertreten, welche ihr verboten hatte, die letzte Stufe der Treppe zu überſchreiten. Bisweilen verſuchte Felicie, von der Schwermuth gerührt, welche das arme Kind in dieſer unbedingten Einſamkeit beſchlichen hatte, ſie zu zerſtreuen und aufzuheitern; aber dieß war keine leichte Sache. Es bedurfte einer belebten Pantomime, um die Sprache zu erſetzen, kindiſcher Spiele zur Ergänzung der Unterhaltung, und es war rührend, dieſe ſchöne junge Frau Vergnügungen aus ihrem Leben als Penſionärin verſuchen zu ſehen, um der Traurigkeit einen Augenblick dieſes Geſchöpf zu entziehen, das ſie leiden und vor ihren Augen vergehen ſah.

Bisweilen hatte ſie ihr zu verſtehen gegeben, daß ſie frei wäre, und zu ihren Eltern zurückkehren könnte; aber dann ſchaute die Stumme, zu ihren Füſſen ſitzend, ſie mit Thränen in den Augen an, und bedeutete ihr durch Zeichen, daß ſie ſie nicht verlaſſen wolle. Sie hatte Carbonnet zu beſtimmen geſucht, Roſette manchmal ausgehen, und mit den übrigen Dienerinnen verkehren zu laſſen, aber die Beſchließerin trocken geantwortet: das iſt unmöglich; dieß mißfällt dem Fräulein.

Und Felicie war nicht darauf beſtanden.

Gegen Abend kamen die beiden Schwägerinnen im Salon zuſammen, und bald erſchien der Graf von Albys. Seraphine hatte ihn völlig in ihr Vertrauen gezogen, und ſeit der Abreiſe des Herrn von Ramſay ſpeiſete er faſt jeden Abend im Hôtel Clavières. Dieſe kleine Verſammlung, verloren, ſo zu ſagen, inmitten der ungeheuern Salons, die man allabendlich wie zu einem Feſte erleuchtete, bot einen ſonderbaren und traurigen Anblick. Seraphine, tief in ihrem Lehnſtuhle ſitzend, mit geneigtem Kopfe, die gefalteten Hände auf ihren Knien, ſchützte ihren leidenden Zuſtand vor, um an der Unterhaltung keinen Theil zu nehmen, und den Grafen ſprechen zu laſſen, der, ihr gegenüber, auf dem Platze, den ſonſt Herr von Ramſay einnahm, endloſe Geſchichten aus der vergangenen Zeit erzählte, oder Projekte für die Zukunft entwarf, als hätte er noch hundert Jahre und darüber zu leben. Zwiſchen dieſen beiden Geſichtern, dem düſtern, ſtummen, noch abſtoſſenderen durch den Ausdruck der Phyſiognomie als der Häßlichkeit der Züge, und dem andern, unter Runzeln die Lebendigkeit, den Aufſchwung der Jugend grimaſſirend, glich Feliciens ſanftes und melancholiſches Antlitz einer zarten Roſe von Bengalen, aufgeblüht inmitten häßlicher Diſteln. Während dieſer ermüdenden Unterhaltungen hatte Felicie bisweilen verſucht, den alten Onkel zu bewegen, von ſeinen Neffen zu ſprechen; aber dieß war ein Stoff, der ihm augenſcheinlich mißfiel, und worüber er hartnäckig ſchwieg. Ein gleiches Schweigen beobachtete er, wenn von ſeiner jungen Frau die Rede war; man hätte meinen ſollen, er habe den Entſchluß gefaßt, nur auf die ſeiner Jugend fernſtehenden Erinnerungen zurückzukommen; alles Uebrige war bei ihm ein verſiegelter Brief geworden. Die junge Wittwe verging vor Langweile während dieſer langen Abende, die ſie in völliger Unthätigkeit verlebte; denn Seraphine hatte ihr zu verſtehen gegeben, es ſey nicht ſchicklich, daß ſie, während des Beſuches des Grafen, eine von jenen leichten Arbeiten zur Hand nehme, die ſie wenigſtens mechaniſch beſchäftigten. Unter den anſtändigſten Formen, mit Ausdrücken, die für die Empfindlichkeit nicht im Geringſten verletzend waren, führte übrigens das Fräulein von Clavières mit ihr einen heimlichen und erbitterten Krieg.

Sie beſaß die Kunſt, ſie zu betrüben, zu beunruhigen! ſie in Niedergeſchlagenheit zu verſetzen, ohne jemals ihre Abſicht offen darzulegen, und ſie durch Anſpielungen, mittelbare Rathſchläge und treuloſe Einflüſterungen, in eine Art von Verzweiflung zu ſtürzen. So ließ ſie dieſelbe, hinter allgemeine Ausdrücke ſich verſchanzend, tauſendmal ihre Armuth, ihre Abhängigkeit, und ihre Entblößung von aller Stütze, von aller Protektion auf dieſer Welt, fühlen. Mit boshafter Berechnung überhäufte ſie dieſelbe zu gleicher Zeit mit Freigebigkeit, und ſetzte eine Art Prahlerei darein, ihr Putzſachen, Kleinodien, welche ihre Trauer ihr zu tragen erlaubte, im Ueberfluße zu geben. Jedenfalls machte ſie nur bedingungsweiſe davon Gebrauch; gar oft legte die arme Felicie ſeufzend ihr einfaches Kleid von Wolle ab, und zog, um ſich an die Tafel zwiſchen Seraphinen und den Grafen von Albys zu ſetzen, ein ſchwarzes Spitzenkleid an, geziert mit Schleifen und Trauerblumen. Die junge Frau beſaß ein zu redliches und reines Gemüth, um den Zweck aller dieſer Verfahrungsarten zu durchſchauen, und auch nur eine böſe Abſicht von Seite Seraphinens zu vermuthen. Sie entſchuldigte ſie im Grunde ihres Herzens wegen des Leidens, das ſie ihr bereitete, in der Meinung, daß dieß ein unwillkürliches Unrecht, und die Wirkung einer ihrer geiſtigen Beſchaffenheit eigenthümlichen Ungeſchicklichkeit wäre. Sie verſuchte muthig, an dieſes müßige Leben ſich zu gewöhnen, durch heimliche Hinderniſſe eingeengt und doch bewegt; aber es fehlte ihr die Kraft, wider die Einflüſſe zu wirken, die unaufhörlich auf ihr laſteten, und bald verſank ſie in jene peinliche Gleichgültigkeit, welche den unmächtigen Anſtrengungen unſers Willens folgt. Obgleich ſie nicht genau einſah, wie feindlich ihr Alles war, was ſie umgab, hatte ſich doch ihr zartes und wohlwollendes Gemüth denjenigen, die ſich ihr nahten, einigermaßen verſchloſſen. Zuneigung und Sympathie fühlte ſie nur für ihre kleine Stumme, und bisweilen einen thränenvollen Blick auf ſie heftend, ſagte ſie zu ihr, als hätte dieſelbe ſie verſtehen können: „Geh, mein armes Kind, ich bin eben ſo allein wie Du!"

Herr von Ramſay hatte ihr einmal geſchrieben; ſein aus Ramſay datirter Brief war kurz, und trug das Gepräge einer reſignirten Traurigkeit. Er meldete ihr ſeine nahe Abreiſe nach der Schweiz, und bat ſie, ihm nach Genf zu ſchreiben, wo er einige Tage zu verweilen gedenke.

Feliciens Antwort war liebreich, aber gezwungen; wie hätte ſie von den immer bitterern Leiden ihrer Lage ſprechen, und Dinge erklären können, die ſie ſelbſt nicht verſtand? Ein Bedenken hielt ſie übrigens ab: ſie fühlte ſich ſehr unglücklich; aber ſie wollte Seraphinen nicht beſchuldigen, ihr ein ſo trauriges, ſo einſames, ſo troſtloſes Leben bereitet zu haben. In der Unthätigkeit ihrer langen Tage und der düſtern Stille ihrer Wohnung, blickte ſie bisweilen ſchaudernd und lauſchend auf; aber Alles um ſie her ſchwieg; keine Stimme ertönte hinter der Dame mit der ſchwarzen Maske, und nur das Laubwerk der Pappeln murmelte unter dem Balkone. Dann träumte und ſann ſie von jenen geheimnißvollen Stimmen, welche ſie eingeweiht hatten in die unbekannten, für junge und einfache Herzen, wie das ihrige, furchtbare Leidenſchaften. Die Zeit verfloß inzwiſchen; die nebeligen Herbſttage ſtreiften die Schatten des Gartens weg, deſſen Anblick Feliciens Augen ergötzte; dann kam der traurige Winter, ganz in Schnee und eiſige Nebel gehüllt. Nun wurde die junge Frau ſo niedergeſchlagen, daß eines Tages Carbonnet zum Fräulein von Clavières mit betrübter Miene und einem heuchleriſchen Seufzer ſagte: „Ich weiß nicht, ob das Fräulein es bemerkt haben, wie ich; mir dünkt, das Madame in einer ſchlimmen Haut ſteckt.“

„Durchaus nicht, ich finde ſie ſehr wohl,“ antwortete Seraphine; „ſie langweilt ſich vielleicht ein wenig; das iſt Alles.“

„Gut! Sie will's ſo!“ dachte Carbonnet; „künftig, ſelbſt wenn Madame im Todeskampfe läge, werde ich immer ſagen, daß ſie herrlich ausſehe!

Um dieſe Zeit machte der Graf von Albys bei dem Fräulein von Clavières einen entſcheidenden Schritt. Nachdem er ihr feierlich geſchrieben, um ſie um eine Unterredung zu bitten, wurde er eines Morgens durch Carbonnet bei ihr eingeführt, die zu lächeln ſich nicht enthalten konnte, als ſie den ehemaligen Pagen der Königin an Herrn von Ramſay's Platze ſitzen ſah, und die Befehle ihrer Gebieterin empfing, welche ihr durch einen Wink bedeutete, an der Thüre Wache zu halten.

„Mein Fräulein,“ ſagte der Graf mit einem unglaublichen Aplomb, und ſich ſchief in ſeinen Armſtuhl ſetzend, wie zur Zeit, da er vertrauliche Morgenbeſuche bei den Modenärrinnen gemacht hatte, die am Vortage mit ihm die Treniß in den Salons des Kaiſers getanzt, „mein Fräulein, Sie ſehen hier einen zum Närriſchwerden verliebten Mann. Sie erſtaunen darüber, nach dem Glaubensbekenntniſſe, welches ich Ihnen abzulegen die Ehre gehabt habe, als von der projektirten Heirath die Rede war. Damals, ich geſteh's, war's aus Haß gegen meine Spitzbuben von Neffen, daß ich wieder heirathen wollte; aber ich konnte die von Ihnen erhaltene Erlaubniß, Ihrer holdſeligen Schweſter den Hof zu machen, nicht ungeſtraft benützen. Es handelt ſich bei mir nicht mehr um eine Vernunftheirath.“

„Nun denn, Herr Graf, Sie werden eine Liebesheirath machen!“ wagte Seraphine ernſthaft zu antworten.

„Aber in dem Maße, als ich meinem Herzen nachgab, hat meine Vernunft Lärm geſchlagen,“ fuhr Herr von Albys fort; „ich bin von unerhörten Sorgen erfaßt; mein Geiſt hat ſich tauſend Hirngeſpinnſte geſchaffen, ich fürchte —“

„Herr Graf,“ unterbrach ihn Seraphine ſtolz, „wenn Sie in dieſer Verbindung Ihr Glück nicht zu finden beſorgen, ſo müſſen Sie den Antrag, womit Sie mich beehret haben, zurücknehmen. Ah! Sie fürchten ſich, ſagen Sie!“

„Ja, mein Fräulein, vielleicht einen Korb zu erhalten," antwortete der Graf mit einer komiſchen Treuherzigkeit.

„Wie! Dieß iſt's was Sie beunruhigt und beſchäftiget!" rief Seraphine aus; „beruhigen Sie ſich, Herr Graf, ich bürge Ihnen für Feliciens Einwilligung!"

„Sie überhäufen mich mit Freude!" erwiederte Herr von Albys, ihr die Hand küſſend; dann fuhr er mit Ueberſpanntheit fort: „Es handelt ſich nur darum, ihr begreiflich zu machen, daß ſie, wenn ſie will, die glücklichſte Frau auf der Welt werden kann, meine Liebe wird ihr nichts verſagen, ich werde ſie wie ein Götzenbild ſchmücken; ich werde kein anderes Geſetz haben, als ihren Willen, ihre Laune. Durch unſern Vertrag werde ich ihr mein ganzes Vermögen vermachen, einmalhunderttauſend Livres Renten!"

„Sie wird nicht unſchlüſſig ſeyn," verſetzte Seraphine kalt; „aber es iſt unnütz, ſchon jetzt ihre Stimmung zu erforſchen. Wozu würde es dienen, Herr Graf, vor dem Ende des Trauerjahres von der Heirath zu ſprechen? Dieß wäre, nach meiner Anſicht, weder klug noch ſchicklich."

„Alſo," fuhr er beruhigt fort, „Sie ſehen keine Schwierigkeit, keinen Widerſtand voraus?"

„Alles dieß bringt man zu Stande!" erwiederte Seraphine hart; „laſſen Sie mich handeln, Herr Graf; iſt der Augenblick gekommen, ſo werde ich ihre Beiſtimmung zu erhalten wiſſen. Empfangen Sie von dieſem Momente an mein Wort: Ich habe auf Frau von Clavières nicht die Rechte einer Mutter; aber ich beſitze die ganze Auctorität als ſolche; ſie hält Alles auf mich, mein Haus iſt ihr einziger Zufluchtsort, meine Protektion ihre einzige Stütze. Urtheilen Sie, ob ſie uns entgehen kann!“

„Wohl! So iſt's auch!“ murmelte Carbonnet, die an der Thüre lauſchte; „von heute an bis zu dem Tage, an welchem dieſer alte Caſſander kommen wird mit aller Feierlichkeit ſeine Werbung vorzutragen, wird man die junge Wittwe ſo ſehr plagen und quälen, daß ſie mit Wonne Ja ſagen wird, um von dieſer Galeere wegzukommen.“

Während dieß bei dem Fräulein von Clavières geſchah, beſchäftigte ſich Felicie in ihrem Zimmer mit der Erfüllung einer Pflicht der Wohlanſtändigkeit und der Liebe; der Neujahrstag nahte ſich, und nach ihrer Gewohnheit ſchrieb ſie an ihre alte Großmutter. Anfangs entfloſſen ihrer Feder nur zärtliche Ausdrücke der Liebe und Ehrfurcht; aber nach und nach, und faſt ohne es zu bemerken, hatte ſie ſich treuherzigen und ſchmerzlichen Ergießungen überlaſſen, die ihr Herz erleichterten: „Liebe
„gute Mama,“ ſchrieb ſie, empfangen ſie meine Wünſche
„zum beginnenden Jahre; wenn Gott ſie erhört, werden
„Sie mit allen Freuden überhäuft werden; Sie werden
„alle Wünſche ſich verwirklichen ſehen, die Ihr Herz
„hegt. Ich denke recht oft an Sie, gute Großmutter
„und es iſt ein Troſt für mich, mir Ihr friedliches Still-

„leben vorzuſtellen, und die Aufmerkſamkeiten, welche „Sie von guten Leuten erhalten, von denen ſie umgeben „ſind. Ich bilde mir Magdalena und Veronika immer „um den Tiſch herum ſpinnend ein, während Sie ihnen „das Leben der Heiligen oder Robinſon Cruſoe vorleſen. Hier bedienen uns die Diener mit der „größten Ehrerbietung, und würden es nicht wagen, ſich „in unſerer Gegenwart zu ſetzen; aber im Grunde fühlen ſie für uns weder Wohlwollen, noch guten Willen. „Was ich Ihnen hier ſage, erſtreckt ſich auf alle Verhältniſſe; man lebt dem Anſcheine nach in der größten „Eintracht; man ſieht ſich täglich, und dennoch verſteht „man nicht, ſich zu lieben, und ſich wechſelſeitig glücklich zu machen. Ich lebe in einem Ueberfluſſe, von „dem Sie ſich keine Vorſtellung machen könnten, und „dennoch fühl' ich mich ärmer, als Ihre Magdalena; „denn Alles, was ich habe, iſt zwar zu meinem Gebrauche, aber ich kann nichts verſchenken. Uebrigens, „liebe Großmutter, gewöhnt man ſich leicht an dieſen „Luxus, und bald vergißt man den Werth aller dieſer „ſchönen Sachen, die ſo viel koſten. Was mich betrifft „ich verſichere Ihnen, ſo iſt mir einer jener Sträuße „von wildem Jasmin lieber, den ich in den Hecken von „Flambiers pflückte, als die Perlen, mit denen ich heute „Abend mich zieren werde. Ich denke auch an Ihre Spaziergänge um ein Uhr Mittags, bei lieblicher Sonne, „welche die Luft erwärmt, und die kleinen Maßlieben „am Saume das Fußpfades blühen macht, auf dem

„Sie wandeln. Hier hat der Himmel ein düſteres Grau;
„die Kälte hat unſere Raſenplätze ausgetrocknet, und es
„werden viele Tage vergehen, bevor ein Strahl der
„Sonne mein erſtarrtes Gemüth erheitern wird. Meine
„Schwägerin lebt ſehr zurückgezogen von der Welt,
„und wir erhalten keine andern Beſuche, als jene eines
„alten Herrn, unſers Nachbars, der mir viele Freundſchaft
„bezeigt. Ich bin jedoch undankbar genug, ſeine
„Empfindungen nicht ſo zu erwiedern, wie ich vielleicht
„ſollte; aber wider meinen Willen verſage ich ihm jene
„Gefühle der Verehrung, der Ehrerbietung, welche ſeinem
„Alter gebühren. Ach! ich mache mir jedes unwillkürliche
„Unrecht zum Vorwurfe, das ich denjenigen
„zufüge, die mich umgeben. Ich mache mir das Sträuben
„meines Herzens zum Vorwurfe, das außerhalb
„ſeiner ehemaligen Zuneigungen nichts lieben kann. Ah!
„Großmutter, ich bin ſehr unglücklich! Bitten Sie Gott
„für Ihr Kind, bitten Sie ihn, mir den Frieden, die
„Ergebung zu verleihen. Es wäre ein großer Troſt
„für mich, Sie zu beſuchen, wär's auch nur auf einige
„Tage, auf einige Stunden. Aber dieſer Reiſevorſchlag
„glaub' ich, würde meiner Schwägerin mißfallen, und
„bei der Güte, die ſie mir erweiſet, muß ich in Allem
„ihrem Willen mich unterwerfen. Meine gute Großmutter,
„ich ſinke zu ihren Füſſen, um Ihren Segen zu
„empfangen, und küße Ihre verehrungswürdigen Hände.
„Bitten Sie Gott für Ihre Felicie."

Acht Tage ſpäter überreichte Carbonnet perſönlich.

der jungen Wittwe einen großen Brief, deſſen Adreſſe von einer ungleichen und zitternden Schrift, in einer Entfernung von zwanzig Schritten lesbar geweſen wäre.

„Ah!“ rief die junge Frau mit lebhaft-freudiger Gemüthsbewegung aus, „Nachrichten von meiner Großmutter!“

Sie erbrach den Brief mit bebender Hand, und las zuerſt mit den Augen, dann mit lauter Stimme, was folgt:

„Flambiers, den 2. Januar 18..

„Meine theure und vielgeliebte Enkelin!

„Meine Gebrechen nehmen von Tag zu Tag zu;
„ich fühle die Nothwendigkeit, meine Familienangelegenheiten
„zu ordnen, bei denen Du betheiligt biſt,
„da mein ganzes kleines Vermögen nach meinem
„Tode Dir zufallen ſoll. Ich bitte Dich alſo, und
„nöthigenfalls befehle ich Dir, auf der Stelle nach
„der Provence abzureiſen, und mich in Flambiers zu
„beſuchen. Empfiehl mich beſtens Deiner Schwägerin,
„und entſchuldige mich bei ihr, ihr nicht meinen
„Wunſch mitgetheilt zu haben, Dich einige Zeit bei
„mir zu ſehen; aber mein völlig geſchwächtes Augenlicht
„verhindert mich, ihr zu ſchreiben.

„Deine Großmutter, die Dich aus dem Grunde
ihres Herzens liebt und ſegnet,

W. Dalange.“

„Ah! mein Gott! iſt es möglich?“ rief Carbonnet aus, und ging eilig fort, um Seraphine in Kenntniß zu ſetzen.

Die junge Frau, blaß, beklommen, ganz außer ſich vor Freude, drückte den Brief an ihr Herz und rief aus: „Wir reiſen! O! meine gute Großmutter! Wie gut hat ſie dieſe Reiſe möglich zu machen gewußt! Wie gebieteriſch ſagt ſie zu mir: Ich befehle Dir! Man muß ihr wohl gehorchen, wenn ſie ſo ſpricht!“

Während ſie zugleich weinte und lachte, blickte Roſette ſie mit beſtürzter Miene an; ſie erklärte ihr, daß ſie Beide reiſen und ſehr weit von hier ſich fortbegeben würden. Hierauf begann die Stumme im Zimmer umher zu tanzen, und zu hüpfen wie ein entſprungenes Reh. Bald danach trat das Fräulein von Clavières ein: ſie war von dem Schlage niedergedonnert worden; aber ſie fühlte, daß kein Widerſtand möglich ſei, und nichts dieſe Reiſe verhindern könnte. Nur ſchmeichelte ſie ſich, ihr Opfer pünktlich wieder zu faſſen, und zu dieſem Zwecke, trug ſie mit der größen Gefälligkeit dazu bei, alle Vorbereitungen zur Abreiſe zu erleichtern. Als der Graf von Albys von dieſer Nachricht ganz beſtürzt herbeirannte, welche ſie ihm unverzüglich durch Carbonnet mitgetheilt hatte, ſah ſie ihn einen Augenblick unter vier Augen, und ſagte zu ihm mit einer Miene voll Zuverſicht: „Seien Sie ruhig, mein Herr; ſie reiſet nicht auf immer fort; ich ſteh' Ihnen gut dafür, daß ſie in kurzer Zeit hierher zurückkehren wird. Es iſt nun ein günſtiger Umſtand, daß ſie Ihre Abſichten nicht erforſcht hat, und daß ich noch nicht laut zu Ihren Gunſten mich ausgeſprochen habe; ſie wird alſo in aller Sicherheit wieder kommen. Hegen Sie alſo gute Hoffnung, Herr Graf, und hüten Sie ſich, bei dem Abſchiednehmen von ihr ſich nicht zu verrathen."

Am Tage ihrer Abreiſe ſagte die junge Frau mit einiger Verlegenheit zu Seraphinen, indem ſie ihr einen Schlüſſel wies, den ſie in der Hand hielt: „Hier iſt der Schlüſſel zu dem Cabinete, das ich zu meinem Maleratelier eingerichtet habe; ich habe darin eine Menge kleiner Gegenſtände geordnet, und wünſchte, daß während meiner Abweſenheit Niemand hineinkomme."

„Sehr wohl, mein Herz, nehmen Sie dieſen Schlüſſel mit," antwortete Seraphine; „da Sie bald wieder in den Beſitz Ihrer Wohnung treten werden, wenigſtens hoff' ich es, hat man nicht nöthig, das zu berühren, was Sie zurücklaſſen."

Zwei Stunden ſpäter nahm die leichtgläubige und gute Felicie, mit Thränen in den Augen von dem Fräulein von Clavières Abſchied, und ſagte zu ihr, ſie umarmend: „Ja, bald, meine Schweſter, ich verſpreche es Ihnen. Leben Sie glücklich, und denken Sie bisweilen an mich."

Sie ſtieg mit der Stummen in die Poſtchaiſe, welche an der Haustreppe hielt, und indem ſie Seraphinen ein letztes Zeichen des Lebewohls machte, warf ſie ſich, ihr Geſicht mit ihrem Taſchentuche verhüllend, in den Fond des Wagens, der alſogleich davonrollte.

„So hab' ich auch Herrn von Ramſay fortreiſen ſehen!" murmelte Seraphine, auf der Haustreppe ſtehend; „er wird nicht mehr kommen! Aber ſie!... O! wir werden uns wiederfinden!“

Flambiers.

15.

Es war ungefähr acht Uhr Abends; ein tiefes Schweigen herrſchte in der Gegend, die der Mond mit ſeinen kalten Strahlen überſchwemmte. Die durchſichtige Luft ließ die Hindehnung einer weiten, von kahlen Bergen begrenzten Ebene überſchauen, durch welche in gerader Linie eine große Straße führte. Dieſe große Landſchaft glich in dieſem Augenblicke einem Grau in Grau gemalten Bilde, wo die entblätterten Bäume in ſchwachen Umriſſen von dem durch Mondlicht verſilberten Hintergrunde ſich ausſchnitten, und die lebendigen Hecken, die Grenzzeichen der verſchiedenen Beſitzungen, ſchwarze Krümmungen auf dem weißlichen Boden der Fluren bildeten.

Eine Poſtchaiſe rollte raſch auf dem einzigen Wege, und der Poſtillion, den Kopf hoch, die Hand auf der Hüfte, ſang ein Liedchen aus der komiſchen Oper, deſſen Worte Pariſerohren ſicher nicht verſtanden hätten. Felicie, zum Kutſchenſchlage geneigt, ſuchte unter den in der Ebene zerſtreuten Häuschen das von einem Wetterhahne überragte rothe Dach, und das Taubenhaus, welches ſich an der Ecke des Hauptgebäudes von Flambiers erhob. Bald verließ der Poſtillion die Landſtraße vorſichtig den Gang ſeiner Pferde mäſſigend, und lenkte in einen Hohlweg ein, mit Bäumen ungleichen Wuchſes geſäumt, und von Geleiſen durchfurcht, die ſtellenweiſe für wahre Abgründe gelten konnten.

„Wir ſind in der Einfachheit! Wir kommen an!" rief Felicie aus, dieſen beinahe unbenützbaren Weg erkennend, an deſſen Beginne man in einer kleinen Capelle die verſtümmelte Statue der Jungfrau ſah, auf deren Schooß die kleinen Mädchen Blumenſträuße legten, und welche die Knaben aus der Umgegend täglich mit Steinen bewarfen, nicht aus Gottloſigkeit, ſondern aus jenem Geiſte der Zerſtörung, welcher die Landleute gegen jedes Kunſtwerk beſeelt.

„Da iſt das Haus meiner Großmutter! Da iſt Flambiers!" fuhr Felicie wonnetrunken fort, der Stummen einen Wohnort, halb verſteckt hinter einem Gehege von Cypreſſen und Lorbeerbäumen, weiſend.

Die Poſtchaiſe rollte über eine Strecke gepflaſterter Straße, und indem der Poſtillion ſeine Peitſche über ſeinem Kopfe knallen ließ, hielt er ſeine Pferde vor einem ziemlich großen Hauſe an, deſſen Thor ſich bei dem Geräuſche der kothbeſpritzten Equipage, und unter dem wüthenden Gebelle der an den Hundsſtall geketteten Haushunde geöffnet hatte.

„Großmutter!" rief Felicie, aus dem Wagen ſpringend, und der alten Dame in die Arme ſtürzend, die zu ihrem Empfange herbeigeeilt war.

„Geh ſchnell herein, mein Kind," ſagte Madame

Dalange, die friſchen und blaſſen Wangen der jungen Frau küſſend, „Du biſt eiskalt! Eine ſo weite Reiſe in einer ſo rauhen Jahreszeit!"

„O! dieß macht nichts, es friert mich nicht, ich bin nicht müde," antwortete ſie, indem ſie ſich ſachte in den Salon drängen ließ. der im Erdgeſchoſſe auf einer von den Seiten der Hausflur lag.

Gewiß war der Contraſt der von ihr ſo eben verlaſſenen Pracht, mit der ländlichen Einfachheit, die zu Flambiers herrſchte, ſehr überraſchend. Als die junge Wittwe nach wiederholter Umarmung ihrer Großmutter die ſie geſund und faſt verjüngt fand, um ſich her ſchaute, lächelte ſie bei der Erinnerung an die Salons des Hôtels Clavières. Das von Madame Dalange bewohnte Gemach, war ziemlich geräumig, und von einer Bauart, welche mehr Schutz gegen die Sommerhitze als gegen die Strenge des Winters verrieth. Der Fußboden war mit jenen gefirnißten Bruchſteinen gepflaſtert, deren Berührung ſo kühl iſt; an den hohen Fenſtern mit kleinen Scheiben hingen einfache weiße Vorhänge, und der Kamin mit einem aus Holz geſchnitzten Geſimſe, hatte einen ſehr großen Herd, auf welchem ein kleines helles Feuer loderte, ohne über einen ſehr beſchränkten Umfang hinaus die mindeſte Wärme zu verbreiten: Ein Papier mit menſchlichen Figuren, ungefähr aus dem nämlichen Zeitraum, wie die grünen Jahre des Grafen von Albrès, tapezirten die Mauer. Auf dem Kamine ſtanden zwei Kühlflaſchen von blauem-

Glaſe, überragt von zwei kleinen, runden, goldgelben Kürbisflaſchen, Orangen ganz ähnlich. Eine ſehr ſchöne Pendeluhr, welche Herr von Clavières der guten Großmutter einſt aus Paris mitgebracht hatte, prunkte zwiſchen zwei Leuchtern von Meſſing, welche den Kühlflaſchen Geſellſchaft leiſteten. Die Möbel des Salons beſtanden aus einem großen Canapé, deſſen Lehne aus zweifärbigem Stroh geflochten war, und aus zwölf eben ſolchen Stühlen, aus einem Schranke von Nußbaumholze mit einem Marmoraufſatze, und aus einem langen, gut gebohnten und ſehr glänzenden Tiſche, um den herum man die ganze Woche hindurch arbeitete, und über welchen man am Sonntage Abends einen Teppich breitete, um Karten zu ſpielen.

„Ah! Großmutter, wie gemüthlich iſt's hier!" ſagte Felicie, tief aufathmend, und ihre Kinderfüße auf die dicken eiſernen Feuerböcke ſtellend, die aus dem Feuerherde hervorragten; „wie lieb iſt mir dieſer gute kleine Feuerwinkel, an dem Sie mir ein Plätzchen neben Ihnen gönnen! ..."

„Dann, die beiden alten Mägde gewahrend, die ſie mit einer freudigen Miene anblickten, und ſich noch nicht zu nähern wagten, rief ſie aus, ihnen die Hand reichend: „Guten Tag, Veronika! Guten Tag, Magdalena! Guten Tag, Mädchen! wie freut es mich, Euch wieder zu ſehen!"

„Wie artig ſie immer iſt!" ſagte Veronika zur andern Magd, die herzlich Feliciens Hand drückte; „man ſollte meinen, ſie ſei gewachſen!"

„Gott beſchütze ſie, dieſe ſchöne Seele des guten Gottes!“ rief Magdalena aus.

„Das Kind wird wohl etwas zu ſich nehmen,“ ſagte Madame Dalange; „Veronika lauf in die Küche!“

„Es iſt Alles fertig, Alles ganz warm, ich will auftragen,“ antwortete das Mädchen; „ſeit heute früh beſorg' ich dieſes Nachteſſen.“

„Wer iſt denn die Kleine da drauſſen, die auf dem Reiſekoffer ſitzt?“ fragte Magdalena, das Gedeck auf den Tiſch legend; „ſie traut ſich nicht herein; ich habe ſie angeſprochen, ſie antwortet nicht. Sie verſteht vielleicht nicht provencialiſch?“

„Ach! ſie verſteht gar keine Sprache,“ erwiederte Felicie; „das arme Kind iſt von Geburt aus taub und ſtumm.“

„Ah! guter Jeſus! Iſt's möglich! Aber wir wollen uns recht um ſie annehmen, und zuletzt wird es uns verſtehen, dieſes unſchuldige Geſchöpf!“ Dann ging die alte Magd hinaus, und holte Roſetten, und wies ihr ohne Umſtände einen Platz in einem Winkel des Salons an, hinter ihrer Gebieterin.

„Ich rechnete nicht beſtimmt auf Deine Ankunft heute Abend, und habe ſchon zu Nacht gegeſſen,“ ſagte Madame Dalange, indem ſie ſelbſt das Gedeck ordnen half; „aber ich will mich an den Tiſch ſetzen, um Dir Geſellſchaft zu leiſten.“

„Wie glücklich bin ich, Dich ſo rührig und geſund zu finden!“ ſagte Felicie, ihr ſachte die Teller mit Früchten aus den Händen nehmend, die ſie vom Schranke geholt hatte; „laß mich doch machen, Großmutter! Nun iſt's an mir, Magdalenen zu helfen.“

„Wie Du willſt, meine Tochter,“ erwiederte die alte Frau; „Du wirſt es jedenfalls beſſer machen, als ich; meine Hand iſt noch ziemlich feſt, der Fuß ziemlich hurtig, aber das Augenlicht nimmt ab; Abends kann ich dieſem guten Mädchen nicht mehr das Leben der Heiligen vorleſen, und ſogar kaum mehr die Karten unterſcheiden, wenn wir Sonntags unſere Partie machen.“

Wirklich hatte die gute Dame ſchon jenen unbeſtimmten Blick, welcher beginnende Blindheit anzeigt; aber dieſes Gebrechen verlieh ihrer Phyſiognomie einen Ausdruck von unausſprechlicher Heiterkeit.

„Meine gute Großmutter,“ ſagte Felicie, ſie an ihren Platz an der Ecke des Feuers zurückführend, „ruhen Sie aus, kümmern Sie ſich um nichts; jetzt bin ich da, um Sie zu erſetzen. Abends werde ich ganz laut vorleſen, und am Sonntage im Spiele Ihre Partnerin ſeyn; zu Zweien werden wir die Karten wohl ſehen!“

„Ein ſüßer Troſt in meinen alten Tagen! Ich wagte es nicht, Dich zu mir zu rufen!“ murmelte die gute Dame, die ſchönen braunen Haare der vor ihr knienden jungen Frau küſſend; „es ſchien mir, daß ich ſelbſtſichtig wäre, wenn ich Dich in meine Einſamkeit wünſchen würde.“

„Ah! Großmutter, ich war da unten ſchon noch einſamer!“ erwiederte Felicie treuherzig.

Madame Dalange war eine von jenen alten Frauen, deren Anblick nichts Betrübendes hat. Eine ausgeſuchte Reinlichkeit hob die veraltete Einfachheit ihrer Toilette, die ſeit fünfzig und einigen Jahren unverändert geblieben war. Sie trug, wie in ihrer Jugendzeit, ein geblümtes Hauskleid und eine Schürze von ſchöner geſtreifter Kattunleinwand. Ein breites Halstuch von Linon bedeckte ihre Bruſt, und reichte hinten bis zu den Schößen des Rockes hinab, der ihre noch gerade und feſte Taille ſchloß. Ihr goldenes Kreuz, an ſchwarzem Sammet am Halſe hangend, ſtrahlte auf dieſes weiße Gewebe, deſſen ſtarre und glanzloſe Falten am Gürtel durch lange Nadeln mit Glasköpfen befeſtiget waren. Ihr Kopfputz beſtand aus einem Faltenhäubchen und einer Muſſelinbaigneuſe, deren lange, unter dem Kinne gekreuzte Barben ſich auf dem Scheitel wieder zuſammenfügten, und eine Art von Schleife bildeten. Bei dem Anblicke dieſes Geſichtes, deſſen ruhige Schönheit das Alter nicht völlig zerſtört hatte, fühlte man ſich von einer Empfindung der Ehrerbietung und Zuneigung durchdrungen; ein ganzes Leben voll guter Werke und beſcheidener Vorzüge ſprach aus den Falten dieſer edlen Stirne, aus dem ſanften Ernſte dieſer friedſamen Züge. — Felicie erinnerte ſich bei dem Anblicke von Madame Dalange unwillkürlich der blonden Perücke, der närriſchen Weſten, und des jugendlichen Ausſehens des Grafen von Albrè. Die Bild machte ſie lächeln.

„Ah! Großmama,“ ſagte ſie, die Enden des Linontuches der guten Dame zerknitternd, „wie Ihnen dieß ſo gut läßt! Man ſollte immer ſo die Moden ſeiner Jugend beibehalten; aber ſtellen Sie ſich vor, daß in der Gegend, aus der ich komme, die Greiſe ſich auf dieſelbe Art kleiden, wie die jungen Leute. Ich kenne Einen davon, der an jedem Abende eine Toilette machte, als wollte er auf den Ball gehen.“

„Jener alte Herr, der täglich Deine Schwägerin beſucht?“ fragte Madame Dalange.

„Der Nämliche, liebe Mama.“

„Dieß geſchah vielleicht in irgend einer Abſicht ... Wenn Deine Schwägerin ihn ſo empfängt, ſo macht ſie ohne Zweifel Projekte, und gedenkt Dich wieder zu verheirathen.“

„Mit Herrn von Albvs!“ rief Felicie lachend aus. „Ja, Großmutter, man ſieht wohl, daß Sie ihn nicht kennen. Sie ſelbſt, deſſen bin ich gewiß, würden ihn zu alt finden, wenn er Ihnen ſeine Hand anböte.“

„Dann, mein Kind, begreif' ich Deine Schwägerin nicht,“ antwortete die alte Dame ernſthaft; „ohne Rückſicht auf das Alter eines Mannes, muß man ihn nicht ausſchließend und immer empfangen, wenn man nicht irgend einen beſchloſſenen Plan hat.“

„Ja, dieß war eine Inconſequenz von Seite Seraphinens,“ erwiederte die junge Frau; „zum Glücke kann ſie die Ruhe von Niemanden bloßſtellen.“

Veronika trug das Nachteſſen auf, ein wahres Meiſterſtück ländlicher Kochkunſt, in Tellern von gelbem Halbporcellan. Magdalena hatte ein ſchönes Stück Hausbrod unter die Serviette gelegt, und nach den nüchternen Gewohnheiten der Gegend eine Tiſchflaſche mit klarem Waſſer vor Felicien hingeſtellt. Dieſes Mahl war ſehr verſchieden von den verſchwenderiſchen Soupés im Hôtel Clavières; aber die junge Wittwe fühlte ſich vergnügt inmitten dieſer beſcheidenen Mittelmäßigkeit; ſie erinnerte ſich an die düſtere Langweile, welche ſie befiel, wenn ſie an jener glänzenden Tafel Platz nahm, wo ſie zwiſchen Seraphinen und dem Grafen von Albys ſaß, und dachte im Stillen, mit entzücktem Auge um ſich ſchauend: „Mein Gott! Geld, Vermögen! Das iſt ſehr unnütz; macht es glücklich?“

Als die Pendeluhr die zehnte Stunde ſchlug, blickten ſich die beiden Dienerinnen an, erſtaunt, ſo lange aufgeblieben zu ſeyn, und Madame Dalange ſagte, ein Licht nehmend: „Komm, meine Tochter, ich will Dich in Dein Zimmer begleiten, und ſelbſt Dich zu Bette bringen.“

Das Haus hatte nur ein Stockwerk, wohin man über eine Treppe mit Steinabſätzen gelangte, die zu einem großen Corridor führte, in welchem die Thüren zu allen Zimmern waren. Feliciens Zimmer lag in einer Ecke des Gebäudes, ſo, daß ſie die Ausſicht auf die Vorderſeite und in einen kleinen Garten hatte, worin Veronika untereinander einige Blumen und einige Küchenpflanzen cultivirte. Dieſes Zimmer ſah völlig wie eine Zelle aus; die kalkgeweißten Mauern waren mit Bildern geſchmückt, eingerahmt in Stäbchen von ſchwarzem Holze. Ein Tiſch, ein Schrank, einige Strohſtühle, ein kleines Geſtell, auf dem ein halbes Dutzend Bücher lagen, bildeten ſo ziemlich das ganze Mobiliar; das Bett, ſchneeweiß, und mit ehemals von der guten Großmutter feſtonirten Vorhängen geziert, war weich, wie jenes einer Nonne. Felicie durchſchritt lächelnd dieſes kleine Gemach, wie um davon Beſitz zu nehmen; dann trat ſie in das anſtoſſende Cabinet. Dieſes war eine Art von Oratorium mit einem Betſtuhle und einem großen ſchwarzen Gemälde, vorſtellend die heilige Thereſia in der Entzückung, und in ihren bleichen Händen ein von den Pfeilen der göttlichen Liebe ganz durchbohrtes Herz haltend. Bei dem Anblicke dieſes Gemäldes blieb Felicie einen Augenblick nachdenkend ſtehen; es erinnerte ſie an die Dame mit der ſchwarzen Sammetmaske, und an die lebhafteſten, aus dem Hôtel Clavières mitgebrachten Eindrücke.

„Wohlan! mein Kind," ſagte Madame Dalange ſanft zu ihr; „willſt Du im Oratorium bleiben? Komm doch; Du kannſt Deine Gebete auf Deinem Ruhelager verrichten, das iſt einer Reiſenden erlaubt."

Am andern Tage weckte ein durch die Vorhänge gleitender Sonnenſtrahl Felicien; ſie richtete ſich von dem weißen Pfühle auf, der von jenem hellen Lichte überſonnt war, und ſchaute mit noch ſchlaftrunkenem Blicke um ſich her; dann, raſch ſich erhebend, warf ſie einen Ankleidemantel um, und eilte an das Fenſter, es zu öffnen. Es war ungefähr neun Uhr Morgens; die leichten Nebel, welche noch in den untern Regionen der Atmosphäre wogten, zertheilten ſich ſchnell; ein glanzvoller Tag folgte einer heiteren Nacht. Aber in dieſer großen Landſchaft waren nur der Himmel ſchön mit ſeinem reinen Blau, und die fernen, halb in Wolken getauchten Geſichtskreiſe. Der Anblick der Ebene war eintönig und nackt; keine Flüſſe, keine hochſtämmigen Wälder. Die kahlen Zweige des Weinſtockes krochen zwiſchen den Furchen, worin neues Getreide grünte, umſäumt von Oelbaumalleen mit blaſſem Laubwerke. — Das Landgut Flambiers war eine kleine Beſitzung mitten auf einem weiten Plateau, und ihre Lage wies nichts Maleriſches. Alles war übrigens der Cultur des Ertrages geweiht, und das von Veronika beſorgte Gärtchen zugleich Obſtgarten, Küchengarten und Blumengarten. Es war eine ländliche Wohnung in ihrer ganzen Einfachheit. Einige in der Umgebung des Hauſes gepflanzte Maulbeerbäume gewährten im Sommer ein wenig Schatten; aber während eines Theiles der ſchönen Jahreszeit glichen ſie abgeſtorbenen Bäumen; denn man entblätterte ſie, um die Seidenwürmer zu füttern. Dennoch gab es am Ende des gepflaſterten Raumes, welcher das Haus von jenem faſt ungangbaren Wege trennte, den man die Einfahrt nannte, einen in allen Jahreszeiten den Sonnenſtrahlen undurchdringlichen Schatten; dieß war eine Allee von Lorbeer- und Erpreſſenbäumen, deren dichtbelaubte Kronen ein prächtiges Gewölbe bildeten. Dieſe ſchönen Bäume hatten viele Generationen geſehen, und durch eine in der Familie Dalange fortgepflanzte Ueberlieferung wußte man, daß ſie zur nämlichen Zeit waren gepflanzt worden, wie die hundertjährigen Maulbeerbäume, welche ſich von den alten Seidenzuchtordonnanzen herſchrieben, die man noch jetzt Sully's in der Provence nennt.

„Wie angenehm lebt man hier!" murmelte Felicie, deren Blicke dieſe ruhige Landſchaft durchſchweiften.

In dieſem Augenblicke trat die Stumme mit Magdalena ein; ſie war bereits auf die Felder gelaufen, und brachte ihrer Gebieterin einen ſchönen Kranz von wilden Roſen, und einen Strauß von jenem Mooſe, das grünen Roſen gleicht.

„Dieſes Kind iſt ſchon ganz an uns gewöhnt," ſagte Magdalena; „ich habe ſie dieſen Morgen zum Backofen geführt, als ich zum Brodbacken ging; man mußte ſie hüpfen ſehen; ſie ſprang umher, wie ein Rebhuhn auf einem friſchgepflügten Acker."

Die Stumme verſuchte ſodann, ihrer Herrin durch eine komiſche Pantomime begreiflich zu machen, daß ſie ſehr ſchwarze und ſehr häßliche Bauern geſehen, welche den Pflug führten, und nicht minder häßliche Weiber, die auf dem Felde arbeiteten. Dann richtete ſie ſich auf, machte die Geberde, als nehme ſie ein Gewehr in den Arm, und ſchritt ſtolz im Zimmer auf und ab.

„Sie ſagt, daß ſie dem grünen Jäger begegnet ſey!"

rief Magdalena von ganzem Herzen lachend aus; „er hat wirklich einen ſolchen Gang, wenn er ſeinen Hunden pfeift, ſeine Flinte wacker haltend.“

„Wer iſt denn der grüne Jäger?“ fragte Felicie, indem ſie ſich an das Fenſter ſetzte, um an der Sonne ihren Kopfputz ordnen zu laſſen, immer auf das Feld ſchauend.

„Er iſt ein Pariſer,“ antwortete Magdalena.

„Ein Pariſer!“ rief die junge Frau erſtaunt aus.

„Gewiß,“ erwiederte Magdalena; „er ſpricht nur franzöſiſch.“

„Ah! ich begreife,“ murmelte Felicie, welche wußte, daß für die guten provencaliſchen Weiber, alle nur franzöſiſch ſprechenden Leute Pariſer ſeyen. „Und iſt der grüne Jäger, wie Sie ihn nennen, unſer Nachbar?“

„Nachbar auf eine kleine halbe Meile; er wohnt da unten in jenem großen Hauſe, das mitten in einem Weiler liegt; dorthin gehen wir in die Sonntagsmeſſe.“

„Und wie heißt jener Ort?“ fragte Felicie wieder.

„Schloß Mauſſane,“ antwortete die alte Magd.

In dieſem Augenblicke berührte die Stumme leiſe den Arm ihrer Gebieterin, und wies ihr mit dem Finger Jemand, der die Einfahrt herauf kam.

„Dieß iſt der grüne Jäger!“ ſagte Magdalena; „er iſt hübſch, dieſer liebe Herr!“

In der That war's ein junger Mann von ſehr ſchöner Haltung. Seine hohe und ſchlanke Taille umſchloß knapp ein drachengrünes Jagdkleid mit metallenen Knöpfen; eine leichte Kappe, gleichfalls grün, ließ die üppigen Locken ſeiner braunen Haare ſehen; ſein Teint war etwas bleich, und ein feiner ſchwarzer Knebelbart zierte ſein Geſicht, ein reines, längliches Oval. Felicie konnte ihn betrachten, während er langſam in der Einfahrt dahin ſchritt. Auf dem gepflaſterten Raume angekommen, ſchlug er einen Fußpfad ein, der in einen andern Weg mündete, und grüßte das Haus, ohne die Augen zu den Fenſtern zu erheben, wie um den Eigenthümer durch dieſes ſtumme Zeichen von Artigkeit für die Geſtattung des Durchganges auf ſeinem Grunde und Boden zu danken.

„Dieß iſt das erſtemal, daß er Flambiers ſo nahe kommt,“ ſagte Magdalena; „aber er bürſcht immerhin heimlich auf unſerm Boden.“

„Nehmen ſich ſeine Nachbaren nicht die nämlichen Freiheiten auf dem ſeinigen?“ fragte Felicie.

„Auf dem ſeinigen! Ei, er hat keinen Grund und Boden, wenigſtens nicht in dieſer Gegend,“ erwiederte Magdalena; „das Schloß Mauſſane gehört nicht ihm; er iſt nur auf einige Zeit dort, und zur Luftveränderung, wie man ſagt.“ Sie unterbrach ſich, blickte um ſich, und fügte mit einem geheimnißvollen Tone hinzu: „Man behauptet, daß er ſich verſteckt, und vor den Gendarmen fürchtet. . .“

„Wer ſagt dieß?“ fragte Felicie.

„Die Leute von Mauſſane. Man weiß, daß er keine Papiere hat, und daß er, unbeſchadet der Ehrerbietung, die ich Ihnen ſchulde, wie ein Vagabund hier angekommen iſt.“

„Dennoch haben ihn die Beſitzer des Schloſſes aufgenommen,“ bemerkte die junge Frau.

„Es giebt keinen Beſitzer im Schloße Mauſſane,“ antwortete Magdalena; „ein Verwalter kommt jährlich hierher, um die Ernte zu halten. Als der grüne Jäger ankam, geſchah's geheimnißvoll; aber zuletzt wußte man Alles, mit Ausnahme ſeines Namens. Er verſteckt ſich, weil er ein Royaliſt iſt; die Gendarmen ſuchen ihn, weil er gegen die Regierung die Waffen getragen hat.“

„Ah! ich begreife!“ murmelte Felicie, „ein in den jüngſten Vendéeangelegenheiten bloßgeſtellter Edelmann. Ein Verſchwörer! Ein Rebell! Armer junger Mann!“

Die friedlichen Tage.

16.

Das Leben, welches man zu Flambiers führte, war ruhig, einfach und gleichförmig; die Anwendung der Zeit war natürlich durch die Haushaltungsarbeiten geregelt, wozu Jedermann im Hauſe beitrug; die Frühmägde hatten nicht nöthig, daß der Hahnenſchrei ihnen verkündete, es ſey Zeit, ihr Tagewerk zu beginnen; ſie ſtanden mit der Morgendämmerung auf, um den Salon zu ordnen und mit jener auserleſenen Reinlichkeit zu ſcheuern, die den alten Möbeln einen ſo friſchen Glanz verlieh, den man auch an den eiſernen Feuerböcken bemerkte. Madame Dalange kam etwas ſpäter aus ihrem Zimmer herab, und ertheilte ihre Weiſungen zu den Tagsarbeiten; dann griff ſie, als eine thätige Frau, nach dem Spinnrocken, und ſpann die Leinwand und die Kleider für die Familie. Felicie erſchien zuletzt, um an dieſen gemeinen Arbeiten Theil zu nehmen. Vor dem Frühſtücke beſuchte ſie fröhlich mit ihrer Großmutter das Taubenhaus und den Hühnerhof, und fütterte das ihr nacheilende pipelnde Geflügel. Der Reſt des Tages verfloß mit den rührigen und gleichförmigen Beſchäftigungen des ländlichen Lebens. Die junge Frau, mit einer Stickerei in der Hand, begleitete Madame Dalange, die an jedem Nachmittage ihre Felder umging, um die Verrichtung ihrer Feldarbeiter zu beſehen. Abends verſammelte man ſich im Salon um den Tiſch herum; die beiden Mägde brachten ihre Arbeit mit; Roſette, etwas rückwärts ſitzend, beſchäftigte ſich mit Ausbeſſerungen für ihre Gebieterin, und Felicie, über einen Folioband gelehnt, las die alten, von den Rolandiſten geſammelten Legenden vor, oder die Geſchichte des Volkes Gottes. Dieſe vollſtändige Veränderung der Lebensweiſe übte einen großen Einfluß auf den moraliſchen Zuſtand der Frau von Clavières; die Beſorgniſſe ihres Geiſtes verſchwanden, die unbeſtimmten Leiden ihres Herzens wurden ſchwächer; aber es blieb ihr eine träumeriſche Stimmung, welche ſie unaufhörlich zu gefährlichen Erinnerungen verleitete. Traurig, weichgeſtimmt, doch glücklich, ging ſie gerne gegen Abend einen Augenblick aus, zur Stunde, da bei dem violetten und purpurrothen Untergehen der Sonne, der Himmel mit düſterem Blau ſich färbte. Allein dann, und den Blick im Raume verloren, beſchwor ſie die Fantome herauf, die ſie nicht einmal geſehen, und es dünkte ihr, daß eine geheimnißvolle Stimme ſich in das Flüſtern des Windes miſchte, ein Liebeslied wiederholend. Einige Tage ſpäter führte Madame Dalange Felicien in ihr Zimmer, und ließ ſie an einem Fachtiſche Platz nehmen, den ſie als Schreibepult benützte; dann ſteckte ſie ihre Brillen auf, und ſagte, indem ſie ein in Pergament gebundenes Einſchreibbuch zur Hand nahm:

„Meine liebe Tochter, heute wollen wir von Geſchäften ſprechen. Erſchrick nicht; es wird nicht lange dauern, obgleich ich Dir Dinge zu ſagen habe, welche zwanzig Jahre lang die Qual meines Lebens geweſen ſind. Dieß ſind dieſe Rechnungen, die Du hier ſiehſt.“

„Wollen Sie, daß ich ſie controlire, Großmutter?“ ſagte Felicie munter; „gut, ich will's verſuchen.“

Sie blickte auf die erſte Seite des vor ihr offen liegenden Buches, und fügte mit Erſtaunen bei: „Sie hatten Ihr Gut verpfändet, Großmutter?“

„Ja, meine Tochter,“ antwortete die alte Dame, „vor zwanzig Jahren, und hier ſiehſt Du in dieſem Fache hinten den letzten Sack voll Thaler, den ich zur Tilgung jener ſehr großen Schuld hingeben muß: dadurch wird Dein Vermögen geordnet.“

„Meine Mutter, ich verſtehe nicht,“ ſagte Felicie, deren Augen ſich mit Thränen füllten, je weiter ſie im Einſchreibbuche las.

„Das iſt ſehr einfach,“ erwiederte Madame Dalange, mit einem Lächeln, das einen Anflug von Traurigkeit und Befriedigung wies; „vor etwa zwanzig Jahren ſuchte Dein Vater, mein einziger Sohn, nach Vergeudung des Vermögens ſeiner Frau, ſeine Verhältniſſe durch den Handel wieder günſtiger zu geſtalten; ſeine Speculationen fielen unglücklich aus. Eines Tages ſah er ſich ruinirt, hülflos verloren, entehrt, wenn er nicht in vier und zwanzig Stunden fünfzigtauſend Francs bekam. „Dieß iſt ungefähr die Hälfte deſſen, was Flambiers werth iſt, und eine Hypothek darauf beſtellend, konnte man jene Summe bekommen. Ich ſchwankte nicht. Dein Vater bezahlte ſeine Gläubiger; einige Zeit danach ſtarb er, ach! aber die Ehre war gerettet. Durch den Verkauf von Flambiers hätte ich auf der Stelle mich frei machen, und eine kleine Wohlhabenheit bewahren können; aber dieſe Beſitzung war mir lieb, als erworben von einem unſerer Ahnen, einem reich gewordenen wackern Bürgerlichen, und muthig verſuchte ich, das Capital mit den Einkünften zu tilgen; dieß war Dein Heirathsgut, das ich auf dieſe Art ſammelte, meine Felicie.“

„Meinetwegen haben Sie ſich ſo viele Entbehrungen aufgebürdet, zu einem ſo mühſamen Leben verurtheilt!“ rief die junge Frau aus, in die Arme ihrer Großmutter ſtürzend; „ach! Großmutter, wenn ich gewußt hätte.“

„Ich verſichere Dir, meine Tochter, daß man mit dreihundert Livres reinen Einkünften auf dem Lande recht gut lebt,“ antwortete die gute Dame; „ich würde an dieſer Summe ſogar Erſparniſſe gemacht haben, wenn ich mich hätte entſchließen können, eines von dieſen beiden braven Mädchen zu entlaſſen, deren Lohn jährlich zwanzig Thaler beträgt. Kurz, wie ich Dir ſagte, ich bezahlte meine Schuld; Capital und Zinſen, Alles iſt berichtiget. Nun kann ich Dir die Einkünfte von Flambiers geben; aber dieß iſt noch nicht Alles; eine Erbſchaft, auf die ich nie gerechnet hatte, iſt mir kürzlich zugefallen; ich erhalte den vierten Theil von dem Nachlaſſe eines im Auslande geſtorbenen Vetters, zu einem Betrage von etwa einmalhunderttauſend Francs; ſie gehören Dein, meine Tochter.“

„Oh! meine gute Großmutter!“ rief Felicie aus; „das iſt mehr, als ich bedarf!“

„Dieſes kleine Vermögen iſt von nun an Dein Eigenthum,“ fuhr Madame Dalange fort, „und wenn Du Dich wieder verheirathest, wirſt Du nicht ohne Heirathsgut ſeyn.“

„Ich! mich wieder verheirathen, ach!“ murmelte die junge Frau.

„Bei einer Wittwe von achtzehn Jahren iſt dieß freilich nicht wahrſcheinlich,“ ſagte die gute Dame mit einer Miene ſanfter Ironie; „aber gleichviel, laß uns immerhin den Artikel vom Heirathsgute feſtſetzen; dieſe Summe von hunderttauſend Francs, in den öffentlichen

Fonds angelegt, wird Dir eine unabhängige Exiſtenz ſichern, ob Du Dich nun verheiratheſt oder frei bleibeſt. Du ſiehſt dieſe furchtbare Rechnung abgeſchloſſen, mein Kind; machen wir nun unſer Haushaltungsbuch zu, und ſehen wir, was die Arbeiter in unſern Weinbergen thun."

Am andern Tag trat Madame Dalange frühzeitig in Feliciens Zimmer; es war Sonntag, und man mußte nach Mauſſane gehen, um dort die Meſſe zu hören. Die junge Frau warf einen großen ſchwarzen Shawl über ihr Trauerkleid, und ſetzte eine gleichfalls ſchwarze Kreppkapuze auf; aber dieſe düſtere Tracht gefährdete ihre Schönheit nicht; ſie war ſo ſtrahlend und heiter, wie ein Stern inmitten der finſtern Nacht. Man ſchlug die Fußpfade über die Felder ein, um in gerader Linie nach Mauſſane zu kommen. Die Stumme lief voraus, und hüpfte wie ein Bachſtelze an den Säumen des Weges; dann kam Madame Dalange, auf den Arm ihrer Enkelin geſtützt, und die beiden alten Mägde, im Sonntagsſtaate ſchloſſen den Zug. Dieſer Morgenſpaziergang entzückte Felicien; ſie ging mit leichtem Schritte dahin die ländlichen Felder überblickend, erleuchtet von der aufgehenden Sonne, deren ſüße Wärme bereits die Luft milderte. Der Fußpfad, auf dem ſie wandelten, war mit zartem Graſe geſäumt, inmitten deſſen kleine Roſageranien erblühten, und ungeachtet der Strenge der Jahreszeit, bemerkte man auf den Wipfeln der Mandelbäume einige blühende Zweige. Die Felder lagen ſchweigſam und öde; man hörte nur aus der Ferne den ſchwachen

Klang der Glocke, die in dem kleinen Glockenthurme der Kapelle von Mauſſane bimmelte.

„Horch, man läutet ſchon zum zweitenmale zur Meſſe,“ ſagte Madame Dalange, ihren Gang beſchleunigend; „wir haben uns ein wenig verſpätet; vorwärts, meine Tochter! Um Alles auf der Welt möchte ich die Meſſe nicht am erſten Sonntage nach Deiner Ankunft verſäumen; ich meinte daß dieß Dir Unglück brächte.“

Plötzlich blieb die Stumme, die immer voranging, mit beſtürzter Miene ſtehen, um den Boden zu unterſuchen, und winkte ihrer Gebieterin, daß man umkehren müſſe.

Der „Regen der vorigen Nacht wird den Fußpfad zerſtört haben,“ rief Madame Dalange aus.

In der That war zwanzig Schritte von da der Weg durch eine tiefe Schlucht getrennt, worin noch ein Bächlein moraſtigen Waſſers floß, deſſen kürzlich gegrabenes Bett eine gewiſſe Breite hatte. Die Verbindung des einen Ufers mit dem andern, war jedoch durch einen brückenförmig angebrachten Baumſtamm hergeſtellt; aber erſt dieſen Morgen vielleicht hatte irgend ein böswilliger Vorübergehender dieſe ländliche Brücke mit dem Fuße weggeſtoßen, und auf das andere Ufer geworfen.

„Seht!“ rief Veronika aus; „irgend ein Galgenſtrick hat ſich, um ordentliche Leute zu verhindern, in die Meſſe zu gehen, den Spaß gemacht, den Uebergang wegzureißen. Ah! wenn ich nur Zeit hätte, nach Hauſe zu gehen, und ein Bret zu holen!“

„Eben läutet man zum letztenmale zur Meſſe!“ ſagte Madame Dalange beſtürzt; „es iſt vorbei, wir werden nicht ankommen, wenn uns nicht irgend ein liebreicher Vorübergehender zu Hülfe kommt.“

Als ſie dieſe Worte ſprach, trat der grüne Jäger zwanzig Schritte von da, auf der Seite von Mauſſane, hinter einer Hecke hervor; mit einem Blicke ſchien er die Verlegenheit der an das entgegengeſetzte Ufer gebannten Frauen zu bemerken. Er näherte ſich, ſeine Kappe ziehend, und fügte den Baumſtamm wieder an das andere Ufer; dann ſich an die Spitze dieſer Stegreifbrücke ſtellend, reichte er den beiden Damen die Hand, um ihnen bei dem Darübergehen zu helfen. — Schon war Roſette leichtfüßig auf das andere Ufer gehüpft. Die furchtſame Felicie ging ihrerſeits zögernd voran; als ihr Fuß dieſe ſich ſchwingende Brücke berührt hatte, beeilte ſie ſich, die ihr von dem jungen Manne gebotene Stütze anzunehmen, und hinübergehend, eine Hand auf ſeinen Arm gelegt, ſagte ſie halblaut zu ihm: „Mein Herr, ich bitte Sie, wohl Acht zu geben, wenn meine Mutter herübergeht; die Brücke iſt nicht feſt.“

Ohne ein Wort zu ſprechen, legte der grüne Jäger ſeine Flinte auf das Gras, und kühn über den ſteilen und ſchlüpfrigen Rand geneigt, ſtützte er die alte Dame mit beiden Händen, und trug ſie, ſo zu ſagen, auf das andere Geſtade. Hierauf, ohne auf den Dank der beiden Frauen zu achten, grüßte er ſie ernſt, und ſchlug einen beſchwerlicheren Fußpfad ein, der gleichfalls nach

Mauſſane führte. Dieſe kleine Scene war in weniger als zwei Minuten beendiget, und Felicie hatte nicht einmal Zeit gehabt, denjenigen anzuſchauen, der ihr dieſen leichten Dienſt geleiſtet; es war ihr aber nicht entgangen, daß er eine kleine, fein behandſchuhte Hand beſaß, und daß ſeine Perſon jenen leichten Wohlgeruch aushauchte, welcher die elegante Sorgfalt der Toilette verkündet.

„Er iſt ſehr artig, dieſer junge Herr, obgleich er kein Wort mit uns geſprochen hat,“ bemerkte Madame Dalange; „auf, meine liebe Felicie, durch ſeinen Beiſtand werden wir noch vor dem Ende des erſten Evangeliums ankommen, und die Meſſe wird noch gültig ſeyn . . .“

Sieben oder acht über eine weitläufige Strecke zerſtreute Häuſer bildeten den Weiler Mauſſane; auf einer zweiten Fläche erhob ſich ein viereckiges Gebäude von mittelmäßigem Ausſehen, welches die Landleute das Schloß nannten. Dieſer Edelmannsſitz war von ſeinem ehemaligen Glanze ſehr herabgekommen; die Ringmauer, welche ihn einſt umgürtete, nur mehr ein Schutthaufe, wo die Landleute ſeit vierzig Jahren ihre Materialien zum Bauen oder Ausbeſſern ihrer Behauſungen wählten; der einzige ſtehen gebliebene Thurm ſeit langer Zeit in ein Taubenhaus umgeſtaltet, und die Vögelchen niſteten im Edelhofe, wo auch der Pächter ſeine Heerde pferchte. Eine einzige herrſchaftliche Auszeichnung hatte ſich in dieſer verlaſſenen Wohnung erhalten, eine einzige Spur war von den ehemaligen Feudalvorrechten geblieben, nämlich die Capelle, deren kleiner Glockenthurm an einer Ecke des Edelhofes emporragte. Da gab es keinen gebietenden Herrn mehr; aber die Landleute gingen noch an Sonn- und Feiertagen in's Schloß, um die Meſſe zu hören.

„Welcher Verfall! Welches Aufgeben!“ ſagte Felicie, mit einem betrübten Blicke auf dieſe Ruinen und Trümmer.

„Die Mauſſane waren von Vater auf Sohn Verſchwender,“ erwiederte Madame Dalange; „nicht die Ungunſt der Zeit hat ihr Vermögen vernichtet: es iſt von ſelbſt gefallen, wie dieſe alten Mauern, die man nicht mehr herſtellt.“

„Die Mauſſane!“ wiederholte im Stillen Felicie, von einer plötzlichen Erinnerung ergriffen; „hieß denn nicht ſo der Geliebte von Diana Nevil? Und hat ſich dieſes Abenteuer nicht in der Provence zugetragen? — Wenn es gerade hier wäre, wo der alte Lord ſeine von einem Mauſſane entführte Tochter wieder gefunden hat! Welch' ſeltſamer Zufall!“

Ganz nachdenkend trat ſie in die Capelle, und kniete mit ihrer Großmutter in den ehemaligen Herrſchafts-Stuhl. Dieſer Ehrenplatz, durch die Abweſenheit der Schloßbeſitzer ſeit langer Zeit leer, war der Madame Dalange ſtillſchweigend überlaſſen worden. Die Bewohner des Weilers knieten in einiger Entfernung auf die Steinplatten der Capelle nieder, um die Meſſe zu hören, welche ein armer, geflüchteter, ſpaniſcher Prieſter las, der für ein Fünfzehnſousſtück an jedem Sonntage zwei Meilen zu Fuß machte, um ihnen eine ſtille Meſſe zu halten. Die alte Dame beſtritt faſt alle Koſten des Cultus; bei den großen Feſten zu Oſtern und Weihnachten ging der Miniſtrant mit einer zinnernen Platte in der Hand durch die Verſammlung, und ſammelte mit lauter Stimme für den Unterhalt der Kirche; die gläubige Gemeinde begnügte ſich, einige dicke Sous zu geben; aber Madame Dalange zog einen Louisd'or aus ihrer Taſche, den ſie unter das Kupfergeld gleiten ließ, welches kaum einen Thaler zu drei Franks betrug. — Dieſe Freigebigkeit verſchaffte ihr ein großes Anſehen; die Landleute, von Natur aus ſparſam und knauſerig ſogar, wenn ſie in einer gewiſſen Wohlhabenheit leben, ſagten unter ſich: „Die gute Dame muß große Haufen Thaler haben, um ſo von Zeit zu Zeit einen Louisd'or zu geben, ohne dazu verpflichtet zu ſeyn! Das iſt eine tüchtige Frau, die ihr Gut zu regieren verſtanden hat, und eine wackere Dame! Obgleich ſehr großmüthig, wird ſie ihren Erben Säcke hinterlaſſen, die nicht mit Spinatſamen werden gefüllt ſeyn!"

Dieſe oft wiederholten Aeußerungen waren zu einer unbeſtreitbaren Wahrheit geworden; daher richteten ſich, als Felicie in der Capelle erſchien, alle Augen auf ſie, und man flüſterte einander in's Ohr: „Das iſt die Enkelin von Madame Dalange und ihre Erbin. Die wird reich werden! Sie wird Flambiers bekommen, und

Alles, was in den Schränken der alten Dame ſich vorfinden wird.“

Anfangs war Frau von Clavières niedergekniet, die Augen auf ihr Gebetbuch geſenkt, und der Meſſe ohne Zerſtreuung gefolgt; aber bei dem letzten Evangelium aufſtehend, wendete ſie mechaniſch den Kopf, und gewahrte ſeitwärts den jungen Mann, der ſo gerade recht am Rande der Schlucht erſchien, um ihr die Hand zu bieten, und ſo beſcheiden ſich entfernte, als er ihr dieſen leichten Dienſt geleiſtet. Er ſtand am Ende des Herrenſtuhles, in den er nicht treten gewollt zu haben ſchien, obgleich darin Platz für ihn war; bei der religiöſen Handlung benahm er ſich mit ernſter Haltung, aber ohne Andachtsbezeugung. Die junge Wittwe betrachtete ihn dann raſch. Er trug das nämliche drachengrüne Kleid, dem er den Beinamen verdankte, welchen ihm die Mägde von Madame Dalange und alle Bewohner des Weilers gaben; ſeine großen Kamaſchen von fahlem Leder, ſeitwärts zugeknöpft, und unter dem Knie mit ſeidenen Strumpfbändern von einer ſchreienden Farbe befeſtiget, glichen völlig jenen der Leute jener Gegend, deren dicke Fußbekleidung und Felbelſchnüre er zudem angenommen hatte. Dennoch erkannte man in dieſem einfachen Anzuge den eleganten Mann, faſt den Dandy! Augenſcheinlich war der grüne Jäger weder ein geringer Bürger aus der Provinz, noch ein Landedelmann. Mit jener allen Frauen angebornen Kunſt, zu ſehen ohne anzuſehen, betrachtete Felicie neugierig dieſen Fremden; ſie fand ihn ſchön von Geſicht, und von völlig entſprechendem Aeußern; aber was ſie vorzüglich beſchäftigte, war der Gedanke, daß er der Gaſt von jenem Herrn von Mauſſane ſey, deſſen Namen ſie einmal unter ſo ſonderbaren Umſtänden hatte ausſprechen hören, und daß er vielleicht etwas von dem Abenteuer wußte, welches der Miß Diana Nevil zuerſt die Ehre, dann das Leben koſtete. Dann, an Magdalenens Muthmaſſungen ſich erinnernd, dachte ſie, mit einer Art von Theilnahme, an die Lage dieſes jungen Mannes, den die politiſchen Ereigniſſe und die Niederlage ſeiner Partei gezwungen, ſich im Winkel eines elenden Weilers zu verſtecken, in den Kleidern eines Bauers, und wie zum Zeitvertreibe auf fremdem Gebiete heimlich zu bürſchen.

„Wie muß er ſich hier langweilen!“ dachte ſie; „auf dem Lande beſucht man ſich nachbarlich, und er könnte wohl bisweilen zu uns kommen, wenn er nicht in der Vendée gekämpft hätte. Aber Großmutter hat auch ihre Vorurtheile; ſie liebt die Adeligen nicht, und verabſcheut die Royaliſten! Wie Schade!“

Ein ſtürmiſcher Abend.

17.

Nach der eingeführten Gewohnheit lud Madame Dalange den Prieſter, der die Meſſe geleſen, zum Frühſtücke in Flambiers ein, bevor er in die Stadt zurückkehren würde. Dieſer padre war ein ehemaliger ſpaniſcher Trinitarier, wegen ſeiner überſpannten Freiſinnigkeit geächtet. Aus dieſem Grunde erfreute er ſich der Sympathien der alten Dame, welche, ohne ſich im Mindeſten von der Welt mit Politik zu beſchäftigen, den revolutionären Grundſätzen ſehr zugethan war, welche ſie in ihrer Jugend hatte verkünden hören. Die Mägde gingen voraus, um das Frühſtück zu bereiten, während Madame Dalange, ihre Enkelin und der Padre Antonio ganz langſam nach Flambiers ſchlenderten. Bei der Schlucht angekommen, erblickte Felicie den grünen Jäger in einer Entfernung von zwanzig Schritten; ſie dachte, er ſey in der Abſicht gekommen, bei der Hand zu ſeyn, wenn man wieder ſeines Beiſtandes bedürfte, und wußte ihm Dank für dieſen discreten Beweis von Sorgfalt; aber es bot ſich keine Gelegenheit dar, ſeine Dienſte anzunehmen; der Padre Antonio ſtellte ſich muthig an die Spitze des Ueberganges, und reichte der Madame Dalange ſeinen kräftigen Arm als Stütze; Felicie, dießmal kühner, war mit leichtem Fuße von dem einen Rande zum andern geſprungen. In ihrer treuherzigen Dankbarkeit für einen, übrigens ſehr einfachen Beweis von Theilnahme hätte ſie gerne einen artigen Gruß an den jungen Mann gerichtet; allein er hielt ſich immer entfernt, und bald entſchwand er, in einer andern Richtung, über die Felder hin. Am nämlichen Abend, in der Abendgeſellſchaft, ſagte Magdalena, die Karten miſchend:

„Wir hatten dieſen braven jungen Herrn noch nicht in der Meſſe geſehen, der heute früh ſo zur rechten Zeit bei der Nothbrücke ſich eingefunden hat; es hat mich gefreut, ihn darin zu treffen; der alte Bayon, eine Läſterzunge, behauptete, daß er weder Glauben noch Gebot achte, und daß er ſagte, wenn er der Beſitzer des Schloſſes Mauſſane wäre, würde er aus der Capelle einen Billardſaal machen."

„Wie ſchlecht iſt's von dieſem Menſchen, von einem armen Fremden ſo zu ſprechen," erwiederte Felicie raſch; „wiſſen Sie, Großmutter, was man von ſeiner traurigen Lage erfahren hat? Es ſcheint, daß er ſich verſteckt, daß er geächtet iſt."

„Ja, ja, Magdalena hat mir ſchon ſehr oft ihre Vermuthungen mitgetheilt," antwortete die alte Dame, den Kopf ſchüttelnd; „es ſcheint, daß dieſer junge Mann wirklich in irgend eine Verſchwörung verflochten iſt, die einen üblen Ausgang genommen, und Mauſſane zu ſeinem Verſtecke erkohren hat, um den Verfolgungen der Juſtiz zu entgehen. Gott bewahre mich, ihm das mindeſte Uebel zu wünſchen! aber ich lege keinen Werth auf ſeine Nachbarſchaft. Siehſt Du, mein Kind, ſie ſind Alle ſtolz und inſolent, dieſe jungen Adeligen, mit uns Bürgerlichen. Mit uns! ich irre mich; denn Du biſt eine vornehme Dame, meine Tochter!"

„Was ſagen Sie da, Großmutter?" rief Felicie fröhlich aus; „ich bin, wie Sie, eine Dalange, Tochter, Enkelin und Urenkelin von Bürgerlichen."

„Mein Kind, wie glücklich wär' ich, wenn Du Dich einſt mit Einem, den man einen Mann ohne Namen nennt, wieder vermählen würdeſt!“ verſetzte die alte Bürgerliche, deren Plebejerſtolz durch die Verbindung ihres Sohnes mit einer Tochter aus dem adeligen Hauſe Clavières viel zu dulden hatte.

„Ah! Großmutter, in dieſem Falle würden Sie Ihre Einwilligung zu meiner Verheirathung mit dem Herrn Grafen von Albys nicht ertheilen?“ ſagte Felicie lachend, „ein Mann, der vielleicht eben ſo viele adelige Ahnen zählt, als er Jahre gelebt hat, was ſeinen Stammbaum bis zur Sündfluth zurückreichen ließe.“

„Selbſt wenn er nur ein wackerer Bürgerlicher wäre, würdeſt Du ihn nicht mit meiner Billigung heirathen,“ entgegnete Madame Dalange, gleichfalls lachend; „ſollte ich in den nämlichen Strauß die ſchönſte Roſe meines Gartens und eine häßliche Diſtel, von Stacheln ſtarrend, winden!“

Einige Tage verfloſſen wieder mit jener eintönigen Schnelligkeit, die wider unſer Wiſſen uns fortführt, wenn wir dem ruhigen Laufe des Lebens uns überlaſſen. Feliciens Exiſtenz war ſo lieblich einförmig, daß ſie, ſo zu ſagen, die Flucht der Zeit nicht mehr beachtete. Sie hatte jenen inneren Frieden wieder gefunden, der einen Augenblick von ihr ſich getrennt, als ſie, ohne die Unſchuld ihres Herzens zu verlieren, die Unkenntniß ihres Geiſtes entſchwinden gefühlt hatte, und ſie dankte dem Himmel, daß er ſie in dieſe heiteren Regionen geführt, in denen ſie bisweilen ohne Unruhe und Schrecken der Stürme gedachte, von denen ſie noch vor Kurzem umgrollt worden war. Vorzüglich als ſie Briefe vom Fräulein von Clavières erhielt, geſchah es, daß ſie auf die Vergangenheit zurückſchaute, und auch bisweilen mit der Zukunft ſich beſchäftigte. Seraphine ſchrieb ihr kürzlich, aber in kurzen Zwiſchenräumen. Ihre Briefe lauteten ſehr freundſchaftlich; dennoch brachen eine tiefe Bitterkeit, eine geheime Unruhe, etwas Heftiges und Gereiztes durch ihre erkünſtelte Theilnahme und ihre ſcheinbare Zuneigung. Sie verſuchte alle Mittel, ihr Opfer wieder zu faſſen, und bemühte ſich um ſo mehr, es zu umſchlingen, je ungenügender und ſchwächer die Bande waren, durch die ſie es zurückhalten konnte. Als Felicie ihr die edelmüthigen Abſichten ihrer Großmutter mitgetheilt, und ihr zu wiſſen gemacht hatte, daß ſie in den Beſitz eines kleinen, ihre Unabhängigkeit ſichernden Vermögens treten werde, erlebte das ſchreckliche Mädchen einen Moment der Verzweiflung; ſie beſorgte, daß ihre unſchuldige Nebenbuhlerin nicht mehr zurückkehren, und ihr ſohin entſchlüpfen möchte. Dann wieder Muth faſſend, wollte ſie über das unvorhergeſehene Hinderniß triumphiren, das ihre Pläne vereitelte. Sie ſah ein, daß ſie der jungen Frau das einſame und abgeſchloſſene Leben, das ſie im Hôtel Clavières geführt, aus dem Gedächtniſſe bringen, und ſie wieder in die Falle der Verführungen der großen Welt locken müſſe. Mit dieſem Gedanken kündigte ſie ihr zum voraus die entworfene Veränderung an, und lud ſie ein, rückkehrend dieſes neue Daſeyn mit ihr zu theilen.

„Mein liebes Herz,“ ſchrieb ſie ihr, „mit meiner Geſundheit geht es beſſer, und die melancholiſche Stimmung, worin Sie mich ſo lange Zeit geſehen, hat ſich gänzlich verloren. Ich fange zu bemerken an, daß die Einſamkeit eine widerwärtige Geſellſchafterin iſt. Ich will mein Haus wieder der eleganten Menge öffnen, die ich ehedem empfing. Wir werden entzückende Feſte bekommen, und ich verſpreche Ihnen alles, was ſich nur immer Prächtiges und Auserleſenes erſinnen läßt. Sie machen ſich, meine liebe Felicie, von einer ſolchen Exiſtenz keine Idee, und ich ſtelle mir Ihre Ueberraſchung, Ihr Entzücken vor, wenn Sie ſich in dieſen Wirbel von Feſten und Vergnügen hineingezogen fühlen werden. Ihre Stellung, Ihr Alter, Ihre Schönheit, Alles ladet Sie zum Eintritte in die große Welt ein, worin Sie einen ſo ſchönen, ſo beneideten Platz einnehmen werden; kommen Sie alſo zurück, wenn die Pflichten, welche Sie, bei Ihrer Großmutter zurückhalten, erfüllt ſeyn werden. Ich erwarte Sie, liebe Schweſter, damit Sie mir die Honneurs meiner Salons machen helfen.“

Ein andersmal ſchrieb ſie ihr: „Sie wiſſen, daß ich den Einfall hatte, die Soupé's wieder in die Mode zu bringen; jetzt hab' ich eine andere Idee: ich will mitten im Sommer die Faſchingfreuden erwecken. Der Garten wird ſich in einen prächtigen Ballſaal verwandeln; wir werden ländliche und glänzende Feſte bekommen.

Bereiten Sie ſich alſo vor, bis zum Frühjahre zu kommen, und mit mir die Programme zu entwerfen. Der Herr Graf von Albys läßt ſich Ihnen empfehlen; auch er iſt in einer gänzlich weltlichen Stimmung; er hat die Abſicht, Ihre Rückkehr durch ein Feſt zu feiern; vor einigen Tagen hat er mir einen von ſeinen Neffen vorgeſtellt, den Grafen Lucian von Froideſaigues.“

Felicie bebte, dieſen Namen leſend; zum erſtenmale, ſeitdem ſie das Hôtel Clavières verlaſſen, empfand ſie einen unbeſtimmten Wunſch, ſich wieder in jenem großen Salon zu befinden, worin Seraphine ihre Beſuche empfing, und ſie ſo viele lange und traurige Abende verlebt hatte.

„Ah! der Graf Lucian iſt bei ſeinem Onkel wieder in Gunſt gekommen!“ murmelte ſie; „er bewohnt wieder das Hôtel Albys! Wie neugierig bin ich, ihn zu kennen! Wenn er nur nicht wieder abgereiſet iſt, wenn ich nach Paris zurückkehren werde!“

Vor dieſem Augenblicke hatte ſie nie an dieſe Rückkehr gedacht; an den Feſten, zu denen das Fräulein von Clavières ſie einlud, war ihr wenig gelegen; aber Seraphine hatte, ohne es zu wiſſen, ein Gefühl von Neugier, von Theilnahme in ihr erregt, das ſie, faſt ohne daß ſie es merkte, anzog, und ihre Stimmung ſonderbar änderte. Uebrigens begünſtigte Madame Dalange dieſes unbeſtimmte Rückkehrprojekt.

„Meine Tochter,“ ſagte ſie bisweilen zur jungen Wittwe, „dieſes einfache und ganz gleichförmige Leben, in welches Du Dich jetzt ſo gut findeſt, würde Dich zuletzt langweilen, wenn ich Dich immer bei mir behielte. Die Jugend bedarf Zerſtreuungen, Bewegung, und wenn Du einige Monate in Paris verlebt haſt, wirſt Du im nächſten Winter viel zufriedener nach Flambiers zurückkehren. Ich begreife nicht recht den Geſchmack Deiner Schwägerin an Bällen und Feſten; das arme Mädchen mag dabei, ungeachtet ihrer Diamanten und aller ihrer Putzſachen, keine ſchöne Wirkung machen; aber Du, mein Engel, Du mußt gefallen und feſſeln, ſollteſt Du auch inmitten aller dieſer vornehmen, mit Kleinodien bedeckten Damen, in einem einfachen Linonkleide, eine Blume in Deinen Haaren, erſcheinen. —

„Wie gerne möcht' ich Dich dann von meinem kleinen Winkel aus ſehen! dieß würde mich an meine Jugend erinnern. Auch ich war allerliebſt im weißen Kleide, und eine ſchöne dreifarbige Cocarde auf dem Chignon, als ich auf dem Balle war, den die Municipalität vor vierzig Jahren dem General Carteaux gab. Doch verzeih, meine Tochter! Ich ſchwätze albernes Zeug mit meinen republikaniſchen Feſten. Heiß mich doch ſchweigen! Von ſo etwas darf man jetzt nicht mehr ſprechen!“

„O! Großmutter, Großmutter, wie lieb' ich Sie,“ erwiederte dann Felicie mit gerührter Freude, und die Hände der guten Dame küſſend.

Das große wöchentliche Ereigniß, welches den Kreis täglicher Gewohnheiten unterbrach, war die Meſſe. An jedem Sonntage ging man frühzeitig nach Mauſſane, und es ereignete ſich einigemale, daß, den letzten Glockenruf zur Meſſe erwartend, Madame Dalange und deren Enkelin, mit der Familie des Pächters im Schloßhofe verweilten. Magdalena verſäumte eine ſo ſchöne Gelegenheit nicht, mit der Hausfrau auf Rechnung jener geheimnißvollen Perſon zu plaudern, die ihr ſo viel nachzuſinnen gab. Und ohne daran zu denken, lauſchte Felicie den Aeußerungen der beiden alten Gevatterinnen.

„Gewiß, dieſer brave Herr iſt nicht zu ſeinem Vergnügen hier," ſagte die Pächterin; „was ſeine Angelegenheiten betrifft, ſo kann er deren haben; aber er theilt ſie Niemanden mit, das iſt ſicher; denn ich kenne ſie nicht. Dennoch hat er mir zu verſtehen gegeben, daß er Mißgeſchicke gehabt habe, und gezwungen ſei, ſich verſteckt zu halten."

„Es iſt klar, daß er wegen ſeiner Meinung verfolgt wird," unterbrach ſie Magdalena mit einem zuverſichtlichen Tone; „man weiß, was politiſche Angelegenheiten ſind; Madame hat uns davon ehedem in der Abendgeſellſchaft aus der Zeitung vorgeleſen: aber dieß ſchläferte uns ein. Um wieder auf dieſen braven jungen Mann zurückzukommen, begreift man wohl, warum er ſich verſteckt: dieß geſchieht, um den Klauen der Juſtiz zu entgehen: aber deßwegen hat er nicht nöthig, wie ein Eremit zu leben; die rechtſchaffenen Leute würden ihn nicht anzeigen, weil er ihnen einen guten Morgen hätte wünſchen ſollen.“

„Was ſollen wir mit ihm machen!“ ſagte die Pächterin, die Achſeln zuckend; „er iſt ein wilder Geiſt; er ſpricht mit Niemanden, er bekommt nie einen Brief, und ich ſelbſt, die ich ihn doch bediene, weiß nicht einmal ſeinen Namen. Ich begreife das Leben nicht, das er führt. Den ganzen Tag kratzt er auf einer ſchlechten Guitarre, die er auf den Speichern des Schloſſes gefunden hat; Morgens und Abends geht er mit ſeiner Flinte aus, und oft ſtreift er die halbe Nacht durch die Felder. Er ſagt, daß dieſe Spaziergänge ihm das Blut erfriſchten. Sonntags hört er als ein guter Chriſt die Meſſe. Das iſt Alles, was ich von ihm ſagen kann.“

Die gute Felicie ſeufzte, als ſie dieſes Geklatſche hörte. Die Lage dieſes jungen Mannes flößte ihr ein lebhaftes Mitleiden ein; ſie ſtellte ſich ihn vor in einem der verfallenen Säle des Schloſſes Mauſſane, ſeine alte Guitarre in der Hand, und, und ſtatt jeder Zerſtreuung darauf beſchränkt, den Echo's jener alten Mauern Romanzen zu ſingen. An dieſem Tage, während der Meſſe, betrachtete ſie aufmerkſamer ſeine Haltung, ſeine Phyſiognomie; aber bemerkend, daß er blaß und abgemagert ſei, gewahrte ſie zu gleicher Zeit, daß er nicht völlig geſammelt war, und oft die Augen heimlich zu ihr erhob. Bald kehrten die ſchönen Tage zurück. Obwohl man erſt am Ende des Februar war, grünte ſchon das

Feld, und man ſpürte die Hecken entlang den Wohlgeruch der Veilchen. Schon verbreitete die frühzeitige Blüthe der Mandelbäume in der lauen Luft ihre kräftigen Düfte; es war noch nicht der Frühling, aber es war der Winter nicht mehr.

Felicie begann nun weite ländliche Ausflüge zu machen, um die Beſuche zu erwiedern, welche ſie während des Winters von Familien kleiner Gutsbeſitzer erhalten hatte, die im Umfange von einer Meile um Flambiers wohnten, und Alle mit der Familie Dalange in Graden verwandt und verſchwägert waren, welche nur in der Geſchlechtskunde ſehr bewanderte Perſonen hätten bezeichnen können. Die junge Frau erſchien ob ihrer Anmuth und Güte allen dieſen Vettern und Baſen anbetungswürdig, die ſofort nacheinander gekommen waren, ihr die Aufwartung zu machen, und die ſie Alle der Reihe nach beſuchte. Madame Dalange konnte ſie bei dieſen Ausflügen nicht begleiten; gewöhnlich ging Roſette mit ihr. Beide wagten ſich auf Fußpfade, deren großes Netz dieſe öden Felder bedeckt; ſie ſchritten faſt auf's Gerathewohl durchaus, auf jedem Kreuzwege verweilend, um irgend einen Vorübergehenden zu erwarten, der ihnen den rechten Weg zeigen ſollte. So groß iſt die Ehrerbietung der Landleute, ungeachtet ihrer übrigens ziemlich verderbten Sitten, vor allen Frauenzimmern von einem gewiſſen Stande, daß Frau von Clavières in dieſer einſamen Gegend Tag und Nacht ohne Furcht gehen konnte; der keckeſte Burſche des Bezirkes hätte es nicht gewagt, ſie zuerſt anzuſprechen, und wäre ſie ihm begegnet, ſo würde er ſie aus der Ferne gegrüßt, und ſich wohl gehütet haben, neben ihr zu gehen. Eines Nachmittags hatte ſich Felicie bei einer von jenen guten Nachbarinnen verſpätet, die eine Meile von Flambiers wohnte. Die Sonne war im Untergehen, als ſie mit ihrer Stummen ſich auf den Weg machte, und ein Sturmwind begann mächtige ſchwarze Wolken zu jagen. Die Spaziergängerinnen ſchritten raſch durchaus, mit unruhigem Blicke die Wolken beobachtend, die ober ihren Köpfen vom Sturme gepeitſcht ſich ſchaarten, der noch ſchneller ſchritt, als ſie. Als ſie die Hälfte Weges von Flambiers erreicht hatten, begann der Donner zu grollen, und ſchwere Regentropfen fielen auf den noch von den letzten Sonnenſtrahlen erwärmten Boden.

„Ah! Großer Gott! wir müſſen ertrinken!“ rief Felicie aus, um ſich ſchauend, ein Obdach zu ſuchen; aber in der Umgegend war keine Wohnung, kein verlaſſenes altes Gemäuer. Dennoch gewahrte ſie, zwanzig Schritte vom Wege, mitten auf einem unbebauten Felde, eine von jenen Hütten, welche die Bauern aus Steinen aufbauen, großen Bienenkörben ähnlich. Das kegelförmige Dach hat nur eine Oeffnung, durch die der Rauch hinausſteigt, und eine andere, gewölbte Oeffnung, ohne irgend einen Verſchluß, dient zugleich als Fenſter und Thüre dieſen ländlichen Behauſungen, deren ganzes Mobiliar aus einem großen platten Steine zum Sitzen, aus zwei großen, als Feuerböcke auf den Herd geſtellten Kieſelſteinen, und bisweilen aus einem halbzerbrochenen, mit Waſſer gefüllten Kruge beſteht.

„Ei, ſchnell! ſchnell! Da iſt ein Obdach!“ rief Felicie aus, und eilte, der Stummen winkend, ihr zu folgen, der Hütte zu.

Aber in dem Augenblicke, da ſie ſich hineinflüchten wollte, blieb ſie, ganz überraſcht und verlegen, auf der Schwelle ſtehen. Bereits hatte Jemand Schutz in dieſer ärmlichen Hütte geſucht: nämlich der grüne Jäger, der bei dem Anblicke von Frau von Clavières die Steinbank verlaſſen, auf welcher er ſaß, und ſich an die Mauer zurückzog, nachdem er die junge Frau mit einer ehrerbietigen Geberde einzutreten eingeladen hatte.

Die verhängnißvolle Stunde.

18.

Frau von Clavières war auf der Schwelle der Hütte regungslos ſtehen geblieben; ſie ſchwankte, mit einem Fremden dieſes ländliche Obdach zu theilen, und blickte mit beſorgter Miene um ſich, wie um eine andere Zuflucht gegen das Gewitter zu ſuchen. Inzwiſchen begann der Regen in Strömen herabzuſtürzen, und lange Blitze durchfurchten die Wolken. Der junge Mann ſchien die Verlegenheit und das Unſchlüſſige der Frau von Clavières zu bemerken; aber anſtatt ſie anzureden, um ſie zu beruhigen und zu bewegen, in die Hütte zu treten, nahm er ſeine Flinte, die er an die Mauer gelehnt hatte, pfiff ſeinen auf dem Herdſteine eingeſchlafenen Hunden, und ſchritt gegen die Thüre. Felicie wich zur Seite, um ihm freien Durchgang zu laſſen, und betrachtete den Fremden mit einigem Erſtaunen.

„Meine Anweſenheit hier genirt Sie, Madame,“ ſagte er dann zu ihr; „ich entferne mich.“

„Nein, nein, mein Herr! Bleiben Sie, ich bitte Sie darum!“ erwiederte ſie raſch; „ich würde es mir nie verzeihen, wenn ich die Urſache wäre, daß Sie auf freiem Felde einen ſolchen Sturm aushalten wollten!“

„Und ich, Madame, würde mich niemals tröſten, wenn ich Sie durch meine Gegenwart verhindert hätte, hier ein Obdach gegen dieſe Sündfluth zu ſuchen,“ entgegnete der grüne Jäger, vor Felicien ſich verbeugend, wie um ihr den Platz abzutreten.

„Aber ich bleibe, mein Herr. und Sie brauchen ſich deßwegen nicht ſtören zu laſſen!“ rief die anmuthige junge Frau aus, deren Zurückhaltung und Furchtſamkeit durch dieſes ritterliche Benehmen gehoben wurden; „wir wollen hier das Ende des Gewitters erwarten.“

Alſo ſprechend, winkte ſie der Stummen, ſich zu nähern, und Beide ſetzten ſich auf die ſchmale Steinbank im Hintergrunde der Hütte. Während jener Art von Streit, der jedoch kaum einige Minuten gedauert, war Felicie dem Regen ausgeſetzt geblieben, der auf die Schwelle rieſelte, und ſie ſchauderte in ihren durchnäßten Kleidern.

„Der Froſt befällt Sie, Madame,“ ſagte der grüne

Jäger, mit beſorgter Miene ſie betrachtend. „Zum Glücke wird es möglich ſeyn, in dieſer elenden Hütte, worin faſt Alles fehlt, ein wenig Feuer zu bekommen.“

Die Stumme hatte ihn verſtanden; ſie beeilte ſich, auf dem Herde einige Tannen- und Olivenzweige zu ordnen, die in einem Winkel lagen; der junge Mann machte mit der Batterie ſeine Flinte Feuer, und bald erleuchtete eine helle Flamme die ländlichen Wände der Hütte. Felicie fühlte ſich durch dieſe ſanfte Wärme neubelebt; die friſche Bläſſe ihrer Wangen gewann ein leichtes Incarnat, und ihre ſchwarzen Augen blitzten mit lebhafterem Glanze unter ihren langen Wimpern. Sie hatte ihren Hut abgenommen, und ihr ſchönes Haar floß in feuchten Ringen um ihren weißen und zartgeformten Hals. Sie ſah ſo göttlich aus, und hegte vielleicht ein unbeſtimmtes Bewußtſeyn der Bewunderung, die ſie in dieſem Augenblicke jenem jungen Manne einflößte, welcher vor ihr ſtand, und ſie ſchweigend betrachtete; denn ſie erröthete leicht, und neigte den Kopf mit einer holdſeligen Geberde von Verlegenheit und geheimer Verwirrung. Dann, zuerſt das Schweigen brechend, ſagte ſie, die Augen gegen die Thüre wendend: „Welch' ein abſcheuliches Wetter, guter Gott! Man ſollte meinen, daß der Sturm zunehme.“

„Der Wind hat nachgelaſſen, und der Regen fällt in der That ſtärker,“ erwiederte der junge Mann; „aber beruhigen Sie ſich, Madame; gerade die Heftigkeit dieſes ungeſtümen Wetters verkündet, daß es nicht lange dauern werde.“

„Wie beſorgt muß meine Mutter ſeyn!“ murmelte Felicie ſeufzend.

„Sie muß vermuthen, daß Sie ſich in irgend ein Bauernhaus geflüchtet haben, und dort in Sicherheit das Ende dieſes Platzregens abwarten,“ verſetzte der junge Mann. „Seyen Sie alſo ruhig, Madame, für Sie Beide. In weniger als einer Viertelſtunde vielleicht, werden Sie auf dem Heimwege nach Flambiers ſeyn, und indeſſen hier ein ſchützenderes Obdach finden, als in jenen armſeligen verfallenen Häuſern, in die es oft durch das Dach regnet, und deren riſſige Wände alle Augenblicke einzuſtürzen ſcheinen.“

Dieſe Worte erinnerten Felicien natürlich an die halbzerſtörten Mauern der Behauſung, des grünen Jägers gaſtfreien Aufenthalt, und ſie ſagte lächelnd zu ihm:

„Würden Sie wohl, mein Herr, in den Sälen des Schloſſes Mauſſane bei einem ſolchen Wetter ruhig ſeyn?“

„Ja, Madame; aber hier iſt es mir lieber,“ antwortete er mit einem Tone, der den Sinn milderte, welchen Felicie in dieſe Worte hätte legen können, und fuhr nach kurzem Schweigen fort: „Ich bin nicht ſicher, bei meiner Heimkunft heute Abend, das von mir bewohnte Zimmer wiederzufinden, wie ich es verlaſſen habe: der Wind könnte das Fenſter mitgenommen, und der Regen den Plafond eingedrückt haben.“

„Und der gegenwärtige Beſitzer des Schloſſes denkt nicht daran, dieſe Ruine auszubeſſern?“ fragte Feli[illegible].

„Raimund von Mauſſane iſt ein junger Mann, der, wie ſo viele Andere, ſich mehr mit ſeinen Vergnügungen, als mit ſeinen Intereſſen beſchäftiget,“ erwiederte der grüne Jäger ernſt.

Seit einem Augenblicke ſchwankte Felicie, und ſuchte ein Mittel, ſich auf eine paſſende Art eine mittelbare Frage zu erlauben; ſie wagte dann zu ſagen:

„Herr von Mauſſane ſtand auf dem Punkte, ſein Vermögen durch eine große Verbindung wieder zu ordnen; er hat eine reiche Erbin, eine Engländerin beirathen ſollen.“

„Sie haben dieß erfahren, Madame?“ rief der junge Mann mit einem ſonderbaren Erſtaunen aus; „Sie kennen alſo Raimund von Mauſſane?“

„Nein, mein Herr,“ antwortete ſie erröthend; denn in ihrer naiven Treuherzigkeit wähnte ſie lügend auf friſcher That ertappt worden zu ſeyn; „nein; die Leute aus der Gegend haben es mir geſagt!“

„Wohlan, ich, Madame, hab' nie etwas davon gewußt,“ antwortete der grüne Jäger kalt; „ich habe in Wahrheit kein Recht auf ſolche Anvertrauungen; ich bin der Kamerad und nicht der Freund von Raimund von Mauſſane.“

Dieſe Antwort gefiel der Frau von Clavières; ſie hätte einen Mann nicht vollkommen achten können, welcher der Freund desjenigen geweſen wäre, der auf die Entehrung Diana Nevil's ſpeculirt, und deſſen unſeliger Einfluß ſein beweinenswerthes Opfer bis in den Tod verfolgt hatte.

Der Sturm tobte indeſſen mit einer unausſprechlichen Wuth; dichte Wolken bedeckten auf allen Punkten des Geſichtskreiſes den ſchwarzen und drohenden Himmel. Felicie, einen Augenblick durch die Unterhaltung mit dem Fremden zerſtreut, fühlte ihre Beſorgniſſe wieder auftauchen; ſie näherte ſich der Schwelle der Hütte, und betrachtete einen Moment dieſen Kampf der Elemente, der die ganze Schöpfung vernichten zu wollen ſchien.

„Die Sonne muß ſchon lange untergegangen ſeyn," ſagte ſie; „es iſt Nacht, wer weiß, mein Gott; zu welcher Stunde wir nach Flambiers werden zurückkehren können! jetzt bereu' ich es, dem ſchlechten Wetter nicht getrotzt, und meinen Weg nicht fortgeſetzt zu haben, ſo lang es noch Tag war."

Sie ſann eine Weile nach, und fuhr dann mit plötzlicher Entſchloſſenheit fort: „Vielleicht wird dieſer Sturm die ganze Nacht dauern; für dieſen Fall muß man ſich entſchließen. Obwohl die Wege vom Regen überſchwemmt ſind, iſt es doch nicht unmöglich, nach Flambiers zu kommen."

„Denken Sie nicht daran, Madame!" rief der junge Mann aus: „Sie würden ſich einer wirklichen Gefahr ausſetzen. Alle Fußpfade ſind Regenbäche geworden; es wäre unmöglich, in der Dunkelheit, durch Wind und Regen, den Weg zu finden. Ich bin überzeugt, daß an manchen Stellen die Wäſſer einen Mann fortreiſſen würden, und dieß iſt nicht die einzige Gefahr: es ſchlägt oft ein auf dieſem hohen Plateau, und auf freiem Felde iſt man bedrohter, als unter dieſem Steingewölbe.“

Als er dieſe Worte ſprach, durchzuckte ein fahler Blitz den Horizont, und der Donner ſchmetterte in den Lüften mit einem Getöſe, gleich dem Krachen einer Reihe von Geſchützen. Erſchrocken fuhr Felicie bis in den Hintergrund der Hütte zurück; die Stumme, durch dieſe Bewegung von dem ſchrecklichen Donner in Kenntniß geſetzt, und durch den Gluthſchein des Blitzes geblendet, kniete nieder, und begann zu beten.

„Arme unſchuldige Seele!“ ſagte Felicie, ſie anblickend; „ſie hat keine Worte, um Gott zu bitten, uns von dieſer Gefahr zu retten. Dennoch betet ſie!“

Ein zweiter Donnerſchlag, der über der Hütte ſich zu entladen ſchien, unterbrach die Worte der Frau von Clavières; ſie ſetzte ſich zitternd auf die Bank, und ſchloß die Augen, um die blendenden Blitze nicht mehr zu ſchauen, die ein unheimliches Licht um ſie her verbreiteten. Der junge Mann legte nun einige Olivenäſte auf den Heerd, deren praſſelnde Flamme mit der traurigen Helle des Blitzes kämpfte; dann ſetzte er ſich neben Felicien, und ſagte mit einem ſonderbaren Ausdrucke zu ihr: „Welche ſchreckliche Nacht, Madame!“

„Ja,“ murmelte ſie beklommen, „ich fürchte mich!“

Dann fuhr ſie fort, indem ſie ſich zu faſſen und jene Art von Schrecken, der ſie ergriffen, zu beſiegen verſucht hatte, ihren ſchönen, hellen und ſanften Blick auf den jungen Mann richtend: „Zum Glück, mein Herr ſind Sie geblieben; ich wäre hier mit dieſem Kinde vor bloßem Schrecken geſtorben. Wirklich ſendet Sie mir die Vorſehung im bedenklichen Augenblicke; dieß iſt ſchon zum zweitenmale, daß Sie mir zu Hülfe kommen. Ich habe nicht vergeſſen, daß wir eines Morgens, meine Mutter und ich, die Hälfte Weges zur Kapelle von Mauſſane geblieben wären, wenn Sie uns nicht ſehr verbindlich über die Schlucht zu kommen geholfen hätten.“

„Ah! Madame, ich bin allzureich belohnt, da Sie ſich daran zu denken würdigen, daß ich Ihnen dieſen einfachen Dienſt geleiſtet habe!“ erwiederte der junge Mann lebhaft; dann fügte er mit einem ſchüchtern bewegten Tone hinzu: „Seit jenem Tage, Madame, hab' ich eingeſehen, daß die Einſamkeit, worin ich lebe, weniger traurig ſeyn könnte, und ich habe wohl Träume gehegt, Träume eines armen Eremiten, der eine himmliſche Erſcheinung durch ſeine Wüſte ſchweben ſah,“ und als Felicie ſchwieg, durch dieſes dichteriſche Bild ſcheu und beſtürzt, fuhr er mit ruhigerer Stimme fort: „Ich hätte mich ſehr glücklich gefühlt, Madame, Ihnen bisweilen meine Aufwartung zu machen! meine Eigenſchaft als Nachbar, ſcheint mir, dürfte Beziehungen billigen, die für mich ſo koſtbar geweſen wären; aber ich habe gefürchtet, daß meine Gegenwart Ihrer Frau Mutter nicht angenehm ſeyn möchte, nicht weil ſie eine perſönliche Abneigung gegen mich hege, ſondern weil ich adelig bin, weil ich Anſichten bekenne, welche ſie verabſcheut.

Ich mußte ihre Vorurtheile achten, und habe mich enthalten, mich zu Flambiers vorzuſtellen.“

„Es iſt wahr, mein Herr,“ erwiederte Felicie, ein wenig erſtaunt, daß dieſer Fremde die politiſchen Geſinnungen von Madame Dalange ſo gut kannte, „meine gute Großmutter hat etwas ungerechte vorgefaßte Meinungen; ich würde es nicht zu verbürgen wagen, daß ſie einen Mann eifrig empfinge, der ſich kürzlich unter der Fahne der vorigen Monarchie geſchlagen hat. Sie iſt eine alte Republikanerin, meine gute Mama; ſie würde vielleicht Ihre Beſuche nicht gerne annehmen. Aber wenn Sie in Gefahr wären, mein Herr, Ihre Freiheit, Ihr Leben bedroht, würde ſie Ihnen ihr Haus öffnen, Sie verbergen, Sie retten.“

„Ich werde mich wohl hüten, ihr meinen Beſuch zu machen,“ verſetzte der junge Mann lächelnd; „doch wenn ich verfolgt würde, bäte ich ſie um ein Aſyl.“

„Aber für den Augenblick wenigſtens ſind Sie von keiner Gefahr bedroht?“ ſagte Felicie, in der Beſorgniß ſchwankend, eine Indiscretion zu begehen; „es iſt wahr, Ihre Gegenwart hat den Verdacht und die Neugier der Leute von Mauſſane erregt; ſie vermuthen, daß Sie ein Royaliſt, ein Geächteter ſind; aber im Grunde wiſſen ſie nichts.“

„Nicht einmal meinen Namen,“ rief der junge Mann aus. Und nach kurzem Schweigen fügte er einfach hinzu: „Ich heiße Gaſton von Alteſaye.“

Felicie wurde von dieſer freiwilligen Erklärung als von dem größten Zeichen des Vertrauens gerührt, und ſagte mit bewegter Stimme; „Ich werde dieſes Geheimniß bewahren, mein Herr; aber ſehen Sie das Ende dieſer peinlichen Lage nicht voraus? Wir leben, dem Himmel ſey's gedankt, in einer Zeit, wo die politiſchen Verbrechen keine ſtrengen Verurtheilungen nach ſich ziehen; das Geſetz iſt gegen die Geächteten nicht unerbittlich.“

Der junge Mann ſchüttelte den Kopf.

„Meine Verbannung iſt ihrem Ende nicht nahe!“ antwortete er mit einem kurzen Tone, „und ich bin ſchon lange hier!“

Dann fuhr er mit einer gramgemiſchten Aufregung fort: „Welches Leben! Großer Gott; ah! Madame, Sie könnten nicht glauben, was ich in dieſer unbedingten Abſonderung gelitten habe, vorzüglich im Winter, während jener langen Abende, die ich an der Ecke des Feuers in jenem baufälligen Zimmer verlebt habe, wohin ich mich geflüchtet. Wenn der Wind gegen mein Fenſter ächzte, daß die Eulen auf den alten Mauern ihr Geſchrei erhuben, und das flackernde Licht meiner Lampe erloſch, dachte ich an die Welt, an ihre Freuden, an ihre Feſte, an meine glücklichen Freunde, an alle Jene, welche frei und fröhlich leben. Wie lang dünkten mir dann die Stunden! Sie begreifen jenes Fieber nicht, Madame, welches die thätigen, zum Müſſiggange verurtheilten Naturen verzehrt; dieß iſt eine Qual, vergleichbar jener des angeſchmiedeten und lebendig von einem Geier zerfleiſchten Prometheus. Ich verging in dieſer ſchrecklichen Langweile. Ich hätte ihr unterlegen, oder wohl eine Thorheit begangen; ich würde mich ſelbſt meinen Feinden ausgeliefert haben; ja, ich wollte fortreiſen, als ich endlich einen Strahl von Freude und Troſt erblickte, als ich in mein Geſchick mich ergeben konnte."

Während er ſo ſprach, hörte ihn Felicie an, von einem ſonderbaren Eindrucke ergriffen; es dünkte ihr, daß ſie dieſe Stimme ſchon vernommen, gewiſſe Klänge derſelben wieder erkannte; aber ihr untreues Gedächtniß erinnerte ſie nicht an mehr; die Züge dieſes Mannes waren ihr, wie ſein Name, völlig unbekannt. Eine Art von Furcht miſchte ſich in die Sympathie, die ſie für ſein Unglück empfand, und ſie wagte nicht, die Augen aufzuſchlagen, aus Beſorgniß, ſeinem traurigen und glühenden Blicke zu begegnen. Er hatte ſich erhoben, ſtand Felicien gegenüber, betrachtete ſie mit ſtarrem Auge, und ſchien in einen dumpfen und heftigen Gedanken verſunken. Eine erfahrenere und hellſehendere Frau, wäre in dieſem Augenblicke vielleicht verwirrt worden; allein Frau von Clavières ahnete nicht, was im Innern dieſes Mannes vorging; ſie begriff nicht Alles, was er ihr hatte ſagen wollen; ſie ſah die Leidenſchaft nicht, die aus ſeinem Blicke ſprühte, und ſeine gewöhnlich kalte und träumeriſche Phyſiognomie beſeelte. Die Zeit verfloß indeſſen; der Sturm tobte mit minderer Heftigkeit; aber man hörte von allen Seiten das Brauſen der Wäſſer, welche ſich in den von ihnen ausgehöhlten Schluchten fortwälzten.

„Der Regen hört auf, wir müſſen gehen," rief Felicie aus, deren Beſorgniſſe wieder lebhafter wurden; „meine arme Großmutter! Wie groß muß ihr Kummer ſeyn! Ich bin überzeugt, daß ſie jetzt betet!"

„Warten Sie noch einen Augenblick!" ſagte Herr von Altefaye; „die Wege ſind noch ungangbar, glauben Sie es, Madame; wir kämen nicht durch; aber in einer Viertelſtunde, wenn der Regen nicht wieder beginnt, werden die Wäſſer abgelaufen ſeyn."

Felicie ſetzte ſich wieder mit einem Seufzer der Reſignation; die Stumme, auf der Schwelle ſtehend, beobachtete das Wetter. Im Innern der Hütte wurde es finſter; das Feuer erloſch, und auf dem Herde ſah man nur noch einige röthliche Punkte, welche im Dunkel funkelten. Frau von Clavières, regungslos ſitzend, lauſchte dem fernen Grollen des Sturmes, und ſchwieg. Plötzlich fuhr ſie zuſammen, und erhob ſich zitternd: es dünkte ihr, daß ein glühender Hauch über ihre Haare und ihre geneigte Stirne geweht habe, wie eine unſichtbare Flamme.

„Gehen wir!" rief ſie mit bewegter Stimme aus, ſchnell die Hütte verlaſſend.

Herr von Altefaye reichte ihr ſchweigend ſeinen Arm; nach kurzem Zögern nahm ſie ihn, und ſie begannen zu gehen. Muthig ging die Stumme voran, und trieb die beſtürzten Hunde vor ſich her. Felicie war traurig und verwirrt; ſie ſchwieg, und ſuchte zu erforſchen, was in ihrem Gemüthe vorging, ſo oft Herr von Altefaye, ſie ſtützend, ihren Arm drückte. Auch er ſchwieg, und führte ſie ſorgfältig durch den vom Regen überſchwemmten und von ſchrecklichen Schluchten durchbrochenen Fußpfad. Als ſie ſo hundert Schritte gemacht hatten, ſagte er leiſe zu ihr: „Wollen Sie, daß ich Sie trage?“

Sie ſchüttelte den Kopf zum Zeichen der Ablehnung, und ging raſcher. Der Weg wurde minder ſchwierig; ein kühler Wind zerriß die Wolken, und trieb ſie am Horizonte hin; ſchon rannen die Wäſſer mit einem ſchwächeren Murmeln auf dem wieder feſtgewordenen Boden. Dennoch hörte man, Flambiers ſich nähernd, etwas wie das Plätſchern eines Waſſerfalles, der in einen Schlund ſtürzt, und bald ſtand die Stumme vor einer Waſſerfläche ſtill, welche die fremde Wieſe überzog, wo Madame Dalange ihre Ziege weiden ließ.

„Der Bach iſt ausgetreten!“ rief Felicie beſtürzt aus; „wie werden wir hinüberkommen? Großer Gott!“

Statt zu antworten, hob Herr von Altefaye ſie mit ſeinen kräftigen Armen empor, und trat kühn in das Waſſer.

„Ah!“ murmelte die junge Frau mit erloſchener Stimme; „ich fürchte mich!“

Er drückte ſie an ſeine Bruſt, und trug ſie wie ein Kind fort. Die Stumme folgte ihnen; ſie watete bis an den Gürtel im Waſſer. Im Augenblicke, da Gaſton von Altefaye Felicien am andern Ufer abſetzte, krähte der Hahn im Hühnerhofe von Flambiers.

„Mitternacht!“ rief die junge Frau aus.

„Sie ſind zu Hauſe; leben Sie wohl!“ ſagte der grüne Jäger; „leben Sie wohl, Madame!“ Er faßte ihre Hand, küßte dieſelbe, und entfernte ſich raſch.

Felicie eilte dem Hauſe zu. Die Thüre war offen, und die Knechte, mit Stocklaternen verſehen, empfingen die Befehle der Madame Dalange, welche ſie bereits nach allen Richtungen entſendet hatte.

„Mein Kind, wie hab' ich mich um Dich gekümmert!“ ſagte die alte Dame; „man hat Dich auf allen Seiten geſucht.“

„Da bin ich, Großmutter!“ murmelte Felicie mit einer ſchwachen Stimme, und in die Arme ihrer Großmutter gleitend; „ah! ich bin bei Ihnen, endlich!“

„Gütiger Himmel, wie blaß ſie iſt!“ ſagte Magdalena beſorgt; „man ſollte meinen, daß ſie in Ohnmacht fällt.“

„Die arme gute Seele ſtirbt vor Anſtrengung,“ erwiederte Veronika; „aber ſchau doch die Stumme an, wie die ausſieht mit ihren leuchtenden Augen, ihrer beſtürzten Miene, und ihrem bis zur Mitte des Rückens eingeweichten Kleide! Wo hindurch muß dieſes Kind gegangen ſeyn? Sie iſt wie eine Sündfluth, während unſere kleine Dame nicht einmal den Saum ihres Kleides benetzt hat.“

„Das iſt die Folge ihrer Art zu gehen,“ verſetzte Magdalena ernſt.

Während dieſes Geſpräches hatte Madame Dalange Felicien in ihr Zimmer geführt; die junge Frau ſchien von Anſtrengung erſchöpft; ſie ließ ſich entkleiden und in's Bett bringen, ohne ein Wort zu ſprechen. Bevor Madame Dalange ſich entfernte, nahm ſie einen Brief vom Tiſche, und reichte ihn ihr, indem ſie ſagte: „Hier, meine Tochter; ich glaube, daß er aus der Schweiz kommt …“

„Ein Brief von Herrn von Ramſay!“ rief Felicie aus, ihn flüchtig durchlaufend; „in vierzehn Tagen vielleicht wird er hier ſeyn! Welches Glück, mein Gott!“

Die unruhigen Tage.

19.

Felicie hütete am folgenden Tage das Zimmer; eine Art von Mißbehagen und Niedergeſchlagenheit hatte ſie befallen, welche die gute Madame Dalange für eine natürliche Folge des Schreckens hielt, den ſie während des Sturmes ausſtehen mußte, der ſie auf freiem Felde überraſcht hatte, und der übermäßigen Anſtrengung, um auf ſo beſchwerlichen Wegen wieder nach Flambiers zu kommen. Sie umgab ſie alſo mehr mit Ruhe als mit Pflege, und überließ ſie ſich ſelbſt, in der Meinung, daß ſie bei geiſtiger und körperlicher Ruhe ſich bald wieder erholen würde. Die junge Frau war wirklich leidend; aber vorzüglich waren ihr Geiſt und ihre Einbildungskraft krank. Unabläſſig kam ſie mit einer Art von Schrecken und Staunen auf das zurück, was während jenes ſtürmiſchen Abendes ſich ereignet hatte.

Sie empfand eine ſchamgemiſchte Unruhe in der Erinnerung an die Worte und Blicke des Herrn von Altefave, und an das gerührte Schweigen, das er beobachtete, als er ſie inmitten des Sturmes, der ſie Beide noch umtobte, über die zerſtörten Fußpfade führte. Noch mehr ſtaunte ſie über ihre eigenen Eindrücke, und erſchrack, ihr Herz ſchlagen gefühlt zu haben, als die Arme dieſes Mannes ſie ſtützten, und in ſchüchterner Umſchließung drückten. Aus einem Gefühle, das ſie ſich nicht zu erklären ſuchte, wagte ſie es nicht, mit ihrer Großmutter, von der ſie zudem wenig gefragt wurde, von dem ihr durch die Vorſehung geſendeten Beiſtande und von der Art zu ſprechen, auf welche ſie nach Flambiers zurückgekehrt war. Immer ſchweigend, machte ſie ſich lebhafte Vorwürfe über ihre Zurückhaltung, und ermuthigte ſich, der Madame Dalange dieſes Begegnen zu erzählen, das im Grunde nur etwas ſehr Einfaches war; einigemal war ſie nahe daran, zu ſprechen; aber die Worte erſtarben auf ihren Lippen, und verwirrt, verlegen, beeilte ſie ſich, einen andern Stoff zu ſuchen. Dann, nach einigen Stunden, ſchien es ihr, daß ſie zu lange geſchwiegen habe, und fortan von dieſer Sache nicht mehr reden könne. Die Stumme ihrerſeits ſchwieg in ihrer Art, und machte des Umſtandes ihres Spazierganges während des Sturmes, durch Zeichen keine Erwähnung. Die arme Felicie liebte ihre Großmutter zärtlich; aber ſie fühlte ſich nicht hingezogen, ihr Herz ihr zu öffnen, und beobachtete den ganzen Tag hindurch ein träumeriſches Schweigen. In ihrer Unruhe und Aufgeregtheit, las ſie wieder den Brief des Herrn von Ramſay mit einem Gefühle von Freude. Der Arzt ſchrieb ihr, daß er, durch wichtige Intereſſen in die Provence gerufen, ſich bald auf den Weg begeben, und einen Abſtecher machen würde, um einen Tag in Flambiers zuzubringen. Die junge Frau dachte, daß ſie dieſem nachſichtigen Freunde anvertrauen könnte, was ſie ihrer Großmutter verhehlte, und fühlte ſich nach dieſem Entſchluſſe ruhiger. Am andern Morgen rief die alte Magdalena, welche zuerſt gekommen war, nach ihrem Befinden ſich zu erkundigen, das Fenſter öffnend aus: Gütiger Himmel! Hat es heute Nacht Blumenſträuſſe geregnet? Da iſt einer, der vom Himmel fiel!“

Alſo ſprechend, wies ſie Felicien eine kleine Blumengarbe, mit einem Binſenhalme zuſammengebunden; es ſtacken darin Tulpen, blaue Windröschen, Veilchen, und ein Weißdornzweig; die Jahreszeit war noch ſo wenig vorgerückt, daß es geduldigen Suchens bedurfte, um an vor Wind und Wetter geſchützten Stellen, in den Schluchten der Thäler, dieſen ländlichen Strauß zu finden.

„Ich begreife nicht,“ ſtotterte Felicie erröthend; „dieß ſind vielleicht Blumen, die ich am vorigen Abende hier vergeſſen habe.“

„Ja, ſo muß es ſeyn,“ ſagte Magdalena; „ſie ſtacken zwiſchen dem Beſchlage des Fenſterladens, und man müßte ein Eichhörnchen ſeyn, um an der Mauer heraufzuklettern.“

„In der That, das iſt unmöglich!“ murmelte die junge Frau, mit dem Blicke die Höhe dieſes Fenſters meſſend, das dreißig Fuß über dem Boden war; dann verweilten ihre Augen bei einem vor dem Hauſe gepflanzten Maulbeerbaume, deſſen hohe Aeſte faſt den Fenſterladen berührten.

„Bah!“ äußerte Magdalena, die ihren Gedanken errieth; „wer würde ſich getrauen, auf ihm bis zum Fenſter zu ſteigen! Tiſton, der berühmteſte Elſterneſterausnehmer in der Gegend, ein Galgenſtrick, der auf den Gipfel einer Pappel, gerade wie ein i, mit derſelben Leichtigkeit ſteigt, wie er in ſein Bett ſteigen würde, wenn er eines hätte, würde es nicht wagen, auf dieſe Art Ihnen einen Strauß zu überbringen.“

„Wäre alſo einige Gefahr dabei?“ fragte Felicie ein wenig bewegt.

„Die Gefahr, ſich zwanzigmal den Hals zu brechen,“ antwortete Magdalena ruhig.

Frau von Clavières nahm die Blumen, und legte ſie mit zitternder Hand auf den Tiſch; dann begann ſie, ſich thätig ihren gewöhnlichen Beſchäftigungen zu unterziehen. Sie ging in den Salon hinab, und machte ſich mit unglaublichem Fleiße an die Arbeit; aber ſie ward ihrer Stickerei bald überdrüſſig, und fing eine andere Arbeit an; doch ſie konnte nicht dabei bleiben. Die alte Dame ſpann, und blickte lächelnd auf ſie.

„Mein Gott! meine Tochter,“ — ſagte ſie zu ihr, glücklich, ſie von der Unpäßlichkeit des vorigen

Abendes ſo gut hergeſtellt zu ſehen, „wie Du heute ſummeſt!“

„Ich will unſere Vögelchen beſuchen!“ ſagte Felicie, raſch ihren Strohhut nehmend.

Wie an den vorigen Tagen vertheilte ſie eigenhändig das in ihre Schürze geſchüttete Getreide; aber es ergötzte ſie nicht mehr, die gefräßige Schaar um ſie her pipen zu hören, und das von ihr vorgeſtreute Futter ſich beſtreiten zu ſehen. Nachmittags begleitete ſie Madame Dalange auf deren gewöhnlichen Rundgange. — Ueber die fremde Wieſe gehend, deren wieder grün gewordenes Gras mit Maßlieben überſäet war, fühlte ſie eine leichte Röthe über ihre Stirne ſich verbreiten, der Art eingedenk, wie ſie am Vorvorabende dieſen Weg überſchritten hatte. Dann triumphirte jene Erinnerung, mit welcher ſie vergebens kämpfte, plötzlich über ihre Entſchlüſſe; ſie hörte auf, ſich ihrer entſchlagen zu wollen, und ging träumeriſch und in gefährliche Gedanken verſunken ihres Weges. Während dieſes langen Spazierganges erfaßte ſie ein eben ſo ſchmerzlicher als ſüßer Augenblick von Gemüthsaufregung. Um eine Hecke biegend, glaubte ſie im Hintergrunde des Fußpfades, welchen ſie verließ, Jemand zu ſehen, der ihr von weitem folgte; ſie unterſchied nichts, aber ſie erkannte das drachengrüne Kleid und das Jägerkäppchen des Herrn von Alteſaxe. Am Abende, als ſie in ihr Zimmer ging, gewahrte ſie den am Morgen von ihr auf den Tiſch gelegten Strauß; er war zur Hälfte verwelkt.

Sie nahm ihn, athmete den ſchwachen Wohlgeruch ein, und ſchaute lange die Windröschen mit dem ſchwarzen Herzen an, deren zarte Blumenblätter traurig herabhingen, und welkten, ohne ihre Azurfarbe zu verlieren; dann ſchnitt ſie ſorgfältig die Stängel ab, und ſteckte die kleine Garbe in eine Vaſe voll friſchen Waſſers. Anſtatt wie gewöhnlich in's Bett zu gehen, trat die junge Frau ſodann in das kleine Gemach, das ſie als Oratorium benützte. Die Mühen des Tages hatten ihr nicht, wie ſonſt, jene angenehme Müdigkeit zurückgelaſſen, womit ſie immer ſo friedlich entſchlummerte. Nachdenkend, bewegt, ſtellte ſie ihr Licht auf den Betſtuhl, und ſetzte ſich der Heiligen gegenüber, deren entzückter Blick ihr den Himmel zu weiſen ſchien. Durch eine ſonderbare Rückkehr zu andern Eindrücken, erinnerte ſie ſich dann jener geheimnißvollen und lieblichen Stimme, welche zuerſt ihr Herz durchſchauderte, und des Schlußreimes, den ſie im Schweigen der Nacht leiſe nachſang. Nun füllten ſich ihre Augen mit Thränen, und ihr Herz, wenn auch nicht ihre Lippen, murmelten den Namen: Lucian von Froideſaigues; ſie empfand, — eine ſeltſame Sache! — eine Art von Gewiſſensbiſſen, jenem Traume, jenem kaum geſehenen Gebilde, und welches dennoch ihr Herz beſchäftigte, untreu zu ſeyn. — Schon hatte der Hahn gekräht, es war Mitternacht vorüber, als Felicie drauſſen ein leiſes Geräuſch zu hören glaubte; ſie bebte und horchte regungslos, eine Art von Anſtreifen ließ ſich an der Ecke der Mauer, zwiſchen den Zweigen des Maulbeerbaumes, vernehmen. Die junge Frau fühlte einen kalten Schweiß ihre Stirne benetzen; ihr Herz hörte auf zu ſchlagen; von einer ſchrecklichen Angſt ergriffen, faltete ſie die Hände, und ſchlug die Augen zum Himmel auf, wie um zu beten, murmelnd: „Er wird ſich tödten, mein Gott!"

Einige Minuten lang währte dieſes leiſe und dumpfe Geräuſch, dann hörte ſie nichts mehr. Nun athmete ſie leichter, und entſchloß ſich, nach einer Viertelſtunde, wieder in ihr Zimmer zu gehen. Aus unſchuldiger Vorſicht ließ ſie jedenfalls ihre Leuchte im Oratorium, und öffnete, im Finſtern tappend, den inneren Fenſterladen; wie am vorigen Abende ſtack ein Strauß zwiſchen den beiden Oeffnungen deſſelben. Felicie nahm ihn heimlich, und warf einen raſchen Blick nach Auſſen; Alles war ruhig, und ſie gewahrte bei dem ſchwachen Schimmer der Sterne einen Schatten, der den Lorbeerbogengang entlang huſchte, und nach der Seite der Einfahrt eilte. Als ſie ihn aus dem Geſichte verloren hatte, ſchloß ſie das Fenſter wieder, holte die auf dem Betſtuhle gebliebene Leuchte, und legte die Blumen auf den Tiſch, die ſie noch in der Hand hielt. Der andere Strauß hatte ſchon ſeine Friſche wieder gewonnen, und die rothen Tulpen reckten ihre flammengleichen Blumenblätter ihr entgegen; dann nahm ſie mechaniſch die andern Blumen, um ſie in die Vaſe zu thun, und, den Binſenhalm löſend, der ſie umwand, fühlte ſie ein Billet zwiſchen ihre Finger gleiten.

„Ah!“ murmelte ſie mit einer Regung der Ueberraſchung, der Verwirrung und Unruhe, welche eine ſchwache Röthe auf ihre blaſſe Stirne jagten, „ein Billet! . . .“

Anſtatt es zu öffnen, legte ſie es zuerſt zuſammen, und ſteckte es treuherzig tief in die Tiſchſchublade, unter einen Haufen von Papieren; zwei Minuten danach las ſie es. Es war ein Liebesbrief, der erſte, den ſie jemals erhalten; Herr von Alteſave ſchrieb ihr:

„Es iſt mir nicht erlaubt, mich Ihnen vorzuſtellen, „Madame, und ich wage es nicht, vom Zufalle das „Glück einer neuen Begegnung zu hoffen. Verzeihen „Sie mir alſo, daß ich Ihnen das ſchreibe, was ich „Ihnen zu ſagen, ach! vielleicht nie, die Gelegenheit „finden werde. Aber werde ich Ihnen jene Gefühle „ausdrücken dürfen, die mein Herz und mein ganzes „Leben beſeelen, ſeitdem ich Sie zum erſtenmale geſehen „habe! Werden Sie die Gewogenheit haben, mich an„zuhören, wenn ich Ihnen ſage, daß ich Sie liebe, daß „ich Sie mit Ehrfurcht, mit Zärtlichkeit, mit Anbetung „liebe! Mein Glück, mein Heil vielleicht, hangen von „Ihnen ab, von Ihnen allein, und Ihre Antwort wird „über meine Zukunft entſcheiden. Ich weiß, daß es „ein großer Eigendünkel iſt, ſeine Hoffnungen ſo hoch „zu erheben, die Ehrſucht zu hegen, Ihr Herz zu rüh„ren, und Ihre Hand zu erhalten. Ich weiß, daß Ver„hältniſſe beſtehen, welche mir die Hoffnung eines ſo „großen Glückes unterſagen: Vorurtheile, mit denen ich

„nichts zu thun habe, trennen den Baron von Altefaye „von der Enkelin der Madame Dalange; aber iſt es „der glühendſten Liebe unmöglich, alle dieſe Hinderniſſe „zu überwinden? Ah! Madame, zitternd erwarte ich „ein Wort, welches mir zu hoffen erlaubt, oder meine „Zukunft auf immer vernichtet, ein Wort, das mich „rettet oder mich in's Verderben ſtürzt!!! Denken „Sie, daß ich Sie liebe, und entſcheiden Sie über mein „Geſchick! . . .“

Felicie las fort bis zum letzten Worte dieſes Briefes; dann ließ ſie ihn in ihren Schooß fallen, und begann nachzuſinnen, ihr Antlitz mit ihren Händen verhüllend. Das Unternehmen des Herrn von Altefaye ſchien ihr ſehr kühn; aber ſie fand ſeinen Brief ehrerbietig und zärtlich. Sie ſah nicht recht klar, was in ihrem Herzen bei dieſen Worten von Ehe und Liebe vorging, doch ſie war gerührt, und zitterte bei dem Gedanken, daß Gaſton von Altefaye ſein Leben gewagt hatte, um ihr dieſe Erklärung zuzuſtellen. Sie las den Brief wieder, bevor ſie einſchlief, und ſah Nachts im Traume den grünen Jäger, wie er durch die Thäler ſtreifte, Liebesworte in ihr Ohr flüſternd. Am andern Morgen, wie gewöhnlich, erſchien Magdalena, und rief aus, als ſie die beiden Blumenſträuße in der nämlichen Vaſe beiſammen erblickte: „Ah! in dieſem Zimmer wachſen Blumen! Ein Geißblattzweig, Sinngrün und Jasmin! Ah, welch' ein hübſcher Strauß!“ Die mit ihr eingetretene Roſette hatte ihren Ausruf verſtanden, und die Blumen mit entzückter Miene betrachtet; dann verſuchte ſie, ihr zu erklären, daß ſie einſt einen ſchönen, vom Himmel gefallenen Blumenſtrauß, in den Händen ihrer Gebieterin geſehen habe. Felicie erröthete und ſeufzte bei dem Anblicke der Pantomime, mittelſt welcher die Stumme die prächtige Blüthe der Magnolie und deren betäubenden Wohlgeruch zu ſchildern bemüht war. Dann ſagte ſie zu Magdalena:

„Ich habe dieſe Blumen auf dem Spaziergange gepflückt.“

„Da unten hinter den Hecken?“ rief die alte Magd aus; „im Frühlinge iſt dort gleichſam ein Blumenbeet, ich weiß es; ich bin neulich hingegangen; es dünkte mir aber, daß erſt nur die Knoſpen hervorbrachen. Heilige Jungfrau! das kommt daher, daß ich nicht mehr, wie Sie, meine achtzehnjährigen Augen habe.“

Dieſe Nothlüge koſtete Feliciens Freimüthigkeit viel; ſie war ſehr verlegen, ein ſolches Geheimniß bewahren zu müſſen, und dennoch hätte ſie um keinen Preis von der Welt ihrer Großmutter geſagt, was ihr Herr von Alteſave geſchrieben, und was in ihrem Herzen vorging. Der Gedanke, daß der grüne Jäger vielleicht in der nächſten Nacht wieder kommen würde, um einen neuen Strauß an ihr Fenſter zu heften, beſchäftigte ſie den ganzen Tag. — Sie zitterte bei dem bloßen Gedanken, daß dieſer Beweis von Liebe und Verwegenheit das Leben des Herrn von Alteſave koſten könnte. Zwanzigmal des Tages ſchaute ſie zu dem Baume empor, an deſſen Zweige er ſich klammerte, um ihr Fenſter zu erreichen; man hätte meinen ſollen, daß eines Vogels Gewicht hinreichend geweſen wäre, ſie zu biegen, und offenbar mußte derjenige, der ein ſolches Hinaufſteigen wagte, mit unerhörter Gewandtheit, Kühnheit und Kaltblütigkeit begabt ſeyn. Die Frauen ſind gerne von demjenigen entzückt, der ſie erſchreckt, und Felicie dachte an die Verwegenheit des Gaſton von Altefaye mit einer Gemüthsaufregung, die nicht bloß von der Furcht vor der Gefahr, welcher er trotzte, veranlaßt war. Zerſtreut und nachdenkend, die Augen auf ihre Arbeit heftend, antwortete ſie nur einſilbig und mit einem unbeſtimmten Lächeln, der guten Madame Dalange, die an ihrer Seite ſpann, Geſchichten aus der Zeit der Republik ihr erzählend. So brachten ſie den ganzen Nachmittag zu; denn ein Platzregen hatte ſie verhindert, wie gewöhnlich auf die Felder zu gehen. Als der Abend gekommen war, verließen ſie ihre Arbeit, und Madame Dalange nahm ihren Roſenkranz, indem ſie ſagte:

„Mein Kind, wie lang muß dir dieſer Tag geſchienen haben!“

„Keineswegs, ich verſichere Ihnen, Großmutter!“ antwortete ſie raſch.

„An was dachteſt Du denn?“ fragte die gute Dame. „Weiß ich's, Großmutter?“ ſtotterte Felicie; „ich hab' an ſo viele Dinge gedacht!“

„Wohlan, mach einen Gang drauſſen, und ſchöpfe einen Augenblick friſche Luft, während ich meinen Roſenkranz bete," fuhr die alte Dame fort; „geh, meine Tochter, und da der Abend kühl iſt, vergiß Deine Mantille nicht!"

„Ich gehe bis zur Einfahrt," erwiederte Felicie, ihre Großmutter küſſend.

Sie ging hinaus. Es war ſchon düſter; die letzten Strahlen der Sonne erloſchen gegen Weſten, und blaſſe Sterne ſchimmerten ſchwach durch die von einem leichten Winde gejagten Wolken. Felicie wagte ſich nicht bis zur Einfahrt; anſtatt dahin zu gehen, ſetzte ſie ſich auf eine Steinbank einige Schritte vom Hauſe. Hinter ihr erhoben ſich dichte Lorbergebüſche, und von allen Seiten erblickte ſie die weite Landſchaft in dunkle Dämmerung gehüllt. Sie ſchaute in der Richtung von Mauſſane hin, deren kleinen Glockenthurm ſie noch deutlich gewahrte; ſie erinnerte ſich an die Schilderung,, welche ihr Herr von Alteſaye von jenem verfallenen Zimmer gemacht hatte, wo er Abends wohnte, den Klagen, der Traurigkeit, den peinlichen Leiden der Verbannung zur Beute. Ihr Herz ward bei dieſer Erinnerung von Zärtlichkeit und Mitleiden gerührt. Es dünkte ihr, daß, weil ſie mit einem einzigen Worte das Geſchick dieſes Mannes ändern konnte, er glücklich werden ſollte, und wurde bei dieſem Gedanken weich; in dieſem reinen und edelmüthigem Herzen entſprang die Hingebung früher als die Liebe. Sie fuhr mit dem Taſchentuche über ihre thränenfeuchten Augen, und murmelte, von einem melancholiſchen Glücke durchdrungen:

„Man iſt glücklich, wenn man liebt!“

„Felicie!“ rief eine Stimme hinter ihr.

Die junge Frau wendete ſich mit einem ſchwachen Ausrufe um. Herr von Altefaye hatte ſich genähert, ohne daß ſie das Geräuſch ſeiner Tritte unter der Lorberbogenlaube vernahm. Felicie fuhr zurück, wie um zu fliehen; aber er hielt ſie zurück, indem er mit flehender Stimme ſagte: „Eine Minute, ein Wort.“

„Mein Herr!“ ſagte ſie, „um's Himmels willen! Enfernen Sie ſich! Wenn man uns ſähe! hier, um dieſe Zeit.“

„Wir ſind allein, und die Nacht iſt dunkel, bleiben Sie, ich bitte Sie darum, für dieſen Augenblick würde ich gerne mein Leben opfern.“

Dieſe Worte erinnerten Felicien plötzlich an die Blumenſträuſſe, an den Brief und den von Herrn von Altefaye zweimal gewagten, gefährlichen Verſuch.

„Mein Herr,“ ſagte ſie mit kurzer Stimme zu ihm, und ihre Hand ihm laſſend, die er an ſein Herz und an ſeine Lippen zu drücken wagte, „wenn Sie mich liebten, würden Sie ſich keiner ſo großen Gefahr ausſetzen. Verſprechen Sie mir, daß ich weder Brief noch Strauß mehr an meinem Fenſter finden werde. Sie antworten nicht! Wiſſen Sie denn nichts von dem Schrecken, von der tödtlichen Angſt, die Sie mir verurſachten?“

„Es iſt wahr,“ erwiederte er kaltblütig; „wenn ein Aſt unter meinen Füſſen brach, wär' ich herabgeſtürzt, und zerſchmettert worden; aber beruhigen Sie ſich, Madame; ich hätte noch die Kraft, mich fortzuſchleppen, um ferne von hier zu ſterben. Sie würden nicht bloßgeſtellt ſeyn.“

„Glauben Sie, mein Herr,“ daß dieß mich tröſten könnte!“ rief Felicie aus. „O! ich bitte Sie dringend, verſprechen Sie mir, bevor Sie mich verlaſſen, daß Sie dieſe verwegenen Verſuche nicht mehr wiederholen werden. Wenn Sie mich lieben, werden Sie meine Bitte erfüllen. Sie werden mich nicht alle Augenblicke für Ihr Leben zittern machen!“

Mit Entzücken drückte er ihre Hände, die ſie ihm überließ, und erwiederte mit einem unausſprechlichen Ausdrucke von Triumph und Freude: „Ich werde Ihnen gehorchen, Madame; aber laſſen Sie mich hoffen, daß Sie bisweilen Abends hierher kommen werden, auf einen Augenblick.“

„Ja, bisweilen“ entgegnete ſie, beſtürzt, und den Kopf gegen das Haus wendend, deſſen Thüre eben geöffnet wurde.

„Leben Sie wohl,“ fuhr er fort, „ich habe Ihr Verſprechen, ich hoffe, ich bin glücklich.“

Bei dieſen Worten verſchwand er zwiſchen den buſchigen Lorberäſten, und Felicie ſank faſt ohnmächtig auf die Bank während Magdalena ſich ihr mit den Worten näherte: „Nun denn, hat man dieſe liebe Dame entführt, weil ſie nicht zurückkehrt! Kommen Sie, kommen Sie! Das Abendeſſen iſt aufgetragen.“

„Da bin ich!" ſagte Felicie, mit Anſtrengung aufſtehend.

„Jeſus! Sie zittern!" erwiederte die gute Magdalena, ſie bei der Hand faſſend, um ſie fortzuführen.

„Ich friere!" antwortete ſie mit erloſchener Stimme.

Als Madame Dalange ſie ſo blaß und angegriffen in den Salon treten ſah, rief ſie aus: „Was fehlt Dir denn, meine Tochter? Man ſollte meinen, Du hätteſt ſo eben einen großen Schrecken ausgeſtanden?"

„Ja," ſtammelte ſie, ihren Kopf auf die Schulter ihrer Großmutter ſtützend; „ich habe ein Geräuſch in den Bäumen gehört; ich glaube, doch es hat mir weh gethan . . ."

Bei dieſen Worten brach ſie in Thränen aus, und preßte die Hände der guten Dame mit krampfhaftem Zittern.

„Sie hat ſich gefürchtet!" ſagte Madame Dalange zu Magdalena; „genug; ich will nicht mehr, daß ſie Abends ſo ganz allein ausgehe; künftig wollen wir ſie begleiten . . ."

Unterweges.

20.

Am andern Tage war ein Sonntag; dennoch blieb der Herrſchaftsſtuhl in der Capelle zu Mauſanne leer; Frau von Clavières befand ſich ſo leidend, daß Jedermann in Flambiers es unterließ, in die Meſſe zu gehen. Madame Dalange wich den Tag über von ihrer Enkelin nicht, und Abends wachte man an ihrem Bette.

Dieſe Unpäßlichkeit hatte jedoch keine Folgen, und in den nächſten Tagen konnte Felicie wieder ihren leichten Arbeiten und den einförmigen Zerſtreuungen ſich weihen, die ihr Leben erfüllten. Aber ein geheimes Uebel lag in ihrem tief erfaßten Herzen verborgen; ſchmachtend, unruhig, einem unbeſtimmten Sehnen zur Beute, ſuchte ſie zwar nicht die Gelegenheiten, Herrn von Altefaye wieder zu ſehen; allein ſie erwartete ſie. Es giebt für eine junge Frau keine gefährlichere Lage, als jene, worin Felicie ſich befand, ſie war in jener Art von Abſonderung, worin ſie lebte, weder bewacht, noch beſchützt. Wohl hegte ſie für ihre Großmutter eine grenzenloſe Liebe, Ehrerbietung und Verehrung; dieſe Gefühle umſchloſſen aber nicht das Vertrauen, das nur bei einer gewiſſen Gleichheit des Alters beſtehen kann. Sie ſchwieg, wohl wiſſend, daß man ſie nicht verſtände und daß ihre Aufregungen, ihre Leiden, vielleicht mit traurigem Erſtaunen das Herz der guten alten Frau erfüllen würden, die ſeit ſo vielen Jahren ſogar das Wort Liebe vergeſſen hatte.

Madame Dalange ſchrieb die Niedergeſchlagenheit der jungen Frau den Folgen jenes paniſchen Schreckens zu, der ſie jenes Abends ergriffen, und wich in ihrer Sorgfalt nicht mehr von ihrer Seite, wenn ſie es wagte, noch nach Sonnenuntergang über die Schwelle der Thüre zu treten. Vergebens wartete Herr von Altefaye unter der Lorberbogenlaube, und erkühnte ſich, um das Haus herum zu ſtreichen; er konnte ſich der Frau von Clavières nicht nähern. Abends jedoch, nach der Abendgeſellſchaft, wenn die junge Frau in ihr Zimmer ging, legte ſie ſich immer einen Augenblick an das Fenſter. Durch eine Art ſtillſchweigender Uebereinkunft, fand ſich dann Herr von Altefaye unter der Hecke des von Veronika gepflegten Gartens ein; die beiden Liebenden ſprachen nicht miteinander, wechſelten kein Zeichen; ſie ſchauten ſich nur einander an, durch die kalte Dämmerung der Nacht. Dieſe Zuſammenkünfte nach ſpaniſcher Mode, dauerten etwa vierzehn Tage. Felicie mußte ſich endlich geſtehen, daß ihre Stunde gekommen ſey, und daß ſie dieſem Manne ihr Herz gegeben, wo nicht ausgeliefert habe, mit dem ſie nur zweimal geſprochen hatte, und den ſie eigentlich nur dem Geſichte und dem Namen nach kannte. Aber in ihrem edelmüthigen Vertrauen auf ſein Gemüth, beurtheilte ſie ihn nach ſeinem Mißgeſchicke, und bezweifelte weder die Erhabenheit ſeines Geiſtes, noch den Adel ſeines Characters. Die junge Frau gab ſomit mehr einem von den Geſetzen ihrer Organiſation, als der verlockenden Anziehungskraft nach, welche Herr von Altefaye auf ſie übte; ſie war eines von jenen ſchwachen und holdſeligen Weſen, die mehr von ihren Liebesneigungen als von ihren Leidenſchaften hingeriſſen werden, eine von jenen keuſchen und reinen Naturen, die ſelbſt in ihren Schwächen rein bleiben. Sie überließ ſich ihren Gefühlen, ohne Antrieb ſie zu offenbaren; Herr von Altefaye konnte vermuthen, daß er geliebt werde, aber noch keine Gewißheit davon haben. Und dennoch dachte Felicie, daß er glücklich ſey, glücklich durch die Hoffnungen, die ſie ihm ſchweigend geſtattete. Es dünkte ihr, er müßte ſich, gleich ihr, jenem unbeſtimmten Harren hingeben, jenen Träumen von Glückſeligkeit, welche, ach! das ſicherſte Glück iſt, das die Liebe gewährt. Allein welches Glück iſt dauernd hienieden, vorzüglich wenn es auf ſo gebrechlichem Grunde ruht, daß ein Zufall, ein Wort es umſtürzen kann! Eines Nachmittages hatten Felicie und Madame Dalange die gewöhnliche Spaziergangsſtunde vorübergehen laſſen; Frau von Clavières, bei dem Fenſter ſitzend, deſſen Läden halb geſchloſſen waren, ihre Arbeit im Schoße, zurückgelehnt in ihrem Stuhle, den Kopf auf eine ihrer Hände neigend, war in jenen leichten Trübſinn verſunken, der das Denken ſchwächt, und die Sinne erſtarren macht. Ein wenig weiter weg, in ihrem großen Armſtuhle ſitzend, ſpann Madame Dalange fleißig.

„Um Gotteswillen ein Stück Brod, meine guten mildthätigen Damen!“ ſagte drauſſen eine dehnende, nieſelnde Stimme.

Die junge Frau, barſch aus ihrer Träumerei erweckt, erblickte aufſchauend einen alten Armen, der ſein verwittertes Geſicht, ſeinen weißen Bart und ſeinen Kahlkopf durch die halbgeöffneten Fenſterläden wies. Sie ſtand auf, nahm aus dem Schranke eines von jenen dicken runden Broden, genügend, um drei ausgehungerte Bettler zu ſättigen, und ſagte, zum Fenſter zurückkehrend:

„Hier, armer Mann, Gott ſteh' Euch bei!“

Aber der alte Bettler, anſtatt ſeinen Querſack zu öffnen, nahm mit der einen Hand das Brod, und legte mit der andern ein Papier auf das Fenſtergeſims, ganz leiſe zu Felicien ſagend:

„Ich habe mich erboten, die Antwort zu bringen.“ Dann fügte er mit lauter Stimme bei, ſeinen fahlen Blick in das Innere des Salons tauchend, worin er Jemand im Halbſchatten gewahrte, „Gott vergelt's Ihnen, meine gute mildthätige Dame! Stehen Sie einem armen Kranken bei, der Sie um Hülfe bittet. Seit einer Woche leid' ich an Fieberfroſt, und habe nur Bachwaſſer zu trinken.“

„Meine Tochter, hol ihm etwas Geld,“ ſagte die gute Madame Dalange halblaut.

Die junge Frau eilte hinaus, ging in ihr Zimmer hinauf, und das Papier mit zitternder Hand entfaltend, las ſie dieſe mit Bleiſtift auf ein zerriſſenes Blatt hingeworfenen Worte:

„Mein Verſteck iſt entdeckt, in jedem Augenblicke
„kann ich verhaftet werden, wenn ich bleibe. Ich hätte
„heute ſchon abreiſen ſollen, denn eine Stunde Verzö-
„gerung kann mich verderben. Aber ich will Sie wie-
„derſehen. Bedenken Sie, daß dieß geſchieht, um Ihnen
„vielleicht auf ewig Lebewohl zu ſagen. Ich reiſe erſt
„um Mitternacht. Den ganzen Abend werde ich in der

„Allee ſeyn, wohin ich ſo oft vergebens gekommen bin, „und Sie erwarten. Ich werfe mich zu Ihren Füſſen, „ich bitte Sie inſtändig. Ach! werden Sie kommen?"

Die junge Frau las raſch dieſes Billet; dann, ohne nachzudenken, ohne zu zögern, nahm ſie die Feder und ſchrieb: „Heute Abend um eilf Uhr in der Allée, ich werde dort ſeyn."

Sie kam mit einem Anſcheine von Kaltblütigkeit herab, reichte ihr Billet dem Bettler, indem ſie ſich ſtellte, als gebe ſie ihm Geld, und ſetzte ſich wieder an das Fenſter. Alles dieß war in weniger als zehn Minuten geſchehen. Die junge Frau war von einer freiwilligen Regung von Edelmuth, Beſorgniß und Schmerz hingeriſſen worden; aber als ſie nachzudenken begann, fühlte ſie eine Art von Beſtürzung, und Gewiſſensbiſſe in ihrem Gemüthe auftauchen. Bis jetzt hatte ſie nur zufällige Umſtände verhehlt, welche ſie mit Herrn von Altefaye zuſammenbrachten; aber in dieſem Augenblicke war es eine Handlung ihres Willens, ein ſtrafbarer Schritt, um deſſen Verſchweigung und Verheimlichung es ſich handelte; ſie mußte lügen, ihre Großmutter hintergehen, und ſich verſtohlen, wider Jedermanns Wiſſen, zu dieſem Rendez-vous ſchleichen. — Die arme junge Frau hatte den Maßſtab ihres Vergehens an dem Schrecken und der Scham, von dem bloßen Gedanken verurſacht, daß ſie entdeckt werden könnte. Zwanzigmal war ſie im Begriffe, ſich in die Arme von Madame Dalange zu ſtürzen, und ihr Alles zu geſtehen; aber der Gedanke, daß Herr von Alteſaye ſie vielleicht beſchuldigen würde, ihr Verſprechen vereiteln gewollt zu haben, hielt ſie zurück. Je näher die Nacht heranrückte, deſto mehr fühlte ſie ihre Angſt, ihre Schrecken zunehmen; jedes Wort ihrer Großmutter machte ſie ſchaudern und erröthen. Sie wagte es nicht, ſie anzuſchauen, um ihre unruhigen, alle Augenblicke von Thränen verſchleierten Augen, auf den ruhigen und halb erloſchenen Augen der alten Frau haften zu laſſen; dennoch war ſie immer entſchloſſen, ihr Verſprechen zu erfüllen. Alles um ſie her geſchah wie gewöhnlich: die Mägde gingen und kamen ſingend; die Stumme arbeitete an einer Ecke des Tiſches, und Madame Dalange ſprach, zankte ſanft, ertheilte ihre Befehle, und machte ihre Gänge aus dem Saale in die Küche, wie eine gute Hauswirthin.

„Ei!“ ſagte Magdalena, den Schrank öffnend, um das Gedeck zu holen, „es fehlt ein Brodlaib!“

„Wir haben ihn einem Armen gegeben,“ antwortete Madame Dalange.

„Gewiß dem alten Lumpe Bayon!“ rief die Magd mit einer Art von Vorwurf aus; „der verdient kein Mitleiden, wie die andern Armen des lieben Gottes! Er ſtellt ſich lahm, und erſt heute hab' ich ihn, mit ſeinem wohlgefüllten Querſacke auf dem Rücken, die Einfahrt entlang wie einen Haſen laufen ſehen. Vor dem Oratorium ankommend, iſt er dem grünen Jäger begegnet, und hat ſich ihm unverſchämt genähert, um ein Almoſen zu erbitten. Er hat ihm eines gegeben, der würdige Herr; er hat ihm Geld gegeben, und vielleicht gar Silbergeld. Je größer der Lump, deſto größer das Glück! ſagt das Sprichwort."

Man ſpeiſete ein wenig eilig, wie gewöhnlich; dann kamen die Mägde, und ſetzten ſich um den Tiſch. Während die fleißigen Spinnerinnen ihre Spindel drehten, ſchaute Felicie mit Schrecken auf die Pendeluhr, deren Zeiger auf neun Uhr ging. Madame Dalange hatte ſchon ihren Spinnrocken verlaſſen, und ſagte: „Du biſt müde, meine Tochter; heute Nacht werden wir nicht wachen."

„Horchen Sie!" ſagte Magdalena plötzlich, die Augen gegen das Fenſter wendend; „man meint ein Geräuſch in der Einfahrt zu hören."

„Ich höre nichts!" murmelte Felicie, erblaſſend und aufſtehend, wie um die Stumme zurückzuhalten, welche, Magdalenens Geberde begreifend, zur Thüre geeilt war.

Ein kurzes Schweigen folgte dieſen Worten, und man konnte deutlich das dumpfe Geräuſch eines Wagens vernehmen, der in die Einfahrt rollte. Dann erhoben ſich alle Frauenzimmer, und eilten an's Fenſter. Die Nacht war finſter, und man gewahrte im Dunkel zwei leuchtende Punkte, die raſch größer wurden; dann hörte man den Poſtillion mit der Peitſche klatſchen.

„Herr von Ramſay kommt!" rief Felicie aus, mit einem unausſprechlichen Aufſchwunge von Dankbarkeit und ſchmerzlicher Freude ihre Hände zum Himmel erhebend.

Er war's wirklich; zwei Minuten danach hielt die Poſtchaiſe vor der Thüre von Flambiers, wie ſie vor etwas mehr als einem Jahre vor der Villa Meudon gehalten hatte, und der Arzt ſtieg aus, Felicien die Hand reichend, welche ganz außer ſich ausrief:

„Mein guter Doctor! Ah, wie bin ich ſo glücklich, Sie hier zu ſehen! Welch' guten Gedanken haben Sie gehabt, uns zu beſuchen!"

„Ich fürchtete, ſo ſpät kommend, Sie zu ſtören, erwiederte Herr von Ramſay, Madame Dalange grüßend, die ihm herzlich die Hand reichte; „ich weiß, daß man auf dem Lande früh zu Bette geht, und ich war nahe daran, in einem Wirthshauſe zu übernachten; aber nur mehr drei kleine Meilen von Flambiers entfernt, hab' ich meinen Weg fortgeſetzt, in der Hoffnung, daß man mich wohl entſchuldigen möchte, wenn ich zu einer ungehörigen Stunde ankäme."

„Ah! das iſt eine Eingebung des Himmels!" murmelte Felicie.

Die Ankunft eines Fremden war ein ſo ſeltenes Ereigniß, daß ſie das ganze Haus in Aufruhr bringen mußte. Während Madame Dalange und Felicie Herrn von Ramſay in den Salon führten, rannten die Mägde verwirrt nach allen Seiten hin; in allen Zimmern ſah man Licht und eine ungewohnte Rührigkeit, und hörte laute Stimmenausbrüche in der Küche, wo der Poſtillion eingetreten war, während Magdalena, mit einer Stocklaterne verſehen, dem Bedienten des Herrn von

Ramſay die Poſtchaiſe abladen half, die vor der Thüre ſtand. Felicie dachte, all dieſer Tummult würde Herrn von Altefaye in Kenntniß ſetzen, daß etwas Außerordentliches in Flambiers vorgehe, und er, einſehend, daß ſie ihr Verſprechen nicht erfüllen könnte, ſich entfernen, betrübt über dieſen Querſtrich, aber doch glücklich, weil er die Gewißheit hatte, geliebt zu werden, und das Unterpfand und den Beweis ihrer Gefühle mit ſich fortnahm. Man trug Herrn von Ramſay ein leichtes Abendeſſen auf, und Madame Dalange machte ihm die Honneurs ihrer Tafel mit einem liebreich artigen Benehmen. Nach den erſten Momenten der Freude und Herzensergießung waren Felicie und der Arzt wieder traurig geworden; ſie blickten ſich ſchweigend an, und fanden wechſelſeitig ein anderes Ausſehen. Herr von Ramſay war blaß, abgemagert, und neuerliche Sorgen hatten ſeine edle Stirne mit Runzeln durchfurcht. Er betrachtete die junge Frau einen Augenblick mit bewegtem Blicke, und ſagte halblaut zu ihr, während Madame Dalange einen Moment weggegangen war, um Anordnungen zu treffen.

„Sie haben gelitten, Felicie?“

„Das iſt jetzt vorbei,“ erwiederte ſie ſeufzend.

In dieſem Augenblicke ſchlug die Pendeluhr die zehnte Stunde. Die junge Frau fuhr zuſammen, und fügte bei: „Die Vorſehung hat über mich gewacht.“

„Ihre Ruhe, der Friede Ihres Herzens, waren einen Augenblick verloren?“ ſagte der Arzt mit veränderter

Stimme; „Sie hätten beinahe die Qualen gekannt, denen ſo viele ſtarke Seelen unterliegen?“

„Glauben Sie, mein Freund, daß die Liebe niemals glücklich macht?“ ſagte Felicie treuherzig.

Bei dieſer Aeußerung ſchaute ſie Herr von Ramſay mit einer ſo ſchmerzlichen, ſo herznagenden Miene an, daß ſie ihre Augen ſenkte, und es bereute, ihren Gedanken ſo freiwillig eröffnet zu haben.

„Unbeſonnene! Sie glauben das Glück in der Liebe zu finden!“ ſagte er mit Aufregung und Bitterkeit. — „Ja, vielleicht, wenn Sie einen Ihrer würdigen Mann fänden,“ er ſchwieg plötzlich: Madame Dalange kam zurück.

Dieſe Worte vernehmend, fühlte die junge Frau die Regung des Vertrauens ſich ſchwächen, welche ſie hinriß, ihr Herz einem ſo theuern Freunde zu öffnen. Sie fürchtete, er möchte ihre Gefühle ſtreng beurtheilen, ihre Hoffnungen verwerfen, und es dünkte ihr, daß ſie es nie wagen würde, den Namen des Herrn von Altefaye in ſeiner Gegenwart auszuſprechen. Unruhig, und von einer peinlichen Traurigkeit erfaßt, lauſchte ſie dem Geräuſche drauſſen; ſie glaubte, von Zeit zu Zeit die Tritte des Herrn von Altefaye tief in der Allee zu hören. Einmal wagte ſie es, ſich dem Fenſter zu nähern; aber ſie ſah Niemand, und hörte nur das Rauſchen des Windes im ſonoren Blätterwerke der Lorberen. Die Abendgeſellſchaft verlängerte ſich indeſſen, und es war eilf Uhr vorbei, als Madame Dalange, ein Licht nehmend, den Arzt ſelbſt in das für ihn beſtimmte Gemach führen wollte. Felicie begab ſich dann in ihr Zimmer, und als ihr das im Hauſe herrſchende Schweigen verkündete, daß Jedermann zur Ruhe gegangen, öffnete ſie ſachte ihr Fenſter. Herr von Alteſaye ſtand am Fuße der Mauer, und Felicie fand auf dem Fenſter folgendes mit Bleiſtift geſchriebene Billet:

„Wenn nicht ein Wort von Ihnen mich Ihrer Liebe, „Ihrer Treue verſichert, bleib' ich, ich liefere mich meinen Feinden aus!“

Mit zitternder Hand nahm die junge Frau die Feder, und ſchrieb auf das nämliche Billet:

„Um's Himmels willen, denken Sie an ihre Sicherheit. Reiſen Sie! Reiſen Sie; und bauen Sie auf das Verſprechen, das ich Ihnen gebe, Niemanden anzugehören, als Ihnen.

„Felicie von Clavières.“

Dann dieſes Billet in die geſtickte Ecke ihres Taſchentuches knüpfend, warf ſie es Herrn von Alteſaye zu, und winkte ihm mit der Hand Lebewohl. Er hob das Taſchentuch auf, machte eine Geberde, wie es an ſeine Lippen zu drücken, und entfernte ſich raſch. Die junge Frau verweilte an ihrem Fenſter bis zu dem Augenblicke, da der Hahnenſchrei ihr verkündete, daß es Mitternacht geſchlagen hatte. Am andern Tage begab ſie ſich ſchwach, niedergeſchlagen, aber ruhig, frühzeitig zu Herrn von Ramſay; es war einer von jenen lieblichen Morgen, an denen man auf den Feldern tauſend verworrene und ſanfte Töne hört; der Himmel war von einem leichten Nebel verſchleiert, welcher den Glanz der Sonne milderte, und über die ganze Natur ſich hinbreitete, wie ein über einem Korbe von Blumen und Laubwerk wehender Flor. Herr von Ramſay und die junge Frau ſetzten ſich auf die Steinbank unter das Schirmdach der hundertjährigen Lorber- und Cypreſſenbäume, welche Flambiers in ihren ewigen Schatten hüllten. Der Arzt war tief betrübt.

„Mein Kind,“ ſagte er mit einer liebreichen Stimme, aber ohne die Augen zu Felicien aufzuſchlagen, „Sie haben geſtern eine Anvertrauung begonnen.“

Sie lächelte ſchwach, und ſchüttelte den Kopf; es war vorbei; nichts konnte mehr ihre Zurückhaltung und ihre Schüchternheit überwinden. Herr von Ramſay merkte vielleicht, daß ſie etwas tief in ihrem Herzen bewahre; aber er beſaß nicht die Kraft, in ſie zu dringen, und fuhr fort, faſt glücklich, ſich ſelbſt zu täuſchen.

„Ich hatte Sie alſo geſtern falſch verſtanden, und mich geirrt, dem Himmel ſey's gedankt! meine liebe Felicie.“

Nun trat Schweigen ein; dann fuhr die junge Frau fort: „Sie werden einige Tage mit uns verleben, mein guter Doctor?“

„Ach! nein,“ antwortete er; „ich reiſe morgen wieder ab, —“ und als Felicie ob dieſer Antwort betrübt ſchien, fügte er bei: „aber ich werde den ganzen Sommer zu Ramſay zubringen; wir werden nur durch eine Strecke von zwanzig Meilen getrennt ſeyn, und ſollten

Sie meine Anweſenheit wünſchen, ſo würde ich ſogleich kommen.“

„Mein beſter Freund!“ murmelte ſie gerührt, ihn, wie ehedem, bei der Hand faſſend.

Er bebte, als er dieſe ſanfte und friſche Hand die ſeinige drücken fühlte, und blieb wie vernichtet von dieſer harten Glücksempfindung; dennoch drückte ſeine Miene nur kalte Ruhe aus, und mit gelaſſenem Tone erwiederte er: „Haben Sie einige Nachrichten von Ihrer Schweſter, mein Kind?“

Felicie hatte eben einen von jenen Briefen bei ſich, worin das Fräulein von Clavières ihre Pläne zu prächtiger Verſchwendung auseinander ſetzte, und die junge Wittwe zu kommen einlud, um ihre Freuden und Feſte zu theilen. Der Arzt las ihn mit einem Seufzer, und ſagte, ihn Felicien zurückgebend:

„Sie hat recht, mein Kind; ſuchen Sie luſtig zu ſeyn, kehren Sie in die Welt zurück; hier ſind keine Leidenſchaften zu fürchten.“

Der Eintritt der Madame Dalange unterbrach dieſe Unterredung, die, bei längerer Dauer, vielleicht mehr Vertrauen, mehr Offenherzigkeit hätte herbeiführen können, und die Gelegenheit, ſie wieder anzuknüpfen, zeigte ſich den ganzen Tag nicht. Am andern Morgen reiſete Herr von Ramſay trauriger und mit blutenderem Herzen wieder fort: er nahm einen Zweifel mit, eine geheime und nagende Unruhe. Am nämlichen Tage ſchrieb Felicie ihrer Schwägerin, und erzählte ihr harmlos den von ihrem Freunde in Flambiers ihr gemachten Beſuch. Die Abreiſe des Herrn von Altefaye hatte ſie einigermaßen beruhiget; ohne eben zu wiſſen, in welche politiſche Händel er verwickelt war, ſah ſie ein, daß er ſich mehr in einer falſchen Stellung, als in einer großen Gefahr befinde, und ſie hoffte, daß er bald wieder, frei und ruhig, ſeinen Platz und ſeinen Rang in der Geſellſchaft würde einnehmen können. Es dünkte ihr, daß ſie ſich dann wiederfinden, und alle zwiſchen ihnen beſtehenden Hinderniſſe von ſelbſt ſich ausgleichen würden. Einige Tage ſpäter empfing die junge Wittwe zwei Briefe zugleich: der eine von Herrn von Altefaye meldete ihr, daß er in Paris eingetroffen ſey, und aus den Verlegenheiten und Gefahren ſeiner Lage bald zu kommen hoffe. Nach den zärtlichſten Liebesbetheuerungen bat er ſie inſtändig, ihm zu ſchreiben, und fügte bei, daß er ihre Antwort mehr erwarte, als hoffe. Der andere Brief war von dem Fräulein von Clavières. Als ſie gehört, daß Herr von Ramſay einen Tag bei Felicien zugebracht, daß er nur einige Meilen von Flambiers lebte, wäre das unglückliche Mädchen beinahe ſelbſt nach der Provence abgereiſet. Allein ſie hatte dann bedacht und berechnet, daß der Verſuch beſſer ſey, die junge Wittwe alſogleich nach Paris zurückzubringen. Mit dieſem Vorſatze ſchrieb ſie ihr den liebevollſten Brief. Sie vergoß Thränen über ihre Trennung; ſie ſchilderte ihr die Freuden, die Siege, die ihrer in der Geſellſchaft harrten; zuletzt drang ſie lebhafter als jemals in ſie, zurückzukehren, wär's auch nur, um einem jener prächtigen Feſte anzuwohnen, denen nur ihre Gegenwart fehle. Dieſe beiden Briefe verſetzten Felicien in lebhafte Gemüthaufregungen und große Beſtürzung; es ſchien ihr nun, daß ſie den Weg nach Paris zurück mit Freuden einſchlagen würde; aber ſie wagte nicht, ihrer Großmutter den Wunſch zu äußern, den ſie hegte, auf einige Zeit ihre ruhige Einſamkeit zu verlaſſen. Träumeriſch, bewegt, ſchwieg ſie, oder antwortete der Madame Dalange mit beklommener Stimme. Auch die gute Dame war traurig, und ihr Ton gerührter, liebevoller als gewöhnlich. So verfloß der Tag. Abends, nach der Abendgeſellſchaft, als Felicie wie immer ihre Großmutter küßte, hielt dieſe ſie ſanft zurück, ließ ſie auf ein Tabouret zu ihren Füſſen ſitzen, und ſagte zu ihr:

„Meine Tochter, ich glaube, daß Du nichts Anderes thun kannſt, als den dringenden Bitten Deiner Schwägerin nachgeben Ich war ſelbſtſüchtig; ich habe Dich lange für mich allein behalten, mein Engel; nun müſſen wir ſcheiden. Du wirſt in einigen Tagen abreiſen."

Und als Felicie, anſtatt ihr zu antworten, ſie küßte und weinte, das Geſicht auf ihre Schulter ſtützend, fügte ſie hinzu:

„Du wirſt wiederkommen, meine Tochter, Du wirſt vielleicht bald wiederkommen, und wie werden wir dann ſo glücklich ſeyn, uns wiederzuſehen!"

Eine Vorſtellung von Robert der Teufel.

21.

Zehn Tage ſpäter, gegen Abend, waren das Fräulein von Clavières und Carbonnet in der Gallerie, deren Fenſter ſich auf einen breiten ſteinernen Balkon öffneten, der auf den Hof des Hôtels ging. Seraphine, an einem dieſer Fenſter ſitzend, die Stirne auf die Hand geſtützt, mit unruhiger und bewegter Miene, öffnete von Zeit zu Zeit den Vorhang halb, und ſchaute in den Hof. Carbonnet, ein wenig hinter ihrer Gebieterin ſtehend, betrachtete ſie mit einem zugleich zornigen und argliſtigen Blicke. Feliciens Rückkehr erzürnte und verwirrte die böſe Frau; ſie war in einer ſonderbaren Unruhe: denn obwohl ſie das Vertrauen des Fräuleins von Clavières zu beſitzen ſchien, erfuhr ſie doch nichts mehr von ihren Abſichten. Dieſe hatte es nicht für paſſend erachtet, ſie von jener Art von Unabhängigkeit in Kenntniß zu ſetzen, welche Felicie dem Edelmuthe ihrer Großmutter verdankte, und dieſe Verſchwiegenheit machte ihr Benehmen in Carbonnet's Augen faſt unerklärbar, die ſich innerlich über das, was ſie des Fräuleins mondſüchtige Ideen nannte, luſtig machte und entrüſtete. Nach einem flüchtigen Blicke auf einen Haufen Tapezierergeſellen, die in dieſem Augenblicke, wie Comparſen der Oper, die Hände voll Blumengehänge und Blumen, durch den Hof gingen, rief ſie aus:

„Wie gut das Fräulein auf die Anordnung eines

Feſtes ſich verſtehen! Der Gedanke zu dieſem maskirten Ball und Soupé im Garten, konnte nur von Ihnen kommen. Dieß wird wie ein Mährchen aus Tauſend und Eine Nacht ſeyn, und ich bin überzeugt, daß alle Journale davon ſprechen werden."

„Sie ſollte ſeit heute früh hier ſeyn!" murmelte das Fräulein von Clavières, ohne auf Carbonnet's Aeußerung zu achten, indem ſie ihren fahlen Blick mit einem Ausdrucke von Unruhe, von bitterer Ungeduld, in den Hof ſchweifen ließ; „wenn ſie ihr Vorhaben geändert, wenn ſie auf dieſe Reiſe verzichtet hätte!"

„Das Fräulein denken an die ſchöne Reiſende, welche Sie erwarten," ſagte Carbonnet mit einem boshaften Lächeln. „Welche Güte!"

„Haben Sie meine Befehle vollzogen?" unterbrach ſie das Fräulein von Clavières; „meine Schweſter muß ſich hier wohl fühlen, ſie muß gerne da ſeyn, ſich ergötzen, da bleiben! Als ich ſie nach dem Tode meines Bruders hieher brachte, mußte ſie ſich langweilen; Alles widerte ſie an, allein, ſchlecht bedient in ihrer Wohnung. Ich will, daß ſie künftig Alles thue, was ihr beliebt, daß man ihr gehorche, daß ſie ihre Leute habe."

„Ich habe die Weiſungen des Fräuleins vollzogen," antwortete Carbonnet demüthig; „Frau von Clavières wird zwei Zofen und einen Kammerdiener zu ihrer Verfügung haben; dieß genügt, glaub' ich, mit der Stummen, welche ſie zurückbringt."

Und nach kurzem Schweigen fuhr ſie fort: „Welches Glück für ſie, von einer ſo guten und ſo edelmüthigen Perſon abzuhangen, wie das Fräulein ſind! Ich hätte ihr ein ſo ſchönes Loos nicht geweiſſagt; in ihrer Lage ſchien das Glücklichſte, was ihr begegnen konnte, eine Vermählung mit dem Herrn Grafen von Albrès: das Fräulein hatten vor einigen Monaten dieſe Idee."

„Ich habe darauf verzichtet," antwortete Seraphine trocken.

„Und der Herr Graf von Albrès auch; denn er hat ſeinen Augenſchirm, ſeine ſchwarze Nachtmütze, und ſeinen braunen Schlafrock wieder genommen," verſetzte Carbonnet mit ſardoniſchem Tone. „Wer weiß, ob er nicht auf den Einfall gerathen wird, morgen in dieſem Coſtüm auf dem Balle zu erſcheinen. Dieß wäre jenes des Kranken in der Einbildung."

Und als das Fräulein von Clavières, geärgert durch dieſen etwas vertraulichen Scherz, ihr einen verachtend zornigen Blick zuwarf, beeilte ſie ſich, unterwürfig beizufügen: „Man ſpricht allgemein von dem Coſtüm, welches ſich der Herr Graf Lucian von Froidefaigues für den morgigen Ball beſtellt hat; es iſt jenes eines venetianiſchen Nobile, und er hat es nach einem in der Gallerie ſeines Herrn Onkels befindlichen Porträte machen laſſen; man verſichert, daß er um den Hals eine Kette von Edelſteinen tragen werde, die wohl zehntauſend Francs werth ſeyn mag."

„Was ſagt man ſonſt vom Grafen Lucian?" fragte Seraphine: „haben Sie ſeine Leute ſprechen hören?"

Carbonnet zuckte die Achſeln, und ſeufzte, die Augen verdrehend.

„Spricht man Böſes von ihm?“ fügte das Fräulein von Clavières hinzu.

„Dieß eben nicht,“ antwortete Carbonnet; „Gott bewahre mich übrigens, die ſchlechten Aeußerungen zu wiederholen, die man auf ſeine Rechnung zum Beſten geben könnte! Seine Leute erzählen, daß er äuſſerſt originell iſt, und daß man keine Vorſtellung von dem Leben habe, das er führt, wenn er nicht im Hauſe ſeines Herrn Onkels iſt. Er hat ſeine Tour durch Europa zu Fuß gemacht, durcheinander mit geringen Leuten, Künſtlern, gelebt, und wie ſie, mit ſeinen Händen gearbeitet. Sein Character iſt ſehr wild; es gefällt ihm nicht in der ſchönen Welt; er iſt ſtolz, eigenſinnig, und niemals in ein Frauenzimmer verliebt geweſen.“

„Sie ſind übel berichtet,“ erwiederte Seraphine verächtlich, den Kopf abwendend, in ihren Armſtuhl ſich zurücklehnend. Eine Minute danach ſtand ſie raſch auf, und rief, dem Balkone ſich nähernd: „Da iſt ſie!“

Sie hatte ſich nicht geirrt; die beiden Flügel des großen Thorweges thaten ſich auf, und der Wagen fuhr in den Hof.

Das Fräulein von Clavières ging nun Felicien entgegen, die raſch die Treppe heraufkam. Beide blieben, ſich wiederſehend, mit einer Bewegung peinlicher Ueberraſchung ſtehen. Seraphine fand, daß der Aufenthalt auf dem Lande der jungen Frau wie einer Blume neue

Schönheit, eine lieblichere Friſche verliehen habe, und Felicie glaubte ein gräßliches Skelett zu erblicken, das ihr mit offenen Armen entgegenlief. Das Fräulein von Clavières war in der That ſehr verändert. Die traurigen Leidenſchaften, deren Beute ſie war, die heftigen und beſtändigen Unruhen, in denen ſie lebte, hatten ihre Geſundheit tief erſchüttert, und die äuſſerſte Magerkeit vermehrte, wo möglich, ihre Häßlichkeit.

„Meine liebe Seraphine!“ rief die junge Frau aus, ihr holdſeliges Geſicht dieſem ſchrecklichen Kopfe nähernd; „Sie erwarteten mich!“

„Seit dieſem Morgen,“ antwortete das Fräulein von Clavières, ſie in ihre Wohnung führend; „wiſſen Sie, daß Sie gerade recht kommen? Morgen haben wir einen Ball: ich feiere Ihre Rückkunft.“

„Meine Schweſter,“ ſagte Felicie ſchwankend, „dieſes Leben voll Zerſtreuung und Vergnügen ermüdet Sie ein wenig, ſcheint mir.“

„Im Gegentheile, es dient zu meiner Erholung,“ erwiederte Seraphine mit dumpfer Stimme.

Die junge Frau ging ganz geblendet durch die Salons, worin man bereits die Vorbereitungen zum Balle machte. Ihre Wohnung betretend, fand ſie die Einrichtung durchaus erneuert; die Verſchwendung erſetzte die Eleganz; Alles war unerhört reich und prächtig. Sie blieb auf der Schwelle ihres ganz mit Purpurdamaſt ausgeſchlagenen Zimmers ſtehen, und ließ ihren Blick über alle dieſe Wunder hinſchweifen, mit ſchwachem Lächeln murmelnd: „Meine liebe Seraphine, Sie umgeben mich mit zu viel Pracht; ich bin nicht mehr daran gewöhnt. Wenn Sie wüßten, was für ein beſcheidenes Zimmerchen ich zu Flambiers bewohnte!“

„Es iſt mir daran gelegen, daß Ihnen dieſes beſſer gefalle, und deßwegen hab' ich alle Sorgfalt angewendet, es zu verſchönern,“ verſetzte das Fräulein von Clavières; „meine Befehle wurden aufgefaßt: dieß Alles iſt wirklich beſſer, als die frühere Einrichtung. Meine Abſicht war, daß Sie bei Ihrem Wiedereintritte hier nichts mehr erkennen ſollten. Nur in dieſem Cabinete wurde nichts geändert, weil Sie den Schlüſſel mitgenommen hatten.“

„Mein Maleratelier!“ ſagte Felicie, ein wenig verwirrt; „o! es liegt nichts daran; es wird lange verſchloſſen bleiben.“

Das Fräulein von Clavières entfernte ſich ſodann. Einen Augenblick danach trat Carbonnet ein, und ſtellte Felicien mit vielen Ceremonien die Leute vor, welche ſie bedienen ſollten. Dieß waren zwei Kammerzofen und ein großer Burſche mit ehrerbietig unverſchämter Miene, verwegenem und unterwürfigen Blicke, kurz ein wahres Muſterbild von einem Lakeien.

„Gut!“ ſagte Felicie gütig; „gehen Sie! Man wird eintreten, wenn ich klingle.“

Als ſie fort waren, wendete ſie ſich lächelnd zur Stummen, die in einer Ecke ſtand, Thränen in den Augen, und ſagte ganz laut zu ihr, wie wenn das arme Geſchöpf ſie hätte hören können: „Nun, Du wirſt mich nicht verlaſſen; ich will nur von Dir bedient werden!“

Der Tag neigte ſich zu Ende; Felicie blickte ſeufzend um ſich her, und machte der Stummen ein Zeichen, die Kerzen anzuzünden; dann nahm ſie, bevor ſie ſich ankleidete, um in den Salon zu gehen, ein Blatt Papier, und ſchrieb nur dieſe Worte: „Frau von Clavières iſt heute Abend in Paris angekommen.“ Nach Verſiegelung dieſes Blattes, ſetzte ſie die ihr von Herrn von Altefaye bezeichnete Adreſſe darauf, und dem Kammerdiener ſchellend, befahl ſie ihm, dieſen Brief auf der Stelle zu überbringen. Als dieß geſchehen war, ließ ſie ſich ankleiden, und begab ſich in den Salon.

„Wir werden heute allein ſeyn,“ ſagte Seraphine zu ihr; „ich habe den Herrn Grafen von Albys von Ihrer Ankunft nicht in Kenntniß ſetzen laſſen, und weil wir morgen ganz Paris haben werden, wird dieſen Abend Niemand zu uns kommen. Wenn Sie nicht zu ermüdet wären, könnten wir eine Stunde in der Oper zubringen; man ſpielt Robert der Teufel.“

„Gerne, meine Schweſter,“ antwortete Felicie.

Sie warf einen flüchtigen Blick auf ihr einfaches Muſſelinkleid, knüpfte noch einmal die Schleife des Bandes, welches ihre ſchlanke Taille umſchloß, näherte ſich dann einem Blumengeſtelle, pflückte zwei Alexandriaroſen, ſteckte ſie in ihre Haare, betrachtete ſich einen Augenblick im Spiegel, die dichten Haare glättend, welche das reine und reizende Oval ihres Antlitzes umgaben, und ſagte, über ihre Schönheit treuherzig lächelnd: „Ich bin fertig.“

Das Fräulein von Clavières hatte ihren Zofen geklingelt, um ſo ihre Toilette zu vervollſtändigen; die Eine bedeckte ihr die Schultern mit einem Mäntelchen von engliſchen Spitzen; die Andere reichte ihr einen entzückenden Kopfputz, eben von Baudran geſendet. Seraphine ließ ſich die Falten der koſtbaren Spitzen ordnen, dann nahm ſie ihren Kopfputz, ohne ihn auch nur anzuſehen, ſetzte ihn mit der nämlichen Geberde auf, wie ein Lumpenſammler ſeine Kappe von Fiſchotterfell, und ſagte zur jungen Frau: „Gehen wir.“

In der Oper waren viele Leute, und die Ankunft des Fräuleins von Clavières erregte, wie gewöhnlich, einiges Aufſehen. Dieſe Häßlichkeit, ſeltener als die ſeltenſte Schönheit, genoß das traurige Vorrecht, überall bemerkt zu werden. Aber Seraphine war daran gewöhnt, die Blicke ſo auf ſich zu ziehen; unerſchrocken nahm ſie den Vorderplatz der Loge ein, während Felicie, beſtürzt und verwirrt, ſich ein wenig rückwärts ſetzte, und einen ſchüchternen Blick in das Parterre warf.

„Heute iſt's ſehr voll; es iſt ſchon lange, daß ich die ſchöne Welt nicht mehr ſo zahlreich in der Oper geſehen habe,“ ſagte das Fräulein von Clavières, mit ihrem Blicke alle Logen muſternd. „Ich bemerke auch viele von meinen Bekannten, unſere Gäſte von morgen.

Da unten ſeh' ich den Neffen des Herrn von Albys, den Grafen Lucian von Froideſaigues."

Felicie wendete den Kopf mit einiger Gemüthsaufregung, und in gleicher Richtung ſchauend, wie Seraphine, gewahrte ſie in einer der offenen Logen der erſten Reihe einen ſehr ſchönen jungen Mann, deſſen ernſtes und edles Geſicht völlig dem Vorbilde entſprach, das ſie ſich entworfen hatte; wohl war dieß der ſtolze und melancholiſche Geliebte von Miß Diana. Die junge Wittwe wagte es kaum, ihn anzublicken, und doch begegneten ſich ihre Blicke in dieſer gedankenſchnellen Bewegung; alſogleich wendete ſie ihre Augen ab; doch im nämlichen Momente wäre ihr beinahe ein Ausruf der Ueberraſchung entſchlüpft; ihr Blick, zu den Orcheſterſitzen hinabgleitend, hatte Herrn von Alteſave erkannt; auch dieſer bemerkte ſie, und heftete ſein ſchwarzes und glänzendes Auge auf ſie.

Feliciens erſter Eindruck war ein unruhiges Erſtaunen geweſen; aber bald empfand ſie nur mehr eine ſüße Freude; die Anweſenheit des Herrn von Alteſave in der Oper, bewies ihr, daß er von ſeinen politiſchen Feinden nichts mehr zu fürchten habe, und fortan nicht mehr gezwungen ſeyn würde, ſich zu verſtecken, um ſich der ihn ſo lange bedrohten Aechtung zu entziehen. Gaſton von Alteſave glich übrigens nicht mehr dem grünen Jäger; ſein Aeußeres zeigte eine vollendete Eleganz, und konnte man etwas daran tadeln, ſo war's eine zu weit getriebene Geſuchtheit, ein allzu raffinirter Dandysmus. Die junge Wittwe dachte dann, daß er ihr Billet ſchon mußte erhalten haben, und ohne Zweifel am andern Tage im Hâtel Clavières erſcheinen werde. In dieſer Vorausſicht glaubte ſie Seraphinen von dieſem Beſuche vorläufig in Kenntniß ſetzen zu müſſen, und ſagte zu ihr, nicht ohne einige Verlegenheit: „Ich ſehe auch Jemand von meiner Bekanntſchaft, einen jungen Mann, den ich in der Provence einigemale zu ſehen Gelegenheit hatte, den Herrn Baron von Altefaye."

„Gewiß wird er Sie beſuchen, und Sie werden ihn mir vorſtellen," erwiederte das Fräulein von Clavières, die junge Frau beobachtend; „wenn Sie mir ſein Adreſſe ſagen könnten, würde ich ihm für morgen eine Einladung ſenden."

Felicie erwiederte nichts auf dieſen argliſtigen Antrag, und fuhr fort, mit ihrem Fächer ſpielend: „Kennen Sie Herrn von Altefaye nicht dem Namen nach?"

„Ich erinnere mich ſeiner nicht," verſetzte Seraphine nachläſſig; „ich kann mir keinen Namen merken; aber vielleicht werde ich, wenn ich ihn ſehe, ſein Geſicht wieder erkennen; wenn er in vornehme Geſellſchaft kommt, muß ich ihn getroffen haben."

„In die vornehmſte, glaub' ich," ſagte Felicie lächelnd.

Die beiden Schwägerinnen entfernten ſich vor dem Ende der Oper. Das Fräulein von Claviéres kämpfte offenbar mit einer Art körperlichen Leidens; ungeachtet ihres kräftigen Willens, ſich zu zerſtreuen und zu unterhalten, befiel ſie auf Augenblicke eine leichte Schläfrigkeit, welche die Wirkung der Ermüdung zu ſeyn ſchien.

„Mein Gott, meine Schweſter, Sie ſind nicht wohl!“ ſagte Felicie, in's Zimmer tretend, zu ihr; „Sie ſcheinen ſehr erſchöpft.“

„Ja,“ antwortete ſie bitter, „es ſcheint in dem Augenblicke, da die Müdigkeit mich befällt, daß ich einiger Stunden Ruhe bedürfe. Woblan! ſobald mein Kopf auf dem Kiſſen ruht, werden meine Augen offen bleiben, und meine Nacht in ſchrecklicher Schlafloſigkeit verfließen. Schon ſeit vielen Monaten hab' ich nicht geſchlafen!“

„Ach! und Sie denken daran, uns Feſte zu geben!“ rief Felicie betrübt und bis zu Thränen gerührt aus.

„Dieß zerſtreut mich,“ verſetzte das Fräulein von Clavières mit treuherziger Selbſtſucht.

Die junge Wittwe begab ſich traurig in ihre Gemächer. Durch das Vorzimmer gehend, ſah ſie den Kammerdiener und Carbonnet in eifriger Unterredung.

„Ich hab' Ihnen einen Auftrag gegeben,“ ſagte ſie zu ihm.

„Ich habe den Brief von Madame ſelbſt übergeben,“ erwiederte er mit untergeſchlagenen Augen und einem unmerkbaren Lächeln.

Felicie ging fort.

Die Phyſiognomie dieſes Menſchen hatte ihr mißfallen, und ſie ſagte zur Beſchließerin, die ihr folgte: „Wer iſt denn dieſer große Burſche, den Sie zu mir gethan haben? Kennen Sie ihn, Madame Carbonnet?“

„Madame können verſichert ſeyn, daß ich nicht den Nächſten Beſten zu Ihnen gethan hätte,“ antwortete dieſe mit einem zuverſichtlichen Tone; „Herr Etienne hat die beſten Bürgen; er diente mehrere Jahre bei dem Herrn Grafen Lucian von Froideſaigues.“

„Er war noch vor einem Jahre in ſeinen Dienſten?“ unterbrach ſie Felicie, ſich plötzlich erinnernd, daß der Kammerdiener, welcher Miß Diana heimlich zu ſeinem Herrn gebracht, Etienne hieß.

„So iſt's,“ antwortete Carbonnet, ein wenig erſtaunt, daß Frau von Clavières das Perſonal des Hauſes Albys ſo gut kannte.

Felicie ſann einen Augenblick nach; ſie erinnerte ſich der ganzen Unterredung dieſes Menſchen mit dem Vertrauten von Miß Diana, und der abſcheulichen Kaltblütigkeit, womit Beide eine Art Hinterhalt beriethen, dem das unglückliche junge Mädchen wider ihr Wiſſen durch Selbſtmord entgangen war; dann, ihr Nachſinnen beendend und ihre Stimme erhebend, ſagte ſie mit einer, bei ihr ungewöhnlichen, Entſchiedenheit und Feſtigkeit:

„Madame Carbonnet, ich wünſche nur von den Zofen bedient zu werden, die Sie in meine Dienſte nahmen; morgen werden Sie dieſen Kammerdiener entlaſſen.“

„Haben es Madame wohl überlegt?“ ſtotterte Carbonnet.

„Ja,“ unterbrach ſie Felicie; „daß dieſer Menſch mir morgen nicht mehr vor die Augen trete! Sie können ſich entfernen, Madame Carbonnet."

„Sie ſpricht wie das Fräulein," murmelte die Beſchließerin, wüthend und beſtürzt fortgehend; „und ich muß ihr gehorchen! Ah! ſie will, daß Etienne das Haus verlaſſe! daß ich ihn davonjage! ich, ich ſelbſt! Wohlan! Wir wollen ſehen! Ich beſitze ſchon zwölfhundert Francs Renten. Er hat keinen Sou; aber das thut nichts."

Sie ſuchte den Kammerdiener auf, und ſetzte ihn von ſeiner Ungnade in Kenntniß. Der große Spitzbube hörte ſie mit der vollkommenſten Kaltblütigkeit an.

„Was verſchlägt's mir, daß man mich fortſchickt?" verſetzte er, die Achſeln zuckend; „ich habe ſchon die Ausſicht auf einen andern Dienſt."

„Und dieß tröſtet Sie!" unterbrach ihn Carbonnet mit einer Miene zärtlichen Vorwurfes; „ah! Herr Etienne, ich wähnte, daß Sie Ihren alten Bekanntſchaften anhänglicher wären!"

„Perſonen, die eine ſchlechte Meinung von mir haben!" entgegnete der Kammerdiener mit heuchleriſchem Tone, „Perſonen, die meiner Aufführung mißtrauen, die vielleicht glauben, daß ich ein Trunkenbold, ein Liederlicher, ein Taugenichts ſey!"

„Und die Ihnen wohl wollen, ungeachtet Ihrer Fehler," unterbrach ſie Carbonnet; „ſchlechtes Subjekt, Sie werden es dahin bringen, mich eine Thorheit begehen zu machen!"

Während dieß im Vorzimmer geſchah, entkleidete ſich die junge Wittwe, allein in ihrem Schlafzimmer mit der Stummen, langſam, und gedachte der ſonderbaren Ereigniſſe des Abends; ſie dachte an Herrn von Altefaye, und durch eine unerklärbare Rückkehr zu andern Eindrücken, war ſie auch mit einem andern Bilde beſchäftiget. Das edle und ernſte Antlitz des Grafen Lucian hatte ſie ſehr überraſcht, und ſie geſtand ſich mit treuherziger Ueberzeugung: „Ich begreife, daß Miß Diana den Verluſt ihrer Liebe nicht überleben konnte!“

Ein unvorhergeſehenes Zuſammentreffen.

22.

Es war ungefähr drei Uhr Nachmittags; die beiden Schwägerinnen hatten ſich in den Salon begeben, um Herrn von Albys zu empfangen, der Felicien vor der Ballſtunde ſeine Aufwartung machen wollte. In einem Armſtuhle ſitzend, das Kinn auf ſeinen Stock geſtützt, ſeinen Schirm von grünen Taffet über die Augen herabgezogen, ſprach er wie gewöhnlich, und hielt ſeinen Monolog, ohne jemals die Antwort zu verlangen. Während der langen Abweſenheit der Frau von Clavières, war der gute Mann von der ganzen Höhe ſeiner Anſprüche wieder herabgeſtürzt; er hatte ſeiner jüngſten Flamme entſagt, und noch tauber, noch gepeinigter von der Gicht, behielt er von ſeiner früheren Rückkehr zu den jugendlichen Neigungen nur einen gewiſſen Geſchmack an Geſellſchaft und ſehr prächtigen Vorkehrungen. Das Beiſpiel des Fräuleins von Clavières ſteckte ihn an; auch er wollte ſeinen Salons wieder öffnen, und beſchäftigte ſich in dieſem Augenblicke mit dem Programme eines Feſtes, bei welchem ſein Neffe, der Graf Lucian, ihm die Honneurs ſollte machen helfen. Felicie wähnte, daß Herr von Froideſaigues bei ſeinem Onkel wieder völlig zu Gnaden aufgenommen ſey, und empfand darüber eine lebhafte Zufriedenheit: bei dem Billigkeitsgefühle ihres Gemüthes würde ſie untröſtlich geweſen ſeyn, wäre er wegen eines Vergehens, das er nicht begangen, enterbt worden. Das Fräulein von Clavières befand ſich in der Doppellage von Abgeſchlagenheit und fieberiſcher Aufregung, ihrem gewöhnlichen Zuſtande. Von Zeit zu Zeit ſtand ſie auf, und ſchaute durch die Sommerläden auf die Menge von Arbeitern, die ſeit dem Morgen das Hôtel erfüllten, und die Empfangsgemächer ausſchmückten. Schon waren die Salons verziert, und etwa zwanzig Gärtner noch beſchäftiget, die Terraſſe, das Blumenbeet und die Gebüſche des Gartens in eine feenhafte Landſchaft umzugeſtalten, worin Orangen- und Palmbäume prangten, und neben Roſenhecken und Liliengruppen, die rieſigen Blumen der tropiſchen Länder erblühten. Felicie, zugleich ſinnend und heiter, betrachtete in Gedanken die in ihr Leben verwebten Contraſte, und erinnerte ſich an Flambiers, Vorbereitungen zum Balle treffend.

„Ein Beſuch!“ ſagte Seraphine plötzlich, welche von dem Platze aus, den ſie eben einnahm, bis in den Hintergrund des erſten Salon ſah; „es iſt ein Fremder, wie mir dünkt.“

„Der Herr Baron von Altefave!“ meldete der Kammerdiener vortretend, um den halbherabgelaſſenen Thürvorhang zu öffnen, deſſen Falten Felicien verhindert hatten, die eintretende Perſon zu gewahren.

Bei dieſem mit lauter Stimme ausgeſprochenen Namen, wurde die junge Frau vor Gemüthsbewegung ganz blaß; das Fräulein von Clavières ſchüttelte mit einer Art von Lächeln den Kopf, und der Graf von Albys lüftete ſeinen Augenſchirm, mit erſtaunter Miene nach der Thüre blickend. Der junge Mann trat ein, verneigte ſich vor Felicien, die ſeinen Gruß erröthend erwiederte; dann wendete er ſich gegen das Fräulein von Clavières, und verbeugte ſich von Neuem.

„Meine Schweſter,“ ſagte dann die junge Wittwe, „der Herr Baron von Altefave, von dem ich ſchon mit Ihnen geſprochen habe.“

„Mein Neffe!“ rief der Graf von Albys aus.

Bei dieſer Stimme that der junge Mann einen Schritt zurück; eine Art von Verlegenheit, von Unruhe, von Unſchlüſſigkeit, erſchien auf ſeinem Geſichte; aber alſogleich ſich faſſend, näherte er ſich dem Herrn von Albys, und ſagte mit Ungezwungenheit zu ihm: „Um Vergebung, mein Onkel; in der Eile, dieſe Damen zu grüßen, hatte ich Sie nicht bemerkt.“

„Es hat nichts zu ſagen, und folglich bedarf es keiner Entſchuldigungen gegen mich, mein Herr," erwiederte der Alte mit einem trockenen Tone. — Und zum Fräulein von Clavières gewendet, ſetzte er bei: „Ich habe Ihnen nie geſagt, mein Fräulein, daß ich einen andern Neffen hatte, als den Grafen Lucian von Froideſaigues."

„Ich weiß nicht, ich glaube nicht," antwortete Seraphine, die ſich ſehr wohl erinnerte, daß der Graf von Albys von dieſem Neffen mit ihr nur geſprochen hatte, um ihr zu ſagen, daß er ihn enterbte.

„Ich glaubte, mein Herr, daß Sie Paris dauernd verlaſſen hätten," fuhr der Graf fort, zu Gaſton gewendet, ohne ihn anzuſehen.

„Ah! mein Onkel, konnt' ich mich ſelbſt zu einer ewigen Verbannung verurtheilen?" verſetzte Herr von Alteſaye mit einiger Verlegenheit. „Uebrigens bin ich noch nicht lange hier. Geſtern beſuchte ich zum erſtenmale die Oper, wo ich die Ehre hatte, Madame und das Fräulein in ihrer Loge zu erblicken. Ich war ſehr begierig, Robert der Teufel zu hören, deſſen erſte Aufführung während meiner Abweſenheit Statt gefunden hat." „Welch' ein herrliches Werk! Welche Sänger! Nicht wahr, Fräulein, daß es ein köſtlicher Genuß iſt, dieſe Muſik zu hören?" fügte er bei, an Seraphinen ſich wendend, „ein um ſo größerer Genuß, da es deren nicht viele andere in dieſer Jahreszeit giebt? Paris hat mir übrigens erſchrecklich traurig geſchienen."

„Ich ſuche es heute Abend durch ein Feſt aufzuheitern," antwortete das Fräulein von Clavières, „und es würde mich ſehr freuen, wenn Sie meine Einladung zu dieſem Balle annähmen, der Sie an die Vergnügungen des Faſchings erinnern würde, da er ein Maskenball iſt."

Der junge Baron verbeugte ſich mit einer Geberde der Annahme und lebhafter Dankbarkeit.

„Werden Sie kommen, mein Herr?" ſagte der Graf von Albys, ihn ſtarr anblickend.

„Ich werde mich hüten, eine ſo ſchöne Gelegenheit zu verlieren, wieder in der Geſellſchaft zu erſcheinen," antwortete Herr von Altefaye mit Entſchiedenheit, aber mit der mühſam ungezwungenen Miene eines Mannes, der kühn am Rande eines Abgrundes zu gehen ſucht. — Dann, im Gefühle, das Geſpräch ſchlechterdings auf ein neutrales Gebiet führen zu müſſen, fügte er bei, an Felicien ſich wendend: „Begeh' ich, Madame, eine zu große Indiscretion durch die Frage, welches Coſtüm Sie heute Abend tragen werden?"

„Ich habe noch keinen Entſchluß gefaßt, mein Herr," ſtammelte die junge Frau, welche, ſeit dem Beginne dieſes Geſpräches, ihre Ideen ſich vermengen, und ihre Vernunft in unwillkürliche Vermuthungen und in Entdeckungen ſich verirren fühlte, die ſie abzuwehren ſich bemühte.

„Dieſe Geheimniſſe offenbart man gewöhnlich nicht vor der Ballſtunde," ſagte dann Seraphine; „aber Ihnen zu Liebe, mein Herr, will ich wohl unſere Geheimniſſe verrathen; Frau von Clavières muß wählen zwiſchen dem Coſtüme einer venetianiſchen Dame des ſechzehnten Jahrhunderts, und dem kurzen Rocke, dem Sammetleibchen, und dem goldgeſäumten Filzhute einer provencalen Bäuerin; Herr von Albys wird das Hofkleid anziehen, welches ſein Urgroßvater bei der Salbung Ludwigs XV. trug; der Graf Lucian von Froideſaigues wird als venetianiſcher Nobile erſcheinen. Und Sie, mein Herr, werden Sie noch Zeit finden, eine Vermummung für heute Abend zu Stande zu bringen?"

„Ja, mein Fräulein, ich hoffe es," antwortete er; „mein Coſtüm wird minder prächtig, aber origineller ſeyn, glaub' ich, als jenes meines Onkels und meines Vetters: ich werde mich als Tirolerjäger maskiren, — und ich bitte um die Gunſt, den erſten Contretanz mit der provençalen Bäuerin zu tanzen," fügte er bei, gegen Felicien gewendet, welche dieſe Einladung mit einem einfachen Kopfnicken annahm.

Der Graf von Albys, für welchen die ganze Unterredung auf der gewöhnlichen Tonleiter nur eine Reihe unterbrochener Aeußerungen war, wendete ſich zu Herrn von Altefaye, und ſagte zu ihm in einem halb mürriſchen, halb argliſtigen Tone: „Viele Leute werden überraſcht ſeyn, Baron, Sie heute Abend auf dem Balle zu treffen. Der Graf Lucian erwartet dieſes Zuſammentreffen gewiß nicht. Wir waren überzeugt, daß Sie Ihren Freund, Raimund von Mauſſanne, nach Belgien begleitet hätten, und Sie auf jenem gaſtfreundlichen Boden beſſere Tage erwarten würden."

Zum zweitenmale fühlte Herr von Altefaye das Dringende, die Unterhaltung von jeder unmittelbaren und perſönlichen Angelegenheit abzuziehen. Anſtatt auf die Bemerkung ſeines Onkels zu antworten, ſagte er lebhaft: „Ich werde entzückt ſeyn, Lucian wiederzuſehen! Es iſt länger als ein Jahr, daß wir uns nicht mehr getroffen haben; wir haben uns ſeit dem Bruche ſeiner Vermählung mit jener armen Lady Diana Nevil, die ein ſo trauriges Ende genommen hat, nicht mehr getroffen!“

„Jene junge, vom Spleen befallene Engländerin, die ſich vor ungefähr einem Jahre ertränkt hat?“ fragte Seraphine, über dieſe Erinnerung betroffen; ſie kannten ſie, mein Herr?“

„Sie beehrte mich mit ihrer Freundſchaft, ich darf es ſagen,“ antwortete Herr von Altefaye mit einer Miene betrübter Empfindſamkeit; „ſie ſchenkte mir großes Vertrauen, und ich erlaubte mir bisweilen, ihr Rathſchläge zu geben. Ach! ich war lange bei ihr geblieben, ſelbſt am Tage des unglücklichen Ereigniſſes.“

Er fuhr mit der Hand über ſeine Stirne, wie um dieſe traurige Erinnerung zu verwiſchen, und haſtig den Stoff des Geſpräches wechſelnd, fuhr er mit belebtem Tone fort, aber mit leiſerer Stimme, um vom Grafen von Albys weder gehört noch verſtanden zu werden: „Die politiſchen Meinungsverſchiedenheiten in den Familien ſind ein furchtbares Unglück!“

„Haben Sie ſich deßwegen mit Ihrem Herrn Onkel entzweit?“ fragte Seraphine nachläſſig.

Herr von Alteſaxe machte eine bejahende Geberde, und murmelte ſeufzend: „Der Parteigeiſt verändert die Natur aller Gefühle.“

Während dieſes Zweigeſpräches war Felicie unbeweglich und kalt geblieben; ſie ſchwieg; kein Zeichen des Erſtaunens, des Unwillens, des Schreckens, erſchien auf ihrer unempfindſamen Stirne; aber ein eiſiger Schweiß benetzte ihre Schläfen, ein innerer Schauder machte alle Fibern ihres Leibes beben, und ſie fühlte eine Ohnmacht im Anzuge, je mehr die Wahrheit ihren Augen ſich entſchleierte, und ſie in Herrn von Alteſaxe den Mann erkannte, den ſie die niederträchtigſte Verrätherei hatte überlegen hören, den unwürdigen Verwandten des Grafen Lucian, den infamen Vertrauten von Miß Diana Nevil. Sie erinnerte ſich nun an die Klänge dieſer Stimme, und ſelbſt an den kurzen und dumpf belebten Ton, der ihr ſchon auffallend geweſen war, ohne, wie in dieſem Augenblicke, ihre Erinnerungen zu wecken. Seraphine, über die ſtarre Haltung erſtaunt, die ſie angenommen, fuhr in ihrem Geſpräche mit Herrn von Alteſaxe fort, der ſeine Faſſung behielt, immer mit geheimer Unruhe die unempfindſame Phyſiognomie der jungen Wittwe beobachtend. Der Graf von Albys zeigte ſich wieder in ſeiner früheren Stellung, und ſchien nachzudenken, indem er das Kinn mit dem Elfenbeinknopfe ſeines Stockes ſtreichelte. Herr von Alteſaxe verlängerte ſeinen Beſuch, und zwar augenſcheinlich in der Hoffnung, daß ſein Onkel vor ihm fortgehen würde;

aber dieſer widerſtand feſt mit der Hartnäckigkeit eines vertrauten Hausfreundes, und der junge Mann mußte ſich zuletzt entſchließen, die Partie aufzugeben. Er grüßte den Grafen mit kalter Ehrerbietung, verſicherte dem Fräulein von Clavières, daß er einer der Erſten bei dem allerliebſten Rendezvous ſeyn würde, das Sie Allem gegeben, was von der ſchönen Welt in Paris geblieben, und ging fort, nachdem er ſich mit einem Blicke voll Traurigkeit und Vorwurf vor Felicien verbeugt hatte.

„Meine Schweſter, ich begreife Sie nicht!“ ſagte Seraphine, als er ſich entfernt hatte; „Sie haben ihn ſehr kalt empfangen, dieſen armen jungen Mann, und ich bin überzeugt, daß er zufriedener mit meiner Aufnahme, als mit der Ihrigen fortgeht.“

„Dieß geſchah, weil ſeine Unterhaltung mich wahrhaft betrübt hat,“ antwortete die junge Wittwe mit einer Aufrichtigkeit, welche wider ihr Wiſſen das geſchickteſte Verſtellungsmittel war; „an einem Balltage kommt er, uns zu erzählen, daß er der Vertraute und Freund dieſes armen jungen Mädchens geweſen, das ſich ertränkt hat! Dieß hat einen Eindruck auf mich gemacht, von dem ich mich noch nicht erholt habe.“

Bei dieſen Worten näherte ſie ſich einem Fenſter, um Luft zu ſchöpfen, und hinaus ſchauend, gewahrte ſie Herrn von Aleefave, der in ein elegantes Tilbury ſtieg, das an der Haustreppe hielt. Etienne, dieſer am nämlichen Morgen im Hôtel Clavières entlaſſene Diener, ſetzte ſich ſtolz neben ihn, kreuzte die Arme, ſich zurücklehnend, und der leichte Wagen rollte im ſtarken Trabe eines ſchönen Schweißfuchſes dahin.

„Er hat ſeinen Mitſchuldigen wieder gefunden!“ murmelte Felicie faſt erſchreckt von dieſem Zufalle, der es vollendete, ſie aufzuklären, und ſich umkehrend, hörte ſie Herrn von Albys zu Seraphinen ſagen:

„Ich bin ſein Onkel, es iſt wahr; ſeine Mutter war meine leibliche Schweſter; aber ich hab' ihn ſeit langer Zeit verläugnet. Er iſt ein ſchlechtes Subjekt; würde er ſein Vermögen auf eine noble Art verſchwendet haben, ſo hätte ich ihm verzeihen können; aber er hat Schlimmeres gethan, als Dummheiten. Anſtatt als ein Edelmann zu borgen, betrog er die Wucherer, die es doch dahin brachten, ihn einſperren zu laſſen. Aus Sainte-Pélagie entflohen, worin ich ihn gewiß gelaſſen hätte, verſteckte er ſich, ich weiß nicht an welchem Orte, und man hörte nichts mehr von ihm ſprechen. Ich weiß nicht, wie er es gewagt hat, der Geſellſchaft und ſeinen Gläubigern gegenüber wieder zu erſcheinen. Er wird irgend ein abſcheuliches Mährchen jenen armen Leuten vorgemacht haben. Er wird ſich irgend einer vorausſichtlichen Heirath gerühmt haben, die ſeine Schulden bezahlen würde, eine Kleinigkeit von hunderttauſend Francs.“

„O! Gott! mein Gott!“ murmelte Felicie, „das Heirathsgut, welches meine Großmutter mir gab!“

„Wenn er eine Dame findet, albern genug, ihm ihr Herz zu reichen, ihre Hand und ihr Vermögen, deſto beſſer für ihn!“ fuhr Herr von Albys fort; „was mich betrifft, ich werde ihm nichts geben, nicht einmal meinen Segen!“

„Sie beſitzen nicht das Herz eines Onkels, Herr Graf!“ rief Seraphine aus, welche der Zorn des Alten in guten Humor verſetzte. „Auf! Auf! die Stunde rückt heran; denken wir nur an den Ball!

„Ich will mich an meine Toilette machen,“ ſagte die junge Frau, raſch hinausgehend.“

Sie ging in ihre Wohnung, gab ihren Zofen einige Weiſungen, dann ſie in ihrem Zimmer laſſend, inmitten ihrer prächtigen Lappen, trat ſie in ihr Cabinet, und ſchloß ſich darin mit doppelter Abſperrung ein. Dann ſank ſie, von Schluchzen erſtickt, auf die Knie, den Kopf auf den Divan geſtützt, und beweinte im Uebermaße des Schmerzens, der Reue und Scham, den unſeligen Irrthum, zu dem ihr Herz ſich hatte hinreiſſen laſſen. Ein Augenblick hatte hingereicht, ihre Leidenſchaft auf immer zu vernichten, in ihrer Seele, ohne Rückkehr, den letzten Funken von Liebe auszulöſchen. Der Vertraute von Miß Diana war für ſie nicht der nämliche Mann, wie der grüne Jäger. Sie bedauerte ſelbſt nicht jenes idealiſche, von ihrer Einbildungskraft erſchaffene Weſen, dem ſie einen ſo edlen Geiſt, einen ſo ritterlichen Character zugemuthet, und ihre Täuſchung verwünſchend, empfand ſie nur mehr die Entrüſtung einer durch die Spekulationen, die niederträchtigen Umliebe eines eigennützigen Verführers beſchimpften Frau. Das Gefühl ihrer verletzten Würde gab ihr die Ruhe und die Kraft wieder; ſie erhob ſich traurig, aber von einem ſtillen Muthe beſeelt, und beſaß Selbſtbeherrſchung genug, um unter den in ihrem Zimmer ausgelegten Coſtümen dasjenige zu wählen, welches ſie auf dem Balle tragen ſollte.

Um acht Uhr Abends ſtrich das Fräulein von Clavières noch im Ankleidemantel durch die ſchon geöffneten und erleuchteten Salons; ſie ging dann einen Augenblick in ihr Zimmer um ſich ankleiden zu laſſen; wie gewöhnlich ließ ſie ſich ſchmücken, ohne Acht zu geben, was ihre Zofen thaten. Sie zogen ihr ein ſo eben von Madame Camille geſendetes Kleid an, ſetzten auf ihren Chignon eine Krone von natürlichen Blumen, und ſchlangen um ihren knochigen Arm eine Schnur Perlen, aus denen die Favoritſultanin des Gebieters der Gläubigen ihr ſchönſtes Halsband gemacht hätte.

„Welche entzückende Toilette!“ rief Carbonnet ungeſchickt aus, „wie gut das Fräulein heute Abend ausſehen!“

Seraphine warf ihrer Kammerdienerin einen traurig zornigen Blick zu; dann, ohne die Augen zum Spiegel zu erheben, vor dem ſie angekleidet worden, ging ſie in die Salons hinab. Auch Felicie erſchien dort; die junge Frau trug das reiche Coſtüm der Gemahlin eines Dogen: eine mit Goldſpitzen geſäumte Haube verbarg zur Hälfte ihr mit Edelſteinen durchflochtenes, auf der Stirne geſcheiteltes Haar. Ihre Schultern waren mit einem prächtigen Kragen von Venetianerſpitzen bedeckt, und ihr blaßrothes Brocatkleid, mit leichter Schleppe, verlieh ihrem Gange eine unausſprechliche Majeſtät und Anmuth. Aber die junge Frau war blaß unter dieſem koſtbaren Putze, und ihr Auge noch feucht von den vergoſſenen Thränen.

„Sie haben noch keine Luſt zum Balle?“ ſagte Seraphine zu ihr, ſie feſt anblickend; „ſie wird kommen.“

„Ich glaube nicht, meine Schweſter,“ antwortete die junge Wittwe ſeufzend, mit dem Blicke die glänzend erleuchteten Salons und den Garten muſternd; „das iſt ſchön, das iſt blendend; aber ich verſichere Ihnen, daß ich einen von jenen ruhigen Abenden vorzöge, welche wir im vorigen Jahre mit unſerm Freunde verlebten. Herr von Ramſay fehlt uns.“

Dieſer Name erregte dem Fräulein von Clavières einen innerlichen Schauder; ſie gedachte plötzlich des bitteren Glückes, das ſie genoſſen, und fühlte, daß ſie für einen Tag, für eine Stunde, für einen Augenblick jener Täuſchung, all dieſen Reichthum, all dieſe Pracht, alle dieſe eitlen Vergnügungen, die ihr elendes Leben ihr ertragen helfen, freudig hingeben würde. Die Wagen begannen in den Hof zu rollen. Herr von Albys und der Graf Lucian von Froideſaigues waren unter den erſten Ankömmlingen; der gute alte Mann hatte ſich genau an die Ueberlieferungen des ererbten Coſtüms gehalten; er trug, wie ſein Urgroßvater, ein ſtrohgelbliches Kleid, rothe Abſätze, und eine Spitzencravatte. Der Graf Lucian hatte das ſchwarze geſchlitzte Sammetwamms, den geſtickten Kragen und den kurzen Mantel eines venetianiſchen Nobile: die von Carbonnet als eines Familienkleinods erwähnte Kette funkelte an ſeinem Halſe wie ein Ordenszeichen.

Nach einer Begrüßung des Fräuleins von Clavières, näherte ſich Lucian von Froideſaigues Felicien, die in einer Fenſtervertiefung ſtand, in den Garten ſchauend. Schon präludirte das Orcheſter, und die munteren Weiſen vermiſchten ſich mit der Stimme der Tänzer, die von allen Seiten herbeikamen.

„Darf ich auf die Ehre hoffen, mit Ihnen, Madame, den erſten Contretanz zu tanzen?“ fragte der Graf Lucian, der jungen Wittwe die Hand reichend.

Sie zitterte, wie wenn dieſe Frage nicht die einfachſte Sache von der Welt geweſen wäre, und antwortete nur durch ein Nicken des Kopfes, gleichbedeutend mit einem Danke und einer Annahme. Bereits bildeten ſich die Quadrillen; ſie ließ ihre Hand in jene des Herrn von Froideſaigues gleiten, und folgte ihm durch die Salons; aber in dem Augenblicke, da ſie ſich einreihten, näherte ſich ein Tirolerjäger der Gemahlin des Dogen, und ſagte ihr faſt in's Ohr: „Es dünkt mir, Madame, daß Sie mir heute Nachmittag die Ehre erwieſen, mir den erſten Contretanz zu verſprechen?“

„Ich glaube nicht, mein Herr,“ antwortete ſie kalt; „Sie baten die provencale Bäuerin, und hier iſt nur die venetianiſche Dame.“

Bei dieſen Worten zog ſie den Grafen Lucian zu einer andern Quadrille, die ſich im Garten bildete, und ließ Herrn von Altefave erzürnt und betäubt im Salon. Es war offenbar, daß Herr von Froideſaigues Gaſton nicht kennen wollte, und daß dieſes Zuſammentreffen einen peinlichen Eindruck auf ihn machte. Einigemale wendete er ſich gegen ihn, wie um ihn zu beobachten; dann ſagte er zu Felicien: „Hat Baron von Altefave die Ehre, von Ihnen gekannt zu ſeyn, Madame?“

„Er kommt heute zum erſtenmale hierher,“ antwortete ſie, dieſer Frage ausweichend, welche ihr wie ein Dolchſtoß in das Herz drang.

Der Graf Lucian ſchien dieſe Worte mit einer geheimen Zufriedenheit zu vernehmen; er ſprach nicht mehr von Herrn von Altefave, und fuhr fort, mit entzückter Miene um ſich blickend: „Ich finde hier Erinnerungen an alle Länder, die ich beſucht habe; hier ſind die Orangenbäume des Königreiches Valencia, und die Palmen Aegyptens. Hier erblicke ich die Cactus, die in den Schluchten der Baleariſchen Inſeln wachſen, und da unten, durch die Fenſter, welche auf die Terraſſe gehen, gewahre ich einen Saal, ähnlich jenem der Alhambra; ſollte man ferner nicht ſagen, daß wir am Eingange des arabiſchen Palaſtes ſind, und unter den Citronenbäumen des Königreiches Granada tanzen?“

„Sie ſind viel gereiſet, mein Herr?“ erwiederte dann Felicie; „Sie haben ein edles und glückliches Leben geführt!“ — Der Contretanz endigte; Herr von Froideſaigues führte Felicien in den Salon zurück.

„Ich bitte Sie, mein Herr,“ ſagte ſie zu ihm, beſorgt, nicht mehr unter ſeinem Schutze zu ſeyn, „führen Sie mich zu Herrn von Albys; ich bin ſchon müde, und will lange ausruhen.“

Der gute alte Mann ſaß in einem Fenſtererker; er ergötzte ſich durch einen gleichzeitigen Ueberblick der Salons und des Gartens.

„Sie ruhen aus, Madame!“ ſagte er rückend, um Felicien Platz zu machen, „zu meiner Zeit wären die jungen Frauen, welche die Trenitz tanzten, drei Tage und drei Nächte auf dem Balle geblieben, ohne an das Sitzen zu denken.“

„Die Leute werden ſchwächer,“ antwortete die junge Frau, nachläßig auf das Fenſter ſich lehnend.

Herr von Altefaye näherte ſich dieſem Platze, wo ſie mit dem Grafen von Albys allein war, und keck hinter ſie ſich ſetzend, ſagte er halblaut zu ihr: „Nun iſt's an uns Beiden, Madame! Ich muß eine Erklärung haben. Wir werden ſtille ſprechen. Beſorgen Sie nichts; er wird uns nicht hören.“

Schöne Scheide, ſchlechte Klinge.

23.

Der Graf von Albys ſaß ſo am Fenſter, daß er von der Tänzermenge die ſchöne Dogengemahlin und den Tirolerjäger trennte; er ſchaute auf dieſen mit hochmüthiger Miene, murmelte zwiſchen den Zähnen ſo ein

Wort, das wie „kecker Galgenſtrick“ klang, und wendete ſeinen Kopf auf eine auffallende Weiſe ab, wie um Herrn von Altefaye zu verſtehen zu geben, daß ſeine Gegenwart ihm keineswegs angenehm ſey. Frau von Clavières zitterte innerlich, als ſie den verwegenen Menſchen an ihrer Seite Platz nehmen, und auf irgend eine Art eine Erklärung abdringen ſah; aber ſie bebte vor dieſer ſchrecklichen Lage nicht zurück, und von der Nothwendigkeit unterſtützt, die Aenderung zu erklären, die in ihren Gefühlen und Entſchlüſſen ſo plötzlich eingetreten war, erwartete ſie mit Muth, daß Herr von Altefaye das Geſpräch beginnen werde. Er betrachtete ſie einen Augenblick, vielleicht erſtaunt über ihre Phyſiognomie; dann ſagte er zu ihr in einem unterwürfigen Tone, durch den jedoch eine gewiſſe Bitterkeit drang: „Sie haben mir bereits das Glück geraubt, an welches zu glauben Sie mir erlaubten. Ah, Madame, wie wenig hat es bedurft, Ihr Herz zu ändern!“

Felicie antwortete auf dieſe Art von Vorwurf nur durch ein Nicken, durch eine Bewegung des Kopfes, die viel beſſer, als Worte, einen geheimen Unwillen ausdrückte.

„Ach! Sie opfern mich ungerechten Vorurtheilen auf,“ fuhr Herr von Altefaye fort; „aber wenn Sie mich anhören wollen, wird es mir leicht ſeyn, mein Benehmen zu rechtfertigen!“

„Mein Herr,“ unterbrach ihn Felicie mit kurzer Stimme, „es iſt überflüßig, gewiſſe Verhältniſſe zu erklären; ich verlange keine Rechenſchaft von Ihnen über den Zufall, der mich heute in Herrn von Alteſave den Neffen des Herrn Grafen von Albys kennen lehrte.“

„Ei, ei, ich erkenne den Einfluß meines Onkels in dieſen Worten!“ erwiederte Herr von Alteſave mit einer verſteckten Ironie; „dieſer liebe Onkel! Ich bin ihm für ſein Verfahren ſehr dankbar; er hat Ihnen von mir entſetzlich Arges ſagen müſſen, um mir einen Dienſt zu leiſten, ohne Zweifel.“ — Dann fügte er mit minder herbem Tone bei: „Ich bin verloren, wenn Sie mich nach der Meinung eines Greiſes beurtheilen, der ſich an ſeine eigenen Fehler nicht mehr erinnert, und welchen Leute, die ein Intereſſe daran haben, mich in ſeinen Augen zu verderben, unaufhörlich gegen mich aufreizen. Aber, Madame, welches Unrecht hab' ich gegen Sie begangen? Was hab' ich denn gethan, was Ihren Unwillen und Ihren Zorn verſchuldete? — Was kann man mir vorwerfen? Thorheiten eines jungen Mannes? Ich hätte ſie Ihnen ſelbſt geſtanden. Mein Onkel hat mit Ihnen von meinen Verſchwendungen, von meinen Schulden, von meinen Stänkereien, von meinen Duellen geſprochen? Dieß ſind jedoch Fehler, wegen welcher ich bereit war, Ihnen eine Ehrenerklärung zu machen! Welche Frau verzeiht nicht ähnliche Verirrungen? Ich bereue ſie, aber ich erröthe nicht darüber, und lieber will ich, wenn ich es ſagen muß, dieſes Leben eines verſchwenderiſchen Kindes geführt, welches mir die Liebe meines Onkels gekoſtet, als, gleich Andern, ſeine Gewogenheit durch heuchleriſchen Tugendſchein bewahrt haben!“

Dieſe Worte ſprechend, wendete er ſeine Augen gegen den Grafen Lucian, der in dieſem Augenblicke durch den Salon ging, und fügte mit einem ſardoniſchen Tone hinzu: „Gewiß, ich beſitze nicht die ſeltene Klugheit meines Vetters, des Grafen Lucian; aber ich brauche mir nicht vorzuwerfen, den Tod eines jungen Mädchens veranlaßt zu haben, das mich liebte.“

Bei dieſer Aeußerung kehrte ſich Frau von Clavières, deren Phyſiognomie bisher nur eine peinliche Aufmerkſamkeit ausgedrückt hatte, mit einer ſo wahren Geberde des Abſcheues ab, daß Herr von Alteſave einen Augenblick verblüfft blieb; dann fuhr er mit Heftigkeit fort: „Aber welche Beſchuldigungen erhebt man denn gegen mich? Mögen ſich jene zu zeigen wagen, die mich feige hinter dem Rücken angreifen! Sie werden ſehen, ob man einen Mann, wie mich, in den Augen der Frau, die er liebt, ungeſtraft verleumdet!… Nennen Sie ſie mir doch, Madame! Verſchaffen Sie mir ſo die Mittel, mich zu vertheidigen und zu rächen!“

Anſtatt zu antworten, warf die junge Wittwe Herrn von Alteſave einen ſo eiſigen Blick der Verachtung zu, daß er ſchauderte, und innerlich entmuthiget die Augen niederſchlug. Er hatte eingeſehen, daß es ihm nicht gelingen würde, Felicien zu überreden, und daß ſeine ganze Gewandtheit an irgend einer unbekannten Widerſtandsſache ſcheiterte. Dann, der Beſchränkung auf die Rolle eines Bittenden entſagend, ergriff er die Offenſive, und ſagte mit einem kalten, unwilligen Tone: „Es giebt Berechnungen, deren ich das Herz der Frauen, vorzüglich das Ihrige, Madame, nicht für fähig hielt! Ich war treuherzig. Ja, ich vermuthete, daß Sie einwilligen würden, das Geſchick eines Mannes zu theilen, der Ihnen nur ein ergebenes Herz, einen makelloſen Namen bieten kann. Heute hat mein Onkel, der, ich geſteh's, meine finanzielle Lage vollkommen kennt, die Mühe übernommen, Ihnen zu ſagen, daß ich beinahe zu Grunde gerichtet ſey, und Sie haben vor meinem Mißgeſchicke zurückgebebt. Dieß war Ihrerſeits klug und vorſichtig, und ich wünſche Ihnen, Madame, zu der Seelenſtärke Glück, die, ohne zu ſchwanken, die Liebe dem Intereſſe opfert."

Bei dieſer unmittelbaren Beleidigung erhob Frau von Clavières ſtolz den Kopf; die Entrüſtung verlieh ihr einen Augenblick unerſchrockener Energie, und ſie erwiederte mit kurzer und feſter Stimme: „Ich wäre bereit geweſen, das Mißgeſchick des Mannes zu theilen, der ſich nur unvorſichtige Verſchwendungen und jugendliche Thorheiten vorzuwerfen gehabt hätte; aber es giebt Verbrechen, welche denjenigen auf immer brandmarken, der ſie begangen oder ausgebrütet hat. Sie, mein Herr, der Sie mit mir von eigennützigen Berechnungen ſprechen, haben Sie jene vergeſſen, die Sie hinſichtlich einer reichen Erbin machten? Haben Sie jene traurige Nacht vergeſſen, wo Sie, im Hôtel Albys verſteckt, ein unglückliches, junges Mädchen erwarteten, das, in Ihre Wohnung geſchleppt, Sie am andern Tage öffentlich entehrt oder dahingebracht, Ihnen ihre Hand zu reichen, verlaſſen ſollte? Sie entging, ohne es zu wiſſen, dieſer ſchrecklichen Wahl. Ein freiwilliger Tod rettete ſie... aber Ihre Hand iſt's, welche ſie an dieſen letzten Zufluchtsort getrieben hat. Sie haben ſie getödtet. Sie ſind's, der, ein trauriges Geheimniß verrathend, die Vermählung des Grafen Lucian mit Lady Diana Nevil vereitelt hat."

Je weiter die junge Frau ſprach, deſto bläſſer wurde das Geſicht des Herrn von Alteſaye; er gab jedoch kein Zeichen von Erſtaunen, Verwirrung oder Zorn, und war's die Wuth, die ihn ſo erbleichen machte, ſo konnte er ſie wenigſtens in der Tiefe ſeiner Seele verhalten und verbergen. Als Felicie zu ſprechen aufhörte, ſchien er eine Minute nachzudenken, und entgegnete dann gelaſſen: „Ah, Sie wiſſen dieß!"

Sie ſchwieg, das Geſicht abwendend; es dünkte ihr, daß fortan zwiſchen ihr und dieſem Manne Alles abgethan ſey. Herr von Alteſaye ſtützte ſich auf das Fenſter, und blickte lange mit der Miene eines gleichgültigen Zuſchauers in den Saal. Frau von Clavières war erſchrockener über ſeine unempfindſame Haltung, als ſie es über ſeinen Zorn geweſen wäre; ſie bildete ſich ein, daß er wieder über irgend eine niederträchtige

Handlung nachdenke, vielleicht über ein Verbrechen, und zitternd, entſetzt, bereute ſie ſchon den Muth, womit ſie der Rache dieſer niedrigen und grauſamen Seele Trotz geboten. In dieſer Angſt folgte ſie mit dem Blicke mechaniſch der Bewegung der Quadrillen, und bezeichnete mit dem Finger den Takt auf dem Arme des Lehnſtuhles, worin Herr von Albys ſaß. Der Ball war entzückend; die funkelnde Menge wogte in den großen Salons, und miſchte ihr freudiges Summen in die Melodien des Orcheſters. Die vom Parfüm der Frauen und Blumen durchwehte Luft, begann unter ihren glühenden Strömungen den Marmorfleiſchton der weißen Tänzerinnen zu beſeelen, und durch dieſe balſamiſche Fluth ging und kam beſtändig Seraphinens ſchreckliches Gefühl, jenem Geſichte gleich, das in den Theaterſtücken des Mittelalters inmitten aller Feſte erſchien, und den Tod vorſtellte, der fortwährend mit der freudigen Luſt der Lebendigen vermengt war.

Nach langem Schweigen wendete ſich Herr von Alteſaye zu Felicien, und ſagte zu ihr mit dem ruhigſten und ungezwungenſten Tone: „Noch ein Wort, Madame, bevor Sie dieſen Platz verlaſſen, auf den Sie heute Abend wahrſcheinlich nicht mehr zurückkehren werden: Wollen Sie, daß wir einen Vertrag ſchließen?“

Und als das Schweigen der Frau von Clavières weder Zuſtimmung noch Ablehnung ausdrückte, ſetzte er hinzu: „Was ich Ihnen vorſchlage, iſt der Friede, oder wenigſtens die Einſtellung der Feindſeligkeiten; wir ſind in Waffen gleich, und würden uns nicht ohne tödtliche Wunden angreifen. Geben wir alſo dieſen Krieg auf."

„Ich habe Ihnen keine Bedingungen zu machen, mein Herr," erwiederte die junge Frau mit veränderter Stimme; „aber es dünkt mir, daß wir künftig keine Gelegenheit haben werden, zu erneuern, was Sie den Krieg nennen."

„Ja, auf unſern reſpektiven Linien," entgegnete er; „aber ich bemerke Ihnen, daß wir uns täglich auf neutralem Boden begegnen werden, im Salon des Fräuleins von Clavières; unterzeichnen wir alſo einen Waffenſtillſtand, und halten wir ihn getreulich, weil jedes von uns ſeine Geißel hat."

„Geißel!" wiederholte Felicie.

„Ei, ohne Zweifel," antwortete Gaſton von Altefaye; „Sie wiſſen eines von meinen Geheimniſſen, vielleicht ſogar mehrere, zum Beiſpiele, ich begreife nicht, wie Sie ſie erfahren haben! Ich, meinerſeits, beſitze ein koſtbares Andenken Ihrer Gefühle; iſt es nicht wünſchenswerth, daß wir wechſelſeitig für uns allein dieſe Unterpfänder eines freundſchaftlichen Verſtändniſſes behalten?"

„Mein Billet!" murmelte Felicie niedergedonnert.

„Ihre zwei Billete," erwiederte Gaſton kalt; „an Ihrer Stelle wär' ich unbeſorgt; denn es hangt nur von Ihnen ab, daß das Portefeuille, worin ich ſie verſchloſſen, ſtumm und verſiegelt bleibe, wie das Grab; unterzeichnen wir den Waffenſtillſtand?"

„Mein Herr,“ verſetzte Felicie mit Würde, „ein Wort muß genügen; niemals, weder öffentlich noch privat, man mag Sie loben oder tadeln, werde ich auch nur Ihren Namen ausſprechen.“

„Dieß iſt mir hinreichend,“ ſagte Herr von Alteſaye.

Einen Augenblick danach ſtand er auf, und miſchte ſich unter eine Gruppe, welche das Fräulein von Clavières umgab. So wie er ſich entfernte, ſchüttelte der Graf von Albys, der während dieſes Geſpräches ſeinen Kopf nicht umgewendet hatte, ſeine wie Reif gepuderte Perücke, und ſagte zur jungen Frau: „In der That, Madame, ich habe die Indiscretion nicht begangen, zu horchen; aber es ſchien mir, daß dieſes ſchlechte Subjekt ſich erlaubte, Ihnen den Hof zu machen!“

Hierauf näherte ſich der Graf Lucian; er hatte von weitem die Scene beobachtet, die hinter dem Lehnſtuhle ſeines Onkels Statt gefunden, und ungeachtet der ruhigen Haltung der beiden Sprechenden bemerkt, daß ihr Geſpräch heimlich belebt war. Als er die junge Frau blaß und angegriffen ſah, ſagte er mit Beſorgniß zu ihr: „Die Hitze und der Lärm ermüden Sie; wollen Sie einen Augenblick hinausgehen, Madame?“

„Ja, mein Herr, ich fühle mich nicht wohl,“ antwortete ſie, ohne eben genau zu wiſſen, was ſie ſagte.

Und ihre zitternde Hand auf den Arm des Herrn von Froideſaigues ſtützend, ließ ſie ſich in den Garten führen. Dort war es noch nicht voll; eine einzige Quadrille tanzte unter den Orangenbäumen, am Eingange eines Laubenſaales, wo man inmitten der Nacht ein königliches Gaſtmahl halten wollte. Der Graf Lucian zog Frau von Clavières ſachte zu einer von exotiſchen Geſträuchen umgebenen Raſenbank, und ſagte, indem er ſie Platz nehmen ließ, mit Sorgfalt zu ihr: „Die friſche Luft belebt Sie wieder, nicht wahr?“

„Ja, ich fühle mich hier beſſer,“ antwortete ſie tiefaufathmend, wie um die Kraft und das Leben zurückzurufen, die ihr faſt ſchwanden.

Herr von Froideſaigues betrachtete ſie mit einer Art von Angſt; einen Augenblick ſchwankte er, ſie zu fragen; dann, von einem lebhafteren Intereſſe, als jenem der Neugier, hingeriſſen, ſagte er zu ihr: „Der Baron von Altefaye hat Sie mit ſeiner Unterhaltung unbarmherzig ermüdet.“

„Es iſt wahr,“ antwortete ſie mit Anſtrengung, und indem ſie zu lächeln ſuchte, „ich habe eine traurige Geſchichte vernommen, die einen lebhaften Eindruck auf mich machte.“

Zum Zweitenmale verhehlte ſie geſchickt, Alles ſagend, die Wahrheit. Der Graf Lucian errieth ohne Mühe, daß Gaſton von Altefaye ſie von Miß Diana unterhalten, und mehr ihrem Gedanken als ihren Worten antwortend, ſagte er zu ihr mit ſchmerzlicher Traurigkeit: „Iſt es möglich, daß Herr von Altefaye es gewagt habe, dieſer peinlichen Erinnerung zu erwähnen!“

Ein langes Schweigen folgte dieſer Art von Erklärung. Frau von Clavières erholte und beruhigte ſich nach und nach. Alles, was in Flambiers geſchehen war, ihr Zuſammentreffen mit dem grünen Jäger, die unvorſichtige Leichtgläubigkeit, womit ihr Herz ihn angehört, das ihm unter dem Lorberdache gegebene Rendezvous, dieß Alles machte auf ſie die Wirkung eines böſen Traumes, mitten in welchem ſie erwacht war. Aber bald — eine ſonderbare Sache! — bewältigte ein neuer Eindruck ihre bitteren Erinnerungen; die junge Frau fühlte tief in ihrem Herzen die Vergangenheit wieder aufleben, und ihre erſten Gemüthsbewegungen ſich wieder beſeelen, wie verwelkte Blumen, deren von der verſengenden Gluth des Tages geſchwächter Glanz, unter dem friſchen und reinen Hauche des Abends neues Leben gewinnt. Sie erhob den Kopf, und athmete die Wohlgerüche der Magnolie, unter der ſie ſaß; der köſtliche Strauch neigte gegen ſie ſeine von mattweißen Blumenſträuſſen ſtrotzenden Zweige. Felicie pflückte eine von den breiten Einſetzroſen, welche alle berauſchenden Düfte der amerikaniſchen Flora in ſich zu bergen ſchienen, und ſagte, ſie an ihr Leibchen heftend: „Wie ſehr lieb' ich dieſe ſchöne Blume!“ Dann nahm ſie den Arm des Grafen Lucian, und kehrte mit ihm in den Ballſaal zurück.

Dieſer weite Raum, worin ſich hundert Tänzerpaare drehten, ſtand mit dem Sommerſalon durch eine Art von Halle in Verbindung, durch deren Säulen man den Springbrunnen von Alabaſter, und die elegante Verzierung des arabiſchen Palaſtes erblickte. In dieſem

Augenblicke war Seraphine auf die Stufen der Eſtrade getreten, und hatte ſich auf den goldgeſtirnten Divan geſetzt, der wie ein Thron den ganzen Umfang des Salons beherrſchte. Düſter und aufgeregt um ſich ſchauend, glich ſie einer von jenen ſchrecklichen Feen, welche über den tollen Schwarm der Geiſter herrſchen.

Herr von Altefave war ihr gefolgt, und an ihrer Seite ſitzend ſpielte er mit dem Fächer, der jener finſtern Gebieterin als Scepter diente, und ſchien ſie mit ſeinen galanten Huldigungen zu umgeben. Der nämliche Gedanke durchzuckte gleichzeitig Felicien, den Grafen Lucian und Herrn von Albys, die alle Drei unter der Halle des Sommerſalons ſtehen blieben.

„Großer Gott!“ dachte ſich die junge Frau; „möchte er Seraphinen heirathen?“

Der junge Graf blickte ſeinen Onkel an, der ihn verſtand, und in ſein Ohr flüſterte: „Einer ſolchen Niedrigkeit iſt er wohl fähig!“

Das Fräulein von Clavières, zunächſt über den Eifer dieſes Courmachers erſtaunt, begann jedoch ſeine Abſicht zu begreifen. Nie war ihr etwas Aehnliches begegnet, und man muß es zu ihrem Lobe ſagen, daß ſie darob einen geheimen Unwillen empfand. Ihr durchdringender und ſcharfſichtiger Blick, durchſchaute dieſe niedrige Seele, und ihre erſte Bewegung war jene verſchmähender Verachtung; dann ſchien es ihr unterhaltend, ſich von Herrn von Altefaye den Hof machen zu laſſen, und mit ſeinen Plänen und Hoffnungen ihren

Scherz zu treiben. Sie fühlte ſich geſtimmt, die Coquette zu ſpielen, und ſich auf Koſten dieſes eigennützigen Liebhabers zu ergötzen. Ungeachtet ſeiner Schlauheit, ſah Gaſton die Schlinge nicht, in die er gerathen ſollte, und indem ſeine Albernheit ſein Mißtrauen überwog, begann er alſogleich ſeine Rolle zu ſpielen.

„Ah! mein Fräulein," ſagte er, mit dem Blicke die Salons muſternd, „mein Herz wird lange Zeit die Erinnerung an dieſes Feſt bewahren; ich habe nie ein ſo durchaus elegantes und prächtiges geſehen. Nur die Einbildungskraft einer Dame, wie Sie, kann dergleichen Wunder wirken und ordnen! Das iſt Eingebung, das iſt das Genie einer charmanten, und heut zu Tage ſehr ſeltenen Kunſt, der Kunſt, glänzend zu leben . . ."

„Dieß iſt eine Naturgabe," erwiederte Seraphine nachläſſig; „ich liebe den Luxus und bin reich; dieß iſt die Eingebung, das Genie. Ohne Zweifel haben viele Leute dieſes Genie nicht; aber man muß zugeſtehen, daß es nicht ihre Schuld iſt. Auf!" fügte ſie bei, indem ſie ſich erhob, und einen Blick in den Garten warf, „wir nehmen unſer Abendmahl heute Nacht bei Fackellicht ein, unter einem Dome von Orangenbäumen, Myrthen und Lorberroſen; ich erlaube mir, meine Gäſte in die Luſtwäldchen Griechenlands oder Italiens zu führen."

Auch Herr von Altefave war aufgeſtanden; er erwartete, daß das Fräulein von Clavières aus der Menge denjenigen bezeichnen würde, der ſie zum Feſtmahlſaale führen ſollte, und als ſie mit einer unentſchloſſenen Miene um ſich ſchaute, ſagte er halblaut zu ihr: „Wer unter ſo vielen edlen Perſonen wird der glückliche Cavalier ſeyn, welcher der Königin des Feſtes die Hand reichen darf?“

Sie wendete ſich zu ihm, und antwortete mit einem ſonderbaren Lächeln: „Sie!“

Die Folgen eines Maskenballes.

21.

Man ſprach von dieſem Balle acht Tage lang in der vornehmen Welt; aber weder das Auserleſene der Details, weder der Glanz des Ganzen, noch die höchſte Pracht dieſes Feſtes, hatten alle Geiſter ſo ſehr aufgeregt. Man gedachte wenig mehr der prunkhaften Anordnung des Nachtmahles, der Originalität der Coſtüme, der Eleganz der Tänzerinnen, der unvergleichlichen Schönheit der Gemahlin des Dogen, der edlen Haltung des venetianiſchen Nobile, und der Erbperücke des Grafen von Albys.

Was die vornehme Welt noch beſchäftigte, war das Benehmen Gaſtons von Altefaye bei dem Fräulein von Clavières, und die Gefälligkeit, womit ſie ſeine Aufmerkſamkeiten während und nach jenem verſchwenderiſchen Feſtmahle entgegengenommen, bei dem ſie an ſeiner Seite geſeſſen. Das Erſtaunen, man ſollte faſt ſagen, das Scandal, war auf's Höchſte geſtiegen, als man ſie Beide am übermorgenden Tage in der nämlichen Loge in der Oper geſehen hatte. Einige Tage ſpäter begegnete ein junger Geck dem Baron von Altefaye, und ſagte zu ihm, die Hand ihm drückend: „Gaſton, Du weißt, ich gehöre zu Deinen Freunden, mein Ehrenwort! Du wirſt die Urſache ſeyn, daß ich dieſer Tage Händel bekommen werde; denn man erzählte ſich in meiner Gegenwart lächerliche Dinge von Dir.“

„Zum Beiſpiele, daß ich heirathe?“ fragte Herr von Altefaye.

„So iſt's. Im Grunde würde Dich dieß nicht entehren, wenn man nicht beifügte, daß Du das Fräulein von Clavières heiratheſt.

„Bah! laß ſie ſprechen!“ erwiederte Gaſton; „ich mache ihr den Hof, das iſt wahr; aber ſiehſt Du, dieß geſchieht nur, um mir in den Augen meiner Gläubiger eine Stellung zu geben.“

Das Fräulein von Clavières empfing viele Beſuche; faſt täglich zog ſie die Menge durch Concerte oder kleine Theaterſtücke an; Alles, was ſich noch von der vornehmen Welt in Paris befand, gab ſich in ihren Salons Rendez-vous, und ſie hatte ſich ſo einen glänzenden Hof gebildet. Herr von Altefaye kam nicht nur an jedem Abende, ſondern oft auch unter Tags; er war eine Art von Cicisbeo, der Seraphinen immer zu Dienſten ſtand. Dieſe Art von Vertraulichkeit entfernte den Grafen von Albys und Herrn von Froideſaigues ſchnell aus dem Hôtel Clavières; ſie erſchienen nur mehr in ſeltenen Zwiſchenräumen, um Gaſton von Altefaye freies Feld zu laſſen. Eines Tages jedoch ließ der alte Graf Seraphinen um eine kurze Audienz und beſondere Unterredung bitten. Carbonnet führte ihn in das Zimmer ihrer Gebieterin, und entfernte ſich, alle Thüren verſchließend. „Mein Fräulein,“ ſagte dann der Graf von Albys mit einem feierlichen Tone; „ich komme in einer peinlichen Angelegenheit zu Ihnen; aber die guten Beziehungen, die zwiſchen Ihnen und mir ſtets beſtanden, legen mir die Pflichten eines Freundes, faſt eines Verwandten auf. Ich muß Ihnen freimüthig eröffnen, was Sie durch den täglichen Empfang meines Neffen Gaſton von Altefaye riskiren.“

„Iſt's nur dieß?“ erwiederte Seraphine lachend; „Ihr Eingang hatte mich erſchreckt, und ich erwartete irgend eine unangenehme Mittheilung.“

„Aber, mein Fräulein,“ fuhr Herr von Albys fort, „Gaſton iſt ein ſchlechtes Subjekt, ein Menſch ohne Herz, der auf Ihre Unvorſichtigkeit ſpeculirt.“

„Kann ich compromittirt werden?“ verſetzte Seraphine mit einem Achſelzucken, und mit einem Tone bitterer Ueberzeugung.

„O! gewiß, man wird Sie nicht beſchuldigen, einen Liebhaber zu haben,“ entgegnete der Graf unbeſonnen; „aber wenn Sie das Unglück hätten, einen Mann zu nehmen, einen Mann wie Gaſton! Er will Sie heirathen, der Niederträchtige; er hofft, Sie zu bewegen, ihm Ihre Hand zu bewilligen.“

„Ich bin nicht wahnſinnig,“ murmelte Seraphine.

„Gaſton iſt ein ſchöner Cavalier, er weiß ſich zu benehmen, er wird Sie verführen,“ fuhr der Graf mit Heftigkeit fort; „fürchtete ich nicht irgend eine Schwäche Ihres Herzens, ſo würde es mich freuen, wenn er ſich ſelbſt mit einer ſolchen Hoffnung narrte; aber werden Sie dieſer ſchmeichelnden und treuloſen Stimme widerſtehen, die unaufhörlich Liebesworte in Ihr Ohr flüſtert? Alle Frauen unterliegen in einer gleichen Lage, wenn ſie nicht ſchon durch eine tief in ihrem Herzen verborgene Liebe bewacht ſind.“

„Seien Sie ruhig, Herr Graf, ich werde nicht unterliegen; ich habe von den Verführungen des Barons von Altefaye nichts zu befürchten,“ antwortete Seraphine mit einem Seufzer, und einem gräßlichen Lächeln des Stolzes und Mißtrauens.

„Deſto beſſer, wenn dieß wahr iſt!“ murmelte der gute alte Mann halb beruhiget.

Felicie war Anfangs hinſichtlich der Anſprüche, welche Herr von Altefaye offen an den Tag legte, ſehr beunruhiget; ſie beſorgte, Seraphine möchte ſich durch irgend eine unſelige Sympathie hinreiſſen laſſen, und bei der Erinnerung an ihre eigenen Verirrungen erröthend, fürchtete ſie, daß dieſer Mann mit ſeinen niedrigen Berechnungen zum Ziele kommen, und zuletzt die Hand des Fräuleins von Clavières erhalten könnte, aber dieſe Art von Sorge, welche ſie erfaßt, wich bald: ein ſehr einfacher Zufall, ein unbedeutender Umſtand, klärte ſie über die wahren Abſichten Seraphinens auf. Sie hatte ſchon bemerkt, daß das Fräulein von Clavières, um Gaſton von Altefaye zu entflammen, eines Kunſtgriffes ſich bediente, welcher bewies, daß ſie dieſe feile Seele genau kannte! anſtatt des bezaubernden auserleſenen Putzes, jener beſtändigen Sorgfalt, ihre Vorzüge in das vortheilhafteſte Licht zu ſtellen, wodurch die am Mindeſten koquetten Frauen ſich verrathen, legte Seraphine vor den Blicken des Herrn von Altefaye Alles zur Schau, was ſeine Habſucht reizen konnte. Faſt täglich, unter dem Vorwande, ihre Rechnungen zu controliren, oder in einer Angelegenheit ihn um Rath zu fragen, theilte ſie ihm die Papiere mit, welche ihr unermeßliches Vermögen bezeugten; ſie ſchürte mit einer beſondern Geſchicklichkeit die Ehrſucht, die gierigen Neigungen dieſes Mannes, und fand ein grauſames Vergnügen daran, in ſeiner Seele die heftigſte, die einzige Leidenſchaft aufzuſtacheln, deren er fähig war, die Liebe zum Golde. Gewöhnlich vermied Felicie dieſe Unterhaltungen, und die Qual, ſich Herrn von Altefaye gegenüber zu befinden. Sie ertrug ſeine Anweſenheit lieber an Empfangstagen, wenn die Menge in den Salons des Hôtels Clavières, ſie beide auf irgend eine Weiſe trennte.

Eines Tages jedoch, da ſie frühzeitig zu ihrer Schwägerin kam, hörte ſie in einem kleinen Salon ſprechen, der an denjenigen ſtieß, worin Seraphine ſich aufhielt. Aus einem Gefühle von Zurückhaltung, von Discretion, ging ſie an das andere Ende des Gemaches, um ſo außer Stimmweite zu ſeyn; aber die Augen zum Kaminſpiegel erhebend, gewahrte ſie durch ein ſonderbares optiſches Spiel, in dieſen ungeheuern Spiegeln, welche einander wiederſtrahlten, die Gruppe, welche im Hintergrunde des Cabinets die beiden Perſonen bildeten, die ſie gehört hatte.

Seraphine, über das Schreibepult geneigt, das ihr zur Kaſſe diente, reihte Goldrollen mit zerſtreuter Hand, und verglich damit von Zeit zu Zeit ein kleines Einſchreibbuch, wie um ihr Rechnungsweſen zu beurkunden; Herr von Alteſaye, neben ihr ſtehend, folgte dieſer Beſchäftigung mit dem Blicke. Als das Fräulein von Claviéres die letzte Rolle eingelegt, und die Schublade verſchloſſen hatte, auf deren Grunde ſie wahrſcheinlich ihre Banknoten verbarg, faßte Gaſton, der ſchon ſeinen Hut genommen, ihre Hand; küßte ſie feurig vor dem Fortgehen, und entfernte ſich, indem er noch ein Zeichen machte, wie um ihr zu ſagen: heute Abend. Sie ſchien ihm durch ein Lächeln zu antworten, und als er ſich umgekehrt hatte, folgte ſie ihm mit einem ironiſchen, liſtigen Blicke, und mit einer Geberde der Verachtung und des Spottes.

„Ah! mein Gott!“ dachte ſich Felicie betäubt, „ſie macht ſich über ihn luſtig!“

Von dieſem Augenblicke an war ſie beruhiget; aber ſie fragte ſich vergebens, warum das Fräulein von Clavières dieſem gefährlichen Spiele ſich hingebe, und zu welchem Zwecke ſie ſo die ſchlimmen Leidenſchaften des Herrn von Alteſaye aufreize. Traurig, beſorgt, dachte ſie ſchon daran, nach Flambiers zurückzukehren; es dünkte ihr, daß ſie von nun an im Kreiſe der vornehmen Welt lange genug gelebt habe, und ihre Reue, ihre Erinnerungen und ihre vereitelten Hoffnungen in der Einſamkeit begraben müſſe. Oft, der Geſellſchaft überdrüſſig, einem düſteren Sehnen zur Beute, zog ſie ſich in ihre Wohnung zurück, allein mit der Stummen, und brachte ganze Tage hinter den Gitterläden ihres Cabinetes ſitzend zu. Niemals zeigte ſich Jemand im Garten des Hôtels Albys; bisweilen jedoch ertönte hinter der Dame mit der Sammetmaske noch eine junge und zärtliche Stimme, und murmelte ſanfte Melodien. Allein dieſe ſüſſen Töne wurden immer ſeltener. Der Graf Lucian ſchien oft abweſend; ſein Clavier blieb geſchloſſen, und viele Tage lang herrſchte ein völliges Schweigen im Studir- und Muſikſalon. Vierzehn Tage nach dem Balle erfreute ein kleines Ereigniß die Dienerſchaft und das Vorzimmer des Hôtels Clavières. Madame Carbonnet ſchloß eine legitime Ehe mit Herrn Etienne Badonot, dem Exkammerdiener des Grafen Lucian, kürzlich in die Dienſte des Barons von Alteſaye getreten. Am Vermählungstage ſelbſt kam ſie triumphirend, um ihr Glück der jungen Wittwe zu eröffnen, die, traurig erſtaunt, mit einer Miene des Mitleidens zu ihr ſagte: „Wenn Sie nur glücklich ſind, meine arme Dorothea!“

„Was kann zu meinem Glücke fehlen?“ antwortete die Neuvermählte; „ich habe einen jungen, charmanten Mann, der mich anbetet! Ich wünſche Madame ein Schickſal, wie das meinige. Die Hauptſache iſt gut zu wählen; aber dazu gehören die Vorzüge des Vermögens. Ich beſitze ein kleines Vermögen, und die Partien haben mir nicht gemangelt, ich darf es ſagen; allein ich hatte den Einfall, eine Neigungsheirath zu ſchließen, und hab' es gethan.“

Die gute Felicie gab ihr ihr Hochzeitgeſchenk. und ſagte, ihr mit den Augen folgend, während ſie mit einem hurtigen und verjüngten Fuße ſich entfernte: „Arme Frau!“

Zwei Tage ſpäter erſchien die Beſchließerin wieder bei Frau von Clavières, mit mürriſcher und kläglicher Miene, mit einem geſprenkelten, entſtellten Geſichte.

„Ah! großer Gott! Was fehlt Ihnen, was iſt Ihnen denn begegnet?“ rief Felicie aus.

„Der Spitzbube hat mich geſchlagen! antwortete die Vermählte.

„Ah! arme, arme Madame Vadonot! Iſt es möglich!“

„Ich heiße nicht Madame Vadonot; ich antworte nur auf den Namen Madame Carbonnet,“ rief die Beſchließerin aus: „ah! wenn Madame wüßten, wie er mich behandelt hat! Das Ungeheuer! Er wollte mir mein Geld nehmen.“

Inzwiſchen verſtrich die Zeit, und das im Hôtel Clavières geführte Leben war, dem Anſcheine nach, beſeelt und munter, würde aber Jedem, der die Geheimniſſe dieſes prächtigen Innern erforſcht hätte, traurig und troſtlos geſchienen haben! Seraphine ſchien von einer Art von Taumel hingeriſſen; man hätte meinen ſollen, daß eine innere Thätigkeit, die mit ihren körperlichen Kräften nicht im Gleichgewichte war, ſie drängte, mit Ueberbietung derſelben zu leben. Sie genoß keine Ruhe: Morgens ritt ſie, und Abends ſah man ſie wieder im Theater, oder in ihren, allen Müſſigen der ſchönen Welt offenen Salons. Herr von Alteſave nahm mit vollkommener Gefälligkeit an dieſem maßloſen Bewegungsbedürfniſſe Theil; man traf ihn täglich in den Alleen des Boulognerwäldchens mit der unermüdlichen Reiterin; im Theater war er ihr Cavalier, und an Empfangsabenden verließ er immer zuletzt das Hôtel Clavières.

Die junge Wittwe ertrug mit einem ſchamgemiſchten Schmerze die beſtändige Gegenwart dieſes Mannes, und ſie hätte ſich nicht lange in dieſe Qual ergeben, würden nicht traurige Beſorgniſſe ſie zurückgehalten haben. Für ſie, welche Herrn von Clavières hinwelken und ſterben geſehen, lag in dem moraliſchen und phyſiſchen Zuſtande Seraphinens etwas Beunruhigendes. Eines Abends, da die beiden Schwägerinnen in der Oper geweſen waren, legte ſich Felicie, nach Hauſe gekommen, nicht zu Bette; nachdem ſie entkleidet geworden, entließ ſie die Stumme, und wachte lange, mit einem Buche beſchäftiget. Es waren eben die Hundstage, und ſelbſt zu dieſer ſpäten Stunde herrſchte noch eine dumpfe Schwüle in der Luft, und die Atmoſphäre des Schlafzimmers war von den lieblichen und heftigen Wohlgerüchen des Blumenſtrauſſes allzuſehr angefüllt, den die junge Frau auf ihre Toilette gelegt hatte.

Es war eben ungefähr zwey Uhr nach Mitternacht. Felicie öffnete halb ihr Fenſter, und ſtreckte den Kopf hinaus, um die friſchen Aushauchungen einzuathmen, die aus dem Garten ſich erhoben. Durch dieſe Bewegung bemerkte ſie Licht bei Seraphinen, und einen Augenblick danach erkannte ſie einen Schatten, der ſich hinter den herabgelaſſenen Rollvorhängen heftig hin und her bewegte. Dann erinnerte ſie ſich deſſen, was ihre Schwägerin ihr von jenen ſchrecklichen Schlafloſigkeiten geſagt hatte, die ihre Augen oft bis zur Morgendämmerung offen hielten, und von den Leiden in jenen langen Nächten, die völlig ohne Ruhe verfloſſen. Offenbar befand ſich Seraphine in dieſem Augenblicke in einem jener peinlichen Anfälle. Die junge Frau nahm einen kleinen Handleuchter, öffnete wieder die Thüren, und ohne Geräuſch durch die Gallerie ſchreitend, welche ihre Wohnung von jener des Fräuleins von Clavières trennte, trat ſie in den vor dem Schlafzimmer befindlichen Salon. Doch hier blieb ſie, von Furcht ergriffen, ſtehen; Schluchzen, erſtickte Ausrufe, ertönten hinter dem ſammetnen Thürvorhange, welcher die beiden Gemächer ſchied. Felicie ſtellte das Licht in den Hintergrund des Salons, und mit ſchüchternem Schritte ſich nähernd, ſchaute ſie durch den Zwiſchenraum, welchen die beiden leicht halbgeöffneten Flügel des Thürvorhanges bildeten. Bei dem Anblicke deſſen, was in dem Innern dieſes Zimmers vorging, ähnlich jenem einer Königin, verweilte die junge Wittwe regungslos, von Entſetzen erfaßt. Das Fräulein von Clavières war allein; ohne Zweifel hatte ſie ſo eben das Bett verlaſſen, verſteckt unter Spitzen und Seide, das ihr ein eben ſo hartes Lager ſchien, wie das ſchlechte Bett eines Trappiſten. Ihr aufgelöſeter Nachtmantel umflatterte ihre langen und magern Arme; ſie hatte ihr Häubchen von Valenciennes zurückgeworfen, und ihr rauhes Haar fiel wie eine Mähne auf ihre hervorſpringenden Halsmuskeln.

Als Felicie, hinter dem Thürvorhange verborgen ſie zu beobachten wagte, durchſchritt ſie lebhaft ihr Zimmer, und ſtieß, Thränen vergießend, unzuſammenhängende, bald verzweifelte, bald wüthende Worte aus. Die ſtärkſte Seele, das unbarmherzigſte Gemüth, hätten nicht, ohne zu ſchaudern und gerührt zu werden, die Seufzer, die troſtloſen Klagen hören können, welche dieſe erdfahlen Lippen ſtöhnten. Das unglückliche Mädchen trieb ſich lange in ihrem Zimmer umher, unter dumpfen Verwünſchungen mit ausgeſtreckten Händen die Möbel rüttelnd; dann, plötzlich ſich beruhigend, neigte ſie den Kopf, und ließ die erſchlafften Arme den Leib entlang herabſinken. Regungslos und ſtarren Blickes aufrecht ſtehend, ſchien ſie in einen innern Schmerz verfunken, den ſie zu offenbaren nicht mehr die Kraft beſaß. Inmitten dieſes finſtern Brütens, erhob ſie mechaniſch die Augen, und gewahrte in einem vor ihr ſtehenden Spiegel ihr Geſicht. Ihre Züge verzerrten ſich; ſie ſchritt drohend auf ihr Bild zu, und rief mit einem unausſprechlichen Ausdrucke von Zorn und Wuth aus: „Wie haß ich Dich!“

Ihr erhobener Arm wollte den Spiegel zerſchmettern, aber plötzlich blieb ſie ſtehen, und gleitete in einen Armſtuhl. Ein trockener und krampfhafter Huſten ſchien ihre Bruſt zu zerſprengen; in raſcher Bewegung fuhr ſie mit dem Taſchentuche an ihren Mund, und zog es alſogleich von ſchäumendem Blute überſpühlt zurück.

„O!“ murmelte ſie mit heiſerer Stimme, und dieſes zarte von rothen Flecken beſudelte Gewebe betrachtend, „muß ich ſterben!“

Felicie, zitternd und beſtürzt, wagte es nicht, ſich nun zu zeigen; ſie entfernte ſich ohne Geräuſch; aber anſtatt in ihr Zimmer zu gehen, begab ſie ſich zu Carbonnet.

„Ah! mein Gott! was giebt's denn?“ rief die Beſchließerin aus, aus dem Schlafe auffahrend; „wie verwirrt Madame ausſehen! brennt's im Hauſe?“

„Stehen Sie auf, Madame Carbonnet,“ ſagte die junge Frau; „ich fürchte, daß meine Schweſter ſich übel befinde. So eben dünkte es mir, Seufzer gehört zu haben, und dieſes Geräuſch kam aus ihrem Zimmer.“

„Bah! ſie hat vielleicht einen böſen Traum!“ erwiederte Carbonnet aufſtehend.

„Ich beſorge, wir treffen ſie kränker, als Sie meinen," fuhr Felicie fort, mit Thränen in den Augen: „ich habe bereits unglückliche Zeichen an ihr bemerkt."

„Auch ich," ſagte Carbonnet kalt; „aber dieß kann noch lange dauern, wie die Aerzte verſichern."

„Hat ſie dieſelben befragt?" verſetzte die junge Frau erſtaunt.

„Keineswegs," entgegnete Carbonnet; „ich bin auf dieſen Einfall gerathen, um mich zu beruhigen; das Fräulein iſt nur fünf und zwanzig Jahre alt, und wird, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ebenſo lange leben, wie mein armer Gebieter, und ſterben, wie er, ohne es zu vermuthen."

„Gott wolle es!" ſagte Felicie ſeufzend.

„Gleichviel, jedenfalls will ich ſehen, wie ſie ſich befindet," fuhr Carbonnet fort; „damit meine Anweſenheit ihr nicht auffalle, werd' ich ihr ſagen, daß ich ihre Klingel gehört zu haben glaubte. Madame können wieder ruhig in ihr Zimmer gehen; ich bin bereit."

„Ich wag' es nicht, Sie zu meiner Schweſter zu begleiten," antwortete Felicie; „aber ich bitte Sie, meine gute Madame Carbonnet, mir, wenn Sie ſie verlaſſen, Nachricht von ihr zu geben."

„Madame werden nicht lange warten," verſetzte die Beſchließerin fortgehend.

Frau von Clavières kehrte in ihr Zimmer zurück; ſie war kaum ſeit zwei Minuten dort, als ſie in der Wohnung ihrer Schwägerin aus Leibeskräften klingeln hörte. Sie durchſchritt, durch die Gallerie eilend, die Salons, und blieb mit einem Ausrufe des Schreckens auf der Schwelle des Schlafzimmers ſtehen. Seraphine lag ohnmächtig in Carbonnet's Armen; ihr Kopf ſank ſchlaff zurück; ihre Züge waren erdfahl, und ihre halbgeöffneten Wimpern ließen kaum ihre erloſchenen Augen ſehen.

„Sie iſt todt! Sie iſt todt!" rief Carbonnet mit einem ſo tiefen und wahren Ausdrucke von Verzweiflung daß er bis in Feliciens Herz drang. Die edle junge Frau argwöhnte nicht, daß dieſer Schmerz geheime Beweggründe hatte, und ſagte, indem ſie Carbonnet den entſeelten Leib ihrer Gebieterin auf das Bett tragen half: „Verzweifeln Sie nicht, meine gute Dorothea, man ſtirbt nicht ſo geſchwind, es iſt nur eine Ohnmacht."

„Herr, mein Gott! Iſt es möglich, daß mir zweimal das nämliche Unglück begegnet!" murmelte Carbonnet, ohne auf dieſe Tröſtungen zu hören; „die Aerzte haben mich getäuſcht! Sie haben mir das Geld für die Conſultation abgeſtohlen."

In einem Augenblicke waren alle Leute des Hôtels auf den Beinen. Man lief nach einem Arzte. Felicie, neben dem Bette knieend, ſtützte den Kopf ihrer Schwägerin, und benetzte mit kaltem Waſſer ihr entſeeltes Geſicht, während Carbonnet ihr Riechſalz reichte. Dieſe Bemühungen waren Anfangs vergeblich; dieſe lange Ohnmacht glich dem Tode; endlich jedoch athmete Seraphine ſchwach, bewegte die Lippen, und ſchloß ihre halbgeöffneten Wimpern.

„Sie hat eine Bewegung gemacht! Sie lebt! Sie iſt gerettet!“ rief Felicie aus.

„Ja, wenigſtens für den Augenblick,“ murmelte Garbonnet; „jetzt wollen wir uns an Wichtigeres machen!“

Sie winkte einer von Seraphinens Zofen, an deren Bettpfühle Platz zu nehmen, zog die junge Wittwe an das andere Ende des Zimmers, und ſagte zu ihr mit leiſer Stimme und entſchloſſenen Tone: „Wollen Sie mich einen Augenblick anhören, Madame? Es handelt ſich um Ihre Intereſſen, wie um die meinigen.“

„Um was handelt ſich's denn?“ ſagte die junge Frau, welche zu begreifen begann.

„Ich will es Ihnen mit wenigen Worten ſagen,“ erwiederte die Beſchließerin mit kurzer Stimme, „es iſt klar, daß das Fräulein ſehr übel daran iſt. Das iſt wie ein Blitzſtrahl. So ſtarb auch ihr Herr Vater; freilich war er älter. Die Jugend des Fräuleins könnte mich beruhigen, aber ich ſehe wohl, daß ſie ſtirbt, wie er; in wenigen Stunden vielleicht wird ſie todt ſeyn. Wohlan, Sie ſind zu Grunde gerichtet, wenn Sie nicht den Augenblick benützen, wo ſie wieder zum Bewußtſeyn kommen wird, um ſie zu bewegen, ihre letzte Verfügungen zu treffen. Sie glauben mir nicht? Sie fühlen ſich ruhig, weil Sie von Rechtswegen ihre einzige Erbin ſind. Ja, in der That, wenn kein Teſtament vorläge, ein Teſtament, worin Sie gar nicht genannt ſind, und ich eben ſo wenig.“

„Wie wiſſen Sie dieß?“ fragte Felicie.

„Eines Tages, es iſt ſchon lange her, hat ſie mir es geſagt,“ antwortete Carbonnet; „ſie befand ſich damals wohl, und ich erſchrack nicht ſehr darüber, indem ich mir dachte, daß man Alles erlange, wenn man Zeit dazu vor ſich hat. Aber jetzt bleiben uns vielleicht kaum vierundzwanzig Stunden. Was werden Sie thun, Madame?“

„Sie werden es ſehen!“ antwortete Frau von Clavières kalt.

Eine Vernunftheirath.

25.

In Ermangelung der Zeichen von Sympathie und wahrer Zuneigung, fehlt es nicht an Beweiſen eigennütziger Anhänglichkeit in der Umgebung des Reichen, der mit der Krankheit ringt, und auf ſeinem ſeidenen Bette ſtirbt, wie der Arme auf ſeinem elenden Lager. Die Zofen des Fräuleins von Clavières verweilten beſtürzt am Eingange ihres Zimmers, und gaben von Zeit zu Zeit den im Salon des Hôtels verſammelten Leuten Nachrichten, wo ſie eine Art von Parodie des berühmten Wortes erwarteten: „Madame ſtirbt! Madame iſt todt!“ In der That wurde dieſe Scene minder traurig, je weiter man vom Zimmer der Kranken ſich entfernte; im Salon hatte Jedermann ein troſtloſes Ausſehen; im Vorzimmer war man nur traurig; an der Treppe unten ſprach man ganz natürlich, und im Hofe des Hôtels lachte man. Während des Reſtes der Nacht blieb das Fräulein von Clavières in eine völlige Vernichtung aller ihrer Fähigkeiten verſunken. In jedem Augenblicke badeten Blutergüſſe ihre erdfahlen Lippen. Ihre Seele, auf den Grenzen irrend, welche in der menſchlichen Organiſation das Leben und den Tod ſcheiden, ſchien nur auf dem ſchwachen Athem zu haften, den ihre Bruſt noch aushauchte.

Felicie, über die Kranke geneigt, beobachtete mit Angſt dieſes Geſicht, welches der Tod mit ſeinem eiſigen Finger zögernd zu berühren ſchien. Auf der andern Seite des Bettes erwartete der Arzt, aufmerkſam und unempfindſam, die Wirkung ſeiner Vorſchriften. Endlich ſeufzte das Fräulein von Clavières, öffnete wieder die Augen, und ſchaute mit einem Ausdrucke düſteren Erſtaunens um ſich. Den Arzt an der einen Seite des Bettes, und an der andern Felicien blaß und beſtürzt gewahrend, ſagte ſie mit kaum vernehmlicher Stimme: „Bin ich ſehr krank?“ „Nein, meine Schweſter,“ antwortete Frau von Clavières, „nein, dem Himmel ſey's gedankt! Aber es iſt eine Kriſis bei Ihnen eingetreten, und Sie müſſen ſich ſehr ſchwach fühlen.“

„Ich leide nicht,“ murmelte Seraphine, indem ſie verſuchte, ſich zu erheben. Aber ſie ſank faſt entſeelt auf den Pfühl zurück. Dann ergriff der Arzt die ſchlaffe und eiskalte Hand, welche ſich auf die abgenähte Spitzendecke hinſtreckte, und neigte ſich über die Kranke, um jene Art von Röcheln zu hören, das ihre Bruſt hob. Eine Viertelſtunde lang herrſchte eine traurige Stille; dann legte der Arzt Seraphinens Hand wieder auf die Decke, und entfernte ſich, um ſeine Recepte zu ſchreiben. Die junge Wittwe folgte ihm in das an das Schlafzimmer ſtoſſende Cabinet.

„Wohlan, mein Herr?“ ſagte ſie, in Thränen ſchwimmend.

„Es iſt keine Hoffnung, ſie zu retten,“ antwortete der Arzt; „ſie iſt von einer organiſchen Herzkrankheit befallen, zu der ſich plötzlich ein heftiges Bruſtübel geſellt hat; die Wiſſenſchaft beſitzt keine Geheimniſſe, um ſolche Zerſtörungsurſachen zu bekämpfen; Alles, was ſie thun kann, beſchränkt ſich darauf, ihre Fortſchritte zu hemmen. Das Fräulein von Clavières kann noch einige Tage leben.“

Bei dieſem ſchrecklichen Ausſpruche fühlte die junge Frau von Entſetzen und Mitleiden ergriffen, ihren Muth ſinken; der Gedanke, daß ſie allein dieſem langen Todeskampfe anwohnen ſollte, erfüllte ihre Seele mit Furcht. In dieſer peinlichen Lage dachte ſie an den Freund, der ihr ſchon ſo viele Beweiſe ſeiner Ergebenheit bethätiget hatte, und die Feder ergreifend ſchrieb ſie an Herrn von Ramſay: „Mein guter Doctor, Seraphine iſt ſehr krank, „kommen Sie. Ach! Ihre Bemühungen könnten ſie „vielleicht retten! Ich hoffe nur noch von Ihrem Wiſſen; „es hat ſchon Wunder gewirkt. Mein beſter Freund, ich „erwarte Sie mit einem letzten Schimmer von Hoffnung!“

Die junge Frau fühlte ſich ruhiger, als ſie dieſen kleinen Brief auf die Poſt hatte tragen laſſen. Es war im äußerſten Falle möglich, daß Herr von Ramſay in acht Tagen ankam. Sie kehrte zur Kranken zurück, die ihre Abweſenheit nicht bemerkt hatte, und deren gebrochener Blick unter dem Einfluſſe eines inneren Wahnſinnes ſich zu beleben begann.

„Sie erholt ſich,“ flüſterte Carbonnet Felicien in's Ohr; „ſehen Sie, ſie iſt nicht mehr ſo bleich. Wenn ſie wieder zum Bewußtſeyn käme, könnte man verſuchen, von ihren Angelegenheiten mit ihr zu ſprechen.“

„Kein Wort mehr, Madame Carbonnet,“ unterbrach ſie Frau von Clavières ſtrenge; „was auch geſchehen möge, meine Schweſter ſoll in ihren letzten Augenblicken nicht durch eigennützige Verleitungen gequält werden.“

„Aber Sie ſind enterbt, Madame!“ erwiederte Carbonnet, bis zur Erbitterung aufgebracht, und alles Maß verlierend; „es macht Ihnen alſo ein Vergnügen, zweimal Ihren Ruin ſelbſt zu begründen! Bedenken Sie, daß es ſich um zweimalhunderttauſend Livres Renten handelt! Und wenn dieſes Vermögen Ihnen entgeht, wer weiß, in welche Hände es fällt! wer weiß, wer der Univerſalerbe des Fräuleins iſt! Ich erkläre Ihnen, daß ich ihn nicht kenne. Gewiß iſt's, daß weder Sie es ſind, noch ich. Eine einzige Perſon iſt in dieſem unglücklichen Teſtamente genannt, von dem Fräulein eigenhändig geſchrieben; ſie ſelbſt hat es mir geſagt.

Ich täuſche Sie nicht. Sie wiſſen nun, wie die Sachen ſtehen. Nun, werden Sie mich handeln laſſen?“

„Nein!“ antwortete Felicie, zum Pfühle der Kranken zurückkehrend.

„Wie werden es ſchon ſehen!“ murmelte Carbonnet zähneknirſchend, und ſich bei Seite ziehend, wie um zu erſpähen, ob Seraphine noch einen lichten Augenblick habe.

Gegen die Mitte des Tages erwachte die Kranke aus jener Art von Schlaftrunkenheit, in welche ſie verſunken war; ihr Blick war funkelnd, und flüchtige Röthen ſtiegen in ihre Wangen, wie die Aufloderungen einer innerlichen Flamme, welche ſie verzehrte. Sie erhob ſich, bewegte ihre Hände hin und her, wie um eine Geſtalt zu faſſen, die vor ihren Augen ſchwebte, und murmelte mit einer heiſeren, abgebrochenen Stimme: „Herr von Ramſay! Man hat ihm alſo geſagt, daß ich ihn zu ſehen wünſchte! Iſt er mit Felicien zurückgekommen! Ich wußte es nicht, man hatte es mir verhehlt.“

„Sie fängt an, irre zu reden!“ murmelte Carbonnet: „Gott des Himmels! Wer weiß, was ſie jetzt ſagen wird!“

„Meine Schweſter,“ ſagte Felicie ſanft, ſich gegen die Kranke neigend, „Sie möchten unſern Freund wiederſehen; wohlan! ich bin Ihrem Wunſche zuvorgekommen; ich habe an Herrn von Ramſay geſchrieben; er wird bald hier ſeyn.“

Seraphine verſtand ſie nicht; der einzige Name des Herrn von Ramſay war ihr aufgefallen.

„Ich hab' ihn ſchon lange nicht mehr geſehen!“ fuhr ſie mit klagender Stimme fort! „Er ſchreibt mir niemals! Ob er ſich auch nur erinnert, daß ich exiſtire! In Flambiers hat er doch von mir ſprechen müſſen!“

„In dieſem Augenblicke iſt Herr von Ramſay ihre fixe Idee,“ ſagte Felicie traurig; „welche Unordnung in ihrem Geiſte! Als ſie bei Vernunft war, ſprach ſie nie von unſerm Freunde, ſie dachte nie an ihn“

Plötzlich wechſelte das Irrereden der Kranken den Gegenſtand; die Faſeleien des Fiebers ließen gräßliche Geſichter an ihr vorüberziehen, und ſie rief mit einer erſchreckenden Heftigkeit aus: „O! o! Ungeheuer in Ballkleidern! Warum hat man alle dieſe Frauen nicht in der Wiege erſtickt! ihr Geſicht iſt ein Gegenſtand des Schreckens und des Gelächters, man wendet bei ihrem Anblicke das Antlitz ab, man fühlt Furcht, daß ſie doch ſtürben! dann brauchten ſie Niemand zu beneiden, ei! ei! alle Todtenköpfe gleichen ſich!“

Dann, als ihre Phantaſie ihr jenen Ball vorgaukelte, durch deſſen fröhliche Quadrillen ſie kürzlich ſchritt, fügte ſie bei: „Es giebt ſchöne Frauen; man bewundert ſie, man liebt ſie; ihre Gegenwart ergötzt alle Augen. Wie haß' ich ſie!“

„Sie iſt ganz von Sinnen!“ murmelte Carbonnet; „ſie ſagt ganz laut, was ſie ſich denkt!“

Ungefähr eine Stunde nach dieſem düſteren Irrereden, trat die Gegenwirkung ein, und Seraphine verſank in tieſe Niedergeſchlagenheit. Die berühmteſten Aerzte von Paris, eiligſt zur Conſultation berufen, beſtätigten die traurige Vorherſagung ihres Collegen.

Inzwiſchen erſchien Herr von Alteſaye im Hôtel Clavières. Es war am Tage vorher verabredet worden, daß man gegen vier Uhr einen Spaziergang in den Wald machen wollte, und der gewöhnliche Stallmeiſter Seraphinens trat beſpornt und mit der Reitpeitſche in der Hand in den Salon; obwohl er den erſchreckenden Berichten keinen völligen Glauben beimaß, die ihm die Bedienten um die Wette gemacht hatten, empfand er doch eine gewiſſe Unruhe, und erkundigte ſich ſelbſt an der Thüre des Fräuleins von Clavières. Carbonnet, die ihn verabſcheute, weil das ſchlechte Subjekt, das ſie geheirathet hatte, in ſeinem Dienſte geweſen war, kam ihm mit einer ganz verweinten Miene entgegen.

„Der Herr wiſſen die ſchreckliche Nachricht," ſagte ſie leiſe; „das Fräulein iſt zum Sterben!"

„Iſt's möglich!" rief Gaſton von Alteſaye mit einer nicht durchaus erkünſtelten Beſtürzung; „ich will ſie ſehen!"

„Der Herr ſehen ein, daß ich es nicht auf mich nehmen kann, Sie einzuführen," erwiederte Carbonnet, ihm den Weg vertretend.

„Erholen Sie die Befehle Ihrer Gebieterin," ſagte der Herr von Alteſaye ſtolz; „ich warte."

„Das Fräulein iſt außer Stand, mich zu hören."

„Sie iſt nicht todt, und befiehlt noch hier. Ich nehme Alles auf mich," verſetzte Herr von Altefaye, und hochmüthig an Carbonnet vorüberſchreitend, trat er in das Zimmer.

„Mein Herr, wiſſen Sie nicht, was hier vorgeht? Ach! was wollen Sie hier machen?" ſagte Felicie, ihm mit einer ebenſo bittenden als unwilligen Miene entgegengehend.

„Madame;" antwortete Gaſton keck, „meine Anhänglichkeit an das Fräulein von Clavières, und die von ihr mir bethätigten Gefühle, geben mir das Recht, in dieſer ſchmerzlichen Lage bei ihr zu ſeyn; ich verlaſſe ſie nicht mehr."

Bei dieſen Worten ging er zum Bette, und ſagte, ſich zu Seraphinen bückend: „Meine liebe Freundin, können Sie mich hören?"

„O! mein Herr," murmelte Felicie hinter ihm, „welche Comödie ſpielen Sie im Angeſichte des Todes! Was hoffen Sie? Was wollen Sie? Eine Heirath in extremis!"

Er ſetzte ſich an das Bett, ohne zu antworten, den Kopf mit einer Miene tiefer Beſtürzung neigend, und wirklich war ſein Schmerz aufrichtig; denn er ſah an ſeiner Seite die reichſte Beute ihm entſchlüpfen, auf die er es jemals angelegt hatte. Vielleicht brütete er in dieſem ſchrecklichen Augenblicke noch irgend einen niederträchtigen Plan; vielleicht war ihm in der That der Gedanke an eine Heirath in extremis aufgeſtiegen, und hoffte er, noch Zeit zu finden, dem Fräulein von Clavières dieſen letzten Beweis der Liebe zu entreiſſen, die er ihr eingeflößt zu haben wähnte. Ein trauriges Schweigen herrſchte im Zimmer; Seraphine, mit etwas erhobenem Kopfe, geſchloſſenen Augen, und über die Decke gebreiteten Händen, glich einem ſchon des Lebens beraubten Körper, ſo vollſtändig war ihre Unbeweglichkeit. Aber plötzlich ſchlug ſie wieder die Augen auf, und warf einen noch lebenskräftigen und hellen Blick um ſich. Bei dem Anblicke des Herrn von Altefave, der eine raſche Geberde machte, wie wenn er vor dem Bettpfühle auf die Knie ſtürzen wollte, wendete ſie ſich zur jungen Frau an ihrer Seite, und ſagte zu ihr mit leiſer Stimme: „Er langweilt mich, bringen Sie ihn weg.“

Felicie, betäubt, lud Herrn von Altefave durch eine Geberde ein, ihr zu folgen, und ging einen Augenblick hinaus, um ihn zu verabſchieden. Dann näherte ſich Carbonnet, die in einem Winkel ſpähte, unerſchrocken dem Fräulein von Clavières, und über ſie ſich neigend, ſagte ſie zu ihr leiſe, aber vernehmlich: „Mein Fräulein, es iſt nicht mehr an der Zeit, Ihnen die Wahrheit zu verhehlen. Mein Gewiſſen befiehlt mir, Sie über Ihren Zuſtand aufzuklären, Sie haben chriſtlich gelebt, man muß auch ſo ſterben. Denken Sie an Gott und an diejenigen, die Ihnen gut gedient haben, meine liebe Gebieterin!“

Seraphine heftete auf jene, die ſo zu ihr geſprochen, einen Blick ganz außer ſich vor Erſtaunen und Schrecken; ſie hatte die Annäherung des Todes empfunden, ohne ſie zu verſtehen. Ungeachtet ihrer Fühlloſigkeit und der Verwegenheit ihres Characters, erbebte Carbonnet vor dieſem Blicke; zitternd erhob ſie ſich, und ging wieder an ihren Platz. Die junge Wittwe kam zurück.

Die Sterbende wendete dann ihre düſtern und verwirrten Augen gegen Frau von Clavières; ein einziger Gedanke beſchäftigte ſie, ein einziges Gefühl lebte noch in ihrer Seele, nämlich die Erinnerung an Herrn von Ramſay, und die Qualen einer wilden Eiferſucht. Sie fragte ſich, wie ſie auf immer dieſe beiden Weſen trennen könnte, zwiſchen denen vielleicht kein anderes Hinderniß beſtand, als der heimliche Einfluß, den ſie auf eines von Beiden ausgeübt hatte. Sie konnte noch die Mittel berechnen, Felicien für immer der Liebe, den Hoffnungen des Herrn von Ramſay zu entziehen, und plötzlich einen äuſſerſten Entſchluß faſſend, ſagte ſie zur jungen Wittwe: „Meine Schweſter, laſſen Sie Alle hinausgehen.“

Dieſe Worte durchzuckten alle Anweſenden wie ein electriſcher Schlag; jeder ſah ein, daß der Augenblick der letzten Verfügungen gekommen ſey, und Carbonnet, der Freigebigkeit ihrer Gebieterin gewiß, dachte ſich heimlich, indem ſie ihre Thränen zu trocknen ſich ſtellte: „Endlich werden wir den Notar kommen ſehen!“

Als die beiden Schwägerinnen allein waren, erhob ſich Seraphine von ſelbſt, und alle ihre Kräfte zuſammenraffend, ſagte ſie zu der jungen Frau mit einer feierlichen Stimme: „Meine Schweſter, ich bin ſehr krank, ich fühle, daß ich ſterben werde. Seit langer Zeit hatte ich einen Plan, geben Sie mir die Zufriedenſtellung, ihn in meinen letzten Augenblicken zu genehmigen. Ich habe einen Mann für Sie gewählt, meine liebe Felicie.“

„Was verlangen Sie, meine Schweſter?“ rief die junge Frau ganz außer ſich.

„Daß Sie Ihre Hand einem Manne reichen, der Ihrer würdig iſt,“ antwortete Seraphine, „daß Sie Beide vor mir die feierliche Verpflichtung übernehmen, einander anzugehören.“

„Aber kann dieſer Mann meine Hand annehmen?“ ſtammelte Felicie, von Schrecken ergriffen. „Würde ich ſeiner Liebe gewiß ſeyn? Und würde dieſe Ehe ſein Glück und das meinige begründen?“

„Ja,“ entgegnete das Fräulein von Clavières mit Energie; „ja; denn der Graf Lucian von Froideſaigues liebt Sie, ich weiß es.“

„Der Graf Lucian!“ rief Felicie aus, ihr von Thränen des Erſtaunens und der Freude benetztes Antlitz im Pfühle verbergend, „er iſt's! Wohlan, meine Schweſter, verfügen Sie über mich; aber möge es nicht im Angeſichte eines Unglückes ſeyn, das nie ſich ereignen wird! Sie werden leben!“

„Ich habe Ihr Wort ſchon,“ entgegnete Seraphine mit erloſchener Stimme; „dieß genügt. Laſſen Sie den Herrn Grafen von Albys und ſeinen Neffen rufen.

Aber zuvor, meine Schweſter, öffnen Sie den Rollſchrank, der zu den Füſſen meines Bettes ſteht, und nehmen Sie ein in der erſten Schublade befindliches Papier; der Schlüſſel iſt in meinem Meßbuche verborgen."

Felicie nahm einen kleinen ſilbernen Schlüſſel, öffnete den Schrank, und brachte ihrer Schwägerin einen vierfach zuſammengelegten Bogen Papier.

„Das iſt mein Teſtament," ſagte Seraphine.

Und mit ihrer ſterbenden Hand zerriß ſie es in tauſend Stücke; dann fügte ſie mit erloſchener Stimme bei: „Nun gehört mein ganzes Vermögen Ihnen; denn Sie ſind von Rechtswegen meine einzige Erbin."

„O! meine Schweſter, Gott wird Sie retten! Sie werden leben!" rief Felicie aus, ihre gefalteten Hände zum Himmel erhebend.

„Ich werde ſchwach," fuhr die Kranke fort. „Meine Ideen verwirren ſich. Laſſen Sie den Grafen Lucian kommen, meine Schweſter. Zögern Sie nicht mehr, glauben Sie mir; man kann glücklich werden, wenn man eine Vernunftheirath ſchließt."

„Verfügen Sie über mich," murmelte Frau von Clavières, Seraphinens gegen ſie ausgeſtreckte Hand an ihr Herz drückend.

Eine Viertelſtunde ſpäter ereignete ſich eine rührende und traurige Scene in dieſem Sterbezimmer.

Seraphine, in ihrem Bette mehr ſitzend als liegend, hielt in ihren ſchon eiskalten Händen die Hand der Frau von Clavières. Der Graf von Albys, am Bettpfühle ſitzend, weinte wie ein altes Kind, das er war, und Herr von Froideſaigues, der jungen Wittwe gegenüber ſtehend, heftete auf ſie einen glücklichen und traurigen Blick.

„Meine Schweſter," ſagte Seraphine mit Anſtrengung, „der Herr Graf von Albys hatte uns ſchon die Ehre erwieſen, an dieſe Heirath zu denken, und ſie mir für Sie vorgeſchlagen. Damals glaubte ich, ſie ablehnen zu müſſen. Heute iſt es mein letzter Wunſch, daß ſie vollzogen werde. Willigen Sie ein?"

Frau von Clavières konnte nur durch ein Zeichen antworten; die Thränen erſtickten ihre Stimme.

„Herr Graf von Froideſaigues, geben Sie mir Ihre Hand," fuhr Seraphine fort, und fügte auf ihrem Sterbelager dieſe beiden zitternden Hände ineinander; dann murmelte ſie, ſtarren Blickes, wie wenn ſie mit dem Gedanken einem unſichtbaren Bilde folgte: „Niemals! Niemals!"

Die Verlobten ſprachen nicht miteinander, und bald entfernten ſich Herr von Albys und ſein Neffe. Die Kranke war erſchöpft, aber ſie beſaß noch die ganze Fülle ihrer moraliſchen Fähigkeiten.

„Meine Schweſter," ſagte ſie, „daß Niemand hier eintrete, kein Geräuſch um mich her, ich fühle ein unausſprechliches Wohlſeyn. Es dünkt mir, daß ich einſchlafen werde."

Frau von Clavières verbot, daß man ohne ihren Befehl über die Schwelle der Thüre trete; dann kehrte ſie zurück, um ſich an den Pfühl des Bettes zu ſetzen. Es war nun etwa neun Uhr Abends. Die Perſonen, welche gewöhnlich das Hôtel Clavières beſuchten, begannen zu kommen; man entließ ſie, indem man ſie von der traurigen Nachricht in Kenntniß ſetzte. In Zwiſchenräumen von je einer halben Stunde kam eine Anfrage aus dem Hôtel Albys nach dem Befinden der Kranken. Carbonnet, vor der Zimmerthüre ſitzend, lauſchte mehr, als daß ſie auf Feliciens Befehle horchte. Sie begriff nichts von dem, was vorgegangen war, und eben ſo wenig die Urſache, warum der Graf Albys und der Graf von Froideſaigues ſtatt des Notars waren herbeſchieden worden. Ueber dieſes Geheimniß beſtürzt, wüthend, murmelte ſie, die Augen zum Himmel aufſchlagend, mit einer verzweifelten Geberde. „Aus iſt's, ſie wird ſterben, ohne ihr Teſtament geändert zu haben; ich werde mit leeren Händen aus dieſem Hauſe abziehen; Welche Abſcheulichkeit! Welche Undankbarkeit! Wie ſchauderhaft!"

Niemand im Hôtel Clavières legte ſich zu Bette. Seraphine war von ihren Leuten nicht geliebt; man war nicht traurig, aber gerührt, wie in der Erwartung aller wichtigen Ereigniſſe. Der Arzt und Felicie wachten an dem Bette der Kranken; ſie war ſehr entkräftet, jedoch ruhig, und die junge Frau hegte einen Augenblick Hoffnung. Aber bald triumphirte das Zerſtörungsprincip über Jugend und Leben; der Todeskampf begann: ein ſchrecklicher Kampf, wo die Seele und der

Leib ſich weigern, ſich zu trennen! So verfloß die ganze Nacht. Gegen den Morgen ſtarb das Fräulein von Clavières.

Der Teſtamentsexecutor.

26.

Als das Fräulein von Clavières den letzten Athemzug gethan hatte, kniete Felicie vor das Bett hin, küßte fromm die Hand der Todten, und entfernte ſich weinend.

Alſogleich eilten Carbonnet und die andern Zofen in das Zimmer, und betrachteten die traurigen Ueberreſte derjenigen, die ihre Gebieterin geweſen. Der anbrechende Tag warf einen Roſenſchimmer auf das Todbett, und die erſten Strahlen der Morgendämmerung, durch die Vorhänge dringend, verklärten mit einem reinen Lichte jene Augen, die niemals wieder des Himmels heiterem Glanze ſich öffnen ſollten. Der Tod hatte Seraphinens Geſichte einen ruhigen Ausdruck verliehen, der ihre Züge minder gräßlich machte. Eine von ihren Zofen, über dieſe Veränderung beſtürzt, rief aus: „Das iſt erſtaunlich! Sie iſt nicht mehr ſo häßlich!"

Man ſprach laut, man öffnete die Möbel, man ordnete das Zimmer um jene unbekümmert, die, am Tage vorher, Jedermann mit einem Blicke zittern machte; Niemand fürchtete ſie mehr. Niemand bedauerte ſie. Nur ihr kleiner Hund Cupido, ſchaute ſie an, traurig zu des

Bettes Füſſen liegend, und ließ von Zeit zu Zeit ein Wehgeheul vernehmen.

„Seht, dieſes häßliche Thier beweint das Fräulein!" ſagte Carbonnet, es mit dem Fuſſe ſtoſſend.

Die Beſchließerin war bis zur Erbitterung aufgebracht, und ihre getäuſchte Habſucht flößte ihr einen unverſöhnlichen Unwillen gegen Felicien ein.

„Ich habe ſie gewarnt," ſagte ſie; „ich habe ihr geſagt, daß ein Teſtament vorhanden ſey, das uns Alle ruinirte. Es iſt nicht meine Schuld, wenn wir beraubt ſind. Nur etwas tröſtet mich, nämlich: daß ſie enterbt iſt. Morgen wird der Erbe bekannt ſeyn, und ſie aus dem Hôtel jagen. Ei! ei! wir werden Alle miteinander abziehen!

Man begann, die Todte auf ihrem Bette zu ordnen; dann ließ eine der Zofen, die Decken lüftend, Papierſtückchen fliegen, welche zerſtreut auf den Teppich fielen. Bei dem Anblicke derſelben wurde Carbonnet blaß.

„O Himmel!" rief ſie aus, von einem plötzlichen Gedanken durchzuckt, „dieſe Papierſtückchen auf des Fräuleins Bette! — Großer Gott! ſie hat ihr Teſtament zerriſſen!"

Alſo ſprechend, kniete ſie ſich auf den Teppich, und ſammelte gierig alle vorhandenen Theilchen; zum Unglücke für ſie war ein Theil dieſer Fragmente ſchon weggeworfen worden. Hierauf ſetzte ſie ſich, unbekümmert um das, was um ſie her geſchah, und um die beginnenden, zum Leichenbegängniſſe gehörigen Vorbereitungen, an einen Tiſch, und ſuchte die Papierſtückchen wieder aneinander zu fügen. Je weiter ſie mit dieſer Art von Moſaik kam, rötheten der Aerger, die Unruhe, der Zorn ihr Geſicht, und Schweißtropfen rannen von ihrer Stirne. Es gab einen Augenblick, wo ſie, einen verſtörten Blick auf das Bruchſtück werfend, deſſen Zuſammenſetzung ihr gelungen, ausrief: „Ich war genannt!“ Endlich, mit convulſiviſcher Geduld dieſen ängſtlichen Verſuch fortſetzend, brachte ſie die Ziffer heraus. Dann ſanken ihre Arme vor Erſtaunen und Betäubung herab; ſie lehnte ſich zurück, wie Eine, die in Ohnmacht fällt, und rief verzweiflungsvoll aus: „Es waren mir eben ſo viele Tauſendfranks Banknoten vermacht, als ich Dienſtjahre zähle! zweiunddreißigtauſend Franks!“ Dann, gegen die Todte gewendet, welche man eben in's Leichentuch gehüllt hatte, fügte ſie bei: „Oh, das boshafte Mädchen! Sie hatte gelogen! — Deßwegen, damit ich ihren Tod nicht wünſche, hatte ſie mich getäuſcht!“

Frau von Clavières, in ihre Wohnung eingeſchloſſen, empfing Niemand. Sie befand ſich in einer Stimmung, welche die Anweſenheit von Gleichgültigen unerträglich macht, worin man aber die Abweſenheit ſeiner Freunde lebhaft fühlt. Das Gemüth noch voll Erſtaunen und Schmerz, die Einbildungskraft mit Beſorgniſſen beſchäftiget, hinter denen jedoch zärtliche und innige Hoffnungen auftauchten, ſchrieb ſie der Madame

Dalange dieſes traurige Ereigniß, und meldete ihr die Verpflichtung, zu deren Uebernahme ſie vom Fräulein von Clavières auf deren Todbette bewogen worden; ſie endigte mit der Bitte an ihre Großmutter, auf eine Zeitlang ihre Einſamkeit zu Flambiers zu verlaſſen, und ſie in Paris zu beſuchen. Obwohl ſie Herrn von Ramſay erwartete, ſchrieb ſie ihm doch auch, aber mit Verſchweigungen; ſie eröffnete ihm nur den unvermutheten und zu ſchnell eingetretenen Tod Seraphinens.

Zwei Tage ſpäter bewegte ſich ein Zug mit königlicher Pracht durch die Straſſe der Vorſtadt Saint-Honoré, und am Boulevard hinauf, um ſich nach dem Kirchhofe Père-Lachaise zu begeben. Fünfzig weißgekleidete junge Mädchen umgaben den mit Draperien von Silberſtoffen bedeckten, und mit den Wappenſchildern des Hauſes Clavières geſchmückten Leichenwagen. Auf den mit weißem Sammet umhüllten Sarg hatte man den Strauß und die Krone von Orangenblüthen unter einem Trauerkreppe geſtellt. Hundert meiſtens leere Trauerwagen folgten, und nur zwei Perſonen gingen mit entblößtem Kopfe hinter dem Sarge. Dieß waren der Graf von Albys und Lucian von Froidefaigues. Die Vorübergehenden blieben ſtehen, um dieſen prächtigen Zug vorbeikommen zu ſehen, und unter der Menge murmelte man bei dem Anblicke der Orangenblüthen unter dem ſchwarzen Kreppe: „Das iſt ein junges Mädchen. Sie wollte ſich vielleicht vermählen!

Armes Kind! Gott hat ſie bald von dieſer Welt genommen!“

Dieß war das Erſtemal, daß Seraphine Zeichen von Sympathie und Intereſſe erregte; dazu bedurfte es, daß die Unglückliche im Sarge lag. Während der Zug über die Boulevards ſich bewegte, ſtrich Gaſton von Altefaxe, welcher, ungeachtet ſeiner Keckheit, nicht dabei zu erſcheinen gewagt, in der Paſſage de l'Opéra umher, ſeine Cigarre ſchmauchend. Im Augenblicke, da der Wagen vorüberfuhr, ſtand er am Eingange der Gallerie, und ſtreckte den Kopf vor.

„Parbleu! da biſt Du!“ ſagte Jemand hinter ihm, auf die Schulter ihm klopfend; „Du ſchaueſt Deine Verlobte vorbeiziehen!“

Dieß war der Unbeſonnene, der einmal Gaſton von den über ihn gemachten Aeußerungen in Kenntniß geſetzt hatte.

„Du biſt's, Rudolph! Guten Morgen,“ erwiederte Herr von Altefave nachläßig; „es iſt wahr, ich ergötze mich an dem Anblicke dieſer Ceremonie; das iſt ſehr ſchön! — Dieſe Ehrenbezeugungen koſten wohl fünfundzwanzigtauſend Franks! ein wenig mehr, als der Ball, den dieſe liebenswürdige Perſon uns neulich gegeben hat.“

„Dießmal, da das Feſt nicht ſo luſtig iſt, ſind die Eingeladenen ausgeblieben,“ verſetzte Rudolph. „Sieh, der venetianiſche Nobile und der achtungswerthe Voltigeur Ludwigs XIV. ſind denn doch da!“

„Mein alter Podagraonkel und mein tugendhafter Vetter!“ rief Gaſton aus, große Augen machend, „was bedeutet dieß! Ich war wenig darauf gefaßt, ſie da zu ſehen!“

„Mein lieber Gaſton,“ fuhr der Andere mit plump-ſcherzendem Tone fort; „dieſes Ereigniß iſt bezeichnend; es ſteht geſchrieben, daß Dein Vetter Lucian überall an Ort und Stelle ſtatt Deiner ſich feſtſetzen wird; er wird das ganze Vermögen Deines Onkels bekommen, und die liebenswürdige Wittwe heirathen, die Erbin des Fräuleins von Clavières, wie man ſagt.“

„Nein, Tod und Teufel, das wird nicht geſchehen!“ rief Herr von Altefave aus, über dieſe Zuflüſterung beſtürzt, die ihm alſogleich zur entſchiedenen Wahrheit wurde. „Du kennſt mich, Rudolph? Wohlan, ich ſchwöre Dir, daß ſo lang' ich lebe, Frau von Clavières Lucian von Froideſaigues nicht heirathen wird!“

„Ei, ei! wie wirſt Du es anſtellen, ſie daran zu hindern, wenn es beliebt?“ erwiederte Rudolph; „willſt Du ſelbſt in die Schranken treten? Deine Galanterie und Liebe würden fruchtlos aufgeboten. Wiſſe, mein Lieber, daß in der nämlichen Ballnacht, wo Deine Liebe zum Fräulein von Clavières ſo unerwartet zum Ausbruche kam, der Graf Lucian ſeinerſeits der jungen Wittwe ſeine Zärtlichkeit im Stillen bethätigte; er hatte ſie ganz ſachte in den Garten geführt, wo ich ſie in einem charmanten Tête-à-Tête gewahrte, welches zu unterbrechen ich mich wohl hütete. Du ſiehſt, mein

Lieber, daß es für Dich keine Ausſicht des Gelingens mehr giebt!"

„Wir wollen ſehen!" murmelte Herr von Alteſaye.

„Welche Anmaßung!" ſagte Rudolph, die Achſeln zuckend; „höre, glaube mir, nimm alle Deine Einſätze zurück; Du biſt voll Unglück; es iſt Dir nicht einmal gelungen, die häßlichſte Frau in Paris zu verführen, und, mein Ehrenwort! ſie iſt geſtorben, ohne Dir etwas Anderes gegeben zu haben, als Hoffnungen."

„O, hätte ſie nur vierzehn Tage länger gelebt!" rief Gaſton wüthend aus; „ich hätte ſie ſchon gezwungen, ſie zu erfüllen."

Und als Rudolph ihn mit erſtaunter Miene anſchaute, fügte er bei: „Ich begann einzuſehen, daß ſie ihr Spiel mit mir trieb. Nach Verlauf von ſechs Wochen anhaltender Bewerbung, gab ſie mir ihre Hand zu küſſen. Dieß war eine koſtbare Gunſt, ohne Zweifel; aber, gutwillig oder mit Gewalt, war ich entſchloſſen, mehr zu erlangen!"

„Mein Lieber," entgegnete Rudolph mit Ueberzeugung, „Deine Feinde ſagen mit Recht, daß Du Alles fähig ſeyſt."

Am Abende des nämlichen Tages erſchien Herr von Albys allein im Hôtel Clavières. Der gute alte Mann, ungeachtet ſeiner Ueberſpanntheiten und ſeiner oft bizarren Ideen, beſaß erhabene Gefühle, und eine Würde des Charakters, die er in wichtigen Gelegenheiten ſtets bewährte. Der Sprößling des edlen Stammes der Albys war in Edelmuth und Zartgefühl nicht entartet, und er kam nun, bei der jungen Wittwe einen Schritt zu thun, der ſeine vorſichtige Loyalität bewies.

Felicie, ſchon in Trauerkleidern, empfing ihn in jenem großen Salon, worin er ihr noch vor Kurzem den Hof gemacht hatte, ohne daß ſie es geahnet; ſie war traurig und freudeſtrahlend zugleich; man hätte ſie eine Blume nennen mögen, die, lange vom Sturme gepeitſcht, ihren thränenfeuchten Stengel wieder erhebt, und ihren Kelch den funkelnden Küſſen der Sonne von Neuem aufſchließt.

Der Graf von Albys küßte die Hand, die ſie ihm reichte, und ſagte, indem er Platz nahm: „Mein Neffe hätte ſich glücklich gefühlt, mich zu begleiten; aber, Madame, bevor er kommt, um Ihnen ſeine Ehrfurcht zu bezeigen, muß ich in ſeinem und in meinem Namen Sie über eine Lage beruhigen, die, Ihnen Verlegenheit bereitend, vielleicht peinlich ſcheinen möchte. Sie haben in die Hände einer Sterbenden ein feierliches Verſprechen abgelegt; die dringenden Bitten des Fräuleins von Clavières haben vielleicht Ihren Willen bewältiget ... Allein, Madame, Lucian will Sie nur von Ihnen ſelbſt erhalten ... und obgleich er auf dieſe Verbindung alle ſeine Glückshoffnungen ſetzt, wird er darauf verzichten, wenn Ihr Herz nicht dazu einwilliget. Erklären Sie ſich ohne Furcht, ohne Schwanken... Ich bin Lucians Onkel; aber bin ich nicht auch Ihr alter Freund?“

Die junge Frau hatte dieſe Worte mit einem ſchwachen Lächeln und die Augen niederſchlagend angehört;

als Herr von Albys ſchwieg, erhob ſie ihren ruhigen Blick zu ihm, und antwortete einfach: „Herr Graf, ich werde glücklich ſeyn, dem letzten Willen meiner Schweſter zu gehorchen.“

„Meine liebe Nichte, meine liebe Tochter!“ rief der Greis gerührt aus, „reichen Sie mir noch einmal Ihre ſchöne Hand zum Zeichen des Verſprechens und des Bündniſſes. Wenn Sie wüßten, in welchen Aengſten mein armer Lucian ſchwebt! Ich will ihn holen, Madame. Werden Sie nicht erlauben, daß er dieſen Abend komme, um ſeine Aufwartung zu machen?“

„Wir werden traurig ſeyn,“ verſetzte die junge Frau, auf ihre Trauerkleider blickend.

„Dieß hindert nicht, glücklich zu ſeyn,“ murmelte der Graf von Albys.

In der That verſtrich dieſe Soirée in einem melancholiſchen und ſtummen Glücke. Man ſprach weder von der Gegenwart, noch von der Zukunft; man kam nicht auf die Vergangenheit zurück; aber wie viele Verſprechungen und Hoffnungen, ſelbſt im Schweigen ausgetauſcht von dieſen beiden Herzen, die ſich verſtanden, ohne zu ſprechen! Felicie ſprach mit Lucian von ihrer Großmutter; ſie ſetzte ihn von den demokratiſche Ideen der alten Dame in Kenntniß.

„Ich hoffe, daß ſie mir meinen Grafentitel verzeihen wird,“ antwortete er lächelnd; „ich bin ſo ziemlich in der Landwirthſchaft erfahren, und nöthigenfalls werde ich in ihrer Gegenwart den Pflug führen können.“

Felicie erblickte in der Zukunft ein ſo großes, ſo vollkommenes Glück, daß ſie davon wie erſchreckt war; ſie wußte, daß es in den menſchlichen Geſchicken immer Ausgleichungen gebe, und das ihrige ſchien ihr ſo ſchön, ſo glücklich, daß ſie unbeſtimmt den Blitzſtrahl fürchtete, der die höchſten, dem Himmel nächſten Gipfel vorzugsweiſe zerſchmettert. Und ihre Ahnungen täuſchten ſie nicht; ſie ſollte jenem verhängnißvollen Geſetze nicht entgehen, welches will, daß alle unſere Glückszuſtände ihre Schattenſeiten haben, und daß in die Freuden unſeres Herzens immer ein Tropfen Galle ſich miſche. Eines Morgens empfing die junge Frau aus Carbonnets Händen einen Brief, der folgende Worte enthielt:

„Ich habe den Frieden gewünſcht und verlangt; aber „der Gang der Ereigniſſe wird mich vielleicht zwingen, „den Krieg zu erklären: Frau von Clavières ſoll ein„ſehen, daß das Geſchick ihrer Geißel compromittirt wird, „wenn die Feindſeligkeiten beginnen, und ich verlange, „ihr die Bedingungen bekannt zu machen, unter denen „ich ſie reſpectiren will. Dieſen Abend werde ich die „Ehre haben, mich ihr vorzuſtellen."

Dieſen räthſelhaften Brief leſend, erröthete die junge Frau vor Scham; dann erblich ſie vor Schrecken. Sie rief Madame Carbonnet zurück, und fragte ſie mit veränderter Stimme. „Man hat dieſes Billet gebracht? Wer hat es Ihnen gegeben?"

„Der Spitzbube, der Niederträchtige, mein Mann," antwortete Carbonnet, die im Zorne über die Anweſenheit des Bedienten des Herrn von Altefaye, die Unruhe der junge Frau nicht bemerkt hatte.

„Erwartet man eine Antwort?“ fragte Frau von Clavières.

„Nein, Gott ſey Dank! er iſt ſchon fort, der Elende!“ erwiederte Carbonnet.

„Was iſt zu thun? Mein Gott! Was iſt zu machen?“ murmelte die junge Wittwe, ganz beſtürzt in ihr Zimmer zurückkehrend. „Dieſer Mann droht mir! Warum? Was will er mir?“

Zuletzt jedoch beruhigte ſie ſich, und erwartete mit einer Art von Neugier den Beſuch des Herrn von Altefaye; durch Nachdenken über den Inhalt ſeines Billetes war ſie auf die Meinung gekommen, daß es ſich um irgend eine ſchändliche Prellerei handle, um irgend eine Geldfrage, welche ſie, die Erbin des Fräuleins von Clavières, zu ſchlichten habe. In dieſer Vorausſicht ließ ſie dem Grafen von Albos ſagen, daß ſie, mit einer Arbeit, bezüglich auf die Erbſchaft, beſchäftiget, an dieſem Abende nicht empfangen, er ſie aber am folgenden Tage zu Hauſe treffen würde.

Um neun Uhr ging Frau von Clavières in den Salon hinab, und faſt in demſelben Augenblicke meldete man den Baron von Altefaye. Die junge Frau, kalt, ſtumm, mit traurigem und ſtolzen Blicke, wies Gaſton mit der Hand einen Sitz, und ſetzte ſich ſelbſt einige Schritte von ihm. Ein Moment des Schweigens trat ein, während deſſen Herr von Altefaye ſeinen Knebelbart zwiſchen dem Daumen und Zeigefinger ſtrich, einen Blick um ſich werfend; dann ſagte er mit einem ungezwungenen Tone: „Sind wir allein, Madame?“

Die junge Frau machte ein bejahendes Zeichen; dann fuhr er mit der nämlichen kalt-kecken Miene fort: „Sie begreifen, Madame, daß ich nicht meinetwegen dieſe Frage an Sie ſtelle; ich kann von dem, was mich betrifft, laut ſprechen! Meiner Treu, ja, der Tod des Fräuleins von Clavières hat mich von der Nothwendigkeit befreit, meine Geheimniſſe zu bewahren. Nun kann ich offen ein ſchlechtes Subjekt, ein Niederträchtiger, ein Verführer, Alles ſeyn, was Sie wollen. Ich brauche keine Schonungen mehr zu berückſichtigen. Ich habe auf die Heirath verzichtet. Aber Sie, Madame, könnten compromittirt werden, wenn man uns hörte.“

„Ich verſtehe Sie nicht, mein Herr,“ erwiederte Frau von Clavières mit eiſigem Tone.

„Ich bitte tauſendmal um Vergebung, Madame,“ entgegnete er; „ich will deutlicher und verſtändlicher zu ſeyn trachten.“ Er richtete ſich wieder auf, ſchaute ihr einen Augenblick in's Geſicht, und fuhr langſam fort: „Um mich kurz zu faſſen, Madame, ich komme nicht, um Sie aufzufordern, eine Verpflichtung zu erfüllen, ſondern um Ihnen zu verbieten, die Rechte, welche Sie mir gegeben haben, auf einen Andern zu übertragen.“

„Ich, mein Herr!“ entgegnete Felicie mit einer Regung des Schreckens, und die Hand ausſtreckend, wie um gegen dieſe letztere Aeußerung zu proteſtiren.

„Sie betrachten ſich als frei,“ fuhr Herr von Altefaye fort; „in dieſem Wahne haben Sie dem Grafen Lucian von Froideſaigues Ihr Herz gegeben, Ihre Treue verſprochen. Madame, dieſe Heirath wird nicht vollzogen werden. Nein, gewiß, Sie werden Lucians Frau nicht werden, weil ich es verhindern kann. Fragen Sie mich nicht wie, da Sie wiſſen, auf welche Art er auf die Hand der Lady Diana verzichtet hat. Sie hatte Raimund von Mauſſane geliebt. Sie, Madame, haben mir Unterpfänder eines ſchmeichelhaften Vorzuges gegeben: ein ſchriftliches Verſprechen, ein unterzeichnetes Rendez-vous. Erſt kürzlich hab' ich dem Herrn von Froideſaigues eine ſcandalöſe Anekdote in's Ohr geflüſtert: dießmal werde ich ihm koſtbare eigene Handſchriften zeigen können.“

„Ich werde die ganze Wahrheit ſagen,“ erwiederte Felicie mit einem unausſprechlichen Ausdrucke von Schmerz, Entrüſtung und Stolz; „ich werde ſagen, daß ich leichtgläubig, unvorſichtig war, daß ich einem niedrigen Manne erhabene Geſinnungen, einen edlen Character zugetraut, daß aber dieſer Irrthum zu keiner ſchuldhaften Schwäche mich verleitet habe.“

„Ich werde koſtbare eigene Handſchriften vorweiſen,“ wiederholte Herr von Altefaye, „um ſo koſtbarer, als ſie ſinnreiche Auslegungen zulaſſen. Und wenn man meinen Erklärungen den Glauben verweigert, wohlan!

morbleu! ſo werd' ich mit demjenigen mich ſchlagen, der mich wird Lügen geſtraft haben."

Und die junge Frau mit einer grauſamen Freude betrachtend, fügte er bei: „Dieſe Aeußerung hat Sie erbleichen gemacht, Madame. Sie lieben alſo den Grafen Lucian?"

„Ja, ich liebe ihn," antwortete ſie.

„Dann werden Sie gewiß auf ihn verzichten," ſagte Gaſton mit einem wilden Ausdrucke; „denn, ſehen Sie, wenn Sie darauf beſtehen, ihn heirathen zu wollen, ſo werd' ich ihn tödten!"

„Ich glaubte nicht, daß auf Erden eine ſo niedrige Seele, ein ſo unbarmherziges Gemüth exiſtire!" murmelte Frau von Clavières niedergedonnert.

„Sie beklagen ſich über mich, glaub' ich!" rief Herr von Alteſaye aus; „aber, Madame, ich bin großmüthig, wie mir dünkt; indem ich Sie vom Grafen Lucian trenne, mach' ich von meinem Rechte nur zur Hälfte Gebrauch; ich hätte Sie zwingen können, mich ſelbſt zu heirathen."

„O! niemals!" antwortete energiſch die junge Frau.

„Sie haben meine Liebe zurückgeſtoſſen; ich räche mich," ſagte Herr von Alteſaye kalt: „Lucian hat mir die Erbſchaft meines Onkels geraubt, ich raube ihm die Frau, die er liebt; wir ſind quitt. Sie ſehen, Madame, daß ich in Allem mit vollkommener Billigkeit handle."

Bei dieſen Worten ſtand er auf, und fuhr fort:

„Denken Sie über dieſe Kriegserklärung nach; beachten Sie wohl, daß es nur von Ihnen abhangt, Frieden zu haben. In einigen Tagen werde ich Ihre Antwort abholen.“

Nach dieſen Worten entfernte er ſich, und ließ Felicien durch den ihr verſetzten Schlag vernichtet zurück. Die junge Frau ſah in ihrem Unglücke nur einen Troſt, eine Hoffnung, nämlich die Ankunft des Herrn von Ramſay. Dieſer kluge Freund allein konnte ihr in dieſer Lage zu Hülfe kommen; ſie beſchloß, ihr Geſchick in ſeine Hände zu legen, ſeinem Rathe blindlings zu folgen, und wartete, ihren Schmerz, ihre peinlichen Gedanke verhehlend. Zwei Tage ſpäter kam Herr von Ramſay an. Bei dem Anblicke der jungen Frau, die in Trauerkleidern auf ihn zuging, rief er aus, Thränen in den Augen: „Liebes Kind, ach! ich finde Sie traurig und niedergeſchlagener wieder, als in Flambiers!“

„O mein guter Doctor! ich bin ſehr unglücklich!“ antwortete ſie weinend. „Ach! Ihre Klugheit, Ihre Rathſchläge, ſind meine einzige Hoffnung.“

Dann führte ſie ihn in ihr Zimmer, ſchloß ſich mit ihm ein, und vertraute ihm offen, ohne Rückhalt, alle Verhältniſſe ihres Lebens an, alle ihre Gedanken, alle ihre Gefühle, kurz Alles, was ſeit achtzehn Monaten um ſie her und in ihr vorgegangen war.

Nach dieſer langen Erklärung ſagte Herr von Ramſay zu ihr mit gerührter, aber feſter Stimme: „Sie lieben den Grafen Lucian; er iſt Ihrer würdig. Sie werden ſeine Frau werden, mein Kind. Verlaſſen Sie ſich hinſichtlich deſſen, was Herrn von Altefaye betrifft, auf mich. Sie werden nicht vergeblich Hülfe und Rath von mir verlangt haben. Ich werde Sie von ihm befreien. Der letzte Wille des Fräuleins von Clavières wird vollzogen werden, ich werde ihr Teſtamentsexecutor ſeyn!“

Ein ergebenes Herz.

27.

Am folgenden Tage gegen neun Uhr Morgens, erſchien Herr von Ramſay bei Gaſton von Altefaye. Das ſchlechte Subjekt, voll Schulden und creditlos, wohnte damals in einem kleinen Hôtel garni, in der Gegend des Boulevard des Italiens. Er hatte nicht das beſte Zimmer dieſes nicht ſehr entſprechenden Gaſthauſes, und Herr von Ramſay mußte bis in das fünfte Stockwerk ſteigen, um den zu finden, den er ſuchte. Er klopfte an eine kleine numerirte Thüre, zu der ein dunkler Corridor führte, und wartete lange, bis man ihm antwortete. Endlich kam Etienne, um aufzumachen, fluchend, und eben mit dem Anziehen ſeiner Weſte beſchäftiget: der Herr und der Kammerdiener ſchliefen im nämlichen Zimmer.

„Wer iſt's? Was will man von uns?“ ſagte der Lakai, indem er ſeinen Kopf der halbgeöffneten Thüre näherte, als hätte er gefürchtet, man möchte mit Gewalt in die Wohnung dringen.

„Sagen Sie Ihrem Herrn, daß Herr von Ramſay in einer wichtigen Angelegenheit auf der Stelle mit ihm zu ſprechen wünſcht," antwortete der Arzt.

Etienne ſchloß wieder zu, und meldete dieß dem Herrn von Alteſare, der noch ſchlief.

„Herr von Ramſay!" ſagte der ruinirte Dandy, ſich die Augen reibend; „das iſt kein Gläubiger, wie mir ſcheint; laß ihn eintreten!"

Mit dieſen Worten ſtand er ſchnell auf, fuhr in einen damaſtenen Schlafrock, der in Lappen zerfiel, ſtrich ſeine Haare empor, knüpfte die Schnur von Gold und Seide, deren lange Troddeln bis auf ſeine ausgetretenen Pantoffel hinabreichten, und fuhr fort, ſich zum Kammerdiener wendend, der auf die Vollendung ſeiner Toilette wartete: „Laß ihn doch eintreten, und ſorge, daß ich Stiefel habe, um heute früh auszugehen."

In das Zimmer tretend, erinnerte Herr von Ramſay ſich des Sprichwortes: „Wie das Neſt den Vogel, verräth die Wohnung den Mann!" Einige elegante Kleider waren über zerlumpte Stühle gebreitet; auf einem Tiſche ſah man Seifen, wohlriechende Wäſſer, und andere kleine Toilettengegenſtände, mitten unter den Ueberbleibſeln des wenig nahrhaften Mittagsmahles, welches Etienne am vorigen Tage, ſeinen Herrn erwartend, bereitet hatte.

In der halbgeöffneten Schublade der Commode gewahrte man einen Haufen gelber Handſchuhe, papierner Halskrägen, Phantaſiekravatten und ein einziges Hemd. Auf dem Kamine, deſſen alabaſterne Pendeluhr ſeit vielen Jahren nicht mehr die Stunde zeigte, blähte ſich hochmüthig ein Paar tadellos gefirnißter Stiefel, die aber auf jeder Seite des Fußes unabhelfbare Zuſammenhangsunterbrechungen wieſen. Ueberall lungerten Cigarrenreſte umher, und eine Sammlung von Tabackspfeifen zierte die geſprenkelte und furchtbar angerauchte Tapete. Kurz, dieſes Zimmer ſah ſo nackt und elend aus, daß Gaſton ſich entſchuldigen zu müſſen glaubte.

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ ſagte er, „verzeihen Sie, daß ich Sie inmitten dieſer Unordnung empfange. Sie wiſſen, was eine Junggeſellenwohnung iſt. Ich wohnte ſonſt weit confortabler; allein die Zeiten ſind hart. Wollen Sie ſich gefälligſt ſetzen und mir ſagen, was mir die Ehre Ihres Beſuches verſchafft.“

„Ich komme, mein Herr, Ihnen einen Antrag zu machen,“ antwortete der Arzt ohne Umſchweife; „Sie beſitzen zwei Briefe von Frau von Clavières, zwei eigenhändig geſchriebene, die ich zu kaufen geneigt bin, wenn Sie ſie verkaufen wollen.“

„Kommen Sie in ihrem Namen?“ fragte Gaſton.

„In ihrem Namen und in den meinigen,“ antwortete Herr von Ramſay; „ich bin ein alter Freund ihrer Familie. Wohlan, mein Herr, wie theuer geben Sie dieſe Briefe? Nennen Sie Ihre Forderungen, und ich gehe ſie ſogleich ein, wie ſie auch lauten mögen.“

Gaſton ſchüttelte verächtlich den Kopf, und erwiederte kalt: — „Ah! Sie wollen mir meine Rache abkaufen! Der Einfall iſt ſinnreich! In der Lage, worin ich mich befinde, konnten Sie vernünftigerweiſe hoffen, daß ich dieſen Handel eingehen würde Zwanzig, dreißig, hunderttauſend Francs! Das iſt ſchön für einen Mann, der keinen Sou hat! Aber, ſehen Sie, mein Herr, dieſes prächtige Geſchäft würde nur meinen Gläubigern Nutzen bringen. Meine notoriſche Zahlungsunfähigkeit hält die Verfolgungen dieſer Lumpen ab. Wenn ich heute Geld bekomme, werden ſie mich morgen einſperren laſſen."

„Man wird Ihre Schulden bezahlen, wie groß auch die Ziffer derſelben ſey," verſetzte der Arzt, „und Ihnen eine genügende Penſion, um ferne von Paris zu leben, verſichern."

„Dieß iſt das Nämliche!" ſagte Gaſton von Alteſaye ironiſch; „ich werde meine Gläubiger entzücken, wenn ich ſie gänzlich bezahle; und hat mein Herz dieſe ſüße Zufriedenſtellung genoſſen, werde ich, gleichviel wo, mit einigen Tauſend Livres Renten vegetiren, wie der Hund, den man vom Feſtmahle jagt, indem man einen Knochen zum Nagen ihm hinwirft! Nein, nein, dieß wäre ein zu ſchlechter Handel, und ich werde ihn nicht eingehen, ungeachtet der Nöthen, worin Sie mich ſehen!"

„Was begehren Sie denn?" fragte der Arzt; „äußern Sie ſich; ich werde ſehen, ob ich es zuſagen kann."

Gaſton ſchüttelte den Kopf: — „Ich habe zwei Briefe," ſagte er, „zwei Briefe zu verkaufen; für den Einen möchte ich die Hand der Frau von Clavières, und für den Andern ihr Vermögen. Sie ſehen wohl, daß wir nicht abſchließen können."

„In der That," antwortete der Arzt ruhig, „meine Vollmacht reicht nicht ſo weit; aber, wohlan, mein Herr, überlegen Sie noch."

„Alle meine Ueberlegungen ſind erſchöpft," entgegnete Herr von Altefaye mit einer Art von Ungeduld; „um keinen Preis, um keinen, verſtehen Sie, mein Herr, werde ich auf meine Rache verzichten! Lucian von Froideſaigues wird nicht hochmüthig bei allen unſern Begegnungen triumphiren. Es iſt nicht das erſtemal, daß wir uns in Vermögens- und Liebesnebenbuhlerſchaft befinden. Bisher war er der Sieger. Dießmal ſtoſſen wir wieder auf der nämlichen Bahn aneinander; aber ich überhole ihn, ich vernichte ihn! Nein, er wird Frau von Clavières nicht heirathen! er wird ſich der Erbſchaft jener abſcheulichen Koquette nicht erfreuen, die mich geäfft, getäuſcht, ſchimpflich behandelt hat! Ja, ja, ich bin ruinirt, elend, aller Hülfsmittel beraubt; das iſt wahr; aber ich räche mich!"

Mit dieſen Worten ſtand er auf, wie um Herrn von Ramſay zu verſtehen zu geben, daß ferneres Drängen vergeblich ſey, und nichts ſeinen Entſchluß ändern könne.

„Ich bedauere, mein Herr, daß Sie meine Vorſchläge ablehnen," antwortete der Arzt, ihn ſtarr anblickend; „vielleicht bereuen Sie es ſpäterhin."

„Niemals!" erwiederte Gaſton heftig; „in dieſer Hinſicht, mein Herr, iſt Alles geſagt!"

„Ja, Alles iſt geſagt!“ wiederholte Herr von Ramſay, und Gaſton von Alteſaye mit kaltem Stolze grüßend, entfernte er ſich langſam.

Anſtatt nach Hauſe zurückzukehren, befahl der Arzt ſeinem Kutſcher, den Wagen fünfzig Schritte vom Gaſthofe, worin Gaſton wohnte, halten zu laſſen. Dort wartete er etwa zwei Stunden. Gegen Mittag ging Herr von Alteſaye im Reitkleide aus, die Reitpeitſche in der Hand, eine Roſe im Knopfloche, und wendete ſich dem Boulevard zu. Dann befahl Herr von Ramſay dem Kutſcher, dem Dandy zu folgen, und zu halten, wo er halten würde. Gaſton trat in eines der ſchönen Caféhäuſer des Boulevard des Italiens. Einen Augenblick danach ſtieg Herr von Ramſay aus dem Wagen, und trat in das nämliche Haus. Schon hatte Gaſton, an einem Tiſche gelagert, ſein Frühſtück beſtellt, und las die Journale, während man ihn bediente. Ohne ihn zu grüßen, ohne ihn anzuſehen, ſetzte ſich der Arzt an den nächſten Tiſch, und gab dem Kellner ſeine Weiſungen; dann wendete er ſich zu Herrn von Alteſaye, und ſagte halblaut zu ihm: „Gehen Sie hinaus, mein Herr; wenn ich an einen öffentlichen Ort gehe, hab' ich die Gewohnheit, die Leute davonzujagen, die mir mißfallen.“

Gaſton ſchaute ihn mit betäubter Miene an; dieſe Worte, der drohende Ton des Herrn von Ramſay, contraſtirten ſo auffallend mit der Kaltblütigkeit, der Mäſſigung, welche er bei ihrer Unterredung kurz zuvor bewieſen, daß er zweifelte, daß dieß der nämliche Mann ſey, mit dem er ſprach. Anſtatt zu antworten, wendete er den Kopf ab, und las fort.

„Mein Herr," fuhr der Arzt fort, immer halblaut, aber mit einem ſchrecklichen Ausdrucke, „ich befehle Ihnen, hinauszugehen."

„Ah! was will denn dieſer Hinkende von mir!" rief Gaſton von Altefaye mit einer Bewegung des Zornes, und mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlagend.

Er hatte noch nicht ausgeſprochen, als Herr von Ramſay die Hand aufhob, und den Dandy mit einer Maulſchelle zu Boden warf.

„Du haſt mich geſchlagen!" ſchrie Gaſton, wieder aufſtehend, das Geſicht blaß und mit einem breiten rothen Flecken gefärbt, mit ſchäumendem Munde und drohendem Arme; „wart' ein wenig, furchtbarer Vulkan! infamer Hinkender! wart!"

Man warf ſich zwiſchen ſie; ſchon ſchaarte ſich die Menge drauſſen; die Kellner, außer ſich, verſchloſſen eilig die Thüren. Da Gaſton oft Frühſtücke nahm, die er nicht bezahlte, und für einen Taugenichts galt, der von einem Tage auf den andern von den ungewiſſen Quellen des Credites lebte, nahm der ganze Gaſthof Partie gegen ihn.

„Er hat dieſen Herrn inſulirt, welcher anſtändig ſprach," riefen die Kellner; „wir Alle haben es gehört . . . Alle! . . ."

„Ah! niedrige Canaille!" rief Gaſton erbittert aus.

„Gehen wir fort, mein Herr, wir werden uns anderswo ruhiger erklären," ſagte Herr von Ramſay, ein Zwanzigfrancsſtück auf jeden der beiden Tiſche werfend.

„Sieh!" ſagte der Eine der Kellner, indem er jenes nahm, welches auf dem Tiſche lag, wo Gaſton frühſtückte; „dieß iſt das erſtemal, daß dieſer Herr baar bezahlt!"

„Mein Herr," fuhr der Arzt fort, indem er Gaſton zu ſeinem Wagen führte, „ich habe Ihnen eine öffentliche Beſchimpfung angethan. Ohne Zweifel werden Sie Genugthuung von mir verlangen."

Herr von Alteſaye, das Geſicht bleich vor Wuth, in die Wange ein purpurfarbenes Zeichen geprägt, erblickte jetzt einige von ſeinen vertrauten Freunden, welche aus der Gallerie de l'Opera auf ihn zukamen. „Ah! da ſind Zeugen," ſagte er. „Mein Herr, wir werden uns ſchlagen!"

„Ich ſtehe Ihnen zu Dienſten, mein Herr," antwortete der Arzt kalt; „Ihre Waffen?"

„Wir werden uns auf Piſtolen ſchlagen."

„Wo?"

„Im Walde von Vincennes."

„Wann?"

„Auf der Stelle."

Während dieſer raſchen Unterredung hatten ſich Gaſton's Freunde genähert. Er ſprach ſie mit kurzen Worten an: „Ich bin beſchimpft worden."

„Das ſieht man," ſagte Rudolph kalt.

„Mein Herr," äußerte dann der Arzt, wieder in ſeinen Wagen ſteigend, „wir wollen uns in den Wald von Vincennes begeben, jeder für ſich; wer von Ihnen kann mir die Gefälligkeit erweiſen, mein Zeuge zu ſeyn?“

„Ja, ich, mein Herr,“ antwortete Rudolph; „mein Ehrenwort! ſeit langer Zeit führt Gaſton ein Leben, das mich empört!“

Gaſton von Altefaye beſaß einen brutalen Muth, den Temperamentsmuth, und dieß war nicht ſeine erſte Ehrenſache. Dennoch gebrach ihm in dieſem Augenblicke die Kaltblütigkeit; er war mehr wüthend, als entſchloſſen, und ſprach mit einer grimmigen Prahlerei von den glücklichen Duellen, die er ſchon beſtanden.

Herr von Ramſay hatte dagegen die Ruhe eines Mannes, der eine überlegte Handlung vollzieht. Die beiden Gegner kamen faſt miteinander im Walde von Vincennes an, und begaben ſich eilig in eine der einſamen Alleen, welche an die Straße von Saint-Mandé grenzen.

„Hier!“ ſagte Gaſton, und ſtand ſtill. Dann fügte er mit einer Art lauten Lachens bei: „Hier hab' ich meine erſten Waffen gegen jenen armen Fonsbelle getragen!“

„Sey ſtille!“ rief ihm Rudolph zu; „ſprich nicht von ihm! dieß könnte Dir Unglück bringen.“

„Beruhige Dich! Du zitterſt! ſagte Einer von ſeinen Zeugen zu ihm.

„Das iſt die Wuth!“ antwortete er: „dieſer Mann hat mich im Geſichte gezeichnet, ohne Gründe, ohne Veranlaſſung von meiner Seite! Ich muß ihn tödten!“

Die düſteren Vorbereitungen begannen. Man looſete wegen der Wahl des Platzes und des Vortheiles des erſten Schuſſes; beidemale begünſtigte das Loos Gaſton von Alteſaye.

„Wohlan!“ ſagte er mit einer triumphirenden Miene, „Gott iſt für mich! oder vielmehr der Teufel, dem ich meine Seele ergeben habe!“

„Gaſton, frevle nicht!“ rief ihm Rudolph wieder zu.

Von Alteſaye wählte ſeinen Platz an einer offenen Stelle, ſo daß ſeine hohe Geſtalt gegen die ferne Tiefe der Allee hin ſich ausſchnitt; Herr von Ramſay ſtellte ſich auf die nämliche Linie, in einer Diſtanz von fünfzehn Schritten; er hatte hinter ſich die jungen Bäume, deren gerade und nackte Aeſte um ihn her eben ſo viele Meßſtäbe bildeten. Die Zeugen gaben das mörderiſche Zeichen. Gaſton von Alteſaye hob langſam ſeine Waffe, viſirte einige Secunden, der Schuß fiel. Alſogleich ſprang er vorwärts, und rief mit wilder Freude: „Ich hab' ihn getroffen!“

„Zurück, mein Herr!“ ſchrie der Arzt, ſeine Piſtole erhebend, „ich bin nicht kampfunfähig!“

Inſtinctmäßig fuhr Gaſton zurück, und ſtürzte faſt in demſelben Augenblicke zuſammen, als der Knall ſich vernehmen ließ.

„Der Schuß traf mitten in die Bruſt,“ ſagte Rudolph; „er iſt todt!“

Alle Zeugen waren zu Gaſton geeilt; Herr von Ramſay machte einige Schritte, ihnen zu folgen; aber er blieb bald ſtehen, indem er mit der Hand unter ſeine Kleider griff.

„Sie ſind verwundet, mein Herr!“ rief Rudolph aus, und ließ ihn auf der Böſchung Platz nehmen, welche die Allee ſäumte.

„Ja,“ antwortete er mit erloſchener Stimme, ſeine Wunde ſelbſt unterſuchend; „auch ich habe eine Kugel in der Bruſt.“

„Wir wollen Sie nach Paris bringen,“ rief Rudolph aus, den andern Zeugen rufend; „Ihr Wagen iſt da. Sie werden ſchnell Hülfe bekommen!“

„Mein junger Freund,“ murmelte Herr von Ramſay, Rudolphs Hand faſſend, „heben Sie mich noch nicht auf; ich könnte bei dieſer Bewegung ſterben, und ich muß ſchreiben; ein Wort, ein einziges Abſchiedswort.“

Die beſtürzten Zeugen hatten den Todten verlaſſen, um ſich nur mit dem Sterbenden zu beſchäftigen. Man legte in die ſchwachen Hände des Herrn von Ramſay ein zerriſſenes Blatt, einen Bleiſtift, und er ſchrieb: „Sie ſind befreit und gerächt! Seyen Sie glücklich mit Lucian; aber ich werde ſterben. Leben Sie wohl, Felicie, beklagen Sie mich nicht, ich liebte Sie!“

Er übergab Rudolph dieſes Billet, und bat ihn, es der Frau von Clavières zu überbringen, wenn er nicht lebend nach Paris käme. Dann, eine letzte Anſtrengung verſuchend, erhob er ſich, und ſagte muthig: „Auf, meine Herren!“

Aber die Kraft ſchwand ihm in ihren Armen, und man brachte ihn ohnmächtig in ſeinen Wagen, in welchen Rudolph und die beiden andern Zeugen mit ihm ſtiegen, einigen herbeigelaufenen Soldaten die Bewachung des entſeelten Leibes überlaſſend; der in der Allee mitten in einer Blutlache lag.

Am Abende dieſes nämlichen Tages, an welchem die junge Wittwe Herrn von Ramſay erwartete, ſah ſie Rudolph kommen. Der junge Mann übergab ihr mit zitternder Hand das verhängnißvolle Billet. Bei dem Anblicke dieſes beſtürzten Geſichtes, dieſes Unbekannten, der vor ihr mit düſterem und niedergeſchlagenem Auge erſchien, bebte ſie, und rief aus, ohne die Kraft zu haben, das Papier zu öffnen, das er ihr gegeben hatte: „Mein Herr, Sie kommen, mir ein Unglück zu verkünden!"

„Ach! Madame," antwortete er mit Thränen in den Augen; „ich verkünde Ihnen den Tod eines Mannes, deſſen letzter Gedanke Sie geweſen ſind! Ihres treueſten Freundes!"

„Herr von Ramſay!" ſagte ſie, die Hände ausſtreckend, wie um ſich zu ſtützen; „er iſt todt! o! mein Gott! mein Gott!"

Sie ſank ganz außer ſich in ihren Lehnſtuhl zurück, und wollte dieſes Billet öffnen; aber in dem Momente des Leſens rief ſie aus, indem ſie es wieder zuſammenfaltete, und in ihren Buſen ſteckte: „Ich kann nicht! Ich kann nicht!" Dann, ihren Schmerz überwindend, fuhr ſie fort: „Ich muß es wiſſen. Wie hat ſich ein ſo großes Unglück ereignet?"

Nun erzählte ihr der junge Mann alle Umſtände des verhängnißvollen Ereigniſſes. In dem Maße, als er ſprach, tauchte eine düſtere Verzweiflung, eine Art von Gewiſſensbiſſen in Feliciens Seele auf. Sie ſchlug ihre in Thränen ſchwimmenden Augen zum Himmel empor, und murmelte mit herzzerreiſſender Stimme:

„Er iſt für mich geſtorben!"

Sechs Monate ſpäter heirathete Frau von Clavières den Grafen Lucian von Froideſaigues. Madame Dalange war nach Paris gekommen, um ihre Enkelin zu beſuchen, von der ſie nicht mehr ſich trennen wollte. Die gute Dame ſehnte ſich ein wenig nach dem Aufenthalte in Flambiers, inmitten der Pracht des Hôtels Clavières, und ſagte bisweilen zu Felicien ſeufzend:

„Meine Tochter, erinnerſt Du Dich der Zeit, wo wir einen Spaziergang um unſere Weinberge machten?"

Madame Carbonnet erreichte das einzige Ziel ihres Ehrgeizes nicht; ſie bekam niemals jene 2,400 Francs Renten, von denen ſie ihr ganzes Leben hindurch geträumt hatte.

Die Erbin des Fräuleins von Clavières hatte ihre guten und loyalen Dienſte großmüthig belohnt; aber das ſchlechte Subjekt, das ſie ſich zum Gatten und Gebieter aufgebürdet, hatte Mittel gefunden, ſie deſſen zu berauben, was ſie beſaß, und er kam noch von Zeit zu

Zeit, um mit ihr das zu ordnen, was er ſeine Haushaltungsrechnungen nannte.

Felicie war mit einem ihrer würdigen Manne vereint; er liebte ſie immer, und ſie war glücklich. Aber die Erinnerung an Herrn von Ramſay war der Tropfen Galle, den ſie auf dem Grunde all' ihres Wohlergehens und aller Freuden ihres Geſchickes fand. Ihr Herz verlor nie das Andenken an denjenigen, der ſie mit einer ſo ergebenen und ſo reinen Zärtlichkeit geliebt hatte. Sie ſprach ſelten von ihm; aber kein einziger Tag ihres Lebens verging, ohne daß ſie an Adrian von Ramſay dachte, und bisweilen, ob dieſer Erinnerung bis zur Trauer gerührt, murmelte ſie, Thränen vergießend: „Er war mein beſter Freund!“

In der **v. Jeniſch u. Stage**'ſchen Buchhandlung in **Augsburg** iſt erſchienen und in allen ſoliden Buchhandlungen zu haben:

Der Teufel in Paris.

Sitten und Gebräuche, Charaktere und Portraite der Einwohner von Paris, vollſtändiges Gemälde ihres häuslichen, öffentlichen, politiſchen, künſtleriſchen, literariſchen, induſtriellen Lebens.

Von

Balzac, Cormenin, Alex. Dumas, L. Gozlan, J. Janin, Alph. Karr, G. Sand, Eugen Sue und Anderen.

Deutſch von Fr. W. Bruckbräu.

3 Bände. 8. Velinpapier. Geh. à 15 ggr. od. 1 fl.

Der Constitutionel nennt es den treueſten Spiegel von Paris, vom Palaſte bis zur Hütte, aufgeſtellt von einem auserleſenen Vereine der in dieſer Weltſtadt der Mode lebenden ausgezeichneten Schriftſteller und Dichter von europäiſchen Rufe, die in wahrhaften Muſtern des feinſten Scharfſinnes, des brillanteſten Witzes, des ſittenreinſten Tones und der eleganteſten Schreibart wetteifern, und den Leſer durch ihre hinreißenden Schilderungen entzücken.

Die Allgemeine Zeitung 1845. Nro. 13. Paris den 7. Januar, ſagt darüber:

„Das Bemerkungswertheſte, was ſeit Jahren auf dem Gebiete des Pariſer Lebens zu Markte gebracht wurde, iſt der Teufel von Paris, eine Sammlung pikanter Aufſätze, vom Buchhändler Hetzel, der ſelbſt ein nicht

talentloſen Schriftſteller iſt, herausgegeben. Man kann dieſes Werk als einen Inbegriff alles Geiſtes anſehen, der in Schrift und Bild an die genremäßige Schilderung der hieſigen Zuſtände verſchwendet wurde.“

Der ewige Jude
von Eugen Sue.

Deutſch von Fr. W. Bruckbräu.
10 Bände in Oktavformat auf feinſtem Velinpapier.
Zweite Auflage. à 12 ggr. od. 54 kr.

Eugen Sue iſt der Liebling des leſenden Publikums geworden, ſeine Schriften ſind in allen Sprachen überſetzt, in den Händen von Tauſenden von Leſern! Keine verdient dieß aber mehr als ſein „ewiger Jude,“ in welchem er mit dem ihm eigenen Talent die Gebrechen der gegenwärtigen Geſellſchaft ſchildert, und zur Verbeſſerung des Looſes der leidenden Menſchheit beizutragen ſucht. In Form eines Romans liefert er ein Werk, das die höchſten Intereſſen der Menſchheit behandelt.

Was die Ueberſetzung des als ausgezeichneten Novelliſt bekannten Bruckbräu betrifft, ſo empfehlen ſolche die „Hamburger Jahreszeiten“ mit folgenden Worten:

„Unter den vielen Ueberſetzungen zeichnet ſich dieſe durch Fleiß und Gediegenheit aus; man ſieht es ihr an, daß ſie nicht wie ſo viele, mit Dampf fabrizirt wurde, um dadurch andern den Rang abzulaufen, iſt außerdem gut ausgeſtattet und mindeſtens eben ſo billig wie die übrigen.“

Belletriſtiſches Europa.

Neueſte Romane

von

H. de Balzac, Fr. Bremer, Bulwer, Alex. Dumas, George Sand, Fr. Soulié, Eug. Sue und Anderen.

Deutſch von Fr. W. Bruckbräu.

Die erſten Bände ſind bereits vollſtändig erſchienen und koſtet jede Lieferung von 96 bis 100 Seiten in 8. auf feinſtes Velinpapier nur 4 ggr. oder 18 kr. Jeden Monat erſcheinen 3 — 4 Lieferungen.

Die drei Musketiere

von Alexander Dumas.

Deutſch von Fr. W. Bruckbräu.

3 Bde. in Octav. Feinſtes Velinp. 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr.

Eine höchſt meiſterhafte Zeit-, Charakter- und Sittenſchilderung aus dem ſiebenzehnten Jahrhunderte voll der ergötzlichſten Intriguen, ohne die mindeſte Verletzung der Moralität, worunter jene mit den diamantenen Neſtelſtiften von ächt dramatiſcher Wirkung iſt, und Ludwig XIII., ſeine Gemahlin Anna von Oeſtreich, den berühmten Cardinal Richelieu, und den in England allmächtigen Herzog von Buckingham u. ſ. w. in wunderſam ſpannenden Verwicklungen darſtellt. Der Zeitſchrift „Le Siecle," welche dieſen bezaubernden hiſtoriſchen Roman in ihren Feuilletons zuerſt brachte, ſtrömten hiewegen neue Abonnenten zu vielen Tauſenden zu, wie dem Conſtitutionel wegen des „ewigen Juden."

Johanna.

Roman von George Sand.

Deutſch von Fr. W. Bruckbräu.

8. Velinpapier. geh. 1 Rthlr. od. 1 fl. 45 kr.

Die Verfaſſerin iſt anerkannt die erſte Schriftſtellerin Frankreichs, ihre Proſa unübertroffen, und ihre Romane, ſowohl in Anlage als Ausführung, höchſt intereſſant und ſpannend bis an das Ende.

Chriſtoph der Kämpfer,

Herzog von Bayern,

oder

Der Löwenbund.

Hiſtoriſche Erzählung

von

Fr. W. Bruckbräu.

Mit einem ahlſtich. 8. geh. 21 ggr. oder 1 fl. 30 kr.

In blühendem kräftigem Styl ſchildert der Verfaſſer den größten Ritter ſeiner Zeit, von deſſen Körperſtärke und Behändigkeit noch heutigen Tages die Beweiſe in der königlichen Reſidenz zu München zu ſehen ſind. Ein unerſchöpflicher Reichthum an Charakteren, Naturtreue, Feſthalten an der geſchichtlichen Wahrheit, mit geiſtvoller Auffaſſung und vollendeter Kenntniß des menſchlichen Herzens und einer Sittenreinheit, die es auch der reiferen Jugend in die Hände zu geben erlaubt, zeichnen dieſes Werk auf das Vortheilhafteſte aus. —

Burg Schwaneck

und

Meiſter Schwanthaler.

* * *

Zwei

hiſtoriſch-romantiſche Original-Novellen

von

Ludwig Ritter von Schwanthaler

und

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Augsburg, 1853.
v. Jeniſch & Stage'ſche Buchhandlung.
(Heine u. Comp.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Burg Schwaneck,

oder:

Der Lindwurm und der Rieſe.

Hiſtoriſch-romantiſche Original-Novelle
aus dem achten Jahrhunderte,

von

Ludwig Ritter von Schwanthaler.

Ouverture,

zweiſtimmig ausgeführt
von
Schwanthaler und Bruckbräu.

Meiſter Ludwig Schwanthaler, den unſterblichen Bildner, hab' ich am 24. März 1844 in ſeiner Kunſtſtätte in München in der Lerchenſtraße (nun Schwanthalerſtraße) Nr. 2, als eben ſein talentvoller Zögling, der kunſtgeübte junge Bildhauer Friedrich Geiger, dort meine Büſte zur vollen Zufriedenheit ſeines Meiſters modellirte, nach geraumer Zeit wieder geſehen und geſprochen. Er ſchien ſehr leidend, und ſtieg nur mühſam über die wenigen Stufen herab, die von ſeinen Zimmern in die Kunſtſtätte führen. Sein blaſſes Antlitz mit den großen, dunkeln, ſeelenvollen Augen, wird mir unvergeßlich bleiben.

Am folgenden Tage ſah ich ihn wieder am nämlichen Orte. Er ſprach von ſeinen Gichtleiden und klagte, daß jetzt wieder Alles beim Alten ſei, obgleich er acht Monate in Gräfenberg zugebracht, und ſechs Monate zu Hauſe die Waſſerkur gebraucht habe. Ich rieth ihm wohlmeinend, auch jene ſtrenge Diät ſtandhaft zu beobachten, ohne welche von keinem Heilverſuche eines ſo hartnäckigen Uebels eine andauernde

Beſſerung zu erwarten ſei. Er nickte lächelnd mit dem Kopfe, ohne ein Wort zu erwiedern.

Ich traf den großen und doch ſo beſcheidenen Künſtler am 14. April im Bette, vom Hüftweh heimgeſucht. Es war eben eine ſchmerzfreie Pauſe eingetreten, und der Kranke in heiterer Stimmung.

„Wenn Sie ein Freund alter Bekanntſchaften ſind," ſagte er, „ſo belieben Sie jene Thüre zu öffnen."

Er wies mir eine Thüre, ſeinem Bette gegenüber; ich öffnete ſie, und ſtieg über eine ſchmale Treppe in ein kleines, aber hohes und helles Zimmer hinab, das mit Merkwürdigkeiten aus dem Mittelalter angefüllt war, die ich aufmerkſam beſchaute.

„Sie haben einen Theil der Einrichtung geſehen," ſagte er zu mir, als ich aus dem Antiquarium zurückgekehrt war, „die ich für die Gemächer meiner Burg Schwaneck beſtimmt habe. Ich beſitze auch das Schwert des tapferen Generals Johann von Werth, der im dreißigjährigen Kriege in bayeriſchen Dienſten ſo viele kühne Thaten vollbracht hat."

Ich lenkte das Geſpräch auf ſeinen Lieblingsgegenſtand, auf die von ihm mit großen Koſten erbaute Burg Schwaneck, zwei Stunden oberhalb der Stadt München, zwiſchen Großheſſellohe und dem nahen Dorfe Bulach, auf der linken Uferhöhe der Iſar, mit der Aeußerung, daß ich kürzlich bei einem Ausfluge dieſe ſinnige Schöpfung zum erſten Male geſehen, bewundert, und nicht ohne eine Regung des Beneidens verlaſſen habe.

„Ei, kaufen Sie mir mein Schwaneck ab, wenn es Ihnen ſo ſehr gefällt,“ erwiederte er mit einem ſchelmiſchen Lächeln, das um ſeine Lippen ſpielte, „und meine Equipage dazu, damit ſie durch die Beſuche der Burg zu Fuße nicht zu viel Zeit verlieren.“

„Wie ſollte ich Schwaneck und Ihre Equipage kaufen,“ verſetzte ich, „da der Fall denkbar iſt, daß ich Beide nicht einmal als Geſchenke von Ihnen annehmen könnte?“

Neugierig richtete er ſich im Bette auf, und fragte:

„Nicht einmal als Geſchenke?“

„Nein, wenn Sie die Bedingung damit verbänden, beide Geſchenke auf irgend eine Art weder zu veräußern, noch zu vermiethen; die Finanzen eines armen Farbenreibers der Poeſie würden nicht hinreichen, die unvermeidlichen Ausgaben dafür zu beſtreiten, und Caſtellan und Pferde ſich ſchönſtens bedanken, wenn ich jenem mein Gedeck an Jupiters Dichtertafel abtreten, und dieſe mit der ſpärlichen Koſt des Pegaſus füttern wollte.“

Schwanthaler lachte herzlich über dieſen Einfall, verzog aber plötzlich das Geſicht, griff an ſeine mahnende Hüfte, und ſank auf das Kiſſen zurück.

„Sie haben recht,“ ſagte er nach einer kurzen ſchmerzlichen Pauſe, „und ich ſehe ein, daß ich auf das Vergnügen verzichten muß, Sie mit einem ſolchen Geſchenke zu überraſchen.“

Ich erfuhr zufällig aus ſeinem Munde, daß er in dem Schornſteinfegerhauſe in der Windenmachergaſſe in München, zu ebener Erde, geboren ſei, und weiſſagte ihm, daß wohl bald eine Gedenktafel an dieſem Hauſe den Vorübergehenden ſeine Geburtſtätte verkünden werde, wie jene Mozart's in Salzburg.

Dieſe Weiſſagung iſt aber bis zur Stunde noch nicht eingetroffen.

„Wie ſind Sie denn auf den Gedanken gerathen, Schwaneck zu bauen?“ fragte ich den Meiſter.

„Schon als Knabe hatte ich eine ſehr lebhafte Phantaſie,“ antwortete er, „las nichts lieber, als Ritter- und Geiſtergeſchichten, und ergötzte mich an den abenteuerlichen Zuſtänden des Mittelalters. Aus dieſem Umſtande werden Sie ſich meine noch immer andauernde Vorliebe für merkwürdige Sachen aus dieſer Zeit erklären können. Ich bin noch jetzt ein großer Freund von Ritter- und Geiſtergeſchichten, habe ſogar ſelbſt zu dichten verſucht, und einem Freunde vierzig improviſirte Geiſtergeſchichten diktirt ...“

Erſtaunt unterbrach ich den Erzähler, um ihn feierlich als Dichter zu begrüßen, bedauerte aber ſeitdem ſchon oft meine damals unzeitige Schüchternheit, die mich abhielt, ihn um den Namen dieſes Freundes zu bitten; ich fürchtete nämlich, durch eine ſolche Frage die Vermuthung eines Zweifels an der Glaubwürdigkeit ſeiner Aeußerung zu veranlaſſen, während ich doch keine andere geheime Abſicht hatte, als dieſen Freund dann erſuchen zu können, die ihm diktirten Geiſtergeſchichten leſen zu dürfen.

Sollte aber dieſer mir unbekannte Freund des verewigten Meiſters Schwanthaler zufällig dieſe Zeilen leſen, ſo möge er meine inſtändige Bitte erfüllen, mir das Leſen jener von ihm niedergeſchriebenen Geiſtergeſchichten zu gönnen, wenn nicht beſondere erhebliche Gründe einer ſolchen gütigen Bewilligung entgegenſtehen.

Schwanthaler lehnte mit wenigen Worten beſcheiden mein Lob ab, und fuhr fort:

„Zur Zeit meiner vorgerückten Knabenjahre gehörte der Weg zwiſchen Maria Einſiedel, oberhalb Thalkirchen's, und dem Dorfe Bulach, und noch weiter hin, ſo weit es eben ging, immer unten, am waldigen Fuße der Anhöhe, zu meinen Lieblingsſpaziergängen, und meine jungen Geſinnungsgenoſſen folgten mir immer gerne. Wir lagerten uns bald da, bald dort, in irgend einem labenden Schatten der Niederung, deren Oede wir dann wetteifernd mit den Gebilden unſerer Phantaſie belebten, mit fahrenden Rittern und bedrängten Edelfräulein, mit Boten des heimlichen Gerichtes, mit Räubern in Einſiedlerkutten, mit Zwergen, Rieſen und Ungeheuern, mit Geiſterhöhlen und allen Arten unheimlichen Spukes. Etwa hundert Schritte vor dem Pfahlzaune, der von Schwaneck den Berg hinunter zieht bis an den Rand der Iſar, iſt in der Tiefe eine Lichtung, und in dieſer ein Plätzchen, von wo aus man jetzt einen maleriſchen Anblick genießt, die Burg Schwaneck, wie ſie aus dichtem Geſträuche und zwiſchen flüſternden Baumkronen emporragt.

„Damals ſtand aber nichts da oben an der Ecke des Heſſelloherwaldes, und dennoch ſagte mir eine innere Stimme, ſo oft ich im Abendglanze der Sonne das geſpenſtiſche Grünwald herüberlugen ſah, welches einſt ein römiſches Kaſtell mit einem vierfachen Walle geweſen iſt, daß dieſem gegenüber gewiß auch da oben einſt ein ſolches Kaſtell oder eine Ritterburg ſich müſſe erhoben haben, und ich betheuerte meinen jungen Freunden ganz ernſthaft, daß ich wieder eine Burg hinaufbauen wolle, ſobald ich einen Schatz finden würde. Wir malten uns nun gar oft unſer künftiges, gemeinſames Burgleben mit den reizendſten Farben aus.

„So mancher Jugendtraum pflegt mit den Jahren immer ſchwächer zu werden, bis er zuletzt völlig verſchwindet; mein Jugendtraum hatte ſich nach und nach in mich hineingelebt, und er verließ mich nie wieder, bis ich ihn endlich in Erfüllung brachte. Doch lange zuvor, ehe dieß geſchah, hatte ſich der Gedanke, eine Burg zu bauen, und ſie Schwaneck zu nennen, in meinem Geiſte zu einer hiſtoriſch-romantiſchen Sage geſtaltet, die ich zum erſten Male zufällig in einem Kreiſe ſpinnender Dorfmädchen erzählte."

„Ah! vortrefflich!" unterbrach ich den Meiſter, „damit Sie es nur wiſſen: ich werde Ihr Zimmer nicht mehr verlaſſen, bis Sie auch mir dieſe Sage erzählt haben, vorausgeſetzt, daß das Reden Sie nicht angreift.“

„Recht gerne entſpreche ich Ihrem Wunſche, wenn es Ihnen Vergnügen macht, das tolle Zeug anzuhören, welches ich jedoch mit vielen hiſtoriſchen Perſonen und Thatſachen geſpickt habe. Ich werde es Ihnen gerade ſo einfach erzählen, wie es die ſpinnenden Dorfmädchen aus meinem Munde ſchon vor etwa 20 Jahren vernommen haben.“

„Schon vor 20 Jahren?“

„Ja, in Bulach ... Sie waren wohl ſchon öfter in Bulach?“

„Allerdings.“

„Sie kennen alſo auch die örtliche Lage des Wirthshauſes daſelbſt?“

„Sehr gut. Hinter dem Wirthshauſe iſt ein grüner Platz mit Tiſchen und Bänken im Schatten von Bäumen, von wo aus man den herrlichſten Anblick Ihrer Burg genießt. Gegen Oſten ſchließt dieſen grünen Platz eine Mauerböſchung, an deren Fuße unten, nur durch einen ſchmalen Weg von ihr getrennt, eine theilweiſe gemauerte, ziemlich große Hütte mit einem hufeiſenförmigen Altane ſteht. Im obern

Stockwerke, in der Richtung gegen jene Mauerböſchung, iſt eine geräumige Kammer; zu der Zeit, von der Sie ſprechen, war eine alte Wittwe, welche die Erlaubniß beſaß, Bier zu verkaufen, Beſitzerin dieſer Hütte. An einigen Tiſchen vor dieſer Hütte ſaß ich damals oft, wenn die Sonne bereits über den Forſtenriederpark hinzuziehen ſchien, an ſchönen Sommerabenden mit einigen Freunden und Freundinnen aus der Geſellſchaft des Frohſinns, und überraſchte uns bisweilen plötzlich ein Gewitter, ſo flüchteten wir uns in jene Kammer hinauf. Wir nannten damals Pulach ſcherzweiſe Neugriechenland, und die alte Frau die Wirthin zur langen Naſe."

„Sie haben mir durch dieſe Schilderung die Einleitung zu meiner Sage erſpart, die ich gerade in der Kammer jener Hütte erzählte."

„Welch' ein ſeltſames Zuſammentreffen!"

„In der That! ... Eines Abends trat ich aus dem Heſſeloherwalde auf den öden Platz hinaus, auf welchem jetzt Schwaneck ſteht, und ſtarrte mit verſchränkten Armen, in meine Träume verſunken, lange nach Grünwald hinüber, bis ein fernes Rollen des Donners, und einige fahle Blitze, die eine ungeheure ſchwarze Wolke hinter dem Dorfe Solen durchzuckten, mich an ein ſicheres Obdach mahnten.

„Ich ſegelte mit halbem Winde nach Bulach, und trat eben über die Schwelle der gaſtlichen Hütte, als ein tüchtiger Strichregen losbrach. Dabei blieb es auch; denn ein ungeſtümer Nordwind miſchte ſich ein, und warf das ganze Gewitter in den Starnbergerſee. In der Kammer oben ging's recht luſtig her; es wurde geſungen und gelacht. Ich ſtieg hinauf, und traf die Alte, von fünf Dorfmädchen umgeben, die fleißig ſpannen, und ſeitwärts an einem Tiſche ſaßen zwei muntere Burſchen, von denen der Eine ſeine Pfeife ſtopfte, und der Andere einen wackelnden Knopf an ſeiner Jacke mit Nadel und Faden befeſtigte.

„Nach einem flüchtigen Blicke auf mich, als ich am Fenſter Platz nahm und ein Glas Bier verlangte, kümmerte ſich Niemand mehr um meine Anweſenheit. Die ſchelmiſchen Mädchen hielten eine förmliche Muſterung der Bevölkerung von Bulach und der nächſten Umgebung, und wetteiferten in der Gewandtheit, durch die Hechel zu ziehen, aber immer nur auf eine harmloſe Weiſe.

„Nun kam die Reihe an das Erzählen von Geſchichten, unter denen die Geiſtergeſchichten die größte Rolle ſpielten. Als den Erzählerinnen der Faden ausging — nicht der Faden, den ſie ſpannen, ſondern der Stoff zu ihren Erzählungen, — ſagte das Redſeligſte von dieſen Dorfmäulchen, Namens Walburga, von ihren Freundinnen ganz einfach Burgerl genannt:

„Der Herr dort am Fenſter hat jetzt ſo viele Geſchichten von uns gehört, daß es nicht zu viel verlangt wäre, wenn er uns auch eine recht ſchöne Geſchichte erzählen wollte.“

„Und bei dieſen Worten wendete ſie ihren Kopf halb zu mir, und nickte dann den übrigen Mädchen heimlich zu, wie um auch ſie zur Bekräftigung dieſes Wunſches anzuſpornen, woran ſie es auch nicht fehlen ließen.

„Mir war die Gelegenheit erwünſcht, den Eindruck kennen zu lernen, den meine Sage auf ſo unbefangene Gemüther hervorbringen würde.

„Von Herzen gerne! erwiederte ich, ſetzte mich auf einen Stuhl in die Mitte des Halbkreiſes meiner Zuhörerinnen, und begann meine Erzählung, wie folgt:

Burg Schwaneck.

1.

„Vor mehr als tauſend Jahren, — eine hübſche Zeit, an die Ihr Euch ſchwerlich mehr recht erinnern werdet, — gab es noch kein Bulach, und weit und breit auch kein anderes Dorf, ſondern nur endloſe, unwegſame Wälder, in denen Bären und Wölfe ſo zahlreich herumliefen, wie jetzt Eure Hühner, nur nicht ſo zahm.

„Und dennoch könnte man behaupten, daß es damals ſchon eine Art von Kleinbulach gegeben hat, weil auf dem Platze, wo jetzt Euer Dorf zu ſehen iſt, vier Hütten ſtanden, je eine an einer Ecke innerhalb eines Zaunes von ſtarken Baumſtämmen, der zum Schutze gegen Räuber und wilde Thiere diente, und ſo viel Ackerland umſchloß, als nöthig war, das zum Brode für die Bewohner dieſer vier Hütten erforderliche Korn zu bauen; zwei Kühe in jeder derſelben lieferten die Milch, und der Wald und die Iſar das Wildpret und die Fiſche. Die Felle von Bären und andern Thieren wurden zu Kleidern benützt, und die Pelzhauben von Bäuerinnen in manchen Gegenden, ſowie die Grenadiermützen, erinnern noch heut zu Tage an die uralte Mode jener Zeit.

„Dem heiligen Bonifacius, der mit vielen andern gottſeligen Männern aus England nach Deutſchland kam, um das Evangelium zu predigen, und die Heiden zum Chriſtenthum zu bekehren, haben auch wir Bayern das Licht der göttlichen Lehre zu verdanken. Aber es koſtete große Mühe und viel Zeit, bis die alten heidniſchen Geſinnungen und Gebräuche völlig verdrängt waren; manchen heidniſchen Aberglauben findet man ſogar jetzt noch, und oft bei guten Chriſten, z. B. daß es etwas Schlimmes bedeute, wenn Jemanden ein Haſe über den Weg läuft.

„Da gab es noch keine Handelsleute, keine Handwerker, kein Schulhaus, kein Spital, keine Apotheke, kein Waiſenhaus und kein Wirthshaus; jede Familie ſorgte für ihr eigenes Bedürfniß, braute Bier, und eine beſſere Sorte durch Beimiſchung von Honig. Man trug Capuzen von Schaffellen; denn Hüte und Hemden waren noch unbekannt. Natürlich konnte man auch keine ſo zierlich geputzten Bauernmädchen ſehen, wie jetzt. Eine eigentliche Stadt, wie wir uns eine ſolche vorſtellen, war in ganz Bayern nicht zu finden, ſelbſt Regensburg war keine, obgleich Herzog Odilo dort ſeinen Sitz hatte.

„Zur ſelben Zeit ſtand dort drüben, wo man aus dem Heſſelloherwalde auf den offenen Platz heraustritt, ſeit unfürdenklichen Jahren ein römiſches Kaſtell."

„Das glaub' ich nicht," unterbrach mich Burgerl; „ein ſolches Kaſtel wäre ſchon in der erſten Stunde geſtohlen worden."

„Ich mußte lachen; das Mädchen meinte, daß ich von einem Käſtchen ſpreche, welches in der Volksſprache Kaſtl oder Kaſtel genannt wird.

„Du irreſt Dich, Burgerl," erwiederte ich; „ein Kaſtell iſt kein Kaſtel, ſondern eine kleine Feſtung zum Schutze gegen die Feinde. Ein ſolches römiſches Kaſtell war auch einſt in Grünwald; dort ſieht man noch die Römerſchanzen; eine ſteinerne Brücke führte über die Iſar, und im Forſtenriederparke zeigt eine Tafel die Römerſtraße, welche von Salzburg bis nach Augsburg zog. Die meiſten römiſchen Kaſtelle waren ſchon zerſtört; jenes aber, von welchem ich ſpreche, ſtand noch, entweder um noch ein Muſter zu haben, wie ſie ausſahen, oder weil die wenigen Leute in der

Gegend die Mühe ſcheuten, es zu zerſtören, vielleicht gar es für eine Geiſterburg hielten, worin die Hälſe ihnen könnten umgedreht werden, wenn ſie einen ſo verwegenen Verſuch wagen wollten.

„Dieſes Kaſtell ſah auch wirklich furchtbar aus; es war ein einziger großer, runder Thurm, wohl hundert Fuß hoch, die Mauer ſechs Ellen dick; nirgend eine Oeffnung, die als Fenſter gelten konnte; man erblickte nur kleine Einſchnitte, wie Schießſcharten, um Licht und Luft hineinzulaſſen; dieſer Thurm hatte kein ſichtbares Thor, keine Thüre, keinen Eingang irgend einer Art. Ihn umſchloß eine hohe ſteinerne Mauer von allen Seiten, die bis dorthin reichte, wo jezt die Straße nach Wolfrathshauſen vorüberzieht. Am Fuße dieſer Mauer lag rings herum ein breiter Graben von ungeheurer Tiefe. Kein Menſch konnte ſich rühmen, er hätte Jemand in dieſes Kaſtell hineingehen oder herauskommen ſehen. Nur bisweilen erſchien ein blendend weißer Schwan auf der Zinne des Thurmes, der einen Wehrgang hatte, ſäuberte mit ſeinem langen Schnabel ſeine Schwingen, und glänzte in den Strahlen der Sonne wie ein Gletſcher auf den hohen Schweizerbergen. Dann ſchaute er ſtumm rings um, ſchüttelte den Kopf mit dem langen Halſe, und flatterte wieder ſchwerfällig in die Einfriedung hinunter.

„Die Bewohner der vier Hütten hielten dieſen Schwan für einen Zauberer, oder wenigſtens für einen verzauberten Menſchen, und weil der Thurm, auf welchem der Schwan ſaß, in einer Ecke ſtand, nannten ſie dieſen Thurm Schwaneck. Die Hoffnung, im Thurme vielleicht einen reichen Schatz zu finden, machte Manchen luſtern, hineinzukommen; allein zu dieſem Unternehmen fehlten ihm die Flügel, und ohne dieſe war es nicht ausführbar. Die neugierigen Jungen aber, welche durchaus wiſſen wollten, was hinter den Ringmauern zu ſehen ſei, fanden ſchon ein Mittel zur Erfüllung ihres Wunſches. Sie kletterten wie Eichhörnchen auf die Wipfel der höchſten Bäume hinauf, die in der Nähe ſtanden, und erblickten einen Teich innerhalb der Mauern, in welchem viele und prächtige Schwäne ſtolz umherſchwammen.

„Mitten in dieſem Teiche lag eine kleine Inſel mit einem Schwanenhäuschen von Tufſteinen, in welches ſchmale Stufen von Eichenholz hinaufführten; dorthin flüchteten ſich die Schwäne vor Hagelſchlag, und wenn ſie hoch oben in den Lüften einen raubgierigen Geier kreiſen ſahen.

„Da die Jungen weiter nichts entdeckten, wurden ſie des Baumkletterns bald überdrüßig, und benützten ihre vielen Freiſtunden zu andern Ergötzlichkeiten. Sie wagten ſich auch nicht mehr in die Nähe des Thurmes, weil man ihn einige Nächte hindurch von einem grellen Lichte beleuchtet geſehen, und einen gräulichen Lärm gehört hatte, als ob er zertrümmert würde.

2.

„Eines Morgens ſchaute eine alte Bäuerin nach dem Wetter, und erblickte, als ſie ihren Kopf in die Höhe hob, eine ſchwarzgekleidete Dame auf der Zinne des Thurmes. Sie rieb ſich die Augen, wie nach dem Erwachen aus einem Traume, und ſchlug dann einen ſo großen Lärm, daß ſie gar keine Trompete brauchte, um die Nachbarsleute in den übrigen drei Hütten herbeizulocken. Sie kamen auch eiligſt gerannt, und die Bäuerin rief ihnen ſchon von weitem zu, daß ein ſchwarzgekleidetes Weib auf der Zinne des Thurmes zu ſehen ſei.

„Eines?“ erwiederte die Angeredete; „zwei Weiber ſind's, ſchau nur recht hinauf!“

„Nein … drei ſind's!“ ſprach eine Dritte.

„Und alle drei Bäuerinnen hatten Recht; denn nach und nach waren drei ſchwarzgekleidete Weiber oben auf dem Thurme erſchienen, welche abwechſelnd die Arme in verſchiedenen Richtungen ausſtreckten, und ſich darüber ihre Meinungen gegenſeitig mitzutheilen ſchienen, wie man aus dem Nicken ihrer Köpfe entnehmen konnte.

„Bald erhob ſich auch die Geſtalt eines Jünglings zwiſchen den Weibern, der eines von ihnen an ſein Herz drückte. Sie verweilten etwa eine Viertelſtunde, dann wurden ſie immer kleiner, bis ſie völlig verſchwanden.

„Das müſſen Zauberer ſein,“ ſagte die Bäuerin, welche das erſte Weib auf dem Thurme erblickt hatte, „ſonſt könnten ſie nicht immer kleiner werden, und zuletzt gar verſinken.“

„Ja, ja, das ſind Zauberer!“ ſtimmten Alle bei. „Die Leute auf dem Thurme wurden aber nur deßhalb kleiner und verſchwanden, weil ſie über eine Treppe hinabgingen. Nun möget Ihr Euch vorſtellen, wie dumm damals die Bauern und Bäuerinnen noch geweſen ſein müſſen; und wenn Ihr bedenkt, wie geſcheit ſie ſeitdem geworden ſind, ſo werdet Ihr Gott nicht genug danken können …

„Die neugierigen Jungen dachten ſich: „Holla! Dieſe Leute auf dem Thurme kommen gewiß auch zum

Schwanenteiche, und wir werden ſie ganz bequem in der Nähe ſehen, wenn wir wieder auf unſere hohen Bäume hinaufſteigen.“

„Gedacht, geſagt und gethan!

„Auf die Bäume! Auf die Bäume!“ ſchrien die loſen Buben, und rannten wie beſeſſen zum Zaungatter hinaus, und den beſorgten Eltern blieb nichts anders übrig, als ihnen nachzutrollen. Aber wie ſehr erſtaunten ſie, als ſie an der Ringmauer ein offenes Thor bemerkten, das durch eine über den Graben herabgelaſſene Zugbrücke mit einem offenen Thore des Thurmes in Verbindung ſtand, ſo daß man in dem geräumigen Hofe deſſelben jene Perſonen ſtehen ſah, die zuvor auf der Zinne des Thurmes waren, und noch einen alten, ebenfalls ſchwarzgekleideten Diener, ferner vier gemeine Männer in fremder, wunderlicher Tracht, welche fünf abgeſattelte Pferde und drei Kühe in den Stall führten, und dann allerlei Gepäck über ſchmale Wendeltreppen in die oberen Gemächer trugen.

„Bei dem Anblicke der Hüttenbewohner, die ihre Hälſe ſtreckten, wie Kraniche, um recht viel zu ſehen, gingen die fünf ſchwarzgekleideten Perſonen — die fünfte war ein alter Diener — über die Zugbrücke heraus, den Landleuten entgegen, welche große Luſt fühlten, aus Furcht vor dieſen ſchwarzen Geſtalten davon zu laufen. Allein die zwei Damen, welche vorausgingen, eine noch recht hübſche Frau von 38 bis 40 Jahren, und ein wunderſchönes Fräulein von kaum ſiebenzehn Jahren, nickten ihnen ſo holdſelig zu, und grüßten ſie mit ſo freundlichen Geberden, daß ſie ſtehen blieben, und zwar um ſo muthiger, als ſie bemerkten, daß die beiden Damen und der Jüngling an einer feinen Stahlkette ein goldenes Kreuz auf der Bruſt trugen; ein ſolches Kreuz, aber nur von rothem Sammet aufgenäht, erblickten ſie auch vorne auf dem Gewande des alten Dieners und der dritten Frauensperſon, welche eine Dienerin der beiden Damen zu ſein ſchien. Dieſes Kreuz gab den Hüttenbewohnern die Beruhigung, daß ſie es mit guten Chriſten zu thun hatten.

„Als die fünf Perſonen durch das Thor der Ringmauer getreten waren, und nun den Hüttenbewohnern gegenüber ſtanden, ſprach die ältere Dame, eine gar ſtattliche Frau:

„Gott grüß' Euch, liebe Nachbarsleute! und reichte jedem von ihnen ihre Hand, küßte auch viele von den kleinen Kindern, die ſich ängſtlich an die Röcke ihrer Mütter klammerten, oder auf den Armen derſelben hockten.

„Ich bin erſt heute Nacht,“ fuhr die Dame fort, „mit meinem Gefolge in dieſem Thurme angekommen, wo ich einige Zeit verweilen werde; ich weiß noch nicht, wie lange; es wäre mir recht lieb, wenn Ihr uns gegen gute Bezahlung die nöthigen Lebensmittel liefern möchtet: Gänſe, Enten, Hennen, Hühner, Tauben, Mehl, Eier, Fiſche, Bier, Käſe, Salz, Honig; auch Haber, Heu und Holz; das Wildpret wird von meinem Sohne und von meinem alten Diener beſorgt. Bisweilen kann ich auch ein Kalb, ein Schwein oder ein Ferkel brauchen. Sagt an, liebe Nachbarsleute, wollet Ihr mich mit dieſen Sachen verſehen?“

„Recht gerne!“ antworteten die Gefragten, und nannten noch viele andere nothwendige Dinge, an welche die edle Frau nicht gedacht hatte.

„Gut!“ ſagte dieſe; „mein Diener wird Euch begleiten, und ſo viel kaufen, als er für nöthig erachtet, und Ihr entbehren könnet. Wenn ich mit Rath und That Euch nützen kann, ſo kommet zu mir; Ihr werdet mich zu jeder Zeit willig finden. Sollte Jemand von Euch erkranken, ſo wendet Euch an meine Hülfe; denn ich bin in der Heilkunde ſehr erfahren. Vermuthlich ſeid Ihr ſchon getauft, und ſohin Chriſten?“

„Ja."

„Wer hat Euch getauft?"

„Der heilige Winthir."

„Der heilige Winthir iſt mein Freund. Er hat mir verſprochen, an jedem Sonntage Morgens zu mir zu kommen und im Hofe dieſes Thurmes das Evangelium zu predigen. Ich lade Euch ein, immer daran Theil zu nehmen, und hoffe, daß Niemand von Euch dabei fehlen werde."

„Und mit einem überaus wohlwollenden Lächeln neigte die bleiche ſtattliche Dame ihr Haupt, und kehrte mit ihrem Gefolge in den Thurm zurück, mit Ausnahme des alten Dieners, der nach dem Willen ſeiner Gebieterin mit den Hüttenbewohnern ging, und nach einer Stunde vier große, von Kühen gezogene Karren in den Thurm brachte, ſchwer beladen mit allerlei Bedürfniſſen, die er reichlich bezahlt hatte.

„Der nächtliche gräuliche Lärm war nichts Anderes, als das gewaltſame Oeffnen vermauerter Thore bei dem Scheine brennenden Föhrenholzes.

3.

„Nun muß ich Euch doch auch erzählen, wer denn dieſer heilige Winthir war, wenn Ihr es nicht ſchon wiſſet, und wiſſet Ihr es ſchon, ſo ſchadet es nichts, wenn ich Euch wieder daran erinnere. Der heilige Winthir war ein gottſeliger Mann, und ein recht guter Freund des heiligen Bonifacius; mit dieſem und noch vielen andern frommen Männern war er von England nach Deutſchland gezogen, um das Licht des Evangeliums unter den finſtern Heiden leuchten zu laſſen. Er wählte den Ort zu ſeinem Aufenthalte, der Euch als Dorf Neuhauſen, zwiſchen München und Nymphenburg, bekannt iſt. Dieſes Neuhauſen ſtand ſchon mehrere Jahrhunderte vor der Erbauung Münchens, und wurde nach dem ehemaligen Beſitzer Huaſam oder Hauſen genannt.

„Winthir, obgleich von Geburt ein Edelmann, trug die nämliche Kleidung, wie die andern Bauern, und arbeitete und lebte wie ſie, um ihr ganzes Vertrauen zu gewinnen. Wenn Ihr in die Kirche zu Neuhauſen tretet, ſo ſchauet auf den Altar hin, der links vom Choraltare ſteht, und Ihr werdet ein Gemälde ſehen, den ſeligen Winthir vorſtellend, wie er, in einem einfachen Hausrocke, einen goldenen Heiligenſchein um ſein Haupt, und ein goldenes Kreuz in ſeiner linken Hand, den Landleuten prediget. Unter dieſem Altare ſoll Winthir in einem ſteinernen Sarge begraben liegen, welchen auch der Todtengräber im Jahre 1770 zufällig entdeckt hat, ohne jedoch weiter nachzuſuchen.

„Johannes Gailkirchner, geheimer Rath des Herzogs Maximilian des Erſten, erzählt: „daß durch die „Fürbitte dieſes Winthir mehrere Stumme redend, „Blinde ſehend, Krumme und Lahme gerade und „gehend, und Kranke geſund worden ſeien; ſo lange „er lebte und durch ſeine wahre Frömmigkeit, durch „ſeine ungeheuchelte Liebe gegen Gott und den Nächſten, ſo wie durch ſeinen heiligen Tugendwandel, „weit und breit eine allgemeine Verehrung ſich erwarb, habe kein Hagel und Blitz in der Gegend „Schaden gethan, ſei keine anſteckende Krankheit unter Menſchen und Vieh verſpürt worden, und es „wäre Muthwille, daran zu zweifeln.“

„Auch nach dem Tode des ſeligen Winthir mag wohl noch kein ſo glückliches Loos den Bauern von Neuhauſen beſchieden geweſen ſein: denn Ihr könnet auf einer Menge von Votivtafeln an der Wand des Glockenhauſes der Kirche daſelbſt leſen, daß ſich die Bauern bei Viehſeuchen und Viehfällen zu ihm verlobt, und Hülfe gefunden haben, mit Ausnahme eines einzigen Mannes, der von zwei Soldaten aus dem im Jahre 1703 in der Nähe befindlichen Lager war verwundet worden, und deſſen allzu ſchwere Wunden keine Hülfe mehr möglich machten.

„Wie ein zärtlicher Vater, von Tauſenden beweint, altersmüde, ſtarb endlich der fromme Gottesmann Winthir eines friedſamen Todes. Der heilige Bonifacius aber endete ſein ſegenreiches Leben als Martyrer; denn als er auf einer von ſeinen apoſtoliſchen Reiſen zur Bekehrung der Ungläubigen bei Dockum, ſechs Stunden von Lewarden, auf offenem Felde, um unter freiem Himmel zu predigen, Zelte aufſchlagen ließ, wurde er am 3. Juni 755 in ſeinem gottſeligen Berufe von bewaffneten Barbaren überfallen, und in einem Alter von ungefähr 75 Jahren nebſt ſeinen Begleitern erſchlagen, und ſein Leichnam zuerſt nach Utrecht, dann nach Mainz, und zuletzt nach Fulda gebracht.

„Jetzt wiſſet Ihr, wer der ſelige Winthir geweſen iſt, der aus Euern heidniſchen Voreltern gute Chriſten gemacht hat.

4.

„Der freundnachbarliche Verkehr zwiſchen dem Thurme und den Hüttenbewohnern mochte etwa vierzehn Tage bis drei Wochen gedauert haben, als ſich etwas Außerordentliches ereignete.

„Eines Abends war der alte Bauer Jakob müde und mürriſch nach Hauſe gekommen, nachdem er den ganzen Tag hindurch mit ſeinem Sohne Andreas und deſſen jungen Freunden eine am frühen Morgen durch eine zufällig offen gebliebene Pfahlzaunthüre entſprungene Kuh, in den großen Wäldern umher vergebens geſucht hatte. Da gegen Mitternacht der Mondſchein leuchten mußte, glaubten Andreas und ſeine kräftigen Begleiter das Suchen fortſetzen zu können, und ließen alſo den Alten mit noch einem Nachbar, den ſie mit Holzfällen beſchäftiget fanden, in Gottes Namen heimkehren.

„Jakob brummte noch eine Zeitlang mit ſeiner Bäuerin, verrichtete ſein Nachtgebet, und ſtreckte ſich dann auf ſein Mooslager hin, konnte jedoch nicht einſchlafen; denn die entſprungene Kuh ging immer in ſeinem Kopfe herum, anſtatt in ſeinem Stalle, was ihm viel lieber geweſen wäre.

„Endlich kam der gute Mond wirklich, dem die Menſchen für ſeine uneigennützige Gefälligkeit, ihnen zu leuchten, bei weitem nicht ſo dankbar ſind, als ſie es ſein ſollten, ja, Viele ſchimpfen ſogar über ihn, wenn er gar nicht, zu viel oder zu wenig leuchtet. Zum Glücke kümmert er ſich nicht darum.

„Schlafloſigkeit und Ungeduld trieben den alten Jakob bald von ſeinem Mooslager weg. Er trat zur Bretterwand, zog den Schieber weg, der ſtatt des Fenſters diente, und ſchaute auf den freien Platz vor dem Gehöfte hinunter. Dann hob er mit gerümpfter Naſe ſeinen Kopf zum Monde empor, welcher gar ſchwach durch einen Wolkenſchleier äugelte, und den Bauer mit einer tückiſchen Miene zu fragen ſchien: „Jakob, wie ſteht's mit Deiner Kuh?“ Darob wollte ſich Jakob eben über den bleichen Nachtſchwärmer am Himmelsbogen ärgern, als ihn ein gewaltiges Platſchen auf dem freien Platze unten, wie von dem heftigen Falle eines quabbeligen Leibes veranlaßt, in dem Augenblicke ſtörte, da der Mond wieder eine dünne Wolkenkappe über ſein breites Antlitz ſtülpte.

„Der Bauer wendete ſchnell ſeine Augen vom Himmel zur Erde, und erblickte im zweifelhaften Dämmerlichte, etwa zehn Schritte von ſeiner Behauſung entfernt, nicht weit vom Rande der Tiefe, etwas Großes, Langes und Dickes, das ſich ein wenig regte und bewegte, wie ein lebendiger Körper, der ſich zu einer bequemen Ruhe anſchickt. Jakob ſchaute und ſchaute, und rief plötzlich aus, an das Lager ſeiner Ehehälfte tretend:

„Holla, Weib! erwache, und ſteh auf!“

„Da er ſeinen Worten gleichzeitig durch heftiges Rütteln mehr Nachdruck gab, fuhr die Alte aus dem Schlafe auf.

„Was gibt's denn? Was gibt's denn?“ fragte ſie, noch ganz ſchlaftrunken.

„Unſere Kuh iſt wieder da. Sie muß aber recht müde ſein; denn ſie iſt nicht weit von unſerer Hütte zuſammengeſunken. Steh auf, und hilf mir ſie durch das vordere Thor in den Stall bringen!“

„Die Alte erhob ſich freudig, ſchlüpfte in ihre Holzſchuhe, ſteckte ihre Arme durch die beiden Schlitze einer rauhen Kotze, wie ſie noch jetzt die Fuhrleute häufig zu tragen pflegen, und folgte ihrem Manne über die Leiter hinab, die ſtatt einer Treppe diente. Unten trafen ſie Andreas, der eben das Seitengatter leiſe und vorſichtig ſchloß.

„Wohin?“ fragte er heimlich.

„Nun, unſere Kuh wollen wir holen, die drauſſen vor der Hütte liegt,“ antwortete der Vater laut.

„Um Gotteswillen, ſtille!“ verſetzte der Sohn.

„Warum? Was haſt Du denn?“

„Zurück! Geht hinauf!“ fuhr Andreas fort, „und laſſet Euch nicht ſehen und nicht hören; es iſt nicht unſere Kuh, ſondern — ein Lindwurm!“

Bei dieſem furchtbaren Worte ſtockte dem Vater vor Schrecken der Athem, und die Mutter ächzte jämmerlich, und Beiden zitterten die Knie, als ſie wieder die Leiter hinaufkletterten.

„Ich komme gleich nach,“ flüſterte ihnen Andreas zu; „ich will nur zuvor unſere Nachbaren warnen, daß ſie das Gehöft nicht verlaſſen, und kein Gatter öffnen.“

„Er hielt Wort, und kam bald. Die Eltern ſaßen betend auf ihrem Mooslager.

„Haſt du den Lindwurm geſehen?“ fragte der Vater.

„Ja, da ich aus der Waldesecke trat,“ antwortete der Sohn; „vermuthlich ſchlief er einen Augenblick, weil er mich nicht ſah, nicht hörte und nicht witterte. Als ich mit meinen Begleitern, nach Deinem Fortgehen, nach allen Seiten hin die Kuh ſuchte, ſtießen wir auf eine Schaar gepanzerter Krieger, welche uns fragten, ob wir keinen Lindwurm geſehen hätten; ein ſolcher habe vor wenigen Tagen im Gebirge vierzehn Stücke Hornvieh zerriſſen und verſchlungen, und nach Andeutung der Fährte ſich nach dieſer Gegend gewendet. Wir verneinten es; die Krieger gingen ärgerlich fort, und wir hörten auf, noch länger zu ſuchen, und kehrten eilig und ängſtlich heim; denn mit einem Lindwurm iſt kein Spaß zu machen, Vater, wie Du neulich aus dem Munde eines reiſenden Mönches vernommen haſt, der bei uns übernachtete."

„Wie ſieht er denn aus?" fragte die Mutter zitternd.

„Er iſt ſo groß, wie ein Pferd, eine vierfüßige, geflügelte Schlange mit dem Vorderleibe eines Drachen; ſein Kopf iſt von dem Umfange der Hälfte unſerer Stubenthüre, und ein Kalb verſchlingt er mit Haut und Haaren, ohne eine Miene zu verziehen."

„Er kann alſo fliegen, weil er Flügel hat?"

„Nein, Mutter, dazu iſt er zu ſchwer; er kann auch deßhalb nicht ſchnell laufen, weil ſeine Füße gar kurz ſind, aber mit Hilfe ſeiner Flügel ſich ein paar Ellen hoch emporſchwingen, dann plumpt er wieder zu Boden."

„Sicher hat er unſere Kuh zerriſſen," bemerkte der Vater.

„Daran iſt gar nicht mehr zu zweifeln," erwiederte Andreas.

„Sehen möcht' ich ihn doch," ſagte die neugierige Alte, die ſich allmälig der Bretterwand genähert hatte, und nun langſam den Schieber zur Hälfte öffnete.

„Wolkenlos beleuchtete der Mond eben den freien Platz und das gräßliche Ungeheuer, das noch auf der nämlichen Stelle kauerte. Im gleichen Augenblicke öffnete es gähnend langſam den Rachen ſo weit, wie die Fallthüre eines Kellers, bleckte eine Doppelreihe weißer, daumendicker Hakenzähne von der Länge der Gänſefedern, und eine lange, blutrothe Zunge, während ſeine Augen, ſo groß und rund wie Krugdeckel, entſetzlich funkelten.

„Die Bäuerin ſtieß vor Schrecken unwillkührlich einen lauten Schrei aus, und plötzlich drehte ſich der Lindwurm, und ſprang mit einem gewaltigen Satze in die Tiefe; einige Sekunden lang hörte man das Krachen der durch die Wucht ſeines Leibes gebrochenen Baumäſte.

„Anſtatt zu ſchlafen, berathſchlagten ſämmtliche Hüttenbewohner in einer Verſammlung die ganze Nacht hindurch, was in Erwägung eines ſo höchſt gefährlichen Nachbars zu thun ſei.

„Dieß geſchah in der Nacht vor einem Sonntage.

5.

„Zufälligerweiſe war in derſelben Nacht auch im

Thurme eine geheime Rathsverſammlung gehalten worden, an welcher die ältliche Dame, der Jüngling und der fromme Winthir Theil nahmen. Der Gegenſtand dieſer Berathung muß ſehr wichtig geweſen ſein, weil dieſe drei Perſonen noch bei dem erſten Grauen des Morgens beiſammenſaßen; zu dieſer Zeit aber trat der alte Diener haſtig ein, und meldete, daß ein großer Zug von Bauern mit ihren Weibern, Kindern und zahlreichem Vieh aller Art dem Thurme ſich nähern. Die Dame ließ ſogleich das Thor des Thurmes öffnen, und die Zugbrücke fallen, über welche ſie zwiſchen dem Jünglinge und Winthir den Kommenden entgegenſchritt, mit der freundlichen Frage nach dem Begehren ihrer lieben Nachbaren.

„Der alte Bauer Jakob erzählte das nächtliche Abenteuer mit dem Lindwurme, und bat um ſchützende Aufnahme im Thurme, bis es den Kriegern, welche gegen ihn ausgezogen, gelungen ſei, ihn zu erlegen. Die Dame lächelte, als wollte ſie ſagen: „Guter Jakob, du haſt vermuthlich ein wenig zu tief in den Krug geguckt,“ da ſie es gar nicht begreifen konnte, wie ein Lindwurm in dieſe Gegend gekommen ſei; die Beſtätigung des jungen Andreas genügte jedoch, ihr jeden Zweifel zu benehmen. Der Jüngling befahl dem alten Diener, ihn ſogleich zu wappnen, da er dieſes Ungeheuer aufſuchen und von der Erde vertilgen wolle. Die Dame aber wendete ſich mit einem ernſten Blicke zu ihm, und ſagte in lateiniſcher Sprache: „Spare Deinen Muth zu edlen Kriegsthaten, wozu Dir bald Gelegenheit geboten wird!“

„Der fromme Winthir wußte auch hier wieder zu rathen und zu helfen. „Ihr dürfet hoffen, gute Leute,“ ſprach er, „bald von dieſem drohenden Ungethüme befreit zu werden. Heute Abend wird Prinz Gog, der Rieſe, ein Königsſohn aus Island, bei mir eintreffen, um von mir durch die heilige Taufe in die Gemeinſchaft der Chriſten eingeführt zu werden. Ich will ihn erſuchen, morgen zur hohen Gebieterin dieſes Thurmes zu kommen, deren Wunſch, den Lindwurm zu erlegen, er gewiß gerne erfüllen wird.“

„Die Flüchtlinge erhielten Einlaß in die Burg mit Allem, was ſie mit ſich führten, und hörten bald darauf die Predigt des Heidenbekehrers mit großer Andacht, der nach dem Mittagstiſche wieder heimritt.

„Prinz Gog, der Rieſe und Königsſohn, ließ nicht lange auf ſich warten. Sämmtliche Burggäſte waren am andern Morgen nach dem Frühſtücke eben mit allerlei Arbeiten beſchäftiget, als vor dem Thurme draußen ein ſo ſchrecklicher Metallklang durch die erſchütterte Luft gellte, daß alle Vögel im Walde durch die Bäume rauſchten, die wilden Thiere nach allen Richtungen zerſtoben, die Schwäne im Teiche kreiſchend mit den Flügeln ſchlugen, und die Bewohner im Innern der Burg erbebten. Der Jüngling und der alte Diener rannten auf den Balkon hinaus, und erblickten jenſeits der Ringmauer den Rieſen Gog, einen jungen ſchönen Mann von ſechsundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren, etwa zwölf Fuß groß, aber von vollendet ſchönem Ebenmaße aller Glieder. Er hatte große blaue Augen, eine ſanftgebogene Adlernaſe, und kaſtanienbraune Haupt- und Barthaare. Statt einer Rüſtung trug er ein Gewand von Büffelleder; ſogar ſein Helm, an deſſen Seiten ausgeſpannte Adlerſchwingen nickten, war von dieſem Stoffe; über ſeinen Rücken hinab wogte das Fell eines ungeheuren Bären, das ihm am Tage als Schirm gegen Sturm und Regen, bei Nacht als Decke diente. An einem ſtählernen Wehrgehenke, das von der rechten Schulter bis zur linken Hüfte blitzte, hing ſein rieſiges Schwert; ſein ſchmaler eiſerner Schild reichte ihm faſt bis zur Schulter; ſeine rechte Hand ſtützte er auf eine gewaltige eiſerne Keule, deren Schlag auf den Schild, wodurch er ſeine Ankunft den Burgbewohnern meldete, jenen entſetzlichen Schall hervorgebracht hatte. Schräg in ſeinem Gürtel ſtak eine Axt, deren bogenförmige Schneide dem halben Deckel einer großen Tonne glich.

„Bei dem Erſcheinen der beiden Perſonen auf dem Balkone, rief ihnen der Ankömmling zu:

„Saget Eurer Herrin, Prinz Gog, der Königsſohn, ſei gekommen, vom frommen Vater Winthir entſendet."

„Der Jüngling lud ihn gar freundlich ein, auf der andern Seite über die Zugbrücke in den Thurm zu kommen. Unter dem Thore desſelben mußte er ſich bücken. Im Hofe begrüßten ihn die Burg- und Hüttenbewohner, die ihn mit ſtaunender Scheu betrachteten. Er verbeugte ſich bei dem Anblicke der beiden Damen, deren Jüngere einen tiefen Eindruck auf ihn zu machen ſchien, und ſprach, zur Aelteren ſich wendend:

„Edle Frau, der fromme Vater Winthir hat mich zu Euch beſchieden; was iſt Euer Begehr?"

„Ich danke Euch, tapferer Prinz," antwortete die Dame, „für die Bereitwilligkeit, womit Ihr uns

Burgbewohnern und dieſen guten Landleuten zu Hilfe eilet, die ſich geſtern in dieſen Thurm geflüchtet haben, weil ſeit einigen Tagen die ganze Umgegend von einem furchtbaren Lindwurm bedroht wird."

„Prinz Gog brach in ein ſchallendes Gelächter aus.

„Von einem Lindwurme?" fragte er, als ob er kaum ſeinen Ohren traue, und fing wieder an zu lachen, ohne eine bejahende Beſtätigung ſeiner Frage zu erwarten. „In den weiten und tiefen Moräſten von Island, im Reiche meines Vaters, mitten zwiſchen feuerſpeienden Bergen," fuhr er fort, „gibt es eine Menge von ſogenannten Lindwürmern, die wir auf unſern Jagdzügen aufſuchen, und mit unſern Speeren ſo leicht anſpießen, wie wenn ſie Fröſche wären. Es wird mir alſo nur einen Spaß machen, die hieſige Gegend von dem Lindwurme zu befreien, den ſie ſo ſehr fürchtet, und der Ton einer Lockpfeife, die aus einem Knochen dieſes Thieres beſteht, und welche wir Jäger in Island ſtets an einer Schnur um den Hals tragen, vermag einen Lindwurm aus meilenweiter Entfernung herbeizulocken. Entſaget darum jeder Furcht!"

„Die Dame lud den Prinzen Gog gar artig zu einem Imbiſſe in den Speiſeſaal; allein der junge

Rieſe konnte von der ſchmalen und niedrigen Wendeltreppe keinen Gebrauch machen, verzehrte alſo im Hofe, an eine Mauer gelehnt, ein gebratenes Kalbsviertel, und trank dazu einige große Humpen Wein mit ſo großem Appetite, daß die Zuſchauer nicht recht wußten, was ſie mehr bewundern ſollten: die Höhe ſeiner Geſtalt, oder die Tiefe ſeines Magens.

„Nach dem kleinen Frühſtücke erſuchte der Rieſe die edle Burgfrau um die Erlaubniß, im nahen Walde Bäume fällen, und ſich eine hinlänglich geräumige Hütte bauen zu dürfen, worin er auf einem weichen Lager von Moos und Laub gemüthlich ſchlafen könne, indem er bis zur Tödtung des Lindwurmes hier zu verweilen wünſche, wo es ihm überhaupt gar nicht übel gefalle. Dabei warf er einen zärtlichen Rieſenblick auf die jüngere Dame.

„Ich ertheile Euch dieſe Erlaubniß recht gerne,“ verſetzte die Burgfrau; „die jetzt in meiner Burg befindlichen Landleute ſollen Euch helfen; aber wo gedenket Ihr zu wohnen, Prinz Gog, bis dieſe Hütte fertig wird, wozu wohl 8 bis 10 Tage nöthig ſein werden?“

„Gog, der Rieſe, lachte wieder nach Herzensluſt.

„In 8 bis 10 Tagen?“ fragte er. „Meine Hütte wird noch heute fertig, und die Landleute brauchen nur das Abfallholz wegzuräumen, und das nöthige Moos und Laub herbeizuſchleppen.“

„Und nach einer anmuthigen Verbeugung vor den beiden Damen, winkte er den gaffenden Landleuten, die ihm, bei der Erinnerung an den Lindwurm zitternd, mit den nöthigen Werkzeugen über die Zugbrücke in den nahen Wald folgten. Dort angekommen, maß er die Länge und Breite des zur Hütte beſtimmten Raumes mit Schritten, und bezeichnete die Stellen, an denen die Landleute Gruben zu den Balken graben ſollten. Hierauf fällte und entäſtete der Rieſe die nöthigen Bäume mit einer Leichtigkeit, wie wenn ſie nur Schilfrohr geweſen wären, formte ſie zu roh behauenen Balken, und noch vor Anbruch der Nacht ſtand die Hütte fix und fertig da. „Nach gethaner Arbeit iſt gut ruhen,“ dachte ſich Gog, nahm Platz auf ſeinem Mooslager, und ſtärkte ſich mit den noch übrigen zart gebratenen drei Vierteln des Kalbes und einem erklecklichen Fäßchen Wein. Aber auch der alte Diener in der Burg dachte ſich etwas, als er dieſes vom isländiſchen Prinzen beſtellte Abendeſſen in die wunderſchnell gebaute Hütte ſendete. Er dachte ſich nämlich: „Lindwurm oder Rieſe . . .

da kehr' ich die Hand nicht um; doch Lindwurm und Rieſe . . . das iſt gar zu arg; je nun, ein Unglück kommt nie allein.“

6.

„Während den ganzen Tag hindurch der Waldesgrund rings umher von den Schlägen der gewaltigen Axt des Rieſen Gog wiederhallte, entſpann ſich in der Burg Schwaneck zwiſchen den beiden Damen, die fleißig ihre Spindeln ſchnurren ließen, eine wichtige Unterredung, die Ihr viel beſſer verſtehen werdet, wenn ich Euch zuvor mit der Geſchichte dieſer beiden Damen näher bekannt mache.

„Carl Martell, der Sohn eines Edelmannes aus Brabant, Namens Pipin von Heriſtall, der als Großhofmeiſter die rechtmäßige Königsfamilie von Frankreich verdrängt hatte, regierte als Herzog in Oſt- und Weſtfranken, aus welchen zwei Theilen damals das ganze Reich beſtand. Er war zweimal verheirathet; aus der erſten Ehe überlebten ihn zwei Söhne, Carlmann und Pipin der Kurze, und eine Tochter, Hiltrude; ſeine zweite Gemahlin war Sunehilde, eine bayeriſche Prinzeſſin, Tochter des Herzogs Theodoald, die ihm einen Sohn gebar, welcher Grifo hieß. Ein Jahr vor ſeinem Tode brachte es Carl Martell dahin, daß ein Reichstagsbeſchluß ſeinen älteren Sohn Carlmann zum Herzoge von Weſtfranken, und ſeinen jüngeren Sohn Pipin zum Herzoge von Oſtfranken ernannte. Ihr Halbbruder Grifo blieb ſohin von der Regierung ausgeſchloſſen, worüber ſeine Mutter Sunehilde, die ihn zärtlich liebte, den tiefeſten Kummer fühlte.

„Sie war eine Frau von unternehmendem Geiſte. Nach dem Tode ihres Gemahles bewarb ſie ſich um einen Anhang in den fränkiſchen Ländern, und pflog zugleich geheime Unterhandlungen mit den benachbarten Fürſten, deren Zuſicherung ihres Beiſtandes ſie durch die lebhafte Schilderung der ihnen ſelbſt drohenden Gefahr zu erhalten wußte. Sie hatte von jeher ihre Stieftochter Hiltrude mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit geliebt, die ihr aber auch durch die innigſte kindliche Liebe dieſer jungen und wunderſchönen Prinzeſſin vergolten wurde, welche über die Ausſchließung ihres guten Halbbruders Grifo, als über eine ſchreiende Ungerechtigkeit, ebenfalls in hohem Grade entrüſtet, und mit allen Plänen Sunehildens vollkommen einverſtanden war, für die ſie ohne Zweifel auch den Vater Winthir, bei deſſen Reiſe durch Frankreich nach Deutſchland, mochte gewonnen haben.

wohin auch Sunehilde in einer finſteren Sommernacht, von Grifo, Hiltrude, einem alten Diener und einer Zofe begleitet, heimlich zog.

„Jetzt kennet Ihr die vornehmen Perſonen, welche ſo unerwartet in der öden Burg Schwaneck erſchienen, und werdet auch begreifen, daß der fromme Winthir nicht bloß dahin kam, um zu predigen, ſondern auch zur Unterſtützung der gerechten Sache des unterdrückten Prinzen Grifo durch Rath und That. Die Urſache der geheimen Flucht Sunehildens mit Grifo und Hiltrude aus Frankreich, und ihre weiteren Abſichten, wird Euch aus der folgenden Unterredung zwiſchen Mutter und Tochter klar werden.

„Sunehildens Spindel lag müßig am Boden. Die königliche Frau lehnte ihr blaſſes, ſorgenvolles Haupt im Stuhle zurück, und ſeufzte.

„Was fehlt Dir, liebe Mutter?“ fragte Hiltrude mit zärtlicher Theilnahme. „Haſt du vielleicht unwillkommene Nachrichten durch Vater Winthir aus Frankreich erhalten?“

„Nein, mein gutes Kind,“ antwortete Sunehilde, „bisher geht Alles nach Wunſch; allein jetzt ſoll die Hauptſache geſchehen, ohne welche kein günſtiger Erfolg zu hoffen iſt.“

„Warum ſäumeſt Du, das Nöthige zu thun? Oder ſtellen ſich noch unüberwindliche Hinderniſſe entgegen?“

„Es iſt unerläßlich, daß ein mächtiger Fürſt Deutſchlands ſich an die Spitze jener Staaten ſtelle, die ſich bereit erklärten, die gerechten Anſprüche meines Sohnes Grifo zu vertreten. Dieſer Fürſt muß meinen Stiefſöhnen Carlmann und Pipin Unterhandlungen wegen der Anerkennung jener Anſprüche eröffnen, und im Falle einer abſchlägigen Antwort ihnen den Krieg erklären, der durch die Mitwirkung einer von mir gewonnenen, mächtigen Partei in Frankreich, einen ſiegreichen Ausgang nehmen wird.“

„O liebe Mutter,“ verſetzte Hiltrude, „dieß ſcheint mir ein weitausſehender und bedenklicher Plan zu ſein. Welcher deutſche Fürſt wird wegen einer Sache, die ihn eigentlich gar nichts angeht, ſein Land in einen ſo gefährlichen Krieg verwickeln wollen?“

„Allerdings, Hiltrude; allein gerade deßhalb muß zuvor ein Verhältniß eintreten, welches dem Fürſten ein offenbares Recht gibt, ſich dieſer Sache anzunehmen. Den Fürſten hab' ich mir ſchon auserſehen, aber das Verhältniß herbeizuführen, von dem ich ſpreche, vermagſt nur Du.“

„Ich?“ fragte die Prinzeſſin ganz erſtaunt.

„Ja, nur Du, meine gute Tochter.“

„So ſprich, liebe Mutter, was ſoll ich thun? für Dich bin ich zu jedem Opfer bereit; denn ich weiß, daß Du nichts von mir verlangſt, was gegen Tugend und Ehre ſtreitet.“

„Ich vertraue auch ganz auf Deine Liebe. Höre, mein theures Kind! Herzog Odilo von Bayern, ein junger, tugendhafter, gottſeliger, tapferer und liebenswürdiger Prinz, beſitzt alle Eigenſchaften, die ihn zur Ausführung meines Planes befähigen. Sein Recht dazu iſt zweifellos, ſobald er Dein Gemahl ſein wird.“

„Mein Gemahl? Odilo mein Gemahl? Was fällt Dir ein, liebe Muttter? Wie ſoll er auf den Gedanken gerathen, mich zu ſeiner Gemahlin zu wählen?

„Dafür ſorgt mein Plan. Die Schweſter des Biſchofes Gaubald von Regensburg muß mit ihrem Gatten eine große Reiſe antreten, und will inzwiſchen ihre zwei kleinen Töchter von 10 und 12 Jahren, im Hauſe Gaubald's der Obhut eines tugendhaften und verſtändigen Fräuleins anvertrauen. Zu dieſer Verwendung hat Dich Vater Winthir bei ſeinem jüngſten Beſuche in Regensburg ſeinem Freunde, dem Biſchofe

Gaubald, als eine Doppelwaiſe aus guter Familie empfohlen, ohne Deine Abkunft näher zu bezeichnen, und erhielt die freudige Zuſage Deiner Aufnahme. Winthir wird Dich bald dahin abholen, und wünſcht die Begleitung des Rieſen Gog bis in eine halbſtündige Nähe von Regensburg, zum Schutze gegen räuberiſche Angriffe. Herzog Odilo beſucht den Biſchof Gaubald täglich, und wird ohne Zweifel von Deiner Schönheit, Unſchuld, und von Deinem Geiſte von ſeltener Bildung gefeſſelt werden. Das Uebrige bleibt Deinem verſtändigen Benehmen überlaſſen. Was ſageſt Du zu dieſem Plane, liebe Tochter?

„Ich billige ihn vollkommen," antwortete Hiltrude," „und werde ihn nach Deinem Wunſche zu vollziehen ſuchen."

„Liebevoll umarmten ſich Sunehilde und Hiltrude.

7.

„Seit dieſer wichtigen Unterredung waren vierzehn Tage verfloſſen, ohne daß ſich etwas Beſonderes ereignet hatte, als eines Tages nach dem Mittageſſen der alte Diener auf der Zinne des Thurmes erſchien, um Spähe zu halten, und mit Schrecken den furchtbaren Lindwurm erblickte, der etwa 12 Schritte außerhalb des Burggrabens, in der Richtung gegen die Behauſung der Hüttenbewohner, auf dem Wege im Sonnenſcheine ſich behaglich wälzte. Der alte Diener gab ſogleich das verabredete Zeichen mit einem Horne dem Rieſen Gog, welcher eben vor ſeiner Hütte mit einem gebratenen Rehe beſchäftiget war, aber bei dem wohlbekannten Klange, der ihm endlich den lang erſehnten Kampf mit dem Lindwurme verhieß, raſch aufſprang, Schwert, Schild und Keule ergriff, und nach der Zinne des Thurmes ſchaute, von wo herab ihm der ausgeſtreckte Arm des alten Dieners als Wegweiſer diente. Gog mußte die ſteinerne Ringmauer umgehen.

„Um den Kampf zu ſehen, eilten die Damen auf die Zinne des Thurmes, die Hüttenbewohner auf die Mauern, und die Knaben erſtiegen die hohen Bäume, welche in kleinen Zwiſchenräumen innerhalb der Umfriedung ſtanden. Grifo nahm ſeine Armbruſt, ging durch das Schlupfpförtlein auf einem ſchmalen Randbalken der aufgezogenen Zugbrücke zum erſten Thore, kletterte über die eiſernen Querſtangen deſſelben empor, und wollte mit ſpitzigen Bolzen auf das Ungeheuer ſchießen, wenigſtens um es bis zum Eintreffen des Rieſen einſtweilen zu beſchäftigen, wenn es ihm auch nicht gelingen ſollte, dasſelbe ſtark verwunden, oder gar tödten zu können. Da aber ſchon ſein erſter Bolzen vom Felle des Lindwurms wirkungslos abprallte, wie ein Kinderball von einer Wand ſo gab er das Schießen auf, und blieb ein ſtummer Zuſchauer.

„Ein allgemeiner Schrei des Aergers ließ ſich vernehmen, als der Lindwurm gerade in dem Augenblicke in die Tiefe ſprang, da der Rieſe um die Ecke der Ringmauer aus dem Walde trat. Gog pfiff mit ſeiner Lockpfeife, und alsbald hörte man aus dem Abgrunde herauf ein ſo fremdes und gräßliches Geheul, daß ſich die Haare auf dem Haupte der Zuſchauer vor Entſetzen ſträubten. Und es rauſchte und krachte wieder da unten in den Kronen der Bäume, und wie von dem Krater eines feuerſpeienden Berges emporgeſchleudert, platzte das gräuliche Ungethüm in einem gewaltigen Bogenſprunge mitten auf den Weg hin, ſchlug grimmig mit dem Schlangenſchweife, daß der Boden dröhnte, peitſchte die Luft mit ſeinen Drachenflügeln, und ſchnappte mit den langen und weißen Hakenzähnen des Rachens, die mit der Haſt von Stampfern einer Gipsmühle aufeinanderſtießen.

„Prinz Gog, der Rieſe, hatte die Burg im Geſichte, und im Rücken die Sonne, deren Strahlen den Lindwurm zu blinzeln zwangen, und die Sicherheit ſeines Blickes beirrten. Gog unterbrach die Töne der Bockpfeife nur bisweilen durch ein lautes Lachen über die ſeltſamen Geberden des Thieres, welche ihm viel Spaß zu machen ſchienen, während die Herzen der Damen und Hüttenbewohner dabei vor Angſt bebten, insbeſondere, als er Schwert und Keule von ſich warf, und nur den Schild als Waffe gebrauchte; denn ſie konnten nicht begreifen, wie Gog der Rieſe auf ſolche Art zu ſiegen vermöge. Sie wurden aber gar bald belehrt. Der Lindwurm ſchlich leiſe voran, wie ein lauernder Tiger, duckte ſich, und machte einen Sprung auf ſeinen Feind. Dieſer ſtieß ihm den Schild in ſeiner ganzen Breite mit der vollen Wucht des rieſigen Armes entgegen, ſo daß durch die Doppelgewalt des Sprunges und Stoßes, das Ungeheuer, im Unterleibe getroffen, mit einem dumpfen Stöhnen zu Boden ſtürzte, und alle Viere von ſich ſtreckte. Gog ließ ihm keine Zeit mehr, ſich wieder zu erholen, faßte ſchnell den Schild mit beiden Händen am Obertheile, und zerſchmetterte mit einem einzigen Schlage das Rückgrath des Lindwurmes dicht hinter dem Kopfe desſelben, wodurch er augenblicklich getödtet wurde.

„Mit lautem Jubel rannten die Zuſchauer in der Burg über die donnernde Zugbrücke, um das erlegte Ungeheuer in der Nähe zu ſchauen, und dem Rieſen Gog für ihre Erlöſung von jenem gefährlichen Feinde herzlich zu danken. Er lachte über die Lobpreiſungen ſeines kühnen Muthes, der zu einem für ihn ſo gewöhnlichen Jagdvergnügen gar nicht nöthig ſei. Der vorſichtige Jakob fragte ihn: „ob nicht etwa ein Lindwurmneſt ſich in der Nähe befinde, das ihnen neue Schrecken bringen könnte?“ Gog beruhigte den Alten durch die Bemerkung: „daß man nichts mehr zu befürchten habe, indem auf den Ton ſeiner Lockpfeife ein zweiter Lindwurm unfehlbar hätte kommen müſſen.“ Hierauf ſtreifte er vermittelſt eines großen Jagdmeſſers, das in ſeinem Gürtel ſtak, das Fell des Lindwurmes ab, welches er dieſem, wie einem Haſen, über die Ohren zog, um damit ſeinen Schild auszuſchlagen; die Kopfhaut, an welcher er durch einen künſtlichen Schnitt das Knochengerüſt des Rachens mit der Doppelreihe der Hakenzähne hangen ließ, beſtimmte er zu einem kriegeriſchen Helmſchmucke. Nach Vollendung dieſer Arbeit ließ er das Aas in einem großen Feuer verbrennen, und die Aſche in einer ungeheuer tiefen Sandgrube vergraben. Die

Hüttenbewohner hielten unter freiem Himmel ein feierliches Gebet zu Gott, dankten der edlen Burgfrau für die gaſtliche Aufnahme, und bezogen noch zur Stunde ihre Behauſungen wieder.

„Kaum war der Rieſe Gog mit den blutigen Siegeszeichen in ſeiner Hütte angekommen, als auch ſchon Sunehilde, Hiltrude und Griſo, vom alten Diener geleitet, erſchienen, um ebenfalls ihren tiefgefühlten Dank ihm auszudrücken.

„Wüßte ich nur,“ ſchloß Sunehilde ihre Anſprache, „auf welche Weiſe ich dieſe rettende That würdig belohnen könnte!“

„Sprechet doch nicht von dieſer unbedeutenden Sache, edle Frau!“ verſetzte Gog; „wenn Ihr mir aber wirklich gewogen ſeid, ſo beweiſet es dadurch, daß Ihr dieſes holde Fräulein, welches ich Eure Tochter nennen hörte, durch Eure gütige Fürſprache beweget, meine Gemahlin, und ſomit dereinſt eine Königin von Island zu werden.“

„Ohne die geringſte Verlegenheit zu verrathen, verneigte ſich die gewandte Sunehilde gar zierlich, und antwortete mit ihrer freundlichſten Miene:

„Es wäre für mich eine überaus große Ehre, einen ſo liebenswürdigen Königsſohn, der überdieß ein ſo tapferer Rieſe iſt, meinen Eidam nennen zu dürfen, und gewiß würde meine Tochter aus den nämlichen Gründen Euch mit Vergnügen die Hand reichen; allein zufällig iſt bereits ein Bräutigam für ſie beſtimmt.“

„Gog verbeugte ſich, ohne eine Silbe zu antworten, und die beiden Damen gingen mit ihren Begleitern heimwärts. Einige Schritte vor dem Thore der Burg ſagte Hiltrude: „Ich will ein wenig zu den Hüttenbewohnern hinübergehen, um mich an der Freude über ihre Rettung zu ergötzen; in einem halben Stündchen werde ich wieder bei Dir ſein, liebe Mutter.“

„Und nach einem herzlichen Kuſſe wandelte ſie im luſtigen Sonnenſcheine zu den Hütten.

„Auf dem Rückwege, noch bevor ſie die Lichtung erreichte, vertrat ihr der Rieſe, mit Keule, Schwert, Axt und Schild bewaffnet, im Walde plötzlich den Weg.

„Schönes Fräulein,“ begann er nach einer ſo artigen Verbeugung, als ſie ein Rieſe nur immer machen kann, „ich möchte es aus Eurem eigenen Munde vernehmen, ob Ihr meine Gemahlin werden wollet, oder nicht?

„Ihr wiſſet ja, tapferer Prinz," antwortete Hiltrude, die über ſeinen ernſten Blick nicht wenig erſchrack, „daß bereits ein Bräutigam für mich beſtimmt iſt".

„Dieſer Bräutigam mag ſich eine andere Braut ſuchen," entgegnete Gog, „Ihr aber ſollet meine Gemahlin werden, ſo wahr ich ein Königsſohn bin, und da Ihr nicht gutwillig beiſtimmet, entführe ich Euch!"

„Geſagt, gethan. Raſch umhüllte er den Leib der Prinzeſſin dicht mit ſeinem Bärenfelle, wie man ein Wickelkind einbindet, ſo daß nur das holdſelige Köpfchen hervorguckte, legte ſie der Länge nach in die Höhlung ſeines halbbogenförmigen Schildes, ſtellte dieſen wie eine große Mulde auf ſeine linke Schulter, hielt ihn mit der linken Hand in der Schwebe, und trabte in Eilſchritten durch den Wald ungeſehen von dannen.

8.

„Prinz Gog, der Königsſohn und Rieſe, war ein tugendſamer Jüngling, in deſſen redlichem Herzen keine ſchlechte Abſicht auftauchen konnte. Er ging alſo ſelenvergnügt, ſeinen lieben Schatz geborgen zu haben, durch Wälder und Auen, und beruhigte die ſeufzende Hiltrude durch die, ſeiner Meinung nach, troſtreiche Verheißung, daß Vater Winthir ſie noch heute mit ihm vermählen werde. In der That war dieſe Verheißung für die Prinzeſſin troſtreich, da ſie nun wußte, wohin er ſie bringe, und gar nicht zweifelte, Winthir werde dieſes Verlangen mißbilligen, und ſie befreien.

„Als aber der Entführer in Neuhauſen ankam, und im Hofraume des von Winthir bewohnten Gehöftes vor den Augen des frommen Vaters den Schild wie eine Wiege auf den Boden ſtellte, aus welcher die ſchöne Jungfrau, mühſam das Bärenfell abſtreifend, ſich erhob, während der Prinz die Geſchichte ſeiner verunglückten Brautwerbung und die dadurch veranlaßte Selbſthülfe mit der Schlußbitte erzählte, nunmehr die Trauung vorzunehmen, fühlte der fromme Mann zunächſt große Luſt, vor Erſtaunen und Unwillen die Hände über dem Kopfe zuſammenzuſchlagen, unterließ aber dieſe Geberde als eine mit ſeiner Würde unvereinbare, und beſchränkte ſich bloß auf die Frage:

„Habet Ihr vielleicht ſelbſt halb und halb in dieſe Entführung eingewilliget, edles Fräulein?“

„Aus kluger Vorſicht nannte er ſie nicht „Prinzeſſin,“ weil ihr Stand noch immer ein Geheimniß bleiben mußte.

„Nein, frommer Vater,“ antwortete Hiltrude; „der tapfere Prinz hat vielmehr aus dem Munde meiner Mutter, ſo wie aus meinem eigenen Munde, ausdrücklich vernommen, daß bereits ein Bräutigam für mich beſtimmt ſei.“

„In dieſem Augenblicke hatte ſich der Rieſe umgewendet, in der Abſicht, ſeine Waffen an die Wand zu lehnen; dieſe kurze Friſt benützte die kluge Hiltrude zu einem Zeichen, durch welches ſie Winthir zu verſtehen gab, daß er den Namen des Bräutigams verſchweigen ſolle.

„Jetzt hielt Winthir dem Rieſen eine derbe Strafpredigt über das Verbrechen dieſer Entführung, welches eines jeden ehrliebenden Mannes, abſonderlich aber eines Königsſohnes und überdieß eines Chriſten, völlig unwürdig ſei. Seine Ermahnungen ſchienen aber keinen guten Erfolg zu haben, denn der Rieſe ſchüttelte ungläubig den Kopf. Winthir wollte ein letztes Mittel verſuchen; er begann, ſo umäßig zu lachen, daß Hiltrude beſorgte, er habe aus Angſt über die Halsſtarrigkeit des Rieſen und deren ſchlimmen Folgen für ſie, plötzlich den Verſtand verloren.

„Warum lachet Ihr mich aus?“ fragte Prinz Gog mit zornigem Blicke.

„Ich wollte Euch nur zeigen, mein lieber Prinz Gog, wie man Euch auslachen wird, wär's auch nur hinter Eurem Rücken, wenn Ihr nach Island mit einer ſo kleinen Gemahlin zurückkehret, daß man ſie für ein niedliches Töchterlein halten möchte. Wollet Ihr lieber mit einem Kater, als mit einem Löwen verglichen werden?

„Gewiß nicht!„

„Wohlan! Würdet Ihr nicht über einen Löwen lachen, der ſich ein Kätzchen zur Gemahlin wählte?“

„Der Stolz des Rieſen ſiegte über ſeine Liebe; er mußte die Frage bejahen, und erklärte, auf ſein Vorhaben zu verzichten.

„Verzeihet, edles Fräulein,“ ſagte er zu dieſem, „daß die unwiderſtehliche Gewalt meiner Liebe mich verleitet hat, Euch zu entführen; erwirket mir durch Eure gütige Fürſprache auch die Verzeihung Eurer Mutter, und ſeid überzeugt, daß ich zur Sühne meines Frevels gerne bereit bin, mein Leben für Euch zu opfern.“

„Hiltrude verzieh ihm mit holdſeliger Miene, zum Unterpfande ihre zarte Hand ihm reichend.

„Vater Winthir benützte dieſe gute Stimmung des Prinzen Gog zu der Einladung, Hiltrude und ihn bis in die Nähe von Regensburg zu geleiten, und zwar noch in der nämlichen Nacht. Nach Winthiers Rathe ſchrieb die Prinzeſſin ſogleich einen Brief über ihre Entführung und Abreiſe an ihre Mutter, welchem der fromme Vater einige Zeilen mit der Bemerkung beifügte, daß auf dieſe Weiſe auch der Schmerz einer wenn auch kurzen Trennung erſpart ſei. Mit dieſem Briefe ſprengte ein Zögling Winthirs nach Schwaneck, zum großen Troſte der über das plötzliche Verſchwinden ihrer Tochter und des Prinzen Gog tiefbekümmerten Sunehilde.

„Das Abendeſſen, welches inzwiſchen Winthir's Haushälterin, eine alte Bäuerin, bereitet hatte, aus einem Lammsviertel beſtehend, war nur für den frommen Vater Winthir und die Prinzeſſin hinreichend; leider ſtand kein Kalb im Stalle, und der arme Rieſe Gog mußte ſich ſohin mit einer ſpärlichen Faſtenſpeiſe begnügen, mit einem kleinen Pfannenkuchen von acht Dutzend Eiern.

„Winthir und ſeine ſechs jungen Zöglinge trugen immer Pilgerkleider. Ein ſolches wurde ſchnell für Hiltrude zurecht gemacht; Winthir beſtieg ſein Pferd, und nahm die vom Prinzen Gog emporgehobene Prinzeſſin hinter ſich; dieſer, für den es kein Pferd gab, das ihn zu tragen vermochte, ging an der Seite des reitenden Paares, als die nächtliche Reiſe nach Regensburg kurz vor Mitternacht begann. Unter Tags ruhten ſie in Wäldern, wo möglich immer an einer Quelle, und der Rieſe ſorgte für Wildpret, das er mit großer Geſchicklichkeit zu braten verſtand, jammerte auch bisweilen, daß ihm keine Räuber und keine Lindwürmer begegneten, und ſo erreichten ſie glücklich die Nähe von Regensburg.

„Prinz Gog wartete mit dem Pferde in einem Walde auf die Rückkehr Winthir's, der im Dämmerlichte des Morgens mit der Prinzeſſin in die Stadt ging, wo er ſie in das Haus des eben ſo überraſchten als hocherfreuten Biſchofes Gaubald brachte. Hiltrude weinte bitterlich, als Winthir ſogleich wieder von ihr Abſchied nahm, und bat ihn, ihrer geliebten Mutter tauſend herzliche Grüße und Küſſe von ihr zu melden.

„Wohlbehalten kamen Winthir und Prinz Gog in der Burg Schwaneck an. Sunehilde erhielt von ihnen die freudige Kunde von der glücklich erfolgten Ankunft Hiltrudens in Regensburg, überhäufte Beide mit den innigſten Dankſagungen, und hütete ſich, als eine kluge Dame, ſorgfältig, auch nur die mindeſte Anſpielung auf die Entführung ihrer Tochter zu machen. Mehr noch, als dieſer Edelmuth, rührte den Rieſen der Anblick eines fetten Kalbes, das eben eilfertig geſchlachtet wurde, und lediglich beſtimmt war, — wenn nicht alle Ahnungen ſeines Magens täuſchten, — ihm einen ſchon lange vermißten Hochgenuß zu verſchaffen, und wirklich hatte ihn ſein Glaube nicht betrogen.

9.

„Hiltrude beſuchte in Regensburg mit den beiden ihr zur Erziehung anvertrauten jungen Fräulein täglich die Kirche, wo ſie immer gar andächtig betete. Bald war der Ruf ihrer wunderſamen Schönheit, Tugend und Frömmigkeit in der ganzen Stadt, und in der Gegend weit umher verbreitet. Vornehme und reiche Jünglinge warben um ihre Hand, ohne Erhörung zu finden. Von einer Rundreiſe durch ſeine Gauen ſo eben zurückgekehrt, ſaß eines Tages Herzog Odilo ſo eben bei dem Biſchofe Gaubald, als Hiltrude, aus der Kirche kommend, mit ihren Zöglingen eintrat. Wie von einer himmliſcher Erſcheinung geblendet, hätte Odilo bei ihrem Anblicke beinahe den Becher mit Wein fallen laſſen, den er eben an ſeine Lippen ſetzen wollte. Aus Gaubald's genauer Schilderung des Herzogs, erkannte ihn die Prinzeſſin ſogleich, ohne es jedoch merken zu laſſen.

„Eine lange Unterredung mit ihr, in Gegenwart des Biſchofes, überzeugte den Herzog von dem hochgebildeten Geiſte und den edelſten Grundſätzen dieſer Erzieherin, ſo daß er keinen Augenblick zweifelte, ſie müſſe von fürſtlicher Abkunft, und nur durch widrige Verhältniſſe veranlaßt ſein, auf dieſe Art ihr Fortkommen zu ſuchen. Odilo, der ſich für einen vornehmen Hofherrn und Vertrauten des Herzogs ausgab, geſtand ihr geradezu ſeine Liebe, und bot ihr ſeine Hand an, inſoferne er ihr nicht mißfalle.

„Mit rührender Beſcheidenheit erwiederte die Prinzeſſin: „Ihr erweiſet mir eine große Ehre, edler Herr; ich mache mir aber ein Gewiſſen daraus, ſie anzunehmen, da ich Eure Neigung nur dem flüchtigen Eindrucke der erſten Begegnung verdanke. Einer wechſelſeitigen Beglückung zweier Herzen darf wohl eine längere Prüfung vorangehen. Zudem mag ich bis zu einer glücklichen Umgeſtaltung meiner mißlichen Familienverhältniſſe an keine eheliche Verbindung denken."

„So gebet mir bis dahin wenigſtens den Troſt, daß Ihr mir gewogen ſeid, holdes Fräulein!“ verſetzte Odilo.

„Ich bin es!“ flüſterte Hiltrude.

„Wer war nun glücklicher, als Odilo! aber raſch folgte dieſem Lichte ſeines Herzens der Schatten. Denn als er in ſeine Hofhaltung zurückkehrte, fand er Botſchafter der Regenten von Frankreich, Carlmann und Pipin, in einem Vorgemache, welche aus Auftrag und im Namen derſelben, die Prinzeſſin Hiltrude zurückforderten, die ſich in Regensburg aufhalte, nachdem ſie mit ihrer Stiefmutter Sunehilde und mit ihrem Halbbruder Grifo, unter dem Vorwande einer Luſtreiſe in die mittägigen Provinzen von Frankreich, aus dieſem Lande heimlich entflohen ſei.

„Der Herzog konnte mit gutem Gewiſſen antworten, daß er keine Kenntniß von dem Aufenthalte einer fränkiſchen Prinzeſſin in Regensburg habe; er beſchied daher die Botſchafter auf den andern Tag. Indeſſen zweifelte er keinen Augenblick, daß die ſchöne Erzieherin im Hauſe des Biſchofes Gaubald, keine andere als die aus Frankreich entflohene Prinzeſſin Hiltrude ſein könne. Ein langer Beſuch bei derſelben verſchaffte ihm dieſe freudige Gewißheit, und eine vollſtändige Aufklärung über die Urſache dieſer Flucht; gerührt von der inſtändigen Bitte Hiltrudens um ſeinen Schutz, verhieß ihr denſelben der ſie ſo zärtlich liebende Odilo unter Verpfändung ſeines herzoglichen Wortes. Noch in der nämlichen Nacht ſendete er ſechs von den vornehmſten Herren ſeines Hofes mit einer großen Schaar von Bewaffneten nach der Burg Schwaneck, um die Mutter und den Bruder Hiltrudens nebſt Gefolge abzuholen; auch vergaß er nicht, den Prinzen Gog nach Regensburg einladen zu laſſen, da er neugierig war, dieſen Königsſohn und Rieſen aus Island zu ſehen, von dem ihm Hiltrude ſo viel erzählt hatte und deſſen Tapferkeit ihm wohl bald, im Falle eines Krieges, die erſprießlichſten Dienſte leiſten konnte.

„Schon am fruhen Morgen des andern Tages warteten die fränkiſchen Botſchafter auf die Antwort des Herzogs, der lächelnden Antlitzes mit ſeinen Hofherren erſchien, und jenen eröffnete, daß ihre Behauptung richtig, und die Prinzeſſin Hiltrude in Regensburg anweſend ſei; er habe ſie jedoch, ſo wie ihre Mutter Sunehilde und den Prinzen Grifo, welche ſich an einem andern Orte Bayerns aufhalten, unter ſeinen Schutz geſtellt, daher von einer Auslieferung keine Rede ſein könne. Die Botſchafter zogen brummend von dannen, waren aber noch keine Tagesreiſe weit entfernt, als ſchon neue Sendlinge der fränkiſchen Regenten an Odilo's Hoflager eintrafen, die ſich nun, obgleich ſtets mit einer langen Naſe abgewieſen, in kurzen Zwiſchenräumen von 4 bis 6 Tagen folgten, ſohin ohne die Erfolge der Vorgänger abzuwarten, und zuletzt frech und drohend wurden, wie ungeſtüme Gläubiger.

„So vergingen ſechs Wochen, welche der Herzog Odilo heimlich zu den umfaſſendſten Kriegsrüſtungen in ſeinem Lande benützte. Die Drohungen der Botſchafter wurden immer ärger und unverſchämter; Drohungen waren aber nicht geeignet, einen bayeriſchen Herzog einzuſchüchtern, und zu einer erwünſchten Aenderung ſeines gefaßten Entſchluſſes zu bewegen, am allerwenigſten den tapferen Odilo. Da begab es ſich, daß eines Tages ein ſolcher Botſchafter ſich die Aeußerung erlaubte: „wenn Herzog Odilo die Prinzeſſin Hiltrude nicht innerhalb 24 Stunden ausliefere, ſo würde ein fränkiſches Heer in Bayern einfallen, das Land erobern und in eine franzöſiſche Provinz verwandeln, dem Herzoge Odilo die Haare abſcheren, und ihn auf Lebenszeit in ein Kloſter ſtecken.“

„Herzog Odilo ſchien einige Augenblicke in tiefes Nachdenken verſunken. Er war von ſeinem ganzen Hofſtaate umgeben, bei dem ſich auch Sunehilde, Griſo und Prinz Gog, der Rieſe, befanden, den die Abgeſandten mit ſcheuem Erſtaunen anſchielten. Bei jenen drohenden Worten neigte der Rieſe ſein grimmiges Antlitz zu dem Ohre des Herzogs, und flüſterte ihm die Frage zu:

„Soll ich ſie zum Fenſter hinauswerfen?“

„Odilo ſchüttelte mit verneinendem Lächeln den Kopf, und ſprach zu den fränkiſchen Eilboten:

„Ich ſehe wohl ein, daß mir, in Folge Eurer Mittheilung, die ich ſo eben vernahm, kein anderes Mittel übrig bleibt, als dieſer Geſchichte einmal ein Ende zu machen. Kommet heute Abend um 8 Uhr wieder in dieſen Saal!“

„Hiltrude, ihre Mutter und ihr Bruder, auch Prinz Gog und alle Hofherren, waren über dieſe Antwort ſehr beſtürzt, nach welcher der Herzog, ohne auch nur einen Blick auf ſeine Herzallerliebſte zu werfen, raſch ſich entfernte, dem Biſchofe Gaubald und ſeinem Kanzler durch einen Blick andeutend, ihm ſogleich zu folgen.

10.

„Ein koſtbarer Vorhang von Purpur mit reichen Goldfranſen und Quaſten, trennte in zwei Hälften den glänzend erleuchteten Saal, — welchen um 8 Uhr Abends die fränkiſchen Abgeordneten, in voller Ueberzeugung von der Nachgiebigkeit des Herzogs, betraten. Plötzlich ſchmetterten Trompeten, wirbelten Pauken; der Vorhang rauſchte zu beiden Seiten an die Wände. Da erblickten ſie im Hintergrunde, von zahlloſen Kerzen auf ſilbernen Leuchtern wiederſtrahlend, einen prächtigen Altar, auf deſſen Stufen der Biſchof Gaubald im prunkenden Ornate ſtand, von Domherren umgeben. Im nämlichen Augenblicke erhoben ſich von einem Betſtuhle Odilo und Hiltrude in königlichen Mänteln von Purpur und Hermelin, mit der Königskrone auf dem Haupte.

„Odilo ſprach mit ernſtem Blicke und lauter Stimme:

„Ehrenwerthe Botſchafter von Frankreich, vernehmet meine Worte! Ich habe aus eigener Machtvollkommenheit, und zum Zeichen meiner völligen Unabhängigkeit, die königliche Krone auf mein Haupt geſetzt, um als König der eben ſo tugendhaften als ſchönen Prinzeſſin Hiltrude von Frankreich, meine

Hand auf eine ihrer erhabenen Vorzüge würdige Weiſe bieten zu können. Meldet in meinem und im Namen meiner vielgeliebten, durch den Biſchof Gaubald mir ſo eben angetrauten Gemahlin, der Königin Hiltrude von Bayern, Euern Gebietern Unſern königlichen Gruß, und beehret, ſo es Euch beliebt, Unſer feſtliches Hochzeitbankett mit Eurer Uns ſehr angenehmen Gegenwart!“

„Die Botſchafter ſchnitten gräuliche Geſichter, entfernten ſich mit einer leichten Verbeugung, und ritten noch zur ſelben Stunde von dannen.

„Dieß geſchah im Jahre 741 nach Chriſti Geburt. Odilo mußte ſich nun auf einen Krieg mit ſeinen Schwägern gefaßt machen, und ſchloß deßhalb mit Sachſen und Schwaben einen Bund. Sunehilde war zu ungeduldig, den wirklichen Ausbruch dieſes Krieges zu erwarten, und eilte mit ihrem Sohne Grifo nach Laon in Frankreich; die vornehmſten Familien dieſer Stadt waren ihr ergeben. Sie machte aus ihren Abſichten kein Geheimniß mehr: ſie erließ einen öffentlichen Aufruf an alle Franken, die ihren Beiſtand ihr verheißen hatten, ſich um ihre Fahne zu ſcharen, und die gerechten Anſprüche ihres Sohnes Grifo mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen; auch die

Schwaben ſtachelte ſie auf, die äußerſten Anſtrengungen zu verſuchen.

„Carlmann und Pipin durchſchauten ſehr wohl die drohenden Gefahren dieſes Aufſtandes, welche nur durch einen raſchen und glücklichen Schlag ſich abwenden ließen, bevor die Rüſtungen Bayerns und ſeiner Verbündeten vollendet waren. Sie eroberten Laon nach einer tapfern Gegenwehr, ſperrten Sunehilde in das Kloſter Chelles, und Grifo in ein feſtes Schloß in den Ardennen, das für ihn eine Erziehungsanſtalt ſein ſollte. . . . Dennoch hielten ſie erſt nach zwei Jahren, im Jahre 743, die innere Ruhe Frankreichs für hinreichend geſichert, um mit einem gewaltigen Heere gegen Bayern zu ziehen.

11.

„Am rechten Ufer des Lechſtromes, der damals die weſtliche Grenze Bayerns bildete, in einem ſtark verſchanzten Lager, erwartete Odilo mit ſeinem Heere die heranziehenden Feinde, welche fünfzehn Tage lang müßig gegenüber lagen, nur durch den Fluß getrennt. Nach der Sitte jener Zeit ſchrien ſich die Gegner von beiden Ufern Drohungen und Aufforderungen zum Kampfe einander zu. Beſonders fürchterlich erſchien den Franken Prinz Geg, der Rieſe, der mit Odilo in den Krieg gezogen, und mit einer von der Königin Hiltrude eigenhändig für ihn geſtickten Feldbinde geſchmückt war, die er über ſeiner aſchgrauen Rüſtung trug, dem Meiſterwerke eines Waffenſchmiedes zu Regensburg, auf allen Punkten von kurzen, ſpitzigen Nägeln ſtarrend, wie ein Igel, ſo daß kein Arm vermocht hätte, ihn irgendwo zu faſſen. Unbegreiflich blieb den Franken der gräßliche Helmſchmuck des Rieſen, der Rachen des Lindwurmes mit der Doppelreihe langer, blendendweißer Hakenzähne, auf- und zuklappend, ſo oft Prinz Geg den Kopf bewegte. Mit großer Wahrſcheinlichkeit iſt zu vermuthen, daß die Feinde ihren Uebergang über den Lechſtrom aus Scheu vor dem entſetzlichen Rieſen ſo lange verzögerten; die bayeriſchen Krieger wenigſtens glaubten dieß, und wurden immer ſorgloſer in der Bewachung einer ſeichten Stelle des Fluſſes, durch die man ohne Gefahr waten konnte. Vielleicht verließen ſie ſich auch allzuviel auf einen günſtigen Erfolg des von Odilo mit Friedensanträgen in das feindliche Lager geſendeten päpſtlichen Legaten Sergius.

„Die ſchlauen Feinde wußten dieſe Fahrläßigkeit recht gut zu benützen, zogen in einer rabenſchwarzen

Nacht an jener Stelle durch den Strom, und überfielen das ſchlafende Lager der Bayern mit einem wilden, furchtbaren Geſchrei, welche, plötzlich und ganz unvorbereitet aufgeſchreckt, in die äußerſte Unordnung geriethen. Bei der Unmöglichkeit, in der finſteren Nacht Freunde und Feinde unterſcheiden zu können, vergrößerte die Einbildungskraft die Gefahr der Lage weit über das Maß der Wirklichkeit hinaus, und erzeugte den Wahn, bereits von der ganzen fränkiſchen Armee umgürtet zu ſein.

„Dieſe ſtand auch wirklich mit Anbruch des Tages den Bayern gegenüber, die in einzelnen Haufen rathlos ſich bewegten, als die feigen Hülfsvölker aus der Schlachtlinie zurücktraten, und die Flucht ergriffen. Mit perſönlicher Kühnheit ordnete der tapfere Odilo einen geordneten Rückzug an; allein die an Zahl und Gewandtheit weit überlegenen Feinde, durchbrachen überall jede Lücke, und drängten ihre Gegner in wilde Flucht. Gog, der Rieſe, verhinderte eine vollſtändige Niederlage durch den Schrecken ſeines Schwertes. Wie ein Löwe brüllend warf er ſich ſtets den ſtärkſten Haufen der Anſtürmenden entgegen, und mähte ſie, wie ein Schnitter das Aehrenfeld. Der verwegenſte Kämpfer in den Reihen der fränkiſchen

Reiterei, einer von den vornehmſten und reicheſten Herren in Frankreich, bisher in keiner Schlacht überwunden, legte die Lanze gegen den Rieſen ein, und ſprengte wie ein Sturmwind auf ihn los. Dieſer wich mit einem Schritte links dem Roſſe aus, und hieb zu gleicher Zeit den Franken oberhalb der rechten Hüfte auseinander, daß ſein Roß mit dem blutenden Unterleibe zu den Bayern rannte, während der Oberleib zu den Füßen des Rieſen ſtürzte.

„Ob dieſem unerhörten Ereigniſſe blieb das franzöſiſche Heer eine halbe Stunde lang wie vom Schrecken gelähmt ſtehen. Dieſe Pauſe benützte Odilo, ſeine Bayern, dem Zwecke eines zwar unvermeidlichen, aber planmäßigeren Rückzuges entſprechend, zu ſcharen, der, unter fortwährendem Kampfe, und raſtlos von den Feinden verfolgt und angegriffen, durch die ganze Breite des Landes bis an den Inn fortgeſetzt wurde, auf deſſen linkem Ufer bereits wieder die Franken ſtanden, als die Bayern das rechte Ufer erreichten, welche bei dem Anblicke ihrer Weiber und Kinder, an ihren Behauſungen vorüberziehend, ſich einander ſcharenweiſe ermuthigten, und ihr Leben wenigſtens theuer zu verkaufen gelobten. Sie hielten auch redlich Wort, und die Zahl der Erſchlagenen, unter den Franken Tauſende von der Hand des Rieſen, war auf beiden Seiten ungeheuer.

„Mit wandelloſer Standhaftigkeit und mit unerſchütterlichem Muthe, theilte Odilo den Ruhm, die Gefahren und Leiden ſeiner tapferen Bayern, bis er, von der Ueberzahl bewältiget, von der Anſtrengung erſchöpft, in dem Augenblicke in die Hände ſeiner Feinde fiel, als Gog, der Rieſe, einige hundert Schritte von ihm entfernt, von Erſchlagenen bis an die Schultern umthürmt, gleichſam in einer Ciſterne des Todes ſtand, wodurch es ihm unmöglich war, noch zur rechten Zeit Odilo zu befreien, der als Gefangener nach Weſtfranken abgeführt wurde. Heimkehrend verwüſteten die Franken Bayern durch Plünderung, Mord und Brand zweiundfünfzig Tage lang . . .

„Hiltrude war unter dem Schutze des Biſchofes Gaubald zu dem heiligen Rupertus, Biſchof zu Salzburg, geflohen.

„Die Sehnſucht zog den Prinzen Gog nach Schwaneck, um den Ort ſeiner erſten Liebe noch einmal zu ſehen. Auf dem Wege dahin erſchlug er noch gar viele plündernde Nachzügler des fränkiſchen Heeres, und rettete dadurch Leben, Hab und Gut in mancher bäuerlichen Hütte, verzehrte aber auch manches gebratene Kalb, und wenigſtens halb ſo viele Gänſe und Hühner, als er Franken getödtet hatte.

„In einem Walde, wo jetzt Thalkirchen ſteht, traf er die Hüttenbewohner von Schwaneck, die, hocherfreut über ſeinen Anblick, ihm meldeten, daß einige hundert Franken die Burg zerſtört, dem Boden gleich gemacht, und nun mit reicher, im ganzen Lande zuſammengeraffter Beute, ihre Hütten bezogen hätten, um eine Zeitlang der Ruhe zu pflegen. Der Rieſe bewaffnete die Vertriebenen mit Baumäſten, erſchlug alle Eindringlinge noch in derſelben Nacht, und ſchenkte die ganze Beute den Hüttenbewohnern, bei denen er noch vier Wochen lang verweilte, und ſie noch in allerlei nützlichen Kenntniſſen in Bezug auf Ackerbau und Viehzucht unterrichtete. Sie weinten Thränen des Dankes, als er von ihnen ſchied, und über Neuhauſen, mit dem Segen Winthir's, nach Island zurückkehrte, wo er eine ſchöne Rieſin heirathete, und wieder Lindwürmer ſpießte oder erſchlug.

12.

„Ein Jahr nach dieſen blutigen Ereigniſſen in Bayern, reiſete die ihren Odilo zärtlich liebende Hiltrude nach Frankreich, und hielt dort eine ſo ergreifende

Rede an ihre Brüder, daß dieſe ihrem Gemahle ſeine Freiheit und ſein Land wieder gaben, freilich unter ſchweren Bedingungen; auch eine Ausſöhnung ihrer Brüder mit Sunehilde und Grifo brachte ſie zu Stande, die, nach der rührenden Wiedervereinigung Odilo's und Hiltrudens, mit dieſem nach Regensburg zogen.

„Aber das Glück der Liebenden dauerte nicht mehr lange. Vier Jahre nach ihrer Heimkehr, im Jahre 748, ſtarb Odilo, und ſechs Jahre ſpäter, im Jahre 754, folgte ihm Hiltrude, und beide wurden im Chor des von ihnen geſtifteten Benediktinerkloſters zu Oſterhofen, unter zwei weißen Marmorſteinen begraben.“

„Bei den letzten Worten meiner Geſchichte,“ fügte Meiſter Schwanthaler bei, „ging die Thüre auf, und einer von jenen famoſen Fiackern von Solen, die Ihnen wohl aus eigener Erfahrung bekannt ſein mögen, auf deren ſogenannten Schweizerwägelchen der Fahrende, wenigſtens damals, eine ohne Zweifel überaus heilſame Erſchütterung aller Eingeweide und Muskeln des Leibes ſpüren konnte, trat mit ſeiner Geiſel und mit der Frage ein: ob Niemand in die Stadt fahre?

„Da es ſchon ſpät war, und Burgerl, die während der Erzählung gar oft, ihren Kopf ſchüttelnd, über die Schulter zu mir herübergeblickt hatte, eben den Mund öffnete, vermuthlich um von mir eine nachträgliche Löſung verſchiedener Zweifel zu verlangen, wozu ich weder Luſt noch Zeit fand, wünſchte ich meinen Zuhörern einen guten Abend, empfing ihren herzlichen Dank, und beſtieg mit männlicher Entſchloſſenheit das elektriſirende Werkzeug der fortſchaffenden Mechanik, welches mich und noch einige, in Großheſſelohe gefiſchte Leidensgefährten, tüchtig gepufft vor dem Sendlingerthore ablud.

„Nun . . . ſind Sie mit meiner Erzählung zufrieden?“

„In hohem Grade; vorzüglich iſt die geſchichtliche Treue zu rühmen, die Sie wie einen goldenen Faden durch das romantiſche Gewebe ſchlangen. Der Rieſe und der Lindwurm verleihen der Sage etwas Abenteuerliches, und ſcheinen bei Ihnen viel zu gelten.“

„Errathen! Deßhalb hab' ich auch Beide durch die Reliefs an dem Thurme von Schwaneck verſinnlicht.“

Eine Pauſe des Schweigens trat ein.

„An was denken Sie jetzt?“ fragte er mich.

„An einen Plan, deſſen Anregung ich Ihrer Sage zu verdanken habe.“

„Wie ſo?“

„Ich bin auf den Einfall gerathen, auch eine hiſtoriſch-romantiſche Sage, als Gegenſtück der Ihrigen, und von verwandtlichem Stoffe, zu dichten.“

„Darf ich den Titel Ihrer Sage wiſſen?“

„Meiſter Schwanthaler.“

Dieſer Name wirkte wie ein Zauber auf den beſcheidenen Meiſter, indem er die heitere Miene deſſelben plötzlich in eine ängſtliche verwandelte.

„O, lieber Freund,“ erwiederte er, „meine Perſon . . . Sie wiſſen . . .“

„Seien Sie ganz unbeſorgt,“ unterbrach ich ihn; ich wählte dieſen Titel nur als eine Lockſpeiſe für Leſer, und er wird jedenfalls das Beſte an meiner Sage ſein; ich verſpreche Ihnen aber ausdrücklich, ſie ohne Ihre Erlaubniß weder leſen noch drucken zu laſſen. Sind Sie nun beruhigt?“

„Vollkommen.“

„Sie werden in meiner Sage ein Wahrzeichen von Bulach benützt finden, das ich bisher nie recht erklären konnte.

„Kennen Sie dieſes Wahrzeichen?“

„Nein; was für ein Wahrzeichen iſt es denn?“

„Verbinden Sie gefälligſt mit Ihren übrigen Vorzügen auch die Kunſt der Geduld.“

Er lachte; ich ſchied.

Einige Wochen ſpäter traf ich ihn in dem Augenblicke, da er in ſeinen Wagen ſtieg, um nach Schwaneck zu fahren. Er lud mich ein, ihn zu begleiten; da über meine Zeit ſchon verfügt war, mußte ich die freundliche Einladung dankend ablehnen.

Ich überreichte ihm das Manuſcript der nachfolgenden Sage mit den Worten:

„Eben wollte ich dem Meiſter Schwanthaler den Meiſter Schwanthaler bringen.“

Haſtig nahm er es mir aus der Hand, und erwiederte lächelnd:

„Die Kunſt meiner Geduld iſt zu Ende; ich werde mit dem erſten Schritte der Pferde zu leſen beginnen.“

Wir drückten uns ſcheidend die Hände, und der Wagen rollte durch die Sonnenſtraße von dannen.

Meiſter Schwanthaler,

oder:

der Einſturz des Kirchthurmes zu St. Michael in München.

Hiſtoriſch-romantiſche Original-Novelle aus dem
ſechzehnten Jahrhunderte,

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

1.

„He da! Nachbar, was gibt's denn da drüben?“ fragte in der achten Stunde des zehnten Maimorgens im Jahre 1590, Herr Jakob Hörtnit, Bürger und Gaſtgeber zur „Künſtlerſchenke“ in München, vor der Thüre ſeines Hauſes, auf deſſen Stätte jetzt die Bierbrauerei „zum Wagner“ ſteht, jeden Einzelnen, der aus der Eiſenmanngaſſe auf die Tragweite einer ſonoren Bierſtimme an ihm vorüber in die weite Gaſſe eilte, wohin von allen Seiten die Leute hauſenweiſe rannten.

Die Gefragten warfen dem Wirthe einen flüchtigen Blick zu, und ſchüttelten die Köpfe, ohne ihren Lauf zu mäßigen; unter zehn Perſonen antwortete kaum Einer: „Ich weiß es nicht!“

Darob ärgerte ſich der Wirth, und ſein Aerger ſtieg, als mit wechſelndem Geräuſche die vier Fenſter der Gaſtſtube aufgeriſſen wurden, und auf die Straße hinaus acht neugierige Köpfe lugten, die ihn mit der Frage beſtürmten: „Was gibt's denn? Was gibt's denn?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der Wirth.

„Du weißt es nicht?“ ſagte Caſpar Streitel, der kunſtreiche Uhrmacher. „Ein ſauberer Hausvater, der nicht einmal weiß, was in ſeiner Nähe vorgeht!“

„Das iſt zu viel verlangt,“ bemerkte ſpöttiſch Melchior Lachmair, der Maler; „man kann nur wiſſen, was man geſehen oder gehört hat.“

„O, ich weiß noch mehr,“ entgegnete der Wirth; „ich weiß, daß der gnädigſte Herr Herzog Wilhelm Eurer Hausfrau zum Kindbett ſechs Gulden verehrt hat, und eben ſo viel der Hausfrau des Herrn Bildhauers Blaſius Fiſtulator, obgleich ich es weder geſehen noch gehört habe.“

Dann fügte er murmelnd bei: „Abgetrumpft!“

Lachmair zog brummend ſeinen Kopf zurück, und trat ſeinen Platz dem Maler Hans Donauer ab, der aus herzoglichem Auftrage lange im Lande auf- und abgereiſet war, um es abzubilden, und eben erſt von Starnberg heimkehrte, wo er an den Schiffen gearbeitet hatte.

„Wie ſteht's, Hörtnit? noch nichts erfahren?“ fragte er.

Keine Antwort.

„Hörtnit hört nit,“ äußerte Anton Maria

Viviani, — vom Herzoge Wilhelm aus Urbino berufen, von dem in der Jeſuitenkirche zwei Altarblätter gemalt wurden: die Dreieinigkeit mit dem Brandopfer des alten Bundes, und die Anbetung des Namens Jeſus.

Lautes Gelächter an allen Fenſtern.

„Da iſt denn doch der Wirth auf dem Färbergraben, Martin Zettel, ein ganz anderer Wirth, als unſer Herbergsvater,“ bemerkte Friedrich Suſtris, Baumeiſter und Maler; „der Zettel weiß alle Neuigkeiten der ganzen Stadt, als ob er ſie auf einem Zettel aufgeſchrieben hätte.“

Wiederholtes Gelächter.

„Und der Wirth in der Burggaſſe, Georg Hirſchberger,“ fügte Donauer hinzu, „jagt jeder Neuigkeit nach, wie ein Hirſch, bis er ſie einholt. Freilich, bei ſolchen Wirthen kann ein Gaſt leicht etwas Neues erfahren;“ aber bei einem Wirthe, wie unſer Hörtnitt, der immer auf einem Flecke ſtehen bleibt, wie der heilige Onuphrius auf dem Eiermarkte, dürfken die Gäſte ſelbſt fortgehen, und ſich erkundigen.“

Das Lachen ging von vorne an.

Der Wirth zur „Künſtlerſchenke,“ Herr Jakob Hörtnit, hatte ſchon lange, ungeachtet ſeines widerſprechenden Namens, ſehr deutlich davon munkeln hören, daß viele Künſtler, Stammgäſte ſeines Hauſes, zu verſchiedenen Stunden des Tages, auch bei den Wirthen Zettel und Hirſchberger einkehren, denen er ſohin, als Schnapphähnen ſeiner Loſung, natürlich ſpinnenfeind war. Die Aeußerungen von Syſtris und Donauer waren ihm nun gerade eine gar erwünſchte Gelegenheit, ihnen und den beiden Gewerbscollegen zugleich einen tüchtigen Hieb zu verſetzen, und ſomit, wie man zu ſagen pflegt, zwei Mücken mit einem Schlage zu treffen.

„Mit Gunſt, Ihr Herren," erwiederte der Wirth mit einer leichten Schwenkung rechts, um den Eindruck ſeiner Worte in den Mienen der Betheiligten beſſer beobachten zu können, und ſeine Kappe ein wenig lüftend, die damals noch nicht unbeweglich auf Wirthsköpfen ſaß, „der Wirth Zettel hat Zeit genug, ſich um Neuigkeiten zu bekümmern, da ohne die großmüthigen Beſuche einiger Herren Künſtler, die ſich zu ihm verirren, ſeine Gaſtſtube leer bliebe, und Hirſchberger iſt in ſeiner Wirthſchaft den ganzen Tag entbehrlich, da ſein flinkes Weib zehn leere Krüge füllt, bis der Wirth nur ein einziges Mal bemerkt, daß ein Gaſt ausgetrunken hat. Meine Alte dagegen iſt immer krank, und ich muß Wirth und Wirthin zugleich ſein. Deßhalb fehlt es mir aber doch nicht ganz an Neuigkeiten, wie der Herr Maler Lachmair bezeugen kann, wenn ſie auch den Betheiligten nicht neu ſind. Wollte ich, zum Beiſpiel, Euch, Herr Syſtris, ſagen, daß der gnädigſte Herr Herzog Euch im vorigen Jahre zum Ausheirathen Eures „lieben Töchterleins“ 150 Gulden gegeben, und dem „lieben Töchterlein“ zum Hochzeitgeſchenke noch beſonders einen goldenen Becher zu 28 Gulden geſpendet hat, oder wollte ich Euch, Herr Donauer, daran erinnern, daß Ihr, vom erſten Juni vorigen Jahres angefangen, täglich von Hof 2 Maß Wein oder 40 Kreuzer beziehet, „ſo lange halt der gnädige Herr Herzog wollen wird,“ wie es im herzoglichen Schreiben heißt, ſo würdet Ihr mit Recht antworten, daß dieß für Euch keine Neuigkeiten mehr ſeien; ich glaub's auch recht gerne; aber meine übrigen Gäſte an den Fenſtern, die noch nichts davon wiſſen, werden mir nicht den Vorwurf machen können, daß ich auch für ſie nichts Neues aufzutiſchen im Stande ſei.“

Der Wirth ſchloß mit einem triumphirenden Kopfnicken, ungefähr mit der Bedeutung: „Da habt Ihr Euer Fett!“

„Der hat Euch tüchtig herumgeſchickt!“ lachte Hans Reifenſtuel, der Zimmermeiſter, welcher hinter Syſtris und Donauer ſtand, als Beide ihre verdrießlich lächelnden Geſichter wieder in die Stube wendeten. „Es geſchieht Euch gerade Recht, warum necket Ihr ihn immer ſo!“

„Der Teufel mag wiſſen,“ ſagte Donauer, „woher der alte Duckmäuſer alle dieſe Privatangelegenheiten und Familiengeheimniſſe erfahren hat.“

„Von wem ſonſt,“ verſetzte Georg Reifenſtuel, ein Bruder des Vorigen, und ebenfalls Zimmermeiſter, „als von ſeinem alten Zechkameraden, Alexander Wildenrother, der im vorigen Jahre das neue Brauwerk im Altenhof errichtet hat, und dafür fürſtlicher Kellermeiſter geworden iſt! Der kann nie einſchlafen, ohne zuvor täglich erfahren zu haben, was bei Hofe und in der Stadt Neues ſich zugetragen hat.“

2.

In dieſem Augenblicke trat Liendl, eine Art von Stadtnarr, aus dem linken Portale der Hofkirche zum heiligen Michael. Er war ein Knirps mit kurzen Füßen, einwärts gekrümmten Knien, und großem Bauche; faſt unmittelbar auf den Schultern ſaß ſein dicker Kopf mit einer ungewöhnlich langen Naſe, die der breite Schirm ſeiner Filzmütze ſo weithin überwölbte, daß er immer, wenn ihn Jemand anredete, den Kopf in das Genick zurückſchnellen mußte, um die Perſon zu ſehen, welche mit ihm ſprach.

Um ſich etwas zu verdienen, that er Alles, was man von ihm verlangte, nur nichts Unehrliches; dagegen ſcheute er jede eigentliche Arbeit. Er war im Grunde ein pfiffiger Burſche, wie der längſt geſtorbene Fineſſenſepperl zu München, der als geheimer außerordentlicher Geſandter in den Herzensangelegenheiten aller Stände, durch ſeinen Tod eine ziemlich fühlbare, und bisher unausgefüllte Lücke zurückließ; denn er beſaß, — durch die Straßen wandelnd mit immer heiterer Miene, ein Körbchen am Arme, — die taſchenkünſtleriſche Fertigkeit, zarte Briefchen, die ſich nicht für die Oeffentlichkeit eigneten, mochten auch hundert Augen abwehrend wachen, ſicher an den Mann zu bringen, ſelbſt wenn ſie an Frauen oder Mädchen gerichtet waren. Damit aber dieſes Wortſpiel nicht mißverſtanden werde, fügen wir ſogleich die Verſicherung bei, daß jedes Herz, welches ihm einen Brief anvertraute, mit größerer Beſtimmtheit auf die richtige Beſtellung desſelben zählen durfte, als irgend ein berühmter Aſtronom auf die minutengenaue Wiederkehr eines Kometen, deſſen Bahnflug er mühſam berechnet hat.

Fineſſenſepperl war ſeiner Zeit die unfehlbare geheime Stadtpoſt von München. Liendl hatte mit Briefen gar wenig zu thun; denn das Leſen und Schreiben war damals, namentlich in den unteren Schichten des Volkes, eine ziemlich ſeltene Kenntniß. Um ſo ſchwieriger, und darum auch um ſo verdienſtlicher, blieb für ihn die mündliche Löſung ſeiner Aufgabe, oft ein Dutzend ſolcher Aufträge im Gedächtniſſe zu bewahren, und im Vollzuge derſelben vor einer gefährlichen Verwechslung ſich zu hüten, was ihm auch niemals begegnete.

Aber zum größten Leidweſen der vielen Perſonen, denen Liendl unentbehrlich erſchien, hatte er einen neuen, ſehr einträglichen Erwerbszweig gefunden, der ihm faſt gar keine Zeit mehr gönnte, den früheren fortzuſetzen. Schon im vorigen Jahre war Wolfgang Müller, der Baumeiſter des Collegiums und der Kirche der Jeſuiten mit den achthundert Fenſtern, dieſes Prachtbaues, der in der ganzen Chriſtenheit, an Glanz und Größe, nur vom Eſcurial in Spanien übertroffen wurde, und ein unvergängliches Zeugniß gibt von dem religiöſen Gefühle des eifrigen Gönners und Freundes der Jeſuiten, Herzogs Wilhelm des Frommen, von dieſem für die Schließung des wunderbaren Gewölbes mit einem Ehrengeſchenke von 50 Gulden ausgezeichnet worden; der Thurm hinter der Kirche ragte bereits in einer Höhe von 200 Fuß empor. Das Ganze, im Jahre 1582 begonnen, näherte ſich endlich der Vollendung.

Michael Freudinger, ein Bürger von München, hatte alle Gelder für den Bau der Jeſuitenkirche im Namen des Paters Rektor zu verrechnen, und die Geſchäfte eines Zahlmeiſters zu beſorgen. Freudinger, in einer glücklichen Ehe lebend, blieb ſtets eingedenk, daß er ohne Liendl's Beiſtand ſeine Auserwählte nie zur Frau erhalten hätte. Aus Dankbarkeit verſchaffte ihm Freudinger den kleinen Poſten eines Beiboten, der ihm außer dem Frühſtücke, Mittag- und Abendeſſen, auch noch einen annehmbaren Wochenlohn eintrug. Bald wußte er ſich noch ein gutes Nebenämtchen heranzubilden; er wurde nämlich der dienſtbare Geiſt der bei dem Baue Beſchäftigten, namentlich der Künſtler und Werkmeiſter, für die er in allen Angelegenheiten die nöthigen Gänge machte.

Bald mußte er Vergeſſenes holen, bald einer

Hausfrau ſagen, daß der Mann heute ſpäter oder gar nicht zu Tiſche komme, bald bei dem Wirthe Hörtnit einen Morgenimbiß oder einen Krug Bier, gewöhnlich aber Beides, ſich verabfolgen laſſen, häufig auch im Innern des Baues als Sendling dienen, und er that Alles flink und gut, wofür er entweder gleich auf der Stelle einen Theil der gebrachten Speiſen und Getränke, oder bei den Wochenzahlungen ein baares Trinkgeld erhielt. Daher ſah er es auch nicht gerne, daß die Künſtler und Werkmeiſter, was nicht ſelten geſchah, Morgens, gewöhnlich um 8 Uhr, ein Stelldichein bei dem Gaſtgeber zur „Künſtlerſchenke“ hielten, weil ihm denn doch dadurch ſo mancher Trunk und ſo mancher Biſſen entgingen.

Und gerade in einem ſolchen Momente war es, daß Liendl zum linken Portale der Kirche hinausſchlenderte, die beiden Hände in den Taſchen ſeines Wammſes, mißgeſtimmt über die Abweſenheit ſeiner beſten Kunden, deren Gelächter er aus den offenen Fenſtern der „Künſtlerſchenke“ ſchräg gegenüber hörte; er wendete zwar den Kopf links nach dem „ſchönen Thurme,“ ehemals das obere Thor genannt, der dieſen ſchmeichelhaften Titel einer mit glänzenden Platten geſchmückten Spitze verdankte, die im Jahre 1777 wegen Baufälligkeit abgetragen wurde, ſchielte aber zugleichmit dem rechten Auge, unter dem Schattendunkel des Vordaches ſeiner Filzmütze, auf die abtrünnigen Kunden, und bemerkte, daß am dritten Fenſter Caspar Moſer, der für die Verfertigung des Predigtſtuhles in der Jeſuitenkirche 200 Gulden empfangen, auch einen Altar in die St. Görgenkirche zu Starnberg gemacht hatte, ſich weit über das Sims hinauslegte, und mit der linken Hand auf ihn deutete, während er dem Wirthe Hörtnit einige Worte zurief.

Moſer ſagte zu dem Wirthe: „Dort drüben ſteht Liendl: verſprich ihm auf meine Rechnung eine Maß Bier, wenn er uns Nachricht bringt, was in der weiten Gaſſe vorgeht.“

„Liendl! Liendl!“ ſchrie der Wirth.

Liendl ließ den Wirth noch öfter ſchreien, bis es ihm gefiel, durch eine Wendung ſeines Kopfes ein Zeichen zu geben, daß er ihn höre.

„Liendl! komm zu mir her!“ rief der Wirth.

Liendl ſchnellte den Kopf in den Nacken, ſchloß ſeine Hand in der Form eines Bechers, und hielt ſie ſo an ſeinen Mund, um in der Zeichenſprache die Frage auszudrucken:

„Bekomm' ich Bier?“

Der Wirth nickte bejahend. Liendl ging zu ihm hinuber, wechſelte einige Worte, ohne ſeine luſtigen Kunden auch nur eines Blickes zu würdigen, und ſegelte dann in die weite Gaſſe, den ertheilten Auftrag zu vollziehen.

3.

Unſere freundlichen Leſerinnen und Leſer, die vielleicht keine Luſt haben, die Rückkehr des Liendl zu erwarten, um zu erfahren, was in der weiten Gaſſe geſchehen ſein mag, laden wir freundlich ein, uns mit ſchnelleren Schritten dahin zu folgen, als der Sendbote des Wirthes Hörtnit zu machen für gut fand, dem dieſer die nöthige Eile zu empfehlen vergeſſen hatte. Ohne Zweifel dachte der Wirth, daß die Eile bei dem bedeutenden Botenlohne von einer Maß Sommerbier, die doch damals einen Kreuzer koſtete, — — ein ſo ungewöhnlich hoher Preis, daß alle Bierkehlen darüber jammerten, — ſtillſchweigend ſich von ſelbſt verſtehe.

Die in der weiten Gaſſe ausgebrochene Bewegung war ſehr harmloſen Urſprunges. Neben der Seitenthüre, im Erdgeſchoſſe, wo jetzt ein Glockenſtrang mit der Schildumſchrift: „zum Sacriſtan“ angebracht iſt, befand ſich die Caſſa des bereits erwähnten Zahlmeiſters der Jeſuiten, Freudinger, der täglich in den Morgenſtunden alle angewieſenen Zahlungen leiſtete, mit Ausnahme der eigentlichen Wochenlöhne der Arbeiter, für welche der Sonnabend als Zahlungstag beſtimmt war. Aus dem Vorfalle, den wir nun erzählen wollen, möchte man wohl auf die Vermuthung gerathen, daß auch andere Leiſtungen, als gerade für den Bau der Kirche und des Collegiums, ſo wie für die inneren Bedürfniſſe derſelben, aus dem lediglich zu dieſem Zwecke beſtimmten Gelde befriediget wurden. Allein in gerechter Würdigung des religiöſen Sinnes des Herzogs Wilhelm, und der Nothwendigkeit, die Verrechnung der Bauausgaben von jeder fremdartigen Beimiſchung rein zu erhalten, glauben wir vielmehr annehmen zu dürfen, daß Freudinger aus andern angewieſenen Geldmitteln auch manche beſondere Ausgaben der herzoglichen Cabinetscaſſa ausbezahlen mußte.

So viel iſt gewiß, daß an dieſem Morgen und zu dieſer Stunde drei Männer aus Freudingers Caſſazimmer traten, vom Zufalle gleichzeitig zuſammengeführt. Johann von Verdun, der Hofſeidenſticker, hatte das erſte Kalenderquartal ſeines jährlichen Gehaltes von 186 Gulden, der fürſtliche Seidenſticker, Hans Menzinger, für die ſieben Fußfälle Chriſti 24 Gulden, 3 Kreuzer, und für 2 von Perlen geſtickte Heiligthumskiſſen in die fürſtliche Kapelle 48 Gulden, zwanzig Kreuzer, dann der Hoſenſtricker Dietrich Ludwig, wegen Ausbeſſerung der geſtrickten Strümpfe für die gnädigſte Frau Herzogin, den geringen Betrag von 53 Kreuzern erhoben.

Wenn wir es auch natürlich finden, daß Dietrich Ludwig über ſeine Kreuzerernte mißgeſtimmt war, ſo können wir dieß doch nicht vernünftig nennen; denn ein Stricker iſt kein Sticker. Sicher entſtand ſein Aerger auch nur aus dem Anblicke der weit größeren Summen, welche die beiden Sticker einſtrichen. Es gebrach ihm an der wahren Lebensweisheit, in widrigen Ereigniſſen ſich mit dem Hinblicke auf noch Bedrängtere zu tröſten, anſtatt eine unerquickliche Vergleichung mit Jenen anzuſtellen, die ſich einer günſtigeren Lage erfreuen.

Ein Unſtern fügte es, daß Dietrich Ludwig in dem Augenblicke, da er hinter den beiden Stickern aus dem Caſſazimmer ſich entfernte, mit ſeinem rechten Fuße der ſo eben aus dem Innern der Kirche kommenden Strickerin, Benigna Kugler, zugleich Edelknabenſtrümpfflickerin, auf den linken Fuß trat, worüber dieſe alte Jungfrau von achtunddreißig bis vierzig Jahren in ein ſo jämmerliches Geſchrei ausbrach, als wäre ihr ein Meſſer im Leibe umgekehrt worden.

Als eine überaus zankſüchtige Perſon, konnte ſie ſich mit ihrer Schweſter nicht vertragen, mit der Hausfrau des Goldſchmides Hans Schleich, — deſſen Bruder, Stephan Schleich, fürſtlicher Rath und Rentmeiſter zu Landshut war, und auch die Aufſicht über das Waſchen des Iſargoldes und über die Landperlenfiſcherei führte; — da ſie zudem auch mit ihrem Schwager auf ſchlechtem Fuße ſtand, mit dem eben genannter Hans Schleich, einem tüchtigen Künſtler in ſeinem Fache, der vor drei Jahren, auf Beſtellung des Herzogs Wilhelm, einen Erzengel Michael von Gold, mit einigen Diamanten und Rubinen beſetzt, für die Summe von 150 Gulden gemacht hatte, ſo verließ ſie das Haus, und bezog ein ihr bereitwillig angebotenes Kämmerlein in dem Hauſe eines andern Goldſchmides, des Hans Reiner, von dem ſpäter die Rede ſein wird.

Im zweiten Stockwerke dieſes Hauſes wohnte Chriſtoph Schwarz, der Maler, deſſen Ehefrau die Benigna Kugler erſucht hatte, in die Michaelskirche zu gehen, und ihrem Manne, der dort eben an dem Gemälde des Choraltars: „der Engelſturz.“ arbeitete, zu ſagen, daß ſie, durch unerwartete Beſuche von ihren Küchengeſchäften abgehalten, ihm heute das Mittagseſſen erſt eine Stunde ſpäter, als gewöhnlich, ſchicken könne.

4.

Nach dem übertriebenen Schmerzensrufe brach Benigna Kugler ſogleich mit großer Zungenfertigkeit in eine Fluth von Schimpfworten aus, zu denen, wie man glauben ſollte, gar kein genügender Grund vorlag. Was ſie dazu trieb, war jedoch ein alter Groll in ihrem Herzen; vor zehn Jahren nämlich war ſie nahe daran, die Frau des Dietrich Ludwig zu werden, den aber die wiederholten Bethätigungen ihres Jähzornes und ihrer Zankſucht, auf den für ihn ſehr heilſamen Gedanken brachten, ſie ſitzen zu laſſen. Und ſo ſaß ſie denn ſchon ſeit 10 Jahren, weil kein Freiwilliger ſich zu dem kühnen Wagſtücke meldete, ſie zu heirathen.

Das Zankduett begann in dem engen Raume innerhalb der Seitenthüre, durch welche man von der weiten Gaſſe in die Sacriſtei tritt, nahe den Stufen, die zu dem Raume vor dem Choraltare emporführen.

Durch den tollen Lärm aus dem Innern der Kirche herbeigelockte Arbeiter, drängten die Streitenden in die weite Gaſſe hinaus. Das verächtlich ſchweigende Lächeln des Dietrich Ludwig ſtachelte ihren Zorn immer noch mehr, und die Verſuche der Seidenſticker Menzinger und Johann von Verdun zur Friedensſtiftung, goßen erſt vollends Oel in die Flammen. Denn nun überſchüttete ſie dieſe mit den bitterſten Vorwürfen, und nannte ſie Broddiebe, die ſich nicht ſchämten, heimlich zu ſtricken und zu flicken, wenn es gerade nichts zu ſticken gebe. Dieſer Vorwurf war rein aus der Luft gegriffen, und blieb auch auf die beiden Ehrenmänner ohne alle Wirkung. Nur fanden ſie es gerathen, ſich durch ihre Entfernung den Blicken und Bemerkungen einer großen zuſammengelaufenen Menge von Neugierigen zu entziehen.

Veniga Kugler ſendete ihnen noch ihre zu Pfeilen geſpitzten Schmähworte nach, und ſtreckte dann eben ihre Arme aus, um ſich an dem fortwährend höhniſch lachenden Dietrich Ludwig zu vergreifen, als plötzlich das rächende Schickſal in Geſtalt eines Mannes von rückwärts ſie um die Mitte des Leibes faßte, und vier Begleitern überlieferte, zu deren Berufe es gehörte, Störenfriede jeder Art zu verhaften.

Dieſer Mann war der gefürchtete Hofprofos, Simon Frank, der mit ſeinen vier Knechten ſo eben auf einem Zuge durch die Stadt begriffen war, um einige Häuſer zu durchſtöbern, deren Bewohner im Verdachte ſtanden, gegen das Faſtengebot zu freveln. Die zankſüchtige Jungfrau ſträubte ſich, ſchrie und zappelte mit den Füßen aus Leibeskräften; vergebens! Aus ſolchen Klauen gab es keine eigenmächtige Erlöſung; ſie wurde halb fortgeführt, halb fortgeſchleppt, und ein langer Schweif von Jung und Alt wogte nach.

Da begab es ſich, daß in der Kaufingergaſſe ein hübſcher Jüngling von zweiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahren des Weges kam, und ſtehen blieb, um zu fragen, was denn dieſer haſtige Strom von Menſchen zu bedeuten habe, der ſich nach dem großen Stadtplatze zu wälzen ſchien.

Kaum erblickte ihn die Verhaftete, als ſie ihm plötzlich zurief:

„Ei, lieber Herr Schwanberger, ſeid doch ſo gut, ein freundliches Wort bei dem geſtrengen Herrn Hofprofoſen einzulegen, damit er mich losläßt; ich bin ja ganz unſchuldig; der Dietrich Ludwig hat mir den linken Fuß faſt zerquetſcht, und weil ich ihn deßhalb ein wenig auszankte, wurde ich gepackt. Ich bitte, Herr Schwanberger, thut es, ich bitte; Ihr wiſſet ja ſelbſt recht wohl,“ fügte ſie mit einem Blicke des Einverſtändniſſes hinzu, „daß ich eine ordentliche Perſon bin, die es gewiß verdient, daß man ſich ihrer annimmt.“

Während dieſer Worte wurde der Zug nicht unterbrochen. Die vier Knechte ſchritten mit der Verhafteten voran, welche alle Augenblicke bittend den Kopf umdrehte, da hinter ihr Schwanberger neben dem Hofprofoſen ging, mit dem er leiſe ſprach, bald darauf aber plötzlich in der Menge verſchwand.

Der Hofprofos und ſeine vier Knechte führten Benigna Kugler in das Amthaus unterhalb des Rathhausthurmes links, ließ das Thor ſperren, und ſagte dann zu der jammernden Gefangenen:

„Ihr habet es der Fürſprache des Herrn Schwanberger zu verdanken, daß ich Euch freilaſſe; zähmet aber künftig Eure böſe Zunge beſſer! Entfernet Euch nun durch das Hinterpförtlein in die Lederergaſſe!“

Dieß that ſie auch ſo ſchnell als möglich.

Der Hofprofos ging nun zu dem Herrn Hofoberrichter Karl Eulmeier in das erſte Stockwerk hinauf, und meldete ihm den Vorfall als ein Mißverſtändniß, das ihn veranlaßt habe, die Benigna Kugler, als unſchuldige Urſache desſelben, zum Scheine zu verhaften, wodurch auf die einfacheſte Weiſe der Zuſammenlauf der Leute ein Ende genommen habe.

Der Herr Hofoberrichter drückte ſeine Zufriedenheit aus mit dem verſtändigen Benehmen des Hofprofoſen. . .

5.

Zur Zeit des Beginnes der Kreuzzüge, die vom Ende des 11. Jahrhunderts bis gegen das Ende des 13. Jahrhunderts währten, erhob ſich auf der Stätte des im 8. Jahrhunderte von den Franken zerſtörten rieſigen Thurmes Schwaneck, eine kleine Veſte, genannt die Schwanburg. Als im Jahre 1291 mit Ptolomais das letzte Bollwerk und der letzte Troſt des chriſtlichen Reiches auf dem Continente von Aſien ſiel, kehrte Ritter Bernhard von Schwanburg zurück, der das Kreuz genommen hatte, um als kinderloſer Gatte ſein Hauskreuz vom Halſe zu bringen, eine alte, zänkiſche, geizige Ehehälfte, Namens Gertraud, die keinem Armen ein Stuck Brod ſchenkte, und während Berthold's Abweſenheit den Pfarrer von Bulach, der ſie dringend um eine milde Beiſteuer zur Wiedererbauung der abgebrannten Kirche daſelbſt bat, im Zorne die verruchte Antwort gab: „ſie wolle lieber ihre rechte Hand verbrennen.“

Berthold traf ſie bei ſeiner Ankunft auf dem Siechbette; ſie ſtarb bußfertig nach wenigen Wochen, nachdem ſie ihren Gatten gebeten hatte, zu vollbringen, was von ihr, zum Nachtheile ihres Seelenheiles, nicht geſchehen war. Berthold gelobte gerne die Erfüllung ihrer Bitte, vergaß aber, im Drange weltlicher Angelegenheiten, um ſo leichter ſein Verſprechen, als er auch vom Pfarrer nicht mehr daran erinnert wurde. Durch fromme Beiträge war die Kirche wieder erbaut worden; aber noch fehlte ihr der Thurm aus Mangel an Geld.

In einer ſtürmiſchen Nacht lag der Ritter, durch die Anſtrengungen einer Eberjagd ſehr ermüdet, in tiefem Schlafe, als er in der Mitternachtſtunde durch ein grelles Licht erwachte, und zugleich eine dumpfe Grabesſtimme rufen hörte: „Berthold!“

Noch ſchlaftrunken richtete er ſich auf ſeinem Lager empor, rieb ſich die Augen, und erblickte auf der Schwelle der unſichtbar geöffneten Thüre eine dunkle Geſtalt. Die mit ausgeſpreiteten Fingern vorgehaltene rechte Hand derſelben brannte in hellen Flammen, deren unheimliche Gluth die qualvollen

Züge des Leichenantlitzes ſeiner verſtorbenen Ehefrau Gertraud beleuchtete.

Von Entſetzen durchſchaudert, ſchlug Ritter Berthold ein andächtiges Kreuz, und ſtammelte die Frage:

„Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn, was iſt dein Begehrn?“

„Berthold,“ ächzte Gertraud's arme Seele, drohend ihre brennende Hand bewegend, ſo daß Funken von ihr ſtoben, „Du haſt das Verſprechen nicht gehalten, welches Du mir in meinem Sterbeſtündlein gegeben haſt. Säume nicht länger, den noch fehlenden Thurm der Kirche zu Bulach bauen zu laſſen, wodurch ich aus dem Fegfeuer erlöſet werde, in welchem ich wegen meiner frevelhaften Worte leiden muß: daß ich lieber meine rechte Hand verbrennen, als zur Wiedererbauung der Kirche zu Bulach beiſteuern wolle.“

Der Angſtſchweiß quoll dem Ritter über die Stirne herab.

„Gleich mit Tagesanbruch werde ich thun, was Du verlangſt, liebe Gertraud,“ erwiederte Berthold; „damit ich aber Deine nächtliche Erſcheinung nicht für einen böſen Traum halten möge, gib mir ein Erinnerungszeichen!“

Stöhnend wendete ſich Gertraud's arme Seele ein wenig ſeitwärts, und preßte ihre brennende Hand an den Thürpfoſten, daß ziſchend der Rauch des verbrannten Holzes durch die Kammer qualmte.

Dann verſchwand ſie.

Von Schrecken erſchöpft entſchlummerte Berthold wieder nach einem kurzen Gebete für die arme Seele Gertraud's, und erwachte erſt, als die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand. Da erinnerte er ſich an die nächtliche Erſcheinung, die er wirklich für einen böſen Traum hielt, um ſo mehr, als er die Thüre noch von innen verriegelt fand, wie zur Zeit, da er ſich zur Ruhe begab. Er kleidete ſich an, um zum Morgenimbiß zu gehen; ſo wie er aber die Thüre öffnete, prallte er unwillkührlich zurück; denn die in den Thürpfoſten eingebrannte rechte Hand Gertraud's ſtarrte ihm mahnend entgegen.

Sogleich eilte er zum Burgkaplane hinauf, erzählte ihm das wunderſame Ereigniß, und gab ihm das nöthige Geld zum Baue des Kirchthurmes zu Bulach, der nach kurzer Friſt vollendet war. In der Nacht nach dem Tage, an welchem zum erſten Male die neue, „Gertraud“ getaufte Glocke des Kirchthurmes, den Gläubigen fernhin die Feier der feſtlichen Einweihung verkündete, erſchien Gertraud wieder ihrem Gatten, nun aber in himmliſcher Verklärung, und für ihre Erlöſung aus dem Fegefeuer dankend. Voll Freude hierüber ſchenkte der Ritter Berthold der neuen Kirche zu Bulach auch noch mehrere Morgen Aecker, Wieſen und Waldungen zur Aufbeſſerung des pfarrlichen Einkommens, das überdieß noch durch einen von Berthold gerne gebilligten Vorſchlag des Burgkaplans eine bedeutende Erhöhung fand.

Es wurde nämlich der Thürpfoſten mit der eingebrannten Hand in der nöthigen Höhe herausgeſägt, und in der Kirche als Opferſtock angebracht, über welchem eine Votivtafel, ein in zwei Felder abgetheiltes Gemälde, die erſte Erſcheinung der armen Seele Gertraud's mit der brennenden Hand, und die zweite Erſcheinung der Erlöſeten zu allgemeiner Erbauung darſtellte. Dieſer Anblick erweichte und erſchütterte gar manche harte Herzen von Bauern und Bäuerinnen, die bei den Sonn- und Feiertagsbeſuchen der Kirche, reichliche Spenden in den Opferſtock fallen ließen, der im Fluge der Jahrhunderte ſammt dem Gemälde aus der Kirche entſchwunden iſt.

6.

Ritter Berthold war ſchon an Jahren zu weit vorgerückt, um eine neue Burgfrau heimzuführen, und durch ſie ſeine öde Burg zu beleben, in welcher nur ſelten Gäſte erſchienen. „Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei,“ heißt es in der Geneſis; der Ritter ſehnte ſich alſo nach einem geſelligen Verkehre, den er nirgends angenehmer fand, als in dem gaſtlichen Kloſter Baierberg, welches auf einer Anhöhe an der Loiſach lag, nicht weit vom Würmſee, in einer waldigen Gegend. Dort verweilte er oft wochenlange bei den regulirten St. Auguſtiner-Chorherren, deren Stift im Jahre 1121 die drei Brüder Otto, Konrad und Eberhard, edle Herren von Iring, durch ein feierliches Diplom des Papſtes Calixt des zweiten beſtätiget, erbauten.

Da begab es ſich, daß in einer Winternacht des Jahres 1292 dieſes Kloſter unter dem neunten Probſte desſelben, Heinrich II., zum dritten Male abbrannte. Berthold ſchenkte der Probſtei als Beitrag zur Wiedererbauung des Kloſters ſeine Schwanburg mit allen Rechten und Grundbeſitzungen, unter der Bedingung, ihn für die Dauer ſeines Lebens als Gaſt zu behalten. Dieſes Anerbieten wurde mit dem größten Vergnügen angenommen, und der Bau durch die freigebige Mitwirkung der Herzoge von Bayern, unter dem Probſte Leuthold, dem Nachfolger Heinrichs, dem der Kummer über dieſes Unglück das Herz brach, in kurzer Zeit vollendet. In Gott vergnügt lebte Berthold noch eine lange Reihe von Jahren in dieſem Kloſter, in deren Kirche er auch nach ſeinem ſeligen Ende begraben wurde.

Durch den bunten Wechſel der ſpäteren Ereigniſſe, hörte die Schwanburg auf, ein Edelſitz zu ſein, und wurde ein bäuerliches Oekonomiegut. Lange Zeit benützte man die weiten Räume als Getreideſpeicher, und die Stallungen zur Viehzucht. Aber das alte Geſtein trat nach und nach aus ſeinen Fugen; die Gemeinde Bulach kaufte die baufällige Burg, deren Reparaturkoſten unerſchwinglich geweſen wären, und verwendete die brauchbaren Steine zum Baue von Häuſern und Scheunen, ſo wie zur Einfriedung des Kirchhofes mit einer ſteinernen Ringmauer. Mit dem Erlöſe aus dem Verkaufe der Schwanburg und der dazu gehörigen Grundſtücke, begab ſich der Beſitzer mit ſeinem Weibe und ſeinem einzigen Sohne Hans, der eine abſonderliche Luſt äußerte, ein Goldſchmid zu werden, nach München, und kaufte in der Windenmachergaſſe ein Haus.

In einem Alter von fünfzehn Jahren hatte er bei ſeinem Meiſter, Hans Reiner, dem Goldſchmide, bereits ausgelernt, und als Geſellenſtück, das die Hand keines Meiſters hätte erreichen können, nach eigener Zeichnung, in antiker Form, einen ganz goldenen, mit köſtlichen Smaragden verzierten Krug gearbeitet, für welchen Herzog Wilhelm dem Meiſter Reiner im Jahre 1585 die damals ſehr bedeutende Summe von 2000 Gulden bezahlte. Hans zeigte ein ſo ausgezeichnetes und erfindungsreiches Talent zum Zeichnen, daß der kunſtſinnige Herzog Wilhelm ihn zu größerer Ausbildung nach Rom reiſen ließ. Nach drei Jahren kehrte er nach München zurück, wo bald darauf ſeine Eltern in kurzen Zwiſchenräumen ſtarben, wurde Meiſter und zugleich Lehrer der Zeichnungskunſt, und verdiente ſich auch viel Geld durch Anfertigung von Zeichnungen für Bildhauer, Baumeiſter, Goldſchmide, u. ſ. w. Da es im väterlichen Hauſe an dem zum Zeichnen günſtigen Nordlichte ihm gebrach, bewilligte ihm der Herzog auf ſeine Bitte die Benützung eines kleinen alten Thurmes, der zur rechten Hand jenſeits der kleinen Brücke ſtand, welche das Thal Petri vom Thale Mariä ſcheidet. Im Erdgeſchoße dieſes Thurmes, in einer Höhe von etwa ſieben Fuß vom Boden, ließ er gegen

Norden ein großes Bogenfenſter anbringen, und wählte dieſes Gelaß zu ſeiner Wohnung und Arbeitsſtätte.

In den alten Rechnungen finden wir den Goldſchmid Hans von Schwanburg als Empfänger von 12 Gulden für ein Magdalenenbild, das er im Jahre 1586 für den Herzog Wilhelm machte. Die ritterliche Benennung darf nicht zu dem Wahne verleiten, den wackern Meiſter für einen adeligen Abkömmling der früheren Herren von Schwanburg zu halten; zu jener Zeit nannte man häufig andere Perſonen, als Eingeborene, wenn ſie ſich anſiedelten, bei ihren Taufnamen, unter Beifügung ihres Geburtsortes. Bei andern Ausgaben wird er auch Hans Schwanenberger, und Hans Schwanberger genannt, ein Zuname, der offenbar auch von ſeinem Geburtsorte Schwanburg herſtammte. Jener hübſche Jüngling, welcher durch ſeine Fürſprache die Benigna Kugler von der Haft befreite, war kein Anderer, als der junge Meiſter Hans Schwanberger, von dem wir ſo eben ſprachen, und deſſen Einfluß auf den ſonſt ſo ſtrengen Hofprofoſen Simon Frank, ganz einfach durch das alte Sprichwort ſich erklären läßt: „Eine Hand wäſcht die andere;“ denn Schwanberger ertheilte einem Sohne Frank's unentgeltlich Unterricht im Zeichnen.

Viel räthſelhafter dürfte der Umſtand erſcheinen, daß der junge hübſche Meiſter noch keine Meiſterin hatte, worüber gar viele ſchöne Bürgerstöchter von München ſich vergebens die Köpfchen zerbrachen. Doch auch dieſes Räthſel hoffen wir im Gange unſerer Erzählung befriedigend löſen zu können.

7.

Nach der geheimen Unterredung mit dem Hofprofoſen, ging Hans Schwanberger die Kaufingergaſſe hinauf, um in der Jeſuitenkirche ſeinen Freund, den Niederländer Peter de Witte, genannt Candito, zu beſuchen. Wenige Schritte vor dem ſchönen Thurme traten aus der Fürſtenfeldergaſſe Joachim Oſtermair, der deutſche Schullehrer in München, welcher den Markgrafen Carl von Baden im Rechnen und Schreiben unterrichtet, und dafür 20 Gulden erhalten hatte, und der fünfzehnjährige Simon Reifenſtuel, ein talentvoller Jüngling, im Zeichnen der vorzüglichſte Schüler Schwanbergers. Dieſem Simon Reifenſtuel war das ſchöne Loos beſchieden, ſiebenundzwanzig Jahre ſpäter als Hofbaumeiſter Maximilians I., deſſen Reiterſtandbild von Thorwaldſen auf dem Wittelsbacherplatze in München ſich erhebt, den Ruhm ſeines

Namens für alle Zeiten zu verewigen, indem er den großartigen Gedanken des Hofkammerrathes Oswald Schuß, die Sole von Reichenhall, in einer Höhe von mehr als achthundert Fuß, durch Druckwerke in bleiernen Röhren über Siegesdorf nach Traunſtein zu leiten, meiſterhaft ausführte, ein Werk, das in Deutſchland nicht ſeines Gleichen findet, und im Jahre 1617 begann. Wie viel Großes hätte dieſer Künſtler noch leiſten können, wäre er nicht bald nach der Vollendung des Baues, am 8. Februar 1620, erſt 45 Jahre alt, geſtorben! Das dankbare Vaterland hat ſein Bildniß in der königlichen Urkundenſammlung aufbewahrt.

Die beiden Ankömmlinge nahmen Schwanberger in die Mitte, und begleiteten ihn. Bei der Ecke, die von der Auguſtinerkirche in die weite Gaſſe führte, blieben jene bei dem Oberſteinmetz Hans Staudacher ſtehen, der ihnen begegnete, und deſſen Nachkommen noch jetzt in München leben, und ſprachen mit ihm; Schwanberger verließ die Gruppe, und wollte eben durch die Seitenthüre in die Kirche treten, als er Liendl bemerkte, der auf dem kleinen ſteinernen Dreiecke ſaß, welches den Raum zwiſchen der Kirchenmauer und dem vorſpringenden unterſten Theile des Thurmes ausfüllte.

Liendl hielt in ſeinem Schoße mit der linken Hand eine große Schüſſel voll Brennſuppe, ſein Frühſtück, die er mit einem Löffel in der rechten Hand umrührte, während er mit geſpannten Blicken zum Himmel emporſchaute, ohne Schwanberger, der ſich ihm näherte, früher zu bemerken, als bis er ihn fragte:

„Liendl, biſt Du ein Sterngucker geworden?“

„Ach! Herr Meiſter Schwanberger, Ihr ſeid's! Ich ſchaue alle Augenblicke zum Himmel hinauf, ſeitdem die hieſigen Thürmer 2 Gulden bekamen, weil ſie einen Kometen am Himmel geſehen haben.“

„Nichts Neues?“

„Ja, Hans Schönswetter iſt eben vorbeigegangen, der in der Frohnleichnamsprozeſſion immer den Goliath macht, wofür er fünf Gulden einſtreicht. Er erzählte dem hochwürdigen Herrn Pater Simon Hiendl, dem Jeſuitenrektor, der dort unter der Thüre ſtand, daß er von Schongau komme, wo er einige Hexen verbrennen ſah, die viel geweint und „gelamentirt,“ dabei aber recht bußfertig ſich gerichtet hätten.“

„Ich frage nicht nach den Hexen, ſondern nach dem Engel.“

„Nach Euerm Engel im Thale, nicht wahr?“

„Ja. Ich kann mir gar nicht denken, warum

Regina heute nicht zur verabredeten Stunde am Fenſter ſaß."

„Die Frau Herzogin Maria, bei der ſie immer ſteckt, hatte ſie ſchon am frühen Morgen wegen einer Stickerei holen laſſen, ſagte mir Benigna."

„Dieß iſt eine freudige Nachricht, welche mich wieder beruhiget; denn ich fürchtete ſchon, ſie möchte krank ſein."

Kaum hatte Schwanberger dieſe Worte geſprochen, als plötzlich die beiden Knie Liendl's emporſchnellten, und die Brennſuppe in ſeinen Schoß rann. Das ſteinerne Dreieck, auf dem er ſaß, war unter ihm eingeſunken. Erſchrecken raffte er ſich auf.

Ein flüchtiger Blick überzeugte Schwanberger, daß das Fundament des Thurmes ſich geſenkt habe, und daß der Thurm ſelbſt ſichtbar wanke.

„Lauf ſchnell davon, Liendl," rief er, „der Thurm ſtürzt ein!"

Ueber die Schwelle der Seitenthüre rennend, riß er die Thüre rechts auf, und ſchrie:

„Mir nach, Freudinger! der Thurm! der Thurm!

Mit einem Sprunge war er in der Kirche.

Seine warnende Stimme hallte durch den ungeheuern Raum:

„Hinaus! Hinaus! Mir nach! der Thurm ſtürzt ein!“

Mit kräftiger Hand packte er den alten Jeſuitenrektor, Pater Simon Hiendl, der wie ein Bauherr überwachend auf und abſchritt, am Arm, und zog ihn eilig mit ſich fort zur Kirche hinaus, und gleich darauf folgten dieſen Beiden die im Innern eben beſchäftigten Künſtler und Arbeiter, von denen viele erſt ſchleunigſt über hohe Gerüſte und Leitern herabklettern mußten.

Kein Menſch war mehr in der Kirche.

Eine kurze, angſtvolle Pauſe trat ein . . .

Ein ungeheurer, lang hindröhnender Donnerſchlag... Steingepolter in der weiten Gaſſe, gleich einem Regen von Bomben!

Eine halbe Minute ſpäter wogte eine dichte Staubwolke durch jede der beiden großen Kirchenportale, und verhüllte die bleichen Züge der bebenden Zuſchauer.

Der Thurm war eingeſtürzt, und hatte das kunſtvolle Deckengewölbe zerſchmettert; denn damals ſtand er näher bei demſelben, als jetzt. Der Neubau erhob ihn in größerer Entfernung, und wagte es nicht mehr, ihm die frühere Höhe wieder zu geben.

Dieß geſchah am 10. Mai 1590*).

Pater Hiendl entſchlüpfte ſeiner Umgebung, und eilte unbedeckten Hauptes durch die weite Gaſſe und durch die Löwengrube, in welcher er den Leopardenmeiſter, Guido Perentino, beinahe über den Haufen gerannt hätte, in die Neue Veſte, Herzog Wilhelms Reſidenz, um ihm das ſchreckliche Unglück zu melden.

Wilhelm blätterte eben aufmerkſam in alten, geheimnißvollen Büchern, die ihm ſein Bibliothekar, Dr. Johann Ritter, gebracht hatte, der einen jährlichen Gehalt von 200 Gulden bezog.

Blaß, Thränen in den Augen, die Hände ringend, wankte der ehrwürdige Pater in das herzogliche Gemach, unfähig, auch nur ein Wort hervorzubringen.

Beſtürzt erhob ſich der Herzog, faßte die beiden zitternden Hände des Greiſes, führte ihn zu einem Stuhle, und fragte wohlwollend nach der Urſache ſeines Leidweſens.

Der Pater ſtammelte die ſchlimme Botſchaft.

Mit ruhiger, lächelnder Miene erwiederte der Herzog, als er vernahm, daß Niemand verunglückt ſei,

---

*) Geſchichtliches Ereigniß.

„Das Deckengewölbe wird wohl zu ſchlecht und klein geweſen ſein für die Fürſten der Engel;*) ſeid wohlgemuth, hochwürdiger Herr Pater Rektor, ich will ein Größeres an die Stelle des zertrümmerten ſetzen laſſen!“

Nun zerſtreute der Herzog den Pater durch eine Menge von Fragen über den Inhalt der Bücher, die auf ſeinem Tiſche aufgeſchlagen waren.

Nach einer kleinen Stunde trat der Kammerdiener des Herzogs, Martin Alonſo, zugleich Inſtrumentiſt in der von Orlando di Laſſo dirigirten fürſtlichen Kapelle, in das Gemach, und überreichte dem Herzoge ein Schreiben mit der Meldung, daß es ſo eben von einem reitenden Eilboten aus Venedig gebracht worden ſei.

Haſtig erbrach Wilhelm das, wie es ſchien mit Sehnſucht erwartete Schreiben, deſſen wenige Zeilen ſein ſonſt ſo ernſtes Antlitz mit einer ſeltenen Heiterkeit verklärte.

„Gott ſei Dank!“ rief er aus; „wo die Noth am größten iſt, iſt die Hülfe am nächſten! Folget mir in mein Betgemach, hochwürdiger Herr Vater, damit ich Euch das Nähere erzähle, und laſſet uns dort miteinander im Gebete dem Himmel für dieſe Gnade danken!“

---

*) Des Herzogs eigene Worte.

Und Beide verließen das Gemach.

8.

Dem Thurme im Thale gegenüber, welchen der junge Meiſter Schwanberger bewohnte, jenſeits der Straße, zwiſchen einer Schleifmühle und einem kleinen Gäßchen, ſtand ein ſtattliches Haus mit zwei Erkerthürmchen, das dem reichen Geldſchmide Hans Reiner gehörte.

Hans Reiner war ein ſehr hochmüthiger Mann, weniger wegen ſeines Reichthumes, als wegen ſeiner einzigen Tochter Regina, einer tugendhaften Jungfrau von wunderbarer Schönheit. Seidenzarte ſchwarze Haare, ſeelenvolle blaue Augen, ein ächt griechiſches Profil des Antlitzes, und ein hoher zierlicher Wuchs bildeten einen Verein von ſeltenen Reizen, und die glaubwürdigſten Kenner weiblicher Schönheit, die Maler und Bildhauer, hielten Regina für ſchöner, als die doch ſo bewunderte Schönheit der hochgefeierten Maria Petenbek, Landrichterstochter von Haag, welche der Bruder Wilhelms V., Herzog Ferdinand, vor zwei

Jahren zu ſeiner Gemahlin erhoben hatte, auf eine mögliche Thronfolge verzichtend. Die vielen Kinder aus dieſer zwanzigjährigen glücklichen Ehe, wurden zu Grafen von Wartenberg ernannt, von denen der letzte männliche Zweig, Maximilian Emanuel von Wartenberg, in der Ritterakademie zu Kloſter Ettal im Jahre 1736 in dem blühenden Alter von 18 Jahren unglücklicher Weiſe an einem Pfirſichkerne erſtickte*).

Es bedarf keiner Erwähnung, daß es der ſchönen Regina nicht an Freiern fehlte. Tugendhaft, ſchön, reich, erſt achtzehn Jahre alt . . . was will man mehr? Die Freier kamen aus allen Ständen; Ferdinands Wahl hatte den Cavalieren gezeigt, daß ſogar ein Herzog eine Bürgerliche heirathen könne, ohne daß die Welt untergeht. Es kamen alſo arme Adelige, die ſich mit dem Gelde der bürgerlichen Braut aufhelfen wollten, von dem Wahne ermuthigt, der alte Goldſchmid werde es ſich zu einer großen Ehre ſchätzen, einen adeligen Schwiegerſohn zu bekommen. Fehlgeſchoſſen! Sie gingen leer aus. Das gleiche Loos theilten reiche Bürgersſöhne von München, Augsburg und Regensburg, und von vielen andern Orten; denn der Ruf der Tugend, der Schönheit und des Reichthums dieſer Goldſchmidstochter, war weit über das Bayerland hinausgedrungen.

---

*) Den erſten Jahrgang (1832) des unter dem Namen „Eichenkronen“ von mir herausgegebenen Almanaches aus Bayern, der keine fremden Beiträge enthält, eröffnete ich mit dem vaterländiſchen Fürſten-Gemälde: „Maria Petenbek“. Der bühnenkundige Franz von Holbein, Dichter des Kätchens von Heilbronn, erſuchte mich in einer ſehr ehrenvollen Zuſchrift, dieſe Novelle für das Theater bearbeiten zu dürfen, und im Jahre 1833 bereicherte er die deutſche Bühne mit „Maria Petenbek,“ einem effektvollen hiſtoriſch-romantiſchen Drama in 5 Aufzügen. B.

An dem feſtlichen Tage der Vermählung des Herzogs Ferdinands mit ſeiner geliebten Maria, hatte dieſe auf dem Zuge zur Kirche unter den Zuſchauern in einem Corridor der Neuen Veſte Regina erblickt, in deren ſchönen Augen rührende Freudenthränen perlten. Sie war von der Anmuth dieſer Jungfrau ſo überraſcht, daß ſie ſtehen blieb, einige freundliche Worte mit ihr wechſelte, und ſie einlud, am folgenden Tage ſie zu beſuchen.

Die Herzogin Maria zeichnete vortrefflich; Regina, im Kloſter der Klariſſinnen auf dem Anger in München erzogen, war Meiſterin im Geſange und

Harfenſpiele, und wurde der Ehre gewürdiget, in beiden Künſten die Lehrerin der Herzogin zu werden, die ſie täglich lieber gewann, und bald keinen Tag mehr ohne ſie leben konnte. Sie wünſchte ſehr, Regina möchte zeichnen lernen, um bisweilen gemeinſchaftlich mit ihr dieſe Unterhaltung genießen zu können, und ſchickte ihr, auf Herzog Wilhelms Empfehlung, den beſten Lehrer der Zeichnungskunſt in München zu jener Zeit, den jungen Meiſter Schwanberger. Vater Reiner konnte nicht wohl etwas dagegen einwenden, ohne ſich lächerlich zu machen, oder gar die Gnade des Herzogs Wilhelm und der Frau Herzogin Maria auf das Spiel zu ſetzen. Bei der erſten Nachricht ſeiner Tochter, daß ſie einen Zeichnungslehrer bekommen werde, deſſen Namen ſie noch nicht wußte, ward ihm gar bang um's Herz; denn er fürchtete, Regina möchte ſich verlieben, und dadurch ſeine hochtrabenden Pläne vereiteln. Es durfte ihm alſo ſpäter ein Stein vom Herzen fallen, als er vernahm, daß Meiſter Schwanberger zum Lehrer auserſehen ſei. Schwanberger hatte ja bei ihm gelernt; er kannte ihn genau, ſeine ganze Art, zu denken und zu fühlen. Der junge Meiſter beſuchte noch immer das Reiner'ſche Haus, wenigſtens an Sonn-

und Feiertagen nach der Meſſe, aber nur auf wenige Augenblicke. Gewöhnlich ging er gleich in die Werkſtätte, um nachzuſehen, wie weit irgend eine begonnene ſchöne Arbeit ſchon gediehen ſei. Die liebenswürdige Regina ſchien für den jungen Meiſter gar nicht auf der Welt zu ſein; war er in ſeinem Thurme, ſo trat er nie an das Fenſter, und kam oder ging er, ſo warf er von der Straße nie einen Blick zu der Wohnung des holden Goldſchmidtöchterleins hinauf.

Meiſter Reiner durfte alſo, wie man meinen ſollte, dem Lehrer ſeiner Tochter das größte Vertrauen ſchenken. Er ſchenkte es ihm aber nicht, weil er dachte: Gelegenheit macht Diebe. Die Frau Meiſterin mußte das Hausweſen beſorgen, oft und lange in der Küche ſich umthun, fand alſo nicht viel Zeit, den Lehrer der Zeichnungskunſt und deſſen Schülerin während der täglichen Unterrichtsſtunde zu beobachten, und Alles zu hören, was ſie ſprachen. Da gerieth der Vater auf den klugen Gedanken, ſeinen Schatz von einem Drachen hüten zu laſſen, uneingedenk des Liedes:

„Vater, wenn ich mich nicht ſelbſt bewache.
Hütet mich kein Argus und kein Drache.“

9.

Bei der Wahl des Drachen leitete ihn ein ſehr ſeiner Takt. Er nahm die Strickerin Benigna Kugler in's Haus, von der ſelten täuſchenden Vorausſetzung bewogen, daß eine alte, ſitzengebliebene Jungfrau, keinem andern Weſen das Glück der Liebe gönne. Von nun an war ſie die Zofe der Tochter, vielmehr ihr zweiter Schatten, da ſie nie von ihr wich, bei dem Zeichnungsunterrichte im nämlichen Zimmer, am nämlichen Tiſche beſchäftiget war, ſie in die Kirche und zur Frau Herzogin Maria begleitete, wo ſie dieſelbe zur beſtimmten Stunde wieder abholen mußte.

Die Maßregel mit dem Drachen war ſohin vortrefflich, nur kam ſie — zu ſpät. Schwanberger und Regina liebten ſich ſchon, ſeitdem jener aus Rom zurückgekehrt war, nur nicht, daß irgend Jemand etwas davon erfuhr. Ihre Liebe blieb immer ſo rein, daß ſie kein fremdes Auge zu ſcheuen brauchte; allein ſie kannten die hochmüthigen Abſichten des Meiſters Reiner hinſichtlich ſeiner Tochter, und wußten, daß nichts auf der Welt ihn davon abbringen könne. Die Liebenden bauten alſo ihre Hoffnung auf irgend eine unerwartete Gunſt der Vorſehung, auf eine Sinnesänderung des Vaters, und beherrſchten ihre

Mienen und Worte mit einer ſolchen Willenskraft, daß auch das ſchärfeſte Späherauge nicht in das Geheimniß ihrer Liebe zu dringen vermochte.

Selbſt als Schwanberger in den alten Thurm einzog, dem Hauſe des Meiſters Reiner gegenüber, waren dieſem die Augen noch nicht aufgegangen. Herzog Wilhelm, ein eben ſo großer Kunſtkenner, als Gönner der Künſtler, lächelte heimlich, als ihn Schwanberger bat, den öden Thurm im Thale bewohnen zu dürfen, angeblich des zum Zeichnen günſtigen Nordlichtes wegen. Er wußte recht gut, daß man zum Zeichnen nicht gerade ein Nordlicht brauche, ſtellte ſich aber, als wiſſe er es nicht, indem er ſich dachte: „Ohne Zweifel hat Schwanberger in Rom auch das Malen erlernt, und will mich unvermuthet mit einem Gemälde überraſchen: dieſe Freude mag ich ihm durch keine Bemerkung verderben.“ Aber im vertraulichen Kreiſe der herzoglichen Familie äußerte er dieſe Vermuthung; Regina erfuhr ſie ſpäterhin aus dem Munde der Herzogin Maria, und erzählte ſie zu Hauſe ihrem Vater ganz unbefangen, jedoch Abends bei dem zweifelhaften Lichte einer kleinen Lampe, und in dem Augenblicke, da ſie einen Krug aus dem Wandſchranke holte, um nicht durch eine mögliche Verlegenheit in ihren Mienen, den Vater auf die Fährte ihres Geheimniſſes zu leiten.

„Dachte ich es mir doch gleich,“ erwiederte Meiſter Reiner, „daß der Hans ſo etwas im Schilde führen müſſe, weil er ſein bei mir ſo fleißig erlerntes Gewerbe als Goldſchmid gleichſam nur nebenbei betreibt!“

Aber auch Schwanberger wußte recht gut, daß er mit ſeiner Bitte um ein Nordlicht zum Zeichnen, den Herzog Wilhelm nicht täuſchen könne. Er wünſchte ſogar, der Herzog möchte einen andern, geheimen Beweggrund vermuthen, nur nicht das Geheimniß ſeiner Liebe. Um dieſen Zweck zu erreichen, hatte er ſelbſt ſeine Bitte mit einem ſonderbaren Lächeln geſtellt, das Lächeln des Herzogs aber irrig gedeutet, nämlich als ob dieſer der Meinung ſei, der junge Meiſter wolle jenen Schatz zu heben verſuchen, welcher nach einer alten Sage in dieſem Thurme liege; denn bekanntlich hegte Wilhelm V. auch eine Vorliebe für die Schatzgräberei. Deßhalb ſchloß er ſeinen Dank mit den Worten:

„Gnädigſter Herr! Sollte ich einen Schatz im Thurme finden, ſo werde ich ihn Euch bei Pfennig und Heller einliefern.“

„Gut, lieber Hans,“ entgegnete der Herzog, „thu dieß, je eher, deſto lieber; ich könnte recht wohl einen Schatz brauchen.“

Schon am andern Tage vernahm Schwanberger aus dem Munde ſeiner Geliebten die wahre Urſache des herzoglichen Lächelns, und dachte ſich: „Auch gut!“

Der Drache, Benigna Kugler, flog alſo in das Haus, und begann ſein Wächteramt. Man muß es ſelbſt verſucht haben, Liebende zu bewachen, um zu wiſſen, wie ſchwer dieſe Aufgabe zu löſen iſt. Der Drache löſete ſie auch nicht. Als Hans der Regina Blätter vorzeichnete, beſtand das Zickzack derſelben aus Liebesbetheuerungen, mit dem ſpitzigſten Bleiſtifte ausgedrückt, und nur für das ſcharfe Auge der Liebe lesbar. Die Liebe iſt erfinderiſch und begreift leicht. Die Schülerin antwortete in der Nachzeichnung auf gleiche Weiſe, und ſo correſpondirten die beiden Liebenden unentdeckt vor den Augen des Drachen, der allabendlich dem Vater einen befriedigenden Tagesrapport brachte.

Junge, gutmüthige, glückliche Frauen, erkundigen ſich gerne nach den Herzensangelegenheiten ihrer weiblichen Umgebung, und begünſtigen ſie, ſo gut ſie es vermögen. Es konnte alſo nicht fehlen, daß die

Frau Herzogin Maria auch eine Herzenserforſchung mit Regina vornahm, die ſie ſo ſehr liebte, und wozu ſie die natürliche Gelegenheit einer Frage nach ihren Fortſchritten im Zeichnen benützte. Bei dem unbedingten Vertrauen, mit welchem die Herzogin Maria die Tochter des Goldſchmides beehrte, mußte dieſe, wollte ſie nicht jenes Vertrauens ſich völlig unwürdig erweiſen, die reine Wahrheit geſtehen. Sie erzählte alſo der erlauchten Frau Alles haarklein, die Strenge des Vaters, ſeine überſpannten Abſichten mit ihr hinſichtlich ihrer Vermählung, und das Hoffnungsloſe ihrer Liebe. Oft unterbrachen Thränen ihre Worte.

Tief gerührt, tröſtete ſie die Herzogin mit der Verſicherung, daß ſie für ihre Verbindung mit Schwanberger ihr Möglichſtes thun werde, ſobald ſie ſich würde überzeugt haben, daß er ihrer Liebe auch würdig ſei. Sie ließ dieſen kommen, beſtellte Zeichnungen, ſprach lange mit ihm über Regina und deren Liebe zu ihrem Meiſter, und überzeugte ſich aus allen Aeußerungen des Jünglings, daß Regina keine beſſere Wahl treffen könne.

Der Unterricht im Zeichnen ging zu Ende, der Drache blieb.

Da ſagte eines Tages die Herzogin Maria zu Regina:

„Verentino hat für meinen Schwager ſchon Löwen und Leoparden gezähmt; ich will verſuchen, ob nicht auch ein Drache ſich zähmen läßt.“

Beide verabredeten ein dazu nöthiges Verfahren. Der Drache wurde zur Herzogin gerufen.

„Benigna“ ſagte die erlauchte Frau, „meine Freundin Renata hat Dich mir als eine vortreffliche Strickerin empfohlen. Ich werde Dir Arbeit geben, ſo viel Du nur liefern kannſt. Wenn ich mit Dir zufrieden bin, ſollſt Du am Vermählungstage meiner lieben Renata Garderobedienerin bei mir werden, jedoch nur unter der Bedingung, daß Du dann innerhalb acht Tage heiratheſt, da ich keine ledigen Diener und Dienerinnen will. Um einen ordentlichen Mann mußt Du dich ſchon ſelbſt umſehen; Du wirſt ihn auch leicht finden, wenn Du in meinem Namen ihm die Stelle eines Hoflackeien bei meiner Hofhaltung verſprichſt, wozu ich Dir die Zeit noch beſtimmen werde.“

Benigna erlag unter der allzugroßen Laſt des fünffachen Glückes: des Lobes, der Arbeit, des Hofdienſtes, der Heirath, und der Anſtellung ihres Mannes bei Hofe. Sie ſank, einige Worte des Dankes ſtammelnd, zu den Füßen der Frau Herzogin, küßte den Saum ihres Kleides, und rannte wie närriſch vor Freude davon, nachdem ſie zuvor noch hatte verſprechen müſſen, von dieſer Unterredung, mit Ausnahme der Lieferung von Strickarbeiten, Niemanden, außer der Jungfrau Renata, auch nur ein Sterbenswörtchen zu ſagen, bei Verluſt aller Zuſicherungen.

Das Schweigen war der ſchwerſte Punkt für die redſelige Benigna, die ſo gerne auf der Stelle dem treuloſen Dietrich Ludwig, den ſie eigentlich doch noch immer liebte, durch eine vertraute Freundin ihre glänzenden Ausſichten hätte mittheilen und bemerken mögen, was für ein großes Glück er durch ſeine Trennung von ihr verſcherzt habe.

Der Drache war gezähmt.

Für ſich ſelbſt hoffte Benigna leicht einen Mann aufzutreiben, vermittelſt der Lockſpeiſe eines doppelten Hofdienſtes. Aber ihr eigenes Glück ſollte erſt am Vermählungstage der ſchönen Renata erblühen; ſie mußte alſo dieſen Tag zu beſchleunigen ſuchen, und gerieth dabei auf den ganz natürlichen Einfall, daß dieß am beſten geſchehen könne, wenn ſie eine Heirath zwiſchen Schwanberger und Renata zu Stande brächte, zwei jungen hübſchen Perſonen, die ſich ſchon lange kannten, und in deren Herzen die Liebe gewiß nur geweckt zu werden brauchte.

Sie unternahm es alſo, dieſe Liebe zu wecken, und begann bei Renata damit, daß ſie ſich in Lobeserhebungen über den Meiſter Schwanberger erſchöpfte. Die Jungfrau ſträubte ſich lange, ihrem täglichen Zureden nachzugeben, und auch bei jenem gelang es ihr erſt nach großer Mühe; endlich durfte ſie ſich des triumphirenden Gedankens erfreuen, den heiligen Bund der Liebe zwiſchen den Beiden glücklich zu Stande gebracht zu haben, die — ſchon längſt ſich liebten. . . .

Nach dem Aufhören des Zeichnungsunterrichtes kam Schwanberger nur ſelten mehr in Reiners Haus. Benigna wäre gerne Großbotſchafterin der Jungfrau Regina bei dem jungen Meiſter geworden; aber ihre vielen Arbeiten, und die gerechten Beſorgniſſe, den Argwohn des Vaters Reiner zu erregen, oder etwa gar bemerkt und verrathen zu werden, verhinderten dieß. Sie wählte alſo zum Liebesboten den höchſt vertrauenswürdigen Liendl, der ſchon vor zehn Jahren auch ihr die weſentlichſten Dienſte geleiſtet hatte. Täglich Abends in der Dämmerung trug ſie die fertigen Arbeiten nach Hofe, und begegnete auf dieſem Wege, die Punkte wechſelnd, immer zufällig dem Liendl, um ihm Meldungen zu machen, und ſie von ihm entgegenzunehmen.

So ſtand es um die Verhältniſſe der Liebenden an dem Tage, da der Thurm der Kirche zum heiligen Michael einſtürzte.

10.

Die Werkſtätte des Goldſchmides Reiner, der inmitten ſeiner Geſellen fleißig arbeitete, war durch eine offene Thüre von der Wohnſtube der Familie getrennt, worin die Frau Meiſterin Martha eben Rüben ſchälte, als der Einſturz des Kirchthurms zu St. Michael über die ganze Stadt hindröhnte.

„Hans, hat es nicht gedonnert?“ fragte ſie.

Der Meiſter legte einen goldenen Kelch aus der Hand, an dem er eben arbeitete, trat in die Stube, und antwortete:

„Ich kann mir nicht denken, daß es gedonnert hat, weil kein Wölkchen am Himmel iſt; für einen Kanonenſchuß war der Schlag zu ſtark. Vielleicht iſt die Pulvermühle des Peter Erl in die Luft geflogen, oder das Laboratorium des Feuerkünſtlers Martin Fetius.“

„Es wird wohl ſo etwas ſein,“ verſetzte Martha.

Eine kurze Pauſe. . . .

„Wo iſt denn Regina?“ fragte Hans.

„Bei der Frau Herzogin Maria.“

Der Meiſter machte die Thüre zu, und ſagte:

„Es gibt mir immer einen Stich in's Herz, wenn ich dieſes höre.“

„Warum denn?

„Weil Regina ſelbſt dieſe Herzogin ſein könnte, wenn Herzog Ferdinand ſie früher geſehen hätte, als er Maria ſah.“

„Lieber Hans, gib doch einmal dieſe ſtolzen Gedanken auf, und erinnere Dich an das gute alte Sprichwort: „Gleich und Gleich geſellt ſich gerne!“

„Was geſchehen iſt, kann wieder geſchehen. Denk nur an Philippine Welſer, die ein Kaiſersſohn geheirathet hat, mit dem ſie dreißig Jahre lang glücklich vermählt war; es ſind erſt zehn Jahre, daß ſie ſtarb.“

„Ja wohl; aber acht Jahre lang durfte ihr Mann, der Ferdinand, ſich vor ſeines Vaters Augen nicht mehr ſehen laſſen, deſſen Verzeihung und Verſöhnung ſie nach dieſer Zeit erbetteln mußte.“

„Nicht erbetteln ... das iſt nicht wahr; der Ruf ihrer Tugend und Schönheit war weltkundig, und der Kaiſer brauchte ſie nur zu ſehen, um zu verzeihen.“

„Gut. Aber die Welſer war doch aus einer alten

Patricierfamilie. Maria iſt doch die Tochter eines Beamten, unſere Renata nur die Tochter eines Bürgers, und ſomit könnte es unſerm armen Kinde leicht ergehen, wie der unglücklichen Agnes Bernauer.“

„Weibergeſchwätz! Agnes Bernauer heirathete einen Erbprinzen, und überdieß den einzigen Sohn des Herzogs Ernſt; da konnte freilich ein trauriges Ende nicht ausbleiben. Viel leichter könnte unſer Erbprinz Maximilian die Renata heirathen, da er zwei Brüder hat, wollte er ſein Erbrecht dem Bruder Philipp abtreten. Doch dieſer Plan iſt zu weitausſehend, und Maximilian zudem um ein Jahr jünger, als Renata, bis zu ſeiner Volljährigkeit ohne eigenen Willen.“

„Was? Sogar an unſern Erbprinzen haſt du gedacht?“

„Warum nicht? Wäre etwa unſere Tochter nicht würdig, eine regierende Herzogin zu werden?“

„Lieber Hans, Du wirſt noch ein Hochmuthsnarr werden.“

„Kümmere Dich nicht!“

„Ich muß mich wohl kümmern, da Du ſchon manchen vornehmen Freier um unſere Tochter abgewieſen haſt. Warum gabſt Du ſie nicht dem jungen Wittwer, Herrn Hans Albert Freiherrn von

Srringenſtein, fürſtlicher Kriegsrath und oberſter Feldzeugmeiſter, der doch ein großes Vermögen beſitzt, und eine jährliche Beſoldung von 1500 Gulden bezieht?“

„Warum? Weil er ſagte: „er zweiſle nicht, daß ich durch dieſe Verbindung mich geehrt fühlen werde.“

Martha zuckte die Achſeln und ſchwieg.

Meiſter Reiner ging zur Arbeit, und ließ die Thüre wieder offen.

In demſelben Augenblicke ſchlüpfte durch die andere Thüre der Lehrjunge herein, welcher hinter dem Rücken des Meiſters, als dieſer in Martha's Stube ging, neugierig davongeſprungen war, und brachte aus eigener Anſchauung die Löſung eines jeden Zweifels über die wahre Urſache des gehörten Donners.

Der Meiſter vollendete noch ſeine begonnene Arbeit, und zog eben einen Rock an, um ſelbſt an die Unglücksſtätte zu gehen, als Renata, von Benigna begleitet, in das Haus trat.

„Du weißt wohl ſchon, Vater, was geſchehen iſt?“ fragte ſie.

„Ja.“

„Nun, ſo will ich Dir noch etwas erzählen, was Du noch nicht weißt, und was Du erzählen kannſt, wenn Du in das neue Hofbräuhaus im alten Hofe zum Biere gehſt. . . Der Kellermeiſter Wildenrother, der immer Alles früher zu erfahren ſich brüſtet, als Andere, wird ſich nicht wenig ärgern, wenn Du eine Neuigkeit erzähleſt, die ihm noch unbekannt iſt. Merk Du auch auf, Mutter!“

„Da bin ich ſchon!“ erwiederte dieſe, ſchob die Schüſſel mit den Rüben weg, und trat in die Werkſtätte.

„Denkt Euch nur,“ fuhr Regina fort, „was bei Hofe geſchehen iſt. Gleich nach dem Einſturze des Thurmes eilte der hochwürdige Herr Pater Hiendl, der Jeſuitenrektor, zum gnädigſten Herrn Herzoge Wilhelm, erzählte ihm das Unglück mit weinenden Augen, und fügte bei, daß ohne den Muth und die Geiſtesgegenwart des Meiſters Schwanberger, der den Thurm wanken ſah, und ſogleich in die Kirche rannte, um zur ſchleunigſten Flucht zu mahnen, viele Künſtler und Arbeiter von den Trümmern des Deckengewölbes wären erſchlagen worden; insbeſondere verdanke er ſelbſt, der hochwürdige Herr Pater Hiendl, ſein Leben dem Schwanberger, der ihn raſch zur Thüre hinausgezogen habe, indem er ſonſt, durch die plötzliche Unglücksbotſchaft vor Schrecken an allen Gliedern wie gelähmt, nicht im Stande geweſen wäre, auch nur einen Schritt von der Stelle zu thun.

„Der gnädigſte Herr Herzog ließ den Schwanberger überall aufſuchen, bis man ihn fand. Er empfing ihn, von der ganzen herzoglichen Familie umgeben, den hochwürdigen Herrn Pater Hiendl zu ſeiner Linken, rühmte ſein muthiges, menſchenfreundliches Benehmen, wie er es eben von jenem vernommen habe, und wollte ihm zur Belohnung die ſchöne goldene Kette ſchenken, die er immer um den Nacken trägt. Schwanberger ließ ſich auf das linke Knie nieder, und erwiederte:

„Gnädigſter Herr Herzog, ich habe nur die Pflicht der Nächſtenliebe geübt; mein Gewiſſen verbietet mir, eine Belohnung dafür anzunehmen; zudem muß ich für die Koſten meiner Reiſe nach Rom ohnehin zeitlebens Euer dankbarer Schuldner bleiben."

„Deine Beſcheidenheit gereicht Dir zu großer Ehre," verſetzte der Herzog, indem er ſeine losgehäkelte Kette auf ein Seitentiſchlein legte; „wohlan, ſo will ich denn die Kette behalten, verſpreche aber, Dir eine Gnade zu gewähren, jetzt, oder ſpäter, ſobald Du in der Lage biſt, ſie zu wünſchen."

„Schwanberger verneigte ſich tief, ohne ein Wort zu ſprechen. Der gnädigſte Herr Herzog, und die beiden Frauen Herzoginnen reichten ihm die Hand zum Kuſſe, und der hochwürdige Herr Vater umarmte ihn mit Dankesthränen in den Augen.

„Gott befohlen, lieber Schwanberger!“ ſagte der Herzog; „die heilige Jungfrau Maria ſei mit dir!“

„Schwanberger verließ das Gemach. Was ich Euch da erzählt habe, erfuhr ich gleich darnach aus dem Munde der Frau Herzogin Maria.“

„Das gefällt mir recht wohl von dem Schwanberger,“ verſetzte Meiſter Reiner, ſtülpte ſeinen ſpitzigen Hut auf den Kopf, und machte ſich auf den Weg zu den Ruinen des eingeſtürzten Thurmes.

„Der Schwanberger wäre mir ein willkommener Schwiegerſohn,“ murmelte Frau Martha, als der fortgehende Meiſter die Thüre hinter ſich geſchloſſen hatte, und wiſchte mit der Schürze eine Thräne der Rührung aus ihren Augen.

Dieſe ſtillen Worte waren vielleicht nicht für die Tochter geſprochen; dennoch entgingen ſie ihr nicht. Ihr Herz bebte vor Wonne, aber ſie ſchwieg, feſt entſchloſſen, das unkindlich ſo lange bewahrte Geheimniß deſſelben, in irgend einer günſtigen Stunde der geliebten Mutter anzuvertrauen.

11.

An einem ſchönen Sonntagsmorgen im Monate

Juni, als eben die Andächtigen nach der Meſſe und Predigt aus den Kirchen ſtrömten, ſprengten durch das Iſarthor und das Thal herauf zwei reich gallonirte Eilboten, welche dem Herzoge Wilhelm die erfreuliche Nachricht brachten, daß der von ihm längſterſehnte Graf Marco Bragadino gegen vier Uhr Nachmittags in München ankommen werde.

Der Herzog war in Geldverlegenheit. Erſt vor zwei Jahren waren am Landtage die Stände mit Mühe bewogen worden, eine Schuldenſumme von einer Million und zweiundneunzigtauſend Gulden zu übernehmen und zu verzinſen. Wilhelm liebte die Pracht an ſeinem Hofe, war freigebig gegen die Künſtler in hohem Grade, von denen München wimmelte, überaus wohlthätig gegen die Armen, und der großartige Bau der Kirche zum heiligen Michael verſchlang große Summen, im Jahre 1590, in welchem dieſe Erzählung beginnt, allein ſchon 18314 fl. 50 kr. 3 dl.

Zur ſelben Zeit erzählten vornehme reiſende Gäſte am herzoglichen Hoflager von einem Grafen Bragadino, der in vielen Ländern, als Schwarzkünſtler und Goldmacher, einen großen Ruf ſich erworben, und überall, wo er Gold zur Probe im Kleinen machte, ausdrücklich ſich erboten habe, bei nachhaltiger Unterſtützung Queckſilber in Goldſtangen zu verwandeln.

Dieſe Mittheilung benützte Wilhelm, und ſchickte insgeheim einen Vertrauten nach Italien mit einem Schreiben an den Grafen Bragadino, worin er denſelben zu einem baldigen Beſuche am Münchener-Hofe einlud, mit der Zuſage bereitwilliger Bezahlung aller Reiſekoſten, und reichlicher Belohnung für den Fall einer befriedigenden Leiſtung. Zugleich erhielt er bedeutende Vorſchüſſe. Der Graf erklärte, daß er kommen werde, und bezeichnete in dem Schreiben, welches der Herzog Wilhelm in Gegenwart des Paters Hiendl erbrach, und mit ſo großem Vergnügen las, den wahrſcheinlichen Tag ſeiner Ankunft.

Als ein frommer Fürſt hatte Wilhelm ſeinen Gewiſſensrath, den Jeſuitenrektor Hiendl, gefragt: ob er keine Sünde dadurch begehe, daß er mit einem Goldmacher ſich einlaſſe? Der Pater Hiendl erwiederte: „die Natur enthalte noch viele verborgene Geheimniſſe, welche die fortſchreitende Wiſſenſchaft allerdings zu enthüllen verſuchen dürfe, jedoch nur durch erlaubte Mittel; nur durch Anwendung von abergläubiſchen Mitteln würde eine Sünde begangen, und dieſe dann auch nicht durch die vom Herzoge beſchloſſene gute Verwendung des auf ſolche Art gewonnenen Goldes gehoben werden."

Das Gewiſſen des frommen Herzogs war beruhiget, und konnte es auch mit vollem Rechte ſein.

Gleich nach der Ankunft der beiden Eilboten, ſendete der Herzog dem Grafen Bragadino einen vierſpännigen offenen Hofwagen entgegen, in welchem Herr Philipp Kurz von Senftenau ſaß, herzoglicher Hofrath und Mundſchenk, mit dem Auftrage, in des Herzogs Namen den Grafen zu begrüßen, und ihn einzuladen, als Gaſt nebſt ſeinem Gefolge in der Reſidenz abzuſteigen, wo ſchon Alles zu ſeiner Aufnahme angeordnet ſei.

Die Nachricht von der nahen Ankunft eines reichen Grafen, Namens Marco Bragadino, verbreitete ſich wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt; daß er ein Schwarzkünſtler und Goldmacher ſei, ſchien noch Niemand zu wiſſen.

Die meiſten Bewohner der guten Stadt München, namentlich aus dem Stande der Neugierigen, welcher wohl überall der zahlreichſte ſein mag, beſchleunigten ihr Mittagseſſen, um ja den Einzug des Grafen nicht zu verſäumen, der möglicherweiſe doch früher ankommen konnte, als zur gemeldeten Stunde. Bald bildeten die Schauluſtigen eine doppelte Reihe von der Neuen Veſte, — um ihn ausſteigen zu ſehen, — durch den alten Hof, die Burggaſſe und das lange Thal hinab, durch das Iſarthor bis zur Iſarbrücke.

Das Eckhaus im Thale, durch ein ſchmales Gäßchen von der Kirche zum heiligen Geiſte getrennt, war damals ein für jene Zeit ſtattliches Gaſthaus, und gehörte der Wittwe Kaſtner. Alle Fenſter der Schenke, ja ſelbſt jene der eigenen Wohnung der Gaſtwirthin, waren von Künſtlern, ihren Frauen und Töchtern, beſetzt, von Malern, Bildhauern, Baumeiſtern, Kryſtall- und Rubinſchneidern, Schnitzern und Gießern; auch die kunſtreichen Meiſter in Stuckarbeiten waren anweſend: Chriſtoph Ruland, und die beiden Italiener Georg und Michel-Angelo Caſtello, die mit ihrem Landsmanne, dem Baumeiſter Carlo Detto, geſchwätzig wälſchten, zum geheimen Aerger derjenigen, die ihre Sprache nicht verſtanden, und bisweilen den Maler Alexander Paduano um die Bedeutung irgend eines auffallenden Wortes fragten.

Auch im Hauſe des Goldſchmides Reiner ſtanden alle Fenſter der beiden Stockwerke offen, und an jedem Fenſter zwei Perſonen, hinter denen ein dritter Kopf von Zeit zu Zeit ſich vorſtreckte, um einen flüchtigen Blick auf die Straße zu werfen. Im zweiten Stockwerke bemerkte man neben dem Maler Chriſtoph Schwarz, den Doktor der Arzneikunde und Leibmedikus am herzoglichen Hofe, Heinrich Münzinger; die drei Fenſterchen im rechten Erkerthürmlein des erſten Stockwerkes waren ausgefüllt von Frau Martha, Regina und Benigna. Da dieſes Thürmlein, wie das andere zur linken Hand, einen Vorſprung des Hauſes bildete, ſo konnte Meiſter Reiner von ſeinem Fenſter aus jeden Blick ſeines Töchterchens recht bequem beobachten.

Regina hütete ſich alſo wohl, ohne gehörige Vorſicht einen ſolchen Blick ihrem lieben Hans Schwanberger hinüberzuſenden zum Bogenfenſter des alten Thurmes, an dem er neben dem Herrn Dr. Hans Georg Hörwart, geheimer Rath und oberſter Kanzler, ſtand, der im Vorbeigehen ihn erblickte, und zum Zeichen ſeines beſonderen Wohlwollens mit einem ehrenvollen Beſuche überraſchte, über welche Auszeichnung die Leute auf der Straße ſich nicht wenig den Kopf zerbrachen.

So oft alſo Regina das Herz ihres Hans mit einem Blicke erfreuen wollte, — und ſie that dieß oft, — flüſterte ſie immer einige Worte in das rechte Ohr der Mutter oder des gezähmten Drachen Benigna, deren Köpfe, wie Blenden, die zärtlichen Blicke des Töchterleins den immer argwöhniſchen Augen des Vaters entzogen; für die Mutter waren ſie ſchon lange kein Geheimniß mehr.

Schwanberger bemerkte jeden dieſer Blicke, ohne daß er ihn zu bemerken ſchien, erwiederte ſie aber aus kluger Vorſicht nur ſelten, indem er dann ein wenig zurücktrat, und den gelehrten Kopf des geheimen Rathes und oberſten Kanzlers als eine ſpaniſche Wand benützte, ohne daß derſelbe auch nur die leiſeſte Ahnung davon hatte.

12.

Auf dem Rathhausthurme ſchlug die Uhr eben halb 5 Uhr, als wieder ein Kurier durch das Thal galoppirte, dem in kleinen Zwiſchenräumen neun zweiſpännige Wagen folgten; in jedem von dieſen ſaßen vier Männer in ungleicher und abenteuerlicher Tracht, ungewöhnliche wilde Phyſiognomien. Dieſe ſechsunddreißig Männer waren die Diener des Grafen Bragadino, der im herzoglichen Hofwagen zur Rechten des Herrn von Senftenau den Zug ſchloß; ihm gegenüber hockten auf dem Rückſitze zwei große ſchwarze

Hunde, zu denen der Graf öfters einige Worte in einer völlig unbekannten Sprache redete; die Hunde antworteten immer durch ein dumpfes Murren, nickten mit den Köpfen, oder ſchüttelten ſie. Dem herzoglichen Empfangskommiſſär kam dieß ſehr unheimlich vor; er ließ ſich aber nichts merken.

An den Fenſtern des Gaſthauſes der Wittwe Kaſtner wurde ſo laut geſprochen, geſcherzt und gelacht, daß der Graf Bragadino einen langen Blick hinaufwarf, als er vorbeifuhr.

„Cospétto del diávolo! Eccoti adésso!“ *) rief Alexander Paduano aus, als er die Züge des Grafen erkannte.

„Was iſt's denn?“ fragte ihn Michel-Angelo Caſtello.

Der Wagen des Grafen war ſchon vorüber.

„Dieſer Graf Bragadino iſt ein ſchlauer Glücksjäger, aus Candia gebürtig,“ antwortete der Gefragte, „ein ſchändlicher Betrüger, ein Galgenvogel, der meinen Vater zu Padua um 500 Gulden geprellt hat. Er durchſtreift die ganze Welt als Schwarzkünſtler und Goldmacher, bald als Kapuziner, bald als Ritter,

---

*) „Was Teufel! Ertappe ich dich hier!“

B.

unter allerlei Namen: Mamugna, Manulquattre, Bragadino, u. ſ. w., und verſteht die Kunſt, den klügſten Leuten durch glänzende Verheiſſungen all ihr Geld abzufoppen. Er hat den Herzog von Mantua und die Herrſchaft Venedig um viele Tauſende betrogen, und halb Padua ausgeplündert, und ohne ſeine Flucht zur rechten Zeit, wäre er ſchon längſt an allen drei Orten gehenkt worden.“

Carlo Detto brach in ein ſchallendes Gelächter aus.

„Warum lacheſt du?“ fragte Paduano unwillig.

„Weil du in deinem Eifer den Bragadino dreimal aufhenken ließeſt,“ antwortete Detto.

„Heute noch warne ich unſern gnädigſten Herrn, zu ſeinem und unſerm Beſten,“ ſagte Paduano; „denn einen großen Theil des Geldes, um welches dieſer Schurke den Herzog zu prellen gedenkt, ſtiehlt er uns Künſtlern ab.“

Die Schauluſtigen verließen nun das Gaſthaus; die vier Italiener gingen miteinander, und verriethen ihre Abkunſt durch ihr lautes und haſtiges Plaudern, und durch ihre lebhaften Geberden.

Der Herzog Wilhelm empfing den Grafen Bragadino mit großer Freude und Auszeichnung. Sie ſprachen lange mit einander von der Kunſt des Goldmachens.

„Gnädigſter Herr,“ ſagte der Graf, „aus dem ſiebenten Kapitel des Buches der Weisheit des Königs Salomon, iſt klar zu erſehen, daß er den Stein der Weiſen beſaß, vermittelſt deſſen er Gold machte, mit welchem er ſeinen berühmten Tempel, ſeinen prächtigen Thron, und ſeinen herrlichen Palaſt baute. Berühmte Männer: Hermes Trismegiſtus, Democritus, Syneſius, Orius, Olympiadorus, Johannes Antiochenus, Suidas, und viele andere, haben jeden Zweifel gehoben, daß man aus andern Metallen, namentlich aus Queckſilber, Gold machen könne. Mein Vater fand in einer Pyramide Aegyptens, in eine königliche Mumie eingewickelt, eines von jenen Büchern, in denen die deutliche Anweiſung ſteht, Gold zu machen, und das Lebenselixir zu bereiten, und welche der Kaiſer Diocletianus den aufrühriſchen Aegyptiern wegnehmen ließ, die durch die Fülle ihres Goldes übermüthig geworden waren.

„In dieſem Buche ſteht, daß zum Goldmachen ſchwarze Corallen nöthig ſeien, welche die Verwandlung der gemeinen Metalle in Gold bewirken, und nur in der Gegend von Tunis auf dem Grunde des Meeres zu finden ſeien. Mein Vater verwendete ungeheure Summen, dieſe Corallen durch die geſchickteſten

Taucher aufſuchen, und heraufholen zu laſſen; aber die Ausbeute genügte dem Bedarfe nicht, um außer der Deckung der Koſten mehr als den jährlichen Gewinn einer halben Million Gulden zu erzielen.“

„Eine halbe Million Gulden!“ rief der Herzog erſtaunt aus.

„Das iſt freilich wenig, gnädigſter Herr,“ fuhr der Graf, die Achſeln zuckend, redſelig fort, „und reicht kaum zur Beſtreitung meines jährlichen Aufwandes hin; ich könnte, bei gehörigen Vorſchüſſen, wie ich ſie von dem großen Freunde und Kenner der Alchymie, dem Kaiſer Rudolph II., hoffe, der mich nach Prag einlud, jährlich wohl 4 bis 6 Millionen Gulden liefern; denn mit ſo ergiebigen Vorſchüſſen müßte es gelingen, eine große Bank ſchwarzer Corallen zu entdecken, von denen ich hiemit, gnädigſter Herr, eine kleine Probe zu überreichen die Ehre habe.“

Bei dieſen Worten zog er ein zierliches Käſtchen von Elfenbein, mit Gold eingelegt, und mit ſtrahlenden Edelſteinen verziert, aus der Taſche, öffnete es, nahm einen kleinen Zweig ſchwarzer Corallen heraus, und überreichte ihn dem Herzoge, der ihn aufmerkſam betrachtete, mit der Bitte, ihn als eine Seltenheit zum Andenken dieſer Stunde zu bewahren.

Der Graf ergriff wieder das Wort:

„Für die Saat meiner Kunſt erntete ich faſt überall Undank, Verleumdung und Verfolgung. Feinde behaupteten, ich habe falſche und doppelte Schmelztiegel, oder die Kohlen, womit ich ſie überdecke, ſeien voll Goldpulver, oder an das untere Ende des zum Umrühren beſtimmten eiſernen Stabes mit ein wenig Wachs Goldfeile geklebt, und dergleichen Alfanzereien mehr, mit denen man keinen Spießbürger täuſchen könnte. Manche ſchmähten mich hinter meinem Rücken, was ich gelegentlich wieder erfuhr, einen Dieb, der ſie um ihr Geld geprellt habe, weil ihr Antheil an dem Gewinne nicht ſo reich ausfiel, als ſie ihn für ihre kleinen Beiträge gehofft hatten. So ging es mir in Venedig, in Mantua, in Padua, und an vielen andern Orten. Ich bitte Euch inſtändigſt, gnädigſter Herr, mich vor ſolchen Anfeindungen ernſtlich zu ſchützen, außerdem ich lieber gleich jetzt meine Reiſe nach Prag fortſetzen würde.“

Der Herzog beruhigte ihn durch das Verſprechen ſeines Schutzes, ſtellte ihn ſeiner Familie vor, wies ihm ſeine Gemächer an, und überließ ihm die Wahl einer großen hellen Küche, in welcher er noch am nämlichen Abende mit ſeiner Dienerſchaft die nöthigen Einrichtungen zu ſeinen alchymiſtiſchen Arbeiten traf.

Zwei Stunden nach dieſer Unterredung erſchien Alexander Paduano bei dem Herzoge, und erzählte ihm warnend alles Nachtheilige, was er jemals über den Grafen Bragadino gehört hatte. Wilhelm hörte ihn ruhig an; hierauf legte er ſeine rechte Hand auf die linke Schulter Paduano's, und erwiederte lächelnd:

„Ich danke Dir, Paduano, für Deinen guten Willen; aber Alles, was Du mir da erzählt haſt, iſt für mich nichts Neues mehr, da der Graf Bragadino ſelbſt mir vor anderthalb Stunden alle dieſe Hiſtörchen aufgetiſcht hat. Es wäre mir ſehr unangenehm, wenn er auch in München verleumdet würde. Gehab Dich wohl!“

Paduano brummte über die Treppe hinab, und murmelte in ſeinen dichten Bart:

„Ich breche dieſem Betrüger doch noch den Hals!“

13.

Monden verſtrichen.

Wolf Dietrich Hund, herzoglicher Rath, heuer Küchenmeiſter geworden, jammerte oft über den großen Appetit der 36 Diener des Grafen Bragadino, und

Theodo Viehbeck, Rath und Rentmeiſter dahier, über die vielen und großen Summen, welche die Verſuche des fremden Abenteurers verſchlangen, während das von ihm gemachte Gold kaum zehn Gulden vom Hundert einbrachte. Der fürſtliche Stallmeiſter Ztenecka Derka, Freiherr von der Tuba, meinte gar, die Pferde des Grafen ſeien verkleidete Teufel, indem ſie ſonſt unmöglich ſo viel freſſen könnten.

Bragadino hatte das Vertrauen des Herzogs Wilhelm in ſo hohem Grade zu gewinnen gewußt, daß die wiederholten Vorſtellungen ſeiner verſtändigſten Rathgeber, des geheimen Rathes Dr. Hörwart, des Kämmerers und Hofrathes Wolf Konrad von Rechberg, zugleich Hofmeiſter des jungen Herzogs Albert, der fürſtlichen Räthe Erhart von Muggenthal und Heinrich von Haßlang, es nicht zu erſchüttern vermochten.

Die alchymiſtiſchen Verſuche wurden eingeſtellt, als am 16. Oktober in der Nacht um 1 Uhr die Mutter des Herzogs Wilhelm ſtarb, Anna, Tochter des Kaiſers Friedrich I., Wittwe des Herzogs Albrecht V., genannt der Großmüthige; ihre Leiche wurde mit großem Gepränge in die Ahnengruft in der Kirche zu Unſer Lieben Frau gebracht. Dieſe Friſt benützte Bragadino, als ein leidenſchaftlicher Jagdfreund, mit des Herzogs Erlaubniß fleißig zu Streifereien im fürſtlichen Jagdgebiete, zum größten Leidweſen des Rathes und Jägermeiſters Hans Georg von Etzdorf, weil der Graf ſich immer von einem Dutzend Schützen aus der Zahl ſeiner Diener begleiten ließ, ſomit den Wildſtand auf eine merkbare Weiſe verminderte. Am Fuße des Hohlweges, der von den Auen der Iſar gerade zum Kirchlein von Großheſſelloh hinaufführt, nicht weit von der Stelle, wo jetzt ein Waſſerthurm ſich erhebt, — wohl zu unterſcheiden von dem hohen Waſſerthurme auf der Anhöhe daſelbſt, welcher in jüngerer Zeit gebaut wurde, um das Waſſer zum Luſtſchloſſe Fürſtenried hinüberzuleiten, — ſtand damals ein altes unbewohntes Revierjägerhäuschen, über welches die Aufſicht ein in der Nähe befindlicher Fiſcher führte. In dieſem ſtillen Häuschen pflegte Bragadino nach der Jagd gerne auszuruhen, und mit einem von ſeinen Dienern bereiteten Mahle ſich zu ſtärken. In die geräumigen Keller brachte man die während des Tages erlegten Waldthiere, und Abends in einem Nachen auf der Iſar nach der Stadt zur Ablieferung im herzoglichen Zerwirkgewölbe.

Eines Tages beſuchte der Graf den Klausner zu Großheſſelloh, damals Heſſelloh, und Großheſſelloh erſt ſeit der Zeit des Entſtehens eines **Kleinheſſelloh** im engliſchen Garten, genannt. So wie Bragadino über die Thürſchwelle des Kirchleins trat, fiel die Thüre hinter ihm in's Schloß, und ein durch die Thürangeln getriebener hölzerner Klausner überraſchte ihn zum Willkomm. Dann öffnete ſich durch einen verborgenen Zug die Decke, und ein grimmiger Teufel drohte herunter zu ſtürzen, den Sünder bei den Haaren zu packen, und durch die Luft zu führen. Ein anderer Teufel zog unter Kettengeraſſel eine arme Seele aus dem Abgrunde herauf, und ein dritter Teufel langte mit einem Feuerhaken nach dem Grafen, der ſich eines geheimen Schauers nicht erwehren konnte, obgleich er aus dem Knarren der Maſchinerien, — eines ſinnigen Werkes des kunſtreichen Uhrmachers Kaspar Streitl, — ein Gaukelſpiel erkennen mußte.

Nun trat hinter dem Choraltar der wirkliche Klausner hervor, und nach einem kurzen Gebete desſelben verſchwand der ganze Spuk *).

---

*) Viele von den Zeitgenoſſen des Verfaſſers dieſer Geſchichte, werden ſich mit Vergnügen erinnern, noch als Kinder dieſe Teufelei ebenfalls geſehen zu haben, und kaum ohne Grauen, wenigſtens bei dem erſten Anblicke.

Bragadino ſchenkte dem Klausner lächelnd ein Goldſtück, und ſagte zu ihm: „an jedem Tage, an welchem er Waldhörner in den Auen der Iſar unten erſchallen höre, könne er im alten Jägerhäuschen die reichlichen Ueberreſte eines Mittagsmahles holen.“ Dankend geleitete der Klausner den Grafen bis zum Eingange des Hohlweges.

Der Graf machte einen königlichen Aufwand, der die bedeutenden Summen, welche er durch allerlei Vorſpiegelungen dem Herzoge Wilhelm abzulocken wußte, weit überſtieg. Dieß war das ſicherſte Mittel zur Abwendung des Verdachtes der Abſicht einer betrügeriſchen Bereicherung, obgleich der Schluß nahe lag, daß ſein Reichthum eben nur die Frucht fortgeſetzten Betruges ſein könne. Er beſchäftigte viele Künſtler in München, und bezahlte ſie reichlich. Bei dem berühmten Kryſtallſchneider Zacharias Belzer, der vom Herzoge Wilhelm eine jährliche Beſoldung von 600 Gulden, und für ſeine Geſellen 200 Gulden bezog, ließ er köſtliche Diamanten ſchleifen, um ſie in verſchiedenen Formen als Kleinodien zu benützen. Bragadino merkte bald den großen Einfluß des Paters Hiendl auf den Herzog, und gedachte, Beide durch das Geſchenk einer prächtigen Monſtranz für die neue Kirche der Jeſuiten auf eine ihre beſondere Zuneigung gewinnende Weiſe zu überraſchen. Er wünſchte dazu eine ausgezeichnet ſchöne und originelle Zeichnung, Pelzer empfahl ihm den Meiſter Schwanberger, an den er ſich auch wendete.

14.

Um dieſe Zeit traf er bei der Frau Herzogin Maria die ſchöne Renata, und verliebte ſich ſogleich in ſie, mit der vollen Gewalt ſeiner vulkaniſchen Natur. Durch ſeine Diener zog er Erkundigungen über ſie und ihre Eltern ein, und erfuhr, daß ihr Vater vom Hochmuthsteufel beſeſſen ſei. Auf dieſe Schwäche baute Bragadino ſeinen Plan, denn er wollte Regina um jeden Preis beſitzen. Er war ein wohlgebildeter Mann von ſechsunddreißig bis achtunddreißig Jahren; ſeine blendend ſchwarzen Haare milderten die Zigeunerfarbe ſeines ſonſt regelmäßigen Geſichtes, nur verriethen die ſtechenden Blicke ſeiner kleinen Augen etwas Unſtätes, Tückiſches und Unheimliches. Im Umgange übertraf er alle Höflinge an Feinheit der Manieren, und in der Gewandtheit, immer angenehm und einnehmend zu ſprechen, erreichte ihn Niemand.

Mit einem prächtigen Kleide angethan, in Begleitung eines zahlreichen Gefolges, fuhr der Graf bei dem Meiſter Reiner vor, begrüßte ihn und die Frau Meiſterin, ſo wie die ſchöne Renata, die bei ſeinem Anblicke unwillkührlich bebte, gar freundlich, ſchüttelte dem Vater die Hand, und ſprach:

„Meiſter Reiner, der Ruf Eurer unvergleichlichen Kunſt als Goldſchmid, iſt bis nach Italien gedrungen, und erfreute mich mit der Hoffnung, Euch in München perſönlich kennen zu lernen. Ich wünſchte, von Eurer meiſterhaften Hand eine Monſtranz anfertigen zu laſſen, nach der herrlichen Zeichnung des Meiſters Schwanberger, die ich Euch hiemit übergebe. Da mit dieſer Arbeit ſehr große Auslagen verbunden ſind, ſo empfanget vorläufig einen Vorſchuß!“

Er legte eine große Rolle mit Goldſtücken auf den Tiſch hin, die der Goldſchmid mit den Worten zurückſchob:

„Der Meiſter Reiner kann, Gottlob! für alle Kirchen Münchens goldene Monſtranzen anfertigen, ohne eines Vorſchuſſes zu bedürfen. Aber die angebotene Arbeit nehme ich gerne an, weil ich dadurch Euer Lob zu rechtfertigen hoffe.“

Bragadino bewunderte den reichen Vorrath der aus Reiners Werkſtätte hervorgegangenen Goldarbeiten, die in einem großen Glasſchranke zur Schau geſtellt waren, wählte die zwölf ſchönſten Stücke, und bezahlte den dafür verlangten Preis, ohne im mindeſten zu markten, mit blankem Golde. Nach vierzehn Tagen begann er regelmäßige Beſuche, in Zwiſchenräumen von 4 bis 5 Tagen, unter dem Vorwande, nachzuſehen, wie weit die beſtellte Arbeit, die Monſtranz, ſchon gediehen ſei. Bragadino machte die Bemerkung, daß er bei ſolchen Beſuchen die ſchöne Regina niemals traf, wenn er angefahren kam; die Jungfrau hörte und ſah ihn ſchon von weitem, und flüchtete ſich dann in Benigna's Kämmerlein. Von nun an ſchlich er ſich immer durch das enge Seitengäßchen zu Fuße in das Haus, und machte der ſchönen Regina förmlich den Hof, die ihn mit einer eiſigen Kälte behandelte.

Einige ſpitzige Aeußerungen über dieſe Beſuche, die in Reiner's Gegenwart Abends im Hofbräuhauſe von heimlichen Neidern gemacht wurden, gingen dem ehrgeizigen Meiſter im Kopfe herum, und bewogen ihn, dem Grafen eines Tages unter vier Augen zu ſagen, daß es ihm, wegen des Geredes der Leute und des guten Rufes ſeiner Tochter, nöthig ſcheine, von dem Herrn Grafen ſeltener mit einem Beſuche, und dann von kürzerer Dauer, beehret zu werden.

„Lieber Herr Meiſter,“ erwiederte Bragadino, „Eure Bemerkung zwingt mich, eine Erklärung zu beſchleunigen, die ich gerne noch ſo lange verzögert hätte, bis mein großer Plan ausgeführt geweſen wäre. Vernehmet alſo, daß ich Eure Tochter Regina liebe, und ſie zu heirathen wünſche. Während meines Aufenthaltes in Venedig befand ſich dort Chiaus, Geſandter des türkiſchen Kaiſers, der immer meine Kunſt bezweifelte, Gold zu machen, und einſt betheuerte: „Wenn Bragadino Gold machen kann, ſo wird mein Herr unſtreitig ſein Knecht werden.“ *)

„Bald darauf überzeugte er ſich, daß ſein Zweifel ungegründet ſei, und berichtete darüber an den türkiſchen Kaiſer, der ihn beauftragte, mich auszuforſchen, ob ich nicht Luſt habe, die Inſel Candia von der hohen Pforte für die baare Summe von acht Millionen Gulden zu kaufen, und als Vicekönig unter der Oberherrlichkeit des türkiſchen Kaiſers daſelbſt zu regieren. Dieſe herrliche Inſel liegt zwiſchen Griechenland, Aegypten und Aſien, mitten durchzogen von der Bergkette des Ida; Klima und Boden ſind ausgezeichnet. Wir unterhandelten; ich bot

---

*) Hiſtoriſch.

ſechs Millionen, und erwartete von Woche zu Woche die Genehmigung des Kaufsvertrages von Seiten des türkiſchen Kaiſers.

„Als meine Gemahlin würde Eure Tochter Regina dann Vicekönigin von Candia. Natürlich könntet Ihr, als Schwiegervater eines Vicekönigs, nicht mehr ein Goldſchmid bleiben; Ihr müßtet Euch gleichwohl entſchließen, Haus und Gewerbe zu verlaſſen, Euere Ehefrau mitzunehmen, mit uns zu reiſen, und Herzog von Ida zu werden. Ich bitte Euch aber, mein Glück nicht länger zu verſchieben, und dafür zu ſorgen, daß meine Vermählung mit Euerer Tochter Regina ſobald als möglich vollzogen werde. Vierundzwanzig Stunden nach der Trauung zahle ich Euch zwanzigtauſend Dukaten in Gold aus, um Euch vorläufig wenigſtens einen geringen Beweis zu geben, über welches Vermögen ich verfügen kann. Nun überleget meinen Antrag, lieber Meiſter, und erfreuet mich bald mit einer günſtigen Antwort!“

Meiſter Reiner fühlte ſich völlig geblendet von dem Glanze dieſer fabelhaften Verheiſſungen; er ſollte ein Herzog, und ſeine Tochter eine Vicekönigin werden, alſo einen Rang erhalten, der ſie über die Herzogin Maria emporhob. Der Schlaf floh das

Lager des hochmüthigen Meiſters, der gerne gleich auf der Stelle ſein Jawort gegeben hätte, und es nur zur Rettung des Scheines erſt am dritten Tage gab. Die zwanzigtauſend Dukaten, vierundzwanzig Stunden nach der Trauung zahlbar, hoben den letzten Zweifel an dem Ernſte der ganzen Sache im Kopfe des Meiſters Reiner, der nicht daran dachte, daß man ſechs bis acht Stunden nach der Trauung mit der Neuvermählten, oder ohne dieſelbe, ſich aus dem Staube machen könne.

„Und Regina? Williget ſie ein?“ fragte Bragadino ängſtlich.

„Sie muß einwilligen!“ verſetzte der Meiſter. „Sprechet jedoch ſelbſt mit ihr; der Macht Eurer Rede wird ſie nicht widerſtehen können.“

Dennoch widerſtand ſie, und erklärte dem Grafen Bragadino, daß ſie feſt entſchloſſen ſei, im Kloſter der Klariſſinnen auf dem Anger den Schleier nehmen zu wollen; ihrem lieben Schwanberger ſendete ſie durch Benigna eine beruhigende Nachricht, die nichts von einem Schleier ahnen ließ.

Der Graf lächelte im Vertrauen auf den Herzog von Ida, den er bereits in die Taſche geſteckt zu haben hoffte. Die Mutter, die künftige Herzogin von Ida, brachte er durch das Geſchenk von zwei goldenen Haubennadeln, deren Köpfe in kronförmigen koſtbaren Brillanten funkelten, auf ſeine Seite.

Als er ſeine Beſorgniß äußerte, Regina möchte in das Kloſter gehen, und zur Ausführung dieſes Entſchluſſes den mächtigen und unfehlbaren Beiſtand des frommen Herzogs anrufen, tröſtete ſie ihn mit unüberlegter Geſchwätzigkeit durch den Verrath eines Geheimniſſes.

„Unter uns geſagt,“ erwiederte ſie gutmüthig, indem ſie mit den ſchimmernden Haarnadeln tändelte, „Regina denkt gewiß nicht an's Kloſter, und möchte wohl lieber Frau Meiſterin Schwanberger werden, als eine Nonne. Aber, um Gotteswillen, Herr Graf, mein Alter darf nichts davon erfahren; er ſchlüge mich und Regina todt!“

„Seid darüber ganz ruhig,“ verſetzte der Graf, „ich werde Euer Vertrauen durch ſtrenges Schweigen ehren.“

Er ſchwieg . . . aber in ſeinem Innern brütete er das Verderben des Nebenbuhlers. Doch bereits rüſtete ſich das Schickſal, um gegen Bragadino in die Schranken zu treten.

15.

Die Faſchingstage von 1591 waren gekommen. An einem der Fenſter ſeiner Wohnung in der Neuen Veſte ſtand Bragadino, bei dem ſich mehrere von ihm eingeladene Künſtler befanden, und ergötzte ſich an dem ſchallenden Gelächter des im weiten Hofraume zahlreich verſammelten Volkes. Nach einem alten Herkommen wurde von den Seilergeſellen in komiſcher Tracht ein wunderlicher Tanz ausgeführt, nach deſſen Schluſſe vier ſolche Tänzer einen großen ſtarken Teppich an den vier Zipfeln faßten, den darauf gelegten Liendl in die Luft ſchnellten,*) wieder auffingen, dieſen Spaß ziemlich oft wiederholten, und dabei „allerlei narretes Springen und Hupfen“ verbrachten, wofür ſie vom Herzoge Wilhelm einen Gulden, von den Zuſchauern beliebige Spenden erhielten, bei deren Vertheilung auch Liendl den treffenden Antheil bezog.

Liendl, der drollige Burſche, gefiel dem Grafen Bragadino, der ſich bei dem Bildhauer Hubert Gherardi an ſeiner Seite, welcher bekanntlich das Modell des Heiligen Michael an der Jeſuitenkirche machte, das dann von Martin Frei gegoſſen wurde, nach ihm erkundigte, und ein wohlverdientes Lob über deſſen Ehrlichkeit und Verſchwiegenheit erfuhr.

---

*) Hiſtoriſches.

„Seit wegen der winterlichen Kälte der Bau der Jeſuitenkirche eingeſtellt iſt,“ fügte Gherardi bei, „iſt ſein Einkommen ſehr ſchmal, und er benützt, wie Ihr ſehet, Herr Graf, jede Gelegenheit, ſich etwas zu verdienen. Die alte Beſchließerin im Hauſe des Meiſters Schwanberger iſt erkrankt, kann alſo die täglichen Beſuche zu den häuslichen Verrichtungen im Thurme deſſelben, im Thale, nicht mehr machen; dieſes Geſchäft übertrug er dem Liendl, und gibt ihm dafür die Mittagskoſt. Liendl iſt auch ein verläßiger Liebesbote, und weiß Alles, was in der Stadt und in den Häuſern derſelben vorgeht.“

Einen ſolchen Menſchen konnte Bragadino ſehr gut brauchen. Nach dem Schluſſe des kleinen Volksfeſtes ließ er ihn kommen, ſchenkte ihm für die eben geſpielte Rolle einen Goldgulden, und fragte ihn, ob er nicht Luſt habe, täglich eine Stunde lang eine leichte Arbeit in der Wohnung des Grafen zu verrichten, oder eben ſo lange zu Gängen in der Stadt ſich verwenden zu laſſen, für welche Stunde er ihm täglich einen halben Gulden, und für beſondere

Beweiſe ſeiner Brauchbarkeit überdieß eine reichliche Belohnung geben wolle.

Liendl nahm dieſen Antrag mit dem größten Vergnügen an, und erzählte dem Meiſter Schwanberger ſein Glück, der ihm dringend empfahl, alle Worte, alle Schritte und Tritte des Grafen ſorgfältig zu überwachen, und ihn von Allem in Kenntniß zu ſetzen, was er auch zu thun verſprach. Das Hauptgeſchäft beſtand darin, der Jungfrau Regina Liebesbriefchen zu bringen, die, von Schwanberger durch Benigna berathen, zwar keine ſchriftliche Antwort gab, aber in ihren mündlichen Rückäußerungen zeigte, daß ſie immer nachgiebiger wurde, ja zuletzt auf das beharrliche Drängen ihres Vaters erklärte, daß ſie ihm die Hand reichen wolle, ſobald ihm ein Verſuch, Gold zu machen, zur vollen Zufriedenheit des Herzogs Wilhelm in großem Maße gelungen ſei.

Bragadino ſchüttelte heimlich den Kopf über dieſe Nachricht, belohnte aber doch reichlich den geſchickten Unterhändler Liendl. Der Graf zweifelte nicht, daß Schwanberger eine Intrigue gegen ihn anſpinne.

Ein Kurier brachte ihm, angeblich aus Tunis, eine kleine Kiſte mit ſchwarzen Corallen. Hocherfreut meldete er dieß ſogleich dem Herzoge Wilhelm, mit dem Bemerken, daß nun der nächſte Verſuch, Gold zu machen, alle Erwartungen des gnädigſten Herrn übertreffen werde.

„Sieh, Liendl,“ ſagte Bragadino zu ihm, während er die ſchwarzen Corallen ſtückweiſe aus der Kiſte nahm, und in einen Schrank legte, „ohne dieſe ſchwarzen Corallen könnt' ich kein Gold machen; wer aber die Kunſt der Miſchung nicht verſteht, dem helfen die ſchwarzen Corallen nichts. Da, nimm dieſen Zweig, und bewahre ihn, der Seltenheit wegen!“

Der Graf nahm dieſen Zweig nicht von der eben erſt angekommenen Sendung, ſondern von einem kleinen Vorrathe in einem andern Fache des Schrankes, was dem ſchlauen Liendl nicht entging. Um das Ausleeren der Kiſte zu beſchleunigen, faßte der Graf die Corallen mit beiden Händen; da entfiel ihm ein Stück, und kollerte unter den Schrank, faſt bis an die Wand. Liendl kroch mit halbem Leibe unter den Schrank, brach von dem Stücke einen kleinen Zweig ab, den er zwiſchen Hals und Binde verbarg, rutſchte aus dem engen Raume hervor, und übergab das aufgehobene Stück dem Grafen, der ſich augenblicklich bückte, um nachzuſehen, ob nichts davon durch den Fall weggebrochen ſei. Die unregelmäßige Form der Zweige, und die am Bruchende unveränderte Farbe, konnten keinen Abgang verrathen.

Liendl brachte die beiden Zweige dem Meiſter Schwanberger, der ſie ſogleich zu Alexander Paduano trug, mit dem er ſeit einiger Zeit ungewöhnlich häufig verkehrte, ohne Jemanden ein Wort davon zu ſagen.

„Wie ich höre,“ begann Bragadino eines Abends, „ſoll es im alten Thurme des Meiſters Schwanberger umgehen. Iſt es wahr?“

„Freilich iſt's wahr,“ antwortete der verſchmitzte Liendl; „es klopft und hämmert oft bei Nacht; aber der Meiſter hat ein gutes Gewiſſen, und macht ſich nichts daraus.“

„Bei Hofe war die Rede davon,“ verſetzte der Graf. „Dieß brachte mich auf einen luſtigen Einfall. Meiſter Schwanberger hat mir ſchon eine Menge der herrlichſten Zeichnungen geliefert, ohne eine Bezahlung dafür anzunehmen. Ich will ihn nun mit einem Käſtchen alter, goldener Schaumünzen überraſchen.“

Er nahm ein Käſtchen aus dem Schranke, öffnete es, und zeigte Liendl die kleinen goldenen Münzen. Dann verſchloß er es wieder mit einem kleinen Schlüſſel, den er in die Taſche ſteckte.

„Dieſes Käſtchen,“ fuhr er fort, „leg heute noch an irgend eine Stelle in der Stube im Thurme Deines Meiſters; erblickt er es am Morgen, ſo wird er, wenn er es aufſprengt, was er wahrſcheinlich thut, da er keinen Schluſſel hat, einen Schatz finden, und dieſen jenem Geiſte zu verdanken glauben, der im Thurme umgeht. Laß ihn dann bei dieſem Glauben, um den Spaß vollſtändig zu machen, und ſag zuvor keinem Menſchen ein Wort davon!"

Der Graf hatte Liendl für dümmer gehalten, als er war. Dieſer verſprach, ſeinen Auftrag pünktlich zu vollziehen, wickelte das Käſtchen in ſein Halstuch, und ſuchte den Meiſter Schwanberger überall auf, um ihm das reiche Geſchenk ſobald als möglich perſönlich zu übergeben. Er traf ihn nirgends, wo er ihn zu finden hoffte. Um ſieben Uhr Abends ging er am Gaſthauſe der Wittwe Kaſtner vorüber, und erkannte an dem Schimmer eines Lichtes, der aus einem Fenſter des Erdgeſchoſſes drang, Benigna, die eben mit einem Kruge Bier für Meiſter Reiner aus der Schenke trat.

„Gute Nacht, Jungfrau Kugler!" grüßte ſie Liendl.

„Ach! Du biſt's, Liendl! Was haſt Du denn da unter Deinem Arme?"

„Ein ſchönes Geſchenk des Grafen Bragadino für den Meiſter Schwanberger, ſchöne goldene Münzen in einem Käſtchen, das ich in ſeinen Thurm tragen ſoll; ich ſuchte ihn ſchon überall; ſolltet Ihr ihn früher ſehen, als ich, ſo ſagt es ihm, ich bitte Euch, Jungfrau Kugler, und grüßet mir vielmals die Jungfrau Regina; ich laſſe ihr eine ruhſame Nacht wünſchen.“

„Schon recht, Liendl!“

Beide trennten ſich. Liendl ging in der Nähe des Thurmes noch eine Stunde lang auf und ab, den Meiſter Schwanberger zu erwarten, der nicht kam, obgleich er ſonſt gewöhnlich ſchon um ſieben Uhr zu Hauſe war. Endlich ſchlug's neun Uhr; er fühlte Froſt, Hunger und Schlaf. Da zog er den zweiten, ihm anvertrauten Schlüſſel zum Thurme aus der Taſche, öffnete die mit Eiſen beſchlagene Thüre, trat in die Stube des Meiſters Schwanberger, ſtellte das Käſtchen in die große Tiſchſchublade, und verließ den Thurm, den er wieder ſorgfältig verſchloß. In dem Augenblicke, da er den Schlüſſel abzog, und in die Taſche ſteckte, um in ſein warmes Dachſtübchen heimzukehren, wurde er von vier vermummten kräftigen Männern gepackt, die ihm einen Knebel in den Mund ſchoben, die Hände mit Riemen auf den Rücken banden, und ihn ungeſtüm fortſchleppten.

16.

Um fünf Uhr Morgens ſchreckte ein heftiges Poltern an der Thüre des Thurmes den Meiſter Schwanberger aus dem Schlafe auf. Er öffnete die Thüre. Der Hofprofos, Simon Frank, trat ein, von vier Knechten gefolgt, von denen Einer eine große mit Draht vergitterte Laterne trug.

„Verzeiht, Meiſter Schwanberger,“ begann Frank, „ich habe vom geſtrengen Herrn Hofoberrichter den Auftrag, Euch zu verhaften, und vorläufig in den Thurm der Neuen Veſte zu bringen, zugleich Alles mitzunehmen, was ich Verdächtiges bei Euch finde.“

Schwanberger ahnete ſogleich den Urheber einer Verleumdung, ohne noch die Art derſelben zu kennen. Ein wehmüthiges Gefühl ergriff ihn, als Frank das Käſtchen aus der Tiſchſchublade zog, und in die Taſche ſteckte; denn außer ihm hatte nur Liendl einen Schlüſſel zum Thurme, ſohin Liendl, der ſonſt ſo treue Liendl, zu ſeinem Verderben verrätheriſch mitgewirkt, im Falle der Inhalt dieſes Käſtchens ſeine Verhaftung veranlaßte.

In einer Ecke lehnte, aufrechtſtehend, eine ſchmale Kiſte, etwa fünf Fuß hoch. Frank faßte ſie an. „Dieſe Kiſte iſt ſchwer,“ ſagte er; „wir müſſen ſie jedoch mitnehmen.“

„Laſſet ſie ja mit größter Vorſicht tragen, Frank, damit ihr Inhalt nicht beſchädiget werde,“ erwiederte Schwanberger, der an der Seite des Hofprofoſen in die Neue Veſte ging, wo ihm eine große helle Stube im Thurme angewieſen wurde.

Um zehn Uhr Morgens holte ihn Frank, und führte ihn durch einen Corridor in ein Gemach, worin an einer Tafel der Herzog Wilhelm, zu ſeiner Rechten Dr. Hörwart, geheimer Rath und oberſter Kanzler, zu ſeiner Linken der Hofoberrichter Gulmeir mit dem herzoglichen Münzmeiſter zur Seite, ſaßen. Kein Aktuar war beigezogen.

In keinem Geſichte der Anweſenden bemerkte Schwanberger eine finſtere, drohende Amtsmiene; denn ſeit ſeiner Verhaftung waren zwei Ereigniſſe eingetreten, die ein ziemlich helles Licht auf dieſe dunkle Sache warfen: der Wirthsſohn von Böhring hatte dem Hofoberrichter die Filzmütze, den Rock und die Schuhe des armen Liendl gebracht, welche er auf ſeinem Gange in die Stadt in der Nähe der Bogenhauſerbrücke am Ufer der Iſar gefunden hatte, und Regina war bei der Nachricht von dieſer Verhaftung, deren Kunde ſich bald durch die ganze Stadt verbreitete, mit Benigna zur Herzogin Maria geeilt, und durch dieſe der Herzog Wilhelm ſogleich von jener Aeußerung Liendls über das verdächtige Käſtchen in Kenntniß geſetzt worden, welche Benigna am Vorabende bei der Begegnung im Thale aus ſeinem Munde erfuhr, und nach ihrer Heimkehr wörtlich der Jungfrau Regina erzählte.

„Meiſter Schwanberger, kennet Ihr dieſes Käſtchen?“ fragte der Hofoberrichter, mit der Hand das Käſtchen bezeichnend, das auf der Tafel ſtand.

„Nein,“ antwortete der junge Mann.

„Frank, öffne das Käſtchen!“ befahl jener.

Frank zog ein kleines Brecheiſen aus der Taſche, ſprengte es auf, und ſchüttete den Inhalt auf den Tiſch: goldene Schaumünzen, die durch einen dünnen Zwiſchendeckel von Werkzeugen und Materialien zum Anfertigen falſcher Münzen getrennt waren.

„Ei, ei, Schwanberger, Du biſt alſo ein Falſchmünzer!“ ſagte der Herzog, indem er lächelnd mit dem Finger drohte.

Schwanberger verbeugte ſich, verneinend den Kopf ſchüttelnd, ohne ein Wort zu erwiedern.

„Gnädigſter Herr,“ begann Dr. Hörwart in lateiniſcher Sprache, „im Hinblicke auf die obrigkeitlichen Mittheilungen aus Venedig, Padua und Mantua über den Betrüger Bragadino, die wir durch das Einſchreiten des Vaters von Alexander Paduano erhielten, iſt nicht zu zweifeln, daß der ſogenannte Graf der Urheber jener geheimen Anzeige ohne Unterſchrift iſt, welche geſtern kurz vor Mitternacht der Herr Hofoberrichter empfing, die Anſchuldigung enthaltend, daß Meiſter Schwanberger ein Falſchmünzer ſei. Vermuthlich hat Bragadino dieſes Verbrechen der Verleumdung begangen, um ſeinen Nebenbuhler vom Halſe zu ſchaffen, und durch die Schmach deſſelben die Jungfrau Regina um ſo leichter zu bewegen, zur Rettung ihres Rufes ihm die Hand zu reichen. Um jedoch Bragadino bis zum Augenblicke der vollen Ueberweiſung ſicher zu machen, erſcheint es rathſam, Schwanberger ſo lange in leichter Haft zu behalten."

Der Hofoberrichter ſchloß ſich dieſer Anſicht an, und der Herzog gab ebenfalls ſeine Einwilligung.

Schwanberger verſtand nichts von dem lateiniſchen Vertrage; aber die eigenen Namen darin führten ihn auf tröſtliche Vermuthungen.

„Meiſter Schwanberger," fuhr der Hofoberrichter fort, „kennt Ihr jene Kiſte, die dort an der Wand aufgeſtellt iſt?"

„Ja.“

„Was enthält ſie?“

„Ein Werk meiner Hand.“

„Frank, öffne ſie!

„Erlaubet, daß ich dieß ſelbſt thue!“ bat Schwanberger, und nahm, nach erhaltener Erlaubniß, den Deckel weg.

Herzog Wilhelm ſprang mit einem lauten Ausrufe der freudigſten Bewunderung von ſeinem Stuhle auf, ſeine Hände wie zum Gebete faltend; denn wie eine himmliſche Erſcheinung erblickte er vor ſeinen Augen die heilige Mutter Maria mit dem Jeſuskindlein auf dem Arme, ein vollendetes Kunſtgebild des Meißels aus carrariſchem Marmor.

„Gnädigſter Herr!“ ſprach Schwanberger mit der ihm eigenthümlichen Beſcheidenheit, „nehmet dieſes Werk huldvoll auf als einen gar ſchwachen Beweis meiner unwandelbaren Dankbarkeit für die hohe Gnade meiner Sendung nach Rom! Mit dieſem Werke wollte ich Euch, gnädigſter Herr, ein kleines Angebinde zum 22. Februar, dem Jahrestage Eurer Vermählung, bringen; die Wege der Vorſehung haben mir die Erfüllung dieſes Wunſches verſagt.“

Eine lange Pauſe entſtand; der Herzog konnte ſeine hellen und großen Augen von dem Meiſterſtücke nicht abwenden, deſſen Bewunderung alle Anweſenden theilten. Endlich reichte er dem jungen Manne die Hand, welche dieſer ehrerbietig küßte, und ſprach:

„Ich danke Dir, Schwanberger, für dieſes Geſchenk, und bleibe Dein Schuldner. Alſo zu dieſem Zwecke bateſt Du mich um die Wohnung im alten Thurme? Zu dieſem Zwecke brauchteſt Du das Nordlicht? Dort hat Dich ſicher auch das Licht aus dem Norden begeiſtert,“ fügte der Herzog bei, mit einer Anſpielung auf die Lage des Goldſchmid Reiner'ſchen Hauſes und auf die Jungfrau. „Erröthe nicht, ich weiß Alles! Unermüdlich biſt Du täglich in das Thal gegangen; im Thale haſt Du dieſes unſterbliche Meiſterwerk vollendet; mit vollem Rechte, und zur ewigen Erinnerung daran, ſollſt Du künftig nicht mehr Schwanberger, ſondern Schwanthaler heißen. Und nun geh' auf wenige Tage in eine leichte und angenehme Haft; die gelehrten Herren da halten es für nothwendig!“

Als der junge Mann, den wir von nun an, nach dem Willen des Herzogs, Schwanthaler nennen müſſen, wieder in die Stube trat, die er kurz zuvor verlaſſen hatte, fand er zwar kein Nordlicht, wohl aber ſein herrliches Licht aus dem Norden, ſeine geliebte Regina, an der Seite der Herzogin Maria mit Zeichnen beſchäftiget.

Die Begeiſterung des Herzogs Wilhelm bei dem Anblicke der herlichen Kunſtſchöpfung Schwanthalers, war ein gemeinſames Erzeugniß ſeiner Kennerſchaft und ſeines religiöſen Gemüthes. Der Fromme bethätigte im höchſten Grade die Verehrung der Himmelskönigin Maria, wie das ganze Bayerland zu jener Zeit, und auch in unſern Tagen. Es iſt bekannt, daß Wilhelm im Jahre 1585, nur mit einem Gefolge von vier Perſonen, über die Alpen nach Loretto pilgerte, wohin er ſeine prächtigen Geſchenke vorausgeſendet hatte: einen vierundzwanzigarmigen Hängeleuchter von Silber, achtzig Pfund ſchwer, von wunderſchöner Ciſelirarbeit; die Flucht Joſephs aus Aegypten von Ebenholz und Silber; die Auferſtehung des Heilandes, von Gold und Diamanten, und viele andere reiche Spenden. München erhielt von den Jeſuiten den Namen: „das deutſche Rom,“ und die im ganzen Lande überaus andächtige Verehrung der heiligen Maria bewog ſie zu der Behauptung: „Wenn die heilige „Jungfrau nochmals ein irdiſches Vaterland wählen „ſollte, Bayern käme gewiß in die Wahl.“ *)

---

*) Hiſtoriſch.

17.

Acht Tage nach dem ſo eben erzählten Ereigniſſe, ſtand Graf Bragadino vor ſeinem alchymiſtiſchen Herde, um ſo viel Gold im Großen zu machen, daß er die volle Zufriedenheit des Herzogs Wilhelm, und durch die Erfüllung dieſer Bedingung der Jungfrau Renata, die Hand derſelben erhalten ſollte. Der Herzog war von einem größeren Gefolge, als bei den bisherigen Verſuchen, umgeben, und unter den Anweſenden befanden ſich auch die übrigen Mitglieder des Schwanthaler'ſchen Verhöres.

Neben dem großen Schmelztiegel, der durch Röhren mit kleineren Gefäßen in Verbindung ſtand, lagen die ſchwarzen Corallen aufgehäuft. In dem Momente, da der Graf ein großes Stück derſelben ergriff, um es in den Tiegel zu werfen, ſagte der Herzog:

„Gebt mir doch einen Augenblick dieſe Corallen, damit ich ſie meinem Kanzler zeigen kann, der nicht glauben will, daß es ſchwarze Corallen giebt!“

Mit einer ſchwer verhaltenen Miene der Befremdung reichte der Graf dem Herzoge das Stück Corallen, und dieſer dem Kanzler Dr. Hörwart, der es aufmerkſam zu betrachten ſchien. Da öffnete ſich eine Seitenthüre, und herein trat Alexander Paduano, in der rechten Hand eine im Feuer durchgeglühte neue eiſerne Aſchenſchaufel, auf welche der Kanzler die ſchwarzen Corallen legte, die raſch zerſchmolzen, eine dünne Kruſte von Wachs und Pech bildend, überſäet mit ſchimmernden Linſen, welche der Münzmeiſter unterſuchte, und für gediegenes Gold erklärte.

Der Graf bebte.

„Man bringe noch eine ſolche Schaufel!“ befahl Herzog Wilhelm; „ich möchte gar zu gerne wiſſen, ob auch dieſer Corallenzweig goldhaltig ſei, den mir neulich der Herr Graf ſchenkte.“

Und er zog dieſen Zweig aus ſeiner Taſche.

Und wieder ging die Seitenthüre auf, durch welche dießmal Liendl erſchien, in ſeinem gewöhnlichen Kleide, ſelbſt ſeine Filzmütze auf dem Kopfe, eine glühende Aſchenſchaufel in der Hand.

Bei ſeinem Anblicke ſtieß Bragadino einen leiſen Angſtſchrei aus.

Der Corallenzweig des Herzogs zerſchmolz, aber keine goldenen Linſen erſchienen . . .

„Du biſt ein Betrüger!“ rief der Herzog entrüſtet aus.

Die Entdeckung dieſes Betruges hatte zuerſt Alexander Paduano mit dem Schmelzen der beiden Zweige gemacht, von denen der Eine ein Geſchenk des Grafen an Liendl, der andere ein von dieſem verheimlichter Fund war. Paduano hatte die Prüfung dieſer beiden Zweige im Hauſe des Hofoberrichters Culmeir unter vier Augen vorgenommen.

„Das iſt ein Schurkenſtreich meines Nebenbuhlers, des Falſchmünzers Schwanberger," ſchrie Bragadino mit heftigen Geberden, „den er mir durch Verwechſelung der Corallenzweige geſpielt hat. Auf der Folter wird er auch dieſes Verbrechen geſtehen!"

„Das iſt eine Lüge, Bragadino!" ſprach eine Stimme hinter ihm.

Der Graf wendete raſch den Kopf, erblickte Schwanthaler, der, ruhig lächelnd, mit verſchränkten Armen vor ihm ſtand, ſchlug verzweiflungsvoll die Hände über ſeinem Kopfe zuſammen, und riß blitzſchnell die andere Thüre auf, um zu entfliehen. Aber jenſeits der Schwelle ſtarrten ihm die Hellebarten der Wache entgegen, die ihn auf Befehl des Herzogs entwaffnete, und in den Falkenthurm ſchleppte.

Zwei Gehülfen von ſeiner Dienerſchaft, die er bei dem Goldmachen beſchäftigte, waren unbemerkt entſchlüpft, und in dem Augenblicke, da Bragadino, von der Wache umgeben, den Hofraum erreichte, ſprengten ſeine ſechsunddreißig Diener mit verhängten Zügeln durch das untere Thor der Neuen Veſte von dannen; nur die zwei großen ſchwarzen Hunde umſprangen heulend ihren gefangenen Gebieter.

Die vier vermummten Geſtalten, welche Liendl entführten, hatten ihm die Filzmütze, den Rock und die Schuhe abgenommen, welche ein fünfter Spießgeſelle an den ihm bezeichnetem Platz an der Iſar legen mußte, um durch irgend eine andere Vermuthung von ſeiner Spur abzulenken. Sie brachten denſelben in das unbewohnte Revierjägerhäuschen, in einen Keller, den eine Thüre mit einem ſtarken eiſernen Schloſſe verwahrte. Speiſe und Trank wurde ihm täglich in Schüſſeln durch einen kleinen Raum zwiſchen dem untern Theile der Thüre und dem Boden, den keine Schwelle erhöhte, gereicht. Der Klausner von Heſſellohe kam fleißig um den Reſt des Mahles, ſo oft er das Waldhorn erſchallen hörte, und empfing es immer aus den Händen eines Dieners, der ihn ſchon am Fuße des Hohlweges erwartete.

Eines Mittags, ungewöhnlich früher als ſonſt, vernahm der Klausner die luſtigen Töne eines Waldhorns, ohne zu wiſſen, daß es nicht in der Tiefe unten, ſondern auf der Anhöhe jenſeits der Iſar, von einem heimkehrenden Jäger des herzoglichen Jagdſchloſſes Grünwald, geblaſen wurde. Dieß geſchah durch eine Fügung der Vorſehung an demſelben Tage, in deſſen Nachmittagsſtunden der Betrüger Bragadino entlarvt wurde. Der Klausner, erſtaunt, daß ihm dießmal Niemand entgegenkam, weil nach dem Befehle des Grafen an dieſem Tage alle ſeine Diener in ſeiner Nähe bleiben ſollten, trat in das Häuschen, durchſuchte aus Neugier alle Räume desſelben, hörte das dumpfe Geſchrei des Liendl im Keller, der auf ſeinen Zuruf näher kam, und ſchob ihm durch die erwähnte Oeffnung einen Stein zu, mit welchem Liendl, nicht ohne große Anſtrengung, das Schloß wegſchlug, und ſeinem Befreier in die Einſiedelei folgte. Dort ſchlüpfte er in die Kutte des hölzernen Klausners, und eilte geraden Weges zum Hofoberrichter in München.

18.

Die ſchriftlichen Anklagen aus Venedig, Mantua und Padua, laſteten ſchwer auf Bragadino, der vom Hofoberrichteramte zum Tode durch den Strang verurtheilt wurde. Der Herzog milderte dieſe Todesart, indem er ſie in die minder ſchimpfliche Strafe der Enthauptung verwandelte.

Am 26. April 1591 erhob ſich auf dem großen Stadtplatze in München, welcher jetzt der Schrannenplatz heißt, eine hohe Bühne mit einem Armenſünderſtuhle, und an einer Ecke derſelben ein roth angeſtrichener Galgen, an dem ein vergoldeter Strick hing; mit einem vergoldeten Stricke war auch der bußfertige Bragadino gebunden, der auf einem einſpännigen Karren, zwei Auguſtinermönchen gegenüber, welche ihn zum Tode vorbereiteten, zur Richtſtätte gebracht wurde. Vor den Augen des betrügeriſchen Goldmachers, erſchoſſen zwei Büchſenſchützen ſeine zwei großen ſchwarzen Hunde, weil man ſie für „verlarvte Höllengeiſter" hielt. Der Scharfrichter von Landshut, dem der Vollzug des Urtheiles übertragen war, hat, „gleichwohl übel getroffen," — wahrſcheinlich aus einer abergläubiſchen Furcht, — und mußte den tödtlichen Schlag mit dem Schwerte wiederholen.

So ſtarb der berüchtigte Betrüger Marco Bragadino.*)

---

*) Geſchichtlich. S. Zſchokke's Bayeriſche Geſchichten, Band III. S. 162, und Weſtenrieders Hiſtoriſche Beiträge, Band I. S. 154. B.

Zwei Monate ſpäter wurde Meiſter Schwanthaler mit der ſchönen Jungfrau Regina Reiner in der Hofkirche, in Gegenwart des Herzogs Wilhelm, des Herzogs Ferdinand und deſſen Gemahlin, der Frau Herzogin Maria, feierlich vermählt, und am nämlichen Tage, wie die Herzogin Maria es verſprochen hatte, in der Kirche zum Heiligen Geiſte die Garderobedienerin Benigna Kugler mit dem ehr- und tugendſamen Jünglinge Dietrich Ludwig getraut, den ſie mit dem Köder des Hoflackeipoſtens wieder glücklich gefiſcht hatte. . . .

Dieß iſt die Geſchichte vom Meiſter Schwanthaler.

„Nun, mein lieber Freund,“ fragte ich Schwanthaler bei einem Beſuche, acht Tage nach der Ueberreichung dieſer Geſchichte, „was ſagen Sie zu meiner Erzählung?“

„Zu viel geſchmeichelt!“ antwortete er, lächelnd mit dem Finger drohend.

„Dieſes Urtheil konnte ich von Ihrer Beſcheidenheit erwarten. Dieß iſt Ihr Tadel; haben Sie gar kein Lob für mich?

„Allerdings; beſonders gefiel mir, daß alle Verſonen, die bei dieſer Geſchichte genannt ſind, oder handelnd auftreten, damals wirklich in München gelebt haben. Aber das verſprochene Wahrzeichen haben Sie doch vergeſſen.“

„Den Thürpfoſten mit dem Abdrucke der brennenden Hand?“

„Ja.“

„Ich habe dieſes Wahrzeichen in meiner Erzählung nur andeuten wollen, in der Hoffnung, Sie würden es in Bulach ſuchen und finden; ich ſehe jedoch, daß Beides nicht geſchehen iſt.“

„Einſpannen!“ rief der Meiſter zur Thüre hinaus, und ſagte dann zu mir: „Ich bitte Sie, ſogleich mit mir nach Bulach zu fahren, und mir das Wahrzeichen zu weiſen.“

Wir fuhren hin; ich wies ihm das Wahrzeichen.

„Ah! Sehr gut, ſehr gut!“ rief er aus; „das iſt ein herrlicher Gedanke! Sonderbar, daß ich es nie bemerkte! Sehr gut, wahrhaftig, ſehr gut!“

„Und Ihre Erlaubniß des Druckes — beider Erzählungen?“ fragte ich.

Schwanthaler ſann einen Augenblick nach, und erwiederte:

„Ich antworte Ihnen mit Saphirs Worten unter ſeinem Bilde:

„„Der Menſch entgeht dem Drucke nie — im „Leben auf dem Steine — zum Sprechen, im „Tode — unter dem Steine – zum Schweigen.““

Wir fuhren zurück, und ich ſchied von dem großen Meiſter, von deſſen unſterblichem Ruhme ſelbſt die Steine reden! . . .

Liebe Leſer und ſchöne Leſerinnen, wenn Ihr an einem lieblichen Sommertage einen Ausflug zu dem freundlichen Wirthe von Bulach machet, ſo beſuchet den Kirchhof daſelbſt!

Dicht an der rechten Seite des Kirchenportales, werdet Ihr einen rieſigen Chriſtus am Kreuze zwiſchen den zwei ſchmerzvollen Marien, aus Holz geſchnitzt, erblicken, und unten, in einer Ecke zu Eurer Linken, einen als Tragpfeiler des Querbalkens eingerammten Thürpfoſten mit dem ſchwarzen Abdrucke einer brennenden Hand, und ober und unter dieſer Hand durch die Zeit verwitterte Schriftzüge.

Ich will eben nicht behaupten, daß dieſer Thürpfoſten mit dem ſchwarzen Abdrucke einer brennenden

Hand, noch der urſprüngliche Thürpfoſten der Gertraud von Schwanberg ſei; aber keinem Zweifel dürfte es unterliegen, daß jene uralte Sage unter den Dorfbewohnern von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich forterbte, und frommgläubige Seelen in langen Zwiſchenräumen die warnende Hand immer wieder mögen nachgebildet, und ſo jene uralte Sage bis auf unſere Zeit fortgepflanzt haben, zugleich mit dieſem Wahrzeichen von Bulach.

◆

Druck von Hartmann in Augsburg.

Zu Ehren **Schwanthaler's!**

Im Monate Oktober 1852 wurde das Haus Nr. 6 in der Windenmachergaſſe in München, mit einer am erſten Stockwerke eingemauerten Gedenktafel geſchmückt, deren Inſchrift verkündet:

In dieſem Hauſe
wurde am 26. Auguſt 1802
der Bildhauer
Ludwig von Schwanthaler
geboren.

Burg Schwaneck

und

Meiſter Schwanthaler.

◆

Zwei

hiſtoriſch-romantiſche Original-Novellen

von

Ludwig Ritter von Schwanthaler

und

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Augsburg, 1853.
v. Jeniſch & Stage'ſche Buchhandlung.
(Heine u. Comp.)

Anzeigen.

In der v. **Jeniſch & Stage**'ſchen Buchhandlung (Heine & Comp.) in Augsburg ſind ferner erſchienen:

Bray, Mrs. Anna Eliza, die Weißkappen oder Anna von Gent. Ein Zeit- und Sittengemälde aus den Niederlanden. Deutſch von Fr. W. Bruckbräu. 3 Thle. 12. broſch. 36 Kr. oder 12½ Ngr.

Dumas, Alexander, die drei Musketiere. Deutſch von F. W. Bruckbräu. 3 Bände. 8. broch. 1 Fl. oder 20 Ngr.

— do. — von Artagnan oder 20 Jahre ſpäter. (Fortſ. der drei Musketiere.) Deutſch von F. W. Bruckbräu. 6 Bde. 8. broch. 1 F. oder 20 Ngr.

— do. — die Dame von Monſerau. Hiſtoriſch-romantiſches Sittengemälde aus den Zeiten Heinrich's III., Königs von Frankreich. Deutſch von F. W. Bruckbräu. 6 Bde. 8. broch. 1 Fl. oder 20 Ngr.

— do. — Die fünf und vierzig. Hiſtoriſcher Roman. Deutſch von F. W. Bruckbräu. 6 Bde. 8. broch. 48 Kr. oder 16 Ngr.

— do. — Der Graf von Monte-Chriſto. Deutſch von F. W. Bruckbräu. 15 Bde. 8. broch. 2 Fl. oder 1 Thlr. 10 Ngr.

— do. — Die Gräfin von Salisbury. Hiſtoriſcher Roman. Deutſch von F. W. Bruckbräu. 8. broch. 12 Kr. oder 5 Ngr.

Humoriſtiſch-ſatyriſcher

Vexirſpiegel

von

München.

Von

Dr. F. W. Pikant.

München.
Louis Finſterlin.
1863.

BIBLIO
REG
MONAC

Vertheidigung der Crinoline. *)

Heißerſpähte,
Abgenähte,
Aufgeblähte,
Angekrähte,
Vielgeſchmähte,
Nothgelieb'ne,
Weitgedieh'ne,
Stets beſchrie'ne,
Nie verzieh'ne
Crinoline!
Mit der kühnſten Heldenmiene
Meinen Handſchuh werf ich hine,
Daß als Ritter ich dir diene;
Weh dem Gegner, der erſchiene!
Solch ein Haupt der Harlekine,
Der modernen Paladine,
Wär' im kürzeſten Termine,
Wie zermalmt von der Lawine,
Nur mehr klägliche Ruine!
Wer zu kämpfen keck ſich brüſtet,
Komm' herbei, ich bin gerüſtet!

---

*) Crinoline heißt im franzöſiſchen Handel: Roßhaarzeug, auf gut Deutſch auch Cage (Käfig); die Franzoſen ſagen: Panier oder Jupe à baleine, auch bouffante, Reifrock, Fiſchbeinreifrock.

Das vollkommenſte Meiſterſtück weiblicher Schönheit iſt die gnidiſche Venus, welche der Meißel des Praxiteles, eines der größten Bildner vor mehr als 2000 Jahren, dem erſtaunten und entzückten Griechenland hingezaubert hat, ſo ſchön, und ſo hochgeſchätzt von den Einwohnern von Gnidus, der Vaterſtadt des unſterblichen Meiſters, daß ſie dieſelbe dem Könige Nikomedes nicht verkaufen wollten, der doch alle Schulden der Stadt, welche eine bedeutende Summe betrugen, für dieſe Bildſäule geboten hatte. Die Gnidier verſäumten dieſe Gelegenheit, eine Schuldentilgungsanſtalt entbehrlich zu machen; wahrſcheinlich hielten ſie es auch für beſſer und klüger, ihre Schulden gar nicht zu bezahlen, wie noch heut zu Tage viele Schuldner, ohne gerade geborene Gnidier zu ſein.

Dieſe gnidiſche Venus war mit lächelndem Antlitze dargeſtellt, wie ſo eben aus dem Bade oder dem Meere hervorgeſtiegen, unbekleidet, aber mit einer moraliſchen Richtung ihrer linken Hand.

Praxiteles ſchuf auch eine coiſche Venus, welche von unten bis an die Hüfte verhüllt war, und dieſe Verhüllung ſoll, nach der Schilderung noch unbekannter Schriftſteller des claſſiſchen Alterthums zu urtheilen, eine auffallende Aehnlichkeit mit unſerer modernen Crinoline gehabt haben, woraus die ſpäter gereifte Ueberzeugung des weltberühmten Bildners klar zu erſehen iſt: „daß ſelbſt eine Venus ohne Crinoline unmöglich ſchön ſein könne.“

Von dieſer Anſicht war auch Apelles durchdrungen, der Fürſt der Maler von Altgriechenland, welcher alle früheren Maler durch unnachahmliche Anmuth, Reinheit, Eleganz und Auswahl der Formen verdunkelte. Alexander der Große ſchätzte ihn ſo hoch, daß er nur ihm erlaubte, ſein Bildniß zu verfertigen, und ihn oft in ſeinem Atelier beſuchte. Eines Tages erblickte dieſer König darin eine Maſchine, die ein biergeſinnter Münchener ſofort für ein Zehneimerfaß gehalten hätte.

„Iſt dieß eine Nachahmung des Bauches des trojaniſchen Pferdes?“ fragte Alexander.

„Nein, Sire,“ antwortete Apelles, „es iſt das Modell einer Crinoline, in die ich das Untergeſtell der Venus zu ſtecken gedenke, die ich ſo eben male, und deren Kopf ich in wenigen Tagen vollenden werde.“

Alexander der Große war ſo entzückt über dieſe Crinoline, daß er ſich ein Lagerzelt von gleicher Form und Größe anfertigen ließ, worin er oft mit ſeinen Unterfeldherren Kriegsrath hielt.

Dieſe Thatſache iſt in einer von den drei Abhandlungen über die Geheimniſſe ſeiner Kunſt zu leſen, welche Apelles geſchrieben hat, und die noch Plinius Zeiten bekannt waren.

Leider erlebte Apelles nicht mehr das Glück, das höchſte Meiſterſtück ſeiner Kunſt zu vollenden: „Venus in der Crinoline;“ denn nach dem letzten Striche am Kopfe der Göttin, machte ihm der Tod einen Strich durch die Rechnung mit einem Striche durch ſein Leben, und kein ſpäterer Maler wagte es, das Fehlende zu ergänzen.

Die gnidiſche Venus des Praxiteles war nur eine große Sardelle, eine Art von Bügelbret mit Kopf, Armen und Füßen. Venus wollte aber in ihrer vollkommenſten Schönheit dargeſtellt ſein, und brachte deßhalb dem großen Bildner eigenhändig vom Olymp, dem heidniſchen Himmel, herab ihre Galatracht, die Crinoline, welche ſohin heidniſch-göttlichen Urſprunges iſt. Die Göttin Venus ſaß perſönlich dem Apelles, als er ihren Kopf malte, und vermuthlich hat ſie ihm einige Verbeſſerungen ihrer Crinoline angerathen, wodurch es erklärlich wird, daß Alexander der Große bei dem Anblicke dieſes Modells in Entzücken gerieth.

Der Lebensmagnetismus und die Crinoline waren ſchon vor mehr als 2000 Jahren bekannt, ſcheinen aber bald in Vergeſſenheit gerathen zu ſein, wenigſtens wußten die römiſchen und griechiſchen Damen leider nichts von der Pracht der Crinoline; das unſterbliche Verdienſt, ſie wiedererfunden zu haben, gebührt der vertrauten Freundin des Königs Ludwig XIV. von Frankreich, Athenais von Montespan, welche vor den Augen aller Welt zu verſchweigen wünſchte, was ihr der König zweimal anvertraut hatte. —

Dieſer Klugheit huldigten auch zu den Zeiten der tugendhaften Marquiſe von Pompadour unter dem bekanntlich exemplariſch ſittenreinen Könige Ludwig XV. zahlreiche Damen aus innerer Nothwendigkeit.

Die großen Vorzüge der Crinoline müſſen

jedem Unbefangenen in die Augen ſpringen, wenn auch ſie ſelbſt zu groß iſt, um darin bequem Platz zu finden.

Die Crinoline iſt nämlich:

1) mythologiſch, weil ſie, wie ſchon nachgewieſen wurde, „heidniſch-göttlichen" Urſprunges iſt;
2) moraliſch, als Bollwerk der Tugend zur Verhinderung oder wenigſtens Erſchwerung jeder unerwünſchten Annäherung, und deßhalb bei den Männern eine ſo verhaßte Mode;
3) induſtriell; die Fabriken in einen blühenden Zuſtand verſetzend, welche Zeug, Bänder, Stahl u. ſ. w. zu den Crinolinen liefern, den Wallfiſchfang befördernd wegen des Fiſchbeins, und Nähterinnen beſchäftigend, die ſonſt am Hungertuche nagen müßten, im Falle ſie ſo glücklich wären, ein ſolches Tuch zu bekommen;
4) culturhiſtoriſch; die Crinolinen befördern durch ihren fabelhaft-ſchönen Umfang aus Mangel an Platz die ohnehin ſchon erfreulich-fühlbare Uebervölkerung, und ſohin die Auswanderung in andere Welttheile, um dieſe mit den thatkräftigſten Elementen der deutſchen Einigkeit, und mit dem Wunder der Crinoline, im Falle es unglaublicher Weiſe noch irgend ein Land geben ſollte, worin die Damen nicht ſchon von ihr umſchlungen wären, zu beglücken;
5) ökonomiſch, weil die Damen durch das

Tragen der Crinoline ſehr viel Waſchgeld für die durch ſie entbehrlich gewordenen weißen Unterröcke erſparen; aus gleichem Grunde ſieht man jetzt auch ſchon weibliche Kinder in ermäßigten Crinolinen ſpazieren zappeln; den ſparſamen Frauen und Töchtern dürftiger Familienväter kann daher dieſe reizende Mode nicht dringend genug empfohlen werden; —

6) politiſch; die Crinoline verbirgt den Späheraugen manche Gebrechen des Wuchſes, ſchmale Hüften, krumme Beine u. ſ. w., und erleichtert den ſchleppförmig-langen Kleidern die glückliche Löſung der doppelten Aufgabe, von vorne beſcheiden zu verbergen, daß ſo viele weibliche Weſen auf einem großen Fuße leben, und von hinten die opfermuthige und unentgeltliche, tägliche Mitwirkung zum Straßenkehren Jedermann dankeswürdig ſichtbar zu machen.

Seit mehr als 30 Jahren ſind Kenner zu der Ueberzeugung gekommen, daß beide Menſchengeſchlechter, das männliche und weibliche, beſonders in den Hauptſtädten, immer ſchwächer, immer verkommener werden. Da muß die Kunſt der Natur unter die Arme greifen, wodurch eine veredelte Natur entſteht. Ein Lebehoch der Politik der Crinoline! So manche junge, dürre Herrchen, mit dem unentbehrlichen Zwicker im blöden Auge, ſtecken ihre Spindelbeine mit komiſchem Erfolge in Pluderhoſen, die im Grunde nur Anfänge von Crinolinen ſind. Warum tragen ſie nicht lieber gleich vollſtändige Crinolinen, zu denen ſie nicht weniger berechtigt ſind, als zum Tragen von Shawls, die doch auch zu den weiblichen Kleidungsſtücken gehören? Ferner auch

7) praktiſch; denn die Crinolinen ſind zugleich ein ſehr nützliches Hausgeräth als tragbare Schränke, in welchen die Damen alle Geheimniſſe ihres Standes ſicher aufbewahren können; leider jedoch mangelt ihnen bis jetzt die doch ſo wünſchenswerthe Eigenſchaft, im Feuer unverſehrt zu bleiben, wie die feuerfeſten Geldſchränke der Kapitaliſten. Jenen großen Chemiker lieb' ich, dem es gelingen wird, die Crinolinen unverbrennlich zu machen; er wird die Unſterblichkeit der beklagenswerthen Opfer feuerfangender Crinolinen theilen, denen keine Zeit mehr übrig blieb, zu ihrer Rettung in's Waſſer zu gehen. Friede der Aſche jener Crinolinen und ihrer Trägerinnen!

*

> „Es liebt die Welt, das Strahlende zu ſchwärzen,
> Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n."
>
> Schiller.

Dieſes Loos iſt auch dem Erhabenen der Crinolinen zugefallen. Im langweiligen Madrid erhielten die Damen im Jahre 1816 die Erlaubniß, bei Hofe ohne Reifröcke zu erſcheinen, weil „die

Reifröcke der Eleganz überaus ungünſtig, und eher eine Laſt als eine Zierde ſeien.“

Dieſe Verirrung des Schönheitsſinnes iſt wahrhaftig über die Möglichkeit!

Im Grunde war dieſe Erlaubniß nur ein maskirtes Verbot, und zwar von den traurigſten Folgen, da fünf der jüngſten und ſchönſten Damen des hohen Adels ſich deßhalb blind geweint haben, wie einſt die Gemahlin des Herzogs und Gegenkönigs Friedrich des Schönen von Oeſterreich, und zwei Andere im eigenen Thränenſtrome ihres untröſtlichen Schmerzes ertrunken ſind.

Eine ſolche Verfügung, die Jedermann ſpaniſch vorkommen muß, wenn er auch nicht weiß, daß ſie in Madrid geboren wurde, iſt dort nicht mehr zu befürchten, ſeitdem eine hochedle Vollblutſpanierin, die ſchöne Eugenie, als Kaiſerin auf dem franzöſiſchen Throne in einer Rieſencrinoline ſitzt, die den ganzen prächtigen Thronſaal zu überſchatten vermag.

Wie an dem gewaltigen Panzerſchiffe Monitor, ſind bisher alle Vollkugeln männlichen Spottes, Hohnes, ſammt allen Zangengeburten des Witzes und den wüthendſten Angriffen, illuſtrirt und nicht illuſtrirt, an den Crinolinen ſpurlos abgeprallt, und ſämmtliche Feinde liegen jetzt beſchämt, kampfesmüde, zurückgeſchlagen und ausgelacht in ihrem Lager auf der faulen Bärenhaut.

Die Eſſenz aller dieſer Angriffe liegt in der Behauptung:

„Die Natur iſt die Quelle aller Schönheiten, und die Dame das Meiſterſtück der Schöpfung; ſie ſoll ſchlank ſein, — nämlich die Dame, nicht die Schöpfung, die beinahe kugelrund iſt, — und wäre die Crinoline ſchöner, als die Schlankheit, ſo würde die Natur den weiblichen Kindern, ihren Töchtern, die Gabe verleihen, mit einer Crinoline geboren zu werden.“

Unſinniges Geſchwätz einer den Verſtand verblendenden Wuth, die gar keinen Begriff hat von einer durch die Kunſt veredelten Natur, von Perrücken, gefärbten rothen oder grauen Haaren, von Schminke, von Augengläſern, künſtlichen Zähnen, Händen und Füßen u. ſ. w.!

Das erinnert mich an den wüthenden Jacobiner im Nationalconvente zu Paris zur Zeit der erſten franzöſiſchen Revolution, der ſeine blutrothe Rede mit den Worten ſchloß:

„Gelänge es einem Tyrannen, uns die erkämpfte Freiheit wieder zu rauben, ſo würde ich mit eigener Fauſt mir meinen Kopf vom Rumpfe reißen, und ihn dem Tyrannen mit den Donnerworten entgegenſtrecken: „„Sieh, Tyrann, ſo ſtirbt ein freier Mann!““

Wenn jede Dame ein Meiſterſtück der Schöpfung iſt, ſo macht ein ſteinaltes, zahnloſes und tiefäugiges Mütterchen, der Schöpfung ein ſauberes Compliment.

Schweigen wir von dem Unſinne der Crinolinenfeinde, die ſich ſogleich bekehren, ſobald ſie wittern, daß eine Crinoline ein Vermögen von 20 bis 100,000 fl. und darüber verhülle; oft reichen ſchon einige tauſend Gulden für ſie hin, eine Crinoline mit ihren ſchmachtenden Bewerbungen zu belagern.

Dem hochherzigen, und bekanntlich höchſt uneigennützigen England war es vorbehalten, den Werth der Crinoline anzuerkennen. Die Direction der engliſchen Induſtrie-Ausſtellung von 1862 war der ehrenden Anſicht, daß die Trägerin einer Crinoline eben ſo viel Werth beſitze, wie zwei Damen miteinander, die keine Crinolinen tragen, und gewährte deßhalb jener die Auszeichnung, das doppelte Eintrittsgeld bezahlen zu dürfen, eine wohlverdiente Ehrenbezeigung, welche auch die galanten Directionen der Bühnen und Eiſenbahnen, ohne die brennend-theilnehmenden Wünſche der öffentlichen Meinung zu mißachten, den charmanten Crinolinen nicht lange mehr werden verſagen können.

Und ſomit ſchließe ich meine Vertheidigung der Crinolinen mit dem Zurufe aus Schiller's Don Carlos:

> — „Ich habe
> Das Meinige gethan, thut ihr das Eure!“

Das heißt: „Laſſet einſt über meinen jungen Grabhügel eine marmorne Crinoline wie einen ſteinernen Glasſturz ſtülpen, die Inſchrift in Fiſchbein- oder Stahlbuchſtaben enthaltend:

Dem großen Vertheidiger
aus Dankbarkeit
die großen Crinolinen.

Lebet wohl und unbeſorgt! Euch kann Niemand tödten, als die allmächtige Damenweltbezwingerin, die Pariſer-Mode, die dieß ſchon öfter gethan, aber bereuend euch immer wieder zu neuen Siegen in das Leben zurückgezaubert hat, ſo daß ich zuverſichtlich hoffen darf, ihr werdet, kurze Urlaubsreiſen abgerechnet, unſterblich fortleben auf Erden!

Die Erziehung

hat nun größtentheils alle Zöpfe der Zopfzeit glücklich abgeſchnitten oder ausgeriſſen.

In der Zopfzeit gab es noch Kinderſtuben, in welchen die Kinder unter Aufſicht den ganzen Tag über verweilten, lernten, ſpielten, aßen und tranken. Da gab es nur kindliche Geſpräche; ſie blieben beſcheiden und folgſam. Erſt mit 16 bis 17 Jahren durften ſie bei den vorſichtigen Geſprächen ihrer Eltern mit Verwandten und Freunden anweſend ſein, ohne jedoch ſich einzumiſchen, oder ungefragt Aeußerungen zu machen.

Dieſer Zopf hat aufgehört zu ſein.

Jetzt ſind die Kinder ſchon Erwachſene, ohne erwachſen zu ſein. Die Eltern ſind ſo zärtlichliebend, daß ſie ohne ihre Kinder gar nicht leben können, die von 5 bis 6 Jahren an bereits alle Familienzuſtände kennen, durch Anhören, Mitſprechen, Ausforſchen und Nachfragen mit Dingen bekannt werden, deren Wiſſen ſie füglich noch 10 Jahre lang entbehren könnten. Nach dem Fortſchrittsſyſteme muß man jedoch ſobald als möglich aus Kindern — Leute machen.

Die Lehrer und Lehrerinnen in den Schulen ſtreuen dann den Samen guter Lehren auf den Sandboden des Zweifels; die Zöglinge ſind ſchon ſelbſtdenkend; ſie prüfen Alles, und behalten — nichts. Doch keine Regel ohne Ausnahme! Fünfzehnjährige Fräuleins behalten recht gut, was ſie in luſtigen Luſtſpielen von der Bühne herab hören: wie man Liebſchaften anknüpfen, Liebesbriefchen empfangen und erwiedern muß, um Eltern, Onkeln, Vormündern ꝛc. ein Schnippchen zu ſchlagen. Das iſt ſehr gut, da die hoffnungsvollen Fräulein dadurch die nöthige Anweiſung erhalten, wie ſie es anzuſtellen haben, um weder ihre Familien noch ſich ſelbſt in vorkommenden Fällen in Verlegenheit zu bringen.

Fünfzehnjährige Söhne werden durch eine ſtrenge Gymnaſialdisciplin für Wiſſenſchaft und gute Sitten präparirt, damit ſie, nach den vier Jahren der ausgeſtandenen Disciplin, als Muſter-Jünglinge die Univerſität beziehen können. Wie alles Gute ſeine Gegner findet, ſo wird auch jene ſtrenge Disciplin getadelt, zunächſt weil ſie keinen naturgemäßen ſtufenweiſen Uebergang zur unbedingten Freiheit des Univerſitätslebens beliebt hat.

„Das iſt gerade ſo," behaupten die Gegner, „als wollte man nach einer Augenoperation die

Augen dem Eindrucke des Sonnenlichtes preisgeben, anſtatt ſie durch Schirme vor demſelben zu ſchützen.“

Allein ſolche Augenſchirme, welche ſie vor jedem ſchädlichen Lichte bewahren ſollten, trugen ſie ja ohnehin ſchon.

Die ganz pfiffigen Gegner ſagen: „Als England den Negerſclaven in ſeinen Colonien die Freiheit gab, ordnete es eine fünfjährige Uebergangszeit an, um die Negerſclaven nach und nach zum Vollgenuſſe der Freiheit vorzubereiten, der ohne jene Beſchränkung von den traurigſten Folgen geweſen wäre.“

Dieſer vorgehaltene Spiegel iſt unpaſſend, weil er die Farben nicht unterſcheidet: die Negerſclaven ſind ja Schwarze, und die Gymnaſiſten ſind Weiße!

Das Gymnaſial-Abſolutorium iſt der Zauberſchlüſſel, der den jahrelang Disciplinirten das goldene Thor des Tempels der Freiheit öffnet, welche ſie als claſſiſch Gebildete ſofort mit dem Liede unſers großen claſſiſchen Dichters Schiller begrüßen:

„Ein freies Leben führen wir,
„Ein Leben voller Wonne!“

Leute aus der Zopfzeit ärgern ſich über zehnjährige Jungen, welche mit bleichen Geſichtern Cigarren rauchen, ſollte auch das Dutzend derſelben nur 3 kr. koſten. In vielen Gegenden Mittel-Amerika’s fangen die Kinder das Rauchen ſchon mit 4 bis 5 Jahren an, ja ſelbſt kleinern Kindern ſteckt man, wenn ſie ſchreien, eine Cigarre in den Mund, und beſchwichtigt ſie auf dieſe Weiſe. Die zärtlichen

Mütter bilden ſich ein, daß ihre Säuglinge nicht beſſer beruhigt werden können, als wenn ſie denſelben einen Gegenſtand geben, den ſie ſelbſt für die größte Delikateſſe halten.

Nicht ſelten hört man ein vermeintlich unartiges und vorlautes Kind naſeweis ſchmähen; wird jedoch dieſes zuſammengeklebte Wort getrennt, ſo kommt die Wahrheit zum Vorſchein, das wohlverdiente Lob, daß ſolche Kinder eine Naſe haben und weiſe ſind.

Seit Aufhebung der zopfigen Kinderſtuben hat die vortreffliche Erziehung unſerer Jugend ſo unerhörte Fortſchritte gemacht, daß es bald gar keine Jugend mehr geben, dann aber auch von nachtheiligen Einwirkungen auf dieſelbe nicht mehr die Rede ſein wird.

Villeggiatura

iſt ein italieniſches Wort, und bezeichnet den Aufenthalt auf dem Lande zum Vergnügen, ohne dabei an eine Jahreszeit gebunden zu ſein, welche uns Münchnern unſere Sommerfriſche vorſchreibt, die uns aber nicht hindert, je nach Umſtänden auch einer Frühlings- oder Herbſtfriſche den Hof zu machen, wobei man jedoch geſtehen muß, daß alle dieſe drei Friſchen miteinander noch bei weitem nicht der Friſchheit einer Winterfriſche gleichkommen.

Zweifüßige Zugkräfte, die ganze Woche hindurch an den Geſchäftskarren geſpannt, ſind am Sonntage, wenigſtens Nachmittags 2 Uhr, ausgeſchirrt. Seit der eiſernen Zeit der Schienen ſind die einſt viel verhöhnten ſogenannten Sonntagsreiter ſammt ihren Mähren abhanden gekommen; die Eintags- oder Halbtagsfreiherren dampfen nun mit Zeit- und Gelderſparniß nach Großheſſellohe, oder nach Paſing, Planegg, oder wohl gar nach Starnberg an den See, der die ſchonende Eigenſchaft beſitzt, keine andere Seekrankheit zu veranlaſſen, als jene der Wirkungen ſelbſt verſchuldeter abnormer Magenzuſtände.

Die dort zur Sommerfriſche angeſiedelten Damen machen täglich die ſorgfältigſte Toilette, wie in der Hauptſtadt, was ich aus zwei Gründen billigen muß, erſtens: damit ſie nicht aus der Uebung kommen, und zweitens: weil es für viele Damen eine gebieteriſche Nothwendigkeit iſt, immer geputzt zu ſein, um gefallen zu können.

Es gewährt eine Zwillingsluſt von Stadt und Land, in den Schatten der ſieben Quellen oder irgend einer Waldung, mehr oder minder hübſchen Damen zu begegnen, die zu ihrer Erholung auf dem Lande ſind, und in engen Schnürleibchen unter der ſeidenen Franſenmantille, in der weiträumigen Crinoline ſteckend, ein mit den niedlichſten Blumen ausgeputztes Hütchen von Seidentüll auf dem Kopfe, ſo leicht und behaglich Luft ſchöpfen, wie ein gefangener vierpfündiger Karpfen, der ſchon ſeit einer halben Stunde am Ufer ſeiner feuchten Wiege auf ſeine Verſetzung in die Küche wartet.

In der nämlichen zum Landleben, und insbeſondere zum Pflücken von Erdbeeren und Heidelbeeren, auserleſen bequemen Tracht, iſt auch manche jüngere, ſichtbar hektiſche Dame unter ihnen, mit einem leichten Roſenwölkchen auf jeder Wange, mit zarter Hand, ſo durchſichtig wie chineſiſches Porcellan. Sie iſt ärger geſchnürt, als dieß ein gaſtgeberiſcher Schnürmeiſter zu thun vermöchte, und zwar aus verſtändiger, löblicher Vorſicht: damit nicht durch unbeſchränktes Einathmen der ſtärkenden, ihr Blut verbeſſernden Seeluft, ihre Lunge zu ſehr angeſtrengt werde.

Die beliebten Fiſche des Starnbergerſee's, die Renken, ſind eigentlich Vögel, nämlich Lockvögel für die Münchener, die oft im Herzensdrange ihres Gaumens bloß ihnen zu Liebe nach Starnberg kommen. Für jene, die dieſen Ausflug in der Frühlingsfriſche wagen, ſchalte ich hier die wohlmeinende Bemerkung ein, daß im Frühjahre im Starnbergerſee die ſogenannte Laube oder Lauge in großer Menge mit den gewöhnlichen Renken gefangen wird, und ſtatt dieſer unter dem verführeriſchen Namen „Mairenke“ aufgetiſcht werden kann, was im Grunde nichts zu ſagen hat, wenn der Eſſende die Mairenke (alburnus lucidus) nur in dem ſüßen Wahne ſpeiſet, daß ſie eine wirkliche Renke (salmo) ſei.

Ich erinnere mich noch gut einer längſt entſchwundenen Zeit, die ich nicht näher bezeichnen mag, damit meine ſchönen Leſerinnen mich nicht irrthümlich für einen alten Griesgram halten, wo in ganz

Starnberg kein Fiſchlein zu bekommen war, dagegen genug auf dem Freitagsfiſchmarkte in München. Um ſich den Fiſchgenuß bei dem kgl. Fiſchmeiſter zu Poſſenhofen oder Ambach zu verſchaffen, bedurfte es einer eigenen, amtlichen, ſchriftlichen, verſiegelten Ermächtigung eines Fiſchmeiſters an den genannten Orten. Mit einer ſolchen erſchien eines Tages eine kleine Geſellſchaft vornehmer Herren und Damen in Poſſenhofen. Der kgl. Fiſchmeiſter daſelbſt öffnete ehrerbietig das amtliche Schreiben, und las:

„Dem Vorzeiger dieß ſind Fiſche nach Bedarf gegen Bezahlung der taxirten Preiſe zu verabfolgen, aber ungekocht.“

Das iſt eine Thatſache, die ich der Mittheilung eines Theilnehmers von hohem Range zu verdanken habe, der jetzt ohnehin keine Fiſche mehr eſſen könnte, weil er ſchon lange geſtorben iſt.

Der Fiſchmeiſter, als ein Mann von geſundem Menſchenverſtande, wußte ſich zu helfen, und ſagte lachend zu der ſtaunenden Geſellſchaft:

„Befehlen Sie, welche Fiſche und wie viel Sie wollen; ich werde ſie Ihnen nach Vorſchrift ungekocht geben, und meine Alte wird ſie Ihnen nach Belieben kochen.“

Und ſo geſchah es auch.

Etwas Gleichzeitiges und Originelles darf ich hier nicht verſchweigen, einen edlen Charakterzug ganz roher Renken.

An einem herrlichen Freitage, ein Tag, der bekanntlich zu den Unglückstagen gezählt wird, wollten mein Freund und ich einen Juniausflug nach Starnberg machen, und weil wir die Fiſchloſigkeit ſeiner Ufer kannten, kauften wir Morgens 5 Uhr auf dem Fiſchmarkte vier Pfund Renken, die wir, in ein mit Burgundereſſig ſtark benetztes Tuch eingewickelt, in eine große Botaniſirbüchſe zu zwei Portionen Schinken ſteckten, von denen jede nur ſo groß war, wie das Tänzerinfüßchen einer halb gewachſenen Elephantin.

Hierauf begaben wir uns über Fürſtenried, Buchendorf und Leutſtetten, ein anmuthiger, ſchattiger Weg in Waldesgrund, in unſerer Naturequipage nach Starnberg, und ſchifften in einem beſcheidenen, ſogenannten „Einbaume,“ deſſen uraltes Geſchlecht wohl bald dort gänzlich ausſterben wird, nach der Villa Leoni, der damaligen Vierjahreszeitenfriſche des Hoftheaters, deſſen Perſonal der Oper, des Schauſpieles und Balletes zu jeder Jahreszeit dort ſich einfand, um bei dem gemüthlich-geſelligen Ehepaare Leoni, das auch gerne bereit war, in zarter Schonung ſchwindſüchtiger Börſen eine Zeche bis zu einem x-beliebigen Gagentage ohne Betragserhöhung anzukreiden, einige vergnügte Tage zu verleben. Die Theatergäſte waren da am willkommenſten; ſie trieben ſich herum, wie Kinder des Hauſes, zu denen ich als Journaliſt gleichfalls gerechnet wurde.

Nun wieder zu meiner Geſchichte!

Wir waren Mittags eben mit unſeren bereits geſchilderten Schinkenportiönchen fertig geworden, und zündeten unſere Cigarren an, die damals noch keine Inſaſſen von München waren, aber als Pfuſcher weit köſtlicher dufteten, als ſeitdem ſie ſogar das Bürgerrecht erhalten haben. Da trat hinter der Villa hervor ein Ausflugquartett, beſtehend aus zwei ältlichen Herren und zwei jungen ſchönen Damen, in auserleſener Toilette, zwei gallonirte Bedienten hinter ſich, einer großen Gondel entſtiegen.

Einer von dieſen Herren im ſchwarzen Oberrocke, trug auf der linken Seite einen funkelnden Stern, und der Andere im Knopfloche an einer kleinfingerbreiten, goldenen, ciſelirten Leiſte, ſieben Ordenskreuzchen, unfehlbare Zeichen der Vornehmheit. Während der „Stern“ mit den beiden Damen in einer Nebenlaube Platz nahm, trat ſein Gefährte raſch in die Küche, gleich rechts vom Eingange in die Villa, und beſtellte ein möglichſt ausgezeichnetes Mittagseſſen mit recht vielen Fiſchen, beſonders Renken.

„Excellenz,“ erwiederte Frau Leoni mit einem tiefen Knixe, „ich bedauere unendlich, Ihnen keine Fiſche verſchaffen zu können.“

„So will ich ſofort an den Fiſchmeiſter von Poſſenhofen um Fiſche ſchreiben; er darf ſie mir nicht verweigern.“

„Eine vergebliche Mühe, Excellenz! Vor anderthalb Stunden trank eine Geſellſchaft bei mir Café, die dann nach Seeshaupt gefahren iſt, um heute über Weilheim auf den Peiſſenberg zu kommen. Sie zeigten mir eine amtliche Ermächtigung an den

Fiſchmeiſter von Poſſenhofen zur Verabfolgung von Fiſchen, der aber keinen einzigen Fiſch hatte.“

„Verwünſcht! Ich habe die beiden Damen und meinen Freund zu einer Renkenpartie eingeladen.“

Er brachte kummervoll geſenkten Hauptes die Trauerbotſchaft in ſeine Laube, aus der ſodann ein ſchallendes Gelächter kam.

In unſerer Lattengitterlaube, nur drei Schritte von der Küche entfernt, hatten wir die ganze Unterredung gehört, und auch ſchon unſere Verabredung getroffen.

Ich trat in die nachbarliche Laube, und fragte nach einer tiefen Verbeugung in claſſiſcher Nachahmung:

„Gnädige Herrſchaften, darf ich es wagen,
„Ihnen viel gute Renken anzutragen?

„Woher?“ erwiederte der Siebenkreuzherr aufſpringend mit einem triumphirenden Blicke auf ſeine vorher ſo ſchadenfrohe Geſellſchaft.

„Direct von München!“

„Ah, ein genialer Einfall!“

Er folgte mir in unſere Laube, prüfte die 24 Renken, fand ſie ſchön und friſch, wie ich ſeine beiden Damen gefunden hatte, und wünſchte, 8 Stücke davon zu erhalten, war jedoch freudig überraſcht, als mein Freund ihn bat, 18 Stücke anzunehmen, mit dem Bemerken: „daß er darauf gerechnet habe, renkenloſen Renkenfreunden aushelfen zu können.“

Im Geſpräche mit meinem Freunde, während er ſeine Renkenladung durch einen Bedienten in die Küche tragen ließ, erfuhr der Fremde, daß mein

Freund den Staatsconcurs durchaus mit der erſten Note beſtand, ſchon viele Jahre Advokatenconcipiſt ſei, und dennoch bei Anſtellungen, wo ihn die Reihe getroffen hätte, ſchon zweimal, ohne die Urſache zu wiſſen, umgangen wurde.

Der vornehme Herr notirte dieß nebſt dem Namen meines Freundes, um den er dieſen fragte, auf ein Pergamentblättchen, das in eleganter Perlmutterfaſſung lag, und ſagte:

„Vielleicht kann ich Ihnen nützlich ſein.“

Dann fügte er bei:

„Meine Herren, um Ihre Gefälligkeit nicht zu mißkennen, frage ich Sie nicht um meine Renkenzeche, werde aber meine Leibſpeiſe durch einen Leibtrank zu vergelten ſuchen.“

Gleich darauf brachte uns ein Bedienter zwei Flaſchen Champagner aus der Gondel, und beruhigte unſer Bedenken: „daß dadurch vielleicht der eigene Bedarf der gnädigen Herrſchaften geſchmälert werde,“ durch die Verſicherung der Anweſenheit von zwei Dutzend Collegen dieſer Art als Kiſtenballaſt in der Gondel.

Statt eines förmlichen Dankes brachten wir dem Geber und ſeiner Geſellſchaft mit dem erſten perlenden Glaſe einen ſinnigen Toaſt aus, der ſehr freundlich aufgenommen wurde.

Bei Beſtellung von Café in der Küche, erfuhr ich, als „Kind des Hauſes,“ Namen und Stand der fremden Herren und Damen aus dem Munde der redſeligen Frau Leoni, welche von nun an Renken und andere Fiſche an jedem Freitage, wie reuevoll heimkehrende, verlorene Söhne des See's, bringen, und in öffentlichen Blättern Einladungen zu Renkenpartien an Freitagen erſcheinen ließ, welche immer ſehr zahlreiche Theilnehmer gefunden haben.

Drei Wochen ſpäter erhielt mein Freund das Decret als Landgerichtsaſſeſſor. Er eilte zu ſeinem hohen Gönner, dem Renkenfreunde, und dankte ihm für ſeine huldvolle Verwendung.

„Ich gratulire Ihnen von Herzen," erwiederte der Gönner lächelnd; „Sie ſind nur in Folge eines ſubalternen Verſehens in der Vormerkung bisher umgangen worden, und leider haben Sie aus allzugroßer Beſcheidenheit verſäumt, mündlich und ſchriftlich Ihre Anſtellung zu betreiben. Ein rechter Supplikant muß den Mund, die Feder und die Füße nicht ſchonen, wenn er ſein Ziel erreichen will."

Dieſen guten Rath, den ſich alle Supplikanten wohl merken dürfen, ſchrieb ſich mein Freund vorläufig hinter die Ohren, ſtatt auf Papier, und verdankte ſeiner raſtloſen Befolgung in wenigen Jahren eine Landrichtersſtelle.

Dieß iſt die wahrhaftige Hiſtorie von einem edlen Charakterzuge roher Renken, die ſich zum Wohle meines Freundes backen ließen.

Glaube man übrigens ja nicht, daß jenen Perſonen keine Sommerfriſche beſchieden ſei, die bei geringen Einnahmen nur ſo viel zu eſſen haben, daß ſie nicht umfallen, wenn ſie ſtehen. Der Hofgarten, der engliſche Garten, die herrlichen Anlagen zwiſchen Gaſteigberg und Neuberghauſen, die reizenden Iſarauen, und für übermüthige Füße ſogar Nymphenburg und der Hirſchgarten, bereiten ihnen den freundlichſten Empfang in ihren Freiſtunden, deren Seltenheit ihren Werth erhöht. Fühlen ſie Durſt, ſo finden ſie überall Waſſer, nicht bloß in manchen modernen Werken vermeintlicher dramatiſcher Dichter, oder in Büchern, deren Werth in dem Zuckergehalte ihrer Makulaturbeſtimmung liegt, und quält ſie der Hunger, ſo ſteht es ihnen frei, ganz nach beliebiger Auswahl ein ſchönes Stück Natur unentgeltlich zu verſpeiſen.

Wie beneidenswerth iſt eine ſo wohlfeile Sommerfriſche!

Tanzen.

„Ich bitt' Ihnen, tanzen's, ich kann nimmer ſteh'n!“

— Worte aus einem geſungenen Walzer. —

*

Bekanntlich tanzen die wilden Völker, unter ihnen ſelbſt die Menſchenfreſſer, leidenſchaftlich gerne; die civiliſirten Völker können ſich natürlich nicht von ihnen beſchämen laſſen, tanzen alſo auch. Sie haben zwar keine Menſchenfreſſer, außer den Kriegen, und obwohl es Verliebte gibt, die aus Liebe einander freſſen möchten, wie man zu ſagen pflegt, ſo kommt es doch nie zu einer ſolchen Freſſerei, weil bis dahin die Liebe nach der Exercirzeit ſchon einen Urlaub auf unbeſtimmte

Zeit, oder wohl gar einen „ausgezeichnet guten“ Abſchied erhalten hat.

Da bei dem Tanzen das Blut eine Hauptrolle ſpielt, ſo muß ich zunächſten von dieſem ſprechen.

Das Blut legt im menſchlichen Körper einen weitern Weg zurück, als die Füße. Im ruhigen Zuſtande legt das Blut in einer Minute einen Weg von etwa 50 Fuß zurück; denn das Herz ſchlägt in dieſer Zeit 75 bis 80 mal, und mit jedem Pulsſchlage rückt es ungefähr 8 Zoll in den Adern vor. In einer Stunde macht alſo das Blut einen Weg von 3000 Fuß, in 24 Stunden etwa 3 Meilen, in einem gemeinen Jahre, nämlich in einem ſolchen, das kein Schaltjahr iſt, 1,095 Meilen, in einer Zeit von 50 Jahren aber durchläuft das Blut einen Weg von 54,750 geographiſchen Meilen, eine Strecke, die 10 mal ſo viel beträgt, als der Umkreis unſerer Erde!

Im ruhigen Zuſtande ſchlägt der Puls eines jugendlichen mannbaren Mädchens 80 mal, in einem wilden Walzer 160 mal. Da es 350 bis 360 Unzen Blut im Körper hat, und bei jedem Pulsſchlage 2 Unzen Blut fortgetrieben werden, ſo kreiſet faſt die ganze Blutmaſſe bis auf 18 Unzen im aufgeregten Zuſtande in einer Minute durch den ganzen Körper, in einem ruhigen Zuſtande aber erſt in zwei Minuten.

Tanzluſtige Damen werden bei dem großen Vorrathe von Ballnachtminuten den Unterſchied einer Minute nicht beachten, wie gewiſſenhaft ſie auch unter andern Umſtänden den wahren Werth einer Minute zu ſchätzen wiſſen mögen, nach Schiller's Ausſpruche:

„Was man von der Minute ausgeſchlagen,
„Gibt keine Ewigkeit zurück."

Walzt ein Mädchen während einer Ballnacht nur eine einzige Stunde, ſo verbraucht das Blut zu ſeinem Umlaufe in dieſer Zeit 1 Million Centner Kraft, während ſein Herz im ruhigen Zuſtande nur ½ Million zu dieſem Zwecke anwenden durfte.

Die Kraft iſt ein Capital, wie das Geld, und man ſoll nur die Zinſen eines Capitals verzehren. Wer das Capital ſelbſt angreift, wird durch ſeine Verſchwendung kraftarm oder geldarm, meiſtens Beides zugleich.

Ein den wilden Schwindſuchtswalzer oder den Sturmgalopp liebendes Mädchen, geht dem Tode auf halbem Wege entgegen, welcher dann der Ausgetanzten mit dankbarem Grinſen die Knochenhand reicht, um ſie, alle Abwehranſtrengungen der Aerzte verhöhnend, auf den Dornenpfaden nagender Schmerzen in die acht Fuß tiefe Klauſe der Mutter Natur zu geleiten. —

Der Tod iſt ein ſpeculativer Kopf; er hat auch in Tanzſälen ſeine Helfershelfer: überfüllte Räume, erhitzte und verdorbene Luft durch die Ausdünſtungen der vielen Menſchen, durch den Staub des Fußbodens, den Dampf der Lampen und Kerzen; die preſſende Kleidung der Damen, die einen freien vollen Athemzug zur Unmöglichkeit macht; den Wahn mancher Tanzenden: „daß kaltes Trinken bei erhitztem Körper nicht ſchade, wenn man nur gleich darauf wieder tüchtig tanze,“ ohne zu bedenken, daß die ſchlimmen Folgen ſich nicht immer unmittelbar darnach, ſondern meiſt erſt ſpäter einſtellen, und zwar vorzüglich als Fehler der Verdauung, Verhärtung und Krebs des Magens, Hals- und galoppirende Lungenſchwindſucht.

Ach, der Tod iſt ein ſchlauer Menſchenkenner! In Geſtalt einer Caffeefraubaaſe gibt er bedrängten Müttern den eigennützigen Rath, ſchon ihre fünfzehnjährigen Töchter gut verpackt und verſchnürt, auf Bälle zu führen, die einzigen Gelegenheiten für vermögenloſe Mädchen, irgend einen Jüngling oder Mann in ihre Eheſtandsnetze zu locken; dieß ſei der beſte und kürzeſte Weg, die Töchter anzubringen.

In der That werden die ſorgſamen Mütter auf dieſe Art ihre Töchter ganz gewiß anbringen, in den ſeltenſten Fällen als Bräute eines Jünglings oder Mannes, in den meiſten Fällen aber als Bräute des Todes.

Manche Damen berufen ſich auf den Ausſpruch ihrer Hausärzte, welche ihnen das Tanzen als eine ihrer Natur zuträgliche Bewegung angerathen haben, verſchweigen aber weislich die beigefügten ärztlichen Nebenbedingungen der Mäßigkeit, und ſind füglich mit ſolchen Patienten zu vergleichen, denen der Arzt verordnet hat, von der Arzenei alle 3 Stunden einen Caffeelöffel voll zu nehmen, die aber zur vermeintlichen Beſchleunigung ihrer Geneſung ſtündlich einen Vorleglöffel voll verſchlucken.

Die geſunde Bewegung in der freien Natur iſt jedem Tanze vorzuziehen, und heirathsluſtige Damen finden auch auf Spaziergängen Gelegenheit genug, geſehen zu werden, wenn ſie an der Seite ihrer Mütter luſtwandeln; ſollten ſie aber in den Grundzügen ihrer jugendlichen Geſichter eine auffallende Aehnlichkeit mit ihren alternden Müttern haben, dann mögen ſie ja aus löblicher Vorſicht lieber andere würdige Matronen, etwa unähnliche Tanten, zu Begleiterinnen wählen, damit nicht zärtliche Jünglinge, die mit hochzeitlichen Gedanken ſich ihnen nähern, durch ein Vergleichen der mütterlichen mit den töchterlichen Geſichtszügen ein zurückſchreckendes Spiegelbild der häuslichen Zukunft ihrer möglichen Ehehälften erblicken können. —

Tanzunterhaltungen gibt es in München über die Möglichkeit viel: in den Privatgeſellſchaften und in den öffentlichen Gaſtwirthſchaften, in den eleganten Sälen der Weſtendhalle und Tonhalle, in den Gaſthöfen zu den Vier Jahreszeiten, im bayeriſchen Hofe, in der blauen Traube, an dieſen drei Orten für geſellige Vereine, auf zahlreichen andern Tanzböden für leichter zu befriedigende Tanzluſtige, wo der Liebhaber eines Mädchens Gegenſtand heißt; es wird im Paradiesgarten, und im Gaſthauſe zur Himmelsleiter fröhlich getanzt, ohne daß die Tanzenden durch ein mahnendes Nachdenken über dieſe Namen ſich ſtören laſſen.

Kaum erſcheint ein neuer Kalender für das kommende Jahr, ſo wird eiligſt darin unterſucht, ob die Faſchingszeit lang oder kurz ſei, und der edle Entſchluß gefaßt, ſie jedenfalls bis zum letzten Schlage der Mitternacht vor dem Aſchermittwoche, dem erſten Tage der Faſtenzeit, nach allen Kräften auszunützen.

Dieſe ſtandhafte Ausdauer, dieſe bereitwillige Hingebung, können namentlich die Herren Beamten der drei Pfandhäuſer gewiſſenhaft bezeugen, denen gar viele Tanzluſtige ihre Betten bringen, weil ſie ihr aufgeregtes Blut leichter auf Stroh abzukühlen hoffen, das im Munde des humoriſtiſchen Volkes Jakobifedern heißt.

Große Phantaſie entwickelt der Gaſtgeber im Elyſium in ſeinen Faſchingsmaskenbällen mit großem Feſtzuge und altdeutſchem Ritterturnier mit Mummenſchanz, Schwerter- und Lanzenkampf zu Fuß und zu Roß, mit Wanderungen in die fünf Welttheile in verſchiedenen Räumen, mit Original-Ländlertanzpaaren, auf Gaſtrollen verſchrieben aus der Gegend von Miesbach, u. ſ. w.

Muſterhaft auserleſene Bälle, mit einer lebendigen Blumenausſtellung liebenswürdiger Damen, veranſtalten im Odeon die Herren Offiziere, Künſtler und Studenten; aber der hoffnungsvollſte und deßhalb luſtigſte Ball bleibt doch immer der Schuhmacherball im Prater, weil ſie hoffen, in der Faſtenzeit recht viel Arbeit zu bekommen durch Ausbeſſerung durchgetanzter und Anfertigung nothwendig gewordener neuer Stiefel und Schuhe.

Das Sprüchwort ſagt:

„Eine redliche Hand geht durch's ganze Land." Weil nun aber auch die redlichſte Hand nicht ohne Füße gehen kann, und dieſe in der Regel

Stiefel oder Schuhe brauchen, ſo fallen auch die redlichen Hände in ihre Hände; ihre ſchlechteſten Kunden ſind jedenfalls jene Hände, die nicht gehen, ſondern in enger Handſchellenverbindung durch das Land geſchubt werden.

Heirathen.

„Heirathen — iſt ein wunderlich Wort,
„Ich mein', da müßt' ich gleich wieder fort."
Göthe.

Göthe ſagte auch:

„Wer jung heirathet, heirathet mit Andacht."

Dichter ſagen gar viel, wenn ſie viel dichten. Er war nicht mehr jung, als er heirathete, und ging auch nicht „gleich wieder fort," ſondern gar nicht.

Ein anderer großer Dichter ſagte:

„Es gibt Augenblicke im Leben, wo der Menſch — gröber iſt, als gewöhnlich."

Sehr wahrſcheinlich hat Sir Thomas Morus, Kanzler von England, unter König Heinrich VIII., in einem ſolchen „gröberen" Augenblicke Folgendes geſchrieben:

„Jemand, der ſich verheirathet, iſt mit einem Tropfe zu vergleichen, der die Hand in einen Sack ſteckt, um einen Aal herauszuziehen, der allein darin iſt unter hundert Schlangen. Hundert gegen Eins will ich wetten, daß er eine Schlange herausziehen wird."

Wer in einem civiliſirten Staate heirathet, bildet einen Familienſtand. Er bringt dadurch dem Staate ein Opfer durch Uebernahme der moraliſchen Verpflichtung, ſeine Kinder zu tugendhaften, fleißigen, nützlichen und patriotiſchen Staatsangehörigen heranzuziehen.

Hat nun ein heirathsluſtiges Paar Geld und Gut, Häuſer, liegende Gründe, Alles in Menge und ſchuldenfrei, dann wird die in Bezug auf Anſäſſigmachung engherzigſte Gemeinde ungeſäumt die Bewilligung zur Heirath und Anſäſſigmachung ertheilen, in voller Zuverſicht, daß die von ihnen Beglückten der Gemeinde gewiß nie zur Laſt fallen werden.

Daß aber auch ſehr vermögliche Eheleute „abhauſen,“ und dann doch der Gemeinde zur Laſt fallen können, würde die geſtattete Einſchau in manche ſtädtiſche Armenliſte beſtätigen.

Bitten aber Jünglinge und Mädchen, oder Männer und Frauensperſonen von „geſetztem“ Alter, um Heirathsbewilligung, die etwa nur ein Paar hundert Gulden, oder vielleicht gar nichts, als ihre Kraft, ihren Fleiß und ihre Sparſamkeit beſitzen, und durch ihre Heirath dem Staate gleichfalls ein Opfer bringen wollen, ſo dürfen natürlich Gemeindebehörden ein ſolches Opfer von dürftigen Perſonen „Ehren halber“ nicht bereitwillig annehmen, ſondern müſſen für oft wiederholte Abweiſungen ſo lange die Taxgebühren erheben, bis ſie durch jahrelange Ausdauer der Betheiligten von dem unerſchütterlichen Opfermuthe derſelben gerührt, und zur Bewilligung hingeriſſen werden.

Beinahe hätte ich vergeſſen, zu erzählen, was für ein Ende Thomas Morus nahm, ein Mann, gleich ausgezeichnet durch ſeine Staatskenntniſſe wie durch ſeine Rechtſchaffenheit, ein glücklicher Gatte und Vater, der gewiß keine Schlange aus dem Sacke gezogen hatte, als er heirathete. Als Heinrich VIII. ſich von der römiſchen Kirche losſagte, um ſich von ſeiner Gemahlin ſcheiden zu laſſen, und die Wittwe ſeines Bruders Arthur, Anna Boleyn, heirathen zu können, die er ſpäter enthaupten ließ, weil er ihrer überdrüßig war, führte er den Kircheneid ein, wodurch er zum Oberhaupte der Kirche erklärt, und jedermann vorgeſchrieben wurde, was er glauben ſollte. Thomas Morus weigerte ſich, dieſen Eid zu leiſten, legte ſeine Aemter nieder, und wurde deßhalb am 6. Juli 1535, 55 Jahre alt, enthauptet. 12 Jahre ſpäter ſtarb König Heinrich VIII., in den letzten vier Jahren unter raſenden Schmerzen, die ihn unaufhörlich folterten.

Der edle und vielgeliebte König Heinrich IV. von Frankreich, der bekanntlich jedem Bauer in ſeinem Reiche an Sonntagen ein Huhn in den Topf wünſchte, aber es ihm nicht gab, war doch ſo ungalant, zu ſagen:

„Souvent femme varie,
„Bien fol, qui s'y fie."

(„Die Weiber wechſeln jede Stunde,
Nur Thoren trauen ihrem Munde.")

Dieſes Sprüchlein paßte viel beſſer auf ihn ſelbſt, da er, in Unfrieden mit ſeiner Gemahlin lebend, Maria von Medicis, welche freilich falſch, hinterliſtig, herrſchſüchtig und eiferſüchtig war, mit mehreren Liebchen wechſelte: Gabrielle d'Eſtrées, Henriette de Bolzac, Gräfin von Entraigues, Jacqueline, Gräfin von Moret, Charlotte des Eſſarts, und Marie Henriette de Bourbon.

Sonſt wurden die Ehen im Himmel geſchloſſen, jetzt auf der Erde, ein kurioſer Unterſchied! Man merkt ihn auch recht deutlich! Durch die blumengeſchmückte Triumphpforte der Liebe ſchritt man ſonſt in der Regel an den Traualtar; jetzt iſt das Heirathen ein Geſchäft: man macht in Heirathen! Die Erſchwerung des Heirathens iſt ein vortrefflicher Sporn, die zum Eheſtande nöthigen Mittel zu beſchaffen, um alle Hinderniſſe zu beſiegen; ſolche Eheſtände ſind alſo ausgeſetzte Preiſe für die Sieger in Heirathen mit Hinderniſſen.

Heirathsluſtige männlichen Geſchlechtes tauchen alſo ihre Angeln in eine Miſchung von „angenehmem Aeußern,“ Solidität, und verſchiedenen andern Tugenden, und werfen ſie dann in den Teich der Oeffentlichkeit, in die Spalten der Zeitungen, um ein Bräutchen mit ſo und ſo viel tauſend Gulden, — je mehr, deſto beſſer, — zu ködern, gleichviel ob Jungfrau oder Wittwe, nehmen es auch mit dem Taufſcheine nicht gar zu genau, und „ſehen weniger auf geiſtige und körperliche Vorzüge, als auf großes Vermögen.“

Ganz nach dem Herzen eines gemüthvollen, großen Dichters gehandelt, welcher ernſtlich mahnte:

„Drum prüfe, wer ſich ewig bindet,
Ob auch das Geld nach Wunſch ſich findet,
Der Wahn iſt kurz, die Noth gar lang!“

Um ſolche Anträge nicht zu zerſplittern, iſt es ſehr zweckförderlich, wenn irgend ein Commiſſionsbüreau zur Beachtung für ſolide Fräulein und deren Eltern und Vormünder, eine Reihe achtpaarer Männer jedes Alters und Standes, und meiſtens in ſehr geordneten Verhältniſſen, als Brautwerber vermerkt, da dieſe wahrſcheinlich aus übertriebener Schüchternheit, die bekanntlich unſerm männlichen Geſchlechte eigen iſt, nicht in geſelligen Verkehr mit Damen zu treten wagen, um ſich unmittelbar bei ihnen nach ihrem Heirathgute zu erkundigen.

Auch Mädchen laſſen ſich vermerken und ausſchreiben, um Männer zu bekommen. Sie beſitzen gewöhnlich nur ſehr wenig Vermögen. Reiche Mädchen werden in ihren Wohnungen geſucht, wie nach einem alten, aber in der Nutzanwendung ſehr ungalanten Sprüchworte, „gute Kühe im Stalle.“

Es gibt aber auch zarte, liebevolle Herzen, die nicht nach Geld und Gut fragen, und für die dichteriſche Tröſtung ſchwärmen:

„Raum iſt in der kleinſten Hütte.
„Für ein glücklich-liebend Paar.“

Sie bedenken nicht, daß die kleinſten Hütten jetzt ſchon das größte Geld koſten, das Miethen einer kleinſten Hütte aus dem Regen in die Traufe führt, und eine Hütten- und Kartoffelliebe nicht ſo lange dauert, wie eine in Eſſig gelegte Liebe.

Was iſt denn die Liebe?

Eine Krankheit mit Fieberbegleitung, die nicht immer fortdauert, ſondern durch die Naturheilkraft, ſohin ohne ärztliche Behandlung, früher oder ſpäter ein Ende nimmt, gewöhnlich überraſchend früh.

Was iſt alſo das Beſte an der Liebe?

„Daß ſie nicht in ſolchem Grade zunimmt, als ſie abnimmt.“

Die romantiſche Zeit der Liebe, wo noch das Auge der Geliebten für den Liebhaber die Sonnenuhr war, nach deren Strahlen er ſeine Zeitrechnung eintheilte, iſt durch die praktiſche, durch die materielle Liebe, faſt gänzlich verdrängt worden; ſie ſpukt nur noch bisweilen in ſiebenzehnjährigen Herzen.

Sonſt hatte jeder Liebhaber nur eine Göttin, die er anbetete, jetzt ſcheinen die Meiſten Hindus zu ſein, welche 33,000 Götter anbeten, von denen wenigſtens 1/3 aus Göttinnen beſteht.

Sonſt konnte man noch von der Deviſe einer jungen Wittwe erzählen, die zum Sinnbilde einen der Blüthen, Blätter und Früchte beraubten Orangenbaum, und zur Aufſchrift die Worte gewählt hatte: „Was können Erd' und Himmel mir noch nehmen?“ Jetzt aber können ſie nicht ſchnell genug den Wittwenſtuhl verrücken, wie man treffend zu ſagen pflegt, um damit etwas Verrücktes zu bezeichnen.

Sonſt hielt man Thränenkrüge, kleine Gefäße von Glas oder Thon, worin man die für die verſtorbenen geliebten Weſen vergoſſenen Thränen ſammelte und aufbewahrte; jetzt hält man Krüge ohne Thränen — in der Hand, um ſich eine Maß Bier einſchenken zu laſſen. Selbſt die Thränenkrüge an Grabdenkmalen macht man nicht mehr hohl, weil ſie nicht mehr zu Thränen, am wenigſten aber zu geſammelten Thränen gemeißelt werden, da die Ueberlebenden ſelbſt zu ſchnell geſammelt erſcheinen, um noch Thränen ſammeln zu können.

Sonſt lag man 10 Jahre lang, wie die Griechen vor Troja, vor einem kieſelharten Mädchenherzen, das mit dem Panzerſchiffe Monitor unſerer Tage wegen ſeiner Unbezwinglichkeit zu vergleichen war, und ſeufzte in ehrbaren Reimen:

„Ich Glücklicher, dient' ich beim Nachttiſch Dir zur — Schachtel,
„Hing ich im Käfig dort ſtatt der geliebten — Wachtel,
„Ach! Einen Kuß von Dir, (und ging auch eine — Dachtel
„Mit in den Kauf), bezahlt' ich gern mit meines Lebens —
Achtel!"

Jetzt aber, da man weiß, daß ſelbſt Diamanten, in Porcellantiegeln dem Feuer ausgeſetzt, wie Waſſertropfen verſchwinden, beginnt Keiner mehr den Feldzug der Liebe, beſonders gegen reiche Mädchen, denn die armen ſind keine kriegeriſchen Jungfrauen von Orleans, ohne den Porcellan-Menage-Tiegel des Herzens mit ſich zu ſchleppen.

Wenn die Liebe in ſolchem Grade zunähme, wie ſie abnimmt, ſo würden die arkadiſchen Schäferzeiten zurückkehren, wo Leben Liebe war, wo neben den zärtlichen Turteltäubchen auf dem jasmin- und epheuumrankten Hüttendache auch zwei ordinäre Tauben, ſaftig gebraten, lagen, und die Salatſtauden, geſalzen und gepfeffert, eſſig- und ölgetränkt, zum täglichen Gebrauche aus dem Boden luſtig emporwuchſen, Enten und Gänſe, gerührt von dem herzbrechenden Anblicke endloſer Liebe, ſich ſelbſt entleibten, ſich ſelbſt rupften, ſich ſelbſt an den Spieß ſteckten, und um dieſen, wie die Erde um ihre Achſe, am Feuer der Liebenden ſich drehten, und dennoch, ungeachtet ihrer hochherzigen Selbſtaufopferung, nicht ſelten verbrannten, weil die Liebenden keine Zeit hatten, ſie vom Spieße zu holen, und wo Mundſemmelchen und Zuckertörtchen an den Halmen hingen, neben Wein- und Bierquellen auch Waſſerquellen rieſelten, wie in den Kellern mancher Wein- und Bierwirthe unſerer Zeit; -- alle eigentlichen Geſchäfte würden aufhören, und von den Wenigen nicht mehr beſorgt werden können, deren Herzen ausnahmsweiſe der Liebe nicht zugänglich wären.

Im Anfange wär's noch erträglich, denn „Liebende ſind ein Schauſpiel für Götter.“ So lange noch lebenslängliche oder gar ewige Liebe einander zugeſchworen wird, iſt das Schlimmſte nicht zu beſorgen, weil gerade dieſes Schwören ſchon einen Zweifel andeutet, daß ohne Schwur die Liebe und Treue fortdauern können. Wenn alſo ſchon ein Schwur nöthig iſt, nur um die Fortdauer der Liebe zu verbürgen, was bleibt übrig, um ihr

Zunehmen ſicher zu ſtellen? Wäre aber dieſes Zunehmen der Liebe eine innere Nothwendigkeit ihres eigenthümlichen Weſens, dann könnte man jeden Schwur entbehren; allein es gäbe dann auch kein Verdienſt mehr, treu zu lieben, weil die Liebe in ſolchem Falle nach einem Naturgeſetze zunehmen müßte, wie jedes organiſche Geſchöpf.

Kein Jüngling könnte mehr ſtudiren, die Waffen tragen, in ein Büreau gehen, oder ein Gewerbe betreiben; denn er hätte keine Zeit mehr dazu; keine Zeit mehr zu etwas Anderm haben, iſt das erſte Zeichen der zunehmenden Liebe.

Kein Mädchen könnte mehr ſpinnen, Liebesintriguen ausgenommen, nicht mehr ſtricken, kochen, waſchen u. ſ. w., ja, was das Schrecklichſte iſt, weder der Jüngling noch das Mädchen könnten mehr heirathen; denn bis es dahin käme, wäre ſchon der cannibaliſche Grad der zunehmenden Liebe eingetreten: „ſich aus Liebe einander aufeſſen.“ Leider enthält unſer neues Strafgeſetzbuch keinen eigenen Artikel, der dieß unter einer gewiſſen Strafe verbietet, vielleicht aus dem nämlichen Grunde, aus welchem ein berühmter Geſetzgeber der heidniſchen Vorzeit keine Strafe des Vatermordes aufſtellte, weil er dieſen für unnatürlich hielt.

Die Richter wüßten ſich zwar leicht zu helfen, und würden einen ſolchen Fall mindeſtens als eine Körperverletzung mit nachgefolgtem, vorausſehbaren Tode betrachten; wie ſäh' es aber mit der Strafe aus, da von den beiden Strafbaren nur noch die abgenagten Gebeine übrig wären?

Mord und Tod aus höchſter Liebe, würden die ganze Welt mit ihren Schrecken erfüllen. Den größten Troſt, daß es ſo weit nicht kommen werde, gewährt mir ein bei Liebenden in unſerer Zeit häufig herrſchendes Augenübel ganz eigenthümlicher Art, von dem ich durch ein kurzes Geſpräch zwiſchen zwei jungen Ehemännern zufällig Kunde erhielt.

A. „Seit kurzer Zeit leide ich ſehr an den Augen. Ich fürchte, kurzſichtig zu werden.“

B. „Wie ſo?“

A. „Schon öfter begegnete ich auf der Straße meiner Frau, und grüßte ſie aus Anſtand wie eine fremde Dame, ohne ſie zu kennen.“

B. „Sonderbar! Ich leide auch an den Augen, und fürchte langſichtig zu werden; denn ſo oft mir eine ſchöne Dame begegnet, glaub' ich ſchon von Weitem, ſie ſei meine Frau, und es vergehen oft viele Tage, bis ich von der Täuſchung meiner Augen mich überzeuge.“

Ich könnte noch eine Menge Troſtgründe aufführen, daß dieſes Einanderaufeſſen aus Liebe ſchwerlich jemals geſchehen werde; doch ſchon der einzige genügt, daß noch nie ein ſolcher Fall auf dem Rücken einer Zeitungsente herangeſchwommen kam. Gegen jede Liebe, die ſich dieſem Grade des Zunehmens nähern möchte, dürfte wohl der Eheſtand, der leider immer ſeltener wird, eine unerſetzliche Vorbauungskur ſein, ſohin das Heirathen unter die freien Erwerbsarten geſtellt werden, und dazu weiter nichts nöthig erſcheinen, als der nicht zu verweigernde Erlaubnißſchein der Gemeindebehörde, und die kirchliche Trauung.

Mag demnach auch das Einanderaufeſſen in der Liebe niemals ernſtlich zu befürchten ſein, ſo rath' ich doch wenigſtens jedem weiblichen Herzen, wohl auf ſeiner Hut zu ſein, und das Gedeihen der Liebe ſorgfältig zu überwachen, da die Liebenswürdigkeit der ſchönen Münchener-Damen ſo groß iſt, daß für ſie die Gefahr, aus Liebe aufgegeſſen zu werden, allerdings noch im Reiche der Möglichkeit liegt.

Die Hagenſtolzen ſind die Erzfeinde des Eheſtandes, und Amors gefährliche Wildſchützen, jene Perſonen männlichen Geſchlechtes, welche aus Geiz oder ſchlechter Meinung von dem weiblichen Geſchlechte, im fünfzigſten Jahre noch nicht geheirathet haben, da ſie es doch thun könnten Jeder Hageſtolz ſollte, ſobald er ein jährliches Einkommen von 1000 fl. hat, von ſeinem vierzigſten Jahre an, neben ſeiner Einkommenſteuer, noch eine Hageſtolzenſteuer von jährlichen 10 fl. vom Hundert an den Ausſteuerverein für brave Dienſtmädchen bezahlen müſſen. Gewiß eine eben ſo billige als zeitgemäße Steuer!

Es gibt auch Hageſtolzinnen, aber nur in ſo ſeltenen Exemplaren, wie die weißen Raben.

Zum Beweiſe, daß man kopflos ſein könne, ohne gerade durch eine Enthauptung den Kopf verloren zu haben, erwähne ich eines Ausſpruches, den vor 400 Jahren ein ſehr geiſtvoller, vornehmer und gelehrter Mann, vermuthlich nach Empfang eines Korbes aus Damenhänden, zu veröffentlichen aus Rache ſich hinreißen ließ:

„Mulier est animal rapax, vanum, Crudele, absque fide, plenum dolis.“

(Deutſch: „Das Weib iſt ein habſüchtiges, eitles, grauſames, treuloſes und ränkevolles Geſchöpf.“)

Es gibt auch Männer, die nur deßwegen nicht heirathen wollen, weil ſie es langweilig finden, mit einer Frau zu leben, die ein immer gleiches, wenn auch ein edles, Gemüth beſitzt.

„Dem Manne kann geholfen werden,“ ſind die letzten Worte des Carl Moor in den „Räubern“ von Schiller.

Er darf ja nur eine ausgezeichnete dramatiſche Künſtlerin heirathen, die ihn täglich ſehr leicht mit dem Wechſel ihrer Gemüthszuſtände erfreuen kann.

Ein Sonderling hat behauptet, daß manche glückliche Ehe nicht ſo glücklich iſt, wie eine unglückliche, was freilich höchſt ſonderbar klingt.

Er ſagt: „Glückliche Ehepaare fühlen wechſelſeitig tief den Schmerz über ein trauriges Ereigniß, z. B. über eine ſchwere Krankheit; unglückliche Ehepaare ſind ſo glücklich, durch fortwuchernde Zwietracht gegen einen ſolchen Schmerz geſchützt zu bleiben.

Allen glücklichen Ehemännern wünſche ich das Loos des Ruſſen Pollosky, der mit 93 Jahren zum dritten Male heirathete, und mit dieſer Frau noch 50 Jahre lebte, ſohin 143 Jahre alt wurde!

Gehet hin und thut des Gleichen!

Heirathen, oder nicht?

Heirathen, oder nicht? Das iſt die Frage,
Und würdig jener Antwort, die ich ſage.
Die Herren, in der Liebe oft ſehr fügſam,
Sind, ſoll's zur Heirath kommen, ungenügſam.
„Die Braut ſei tugendhaft, geſchickt und reich,
„Treu, häuslich, und an Schönheit Engeln gleich!"
Nun, gar nicht übel ſcheint mir der Geſchmack
Von dem intereſſirten Herrenpack.
Wo Alles ſo nach Wunſch zuſammenſtimmt,
Da bleibt der Dame freie Wahl; ſie nimmt
Dann lieber doch den ſelbſtgewählten Engel,
Als einen ſolchen ungalanten Bengel,
Der nichts vom Opfer weiß, das Jede bringt,
Sobald das Band der Ehe ſie umſchlingt:
Wenn ſie bedenkt: „es dauert lebenslang."
Dann wird's gewiß im Herzen ihr oft bang.
Viel leichter weiß zu helfen ſich der Mann,
Oft ſo gewiſſenlos, als er nur kann.
Heirathen nicht — wär' freilich noch das Beſte,
Allein dann gäb' es keine Hochzeitfeſte,
Und öde wär' es auch in manchem Haus,
Wenn auch die Welt dabei nicht ſtürbe aus.
Heirathen alſo, ſind nur Er und Sie
Vereint durch ihrer Herzen Harmonie!

Königliches Hof- und National-Theater.

Zu der erſten Auflage dieſes prächtigen Muſentempels, wurde von Seiner Königlichen Hoheit, dem Kronprinzen Ludwig, unter der Theaterregierung des kgl. Hoftheater-Intendanten von Lamotte, am 26. Oktober 1811 der Grundſtein feierlich gelegt.

Der Bau dieſes neuen Hoftheaters geſchah nach dem Entwurfe des kgl. Baurathes und Profeſſors von Fiſcher, und ſchritt raſch voran, mußte aber in Folge eingetretener Kriegsverhältniſſe geraume Zeit eingeſtellt werden, weil der damalige gewaltthätige Welttheater-Intendant Napoleon I. mit einem Perſonal von einer halben Million Acteurs zur Aufführung einer furchtbaren Tragödie nach Rußland zog, die jedoch ſo total durchgefallen iſt, daß er ſich eiligſt, nicht aus dem Staube, ſondern aus dem Schnee, machen mußte.

Erſt im Jahre 1813 kam es dahin, daß die Hälfte des Hauptbaues, nämlich das Logenhaus, unter Dach gebracht werden konnte. Uebrigens hat bis zum Jahre 1816 — 2½ Jahre war gänzlicher Stillſtand — der Bau geruht, vermuthlich um neue Kräfte zu ſammeln.

Das tückiſche Schickſal, in der Vorausſicht, daß Trauerſpieldichter alles Unheil ihrer Helden und Heldinnen, ja ſelbſt das Durchfallen ihrer eigenen Stücke, ihm zum Vorwurfe machen werden, wollte vorläufig den Ausbau dieſes Theaters verzögern, und zündete deßhalb am 16. April 1817 den Hut deſſelben an, nämlich den Dachſtuhl, der vorſorglich ſchon ſeit zwei Jahren fertig auf der Zimmerwerkſtätte lag, und nun zu einer Zeit verbrannte, wo wegen der milden Jahreszeit nicht einmal mehr das Bedürfniß für die Armen beſtand, ſich an dem Feuer zu wärmen. Das war gewiß eine raffinirte Bosheit des Schickſals, deren gelegentliche Fortſetzung ein ahnender Aberglaube mit Recht befürchten durfte.

Der Anfang des Theaters kam nach dem Ende — des Baues, und zwar gleichzeitig zur Feier des Namensfeſtes unſers Höchſtſeligen Königes Maximilian Joſeph, am 12. October 1818. Herr Hofrath Albert Klebe dichtete dazu ein Feſtſpiel in 1 Akte: „Die Weihe,“ Muſik von Herrn Hofmuſik-Director Fränzl. Beide ſind ſchon längſt geſtorben, und unter den 21 Hauptperſonen, welche mitwirkten, zähle ich 16, deren Beerdigung ich perſönlich beiwohnte, zu denen auch 5 Muſen gehörten. Apollo (Urban) iſt mit ſeinen 7 Prieſtern: Kürzinger, Tochtermann, Stenzſch, Reinhard, Carl, Muck und Haumüller, in den Olymp zurückgekehrt. Seitdem iſt es mir oft ein Räthſel geblieben, woher manche Dichter ihre Muſen beziehen, und leider iſt mir nie ein Frachtbrief in die Hände gerathen, der mir darüber Aufſchluß hätte geben können, ſo daß ich beinahe die Beſuche angeblicher Muſen vermuthen möchte, welche keinen himmliſchen Heimathſchein vorzeigen können.

.... „Ausgebrannt,
„Aber ruhig ſteht das Haus.“

Es war am 14. Januar 1823, unſeligen Andenkens, als ich im Parterre des gleich einer Häringstonne vollgepfropften Hauſes, dicht an der Mittelthüre, mit Mühe noch ein Plätzchen fand, um die „beiden Füchſe“ und die „Wildſchützen“ zu ſehen. Die arge Hitze vertrieb mich bald, und als mich bei dem Fortgehen der Caſſier Dicker an der Caſſa, dem ich noch eine gute Nacht wünſchte, nach der Urſache meines frühen Weggehens fragte, antwortete ich als unwillkürlicher Prophet:

„Ah, heute iſt eine Hitze im Theater, daß man verbrennen könnte!“

Zu Hauſe las ich eben in einer engliſchen Zeitung von dem beiläufigen Umfange eines penſionirten Pudermantels, als der wohlbekannte, unheimliche Feuerlärm der Trommeln mich an’s Fenſter trieb, wo ich die Häuſerreihe gegenüber in feuerrothgelber Beleuchtung Tageshelle verbreiten ſah.

„Wo brennt’s?“ rief ich zum Fenſter hinunter.

„Das Hoftheater brennt ab!“ antwortete eine vorüberrennende Stimme.

Dieſer Eulenruf erſchreckte mich nicht, da ich aktenmäßig wußte, daß das k. Hof- und Nationaltheater nicht abbrennen könne, ſelbſt wenn es wollte; denn im Anfange des erwähnten officiellen Feſtprogramms Seite 21 und 22 hatte ich deutlich geleſen, und treu im Gedächtniſſe bewahrt, was ich hiemit meinen Leſern wörtlich mitzutheilen die Ehre habe, um ſie nicht zu einer Ueberſchätzung meiner Gelaſſenheit zu verleiten.

Es ſteht nämlich daſelbſt geſchrieben, vielmehr gedruckt:

„Die Bewäſſerung, vorgeſchlagen und ausgeführt durch den k. Salinenrath Herrn von Reichenbach mittelſt Beiziehung des kgl. Brunnmeiſters Mayr, hat in derſelben Art kaum ein Theater aufzuweiſen.

„Ein auf dem oberſten Kehlgebälke befindliche Waſſerreſerve von 1200 Kubikfuß Waſſer wird unausgeſetzt durch ein eigenes Druckwerk mit Waſſer voll erhalten.

„Aus dieſer Hauptreſerve füllen ſich an verſchiedenen Punkten des ganzen Hauſes mehrere Nebenreſerven, ſo daß auf jedem Gange und auf jeder Abtheilung Waſſer iſt. Auf der oberſten Stelle des Hängwerkes iſt eine Vorrichtung angebracht, durch welche, wenn wider Verhoffen ein Brand entſtehen ſollte, in einer Minute die ganze Bühne unter den größten Platzregen verſetzt werden kann.

„Da übrigens die Beheizung nicht auf einzelne Theile des Hauſes, ſondern auf den ganzen Hausraum wirket, ſo iſt das Einfrieren dieſer Bewäſſerungsvorrichtung auch im ſtrengſten Winter nicht denkbar.

„Außerdem iſt alles Holzwerk des ganzen Hauſes mit einer dem Feuer widerſtehenden Tinctur beſtrichen, welche daſſelbe zwar nicht ganz vor dem Brande, doch aber vor der erſten Zündbarkeit ſchützet.“

Bei ſo beruhigenden Verſicherungen, die ſelbſt die Möglichkeit überſchritten, wär’ es auch für ein furchtſames Haſenherz keine abſonderliche Kunſt geweſen, bei der Schreckensbotſchaft ſo gelaſſen zu bleiben, wie ich. Schnell warf ich meinen alten Mantel um die Schultern, auf welchen ſich Holtei’s bekanntes und beliebtes Mantellied anwenden ließ, und rannte zur Stätte des Brandes in der ſicheren Erwartung, dort ſchon die Leiche des im „größten Platzregen“ ertrunkenen Feuers ſchwimmen zu ſehen.

Ach, der Stiel war umgekehrt, und der „größte Platzregen“ im Feuer jämmerlich verbrannt!

Um meiner Pflicht der Mitwirkung zur unmöglichen Rettung des prächtigen Kunſttempels zu genügen, legte ich meinen treuen Mantel zu meiner Rechten auf den Schneeteppich hin; aber der treue Mantel konnte nicht bellen, wie ein treuer Pudel, als ihn vielleicht irgend ein frierender Menſch in dem Wahne zu ſich nahm, daß ich ihn als ein unnützes Zeug weggeworfen habe, zu welchem Wahne ihn die Haſt berechtigte, womit ich es that. Kurz:

„Den alten Mantel ſah ich niemals wieder!“

Da war ich nun freilich übler daran, als der ägyptiſche Joſeph, der ja mit freiwilliger Zurücklaſſung ſeines Mantels eiligſt den Händen der Frau von Putiphar entſchlüpfte, und ihn am andern Tage wieder abholen laſſen konnte, wenn ihm nicht die Mantelpackerin als eine ehrliche Frauensperſon dadurch zuvorkam, daß ſie ihm ſeinen Mantel am nächſten frühen Morgen in das Cafféehaus ſchickte, wo Joſeph täglich vortrefflichen Caffée, wie ich ihn bei Schimon in den Vier Jahreszeiten, und bei Tamboſi unter den Kaſtanienbäumen des Hofgartens trinke, zu ſchlürfen, und, in das Leſen des ägyptiſchen Tageblattes vertieft, eine lieblich duftende echte Havannacigarre aus Pfälzerblättern zu ſchmauchen pflegte.

Das ſchöne Theater war wirklich abgebrannt!

„Wer iſt Schuld daran?“ fragte die Unterſuchungs-Commiſſion.

„Das wilde Heer aus dem „Freiſchütz,“ war die Antwort, „das noch am Theaterhimmel hing, und deſſen Florgewand an einer Couliſſenlampe ſich entzündete.“

Nach dem erwähnten Feſtprogramme ſchien es aber nicht menſchenmöglich, daß das Theater abbrennen konnte; es war nur unmenſchenmöglich, und das Unmenſchenmögliche vermag nur das Schickſal, welches zuerſt den ſchon fix und fertig bereit gelegenen Dachſtuhl verbrannte, nun das ihm befreundete wilde Heer zum Feuerſpeien hetzte, und ohne Zweifel auch meinen Mantel deſſen Nachfolger ich ohne alle „Abbrandler-Entſchädigung“ aus eigenen Dichtermitteln kaufen mußte, geſtohlen hat; daß übrigens Dichtermittel in der Regel kaum zum Trinkgelde für den mantelbringenden Schneiderlehrling hinreichen, bedarf wohl keines muſenkränkenden Beweiſes.

Unſere geliebte Königinn Caroline weinte über dieſes traurige Ereigniß.

Auch der damalige Herr Hoftheater-Intendant Stich vergoß Thränen, überlebte aber ſeinen Gram noch 31 Jahre lang bis zu ſeinem Tode am 24. März 1854 in ſeinem 78. Lebensjahre. Er ſtarb gerade noch früh genug, um nicht möglicherweiſe ein Opfer zu werden der eigenmächtig entſetzlich geſpielten Gaſtrollen der Cholera, die nach den Arzeneiprüfungen der Homöopathen nichts Anderes iſt, als eine Vergiftung durch Blauſäure aus negativ elektriſcher Beſchaffenheit der Luft.

Der Neubau des abgebrannten Hoftheaters in der durchaus urſprünglichen Geſtalt deſſelben, und ſo ähnlich wie ein gelungener Gypsabguß, koſtete 780,000 fl., welche die Stadtgemeinde bezahlte. Dieſer Neubau ſchritt ſo raſch voran, daß die feierliche Eröffnung bereits am 2. Januar 1825 geſchehen konnte.

Die unerbittliche Statiſtik hat zwar die Zeitperiode berechnend feſtgeſtellt, innerhalb welcher, nach früheren Vorgängen, irgend ein Theater an die Reihe kommen muß, abzubrennen. Unſer Hof- und Nationaltheater, das nun ſchon das kräftige Mannesalter von 38 Jahren unverſehrt zurückgelegt hat, wird wohl eine Ausnahme von der ſtatiſtiſchen Regel machen, zu welchem Glauben uns der nachſtehende, beruhigende Aufſchluß eines vormaligen kgl. Hoftheater-Intendanten dahier, des Herrn von Küſtner, in ſeinem „Taſchen- und Handbuche der Theater=Statiſtik, zweite vermehrte Auflage, Leipzig 1857," vollkommen berechtigt:

„Die bei dem kgl. Hoftheater befindlichen Feuerſicherheits= und Feuerlöſchanſtalten, ſind in Betreff der Waſſerreſerven, Brunnen= und Waſſerleitungen, Druckmaſchinen und anderweiten Löſchmittel die vollkommenſten und größten, die es gibt.

„Das Perſonal der Feuerwehr beſteht aus 32 Perſonen, zu denen noch zur Bewegung der Druckmaſchinen 24 Mann kommen. Die Koſten der Feuerlöſchanſtalten betragen jährlich 7250 fl., welche von dem Staate, dem das Haus gehört, gezahlt werden."

Wehe dem Schickſale, wenn es noch ein Mal, etwa aus Rache wegen Aufführung einer griechiſchen Schickſalstragödie, in brandſtifteriſcher Abſicht auf den Soffiten reiten, oder zwiſchen die Couliſſen ſich ſchleichen wollte! Das Schickſal des Schickſals würde ein ſchreckliches, aber wohlverſchuldetes ſein: der Tod des Erſäufens unter dem Wogenberge der Waſſerreſerven, ein Tod, wie ihn König Pharao einſt erlebt hat, als er die vor Georgi und vor Michaeli von Aegypten ausziehenden Iſraeliten mit ſeiner Rotte durch das krebsrothe Meer verfolgte.

Die Waſſerreſerven des kgl. Hoftheaters könnten durch ein ſolches Erſäufen des Schickſals die ganze Menſchheit zu ewigem Danke verpflichten, und alle Klagen ſchwer Bedrängter, z. B. der gering Beſoldeten, über ihr nicht mehr exiſtirendes Schickſal, müßten als gegenſtandlos verſtummen.

Jedes Theater iſt ein Reich der Phantaſie.

Gewöhnliche Theater werden gewöhnlich von Tyrannen regiert, unter welchem Worte Altgriechenland urſprünglich und im beſſeren Sinne Alleinherrſcher verſtand. Am Ende des peloponneſiſchen Krieges, im vierten Jahre der 93ſten Olympiade, führten die Lacedämonier die Regierung der dreißig Tyrannen in Athen ein, die Anfangs ziemlich gut regierten, denn neue Beſen kehren gut, aber bald willkürlich zu herrſchen begannen, ohne ſich um die Geſetze zu bekümmern.

Von dieſem Schlage mögen wohl die Tyrannen der gewöhnlichen Theater ſein.

Die Spartaner kochten nicht nur die bekannte miſerable ſpartaniſche Suppe, gegen welche unſere Rumfordſuppe freilich eine delikate Schildkrötenſuppe iſt, ſondern kochten auch das Geſetz, daß jeder Athenienſer, der um der Tyrannen willen ſein Vaterland verließe, gefeſſelt dahin zurückgebracht werden ſollte, und nur für einen ſchwachen und ſehr humanen Abklatſch dieſes Geſetzes halte ich das Uebereinkommen gewiſſer Theater hinſichtlich ihres Verfahrens gegen durchgebrannte, vertragsbrüchige Künſtler und Künſtlerinnen.

Bei einem Hoftheater dagegen kann ein Tyrann gar nie aufkommen, nicht einmal im beſſeren Sinne des Wortes, weil er auch kein Alleinherrſcher iſt. Denn es iſt doch keine Dürrannei zu nennen, wenn ein beliebter Komiker in einer andern Rolle, als in der des Pappageno in der „Zauberflöte," mit einem großen Anſpielungsſchloſſe vor ſeinem Munde erſcheint, und dafür ein wenig, vielleicht zur Sühne des eingedrungenen Witzpfeiles, hinter Schloß und Riegel gelegt wurde. Aus andern Gründen mußten gar Viele, nicht bloß lang, ſondern ſehr lange, geſetzte Männer bleiben, die mit Fug und Recht ſtatt eines Schloſſes ein großes Fragezeichen vor ihren Mund hätten kleben dürfen, ohne einen überflüſſigen Wechſel ihres Aufenthaltes befürchten zu müſſen.

Den Theaterfreunden dürfte es gewiß erwünſcht kommen, die Regenten unſers kgl. Hoftheaters in München ſeit dem Beginne dieſes Jahrhunderts kennen zu lernen. Ich bringe ihnen hiemit ein

Chronologiſches Namens - Verzeichniß
der kgl. Hoftheater-Intendanten in München von 1800 bis 1862.

Herr von Babo von 1799 bis 9 September 1810.
Herr von Lamotte vom 10. September 1810 bis 31. März 1820.
Herr Stich vom 1. April 1820 bis 30. Sept. 1823.
Herr Baron von Weichs vom 1. Oct. 1823 bis 30. April 1824.
Herr Baron v. Poißl vom 1. Mai 1824 bis 31. Januar 1833.
Herr von Küſtner vom 1. Februar 1833 bis 31. Januar 1842.
Herr Graf von Yrſch vom 1. Februar 1842 bis 31. Januar 1844.
Herr Baron von Frays vom 1. Febr. 1844 bis 31. December 1847.

Herr Baron von Poißl vom 1. Januar 1848 bis 2. Juli 1848.

Herr Baron von Frays vom 3. Juli 1848 bis 31. Januar 1851.

Herr Dingelſtedt vom 1. Febr. 1851 bis 31. Jan. 1856.

Herr Baron von Frays vom 1. Febr. 1857 bis 31. Juli 1860.

Aus dieſem Verzeichniſſe iſt zu erſehen, 1) daß in 60 Jahren unter 9 Hoftheater-Intendanten nur 2 bürgerliche regierten: die Herren Stich und Dingelſtedt, und 2) daß die dreimalige höchſt ehrenvolle Berufung des Herrn Barons von Frays ein glänzendes Zeugniß ſeiner Leiſtungsfähigkeit als Hoftheater-Intendant iſt. Seinen wiederholten Bitten um Enthebung von dieſem Poſten wegen anhaltender Kränklichkeit, wurde endlich im Jahre 1860 entſprochen, nachdem der Herr Baron zuvor verſuchsweiſe vorläufig noch Urlaub für die Monate April, Mai, Juni und Juli erhalten hatte.

Nun war die vielbeneidete Stelle eines kgl. Hoftheater-Intendanten erlediget, vielbeneidet, obgleich ein geiſtreicher Fürſt ſchon im Jahre 1836 geſagt hatte:

„Kein Wunder, wenn der k. Hoftheater-Intendant das Gallenfieber bekommt!“

Neuclaſſiſche Reformatoren der deutſchen Bühne wurden lebendig in größeren Zeitungen, deren Spalten ihnen zu ihren Bedürfniſſen immer offen ſtehen, und verkündeten ihr Evangelium vom goldenen Zeitalter unſerer Hofbühne, das unfehlbar eintreten *müßte*, wenn man, was ſie ſo ziemlich unverblümt zu verſtehen gaben, Einem von ihnen die Stelle eines Hoftheater-Intendanten übertragen, und die dramatiſche Tiara der Oper, des Schauſpieles und des Balletes auf ſein ſchöpferiſches Haupt ſtülpen würde.

Um zu erfahren, ob der Wind ihnen günſtig wehe, ließen Einige dramatiſche Ballone ſteigen, von denen jedoch die Meiſten, wie es auch gewöhnlich den Luftſchiffern zu begegnen pflegt, *gefallen ſind*, ohne wieder aufgefunden zu werden.

In dem Werke des Herrn *von Küſtner*: „*Vier und dreißig Jahre meiner Theaterleitung* in Leipzig, Darmſtadt, München und Berlin, Leipzig 1853,“ iſt Seite 10 zu leſen:

„So äußerte der König *Ludwig* von Bayern, daß er bei meinem Abtreten von der Intendanz kein geeignetes Individuum an meine Stelle zu ſetzen wüßte, während es doch an ſolchen bei der Beſetzung der wichtigſten Stellen im Staate nicht fehle. *Dieß iſt allein dadurch zu erklären*, daß, wie oben geſagt, *keine Gelegenheit geboten wird, ſich praktiſch zur Theaterleitung vorzubereiten.*“

Dieſe ſehr richtige Anſicht wurde vortrefflich illuſtrirt durch die vertrauensvolle Wahl des Herrn *Wilhelm Schmitt* zur proviſoriſchen Leitung der Hoftheater-Intendanz vom 1. April 1860 an, da er als kgl. Secretär derſelben und Hoftheater-Inſpektor in der langen Reihe von 25 Dienſtjahren Gelegenheit fand, ſich vollkommen damit vertraut zu machen. Wie ſehr ihm dieß gelungen iſt, haben wiederholte kgl. allerhöchſte, zum Fortfahren auf dieſem Wege ermunternde Zufriedenheitsbezeigungen, zwei Orden, die Ernennung zum k. Hoftheater-Intendanzrathe am 22. Januar 1862, überfüllte Häuſer und volle Caſſen, welche thatſächliche Beweiſe eines gewonnenen Theaterpublikums ſind, ehrend anerkannt. Die Marmorbüſten dieſer 10 Intendanz-Märtyrer ſollten ein Foyer, und ihre Bildniſſe eine Theaterzeitung ſchmücken.

Als ein Apoſtel der Wahrheit darf ich aber nicht einſeitig ſein, ſondern muß auch jener Wirkungen rühmend gedenken, mit denen uns eine Hoftheater-Intendanzleitung durch einen neuclaſſiſchen Reformator der deutſchen Bühne auf eine wunderſame Weiſe würde überraſcht haben.

Er hätte gar bald eine Dankadreſſe ſämmtlicher theaterfreundlichen, Crinolinentragenden Damen für die galante Vorkehrung erhalten, den Stuhl rechts und den Stuhl links von ihren Parketſitzen zur unſtörbaren Ablagerung ihrer ſtahlgeſchwellten Pfauenſchweifräder benützen zu können.

Im Intereſſe der Theaterſtatiſtik würde er gleichfalls ſofort eingeführt haben — die Vormerkungen, und zwar jener früheren zahlreichen Theaterfreunde, die jetzt durch ihre Abweſenheit glänzen wollten, eine Rieſenarbeit, nicht zu bewältigen ohne eine bedeutende Vermehrung des unermüdlich-fleißigen Theatercaſſa-Perſonals, das ſich auch an der Tagescaſſe durch Geſchäftsgewandtheit und artiges Benehmen auszeichnet.

Der Hauptzweck eines neuclaſſiſchen Reformaters der Bühne, als Intendant, könnte nur die höhere, neuclaſſiſche Bildung des Volksgeſchmackes ſein, unbekümmert um die gemeine Nebenſache: Geldeinnahme durch volle Häuſer.

Als Neuclaſſiker würde er gewiß auch die Geſchichte des Münchener-Hoftheaters kennen, und darin ein vortreffliches Hausmittel aufgezeichnet finden, wo nicht immer, doch wenigſtens ſo lange volle Häuſer zu machen, bis die Zuſchauer wieder zur Beſinnung kämen. Er dürfte nur dem Kurfürſten von Bayern nachahmen, Ferdinand Maria, geb. den 31. Oct. 1636, geſt. den 26. Mai 1679.

Dieſer Kurfürſt hat im Jahre 1662, alſo gerade vor zweihundert Jahren, in dem Schauſpielhauſe hinter der Salvatorkirche, welches nach dem Muſter des Palladio'ſchen zu Vicenza im Jahre 1658 gebaut, und im Jahre 1802 abgebrochen wurde, die italieniſchen Opern mit großer Pracht bei freiem Eintritte des Adels und des Volkes aufführen, und die Textbücher, ja ſogar die Abbildungen der neuen Scenerien, unter die Zuſchauer austheilen laſſen!

Als der Kurfürſt Carl Theodor noch in Mannheim regierte, hatte der Hof, nebſt den im Winter mit dem höchſten Kunſt- und Prachtaufwande vorgeführten italieniſchen Opern, ein ſehr gutes franzöſiſches Schau- und Singſpiel erhalten, und den Eintritt dem Publikum ſo wie den Fremden freigegeben, den Fremden, die bei uns zur Zeit ſich glücklich ſchätzen, gegen freudige Bezahlung erhöheter Preiſe noch ein Billet erhalten zu können, im Falle ſie auf die Vormerkung vergeſſen haben!

Sollte alſo, was zwei kunſtſinnige Fürſten für Italiener und Franzoſen thaten, nicht der bereitwilligſten Nachahmung eines deutſchen neuclaſſiſchen Bühnenreformators für Deutſche würdig ſein, der dadurch ſeinen erhabenen Zweck der höheren neuclaſſiſchen Geſchmacksbildung des Volkes, und zwar für dieſes am wohlfeilſten, erreichen könnte, während vor 50 Jahren der Vorhang des kgl. Hoftheaters an der Reſidenz in Medaillonform ſeinen einfachen Zweck auf die beſcheidene Inſchrift beſchränkte: „Für Tugend und gute Sitten?“

Die nordamerikaniſche Union war einſt in der höchſten Beſtürzung, und wußte ſich nicht zu rathen und zu helfen, weil in ihrem Schatze mehr als 400 Millionen Dollars ſich angehäuft hatten. Leider ereignete ſich dieſe furchtbare Staatscalamität erſt einige Jahre nach meiner Heimfahrt von New-York nach Europa, und ich hatte leider vergeſſen, der Regierung zu Waſhington meine Adreſſe zurückzulaſſen, um ſie als einen Abzugscanal für ihre Geldüberſchwemmung benützen zu können.

Auch dem neuclaſſiſchen Bühnenreformator könnte das Unglück begegnen, daß er, nach Abzug aller Ausgaben, wegen Verwendung der coloſſalen Ueberſchüſſe in eine rathloſe Verlegenheit geriethe.

Als Menſchenfreund würde ich herzlich gerne dafür ſtimmen, mit dieſem brillanten Fond eine kleine Gehaltsaufbeſſerung, nämlich mindeſtens eine Verdoppelung der Beſoldungen der allermeiſten Mitglieder unſers kgl. Hofcapelle- und Hoftheaterorcheſters vorzunehmen, des erſten und muſterhafteſten Orcheſters der Welt, welches Kaiſer Napoleon I. ſchon im Jahre 1805, während ſeiner Anweſenheit in München, für weit beſſer erklärte, als ſein eigenes in Paris; aber als Künſtlerfreund muß ich dieſe Angelegenheit vorerſt noch in reiflichere Erwägung ziehen.

Künſtler jeder Art, ſohin hier beziehungsweiſe alle Herren Hofmuſiker, ſind veredelte Menſchen, weit erhaben über die dringendſten Bedürfniſſe der gemeinen Natur, z. B. Eſſen, Trinken, Holz und Licht, Zahlen geſteigerter Miethzinſe, Kleidung, Bildungskoſten der Kinder u. ſ. w. bei den gegen früher um 100 Procent erhöhten Preiſen aller für den Hageſtolzen wie für den Familienvater nothwendigſten Dinge.

Satt eſſen und trinken wäre übrigens ſolchen Künſtlern nicht zuträglich, weil ſie durch den vollen Magen eine ſchwere Hand bekämen.

Ich weiß aber noch einen andern guten Rath.

Dichter ſind eine Art Künſtler, und die Herren Hofmuſiker ſind nicht blos Künſtler, ſondern auch eine Art Dichter, indem ſie wegen ihres Fortkommens dichten und trachten.

Schiller hat in ſeinem Gedichte: „Die Theilung der Erde“ geſagt: „Daß die Dichter an

Jupiters Tafel täglich unentgeltlich eſſen und trinken können.“

Gleiches Recht, dieſe Einladung zu benützen, haben auch die Herren Hofmuſiker als Dichter, und Jupiter würde lächelnd mit ſeinem olympiſchen Haupte nicken, wenn beide Sorten von Dichtern in verlegerloſen Manuſcripten oder in Baßgeigenfutteralen den unaufzehrbaren Ueberfluß der Tafel ihren ſchnappenden Familiengruppen heimbrächten.

Wenn aber beide Sorten von Dichtern den Zeitverluſt durch den weiten Weg, und die größere Schuhmacherrechnung in Folge ungewöhnlich ſchnell abgenützter Stiefelſohlen ſcheuen, dann freilich bleibt ihnen nichts Anderes übrig, als die Wirthstafeln des Hôtel Leberwurſt und des lachenden Wirthes durch ihre Theilnahme zu verherrlichen.

Vor dem Schluſſe dieſes Artikels will ich noch ein Geheimniß verrathen, nämlich das Zaubermittel, deſſen ſich unſere gegenwärtige Hoftheater-Intendanz bedient, ſo oft ſie eben in der Stimmung iſt, Geld in ihre Caſſe regnen zu laſſen.

Bekanntlich beſaß Fortunatus Wunſchhütl ein Zaubertiſchlein. So er rief: „Tiſchlein richt' dich!“ ſtand das Tiſchlein da, mit den köſtlichſten Speiſen und Getränken, aber weiter nichts.

Das Zaubertiſchlein der Intendanz wirkt noch viel zanberiſcher; denn auf den Ruf: „Tiſchlein, richt' dich!“ prangen die auserleſenſten Kunſtgenüſſe auf demſelben, während die rieſige Schublade von Geld ſtarrt: der Vorhang des Theaters rollt auf, und das Zaubertiſchlein, — die anmuthige

Stehle — ſingt und ſpielt wunderſam das Gretchen im „Fauſt."

Wenn die Theaterfreunde auch in andern Opern, den Namen „Stehle" auf dem Theaterzettel leſen, ſo regen augenblicklich die Guldenſtücke in ihren Taſchen die ſilbernen Schwingen zum raſchen Fluge auf dem Pfade zur Vormerkung:

„Was rennt das Volk, was wälzt ſich dort
„Zu der Theatercaſſe fort?"

Nur noch eine ſanfte Mahnung an die begeiſterten Verehrer der kunſtreichen Sängerinn Fräulein Stehle!

„Nennt doch die Stehle niemals Nachtigall,
„Ein abgenütztes Lob ſchon überall!
„Denn hören müßt ihr ja, daß trägt die Stehle
„Ein Nachtigallenneſt in ihrer Kehle!"

*

Dramatiſche Künſtler und Künſtlerinnen, aus verſchiedenen Städten Deutſchlands zuſammengeſucht, haben vor einigen Jahren bei uns, auf erhaltene Einladung, ſogenannte Muſtervorſtellungen gegeben, und gefallen.

Nach meiner Anſicht würde unſer Hoftheater-Kunſtperſonal, aus der einzigen Stadt München, genügen, in allen Städten, aus denen jene Muſter kamen, gleichfalls Muſtervorſtellungen geben zu können, und zwar mindeſtens mit gleichem Beifalle, auch würde es an der Einladung dazu nicht fehlen, wenn bei uns die Theaterferien eingeführt wären.

Da ich „wie närriſch" für unſere todten Theatergrößen ſchwärme, ſo werde ich von dieſen, ſo wie von unſern lebenden, gelegentlich in einer eigenen Flugſchrift ſprechen, unter dem bedeutungsvollen Titel: „Was die Couliſſen ſich erzählen,“ und ich gedenke dieſe Flugſchrift aus weiſer Vorſicht vor ihrer Veröffentlichung in eine Anticonfiscations- und Antipreßprozeßverſicherungsanſtalt einſchreiben zu laſſen.

Ein Jurſichmacher hat vor mehr als 30 Jahren in einem Verzeichniſſe die Titel von Theaterſtücken zur geheimnißvollen und räthſelartigen Bezeichnung von Künſtlern und Künſtlerinnen zuſammengeſtellt, welches als ein Curioſum nachfolgend mitgetheilt wird, mit dem lebhafteſten Bedauern, daß ich aus Mangel an Scharfſinn und Geduld die Namen bisher nicht herausfinden konnte, die ich jedoch aus beſonnener Discretion jedenfalls hier nicht genannt hätte.

Herren und Damen:

Der Graf von Gleichen. Der arme Student. Das Räuſchchen. Bär und Paſcha. Der verwunſchene Prinz. Der Wirrwarr. Dumm und gelehrt. Der luſtige Schuſter. Sorgen ohne Noth. Die Familie Maxenpfutſch. Die Zauberflöte. Das Kind der Liebe. Die Zerſtreuten. Die Schauſpielerin wider Willen. Die Eintagsköniginn. Der Spieler. Das Mädchen aus der Vorſtadt. Precioſa. Armuth und Edelſinn. Das übel gehütete Mädchen. Ich bleibe ledig. Die Regimentstochter. Die Liebe im Eckhauſe. Ein weißes Blatt. Die natürliche Tochter. Sie mengt ſich in Alles. Das öffentliche Geheimniß.

Was ihr wollt. Stille Waſſer ſind tief. Die Stumme von Portici. Kabale und Liebe. Donna Diana. Der arme Poet. Die Jungfrau von Orleans. Die Entführung aus dem Serail.

Ein kleiner ſpäterer Nachtrag iſt von einer Damenhand völlig unlesbar gekritzelt. Der Glückliche, welcher mit einem zärtlichen Briefe von dieſer Hand heimgeſucht wird, hat ihn durch eine gelungene Enträthſelung gewiß redlich verdient.

*

Recenſenten.

„Schlagt ihn todt, den Hund, 's iſt ein Recenſent!"
Göthe.

Der Kurfürſt Carl Theodor in Mannheim drang auf den Vollzug ſeines beharrlichen Willens, daß daſelbſt ein Hof- und Nationaltheater gegründet, und eingerichtet werden ſolle. Weiſe Staats- und Geſchäftsmänner, obgleich in der Literatur vollkommen bewandert, aber ſich nicht zutrauend, öffentliche Kunſtanſtalten durch die gewöhnlichen Formeln einzurichten und zu leiten, machten den Antrag, dieſes Geſchäft einem Gelehrten von bewährter Kenntniß und Erfahrung zu übertragen. Sie riefen Leſſing herbei, der durch ſeine dramaturgiſchen Blätter ſich dieſe ehrenvolle Einladung erwarb.

Als er einige Vorſtellungen geſehen hatte, äußerte er ſein Befremden, daß man ihn gerufen habe, etwas zu machen, das ſchon fertig wäre. Sicher wollte ſich Leſſing mit dieſer ironiſchen

Aeußerung einen Jur machen, denn zur Schmeichelei fehlte ihm das Talent. Er wollte jedoch, um gleichwohl etwas zu thun, ein Paar theoretiſch gebildete Schauſpieler einführen, und ſie den Naturkünſtlern als kunſtgerechte Vorbilder aufſtellen.

Dieſe mißfielen ſowohl dem Hofe als dem Publikum.

Man ließ ihnen den bedungenen Jahrgehalt, und ſie konnten, gut honorirt, nach Belieben fortziehen, wohin ſie wollten.

Für Leſſing war dieſes Ereigniß ſo bitter, daß er ſelbſt bald nachher abreiſte, von Carl Theodor fürſtlich beſchenkt.

Man erſieht hieraus, daß ein bloßer Theoretiker, ſelbſt ein ſo großer, wie Leſſing, nicht im Stande iſt, als Hoftheater-Intendant zu genügen, was doch bei uns jeder junge, kleine oder große, Theaterfreund ſich zutraut, der leſen, ſchreiben, rechnen, und die Theaterzettel buchſtabiren kann.

Leſſing hat auch Theaterſtücke geſchrieben, die man aus einem fortgeerbten Vorurtheile und aus butterweicher Pietät für claſſiſch hält; z. B. „Mina von Barnhelm,“ die zur ſittlichen Entrüſtung aller öffentlich ehrbaren Damen einem Offizier nachreiſet, und „Nathan der Weiſe,“ der als ein Jude den Weiſen ſpielen, und ſohin einen Beinamen ſich anmaßen will, nach welchem ſchon ſo viele ordentliche, außerordentliche und Honorar-Profeſſoren nebſt Docenten an den berühmteſten Univerſitäten bisher vergebens gerungen haben.

Wären dieſe zwei Theaterſtücke erſt in unſern Tagen aus unſerer Mitte erſchienen, die neuclaſſiſche Kritik hätte ſie bereits zu Charpie zerzupft.

Es gibt Theaterrecenſenten, die über die beſte Auswahl von Theaterſtücken wie unverſchämte Rohrſperlinge ſchimpfen, wenn nicht auch ihre neuclaſſiſchen Stücke darunter figuriren; ſie thun dieß aber nicht aus bösartigem Antriebe eines gemeinen Charakters, ſondern aus einſeitiger Gedächtnißſchwäche, indem ſie ſich nicht mehr erinnern, daß ihre Stücke gefallen ſind, aber nicht gefallen haben, was durch eine Unkunde der Bedeutung der Hilfszeitwörter ſich leicht entſchuldigen läßt. —

Leſſing hat auch in ſeinen dramaturgiſchen Fragmenten ein Zopfrecept für die Recenſenten zur Handhabung der Kritik hinterlaſſen, alſo lautend:

„Gelinde und ſchmeichelnd gegen die Anfänger, mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meiſter; abſchreckend und poſitiv gegen den Stümper, höhniſch gegen den Prahler, und ſo bitter als möglich gegen den Kabalenmacher.“

Dieß ſieht aus wie graue Theorie; ein modernes, grünes, praktiſches Recept, ertheilt einfach den guten Rath: daß die Kritik um ſo ſtrenger verfahren ſolle, je höher die Gage des Künſtlers iſt, ſohin gegen einen Gegenbezug von 3000 fl. um 10 Procent ſtrenger, als gegen einen Gehalt von 300 fl, jedoch mit beſonderer Rückſichtnahme auf Liebe, Freundſchaft und Dankbarkeit. —

Jeder Recenſent bedenke wohl, daß die dramatiſchen Künſtler und Künſtlerinnen nicht den leiſeſten Tadel verdauen, und durch das größte Lob nicht befriedigt werden können, ein nervöſer Gemüthszuſtand, an welchem aber auch die meiſten übrigen gewöhnlichen Menſchen zu leiden pflegen. Was mich betrifft, ſo möchte ich weit lieber eine von unſern 125 freien Erwerbsarten wählen, z. B. jene eines Leimſieders, als den dornenvollen Poſten eines Theaterrecenſenten, der einſt Saphir aufgeſtachelt hat, auszurufen:

„… Ihr habt in gährend Drachengift
„Die Milch der frommen Denkart mir gewandelt,“

und den famoſen Generalpardon zu ſchreiben, der noch heut zu Tage in ſeinem „Bazar“ Nr. 304 vom 1. December 1830 überaus erbaulich zu leſen iſt.

Geld = Brozen

werden, gewöhnlich von Geldloſen, Jene genannt, die recht viel Geld haben, ſich recht viel darauf einbilden, und recht groß damit thun, zugleich auch mit verachtender Geringſchätzung auf Vermögenloſe herabſchielen.

Gleich und Gleich geſellt ſich gern. Iſt die Frau Gemahlin eines Geld-Brozen ſeine Geſinnungsgenoſſin, was ſie bei Vermeidung geldbrozeriſcher Behandlung ſein muß, ſo iſt es der witzige Lieblingsausſpruch einer Geldbrozin, jede Gattin eines Beamten eine „Büchſel-Madame“ zu ſchmähen, ohne an die Möglichkeit zu denken, daß wohl ihre volle eiſerne Geldkiſte für immer leer werden kann, nicht aber jenes Büchslein, ja ſogar der keineswegs beiſpielloſe Fall denkbar iſt, daß der Herr Broz und die Frau Brozin ſammt ihren Brözchen unter die Fittige des Armenpflegſchaftsrathes ſich flüchten müſſen.

Woher ſtammt das Wort „Broz?“

Broz iſt in der bayeriſchen Volksmundart die weit verbreitete Bezeichnung der Kröte, wie ſie in der Schriftſprache heißt, die ſich aufbläht, wie der Froſch, der ſich ſogar des Vorzuges erfreuen darf, daß an Faſttagen ſeine Schenkel geſpeiſet werden, während der noblere Laubfroſch ſchon längſt zur gläſernen Standeshöhe eines Barometers ſich emporgeſchwungen hat, ohne Flügel zu haben, wie die Mücken, die er ſo gerne ſchnappt.

Bei uns ſind vorzüglich dreierlei Arten Fröſche anzutreffen: 1) der gemeine braune oder graue Froſch, auch Garten- und Grasfroſch genannt; 2) der grüne oder eßbare Waſſerfroſch, und 3) der Laubfroſch.

Jedenfalls war es ein gemeiner Froſch, der einſt, wie uns der buckelige Fabeldichter Eſop erzählt, eben ſo groß werden wollte, wie ein Ochs, den er auf einer Wieſe weiden ſah, und in dieſer Abſicht ſich ſo lange aufgeblaſen hat, bis er zerplatzte.

Er war aber nicht bloß ein gemeiner Froſch, ſondern auch ein erzdummer Kerl, der es gar nicht merkte, daß er ſchon bei dem Gedanken, ſich bis zur Größe des weidenden Ochſen aufzublaſen, ein viel größerer Ochs war. Sein klägliches Ende hätte er ſich alſo erſparen können.

Die Geldbrozen ſind, nach gleicher Volksmundart, meiſtens auch Ruachen, Leute, die nie genug bekommen, nicht zu verwechſeln mit den ſehr guten Fiſchen, welche Huchen heißen. „Ruach“ iſt eigentlich ein hebräiſches Wort, und heißt: „Diener des Satans.“

Deßhalb kaufen manche Geldbrozen auch Häuſer, und brozeln den Miethleuten zu: „Kauf bricht Miethe! Ihr ziehet alſo aus, oder zahlet um ſo und ſo viel mehr Miethe!“ Das nennt man „auf das Haus ſchlagen,“ — wodurch leider nicht das Dach, ſondern die Miethleute getroffen werden, — wie andere Gewerbe auf ihre Waaren ſchlagen, wenn dieſe nicht zerbrechlicher Natur ſind. Durch die Steigerung der Miethpreiſe ſteigt der Werth des Hauſes, und ein neuer Käufer wird angelockt, der es wieder gerade ſo macht.

Alſo: „Kauf bricht Miethe,“ in wenigen Städten, wo dieſer Zopf noch nicht abgeſchnitten wurde. Die kluge Partei, welche den höhern Miethzins nicht entrichten mag, zieht aus, und ihr früherer Hausherr, bei dem ſie einmiethete, ſoll ſchuldig ſein, ihr die Umzugskoſten und den allenfalligen Mehrbetrag der Miethe in ihrer neuen Wohnung, nach der Berechnung bis zum nächſten Zinsziele, zu bezahlen. Man beruft ſich auf Erkenntniſſe dieſer Art Wohl zu beachten!

Baron Rothſchild, der größte Grundbeſitzer in Paris, hat kürzlich aus eigenem Antriebe die Miethzinſe in ſeinen Häuſern auf die Hälfte herabgeſetzt; ſo jüdiſch, wie dieſer reiche und hochherzige Jude, handeln unſere Chriſten freilich nicht!

Unter den Geldbrozen ſind auch Wucherer zu finden, obgleich gewiſſe, moderne, erleuchtete Nationalwirthſchaftler behaupten, daß man die Wuchergeſetze aufheben ſolle, da es keinen Wucher gebe, indem das Geld eine Waare ſei, deren Preis, wie bei jeder andern Waare, nur durch die Nachfrage beſtimmt werden ſolle.

Seit einiger Zeit iſt den Wucherern, nämlich den Geldwucherern, auf eine eigenthümliche, völlig unerwartete Weiſe das Handwerk gelegt worden, denn es gibt jetzt Selbſtwucherer, wie es Selbſtmörder gibt. Perſonen, die mit ihren Finanzen auf einem geſpannten Fuße ſtehen, gehen jetzt nicht mehr in die Wohnungen der Wucherer, um ſich die Haut über den Kopf abziehen zu laſſen, ſondern ſetzen etwa in die Zeitung: „50 fl. demjenigen, der 200 fl. auf 4 Monate ſogleich verſchaffen kann.“ „Der Arme!“ denkt man ſich; 50 fl. für's Aufbringen, dazu noch wucheriſche Zinſen!

Ueberflüſſiges Mitleid! Wenn der Geldſucher von irgend einem Eſel, oder von einem verwegenen Wucherer dieſe 200 fl. bekommt, werden ihm die 50 fl. und die fetten Zinſen gleich abgezogen, den Reſt aber verwandelt der pfiffige Geldſucher in ein unverzinsliches Ewiggeld!

Grabſchrift eines Wucherers.

Ein reicher Filz, der ſchändlich Wucher trieb,
Liegt, von der Welt verabſcheut, hier begraben.
Er raubte nicht, wie ein gemeiner Dieb,
Drum freſſen ihn die Würmer ſtatt der Raben.

Der Tod

iſt der Präſident der großen ſtummen Republik mit Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, der Scharfrichter alles Lebenden, Generaldirector der unterirdiſchen Zellenhaft, ein Buſenfreund aller ungeſchickten Aerzte, der Würgengel in Schlachten, Gründer des großen Speditionshauſes Peſt, Cholera, anſteckende Seuchen, tödtliche Krankheiten und Comp., Collegialvorſtand und Berather aller Menſchenlebenvertilgungsmaſchinenerfinder, Compoſiteur und Muſikdirector aller Schwindſuchtwalzer, Aſſecié von Erdbeben, Ueberſchwemmungen, Meeresſtürmen, Schiffbrüchen und Negerſclaventransporten, und ein beſonderer Liebhaber von Selbſtmördern, die er mit dem nämlichen Appetite verzehrt, wie ein Feinſchmecker die Frühkartoffeln.

Das Todtengericht war bei den alten Aegyptern eine merkwürdige, dieſem Volke eigenthümliche Sitte, welche Diodor der Sicilier (B. 1. 92.) beſchreibt, die jedoch nicht allgemein üblich, ſondern nur auf die Hauptſtadt des Reiches, Memphis, beſchränkt geweſen zu ſein ſcheint. Ehe der Leichnam eines Verſtorbenen beerdigt werden konnte, verſammelten ſich an einem beſtimmten Orte, nahe bei dem See Möris, über welchen die Leichen in einem beſondern Kahne an das jenſeitige Ufer gefahren wurden, vierzig Richter, und es ſtand Jedermann frei, vor ihnen den Verſtorbenen anzuklagen. Fanden die Richter die Anklage gegründet, hatte beſonders der Verſtorbene Schulden hinterlaſſen, ſo wurde ihm das gewöhnliche ehrliche Begräbniß verweigert, und die Verwandten mußten die Leiche bei ſich in der Stille beiſetzen.

Bei uns gibt es auch ein Todtengericht, das jedoch von edlen, uneigennützigen Läſterzungen unentgeltlich, und mit dem größten Eifer verſehen wird. So wenig auch an ein Aufhören der in dieſer Beziehung bethätigten Bereitwilligkeit der Läſterzungen zu denken iſt, ſo dürfte es doch beſſer ſein, das Todtengericht im ägyptiſchen Style im ganzen Lande einzuführen, für jeden Kirchhof deſſelben vierzig Richter zu beſtimmen, und als ſolche, mindeſtens mit einem Jahresgehalte von 800 fl. und einem ſeinerzeitigen Freiplatze auf dem zugewieſenen Kirchhofe, jene geprüften Rechtspraktikanten anzuſtellen, die bisher noch keinen amtlichen Abzugscanal für ihre erworbenen Kenntniſſe gefunden haben. An einer übergenügenden Zahl vollkommen befähigter Bewerber wird es gewiß nicht fehlen.

Aber zwei wichtige Bedenken tauchen in mir auf, welche bei der Einführung des Todtengerichtes bei uns, eine weſentliche Aenderung in den Beſtimmungen des ägyptiſchen zu veranlaſſen geeignet ſein dürften.

Wenn nämlich bei uns erſtens alle Verſtorbenen, welche Schulden hinterlaſſen, kein ehrliches Begräbniß erhalten ſollten, ſo würden nicht nur die Meiſten, die bei den Koſten eines ſolchen als Profitirer betheiligt ſind, unberechenbare Nachtheile erleiden, ſondern auch die Kirchhöfe ſelbſt veröden, und zweitens der Sanitätsrath, und die Verwandten, welche die Leichen bei ſich in der Stille beiſetzen müßten, während ſie ſelbſt, ungeachtet wucheriſch geſteigerter Miethzinſe, in ihren Wohnungen nur kümmerlich Raum finden, in die äußerſte Verlegenheit gerathen.

Es gibt eine Menge Leute, die ſich vor den Todten fürchten; ich nicht. Ich könnte Todte dutzendweiſe in meinem Schlafzimmer aufſtapeln laſſen, vorausgeſetzt, daß mir die Wahl frei ſtände. Ich würde lauter todte — Capitalien wählen, und fleißig Wiederbelebungsverſuche mit ihnen vornehmen, die gewiß nicht ohne Erfolg bleiben könnten.

In Schuldverſchreibungen und andern Urkunden lieſt man häufig die Worte: „mit eigener Hand unterzeichnet,“ und denkt ſich dabei: „natürlich! Er wird doch nicht mit der Hand eines Andern unterzeichnen.“

Erklärung: Die Leibeigenen haben todte, d. h. keine freien Hände, über ihre Sachen zu verfügen und ein Teſtament zu machen. Daher pflegte man, um anzuzeigen, daß man in einer Sache uneingeſchränkte Befugniß habe, und unter keiner Leibeigenſchaft, Hörigkeit oder Curatel ſtehe, den Zuſatz beizufügen, daß man ſeine ſchriftlichen Urkunden mit eigener Hand — manu propria — unterſchrieben habe.

Die Zeit iſt die Bundesgenoſſin und Hauptbuchhalterin des Todes, erſte Vorarbeiterin und Bleichmeiſterin in der großen Univerſalknochenfabrik deſſelben, deren Filialanſtalten die Schlachtfelder ſind. Die Zeit iſt nur Menſchenwerk, eine auf Kalender und Uhren abgezogene Ewigkeit; wer ſich alſo mit den Worten entſchuldigt, „ich habe keine Zeit," hätte eigentlich recht, hat aber ſogleich Zeit, wenn die Zeit kommt, einen Gehaltsſchein zu ſchreiben, Geld für Coupons oder anderes Guthaben zu erheben, oder Vortheile irgend einer Art, an eine beſtimmte Zeit gebunden, ſich zu verſchaffen.

Der Tod befreiet, als erſter Leibarzt auf Erden, die Kranken für immer von ihren peinlichſten, unheilbaren Uebeln, was übrigens häufig auch gewöhnliche Aerzte zu leiſten vermögen; wär' es ſchicklich, ſolchen Kranken manche Gedichte vorzuleſen, welche erſt nach ihrem Tode als „Nachruf" oder „Blumen auf das Grab" in Zeitungen erſcheinen, ſo könnte die von ſolchen Patienten oft ſelbſt erſehnte Auflöſung durch einen wohlthätigen Schlagfluß weſentlich beſchleuniget werden. —

Der Kirchhof

„Am Ruheplatz der Todten, da pflegt es ſtill zu ſein,
„Man hört nur leiſes Beten bei Kreuz und Leichenſtein."
Uhland.

iſt das Haus-Archiv des Todes, und die Gräber ſind die Aktenfächer, in welche die Leichen von ſeinen Commis oder Archivsgehilfen, den Todtengräbern und Stricklenkern, wie Akten verſenkt werden. Dieſes Archiv hat für das Perſonal das Bequeme, daß nie Vorakten verlangt werden, außer in ſeltenen Fällen des Verdachtes einer Vergiftung oder einer andern geheimnißvollen Ermordung, wenn das Gericht zum Befehle der Ausgrabung veranlaßt wird.

Lachende Erben laſſen den Verſtorbenen, in Folge teſtamentariſcher Verfügung oder aus Schicklichkeitszwang, prächtige Grabſteine mit lobpreiſenden Inſchriften ſetzen, von coloſſaler Größe, die geeignet iſt, jedes Auferſtehen vor dem Tage der Auferſtehung zu verhindern.

Bei dieſer Gelegenheit muß ich, ſelbſt den zärtlichſten Ehegatten, den wohlgemeinten und ſehr praktiſchen Rath ertheilen, im Falle er oder ſie ſtirbt, in die Inſchrift eines koſtbaren oder eines beſcheidenen Grabdenkmals, ja nicht das Wort „unerſetzlich," ſondern höchſtens „unvergeßlich," aufnehmen zu laſſen, damit der überlebende Theil nicht beſchämt die Augen abwenden muß, wenn er, vielleicht noch innerhalb des Trauerjahres, mit einem angetrauten neuen lebendigen Theile, dem lebendigen Zeugen der Erſetzlichkeit des „unerſetzlich“ verlorenen Theiles, am Allerheiligenfeſte vor jenem Grabſteine ſteht, um ein Vater Unſer andächtig zu beten.

Wird ein junges, gottvolles Töchterchen des Todes Raub, ſo kann wohl keine tröſtendere und ſinnigere Inſchrift den einfachen Grabſtein zieren, als die Worte:

> „Von Jugend auf ihres Schöpfers eingedenk,
> Hat ſie, früh vollendet, viele Jahre erreicht.“
>
> Weish. 4. 13.

Der Kirchhof iſt das Ende aller irdiſchen Herrlichkeit. Ueber die Grabhügel geſtorbener Staatsgrößen, vor welchen die Leute ſich zur Lebenszeit bis zur halben Körperslänge verbeugten, ſteigen ſie nun mit der nämlichen unbeachtenden Gleichgültigkeit, wie über Sandhaufen einer Hochſtraße, ſogar häufig ohne dankbare Erinnerung an empfangene Wohlthaten.

Der Standesunterſchied zwiſchen Beſitzenden und Nichtbeſitzenden trotzt ſelbſt noch dem Tode, dem vermeintlichen Gleichheitsapoſtel der Menſchen. Die Beſitzerleichen werden im vornehmen Salon ausgeſtellt, die Nichtbeſitzerleichen im Saale der Gemeinen, jene mit mehr oder weniger Schaugepränge der Geldbrozerei. Im vornehmen Salon hab' ich ſchon weibliche Leichen mit Glacehandſchuhen, mit falſchen Locken und geſchminkten Wangen und neuen weißen Atlasſchuhen geſehen, als ob ſie bei Holbein's Todtentanze figuriren müßten. Der Werth ihrer Kleider von ſchwerem Seidenſtoffe, die im Grabe vermodern, konnte hinreichen, armen Familien monatelang ein ſorgenfreies Leben zu bereiten.

Am Feſttage Allerheiligen — 1. November — prangen unſere beiden Kirchhöfe in unvergleichlicher, hochzeitlicher Pracht. Sie ſind dann von der Fluth eines Blumenmeeres in allen Farben und Formen überſchwemmt. Damen in den eleganteſten Kleidern nach der neueſten Mode, welche die Herolde einer vielleicht innerlichen Herzenstrauer ſind, von der man äußerlich in ihren Mienen keine Spur findet, ſtrömen zu dieſer für die Beſchauenden unentgeltlichen Blumenausſtellung; an einzelnen Grabhügeln in der Mitte zwiſchen zwei Hauptpfaden, knien arme Wittwen und Waiſen, die einen aus Feldblumen ſelbſt geflochtenen Kranz brachten, und ihre verlorenen Ernährer ſo troſtlos und herzzerreißend beweinen, daß man ſagen könnte:

„Kommt und ſehet, ob ein Schmerz iſt, wie der meine!"
(Klagl. 1. 12.)

Ein ſehr hohes Alter einzelner Menſchen iſt bei Jenen denkbar, welche der Tod in ſein Sterbenotizbüchlein früher einzutragen vergeſſen hat, und dieſes Verſehen erſt ſpäter bemerkt. Vor 4 Jahren (1858) ſtarb in Santa Cruz in Californien ein Indianer, Namens Pedro, in dem hohen Alter von 130 Jahren. Zur ſelben Zeit waren das älteſte Paar in der Welt Herr Snyder und ſeine Frau in Burnſide in Penſylvanien, er 111 und ſie 107 Jahre alt, 90 Jahre verheirathet; in Eaſt-Hampton in Connecticut lebte eine Indianerin, die 130 Jahre alt, und noch geiſtesmunter und kerngeſund war.

Daß alle Menſchen ſterben müſſen, ſcheint mir keineswegs eine ausgemachte Sache. Um nicht zu ſterben, kommt es nur darauf an, vom Tode völlig vergeſſen zu werden; wer alſo geſonnen iſt, nicht zu ſterben, weiche allen Aerzten aus, und hüte ſich, dem Tode irgendwo zu begegnen, deſſen gutes Gedächtniß ſich ihrer gleich wieder erinnern würde.

Uebrigens gibt es auch viele Menſchen, die nie ſterben, ſelbſt wenn ſie begraben wurden.

Erlauben Sie mir noch eine Frage:

„Wie können 100 Aerzte von den Einwohnern der Stadt X leben, und wie können die Einwohner der Stadt X mit 100 Aerzten leben?“

Vexirſpiegelſcherben.

Dichter.

„Der Dichter lebt, ſo lang die Sterne ſcheinen.“
Geibel.

Ein fataler Ausſpruch für die Schillerſtiftung, welche irgend einen Dichter mit einer Penſion beglückt, und für den Dichter, der demnach die Schillerſtiftung ohne ferneren Penſionsbezug überleben muß!

Wenn aber die Sterne nicht ſcheinen, was bei uns in zahlreichen Nächten der Fall iſt, ſtirbt dann der Dichter? Nein; aber er lebt auch nicht, ſondern vegetirt nur, bis die Sterne wieder ſcheinen; bis zu dieſer Friſt ſcheint mir die Schillerſtiftung berechtigt, den Dichter für todt zu halten, ſohin den Penſionsbetrag für die Zeit, wo die Sterne nicht ſcheinen, ihm abzuziehen.

Augenzwicker

ſind von dem reichen Holländer Borec, einem Diplomaten, im Jahre 1814 erfunden worden. Viele tragen ſie aus angeborener oder erworbener Blödigkeit der Augen; heirathsluſtige Herren aber, weil ſie ſich nicht genug ſehen, und Andere aus Speculation, weil ſie wiſſen, daß zarte Damenherzen Mitleiden fühlen mit männlichen körperlichen Gebrechen, die keine beſondere Tragweite haben. Alle eleganten jungen Herren müſſen Augenzwicker tragen, ſonſt tadelt man die feinſte Toilette als lückenhaft. Sie bedienen ſich auch der ſogenannten Panamahüte zu 1 bis 2 Thaler per Stück, aber aus beſonderer Beſcheidenheit nicht der echten, deren Mehrzahl nicht auf der Landenge von Panama, ſondern, und noch dazu die beſten Sorten, in Manta, Monte Chriſti und andern Orten Ecuadors gemacht werden. Ein ſolcher feiner Hut, zu deſſen Anfertigung oft mehrere Monate nöthig ſind, koſtet nur 375 bis 500 Gulden, und eine Cigarrentaſche, aus dem nämlichen Stroh von Indianern in Peru geflochten, nur 72 Gulden! Da nun bei uns weder Damen noch Herren ſolche Hüte tragen, ſo kann von ihrem Hutluxus gewiß nicht die Rede ſein.

Das Hofbräuhaus in München iſt das durſtgeweihte Panier des unſterblichen Regiments Bier, das die meiſten Freiwilligen zählt unter allen Regimentern von Europa.

Meine Muttermilch war — Bier, aber nicht das liebliche, in Mittel-Amerika aus Mais und Ananas gebraute Bier, Chicha genannt, nicht das hochgeprieſene Bier unſerer Tage, dieſes wiſſenſchaftliche Kunſterzeugniß der höhern Chemie, welches in allen fünf Welttheilen geſuchter und beliebter iſt, als wir ſelbſt, ſondern das altherkömmliche, chemieſpurloſe, malzreiche Kloſterbier der Auguſtiner, von dem ein ſtark gefülltes Glas auf dem Tiſche in dem braungelblichen Ringe ſeiner Flüſſigkeit kleben blieb, ein unvergleichliches, jetzt leider ausgeſtorbenes Muſterbier, von dem der berühmteſte Chemiker nicht zu behaupten gewagt hätte: „daß eine Meſſerſpitze voll Mehl mehr Nahrungsſtoff enthalte, als 5 Maß vom beſten bayeriſchen Biere.“ Dazu kommt, daß jenes klöſterliche Naturbier etwa um die Hälfte wohlfeiler war, als unſer Kunſtbier.

Zu erhöhten Preiſen haben wir zeitweiſe auch etwas ſtärkeres Bier, als das gewöhnliche, tägliche Bier, das Salvatorbier und den Bock, und beide Sorten werden häufig auch zu förmlichen Trinkkuren verwendet.

Aber die Freude an jenem Muſterbiere wird nicht wiederkehren, und mit Recht ſagt Geibel:

„Und war die Freude noch ſo ſüß,
Ein Wölkchen kommt gezogen,
Und vom geträumten Paradies
Iſt jede Spur verloren.“

Dieſes Wölkchen aber iſt nichts Anderes, als – die Chemie!

Sitzenbleiben.

„Willſt du mein Loos beweinen, nimm mein Auge!"
König Lear.

Sitzenbleiben hat für Ermüdete etwas Behagliches, für tanzluſtige Damen auf Bällen etwas Qualvolles, für heirathsluſtige Damen im jahrelangen Wartſaale der Liebe etwas Troſtlos-Schauderhaftes, ein boshaftiges Schickſal, welches reiche Damen niemals zu befürchten haben.

Bisweilen findet auch ein armes Fräulein, wie oft eine blinde Henne ein Weizenkörnchen, einen Hochzeiter, eine ſogenannte Verſorgung, d. h. ſie wird mit Sorgen verſorgt.

Wir haben in München nahezu lauter ſolide Mädchen, wie ſie in öffentlichen Blättern, Dienſte ſuchend, glaubwürdig ſelbſt ſich tituliren. Sie Alle möchten heirathen, auch die nichtdienenden Töchter mittelloſer Beamten und Bürger, die zu Hauſe bei der Hauswirthſchaft mitwirken, oder in weiblichen Handarbeiten einen kärglichen Erwerb finden, aber es fehlt ihnen die Hauptſache dazu — das Geld. Mädchen mit geſchäftskundiger Vorbildung können ein ſelbſtſtändiges Fortkommen finden, und Manches unter ihnen durch einen glücklichen Zufall auch einen Bräutigam; dieſes erfreuliche Loos Allen, die dazu Luſt haben, zu bereiten, wäre das ſicherſte Mittel — eine Auswanderung in den fünften Welttheil, nach Auſtralien, wohin ſie auf dem

Meere freilich 2 bis 3 Monate länger fahren müßten, als auf dem Dampfſchiffe von Starnberg nach Seeshaupt.

In Auſtralien ſind die auf Schiffen ankommenden Mädchen ein ſehr geſuchter Heirathsartikel, weshalb auch von England aus ganze Schiffsladungen dahin expedirt werden. Sie können heirathen, ſo wie ſie das Land betreten. Um aber ganz ſicher zu gehen, und die Mädchen vor dem traurigen Looſe zu bewahren, irgend einen Goldgrubenlump zum Gemahle zu bekommen, ſollte in jedem Lande des einigen Deutſchlands ein Verein von Vertrauensmännern ſich bilden, und mit den verſchiedenen europäiſchen Conſulen in Auſtralien das Ganze leiten. Zunächſt müßte ein wechſelſeitiger Austauſch der photographiſchen Bildniſſe ſtattfinden, und den auſtraliſchen ein Conſulatszeugniß über den unbeſcholtenen Leumund und das Vermögen der Bräutigame beigefügt werden. Die Ueberfahrtkoſten unſerer zu dieſer Reiſe entſchloſſenen Mädchen ſind leicht zu bekommen, wenn ſie zuſammmenlegen, um jenes Loos des Neuen Eiſenbahn- und Dampfſchifffahrt-Anlehens zu kaufen, welches den Hauptgewinn von 250,000 fl. macht. Sollten jedoch nur 50 Mädchen dieſen Gewinn gemeinſchaftlich erhalten, ſo würde ohne Zweifel eine Theilung des Geldes erfolgen, und Jedes mit ſeinen 5000 fl. in München einen Gemahl finden. Sie könnten nichts Beſſeres thun.

Aber reiſen Sie ja in keinem Falle nach Nordamerika, ſelbſt nicht nach der Rückkehr des Friedens.

Eine der Eigenthümlichkeiten des nordamerikaniſchen Klima's iſt das erſchreckend frühe Altern der Menſchen, beſonders der Fremden, und am allermeiſten der Frauen; Bekannte, die ich vor drei Jahren in Deutſchland geſehen, ſchienen mir bei meinem jüngſten Aufenthalte in Nordamerika, dem Aeußeren, d. h. den ernſten, ſorgenvollen Geſichtern und den ergrauten Haaren nach, um mindeſtens zehn Jahre älter geworden. Junge Frauen, die ihre ſchönen Geſichter erhalten wollen, ſollten Amerika meiden, wie das Grab.

München hat an ſchönen Mädchen und Frauen keinen Mangel, welche an die bekannten Münchener-Schönheiten erinnern, die vor 30 Jahren in Oel gemalt, und in der vortrefflichen lithographiſchen Anſtalt von Piloty und Löhle durch meiſterhafte Bildniſſe verewigt wurden. Dieſe Schönheiten blieben nicht ſitzen; manche von ihnen ſind ſchon aus irdiſchen Engeln himmliſche geworden, die noch Lebenden aber hat ſeitdem die unerbittliche, heimtückiſche Zeit zu claſſiſchen Schönheitsruinen zerbröckelt.

„Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!" Dennoch rathe ich vermögenloſen Mädchen, die zufällig nicht bereits ſchön ſind, ſo bald als möglich ſchön zu werden, um unter die Haube zu kommen; ſchöne Mädchen bleiben nie ſitzen, außer — bei Tiſche.

Theegeſellſchaften der Damen,

in welchen doch etwas ausgerichtet wird, was man den Projekten der Männer nur ſelten nachrühmen kann, wünſche ich, aus Dankbarkeit für manche glückliche Stunde in ihrer Mitte, etwas recht Lockendes über ihr Lieblingsgeſchlürfe, den Thee, mittheilen zu dürfen.

Der ſchwarze Thee, beſonders Congo und Souchong, iſt durchſchnittlich der echteſte. Von 35 Proben, welche unterſucht wurden, fand man 23 echt und 12 verfälſcht. Die verfälſchten Sorten waren die wohlriechenden Pecco und Caper, Chulan oder Black Gunpowder, ſo wie Nachahmungen derſelben von Theeſtaub. Die Verfälſchung beſtand darin, daß man das Ausſehen des Thee's zu verbeſſern geſucht hatte, indem man die Blätter mit Reißblei (Graphit), gepulvertem Glimmerſchiefer, Indigo und Gelbwurz gefärbt hatte. Theetrinker, ſobald ſie die wohlriechenden Sorten oder grünen Thee gebrauchen, können faſt immer annehmen, ein verfälſchtes Getränk zu erhalten.

Die Blätter der Ulmen, Roßkaſtanien, Weiden, Pappeln, des Schlehdorns und verſchiedener anderer zuſammenziehender Pflanzen, werden in Thee umgewandelt; die Chineſen machen ſelbſt aus dem Staube in den Theekiſten vermittelſt Gummi's und der üblichen Farbeſtoffe eine Sorte, welche ſie aufrichtig Lin- oder falſchen Thee nennen.

Der redlichſte Betrug iſt der Wiederverkauf ſchon einmal gebrauchten Thee's, der durch ein täuſchendes Verfahren wie friſcher Thee ausſieht.

Außerdem iſt neuerdings ermittelt worden, daß oft der Miſt der Seidenwürmer zur Herſtellung von Thee, und ſeiner rundlichen Form wegen gerne zu grünem Gunpowder benutzt wird.

Guten Appetit, holde Damen, zu Ihrem grünen, Staub-, oder wohl gar Seidenwürmermiſtthee! Ich ziehe den braunen Thee — des Hofbräuhauſes vor.

Gaſthöfe

verſchiedenen Ranges gibt es in München ſehr viele, die zu mäßigen Preiſen allen billigen Anſprüchen derjenigen genügen, die des ſprüchwörtlichen Glaubens ſind: „daß Eſſen und Trinken Leib und Seele zuſammenhalten.“ Ungenügſame fügen noch drei Worte bei: „Gut, viel, oft,“ vermuthlich aus dem Grunde, damit es den Aerzten nicht an Patienten fehle.

Wenn mir unter allen Gaſthöfen der Gaſthof zu den „Vier Jahreszeiten“ der liebſte iſt, ſo liegt die Erklärung in der Anſpielung auf den Lauf meines Lebens, das übrigens noch nicht auf allen Vieren geht; es iſt perſönliche Geſchmacksſache, die nicht ſelten auch von regierenden Häuptern getheilt wird, und Sache der Gewohnheit, da ich da immer mein Abſteigquartier nehme, wenn ich nach dem Schluſſe der Herbſtjagden von meinen Landgütern nach München zurückkehre, und endlich perſönliche Vorliebe für den Beſitzer dieſes Gaſthofes, Herrn Auguſt Schimon, der alle ruhmwürdigen Vorzüge eines großen Gaſthofbeſitzers in ſich vereint.

Als Freund der Wahrheit muß ich jedoch bedauernd bemerken, daß ich auch in dieſem Gaſthofe, wie in allen hieſigen Gaſthöfen, eine Tafel, das Gedeck zu dem, Münchens Wohlſtande ganz anpaſſenden Preiſe von nur ſechzig Gulden vermiſſe, eine Tafel, an der ich bei der Induſtrie-Ausſtellung von 1851 in London, im Hôtel Clarendon, ſechs Wochen lang täglich unvergeßliche Tafelgenüſſe erlebt habe.

Da erſchienen in Hülle und Fülle die köſtlichſten Speiſen und Getränke aller fünf Welttheile, und die auserleſenſten Früchte: die Ananas aus Guayaquil, die Mangofrucht aus dem indiſchen Archipelagus, und die wunderbare Chirimoya auf den Abhängen der Anden, deren Geſchmack jede andere Frucht übertrifft, und das Meiſterſtück der Natur genannt zu werden verdient.

Gegen ſolche Tafelgenüſſe ſind freilich Nektar und Ambroſia der mythologiſchen Götter nur eine Koſt für arme Pfründner.

Sollte nun irgend ein unternehmender Gaſthofsbeſitzer dahier eine ſolche tägliche Clarendontafel, das Gedeck zu 60 Gulden, herſtellen wollen, ſo beliebe er eine büreaufreie Zeit dafür zu beſtimmen, damit auch gering beſoldete Staatsdiener und Funktionäre an der erheiternden Theilnahme nicht verhindert ſind.

Die Pariſermode

wird von Allen, die ſich einbilden, Verſtand zu beſitzen, eine grauſame Welttyrannin, ein immer formwechſelndes Götzenbild, zu deſſen Füßen die Damen anbetend liegen, und eine Zauberin geſchmäht, welche ſie verhert, und dadurch zwingt, jetzt das Abſcheuliche mit Begeiſterung als Himmliſch zu lobpreiſen, und nach kurzer Friſt dieſes Himmliſche wieder als etwas Abſcheuliches zu verhöhnen, ſobald ein neuer Modeköder aufgeſteckt wird. Die griesgramenden Tadler wünſchen nichts ſehnlicher, als daß dieſe ungeheuerliche, Geld raubende und moralitätsgefährliche Zauberin öffentlich verbrannt werden möge.

In der That ein ſehr menſchenfreundlicher Wunſch, die holden Damen von dieſer Spielart europäiſcher Sclaverei zu befreien, aber ein Wunſch, deſſen Erfüllung vom Standpunkte der höheren Politik aus nicht rathſam erſcheint. So lange nämlich die Damen gehorſame Sclavinnen der Pariſermode bleiben, iſt von dieſer ununterbrochenen Gewohnheit des Gehorchens zu hoffen, daß ſie auch nicht aufhören, ihren Eltern oder Gatten in allen billigen Dingen zu gehorchen, d. h., wenn ſie nicht in ihrem Götzendienſte der noblen Putzſucht geſtört werden, welche weſentlich von der gemeinen Putzſucht der Holländerinnen verſchieden iſt, die nur aus dem fanatiſch-häufigen Putzen und Scheuern der Zimmerböden und Treppen, und aller Möbel in den Wohnungen beſteht.

Geiſtererſcheinungen

werden lächerlicher Weiſe ſogar von jenen Perſonen für unmöglich gehalten, die ſelbſt ſich für Freigeiſter ausgeben.

Wir hören nichts mehr von Tiſchrücken und

Geiſterklopfen, deſto mehr aber von Leiberklopfen bei Raufereien.

Es fehlt uns nicht an kleinen, mittleren und großen Geiſtern, und an Schöngeiſtern, und wenn Einer von dieſen Geiſtern eine Zeitung herausgeben will, hat er nicht einmal die ſchwere Prüfung zu beſtehen: „ob er leſen, ſchreiben und rechnen kann.“

Bei uns brauchen Dichter nicht erſt zu verhungern, um nach ihrem Tode ein ſchönes Grabdenkmal zu erhalten, deſſen Koſten bei ihren Lebzeiten hingereicht hätten, ſie noch jahrelang dem Leben und der Dichtkunſt zu erhalten; denn wir beſitzen thätige und liberale Verleger, die gewiß nicht geſonnen ſind, auf den hämiſchen Vorſchlag eines müſſigen Spaßvogels einzugehen: Dichter und andere Schriftſteller auf ſogenannte Stöhren in das Haus zu nehmen, wie die Hausfrauen ihre Nähterinnen und Kleidermacherinnen, und von denſelben die beliebigen Werke unter den nämlichen Bedingungen ausarbeiten zu laſſen, nämlich gegen freie Verköſtigung und 24 Kreuzer baar auf die Hand täglich, obwohl ich nicht in Abrede ſtellen will, daß gewiß mancher ſchwer bedrängte deutſche Dichter einen ſolchen Antrag dankbar annehmen dürfte.

Unſere muſikaliſchen Geiſter ſchwärmen für claſſiſche Muſik. Einem von dieſen claſſiſchen Geiſtern werde ich nächſtens den Antrag ſtellen, gegen ein fabelhaftes Honorar meine claſſiſche Liederſammlung claſſiſch zu componiren, die ich in der zauberiſch-claſſiſch-melodiſchen Sprache der Azteken in Mexiko gedichtet habe; ein genügendes Beiſpiel iſt das Wort: „Notiapemahuiteopirtatzin,“ welches „Ehrwürdiggeliebter Vater“ heißt.

Daß man Geiſter citiren könne, und daß ſie auch erſcheinen, iſt eine unbeſtreitbare Thatſache; denn ſeit mehr als 50 Jahren ſind von München aus viele große Geiſter citirt worden und erſchienen, ſeitdem freilich wieder auf dem Wege der Natur in das Geiſterreich zurückgekehrt, aber mit dankbarem Nachrufe für alles Wahre, Schöne und Gute, das ſie geleiſtet haben.

Das Nämliche dürften wir auch von den neueren citirten großen Geiſtern hoffen, die uns ſchon ſo manche heitere Stunden gewährten. Daß ſie mit Vergnügen bei uns erſchienen ſind, läßt ſich aus ihrer Herzensgüte erklären; aber ich kann nicht begreifen, daß das Geiſterreich nicht alles Mögliche gethan hat, ſeine ſchönſten Zierden für ſich zu behalten, und ihnen einen wenn auch nur lebenslänglichen Urlaub bewilligen konnte, es müßte denn mit dem Auftrage geſchehen ſein, durch Fortbildung kleiner Geiſter zu großen Geiſtern, als Werber für das Geiſterreich, demſelben dereinſt geiſtig dreſſirte Rekruten zu verſchaffen.

In allen zweifelhaften Fällen, welche über die Tragweite einer Spürnaſe hinausreichen, pfleg' ich übrigens immer mit dem claſſiſchen Spruche mich zu tröſten:

„Es gibt viele Dinge unter dem Monde, von denen unſere Philoſophie ſich nichts träumen läßt!“

Ein bekehrter Papa.

Einige Tage vor meiner Abreiſe von Paris traf ich auf dem berühmten Kirchhofe Père la Chaise, an dem Grabmale von Abelard und ſeiner Heloiſe, durch einen glücklichen Zufall nach langer Trennung den Sohn eines Univerſitätsfreundes, den Baron von G., einen jungen Mann von etwa 27 Jahren, ſchlank, hübſch, gebildet, gutmüthig, der in düſtere Gedanken verſunken zu ſein ſchien.

Unſer Wiederſehen war ein recht vertrauliches auf unſerer langſamen Wanderung durch dieſen großen und prächtigen Kirchhof.

Eine alte, hageſtolze Tante, deren Liebling er war als kühner Retter ihrer von einer Dogge mit dem Tode bedrohten Angorakatze, hatte ihm ſpäterhin zwei herrliche Rittergüter und ein baares Vermögen von hunderttauſend Thalern hinterlaſſen. Aber

„Nicht Reichthum macht glücklich,
„Zufrieden macht reich,“

ſingt ein altes Philiſterlied zum leidigen Troſte armer Teufel, und da der Baron nicht zufrieden war, ſo konnte er ſich auch nicht glücklich fühlen, aber er blieb doch reich, ſohin in der Lage, als ein reicher Mann behaglicher auf die Zufriedenheit zu warten, als ein Habenichts.

„Aber warum biſt Du denn eigentlich unzufrieden?“ fragte ich.

„Weil ich unglücklich liebe.“

„Potztauſend! Ein hübſcher, junger und reicher Baron ſoll unglücklich lieben! Das iſt noch nicht da geweſen!“

„Und doch iſt's ſo! Ich liebe die Tochter des ſehr vermöglichen Privatier M. in N., und werde von ihr wieder geliebt; auch die Mutter billigt dieſe Liebe, —“

„Liebchen, was willſt du noch mehr?“

„Aber der Vater verſagt mir die Hand ſeiner Tochter hartnäckig, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich – ein Cavalier bin, und nur Gleich und Gleich ſich gern geſelle.“

„Ei, da iſt leicht zu helfen. Herr M., den ich übrigens ſehr gut kenne, da wir ſchon oft in den Vier Jahreszeiten bei einem Glaſe vortrefflichen Weines zuſammentrafen, darf nur die deutſche Einigkeit erfinden, ſo wird er gewiß tax- und ſtempelfrei in den Grafen- oder Fürſtenſtand erhoben, und mit allen auftreibbaren deutſchen Orden geſchmückt.“

„Du kennſt M.? Deſto beſſer! Meine Amalie ſchrieb mir, daß ſie am nächſten Montage mit ihren Eltern in München eintreffen werde, um im Gaſthofe zu den Vier Jahreszeiten vierzehn Tage lang zu wohnen.“

„Sehr gut! Wir reiſen alſo am nächſten Sonnabend nach München.“

„Abgemacht!“

„Und bleiben bis zur Abreiſe beiſammen.“

„Das verſteht ſich.“

„Muth gefaßt, Freund! Ich verſchaffe Dir Deine Braut!“

„Unmöglich! Ich wette —“

„Keine Wette! Du würdeſt ſie verlieren.“

„Doch, doch! Ich wette ein Dutzend Flaſchen Champagner Vin des Rois.“

„Einverſtanden! Wir werden ſie bei Deinem Hochzeitmahle trinken, zu Ehren meines glorreichen Sieges!“

Mit der größten Freude empfing Herr M. meinen Beſuch, ſchüttelte mir herzlich die Hand, ſtellte mich ſeiner Gattin und ſeiner Tochter vor, und lud mich auf Mittag zu Gaſt, was ich planmäßig annahm.

„Sie ſehen,“ ſagte er lächelnd, „daß ich meinem Gaſthofe treu bleibe, in welchem ich regelmäßig alle drei Monate vierzehn Tage lang mit meiner Familie mein Hauptquartier aufſchlage, wo ich doch köſtlich eſſen und trinken kann, während ich zu Hauſe im Grunde eben nur gefüttert und getränkt werde. Das hab’ ich der Eiſenbahn zu verdanken. Uebrigens bin ich der Meinung, daß, wenn bei der Ausſtellung in London alle deutſchen Gaſthöfe erſcheinen könnten, Schimons aus- und inwendig prächtiger Gaſthof zu den Vier Jahreszeiten in München, unbeſtreitbar den erſten Preis erhalten würde.“

„Und unter den Gaſthofsbeſitzern der charmante Schimon,“ erwiederte ich.

„Nun, da ſind Sie ganz meiner Meinung, lieber Freund!“

Mittags bildeten wir ein fröhliches Tafelquartett mit köſtlichen Genüſſen. Als die feinen Weine ihre elektriſchen Flammen durch meine Adern ſprühten, ſagte ich, nach einem intereſſanten Geſpräche mit der Tochter, zu ihrem Vater:

„Ich wünſche Ihnen alles Glück zu dem Beſitze einer eben ſo geiſtvollen als liebenswürdigen Tochter; ein Fürſt dürfte ſich durch ihre Hand geehrt fühlen.“

Der Köder war gelegt, und M. biß an.

Ein Fürſt? Da ſieht man den Dichter! Nicht einem Herrn von würde ich meine Tochter geben. Mein Grundſatz iſt: „Gleich und Gleich geſellt ſich gerne.“

„Im Grunde theil' ich ganz Ihre Meinung, obgleich vor etwa einem Jahre ein trauriger Vorfall ſie bedeutend erſchüttert hat.“

„Wirklich? Erzählen Sie doch!“

„Ein junger reicher Graf in W. bewarb ſich mit Einwilligung ſeiner Eltern um die Hand einer ſchönen und reichen Bürgerstochter, deren Vater die Ehre dieſes Antrages wegen der Ungleichheit des Standes dankbar ablehnte. Was geſchah? Die gehorſame Tochter ſtarb an gebrochenem Herzen, und ein halbes Jahr ſpäter folgte ihr der untröſtliche Vater, vom nagenden Grame um den Verluſt ſeines Lieblings getödtet. Am Abende des Tages der Beerdigung dieſes unglücklichen Vaters und beklagenswerthen Opfers einer im Grunde doch unhaltbaren Anſicht, hörte ich aus dem Munde eines hochadeligen Herrn die Aeußerung:

„Dieſer Bürger ſcheint mir ein Ehrenmann, weil er den Herrn Grafen durch die Verſagung der Hand ſeiner Tochter vor manchen Verlegenheiten bewahren wollte, in der Erwägung, daß ſie bei der mangelhaften Erziehung, die ſie von ihrem Vater erhalten haben mag, nicht im Stande geweſen wäre, in adeligen Kreiſen ſich mit Anſtand und Würde zu bewegen.“

Ich ſchwieg. Die Erzählung dieſer Thatſache machte ſeine Augen feucht, und die Erwähnung der mangelhaften Erziehung reizte ihn, als ein drückender, unverdienter Vorwurf, zu tiefem Nachſinnen. Nun ſtimmte ich wieder einen heiteren Ton an, um nicht verdächtig zu werden, empfahl mich bald darauf, und eilte in den Rauchſalon zur Erlöſung des dort harrenden Barons, dem ich rieth, am andern Tage ſeine Bewerbung zu erneuern.

Vier Wochen ſpäter überraſchte mich ſeine fröhlichſte Einladung zur Hochzeit. Der Papa hatte nachgegeben, nur um zu beweiſen, daß ſeine Tochter keine mangelhafte Erziehung von ihm erhalten habe. Bei dem Hochzeitsmahle hab' ich von dem gewonnenen Champagner in Gedanken nur vier Flaſchen zur Begießung der Toaſte getrunken.

Schlauchſpiel = Jammerlied eines Studenten.

Nach der letzten Melodie des Karl Maria von Weber.

Als ich bin verwichen
Auf die Kneipe g'ſchlichen,
Kam zum Herzſchlauch ich gerade recht;
Sah dort Stangen machen,
Daß mir 's Herz that lachen,
Auch geſtritten wurde, und gezecht.
Und da hört' ich ſagen,
Wenn ich's wollte wagen,
Gäb' der König mir ſein Königreich;
Seine Schmier zu nehmen,
Müßt' ich mich bequemen,
Herzlich gerne that ich dieß ſogleich.

Nichts half das Verlangen,
Dieſe Teufelsſtangen
Flogen dutzendweiſe auf mich her;
Denn bemokelt haben
Dieſe Kartenraben,
Daß der Kopf mir wurde toll und ſchwer.
Ohne Stern zu ſitzen,
Wegen Spatzen ſchwitzen,
Rothen Sans zu ſpielen ohne Schein,
Abgefaßt zu werden
Unter Spottgeberden,
Iſt ein ſchlechter Spaß, den laß ich ſein.

Ach viel mußt' ich blechen
Für Spectanten=Zechen,
Denen 's Bier aus ihren Augen floß;
Schlauchen laß ich bleiben,
Will's nicht wieder treiben,
Nein, da wär' ich ein Rhinoceros;
Will den Schlauch verwichſen,
Und in d'Armenbüchſen
Legen meinen Ueberfluß an Geld,
Oder ziehen lieber
Mit dem blanken Hieber,
Gegen Deutſchlands Feinde in das Feld.

Vexirſpiegelſtrahlen:

Seite
Vertheidigung der Crinoline 3
Die Erziehung 13
Villeggiatura 16
Tanzen 25
Heirathen 31
Königliches Hof- und Nationaltheater 44
Geld-Brezen 66
Der Tod 70
Der Kirchhof 74
Vexirſpiegelſcherben:
  Dichter 77
  Augenzwicker 78
  Das Hofbräuhaus in München 79
  Sitzenbleiben 80
  Theegeſellſchaften der Damen 82
  Gaſthöfe 84
  Die Pariſermode 85
  Geiſtererſcheinungen 86
Ein bekehrter Papa 89
Schlauchſpiel-Jammerlied eines Studenten 94